



Herausgegeben von Dr. Robert Koenig.

Paris, chez M. Brendamour.

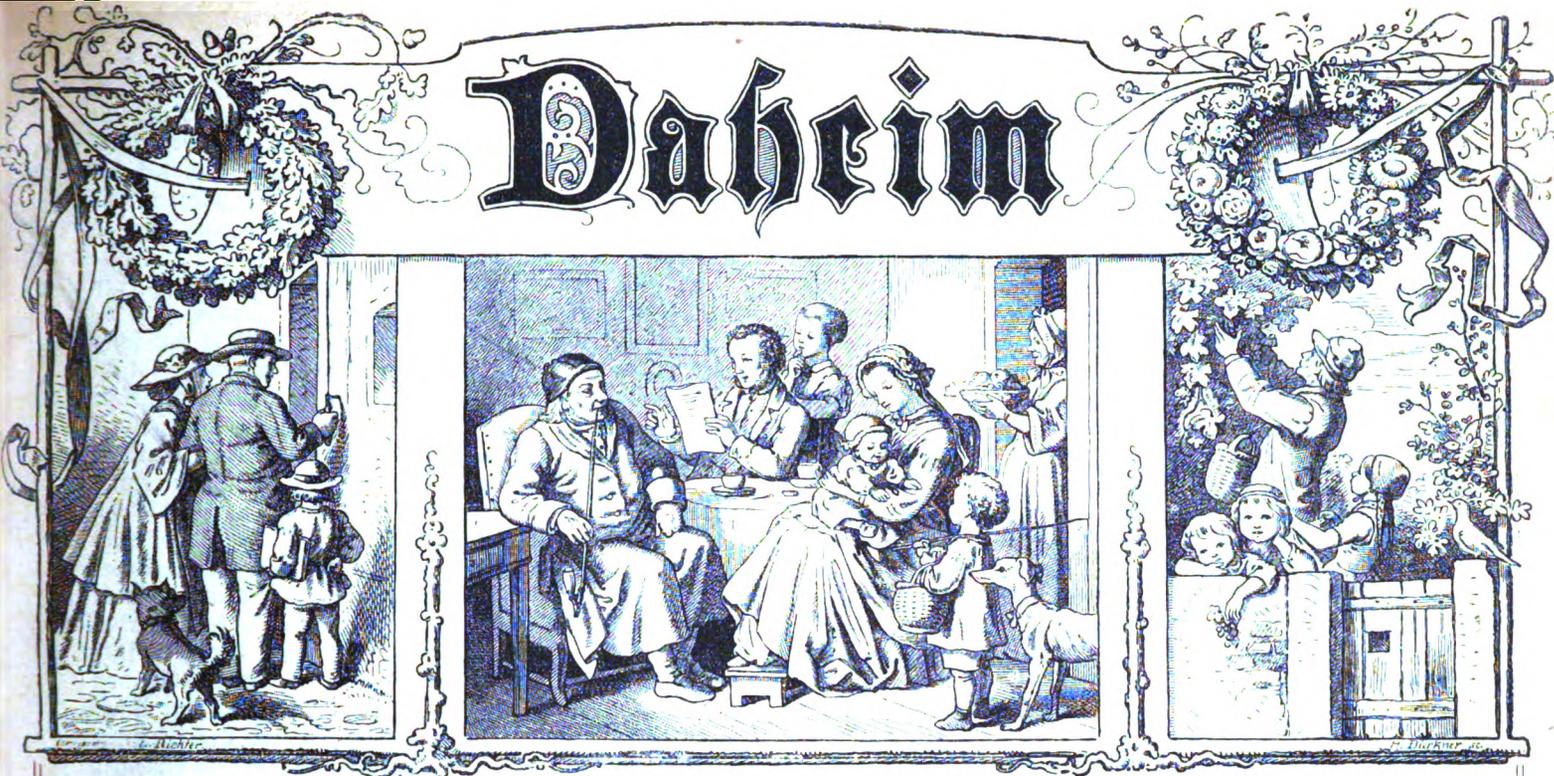


# Inhalt.

	Seite		Seite
<b>Erzählungen und Novellen.</b>			
Drossart, Der, von Jeyst. Roman von George Jesekiel . . . . .	209	Jesekiel, George . . . . .	430
Fee, Novelle von Hans Tharau . . . . .	129	Jugenderinnerungen. Von einem süd-deutschen Freunde des Daheim . . . . .	249
Freunde, Die glücklichen. Novelle von W. S. Niehl . . . . .	625	283 298 313 458 471 487 510 534 550 569 582 . . . . .	526 598
Madonna della Sedia. Novelle von W. S. Niehl . . . . .	203	Kartograph, Der, der preussischen Armee . . . . .	136
Märzminister, Der. Nov. von W. S. Niehl . . . . .	113	Kaulbach, Wilhelm. Von C. Stieler . . . . .	536
Präsidenten, Die. Novelle von L. Harber . . . . .	1	Livingstone, David. Von R. Andree . . . . .	332
Schuldbewußt. Erzählung v. Alice Kurs . . . . .	721	Reinkens, F. S. Von Otto Thelemann . . . . .	172
Thor, Das grüne. Roman v. E. Wichert . . . . .	321	Reuter, Fritz. Von Dr. D. Piper . . . . .	744
<b>Gedichte.</b>			
Adventslied von Ottilie Wildermuth . . . . .	192	Sänger, Der, für Kaiser und Reich. Von Oskar Schwebel . . . . .	200
Als ich ein kleiner Knabe was. Von K. Gerof . . . . .	208	Scott, Walter, Der illustrierte . . . . .	92
Dämmerstunden. Von Karl Gerof . . . . .	160	Vambéry, Herm. Aus seinem Leben. Von ihm selbst niedergeschrieben. I. 58 II. . . . .	73
Zwei Blumen am Wege. Von K. Gerof . . . . .	224	<b>Naturwissenschaftliches und Medizinisches.</b>	
<b>Geschichts- und Zeitbilder.</b>			
Abendmahl, Das, in beiderlei Gestalt. Von Georg Hiltl . . . . .	168	Erdern, Fischende. Von Graf Reichenbach . . . . .	423
Aus den Tagen der Christenverfolgung im alten Rom . . . . .	388	Erlebnisse eines Gebirgsarztes. Von August Feilerabend . . . . .	23
Aus Dr. Martin Luthers Schulleben . . . . .	10	Gräfe der Zweite in Halle . . . . .	670
Erinnerungen aus großer Zeit. Von L. Herwarth von Bittenfeld . . . . .	713	Gründe d. exakten Naturwissensch. geg. die Leichenverbrennung. Von Prof. Mohr . . . . .	697
Geburtstag, Der, der Reformation . . . . .	617	Lebensrettung durch Blutüberleitung. Von Dr. Paul Niemeyer . . . . .	61
Gefängniß, Das, des Reichskriegsgefängnisses. Von W. v. Dünheim . . . . .	443	Verbrennung der Leichen. B. J. P. Lange . . . . .	614
Kaiserstätten, Deutsche. Von O. Schwebel. I. Karolingerzeit 44. II. Sachsenzeit III. 108. IV. 140. V. Rheinfrauentzeit VI. 268. VII. Stauferzeit 300. VIII. IX. Die ersten Habsburger 349. X. Ludwig der Baier 424. XI. Die Kufelburger 507. XII. Die späteren Habsburger . . . . .	524	Vorübergang, Der, der Venus vor der Sonne. Von Dr. G. J. Klein . . . . .	585
Karliskrieg, Der, in Spanien. Von L. Herwarth von Bittenfeld . . . . .	520	<b>Skizzen aus Heimat und Fremde.</b>	
Kommunisten, Die, auf Neucaledonien . . . . .	684	Allianz, Die evangelische, in New-York. Von L. Witte . . . . .	185
Kronprinz, Der deutsche, auf der Auerochienjagd. Von D. Hoffmann . . . . .	372	Amazonenstrom, Vom, und Madeira. Von Richard Andree . . . . .	232
Kurprinz Friedrich Wilhelm am Sarge Gustav Adolfs. Von Georg Hiltl . . . . .	474	Artes und seine Mädchen . . . . .	636
Legende, Eine historische . . . . .	439	Beisich, Ein, bei Schliemann. Von G. v. Edenbrecher . . . . .	251
Lüneburger Kathäsilberzeug, Das . . . . .	155	Bettelmönch, Ein ital. Von J. v. Sydow . . . . .	461
Luther u. d. Sängerknecht Joh. Walther Mann, Der, von Weg auf der Anklagebank. Von W. von Dünheim . . . . .	120	Dolomiten, In den, Südtirols. Von Th. Vogel . . . . . I. 695. II. 727 . . . . .	764
Ministerrath, Ein, bei Frau von Maintenen. Von G. Hiltl . . . . .	564	Drei Tage auf der hohen Rhön. Von C. Vogel . . . . .	603
Museum, Das, in Berlin. Von Tybusch . . . . .	824	Haarhändlerinnen in Vechtenstein . . . . .	653
Re Galantuomo, Der, zu Hause . . . . .	28	„Hannauer Land“, Im, des Unteresslaffes . . . . .	518
Reliefsbilder, Die, vom Siegesdenkmal zu Berlin. Von W. von Dünheim . . . . .	182	Herzenverbrennungen in Mexico 1874 . . . . .	751
„Roy“, Der, v. Frankreich. Von Hiltl . . . . .	88	Holländischen Diensten, In . . . . .	814
Sänger, Der, von Leuthen. Von Hiltl . . . . .	4	Krieg, Der, gegen Aschanti. Von R. Andree . . . . .	41
„Schmacher“, Die, und „Walger“. Von Georg Hiltl . . . . .	230	Missionare, Die gefangenen, in Aschanti. Nordpolarexpedition, Die amerikanische, unter Kapitän Hall. Von R. Andree . . . . .	408 123
Unter Diokletian. Von Otto Thelemann . . . . .	663	Palmgarten in Frankfurt. Von F. Heyl . . . . .	601
Viktor Emanuel am deutschen Kaiserhofe. Von W. v. Dünheim . . . . .	72	Porzellan, Altmeister. I. 760. II. 779. III. 795 . . . . .	811
Wallenstein in Berlin. Von G. Hiltl . . . . .	295	Refognoszirungen an d. span. Grenze . . . . .	822
Wertstatt, Aus der, des Generalstabsbuches. Von W. von Dünheim . . . . .	324	Schlesische Städte. I. Breslau und sein Kathhaus. Von Th. Delsner . . . . .	679
Zweihundert Jahre aus dem Leben eines Regiments. Von G. Hiltl . . . . .	699	II. Brieg. Von E. Graf Reichenbach . . . . .	716
<b>Literatur- und Lebensbilder.</b>			
Agassiz. Von Dr. R. von Vasselmann . . . . .	246	III. Reife. Von Fr. Herring . . . . .	808
Beck, Vater Johann, der Jesuitengeneral. Von Otto Thelemann . . . . .	280	Schwarzwälder Uhrenlande, Im . . . . .	27
Bischöfe, Deutsche. . . . .		Wasserroße, Eine, der Adria. Von J. v. Sydow . . . . .	263
I. Ledochowski von Rosen . . . . .	343	<b>Sociales und Volkswirtschaftliches.</b>	
II. Martin von Baberborn . . . . .	364	Armeekonservenfabrik, Die große, in Mainz. Von W. v. Dünheim . . . . .	646
III. Förster von Breslau . . . . .	382	Asyl, Im, für Obdachlose in Berlin . . . . .	553
IV. Ketteler von Mainz . . . . .	394	Bamberger Gemüsebau. Von D. Dammer . . . . .	630
V. Dupont des Loges von Metz . . . . .	410	Berlins Anwachsen und dessen Gefahren . . . . .	318
VI. Räß von Strahburg . . . . .	411	Handelskrisen. Von Stephanus. I. 777 . . . . .	810
VII. Reichers von Köln . . . . .	478	II. 792 . . . . .	810
VIII. Eberhard von Trier . . . . .	555	Lloyd, Der Germanische. Von W. Döring . . . . .	248
IX. von der Marwig von Kulm . . . . .	731	Nomadentum, Das, in der Berliner Bevölkerung. Von Dr. S. Schwabe . . . . .	446
X. Crementz von Ermland . . . . .	732	Parteien, Die socialist., der Gegenwart. I. Die Internationale. Von Dr. E. Jäger . . . . .	440
<b>VI. Die Socialkonservativen. Von R. Meyer . . . . .</b>			
Stettin, Das aufblühende. B. D. Dammer . . . . .			
Wie man gegründet hat! I. 56. II. 106. III. . . . .			
Wie sichert die Frau bei Zeiten ihre selbständige Existenz . . . . .			
<b>Verschiedenes.</b>			
Auf dem Wege zum Zuchthaus . . . . .			
Blick, Ein, in des Kaisers Küche . . . . .			
Daheimkalendar, Der, für 1875 . . . . .			
Ehrenschild, Eine, des deutschen Volks gegen das deutsche Heer . . . . .			
Festungsbauten, Deutsche und französische, nach dem letzten Kriege. Von Hauptmann A. Schmidt . . . . .			
Festungskrieg, Der, der Zukunft. Von Hauptmann Alb. Schmidt . . . . .			
Gabe, Eine neue, aus Hendrichs Skizzenbüchern . . . . .			
Dauergesäß, Das braunschweigische . . . . .			
Palästiniische Volkssprache, Ueber die. Von Prof. Franz Delisch . . . . .			
Photographie, Die, im Dienste der Kriminalpolizei . . . . .			
Sedanfeier, Zur . . . . .			
<b>Am Familientische.</b>			
Abnahme, Die, der evangelischen Theologen in Preußen . . . . .			
Aklimatisation in Australien. Von D. Dammer . . . . .			
Alte, Der, an der Wolgaquelle. Von A. F. Sommermeyer . . . . .			
Amputationen, Unblutige . . . . .			
Am Zaun . . . . .			
Antwort, Deutsche, auf ein röm. Schreiben . . . . .			
Baum, Ein fieberverschwendender . . . . .			
Bazaines Gefängniß . . . . .			
Bazaines Flucht . . . . .			
Birnachrichten, Alte . . . . .			
Bild, Ein, aus dem alten Straßburg . . . . .			
Breve, Ein päpstliches . . . . .			
„Brillant“, Von A. F. Sommermeyer . . . . .			
Bücherschau. IV. 94. V. 142. VI. 190 . . . . .			
VII. 239. VIII. 303. IX. 367. X. 462 . . . . .			
XI. 558. XII. 638 . . . . .			
Chevermittlungsinstitut, Ein deutsches . . . . .			
Eisernte . . . . .			
Erinnerung, Eine, an den Tag v. Würth . . . . .			
Erinnerung, Eine, aus dem letzten Kriege. Von Roger Graf von Bruges . . . . .			
Erlebnisse eines Auswanderers in Amerika. Von A. Böhme . . . . .			
Erschossen auf fremder Erde . . . . .			
Friedrich der Große und die Jesuiten . . . . .			
Gast, Ein ungebetener . . . . .			
Gefangenen, Die deutschen, in Aschanti. Von C. Duhl . . . . .			
Geschmalzne Männer. Von D. Dammer . . . . .			
Giuseppe, Der römische Hirtenknabe . . . . .			
Grab, Ein, auf Helgoland. Von Karl Lehmann . . . . .			
Von G. Eilers . . . . .			
Jesekiel, George, † . . . . .			
Hohenzollern, Der Name . . . . .			
Hufschmied und Astronom, Ein pennsylvanisch-deutscher. Von L. Nigeltinger . . . . .			
Hühner, Vienen und Wachsmotte. Von Pastor Scholz . . . . .			
Hundegegeschichte, Eine . . . . .			
Islands tausendjähriges Jubelfest . . . . .			
Isolihaft, Die . . . . .			
Juwel, Das, des Riß . . . . .			
Kaffeeverfälschungen. Von Dr. R. Franz . . . . .			
Kerguelen . . . . .			
Kerker, In einem karlistischen . . . . .			
Kinderhandel, Italienscher . . . . .			
Kinderstrikte . . . . .			
Kinderstudien auf dem Hühnerhof . . . . .			
Kolonic, Eine, des „schachspielenden Dorfes“ in Littauen . . . . .			
Konkurrenz auf der Mäusejagd . . . . .			
Kraftproben August des Starken . . . . .			

	Seite		Seite
Kriminalstatistik der deutschen Reichspost	15	Erda rossa im Ampezzanerthal. Von E. Heyn	725
Kröten in Steine eingeschlossen	15	Dolomit „Drei Zinnen“ mit dem Mirinajee. Von E. Heyn	757
Krügen, Von alten	176	Dupont des Loges, Bischof von Metz	412
Kullmann, Eduard	719	Eberhard, Bischof von Trier	557
Kunst und Völkerkunde	64	Elstern, im Eise fischend	421
Kunstgewerbe, Etwas vom	16	Entdeckungsreisen, Innerafrikanische. 6 Illustr. von Schlitt	736
Kunsthandwerk. Noch etwas vom	495	Erbsprinz, Der, auf Reisen. Nach dem Gemälde von F. Salentin	5
Leistungen des deutschen Farbendrucks	175	Familienstück im Frühlingstal. Von E. Kröner	485
Liebliche, Unzere	416	Förster, Dr. F., Fürstbischof v. Breslau	381
Livingstones Heimkehr	544	Fort St. Marguerite	800
Luther und der Ruf zu Wittenberg	767	Fra Filippo, der Bettelmönch von Venedig. Von L. Passini	461
Mädchen und Lerche	591	Froschdorf	88
Mahlzeit, Eine, in Ost-Turkestan	512	Geburtsdag, Der zweite. Von Hornemann	309
Metall, Vom, unserer neuen Groschen	384	Goliath in Straßburg	64
Michael und Michel	638	Grab, Ein, auf Helgoland	80
Münze, Die königliche, in Berlin	63	Gräber, Dr. Alsdorf, in Halle	669
Napoleon III. Jugendleben, Neues aus Kellies Hochzeit	828	Gründer u. Häupter d. Manchesterpartei	493
Neujahrsbescherung, Unwillkommene	223	Gründer und Häupter der social-demokratischen Partei	453
Nochmal die schwedischen Bündhölzer	704	Gruß, Ein letzter. Von Gabriel Max	389
Papst, Der unfehlbare, im Vatikan	256	Haarhändlerinnen in Liechtenstein. Von E. Klimsch	653
Pferdegeschichte, Eine	191	Halls Begräbnis	125
Pfelfleischfabrikation, Die, Cincinnatis Postneuerungen	47	Hat ihn! Von Hiddemann	685
Predigerbesuch, Ein, in Potsdam 1798	784	Hendichels Skizzen. Neue Folge. 3 Ill. 188	189
Predigernoth in d. Tagen d. Rheinbundes	110	Hesekiel, George	429
Presse und Schauspieler in China	528	Hirtentnabe, Römischer. Von A. Bonifazi	149
Räthsel, Zur Geschichte und Charakteristik des. Von L. Mezger	606	Juliussturm, Der, in Spandau. Von P. Graeb	445
Reuter-Reliquien. Von Karl Lehmann	768	Kaiser Wilhelm und Viktor Emanuel an der Gruft Friedrichs des Großen. Von Fritz Schulz	69
Sandelbaum, Der. Von D. Dammer	719	Kaiserstätten, Deutsche, von P. Graeb jr. I. Hochmünster im Nachener Dom Kaiserstuhl	45
Schachspielendes Dorf, Ein	110	II. Krypta in der Kirche zu Queblinburg	77
Schaffung eines großen Sees in Afrika	752	III. Denkmal Otto d. Gr. im Magdeburger Dom	109
Schafgeschichte, Eine	240	IV. Dom zu Bamberg. Von R. Sprosse	141
Schachkammer, Eine neugeöffnete	592	V. St. Ulrichskapelle zu Goslar	221
Schellings hundertjähriger Geburtstag	288	VI. Dom zu Speier. Von R. Sprosse	269
Schmidt, Hauptmann. Von Paul Lang	799	VII. Ruinen der Kaiserpfalz in Gelnhausen. Von R. Sprosse	301
Schuster, Ein, der bei seinem Leisten bleibt	288	IX. Denkmal des Peter von Aspelt im Dom zu Mainz	349
Sedanerinnerung, Eine kleine	828	X. Grabmal Ludwig d. Baiern in München. Von E. Wagner	425
Siegesdenkmal, Das, in Berlin	31	XI. Inneres des Doms in Frankfurt a. M.	509
Spreewaldschule	336	XII. Grabmal Kaiser Maximilians in Innsbruck. Von R. Sprosse	525
Stätte, Eine, d. Nächstenliebe in d. Alpen	143	Karlstiftiger Kriegsschauplatz. Karte	521
Stellvertreter, Ein. Von W. Fischer	798	Kathedersocialisten	501
Stollenhoff, Die Brüder	767	Ketteler, Freiherr v., Bischof v. Mainz	397
Theesfeier in Boston	288	Konkurrenten, Drei, auf der Mausejagd. Von F. Hinger	589
Thierkämpfe. I. Fuchs und Schwan	797	Kreuz in mattem Silber	16
Umschau, Naturwissenschaftliche. Von Otto Dammer. VI. 79. VII. 255	687	Kriegsbilder, Englische. 2 Illustr.	720
VIII. 415. IX. 479. X. 575. XI. 607	607	Kritik, Sachverständige. Von Wagner	285
Utan svafel og fosfor. Von D. Dammer	271	Krüge, Alte. 5 Illustr.	176
Verhüllung von gefrorenem Fleisch	159	Küche, Die, des Kaisers. 7 Illustr. v. Fr. Schulz	748
Waldmeister, woher dein Duft? Von Dr. H. Franz	608	Kullmann, Eduard	719
Walthers von der Vogelweide	207	Kurfürst, Der große, als Knabe am Sarge Gustav Adolfs. Von F. Schulz	469
Weiberkrieg, Der, geg. d. Branntwein	400	Kurfürstin Anna von Brandenburg und Kurfürstin Elisabeth, das Abendmahl nehmend. Von Adolf Treidler	165
Weihnachtsbaum, Der, am Nieberrhein	192	Lebdochowski, Erzbischof von Posen	345
Werk, Ein, aus der Reformationszeit	272	Leicht verwundet. Von Gustav Süß	645
Wie es im Herbst 1473 ausah	80	Lieb Vaterland magst ruhig sein!	773
Wie man in England Kriegsbilder macht	720	Liebliche, Unzere. Von Th. Lawrence	405
Wieliczka, Das Salzbergwerk	320	Livingstone, David	333
Winkel, Gastronomische	111	Livingstone, seinen Gefährten aus der Bibel vorlesend	533
Xanthippe	623		
<b>Illustrationen.</b>			
Am Baum. Von F. Kauffmann	621	Ludwig XIV mit seinen Ministern bei Frau von Maintenon. Von J. Gilbert	565
Arbeitsstellung. Nach Wieschebrint	765	Luisa, Königin von Preußen, auf der Flucht nach Königsberg. Von J. Weiser	437
Aschanti, Karte des Kriegsschauplatzes	42	Lüneburger Silberseh. 2 Illustr.	156
Auerhahnjagd des deutschen Kronprinzen. Von C. von Zwönki	373	Luther im Hause der Frau Cotta zu Eisenach. Nach Prof. Lindenschmidt	13
Ausgrabung, Eine, Schliemanns	253	Luther nach dem Anschlag der 95 Thesen. Von Cornicelius	613
Barry, Der Bernhardinerhund. Von C. Clafen	133	Luthercodez von 1530. Probe daraus	105
Bazaine auf der Anklagebank. Von C. Reclin Sohn	117	Mädchen von Arles. Von W. Friedrich	637
Bazaine, Frau	800	Mädchen und Lerche. Nach R. Venschlag	581
Beck, Vater, der Jesuitengeneral	277	Madonna della Sedia	205
Besuch, Ungebetener, einer Lokomotive	25	Martin, Bischof von Paderborn	365
Blutüberleitung. 2 Illustr.	60	Marwig, von der, Bischof von Kulm	732
Böttger, Joh. Fr., der Erfinder des Porzellans	761	Melchers, Erzbischof von Köln	477
Gamborb, Graf	85	Michael, Vor d. heil. Von E. Stammel	629
Gremenß, Bischof von Ermiland	733	Miriam. Nach Prof. Werner	337
		Monte Crifallo. Von E. Heyn	693
		Mogoz-Indianer, Tanzender	229
		Napoleonskrügel. 2 Illustr.	16
		Neger und Papagei. Nach E. Ende	53
		Neiße, Marktplatz in. Von R. Mannfeld	805
		Nordpolarexpedition, Amerikan. Karte	124
		Onygefaß, Das braunschweig. 2 Ill.	40
		Palmengarten, Das, im Palmengarten zu Frankfurt a. M. Von Klimsch sen.	605
		Papst Pius IX, der Unfehlbare	245
		Passional Christi und Antichristi. 2 Illustrationen	272
		Photographieren, Zum, gezwungen	237
		Piccola. Von F. Richter	260
		Piccolo. Von F. Richter	261
		Porzellan, Altmeister. Illustr. von B. Mannfeld	760 780 796
		Postmuseum, Das, in Berlin. 11 Illustrationen von Fritz Schulz	826
		Rudel auf der Spazenjagd. Von S. Dahl	217
		Räß, Andreas, Bischof von Straßburg	413
		Rathhaus zu Breslau. Von B. Mannfeld	677
		Rathhaus in Brieg. Von B. Mannfeld	717
		Reintens, Josef Hubert, Bischof	173
		Reliefs v. Siegesdenkmal zu Berlin. 180	181
		Reuter, Fritz, im Garten seiner Villa in Eisenach. Von E. Härtel	741
		Ritter, Drei, von der Landstraße. Von W. Simmler	661
		Römerin mit Kind. Von Couchon	341
		Schachpartie in Ströbed. Von Fr. Schulz	101
		Schlachtfeld, Auf dem, von Wörth. Von Graf Harrach	709
		Schmidt, Hauptmann	799
		Schusterjungen Zeitvertreib, Des. Von Julius Geerk	821
		Schweinefächlerei in Cincinnati	37
		Scott, Walter. 3 Illustr. zu Ivanhoe	92
		Quentin Durward, Talisman 89	93
		Siegesdenkmal, Das, in Berlin. Von Paul Graeb jr.	21
		Spreewaldschule. Von Kreisichmar	325
		Steuerzettel, Der neue. Von F. Sonderland	213
		Südafrika, Karte von, zu Livingstones Reisen	335
		Sydow, Oberst Emil von	137
		Tanzsaal im Salzbergwerk Wieliczka. Von R. Hymus	317
		Tapirtopf	233
		Thierkämpfe. I. Fuchs und Schwan. Von H. Kröner	789
		Troja, Ebene v.. Von Th. v. Edenbrecher	252
		Vertreter der christlich-socialen (katholischen) Partei	541
		Vertreter der evang. Socialconservativen	573
		Viktor Emanuel auf der Eberjagd	29
		Volklied, Deutsches, im Elsaß. Von Marchal	517
		Waldmärchen. Von R. Henneberg	549
		Walthers von der Vogelweide. Von P. Grot-Johann	197
		Zweihundert Jahre aus dem Leben eines Regiments. Von Fr. Schulz	701
		Zwiegespräch. Von L. Passini	597

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

X. Jahrgang.

Ausgegeben am 4. Oktober 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874.

1874. N<sup>o</sup> 1.

## Die Prätendenten.

Novelle von Ludwig Harder.

Nachdruck verboten.  
Ges. v. II./VI. 70.

### I. Der letzte Ball der Saison.

Die Sterne standen hell über der alten Stadt Amsterdam und spiegelten sich in dem trüben Wasser seiner „Grachten“ wieder; aber niemand kümmerte sich um sie. Die Armen, die ermüdet vom Tagewerk heimgekehrt waren, hielten das elendeste, schmutzigste Lager für einen würdigeren Gegenstand ihrer Betrachtungen, als solch unnützen Glitter wie Sterne; und die Reichen, welche sonst vielleicht Muße zu sentimentalen Betrachtungen über den Himmel gehabt hätten, waren an diesem Abend zu sehr mit der Erde beschäftigt. Dem heute war der letzte Ball der Saison! Die vornehmen Gasflammen leuchteten, und die Augen der schönen Damen strahlten und verdrängten das bescheidene Licht der Sterne. Der letzte Ball der Saison! Meist auch der längste, der lebhafteste! Die Toiletten sind theilweise recht chiffonnirt (zu deutsch zerlumpt), aber die Tanzlust um so frischer! — Der letzte Ball der Saison! Es ist das Vergnügen, welches seine Abschiedsvisite macht, und dem die jungen Herzen sich um so eifriger hingeben, je näher die Trennungsstunde rückt!

Auch dieser Ball war glänzend. Alles, was Anspruch auf Eleganz machte, die Kaufmannsfamilien und der Adel (letzterer allerdings nicht sehr zahlreich vertreten), Officiere und Beamte hatten sich in dem gastlichen Hause des Herrn van der Gende vereinigt.

In dem prachtvoll geschmückten Ballsaal herrschte ein laut schwirrendes Gewoge. Am Ende desselben, umgeben von einem Schwarm von Tänzern, stand ein junges Mädchen mit strahlend goldenem Haar, das in schweren Locken auf ihre weißen vollen Schultern niederfiel. Ihr Teint war weiß und zart, wie er zu den hellen Haaren paßte, aber die Brauen, Wimpern und das große ausdrucksvolle Auge so schwarz, wie sie nur je das Antlitz einer Brünette geschmückt haben. Ihr Gesicht erschien mehr rund als oval, mit Grübchen in Kinn und Wangen; und über ihre ganze Erscheinung war der Ausdruck der

Freude, des Glücks ausgegossen, welcher selbst häßliche Gesichter zur Schönheit verklärt. Im Gegensatz zu ihren Gefährtinnen war ihre Toilette überaus leicht und einfach, eine Wolke von Tüll und Spitzen, — deshalb aber nicht minder kostbar, denn auf den schwarzen Sammtschleifen und den Rosenknospen, womit ihr duftiges Kleid besäet schien, funkelten kostbare Thautropfen, und der Zweig in ihren Locken wurde von einer Diamantagraffe gehalten.

Diese Dame war die Perle des Festes, die Königin des Abends. Dafür erklärten die Herren sie einstimmig, und stritten sich um einen freundlichen Blick von ihr — und sie hatten Recht! Dem Mariquitta d'Estree war vom höchsten spanischen Adel, siebzehn Jahre alt, schön, liebenswürdig, talentvoll, das einzige Kind, und Erbin zweier Millionen!

An der Seite der schönen Mariquitta ging ein junger Officier, und der wäre ein schlechter Beobachter gewesen, der nicht aus dem verstohlen gewechselten Blicken, aus dem Errothen des jungen Mädchens, dem strahlenden Auge ihres Begleiters die zwischen ihnen aufkeimende Neigung errathen hätte. Und in der That schienen die beiden für einander geschaffen zu sein. Hemmo van der Instort, groß, schlank, sonnverbrannt, blauäugig, nicht ohne Talente, die er im geeigneten Augenblicke zur Geltung zu bringen verstand, war eben so sehr der Liebling der Damenwelt, wie Mariquitta der der Herren.

Das Paar kam an einer Freundin Mariquittas vorüber, einer Cousine im sechzehnten Glied, die steif aufgerichtet auf ihrem Stuhle saß, verdrießlich bis in die Spitzen der matten Bergißmeinnicht hinauf, welche ihre dunkelblonden Flechten krönten, denn ach! — ihr war kein Tänzer genah.

Ihr regelmäßiges Gesicht war vielleicht eben so schön wie das ihrer Verwandten, der stolzen Ballkönigin; aber es fehlte der warme sonnige Ausdruck des Glücks, es fehlte die kindliche Lebhaftigkeit und es fehlten vor allem — die zwei Millionen. Der Vater von Geerdje Schoonen war einer der ersten Rechtsgelehrten Amsterdams; er hatte wohl sein bequemes

Auskommen, doch war er weit entfernt davon, reich zu sein, und Geerdje hatte noch mit zwei Schwestern zu theilen.

Trotz ihres eifrigen Gesprächs unterließ die junge Marquise d'Estree nicht, im Vorübergehen der Einsamen freundlich zuzunicken, erhielt jedoch von der hübschen Blondine nur eine sehr gemessene Antwort. Es liegt immer etwas wie Hohn in dem Grusse, welchen der Sieger dem Besiegten spendet, und ein Mädchen, welches „die Wand drapirt“, wird durch das freundliche Kopfnicken einer gesuchten Tänzerin nicht sonderlich getröstet. Mariquittas gutes Herz sah das wohl ein, und sie sann auf ein Mittel, die Wolken aus dem Antlitz der Freundin, die sie wirklich liebte, zu verschuchen.

Die Musik begann. Hemmo wollte mit dem jungen Mädchen wieder in die Reihe der Tanzenden treten, aber sie schüttelte energisch das Köpfchen.

„Nein, nein, Baron, ich darf jetzt nicht tanzen! endlich muß ich mich einmal nach Mama umsehen. Bitte, führen Sie mich zu ihr.“

„Ich sah die Marquise so eben in lebhaftem Gespräch mit einigen Damen; sie vermisst Sie jetzt gewiß nicht,“ meinte der junge Officier in einem Tone, welcher deutlich sein Mißbehagen über ihre Entfernung ausdrückte.

Mariquitta lächelte. „Mama liebt nicht, daß ich so viel tanze; ich muß ihr schon diesen einen Tanz zum Opfer bringen.“

„Sie sind grausam, Sennora.“

Mariquitta, schon halb auf dem Wege zu ihrer Mutter, blieb plötzlich stehen; es war ihr ein Einfall gekommen.

„Wollen Sie mir etwas zu Gefallen thun, Baron?“ fragte sie ihren Begleiter schelmisch.

„Sennora, Ihr Wunsch ist erfüllt, wenn er auf Erden zu erfüllen ist!“

„Die Aufgabe ist nicht so sehr schwer — tanzen Sie diese Polka mit Fräulein Schoonen.“

„O, wenn ich das gewußt hätte! Zuerst berauben Sie mich Ihrer Gegenwart, und dann soll ich gar tanzen mit ...“

„Zuffrouw Schoonen, die meine Freundin ist,“ ergänzte Mariquitta stolz. „Uebrigens thun Sie, wie es Ihnen beliebt, Baron.“

„Verzeihen Sie, Sennora! Ich werde natürlich gehorchen. — Sie dürfen dem Unglücklichen nicht zürnen, der sich beklagt, wenn man ihn vom Himmel ins Fegefeuer schießt.“

„Sie sind ein Böjewicht! Und wenn meine Cousine wüßte — O, da ist Mama!“

Die Marquise Maria d'Estree, welche umwoigt von einem mattvioletten Seidenkleide im Kreise einiger Damen saß, konnte höchstens sechsunddreißig Jahre zählen, und sah noch jugendlicher aus. Sie hatte dasselbe goldene Haar wie Mariquitta, nur daß es noch dichter und schwerer war und in breiten glatten Flechten über ihrem glänzenden Scheitel lag. Ihre Züge waren von jener rein klassischen Regelmäßigkeit, welche dem Antlitz den todten Ausdruck einer Statue zu verleihen pflegt, doch das war bei Maria d'Estree nicht der Fall. Ihr dunkelblaues Auge hatte bisweilen einen Ausdruck wie das des Hirsches, wenn er, rings von der Meute umstellt, keinen Ausgang mehr sieht. Es war das Auge des Gladiators, dem der Tod näher und näher rückt, und der doch weiter kämpft, vergeblich, hoffnungslos! Aber doch weiter kämpft, nur um nicht kampfslos zu fallen. — Die Marquise hatte manche Eigenthümlichkeiten, welche man, und vielleicht mit Recht, dem Schrecken über den jähen Tod ihres Gemahls zuschrieb. Sie stammte aus einer alten Adelsfamilie und hatte sich schon in ihrem siebzehnten Jahre mit Carlos d'Estree, dem letzten Sprößling des altspanischen Hauses derer von Estree, vermählt, welchem sie in sein Vaterland zu ihrem Schwiegervater gefolgt war. Doch als nach einigen Jahren der alte Marquis starb, kehrten sie mit ihren beiden Kindern, der zweijährigen Mariquitta und einem älteren Sohne, nach Amsterdam zurück.

Carlos d'Estree war ein vermögender Mann, denn sein Vater hatte sich trotz der politischen Stürme, welche im letzten Jahrhundert Spanien durchbrausten, ein beträchtliches Vermögen zu erhalten gemußt. Seine Güter in Andalusien lagen allerdings theilweise verwüstet, und sein Schloß war mehr als ein-

mal durch den Krieg zerstört worden; doch der größte Theil seines Besitzes befand sich in Dohut holländischer Kaufleute. Carlos war oft in Geschäften nach Amsterdam gekommen, hatte dort immer ein sehr vergnügtes (andere sagten auch lockeres) Leben geführt, manches Abenteuer bestanden, und zuletzt Maria, seine spätere Gemahlin, kennen gelernt, und nach seines Vaters Tode kehrte er dorthin zurück.

Er kaufte sich ein palastähnliches Haus auf der „Heerengracht“, ein Wuiten (Landhaus) etwa eine Stunde von der Stadt, gab Gesellschaften, besuchte Theater und Bälle und schien mit seiner jungen Frau ein ganz vergnügtes Leben zu führen. Freilich, auf den Zügen der Frau lag ein düsterer Schatten, der nicht weichen wollte, sondern von Tag zu Tag finsterner wurde. Die Diensthofen wollten allerhand von einer Entfremdung zwischen den Gatten bemerkt haben, aber der äußere Anstand wurde von beiden Seiten gewahrt, und ob die Ehe glücklich oder unglücklich war, die Welt erfuhr nichts darüber.

Da, es mochten etwa zwei Jahre seit seiner Ueberriedelung nach Amsterdam verfloßen sein, verließ Carlos eines Morgens sein Wuiten, um sich zu Fuß nach Amsterdam zu begeben, aber er erreichte die Stadt nicht. Der Weg führt über einsame, doch niemals völlig menschenleere Viehweiden; dort war er mit beispielloser Kühnheit fast unter den Augen der Hirten niedergestossen und beraubt worden. Ein Bekannter des Unglücklichen, welcher von Amsterdam kam, um seine Familie zu besuchen, fand den noch warmen Leichnam. Das Blut floß in dunklen Wellen aus einer tiefen, breiten Stichwunde in der linken Seite; das Herz war getroffen. Der Tod mußte augenblicklich erfolgt sein.

Die Wirkung dieses Ereignisses auf Maria, welche fast ohne jede Vorbereitung den leblosen Körper des Mannes erblickte, der sie vor wenigen Stunden strahlend von Glück und Gesundheit verlassen, war, wie man sich leicht denken kann, entsetzlich.

Doch seltsamerweise schien sein Verlust sie weniger aufzuregen, als die Art seines Todes. Zuerst hatte sie ein paar wilde unzusammenhängende Worte in spanischer Sprache ausgestoßen; dann wiederholte sie unaufhörlich mit starrem Blick: „In Holland? In Amsterdam?! Fast an meiner Seite?!“ und schien sich nicht in ihr Schicksal finden zu können.

In der Stadt flüsterte man unterdessen von einem Verhältniß, das Carlos d'Estree vor seiner Verheirathung mit der Frau eines Spaniers gehabt haben sollte, und hielt den Mord für einen Racheakt des beleidigten Gatten. Dieser Annahme widersprach jedoch die vollständige Beraubung des Marquis, so wie das Geständniß des Mörders, welchen man kurz nach der That entdeckt, und der bald darauf hingerichtet wurde. Es kam auch noch ein anderer Verdacht auf; aber der schlich im Dunklen hin, wie ein giftiges Gewürm auf dem Grunde eines Sumpfes: Carlos d'Estree hatte am Tage seiner Ermordung nur wenige Silbermünzen bei sich getragen, und täglich gingen Männer mit bedeutenden Summen in der Tasche denselben Weg. Weshalb war des Elenden Wahl gerade auf Carlos d'Estree gefallen — wenn — wenn er nicht eben auf andere Weise entschädigt wurde, wenn er nicht gedungen war von — — — den Namen auszusprechen, womit der Verdacht diese Gedankenstriche ausfüllte, war in ganz Amsterdam wohl niemand kühn genug.

Die Ermordung des Marquis fiel in die Zeit der „Nirneß“, und eine Magd des Nachbarhauses, welche spät vom Balle zurückkehrte, war nicht wenig erschrocken, als sie eine weiße Gestalt mit einer Leuchte wie ein Irlicht an den Fenstern des Estreeschen Palastes vorüber huschen sah. Anfangs hielt man die Erscheinung für einen Spuk, doch bald erkannte die alarmirte Nachbarschaft die unheimliche Wanderin.

Es war die junge Wittwe im langen weißen Nachtkleid, über das ihr goldenes Haar wie ein Mantel niederfiel. Das Licht in ihrer Hand flackerte unruhig auf bei jeder ihrer hastigen Bewegungen. Was that sie zu so später Nacht, während alles schlief? Sie wusch nicht ihre Hände wie Lady Macbeth; sie schien auch nicht zu schlafen wie eine Nachtwandlerin. Ihr dunkelblaues Auge war weit geöffnet und spähte mit einem

Ausdruck starrer, namenloser Angst in allen Winkeln des großen Hauses umher.

Sie mietete am folgenden Tage mehrere Diener, welchen kein anderes Geschäft oblag, als die Nacht hindurch zu wachen, und welche der Volkswitz deshalb „die Nachtwächter der tollen Marquise“ nannte. — Aber damit nicht zufrieden, machte die junge Frau selbst allnächtlich mehrmals die Runde, und wehe dem Nachlässigen, welchen sie schlafend fand!

So trieb sie es seit länger als dreizehn Jahren trotz allen Vernunftgründen und Bitten ihrer Freunde, so daß das gemeine Volk sie für verrückt hielt, und ein großer Theil ihrer Standesgenossen nicht übel Lust hatte, dieser Annahme beizustimmen. Im übrigen jedoch war Maria d'Estree vernünftig, nur daß sie den Garten ihres Buiten mit einer überhohen Mauer umgab, auf welcher sie noch zum Ueberfluß Glasscherben, Fußangeln und Selbstschüsse anbringen ließ; und ihrer Tochter setzten — niemals aber ohne Begleitung — gestattete, das Haus zu verlassen.

Obgleich nicht katholisch, machte sie der römischen Kirche bedeutende Schenkungen, deren Grund niemand einsah, und die deshalb auf die verschiedenste Weise ausgelegt wurden.

Die junge, kaum zweiundzwanzigjährige Wittve schien keine Erklärung für nothwendig zu erachten. Sie zog sich vollständig von der Welt zurück und lebte, da ihr Sohn bald seinem Vater folgte, nur noch für ihre einzige Tochter Mariquita, welche eine vortreffliche Erziehung erhielt; das heißt die junge Marquise zeichnete leidlich, spielte mit ziemlicher Fertigkeit Klavier, sang, zwar nicht nach den strengen Regeln der Kunst, aber mit bezaubernder Altstimme, und vor allen Dingen studirte sie die spanische Sprache, verschlang die spanische Literatur, und schwärmte, wie man nur für das Gesehene schwärmt, für ihr sonniges aber unbekanntes Vaterland. Sie hatte keine Schule, kein Pensionat besucht, und in dem engen Kreise des Hauses bewahrte sie sich die volle Keivetät und Arglosigkeit des Kindes. Sie kannte die Welt nicht, oder noch schlimmer, sie kannte die Welt nur von der Seite, welche sie einem verzogenen Glückskinde zuwendet, und das ist nur eine und noch dazu die unwahrste ihrer vielen Seiten.

Als Mariquita dem jungen Officier erklärt hatte, daß sie ihre Mutter aufsuchen wolle, war sie vollkommen aufrichtig gewesen; es barg sich hinter dieser Erklärung weder Kofetterie noch Mitleid mit ihrer Cousine. Hemmo van der Instort erschien ihr nicht gleichgültig, aber wenn sie ihn liebte, so war es mit jener harmonischen Gemessenheit, die alle ihre Reigungen auszeichnete, so liebte sie ihn mit der ruhigen Gewißheit, mit der man liebt, was man besitzt. Es war ihr kein Opfer, sich auf eine halbe Stunde von ihm zu trennen; — in der That! wie hätte sie mit bangen Zweifeln oder leidenschaftlich das Herz eines Mannes begehren sollen? sie, welche niemals entbehrt hatte! welcher Wunsch und Besitz dasselbe erschien! — Der Gedanke wäre ihr wahrlich nicht in den Sinn gekommen, daß der junge Baron sie möglicherweise auch nicht lieben könne.

„Es ist gut, daß Du kommst, Mariquita,“ meinte die Marquise, ihr Gespräch mit einer Dame in gelbem Seidenkleide unterbrechend, „eben wollte ich Dich aufsuchen. Ich fühle mich gar nicht recht wohl heute Abend, und, so leid es mir thut, Dein Vergnügen jetzt schon zu unterbrechen, ich glaube, es wäre besser, wenn wir nach Hause führen.“

Mynheer Schoonen, der Vater Geerdjes, und seit dem Tode Carlos d'Estrees der Rathgeber der Marquise, erbot sich, Mariquita nach dem Schlusse des Balles nach Hause zu bringen, aber das junge Mädchen unterbrach ihn: „Ich danke von Herzen, Onkel Schoonen,“ meinte sie, „aber ich würde doch kein Vergnügen haben, da ich Mama krank weiß. — Wie blaß Du aussiehst, Mamachen! Wir wollen nur machen, daß wir nach Hause kommen. Wenn Du Dich gleich zur Ruhe begibst, wird es wohl hoffentlich besser werden.“

„Ohne Zweifel, Quiry,“ lächelte die Marquise, und sich von der Wirthin verabschiedend, begaben Mutter und Tochter sich in die Garderobe, um ihre Tücher und Kapuzen überzuwerfen.

## II. Hüte Dich vor Juau d'Estree!

Während der Fahrt sprach die Marquise kein Wort, und als die Heimkehrenden das Palais betraten, war Mariquita entsetzt über das veränderte Aussehen ihrer Mutter. Doch umsonst bat sie dieselbe, wenigstens heute ihre nächtliche Wanderung aufzugeben oder ihr zu erlauben, dieses einzige Mal für sie einzutreten, sie wurde fast rauh abgewiesen.

Maria nahm sich kaum Zeit, ihre Toilette zu wechseln; dann durcheilte sie die wohlbekanntnen Räume, wie sie es seit nahezu vierzehn Jahren Sommer und Winter, krank oder gesund, gethan. Aber ihr Schritt war schwankend, und mehr als einmal mußte sie sich an die Wand lehnen, um nicht niederzusinken.

Als sie endlich ihr Bett aufsuchte, fühlte sie einen eigenthümlichen Schwindel, wie sie ihn nie empfunden; es schien ihr, als ob ein eisernes Band ihren Kopf zusammenpresse. Mariquita, deren Angst von Minute zu Minute stieg, hatte nicht gewagt, sich zur Ruhe zu begeben. Im rasch übergeworfenen Hauskleide saß sie an der Mutter Bett und hielt die heißen Hände Marias, welche in fieberhafter Angst ihren Blick in alle dunklen Ecken des Zimmers tauchen ließ, und mit irrem Ausdruck immer wieder fragte, ob hinter jener Portiere nicht jemand verborgen sei.

Noch in derselben Nacht wurde nach dem Hausarzte geschickt, welcher mit dem ersten Tagesgrauen anlangte und ziemlich bedenklich den Kopf schüttelte; die großen tiefen Pupillen und glühenden Wangen der Marquise gefielen ihm nicht. Er schrieb ein Rezept auf und verordnete Ruhe; doch da er zu der Klasse der aufrichtigen Aerzte gehörte (und es gibt deren mehr als man gewöhnlich denkt), hätte er es für ein Verbrechen gehalten, Mariquita ein tröstendes Wort über den Zustand der Marquise zu sagen. Sie fragte auch nicht. — Der so unvorhergesehene plötzliche Ausbruch der Krankheit hatte sie in eine Art von Betäubung gemiegt; und was hätte sie auch fragen sollen? Daß ihre arme liebe Mama litt, sah sie ja, und daß es Gott gefallen könnte, sie ihr zu entreißen, das — o, das konnte ihr nicht einfallen, so lange sie an eine gütige Vorsehung glaubte!

Die Marquise täuschte sich weniger über ihren Zustand, — hartnäckig und ungeduldig verlangte sie den Advokaten Schoonen zu sprechen, so daß Mariquita trotz ihrer Furcht, die Kranke könne durch seine Gegenwart aufgereggt werden, ihr endlich willfahrte und den Sachwalter holen ließ.

Er war ein kleines zusammengeschrumpftes Männchen mit einer Fuchssphyfiognomie, kalten klugen Augen, goldgefähter Brille und einer nimmer ruhenden Schnupstabsdose. Schön war er keineswegs, doch ließ sich nicht leugnen, daß der intelligente Ausdruck seines Gesichtes, die einfache Eleganz seines Anzuges und vor allem seine aristokratischen Manieren mit der Zeit, wenn auch nicht das Herz, so doch den Verstand zu seinen Gunsten stimmen mußten.

Das war der Rathgeber Maria d'Estrees, der einzige Mann, dessen Besuch sie während ihrer Zurückgezogenheit empfangen hatte, der Mann, welcher ihr volles Vertrauen besaß, alle ihre Verhältnisse kannte bis auf einen Punkt: die Erntordnung ihres Gatten. Was sie darüber vermuthete oder wußte, hatte sie selbst ihm verschwiegen, und die Worte, welche ihr beim Anblick der Leiche entschlüpf waren und die darauf hindeuteten, daß das Ereigniß sie keineswegs unerwartet traf, erklärte sie in einem ruhigeren Momente für Wahnsinn.

Sobald der Advokat eintrat, schickte die Marquise ihre Tochter aus dem Gemache; sie hatte wichtige Dinge mit Schoonen zu besprechen, welche sie als nicht geeignet für die kindlichen Ohren des jungen Mädchens betrachtete, und was der Inhalt jenes Gespräches gewesen, Mariquita erfuhr es nie. — Etwa eine Stunde später trat Mynheer Schoonen mit verstörtem Blick in ihr Gemach, um sie zu ihrer Mutter zu rufen, die sich sehr schlecht befinden sollte.

Mariquita stürzte in das Krankenzimmer, doch starr über den ungewohnten traurigen Anblick, welcher sich ihr bot, blieb sie an die Schwelle gebannt stehen. Aufrecht im Bette saß die Marquise d'Estree mit todtblaffen Wangen und weitgeöffneten

Augen, schüttelte ihr Haupt, so daß das aufgelöste Haar wild um ihr Gesicht flog, und rang wie in Todesangst die Hände, — ein schneidender Kontrast zu der feenhaften Pracht ihres Gemaches.

„Ist denn im Himmel keine Gnade?! Auch mein Kind! Auch Dich!“ stöhnte sie.

„Mama, liebste beste Mama,“ bat Mariquitta, die Kranke umschlingend und kaum weniger blaß als sie. „Sprich zu mir! Kennst Du mich denn nicht mehr?“

„Gewiß kenne ich Dich,“ sagte Maria d'Estree, das Auge ihrer Tochter zuwendend, „Du bist Mariquitta, und dort steht Carlos, und da — da kommt Juan! langsam, unaufhaltjam — fort! Rette Dich, Mariquitta! — O, umsonst — umsonst! Du wirst ihm nicht entgehen —“

„Liebe Mama! Höre mich doch! Die Personen sind ja alle todt, von denen Du redest!“ flehte Mariquitta.

„Und sind sie todt, so werden ihre Schatten kommen! — Siehst Du sie denn nicht dort? Juan und Philipp — und — und Gaetana! Hinweg, blutiger Schatten! Was, o was hab' ich Dir gethan, Du unglückliches Weib?“

So raste die Kranke fort zwei Tage und zwei Nächte, und nur, wenn ihre erschöpften Kräfte völlig versagten, trat ein kurzer Moment der Ruhe ein. Der zurückkehrende Arzt schüttelte jedesmal bedenklicher den Kopf.

So saß denn Mariquitta am Bette ihrer sterbenden Mutter trocknen Auges: sie konnte nicht weinen, ob die zurückfließenden Thränen gleich ihre Brust zu sprengen drohten; so saß sie und lauschte den tollen Fieberphantasien des Geistes, welcher das „nimmer irrende Licht“ ihrer Jugend gewesen war. Unzusammenhängend, unverständlich waren die quälenden Bilder, aus denen nur immer wieder die in Todesangst hervorgestoßenen

Worte austauchten: „Hüte Dich, o hüte Dich vor Juan d'Estree!“

Endlich am dritten Tage schien eine leichte Besserung einzutreten. Die Marquise war in einen schlafähnlichen Zustand der Erschöpfung gesunken. Hoffnungsstrahlend führte Mariquitta heute den Arzt zu der theuren Kranken, behutsam auf den Fußspitzen gehend, um ja den rettenden Engel des Schlafes nicht zu verscheuchen. Aber der Mann der Wissenschaft theilte ihre frohe Zuversicht nicht; er stand im Begriff, ihr dieselbe zu rauben, da richtete sich die Marquise jäh empor, und die Arme ausbreitend, schlug sie ihr Auge weit auf mit jenem konzentrirten, tiefen unirdischen Ausdruck, den Thier und Mensch in der Todesstunde gemein haben, dem nichts auf Erden gleicht und den niemand vergessen wird, der ihn jemals gesehen; ein wilder Schrei brach von ihren Lippen, sie flüsterte geisterhaft noch einmal den Namen: Juan d'Estree; dann wischte der Tod den Glanz von ihrem starren Auge, der Genius ihres Lebens tauchte seine Fackel nieder — Maria d'Estree war nicht mehr.

„Mama, Mama!“ schrie die unglückliche Waise, aber umsonst! O, wenn es etwas auf Erden gibt, das uns die Schauer des Todes vor die Seele führt, so ist es jenes letzte Wort, welches wir einem Sterbenden zurufen, auf das uns keine Antwort wird, denn der Schrei unserer Verzweiflung bringt nicht mehr zu dem Herzen, welches liebend einst die kleinste Bewegung unseres Auges verstand.

Die Marquise war todt, dahingegangen ohne den Trost der Religion, ohne ein frommes Gebet, den Namen ihres Todfeinds noch sterbend auf den bleichen Lippen; und ob ihre Hand sich in verwandtem Blut geröthet, das stand zwischen ihrem Schöpfer und ihr allein. (Fortsetzung folgt.)

## Der Sänger von Leuthen.

Von Georg Hill.

(Zu dem Bilde auf S. 5.)

Im Dorfe Wunsingen lag das stattliche Gasthaus „zum goldenen Löwen“. Es war in jenem Geschmack und Styl erbaut, den man Renaissance nennt, hatte eine breite Vorderfront nach der Landstraße hinaus, eine schöne aus Sandstein hergestellte Treppe, einen Haupteingang, dessen Pfosten zierliche Pfeiler bildeten, über dem Simse ein altes in Stein gehauenes Wappen und machte in der That, wie man zu sagen pflegt, „eine schöne Figur“.

Die Umgebung des Gasthauses konnte reizvoll genannt werden. Da es auf halbem Wege zwischen der Hauptstadt des kleinen Fürstenthums und dem alten Jagdschlosse „Jägersberg“ lag, umzogen tiefschattige Forsten das Haus und deckten mit ihren gewaltigen Laubmassen auch Dorf Wunsingen dergestalt, daß man nur durch den spizen, aus Waldesgrün ragenden Kirchturm daran erinnert ward, wie hinter den mächtigen Wäldern noch ein bewohnter Fleck Erde liege.

Eine Straße führte von Wunsingen auf die Chaussee oder Hauptstraße, welche etwa zweitausend Schritte vom goldenen Löwen aufwärts sich wiederum abzweigend in den dunkeln Wald lief und in den Hof des alten Jagdschlusses ausmündete. Jene Hauptstraße verband die fürstliche Residenz mit der nächstgelegenen kleinen Stadt, der Seitenweg aber war für die Wagen der Mitglieder der fürstlichen Familie und ihres Hofstaates bestimmt, wenn sie das einsame „Jägersberg“ besuchen wollten.

Für die Wunsinger bildete „der goldene Löwe“ den Mittelpunkt alles geselligen Verkehrs. Förster, Pastor, Kantor, der zugleich Dorfschulmeister war, der Bader, der Verwalter von Jägersberg, eine Anzahl der Dorfsassen: Meister Bäcker, der Schmied, der Krämer und der Schneider u. s. w. saßen abends in der großen holzgetäfelten Stube beim Bier und der Tabakspfeife zusammen und kannelegierten über die Tagesereignisse, über das Treiben in der großen Welt, über Ausichten für die künftige Ernte oder Vorfälle an dem fürstlichen Hofe zu Wertheim, welche letztere der Herr Verwalter stets genau wußte, denn er mußte alle acht Tage etwa in die kleine aber lebendige Residenzstadt, um Rapport zu bringen oder Wild und

dergleichen in die Küche Seiner hochfürstlichen Gnaden zu liefern, und die Heirath einer Hofdame, die Ankunft eines Souveräns, ein Ballfest oder Diner waren Gegenstände lebhafter Erörterungen, die in der Gaststube des goldenen Löwen stattfanden.

Die Gattinnen der gemüthlich kneipenden Stammgäste sahen es zwar nicht ganz gern, wenn die Männer allzu oft und zu lange beim Krüge sitzen blieben, aber an den Tagen, wo Kaspar Grotte, der Verwalter von Wertheim, zurückkehrte, ließen sie ihre Hausfrauen stets länger ausbleiben, ohne ihnen bei der Heimkehr eine Gardinenpredigt zu halten, weil sie nach solchen Sitzungsabenden stets mit interessanten Neuigkeiten gefüttert wurden.

Eines schönen Abends saß die Gesellschaft denn auch recht traulich bei einander. Der dicke Wirth hatte so eben ein frisches Faß angestochen und brachte die schäumenden Krüge zum Tische, den er an warmen Sommertagen und Abenden gewöhnlich vor die Hauptthüre zu setzen pflegte. Man konnte von da aus alles sehen, was die Hauptstraße passirte, und eine Hollunderlaube schützte die Trinker vor Sonne und Staub.

Der Krämer hatte eine Unterhaltung über die Theuerung der Lebensmittel begonnen, während welcher verschiedene Theilnehmer des Gelages schon aufmerksam die Landstraße beobachteten. Plötzlich schrie der Schneider anspringend: „Er kommt!“ Auf dieses Signal erhob sich alles und reckte die Hälse. Man gewahrte einen kleinen, von zwei Pferden mit Windeseile näher gebrachten Korbwagen, der bald vor dem goldenen Löwen hielt. „Herr Verwalter! Freund Grotte — guten Abend!“ hieß es.

Der Verwalter, ein stattlicher Mann, winkte dem Kutscher, am Hause zu halten, nachdem er selbst aus dem Wagen geklettert war. Er trat an den Tisch, und sobald die üblichen Begrüßungen vorüber waren, schrieen alle Freunde wie aus einer Kehle: „Was gibt es Neues?“ Grotte that einen kräftigen Zug, dann winkte er den dicken Wirth herbei und sagte mit feierlicher Stimme: „David, Eurem Hause wird Heil widerfahren. Es ist das zugleich die Neuigkeit, welche ich bringe.“ Alle horchten gespannt.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.



Der Erbsprung auf Meisen. Nach dem Gemälde von G. Sauterlin.

Nachdem Grotke sich eine Zeit lang an der Neugierde seiner Genossen geweidet hatte, fuhr er fort: „Vereitet die beiden besten Zimmer Cures Hauses, ebenso zwei andere minder gute, endlich den Stall zum Empfange hoher Personen vor, denn heute Abend um die zehnte Stunde wird Seine Durchlaucht der Erbfürst Wolfgang nebst Gefolge hier eintreffen, um im „goldenen Löwen“ Nachtquartier zu machen. Der Fürst reist nach Jägersberg, woselbst Seine Gnaden vier Wochen verweilen werden, da ich jedoch submissiv dem Herrn Hofmarschall eröffnen, wie das Schlafkabinet Seiner Gnaden erst morgen fertig zu Dero Aufnahme gestellt werden könne, haben der Herr Hofmarschall einzuwilligen geruhet, daß der Fürst Wolfgang eine Nacht im goldenen Löwen zubringen solle, weil der Tag der Abfahrt bereits festgesetzt und kein Aufschub beliebt werden sollte.“

Auf diese mit Würde vorgetragene Rede antworteten die Gäste durch einstimmiges „Ah!“ Der Wirth aber stürzte fast kopfüber in das Haus, welches binnen wenig Minuten einem Dienenstode gleich, dergestalt rumorten die Wirthsleute, Dienstmädchen, Hausknecht und Aufwärter treppauf treppab, während die erstaunten Gäste den Verwalter mit neuen Fragen bestürmten. Nach diesem Eifer und der Wichtigkeit hätte man annehmen müssen, die hohe Person sei ein Mann, der schon Bedeutendes in der Welt geleistet habe; allein der Erwartete, welcher die Phantasie der Wunsinger erhitze, war der kleine, zwölf Jahre alte Erbfürst Wolfgang, der seine Ferien ein Mal auf Schloß Jägersberg verleben sollte und der Wunsingen noch nie mit seinem Besuche beglückt hatte.

Nachdem der Verwalter sich durch einige Krüge Bier erquickt hatte, trat er schleunig die Fahrt zum alten Schlosse an. Die Zurückgebliebenen aber steckten die Köpfe zusammen. „Kinder,“ begann der Pastor, „das darf nicht so vorübergehen — es muß etwas geschehen.“ „Recht so — gut gerathen, Herr Pastor!“ schrieen alle. „Wir müssen das Haus mit Laubgewinden schmücken,“ sagte der Krämer. „Dazu ist es zu spät,“ warf der Pastor ein. „Wir müssen ihm in corpore entgegenziehen,“ schlug der Schneider vor, „die besten Kleider angezogen.“ „Er hört ja,“ eiferte der Pastor, „daß Seine fürstliche Gnaden um 10 Uhr, also bei Dunkelheit anlangen.“ „Dann könnte man illuminiren,“ bedeutete der Krämer. „Zwanzig Pfund Lichte sind in meinem Vorrath.“ „Das würde vielleicht ein Verstoß sein, da es nur bräunlich ist, bei Anwesenheit regierender Herren zu illuminiren,“ entschied der Pastor, mit einem Schlage die Hoffnung des Krämers, einigen Gewinn aus dem Besuche zu ziehen, vernichtend. „Ich meine,“ fuhr der Pastor fort, „wir lassen Seine Gnaden heute Abend in Ruhe einziehen. Aber morgen früh, da sollen Hochdieselben sehen, was Wunsingen vermag. Festordnung ist: früh morgens Erwecken Seiner Gnaden durch Schüsse aus den beiden Wöllern. Ihr habt doch Kanonenpulver?“ wendete er sich zum Krämer. Dieser antwortete durch eine Geberde, welche andeutete: „Massenhafte Munition vorhanden.“ „Gut denn. Seine Gnaden werden mit Ihrem Gefolge auf die Treppe des Hintergebäudes treten, denn Dero Schlafkabinet liegt gegen den Hinterhof. Sobald Sie erscheinen, beginnt ein Morgengesang — Herr Kantor, Er wird denselben durch seine Schüler ausführen lassen. Nachdem dies geschehen, geleitet man Seine Gnaden durch den Flur zur Borderthüre, wo sich unterdessen die Honoratioren des Ortes, ich selbst an der Spitze, aufgestellt haben. Ich empfangen Seine Gnaden mit feierlicher Rede, und was an Jünglingen und Jungfrauen in Wunsingen anwesend, das muß in feierlichem Gewande, mit Blumen in den Händen, den Wagen umstehen. Wenn Seine Gnaden abfahren, dann wird hoch! hoch! hurrah! geschrien und die Blumen werden in den Wagen geworfen.“

Gegen das Programm des Pastors wagte niemand etwas einzuwenden. „Ich werde heute Abend noch den Gouverneur Seiner Gnaden, Herrn Grafen von Holmstadt, von unserm Plane in Kenntniß setzen,“ schloß der Pastor. „Jetzt alle ans Werk.“ Bei diesen Worten stoben die Gäste auseinander und stürmten in das Dorf. Solch eine Neuigkeit hatten sie selten zu verkünden. Der Pastor besprach sich mit dem dicken Wirth, der vom Verwalter ein Verzeichniß der zu beherbergenden Personen

empfangen hatte; dann trat auch er mit dem Kantor Fiedler den Heimweg an, um später wieder im goldenen Löwen vorzusprechen.

Der Kantor, ein dürrer Mann mit Stutzperrücke und Brille auf und an dem Haupte, dessen Gesichtszüge den echten Schulmonarchen von Schrot und Korn verriethen, war tief sinnig. Er schritt stumm neben dem Pastor einher. „Fiedler,“ begann der Pastor. „Was gedenkt Er singen zu lassen?“ „Das eben macht mich nachdenken, Ehrwürden,“ sagte Fiedler, einen Seufzer ausstößend, wie er tiefer nicht dem großen Kurfürsten am Abend vor der Schlacht bei Fehrbellin entschlüpfen mochte. „Das eben macht mich nachdenken. Wir dürfen nicht die Landeshymne singen lassen, es wäre ein Verstoß gegen den regierenden Herrn — ich wollte das Lied auf die Schlacht bei Mollwitz singen lassen —.“ „D, o, das geht nicht, Fiedler. Es muß ein Hymnus sein, hm, das beste wäre ein Choral. Das paßt immer und gefällt jugendlichen Gemüthern, auch sind unsere Jüngens darauf studirt.“ „Wie wäre es,“ sagte Fiedler, „mit dem Choral „Wacht auf, Ihr Menschenkinder — ihr frechen — armen Sünder?“ „Aber, Fiedler,“ wendete der Pastor entzückt ein, „so kann Er doch den Fürsten nicht begrüßen — nein — ein passendes Lied erscheint mir: „Wie schön leucht’ uns der Morgenstern!“ Das ist gut, die Zeile „O welch ein Glanz geht auf vom Herrn!“ die könnte doppelsinnig gedeutet werden. Also den Morgenstern. Er, Fiedler, wird mit der Geige den Ton angeben.“ Fiedler hatte nichts darauf zu entgegnen, auch hier entschied des Pastors Wille. „Die Stimmen sind doch vollzählig?“ fragte der Pastor. „3-a, j-a,“ dehnte Fiedler. „Es ist freilich schade, daß Gottlieb Bollrath fehlt. Er singt gut, die erste Stimme muß Lüddes Christoph nehmen.“ „Warum fehlt Gottlieb?“ „Er sitzt im Karzer.“ „Hm, hm,“ machte der Pastor. „Weshalb? Dieser Gottlieb —“ „Ist der ungerathenste Bengel in der ganzen Schule!“ fiel der Schulmeister eifrig ein. „Ich muß ihn fortwährend strafen. Ich muß ein Exemplum statuiren, weil er heute früh einen Aepfelbstahl in meinem Garten vollführte und bis morgen Mittag sitzen muß.“ „Wir könnten ihn auf eine Stunde loslassen — dieser feierlichen Gelegenheit —“ „Darf ein solcher Bengel nicht beiwohnen, Ehrwürden!“ zeterete Fiedler. „Er muß dadurch gestraft werden — ich bitte Ehrwürden, sich nicht durch Flehen und Wimmern seiner allzu nachsichtigen Eltern bestimmen zu lassen, meine Reputatio könnte darunter leiden.“ Fiedler schnaufte und der Pastor gab nach. Er kannte die Ungezogenheit Gottliebs sehr wohl, obgleich Bösesinnige im Dorfe behaupten wollten, Fiedler hege wider die Familie Bollrath geheimes Groll, weil der Vater Gottliebs aus angeborenem Oppositionsgeleste die Spenden an Wurst, Früchten und sonstigen Viktualien für den Schulmeister nur in sehr geringen Quantitäten liefere. „So mag Christoph Lüddeke die erste Stimme singen,“ sagte der Pastor.

Als beide in die Dorfgasse traten, konnten sie schon die Aufregung wahrnehmen. Die Frauen eilten hin und her, die Mädchen sah man mit allerlei ländlichen Puzsachen über die Straße laufen, um schnell für den kommenden Tag noch einiges vorzubereiten. Fiedler trommelte seine Jungen zusammen, um den Choral zu probiren, und die Bollrathschen Eheleute forderten vergebens die Freilassung ihres Sproßlings, der noch obenein von den fessellosen Kameraden verhöhnt wurde, als er sich am Fenster des Gemaches zeigte, welches Fiedler zum Schulgefängniß bestimmt hatte.

Für Wunsingen war ein großes Ereigniß im Anmarsche und die Spannung um so größer, als der Pastor streng verboten hatte, in das Wirthshaus zu gehen, weil Seine Gnaden total überrascht am andern Morgen werden sollten. Die Erregung legte sich erst, als der Pastor spät abends wieder vom goldenen Löwen ins Dorf heimkehrte mit der Nachricht, daß der Gegenstand der Neugierde, der ehrerbietigen Ovationen angekommen und einlogirt sei und daß der Pastor alles mit dem Gouverneur verabredet habe.

Der erwartete Tag brach an. Wie der Pastor es befohlen, rangirte sich alles. Fiedler geleitete seine Schar durch die Plantenthüre in den Hinterhof. Der Schulze und der alte

Gerichtschreiber hatten sich unter der Linde postirt, eine Schar theils älterer theils jüngerer Frauen war trotz Fiedlers Protest mit den Sängern zugleich in den Hof geschlüpft, auch einige Mädchen wurden durch ihre Mütter eingeschmuggelt.

Fiedlers Sängerschar bestand aus frischen prächtigen Dorfburschen von zehn bis zwölf Jahren. Einige im höchsten Wuchs, andere in ihren einfachen aber sauberen Kleidern. Sie hatten sich, jeder nach den Mitteln der Eltern, herausstaffirt, einige trugen die Haare so glatt gebürstet und so fettgeölt, daß man sich darin spiegeln konnte, während die Kameraden ihre buschigen Lockenköpfe, die prächtigen blonden oder schwarzen, ungekümmelt zur Schau trugen, aber aus all den munteren hübschen Augen schossen Blitze der Erwartung und die Blicke hasteten an der Thüre, aus welcher der Mächtige treten sollte.

Noch herrschte tiefe Stille. Plötzlich winkte der Pastor nach dem Weingarten hinein. Dicht hinter einander zwei gewaltige Krache, welche durch die von dem Altgesellen des Schmiedemeisters bewirkte Entladung der Böller veranlaßt wurden — die die Scheiben des goldenen Löwen zittern, die Tauben auf den Dächern angstvoll emporliegen und den an der Kette liegenden Hofhund vor Entsetzen heulen machten.

„Achtung!“ gebot Fiedler. Die Thüre ward geöffnet. Die Saite der Fiedlerschen Geige gab den Ton an. „Wie schön leucht' uns der Morgenstern!“ intonirten die Jungen — auf der Schwelle der Thüre, auf der Steinstufe erschien Fürst Wolfgang, hinter ihm Graf Holmstadt und der französische Sprachmeister.

Die Jungens wären fast mitten im Gesange stecken geblieben, hätte Fiedler nicht mit kraftvoller Stimme geholfen, wobei er seine Rechte als Taktstöß brauchte. Die Ursache des Stotterns war die vollkommene Enttäuschung. Das war der Erbfürst — während die Alten und Frauen mit stummer, selbst frommer Neugier den zukünftigen Herrn des Landes betrachteten, überließen sich die singenden Schüler Fiedlers ganz dem Eindrucke, welchen die Enttäuschung auf sie hervorbrachte. Sie hatten sich den Erbfürsten stets als eine gewaltige Erscheinung ausgemalt — nun stand ein kleiner Junge von ihrer Größe, von ihrem Alter vor ihnen. Er war freilich prächtig gekleidet worden für den Empfang, hatte auf dem blausammetnen, mit Gold bordirten Rocke einen blickenden Stern, eine fein gepuderte Perrücke auf dem Kopfe, seidene Strümpfe, Lackschuhe mit Brillantschnallen an Beinen und Füßen, aber im Grunde genommen war er doch nur ein Junge wie die andern und dieser Wahrnehmung wurde durch ein Lächeln Ausdruck gegeben, welches theils verstohlen theils ganz offen sich Bahn brach und den Gesang gefährdete. Namentlich ward Christoph Lüdbefe, der begünstigte Sänger der ersten Stimme, heftig davon ergriffen. Einige andere stellten sich aber plötzlich weit trotziger hin, sie schienen sich nicht im geringsten zu fürchten und blickten ganz unbefangen auf den kleinen Fürsten.

Dieser war von dem Empfange, von der ersten Huldi- gung, welche ihm zu Theil ward, offenbar hocherfreut. Sein lebenswürdiges und intelligentes Gesicht spiegelte diese Empfindung deutlich wieder. Dankend schwenkte er seinen Hut und musterte die kleinen Sänger, dann hörte er andächtig dem Gesange bis ans Ende zu.

Fiedler hatte die Schwächen seiner Sänger mit stillem Grimme bemerkt. In seiner Brust stiegen schreckliche Strafenwürfe auf. Als aber der letzte Ton verhallt und ein Hurrah ausgebracht war, als der junge Fürst zu den Schülern trat und ihnen freundlich dankte, da wichen aus Fiedlers Herzen die schwarzen Gedanken und er geleitete den Fürsten durch das Haus zur Vordertüre. Hier empfing ihn der Pastor — er sprach in seiner Rede von dem Heil, welches Wunsingen widerfahren, von Treue, von ewigem Gedächtnisse des Tages und dergleichen. Der kleine Fürst machte einen sehr günstigen Eindruck, denn trotz seiner Jugend wußte er ganz artig zu erwidern. Er unterhielt sich mit den guten Leuten so herablassend, daß Fiedler, der fürchtete, der Gouverneur möchte die Makel des Gesanges gemerkt haben, Muth faßte und den Fürsten anredete: „Gnädiger Herr!“ begann er. „Wollen Gnaden nicht zürnen, wenn einige Unsicherheiten in dem Thro Gnaden ge-

lungenen Chorale auftauchten; wir haben eilig vorbereiten müssen, und eine Stimme, die sonst wohl von einigem Werthe ist, fehlte uns.“ „Ei,“ sagte der kleine Fürst, „ich habe das Lied sehr schön gefunden.“ Fiedler neigte sich. „Welche Stimme hat denn gefehlt?“

Jetzt erst sah Fiedler ein, welchen faux pas er begangen, ein furchtbarer Blick aus des Pastors Augen schmetterte ihn vollends nieder, aber er konnte nicht mehr rückwärts und stammelte: „Gnaden — der — welcher eigentlich die erste Stimme singen sollte — der sitzt im Karzer.“ Fürst Wolfgang horchte hochauf. „O weh!“ sagte er mit kindlich wehmüthigem Tone. „Das thut mir leid, aber was der Junge auch gethan haben mag, Sie müssen ihn freilassen.“ Ein Gemurmel der Freude durchlief die Gruppen der Wunsinger. „Nicht wahr, Graf?“ fuhr der kleine Fürst zu seinem Erzieher gewendet fort, „ich darf das bestimmen?“ „Gewiß, mon prince,“ sagte der Graf freundlich sich neigend. „Das ist schön!“ rief Wolfgang. „Ihr habt mich so freundlich empfangen und so darf ich denn wohl etwas anordnen. Man hat mir immer gesagt, ein Fürst habe das Recht, eine Gnade zu ertheilen, so soll denn heut der arme Junge nicht weinen. Kommen Sie, Herr Graf, wir wollen ihn frei machen.“

Der Jubel brach offen aus. Fiedler vermochte nicht mehr aufzublicken, schon hatte sich der ganze Zug in Bewegung gesetzt, um nach dem Dorfe zu avanciren. Fürst Wolfgang, Graf Helmstadt, der französische Sprachlehrer und der Pastor an der Spitze — die Wunsinger sämmtlich hinter ihnen, unter denselben der zerknirschte Fiedler. So ging es durch die Dorf- gasse auf das Schulhaus zu, welches bald von der Menge umringt war.

Erwartungsvoll stand der kleine Fürst vor der Thüre des Hauses, aus welcher bald Fiedler mit dem befreiten Gottlieb Bollrath trat, dessen Eltern sich ebenfalls eingefunden hatten. Gottlieb, ein bildhübscher Junge von etwa 13 Jahren, mit dunklem Lockenkopfe und trotzig blickenden Augen wurde vorgeführt. Er senkte beschämt das Haupt.

„Auf Befehl Seiner Gnaden wirst Du von der Strafe befreit,“ jagte der Pastor. „Es soll an diesem Freudentage für Wunsingen keiner in Trauer sein. Jetzt bedanke Dich.“ Gottlieb stotterte höchst verlegen und unbeholfen seinen Dank — er wußte noch nicht wie die Sache sich verhielt — aber das sah er wohl: der Schulmeister hatte nicht Theil an seiner Befreiung.

„Schon gut,“ sagte der kleine Fürst. „Ich freue mich, daß ich Dich aus dem Karzer erlösen konnte. Nun sei aber auch fleißig und ordentlich. Adieu!“ Er reichte Gottlieb die Hand, winkte allen zum Abschied und kehrte durchs Dorf nach seinem Wagen zurück, von dem Jubelruf der Wunsinger und der Schuljugend begleitet, die den Schulmeister mit höhnischen Blicken betrachteten.

Fiedler hatte offenbar eine Niederlage erlitten — er wollte Gottlieb und dessen Eltern zugleich strafen — aber diese Strafe hatte sich für den Erniedrigten in Triumph verwandelt.

Vom Erbfürsten selbst aus der Haft des Schulmeisters befreit — das mußte in den Annalen von Wunsingen verzeichnet werden — die Familie Bollrath und ihre Parteigänger frohlockten. „Vielleicht höre ich Gottlieb noch einmal „singen“,“ hatte der Fürst beim Abschiede gesagt.

Fürst Wolfgang war unter dem Jubel der Wunsinger abgefahren. Als er aber mit seinem Erzieher in dem stillen, von Walbesgrün umkränzten Schlosse Jägersberg angekommen, war der junge Fürst so fröhlich, wie er trotz seines heiteren Temperaments bisher noch nie gewesen. Obwohl noch ein Knabe, den ernstern Bestimmungen fern, fühlte er doch, wie mächtig die beiden Ereignisse des Tages auf ihn gewirkt hatten. Er hatte zum ersten Male eine Huldi- gung entgegengenommen und zum ersten Male die Wonne empfunden, welche durch das Herz eines Menschen und Fürsten zieht, wenn sein Wort und sein Wille die Gnade an des Rechtes Stelle setzen können.

Zwölf Jahre später. — \* Die Donner der furchtbaren Schlacht bei Leuthen ragen noch über die Ebene, von dem

Dorfe Leuthen nach erbittertem Kampfe zurückgeworfen, versuchten die Oesterreicher noch einmal sich bei Frobelwitz zu setzen, aber wie ein Gewitter brauste die preussische Kavallerie von dem linken Flügel heran, während das Korps des Generals Wedell in den Rücken und die linke Flanke des Feindes drang.

In diesem mörderischen Kampfe focht in der ersten Schwadron des Kürassierregiments Oberst von Krokow, der Lieutenant Fürst Wolfgang von Werthheim. Der einst zierliche, kleine Knabe war zum kräftigen jungen Manne herangereift, der — wie so viele begeisterte Prinzen jener Zeit — unter den Fahnen des großen Friedrich Dienst genommen hatte, um das Kriegshandwerk kennen zu lernen.

Vorwärts mit seinen Reitern dringend, gerieth Fürst Wolfgang in das dichteste Handgemenge mit der gegen Sara retirirenden österreichischen Kavallerie, zwischen deren verworrene Haufen auch Infanterie sich zeigte. Im Scheine des brennenden Frobelwitz bligten die Klingen der sechsenden Reiter auf und nieder — eine Salve dicht in Wolfgangs Nähe — aus den Sätteln sinken tödtlich getroffen seine neben ihm sechsenden Kürassiere — schon ist er von Feinden umringt, sein Pallasch streckt den ersten Angreifer nieder, mit starkem Saue macht das Pferd sich Bahn, zwei Verfolger sind hinter Wolfgang, der in dem Getümmel von seiner Schwadron abgesprengt wird. „Ergib Dich!“ rufen die Feinde; der Fürst parirt den nächsten Hieb, jetzt wird er von vorüberjagenden Husaren in der Seite angegriffen, er kann nur noch mit äußerster Noth sich vor den Hieben decken, die Kräfte drohen ihn zu verlassen. Da ertönt das donnernde Hurrah! der vordringenden Infanterie Wedell's, die Grenadiere stürmen heran, den Feind niedertretend. „Ein Preuße!“ ruft es dicht neben dem kämpfenden Fürsten. „Rechts ab, Herr Lieutenant!“ und zugleich kracht ein Schuß, der den nächsten Verfolger aus dem Sattel wirft — und in demselben Momente ist das Feld mit anstürmenden Preußen wie besäet, bei deren Kolonne der junge Fürst glücklich bis Sara gelangt. Hier wird Halt geblasen; auf der ganzen Linie stockt der Kampf, die Nacht sinkt hernieder und wird nur vom Scheine der brennenden Dörfer erleuchtet, von dem röhlichen Glanze der Kienfackeln. Schwerathmend steht in langen Linien die siegreiche preussische Armee. Ueber 12,000 Tode und Verwundete decken das Schlachtfeld.

Dem Befehle des Heldenkönigs harrend rangiren sich die Truppen — da naht er selbst — durch die Nacht reitend, die siegreichen Truppen grüßt er mit lauten Dankesworten. Von den Regimentern eilen die Officiere dem Könige entgegen, ihn glückwünschend zu umringen. „Danke — danke, Messieurs!“ sagt gerührt der König. „Aber wir müssen heute noch mit einigen Truppen nach Lissa. Wer von den Leuten will mit mir?“ ruft er laut. Sein Wort wird durch die Reihen getragen. Die Grenadierbataillone Mantuffel, Wedell und Regiment Baustädt nehmen unter Vivat Fridericus! das Gewehr auf und während das Gros auf dem Felde bleibt — marschirt der König mit dem einen Theil der Truppen nach Lissa. Eine Suite von Kavallerieofficiere umgibt ihn, auch Fürst Wolfgang ist unter ihnen. Der Fürst war nach dem heftigen Kampfe ein wenig erschöpft, er freute sich der glücklichen Rettung — fast ebenso sehr beschäftigte ihn aber die Person seines Retters. Er hatte beim Scheine des Feuers gar wohl das martialische Antlitz des Grenadiers erkannt, der den feindlichen Reiter niederschoss und dem Fürsten zurief, wohin er sich wenden solle. Aber wo den Mann auffindig machen? wo ihn wieder finden unter den Tausenden?

Der Marsch ging über das mit Leichen besäete Schlachtfeld. An der rechten Flanke des Grenadierbataillons Wedell ritt der König mit seinen Officiere. Das gewaltige Ereigniß, dessen Ausgang mit einem Schlage des Königs Lage änderte, hatte alle, selbst den gemeinen Mann tief ergriffen. Die Freude über den Sieg konnte sich noch nicht Luft machen, die Schauer der Dezembernacht, der Anblick des grausenhaft mit Gefallenen bedeckten Kampfplatzes vermehrte die feierliche Stimmung der Truppen — lautlos marschirten sie neben ihrem Könige dahin.

„Die Kerls wissen, was heut geschehen ist,“ sagte halbblaut der König zum General Driesen, der neben ihm ritt. „Keiner schwagt und spaßt laut — hören Sie, wie sie sich leise unter-

halten.“ Aber als hätte die Erkenntniß der großen Begebenheit sich nicht länger in der Brust verschließen lassen, als müsse ein Ausdruck gefunden werden — plötzlich vernahm man, wie am linken Flügel der Tete eine schöne, kraftvolle Bassstimme einsetzte mit den Tönen des herrlichen Choralen: „Nun danket alle Gott“. Wie mit einem Schlage fiel das ganze Bataillon ein, diesem folgten die andern und statt der Donner der Geschütze rollten die Töne des mächtigen Liedes durch die Nacht über das Feld, auf welchem die Gefallenen ruhten.

Der König hatte sein Pferd angehalten — seine Officiere thaten dasselbe. Der Moment war so feierlich, so einfach erhaben, daß der König ihn ganz genießen wollte. Er neigte unwillkürlich sein Haupt, als die Klänge an ihm vorüberbrausten, dann sagte er, sich im Sattel wendend: „Mon prince — prince de Werthheim — reiten Sie nach dem Flügel — ich möchte wissen, wer der Mann ist, der zuerst die précieux Idee gehabt hat, diesen schönen Choral zu intoniren.“ Wolfgang ritt zum Flügel. Er fragte eifrig nach dem Sänger. Man wies ihm den Grenadier. Es war ein schöner stattlicher Soldat, so ziemlich von des Fürsten Alter.

„Mein Freund,“ sagte der Fürst an den Grenadier heranreitend. „Ihr habt einen herrlichen Gedanken ausgeführt. Der König will Euren Namen wissen.“ „Gottlieb Bollrath,“ sagte der Mann bescheiden. Wolfgang zuckte empor — eine Erinnerung aus den Tagen der Knabenzeit stieg in ihm auf, es hatte jenes Ereigniß sich zu fest seinem Gedächtnisse eingepägt. — „Und woher seid Ihr?“ fragte er. „Aus Dorf Wunfingen bei Werthheim.“ „Ah!“ rief der Fürst, „so seid Ihr mein künftiger Unterthan — Ihr seid es, den ich einst als Knabe aus dem Karzer befreite.“ Der Grenadier nickte nun ebenfalls mit dem Kopfe. „Sie sind mein Fürst, gnädigster Herr,“ sagte er. „Und ich freue mich von Herzen, Sie wohlauß zu sehen — um so mehr, als ich vor wenig Stunden Gelegenheit hatte — ein klein wenig dankbar mich zu zeigen, als ich den Oesterreicher vom Sattel schoß. Ich habe Eure Gnaden wohl erkannt.“

Wolfgang reichte dem Grenadiere stumm die Hand — „Du hast uns alle heut verpflichtet,“ sagte er. „Mich doppelt und mein Wunsch, den ich einst hegte, ist ebenfalls erfüllt worden. Weißt Du noch, daß der Schulmeister Dich nicht mitsingen ließ, als Ihr mich empfiengt? — Da sagte ich: Ich möchte den Gottlieb, den ich befreit, wohl einmal singen hören — mein Wunsch ist erfüllt worden, Dein Lied hat Herz und Geist mit Freude und Kraft erfüllt — ich kenne jetzt Deine Stimme, Gottlieb Bollrath.“ „Soll mich freuen — wenn Eure Gnaden zufrieden sind — ja der Schulmeister,“ setzte er lächelnd hinzu: „der schläft schon lange aus unter dem grünen Rasen.“

\* \* \*

Wunfingen hatte sich wie die meisten kleinen Orte nicht verändert im Laufe der Zeiten und so konnte an einem schönen Sommerabende der fürstliche Verwalter zu Jägersberg Gottlieb Bollrath seiner hübschen Frau das Fenster des Schulhauses zeigen, hinter dem er einst als Sträfling gesessen. Als die beiden Gatten dann den Heimweg durchs Dorf antraten, schritten sie an dem „goldenen Löwen“ vorbei, und Gottlieb wies auf die Steinstufen. „Dort stand unser Herr — als er ein kleiner Knabe war — an jenem Morgen, da er mich befreite; Gottlob, daß ich's ihm vergelten konnte — und daß in der Nacht von Leuthen meine Stimme ihm und dem Könige so wohl gefiel. Ja, ja — was aus dem Herzen kommt, geht zum Herzen, und es braucht nicht immer eine Musikerbande zu sein, die den Ton angibt — haben doch schon die Jungen des alten Fiedler dereinst das kleine Herz unseres jetzigen Landesherrn bewegt gemacht, daß er mich aus dem Karzer holte — es ist was Gutes um die Stimme in der Kehle.“

Und indem er munter mit seiner Gattin den Waldweg entlang schritt, intonirte er mit kraftvoller, weithin schallender Stimme das allbekannte Soldaten- und Volkslied:

Und wenn der große Friedrich kommt  
Und klopft sich auf die Hosen,  
So lauft die ganze Reichsarmee,  
Panduren und Franzosen.

Von Otto Dammer.

Wer aus unserer norddeutschen Ebene nach Süden wandert, wird sich nicht leicht dem Zauber entziehen, welchen die immer reichlicher auftauchenden, an den Boden sich knüpfenden historischen Erinnerungen ausüben. Schon in Mitteldeutschland redet jeder Stein, und wer zum ersten Male diese Gegenden betritt, wird freudig überrascht, wenn in den Ruinen die vergangene Zeit lebhaft ihm entgegentritt. Wer z. B. in Thüringen aufgewachsen ist, wird es dem Norddeutschen kaum nachempfinden können, welchen Eindruck der erste Besuch des Saalkthals, der Wartburg hervorbringt. Wir Norddeutsche leben auf einem in dieser Beziehung sehr dürftigen Boden, unser Land trat viele Jahrhunderte später in die Geschichte ein, und aus jener Zeit, an welche der Deutsche so gern zurückdenkt, leben für uns nur die Erinnerungen an Zustände, welche wenig Fesselndes darbieten. Wir sind viel mehr auf die neuere Zeit, auf die Gegenwart angewiesen, und wenn wir von unseren Städten erzählen sollen, so berichten wir von den Bemühungen des Gewerbefleißes, und wie man nach besten Kräften den Anforderungen der heutigen Zustände gerecht zu werden sucht. Statt in die Vergangenheit blicken wir gern in die Zukunft und sprechen freudig aus, was die wachsende Bedeutung und das Gedeihen der Vaterstadt verbürgt.

Man hört in Deutschland nicht viel von Stettin; nachdem man in der Schule seine Bekanntschaft gemacht und ohne sonderliches Interesse vernommen hat, daß es der wichtigste Handelsplatz der Ostsee und Festung ist, wird die Erinnerung an die Stadt nicht häufig wieder wachgerufen. Sie ist für den Personenverkehr ziemlich entlegen, es knüpft sich kaum ein berühmter Name an die Stadt, und das geistige und politische Leben pulst dort nicht kräftiger als in sehr vielen anderen und kleineren Provinzialstädten. Aber nun frage man den Kaufmann und Industriellen, und man wird einer ganz anderen Werthschätzung des Platzes begegnen. In der That entfaltet die Stadt ein ungemein reges geschäftliches Treiben, welches sie weit über den Rang einer gewöhnlichen Provinzialhauptstadt erhebt.

Die Residenz der alten pommerischen Herzöge, deren Andenken nur noch an sehr vereinzelten Punkten erhalten ist, hat sich mit allen ihren Kräften und fast zu ausschließlich den modernen Aufgaben der Industrie und des Handels gewidmet. Die Zeit des allgemeinen Aufschwungs, welche wir mit der ungeheuren Entwicklung des Eisenbahnwesens durchlebt haben, ist auch für Stettin epochemachend gewesen. Mit der Lokomotive, welche zuerst den nur  $3\frac{1}{2}$  Stunden langen Weg zwischen Berlin und Stettin durchmaß, begann für unsere Stadt ein neuer Tag. Auch der Aufschwung der Dampfschiffahrt hat den Handel enorm gefördert, vor allem aber war bedeutungsvoll, daß der Dampf Stettin zur Industriestadt machte. Jetzt ragen die hohen Wahrzeichen gewerblichen Fleißes in respektabler Anzahl in der ganzen Umgegend empor, und zu den Erzeugnissen, die schon vor langen Jahren den Namen der Stadt in weite Ferne trugen, wie die Stettinischen Krüge, die Stettiner Aepfel und selbst das Stettiner Bier, hat die junge Generation ebenbürtige Fabrikate hinzugefügt, das Stettiner Mehl und der Portlandement verbürgen in ihrer Beschaffenheit die Leistungsfähigkeit der heutigen Arbeiter.

Es ist der Stadt nicht leicht geworden, sich kräftig zu entwickeln, die Festungswerke und noch mehr die lästigen Rapougeße wollten dem modernen Treiben den Einzug durchaus nicht gestatten, und konnten sie schließlich nicht hindern, daß es immer kräftiger sich entfaltete, so haben sie doch das Zusammengehörige auseinander gerissen und vielen Verhältnissen die lästigsten Formen aufgezwungen. Die Stettiner haben es deshalb ohne besondere Demüthigung vernommen, daß die neuere Kriegskunst den Platz für entbehrlich erklärte, und als endlich die definitive Nachricht kam, daß die Festungswerke abgetragen werden sollten, da zeigte die tiegehende Erregung in der Stadt, daß fast alle Kreise bei dieser Angelegenheit interessirt waren.

Es handelt sich um ein bedeutendes Terrain, welches

mitten zwischen der alten Stadt und den unfreiwillig von ihr getrennten großen Fabrikorten liegt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß auf so günstigem Boden alsbald ein neues Leben sich entwickeln wird. Dies ist um so gewisser, da noch andere begünstigende Momente hinzutreten.

Der Handel, welchem Stettin von alter Zeit her seine Bedeutung verdankt, ist in frischem Aufschwung begriffen. Die Stadt besitzt 156 Segelschiffe von 27,917 Last und 59 Dampfschiffe von 5307 Last, und im Hafen erscheinen die Flaggen aller Nationen. Wer dort dem ruhelosen Getreibe zuschaut, die Massen bewundert, welche jede Stunde bewegt, hier ein-, dort ausgeladen werden, und Schiff an Schiff in ununterbrochener Reihe liegen sieht, so daß neu ankommende kaum den nöthigen Raum zum Anlegen finden, überzeugt sich bald, daß hier die alten Verhältnisse nicht mehr genügen. In der That ist denn auch ein schöner neuer Hafen projektirt, und dies Unternehmen wird um so bedeutendere Erfolge haben, als sich andere großartige Einrichtungen unmittelbar anreihen. Die neue, im Bau begriffene Swinemünder Bahn, welche auf Rothenburg in Schlesien geführt wird und dazu bestimmt ist, den großen Verkehr zwischen der See und dem Osten zu vermitteln, baut in der Nähe des neuen Hafens ihren Bahnhof, während die Berlin-Stettiner Eisenbahn zur Erleichterung des Güterverkehrs gleichfalls diese Verbindung suchen wird.

Es sind kühne Unternehmungen, welche man hier in Angriff nimmt, denn für die Hochbauten ist selbst der Boden erst zu schaffen, und es wird zäher Ausdauer bedürfen, um diese Wiesen und Moräste zu bewältigen. Solche Terrainbeschaffenheit erschwert auch den Bau der Swinemünder Bahn, und doch erscheint diese Verbindung so wichtig, daß neben der schlesischen Gesellschaft auch die Berlin-Stettiner Eisenbahn den Anschluß herstellt. Diese Bahnen sind für Stettin sehr bedeutungsvoll und werden manche Veränderungen hervorrufen. Es ist zweifellos, daß viele Waaren später in Swinemünde aus den Schiffen direkt auf die Bahn und umgekehrt übergehen werden, und der Geschicklichkeit der Stettiner Kaufleute ist die schwere Aufgabe gestellt, bei solchen Wendungen des Verkehrs das Best in den Händen zu behalten. Der Kommissions- und Speditionshandel, welcher in Stettin eine so große Rolle spielt, ist dabei vorzugsweise interessirt, die bedeutenderen Häuser werden in Swinemünde Komptoirs eröffnen, und einzelne Firmen siedeln vielleicht ganz über. Swinemünde gewinnt eine Bedeutung wie Rughaven und Bremerhafen und wohl noch eine größere, aber man ist in Stettin voll guter Zuversicht, und weit entfernt von der Furcht, durch die neuen Bahnen von der See abgeschnitten zu werden, hofft man durch eigene Kraft sogar noch Vortheil aus den neuen Verbindungen zu ziehen.

Sicher gewähren die Bahnen auch speziell dem Stettiner Handel einen Nutzen, wenn im Winter der Frost die Oder sperrt, aber den Swinemünder Hafen noch offen läßt. Und bei dem Eifer, mit welchem man dem Handel neue Wege zu öffnen sucht, sind in der That alle Hilfsmittel hoch willkommen. Ein schönes Zeugniß für solches Streben gibt z. B. der „transatlantische Verein“, welcher junge Kaufleute ins Ausland schickt und ihnen, gegenüber der Förderung, welche sie durch den Verein erfahren, die Verpflichtung auferlegt, für Stettins Interessen in der Fremde thätig zu sein. Aber auch der Muth, mit welchem man durch die Gründung des „Baltischen Lloyd“ in Konkurrenz mit den Hansestädten trat, verdient alle Anerkennung. Stettin liegt offenbar für die Auswanderung ungünstiger als Hamburg und Bremen, und es war daher ein schöner Erfolg, daß das eben erst gegründete Unternehmen im Jahre 1871 schon 2528 Auswanderer beförderte. Leider ist der Baltische Lloyd bis jetzt vom Glücke sehr wenig begünstigt gewesen, er hat wiederholt mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen und schwere Verluste zu ertragen gehabt, und noch vor kurzem war man lange Tage um das Auswandererschiff „Ernst Moritz Arndt“ in Sorge. Dagegen hat die Gesellschaft und ihre Thätigkeit für den Stettiner Handel sehr angenehme Folgen gehabt.

Es sind mehrfach direkte Verbindungen mit Amerika angeknüpft worden und was früher durch zweite Hand bezogen wurde, bezieht der Stettiner Kaufmann jetzt mit um so größerem Nutzen aus erster Hand. Der Baltische Lloyd hat Stettin im Westen bekannt gemacht und damit eine ganz neue Bahn eröffnet.

Das Dampfschiffhollwerk ist der eleganteste Theil des Hafens und gewährt ein besonders erfreuliches Bild. Die kleineren Bräunlichschiffen Dampfer, welche den weiteren Lokalverkehr vermitteln, kommen und gehen in schneller Aufeinanderfolge, und die Stettiner sind dankbar und benutzen die ihnen gebotene bequeme und überaus billige Gelegenheit sehr fleißig. Die größeren Schiffe erscheinen neben diesen Vergnügungsdampfern als sehr würdige Gesellen, sie gehen seltener, aber weitere Wege und sind theils für England (drei Linien), theils für Petersburg oder Riga, Elbing, Danzig, Königsberg bestimmt.

Unter diesen Schiffen ragt eins durch Größe und Eleganz besonders hervor; es ist der „Kronprinz Friedrich Wilhelm“, ein Schiff von 220' Länge und mit 120 Pferdekraften, welches eine Schnelligkeit von 15 Knoten besitzt. Dieser prachtvoll gebaute Dampfer ist mit dem gediegensten Luxus ausgestattet und sehr dazu geeignet, die etwas in Vergessenheit gerathene Verbindung zwischen Stettin und Rügen wieder zu beleben. Man fährt mit dem „Kronprinzen“ nur drei Stunden bis Swinemünde und kaum länger bis Lanterbach. Wer einmal die öde Eisenbahnfahrt durch Borspommern überstanden und dann die interessante Tour über Stettin und die anmuthigen Oderufer entlang gemacht hat, wird sicher für diesen Weg gewonnen sein, den das neue Schiff noch außerordentlich verschönert.

Eine Fahrt auf der Oder gewährt mehr als Vergnügen, denn sie entrollt uns ein großartiges Bild von der Stettiner Industrie, welche sich sachgemäß am Wasser concentrirt. Da reiht sich mehr als eine Meile lang Fabrik an Fabrik, und kaum ist das kleinste Plätzchen frei geblieben für irgend welche andere Zwecke. Die ungünstige Bodenbeschaffenheit hat dazu beigetragen, die industriellen Unternehmungen zusammenzudrängen, sie hat aber auch ein Projekt gereift, welches, wie man sagt, schon die Aufmerksamkeit Friedrichs II fesselte und in seinen ersten Anfängen bereits in der Ausführung begriffen ist. Es ist dies ein schiffbarer Kanal, welcher die Stadt im weiten Bogen umgeben und dabei einer Thalstentung folgen soll, in der man einen alten Oberarm zu erkennen glaubt. Kommt dieser Kanalbau auch nur zur theilweisen Ausführung, so erschließt er für die gewerbliche Thätigkeit ein weites Terrain, und es wäre wohl zu wünschen, daß das Kapital einem so schönen Unternehmen sich günstig erwiese.

Wir können nicht die einzelnen Industriestätten, welche in und bei Stettin mit seltenem Glück gedeihen, eingehend besprechen; eine von Th. von der Nahmer herausgegebene „Zusammenstellung der Stettiner Börsenpapiere“ mit Commentar zählt 24 industrielle Gesellschaften auf, darunter vier chemische Fabriken, drei Zuckerraffinerien, je zwei Cementfabriken, Brauereien und Mühlenetablissemens, 3 Maschinenbauanstalten zc.

Von besonderem Interesse ist aber die Maschinenbau-Actien-Gesellschaft „Vulcan“, welche nach mancher Trübsal jetzt zu hoher Blüte gelangt ist und sich unter den deutschen Werkstätten einen hervorragenden Namen erworben hat. Das Etablissement beschäftigt 2000 Arbeiter und besitzt 14 Dampfmaschinen zum Betriebe der zahlreichen Arbeitsmaschinen, Dampfhammer, Lauftrahne, Ventilatoren zc.; man baut die verschiedenartigsten Maschinen, liefert ganze Fabrikanlagen, Guß- und Schmiedestücke aller Art und entfaltet somit eine höchst vielseitige Thätigkeit.

Zwei Branchen aber ragen unter allen andern hervor und fesseln den Besucher des Werks in erster Linie; es ist dies der

Lokomotiv- und der Schiffsbau. Schon sind über 620 Lokomotiven aus diesen Werkstätten hervorgegangen, und wenn man den Schuppen betritt, in welchem die Maschinen montirt werden, erblickt man eine lange Reihe derselben in stetig fortschreitender Vollendung bis zur letzten, welche so eben zur Ablieferung fertig wird. So gesucht sind diese Lokomotiven, daß die Anstalt auf Jahre hinaus besetzt ist, obwohl jährlich über 100 Stück vollendet werden.

Noch wichtiger ist indes der Schiffsbau. Der „Vulcan“ liegt an der Oder, wo sein großer Krahn, mit dem er 800 Centner spielend hebt, zuerst in die Augen fällt. Fünf Hellinge, von denen drei in geschlossenen Räumen, ermöglichen die Förderung verschiedenster Vorlagen zu gleicher Zeit, und die Tiefe der Oder, welche hier 18' erreicht, gestattet, Seeschiffe bis zu beinahe jeder Größe zu erbauen. Bis jetzt hat der Vulcan 75 See- und Flußfahrzeuge geliefert, und bei seiner größten und schönsten Aufgabe ist er gegenwärtig mit Erfolg beschäftigt. Die kaiserliche Admiralität hat zur Förderung der heimischen Industrie dem Werk den Bau eines Panzer-Thurmschiffes ersten Ranges und dreier eiserner Schleppdampfer für die Torpedoabtheilung übertragen. Solchem Vertrauen hat der „Vulcan“ aufs beste entsprochen, und während wir dies schreiben, wird das Thurmschiff „Borussia“ bereit sein, vom Stapel zu laufen.

Mächtig ragte im Sommer der kolossale Rumpf des Schiffes auf der Werft empor und ließ schon jetzt erkennen, welch ein gewaltiges Werkzeug zum Schutze unserer Küsten in ihm ersteht. Die „Borussia“ wird 300' lang, 52' breit und 35' tief; die Maschine mit drei Cylindern ist auf 5400 Pferdekraften berechnet, und die vierflügelige bronzene Schraube erhält einen Durchmesser von 21'. Auf dem Deck erheben sich zwei drehbare Thürme mit 10zölliger Panzerbekleidung, und jeder dieser Thürme erhält 2 gezogene Geschütze von 26 Centimeter Kaliber, denen voraussichtlich kein feindlicher Panzer widerstehen wird. Die „Borussia“ selbst erhält einen 6' über und 6' weit unter den Wasserspiegel reichenden Panzer von 5—9" Stärke.

Erblickt man alle diese großartige und schöne Arbeit, so ist es ein bedrückendes Gefühl, daß wir die Panzerplatten noch aus England beziehen müssen, auch eine kolossale Kurbelwelle für die Borussia, welche wir im Montagegebäude liegen sahen und auf mehr als 30' Länge bei fast 2' Durchmesser schätzten, stammte aus England.

Warum vermögen unsere deutschen Maschinenfabriken nicht zu leisten, was die Engländer leisten? Nun wohl, uns bleibt der Trost, daß wir in kurzer Zeit uns redlich empor gearbeitet haben und die Hoffnung, daß wir im neuen deutschen Reich unter erweiterten Verhältnissen auch größere Aufgaben noch bewältigen werden. Welche mächtigen Dampfhammer gehören zur Bearbeitung solcher Wellen und Panzerplatten, aber Krupp leistet mehr als das, und nun unsere Regierung die Schiffe im Lande bauen läßt, werden wir auch dazu erstarren, die Platten mit eigenen Hämmern uns zu schmieden. Vor der Hand panzert der „Vulkan“ die „Borussia“ mit englischen Platten, er wird dann auch die auf der kaiserlichen Werft in Danzig erbaute Corvette „Panja“ panzern, welche Maschinen und Kessel gleichfalls aus dem „Vulcan“ erhalten hat. Damit diese schweren Fahrzeuge von Stettin die Oder herabkommen, läßt die Admiralität das Oberbett vertiefen, was dann auch wieder der Stadt und ihrem Handel zum Vortheil gereicht. So geht es rüstig vorwärts, und hört Stettin auf eine Festung ersten Ranges zu sein, so hoffen wir, soll es durch Fleiß und Geschick seiner Bürger ein Handels- und Industriecentrum ersten Ranges werden zur Ehre des Vaterlandes.

## Aus Dr. Martin Luthers Schulleben.

Kulturhistorische Skizze von B. L.

(Zu dem Bilde auf S. 13.)

### I.

In einem schönen Maitage des Jahres 1498 war es auf dem Berge, von welchem die Wartburg stolz und stattlich ins

Land blickt, sehr lebendig. Auf dem grünen Rajen des Abhanges, der nach der Stadt Eisenach herab sich senkt, hatte sich eine Schaar von lustigen Bacchanten und Schützen gelagert.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11. V. 1. 70.

So nannte man im Mittelalter die fahrenden Schüler, welche in den Ferienzeiten der lateinischen Schule die Wege fast allenthalben bevölkerten und nicht selten unsicher machten.

Die Schar, der wir auf der Wartburgshöhe begegnen, bestand aus den Schülern der lateinischen Schulen, welche die Franziskaner (auch Noll- oder Trullbrüder genannt) in der Stadt Magdeburg unterhielten. Sie hatten bereits den Harz und einen Theil des Thüringerlandes bettelnd und vagabundierend durchzogen, und nach den Viktualien zu urtheilen, welchen sie tüchtig zusprachen, mußte ihre Fahrt eine ergiebige gewesen sein; denn außer einem mächtigen Schinken und Würsten verschiedener Gestalt und Größe prangten auf dem grünen Rasen, der als Tisch Tuch diente, auch ansehnlicheumpen schäumenden Biers.

Die Scene gewann an Lebhaftigkeit, als man jetzt von der Stadt herauf einen Zug nahen sah, den das geübte Auge der Bacchanten sogleich als aus Kollegen bestehend erkannte. In der That waren es Schüler der lateinischen Georgenschule in Eisenach, welche damals eines ziemlichen Rufes genoß. Die Ankommenden wurden kameradschaftlich eingeladen, an dem Mahle Theil zu nehmen, und ließen sich nicht lange nöthigen. Zwischen den beiden Scharen trat aber bald ein großer Unterschied an den Tag.

Die Magdeburger waren Jünglinge einer Mönchsschule, die Eisenacher einer von Humanisten geleiteten Anstalt; die letzteren zeigten sich bald den ersteren nicht nur an Kenntnissen überlegen (denn die Gelehrten, auch die erst werdenden, waren damals schon ein streit- und disputirfüchtiges Geschlecht, und wo sie zusammentrafen, gab es alsbald ein wissenschaftliches Turnier), namentlich sprachen sie ein zieliches und festes Latein, sondern auch an Feinheit der Sitten hatten sie entschieden den Vorrang vor den Magdeburgern. Die letzteren erzählten etwas renommirend von den Abenteuern ihrer Fahrt, und namentlich brüstete sich der Führer der Schar, ein ziemlich verkommener und roher Bacchant, wie er sich und seinen Kameraden das treffliche Mahl dadurch erobert, daß er eine gutmüthige Bäuerin schändlich geprellt habe.

Als der Bacchant den Streich erzählt, lohnte ihm ein brüllendes Gelächter seiner Genossen. Als es sich gelegt, ließ sich auf einmal ein feines Stimmchen vernehmen: „Das ist ein schändlicher und gemeiner Spitzbubenschlag, und wenn ich das gewußt hätte, würde ich von dem Sündenlohne nicht ein Stück angerührt haben.“

Der Bacchant sah sich ganz verblüfft um; einer der jüngsten Schüler hatte sich erhoben und mit gerötheten Wangen, die vollen Loden schüttelnd, stand er da und sah unerschrocken seinem Kameraden ins Gesicht. Diesem schwoll vor Zorn das Gesicht; er konnte kaum Worte für seinen Ingrimm finden:

„Du Anirps, Du erbärmlicher Wicht, bist kaum hinter den Ohren trocken und in die Schule hineingerochen, und willst einen alten Bacchanten schulmeistern? Kennst Du nicht die Regeln unseres Bundes, daß ein Schütz vor einem Bacchanten das Maul nicht aufstun darf, außer mit Erlaubniß desselben, am wenigsten aber ihm widersprechen? Auf die Kniee, Du Lummel, und thue Abbitte, sonst will ich Dich mores lehren.“

„Und wenn Ihr mich todt schlägt,“ entgegnete der Schütz ruhig und unverzagt, „so kann ich nicht anders; Recht muß Recht bleiben und Wahrheit Wahrheit, und ich habe die Pflicht, sie zu bekennen. Mag es auch altes Herkommen sein, ich sage dennoch: es ist schändlich und gemein, daß wir, die wir Lehrer des Volks werden wollen, dasselbe in seiner Einfalt lassen, ja bestärken, und daraus Vortheil ziehen. Und was auf diese Weise erworben wird, ist Sündengeld, an dem ich keinen Theil haben will.“

Der Bacchant war sprachlos vor Wuth; er schäumte förmlich: „Du Esel willst wohl gar die Welt reformiren, Du wärst der Kerl dazu; ich will Dich lehren, was Du Deinem Bacchanten schuldig bist; die Glieder will ich Dir zerbrechen und den Hals umdrehen, wenn Du nicht sogleich auf den Knieen Abbitte thust.“

„Ich halte meine Worte aufrecht und nehme nicht ein Tüttelchen davon zurück, und wenn Ihr der Papst selbst wäret,“

entgegnete der jugendliche Schütz mit blitzenden Augen, „und wenn Ihr mich auf der Stelle todtschläget.“

„Beim Zeus, das will ich thun,“ schrie der Wüthende und ergriff einen schweren Stock; seine Kameraden brüllten ihm Beifall: „Recht so, Herr Peter, gerbt ihm die Haut tüchtig; der Luther ist ein heimtückischer Frömmel, ein Heuchler, ein Pedant; immer schilt er über unsere Rohheit und hält uns Strafpredigten; er muß seine Strafe haben, wenn er nicht Buße und Abbitte thut.“

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht plötzlich ein stattlicher und handfester Jüngling, der mit den Eisenachern gekommen war, dem Rasenden in die Arme gefallen wäre. „Haltet ein,“ sprach er ruhig aber fest, „ich bin Bacchant wie Ihr, und werde es nicht dulden, daß Ihr diesem Schützen ein Leid zufügt, ich nehme ihn in meinen Schutz! Er hat die Wahrheit geredet; solche Streiche entehren unsern Stand, und wir sind von unseren Lehrern anders unterrichtet worden; der Pennalismus mag auf den Mönchsschulen gelten, wir Humanisten sind demselben feind und suchen ihn zu beseitigen. Mag er gegen Eure Regeln verstoßen haben, daß er Euch widersprach; Ihr seid hier auf unserem Gebiete, hier gelten unsere Gesetze!“

Der Magdeburger Bacchant wurde immer wüthender und drohte dem Eisenacher mit seiner Rache, daß er in seine Jurisdiktion unbefugt eingreife; aber dieser blieb ruhig und entschieden. Zwar sammelten sich die Magdeburger um ihren Führer mit ihren Reifestöcken und wollten ihm Hilfe leisten, allein auch die Eisenacher standen dem ihrigen bei, und da sie die Mehrzahl waren und Hilfe herbeirufen konnten, so hielt es der Magdeburger für gerathen, es nicht zum äußersten kommen zu lassen, und setzte sich grollend und schimpfend wieder zum Trunkfruge.

Der Eisenacher Bacchant nahm den Magdeburger Schützen freundlich bei der Hand und führte ihn etwas abseits. „Wer bist Du?“ frugte er. „Ich kann nicht umhin, Deinen Muth zu bewundern; Du kennst doch die Gesetze Eurer Schulen, und weißt, daß Du der Rache und Gemeinheit Deines Vorgesetzten unrettbar verfallen bist, wenn Du Dich ihm nicht beugst? Wie willst Du seinen Mißhandlungen entgehen, wenn Du uns verlassen hast, und ich Dich nicht mehr schützen kann?“

„Ich heiße Martin Luther,“ entgegnete der Schütz, und bin ein Bergmannssohn aus Mannsfeld. Seit einem halben Jahre besuche ich die Franziskanerschule in Magdeburg, fühle mich aber daselbst nicht wohl; man lernt dort nichts, muß den ganzen Tag für das Kloster betteln gehen und Parteken laufen und kommt gar nicht zum Studiren, auch der rohe und gemeine Geist, der daselbst herrscht, sagt mir nicht zu. Ich werde freilich den Mißhandlungen des rohen Gesellen, der mein Vorgesetzter ist, mich nicht entziehen können; aber aus Furcht vor diesem konnte ich meine Ueberzeugung nicht verschweigen. Ueberlaßt mich meinem Schicksal, ich werde es zu tragen wissen. Aber wer seid Ihr, der Ihr Euch meiner so freundlich angenommen; ich werde es Euch meines Lebtags nicht vergessen.“

„Ich heiße Bartholomäus Bernhardi,“\*) entgegnete der Bacchant, „und bin von fernher nach Eisenach gekommen, weil mich der Ruf der Schule und ihres trefflichen Rektors Trebonius angezogen hat. Man lernt hier gut Latein, auch wohl etwas Griechisch, und der Geist ist ein freier und gesitteter. Ich bin auch schon auf mehreren Mönchsschulen gewesen; aber, wie Du, habe ich mich mit der Rohheit der Sitten und dem mangelhaften Unterrichte nicht befreundet können.“

Indem kam ein Mitschütz Luthers zu den beiden; es war sein Freund und Landsmann Johann Reinde, der mit ihm aus Mannsfeld nach Magdeburg gewandert war und trenn mit ihm zusammenhielt. „Ach, lieber Martin,“ sprach er, „was hast Du gemacht? Konntest Du nicht schweigen? Der lange Peter ist Gift und Galle und hat geschworen, er wolle Dir

\*) Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen; er war später Luthers Freund und Kampfgenosse in Wittenberg; wurde dann Propst zu Kemberg in Sachsen, und war, wo nicht der erste, so doch einer der ersten, welcher dem Eölibat absagte und so in den heiligen Ehestand trat.

keinen Knochen im Leibe ganz lassen, wenn die vermaledeiten Eisenacher erst weg sind. Du weißt, wir andern können Dich gegen diesen Wütherich nicht schützen. Ich habe mich von dem tobenden Haufen weggeschlichen, um Dir's zu sagen; denn die andern sind ebenso erbost auf Dich als der Peter, und hegen diesen noch mehr auf Dich. Auch die andern beiden Bacchanten sind Dir gram; Du habest ein vorlautes Maul, und eine tüchtige Tracht Schläge könne Dir nichts schaden. Was soll daraus werden?"

„Beruhige Dich, lieber Hans," entgegnete Luther; „Ihr könntet mich wohl schützen, wenn Ihr Muth hättet, aber Ihr werdet es nicht thun. Ich fürchte mich vor dem Wütherich nicht, aber ich denke, er wird mir nichts anhaben können. Schon lange gehe ich mit dem Gedanken um, Magdeburg zu verlassen, weil mir's da nicht behagt und ich nicht weiter komme; der heutige Tag hat meinen Entschluß fest gemacht. Schon seither dachte ich an Eisenach, und was mir dieser Herr von der Schule so eben erzählt, macht mir Lust, hier zu bleiben. Ich hoffe hier auch des Straßensingens, Bettelns und Partekelaufens überhoben zu sein, denn es leben hier viele Anverwandte meines Hauses, fast die gesammte Sippe meiner Mutter, die eine Zieglerin aus dieser Gegend ist, und meiner Großmutter, die eine Lindemännin war, ist in der Stadt ansässig. Ich bleibe hier, ich werde meine Verwandten aufsuchen; gibt es Gott, so soll mir das wohlgerathen. Sage den andern, daß sie nicht auf mich warten; ich scheide von ihnen hoffentlich auf Nimmerwiedersehen.“

Sowohl Freund Reinick als Bernhardi konnten nicht umhin, diesen Entschluß des jungen Luther zu billigen, und so wanderte denn dieser, nachdem er seinen Stock und sein Reiseränzlein durch seinen Freund empfangen, ohne Abschied von den übrigen mit den Eisenachern der Stadt zu, um dort sein Heil zu versuchen. Mit heißen Gebeten und freudigen Hoffnungen betrat er sie, und sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Die Stadt Eisenach nennt er später in seinen Schriften stets „seine liebe Stadt“; mit seinem Einzuge in dieselbe beginnt eine entscheidende Wendung in seinem Leben; der Aufenthalt in derselben sollte nach Gottes Rathschluß dazu dienen, den großen Reformator zu seinem wichtigen Amte vorbereiten zu helfen, und zwar in sehr eingreifender Weise.

Sein neugewonnener Freund Bernhardi führte ihn, nachdem er ihn des Nachts beherbergt, zu dem berühmten Rektor Trebonius, einem Manne, der, wenn er nicht selbst Humanist war (obgleich sein lateinischer Name diese Vermuthung nahe legt, denn die Humanisten pflegten ihre deutschen Namen zu latinisiren oder gräcisiren), doch mit den angesehensten Männern dieser Schule im Verkehr stand, und jedenfalls die von denselben ausgehende, das Studium der Wissenschaften neubelebende Methode sich zu eigen gemacht und dadurch die Schule zu St. Georgen zu hohem Ruhme gebracht hatte; von allen Seiten strömten ihr Schüler zu. Auch Luther wurde von ihm freundlich und väterlich aufgenommen; der obwohl schüchterne doch stattliche Knabe mit dem intelligenten Gesicht und der freimüthigen Haltung gewann von vorn herein sein Herz. Und er hatte sich nicht in ihm geirrt; schon in den ersten Monaten zeigte der Knabe, was in ihm verborgen lag; mit unablässigem Fleiße lag er seinen Studien ob, und nach einem halben Jahre galt er für den besten Schüler der Anstalt, namentlich für den begabtesten lateinischen Redner.

Und doch hatte er mit den größten Hindernissen und Verlegenheiten zu kämpfen. Seine Verwandten in der Stadt, die er alsbald aufsuchte, waren unbemittelte Leute; der hervorragendste unter ihnen war Küster an der Nikolaikirche; viel mehr konnten sie nicht für ihn thun, als daß sie ihn dann und wann zur Mahlzeit luden, und daß der Better Küster ihm eine kleine Schlafkammer einräumte. Sein Vater war zwar mit seinem Wegzuge nach Eisenach einverstanden, aber damals noch außer Stande, ihn wirksam zu unterstützen. So mußte der junge Schüler doch wieder zu dem alten Mittel greifen, wodurch arme Schüler sich damals ihr kärgliches Brod erwerben: er trat in die Currende, d. h. unter die Schülerschar, die in den Freistunden singend die Straßen der Stadt durch-

zog und vor den Häusern der wohlhabendern Bürger Almosen (Parteken) einsammelte.\*) Der strebsame Jüngling fühlte schwer das Joch, weil er seine kostbare Zeit damit hinbringen mußte, und seinem Ziele, die Universität besuchen zu können, nicht nach Wunsch und Begehr näher rückte. Ja so langsam schien es ihm zu gehen, daß er in stille Schwermuth verfiel, die Lust oft ganz verlor und den Gedanken ganz aufgeben wollte, zur Universität zu gelangen. Er dachte alles Ernstes daran, den Wissenschaften ganz abzusagen und zu seinem Vater heimzukehren, um wie er ein Bergmann zu werden. Doch Gott hatte es in seinem Rathe schon vorgeesehen; daß diese Noth nicht länger auf ihm lastete, als es zu heilsamer Zucht nöthig war, und daß sie zu rechter Zeit von ihm genommen wurde.

## II.

Es war ein wichtiger Tag für Eisenach und insbesondere auch für die Schule zu St. Georgen, als die Kunde dorthin gelangte, der berühmte Theolog Professor Jobodus Trutvetter aus Erfurt, auch Jost von Eisenach genannt, habe dieser seiner Vaterstadt und namentlich auch der Georgenschule und ihrem Rektor, seinem Freunde Johannes Trebonius einen Besuch zugebracht. Stadt und Schule rüsteten sich, den großen Gelehrten nach Würden und Gebühr zu empfangen. Der Rektor Trebonius stellte ihm zu Ehren einen feierlichen Redekurs mit Gesang an. Unserem Luther war dabei eine hervorragende Rolle zugetheilt. Als den besten lateinischen Redner war ihm aufgetragen, die Festrede zu halten.

Der erwartete Gast erschien am bestimmten Tage, und die Redeübung verlief zur Freude des Rektors sehr glänzend. Nicht wenig zum Erfolge trug Luthers wohlgearbeitete, mit Feuer und Beredtsamkeit vorgetragene Rede bei. Der große Erfurter Gelehrte hatte ihm, als er vom Katheder stieg, freundlich die Hand gedrückt und unter ermutigenden Worten ihm auf die Schulter geklopft. „Mein Sohn," hatte er gesagt, „der Herr hat Dir schöne Gaben verliehen; gebrauche sie treulich in seinem Dienste. Du hast das Zeug in Dir, eine gelehrte Universität zu besuchen. Wenn Du einst so weit bist und willst zu uns nach Erfurt kommen, so erinnere Dich, daß Du daselbst einen guten Freund hast, den Doktor Jobodus Trutvetter; an den wende Dich, er wird Dich freundlich aufnehmen.\*\*)

Als darauf auch der Gesang, in welchem Luthers sonore Stimme sich vor den übrigen auszeichnete, beendet war, und der Rektor seinen geehrten Gast aus der Thüre geleitete, wandte sich Trutvetter zu ihm und sagte: „Herr Rektor, Ihr habt da eine treffliche Schule und es steht in allen Wissenschaften, sonderlich in der Beredtsamkeit gut. Besonders behaltet den Luther im Auge, dem sieht und hört man ab, daß etwas in ihm steckt. Den sucht für die Universität vorzubereiten, und schickt ihn nur nach Erfurt. Aus dem ist etwas zu machen.“

„Er ist," entgegnete Trebonius, „in der That mein bester Schüler, gleich fromm und sittsam wie gelehrt; aber ich fürchte, er wird wegen Mangels an Geld nicht im Stande sein, seine Studien fortzusetzen.“

„Das wäre Schade," erwiderte Trutvetter, „einen solchen Geist müßte man der Wissenschaft zu erhalten suchen.“

Trotz der Bemühungen des Schulmonarchen, seinen geehrten Gast zu bewegen, einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen, verabschiedete sich der berühmte Gelehrte gleich nach dem Festakte, weil er, wie er sagte, noch eine große Anzahl Verwandte und Gefreundete habe in seiner Vaterstadt, die es ihm nicht vergeben würden, wenn er sie nicht besuche.

## III.

In einem der stattlichsten und schönsten Häuser der guten Stadt Eisenach wohnte der ehrsame und wohlhabende Bürger Konrad Kotta. Er hatte ein wohlangebrachtes Anwesen und

\*) Man nannte dies Partekelaufen; „auch ich", schreibt Luther später in der Hauspostille, „bin ein solcher Partekelenhengst gewesen, und habe das Brod vor den Häusern genommen, sonderlich zu Eisenach in meiner lieben Stadt.“

\*\*\*) Luther konnte später von dieser Einladung Gebrauch machen, als er 1501 die Universität Erfurt bezog. Jobodus Trutvetter, damals Rektor derselben, nahm ihn in die Matrikel der akademischen Bürger auf.



Der junge Luther im Hause der Frau Kotta zu Eisenach. Nach dem Gemälde von Prof. Lindenschmidt.

Geschäft, und seine Gattin Ursula stammte aus dem reichen und angesehenen eisenacher Geschlecht der Schälben, wohl dem bedeutendsten der Stadt.

Bei ihr und ihrem Manne kehrte vor seiner Heimreise auch der gelehrte Trutvetter zu und begrüßte sie als alte Freunde. Er erzählte ihnen, was man in der Schule zu seinen Ehren gethan, wie er sich an der Schule sehr gefreut, und wie ihm besonders Martin Luther ins Auge gefallen sei als ein Knabe, von dem sich Großes erwarten lasse, wenn es ihm gelinge, trotz seiner ärmlichen Verhältnisse sich bis zur Universität

hindurch zu arbeiten. Als er seine Gestalt näher beschrieb, sagte Frau Ursula:

„Ach, das ist der feine Knabe, der mit der Currende so oft an unser Haus kommt und Parteken sammelt. Er ist mir schon aufgefallen durch sein stilles und frommes Wesen, und namentlich um seines Singens und herzlichen Gebets in der Kirche willen trage ich eine herzliche Zuneigung zu ihm. Wenn er wieder vor das Haus kommt, muß ich sehen, daß ich näher mit ihm reden kann; vielleicht läßt sich etwas thun, ihm seine Lage zu erleichtern.“

„Thut das, werthe Freundin,“ jagte der Gelehrte, „Ihr werdet einen Gotteslohn damit verdienen.“

Die Gelegenheit bot sich bald. Nach wenigen Tagen kam die Currende wieder vor das Haus; das Auge der Hausfrau wendete sich voll erhöhter Theilnahme dem Knaben Martin zu. Ja, da stand er mit seinem frommen, kindlichen Gesichte, seine reine helle Altstimme konnte sie deutlich im Chöre unterscheiden, als die Currende das Kyrie eleison anstimmte. Aber heute war er bleicher denn je, in seinen Zügen sprach sich eine tiefe Wehmuth und eine stumme Ergebung aus; das Herz der wohlthätigen Frau fühlte sich im Innersten bewegt. Als die Currende grüßend abgehen wollte, beschenkte sie dieselbe reichlicher als gewöhnlich, und rief Martin Luther herbei, er möge ihr in das Haus folgen, sie habe etwas mit ihm zu reden.

Verwundert folgte ihr der Knabe; sie hieß ihn (es war schon ein kalter und regnerischer Herbsttag) am warmen Ofen seinen Mantel trocknen, und gab ihm ein warmes Süpplein und ein tüchtiges Stück Brot, um auch innerlich nachzuhelfen und ihn in einen behaglichen Zustand zu versetzen. O wie that die zarte, mütterliche Sorgfalt dem armen, ausgefrorenen und hungrigen Schülerlein wohl; die Kinder der Frau Kotta, ein Mägdelein und ein Knabe, sahen mit Befriedigung, wie er sich die warme Kost schmecken ließ. Wie dankbar blickte er zu seiner gütigen Pflegerin auf, es mochte wohl eine Erinnerung an seine liebe Mutter in Eisleben kommen; die Thränen traten ihm unwillkürlich in die Augen.

Als er sich gesättigt und gewärmt, setzte sich Frau Ursula zu ihm, und frug ihn in freundlichster Weise nach seinen Verhältnissen aus. Der mütterlich liebevolle Ton ihrer Stimme that Martin Luther wohl, sein Herz öffnete sich, er ließ die Frau in sein Innerstes blicken, und was sie da sah und hörte, bestärkte sie in dem Entschlusse, sich des armen verlassenen Knaben anzunehmen.

Luther klagte ihr, wie ihm das Partekenlaufen so zuwider sei, als sie ihn fragte, warum er so bleich und bekümmert daren sehe. Er sei mit der Hoffnung nach Eisenach gekommen, mit Hilfe seiner Verwandten wenn auch ein kümmerliches, doch ein von diesen Uebelständen des Schülerlebens freies Unterkommen zu finden und sich ganz und ungetheilt den Studien widmen zu können. Das sei aber anders gekommen, sie könnten ihm ein solches nicht gewähren, er müsse Tag für Tag bettelnd und singend die Straßen durchziehen. Sein heißester Wunsch sei es, die Universität zu erreichen, und gerade jetzt habe ein Wort des ehrwürdigen Dr. Trutbetter seine Sehnsucht und Hoffnung stärker angefaßt; aber er könne nicht recht zu freier Hoffnung sich aufschwingen; gerade heute sei die Currende an fast allen Thüren hart abgewiesen worden; sie sei die erste, die sie freundlich aufgenommen; er glaube kaum, daß er es durchhalte; Gott zeige ihm doch wohl durch solche Zeichen, daß er diesem Streben entsagen und sich mit einem niedrigeren Looße begnügen solle.

„Ist Dir denn das Betteln eine Last? Hältst Du es für eine Schande? Es sind doch aus solchen jugendlichen Partekenhengsten ganz ansehnliche Leute hervorgegangen, und Armuth ist den Studien oft zuträglicher als Wohlleben und gute Tage, die leicht faul und unnütz machen.“

„D,“ sagte der Knabe, „liebe Frau, gute Tage und Wohlleben begehre ich nicht, ich wollte gern mit trockenem Brote zufrieden sein, wenn ich es nur nicht erbetteln müßte. Für eine Schande achte ich das Betteln auch nicht. Das wollte ich wohl auch gern thun, aber zum Studiren kommt man dabei nicht; man mag wohl ein guter heiliger Mönch dabei werden, aber dazu finde ich in mir nicht Lust und Neigung; es ist das vielleicht sündlicher Hochmuth, den Gott nicht dulden will, doch ist es auch der Wille meines Vaters, daß ich mich nicht dem Klosterleben widme, sondern zu Gottes Ehre studire.“

„Da hat Dein Vater ganz recht,“ sagte Frau Ursula, „und Du mußt als ein gehorjamer Sohn seinem Willen nachkommen. Auch mein trefflicher Lehrer Johannes Hilten hat es oft gepredigt, im Mönchthum gingen die freiesten Ingenia zu Grunde, und lernten im heiligen Nichtsthun verkommen. Da-

für haben sie ihn freilich im Kloster eingesperrt, aber er hat doch recht. Wenn aber Dein Vater will, daß Du studiren sollst, so muß er Dir auch die Mittel nicht vorenthalten. Ist er ein so harter Mann, daß er Dir nicht etwas zum Unterhalte zukommen läßt?“

„D nein,“ fiel Martin schnell ein, „mein Vater ist wohl ein strenger und ernster Mann, aber hart ist er nicht. Als ich ein Kind war, hat er mich selbst auf den Armen in die Schule zu Mannsfeld getragen. Wenn er könnte, würde er mich nicht darben lassen. Aber er kann's jetzt nicht entrathen, und hat mir ausdrücklich gesagt, daß ich auf mich selbst angewiesen sei, als er mich gen Magdeburg auf mein eigenes Bitten und Anhalten zur Schule entließ. Gott wird es ihm lohnen, was er in Treuen an mir gethan. Aber ich kann und will es von ihm nicht erwarten und verlangen. Lieber, ehe ich ihm zumuthete, um meinethwillen selbst zu darben, will ich meinem heißen Wunsche entsagen. Ich bin heute mit mir fast ins Reine gekommen, daß ich heimkehren und ein Bergmann werden will. Versagt mir Gott meinen heißen Wunsch, will ich nicht mit ihm habern; er weiß am besten, was mir nützt, und ich kann ihm in jedem Stande dienen. So weit bin ich mit der Sache fertig, aber der Gedanke daran macht mich noch immer traurig. Deshalb sehe ich wohl heute bleicher und niedergedrückter als gewöhnlich aus.“

„Wirf die Hoffnung nicht so schnell weg, mein Sohn,“ entgegnete die freundliche Wirthin. „Dein Gott hat Dir auf Dein Gebet eine Zufluchtsstätte bereitet. Du scheinst mir ein bescheidener, frommer und dankbarer Knabe zu sein. Ich habe mich besonnen und will Dich in mein Haus nehmen und Dir Wohnung und Nahrung geben, daß Du nicht weiter zu betteln brauchst und Deine Zeit dem Studiren zuwenden kannst. Gute Tage und Wohlleben sollst Du bei mir nicht haben, aber ein bescheidenes Auskommen. So Du das annehmen willst, so schlage ein; ich will Dir eine Mutter sein.“

Anfangs konnte der Jüngling die Sache kaum fassen, so unerwartet kam sie ihm. Als er aber sah, daß es Ernst war, wie verklärte sich sein Antlitz, wie freudig dankte er Gott und gelobte seiner freundlichen Pflegerin kindlichen Gehorsam und ewige Dankbarkeit. Und die edle Frau hielt Wort, die Tage seiner Noth waren vorüber. Sie nahm ihn ins Haus und hielt ihn wie einen Sohn. Ungehindert und unbeschwert konnte sein Geist die Schwingen entfalten, und wir wissen, auf welche Höhe sie ihn trugen. Das Bild des Künstlers stellt uns den Augenblick dar, in welchem diese Wandlung des Geschickes für den großen Reformator sich vollzog. Zwei Jahre blieb er in dem gastlichen Hause und ward treulich gepflegt, geistlich und leiblich. Es ist keine Frage, daß Frau Ursula Kotta sich den größten Dank der deutschen Nation erworben hat; mehr, als alle hat sie dazu beigetragen, ihr den großen Reformator der Kirche heranzubilden zu helfen, dem sie den Weg nach Erfurt und somit auch nach Wittenberg bahnte.

Luther hat dem Hause Kotta auch die Wohlthat vergolten; 1526 nahm er zu Wittenberg einen Angehörigen der schalbiichen Familie in sein Haus auf und verschaffte ihm durch seine Verwendung beim Kurfürsten Johann ein sorgenfreies Unterkommen. 1540 und 41 wurde Ursulas Sohn Heinrich Kotta, der später als Bürgermeister in Eisenach starb, der Knabe, der ihm in die Schüssel sah, als er sich am Ofen in seiner Mutter Stube das erste Mal wärmte, wie ein Sohn in seinem Hause zu Wittenberg gehalten.

Am Sohne vergalt er die Liebesthat der Mutter. Frau Kotta erlebte es nicht; sie starb 1511; ihr Pflegling hat ihr in seinen Schriften ein schönes Denkmal gesetzt; ihm verdankt sie es, daß ihr Name noch jetzt mit Dank und Ehren von der deutschen Nation genannt wird, der sonst wohl im Strome der Zeit verjunken und untergegangen wäre. Segen ihrem Andenken, Segen dem Hause, das dem großen Reformator ein gastliches Obdach bot, in dem er vor den Stürmen geschützt war, die sein Wachsthum bedrohten, als er noch ein zartes Pflänzlein war. Ihm verdanken wir, daß er zum starken Baume mit weitschattender Krone erwuchs.

## Um Familientische.

### Die Kriminalstatistik der deutschen Reichspost.

Von all den tausend und aber tausend Sendungen, welche der für unsere moderne Kultur so unentbehrlichen Post zufließen, hat ein im Verhältnis zu der Gesamtzahl allerdings verschwindender Bruchtheil seine besonderen Schicksale. Mit manchen Briefen scheint ein schadenfroher Kobold, eine Art von Brief-Rübezahl, sein seltsames Spiel zu treiben; nach langen wunderbaren Irrfahrten kehren sie, versehen mit allerlei kabbalistischen Zeichen und tief sinnigen Vermerken, in die Hand des Absenders zurück. Wieder andere Sendungen aber, oft mit werthvollem Inhalte, sind und bleiben leider „verschwunden“. Eine ungetreue Hand hat sie beseitigt, und der Absender erhält endlich eine mit der bekannten lakonischen Kürze des amtlichen Briefstils gewürzte Benachrichtigung, daß ihm für den Verlust eine mehr oder weniger ausreichende „Entschädigung“ gewährt werde.

Mit diesen Nachrichten des sonst so vortrefflichen Postinstituts macht uns ein in Nr. 9 des deutschen Postarchivs veröffentlichter, auch in physiologischer Beziehung interessanter Aufsatz des Geheimraths und Professors Dr. Dambach über die Kriminalstatistik der Postverwaltung näher bekannt. Natürlich hat die Postverwaltung seit Jahren den Ungeheuerlichkeiten ihrer Beamten eingehende Aufmerksamkeit zugewendet. Dr. Dambach beschränkt sich indessen nicht bloß darauf, die trockenen Zahlen der statistischen Ermittlungen mitzutheilen, sondern er bemüht sich auch, aus den Erscheinungen das Charakteristische hervorzuheben und die Gesetze zur Erkenntniß zu bringen, nach denen sich diese ungeheuerlichen Handlungen vollziehen.

Die verhältnißmäßig wichtigste Thatsache, welche aus Dr. D.'s Untersuchungen sich ergibt, ist die Wahrnehmung, daß die Zahl der Verbrechen unter den Postbeamten abgenommen, der Geist der Gesetzsmäßigkeit mitbin sich mehr verbreitet hat. So ergibt denn die Zahlenreihe der Verbrechen, daß z. B. im Jahre 1863 in Preußen 0,73 Prozent der Postbeamten, im Jahre 1872 aber nur 0,58 Prozent des Reichspostpersonals (das Ende 1872: 48,661 Beamte zählte) zu Verbrechen wurden. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die Post in jedem Fall einer Gesetzesübertretung den zuständigen Gerichten zur Entscheidung mittheilt, während in anderen Staaten nur schwerere Vergehen der Beamten zur gerichtlichen Kenntniß kommen.

Die „soziale Frage“, welche sich in alle heutigen Lebensverhältnisse mischt, wirft ihren düstern Schatten auch auf die Postbeamtenwelt. Reifens sind es die schlechter besoldeten unteren Beamten, welche das Kontingent zu den Ungeheuerlichkeiten liefern.

Freilich bietet sich fast bei keinem Zweige des öffentlichen Dienstes eine größere Verlodung zu Unterschlagungen dar, als bei der Post. Man stelle sich nur ein während der Nacht in voller Thätigkeit begriffenes Postbureau vor, das die beträchtliche Strecke zwischen Berlin und Köln in fliegender Eile durchläuft und dessen Beamte mit der schnellen Lokomotive in die Wette arbeiten müssen. Unaußsprechlich strömen diesem Bureau Briefe, rekommandirte Gegenstände und die so ungemein werthvollen Geldsendungen aus unserm heute riesenhaft angewachsenen Bankverkehr zu; tausende reihen sich an tausende, vor denen ein vielleicht noch nicht in der Schule des Lebens gestählter junger Beamte, einem modernen Tantalus gleich, in rastloser Arbeit sich abmüht, um uns zum Morgenlaffe die gewohnte Korrespondenz hinzuschaffen. Das Dämonische in der Menschennatur erwacht nicht selten in solchen Augenblicken, nur ein schneller Griff, und — das Verbrechen ist vollführt.

Reifens sind zerrüttete Familienverhältnisse, äußere Bedrängniß u. s. w. die Motive zu solchen verbrecherischen Handlungen. Dr. Dambach gruppirt dieselben in zwei große Hauptklassen, von denen die eine den Diebstahl von Geldern und Werthsendungen allein, die andere die Unterschlagungen unter gleichzeitiger Fälschung von Urkunden, Kassenbüchern zc. umfaßt. Die Vergehen der letzteren Gruppe werden meist von Beamten begangen, da die Unterbeamten (Briefträger, Schaffner ic.) mit der Buchführung nichts zu thun haben. Die Zahl der einfachen Diebstähle betrug im Jahre 1872 110, diejenige der mit Fälschungen verbundenen Fälle 76; von Brieferoöffnungen und unbefugten Briefunterdrückungen kamen 11 Fälle vor. Im ganzen zählt Dambach 35 Arten von Vergehen u. s. w. bei den Postbeamten auf, geordnet nach den juristischen Gattungsbegriffen.

Ein merkwürdiges Streiflicht wirft die geographische Vertheilung dieser Art von Verbrechen auf die einzelnen Provinzen und Bezirke Deutschlands. Eine für zehn Jahre ausgeführte Durchschnittsberechnung hat ergeben, daß die meisten Verbrechen auf die Postbeamten in den östlichen preussischen Provinzen entfallen; ein Ergebnis, was nach D.'s Ansichten dem niedrigen Bildungsgrade der unteren Beamten in diesen Provinzen und ihrer ungünstigen sozialen Stellung, vermöge deren sie der Versuchung zum Verbrechen mehr ausgesetzt sind als anderswo, zugeschrieben werden muß. Die Unterschiede zwischen den Zahlen in den einzelnen Bezirken sind zum Theil so beträchtlich, daß sie zu ernstem Nachdenken auffordern. Es kam z. B. je eine Unterschlagung im Bezirke Gumbinnen auf 97 Beamte, in Posen auf 110, Danzig auf 110, Oppeln auf 125, Königsberg 127, Köslin 135, Düsseldorf auf 145, Oldenburg 154, Leipzig 172, Rastau auf Frankfurt a. M. 178, Berlin 206, Köln 219, Münster 221, Potsdam 295, Braunschweig 325, Bremen 398, Hamburg auf 417 Beamte.

Die Schlussfolgerungen, welche Dambach aus dem Einflusse der geringeren Bildung zieht, werden durch die Wahrnehmung bestätigt,

daß die gebildeteren Postbeamtenklassen weniger Verbrecher liefern, als die anderen. Bei höheren Beamten bis zum Postdirektor abwärts sind gar keine Fälle von Verbrechen vorgekommen; weiter abwärts liefern die Postsekretäre schon 29, die Postexpedienten 92, die Vorsteher kleiner Expeditionen 205, endlich die Postgehilfen 268 Verbrecher (nach 10jähr. Durchschnitt). Unter den Postschaffnern kamen 374, bei den Landbriefträgern 568 Untersuchungen vor. Der größere Zahl von Verbrechen steht hierbei aber auch eine größere Personalziffer gegenüber.

Es ist anzuerkennen, daß die Verwaltung eifrig bemüht ist, ihrerseits auf die Verminderung der Verbrechen unter ihrem Personal hinzuwirken. Abgesehen von den Bestrebungen zur Verbesserung des Dienstleistungsstandes hat sie die Beamten zur Verwertung der Hilfsmittel angeregt, welche die Prinzipien der Assoziation und Selbsthilfe darbieten. Die daraus entstandenen Post-Spar- und Vorschußvereine, welche sich zugleich die Aufgabe stellen, ihren Mitgliedern durch die Vortheile des Engros-Einkaufs manche Lebensbedürfnisse billiger und in besserer Qualität zu verschaffen, sind bereits zu wirtschaftlichen Organisationen herangebildet, deren Hilfsmittel zur Verbesserung der materiellen Lage des Postbeamtenstandes in hohem Maße beitragen. Nächstdem ist auch zur Hebung der geistigen Bildung der Postbeamten durch Begründung von Postbibliotheken und eines Fachjournalis, sowie durch Gewährung von Stipendien zu Studienreisen zc. Beachtenswerthes geschehen.

G. L.

### Kröten in Steine eingeschlossen.

Es vergeht kaum ein Jahr, in dem wir uns nicht erinnern von Kröten gelesen zu haben, die in irgend einem Steinbruche oder Bergwerke bei Sprengarbeiten „mitten im harten Felsen“ eingeschlossen entdeckt wurden und die munter weiter lebten, als sie wieder ans Licht der Sonne kamen. Das alles wird immer sehr glaubwürdig versichert, „von einer Täuschung kann keine Rede sein“, nur fehlt stets der Nachweis, wie denn eine Kröte ohne Luft und Nahrung Jahrtausende aushalten konnte, denn um Jahrtausende und mehr noch handelt es sich hier bei gewissen Steinarten, die oft verjüngten geologischen Epochen angehören. Auch in Bäumen eingewachsen will man Kröten noch lebend aufgefunden haben, und der Holzpalter soll nicht wenig erstaunt und erschrocken gewesen sein, als er in einem Eichenfloß, dessen Ringe auf ein Alter von mehr als hundert Jahren deuteten, eine lebende Kröte entdeckte. Man hat, da der Glaube an solche Kröten zu allgemein ist, versucht, das Geheimniß zu ergründen und allerlei Erklärungsversuche dafür aufgestellt, praktische Experimente mit dem Einschließen der Kröten hat aber der Naturforscher Dr. Budland ausgeführt, über die wir hier einiges berichten wollen. Der Vrst hat, die Versuche zu wiederholen, kann dies leicht thun und dann selbst sich von der Richtigkeit des Mitgetheilten überzeugen.

Budland ließ sich 24 Löcher in zwei verschiedenen große Steinblöcke aushöhlen; zwölf in einem groben oolithischen Kalkstein und zwölf in einem feinen kieselhaltigen Sandstein. Die Löcher waren rund; jene im Kalkstein zwölf Zoll tief und fünf Zoll breit; jene im Sandstein ebenso breit, doch nur halb so tief. Ueber jeder Zelle wurde eine Glasplatte luftdicht eingefittet und über das Ganze dann noch ein Schiefer gelegt und mit Lehm überzogen, so daß weder Licht, noch Luft, noch Feuchtigkeit in die Krötengefängnisse dringen konnte.

In jede dieser 24 Zellen wurde nun eine unglückliche Kröte lebendig begraben, nachdem sie vorher ganz genau gewogen und ihr Gewicht aufgeschrieben worden war. Dann vergrub Budland die Steine sammt den Kröten drei Fuß tief in die Erde. Dreizehn Monate blieben sie nun in diesem Zustande, dann wurden die Steine herausgegraben und die Zellen geöffnet. Es fand sich nun, daß sämtliche in den kleinen Zellen des Sandsteins befindliche Kröten todt und stark verfault waren. Dagegen lebten die meisten der im Kalkstein eingeschlossenen Kröten und, was noch seltsamer, mehrere derselben hatten an Gewicht zugenommen! Der letztere Fall konnte bei einer Kröte insofern erklärt werden, als die Bedeckung von Glas und Schiefer einen Sprung erhalten hatte, durch den Feuchtigkeit und selbst kleine Erdthiere zu der Kröte gelangt sein konnten. Die überlebenden Kröten wurden nun abermals vergraben und nach abermals einem Jahre wieder ans Licht gezogen. Diesmal waren sie jedoch sämtlich todt.

Auch in Holz hat Budland Kröten eingeschlossen; er bohrte fünf Zoll lange und drei Zoll breite Löcher in der Nordseite von Kesselnbäumen ein, setzte Kröten in dieselben, verschloß sie hermetisch mit Holzpfropfen und öffnete sie nach Verlauf eines Jahres. Die Kröten waren todt.

Aus diesen Versuchen geht nun hervor, daß die Kröte keineswegs bloß von „Kellerluft“ lebt, wie der Volksmund will, der leicht erfindet, aber wenig beobachtet. Die Kröte, dieses tappische, faule, langsame Thier sieht man niemals eine Beute verfolgen, und doch nährt es sich reichlich und zum Nutzen der Menschen. Es schleudert ungemein schnell seine schleimige Zunge auf alle in sein Reich kommenden kleinen Thierchen, Fliegen, Ameisen, Käfer, Larven, selbst Schnecken, die schnell im Magen verschwinden. Dadurch macht sie sich namentlich den Gärtnern nützlich, und dieses ist in England bereits so erkannt worden, daß dort die Kröte einen Handelsartikel bildet. Schockweise laufen sie die Gärten und verjagen sie in ihre Gärten — ein Beispiel, das bei uns nachgeahmt zu werden verdient.

**Etwas vom Kunstgewerbe.**

Die feinste Blüte der Kultur eines Volkes, zugleich das sicherste Zeichen von Gesundheit und Wohlbehagen, ist immer die Kunst und das Kunstgewerbe. Darum haben beide niemals schönere Früchte gezeitigt, sind niemals tiefer ins Volk gedrungen, als zur Zeit der edelsten Entwicklung deutscher Nation, im Zeitalter der Reformation und der deutschen Städteblüte; niemals aber auch hat dieser Schmuck des Lebens mehr gefehlt, als nach den großen länderverwüstenden Kriegen, besonders nach dem dreißigjährigen.

Wenn der Mensch Muth und Lust haben soll, sein kleines Leben mit künstlichen Dingen zu schmücken, die Geräthe des Bedürfnisses zu verzieren, Sinn und Bedeutung in alltägliche Dinge zu legen, so muß es ihm wohl sein, er muß Freude haben an dem, was ihn umgibt, er muß befraglich sinnen und trachten können, wie er das Leben verschönt. Unter Druck und Noth stumpft sich diese Freude ab, und er ist froh, das rohe Lebensbedürfnis zu befriedigen.

Wie dem Einzelnen, so geht es auch dem Volke. Deshalb gehen die geschichtlichen Glücks- und Unglückszeiten eines Volkes stets Hand in Hand mit dem Steigen und Fallen seiner Kultur.

Sollte es nun ein Fehlschluß sein, wenn wir behaupten, daß das Wohl- und Glücksgefühl des ge-einten deutschen Volkes sich auch auf diesem Gebiete äußern müsse? Oder umgekehrt: ist die schöne Kunst-

blüte, die wir jetzt auf allen Gebieten erwachen sehen, nicht ein Zeichen der Gesundheit und des Wohls unsres Volkes? Wer aufmerksam beobachtet, findet diese Wahrnehmung auf allen Gebieten bestätigt, besonders bei der hausbackenen Schwester der edlen Kunst, dem Kunsthandwerk. Heute wollen wir nur auf eine einzelne erfreuliche Erscheinung hinweisen.

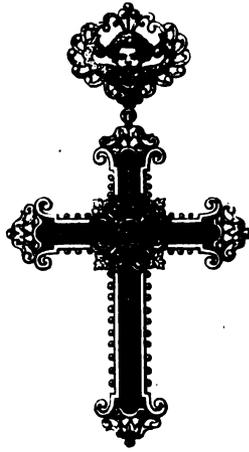
In München besteht schon seit längerer Zeit „Der Kunstgewerbe-Verein“, welcher es

aus mattem („oxybirtem“) Silber erst gegossen, dann fein nachselsirt, so daß das Ganze wie eine getriebene Arbeit aus der besten Zeit aussieht. Das Kreuz hängt an einem schönen Engelkopf, der Rand des Kreuzes ist mit einfachem, aber stylvollem Ornament verziert, die beiden Balken sind mit blauer Emaille gefüllt, aus der das Silber in einer einfachen Verzierung wieder hervorsteht. Auf dem Kreuzungspunkte liegt eine Rosette mit einem in schmales Gold gefaßten farbigen Stein. Das Ganze ist ungemein einfach und edel und steht himmelweit ab von den gewöhnlichen prahlerischen Goldschmuckstücken. Es ist ein rechtes Stück für eine deutsche Frau und so wohlfeil, daß auch bescheidene Leute den Ankauf erschwingen können.

Solche Vorbilder wären ungemein geeignet, Stil und Geschmack in den meistens form- und sinnlosen Fabrikatenschmuck unserer Frauen zu bringen.

Der andere Gegenstand ist ein Bierkrug aus Zinn gegossen und kunstvoll nachgearbeitet. Das Modell ist von dem Münchner Maler Ferd. Barth, dem unsre Leser schon öfter im Daheim begegnet sind. Er heißt „das Napoleonskrügel“. Die Idee ist originell und aus der Zeit gegriffen.

Auf dem Deckel ist der deutsche Michel dargestellt, wie er von einem Störenfried von seinem „Votterbettlein“ aufgeschreckt wird. Es ist die Gestalt Napoleons, die auf dem Deckel reitet und dem Michel das Bettuch unterm Leibe wegziehen will. Das versteht dieser aber übel, und wenn man dem in einem Charnier (in den Stiefelschäften versteckt) beweglichen Napoleon hinten auf den Gipfel seines Postillon-Fracks drückt, so schwingt sich der Michel, zu einer ungeheuren Ohrfeige ausholend, in die Höhe über den rücklings fallenden Friedenstörer. Der Krug selbst ist mit recht schönen Renaissance-motiven ver-



Kreuz in mattem (oxybirtem) Silber.



Das Napoleonskrügel. Geöffnet.



Das Napoleonskrügel. Geschlossen.

sich zur Aufgabe macht, anregend und veredelnd auf das Gewerbe einzuwirken, gute Vorbilder zu liefern, tüchtige Arbeiten anzukaufen und dem strebsamen Kunsthandwerker den Verkauf zu vermitteln.

Er hat ein schönes Lokal in der Maximilianstraße zu München, wo auch der nicht gerade reiche Kunstfreund einfachere und theurere Gegenstände findet, mit denen er seine Umgebung schmücken kann. Er findet da: Krüge, geschnitzte Möbel, feine Porzellane, Schmuckgegenstände, kurz alles, was in das Gebiet des Kunsthandwerks schlägt.

Es seien hier zwei Gegenstände hervorgehoben, die uns der Schilderung werth erscheinen. Der eine ist ein bescheidenes Kreuz,

ziert, aus denen hier und da Turkosköpfe hervorjauchern. So liegt hübscher Sinn und nachdenkliche Bedeutung in diesem Geräth täglichen Gebrauchs.

Der Zweck dieser Hinweisung ist erreicht, wenn wir das Nachdenken auch unsrer nicht kunstverständigen Leser darauf gerichtet haben, daß Sinn und Bedeutung in jedem Schmuck, wie in jedem Geräth des täglichen Gebrauchs liegen kann und soll, daß dies mit denselben Kosten zu erreichen ist, wie Unsinn und Bedeutungslosigkeit, und daß jeder ein wenig darauf achten möge, bei seiner Wahl auch solche Gesichtspunkte walten zu lassen; dann werden wir bald wieder ein Kunsthandwerk haben, das, wie wir im Eingang sagten, mit ein Kennzeichen ist der Gesundheit und des Wohlbehagens eines Volkes.

**Inhalt:** Die Präbendenten. Novelle von Ludwig Harder. — Der Sänger von Leuthen. Von Georg Hittl. Zu dem Bilde von Salentin: Der Erbprinz auf Reisen. — Das aufblühende Stettin. Von Otto Dammer. — Aus Dr. Martin Luthers Schulleben. Kulturhistorische Skizze von W. V. Zu dem Bilde von Lindenschmidt: Luther bei Frau Kotta. — Am Familientische: Die Kriminalstatistik der deutschen Reichspost. — Kröten in Steine eingeschlossen. — Etwas vom Kunstgewerbe. Mit 3 Illustrationen.

**Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.**

Das Daheim ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland durch jedes Postamt, gegen Zahlung des Quartalsbetrages; nach den übrigen Ländern durch die Postämter Zeitungs Expedition in Adln, an welche der jedesmalige Quartalsbetrag franco vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist. Nach Frankreich für 27 Sgr., nach England für 27 Sgr. 3 Pf., nach Spanien und Portugal für 1 Thlr. 3 Pf., nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika für 1 Thlr. 4 Sgr., nach anderen überseeischen Staaten via Suez und Panama für 1 Thlr. 3 Sgr. 9 Pf., nach anderen überseeischen Staaten (incl. derjenigen via Suez und Panama für 1 Thlr. 6 Pf. Außerdem durch alle Buchhandlungen. Einzelne Nummern zur Ergänzung, durch die Buchhandlungen oder direkt von uns bezogen, 2 1/2 Sgr., Francatur pro Nr. 1/2 Sgr.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Alasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Lorenz in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Fischagen & Alasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 11. Oktober 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N<sup>o</sup> 2.

## Die Prätendenten.

Novelle von Ludwig Garder.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11. VI. 70.

(Fortsetzung.)

### III. Die Treue eines Vormunds.

Die Marquise war todt, ihr Körper wurde kalt, und noch immer saß Mariquitta thänenlos an ihrem Lager. Es ist so hart, wenn der erste Verlust zugleich der schwerste ist, welcher uns treffen kann! Der verwirrte Geist des jungen Mädchens vermochte noch nicht zu verstehen, daß sie nun allein auf der Welt sei. Sie wußte es ja deutlich, daß die Augen, welche ihre Hand so eben geschlossen, ihr nicht wieder leuchten würden, daß ihre Mama todt sei, todt, unwiderrusslich todt für immer! Sie wußte es so genau, aber sie begriff es noch nicht; das Unglück war eben zu groß! Und deshalb saß sie am Bette und wartete und wartete instinktmäßig auf den Augenblick, wann ihre Mama aufwachen und nach ihr verlangen würde.

Geerdje Schoonen war, wie ihre Freundschaft es heißte, herbeigeeilt, um die arme Waise zu trösten und zu beruhigen; und so kamen die Mütter und Töchter von mehreren befreundeten Familien. Das Sterbezimmer füllte sich, und es wurde viel Tröstliches und Bedauerliches gesprochen, manches auch, das weder tröstend noch bedauernd war, wie es eben bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt.

Mariquitta hörte alle an; sie antwortete nicht, sie bat auch nicht, daß man sie allein lassen möge; die ganze Welt hätte sich um sie drängen können, sie würde niemand gesehen haben. Nur als Geerdje sie schmeichelnd umfaßte und sie, wie es die gute (oder auch schlechte) Sitte verlangt, von der Leiche hinwegziehen und mit in ihre eigene Wohnung nehmen wollte, löste sich ihre Erstarrung auf einen Augenblick, und Mariquitta weigerte sich mit einer solchen Entschiedenheit, nein Wildheit, daß Fräulein Schoonen keinen zweiten Versuch wagte.

Der Abend sank hernieder; man legte der Todten das letzte Gewand an, und einer nach dem andern zogen sich die Fremde zurück bis auf Geerdje, welche noch einen letzten Versuch machte, ihre Freundin aus dem Sterbezimmer zu entfernen. Als derselbe mißglückte und sie nach und nach einsah, daß ihre

Gegenwart eigentlich völlig überflüssig sei, ermahnte Fräulein Schoonen die Trauernde, sie aufzusuchen, falls sie ihrer bedürfe, bot ihr eine „gute Nacht“ und begab sich in ein möglichst entferntes Zimmer, welches sie dreifach hinter sich verriegelte, und worin sie geschlafen haben würde, wenn ihre Furcht vor der Leiche sie dazu hätte kommen lassen.

Und Mariquitta saß die Nacht hindurch bei der Todten und den folgenden Tag und noch länger, unermülich bis zum Begräbniß. Sie nahm gehorsam wie ein Kind die Nahrung, welche Geerdje ihr aufzwang, sie legte die Trauerkleidung an, weil man sie ihr bot; mit derselben Gleichgültigkeit würde sie ein scharlachrothes Gewand angezogen haben.

Ich weiß nicht, welcher von Maria d'Estrees Freunden einen Strauß von lebenden Blumen in ihre kalte Hand legte, aber Mariquitta erfaßte eifrig die Idee. „O ja, Blumen, Blumen,“ meinte sie. „Ich weiß, Mama liebt Blumen!“ Und die Treibhäuser des Guitens wurden geplündert. Die kostbaren Pflanzen, welche der Gärtner zur Dekoration geschickt, zerriß sie, um das Lager damit zu bestreuen, und auf eine Bemerkung des ehrlichen alten Mannes, daß es schade sei, die seltenen Pflanzen zu zerstören, fragte sie nur: „Weshalb sollten sie leben? Es braucht nichts mehr zu leben.“

So kam der Begräbnißtag heran. Mariquitta war gefasteter, als man erwartet hatte; aber freilich von jener eisigen Gefasttheit, die etwas Unheimliches hat, so daß die älteren Freunde bedenklich den Kopf schüttelten und bange Besprechungen für die Gesundheit der schönen Waise aussprachen. Doch Mariquitta schien niemand und nichts zu bemerken. Nur als man den Sarg zuhämmerte, es mußte in ihrer Gegenwart geschehen, denn sie war nicht zu entfernen gewesen, griff sie, wie in physischem Schmerz, an ihren Kopf und stüßte mit irrem Ausdruck: „O, nicht so hart! nicht so hart! Sie thun meiner armen Mama weh!“

Mynheer Schoonen fürchtete, sie würde der herrschenden

Sitte zum Troß den Leichnam zu seiner letzten Ruhestätte in der B. . . . Kirche begleiten wollen. Er hätte sich beruhigen können. Mariquita verstand noch nicht einmal recht, daß ihre Mama auf immer für sie verloren sei, und sie sollte die dunkle feuchte Gruft sehen, in welche man sie hinabsenkte, sollte die Striche knarren, sollte die Erde sich schließen sehen über dem Liebsten, das für sie auf ihr gelebt? O nimmer, nimmer!

Der Zug setzte sich in Bewegung; das Trauerhaus ward leer, nur Geerdje blieb bei ihrer Freundin zurück, die noch immer keine Notiz von ihr nahm, sondern in dumpfer Betäubung mit großen brennenden Augen in ihren Schoß starrete. Das Gebetbuch, welches Geerdje zur Beruhigung und zum Troste Mariquittas herbeigeholt hatte, lag noch unbenutzt. Auf den richtigen Moment für ihre Tröstungen wartend, saß Fräulein Schoonen am Fenster, blätterte nachlässig in einem Photographicalbum, das zufällig vor ihr lag, sah auf das Menschengewühl drunten herab und — gähnte verstohlen; so viel sie auch an der Todten verloren, — immerzu konnte Geerdje nicht trauern, wenigstens nicht schweigend.

Die Freundschaft, welche Fräulein Schoonen mit der jungen Marquise verband, war keine jener schwärmerischen, innigen, wie sie in Schulen und Pensionaten aus der freien Wahl der Betheiligten hervorgehen. Solch eine Freundschaft ist oft fürs ganze Leben; und erlischt sie früher, so war sie doch zur Zeit ihrer Dauer so voll von selbstloser Hingabe, von jugendlicher Opferfreudigkeit, daß sie einen erwärmenden Schein auf alle kommenden Jahre wirft. Die Freundschaft jener jungen Damen aber war nur eine Folge des an und für sich richtigen Grundsatzes, daß Kinder am besten mit Kindern aufwachsen. Um diesem Grundsatz zu genügen, hatte Maria d'Estree die Tochter ihres Sachwalters in ihr Haus gezogen; und wenn Mariquita dieselbe gern hatte, so war es ihr anezogen, wie alle ihre Neigungen und Abneigungen, bis auf die Liebe zu der einen, welche man eben begrub. — Man hatte Geerdje ihre Freundin genannt, so lange sie denken konnte; sie mußte ihr gegenüber immer sehr höflich sein; ihre erste gesellschaftliche Phrase und ihr erster Knig war an sie gerichtet. So oft man der jungen Marquise eine Freude bereiten wollte, wurde Fräulein Schoonen eingeladen; sie erschien an jedem Sonn- und Festtage, immer äußerst zierlich in Anzug und Manieren, ein beständiges Vorbild; sie war nebenbei auch fünf Jahre älter, und alle Leute wunderten sich, wie gut die beiden trotzdem zusammenpaßten; kurz, man hatte Mariquita so oft versichert, daß der Besuch Fräulein Schoonens ein Vergnügen sei, daß sie es zuletzt selbst glaubte, und Fräulein Schoonen für sie identisch mit Vergnügen und Feiertagen wurde. — Zu lachen hatte sie mit ihr gelernt, aber mit ihr zu weinen war ihr nicht anezogen, und lernte sich deshalb nicht so rasch.

Nach dem Begräbniß kehrte Advokat Schoonen in das Estreesche Palais zurück. Maria d'Estree hatte ihn zum Vormund ihrer Tochter eingesetzt, eine natürliche und glückliche Wahl, wie man meinte. Wie hätte sie auch einen bessern Vormund finden können? Advokat Schoonen wurde als einer der bedeutendsten Rechtsgelehrten Amsterdams betrachtet und die Verwandtschaft mit seiner Mündel, die von einer bürgerlichen Großmutter Marias sich herleitete, war viel zu entfernt, um ihn zu irgend welchen Ansprüchen auf das Estreesche Erbe zu berechtigen. Zudem war er der langjährige Freund der Marquise gewesen, hatte Mariquita heranwachsen sehen und kannte wie kein anderer ihre Verhältnisse.

Er stieg die breiten Treppen zum zweiten Stockwerk, wo sich die Familienpapiere befanden, hinauf, befahl einem Diener, ihn nicht stören zu lassen, und trat in das sogenannte Archiv. Troß des flackernden Feuers im Kamin war es noch kalt in dem großen, nie bewohnten und deshalb unwohnlichen Gemach; aber der Advokat achtete nicht auf seine Umgebung; seine Stirne war gedankenvoll, seine Lippen fest zusammengepreßt. Er öffnete den Schrank mit den Papieren und warf die staubigen Packete gleichgültig auf den staubigen Tisch. Da war Arbeit genug für einen Vormund! Aber Schoonen kannte alle diese Papiere; für ihn bedurfte es keiner Orientirung. Endlich zog er aus einem Geheimsache ein altes Do-

kument mit dem Estreeschen Familiensiegel. Eine unendliche Spannung malte sich auf seinem Gesichte: dieses ihm noch unbekanntes Dokument war der Schlüssel zu den vertrauten Mittheilungen, welche Maria ihm am Morgen nach jenem Falle gemacht und deren Ende ihr ausbrechendes Delirium ihm entzogen hatte. Sorgfältig schloß er die Thüre und begann dann die große steife Handschrift zu entziffern, was ihm einige Zeit kostete, denn das Testament — als solches erkannte er es auf den ersten Blick — war in spanischer Sprache geschrieben. Es war nicht sehr lang. Zuerst kam eine Aufzählung des Estreeschen Besitzes an beweglicher und unbeweglicher Habe; der Rest lautete wie folgt:

„Von meinen beiden Söhnen Don Philipp und Don Carlos d'Estree hat der ältere, Don Philipp d'Estree, meinen Rath verachtet, und indem er sich von mir losriß und seinen eigenen Weg ging, jeden Anspruch auf mein Erbe verwirkt. Ich habe somit nur einen Erben, und will, daß das ganze Estreesche Vermögen auf meinen geliebten zweiten Sohn Don Carlos d'Estree und nach ihm auf seine direkten Nachkommen, gleichviel ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, übergeht.

„Sollte jedoch — was Gott verhüten möge! — die jüngere Linie des Estreeschen Hauses aussterben, so will ich unser Vermögen nicht in fremden Händen wissen. Der Estreesche Besitz fällt alsdann ganz so, wie er ist, vergrößert oder verkleinert, an die ältere Linie meines Hauses zurück, an die direkten Nachkommen Don Philipp d'Estrees.

Unterzeichnet Juan Philipp, Marquis d'Estree.  
Grande von Spanien.“

Darunter Zeugenunterschriften, Siegel und die Bemerkung, daß bei den Behörden von Madrid und Sevilla Kopieen dieses Testaments niedergelegt seien.

Der Advokat starrete lange auf das Dokument, und seine fahlen Wangen rötheten sich von dem Chaos von Gedanken, die in seinem Kopfe fluteten. Ein Diener rief ihn zum Frühstück, er beachtete es nicht; seine Frau wollte ihn zu einem Spaziergange abholen, er öffnete nicht; seine ältesten Töchter (Geerdje war die jüngste) kamen, um ihn zu einem Klienten zu rufen, er antwortete nicht. Er saß und brütete, und brütete über seinen dunklen Plänen, und als er endlich, es dämmerte schon, das Archiv verließ, da stand sein Plan fest, das Schicksal der ahnungslosen Waise war besiegelt.

Der Advokat stieg die Treppen hinab, ganz er selbst, ruhig und klar wie immer; die letzte Spur der Aufregung, die ihn heute übermannt hatte, war verwischt. Er kam an Mariquittas Zimmer vorüber; die Thüre stand offen troß des kühlen Februarartages; Schoonen warf einen Blick auf seine Mündel. Sie war allein und saß regungslos von der Thüre abgewandt, in ihrem dunklen Anzug, auf den ihre goldenen Locken in ungeordneter Fülle niederfielen. Vor dem Fenster auf den knospenden Zweigen des Lindenbaumes am Wasser lag der rothe Schein der untergehenden Sonne, und ein Hänfling wiegte sich darauf und zwitscherte sein fröhliches Lied. Es war so still und friedlich draußen in der Natur und in dem freundlichen Gemach, war es auch so in den Herzen der beiden Menschen?

Mariquita hielt in der Hand ein kleines Miniaturbild ihrer Mutter, aber ihr starrer Blick, obgleich darauf gerichtet, schien in endlose Ferne zu sehen; ihre Züge waren todtenbleich und unbeweglich, aber aus den weitgeöffneten Augen flossen zwei große Thränen, die ersten seit dem Tode der Marquise, langsam über ihre Wangen.

Der Advokat trat leise und unbemerkt zurück und begab sich in seine Wohnung, wo man ihn schon lange erwartete. Es waren mehrere Gäste in der Skamer (Empfangszimmer), unter ihnen auch der ungeduldige Klient, welchem die praktische Frau Schoonen den Rath gegeben hatte, ihren Mann zu erwarten. Das Gespräch drehte sich natürlich um Tod und Begräbniß der Marquise d'Estree, die Verlassenheit der Waise u. s. w.

„Nun, wie geht es dem armen Kinde?“ Das war der Ruf, mit welchem Schoonen von seiner Familie sowohl, als auch von seinen Gästen empfangen wurde.

Er zuckte mit bedeutsamem Blicke die Achseln.

„Wie,“ rief seine Gattin, eine mütterlich freundlich aussehende Frau, „Du meinst doch nicht gar, das arme Ding werde auch das Nervenfieber bekommen?“

„Das nicht, aber —“

„Was aber?“

„Je nun! Die Estrees sind alle,“ er deutete auf die Stirne, „etwas — etwas exaltirt. Sie wissen, welchen Eindruck die Ermordung ihres Gemahls auf die Marquise machte. Mein Mündel hat nicht einmal den starken Geist ihrer Mutter; und ich fürchte,“ er zuckte abermals die Achseln, „aber, bitte, schweigen Sie darüber.“

„Um Gottes willen!“

Man hatte verstanden; und es trat eine Pause des Entsetzens ein.

„Uebrigens,“ nahm der Advokat, zu seiner Frau gewendet, abermals das Wort, „übrigens ist die Pflege des armen Mädchens zu anstrengend für Geerdje; sie paßt auch nicht recht dazu. Ich will mich bemühen, eine ältliche Gesellschafterin, eine Art mütterlicher Freundin für die junge Marquise zu finden.“

Die Familie begab sich zu Tische und der Besuch zerstreute sich, auf dem Heimwege Bekannten und Freunden die entsetzliche Neuigkeit mittheilend, Mariquitta d'Estree sei wahnsinnig geworden, aber ihr Vormund suche es noch zu verwickeln.

#### IV. Ein schönes Opfer.

Einige Tage später trat Schoonen in das Gemach seiner Mündel, welche in düsterer Schwermuth in den Frühlingregen hinausstarre, um ihr zu melden, daß er für ihre Gesellschaft und Pflege eine „mütterliche Freundin“ engagirt habe, welche er ihr mit gutem Gewissen empfehlen könne. Mariquitta möge entschuldigen, daß er sie nicht früher davon unterrichtet habe; es sei in bester Absicht geschehen, er habe sie schonen wollen u. s. w.

„Es ist alles gut, wie Sie es einrichten,“ versetzte Mariquitta mit kindlichem Vertrauen.

Der Advokat trat in das Nebenzimmer, um die dort harrende Gesellschafterin zu rufen, die er als Suffrouw Rosalie Sanders vorstellte. Es war eine große ländlich-krafftige Gestalt, die kaum recht in die städtische Kleidung zu passen schien. Sie hatte ziemlich regelmäßige Züge, dunkelblaue Augen, helle Wimpern und helles Haar, welches letztere statt mit der in Holland üblichen Haube nur mit einem schwarzen Spizentuch bedeckt war. Strahlend in den Farben der Jugend und Gesundheit, verklärt durch den Ausdruck naiver Unschuld, wäre dieses Gesicht wohl nicht ohne Reiz gewesen; aber die Wangen waren eingefallen, der Teint aschfarben wie ihr Haar. Unschuld und Naivetät hatte das Leben von Stirne und Augen gewischt; und ein geschickterer Beobachter, als die junge Waise, hätte in den Linien um die fest zusammengepreßten Lippen die Geschichte einer Vergangenheit voll Irthum, Leidenschaft und bitterer Enttäuschung gelesen.

Mariquitta blickte empor und schauderte instinktmäßig beim Anblicke der Frau, welche künftig an der Stelle ihrer lieben Mama über sie wachen sollte. Aber sie bezwang sich: es war ja nur die Trauer ihres Herzens, welche über alle Gegenstände einen solchen Schleier von Bangigkeit und Mißtrauen warf. Darunter durfte die Fremde nicht leiden. — Maria d'Estree hatte ihrer Tochter Zuvoorkommenheit und Theilnahme für alle Menschen gelehrt, und das edle Herz Mariquittas war ihren Lehren auf mehr als halbem Wege entgegengekommen. Die junge Marquise bot deshalb ihrer neuen Gesellschafterin freundlich die Hand und sagte mit trübem Lächeln:

„Seien Sie willkommen in diesem Hause der Trauer; und zürnen Sie mir nicht, wenn ich nicht einmal den Versuch mache, Ihnen dasselbe zu erheitern.“

„Gott erhalte Ihnen Ihr treues liebendes Herz und tröste Sie,“ erwiderte Rosalie feierlich; „ich kann nicht viele Worte machen, aber an der Treue meiner Dienste werden Sie mein Herz — so hoffe ich — erkennen.“ Und sie küßte die dargebotene Hand.

Sie blieb den Tag über im Gemach ihrer Schutzbefehlenden sitzen, geräuschlos und schweigend. Aber Mariquitta, ob

sie gleich nicht sprach, fand das Gemach heute lange nicht so traurig und öde, als die Tage vorher. Doch als die Theestunde kam und Rosalie Teller und Tassen genau so ordnete, wie ihre Herrin es gewohnt war (sie hatte sich nach allen Details erkundigt), als Mariquitta sich zu Tische setzte, genau so, wie sie es seit Jahren gethan, und doch so ganz, ganz anders, — da rissen alle ihre Wunden von neuem auf, und mit den Worten: „Heute vor vierzehn Tagen saß meine liebe Mama noch bei mir,“ bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und begann bitterlich zu weinen. Rosalie war aufgesprungen und kniete, freundliche Trostworte sprechend, an ihrer Seite nieder, und nach und nach sank das blonde Haupt auf ihre Schulter und Mariquitta sprach zu ihr, — was sie Geerdje gegenüber nie gekonnt, — von ihrer lieben Mama und wie gut sie gewesen, und bat Rosalien im Herzen alle die unfreundlichen Gedanken ab, welche sie gegen dieselbe gehegt hatte.

Diese aber blickte auf ihre Herrin nieder mit einem solchen Ausdruck von Haß und Rachsucht in ihrem blauen Auge, daß der Schutengel Mariquittas erblickend sein Antlitz mit den Flügeln verhüllte.

\* \* \*

Und wieder nach einigen Tagen betrat Schoonen das Estreesche Palais. Der Schrecken herrschte überall; mit verstörtem Gesichtern stand die Dienerschaft gruppenweise beisammen, die schreckliche Begebenheit besprechend, und droben in ihrem Zimmer lag Mariquitta athemlos, mit zerzaustem Haare und blutender Stirn. Die schwarzen Augen traten weit und starr aus ihren Höhlen hervor, und ihre kleinen geballten Hände kämpften verzweifelt gegen die eiserne Kraft Rosaliens an, welche nur mit Mühe verhindern konnte, daß ihre Herrin sich noch mehr beschädigte, als sie es schon gethan.

Mariquitta d'Estree war tobüchtig; das unterlag keinem Zweifel.

Der Advokat lief fort, um einen Doktor zu holen. Er wußte, wo ein solcher zu finden war.

Mynheer van Sloop, sonst ein ganz geschickter Arzt, hatte eine leider sehr große Vorliebe für die Flasche, und war, da er ein gutes Werk früh zu beginnen pflegte, schon am Vormittag in der Restauration an der Ecke der „Heerengracht“ zu finden. Dorthin begab sich Schoonen und sah sich denn auch nicht in seiner Erwartung getäuscht.

Van Sloop saß bei einem dampfenden Glase Grog, und sein stierer Blick verrieth, daß es nicht das erste sei. Dennoch erklärte er sich sofort bereit, seinen guten Freund Schoonen zu begleiten, zumal derselbe sehr aufgereggt schien, was ihm nicht leicht passirte. So schwankte denn van Sloop zu seiner schönen Patientin hinauf.

„Ich bitte Sie um Gottes willen, Doktor,“ rief Schoonen, ihn in Mariquittas Zimmer führend, „prüfen Sie genau, ob dieser entsetzliche Zustand der Anfang einer Krankheit oder ob es gar Tobsucht ist.“

Rosalie gab die Hand ihrer Herrin frei, und die Wahnsinnige stürzte mit solcher Wildheit auf die Eintretenden zu, daß beim Zurückweichen der ohnehin nicht sehr fest auf den Beinen stehende Doktor um ein Haar das Gleichgewicht verlor hätte.

„Sie ist tobüchtig, rein tobüchtig!“ rief van Sloop todtenbleich retirirend. „Zum Teufel! so halten Sie sie doch fest, Suffrouw.“

„Oh, meine arme Mündel,“ flüsterte der Advokat, während Rosalie das junge Mädchen wieder in ihre eisenfesten Arme schloß.

„Ich fürchtete diesen Ausbruch schon seit einiger Zeit; was ist nun zu thun?“

„Gar nichts ist zu thun! Gar nichts,“ meinte der Doktor mit schwerer Zunge und noch immer sehr alterirt von seinem Schrecken, „an einen sichern Ort müssen Sie sie bringen, damit sie kein Unglück stiftet! Das ist das Einzige, das Ueberwiegende!“

„Aber dazu bedarf es eines Attests von ärztlicher Seite.“

„Ich will Ihnen eines schreiben. Solch Tobüchtige sind staatsgefährlich, je eher sie in Sicherheit kommen, um so besser!“

Und was die zweite Unterschrift anbelangt, die kann mein Kesse darunter setzen.“ — Damit begann der Arzt das Attest auszustellen.

Schoonen blickte ihm über die Schulter und verbesserte seine Schreibweise hie und da, um dem Dokumente Gültigkeit vor Gericht zu verleihen.

„Könnten Sie nicht meiner Mündel irgend eine lindernde Arznei geben?“ fragte er, als van Sloop geendet hatte. Der Doktor nahm die eben hingelegte Feder wieder auf. Er hatte noch gerade Besinnung genug, um nicht etwa Arsenik oder Blausäure zu verschreiben. Dann taumelte er wieder zu der Restauration an der Ecke der Heerengracht zurück.

Zwei Tage später hielt der Reisewagen vor der Thüre des Estreeschen Palais, welcher die arme Tobjüchtige in ein berühmtes Irrenhaus in den Ardennen bringen sollte, denn sie schien zu elend, um das Rütteln der Bahn zu ertragen. Schoonen, seine Mündel und Juffrouw Jnders stiegen ein. Die junge Marquise war wieder bei vollständig klarem Bewußtsein, der Wahnsinn hat ja gewöhnlich lichte Augenblicke, aber sie fühlte sich unendlich schwach, geistig und körperlich zerschlagen. Das arme Mädchen hatte fast mit Befriedigung vernommen, daß sie Amsterdam, wo sie so viel gelitten, verlassen solle. Das Ziel der Reise ahnte sie nicht; und hätte sie es gewußt, sie würde sich in diesem Augenblicke kaum darüber erstaunt, geschweige denn widerseht haben, so gänzlich zerrüttet war ihr Wollen und Verstehen.

#### V. Ein Schurke von Stande.

Es war im August. Der Nordsturm sauste über das flache Land und trieb die grüngrauen Wellen der Zuidersee heulend gegen den Damm, als seien sie diesmal fest entschlossen, ihn zu durchbrechen. Den Damm entlang führt ein bequemer, doch wenig besuchter Fußpad zwischen gleichförmigen Viehweiden zur rechten Hand und der lauten, ewig wechselnden See zur Linken. Hier und da liegt eine kleine Hütte mit tief zur Erde hinabgehendem Dach, um Sturm und Feuchtigkeit (an welcher letzterer in Amsterdam kein Mangel ist) abzuhalten. Etwa eine halbe Stunde von der Stadt kommt man an ein alleinstehendes, ländliches Wirthshaus, und nach einer weiteren halben Stunde an den Leuchtthurm. Das ist der Anblick, welchen die östliche Umgebung Amsterdams darbietet, oder doch wenigstens zur Zeit, da unsere Geschichte beginnt, darbot.

Es fing schon an dämmerig zu werden, als über den Damm weithin sichtbar zwei mit dem Sturm kämpfende Gestalten dahinschritten. Es war Advokat Schoonen mit seiner Lieblings Tochter Wies.

Wies, die schon ziemlich tief in den Dreißigen steckte, war eine schlanke hochaufgeschossene Gestalt, welche ihren Vater um mehr als Kopfeslänge überragte; im Gesicht zeigte sie eine auffallende Aehnlichkeit mit Geerdje. Sie war elegant, ja reich gekleidet; die Schoonen wollten vor kurzem eine Erbschaft gemacht haben. In der That war eine neunzigjährige Tante des Advokaten gestorben, doch hätte wohl niemand Schätze bei ihr gesucht, da sie in den letzten Jahren das Gnadenbrot von ihrem Neffen erhalten hatte.

Ich weiß nicht, ob diese Erbschaft das Glück anzog, aber genug, es erschien den drei hoffenden, und lang schon vergeblich hoffenden Jungfrauen, und zwar in der Gestalt von Hemmo van der Instort, welcher sich um die Hand Geerdjes, d. h. der jüngsten, bewarb, und welcher, da Schoonen nicht den Grundfäden Labans hinsichtlich der Verheirathung seiner Töchter huldigte, mit Freuden die Zusage des Vaters erhielt.

Hinter sich her zerrte Fräulein Schoonen an rothem Bande einen grauen, langhaarigen Schooßhund, dem der nasse Boden und der bei jedem Schritt gegen seine Nase anschlagende Kleiderfaum seiner Herrin nicht sonderlich zu behagen schienen. Wenn jedoch Bijou schlechter Laune war, Wiesje Schoonen war es noch weit mehr.

Sie hatte den freien Tag ihres Vaters, es war ein Sonntag, benützt, um mit ihm eine Wasserpartie nach dem Leuchtthurm zu machen; doch ehe sie den Leuchtthurm erreichten, war ein furchtbares Gewitter ausgebrochen, und Vater und Tochter priesen sich glücklich, daß sie vor dem in Strömen niedergießen-

den Regen in das einsame Wirthshaus am Strande flüchten konnten. Am Abend endlich waren Bliß, Donner und Regen vorüber, aber die See ging noch so entsetzlich hoch, daß Wies mit Entschiedenheit erklärte, keinen Fuß in das Boot setzen zu wollen. Sie hatte vollkommen Recht; es wäre Thorheit gewesen, sich unnöthigerweise in einer solchen Nußschale, wie das kleine Segelboot war, den weißen Wellenkämmen der tobenden See anzuvertrauen; doch Schoonen, obgleich sonst nichts weniger als tollkühn, schien einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Landweg zu hegen, und brummte allerlei von „albernen, furchtsamen und eigensinnigen Frauenzimmern“, mußte aber endlich dem entschiedenen Willen seiner Tochter nachgeben.

Wies hatte damit nicht viel gewonnen; wenn auch gefahrlos, so war der Landweg doch sehr unbequem, und sie hatte bald mit der flatternden Mantille, bald mit ihrem, vor dem Sturm sich überschlagenden breiten, italienischen Strohhut zu kämpfen. Dabei ließ sie ihrer Ungeduld in nicht sehr liebenswürdiger Weise freien Lauf. Das beste Mittel gegen schlechte Laune ist, ihr noch schlechtere Laune entgegen zu setzen. Man hat wenigstens den Vortheil dabei, daß man von der Gemüthsstimmung des andern nicht angesteckt wird; etwa so, wie ein Schwamm, der sich voll Wasser saugt, damit der Bach, in welchen er fällt, ihn nicht durchnässe. Möglich, daß derartige Betrachtungen ihn bestimmten; möglich auch, daß er andere Gründe hatte, genug, er antwortete auf den Jornausbruch seines Lieblings mit ein paar so heftigen Worten, daß Wiesje, die ihren Vater kannte, sofort schwieg, und fortan klaglos den Kampf mit dem Sturme ertrug. Aber die Stille ward ihr peinlich, sie suchte nach einem Gegenstande zur Unterhaltung.

„D,“ rief sie plötzlich mit ungekünsteltem Erstaunen gerade vor einer der kleinen Hütten am Strande stehen bleibend, „wahrhaftig, dort kommt ein Segelboot! Und noch dazu von draußen herein.“

Das scharfe Auge Wiesje Schoonens hatte sich nicht getäuscht; es war in der That ein Segelboot, das mit vollausgespannten Segeln pfeilschnell über die unruhige See glitt, und offenbar nach dem Leuchtthurme zu, d. h. nach Südosten strebte. Bald auf dem Gipfel einer Welle wie auf einem Piederstäl schwebend, bald im Abgrund verschwindend, lag es so schief, daß die Spitzen seiner Segelstangen die Flut zu berühren schienen; und Wies sah deutlich, wie die weißschäumenden Wellen beständig über den niedrigen Rand spülten.

Schoonen, welcher nicht das Meer, sondern die kleine Hütte zu seiner Linken beobachtet hatte, wollte mit einem kurzen: „Da siehst Du auch, daß nicht alle Menschen solche Hafensüße sind wie Du,“ das junge Mädchen mit sich fortziehen, — aber es war schon zu spät!

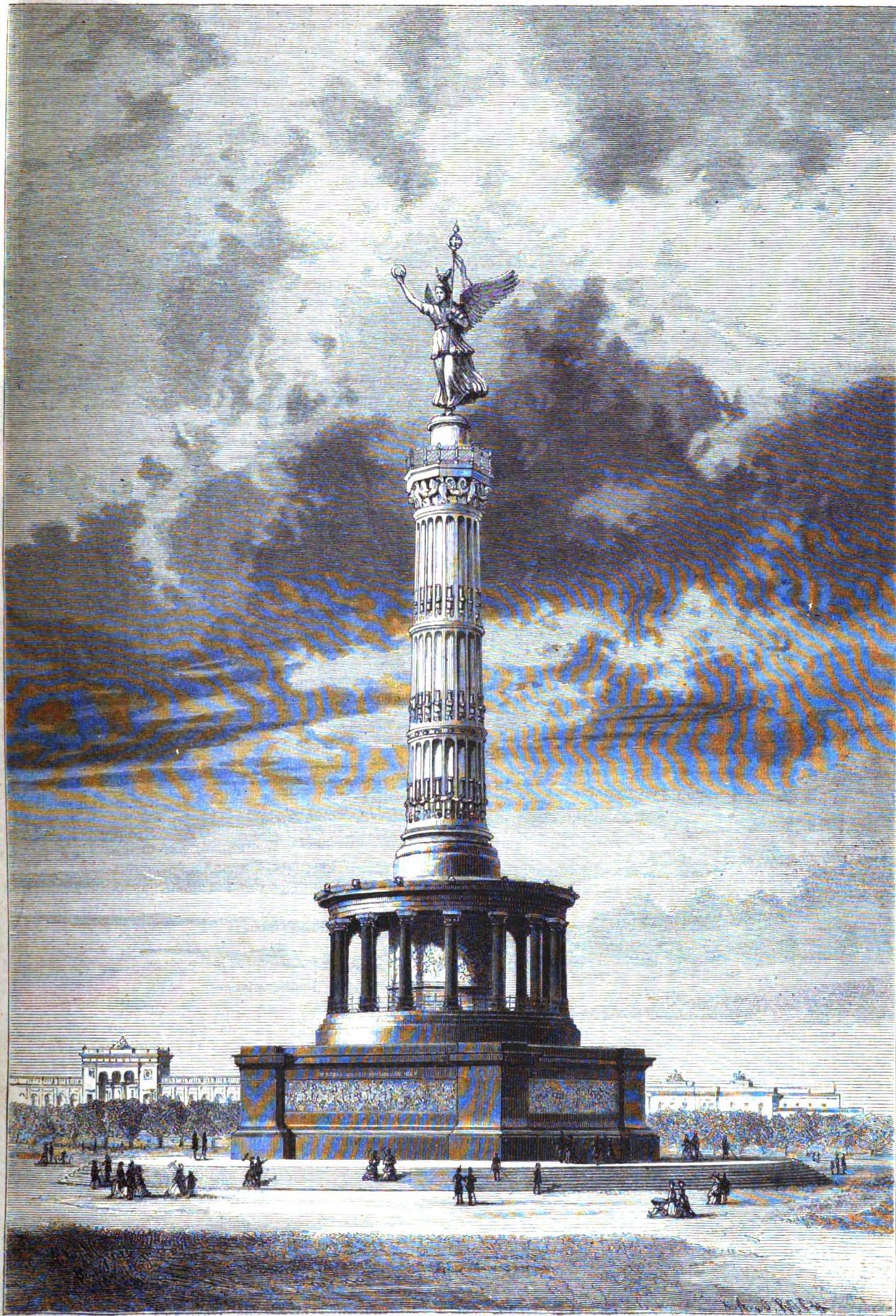
Aus der Hütte stürzte ein junger Mensch von etwa fünf- undzwanzig Jahren, und stand in wenigen, weiten Sprüngen vor den verblüfften Spaziergängern. Er war kräftig gebaut, hatte regelmäßige Züge, blonde Haare, tadellos weiße Zähne, und würde mit einem Wort ein schöner Mann gewesen sein, wenn nicht seine großen hellblauen Augen mit der Ausdruckslosigkeit des Blödsinns in die Welt gestarrt hätten. In gemessener Entfernung folgte ihm mit majestätischem Gang, silberner Halskrause und metallisch schimmernden Schwanzfedern ein Hahn von einer Größe, wie man sie eben nur in Holland findet.

Der junge Mensch ergriff herzlich die Hand des Advokaten und rief: „Wie geht's denn, lieber Onkel? Wie geht es Dir? Du bist so lange nicht bei mir gewesen! Kommst Du —“

„Geh zurück,“ zischte Schoonen leise, aber verständlich. „Warum denn? Ich bin nicht unartig gewesen, ich habe der alten Frau gehorcht, die Du mir geschickt hast; sie ist gar nicht immer angenehm; und Du hast mir auch eine Braut versprochen — ah,“ unterbrach er sich mit dem Finger auf Wiesje deutend, „das ist wohl meine Braut?“

Die junge Dame wandte sich verächtlich ab und fragte mit unbeschreiblichem Ausdruck: „Papa, wer ist dieser Mensch?“

„Ein armer Blödsinniger, der Jedermann für seinen Verwandten hält, wie Du siehst. Es ist eben eine der vielen Annehmlichkeiten Deines Landweges; danke Dir selbst dafür!“ Und sich zu dem jungen Menschen wendend, sagte er in mil-



Das Siegesdenkmal in Berlin.

Nach dem Dasein nach der Natur aufgenommen von Paul Graeb jun.

derem Tone: „Geh jetzt nach Haus. Ich komme bald, mich nach Dir umzusehen.“

Der Blödsinnige senkte das Haupt wie ein bestraftes Kind, und war im Begriff zu gehorchen, als ein neuer Zwischenfall ihn zurückhielt.

Wiesje hatte, halb in die Anschauung des nahenden Bootes versunken, halb in Verwunderung über den seltsamen Menschen, das Band sinken lassen, an welchem sie ihren Schooßhund führte. Bijou benutzte die ungewohnte Freiheit, um seinem Haß gegen das Federvieh Ausdruck zu geben; mit wüthendem Gebell sprang er auf den armen Hahn los, der, seine Flügel ausbreitend, schleunigst die Flucht ergriff, hitzig verfolgt von dem tapfern kleinen Bijou. Die Behauptung der Naturforscher, daß die Thiere im Verkehr mit Menschen ihre ursprüngliche Schaulheit und Gewandtheit verlor, fand hier wieder eine Bestätigung; denn der Hahn, statt als kluger Hahn nach dem Hause und etwa auf das niedrige Dach zu retiriren, flüchtete der See zu, und in die Enge getrieben den Damm hinunter. Im Sprunge mochte er sich des Wassers zu seinen Füßen entsinnen; wenigstens flatterte er in der Verzweiflung der Todesangst ein paar hundert Schritte in der Richtung des kommenden Bootes über die Wellen, doch plötzlich verließ ihn die Kraft der ungeübten Flügel; er sah hilflos rings umher, drehte sich einmal um sich selbst und sank in die Flut.

„Kriki! Kriki! mein Kriki!“ rief der Blödsinnige mit einem so gellenden Ausdruck von Verzweiflung, daß es das Brausen der See übertönte. Er rang die Hände und würde unzweifelhaft seinem Liebling nachgesprungen sein, wenn nicht Schoonen ihn mit mehr Kraft, als seiner schwächtigen Gestalt zuzutrauen war, festgehalten hätte.

Von dem bedeutend näher gekommenen Boote aus mußte die Scene am Strande auch bemerkt worden sein, denn plötzlich erschien die Gestalt eines der kühnen Schiffer auf dem Rande des Fahrzeugs und sprang mit kühnem Entschluß in die Wellen, während zugleich das Boot, ein Segel einreffend, seinen südöstlichen Kurs aufgab, und, vor dem Winde hertreibend, direkt auf die Küste zulief.

Mit athemloser Spannung harrten die drei Menschen am Ufer des Ausgangs, welchen das tollkühne Wagstück nehmen würde. Nach wenigen Minuten schon erhob sich ein Menschenkopf über dem Wasser und seitwärts ein heller Punkt, offenbar die weiße Halskrause des verunglückten Hahns; doch nur für einen Moment; dann rollten die Wellen wieder über beides dahin. Weder Wies noch ihr Vater sprachen ein Wort, oder verwandten einen Blick von dem aufregenden Schauspiel; selbst der Blödsinnige schien zu verstehen, daß es sich um die Rettung seines Lieblings handle. Näher und näher rückte der Kopf über der Flut und endlich, nach Verlauf von zehn Minuten qualvoller Spannung, ward Kriki ans Ufer gesetzt; kräftige Hände faßten den Damm, und eine gegen denselben anrollende Welle benutzend, schwang sich der kühne Schwimmer ans Land, ohne die Hand zu fassen, welche Schoonen ausstreckte, um ihm behilflich zu sein. Es war eine mehr schlante als kräftige Gestalt in der kleidsamen Tracht eines Matrosen, blauer Flaneljacke und breitem zurückgeklappten Kragen. Seine Züge genau zu unterscheiden, erlaubte die hereinbrechende Dämmerung nicht, welche noch durch schwere tiefhängende Wolken vergrößert wurde.

„Seid Ihr des Teufels, Mann, Euer Leben für einen Hahn zu wagen?“ empfing der Advokat den Tollkühnen.

„Heißt ein paar hundert Schritte schwimmen sein Leben wagen?“ versetzte der Matrose, indem er seinen Theerhut aus dem mittlerweile angekommenen Boote nahm und auf sein dunkles triefendes Haar drückte, so daß sein Gesicht vollständig im Schatten war.

Kriki gab unterdessen sehr energische Lebenszeichen. Er schüttelte seine nassen Federn, daß die Wassertropfen weit umher spritzten und Wiesje Schoonen schleunig davor zur Seite springen mußte. Kaum indessen erblickte Bijou seinen Gegner, als er sachte und auf den Behen wie eine Kacke ihn zu umschleichen begann, bereit, im geeigneten Momente wieder bellend auf ihn loszufahren. Aber der Blödsinnige paßte diesmal gut

auf und versetzte Bijou unversehens einen so derben Fußtritt, daß derselbe heulend zu seiner Herrin flüchtete.

„Unverschämter! Meinen armen kleinen Bijou zu mißhandeln!“ rief Wies mit zornglühenden Wangen, und das Thierchen schützend in ihre Arme nehmend, fügte sie, zu dem Fremden gewandt, gleichsam ihre Festigkeit entschuldigend, und doch nicht ohne Stolz hinzu: „Der Hund ist noch ein Andenken an meine Cousine, die junge Marquise d'Estree.“

Der Fremde streichelte den Kopf des leise knurrenden Thiers. „Ist Ihre Cousine todt?“ fragte er.

„Nein, schlimmer als das,“ erwiderte die junge Dame mit dem Ausdrucke wirklicher Theilnahme. „Das arme Mädchen ist über den Tod ihrer Mutter wahnsinnig geworden. Aber weshalb fragen Sie?“

„Weil Sie an dem kleinen Thiere ein solches Interesse nehmen, wie man es nur an dem Andenken eines Todten nimmt.“

Diese Antwort, so einfach sie war, schien Wies über den Stand des jungen Mannes hinauszugehen, und sie warf einen halb mißtrauischen, halb neugierigen Blick auf seinen durchnästen Matrosenanzug.

Unterdessen war Kriki wieder zu so klarem Bewußtsein gekommen, wie es nur je ein Hahn besaß, hatte ein paar mal geniest, mit den Flügeln geschlagen, und da er im Herzen ein guter Hahn war, dachte er jetzt auch daran, seinen jungen Herrn zu beruhigen, der mit Thränen in den Augen, und leise und zärtlich seinen Namen flüsternd, neben ihm auf dem nassen Sande kniete. Er stieß deshalb ein vergnügtes „Kikeriki“ aus, das von Seiten des Blödsinnigen mit einem lauten Freuden-schrei beantwortet wurde. Den Hahn eilig auf seine Schulter setzend, ergriff der junge Mann die Hand des Matrosen, küßte sie, und sprach mit von Rührung halberstimmter Stimme und dem Ausdrucke glühendster Dankbarkeit in seinen sonst so ausdruckslosen Augen: „Du hast meinen armen Kriki gerettet; Du mußt einer von den Engeln sein, von denen Mama Rosalie mir immer erzählte. Ich will alles thun, was Du sagst, und — und wenn Du sagst, dahinunter“ — er deutete auf die See — „zu springen, will ich es thun! Und ich will Dir einen Altar bauen; sag mir Deinen Namen, Herr Engel.“

Der Fremde blickte betroffen auf den sonderbaren Menschen nieder. „Ich heiße Jan,“ sagte er wie in Gedanken.

„Und mit Familiennamen?“ fragte Wies lebhaft.

„Ich weiß nicht.“

„Und ich heiße Juan!“ rief der Blödsinnige.

Jan zog mit einer hastigen Bewegung seine Hand zurück, während der andere fortfuhr: „Das heißt jetzt; früher hieß ich „Hartje“, aber der Onkel da hat mich —“

Schoonen unterbrach die Rede, welche ihn zu langweilen schien: „Mein guter Jan, einstweilen, bis die Versprechungen dieses Unglücklichen sich erfüllen, nehmen Sie den Dank eines Zuschauer's an, welchem Sie durch Ihre Kühnheit eine wirkliche Freude bereitet haben.“ Dabei zog er ein Goldstück aus seinem langenbeutel und reichte es dem Matrosen. Dieser trat, wie abweisend, einen Schritt zurück.

„Aber, Papa!“ flüsterte Wies vornurfsvoll, denn sie begann den Fremden als ihres Gleichen zu betrachten.

„Was denn?“ fragte der mehr realistische Vater. „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth, und ich denke, daß nach einem solchen Bade ein Glas Orog nicht schaden kann. Im übrigen, — Ihr gefällt mir, junger Mann! Leute von Eurer Herzhaftigkeit werden rar; und wenn Ihr mal nicht mehr Matrose sein wollt, so kommt nur zu Advokat Schoonen; ich werde schon eine vortheilhafte Beschäftigung für Euch finden. So, und nun nehmt.“

„Ihr habt recht, Mynheer; und ich danke auch,“ sagte der Matrose, höflich seinen Theerhut berührend und das Goldstück einsteckend. „Die Wahrheit zu gestehen, hab' ich die Schwimmpartie nur unternommen, weil ich hoffte, Geld für ein Nachtessen damit zu verdienen, denn mein Magen hängt verdammt schief, und den Lohn für diesen Monat haben wir schon in Rio verjubelt. Was Euren anderen Vorschlag betrifft, so will ich mir ihn nochmal überlegen; es kann schon sein, daß ich zu Euch komme.“

Wies wandte sich verächtlich von dem „gemeinen Menschen“ ab. Schoonen aber zog seine Karte aus der Tasche.

„Könnt Ihr lesen?“ fragte er.

„Etwas.“

„So nehmt, es ist meine Adresse. Seht Ihr?“

„Werd' Euch schon finden!“ Und sich zu seinen Gefährten wendend, fügte er hinzu: „So, nun nach dem Wirthshaus! dort wollen wir auf die Gesundheit Wynheers trinken.“

Er sprang ins Boot und faßte ein Ruder, um vom Ufer abzustößen. Die Advokatentochter würdigte den erst so interessanten Schwimmer keines Blickes mehr. Das Boot fuhr ab. Der Blödsinnige und Kriki kehrten in ihre Hütte zurück, und Schoonen, Wies und Bijou schlugen in Dunkelheit, Sturm und dem jetzt stromweise niederplätschernden Regen die Richtung nach der Stadt ein.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus den Erlebnissen eines Gebirgsarztes.

Von August Feierabend.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11. VI. 70.

Wenn der Wanderer, den Schlangenlinien der jugendlichen Thur folgend, bei Schwarzenburg über die lange, gedeckte Brücke schreitet, betritt er den Boden der ehemaligen mächtigen Grafschaft Toggenburg, die jetzt die vier politischen Bezirke des Kantons St. Gallen: Alt-, Neu-, Unter- und Obertoggenburg bildet. Das freundliche Hauptthal der Thur hat von der genannten Brücke bis zur Wassertheide von Wildhaus eine Länge von nahezu zehn Schweizer Stunden. Zahlreiche Seitenthäler drängen sich vom Hauptthal ab zwischen die Berge hinein. Das Pfarrdorf Kappel ist das erste im Bezirk Obertoggenburg, das den 26. Juli 1854 mit seinen beiden Pfarrkirchen ein Raub der Flammen wurde, und seither wie ein Phönix aus der Asche erstanden ist. Wenige hundert Schritte über Kappel liegt auf einer anmuthigen Hochebene das ebenfalls große und schöne Dorf Ebert, rings um die Kirche und die schöne Dorflinde herum. In den beiden Dörfern entfaltet unermüdblicher Gewerbefleiß sein reiches Leben. An den grünen Halben der langgestreckten lieblichen grauen Berge nehmen sich bis an die Alpen hinan die heitern, dichtungsgelagerten Häuschen wie glänzende Perlen aus auf grünem Sammetgrunde und in denselben sind bei dem fröhlichen Gesange tausend und tausend Weberstiften in ruheloser Bewegung. Hier hat die Handweberei gefärbter Tücher ihren Sitz aufgeschlagen, die nach Ost- und Westindien wie nach Afrika und Australien ihren Weg finden.

Weiter thalauflwärts von Ebert liegt in einer anmuthigen Ebene hoch über der Thur das Pfarrdorf Kruppenau. Nicht weit davon befindet sich der Sprung oder die Naturbrücke. Dasselbst hat sich die Thur unter einem großen, mit Tannen und Gesträuch, mit Gras und Blumen geschmückten Felsen ein Loch gegraben, so daß man nicht glaubte, auf einer natürlichen Brücke zu sein, wenn nicht das ungestüme Brausen der eingeeengten Thur lebhaft daran mahnte. Hoch um einen weithin vorspringenden Felsen führt die Landstraße herum. Unten viele hundert Fuß tief rauscht und schäumt die Thur im sogenannten Rasttobel. Plötzlich öffnet sich ein lieblich grüner Thalkessel. Links erhebt der hohe Säntis sein zerklüftetes Haupt und lehnt sich an denselben der grüne Stock- und Schindelberg. Rechts thürmt sich die Nagelstube pyramide des Speers empor, und hinter derselben und dem Gaggeinstock folgen coulissenförmig die sieben Kurfürsten.

Diese höchst merkwürdige Gebirgsgegend des Ländchens Toggenburg, bis zur Herstellung seiner Eisenbahn bis Ehart den fremden Wanderscharen fast ganz unbekannt, und insbesondere das Dorf Kappel, in dem ich wohnte, war während mehr als fünfzehn Jahren der Schauplatz meiner ärztlichen Wirksamkeit. Mein ärztlicher Ruf verbreitete sich schnell über Berg und Thal. Ich sollte überall sein, und doch hieß es in die steilen Berge hinauf zu Fuß gehen, und nur im Thale konnte ich mich des Wagens bedienen. Ich war indessen kräftig und gesund, und Lust und Liebe zu meinem Berufe machte mir auch alle Mühe und Arbeit leicht. Den beschwerlichsten Theil desselben bildete die chirurgische und geburtshilfliche Praxis, die ein sofortiges Erscheinen des Arztes am Krankenbette gebieterisch fordern. Besonders nahmen mich Beinbrüche sehr in Anspruch. Ein alter Arzt, der für Heilung von Knochenbrüchen weit und breit berühmt war, hatte gerade bei denselben eine unsinnige Methode. Wochenlang mußten nämlich zwei Männer das gebrochene Glied mit den Händen halten, um eine Verschiebung der Knochenenden zu verhindern. Nun mag sich der verehrte Leser denken, was das für eine mühsame und kostspielige Heilmethode war. Ich wollte natürlich nichts von derselben wissen, und da ich zur Heilung höchstens halb soviel Zeit brauchte,

so war mein Ruf als Beinbrucharzt rasch gegründet. Damals kam das Gutta-Percha in Handel und ich bediente mich desselben statt des Kleister- und Gypsverbandes mit dem besten Erfolge.

Die großen Entfernungen und die abgelegenen Vertlichkeiten, wohin mich mein chirurgischer Beruf führte, machten mir ein möglichst kurzes Verfahren zur dringenden Nothwendigkeit. Wo keine große Entzündungsgeschwulst vorhanden war, legte ich nach Einrichtung des Bruches sogleich den bleibenden Verband an, und zwar meistens mit günstigem Erfolge. So hatte zwei Stunden von Kappel entfernt, im hintern Schmidberg, ein junger Mann beim Holzfällen sich den Oberschenkel in der Nähe des Schenkels halbes quer durch gebrochen, und zwar mitten im Winter. Als ich ankam, war die Entzündungsgeschwulst noch unbedeutend, obwohl die Bruchenden im starken Winkel nach außen standen. Die Einrichtung erfolgte sehr leicht, und ich legte sogleich den festen Gutta-Perchaverband an, mit der Bemerkung, daß man mich wissen lasse, wenn sich stärkere Geschwulst mit Schmerzen einstellen oder auch der Verband locker werden sollte. Erfolge keine Nachricht, so werde ich in vier Wochen wieder kommen. Da keine Nachricht kam, schickte ich mich an, nach dem Verlauf des gegebenen Zeitraums, trotz hohen gefallenen Schnees, hinzugehen, als ein Zugschlitten vor meinem Hause hielt und darauf mein Mann. Der Beinbruch war fest und untadelhaft geheilt.

So leicht ging es aber nicht jedes Mal. Ein Fall verursachte mir besonders viele Mühe und Sorgen. Drei Stunden von Kappel entfernt ist, zunächst den Alpen, die hintere hohe Laub in der großen Gemeinde Watwil. Von dort war ein fünfzigjähriger Mann mit einem schwerbeladenen Wagen nach Ebert gekommen. Beim Abladen entglitt ein Stück seinen Händen und zerschlug dem armen Manne beide Knochen des linken Oberschenkels gerade oberhalb der Fußknöchel dermaßen, daß der Fuß sich wie ein Band um das Holz herum wand und die Knochenstücke in zahlreichen Wunden Fleisch und Haut durchbohrt hatten. Nachdem die schwierige Einrichtung und ein provisorischer Verband vorgenommen war, wurde der jammernde Mann auf eine Todtenbahre gelegt und von vier Männern unter meiner Leitung heimgetragen. Ich ging neben der Bahre her und befehligte die Haltestellen und Ruhepunkte, sowie das Wechseln der Träger. Erschütternd war der Jammer von Frau und Kindern bei unserer Ankunft. Die zerrissenen Wunden machten einen sehr verwickelten Verband und zahlreiche Besuche zu Fuß nothwendig. Dennoch erfolgte die Heilung in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit befriedigendem Erfolge.

Keine Woche verging ohne allerhand schreckliche Fälle. So kam eines Abends — es war im Sommer — ein Mann in aller Hast gelaufen und bat mich, sogleich mit ihm zu kommen, sein Kamerad sei auf einer Hochzeit beim Mörsergeschießen verunglückt, indem ihm eine volle Mörserladung ins Gesicht gegangen. Der zuerst gerufene Arzt habe erklärt, der Mensch sei unrettbar verloren, er lege keine Hand an, bevor ich nicht auf dem Plage sei. Wir hatten volle drei Stunden weit zu gehen, und der rauhe Weg führte uns bald bergauf, bald bergab, durch Wälder und Weiden zur Wohnung des Verunglückten. Dieser, eine wahrhaft athletische Gestalt, bot einen grauenvollen Anblick dar, der mir trotz meiner gewohnten Seelenruhe das Herz im Leibe schaudern machte. Das ganze Gesicht war in eine blutige, mit Pulver geschwärzte, zuckende Fleischmasse verwandelt. Die Haare vom Kopfe weggesengt. Das linke Auge hing am Sehnerv weit aus der Augenhöhle heraus und mußte abgeschnitten werden. Die Nase war spurlos verschwunden, die Lippen waren zerfetzt. Ebenso die Lider des rechten Auges.

Der rechte Augapfel war geschwärzt, doch hatte er noch Lichtempfindung. Nachgenommener Einsicht erklärte ich meinem Kollegen: bei dem athletischen Körperbau sei mir der baldige Tod keineswegs gewiß; wir müßten daher Hand anlegen und den Menschen zusammenschließen, so gut es eben möglich wäre. Und so gingen wir denn unverdrossen an das schwierige Werk. Ueber dreißig blutige Feste mußten angelegt werden, um die Haut- und Fleischsegen alle in ihre gehörige Lage zu bringen. Und der Mensch kam wirklich mit dem Leben davon. Freilich hatte ich noch manchmal den weiten Gang zu thun. Später kam er selbst nach Kappel hinüber, damit ich ihn täglich verbinden könnte. Ich freute mich sehr, bei dieser Gelegenheit die Operation der künstlichen Nasenbildung machen zu können. Ich hatte mich zu diesem Zwecke mit dem nothwendigen Material wohl versehen und wartete nur die vollständige Heilung der Stirnhaut ab, um aus derselben eine künstliche Nase herauszuschneiden. Da erklärte an einem schönen Morgen der Riese: er sei auch ohne Nase für seine Frau hübsch genug, er gedente es ohne künstliche Nase machen zu können. Da aber hatte der gute Mann seine Rechnung ohne den Wirth gemacht. Seine Frau stellte wegen Verunstaltung des Mannes wirklich eine Scheidungsklage, und ihr wird vermuthlich entsprochen worden sein, obwohl außer der fehlenden Nase und dem linken Auge die Heilung auf erstaunenswerthe Weise gelungen war.

Einen ähnlichen eben so merkwürdigen Fall erlebte ich in der Gemeinde Wildhaus. Es war im Sommer ein tiefer Schnee auf den Wildhauser Alpen gefallen. Da stieg ein junger Mann mit seinem Schwager gegen die Kurfürsten hinauf, um droben am Hinterrugg sich nach den Schafen umzusehen. Als sie oben in der Wort angekommen, geht plötzlich eine Lawine los und reißt den Jüngling vor den Augen des Kameraden über die Felsen hinunter, tiefer hinab als der höchste Kirchturm. Jämmerlich zerschlagen blieb er auf einem grünen Grasband liegen, während die Lawine weiter in den Abgrund donnerte. Ueber und unter sich erblickte der Unglückliche unersteigliche Felsen. Wie ein scharfes Schwert ging ihm der Gedanke durch die Seele, daß er hier oben einsam und verlassen elend verhungern müsse, und wie es daher weit besser gewesen, wenn er gleich todt gefallen wäre. Auf einmal braust es wieder über seinem Haupte. Ein zweiter Schneerutsch faßt ihn wie eine Windsbraut und wirft ihn viele hundert Fuß tief auf die Trümmer der ersten Lawine hinab. Hätte diese gleich anfangs ihn bis in diesen Abgrund hinabgerissen, so hätte ihre Wucht ihn unzweifelhaft lebendig begraben. Das eine Ohr war halb abgerissen und nebenbei hatte er noch eine tiefe Knie- und Achselwunde. In solchem Zustande kam er auf einem Wägelchen bei meinem Hause in Kappel angefahren. Nachdem er sorgfältig verbunden war, heilten die Wunden durch erste Vereinigung in wenig Tagen.

Zwei Stunden von Kappel im Thurthal war ein theurer Jugendfreund von mir, Dekan Fidelis Schubiger, Pfarrer, der in dem aufgehobenen Kloster Neu-St.-Johann wohnte. Eben-dasselbst wohnte auch der achtzigjährige Mönch und dieser hatte einen Sohn, Namens Tutilo, das Urbild eines gesunden und männlich schönen Sennen, dessen Anhänglichkeit an den Pfarrer eine unbegrenzte war. Es war Ende der Fastnacht und der schönste Schlittweg zu Berg und Thal, den man sich denken konnte. Freund Fidelis hatte versprochen, an der jungen Fastnacht mit uns zu speisen und einige frohe Stunden in unserm Familientreife zu verleben. Eben saßen wir in der heitersten Gemüthsstimmung bei Tisch, als im saufenden Galopp ein Schlitten herangesprengt kommt und vor dem Hause hält. In demselben sitzt der nachherige Schwager meines Freundes und bringt die Hiobsbotschaft, Tutilo sei im Walde zwischen zwei Sägehölzer gerathen, die ihm den Brustkorb eingedrückt hätten. Man fürchte, er werde sterben müssen. Mein Freund bat mich, ihn zu begleiten, was ich natürlich sehr gerne that. Mit Blitzeile flogen wir das Thal hinauf. In dem Augenblicke, als wir ankamen, hauchte der Unglückliche seinen letzten Seufzer mit dem Leben aus. Der Jammer des greisen Vaters, des jungen Weibes und der kleinen Kinder war herzzerreißend. Der prächtig gewölbte Brustkasten war ganz platt gedrückt.

Eine besonders schwierige Arbeit, bei der sehr viele Verrenkungen, Verstauchungen und Beinbrüche vorkommen, ist das Holz- und Torfschlitten aus den Bergen ins Thal hinunter. Da müssen Gelenke wie aus Stahl und Eisen sein, um nicht ausgerentt

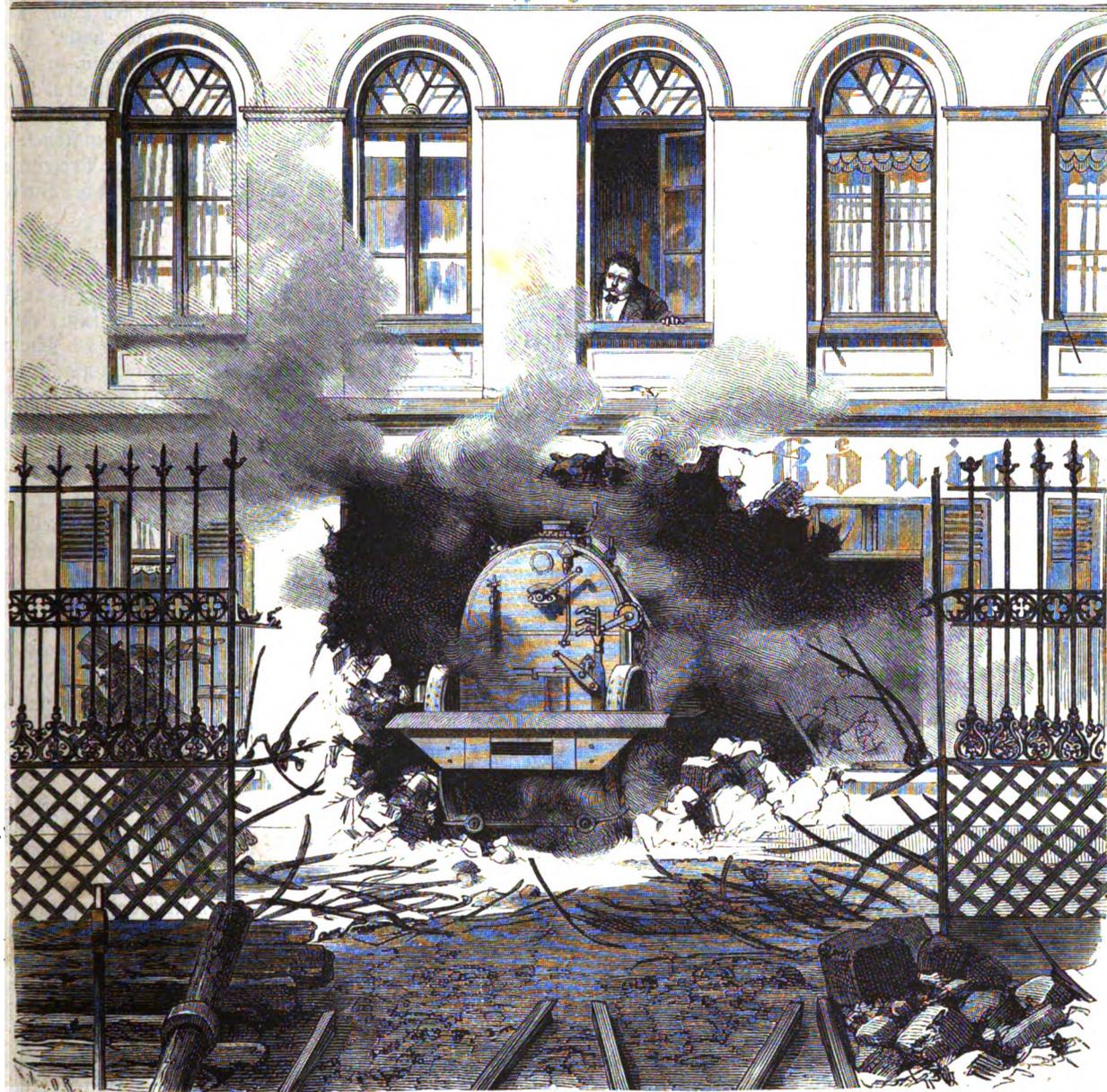
zu werden. Vom vielen Fahren und bei großer Kälte wird die Bahn zu einer Eishalde, und herunter geht's mit den Schlitten wie eine Kugel aus dem Rohr. So wurde ich einmal, mitten im strengsten Winter, zu einem jungen armen Schlittler anderthalb Stunden weit im Berge oben gerufen. Gewaltiger Schnee war gefallen und ging über alle Hecken weg. Dabei drohten links und rechts gewaltige „Schneegewehten“ mit Lawinenstürzen. Ich trug meine Fußeisen, um sicherer auftreten zu können. So gelangte ich, trotz eisiger Winterkälte in Schweiß gebadet, endlich an mein Ziel. Ich fand neben Ausrenkung des Knies noch Wundrothlauf und hatte mit dem Kranken meine liebe Noth, kam endlich aber nach wiederholten Besuchen doch an ein gutes Ziel. Der Bruder des Kranken machte mir beim ersten Besuche das Anerbieten, auf seinem Holzschlitten mich ins Thal hinabzuschaffen. Ich nahm den Antrag herzlich gerne an, werde aber an die Fahrt denken, so lange ich lebe. Trotz der Hemmketten, die unterlegt werden, um das zu rasche Gleiten über die Eisbahn hinunter zu hemmen, war unsere Fahrt doch viel schneller, als die eines Extrazuges auf der Eisenbahn. Und dabei das Rütteln und Stoßen, als sollten die Eingeweide wie ein Chaos durcheinander geworfen werden, daß einem dabei Sehen und Hören verging, und ich mich glücklich schätzte, unten im Thale wieder auf meinen eigenen Füßen stehen zu können.

Ueberhaupt war meine ärztliche Thätigkeit in Toggenburg an traurigen Erlebnissen überreich. Davon noch einige Beispiele. Es war im Winter und über Nacht war fußhoher Schnee gefallen. Da kam athemlos aus der oberen Schwendi ein Mann gesprungen und berichtete, ein Knecht habe sich im Anfall von Schwermuth auf der Heubühne die Gurgel abgeschnitten und lebe noch. Ich nahm einen jungen promovirten Doktor mit, den ich auf sein zweites Staatsexamen vorzubereiten hatte. Unsere Gummiüberschuhe blieben in dem mehrere Schuhe hohen Schnee stecken und mußten mit Stricken an die Füße festgebunden werden. Schneetricfend kamen wir nach mehrstündigem Marsche auf dem Schauplatz der blutigen That an. Der Mensch röchelte noch. Der Kehlkopf war durchschnitten und stand offen. Der Selbstmörder lag hilflos in einer gewaltigen Blutlache. Ich ließ es an zahlreichen blutigen Pflaster- und Plasterstreifen nicht fehlen. Das Bewußtsein kehrte zurück und der Unglückliche konnte sogar wieder einige Laute sprechen. Ich empfahl der Umgebung die größte Wachsamkeit und besuchte ihn, trotz des schlechten Weges, tagtäglich. Die Sache nahm anscheinend den besten Verlauf. Der Kranke war ruhig und zeigte aufrichtige Reue über seine That. Schon glaubte ich an seine Rettung. Da, in einem unbewachten Augenblick, riß der Unglückliche den Verband weg, und nun war es aus. Am zweiten Tage unterlag er einer heftigen Luftröhren- und Kehlkopfentzündung.

Im Juni 1856 wurde ich schleunigst durch einen Boten nach einem gewaltigen Gewitter zu einem übel mißhandelten alten Manne gerufen, der anderthalb Stunden von Kappel weg auf einem entlegenen Berge wohnte. Auf dem Hingange erzählte mir der Bote, was vorgefallen. Der 77jährige „Bäletti“ (Valentin) wohne mit seiner 72jährigen Frau Regula, bei ihrer Tochter, deren Mann Christen, oben in seiner Hütte. Sie seien friebliche Leute, die niemandem je ein böses Wort gäben und von morgens früh bis spät in die Nacht mit Spulen und Weben redlich ihr täglich Brot verdienten. Seph, der älteste Sohn von Christen, sei diese Ostern konfirmirt worden und arbeite nun auf eigene Rechnung im Torfmoor. Ein schlimmer Kamerad, der Kaspar, hatte ihn verleitet, ein Mädchen zu wählen, mit dem der Vater nicht einverstanden war, und ihm daher zuredete, ein anderes zu wählen. Kaspar verlockte den Seph, mit ihm ins Thal hinab ins Wirthshaus zu gehen, und hezte ihn dabei auf, er habe, nachdem er konfirmirt sei, um den Vater nichts mehr nachzufragen. Auf dem Heimweg verlor der betrunkene böse Rathgeber seine silberbeschlagene Pfeife, die sein größter Stolz war. Er behauptete nun in seinem Rausche, Seph habe sie ihm genommen. Dieser behauptete seine Unschuld, nahm sich aber fest vor, in Zukunft Kaspars Gesellschaft zu meiden.

Der nächste Morgen traf Seph schon wieder im Torfmoor an seiner Arbeit. Nicht so den Kaspar. Dieser war am späten Vormittag endlich aus seinem schweren Rausch erwacht und darauf ins nahe Wirthshaus hinabgetaumelt, um sein wüsthies Leben wieder von vorn anzufangen. Erst gegen Abend verließ er singend

# Berliner Möbel-Magazin von C. Arnold.



Ungebetener Besuch einer Lokomotive im Möbelmagazin von C. Arnold in Düsseldorf am 12. August 1873.

und pfeifend die Wirthschaft. Er hatte den leeren Geldbeutel an den Steden gebunden und trug ihn wie ein Siegeszeichen über die Schulter. So schritt er auf „Bäletis“ Hütte zu. Die Familie saß eben bei einem seltenen Mahle. Zwei Tage vorher hatte der Blix am Stodberg im „Oberschirlet“ in die Alphütte geschlagen und dabei dem Appenzellerfennen, Rechsteiner, der dort „sömmerte“, neun Haupt Vieh erstickt. Das Fleisch von diesen Kühen wurde nun um einen Spottpreis an die armen Leute verkauft. Die Kunde hiervon lief mit Blitzeseile von Berg zu Berg, und stundenweit strömten sie herbei, um einmal zu wohlfeilem Fleisch zu kommen und sich dran satt zu essen.

So waren auch des „Bäletis“ Leute hingegangen und hatten sich ein hübsches Theil gefaßt. Vater Christen war zur Seltenheit am Wochenmarkt ins Städtchen hinabgegangen. Die andern Familienglieder saßen eben ganz gemüthlich an ihrem ledern Fleischmahle. Da ging die Stubenthür auf und herein stolperte Kaspar mit den Worten:

„Ist der Seph nicht da?“

Die Mutter, die dem Verführer ihres Erstgeborenen nicht grün war, entgegnete unwirsch:

„Du wirst ihn schon gesehen haben, er schafft im Turbenmoos.“

Darauf polterte Kaspar:

„Er hat mir die Pfeife verloren und muß mir zehn Franken dafür zahlen.“

Darauf entgegnete die Mutter mit Nachdruck: „Hast Du etwas von ihm zu fordern, so mach's mit ihm aus. Uns aber laß jetzt in Ruh!“

Da schlug der Trunkenbold seine groben Fäuste auf die Ofenbank und an die niedere Decke des Stübchens, daß es krachte und tobte, unter einem Schwall von Flüchen und Schimpfworten.

Das war denn doch dem 77jährigen Großvater zu stark. Entschlossen erhob er sich vom Stuhl, öffnete die Stubenthür und

sagte: „Da hat der Zimmermann 's Loch gemacht. Jetzt mach, daß Du fortkommst!“

Nun wurde Kaspar wie rasend und rief: „Was, Du alte Donnerstonner willst mir befehle? Wart, Dich will ich schon lehren.“

Damit faßte der Unmensch den schwachen Greis, warf ihn zu Boden und begann wie ein wüthender Stier mit seinen eisenschlagenen Schuhen auf ihm herumzutreten. Berana, die schwächliche Tochter, als Mutter zuerst auf Rettung der Kinder bedacht, stürzte mit ihren zwei Töchtern ins Freie und erfüllte die Luft mit ihrem Jammergeschrei, Christen, der zweitälteste Sohn, ebenfalls ein bleicher, schwächlicher Bursche, holte voll Schrecken seine Stiefel, um ins Dorf hinab zu springen und dem Gemeindeammann Anzeige zu machen.

Drinnen in der Stube aber schrie der „Bäletti“: „Hilfe! Hilfe! Er bringt mich um, er bringt mich um.“ In dieser verzweiflungsvollen Lage ergreift das alte Großmütterchen ein dreieckiges Knochenstück von einem Schulterblatt und haut damit dem Schänder des Hausrechtes Schlag auf Schlag dermaßen auf den Kopf, daß eine breite Wunde durch die Schädelhaube bis auf den Knochen ging. Nun ließ Kaspar wie ein angeschossener Bär von dem Greise los und warf sich brüllend und blutend auf das alte Mütterchen. Aber im gleichen Augenblick stürzten vier Nachbarn ins Stübchen und hielten den Wütherich fest.

Indessen hatte der kleine Christeli trotz seinem Schrecken die Stiefel doch an seine Füße gebracht und war die Wiese hinab dem Dorfe zugesprungen. Da sagte Jaak, unser Nachbar, zu mir: „Jetzt geht er und macht die Anzeige.“ Das Wort machte den wüthenden Kaspar plötzlich zahm. Demüthig bat er uns, ihn doch gehen zu lassen, er wolle ruhig sein. Wir ließen ihn los. Da bat er uns, ihm doch zu helfen, daß die Anzeige unterbleibe. Aber Jaak entgegnete: „Das ist unmöglich, den Christeli holt kein Schnellläufer mehr ein.“ „Nun denn,“ lachte Kaspar mühsam, „so geh' ich auch ins Dorf hinab und mach' die Anzeige.“ Damit trollte er mit seinem blutigen Kopfe ins Dorf hinab. Er erschien dann auch wirklich bei mir, um meine wundärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen, und brachte dabei die Lüge vor, „Bäletti“ habe ihn hinterrücks so vernundet. Er habe nur seine Pfeife zurückgefordert, und da habe man ihn so traktirt. Augenscheinlich schämte er sich, daß er in seiner Raserei an einem alten Mütterchen seinen Meister gefunden.

Während solcher Erzählung des Boten waren wir in „Bäletti's“ Hütte angelangt. Bei unserm Eintritt ins Stübchen sah es drinnen aus wie in einem Taubenschlag, in den eben ein blutdürstiger Marder eingedrungen ist. Die Spulräder der Großeltern und ihrer Enkel, die sonst den ganzen langen Tag in eifriger Bewegung zu sein pflegten, standen halb zertrümmert und unbeweglich längs den Wänden. Die Webstühle im Keller ruhten ebenfalls. Verdugt und von Schrecken halb gelähmt, saßen die Familienglieder da, die Hände im Schoß, unter Seufzen und Thränen. Aus dem Nebentüchchen ließ sich das Stöhnen des mißhandelten Großvaters vernehmen. Derselbe bot einen jammervollen Anblick dar. Der ganze Leib war mit Nägeleindrücken von den Schuhen des wüthenden Kaspar's gleichsam überfüet. Ein starkes Wundfieber hatte sich bereits eingestellt. Der Greis war jedoch bei gutem Verstande und sagte mit Zuversicht: „Trotz Lügen und Verdrehungen wird die Wahrheit doch an den Tag kommen. Noch ist Gerechtigkeit im Lande, und darum wird der Frevler auch seine wohlverdiente Strafe finden.“

„Nein, nein! ein solches Thun,“ rief tieferregt das alte Mütterchen. „Wir sind in Ehren alt geworden und haben unser Lebetag mit keinem Menschen jemals Streit gehabt, und jetzt muß der gute alte Vater noch das erleben!“

Ich tröstete die Alte, der Vater sei nicht gefährlich verletzt und werde sich bald wieder erholen. Sie dagegen jammerte, der Schrecken sei ihr dermaßen in die Glieder gefahren, daß sie dieselben nicht mehr zu regen vermöge. Ich sprach ihr meine Verwunderung aus, woher sie den Muth genommen, den wüthenden Kaspar mit dem Fleischbein so nachdrücklich zu zeichnen. Drauf entgegnete das Mütterchen:

„Ja, seht, Herr Doktor, das kann ich nicht sagen. Wie ich den Vater unter dem Unmenschen so da liegen sah und ihn jämmerlich um Hilfe rufen hörte, da hat ein großer Zorn mich ergriffen, und der hat mir die Kraft gegeben.“

Lange kämpfte der übel zugerichtete Greis zwischen Leben und Tod. Endlich siegte doch seine unverdorrene Natur und er genas langsam. Bei Kaspar stellten sich bei seiner unordentlichen Lebensweise Wundrothlauf und arge Vereiterungen unter den weichen Schädeldecken ein, so daß er am eigenen Leibe für seine Frevelthat die verdiente Züchtigung zu tragen hatte. Das Bezirksgericht Obertoggenburg verurtheilte ihn dann zu guterleht noch zu mehreren Wochen Gefängnißstrafe. Nur zögernd hatte das alte Mütterchen vor Gericht seine Heldenthat eingestanden. Sie fürchtete wegen zu weit getriebener Nothwehr von den Advokaten vor Gericht herum geschleppt zu werden, und solches Prozeßsiren kam den guten alten Leuten schrecklicher vor, als selbst der bittere Tod.

\* \* \*

Nach meiner Ueberfiedlung nach der Stadt Luzern konnte ich auch mich der beruflichen Wirksamkeit als Gebirgsarzt nicht ganz entschlagen. Den Ufern des Muotta entlang führt östlich von dem gesegneten Schwyzerboden das wildromantische Muottathal bis zur Quelle des forellenreichen Flusses Muotta hinan, in einer Länge bei 6 Stunden. In dem friedlichen Hirtenthale befindet sich in der Nähe der hübschen Pfarrkirche ein uraltes Frauenkloster, und in demselben waltete über vierzig Jahre meine selige Schwester Walburga als wohlbestellte Apothekerin. Als Tochter und Schwester eines Arztes erhob sie das Volkszutrauen zur hochverehrten Thalärztin empor, und in dieser ungesuchten Stellung kam sie dann oft in den Fall, meinen ärztlichen Rath in Anspruch zu nehmen. Ich machte sie mit der Homöopathie vertraut, und ein seltener ärztlicher Instinkt, über den ungläubige Pedanten lachen mögen, half ihr über manchen schwierigen Krankheitsfall glücklich hinaus. Rief mich jedoch ein schwerer Erkrankungsfall zur ärztlichen Berathung in das idyllische Hirtenthale, so war meine Ankunft zu Berg und Thal wie ein Lauffeuer bekannt und wurde mein Besuch überallhin verlangt. Auch hier hatte ich, namentlich zur Winterszeit, manchen mitunter lebensgefährlichen Gang zu thun.

Anfangs August 1865 wurde ich zu einer schwer kranken Frau ins Hirtenthale gerufen. Ich beschloß, mit meinem 8 jährigen Knaben den berühmten Paß über Kinzigkuten zu wählen, den der russische Feldherr Suwarow im Sept. 1799 als einzigen Rettungsweg mit seiner ausgehungerten Armee eingeschlagen hatte. Ich traf wirklich oben in den Urneralpen einen 80 jährigen Mann, der als 14 jähriger Bub von den Russen gepreßt worden war, Gepäck über den Berg zu tragen. Er erzählte, wie der Zug der Russen drei Tage und drei Nächte ununterbrochen fortgedauert habe. Jenseits des Grundwalbes, der ganz den Charakter eines Urwaldes hat, kamen wir in die Schwyzeralpen. Im Liblißbühl, wo die Muottathalerfömmern und mehrere Hütten beisammen stehen, wurde ich von den Sennen erkannt und mehrfach um ärztliche Hilfe angesprochen. Ein Senne hatte das Bein gebrochen und war tags vor meiner Ankunft von einem Arzte von Schwyz nothdürftig verbunden worden. Der Kranke lag unmittelbar unter dem Hüttendach auf der Gaster auf etwas Wildheun gebettet, und nur auf Händen und Füßen kriechend konnte ich zu ihm gelangen. Der Verband hatte sich etwas verschoben und der Mann litt große Schmerzen. Der Verband wurde daher neu angelegt und nachgebessert, und der Mann dankte mir fast unter Thränen. Aber auch hier war nicht ein Unglück allein gekommen. Drüben im Stall, zunächst der Thür bei den Kühen, lag auf ein wenig Heu sein typhuskrankes Weib. Ich gab der Armen aus meiner homöopathischen Taschenapothek die geeigneten Mittel, aber beim gänzlichen Mangel jeglicher Pflege mußte sie der Krankheit erliegen.

Mit diesem Jammerbilde will ich meine Erlebnisse, die Leiden und Freuden eines Gebirgsarztes schließen. Nicht Ehren- und Geldgewinn sind sein Theil, sondern Mühsal und Entbehrung. Wohl ihm, wenn er an menschenfreundlichem, opferfähigem Wohlthun sein Genußen und des Herzens Glück findet.

Die neue Schwarzwaldbahn, welche von Offenburg ausgehend über Triberg nach Billingen führt, durchschneidet an der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau im Gebirge ein merkwürdiges Stückchen deutscher Erde. Wer abseits von derselben in die Täler geht, über die waldbedeckten Höhen steigt, trifft am Ursprunge der Breg, einer der Quelladern der Donau, auf eine alpine Gegend voller Trümmer granitischer Blöcke, schöne Aussichtspunkte und die für jene Region so charakteristischen Kreuzfuge, auf denen stets der Hahn des Petrus angebracht ist. Das Völkchen, welches diese höher gelegenen Waldpartieen bei Triberg, Furtwangen u. s. w. bewohnt, zeichnet sich vor den blauäugigen und blondhaarigen Bewohnern der Umgebung merklich aus: wir treffen auf einen dunklen Menschenschlag mit radschwarzen Haaren und klugen braunen Augen, der auch in geistiger Beziehung von den rein deutschen Nachbarn abweicht. Er zeigt ein grübelndes Wesen, eine vorzügliche Begabung für technische Arbeiten und einen besondern Trieb zum Wandern in fremde Länder, während der blonde Schlag mehr Neigung für das heimische Bauernleben offenbart. Diese braunen Leute sind offenbar Nachkommen des großen Volks der Kelten, welches einst weit über Süddeutschland verbreitet war und von dem siegreich vordringenden deutschen Stamme der Alemannen bis in die wildesten Gegenden des Schwarzwaldes zurückgedrängt wurde. Hier, in dem harten Granitbereiche, auf den rauhen unfruchtbaren Höhen waren sie neben ihrer Viehzucht und geringen Feldwirtschaft auf Holzhauen, Kohlenbrennen, Harzsammeln, Holzflößen und die Verfertigung verschiedener Holzwaren angewiesen, was glücklicherweise mit ihren Neigungen und Gaben zusammentraf. Das Land ist in geschlossene untheilbare „Hofgüter“ getheilt, die nach altem Brauche auf den jüngsten Sohn übergehen, während die älteren Brüder, welche keinen Hof besitzen, meist ihrer Neigung zu technischen Beschäftigungen folgen, ja selbst der Hofbauer überläßt gerne die Wirthschaft dem Gesinde, um am Schnitzstuhle seiner Liebhaberei nachzugehen, die er schon vom Vater betreiben sah, und die ringsum Alt und Jung, Weib und Kind beschäftigt.

Wir wissen geschichtlich beglaubigt, daß bereits in den Tagen Rudolfs von Habsburg das Holzschnitzergewerbe in dem in Frage stehenden Gebiete des Schwarzwaldes blühte, daß aber erst in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich dort die Uhrmacherei ausbildete. Mit einem Zirkel, einer kleinen Säge, einigen kleinen Bohrern und einem Messer wurden die Gestelle und der Mechanismus der ältesten Holzuhren hergestellt. Freilich, der Bau einer solchen Holzuhr war allerdings im höchsten Grade primitiv, wie wir aus einzelnen uns noch erhaltenen Exemplaren ersehen können. Sie zeigt nur Stunden und ist nach zwölf Stunden abgelaufen, statt des Zifferblattes hat sie einen einfachen Holzring mit darauf geschriebenen Zahlen und das Gewicht vertritt ein angehängter Stein.

Wie lange aber hat es gedauert, ehe der menschliche Erfindungsgeist bei dieser einfachsten Form der Schwarzwälder Uhr anlangte! Wie lange Zeit mag überhaupt verstrichen sein, ehe unser Geschlecht nur lernte, die Zeit in Stunden, Tage, Monate und Jahre einzuthellen! Und doch tritt schon mit dem grauesten Alterthum die Sonnenuhr auf, die bei den gestirnlunden Chaldäern in Vorderasien erfunden wurde, in einem Lande, wo ein sonnenklarer Tag dem andern folgt und die Körperschatten zur Zeiteintheilung nach dem Stande der Sonne einladen. Die Sonnenuhren, von denen wir auch heute noch an Thürmen und Rathhäusern, in Gärten und Promenaden Beispiele sehen, haben sich durch alle Zeiten erhalten, weil sie einen ganz speziellen Nutzen besitzen: sie dienen zur Regulirung der Räderuhren, die selbst bei der größten Vollkommenheit doch immer nur Menschenwerk bleiben und nur auf beschränkte Zeit Schritt halten können mit dem unwandelbaren Gange des großen Weltmechanismus. Das Bedürfnis, auch zur Nacht die Zeit abzulesen zu können, führte zur Erfindung der auf gleichem Prinzip beruhenden Sand- und Wasseruhren. Schon auf den uralten ägyptischen Denkmälern steht die wohlbekannte Figur der Sanduhr in harten Granit eingemeißelt; als Cäsar er-

obernd nach Britannien kam, wunderte er sich, bei dem barbarischen Volke schon Wasseruhren zu finden. Einzelne Genies bildeten die Wasseruhren weiter aus und so schickte denn der berühmte Chalif Harun al Raschid zu Anfang des neunten Jahrhunderts unter anderen kostbaren Geschenken eine Wasseruhr an Karl den Großen, die als ein wahres Wunderwerk angestaunt und gepriesen wurde. Sie bestand aus einem gold-damascirten Bronzegehäuse, zeigte die Stunden auf einem Zifferblatt und schlug dieselben, indem sie jedesmal die entsprechende Anzahl kleiner Kugeln auf ein metallenes Becken fallen ließ. Bei der Sand- wie Wasseruhr wirkt aber lediglich die Schwere der fallenden Stoffe und an ihre Stelle setzte man, zu unbekannter Zeit, die Gewichte und endlich das Pendel. Die ersten Spuren unseres heutigen Uhrmachens finden sich übrigens schon im zehnten Jahrhundert, wo der gelehrte Bischof Gerbert von Magdeburg, später Papst unter dem Namen Sylvester II, eine Uhr mit Gewichten und Räderwerk ausführte. Näheres über diese Uhr ist nicht bekannt; wir wissen aber, daß die Beschuldigung der Hexerei den genialen Mann selbst bis auf den Stuhl St. Petri verfolgte, was seinen Grund in den neuen Erfindungen dieses Mannes hatte.

Wie langsam es ging, daß Uhren in allgemeinen Gebrauch kamen, erkennt man daraus, daß 1364 Augsburg, 1368 Breslau, 1370 Straßburg die ersten Thurmuhren erhielten und im letzteren Jahre auch der deutsche Uhrmacher Heinrich von Wick die erste Thurmuhr zu Paris einrichtete. Nürnberg war damals der Hauptplatz der Uhrmacherei, und in dieser Stadt unternahm es um das Jahr 1500 Peter Hele, die erste Taschenuhr zu verfertigen. Seine Uhren waren länglich rund und erhielten danach den Namen von Nürnberger Eiern. So erwuchs auf Deutschlands Boden ein Industriezweig, der jetzt in der Schweiz zur höchsten Blüte gediehen ist, indem dieses kleine Land jetzt jährlich 1½ Millionen Taschenuhren im Werthe von 20 Millionen Thalern produziert.

Während nun die Taschenuhrenindustrie sich die Berge des Jura zur Heimat erkor, blieb der Schwarzwald seinen Wanduhren treu; das fleißige Volk schnitzelte in seinen Forsten emsig fort, so daß ganze Waldstrecken entblößt wurden, die zu Uhren geformt bald ihren Weg in die weite Welt hinaus nahmen, anfangs nur getragen auf den Schultern des wohlbekannten Schwarzwälder Uhrenmannes, dann schiffsadungsweise bis Amerika, wo sie die Wohnung des Hinterwäldlers schmückten, bis der betriebame Yankee nach den Mustern der Schwarzwälder selbst seine Yankee-Clock zu bauen begann.

Ohne Lehrer, bloß auf den Erfindungsgeist der Bauern angewiesen, fristete sich die Schwarzwälder Uhrenindustrie schlecht und recht, behielt aber stets ihren Rang, da sie einmal wenig Konkurrenz zu fürchten hatte und dann höchst billig arbeitete. Um das Jahr 1740 finden wir einen Fortschritt; die einfache Waguhr, auch Unruuhr genannt, macht der Pendeluhr Platz; für das Pendel brauchte der Schwarzwälder aber das deutsche Wort „Schwanz“, und da der Pendel meist kurz war, so hießen sie „Kurzschwanzuhren“. Bald fing man auch an, das hölzerne Getriebe durch ein solches aus Draht zu ersetzen, und endlich führte man, etwa um das Jahr 1760, auch die Metallräder ein. Buntbemalt mit einer Landschaft, mit grellen Rosen und himmelblauen Berggipfeln, mit dem messingigen Pendel und den schweren Gewichten, eine alte liebe Erscheinung, deren schwaghafte Ticken und munteres Schlagen die Zeit unserer Kinderjahre in uns wach ruft, blieb die gute Schwarzwälder Uhr nun stationär, während ringsum sich neues Leben entfaltete und die Industrie, durch die Maschinen und Arbeitstheilung mächtig unterstüzt, neue Bahnen zu wandeln begann.

Wie wir aus einer Abhandlung des Dr. Karl Schott, Lehrers an der Gewerbeschule zu Furtwangen im badischen Schwarzwald, ersehen, war um das Jahr 1830 die Schwarzwälder Uhrmacherei sichtlich in Verfall gerathen, so daß die badische Regierung sich entschloß, dem wichtigen Industriezweig wieder aufzuhelfen, ihm den Geist der neuen Zeit einzuflößen und so ihn vor dem Untergange zu retten. Zu Furtwangen,

dem Centralorte des Uhrenlandes, wurde 1850 eine Uhrmacherschule ins Leben gerufen, die bereits nach zwölfjährigem Bestehen ihre Aufgabe als gelöst betrachten konnte und in eine Gewerbeschule umgewandelt wurde. Eine reichhaltige technische Bibliothek, eine Sammlung von älteren und neueren Uhren, Uhrwerken, Gehäusen gibt den Uhrmachern Gelegenheit, nützliche Verbesserungen und Erfindungen in allen Zweigen ihres Gewerbes kennen zu lernen. Zwar liefert der Schwarzwald noch die alten, roh ausschauenden, billigen Uhren, aber auch die feinsten Formen und zierlich geschnitzten Kästen, wahre Musterwerke, die jedem Salon zur Zierde dienen und dabei immer noch billiger und solider als irgend ein anderes Land, wohin, nach dem Muster des Schwarzwaldes, dieser Gewerbszweig verpflanzt wurde.

Der Schwarzwälder liebt es, bei der Anfertigung seiner Uhren ganz unabhängig seinen Ideen zu folgen und womöglich jeder Uhr eine besondere Gestalt zu geben. So konnte sich denn eine Arbeitstheilung nur langsam Bahn brechen. Die in den letzten Jahren mit dem Aufblühen des Reichs gewaltig gesteigerte Nachfrage nach Schwarzwälder Uhren hat jedoch neuerdings zur Fabrikation von Uhrenbestandtheilen im größeren Maßstabe geführt. So lieferte 1872 eine Fabrik in Triberg die Bestandtheile zu 500,000, eine in Furtwangen zu 350,000 Uhren. Neben den feinsten und elegantesten Uhren werden aber heute noch alle Arten primitiver Holzuhren wie in alter Zeit angefertigt, und besonders im westlichen Theile des Schwarzwaldes hat sich diese Art der Hausindustrie ebenso erhalten, wie sie schon vor hundert Jahren bestand. Hier im Quellgebiet der schönen blauen Donau wohnt noch der alte Schwarzwälder Uhrmacher in seinem einschichtigen schindelbedeckten Häuschen an steiler Bergeshalde. Die Riegelwände der Häuser sind meist durch Fenster ersetzt, um dem Lichte ungehinderten Eingang zu lassen. Drinnen arbeitet unermüdet der Meister in Gemeinschaft mit mehreren Brüdern oder Söhnen, während die Meisterin mit den Töchtern, falls sie nicht beim Uhrmachen helfen, entweder zierliche Strohgeflechte fertigen oder den kleinen Hausstand besorgen. Sonntags beim Kirchgang wird die fertige Waare auf der „Kräze“ dem Uhrenhändler, dem sogenannten Packer gebracht, der die einzelnen Theile zusammensetzt und sie dann dem Weltmarkte zuführt.

Die Anfertigung einer Schwarzwälder Gewichtuhr vertheilt sich jetzt gewöhnlich unter folgende Arbeiter: 1) „Gestellholzmacher“, die das zu den Gestalten nöthige Holz aus Buchenstämmen spalten. 2) Gestellmacher. 3) Schilddreher. 4) Schildmaler oder Blechschildfabrikant. 5) Glocken- oder Räder-

gießer. 6) Ketten- oder Kettenrädermacher. 7) Tonfedermacher. 8) Uhrmacher, welche die Rohwerke liefern. 9) Uhren-Fourniturenmacher. 10) Zifferblattmacher. 11) Uhrenlastenschrainer. 12) Schnitzler. 13) Kastenverzierer. Nach der von Schott aufgestellten Statistik umfaßt das Uhrenland des Schwarzwaldes gegenwärtig 92 Gemeinden, in denen etwa 13500 Personen ihren Unterhalt durch die Uhrmacherei finden. Im Jahre 1796 wurden hier schon 75,000 Uhren gefertigt und 1808 war die Produktion auf 200,000 Stück gestiegen. Im verflohenen Jahre aber erreichte sie die kolossale Höhe von 1,800,000 Stück, die in alle Welt wanderten.

Wie bemerkt, steckt das Wandern dem Schwarzwälder Uhrmacher im Blute. Vor mehr als hundert Jahren schon zogen sie durch ganz Europa bis nach Asien und Afrika, um die Waare selbst an den Mann zu bringen. Sogar der „Großtürke“, wie man damals den noch gefürchteten Sultan zu nennen pflegte, ertheilte den Schwarzwälder Uhrenhändlern durch einen besondern Ferman die Erlaubniß, in allen seinen Landen ungestört Handel treiben zu dürfen. Dafür verehrten sie ihm aber auch ein prachtvolles „Hedbett“. Je zwei oder drei Personen vereinigten sich zu einer Handelsgesellschaft und zogen mit ihren „Uhrenknechten“ ins Innere des zum Handel gewählten Landes. Wenn sich ein Uhrenknecht drei Jahre hintereinander gut betrug, wurde er in die Kompagnie aufgenommen.

Auch heute noch ziehen alle jungen Burschen, sobald sie flügge geworden, hinaus in die Welt, und in dem kleinen Orte Furtwangen gibt es nur wenige Bürger, die nicht mehrere Sprachen verstehen, eine Errungenschaft ihrer Wanderjahre. Nicht selten bringen sie sich neben ihrem Sparpfennig auch ein Schätzchen von Fleisch und Blut mit, und so kommt es denn wohl vor, daß eine biedere Schwäbin oder Wäldlerin eine Frau aus Indien und eine aus dem fernen Rußland zur Nachbarin hat. Ein großer Uebelstand war früher die Schutzlosigkeit des Wäldlers im Auslande; ein armer Deutscher, ein Badenser, was galt der, wer nahm sich seiner an? Etwa der badische Gesandte in Brasilien? So ließ der Schwarzwälder Uhrmacher, wenn ihm in der Ferne eine Zahlung streitig gemacht wurde, was häufig vorkam, sich lieber Abzüge gefallen, als daß er zu einer wirkungslosen Klage schritt. Jetzt aber, wo der fleißige geschickte Mann sich als das Glied eines großen Reiches fühlt, das nah und fern geachtet da steht, merkt er es auch in der Fremde. Er ist nicht mehr recht- und schutzlos, er weiß, daß er auf Hilfe rechnen kann, wird auch ganz anders behandelt. Und darum sind die Schwarzwälder Uhrmacher auch alle gute reichstreue Patrioten.

## Der Re Galantuomo zu Hause.

(Mit Illustration auf S. 29.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Dies Jahr ist das der Fürstenreisen, und von den drei Kaisern von Deutschland, Oesterreich und Rußland bis zu dem Schah von Persien und den Herrschern in Serbien und Montenegro herab statten die gekrönten Häupter sich jetzt ganz ungewöhnlich zahlreiche gegenseitige Besuche ab. So sahen die kaiserlichen Residenzstädte von Wien und Berlin auch eben erst einen hohen Gast in ihren Mauern weilen, den man noch vor kurzem wahrlich nicht daselbst vermuthet hätte: Viktor Emanuel, den König des neugeschaffenen Reiches Italien.

Der Name des Königs Viktor Emanuel gehört für die fernste Zeit der Geschichte an, denn was noch niemandem vor ihm gelungen, trotz so zahlloser vergeblicher Bestrebungen und so vieler Ströme Bluts, die dafür vergossen waren, gelang ihm durch Günst des Schicksals, er durfte ganz Italien von den Alpen bis zur äußersten Spitze Kalabriens, vom meerumslossenen Venedig bis zum stolzen Palermo in ein einziges Königreich verwandeln, alle italienischen Landestheile von fremder Herrschaft befreien, ja zuletzt sogar noch das „ewige Rom“ zu seiner königlichen Hauptstadt erklären. Wahrlich, es sind dies alles so stolze Thaten, wie nur wenige Monarchen sich jemals deren rühmen durften, und doch hat eigentlich König Viktor Emanuel für seine eigene Person kein allzu großes Verdienst

dabei gehabt. Der Ruf „Italia fara da se“ klingt zwar sehr ruhmreich im Munde der heißblütigen Italiener, ist aber stets eine hohle und äußerlich glänzende Phrase geblieben und in Wirklichkeit niemals erfüllt worden; denn ohne die Siege Napoleons III 1859 und des Königs Wilhelm von Preußen 1866 und wieder 1870 hätte der König Viktor Emanuel wohl stets seine Residenz in Turin behalten, Mailand und Venedig wären schwerlich jemals in seinen Besitz gekommen und die italienische Tricolore nun und nimmermehr auf den Thürmen Roms aufgezo-gen worden.

Was aber entschieden das Verdienst des „Königs-Ehrenmannes“ oder re galantuomo, wie ihn seine italienischen Anhänger nennen, Viktor Emanuel bleibt, ist sein persönlicher Muth, der ihn dazu trieb, gar oft sein Leben für den Glanz seiner Krone in die Schanze zu schlagen und stets zu thun, was der Franzose so bezeichnend nennt: „payer avec sa personne“.

Darum ist Viktor Emanuel auch im vollen Besitze seiner Popularität geblieben und stellt gewissermaßen das Symbol der Einheit Italiens vor. Diente doch schon in jener Zeit, wo die Marken noch päpstlich waren, sein Name als der Ausdruck des geheimen Wunsches der dortigen Bewohner, sich mit ihren



Viktor Emanuel. Prinz Carignan. Lamarmora.

Viktor Emanuel auf der Eberjagd in den Cassinen von Pisa.

Stammesgenossen unter einer Herrschaft zu vereinigen, und noch heutigen Tages sieht man in Ancona, Pesaro, Rimini, Sinigaglia und anderen Städten der Romagna fast in jeder Straße hier und da an einer weißen Mauer mit großen schwarzen Buchstaben das Wort VERDI geschrieben.

In den Augen der päpstlichen Gensdarmen galt das für den Namen des gefeierten Komponisten, dessen Opern täglich die Theater füllten. Die Eingeweihten jedoch, deren Herzen für die Italia unita schlugen, lasen aus diesen Buchstaben Vittorio Emanuele, re d'Italia, Viktor Emanuel, König von Italien, den Titel ihres zukünftigen Beherrschers, heraus, und freuten sich, durch diese mythischen Zeichen ihre nationale Gesinnung unmerklich von den Blicken ihrer Unterdrücker offenbaren zu können.

Jetzt haben, mit Ausnahme der Nizzarden, sämtliche Bewohner der apenninischen Halbinsel die vollkommene Freiheit, ihre Sympathien für den re galantuomo offen auszusprechen und zu betheiligen, und es geschieht mit einer Naivetät, als hätten sie noch nie einen Fürsten gehabt, der ihrer Liebe würdig gewesen wäre.

So unzufrieden nicht selten die Bewohner der neuannek-

tirten Provinzen mit den jetzigen Zuständen sind, und so sehr namentlich die Neapolitaner auf die ihnen verhassten „Piemontesen“ schimpfen, denkt doch kein Italiener daran, die Gründe seiner Klagen dem König zur Last zu legen, im Gegentheil: immer ist die Regierung Schuld an allem und der König frei von jedem Vorwurf.

Der König ist auch nicht im mindesten ein Politiker, er ist auch kein Gelehrter, Dichter, Kunstfreund, und macht selbst nicht den entferntesten Anspruch darauf, irgendwie eine besondere Bildung zu besitzen. Im Gegentheil, seine Kenntnisse sind äußerst mangelhaft, seine Erziehung ward in seiner Jugend ungemein vernachlässigt, und auch jetzt noch thut er alles andere häufiger und lieber, als sich den Kopf mit schweren Regierungsjorgen zu belästigen und das Gehirn mit geistigen Anstrengungen zu martern. Er ist eine offene ehrliche Soldaten- und Waidmannsnatur, abgefagter Feind jeglicher Etikette und entschiedener Gegner alles Hoflebens; dafür aber ein passionierter Freund des lustigen Soldaten- und Jägerlebens.

Schon in den Kämpfen 1848 und 49, obgleich sie ihm persönlich in vieler Hinsicht unangenehm waren und er nicht

den mindesten Ehrgeiz fühlte, ein konstitutioneller König des einigen freien Italiens zu werden, zeichnete er sich durch großen persönlichen Muth sehr vortheilhaft aus. Die Armee ist stolz auf ihn als denjenigen, der sie stets muthig in den Kampf geführt, der alle Strapazen mit dem gemeinen Soldaten getheilt und überall, wo es galt, seine Person dem dichtesten Kugelregen rücksichtslos ausgesetzt hat.

Noch erinnert man sich gerne der Aeußerung, die er gethan, als er zum ersten Male ins Feuer kam, indem er ausrief: „Das ist ja die schönste Musik, die ich je gehört!“ und unvergeßlich bleibt das Witzwort, mit welchem er sich bei San Martino an die Spitze einer stürmenden Brigade setzte, um das Dorf zu nehmen: „Vorwärts nach San Martino, damit sie San Martino machen und wir San Martino feiern können!“ Fare San Martino heißt nämlich in Piemont nicht nur Martini feiern oder zu Ehren des heiligen Martin essen und trinken, sondern auch ausziehen oder die Wohnung wechseln, weil dies meist um Martini (11. November) geschieht.

Als er nach der Abdankung seines Vaters Karl Albert fast gezwungen die Königskrone annehmen mußte, überließ er die Sorgen der Regierung ausschließlich seinem Minister Graf Cavour, dessen geistige Ueberlegenheit er gern und willig anerkannte, und widmete seine Thätigkeit fast nur dem Heere. Uzu viel geistige Bildung brachte er freilich nicht in das italienische Officiercorps, aber er hielt auf tüchtiges Exerciren, schnelles Manövriren, stramme Disziplin im Dienste und war durch und durch ein „schneidiger Officier“, wie es in Oesterreich heißt. Dies war aber für das damalige sardinische Heer, in welches durch die Jahre 1848—49 manche unruhige, nicht brauchbare Officiere hineingekommen waren, von großem Werthe.

Es gewährte dem Könige das größte Vergnügen, seine gewandten Bersaglieris, die aus den tüchtigsten Söhnen der Hochgebirge rekrutirt wurden, und an deren Schöpfung und Ausbildung er persönlich das Hauptverdienst hat, so ganz gehörig durch Wald und Feld, über Berg und Thal umhermanövriren zu lassen, oder die reitende Artillerie zu den schnellsten und kühnsten Manövern zu kommandiren.

Bei einer Batterie der reitenden Artillerie, welche er bei einem großen Manöver kommandirt hatte, von einem steilen Bergabhang im schnellsten Tempo herabzufahren, waren zwei Pferde gestürzt und arg beschädigt worden; der Kommandeur der Artillerie, welcher hinzukam, wollte dem bestürzten Kapitän der Batterie schon heftige Vorwürfe über sein rücksichtsloses Drauffahren machen, als der König dies hörte und halb lachend halb verdrießlich ausrief: „Daß es gut sein! Dieser Unfall ist meine Schuld, ich habe das schnelle Fahren selbst befohlen, die Batterie soll dafür zwei andere gute Pferde aus meinem Marstall bekommen; daß der Kriegsminister nur nichts davon erfährt, denn der brummt ohnedem schon immer, daß ich durch meine Manöver zu viel Material ruinire.“

Am nächsten Tage erhielt die Batterie zwei gute Pferde aus dem königlichen Marstall.

Und dann am Abend nach heißem Manöver oder beschwerlichem Jagdtage ein lustiges Bankett im Kreise von einem Duzend zwangloser Herren, bei dem es oft ganz übermüthig zugeht und der edle „Vino d'Asti“ in Strömen floß, war des Königs höchste Lust und Freude.

Das Jahr 1859 zeigte die Folgen dieser steten Haupt Sorge des Königs für sein Heer, denn die alfsardinischen Truppen schlugen sich damals ungleich besser, als in den Jahren 1848—49, und waren den Oesterreichern weit achtungsvollere Gegner, als die Alpenjäger und andere Freischärler Garibaldi's, welche zwar nach gewohnter Weise ihren Ruhm in allen möglichen Zeitungen ausposaunten und die Welt mit den romantischen Erzählungen ihrer vermeintlichen Heldenthaten anfüllten, in Wirklichkeit aber verzweifelt wenig leisteten.

Der König selbst zeigte sich aber wieder zwar als ein äußerst mittelmäßiger Stratege und Taktiker, aber als ungemein muthigen Soldaten und wahren Haudegen im besten Sinne des Wortes. Seinen höchsten Triumph feierte er dadurch, daß die Zuaven des 2. französischen Zuavenregiments, welches unter seinem Befehle stand, damals noch viele alte Schnauzbärte aus

dem Krimkriege enthaltend, ihn feierlich zum Ehrencorporal des Zuavenregiments ernannten und ihm durch eine besondere Deputation eine saubere, eigens für ihn gemachte Corporalsuniform überreichten, nachdem sie kurz vorher den Prinz Napoleon mit Bischen und Pfeifen empfangen hatten.

Einen größeren Beweis der Anerkennung seines persönlichen Muthes konnte Viktor Emanuel wohl nicht empfangen und in seinem Inneren empfand er eine wahrere und gerechtere Freude darüber, wie später, bei seinem feierlichen Einzuge in Florenz, Neapel und Rom.

So reichen Zuwachs an Macht, Ansehen und äußerem Glanz die Jahre von 1859—1866 dem Könige auch brachten, so erfreuten ihn deren Folgen für seine eigene Person doch nicht im Mindesten. Wie hat ihn der Verlust seines alten Stammlandes Savoyen, in dessen Felsen die Wiege seines uralten Fürstenhauses Savoyen-Carignan stand, was er auf Anordnung Cavour's dem Kaiser Napoleon abtreten mußte, mit Recht tief geschmerzt und ist niemals von ihm vergessen worden. Auch der Eintritt vieler lombardischer, toskanischer und gar neapolitanischer Officiere in sein Heer war ihm unbequem und bewirkte, daß er fortan ungleich weniger persönlich mit den Truppen verkehrte, als früher der Fall war.

Ebenso mochte er den Verkehr mit Garibaldi, der unter der äußeren Maske der seltensten Bescheidenheit die größte Anmaßung und den glühendsten Ehrgeiz verbarg, nicht im mindesten, wie auch die Empfangsfeierlichkeiten in Mailand und Florenz und der nothgedrungene, wenn auch seltene Umgang mit dem reichen und stolzen Mailänder Adel und dem gebildeten und feinen Florentiner ihm für seine Person im höchsten Grade lästig waren.

So hat der König von Italien der Ausdehnung seines Staates und der Macht seiner Krone persönlich sehr viele Opfer gebracht und wäre ungleich lieber in seinem altgewohnten treuen Turin geblieben, statt später seine Residenz in Florenz und nun jetzt gar in Rom aufzuschlagen. Auch manche politische und religiöse Bedenken, ob das, was seine Minister ihn thun ließen, wohl stets recht gewesen und mit den wahren Befehlen der Ehre und Moral vereinbar war, sollen schwer seine Seele drücken.

Dabei ist König Viktor Emanuel von der größten persönlichen Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Er fährt gewöhnlich in schlichtem Einpänner mit einem kräftigen neapolitanischen Hengst, den er selbst lenkt, auf die Jagd; verschmäh't sowohl in Kleidung wie Einrichtung und sonstiger Lebensweise allen Prunk und Glanz, soweit ihm dies sein hoher Rang nur irgendwie gestattet, und nährt sich am liebsten von derben und einfachen Speisen der national-italienischen Küche. Ein Stück am Spies gebratener Wildbraten, dazu rohe Zwiebel, die er als echter Italiener sehr liebt, und ein guter Trunk Wein sind ihm das liebste, und auch bei den glänzendsten Staatsdinern genießt er selten etwas anderes.

Schon das Aeußere Viktor Emanuels zeigt den rüstigen Soldaten und Jäger. Er ist von mittlerer Größe, starker Gestalt, breiter Brust, kräftigen Gliedern und trotz seiner 53 Jahre noch immer ein kühner Reiter, trefflicher Schütze, unermüdblicher Fußgänger und Bergsteiger, der den wildesten Hengst müde reiten, oder Tage lang in den Hochalpen auf der Gensjagd umherklettern kann. Sein Gesicht ist von der Sonne tief gebräunt, hat breit gedrückte Furchen um die kurze aufgestülpte Nase und zeigt ungleich mehr den slavischen als romanischen Typus. Ein riesig langer Schnauzbart, der mit dem Backenbart zusammengeflochten, in zwei Spitzen vom Gesicht absteht, und ein langer, spitzzulaufender, bis auf die Brust hängender Knebelbart verleihen ihm ein wildes Aussehen, und man würde ihn weit eher für einen ungarischen Husarenrittmeister oder einen kroatischen Pandurenhauptmann, als für den König Italiens halten. Die kleinen Augen haben einen scharfen, klugen und dabei doch gutmüthigen Ausdruck, wie denn auch der König große Bonhomie, viel Wohlwollen und derben Mutterwitz zeigt und daher besonders bei den untern Ständen eine große und ungefuchte Popularität genießt.

Im Kreise froher Genossen soll er sehr lustig und derb-

wichtig sein und dabei nur das alte piemontesische Patois mit seiner mächtigen Bassstimme sprechen; im Hofkreise und gar bei feierlicher Repräsentation ist er schweigsam, befangen, und zeigt sichtbar wie unbehaglich er sich fühlt, daher er auch alles Ceremoniell möglichst abzukürzen sucht.

Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer österreichischen Erzherzogin Tochter des Erzherzogs Rainer, die im Januar 1855 starb, vermählte sich Viktor Emanuel in morgantischer Ehe mit einem wahren Mädchen aus dem Volke, der Tochter eines Tambourmajors, die den Namen Gräfin Rosita erhielt. Dieselbe ist, wie alle Italienerinnen unteren Standes, gänzlich ungebildet, soll nur nothdürftig lesen und schreiben können, aber viel Mutterwitz, große Feiterkeit, Gutmüthigkeit, Lebendigkeit und natürlichen Verstand besitzen, so daß sie ihrem Gatten in schwierigen Fällen oft den besten Rath zu ertheilen vermag, und genießt eines guten Rufes.

Wenn die politischen Verhältnisse es nur irgend gestatten, kehrt der König dem Quirinal, seinem jetzigen Residenzpalast in Rom, den Rücken und begibt sich in eines seiner andern Schlösser, wo es mehr Wild gibt, als in der Campagna der Römer.

Bald ist es der Palast Capo di Monte bei Neapel mit seinem schattigen Parke und seinen prächtigen Ausichten auf den Golf von Neapel, bald das hochgelegene Schloß Moncalieri mit seinem herrlichen Panorama der Alpen vom Monte Viso bis zum Montblanc, bald Turin oder Florenz, wohin er sich zurückzieht, um zu jagen.

Oft auch streift er Tage lang allein in den Bergen Piemonts herum und kehrt, wenn seine Feldflasche und sein Brotsack leer ist, in der ersten besten Köhler- oder Bauerhütte ein. Dort theilt er die ärmliche Mahlzeit der Bewohner, die gewöhnlich aus Brot mit Käse oder Knoblauch, höchstens aus Polenta besteht, trinkt von ihrem sauren Wein und unterhält sich mit ihnen auf die unbefangenste Weise im Dialekt des Landes. Will aber eine Bauerfrau zu Ehren des hohen Gastes etwa ein Tischtuch auf den groben selbstgeschnitzten Holztisch legen, so weist er es sicherlich mit den Worten zurück: „Wenn ihr vom bloßen Tisch esset, ist er auch gut genug für mich.“

Darum kann man auch von Viktor Emanuel kein charakteristischeres Bild geben, als wenn man ihn im Jagdkostüm darstellt, wie es auf unserer Illustration geschehen.

Das getreue und lebendig aufgefaßte Bild hier zeigt den König bei seiner Lieblingsbeschäftigung, der Jagd auf wilde Eber in den Cassinen oder großen Sumpfwäldern unweit Pisa.

Dort haben nämlich die Mediceer einen ungeheuren Park mit vielen Wiesen, Baumalleen, Pinien- und andern Wäldern angelegt, welcher unter dem Namen Le Cascine di San Rossore bekannt ist. Ueber 2000 Kühe und 1500 Pferde werden in ihm gehalten, und bewegen sich wie auf den Alpen frei auf den Wiesen oder im Holze, und mitten unter ihnen erblickt man die Nachkommen der 13 Kameele, welche der Großherzog Ferdinand II im Jahre 1739 aus Tunis kommen ließ, um sie in Toskana zu acclimatificiren.

Es sind jetzt gegen 150 Stück da, welche zum Dienst im Forst, zum Holztragen und andern Arbeiten verwendet werden, oder frei herumgehen, und selten wird wohl ein Fremder Pisa passiren, ohne die Kameele gesehen zu haben, welche von den Lohnbedienten der Stadt noch höher gepriesen werden, als der schiefe Thurm, das Campo Santo und der Dom.

Die entfernteren Waldungen der Cassinen von Pisa sind zum Wildpark eingerichtet und waren namentlich in den Jahren, während Florenz als Haupt- und Residenzstadt Viktor Emanuels diente, häufig genug der Schauplatz glänzender Hosiagden.

Neben dem König steht sein Vetter, der Prinz Eugen von Savoyen-Carignan, Admiral der Flotte, der zu den persönlichen Freunden des Königs gehört und viel Einfluß auf ihn haben soll, und der bekannte General Lamarmora. Letzteren betrachtet Viktor Emanuel nur als ein nothgedrungenes Uebel, denn der verschmitzte, ehrfüchtige, hämische Charakter des von dem glühendsten Ehrgeiz geplagten Generals, wie solcher sich jetzt wieder so recht in seinem möglichst unpassenden und undelikatsten letzten Buche zeigt, paßt zu dem offenen, ehrlichen Wesen des Monarchen nur äußerst schlecht, wie denn überhaupt der General in der ganzen italienischen Armee zwar als fähiger und thätiger Organisator und gewandter Diplomat, aber nur als höchst mittelmäßiger Soldat gilt und im Allgemeinen nur wenige Anhänglichkeit genießt.

## Am Familientische.

### Das Siegesdenkmal in Berlin.

(Zu dem Bilde auf S. 21.)

Seit der jüngsten Feier unseres Nationalfesttages prangt auf dem Königsplatze von Berlin ein Siegesdenkmal, wie es kein zweites in Deutschland gibt und wie kein anderes Volk ein solches besitzt, eine Ehrensäule, welche das dankbare Vaterland dem siegreichen Heere zum dauernden Gedächtnisse der glorreichen Heldenkämpfe von 1864 und 1866, 1870/71 errichtet hat. Es war ein großartiger Augenblick, als am 2. September um 11 Uhr vormittags auf des deutschen Kaisers Gebot unter dem Präsentiren des Gewehrs und dem Hurrah der Truppen, während die Tambours schlugen und die Musikchöre „Heil Dir im Siegerkranz“ spielten, die Säulen des Denkmals fielen und es in seiner großartigen Pracht zeigten. Von der Stadt her klang das Geläute aller Glocken, von der Alsenbrücke erdrönten 101 Kanonenschüsse, und der Domchor sang unter Begleitung der Regimentmusik des Kaiser-Franz-Gardegrenadierregiments das alte deutsche Loblied: „Nun danket alle Gott.“

Seitdem steht es herrlich da, wie wir es heute unsern Lesern im Bilde vorführen.

Der stattliche Bau des Denkmals besteht aus einem viereckigen Unterbau, auf dessen granitnen Stufen sich die tempelartige Halle und die Siegessäule mit der Viktoria erhebt. Der Unterbau ist mit schönen Reliefs geschmückt, welche Scenen aus den letzten drei Kriegen und den Einzug der Sieger in Berlin am 16. Juni 1871 darstellen, und trägt auf der vorderen Seite die Inschrift: „Das dankbare Vaterland dem siegreichen Heere“. Die Halle, von sechzehn Granitsäulen aus je einem einzigen Stück getragen, umschließt einen Raum von 30 Fuß Durchmesser. Das Innere dieser Säulenhalle umgeben Rundkartons von Professor A. v. Werner, die später als Mosaikbilder ausgeführt werden sollen. Sie versinnbildlichen die Einigung Deutschlands durch folgende Darstellung.

Germania sitzt friedlich an den Ufern des Rheinstroms und freut sich über den Handel und Wandel auf den grünen Fluten; zu ihren Füßen winden Kinder Blumen zu Kränzen; da beschließt der neidische und übermüthige Nachbar einen frechen Ueberfall. Eine blut- und beutehäftere Rote, in der Mitte La France mit rother goldverbrämter Mütze,

in der Hand die blau-weiß-rothe Fahne, vor dieser der französische Dämon mit dem bleichen Kopfe des ersten Napoleon, die wilden Turkos im Gefolge, stürmt, voran der gallische Adler, auf Germania ein. In mächtigem Fluge eilt der preussische Kar herbei, Germania greift zornig zu den Waffen; ein würdiger Greis, ein friedlicher Arbeiter aufgeführt, ruft die Strafe des Himmels auf die schändlichen Friedensbrecher herab, die jetzt, um Germania zu verderben, herbeistürzen. Das deutsche Volk steht auf, der junge Soldat, der einjährige Freiwillige eilt begeistert zu den Fahnen, der riesige Landwehrmann verläßt den Ambos, die kampfbereiten Streiter jubeln dem erprobten Feldherrn auf dunklem Rosse, dem Prinzen Friedrich Karl, entgegen, der auf das mächtig rauschende schwarz-weiß-rothe Banner hinweist. Der Kampf beginnt, Preußen und Baiern wetteifern um den Preis der Tapferkeit, der Feind wird bald zu Boden geworfen, das stolze Banner ihm entrißen. Die siegreichen Feldherren des Nordens und des Südens, Preußens tapferer Kronprinz und der greise Baierngeneral Hartmann reichen sich auf dem Schlachtfelde die Hände. Und noch zwei andere Feldherren, der eine von den Küsten des Meeres, der andere ein Führer tapferer Gebirgsjöhne: der Großherzog von Mecklenburg und der General v. d. Lann, besiegeln die deutsche Waffenbrüderschaft auf dem blutgetränkten Boden. Ein Herold verkündet mit schmetternden Fanfaren den Sieg, Deutschland will und muß seinen Kaiser wieder haben; die Borussia empfängt zu Versailles, auf dem Throne sitzend, „loco imperatoris“ (so hat der Künstler auf die Stufen des Thrones geschrieben), aus den Händen der deutschen Fürsten die Kaiserkrone. Die Kunde von dem wiedererstandenen Reiche dringt durch alle Lande, und der alte Barbarossa braucht der Stunde nicht länger zu harren, in welcher die Raben nicht mehr um den Berg fliegen.

Aus dieser Tempelhalle erhebt sich die Siegessäule, welche in drei Stufen drei Kränze von je zwanzig dänischen, österreichischen und französischen vergoldeten Geschützrohren zieren; auf der Plattform der Säule thront die von Drake modellirte Viktoria mit dem ablergekroneten Helme und hoherhobenem Lorbeerkranze; in der Linken hält sie die mit dem Eisernen Kreuze geschmückte Standarte, bis zu deren Spitze das Denkmal 194 1/2 Fuß hoch ist.

Sehr interessant ist es, in das Innere der Säule hineinzutreten,

in welcher eine 192 Stufen hohe bequeme Steinwendeltreppe an Marmorwänden entlang emporführt. Ein paar Mal wird dieselbe durch Abfälle unterbrochen, auf denen sich bequeme Ruheplätze befinden. Beleuchtet wird die Treppe durch schmale Lichtfenster, welche schiefhartartig von den Wänden auslaufen und von unten kaum bemerkbar sind. Oben geht die Steintreppe in eine eiserne über, und endlich befindet man sich an der eichenen Ausgangsthür zum Balkon, am Fuße der Viktoria.

Ein weiter Blick eröffnet sich dort oben. Mit unbewaffnetem Auge sieht man über die Grenzen Berlins hinaus, ja im Süden erscheinen die Thürme von Potsdam ziemlich deutlich. Das Denkmal auf dem Kreuzberge liegt fast in der Verlängerung der Siegestraße; die Viktoria blickt deshalb sowohl nach diesem Monumente, als nach ihrer Schwester auf dem Velleallianceplatze. Unter uns breitet sich ein prächtiges Panorama aus, das den Thiergarten, den Königsplatz, Krolls Etablissement, die prächtigen Gebäude an der Alsenbrücke, das Brandenburger Thor, den Potsdamer Bahnhof umfaßt, während in der Stadt das Rathhaus, das königliche Schloß, die Kirchtürme u. hervorstechen und dazwischen die Menschenmasse wie ein Ameisenhaufen durcheinander wimmelt, und aus den Fabriksvorstädten es aus zahlreichen hohen Schornsteinen raucht und Eisenbahnzüge auf die Kaiserstadt von allen Seiten zudampfen.

Das ist die deutsche Siegestäule, von der Deutschlands Kaiser in dem Trinkspruche, den er beim Festmahle des 2. Septembers auf das opferwillige Volk, auf seine Verbündeten und unsere ruhmreiche Armee brachte, sagte:

„Die Siegestäule verkündet der Mit- und Nachwelt, was Hingebung und Ausdauer vermögen. In Verbindung mit unseren treuen Verbündeten im letzten glorreichen Kriege schritten wir von Siegen zu Siegen, welche Gottes gnadenreicher Wille uns bescheiden wollte, bis zur Einigung Deutschlands im neuen Kaiserreiche!“

#### Ein ungebetener Gast.

(Zu dem Witz auf S. 25.)

Zu allen Zeiten hat es Gäste gegeben, die wie Störenfriede in das Haus kommen: Gläubiger, die bezahlt sein wollen, wenn die Kasse leer ist, anspruchsvolle Verwandte, die auf Wochen mit Saft und Pack angezogen kommen, geschwätige Freunde und Bekannte, die uns mitten im Arbeitsdrange heimsuchen; auch ist es wohl in der ruhigen alten Zeit einmal vorgekommen — wie wir's selber erlebt — daß ein lebensmüder Droschkengaul in der Verzweiflung über sein klägliches Schicksal in den Garten unseres Hauses hineinrannte, Jaun, Gemüse, Bäume umwarf und plötzlich den Kopf uns zum Fenster hineinsteckte, aber ein so ungeheuerlicher Gast, wie unser heutiges Bild ihn darstellt, ist wohl kaum je in alter noch in neuer Zeit dagewesen, denn selbst das in Trojas Mauern eingeführte hölzerne Roß, noch ein Elefant, der, aus einer Menagerie ausgebrochen, das Land unsicher macht, ist mit dem siebenhundert Centner schweren Ungethüm zu vergleichen, das

feuerschnaubend und wuthobend am 12. August einem Bewohner Düsseldorf's seinen ungebeten Besuch abstattete.

Am jenem Tage, um halb acht Uhr früh, saß nämlich der Möbelfabrikant Herr Arnold mit seiner Familie gemüthlich im Wohnzimmer beim Frühstück und war eben aufgestanden, um in sein Magazin hinunterzugehen. Ehe er sich zur Thüre wendet, wirft er noch einen Blick zum Fenster hinaus, und was sieht er? . . . einen Eisenbahnzug, der vom benachbarten Bahnhofe her mit voller Geschwindigkeit auf sein Haus zuflut. Es war der aus Berlin kommende Courierzug, dessen Lokomotive der Führer nicht rechtzeitig hatte zum Stehen bringen können, welchen Herr Arnold erblickte. Die Maschine lief über die glücklicher Weise richtig eingestellte Drehscheibe durch das Eisengitter quer über die Friedrichstraße und drang mit der ganzen Länge des Kessels ohne weitere Anmeldung in das gegenüberliegende Möbelmagazin ein.

Entsetzt rief Herr Arnold, der sofort die ganze Katastrophe übersah, den Seinigen zu: „Der Zug braust auf unser Haus los! Wir sind alle verloren! Kommt alle schnell ins Hinterzimmer!“ Aber ehe die aufgeschreckte Familie noch die Thüre erreichen konnte, war bereits das ganze Unglück geschehen — die Lokomotive war durch das Magazin gefahren, hatte die Vorder- und eine Mittelmauer durchbrochen und stand mit den Puffern an der Treppe im Hause. Durch eine wunderbare Behütung stürzte das Haus nicht zusammen, auch war weder auf der sonst sehr belebten Straße noch im Hause ein Menschenleben gefährdet worden; nur mußte Herr Arnold fürchten, daß ein Brand entstehen würde. Er wollte die Treppe hinabsteigen, um eine nähere Untersuchung anzustellen, aber Rauch und Dampf, die von dem ungeberdigen Gaste zu ebener Erde heraufdrangen, machten es unmöglich. So stieg er über ein kleines Dach, das sich ans Hinterzimmer lehnte, auf einer Leiter hinab in den Hof, um den Hahn der Wasserleitung zu öffnen. Aber die Lokomotive hatte dieselbe zusammengedrückt und unbrauchbar gemacht. Nun ließ er sofort Leitern am Ende des Hauses anlegen — es gelang ihm, seine Familie herunterzubringen; dann ließ er mit Hilfe seiner eigenen Arbeiter und einiger dreißig Maurer und Zimmerleute, die an seinem gegenüber liegenden Neubau arbeiteten, Stützen gegen das gefährdete Haus stellen, Wasser zum Löschen herbeiholen, und so wurde das Gebäude vor Brand und Einsturz glücklich bewahrt. Bis 11 $\frac{1}{2}$  Uhr tobte und sauchte das seltsamste Möbel, das je in Herrn Arnolds Magazin sich eingefunden, noch mit unverminderter Kraft, dann kam es allmählich außer Athem, wenn es auch noch ein paar Tage dauerte, bis man den ungebeten Gast, der die ganze Hausgenossenschaft aus dem Hause verjagt, wieder los wurde.

**Inhalt:** Die Prätendenten. (Fortf.) Novelle von V. Garder. — Aus den Erlebnissen eines Gebirgsarztes. Von A. Feierabend. — Am Schwarzwalder Uhrenlande. — Der He Galantuomo zu Hause. Mit Illustration: Viktor Emanuel auf der Oberjagd. — Am Familientische: Das Siegesdenkmal in Berlin. Mit Abbildung. — Ein ungebetener Gast. Mit Illustration.

Den Daheimlesern zu freundlicher Beachtung empfohlen!

# Deutscher Jugendkalender.

Herausgegeben von der Redaktion des Daheim.

Erster Jahrgang. 1874.

Elegant kartonnirt mit rothem Rücken und buntem Umschlag. Preis 20 Groschen.

Sehn Bogen groß Oktav, mit Erzählungen, Aufsätzen, Märchen, Liedern, Versen und zahlreichen großen und kleinen Holzschnitten.

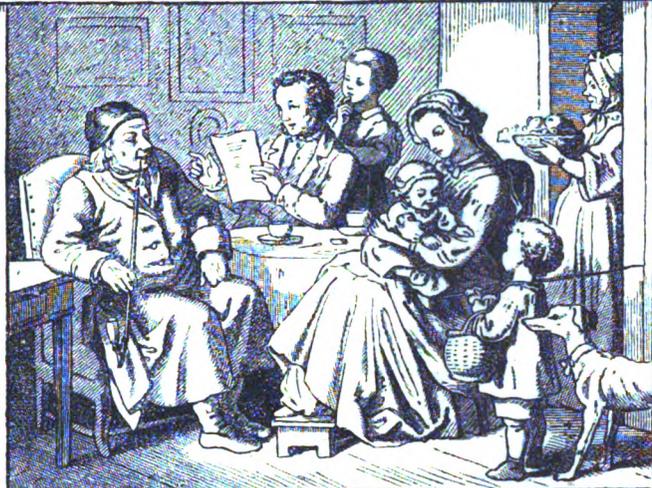
Im Verein mit der Redaktion des Daheim hat die Verlagshandlung einen langgehegten Lieblingsplan verwirklicht, indem sie den Deutschen Jugendkalender erscheinen ließ. Schon vor vielen Jahren hat der Dichter und Maler Robert Reinick einen ähnlichen Versuch gemacht. An jenen alten deutschen Jugendkalender knüpft der unsrige an, und weil jener bei Vielen noch in gutem Andenken steht, so hofft sich auch der neue die Gunst der Eltern und Kinder zu erwerben. Freilich muß es ihm hierzu gelingen, zu bewirken, daß die Kinder selbst nach ihm verlangen, dann aber wird ihm auch die Gunst der Eltern nicht fehlen. Der Jugendkalender mag es auf die Probe ankommen lassen. Im Hinblick auf seinen Inhalt glauben die Herausgeber und Verleger ihn getrost seine Wanderung antreten lassen zu können.

Die freundliche Empfehlung aber möchten wir ihm mit auf den Weg geben, daß sein Inhalt auch wirklich mit Mühe und Gewissenhaftigkeit für Kinder passend ausgewählt worden ist, daß nichts darin steht, was schädlich, hoffentlich aber recht viel, was gut und belebend wirken kann. Der überwiegende Theil des Inhalts ist für die größeren Kinder des Hauses, für das Alter von 9—15 Jahren berechnet, aber auch für die Kleinen im Hause sind einige Bogen aufbehalten worden, an denen die Mütter sich mit jenen ergötzen mögen. Wir stellen den Jugendkalender unter die Obhut der deutschen Mütter; wird er von ihnen freundlich willkommen geheißen, dann kann ihm sein Erfolg nicht fehlen.

Die Verlagshandlung des Daheim, Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Roenic in Leipzig.  
Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Feudner in Leipzig.

# Dahheim



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 18. Oktober 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N. 3.

## Die Prätendenten.

Novelle von Ludwig Harder.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

### VI. Das Wirthshaus des buckligen Matjes.

Ein paar Stunden später sehen wir den Fremden, welcher sich im vorigen Kapitel den Namen „Jan“ beigelegt hat, auf dem Wege nach Amsterdam. Er war, wie er Schoonen gesagt, mit dem andern Schiffer, gleichfalls einem Matrosen, im Wirthshause am Strande eingekehrt, hatte mit ihm einige Gläser Grog getrunken, seine Kleider gewechselt, den nassen Matrosenanzug an einem behaglichen Kaminfeuer getrocknet, dann hatte er einen dunklen faltenreichen Mantel mit emporstehendem Kragen übergeworfen, einen Filzhut aufgesetzt, welcher sein ganzes Gesicht beschattete; nun drückte er seinem Begleiter die Hand, ernst und fest, wie man es zu thun pflegt, wenn man mit einer Periode des Lebens abgeschlossen hat und den Gefährten derselben auf Erden nicht wiederzusehen erwartet, und war allein auf dem dunklen Wege, allein mit einem vielleicht dunkleren Schicksal.

Der Fremde betrat die hell erleuchtete Stadt, aber das Licht der Gasflammen fiel nicht auf seine vollständig von Hut und Manteltragen verdeckten Züge. Ohne Zögern, als sei er von Kindheit an in dem Straßenlabyrinth Amsterdams heimisch, verfolgte er seinen Weg.

Er verließ nach und nach die breiten vornehmen Straßen der Stadt und wandte sich einem jener Viertel zu, welche die Hauptstadt Hollands mit Paris und London gemein hat; ich meine eins jener Viertel, die eine Dame nie, ein Herr nach Anbruch der Nacht nur mit Lebensgefahr betritt; wo der Schmutz sich ungehindert in den Straßen und mehr noch in den elenden Baracken aufhäuft; wo das Menschenleben verkommt und das Insektenleben in höchster Blüte steht; den Brutstätten des Lasters und Verbrechens, wo jede Generation die folgende zu gleicher Schuld und gleichem Elende erzieht; wo noch heutigen Tages die Menschen spurlos verschwinden; wo Diebe und Mörder ihre sicheren Schlupfwinkel haben, trotz der zahllosen Polizei-spione, welche dort bis an die Zähne bewaffnet ihr Wesen treiben, und die oft alle Waffen nicht davor bewahren

können, ein Opfer ihres Berufs zu werden. Ein solches Viertel war es, nach welchem der Fremde seine Schritte lenkte, und zwar mit einer Sicherheit, welche den Verdacht nicht aufkommen ließ, daß nur ein Irrthum ihn in die Nähe jener Verbrecherhöhlen ziehe.

Die Straßen wurden einsamer und einsamer; unheimlich flackerten die Gaslaternen. Jetzt löste sich eine Gestalt von der baufälligen Mauer; ein Mann von etwa vierzig Jahren trat auf den unbekanntem Wanderer zu und fragte sanft:

„Lieber Herr, könnt Ihr mir nicht sagen, wie viel Uhr es ist? Ich soll um elf auf die Bahn.“

„Gerne,“ erwiderte der Angeredete, „kommt nur mit zur nächsten Laterne.“

Die Augen des Mannes glitzerten, als er langsam folgte. An der Laterne blieb sein Begleiter stehen und griff in die Brusttasche; jetzt zog er die Hand wieder hervor, der Spitzbube fuhr gierig auf das vermeintliche Kleinod los; aber schon war der Fremde einen Schritt zurückgesprungen, und statt der erwarteten Beute funkelten dem Schurken im hellen Laternenlichte die blanken Läufe eines Revolvers entgegen.

„Zum Teufel!“ fluchte der geprellte Dieb bestürzt zurückweichend.

Der Fremde lachte kurz auf.

„Glaubt Ihr vielleicht, ein ehrsamer Bürger mache seinen Abendspaziergang in Eurer verfluchten Mantelwurfshöhle?“ spottete er. „Ich kenne das alles, mein guter Junge, so genau wie Ihr selbst, und zum Beweis, seht Ihr, habe ich meine Uhr einem Juden gegeben und mir für das Geld einen Revolver gekauft. Uebrigens habe ich heute ein Rendezvous mit ein paar von meinen, wahrscheinlich auch Euren Freunden, im „Wilden Mann“. Wollt Ihr mich hinführen? Denn ich bin ein paar Jahre außer Landes gewesen und hab' den Weg nicht mehr recht im Kopfe. Wir können dort ein Glas Grog auf meine verwandelte Uhr trinken — ich bezahl's! Wollt Ihr?“

„Geht in die Hölle!“ murmelte der Dieb, wenig höflich ihm den Rücken wendend.

Jan lachte abermals.

Es mußte mit seiner Unkenntniß des Weges nicht so schlimm sein, denn er setzte denselben mit großer Sicherheit fort, wenn er auch allerdings einen Umweg machte. Eine der Baracken war nämlich während seiner Abwesenheit zusammengebrochen, und der nächste Weg führte über ihre Trümmer. Aber Jan hätte sich bei Nacht doch nicht diesen Trümmern anvertraut, er folgte der Straße. Nach und nach wurde es wieder etwas lebhafter, unheimlich lebhaft; dunkle Gestalten huschten die Gassen entlang; hie und da drang aus einer der Hütten ein durchdringender Hilferuf; aber der Fremde piff spöttisch vor sich hin; er dachte nicht daran, den Unglücklichen Hilfe zu bringen, und seltsamer Weise verstummte das Geschrei immer, sobald er vorüber war. Endlich stand er am Ziele seiner Wanderung, dem Wirthshaus: „De Wilde Man“.

Die Kneipe war ein einstöckiges Haus mit zwei Fenstern Front, nichts weniger als groß; dafür aber das unbestrittene Eigenthum der Wirthin, und eine so kluge Wirthin, wie das bucklige Natje, wußte alle Ecken ihres Besizes zu verwerthen. Sie hatte das Haus von ihrem Vater, einem großen dicken Wirth, geerbt, dessen einziger und leider hoffnungsloser Sprößling sie war. Die Stammgäste schüttelten traurig den Kopf und meinten, was wohl aus dem „Wilden Mann“ werden sollte, wenn der dicke Wirth einmal die Augen schloße, „denn das schwache bucklige Natje könne nimmermehr der Wirthschaft vorstehen“. Doch als der Moment des Augenschließens gekommen war, hatte Natje ruhig gesagt: „So, nun bin ich Wirthin, und wenn's Euch anders recht ist, so kommt zu mir, wie Ihr zum Akten gekommen seid. An mir soll's nicht fehlen.“

Und dann hatte die tadellose Jungfrau, auf welcher kein anderer Makel ruhte, als daß sie einmal ein halbes Jahr hinter Schloß und Riegel gefessen hatte, weil sie sich eine Angorafaze zueignen wollte, eine sehr vortheilhafte Partie gemacht. Sie hatte Klaas Lazarus geheirathet, einen Bettler, dem beide Beine amputirt waren. Solch eine Heirath gilt nämlich in Amsterdam — natürlich nur in dem Stande, zu welchem Natje gehörte — für überaus vortheilhaft; und man kann täglich Krüppel aller Art auf die Bürgermeisterei tragen sehen, um sich zu verheirathen, denn sie können darauf rechnen, sich ein Vermögen zusammen zu betteln.

Klaas wurde also tags über von dem buckligen Natjen betteln geführt, und abends besorgte Natje die Wirthschaft. Wer von beiden am meisten verdiente, weiß ich nicht; keinesfalls jedoch blieben sie arm. Nach Verlauf von ein paar Jahren verließ Klaas diese Welt und seine treue Gattin, hinweggerissen von den Folgen eines Schnupfens, den er sich trotz seiner Hundnatur holte, als er sich eines kalten Tages in den Kinnstein legte, um mehr Mitleid zu erwecken.

Natje hatte jetzt vier Kinder, obgleich ich nicht behaupten will, daß alle vier ihre Kinder waren. Es mochten wohl ein paar Pflegekinder mit unterlaufen; aber wie dem auch sei und so viel sie bisweilen auf die lästigen Bälge schimpfte und sie in Himmel und Hölle wünschte, sie hatte niemals einen Versuch gemacht, sich derselben zu entledigen. „Es lebt ja so viel unnützes Volk,“ pflegte sie zu sagen (und mit dem „unnützen Volk“ meinte sie die Reichen), „da können meine armen Jungens auch leben.“

Und nun, nachdem wir einen Blick auf die Wirthin geworfen haben, wollen wir das Reich beschreiben, welches ihr Szepter beherrschte. Das Haus hatte, obgleich nur einstöckig, durch ihre Umsicht drei Etagen erhalten. Unter dem Dache, auf dem Bodenraum, waren in einer jedesmaligen Entfernung von drei Fuß Stricke gespannt, und wo das Dach allzu schräg abfiel, lag halbverfaultes Heu ausgebreitet. In diesem Paradiese übernachteten durchschnittlich an jedem Abende einige dreißig Personen, die für den mäßigen Preis von drei Cents das Recht hatten, sich entweder über einen der Stricke zu lehnen oder in dem unangenehm belebten Heu zu schlafen, so gut Hunger und Kälte es erlauben wollten. Die vornehmere Lagerstätte, deren Eintrittspreis volle sechs Cents betrug, befand sich im Keller,

oder besser, der ganze Keller war nur ein großes Bett; eine Strohschicht bedeckte den Boden, und jeder hatte das Recht, sich diejenige Ecke des Bettes zu wählen, die seinem Geschmache am meisten zusagte. Der mittlere Raum, die einzige wirkliche Etage, bestand aus drei Abtheilungen. Ein schmaler feuchter Gang, an dessen linker Seite eine morsche Leiter in die oberen Regionen führte, mündete auf einen kleinen, sehr schmutzigen Hof, von wo aus man den Blick auf ein ganzes Labyrinth ähnlicher Höfe hatte. Zur rechten Seite dieses Ganges führte eine stets offen stehende Thüre in das Gastzimmer, einen großen öden Raum, spärlich erhellt durch zwei ungleiche Fenster. In der Mitte stand ein massiver Eichentisch, alt, verräuchert und zerkratzt, der fast von einem Ende des Gemaches bis zum anderen reichte. Dahinter war an die Mauer gelehnt eine wackelnde Bank, und davor ein paar Tabourets, Holzstühle ohne Lehnen, Strohschühle ohne Stroh und andere Invaliden. Dem Tische gegenüber, an derselben Wand mit der Thüre, öffnete ein ungeheurer Kamin seinen Rachen. Aber er diente nur zur Beförderung der Luftcirculation, denn Natje heizte aus Sparsamkeit nie in dem Ungethüm, sondern hatte dicht neben ihm ein kleines Kochöfchen angebracht, auf welchem sie das heiße Wasser für den Grog immer vorrätzig hielt, und neben welchem auf einem mit Lumpen gepolsterten Schemel ihre kleine Mißgestalt unwandelbar Sommer und Winter ihren Platz hatte. Doch duldete Natjens Sparsamkeit nicht, den Raum, welchen das Kamin einnahm, unverwerthet zu lassen. Auf dem Simse hatte sie alle ihre ungleichen, theilweise gesprungenen Gläser in Reih und Glied gestellt, und in dem Kamin selbst prangte statt brennender Eichenklöße das Rumsfäßchen, aus welchem der Grundstoff ihres allgemein beliebten Grog's floß, und auf welchem des buckligen Natjes Jüngster, der vierjährige Klaas, als ein etwas schmutziger Bacchus zu thronen pflegte. Den Fenstern gegenüber führte eine halb durchsichtige aber doch verschließbare Thüre in die Privatwohnung der ehrfamen Wirthin, bestehend aus einer Kammer von etwa zehn Fuß Länge auf vier Fuß Breite, mit einem Fenster auf den Hof und einer zweiten Thüre auf den Gang. Diese Kammer, welche nur an „ganz vornehme“ Fremde vermietet wurde, enthielt nichts als einen Stuhl und ein schmales Bett mit einer Matraze (Natjes Aussteuer), in welchem sie selbst, ihre dreizehnjährige Tochter und ihre drei Jungens, Piter, Kees und Klaas zu schlafen pflegten.

Wie kam es nun, daß Natje in einer solchen Spelunke brillante Geschäfte machte, während weit bessere, ja elegante Wirthshäuser in demselben Viertel vergebens ihre Arme und Schilder nach Gästen ausstreckten? Einfach aus dem Grunde, daß Diebe gewöhnlich besser bei Kasse sind, als ehrliche Leute. Letztere setzten wohl niemals einen Fuß in den „Wilden Mann“, aber für Diebe hatte die Höhle des buckligen Natjes zwei unbezahlbare Eigenschaften: ausgezeichneten Grog und Sicherheit vor der Polizei. Das Gewirre von Höfen bot an und für sich schon ein erwünschtes Asyl, außerdem war aber auch das bucklige Natje eine treue Helferin, und es ging die Sage, daß sie schon manchen sicher vor der Polizei verborgen habe, obgleich niemand wußte wo, und sie jede Anspielung darauf mit einem: „Unfinn! Ihr habt wohl zu viel Grog getrunken,“ abfertigte.

Das war das Haus, vor welchem der Fremde an jenem Sonntag Abend stehen blieb. Er warf einen prüfenden Blick auf das verwitterte Schild, das auf blauem Grunde die theilweise abgebröckelte Figur eines Regers mit drohend geballten Fäusten darstellte. Das Laternenlicht fiel nicht sehr hell darauf, aber der Fremde schien die Gabe zu besitzen, im Dunkeln zu sehen; er zögerte nur einen Augenblick, dann überschritt er die Schwelle.

Natje fuhr von ihrem Thron am Kochofen, von wo sie die Eingangsthüre übersehen konnte, empor und trat ihm entgegen. „Was wollt Ihr?“ fragte sie mit einem Zuge von schlechter Laune in ihrem blassen, schmutzigen und gemeinen Gesichte, denn sie kannte den Ankömmling nicht und hatte allen Grund, fremden Gästen zu mißtrauen.

„Ein Nachtlager,“ war die Antwort.

„Kostet drei Cents oben, sechs unten. Geht, wohin Ihr

wollt. Der Piter nimmt Euch unten das Geld ab, der Rees oben — gut' Nacht."

Sie wollte in die Gaststube zurückkehren, doch der Fremde hielt sie fest.

„Einen Augenblick, Zuffer Natje," sagte er. „Ich möchte ein Zimmer für mich allein; ich weiß, Ihr habt eins zu vermieten, wollt Ihr es mir für diese Nacht geben?"

Natje warf dem späten Gast einen mißtrauischen Blick zu. „Kostet einen Gulden," brummte sie, „könnt Ihr's bezahlen?"

Statt aller Antwort griff der Fremde in die Tasche und legte ihr schweigend ein Guldenstück in die Hand. Natje ging nun wirklich in die Wirthsstube, um die Münze beim Lichte zu prüfen, und nachdem sie sich mit Hilfe der anwesenden Gäste von deren Echtheit überzeugt hatte, zündete sie ein Talgstümpfchen an, und mit den Worten „Ihr könnt kommen" zeigte sie voranschreitend dem Fremden den Weg zu der elenden Kammer mit dem Bett, welche wir schon beschrieben haben.

„Soll die Matratze überzogen werden? 's kostet zehn Cents mehr."

„Ist nicht nöthig," meinte der Fremde mit einer Gleichgültigkeit, welche bewies, daß er trotz reiner Ueberzüge nicht in Verjuchung sei, Gebrauch von dem elenden Lager zu machen.

„Wollt Ihr auch was zu essen?" fragte die Wirthin. „Ihr könnt haben, was Ihr verlangt."

„Ein Glas Grog, nachher, wenn ich in die Gaststube komme." Dabei legte er eine kleine Reisetasche von schwarzem Wachtuch, die sein Mantel bisher verdeckt hatte, auf den einzigen Stuhl des Raumes. Natje warf einen gierigen Blick auf diesen Schatz. Dem Fremden, der überhaupt kein Neuling schien, entging der Ausdruck ihres Gesichtes nicht. Seine Lippen zuckten spöttisch.

„Noch eins, Zuffer Natje," sagte er. „Es kommen morgen früh zwei Herren — vornehme Herren, versteht Ihr? — die mich sprechen wollen. Ich gehe keinesfalls aus, ehe sie dagesen sind. Habt doch die Güte, sie zu mir zu führen, selbst wenn ich — wenn ich noch schlafen sollte!"

Sein Auge blitzte durch die Schatten auf das bucklige Natje, das halb verwirrt, halb brummend die wohl zum Sinne, wenn auch nicht zu den Worten passende Antwort gab: „Meinetwegen! Ich halt' niemand auf, der zu Euch will!"

Damit ging sie hinaus. Der Fremde warf noch einen Blick in dem elenden Gemache herum und löschte dann die Talgkerze. Im Dunkeln nahm er ein paar Gegenstände aus seiner Tasche, verschloß dieselbe wieder und dann, sich bückend, suchte er ein dolchartiges Messer in eine Ritze unter dem Bette einzuklemmen. Nach einiger Mühe gelang es ihm, die richtige Spalte zu finden, und nun hob sich geräuschlos auf dem als Hebel benutzten Messer die Diele. Der Fremde ließ sie rasch wieder sinken.

„Alles noch wie früher," murmelte er. „Ich möchte niemand rathen, ohne Waffen die Gastfreundschaft des buckligen Natjens in Anspruch zu nehmen."

Er trat nun an die Thüre, welche in das Gastzimmer führte, und blickte aufmerksam durch einen der vielen Ritze hinein. Am oberen Ende des Tisches saßen beim röthlichen Scheine einer blechernen Dellampe fünf Bechgenossen beisammen, jeder vor seinem Glase Grog. Der im hellsten Lichte der Thüre zunächst saß, hatte den Arm nachlässig über die Lehne seines Stuhls gelegt und den Kopf zurückgeworfen, so daß der Lauscher seine Züge zu erkennen vermochte. Es war ein kräftiger Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, mit dichtem grau geprenkeltem Haar und einem blassen Gesicht, das trotz der Wildheit und Gemeinheit seines Ausdrucks noch Spuren einiger besserer Gefühle trug, und über welches zu Zeiten ein Hauch von Melancholie ausgegossen war. Sein Nachbar zur Linken, der auf der wackelnden Bank Platz genommen hatte, war von demselben Alter, klein, unterseht, mit borstigem Haar, einem Stiernacken und schielend auf beiden Augen. Diesem zunächst saß ein langer hagerer Kerl mit grauem spärlichen Haar und schmalen, stechend schwarzen Augen. Tiefe Einschnitte um die Handgelenke verriethen seine Bekanntschaft mit der Kette des Va Iceerenflaven. Auf der andern Seite des Tisches, rechts

von der zuerst beschriebenen Persönlichkeit, räkelten sich auf ihren Stühlen zwei jüngere Burschen; der eine mit einem runden schlau gutmüthigen Gesichte, das unwillkürlich an die Physiognomie eines Spazens erinnerte, großen, runden blauen Augen, kastanienbraunem gelockten Haar und sehr weißen Zähnen, schien der Spazmacher der Gesellschaft zu sein, und wäre, in einem andern Stande geboren, gewiß die Zierde der Salons geworden. Sein Nachbar, ein langer rothhaariger Bengel, mit einem weißen Gesicht voll Sommersprossen und rothbraunen Augen, wie sie zu seinem Haare paßten, hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestützt und starrete schweigend und mit einem dummen Ausdruck in sein Grogglas.

Eben kam Natje wieder herein, und sich über den Tisch beugend, flüsterte sie leise ein paar Worte, welche die Gesellschaft von ihren Sätzen emporspringen machten. Aller Augen wandten sich dem Zimmer des Fremden zu. Der Mann mit dem graugeprenkelten Haar wollte mit wildem Fluche und geballten Fäusten auf die Thüre zuspringen, aber Natje hielt ihn zurück.

„Seid geschickt, Batter Wilm!" machte sie, „und Ihr anderen auch, und trinkt nicht so viel Grog! Wollt Ihr mich und Euch ruiniren?"

Auf diese freundliche Einladung setzte sich die Gesellschaft wieder hin; aber die Unterredung wurde leise geführt und die Mienen blieben finster und drohend.

#### VII. Eine Schurkengesellschaft.

Der Fremde, ob er schon die Worte Natjes nicht hatte verstehen können, sah doch an der Wuth der Leute, daß die Wirthin ihn für einen Polizeispion hielt und, ihren Gästen zur Warnung, ihre Befürchtungen ausgesprochen hatte; er kannte auch die ganze Gefahr, worin er durch diesen Verdacht schwebte. Seine Thüre sorgfältig verschließend, begab er sich nun selbst in die Gaststube, ließ sich noch immer in Hut und Mantel am untern Ende des Tisches, wohin kaum ein Lichtstrahl drang, nieder und forderte ein Glas Grog.

Das erst leise geführte Gespräch wurde nach und nach wieder lauter, so daß die geübten Ohren des Fremden den größten Theil der Rede auffingen.

„Es ist nur, daß solch eine verdammte Spürnase schon manch ehrlichen Burschen ins Unglück gerannt hat," brummte die Persönlichkeit, welche das bucklige Natje „Batter Wilm" genannt hatte.

„Habt Ihr auch Erfahrungen gemacht?" spottete der rundäugige Pit, „wie mein guter Bram hier, der in den vier Wochen hinter Schloß und Riegel ein vollständiger Duckmäuser geworden ist!" Dabei versezte er dem sommersprossigen Bram einen liebevollen Knuff, welcher aber nur durch ein dumpfes Grunzen beantwortet wurde.

„Wir können sie alle noch machen, die Erfahrung! Denkt an Philipp Wilkens!"

„Zum Teufel, ja!" meinte der Schielende, „ich hab' seit Jahr und Tag nicht an ihn gedacht!"

„Hätt'st doch allen Grund, an ihn zu denken," versezte Wilm. „Was! oder hat er nicht Deine Trine aus dem Feuer geholt?"

„Hast recht, er war ein braver Kerl."

„Deshalb hat ihn auch die weiße Polizei fünfzehn Fuß über die Erde erhöht," warf der Spazmacher ein.

„Halt Dein Maul, ungewaschener Bengel!" mißchte sich Natje ins Gespräch. „Das verstehst Du nicht. Er war nicht Deinesgleichen! Er hat ehrlich gearbeitet, während Du herumlungerst! Keine Stecknadel hat er gestohlen, weder er, noch sein herziger Bub —"

„Ja, bis daß er den reichen Marquis plünderte!"

„Du hätt'st nicht den Muth dazu gehabt!"

„Nein," erwiderte Pit trocken; „ich mache auch keinen Anspruch auf solch einen Triumphbogen, mit Schlinge und Raben verziert." „Wer war denn dieser Philipp Wilkens?" fuhr Bram aus seinem Brüten empor.

„Laß Dir's von Batter Wilm erzählen," rieth der Spazmacher. „Der hatte einen Narren an ihm gefressen; er dankt Dir's, wenn Du's ihm erlaubst, von seinem guten Kameraden zu schwätzen — nicht, Batter?"

„Ich werd' ihn auch nie vergessen! Zu denken, daß er vor vierzehn Jahren hier saß, wo Ihr sitzt, Pit, und — und daß solch eine verfluchte Spürnase —“

„Ihr hieltet den Wilkens für einen verwünschten Prinzen; und weil Ihr ja auch vornehm seid —“

„Ich bin auch mal besser gewesen! Als ich so alt war wie Ihr! Ich bin der Sohn eines Lehrers, und —“

„Ja, ja! Und Eure Braut ist Euch durchgebrannt!“ unterbrach Pit gleichgültig. „Wir kennen Eure Lebensgeschichte!“

„Philipp Wilkens,“ erklärte unterdessen Natje dem mit offenem Munde (vielleicht aus Müdigkeit offen) zuhörenden Bram, „Philipp Wilkens kam vor etwa sechzehn Jahren nach Amsterdam; woher, hab' ich nie erfahren können. Und er hatte einen Sohn von zehn Jahren, einen so netten Jungen, gelehrt wie ein Professor, er mußte jeden Tag fünf Stunden lernen. Und nach zwei Jahren ungefähr packt der Teufel den Alten, ich meine den Philipp, daß er hingehet und einen vornehmen Spanier ermordet; wist Ihr, Bram, den Marquis d'Estree, dessen Frau im Frühjahr gestorben ist; Ihr kennt ja das schöne Haus auf der Heerengracht?“

„Und da?“ fragte Bram mit einem Schafsgesicht.

„Und da — hat man ihn erwischt und gehängt!“ ergänzte der Spasmacher. „Du bist wirklich schwer von Begriff, mein guter Freund! Natje, noch ein Glas Grog!“

„Friede seiner Seele! Laßt die Todten ruhn,“ mischte sich die hagere Persönlichkeit mit den schwarzen Augen, welche bisher geschwiegen hatte, ins Gespräch.

„Schweigt still, Schmulje, oder, zum Donnerwetter!“ unterbrach Wilm mit trunkenem Blicke und unvorsichtig laut. „Zum Donnerwetter! Ich könnt' Euch die Knochen zerstoßen, Ihr Duckmäuser! Habt Ihr ein Glied gerührt, um ihn zu retten? Aber 's ist Euch schon recht geschahn, daß Ihr hernach doch sieben Jahre auf die Galeere habt wandern müssen! Ihr habt mit aller Mühe doch auch nichts zu Stande gebracht! Nicht einmal den Jungen konntet Ihr retten!“

„Nein — Gott verdamm es!“ knirschte Wilm.

„Was ist denn aus dem kleinen Jan geworden?“ fragte die Wirthin mitleidig.

„Was aus ihm geworden ist?“ lachte Wilm außer sich.

„Hölle und Teufel! Die Marquise hat sich seiner angenommen, ihn in ein Rettungshaus gesteckt, und man hat nichts wieder von ihm gehört!“

Natje schlug vor Entsetzen die Hände über dem Kopfe zusammen, was ihr, beiläufig gesagt, nicht schwer wurde, da ihr Kopf so tief zwischen den Schultern steckte. „Eine so vornehme Frau!“

Der Freund des Hingerichteten brach in ein wildes Gelächter aus. „Nicht wahr? Danach hat die Polizei nicht gefragt! Eine so vornehme Dame! Aber als der arme Wilkens sich im Gefängnisse die Pulsadern aufbiß, um nicht gehängt zu werden, da waren sie bei der Hand! Und so barmherzig! Schickten zum ersten Chirurgen, und — straf' mich Gott! — ließen die armen halb ausgelauenen Abern kunstgerecht verbinden, um ihn am anderen Tage zum Galgen schleifen zu können! Und diese niederträchtige verfluchte Polizei soll wagen —“

Weiter kam Batter Wilm nicht, denn rechts streckten sich beschwichtigend die langen Spinnenarme Natjes, links die nervigen Fäuste seines schielenden Nachbarn aus.

„Um Gottes willen! Seid Ihr verrückt, Batter Wilm? Der Mensch macht Euch unglücklich!“

„Wenn ich ihm Zeit dazu lasse,“ schrie Wilm, sich taumelnd erhebend. „Geht weg mit Euren Fäusten! Ich will dem Schurken an den Leib! — Ihr habt meinen Freund ermorden helfen, Herr Spion! Jetzt ist die Reihe an Euch! Die Hände weg! sage ich. Und wer kein Schurke ist, folge mir!“

Die Hände zogen sich in der That zurück, und Wilm taumelte vorwärts.

Der bedrohte Fremde setzte ruhig sein rasch geleertes Glas auf den Tisch nieder.

„Ich bin kein Spion,“ sagte er.

„Wer's glaubt! Haltet Ihr uns für so dumm?! Ihr werdet wohl kein Schild tragen, auf dem Euer sauberes Handwerk verzeichnet steht! Ich sage: Nieder mit ihm!“

„Batter Wilm hat recht!“ rief der schielende Ben, und die Drohungen: „Man muß ein Exempel statuiren!“ und „Niemand schweigt besser als die Todten!“ vermischten sich mit dem wilden Rufen: „Nieder mit dem Spion! Nieder mit der Polizei!“

Natjes ziemlich energische Vorstellungen blieben unbeachtet. Im Moment bligte aus jeder zerlumpten Hülle wie durch Zauber ein blankes Messer hervor, und die nervigen Fäuste drohend erhoben, stürzte die wilde Schaar auf den verdächtigen Fremden los. Dieser war rasch aufgesprungen und, den Rücken schützend gegen die Wand gelehnt, hielt er den Angreifern die drohenden Läufe seines Revolvers entgegen.

„Zurück, Wahnsinnige!“ rief er mit einer Stimme, deren Klang ihr Gebrüll übertönte. „Zurück! oder, so wahr Ihr alleammt betrunken seid, ich schieße Euch nieder wie tolle Hunde! Gebt Acht, es ist für jeden eine Kugel im Laufe!“

Die Männer blieben, halb ernüchtert von der kühnen Sprache ihres Feindes und noch mehr durch die Beredsamkeit seines Revolvers, regungslos auf dem Flecke, unerschrocken, was sie beginnen sollten.

„Ich sehe, Ihr nehmt Vernunft an,“ fuhr der Fremde ruhiger fort. „Desto besser! Es hätte mir leid gethan, auf Euch zu schießen, denn wir sind alte Freunde, und ich bin von weit hergekommen, um Euch zu sehen.“

„Wenn Ihr denn kein Spion seid,“ sagte Ben mißtrauisch, „weshalb wickelt Ihr Euch so verteuflert ein? Zeigt Euer Gesicht, Mann!“

„Wir wollen einem ehrlichen Kerl nichts zu Leide thun,“ höhnte Batter Wilm. „Gebt uns nur Beweise, daß Ihr einer seid.“

„Ja, Beweise,“ wiederholte Pit. „Eure Polizei ist ja immer so heidenmässig auf Beweise veressen! Wir wollen auch mal sein wie die Polizei! Gebt uns Beweise her, Alter!“

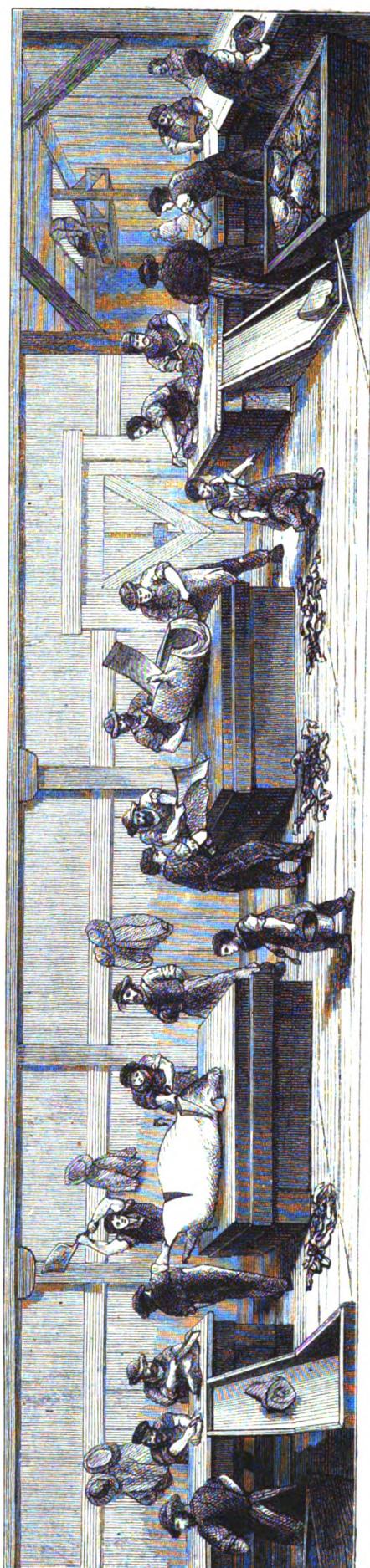
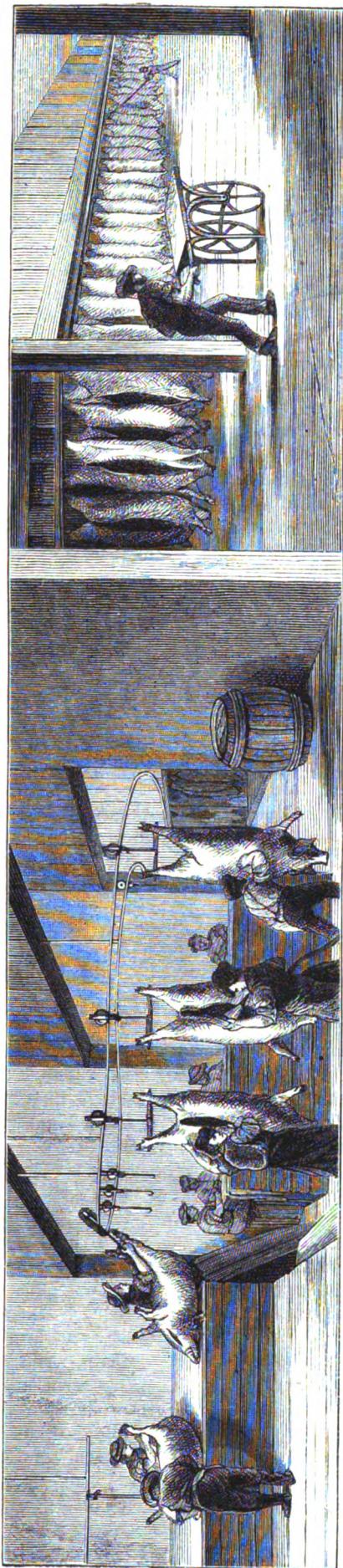
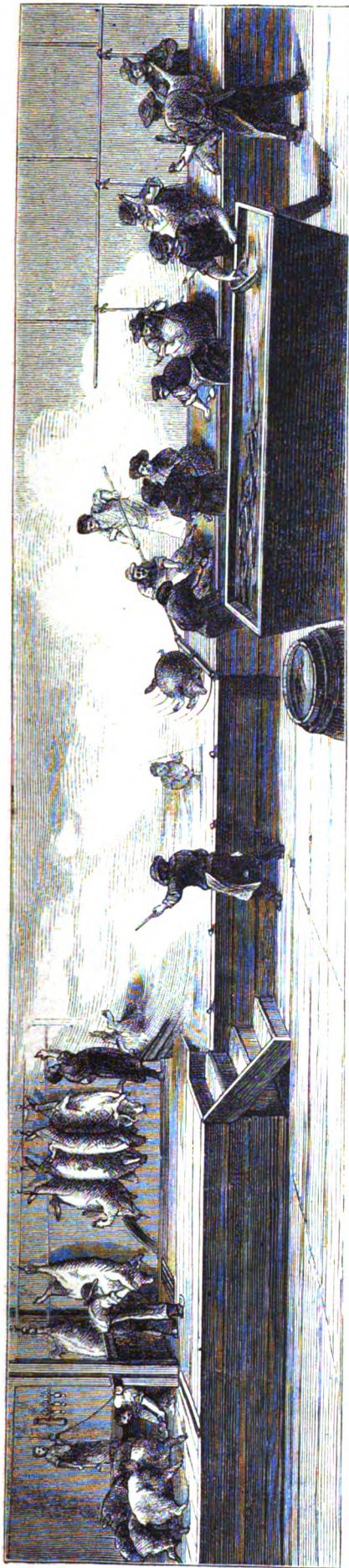
„Ich will Euch die verlangten Beweise geben,“ erwiderte der Fremde, sie zurückdrängend und in das grellste Licht der Dellampe tretend.

Dort warf er mit leichter Bewegung Hut und Mantel zurück. „Seht her!“ sagte er dabei.

Und nun, da auch wir, verehrte Leser, zum erstenmal Gelegenheit haben, das Antlitz des kühnen Abenteurers zu sehen, wollen wir den Augenblick benutzen, ein für allemal eine möglichst genaue Beschreibung von ihm zu entwerfen.

Es war ein Mann von fünfundsanzig bis dreißig Jahren, dessen bronzefarbenes Gesicht auf den ersten Blick den Südländer verräth. Eine brennendere Zone, als die Hollands mußte seine kühnen doch regelmäßigen Züge so gebräunt haben. Schwarzes Haar fiel in kurzen schweren Locken auf seine hohe hellere Stirne; unter scharf gebogenen Brauen und auffallend langen Wimpern bligte ein großes dunkles Auge hervor, und aus ihm sprach ein Chaos glühender Leidenschaften, welche die weiße Hand der Erziehung nie ordnend oder mildernd berührt zu haben schien. Sein Blick war sengend wie die Sonne der Sahara, und wohin sich das große Auge in Haß oder Liebe wandte, senkten sich aller Blicke, wie vor dem blendenden Auge des Tages selbst. Doch während das Auge von maßloser Leidenschaft erzählte, verriethen die fest zusammengepreßten Lippen, die scharfen Züge und den Mund — feine, doch ausdrucksvolle Schriftzeichen eines bewegten Lebens — eine unbeugsame, fast wilde Energie, die vor keinem Hinderniß auf Erden noch im Himmel zurückschreckte, wenn es galt, ihr Ziel zu erreichen. Leidenschaft für sich allein ist kaum gefährlich, da sie sich meist durch ihr eigenes Uebermaß vernichtet, doch der ist ein furchtbarer Gegner, der mit dem wilden Begehren die Fähigkeit überlegten kalten Handelns verbindet, der mit klarem Auge die günstige Stunde erkennt und sie abzuwarten vermag.

Eine solche Vereinigung von Energie und Leidenschaft sprach aus dem in seiner Art so schönen Gesichte des Fremden, und, wie er da stand, den Kopf erhoben, den herabgesunkenen Mantel festhaltend mit der einen seiner weißen schöngeformten Hände — es gibt Hände, welche durch keine Arbeit zu verderben sind — in der andern die gesenkte Waffe, wie sein stolzer Blick die wilden Gesichter der Versammelten überflog, die Oberlippe sich in halber Verachtung kräuselte, wie er so da stand in der unheimlichen Umgebung, beleuchtet von dem grell-



**Schweinefleischerei in Cincinnati.**

Nach einem Carton von F. B. Barney in der amerikanischen Abtheilung der Wiener Weltausstellung.

rothen Lichte der triefenden Lampe, hätte man ihn wohl für einen idealen Räuberhauptmann aus den Abruzzern halten können.

Unermesslich schien der Kontrast zwischen ihm und seinen Gegnern. Nicht bloß, daß hier der Typus des Südens dem des Nordens gegenüberstand; nicht bloß, daß seine zwar grobe doch reinliche Kleidung ihn im Vergleiche mit den Lumpen der fünf Männer wie einen Prinzen erscheinen ließ: der Hauptunterschied lag in dem Ausdruck der Gesichter. Batter Wilm und seine Genossen waren physisch und moralisch in einem ungefunten Stadtviertel und noch ungefunteren Kerker verkommen. Ihre Jugendkraft war vorzeitig gebrochen; kein edler Gedanke besuchte mehr die sorgengefurchte Stirne; und ihren halb scheuen, halb trotzigem Blick mit dem eines Thieres vergleichen zu wollen, hieße unsere treuen Gefährten aus der Thierwelt beleidigen. Ganz anders der Fremde. Seine Körperkräfte waren in Lust und freier Bewegung erstarkt, und — was auch seine Fehler sein mochten — Laster und Verbrechen hatten dem stolzen Antlitz noch nicht ihren brandmarkenden Stempel aufgedrückt. Nimmt man dazu die Sicherheit in Urtheil und Benehmen, welche Folge der Erfahrung ist, und eine angeborne Leichtigkeit, sich möchte sagen Distinktion in Bewegung und Manieren, so ist das Bild des Fremden vollendet, und man wird den Eindruck begreifen, welchen diese Persönlichkeit auf die Stammgäste des bucligen Natjes machte. Doch war dieser Eindruck bei den verschiedenen Personen ein vollständig verschiedener. Während Pit und Bram unwillkürlich vor der Ueberlegenheit ihres Gegners die Dolche sinken ließen, wich der Rest der Angreifer mit einem Schrei, in welchem Staunen, Freude und eine abergläubische Furcht sich seltsam mischten, zurück; die Waffen fielen sofort zu Boden, und Batter Wilm gab der allgemeinen Ansicht Ausdruck, indem er sich entsetzt bekreuzend ausrief: „Heilige Jungfrau! Es ist Philipp Wilkens Geist!“

Der Fremde warf mit einer stolzen Bewegung seinen Revolver auf den Tisch.

„Nicht Philipp Wilkens, Ihr Thoren,“ sagte er. „Jan Wilkens steht vor Euch und freut sich, Euch nach vierzehn Jahren wiederzusehn. Eure Hand, mein treuer Batter Wilm! Und die Eure, Ben! Und Natje, und Ihr —“

Man ließ ihn nicht ausreden.

„Tausend Teufel! Er ist's! Er ist's wahrhaftig! Er kennt uns noch! Wo kommst Du her, Junge? Wie bist Du weggekommen? Haben sie Dich denn nicht umgebracht?“ schrien und lachten sie durcheinander.

„Das sind zu viel Fragen auf einmal,“ rief Jan sich losmachend. „Eins nach dem anderen! Zuerst setzt Euch, und dann füllt Natje unsere Gläser. Diese Silberfische“ — er zeigte einen kleinen Lederbeutel — „müssen verjubelt sein.“

Während Natje aufs neue Grog bereitete, kehrte die Gesellschaft noch immer sehr aufgereggt zu ihren Plätzen zurück.

Batter Wilm wollte die Hand des jungen Menschen nicht loslassen, doch hielt er sie so zart, als ob er fürchte, die feinen Gelenke in seiner Härtsausst zu zerbrechen, und betrachtete ihn schweigend mit einem Ausdrucke von Härlichkeit, dessen sein wildes Gesicht niemand fähig erschienen wäre.

Jan Wilkens zog sich ein Tabouret zwischen Batter Wilm und dem schielenden Ben; die übrigen nahmen die alten Sitze ein.

„Nun sag mal, Teufelsjunge, wo kommst Du eigentlich her?“ fragte Ben.

„Von Rio. Mit dem Neptun, der heute eingelaufen ist.“

„Das ist nichts: wer einmal fort ist, kann auch wiederkommen,“ sagte Pit philosophisch. „Ich wundere mich nur, wie Ihr fortgekommen seid! Batter Wilm schwindelt Schauer geschichten von —“

„Hat Dich denn die verdammte Hege nicht eingesteckt?“ unterbrach Wilm.

Jan lachte mit seinem kurzen spöttischen Lachen. „Versteht sich! Ins Rettungshaus, als ob ich gestohlen hätte!“

„Nur!“ machte Pit. „Kenne das! Verdammt feste Mauern! Aber wie, zum Teufel, seid Ihr da herausgekommen?“

„Einfach genug. Am Tage der — der Hinrichtung —“ die Stirne des jungen Wilkens verfinsterte sich dabei drohend, „ließ alles fort, hinaus vors Thor an den Galgen, um — mich

wundert nur, daß man mich nicht mitschleifte. Nun kurz, sie gingen fort und glaubten mich sicher verwahrt in dem Strafzimmer, mit Stricken an Händen und Füßen.“

„Ich denke, Ihr waret sicher,“ meinte Pit. „Das Loch liegt ja im dritten Stock!“

„Das war eben ihr Unglück. Ich nagte die Stricke durch, arbeitete mich aufs Dach, sprang aufs Nachbarhaus —“

„Donnerwetter!“ rief Pit. „Das sind gute fünf Fuß!“

„Und in solcher Höhe!“ meinte Ben. „Du hast was gewagt, mein Junge!“

„Nicht mehr als mein Leben, und das war an jenem Tage nicht viel!“

„Bist ein braver Bursche,“ sagte Wilm, die Hand des jungen Mannes streichelnd. „Aber wie kamst Du von Amsterdam fort?“

„Ein Ostindienfahrer nahm mich als Schiffsjunge an Bord.“

„Und sagt, wie seid Ihr wiedergeführt hierher?“ fragte Schmulje. „Warum habt Ihr verlassen Amerika? Was kommt Ihr zu machen hier?“

„So was fragt man nicht, edler Schmul,“ spottete Pit. „Weshalb wird er sein gekommen? Nicht um zu besuchen seines Vaters Grab, scheint mir! Gottswunder! Hat er doch gemacht G'schäftche über der See! Kennt Ihr doch G'schäftche, Schmul!“

Die Gesellschaft brach in ein brüllendes Gelächter aus; nur des Fremden Stirne verfinsterte sich. „Ich mache keine G'schäfte,“ sagte er laut und stolz, „so wenig wie mein Vater es that.“

„Was!“ sagte Schmul; „hat sich der Philipp Wilkens doch lassen verführen von den Schätzen vom reichen Marquis —“

Der Fremde sprang bei dieser Anklage gegen seinen Vater mit flammendem Blicke empor, während die übrige Gesellschaft, in der Erwartung, daß die drohenden Gewitterwolken auf dem Antlitz des jungen Mannes sich entladen würden, unwillkürlich in jenes dumpe ängstliche Schweigen verfiel, welches in der Natur dem ersten Blitze voranzugehen pflegt.

Mit verchränkten Armen trat Jan seinem schwächtigen Gegner einen Schritt näher. „Ich will Euch was sagen, Schmul,“ sprach er leise und abgemessen, „hört zu und merkt es wohl! Mein Vater hat den Marquis d'Estree ermordet, daran ist kein Zweifel, und ich werde es niemals leugnen. Wer den Getödteten aber beraubt hat, wußte mein Vater, weiß ich so gut wie — Ihr. Wenn mein Vater in der Untersuchung den Namen des Diebes verschwiegen und die Schuld auf sich nahm, so hatte er seine Gründe, also zu handeln. Ich dünkte, es gäbe einen hier, der alle Ursache hätte, ihm dafür dankbar zu sein.“

Ausrufe der Ueberraschung und des Zorns ertönten von aller Lippen. Schmulje fuhr empor, zischend wie eine gereizte Schlange. „Daß Dir die Hand soll wachsen aus dem Grabe, vermaledeiter Lügner!“

„Still, Mann!“ unterbrach der junge Wilkens gebieterisch, „ich habe Beweise, und,“ setzte er hinzu, als er den Glenden verstoßen nach seinem Messer greifen sah, „und gute Waffen! Doch lassen wir die alten Geschichten ruhn! Mein Vater hegte keinen Groll gegen Euch, noch thue ich es. Nehmt meine Hand und seid versichert, daß ich nicht um Euretwillen nach Europa gekommen bin.“

„Bist ein guter Junge, Jan, ein gescheidter Junge! Hab's immer gesagt!“ rief Schmul, froh, so leichten Kaufs von dieser heiklichen Angelegenheit loszukommen.

„Woher weißt Du denn das von dem Schmul?“

„Von meinem Vater.“

„Es ist wahr. Du hast ihn ja besucht vor — vor —, na Du weißt schon, was ich meine! 's hat Dir nicht mehr zu Herzen gehen können, mein Junge, als es mir gegangen ist! Aber das hast Du behalten! Du warst ja erst so hoch!“

„Ich vergesse nichts, Batter Wilm, weder Gutes noch Böses,“ sagte der Fremde, seine Hand auf die Schulter des Bagabunden legend und ihm erregt in die Augen sehend. „Ich weiß auch, und mein Vater hätte mich nicht daran zu erinnern brauchen, daß Ihr, Wilm, ihn nicht verriethet, obgleich Ihr alles wußtet, und Euer eignes Leben durch Euer Schweigen in Gefahr kam. Ich weiß es noch, Batter, wie Ihr seht, und wenn Ihr mich

jemals braucht, so versteht es sich, daß Ihr über mein Leben verfügen könnt."

Wilm suchte vergebens nach Worten. Er konnte vor Rührung keinen Ton hervorbringen, und ehe er sich noch besonnen, sagte Pit, der während Wilms' Gespräch mit Jan leise mit den übrigen Genossen geflüstert hatte: „Wenn Euer alter Freund denn wirklich kein Spion ist —“

„Spion!? Du verdammter Selbstschnebel! Philipp Wilkens aus dem Gesichte geschnitten und Spion sein?!"

„Als ob er deshalb kein Spion sein könnte! Ihr seid verrückt, wenn Ihr auf die Wilkens kommt! Das hab' ich Euch schon oft gesagt, Alter!"

„Es macht Eurem Herzen wahrlich Ehre, mich nach allem, was Ihr wißt, noch für einen Spion zu halten," rief der Fremde mit schneidender Bitterkeit. „Hätt' ich vielleicht unter dem Galgen meines Vaters Eurer verdammten Polizei Treue schwören sollen?"

„Nur ruhig! Ruhig Blut!" beschwichtigte Ben. „Wir halten Euch wirklich nicht dafür, und zum Beweise, seht Ihr, könnt Ihr uns heut' Abend begleiten, wenn Ihr wollt. 's ist ein gutes Geschäft, und wir theilen den Gewinn. „Wollt Ihr?"

Batter Wilm zog den jungen Mann verstohlen am Armel, um ihn zurückzuhalten.

„Ich weiß noch nicht," antwortete Jan. „Wohin geht Ihr?" „Hoho! Haltet Ihr uns für so dumm, Euch das auf die Nase zu hängen, wenn Ihr nicht mitgeht?" lachte Pit grob. „Ein für allemal entscheidet Euch! Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht?"

„Ein für allemal denn: ich will nicht," sagte Jan ruhig.

„Seid Ihr vielleicht zu vornehm?" fuhr Bram auf.

„Er ist zu vornehm," antwortete Wilm, „um Euch die Kastanien aus dem Feuer zu holen!"

„Ja freilich!" meinte Pit. „Wir haben nicht so hohe Eltern!"

„Sie sind nicht so von der Polizei ausgezeichnet worden!" setzte Bram hinzu.

Schmulje schwieg wohlweislich; der schielende Ben aber rief ärgerlich aus: „Ihr seid verdammt eigen, mein guter Junge! Es scheint, die Geschäfte haben nur Reiz für Euch, wenn sich ein kleiner Stich zwischen die fünfte und siebente Rippe dabei anbringen läßt! Nun, Euch mag der Galgen ja heimisch erscheinen!" Damit wandte er sich nach der Thüre.

Die Lippen Jans zuckten leise. „Wartet noch!" sagte er, und seine Stimme hatte etwas so Gebieterisches, daß alle diese unlenksamen, noch dazu gegen ihn eingenommenen Strolche folgsam zu dem alten Eichentische zurückkehrten.

„Ihr müßt noch ein Glas mit mir trinken," erklärte Wilkens. „Natje! Füllt bis zum Rande!"

Als dies geschehen war, erhob der Sohn des Verbrechers sein Glas mit einer Art von schwärmerischer Begeisterung und rief: „Es lebe Philipp Wilkens! Friede seiner Seele! Ehre seinem Andenken!" Er leerte sein Glas bis auf den letzten Tropfen, dann, es zu Boden schleudernd, so daß die Splitter hoch aufflogen, fuhr er fort: „Und Fluch, Verderben, Schmach dem Hause Carlos d'Estrees bis ins dritte, vierte — bis ins tausendste Glied! Was zaudert Ihr? Nieder mit den Gläsern, sag' ich!"

Sein Beispiel war von Batter Wilm sogleich befolgt worden; die übrigen, welche einen Augenblick zögernd ihre Trinkgefäße in der Hand gehalten hatten, wagten nicht länger Jans Festigkeit zu widerstreben, und in einem Augenblicke war der Boden mit Scherben bedeckt. Ein Ausdruck von Triumph überflog das Gesicht des jungen Wilkens, als er wahrte, wie bereitwillig alle auf seinen Befehl die Gesundheit des Mannes getrunken hatten, den sie vor wenigen Minuten verspotteten.

„Euer Geldbeutel muß verdammt anständig gespickt sein, mein Junge!" brach Pit das allgemeine Schweigen des Erstaunens, indem er auf die zerbrochenen Gläser deutete.

„Was dieser Trinkspruch kostet, will ich zahlen," erwiderte Jan mit einer finstern Energie, „und müßt' ich mein Herzblut darum zu Münze prägen lassen!"

„So bist Du ganz wie Dein Vater," rief Wilm entzückt, „so stürmisch war er auch! Vor vierzehn Jahren glaubt' ich nicht, daß Du ihm jemals ähnlich sehen würdest!"

„Nun gut," sagte der schielende Ben, dem jungen Manne die Hand reichend, „ich will Euch glauben! Einem andern, der so spräche, würd' ich nicht trauen, aber Euer Vater hat gezeigt, daß man zimperlich und doch ein braver Mann sein könne. Er war ein verdammt guter Kerl, und ich denk', Ihr seid's auch!"

#### VIII. Zehn lange Minuten.

Batter Wilm sah seinen Genossen nach, bis daß sie die Kneipe verlassen hatten. Dann rückte er sich auf seinem Stuhle zurecht, und meinte: „s' ist gut, daß Du nicht mit ihnen gegangen bist, Jan, 's sind treulose Hallunken. Und nun, mein Junge, laß Dich nochmals umarmen und Dir sagen, daß es mir, bei Gott! nicht so viel Spaß gemacht hätte, den Polizeichef hängen zu sehen, als daß Du wieder so neben mir sitzt! Nur hol's der Henker! Die Luft hier ist verdammt schwül! und ich möcht wohl wissen, was in aller Teufel Namen Dich wieder in diese Rattenfalle bringt, nachdem Du mit so knapper Noth der zärtlichen Fürsorge der d'Estrees entgangen bist?"

„Muß ich ihnen nicht für diese zärtliche Fürsorge danken?" erwiderte Jan, während sein Auge in unaussprechlichem Haß aufleuchtete.

„Dacht' ich's doch," murmelte Batter Wilm. Er warf einen forschenden Blick auf seinen jungen Freund; dann die Hand auf seine Schulter legend, sagte er: „Dazu könnt ich Dir helfen, Jan."

Der junge Wilkens fuhr empor: „Ihr, Batter Wilm?"

„Ja, ich," erwiderte Batter Wilm, indem er seine Pfeife aufs neue stopfte, mit trübem Lächeln; „wenn Du nämlich ein Geschäft für mich übernehmen willst. Ich habe mich etwas mehr mit der Polizei brouillirt, als gut ist, und wenn sie mich erwischt, und das wird sie, denn ich habe keinen Cent, um außer Landes zu gehen, dann — dann — na, dann folg' ich eben Deinem Vater! So oder so! 's ist weiter nichts: enden muß es ja doch einmal! Ich sag' Dir das nur, um Dir zu zeigen, daß ich mein Geschäft nicht mehr zu Ende führen kann. Wenn Du es also übernehmen willst, so wären zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. — Es ist ohne Gefahr, vortheilhaft, und paßt in Deinen Kram, sonst würde ich es Dir nicht anbieten, mein Junge," fügte er herzlich hinzu.

„Hat es Bezug auf die Estrees?" fragte Jan athemlos.

„Nicht auf die Marquise, aber auf —"

„Auf ihren Sohn?"

„Bah! der starb ja gleich nach seinem Vater."

Jan senkte entmuthigt das Haupt.

„Nein, nein, es handelt sich um die Tochter mit dem fremden Namen, die im Frühjahr —"

„Wahnsinnig wurde?"

„Woher weißt Du das, Jan?"

„Gleichviel, ich weiß es. Fahrt fort."

„Kann mir im Grunde einerlei sein, woher."

„Genug, die schöne junge Marquise ist wahnsinnig, hat sogar Anfälle von Tobsucht. In einem solchen Anfälle nun könnte sie sich leicht einmal ein Leids zufügen — nicht wahr, mein Junge, das ist doch möglich?"

„Ja, ja."

„Nun denn, wenn dieser Fall einträte, gibt es jemand, der aus Freude darüber ein ganz anständiges Sümmchen —"

„Wer, wer würde das thun?" rief der Fremde aufgeregt.

„Sein Name, Batter Wilm, sein Name?"

„Ja, siehst Du, das ist etwas anderes. Treue vor allen Dingen! Jan, Du begreifst, daß ich ihn Dir nicht verathen darf, ehe ich weiß, ob Du den Auftrag übernimmst."

„Aber wer kann Interesse an ihrem Tode haben, und welches Interesse?"

„Welches Interesse? Pah, Kind! Weißt Du nicht, daß die kleine Wahnsinnige zwei Millionen oder so besitzt?" machte Wilm mit schlaudem Augenzwinkern. „Vielleicht wäre sie ohne ihr Geld nie wahnsinnig geworden," fügte er philosophisch hinzu.

„Nein, nein, es ist nicht deshalb," fuhr Jan noch immer in Gedanken fort; „es gibt nur eine Person auf Erden, die Nutzen aus dem Tode Mariquitta d'Estrees ziehen könnte, und diese Person — diese Person ist fern." (Fortsetzung folgt.)

## Das braunschweigische Onnzgefäß.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Es war zur Zeit der höchsten Macht Napoleons I; sein Reich dehnte sich von der Nordsee bis zum Tiber aus; Paris dem Throne saß neben dem Usurpator die Tochter des österreichischen Kaisers, fast alle Fürsten Europas huldigten in Paris, das gleichsam zur Metropole unseres Erdtheils geworden war und wo dessen Kunstschätze hinströmten, recht und unrecht gewonnen, gekauft oder geraubt. Stand doch dort auch die berühmte Viktoria vom Brandenburger Thore in Berlin bis zum Jahre 1814. Nur ein weltberühmter Kunstschatz fehlte, ein Unikum, das zu erlangen Napoleon sich die größte Mühe gab. Es war das sogenannte Mantuanische Gefäß, das vorzüglichste Kleinod des braunschweigischen Fürstenhauses, auf dessen Habhaftwerdung Napoleon die Summe von einer halben Million Franken setzte.

Als im Unglücksjahre 1806, nach der Schlacht bei Jena, Napoleon die Souveränität des Hauses Braunschweig in Abgang dekretirt hatte, als er keinen Herzog von Braunschweig mehr kannte, sondern nur einen preußischen „Général de Bruns- wick“, da war die herzogliche Familie mit einem großen Theile der Kunstschätze des Landes nach Schleswig geflüchtet, und dort wurde auch zu Glücksburg das herrliche Gefäß verborgen gehalten. Napoleon erfuhr da-

von und trachtete danach, den Schatz zu erlangen. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der „Schwarze“, ertheilte jedoch dem Oberst von Nordenfels den Auftrag, das Gefäß nach England in Sicherheit zu bringen, wo es vor den habgierigen Krallen des Korfen sicher war. Es war ein äußerst schwieriger Auftrag für den Oberst, denn damals (1810) herrschte die Kontinental- sperre, mittels deren Napoleon Englands Handel zu vernichten strebte. Französische Douaniers überwachten mit Argusaugen alle Häfen, und französische Spione, meist erbärmliche Deutsche, waren überall verbreitet. Trotzdem das Gefäß verhältnißmäßig klein ist — etwa 7 Zoll hoch — so war es doch schwer, dasselbe durch-

zöwegrün im heimischen Plattdeutsch: „Dat is min oller Kaffeepott.“ Der „alte Kaffeepott“ passirte glücklich die Zolllinie und blieb bis 1814 in England, um dann wieder den Ehrenplatz im Braunschweiger Museum einzunehmen.

Was machte denn dieses alte Gefäß so besonders werthvoll? Woher stammte es? Es sind nicht seine Schicksale allein, die in der That romantisch genannt werden müssen, sondern auch sein Alter und vor allem sein Kunstwerth, die es zu einem der vorzüglichsten aller Kunstschätze machen.

Als mit stürmender Hand im Jahre 1630 sich die Kaiserlichen der italienischen Feste Mantua bemächtigten, wurde die Stadt grauenvoll verwüstet, geplündert und aller ihrer Kunstschätze beraubt. Auch Herzog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenburg socht damals als Obrist auf kaiserlicher Seite und erhielt von einem seiner Soldaten für die Summe von 100 Dukaten das hier in Frage stehende Gefäß, welches durch Erbschaft an den Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern kam. Dieser große Kunstfreund (gestorben 1687) hatte auf seinem Schlosse Bevern im Braunschweigischen Weser-

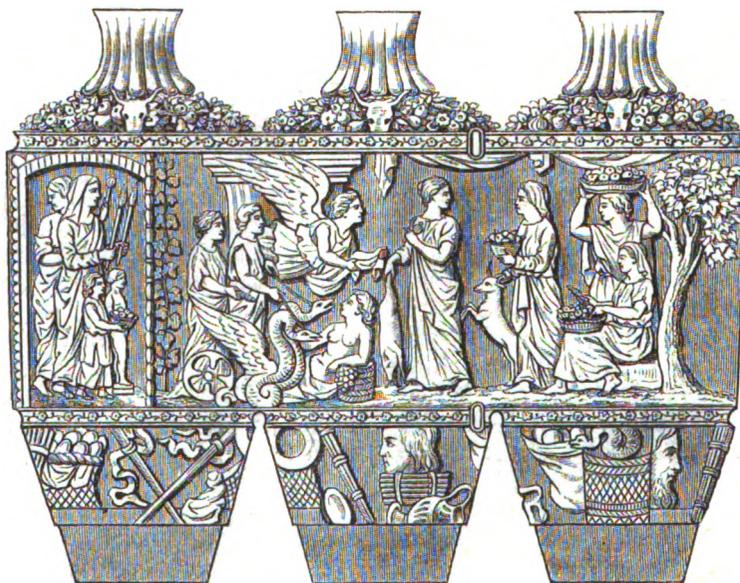
kreise eine nicht unbedeutende Sammlung von Kunstfachen und werthvollen Seltenheiten zusammengebracht, unter denen das mantuanische Gefäß die erste Stelle einnahm. Von Bevern kam es, stets durch Erbschaft, 1766 nach Braunschweig in das Museum, bis es hier 1806 die im Eingange beschriebene Irrfahrt antreten mußte, um Napoleons Habgier zu entgehen. Aber auch nachdem das Kleinod wieder im Braunschweiger Museum seinen Ehrenplatz eingenommen hatte und dort von aller Welt angestaunt war, sollte ihm keine lange Ruhe zu Theil werden. Als am 7. September 1830 der überliche Herzog Karl durch eine Revolution aus dem Lande gejagt und später vom deutschen Bunde wie den Agnaten der Regierung für unfähig erklärt wurde, da verschwand auch das mantuanische Gefäß aus dem Museum; Herzog Karl, der

Schätze über alles liebte, der eine der größten Diamantensammlungen besaß, hieß das Kleinod mit sich gehen, während die Braunschweiger ganz offen sagten: „er habe es gestohlen“. Seit dem Jahre 1830 blieb der Schatz verschwunden, keines Menschen Auge sah ihn, ja es wurden sogar Stimmen laut, welche behaupteten, der Herzog sei gar nicht im Besitze des Gefäßes. Aber siehe da, als er jetzt unter dem Jubel der erbenden Stadt Genf nach langer, an Irrthümern reicher Laufbahn die Augen schloß, da fand sich auch, sorgfältig verwahrt, das mantuanische Gefäß im Nachlasse des Herzogs vor.

In Braunschweig gibt es nicht allzu viel Leute mehr, die



Das berühmte mantuanische Onnzgefäß des verstorbenen Herzogs Karl von Braunschweig, 6 3/4" hoch.



Das mantuanische Gefäß, auseinander.

sich erinnern können, den Schatz gesehen zu haben, und wir auch können unsere Illustration nur nach einer alten Lithographie herstellen lassen, denn als Herzog Karl das Gefäß zu achtunddreißigjähriger Unsichtbarkeit verurtheilte, war die Photographie noch nicht erfunden, die heute ähnliche Kleinodien zum Allgemeingut macht. Was aber ist es denn, das dieses Gefäß zu einer solchen Seltenheit, zu einem Unikum macht? Der alte Philipp Julius Rehtmeier, der Anno 1722 eine ausführliche braunschweigische Chronik schrieb, erwähnt darin auch (Seite 1601) das mantuanische Gefäß: „Es ist dieses herrliche Kunststück ganz aus einem Steine verfertigt, welcher nach erfahrener Jubilirer Urtheil vor einen Onyx bisher gehalten worden; und zwar von solcher Vollkommenheit, daß von dieser Art kein schöner zu finden. Sowol die Natur als Kunst und Alterthum sind an diesem Kleinod zu bewundern. Waßen die Kunst die trefflichen Farben, mit welchen es die Natur geziert, sich dergestalt in Bearbeitung des darauf befindlichen Bild-Werkes zu Nuß gemacht, daß man meynen sollte, es wäre nicht sowol die Kunst als Natur dieses Kleinods Meisterin gewesen. An der Härte wird dieser Stein dem Demant nicht viel nachgeben, so daß ein guter Künstler in dessen Bearbeitung muthmaßlich bey die Zwanzig Jahr wird haben zu thun gehabt.“

Das letztere ist nun allerdings wohl übertrieben, aber eine ungeheure Arbeit ist es sicher gewesen, aus dem schwarz und weißen Onyx dieses Kunstwerk so zu bilden, daß der Grund überall schwarz oder dunkelbraun, die darauf erhabenen stehenden Figuren und Zierrathen aber weiß oder, besonders die Gewänder, gelbbraunlich erscheinen. Das Gefäß ist in Gestalt einer Krone gehalten, Dedel, Fuß, Henkel und Gießröhre sind von Gold und sämmtlich fein ornamentirt; der eigentliche Körper besteht aus Onyx und zeigt auf seinem mittleren Theile die Darstellung eines ländlichen Festes. In einer Art Gartenlaube sehen wir die kleine Bildsäule des Priapus, des Gottes der Gärten und der Fruchtbarkeit, daneben ein Kind, welches Früchte in einer Schale trägt; hinter diesen zwei in leichte griechische Gewänder gekleidete Frauen, welche zum Gartenfeste schreiten. Eine Rebe theilt diese Darstellung von dem folgenden Hauptbilde, das namentlich von einer auf dem Schlangenzuge

stehenden Ceres gefüllt wird; neben Ceres führt Triptolemos die Fügel des Wagens, und vor ihr her schwebt Zephyr, der ein Tuch auszuringen scheint, um dadurch anzudeuten, daß er der Erde die zur Fruchtbarkeit nöthige Kälte und Feuchtigkeit verschaffe. Eine weibliche Figur vor dem Wagen, gestützt auf einen Fruchtkorb, deutet die Fruchtbarkeit der Erde an. Der Ceres entgegen ziehen ihre Priesterinnen; die erste bringt ein Schwein an den Hinterfüßen herbei, die zweite führt ein Böckchen und trägt eine Schale mit Früchten, und auch die beiden letzten, unter einem Baume befindliche Personen, ein Mann und eine Frau, sind mit den Symbolen der Fruchtbarkeit, Kornähren und Früchten versehen. In der unteren Fußabtheilung des Gefäßes sind endlich lauter solche Gegenstände angebracht, welche bei den Festen der Ceres und des Bacchus Verwendung fanden: Fackeln, Flöten, Masken, Panpfeifen u. dergl. Die Panflöte (auf der mittleren Abtheilung des aufgerollten Gefäßes) besteht aus einer Anzahl zusammengebundener Röhren; über derselben erblickt man eine Maske, die wohl einen Bacchuskopf vorstellen soll. Unter der Flöte liegt ein Opfergefäß, ein sogenanntes Präfericulum. Hierauf folgt (vom Beschauer zur Rechten) ein Sack mit Früchten; dann ein Korb, aus welchem sich eine Schlange hervorwindet. Es deutet dies wohl auf Schlangenkultus, denn bei den Ceres- und Bacchusfesten der Alten spielte die Schlange eine große Rolle. Endlich finden wir, den Beschluß machend, abermals eine härtige Maske.

Alle früheren Kunstschriftsteller, Eggeling, Mariette, Montfaucon u. a., welche über dieses Gefäß geschrieben, halten es für altgriechisch, zum Gebrauch bei Libationen benutzt, während andere Stimmen in ihm eine italienische Renaissancearbeit sehen wollen. Wie dem aber auch sein möge, jedenfalls liegt das Erzeugniß eines großen Künstlers hier vor, der es mit dem feinsten Sinne und großer Geschicklichkeit verstand, sich die verschiedenen Farben des Steines bei seiner Arbeit zu nuße zu machen. Der Werth des Onyxgefäßes wird noch dadurch erhöht, daß es ganz vollkommen erhalten und unbeschädigt geblieben ist.

Unsere Darstellung aber schließen wir mit dem Wunsche, daß das herrliche Kleinod wieder in Braunschweig, wohin es gehört, seinen Platz finden möge!

## Der Krieg der Engländer gegen Aschanti.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Von Zeit zu Zeit erhebt sich im heidnischen Afrika ein gewaltiger Krieger, der mit Thatkraft, Muth und Glück ein Reich sich zusammenerobert, das meteorgleich entsteht und ebenso schnell wieder verschwindet, um anderen Staatenbildungen Platz zu machen. So erhob sich auch im vorigen Jahrhundert im Innern der Goldküste ein kühner Häuptling mit Namen Sal Tutu, welche alle seine Nachbarn unterwarf und sich zum Alleinherrscher über ein weites Gebiet machte. Er war ein glänzender Krieger, ein großer Eroberer, vor dem alles erzitterte und der sein Werk durch die Erbauung der Stadt Kumassi krönte, welche heute nicht weniger als 100,000 Einwohner zählt. Sie wurde die Residenz des von nun an mächtig dastehenden Heidenreichs Aschanti, das es verstanden hat, im Verlauf einer nun mehr als hundertjährigen Existenz sich aller Angriffe der Europäer zu erwehren und seine volle Unabhängigkeit zu bewahren. Denn Sal Tutus Nachfolger erbten seine Talente und sein Glück; sie vergrößerten das Reich und dehnten es im Jahre 1806, nachdem sie die Fanti unterworfen, bis an die Küste des Guineabusens aus, wo Engländer, Franzosen, Niederländer und Dänen Handelsfactorien und Forts angelegt hatten. Damals also kamen die Europäer zuerst in Berührung mit dem mächtigen Reiche des Innern, das ganz naturgemäß nach der Küste strebte und dorthin, des Handels wegen, einen Ausgang suchte. Darin aber, daß die Europäer diesen Handel allein an sich zu reißen suchten und die Aschanti vom Meere abdrängten, liegt der Cardinalpunkt der ganzen halbhundertjährigen Feindschaft, der zahlreichen Kriege, die bisher dort sich abspielten und nun zu einem neuen großen Feldzuge führen, welcher den

Engländern ungeheure Summen und viele Menschenleben kosten wird. — Wie der ganze Verlauf der Beziehungen zwischen den Aschanti und den Engländern gezeigt hat, sind die ersteren ein keineswegs zu verachtender Gegner, dessen Hauptstärke in der Unzugängigkeit ihres Landes liegt. Aschanti umfaßt etwa 3000 Quadratmeilen, es ist mindestens doppelt so groß wie das Königreich Bayern und zählt ein bis zwei Millionen Einwohner, je nachdem man verschiedene abhängige oder halbabhängige Nebenländer demselben beizählt oder wegläßt. Das Land, meist eben und nur im Norden gegen das sogenannte Konggebirge aufsteigend, ist außerordentlich fruchtbar und bietet seinen Bewohnern alles zum Lebensunterhalte Nothwendige. Es bringt Baumwolle und Kaffee, Indigo und Guronüsse, Gold und Elfenbein hervor. Unermesslich sind die Urwälder, die es bedecken; hier treffen wir den echten afrikanischen Urwald, den Tropenwald, dessen von undurchdringlichen Pflanzenwänden eingefasste Pfade kaum ein Ausweichen der sich begegnenden Gestalten und wo selbst die Ortschaften so dicht von der Vegetation des Urwaldes eingefasst sind, daß man sie nicht von außen umgehen kann, sondern dem Wege durch den Ort folgen muß. Die wenigen Flüsse, welche den Urwald durchbrechen, wie der Bujempra, sind in ihrem mittleren und oberen Laufe nicht schiffbar, wenigstens nicht in der trockenen Jahreszeit, und an ihren Mündungen liegen starke Sandbarren, welche das Eindringen größerer Schiffe verhindern. So vereinigt sich alles, um Aschanti zu einer großen natürlichen Festung zu machen, die auch durch das den Weißen mörderische Klima gewaltig geschützt ist. Außer einigen Reisenden, Gesandten und kühnen

Missionaren, welche das im greulichsten Fetischwesen sich manifestirende Heidenthum Aschantis erfolglos zu brechen suchten, sind noch keine Europäer nach Aschanti vorgebrungen, und wir werden einen der merkwürdigsten Feldzüge — nicht gegen Menschen, wohl aber gegen Naturhindernisse erleben, wenn die Engländer jetzt ihr Wort einlösen: daß sie die Hauptstadt Kumassi dem Erdboden gleich machen wollen.

Es war im Jahre 1807, als zum ersten Male die Aschanti unter ihrem Könige Sai Duamina an die Küste vordrangen und die Fanti unterjochten, die dort im Schutze der europäischen Forts und Handelsstationen sich niedergelassen hatten. Die Holländer in den Forts Cormantine und Amsterdam wurden niedergemacht und dann rückte der schwarze Herrscher, eine herkulische Erscheinung, gegen das den Engländern gehörige Annamabu, das bis auf die letzte Hütte zerstört wurde; mehr als 8000 Einwohner kamen um; wochenlang war die Luft vom Leichengeruch verpestet, und nur 2000 Weiber, Greise und Kinder konnten

sich in das englische Fort flüchten, dessen Besatzung schließlich auf acht Mann unter Lieutenant Meredith zusammen geschmolzen war, welcher uns die traurige Geschichte dieser Belagerung überliefert hat. Schon dachten jene acht Weiber, ihr letztes Stündlein habe geschlagen, als die Aschanti freiwillig abzogen. Was war aber die Folge jenes ersten Zusammentreffens der Engländer und Aschanti? Wie Dupuis uns versichert, der 1824 ein

Werk über Aschanti schrieb, mußte Oberst Toranne, der britische Gouverneur in Cap Coast-Castle, einen Frieden schließen, „in dem er feierlich und formell die Rechte der Aschanti auf die Fanti und die Küste anerkannte.“

Auf diesen Frieden gestützt, erklären die Aschanti die Goldküste nach dem Rechte der Eroberung für ihr Eigenthum und streben danach, sich die Hafenplätze im Interesse des Handels offen zu halten. Und dieser Handel mit Goldstaub, Elfenbein, Palmöl u. ist in einem sehr bedeutenden Aufschwung begriffen; er erreicht in den verschiedenen britischen Niederlassungen an der afrikanischen Westküste jetzt einen Werth von 7—8 Millionen Thalern jährlich. Er ist mehr und mehr von den Engländern monopolisirt worden, zumal seit diese 1850 die dänischen und 1872 auch die niederländischen Besitzungen der Goldküste an sich brachten. Wir können hier nicht die vielen Kriege und Fehden einzeln aufzählen, welche nach und nach zwischen Aschanti und Engländern stattfanden; letztere zogen meist den kürzeren, schickten Gesandtschaften nach Kumassi, beschenkten die dortigen Könige und suchten Friedens- und Freundschaftsverträge zu schließen, die nie von langer Dauer waren. So wüthete 1823 bis 1827 ein vierjähriger Krieg zwischen beiden Theilen, in dem das englische Heer unter dem Gouverneur Mac Carthy am Bra überfallen und gänzlich aufgerieben wurde; der Gouverneur

selbst fiel und nur zwei Officiere entkamen, um das traurige Ereigniß an der Küste zu berichten.

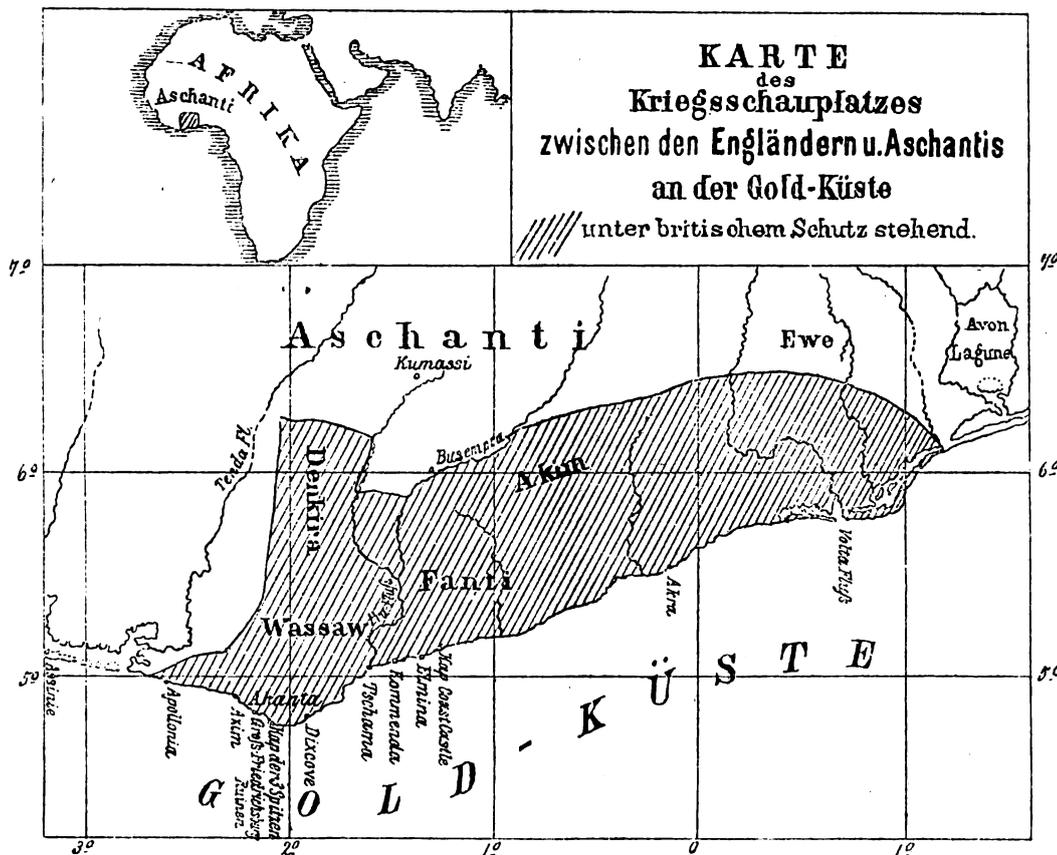
Ueber die Art der Kriegsführung gegen Aschanti werden wir unterrichtet, wenn wir nur zehn Jahre zurückgehen. Damals verlangte der König von Aschanti, die Engländer sollten ihm einen seiner Unterthanen ausliefern, der ihn bestohlen hatte, und da die Auslieferung verweigert wurde, ließ Se. schwarze Majestät ihre Truppen ins englische Gebiet rücken. An Schießgewehren fehlte es den Aschanti nicht, diese, sammt dem Pulver erhielten sie von den Franzosen in Assinie, die einen einträglichen Handel auf diese Weise treiben, und auch gegenwärtig versehen französische Händler die Aschanti mit Pulver und Blei, das gegen England verwandt wird. Letzteres darf, wenn es billig denkt, hiergegen nichts einwenden, hat es doch mit dem brutalsten Sophismus vor drei Jahren derartigen Waffenschacher vertheidigt, als es den Franzosen Gewehre und Pulver gegen uns lieferte. Was dem einen recht, ist dem andern billig,

und sollte John Bull jetzt das vergessen und gegen Frankreich aufbäumen, so braucht man ihn nur an jene Zeit zu erinnern.

Als 1863 die Aschanti gegen die Küste rückten, war der Herzog von Newcastle Colonialminister, ein Mann, der von der Goldküste außerordentlich wenig verstand. Als er hörte, daß die schwarzen Wilden sich erfrecht, gegen die britischen Besitzungen anzustürmen, gab er den Befehl, in deren Land vorzugehen und dort sie zu schla-

KARTE  
des  
Kriegsschauplatzes  
zwischen den Engländern u. Aschantis  
an der Gold-Küste

unter britischem Schutz stehend.



gen. Das war gewissenlos, ein selbstmörderisches Beginnen, und eine fürchterliche Tragödie begann, die gerade jetzt die Engländer sich wieder vor Augen halten sollten.

Aus Westindien wurden Truppen nach der Goldküste geschickt, denen der dortige Gouverneur Pine eine pompöse Ansprache hielt, in welcher von Siegen und Sterben, Niederwerfung des Feindes und dergleichen Sachen die Rede war. Dann schickte er die Soldaten, Schwarze und Weiße, in den „Busch“, das heißt den dichten Urwald, in dem sie hart an der Grenze Aschantis lagern mußten. Als echter afrikanischer Wald erwies er sich für das Korps als undurchdringlich. Man mußte, um mit den Kanonen und Raketenbatterien hindurchzukommen, erst Pfade hauen, und dieses geschah, als die verderbliche Regenzeit heranrückte. In diesem ungesunden Landstriche nun, bei fürchterlicher Hitze und im Moraste liegend, vom Fieber geschüttelt, von der Dysenterie geschwächt, starben Weiße und Schwarze wie die Fliegen. Gesund war niemand, und die grauenvollste Verzweiflung riß ein, zumal man keinen Feind zu Gesicht bekam.

Das, was wir hier zu schildern versuchen, bleibt noch entschieden hinter der Wirklichkeit zurück; einen Einblick in die entsetzliche Lage des so geopfertem englischen Korps erhalten wir, wenn wir die Privatbriefe englischer Officiere aus jener

Zeit zu Rathe ziehen. Einer derselben schreibt aus Cap Coast-Castle: „Im Busche lagern bedeutet einfach sterben, oder, was noch schlimmer ist, am Leben bleiben mit einer für immer zu Grunde gerichteten Gesundheit. Mit dem abgehenden Dampfer werden sechs Officiere nach Europa zurückgeschickt, und alle anderen werden nie wieder gesund. Es erscheint vielleicht sonderbar, wenn ich unsere Tragödie hier als einen Schwanz bezeichne, und doch ist dem so; denn wie kann man von einem Kriege oder Feldzuge reden, nachdem wir volle drei Monate im Sumpfe stecken, ohne auch nur einen einzigen Krieger der Aschanti gesehen zu haben. Der Verlust an Geld und Menschenleben ist entsetzlich, und den Zweck des Krieges, nämlich die Einnahme der Hauptstadt Kumassi, können wir doch niemals erreichen, und wenn wir zehnmal so viel Truppen hätten. Das weiß der König von Aschanti auch ganz gut, und er nimmt darum auch gar keine Notiz von uns. Er hat die sehr richtigen Worte gesprochen: Der weiße Mann hat zwar sehr viele Kanonen in den Busch gebracht, aber der Busch ist viel stärker und mächtiger als die Kanonen. — Die Regenzeit ist nun eingetreten, und wir können vor dem November, wo sie zu Ende geht, gar nichts ausrichten. Nun hat man aber eine Menge von Vorräthen im Lager aufgehäuft; dieses liegt wenigstens 80 Miles landeinwärts in einem dichten Walde, der jetzt unter Wasser steht. Dort sollen wir eine Garnison zurücklassen, um die Vorräthe zu beschützen. Die Officiere und zwei Kompagnieen meines Regiments sind dazu befehligt worden, und in der nächsten Woche gehen wir dorthin. Es wird mir eine angenehme Ueber- raschung sein, wenn ich jemals von dort zurückkommen sollte, aber ich gestehe offen, daß ich daran nicht glaube. Wir werden in dieser Jahreszeit in den Wald geschickt, wo wir kein anderes Obdach finden, als eine aus Schlamm aufgeworfene Hütte, als gefalzenes Schweinefleisch und Schiffszwieback. Wer nur das Klima hier kennt, weiß, daß das alles bedeutet: geradezu in den Tod rennen. Ich marschiere, weil das meine Pflicht ist; wenn mir aber in diesem Augenblicke die Wahl frei gestellt würde, ob ich mich auf 300 Schritt Entfernung dem Feuer meiner Kompagnie aussetzen wollte, oder ob ich marschieren sollte — ich würde unbedingt das erstere wählen.“

Und so lauteten alle Berichte von der Goldküste, keiner machte eine Ausnahme. Die Folgen dieses Krieges ergaben sich von selbst; er kostete den Engländern über 100,000 Pfund Sterling, und dabei hatte man keinen Aschantikrieger zu Gesicht bekommen; von den weißen Truppen starben 45 Prozent an Fiebern und Dysenterie, und wären damals die tapferen, streitbaren, nicht schlecht ausgerüsteten Aschanti herangerückt, es wäre wohl kaum ein Engländer an die Küste zurückgekommen; denn in Folge des Regens waren ihre Waffen so verrostet, daß sie kaum zu brauchen waren; das Pulver war breiartig geworden, die Kanonen steckten zwischen Urwaldbäumen im Sumpfe fest, und die Officiere lagen alle buchstäblich fieberkrank in ihren Zelten. Als nun diese Jammerberichte durch einige mit Mühe und Noth dem Tode entronnene Officiere nach London gelangten, da befahl man im Mai 1864 die Feindseligkeiten einzustellen. Aschanti aber stand ungebrochen, stolzer als je da, und sein König hatte recht, als er sagte: „Der Busch ist stärker als die Kanonen.“

Wie kam es nun, daß abermals ein Krieg mit Aschanti ausbrach?

Vor etwa einem Jahre verkauften die Holländer ihre Besitzungen an der Goldküste an England, darunter namentlich Elmina, Tschama und Agim. Diese holländischen Faktoreien lagen mitten zwischen den britischen, und nur weil England seine Besitzungen abrunden wollte, kaufte es jene niederländischen Faktoreien, ohne indessen damit großen materiellen Gewinn zu erzielen.

Bei diesem Verkaufe haben wir Deutsche noch ein ganz spezielles historisches Interesse, denn mit den niederländischen Besitzungen gingen auch die ehemals brandenburgischen Faktoreien und Forts in Ahanta an die Engländer über, und ist englischen Berichten zu trauen, so erhielten die englischen Militärbehörden von den Niederländern auch eine Anzahl alter Kanonen ausgeliefert, die noch der brandenburgische Adler und

das FW des großen Kurfürsten schmücken! Da wo auf unserer Karte unfern dem Kap der drei Spigen „Ruinen von Groß-Friedrichsburg“ verzeichnet steht, flatterte stolz und lustig im Jahre 1682 der rothe brandenburgische Adler vom hohen Flaggenmaste, donnernd begrüßt von den Kanonen der brandenburgischen Kriegsfregatten „Kürprinz“ und „Morbihan“. Der für Brandenburgs Herrschaft zur See begeisterte weitschauende große Kurfürst hatte dort den Grund zu einer deutschen Niederlassung gelegt, an deren Spitze der Kammerjunker von der Gröben stand. Während keiner der deutschen Fürsten an die Schaffung einer Kriegsflotte dachte, schuf jener allein eine solche und jagte Spanier und Korsaren in die Flucht! Damals huldigte ein Negerfürst aus Ahanta mit dem klassischen Namen „Sante“ in Berlin der brandenburgischen Majestät und kämpften die Schwarzen von Groß-Friedrichsburg tapfer für den rothen Aar gegen die neidischen Holländer. Mit dem Tode Friedrich Wilhelms verfiel sein Werk, und 1718 wurden die nunmehr preussischen Besitzungen an die westindische Gesellschaft zu Amsterdam verkauft. Seit dem vorigen Jahre weht über ihnen die englische Flagge.

Die niederländischen Besitzungen waren aber für England ein Danaergeschenk; durch das letzteres wieder mit seinen alten Feinden, den Aschanti, zu thun bekam. Die Holländer hatten nämlich mit den Aschanti in freundlichen Beziehungen gestanden und alljährlich sogar im Interesse des Friedens eine Art Tribut an die schwarze Majestät in Kumassi gezahlt. Elmina und die übrigen Faktoreien Hollands betrachtet der König von Aschanti als seine Häfen, die Holländer als seine Vasallen, an die er außerdem seine Kriegsgefangenen verkaufte. Denn nicht viel anders als ein Sklavenhandel war der Schacher, den Niederland an der Goldküste bis zum vorigen Jahre noch betrieb; gegen ein Kopfgeld sandte ihm der schwarze König seine Gefangenen, die einegerzirt und in die holländischen Regimente in Indien gesteckt wurden. Als nun England zur Herrschaft kam, kaufte es keine Sklaven mehr, es stellte die Tributzahlungen ein und kümmerte sich um die Oberhoheit des Königs von Aschanti nicht im geringsten.

Da schäumte der schwarze Herrscher vor Wuth auf und schwur bei seinen 3333 Frauen — diese Zahl steht nach der Hofetikette fest — die Engländer ins Meer zu jagen. Carriecarrie, so heißt der Fürst, setzte sich selbst an die Spitze seiner tüchtigen Armee, für deren Bewaffnung außer den Franzosen in Affinie noch — Birminghamer Handelshäuser sorgten, die auf Umwegen den Feinden ihres Landes alte Feuersteingewehre zukommen ließen. An der Spitze eines mindestens 30,000 Mann starken Heeres rückte der Aschantikönig über den Busempra und zog in das Land der unter britischem Schutze stehenden Fanti; er raubte und plünderte alles aus, ein Dorf nach dem andern ging in Flammen auf, und erst im Februar rafften die Fanti sich auf, stellten ein Heer und zogen dem Feinde entgegen, wurden aber nach neunstündigem Kampfe gründlich geschlagen; am 7. April und am 14. April erlitten sie abermals große Niederlagen, miewohl englische Officiere und schwarze englische Polizisten (Hausfas) auf ihrer Seite stritten. Von da ab waren die Engländer nur auf ihre Forts und die Kriegsschiffe auf dem Meere beschränkt; Cap Coast-Castle und Elmina waren förmlich belagert, und jeder Versuch, gegen die Aschanti vorzugehen, endigte bisher mit einer Schlappe für die an Zahl schwachen Engländer; beim Eindringen in den Prafluß wurden die Boote ihres Kriegsschiffs „Rattlesnake“ von den Schwarzen aus Tschama überfallen und in die Flucht getrieben; den Booten der Fregatte „Barracouta“ erging es ähnlich, und die Folge war, daß viele Stämme, wie namentlich die Ahanta, sich gegen die Briten empörten und den Aschantis anschlossen, deren Feldhauptmann, Assa Moquanta, sogar von den Engländern als „schwarzer Moltke“ gekennzeichnet wird. Die Einäscherung der rebellischen Städte Elmina und Tschama durch britische Kriegsschiffe hat den Wuth der Aschanti keineswegs gebeugt.

Nach diesen Niederlagen hatte die englische Geduld ein Ende, und man beschloß nun energisch vorzugehen. Sir Garnet Wolseley, ein noch junger General, wurde zum Befehlshaber einer ansehnlichen Truppenmacht ernannt und nach der Gold-

küste gesandt mit dem Auftrage, Kumassi zu zerstören. Eine besondere Sorgfalt wurde der Ausrüstung der Truppen zugewandt.

Mit den üblen bisherigen Erfahrungen vor Augen und angesichts des männermordenden Klimas müssen die Vorbereitungen zum Kriege, wenn er glücklich durchgeführt werden soll, ganz anderer Art sein, als in einem europäischen Lande. England will, nachdem es von den halbnackten Heiden wiederholt geschlagen und monatelang bedroht ist, nun mit Ehren die Sache zu Ende fechten und darum auch die Anstrengungen und Vorbereitungen, welche jenen gleichkommen, die 1867 für den abessinischen Krieg gemacht wurden. Die Brandung an der ganzen Goldküste ist eine so gewaltige, daß sie nur mit besonders gebauten Booten passirt werden kann; vom Landen der Schiffe ist daselbst keine Rede, und so begann denn die neue Ausrüstung damit, besondere Landungsboote herzustellen, deren jedes 30 Mann fassen kann. Da Eile noth thut, so wurde jedes Boot kontraktlich in 18 Tagen zu dem Preise von 400 Thälern erbaut.

Da erfahrungsgemäß der Marsch ins Innere durch die Sümpfe und Wälder die meisten Menschenleben kostet und der Transport der Waffen, Munition und Lebensmittel dort nur mit Menschen, nicht mit Lastthieren ausgeführt wird, so soll eine Eisenbahn von Cap Coast-Castle nach der Grenze von Aschanti gebaut werden. Es handelt sich hier um eine Strecke von etwa 60 englischen Meilen, die natürlich nur in provisorischer Weise bebaut würde. Die Lokomotiven werden nur klein und so eingerichtet sein, daß sie auch als Lokomobilen verwendet werden können, um eine Brettsäge oder andere Maschinen zu betreiben. Bereits sind die Schienen und das übrige Material eingeschifft, um den weiten Weg von der Themse bis in die Tropen Westafrikas anzutreten; dort wird also nun auch, im Gefolge des Krieges, das große Verkehrsmittel der Neuzeit seinen Einzug halten, denn Afrika kennt bisher nur an seinen äußersten Nord- und Südgrenzen, wo der Europäer herrscht, die Eisenbahn. Selbstverständlich wird auch ein Telegraph errichtet, zu dem jede Kleinigkeit mitgenommen werden muß, denn an der Goldküste darf man auf keinen Nagel, keine Schraube oder dergleichen rechnen; alles muß aus Europa dorthin geschafft werden.

Weiter sind für die Soldaten eigene zerlegbare Häuser eingeschifft worden, die in Afrika zusammengesetzt werden sollen; das nächtliche Kampiren im Freien, bei starkem Thau, hat sich

bei den früheren Feldzügen gegen Aschanti als höchst gefährlich gezeigt und 1826 waren bei einer Kompagnie von 80 Mann nach einer thaurreichen Nacht, die im Freien verbracht wurde, nicht weniger als 65 Mann vom Fieber befallen — nur 15 konnten marschiren! Auch das Wasser der Bäche und Ströme erweist sich dem Europäer als höchst gefährlich; es ist wegen der reichlichen Beimischung vermorderter organischer Stoffe ein geradezu giftiger Trank und man hofft, daß die Anwendung der abessinischen Röhrenbrunnen, sowie von Filtern aus plastischer Kohle, den üblen Folgen vorbeugen werde.

Ein besonders wichtiges Erforderniß in dem übermäßig heißen Klima ist das Eis; nicht nur zur Verfezung der Getränke mit demselben, sondern namentlich zur Verwendung in den Lazarethen für Fieberkranke und Verwundete. Rohes Eis, wenn es sich auch verschiffen läßt, würde doch am Lande wenig dauern. Man hat aus diesem Grunde sogenannte Kältemischungen und Eismaschinen eingeschifft, die in Cap Coast-Castle aufgestellt werden sollen. Aus allem Gesagten geht hervor, daß die Engländer sich weniger zu einem Kampfe mit den Aschanti als mit der Natur ihres Landes rüsten; sie haben es mit einer der absolut ungejundesten Gegenden unseres Erdballes zu thun, die nicht einmal ein Lazareth bergen kann, denn diese müssen auf Schiffen, fern von der Küste errichtet werden. Der letzte amtliche Medizinalbericht von der Goldküste datirt vom Jahre 1871 und dieser gibt an, daß vier Kompagnien Negertruppen vom 2. westindischen Regiment, zusammen in der Stärke von 320 Mann, in jenem Jahre 625 Erkrankungen aufzuweisen hatten; im Durchschnitt war also der Mann im Jahre zweimal krank, und dies waren noch Schwarze. Die Weißen dagegen fallen wie die Fliegen, das weiß jeder Missionar, jeder Kaufmann oder Schiffer, der an der afrikanischen Westküste zu thun hatte.

Die Zeit wird uns den Verlauf der Expedition gegen die Aschanti lehren. Wir haben hier bloß orientiren und zeigen wollen, wie es sich nicht allein um die Bekämpfung eines Feindes zu verachtenden Gegners, sondern vorzugsweise um einen Kampf gegen Natur und Klima handelt. Ohne Gewalt wird man die Aschanti nicht zur Vernunft bringen können, und wollte man ihnen gestatten, das Land der Fanti in Besitz zu halten, so würden die britischen Siedlungen an der Küste in steter Gefahr schweben. So lautet denn jetzt die Parole: koste es, was es wolle, die Aschanti müssen zu Paaren getrieben werden.

Richard Andree.

## Deutsche Kaiserstätten.

Von Oscar Schwebel.

### I. Karolingerzeit.

Wie weit liegt hinter uns die Zeit der Karolinger! Und doch hat sich in den schriftlichen Denkmälern unseres Volkes, in deutscher Literatur und Sage manche Erinnerung an die ältesten Fürsten erhalten, die den gesammten deutschen Stämmen geboten. Mit hochklingenden Liedern haben die höfischen Sänger der Stauferzeit den großen Karl und seine Palatine gefeiert; die neuen Romantiker sind ihnen im Preise der alten hünenhaften Heldengeschlechter nachgefolgt, und noch immer weiß die Sage von Karl und Roland, von Milo und Turpin zu erzählen. Baureste jener Tage sind uns dagegen nur in sehr spärlichem Maße geblieben, so viel es auch der Stätten gibt, wo die Erinnerung an die Karolinger uns auf deutscher Erde umschwebt.

In den rheinischen Gegenden liegen viele Pfalzen des karolingischen Geschlechtes, so im Elsaß Straßburg und Kolmar. Oft weilten die alten Fürsten auf dem Königshofe „Kolumbaria“ in der Waldeinsamkeit, um den Wisent zu jagen und den flüchtigen Hirsch zu stellen. Der große Karl stiftete zu Kolmar ein „Frauenhaus“, eine der denkwürdigsten Wohltätigkeitsanstalten jener Zeit; alleinstehende weibliche Personen erhielten in ihm freien Lebensunterhalt und wurden in dem künstlerischen Kleingewerbe, in Elfenbein- und Holzschnitzerei, im Miniaturmalen unterrichtet und mit Stickereiarbeiten be-

schäftigt. Nicht gar weit liegt Thann mit seinem zierlichen Münster; da riß der römische Bischof den deutschen Männern die Lehnstreue und die Achtung vor dem Unglücke aus dem Herzen, da ist die klassische Stätte des tragischen Unterganges Ludwigs des Frommen. Drüben, hinter den Bergen des Wasgenwaldes auf lotharingischem Boden ist der Ort, da der verlassene Kaiser die letzte Ruhe fand. Treue Vasallen, die edelsten der deutschen Fürsten, trugen den Leichnam des Kaisers von der einsamen Rheininsel bei Mainz, auf welcher er gestorben, in die Gruft zu dem großen Ahnherrn des Kaiserhauses, dem Bischof St. Arnulf von Metz.

Geringe Reste einer karolingischen Pfalz sind zu Frankfurt am Main im sogenannten „Saalhof“ noch vorhanden. Das ist die Stätte, wo im 8. und 9. Jahrhundert die Nationalkonzile der Deutschen gehalten wurden, wo die vier kühnen Bücher Karls des Großen gegen den Bilderdienst der byzantinischen Kirche entstanden, wo Alkuin und Rhabanus Maurus, die ersten Lehrer Deutschlands, wandelten.\*) Ebenso gering sind die Trümmer der alten Kaiserpfalz von Tribur, da einst so wichtige Reichsversammlungen gehalten wurden, und wo die Hand der Fürsten 888 dem Haupte des schwachen Karl des Dicken den goldnen Reif entriß.

\*) Hier starb Ludwig der Deutsche und seine Gemahlin Gemma.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. II./VI. 70.

Der berühmteste, für immer mit dem Namen des erlauch-  
ten Herrschergeschlechtes eng verbundene Sitz der Karolinger  
ist Aachen. Wo einst die Römer der Kaiserzeit in den schwel-  
gerischen Bädern Aquigranums ihre schwelgerischen Feste ge-  
feiert haben, stand später eine Pfalz des merovingischen Königs-  
hauses, in welcher Karl der Große geboren sein soll. Andere  
Berichte freilich lassen seine Wiege im Königshofe zu Paris  
stehen. Von Aachen aus begannen die Adler des gewaltigen  
Kaisers ihren Flug. Gleich nachdem er zu Nohon die Krone  
der Franken erhalten, schlug Karl seinen Sitz hier selbst auf;  
im Jahre 780 erbaute er sich seine berühmte Pfalz, deren  
Größe und Erhabenheit, deren prächtige Säulen-  
gänge und Galerien die Geschichtsschreiber nicht ge-  
nug zu rühmen wissen. „Hic  
sedes regni trans Alpes  
habetur“ stand in goldenen  
Lettern über dem Portale  
des Kaiserhauses. Dort  
saß Karl in stiller Nacht  
sinnend über den Kapitu-  
larien; dort berieth er sich  
mit seinen Bischöfen, wie  
man dem fernem Osten  
das Licht des Christen-  
thumes bringen könnte;  
dort entwarf er die Pläne  
der Heereszüge ins Sach-  
sen- und Avarerland. Die  
Pfalz fand ihren Unter-  
gang durch die Norman-  
nen, deren schnelle Schiffe  
unter dem Rabenbanner  
gar bald nach Karl dem  
Großen sich verderben-  
bringend den rheinischen  
Städten näherten. Wohl-  
erhalten, wenn auch durch  
spätere Thaten sehr ver-  
ändert, ist dagegen das  
Münster der Königspfalz,  
welches Karl der Große  
796 bis 804 durch den  
kunstfertigen Abt Ansegis  
von St. Wandrille erbauen  
ließ.

Das Aachener Mün-  
ster ist das ehrwürdigste  
Bauwerk der deutschen  
Nation. Welche gewalti-  
gen Verhältnisse, welch  
bunte Abwechslung des  
Styls, welcher Reichtum  
an Ornament und daneben  
welch strenge, schmucklose  
Einfachheit! Im Westen

ein Thurm aus fränkischer Zeit mit flachem Dache, im Osten der  
hohe gothische Chor mit gewaltigen Fenstern, graziosen Bogen  
und prächtigen Kapellen, den Reichtum und den kühnen Geist  
mittelalterlichen Bürgerthums und die Unternehmungslust des  
großen Aachener Bürgermeisters Gerhard Chorus verkündend,  
— zwischen beiden Theilen des Baues das karolingische Oktogon,  
in welches eine spätere Zeit romanische Fenster hineingebrochen  
hat, — so stellt sich Deutschlands erster Kaiserdom uns dar.

Wahrscheinlich ist das Aachener Münster eine Nachahmung  
der Kirche des h. Vitalis zu Ravenna, welche Theodorich der  
Große begann und Justinian 547 vollendete. Karl schmückte  
seine Hofkirche mit den Resten einer glänzenden untergegangenen  
Kunstpoche aus; oft begegnen uns auf fränkischen Säulen antike  
Kapitäl mit ionischer Schnecke und dem Akanthusblatt. Kuppel  
und Fußboden waren mit musivischen Werken geschmückt; Gra-

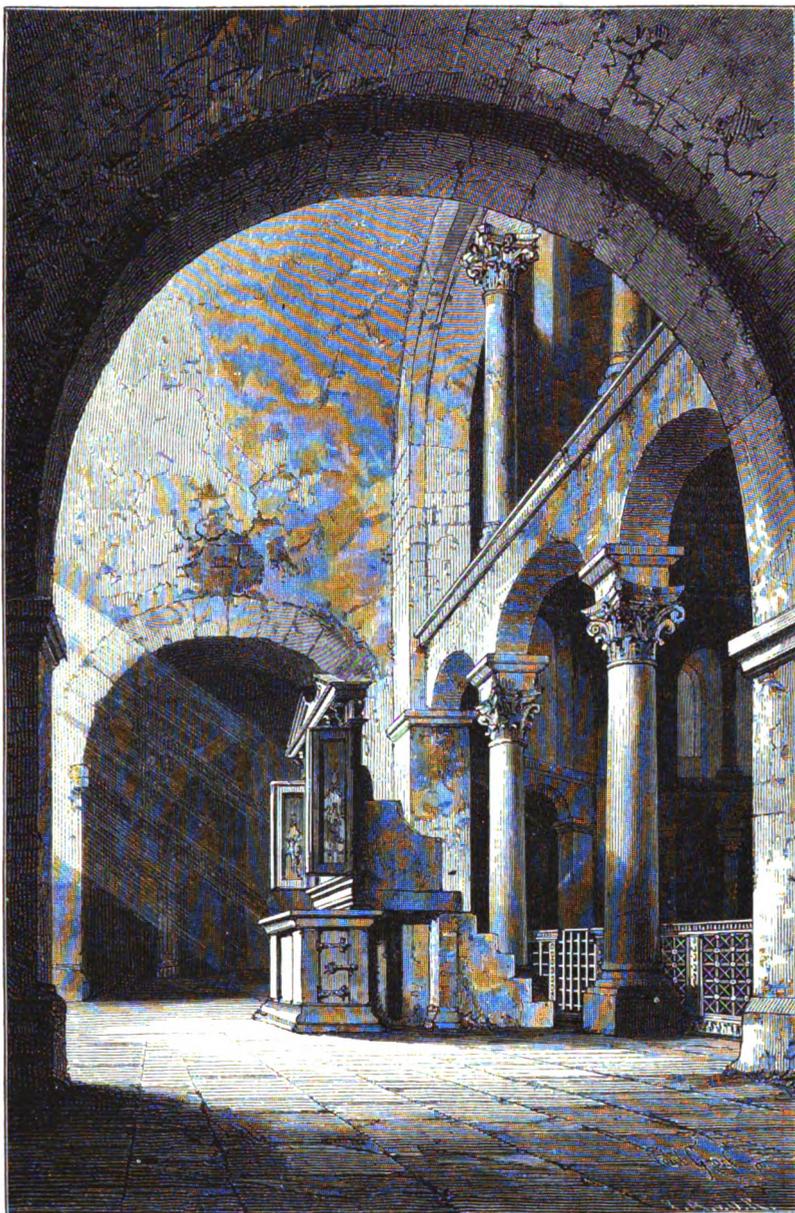
nit- und Marmorsäulen aus den Tempeltrümmern Italiens  
standen im Allerheiligsten, und prächtige eiserne Thüren und  
Geländer vollendeten die Ausstattung des Gotteshauses. Das  
war ein Dom, würdig des großen Herrschers, der ihn erbaut  
hatte! Bergegenwärtigen wir uns nur einmal das Bild dieser  
Stätte vor mehr denn tausend Jahren! Der frohe festliche  
Sonnenschein des Ostertages fällt durch die Fenster auf die  
glänzenden Säulen und den blühenden ehernen Schmuck der  
Kirche; die Wölbungen der unteren Arkadenreihe aber und die  
Kuppel oben liegen trotz des hellen Tages in dämmerndem  
Scheine. Feierlich blickt von oben die sitzende Gestalt des Er-

lösers in lichtweißem Ge-  
wande herab; zu seinen  
Seiten knien anbetend die  
Aeltesten aus der Offen-  
barung. Die Kirche ist  
bereits mit Priestern und  
Kriegern gefüllt, und vor  
dem Altare harret eine An-  
zahl von Täuflingen des  
heiligen Sakraments; edle  
Jünglinge sind's aus dem  
fernen Sachsenlande, aus  
Polen, Ungarn und den  
Nordlanden. Vor kurzem  
noch schlangen sie das  
Schwert gegen den Fran-  
kenkönig; erst die Gefan-  
genenschaft brach den harten  
Sinn und die Treue ge-  
gen die alten Götter. Jetzt  
tritt ein hoher fürstlicher  
Herr in weitem dalmati-  
schen Mantel in die Kirche;  
ein funkelndes Diadem er-  
glänzt in den bereits er-  
grauten Locken; er begibt  
sich zu dem königlichen  
Sessel im Hochmünster un-  
ter der oberen Arkaden-  
reihe; da intoniren auf  
den Chören die Sänger  
aus den Klosterschulen zu  
Meß und Soissons den  
Osterhymnus; nun er-  
braust und jubelt die Or-  
gel, die der Kalif dem  
großen Kaiser geschenkt,  
und von den Lippen des  
Priesters am Altare tönt  
dem Herrscher, seinen har-  
ten, in tausend Gefah-  
ren erprobten Kriegsleuten  
und den Täuflingen die  
Osterbotschaft entgegen:  
„Christ ist erstanden!“

Als dann die letzten Töne

der Orgel verklungen sind, verläßt der Fürst die Kirche und tritt  
den Gesandten entgegen, die draußen in der strahlenden Früh-  
lingssonne seiner harren, den buntgekleideten Fürsten des  
Morgenlandes, den ernsten härtigen Edlen des oströmischen  
Kaisers und den finster blickenden, in Pelz gefüllten Häuptern  
der slavischen Nationen.

Im Jahre 813 krönte Karl vor dem Altare zu Aachen  
seinen unglücklichen Nachfolger Ludwig. Er fühlte das Nahen  
des Todes, düstere Gerüchte gingen um, unheilverkündende Vor-  
zeichen ließen sich sehen. Die Inschrift „Carolus Princeps“ am  
Dome wurde vom Blitze getroffen, und das letzte Wort war  
verwischt; der Säulengang zwischen Palast und Kirche stürzte  
ein, und nicht lange darauf setzte man die Kaiserleiche auf den  
goldüberzogenen Sessel drunten in der Krypta, die Krone auf  
dem festgeketteten Todtenhaupte, das Evangelienbuch auf dem



Deutsche Kaiserstätten: 1. Hochmünster im Aachener Dom mit dem Stuhl Kaiser Karls des Großen.  
Originalzeichnung von Paul Graeb jun.

Schoße, Szepter und Schild ihm zu Füßen, und über dem kaiserlichen Ornate die Pilgertasche, welche Karl bei seinen Reisen nach Rom zu tragen pflegte. So sah ihn noch Kaiser Otto III, welcher im Jahre 1000 in der durch die Normannen zerstörten Kirche die Gruft aufsuchte. Ein großer Maler hat uns diese Szene verwirklicht; scheu und gebendet weichen die Krieger vor dem erbrochenen Gewölbe zurück, in welches der Fackelschein hineinstrahlt, die Kaiserleiche gespenstisch beleuchtend. In der Nacht aber erschien der erzürnte Kaiser dem jugendlichen Nachfolger und verhieß ihm frühen kinderlosen Tod. Als der junge Fürst dann in dem blühenden Garten zu Firenzuola fühlte, wie ein schleichendes Gift ihn verzehrte, da befahl er den treuen sächsischen Mannen, seine Gebeine über die Alpen zu bringen und ihn, den thatenlosen, hinzubetten zum thatenreichsten Manne. Ottos III Grab befindet sich im hohen Chore, Karl ruht in der Mitte des Oktogons, nicht weit von des letzteren Gruft liegt ein Stein, der weiter nichts trägt als die für den Weltherrscher allein passende Inschrift: „Carolo Magno.“

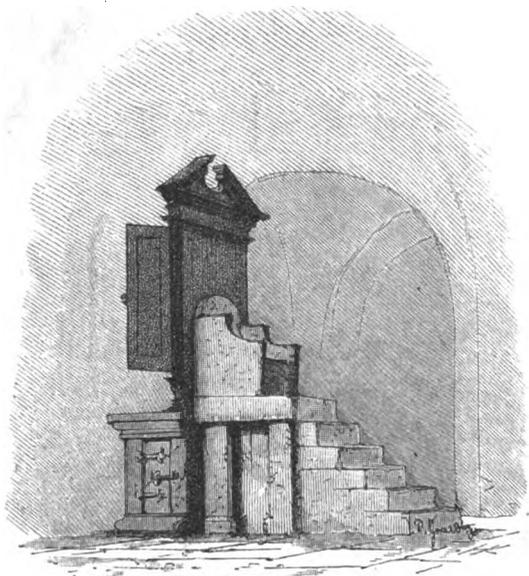
Der Aachener Domschatz bewahrt unter seinen Reliquien noch manche Dinge, die aus der Karolingerzeit stammen. Die Gebeine des heilig gesprochenen Herrschers hüllte Friedrich II in ein kostbares sarazenisches Gewebe, verschloß sie in einen silbernen, übergoldeten Kasten und legte sie in einen antiken, mit dem Raube der Proserpina verzierten Sarkophag, den schon Friedrich der Rothbart dem Stifte geschenkt hatte. Der Schädel Karls jedoch befindet sich in einem mit kostbaren Steinen übersäeten Brustbilde, ein Armbknochen wird unter den kleineren Reliquien gezeigt. Unter den letzteren bewahrt man auch ein Kreuz, welches die Kaiserleiche auf der Brust hatte, und ein hochalterthümliches Jagdhorn, welches in Karls Besitze gewesen sein soll und die noch nicht enträthselten Buchstaben m. e. i. n. e. i. n. trägt. Sicher ist aus karolingischer Zeit der Thronstuhl im Hochmünster, ein einfacher Herrscherstuhl, nach antiker Weise aus einzelnen Marmorplatten zusammengesetzt, dessen Abbildung wir bringen. Oft haben gekrönte Häupter dem ehrwürdigen Orte ein Geschenk dargebracht, so Friedrich der Rothbart den kolossalen, sehr merkwürdigen Kronleuchter mit Heiligengestalten, der über dem Leichensteine Karls hängt; so Maria Stuart, welche dem Jungfrauenbilde im hohen Chore eine prächtige Edelsteinkrone schenkte. Auch die Neuzeit ist nicht zurückgeblieben, sie hat der Grabstätte Karls die in wunderbarem Farbenglanze strahlenden Glasmalereien geweiht, welche den Bau des Bürgermeisters Chorus schmücken.

Wohl ist hie und da noch eine Trümmerstätte in Deutschland vorhanden, die an die Zeit der Karolinger erinnert; an manchen Orten aber ist auch jede Spur der alten Bauten verschwunden. Wir erinnern an Forchheim in Franken, wo Karl öfters Reichstage hielt, an Königshofen in Grabsfeld, an Neustadt an der Saale. Noch sieht man an letzterer Stätte die Ruinen einer großen Burg, deren Baulichkeiten — vieredrige Thürme, Saalüberreste mit Rundbogenfenstern, — indessen wohl nicht über die Zeit der Staufer zurückgehen. Vielleicht aber datirt wenigstens der Ursprung dieser Reste aus der Periode der Karolinger, und wir haben in ihr jenes „Selz“ zu suchen, wo 803 der berühmte Friede geschlossen sein soll, welcher den Sachsenkriegen ein Ende machte.

Wie Neustadt an der Saale uns den streitbaren Helden zeigt, so führt uns Frankenberg bei Aachen das Bild des alternden Königs herauf. Hinter den Wiesen von Burtscheid eröffnet sich ein liebliches Thal; in seiner Mitte liegt ein

Weiber, welchen dichtes, an Nachtigallen reiches Gebüsch umgibt, ein alter runder Wartthurm spiegelt sich in dem See. Da hat der Kaiser am liebsten in seinen letzten Jahren verweilt. Die Sage aber erzählt, daß Karl diesen Ort darum so begünstigte, weil Erzbischof Turpin den Ring der todtten Fastrada, der Geliebten des Kaisers, in den Weiber geworfen habe. Die Leiche des geliebten Weibes, nicht verwerfend, sondern in lieblicher Frische einer Schlafenden gleichend, übte solchen Zauber auf Karl aus, daß er Wochen lang nicht von ihr weichen wollte. Im Haare der Fastrada fand Turpin den Ring, welcher einen Liebeszauber in sich trug. Nun richtete sich die Anhänglichkeit des Kaisers auf den Bischof; als dieser aber die magischen Kräfte des Ringes erkannt hatte, warf er ihn in den stillen Frankenberger See, und nun wurde Frankenberg des Kaisers Lieblingsaufenthalt. Stunden lang konnte der sonst unausgesetzt thätige Fürst an dem Ufer sitzen; es schien ihm, als ob Fastrada ihm aus den Wellen zulächelte. Im „goldenen Mainz“ aber hatte er sie, als er von seinem Zauber geheilt worden war, heilsamen lassen; noch heut zeigt man in dem herrlichen sechsthürmigen Dome den Grabstein des dem Kaiser so theuren Weibes.

Wir müssen Abschied nehmen von der Gestalt des gewaltigen Kaisers und wenden uns seinen Nachfolgern zu. Zum Theil weilten sie auf denselben Stätten, den hochragenden königlichen Pfalzen, welche ihr Ahnherr erbaut hatte. So zu Ingelheim, dem berühmten Palaste mit den gewaltigen Säulen, die Karl von Ravenna hatte über die Alpen schaffen lassen; so zu Nimwegen auf dem „Balkenhof“, der gleichfalls seine Erbauung Karl dem Großen verdankt, und auf dem auch Heinrich IV und VI geboren wurden. Wir haben bereits gesehen, wie die Tragödie Ludwigs des Frommen im stillen Kloster zu Metz 840 ihr Ende erreichte. Ludwig der Deutsche beschloß sein vielbewegtes Leben 876 zu Frankfurt in der königlichen Pfalz; sein Grab fand er auf jegigem rheinischen Gebiete im berühmten Gotteshaufe zu Lorsch. Die Gegend rings umher ist reich an Erinnerungen aus der karolingischen Zeit; da liegt Michelstadt, gegründet von Eginhard, dem Schwiegersohne und Biographen



Kaiserstuhl im Aachener Dom, auf welchem die Leiche Karls des Großen sitzend gefunden wurde.

Karls des Großen, da Erbach, wo die Sarkophage Eginhardts und Emmas in der Begräbniskapelle stehen, da Seligenstadt, wo noch Ruinen eines kaiserlichen Palatiums, des „rothen Schlosses“, vorhanden sind. Die Perle dieser Orte aber ist Kloster Lorsch. Karl der Große ließ von 767—774 die prächtige Abtei erbauen; bei ihrer Einweihung sehen wir ihn selbst mit seiner Gemahlin Hildegard und ihren Söhnen Pipin und Karlmann gegenwärtig. Neben dem Kloster aber wurde, wie der alte Chronist schreibt, eine Grabeshalle des fürstlichen Hauses „in antikem Style“ erbaut. König Ludwig der Deutsche, sowie sein Sohn Ludwig III, von welchem die alten Geschichtsschreiber melden, daß er den Sieg bei Thuin über die Normannen theuer mit dem Tode seines einzigen Sohnes, des Grafen Hugo, erkaufte, dieser selbst und der unglückliche Thassilo von Baiern, der, seines Augenlichtes beraubt, im Kloster eine Friedensstätte gefunden hatte, ja auch noch die deutsche Königin Kunigunde, die Gemahlin des Franken Konrad, wurden zu Lorsch bestattet.

Die deutsche Sage hat den Namen Lorsch reich unrankt. Hier soll Kaiser Karl den hartnäckigen Gegner Thassilo als steinalten Mönch von tiefgebeugter Haltung angetroffen haben; der einstige Empörer erlehete demüthig die Verzeihung des Herrschers; als dieser ihn aber lieblich an seine Brust ziehen wollte, sank der Mönch leblos zu Boden. Viel weiß das Nibe-

lungenlied von „Dörse“ zu erzählen. Frau Uote, die ehrwürdige Mutter der Burgundenkönige und Kriemhiltens, stiftete nach dem Liebe die Abtei; hier hatte sie sich einen Siedelhof bereitet, hier ward sie begraben. Hierher, drüben an das Ufer des Rheins, kamen in finsterner Nacht die Helden der Burgunden und der grimme Hagen versenkte den unermesslichen Hort in die dunklen Wogen des Flusses; wohl konnten sie es ungestraft thun, denn der ritterliche Held Siegfried war nicht mehr, Frau Kriemhilt hatte den erschlagenen Gatten hierher zu Grabe geleitet:

„Da schuf die Zammersreiche, daß er ward ausgezob'n,  
Sein edeles Gebeine wurd' an der Stund' begrab'n  
Zu Dörse an des Münsters viel würdighcher Seit',  
Da noch der Held viel kühne in einem langen Sarge leit.“

Reich begabte das getreue Weib das Gotteshaus „um ihrer Seelen Heil“ mit Gold und Edelsteinen; darauf nahm sie in dem stillen Lorch ihren Wohnsitz, und wenn sie dann an der Gruft des Geliebten geweint hatte, gelobte sie, den schwarzen Wittwenkleider wild zurückschlagend und die Thränen hinterdrängend, den Burgunden fürchterliche Rache.

Das reiche Kloster, die Ruhestätte der alten deutschen Herrscher, der friedliche Sitz uralter vaterländischer Geschichtsschreibung, fiel im dreißigjährigen Kriege dem furchtbaren Wüthen schwedischer und hispanischer Horden zum Opfer. Das Mittelschiff der Abteikirche wurde gesprengt, ohne Verbindung stehen jetzt Vorhalle und hoher Chor da. Die erstere ist eins der ältesten Bauwerke Deutschlands; ohne Zweifel haben wir in ihr die in den Annalen von Kloster Lorch oft genannte bunte Grabkapelle der deutschen Könige zu suchen. Drei offene Rundbogen, deren Mauerpfeiler mit Säulen besetzt sind, tragen ein zweites Stockwerk, das von einer Reihe kleinerer Säulen gebildet wird. Säulen und Ornamente sind im Laufe der Zeit durch den Einfluß der Witterung schwarz geworden; aber noch bemerkt man an den Wandungen roth und weiß, abwechselnd gestellte Marmorplättchen, welche jenem Namen, „die bunte Kapelle“, Entstehung gaben. Jetzt ist die Halle fast all ihres Schmuckes entkleidet, unter einer bogensförmigen Wandverzierung steht nur noch ein einfacher Altarstein, niemand vermag mehr anzugeben, wo die alten Helden ruhen. Aber um die kleine Grabkapelle blüht und grünt immer von neuem die prächtige Frühlingsnatur Rheinheßens, und oben in der blauen Luft jubiliert die Lerche. Welch herrliches Stücklein Erde, dies Rheingebiet! Diese alterthümlichen, heimlich trauten Städte, diese schmucken Dörfer ringsum, der nahe königliche Rheinstrom und die fern, sanftgeschwungenen blauen Bergketten, das alles vereinigt sich zu einem überaus anziehenden landschaftlichen Bilde.

Kaiser Karl der Dicke, der schwache Mann, welcher, ob-

wohl er fast die ganze Macht Kaiser Karls des Großen in seiner Hand vereinigte, dennoch mit Gold den Frieden von den Normannen erkaufte, fand, nachdem ihn Arnulf vom Throne gestoßen, auf der wunderschönen Insel Reichenau sein letztes Nhl. Eine allerdings unverbürgte Nachricht läßt ihn hier 888 von seinen Dienern erdroffelt werden.\*) Noch bewahrt die berühmte Abtei, der Sitz seltener Gelehrsamkeit während finsterner Zeit, sein Grabmal; und der den Kaiser seiner Krone beraubte, der kühne und energische und doch so unglückliche Arnulf, er starb in Dettingen 899 an Gift, das ihm ein Wälcher gereicht hatte. Wenn wir das Grab des tapfern Normannenbesiegers besuchen wollen, müssen wir auf bairischen Boden uns begeben. Reichlich finden wir auch hier die Spuren der Karolinger. Da liegen im Süden des Landes die uralten Klöster, denen das deutsche Volk nicht zum kleinsten Theile seine Kultur verdankt, Wessobrunn, Tegernsee, Benediktbeuren, Steingaden, Alt-Detting, welches König Karlmann 880 stiftete und dessen berühmtes schwarzes Marienbild an Alter diese Zeit noch weit überragt, Kloster Metten, mit dessen Stiftung Karl der Große die Sünden seines Lebens sühnen wollte, und in Regensburg die drei altberühmten Stifter St. Emmeran, Obermünster und Niedermünster. Alle wurden durch karolingische Freigebigkeit reich beschenkt. In Obermünster ruht Emma von Spanien, die Gemahlin Ludwigs des Deutschen, in St. Emmeran Kaiser Arnulf, Uta, seine Gattin, und ihr Sohn Ludwig das Kind. Bei einer Feuersbrunst im Jahre 1642 sind die alten prächtigen Denkmale zu Grunde gegangen. Eine einfache Tafel mit dem Namen „Arnulf“ deckt jetzt die Gruft, in welcher der hochherzige Kaiser vor dem Altare seines Schutzheiligen Ruhe fand. Von der Königin Uta ist ein Denkmal aus dem 13. Jahrhundert erhalten. Der talentvolle alte Künstler hat uns auf dem großen Grabsteine ein lebensvolles Bild gegeben. Mit der Kleeblattkrone geschmückt, Szepter und Reichsapfel in den Händen und in ein alterthümliches faltenreiches Gewand gehüllt, liegt die Fürstin vor uns, das Haupt sanft hinübergeneigt auf das Pfühl des Todtenbettes. Kein Denkmal aber sagt, wo der siebzehnjährige König Ludwig das Kind, † 911, ruht; der letzte schwache Nachkomme des großen Heldengeschlechtes ist in das Grab der Vergessenheit gesunken, und wie der Sturm der Zeit an seiner jugendlichen Kraft rüttelte, bis er dieselbe brach, so thaten die Flammen das ihrige, um das Andenken des letzten deutschen Karolingers zu vernichten.

\*) Wir erwähnen hier auch der in Scheffels „Ekkehard“ angeführten allemannischen Sage, welche Karl den Dicken gleich Karl dem Großen und Friedrich dem Staufer nicht sterben, sondern in die Bergeshöhle gehen läßt.

## Am Familientische.

### Die Pöfelfleischfabrikation Cincinnati's.

(Zu dem Bilde auf S. 37.)

Cincinnati ist die eigentliche Mutterstadt des in großem Maße betriebenen Schweinefleischverpackens und des Handels damit; hier zuerst nahm dieser Geschäftszweig mächtige Verhältnisse an und identifizierte sich dermaßen mit dem Handel Cincinnati's, daß dieses den Beinamen Porcopolis (Schweinefleischstadt) erhielt, wie jede größere amerikanische Stadt ihren Nebennamen hat; New York z. B. heißt die Empire city. Im verfloßenen Winter waren 47 große Firmen mit Schweinefleisch beschäftigt, neben denen noch zahlreiche andere sich nur mit dem Salzen des Schweinefleischs beschäftigten, welches sie von den großen „Schlachtfirmen“ kauften. Häufig ereignet es sich, daß im Winter per Eisenbahn selbst aus großen Entfernungen frisch geschlachtetes Schweinefleisch nach Cincinnati auf den Markt gebracht und dort von den Salzern gekauft wird. Das Salzen selbst wird als eine Kunst betrachtet, welche in Cincinnati am vollkommensten betrieben wird.

Um einen Begriff von der Großartigkeit zu geben, mit welcher dieses Geschäft in Cincinnati betrieben wird, sei hier erwähnt, daß 1833 erst 85,000, im Jahre 1872 aber 630,301 Schweine in den großen Establishments geschlachtet und gesalzen wurden. Die meisten Schweine werden im Winter, eine weit geringere Anzahl im Sommer verpackt, doch nimmt das Geschäft im Sommer mehr und mehr zu, da man jetzt auch Eis dabei verwendet, um tabellos frische Waare zu erzielen. So gewaltig aber auch Cincinnati in Bezug auf Schweinefleischhandel da steht, es liefert doch nur einen geringen Theil des überhaupt aus Nordamerika in den Welthandel gelangenden Schweinefleischs. Der ganze

Westen der Union, so vorzüglich zur Viehzucht geeignet, liefert das den Marinen fast aller seefahrenden Völker so unentbehrlich gewordene Produkt. Aus den uns gütigst von Herrn Sidney Maxwell, Sekretär der Cincinnati-Handelskammer, eingesandten Berichten ersehen wir, daß in den westlichen Staaten Nordamerikas 1872 nicht weniger als 5½ Millionen Schweine, durchschnittlich jedes drei Centner wiegend, zum Zwecke des Verpackens geschlachtet wurden. Hierzu lieferte die eine Stadt Chicago 1,202,000, Cincinnati 630,000, Louisville 309,000, Indianapolis 196,000 Schweine. Was sind gegen diese kolossalen Summen alle unsere berühmten Schweinefleischfabriken und Fleischwaarenfabriken wie Gotha, Braunschweig u. s. w.? Man bedenke zum Vergleiche, daß in der ganzen preussischen Monarchie nur etwa 4 Millionen Schweine existiren.

Im hohen Grade interessant ist die Art und Weise, wie die Schweine geschlachtet werden und ihr Fleisch verpackt wird, wobei es auf Feiterparniß ankommt. Unser Bild, welches nach einem von H. F. Farney in der amerikanischen Abtheilung der Wiener Weltausstellung befindlichen Carton gezeichnet ist, gibt hiervon einen guten Begriff. Das Prinzip der Arbeitstheilung waltet hier im vollsten Maße vor, und was bei uns ein Fleischer mit seinen wenigen Gefellen verrichtet, führen dort Dutzende von Menschen aus, und jeder macht die ihm zukommenden Handgriffe mit so außerordentlicher Perfektion, Schnelligkeit und Genauigkeit, daß man eine Maschine vor sich zu haben glaubt, deren einzelne Theile aus Menschenarmen bestehen.

Die Schweine werden auf die Schlachtbühne getrieben, wo sie erfaßt, an den Hinterbeinen gebunden und an einem Stricke in die Höhe

gezogen werden; während dies ein Mann besorgt, steht ein zweiter mit einem Hammer bereit, welcher dem Schweine den Schädel einschlägt; das Seil, an welchem es hängt, geht in Ringen und führt an einer an der Decke befindlichen Querstange in den Nebenraum, wo ein dritter Arbeiter den Hals aufschneidet und das Blut in unterirdische Räume abströmen läßt. An der oben erwähnten Stange wandern die Schweine nun weiter, sie werden nicht getragen, sondern am Ringe weiter geschoben, und werden von einem vierten Manne dem großen Brühbade übergeben. Es ist dies ein gewaltiger Kessel, in dem etwa zwölf Schweine Platz finden. Sind die Haare weich genug gebrüht, so werden die Thiere mit einer mechanischen Hebevorrichtung aus dem Bade herausgehoben und auf die lange Tafel geschoben, wo etwa ein halbes Duzend Arbeiter mit dem Abschaben der Borsten beschäftigt ist. Letztere bilden einen wichtigen Handelsartikel. Nachdem ein Querholz zwischen die Hinterbeine des Schweins geschoben ist, wandert es abermals an einer Laufstange mittels Ringen in den Raum, wo die Eingeweide herausgenommen werden und ein aus einem Schlauche zugeführter Wasserstrahl das Innere auswäscht. Für jeden Handgriff ist ein besonderer Arbeiter angestellt. So hergerichtet wandert es in die Kühlkammer, wo oft gleichzeitig 500 Schweine beisammen hängen, dicht gedrängt wie die Ringe in einem Fasse — ein geradezu überraschender Anblick.

Der zweite Akt des Dramas handelt von dem Zerlegen der Schweine, die aus dem Magazin auf die Fleischerbank wandern, wo kräftige Gesellen mit Beilen und Messern das kunstgerechte Zerlegen besorgen. Der Schinken wird im „Porckhause“ sofort zum Räuchern vorgerichtet, das Rippenstück kommt als Clean pork, als bestes Fleisch, sogleich zum Verpacken, während die übrigen Theile nach drei Kategorien getheilt besondere Fässer erhalten. Man verpackt die Waare in eichene Fässer, Barrels, deren jedes 200 Pfund faßt. Beim Salzen werden besondere Kunstgriffe angewandt, und ein guter Pöcker (curer) wird hoch bezahlt, denn von seiner Arbeit hängt die Haltbarkeit der Waare ab. Aus dem Fett, den Füßen, Klauen und sonstigen Abfällen wird in besonderen Fabriken das „Schweinsöl“ dargestellt, aus welchem man Stearin zur Kerzenfabrikation gewinnt, nicht selten wendet man dieses Del auch zur Verfälschung anderer Oele und Fettwaren an, ja Frankreich importirt es, um sein Provençeröl damit zu versehen! Auf eine Fleischerbank rechnet man im Durchschnitt 50 Arbeiter, die täglich etwa 500 Schweine „fertig machen“, und zwar so, daß nach vierundzwanzig Stunden alles, was nicht geräuchert werden soll, zum Verfrachten fertig ist.

Das amerikanische Schweinefleisch ist ein Welt handelsartikel geworden; in vielen Armeen wird es benutzt, und die Schiffe fast aller Nationen gebrauchen es als Proviant. Da es billiger wie das in anderen Ländern hergestellte Pöckelfleisch ist, so hat es die Konkurrenz erdrückt und behauptet allein den Markt.

#### Der Name Hohenzollern.

Als im Jahre 1685 der Kurfürst von Brandenburg den Titel eines „Grafen von Hohenzollern“ annahm, lag die Burg Hohenzollern in Vergessenheit und Trümmern, aus welchen sie sich erst im Jahre 1819 zu erheben anfing, wo Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen sie sah; und vierzig Jahre später war sie eine brandenburgisch-preussische Burg und hat von da an in steigendem Maße die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt, besonders seitdem das Haus Hohenzollern den deutschen Kaiserthron bestiegen. So nimmt denn auch der Ursprung und die Bedeutung dieses Namens ein allgemeines Interesse in Anspruch, und doch sind die Gelehrten darüber noch immer nicht ganz einig. Einige haben den Namen von Zagarolo hergeleitet, was die Schwaben verstimmt haben sollten; so heißt nämlich ein kleines Städtchen in der Campagna di Roma, wonach ein Herzogthum benannt war. Ferrid von Colonna habe sich um das deutsche Reich dadurch verdient gemacht, daß er die rechte Hand Rudolfs von Schwaben, welcher sich zum Gegenkaiser Heinrich IV aufstellen ließ, abgehauen und so die Sünde des Meineids bestraft habe. Als Belohnung habe

er sich ein Stück Land in Schwaben erbeten und es nach seiner italienischen Heimat Zagarolo genannt, und so sei denn aus einer Seitenlinie der Colonna das Geschlecht der Zollern hervorgegangen. Eben so wenig stichhaltig, als diese ganz sagenhafte Ableitung, ist eine aus dem Worte Zoll, wobei man sich in der Burg eine kaiserliche Zollstätte dachte, und eine andere aus dem Lateinischen (von collis, columna = Hügel, Säule). Nach anderen war „Zoler, Zolera“ ein alt-hochdeutscher Eigenname, den Freie und Unfreie führten. In einer alten Urkunde vom Jahre 956 kommt er allerdings als Eigenname eines Dienstmannes vor, aber deshalb können auch Eble ihn geführt haben und er endlich als Familiennamen angenommen worden sein. Professor Paulus Cassel erklärt sich nun in einem so eben erschienenen lehrerwerthen Schriftchen: „Hohenzollern. Ursprung und Bedeutung dieses Namens.“ Sprachwissenschaftlich erläutert von P. Cassel“ (Berlin, Otto Güller & Co.) mit keiner der erwähnten und noch anderen Etymologien einverstanden, sondern leitet den Namen ab von Zolre, was nichts anderes sei als Söller, das wieder herkommt vom lateinischen solarium, einem der Sonne zugänglichen ebenen freien Raum, was also gleichsam einen Sonnenraum, eine Sonnenkubel bezeichnet. Auch Berg und Burg zolre werden am wahrscheinlichsten von einem sol abgeleitet, aber von einem urdeutschen, welches gleichfalls Sonne heißt. Das z in Zollern im Gegensatz zu sol darf nicht auffallen; mehrfach steht deutsches z dem altnordischen s gegenüber, wie noch heutzutage z im Anlaute öfters mit s im schwäbischen Dialekte wechselt. — So kommt er auf den Schluß, daß Zollern einen Sonnenberg, eine hohe Sonne bedeute; eine Ableitung, die jedenfalls eine sehr sinnige und hübsche ist, wenn auch zu vermuthen steht, daß damit die Frage doch noch keineswegs endgültig entschieden sein wird.

#### Briefkasten.

Herrn J. Wehler. Besten Dank für Ihre Mittheilung, daß es in Aegypten allerdings eine Blindenanstalt gibt, die unter Leuchters Leitung steht und bereits 90 Jüdlinge zählt. In Kairo, wo diese Anstalt sich befindet, kommt auf zwanzig Schende ein Blind. — Herrn A. B. in Kottbus. Ihre Ausstellungen sind zu unweiblicher Natur, als daß wir nochmals im Dageim auf diesen Gegenstand zurückkommen könnten. — Th. W. in Kassel. Die von unierem Berichterstatter dem Arrangement des deutschen Buchhandels auf der Wiener Weltausstellung gemachten Bemerkungen seien insofern zurück, als dieselben nicht an die richtige Adresse geschickt seien, sondern denjenigen Beamten zur Last fielen, welche die Aufstellung und Eintheilung der eingebrachten Gegenstände zu überwachen und anzuordnen hatten. Wir nehmen hieron gar keine Kenntniß, müssen aber bedauern, daß der Vorwurf an und für sich ein gerechter ist, da die Thatlage bleibt und der Beschauer einer Ausstellung nicht ahnen kann, wer ein solcherart Arrangement getroffen hat. — A. L. v. G. Für Ihre Bredde genügt die bei Julius Straube in Berlin erschienene Post-Karte von Berlin, auf welcher die sämtlichen Postbezirke übersichtlich mit rother Farbe eingetragen sind. — H. G. G. in Frankfurt. Wie soll die Presse ganz die Fremdwörter vermeiden können, wenn das Volk begierig nach jedem neuen Fremdwort greift. Letzte noch kürzlich in Magdeburg ein „Desinfecteur“ an, seine liebe Frau habe ihn mit einem Töchterchen beschenkt. — A. P. B. in Stettin. Es freut uns, daß alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge des Dageim wohl eingebunden in Ihrem Bücherchrante stehen, aber das reicht doch nicht aus, Ihre Sendung zu empfehlen, da dieselbe sich selbst nicht empfiehlt, was für uns allein maßgebend ist. — Fr. v. Chr. in D. Sehr gern wollen wir Ihnen die gewünschten Notizen über das Haus und das Zimmer, in welchem Rolke in Verlatz (vgl. Nr. 49 des IX. Jahrg.) wohnte, noch nachträglich geben. Das Haus gehörte einem Franzosen, der ein eifriger Sammler von Antiquitäten war; man sah bei ihm altddeutsche Glasmalereien, seltene Krüge etc. und insbesondere war das Arbeitszimmer mit Holzschnitzereien (Heiligen-Reliefs), die wahrscheinlich aus alten Chorfächeln herstammten, und mit einem sehr hübschen Kirchenkronleuchter in Bronze dekoriert; eben so war der Kamin in Holz geschmückt. Gardinen und Teppich waren dunkelgrün, so daß das Ganze einen angenehm behaglichen Eindruck machte. Der Stuhl, auf dem der Feldmarschall sitzt, und der etwas die sonstige künstlerische Harmonie des Zimmers stört, ist ein sogenannter „Voltaire“. In dem Salon im Hintergrunde des Bildes von A. v. Werner wurde die Kapitulation von Paris unterzeichnet.

Inhalt: Die Präbidenten. (Forti.) Novelle von Ludwig Harder. — Das braunschweigische Dnygefäh. Mit zwei Illustrationen. — Der Krieg der Engländer gegen Uschanti. Von Richard Andree. Mit einer Uebersichtskarte von Uschanti. — Deutsche Kaiserstätten. Von Oscar Schwebel. I. Karolingerzeit. Mit zwei Illustrationen von Paul Graeb jun. — Am Familientisch: Die Pöckelfleischfabrikation Cincinnati. Mit Illustration. — Der Name Hohenzollern.

## Inhalt des Dageim-Kalenders für 1874.

Astronomischer Kalender mit geschichtlichen Gedenktagen. — Weihnachtsglocken, neues Gedicht von Geibel. Mit Illustration. — Zwölf Monatsbilder. Jagdkalender. Vogelkalender. Anekdoten. — Genealogie. — Des Thalers und des Groschens Abschied. Mit Illustrationen. — Reimsprüche von Robert Reinick. Mit Abbildungen. — Scherz und Ernst aus der Anekdotenmappe. Mit zahlreichen Abbildungen. — Weltumschau. Mit Illustrationen. — Der Spielmann. Novelle von H. Engelke. Mit Illustrationen. — Weisheitsprüche von Dr. Martin Luther mit Randzeichnungen. — Räthsel. — Ein Tagewerk des großen Kurfürsten von G. Hillf. Mit Illustration. — Allerlei Anspruchslos aus Malermappen. Mit Illustrationen. — Jugenderinnerungen von Ottilie Wildermuth. Mit Illustrationen. — Aus der Kinderstube. Mit Illustrationen. — Wie man Seide spinnet. Ein Stückchen Familienchronik von G. Helm. Mit Illustrationen. — Der Kassenfekt von Dr. Reche. — Gemeinnütziges. Statistisches. — Statistik des Deutschen Reiches. — Statistisches Allerlei. — Porto. Stempel. Münze. Maße. Gewichte. Zeittafel und Praktisches.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Alakng in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Aoenig in Leipzig.  
Verlag der Dageim-Expedition (Peschgen & Alakng) in Leipzig. Druck von P. G. Tendner in Leipzig.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 25. Oktober 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. № 4.

## Die Prätendenten.

Novelle von Ludwig Garder.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

Batter Wilm zuckte die Achseln. „Du mußt das besser wissen als ich,“ sagte er zu Jan. „Ich halte mich an Thatfachen, glaubte auch, Du hättest Grund genug, die Estrees zu hassen, um —“

„Ich mag kein blindes Werkzeug sein! Ich muß diesen Menschen und seine Pläne kennen, ehe ich ja sage.“

„Wenn Du einwilligst, wirst Du ihn ja wohl sehen. Möglich sogar, daß Du seinen Namen erfährst; ich darf ihn nicht verrathen. Und dann — die kleine Hexe soll verdammt schön sein — wer steht mir dafür, daß Du ihr nicht durchhilfst?“

„Einer d'Estree?“ Es wäre unmöglich, das Gemisch von Haß, Verachtung und Hohn zu beschreiben, welches in diesen zwei Worten lag.

Batter Wilm wollte etwas entgegenen, aber da stürzte das bucklige Natje mit ausgebreiteten Spinnenarmen und das fahle Gesicht roth vor Aufregung ins Gemach.

„Batter Wilm,“ keuchte sie athemlos, „Batter Wilm! macht, daß Ihr fortkommt! Die Polizei schleicht ums Haus!“

Der Angeredete wurde todtenbleich. „Durch die Höfe,“ murmelte er sich zitternd erhebend.

„Nein, nein,“ rief die Wirthin verzweifelt, „Ihr könnt nicht mehr dort hinaus! Das ganze Haus ist umstellt, in fünf Minuten können sie hier sein! Herr, Du meine Güte! Was fangen wir an? Sie werden mir wohl gar die Wirthschaft schließen!“

Das sonst so schlaue Weib schien die Bestimmung verloren zu haben. Wilm sank auf seinen Stuhl zurück. „So ist nichts zu machen! Sie werden mich diesmal fangen,“ murmelte er mit der Apathie der Verzweiflung, welche aussieht wie Wuth und oft den Muth ersetzt. „Mein Vater sagte wohl, daß ich am Galgen enden würde.“

„Unsinn, Batter! Jetzt ist nicht Zeit, solch albernen Träumen nachzuhängen,“ rief Jan Wilkens, sich aus dem dumpfen Hinbrüten, in welches er versunken war, zu der ganzen

unbeugbaren Energie seines Charakters emporreißend. „Hört auf zu jammern, Natje! Hier ist der Schlüssel. Laßt herin, und schließt meine Kammer auf. Ihr, Batter Wilm, zieht den Matrosenanzug an, den Ihr in meiner Reisetasche findet, auch den falschen Bart, macht Euch einen andern Scheitel. Eure Kleider werft ihr unter die Diele am ersten Bettposten rechts. Da habt Ihr ein Messer, um sie aufzuheben — und halt! hier sind Eure Legitimationspapiere.“ Jan Wilkens zog einen Zettel aus seiner Briefftasche. „So, Ihr seid Jack Smith, Matrose an Bord des Neptun, heute angekommen — Kapitän: Sievers, Steuermann: Bersten — wenn man Euch fragen sollte. Ich bin Pedro Salva, Spanier, Schreiber in Rio und Passagier. So, macht zu! Ihr habt zehn Minuten Zeit. So lange will ich sie wohl aufhalten. Nun spielt Eure Rolle gut! Natje, Ihr könnt hinaufklettern, Ihr habt geschlafen.“

Wie immer im Augenblick der Noth der Besonnene unbedingten Gehorsam findet, so geschah es auch hier. Weder Natje noch Batter Wilm dachten daran, sich den Befehlen des jungen Mannes zu widersetzen. Die Wirthin stieg mechanisch die morsche Leiter zum Speicher hinauf, und der Verbrecher eilte, neubelebt durch die Möglichkeit, sein elendes Dasein ein paar Jahre länger zu fristen, in die Kammer, um sein Kostüm zu wechseln, während Jan Wilkens sich gemächlich in den alten Mantel seines Gefährten wickelte, eine neue Cigarre anzündete, und dann der „kommenden Dinge harrend“ wieder vor seinem halbgeleerten Glaße Platz nahm. Er brauchte nicht lange zu harren. Kaum drei Minuten waren verfloßen, als laut an die Eingangsthür gepocht wurde. „Im Namen des Geßes — öffnet,“ rief die Bierstimme eines der draußen stehenden Polizisten.

Im Hause blieb alles still.

„Im Namen des Geßes — öffnet!“ rief die Stimme abermals.

Jetzt regte sich etwas Leben. Einige der Schläfer auf dem Speicher und im Keller hoben, wenig erbaut von der

Störung und noch weniger von dem Besuch, welcher dieser Störung folgen sollte, ihre Köpfe; und dann sanken die schlaftrunkenen, abgekehrten Gesichter wieder gleichgültig aufs Stroh: das Lager im Gefängniß war ja nicht schlechter als ihr jetziges, und sie brauchten es nicht einmal zu bezahlen.

Die morsche Hühnerstiege herab klapperten Matjes Holzpantoffeln, der Schlüsselbund rasselte in ihrer Hand, und bei der dritten Aufforderung öffnete sich die schwere Eichentür. Matje spielte mit großer Vollendung die Schlaftrunkene, rieb sich die Augen, und fragte ziemlich barsch: „was zum Teufel denn los sei?“

„Haltet Ihr hier einen Verbrecher, Namens Vatter Wilms, eigentlich Wilhelm Richter, vervorgen?“ fragte rauh der erste der Polizisten, welcher ein breites, rothes Gesicht und kleine grüne Augen hatte und eine Blendlaterne in der Hand trug.

„Ich halte niemand verborgen,“ entgegnete das Weib mürrisch. „Seht nach! Und 's soll mich freuen, wenn Ihr ihn findet.“

„Nachsehen werden wir schon mit Deiner gütigen Erlaubniß, alte Hexe,“ brummte der Polizist, welcher dem buchtigen Matje nicht hold war, denn er hatte viele und meist vergebliche Wege nach dem wilden Mann zu machen gehabt.

„So! dann kann ich mich wohl wieder hinlegen?“ fuhr die Wirthin im frechen Tone fort. „Unsereins wird nicht für das nächtliche Umherbummeln bezahlt wie Ihr, und da hat man halt seine Kräfte zum Schaffen nöthig.“

„Geht zum Teufel! Wir brauchen Euch und Euer böses Maul nicht. Aber erst schließt die Hinterthür auf! Bramke und Weende, folgt ihr!“

Während vier Polizisten sich vor der geöffneten Hinterthür postirten und Bramke und Weende das Haus zu durchsuchen begannen, trat der mit der Laterne, gefolgt von nur einem seiner Gefährten, in die Gaststube, wo Jan Wilkens im Mantel des Verbrechers saß, den Rücken nach der Thür gewandt und bereit, den ersten Anprall abzuhalten. Er hatte in dem Augenblick, als die Polizei das Haus betrat, nach seinem Revolver gegriffen, um sich auf jeden Fall vorzubereiten. Als aber sein geübtes Ohr erkannte, daß der Angreifer mindestens acht bis neun sein müßten, ließ er mit einem Seufzer die treue Waffe wieder sinken, stützte das Haupt in die Hand und stellte sich schlafend.

Die Polizisten waren kaum eingetreten, als sie auch sofort den Mantel erkannten, welcher getreulich auf dem Steckbrief Vatter Wilms verzeichnet stand. Schneller als der Blitz stürzten sie auf den einsamen Gast los, und indem beide zugleich ihre Hände auf die Schulter des jungen Mannes legten, schrien sie laut: „Im Namen des Gesetzes, Wilhelm Richter, verhaften wir Euch!“

Der Angeredete sprang mit gutgespieltem Schreck empor: „Aber, meine Herren, ich heiße ja gar nicht Wilhelm Richter.“

Das war nun nicht zu bestreiten. Der Mantel bildete wirklich die einzige Aehnlichkeit zwischen dem jungen Menschen und dem Gesuchten. Die Polizisten, welche Richter sehr wohl kannten, denn sie hatten oft mit ihm zu thun, sahen verblüfft in ein völlig fremdes Gesicht.

„Aha! also ein neuer Vogel in den Federn des alten,“ sagte der Grünäugige, denn unter den Spitzbuben, welche er kannte, und er kannte so ziemlich alle Taugenichtse von Amsterdam, war keiner, der die entfernteste Aehnlichkeit mit Jan Wilkens gehabt hätte.

„Wie meint Ihr das? Ich bin ein ehrlicher Mann,“ erwiderte der Fremde ängstlich und zagend.

„Ja wohl, mein Bürschchen,“ lachten die Polizisten. Wir kennen die Ehrlichkeit der Gäste des „Wilden Mannes“.

„Wenn der bloße Besuch dieser Kneipe einen Menschen zum Verbrecher macht, so thäte die Polizei wohl, sie zu schließen,“ erwiderte der Abenteurer fed.

„Ihr habt zu schweigen, bis man Euch fragt,“ war die Antwort. „Wer seid Ihr? Wie heißt Ihr?“

„Ich weiß nicht, ob Ihr ein Recht habt, das zu fragen,“ erwiderte Jan trozig. „Beweist erst, daß ich strafbar bin!“

„Wollt Ihr wohl antworten, Kanaille!“

„Ich kann noch kein Verbrechen begangen haben, denn ich bin erst zwölf Stunden hier.“

„Himmeltreuzdonnerwetter! Euer Name!“

„Nun ja; ich kann ihn auch sagen. Ich heiße, ich heiße Pedro — Pedro Salva! wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt.“

„Ihr scheint Euren eigenen Namen nicht recht zu kennen, guter Freund,“ höhnte der Polizist. „Ueberhaupt Ihr seid verwünscht ängstlich; und die Mantelgeschichte —“

„Welche Mantelgeschichte?“

„Als ob Ihr nicht wüßtet, daß Ihr einen fremden Mantel anhabt!“

„Können sich denn nicht zwei Mäntel ähnlich sehen?“

„Dieser Mantel sieht dem von Wilhelm Richter nicht ähnlich — er ist es,“ sagte der andere Polizist, welcher unter dessen das fragliche Kleidungsstück sorgfältig gemustert hatte.

„Heil'ger Gott! mein neuer Mantel wird doch nicht vertauscht sein?“

„Laßt die Komödie,“ beschied ihn der Mann mit der Laterne. „Was meint Ihr,“ wandte er sich an seinen Gefährten; „wenn uns der Richter wieder entwischt sein sollte, so können wir wenigstens dieses Bürschchen unschädlich machen.“

„Unmöglich! Ihr dürft mich nicht verhaften, der brasilianische Konsul wird mich schützen. Ich bin in Südamerika geboren.“

„So? Ei, da müßtet Ihr ja auch Spanisch können?“

„Ich müßte —? Spanisch? Spanisch? — ja, ich kann auch Spanisch.“

„Diesmal, mein Bürschchen, seid Ihr an den Unrechten gerathen!“ rief der erste Polizist, sich stolz in die Brust werfend. „Ich kenne nämlich die spanische Sprache aus dem Fundament. Ich bin lange in Spanien gewesen (in Wirklichkeit sechs Wochen). Also, antwortet mir!“ Und im barbarischsten Spanisch sagte er einige Phrasen her: „Guten Tag“, „Wie geht es Ihnen?“ „Es ist schönes Wetter heute“ (dabei goß es draußen wie mit Rollen). Wilkens kämpfte seine Lachslut nieder und antwortete mit einem langen deutlichen Satze, so deutlich, daß der Polizist ihn beinahe verstanden hätte. Jedenfalls aber war es Spanisch.

„Schön, aber das genügt nicht,“ brummte der Engel der Gerechtigkeit.

„Was soll ich thun? Ich bin Schreiber in Rio gewesen, und habe erst heute um fünf Uhr den Neptun verlassen. In der Zeit kann ich doch kein Verbrechen —“

„Das kann jeder sagen! Entweder Ihr habt Beweise für die Richtigkeit Eurer Aussagen, oder — Ihr habt uns zu folgen.“

„Ich will ja gern Beweise geben.“

„Euren Paß denn.“

„Gewiß, gewiß! Ihr sollt ihn haben, Paß und Zeugnißbuch.“ Der Abenteurer griff muthig in seine Westentasche, zog aber wie bestürzt die Hand zurück.

„Ich werde den Paß doch nicht im Mantel stecken haben?“

„Gebt Euch keine unnöthige Mühe,“ spottete der Mann mit der Laterne, und wollte sein Opfer am Kragen fassen.

Jan wich ihm geschickt aus. „Nein, nein,“ sagte er bestimmt, „die Papiere müssen da sein. Wartet, oder Ihr werdet es zu bereuen haben.“

Aber die Papiere steckten nicht im Mantel.

„Liegen sie vielleicht auf dem Boden?“

Er nahm die Dellampe und leuchtete auf der Diele umher. Die Polizisten sahen ungeduldig zu, doch hielten sie es für besser, die Ankunft ihrer Gefährten abzuwarten, ehe sie sich gewaltsam eines Gegners bemächtigten, welchen sie keineswegs unterschätzten. Jan durchschaute ihre Beweggründe vollständig. Im Niederblicken warf er einen verstohlenen Blick auf seine Uhr, die, beiläufig gesagt, nicht verjett war, wie er dem Diebe vorgelogen. Es fehlten noch volle fünf Minuten an der versprochenen Zeit. Entschlossen stieß Jan die Lampe gegen eines der Tischbeine; sie fiel zu Boden und erlosch.

„Himmeltreuzdonnerwetter!“ fluchten die Polizisten im Dunklen.

„Ja, es ist unangenehm genug,“ meinte Jan trocken. „Aber das Fluchen hilft nichts. Ihr thätet geschickter, das Feuerzeug zu suchen.“

Das geschah. Und zum Entsetzen des jungen Mannes wurde das Gesuchte gleich gefunden. Hätte er gewußt, wo es sich befände, er würde es sicher escamotirt haben! Nun brannte die Oellampe wieder so hell, wie nur je; und zugleich traten Bramke und Weende ein mit der Meldung, daß sie den Gesuchten nicht entdeckt hätten. Da half nichts; die Papiere mußten sich jetzt finden, oder er war verloren! Und doch fehlten noch volle drei Minuten!

Es war ein tollkühnes Spiel, welches der junge Mann spielte, und uneigennützig bis zur Lächerlichkeit. Wenn sein abenteuerlicher Plan gelang, so hatte er einen Halkunten gerettet, der zwanzigfach den Galgen verdiente — weiter nichts! Mißglückte aber sein Anschlag, so konnte er sich als Fehler mindestens auf fünf bis sechs Jahre Zuchthaus gefaßt machen, die Geschichte seines Vaters wurde aus dem Staube der Vergessenheit gewühlt, Dinge beleuchtet, welche er am liebsten in ewiges Dunkel vergraben hätte.

Aber derselbe ritterliche Impuls, welcher ihn vor einigen Stunden bewogen hatte, sein Leben für einen ertrinkenden Hahn in die Schanze zu schlagen, trieb ihn auch jetzt, all seine Hoffnungen auf einen Wurf zu setzen; einen Wurf, wobei er im besten Falle den Einsatz gewann. Er wußte genau, was er wagte, aber er zögerte nicht, denn jener schuldbeladene Glende, welchem er sich opferte, hatte ja das Weisen geliebt, das einzige auf Erden, welches er von Kindheit an verehrte. Wenn nun diese Aufopferungsbegier auf der einen Seite etwas Don Quixoteartiges an sich trug, verließ andererseits die zügellose Berwegenheit, das vollständige Vergessen seiner selbst, diesem verwahrlosten Charakter eine eigenthümlich wilde Größe.

Während der Polizist, welcher „Spanisch konnte“, seinen Gefährten ein Zeichen gab, den Fremden zu verhaften, durchwühlte Jan Wilkens abermals und scheinbar zitternd vor Aufregung seine Taschen.

„Hier, hier!“ rief er im Augenblick, als die Männer Hand an ihn legen wollten, „ich wußte ja, daß sich die Papiere finden würden.“ Und er zog aus seiner alten Brieftasche zwei Papiere hervor, welche die Polizisten mißtrauisch bei dem vereinigten Licht von Oellampe und Blendlaterne musterten. Aber es war alles in Ordnung. Der Paß lautete auf Pedro Salva, und stimmte zu der Persönlichkeit des Fremden; es stand keine geheime Chiffre darauf. Es war eben der Paß eines ehrlichen Mannes und die Zeugnisse die eines geschickten Schreibers. Die Papiere mochten gestohlen sein, aber das ließ sich hier nicht erörtern. Jedenfalls konnte ihr Besitzer nicht verhaftet werden; er würde unbedingt Schutz bei dem brasilianischen Konsul gefunden haben.

Der Polizist brachte also einige halb mürrische Entschuldigungen hervor, und meinte schließlich, daß er den Herrn gar nicht im Verdacht gehabt haben würde, wenn derselbe sich nicht so ängstlich benommen hätte.

Jan erwiderte, „er sei schlaftrunken gewesen, was ja auch schon der Umstand beweise, daß er seine Papiere nicht habe finden können.“ Er vertauschte die Maske des fetten Spitzbuben, welchen er bisher gespielt, nun gegen die eines Gentleman, welche ihm viel natürlicher war, und welche selten ermangelte, einen guten Eindruck zu machen.

Es fehlten jetzt noch zwei Minuten, bis die Frist abgelaufen war, welche er seinem Gefährten versprochen; und wenn jener nicht Zeit zu seiner Metamorphose gewann, so war alles verloren.

„Ein Wort noch, meine Herren,“ wandte Jan sich deshalb höflich an die Polizisten, welche sich bereits ansickten, in die Kammer zu dringen, „ich möchte gern den Aufenthalt wieder gut machen, den Sie um meinwillen gehabt haben, und dann hätt' ich auch gern meinen Mantel wieder. Wenn Sie mir die Person beschreiben wollen, welche Sie suchen, vielleicht könnte ich Ihnen helfen, sie zu finden.“

„Es ist ein Mann von fünfzig Jahren etwa, mittelgroß, mit graugeprenkeltem Haar —“

„Und großen, dunklen Augen?“

„Ganz recht! Wo ist er?“

„Er war hier. Auf jenem Stuhle hat er noch vor einer Viertelstunde geessen.“

„Tod und Teufel! So ist er wieder fort? Wohin ist er denn gegangen?“

„Ich glaube, in jener Richtung.“ Jan deutete nach den Höfen. „Natürlich habe ich nicht so genau aufgepaßt. Vielleicht ist er auch noch im Haus. Durchsuchen Sie lieber erst das Haus.“

„Bramke, Du gehst mit drei anderen über die Höfe,“ wandte sich der erste Polizist, ohne den gegebenen Rath zu beachten, lebhaft an seinen Untergebenen. „Seid vorsichtig und macht keinen Lärm.“

Jans Augen bligten. „Vier Mann abkommandirt,“ dachte er. „Zwei gegen vier — da ist Hoffnung, wenn es zum Aeußersten kommen sollte.“ Die zehn Minuten waren überdem vorüber.

„Vielleicht weiß mein Kamerad genauer, welchen Weg der Spitzbube genommen hat,“ fügte er laut hinzu.

„Wer ist Euer Kamerad?“ fragte der Polizist scharf.

„Ein alter Matrose, der mit mir zusammen von Rio gekommen ist.“

„Ist der auch hier?“

„Ja, dort in der Kammer. Ich glaube, er stopft sein Pfeifchen.“

„Seltjames Quartier für einen Matrosen,“ brummte der Polizist mit neuermachtem Argwohn.

„Aber billig! und 's ist ein armer Teufel. Mir wurde der „Wilde Mann“ in Rio empfohlen; freilich nach den Erfahrungen, die ich hier gemacht habe, würd' ich mich zweimal bedenken, ehe ich wieder —“

Der neugebackene Matrose trat aus der Kammer. Und in der That, er war Matrose vom Kopf bis zur Zehe. Die Noth ist eine gute Lehrmeisterin, und der Trieb der Selbsterhaltung macht erfunderisch. Ueberdies war Vatter Wilm kein Dummkopf von Natur. Es versteht sich also von selbst, daß er seine Rolle gut spielte. Alles an ihm war verändert bis auf die Farbe seiner Augen, welche heller und glänzender erschienen. „Ihr seid Matrose?“ fragte der Polizist, ihn mit forschenden Blicken messend.

„Goddam!“ erwiderte der Angeredete und fuhr in einem drolligen Gemisch von Englisch und Holländisch fort: „Seh' ich etwa aus wie eine Landratte?“

„Euer Name?“

„Jack Smith.“

„Papiere.“

Der falsche Matrose reichte die von Jan empfangenen Zettel hin.

„Alles in Ordnung,“ brummte der Polizist. „Habt Ihr vielleicht einen Kerl weglassen sehen, mittelgroß, blaß, schmutzig, fünfzig Jahr alt, graugeprenkeltes Haar —“

„Der, der rauchte eine Thonpfeife mit dog's head?“

„Ganz recht! Die raucht er gewöhnlich.“

„Ja ja, famose Pfeife! Hab' sie wohl bemerkt.“ Dann auf die Höfe deutend, setzte er hinzu: „Dorthinaus ist er gegangen. Goddam! weit kann er aber noch nicht sein.“

„Vorwärts denn! Wir haben hier nichts mehr zu suchen. Bramke ist ihm vielleicht schon auf der Spur.“

„Gute Berrichtung!“ rief Jan Wilkens den Männern nach, „und Mynheer, wenn Sie den Spitzbuben erwischen, so denken Sie doch an meinen Mantel, er war ganz neu.“

„Soll geschehen.“ Damit stürmten die Polizisten fort; und zwei Minuten später lag das Haus so nächtlich still da, wie es vor einer halben Stunde gewesen war.

## IX. Eine Hand wäscht die andere.

Als der letzte Polizist verschwunden war, sank der Verbrecher bleich und athemlos auf einen Stuhl. Die Spannung verschwand aus seinen Zügen, in welchen sich jetzt nur noch Todesangst und die vollständigste Erschöpfung spiegelten.

Jan blieb ruhig und gefaßt stehen. Erst als die Schritte

der Davoneilenden verflungen waren, sagte er leise, doch bestimmt: „So, für ein bis zwei Stunden seid Ihr sicher, Vatter Wilm; aber das genügt nicht. Ihr müßt außer Landes, müßt Euer Glück in Amerika versuchen; Ihr müßt — aber Ihr hört ja nicht auf meine Worte, Vatter,“ unterbrach er sich, die Hand auf die Schulter seines Gefährten legend.

„Ich hab' ja kein Geld, kein Geld,“ stöhnte jener dumpf vor sich hin, indem er sein Gesicht in den Händen barg. „Dies verfluchte Geld! Sie werden mich wieder erwischen! O! ich begreife jetzt, warum Dein Vater nicht so, so sterben wollte.“

Jan zuckte zusammen; der Tod seines Vaters war die unheilbare Wunde seines Herzens, welche jede unachtsame Berührung bluten machte. „Seid kein Kind,“ sagte er, ungeduldig die Stirn runzelnd. „Glaubt Ihr, ich werde Euch im Stich lassen? Ihr müßt fort, sag' ich! und hier ist Geld.“ Er legte ein paar amerikanische Goldmünzen auf den Tisch.

Der Verbrecher starrte bald auf das Geld, bald auf seinen jugendlichen Beschützer; erst ausdruckslos, dann mit der hingebenden Dankbarkeit, womit ein Geretteter zu seinem Schutzengel emporsieht.

„Jan!“ stotterte er, „Jan — mein Junge —“

„Schon gut, schon gut,“ unterbrach jener. „Ihr versteht ein bißchen vom Matrosenhandwerk, nicht wahr, Vatter?“

Wilm nickte. Es gab kaum ein Handwerk oder Gewerbe, welches dieses verbrecherische Genie nicht verstand.

„Gut denn! Je eher Ihr dieses Land verläßt, um so besser. Ich will Euch eine Empfehlung an Kapitän Sievers schreiben; denn ich habe einen Stein bei ihm im Bret. Der Reptun sticht morgen wieder in See nach Hamburg, das ist eine gute Gelegenheit. Es fehlt ein Matrose, eigentlich sollte der erst in Hamburg aufs Schiff kommen, doch einerlei! ich denke, der Kapitän wird Euch schon nehmen.“

Der junge Mensch riß ein Stück Papier aus der Brief-tasche, schrieb ein paar Worte darauf, und reichte seinem Freunde den Zettel.

„Jan, Jan! Du bist ein braver Junge!“ rief Vatter Wilm, sich aus seiner Betäubung emporreißend und Thränen im Auge. „Du hast was für mich alten, verlorenen Kerl gewagt! Bei Gott! ich hätte wahrhaftig nicht gedacht, daß einer in der Welt nach etwas für mich wagen würde! Er hätt's nicht gethan, das nicht! und deshalb, mein Junge, glaub mir, die Herren von der Polizei würden es nicht aus mir herauspressen, aber Du sollst seinen Namen wissen. Mach damit, was Du kannst! Der Mann heißt“ — Wilm sah ängstlich rings umher, dann, seinen Mund dicht an Jans Ohr legend, flüsterte er leise: „Er heißt — es ist — Advokat Schoonen!“

Jan ward um einen Schein bleicher. „Schoonen? Schoonen?“ murmelte er. „Ah! Deshalb braucht er muthige Leute? Aber welchen Gewinn kann er hoffen? Ich hätte den alten Fuchs für schlauer gehalten! Kennt er denn nicht das Testa —“ laut fügte er hinzu: „Sagt mir doch, Wilms, in welcher Beziehung steht Advokat Schoonen eigentlich zu Mariquitta d'Estree? Ich meine, welche Vortheile er von ihrem Tode erwarten kann?“

„Bah! Geld! 's ist ein Verwandter.“

„Zu entfernt,“ unterbrach der Abenteuerer entschieden. „Er kann nicht neun Personen aus dem Wege räumen.“

Wilm bezeugte keine Verwunderung über die genaue Kenntniß der Estreeschen Verhältnisse, welche Jan an den Tag legte. Er hatte schon lange vermuthet, daß ein enger Zusammenhang stattfinden müsse zwischen der stolzen Adelsfamilie derer von Estree und dem armen Verworfenen, der, vor vierzehn Jahren des Mordes überwiesen, am Galgen von Amsterdam seinen dunklen Lebenslauf geendet hatte.

„Er ist auch Vormund der jungen Marquise,“ fügte er ruhig hinzu.

Auch diese Erklärung schien dem jungen Manne nicht zu genügen. Er schüttelte abermals den Kopf und antwortete nicht sogleich. „Hat Schoonen keine geheimen Verbindungen?“ fragte er nach einer Weile gespannt.

„Ich weiß von keinen.“

„Er geht bisweilen heimlich aus? Nicht wahr? O, Ihr habt ihn gewiß beobachtet.“

„Ganz recht! und halt! Ja, er geht manchmal abends an den Strand.“

„In welcher Richtung?“ fragte Jan athemlos.

„Nach dem Leuchtturm zu.“

Der Abenteuerer schlug sich vor die Stirn. „Ich hab's! ich hab's!“ rief er. „Das Haus an der Zwiidersee! Der Blödsinnige! Juan — und der Thor glaubt wirklich, ungestraft die Todten aus dem Grabe rufen zu können?“

Jan Willens war übermäßig erregt. Wilm sah ihm eine Weile schweigend zu. „Nun,“ sagte er eudlich, „Du weißt jetzt von der Sache gerade so viel, wie ich weiß. Willigst Du ein?“

Jan wurde noch bleicher; er starrte zu Boden und antwortete nicht.

„Was ist da viel zu überlegen?“ meinte der alte Verbrecher. „Du thust vermuthlich nicht mehr, als Du ohnedies gethan hättest; nur daß Du auf diese Weise Sicherheit und Vortheil dabei hast.“

„Vortheil?“ Der Abenteuerer lachte. Es war ein langes, schauerlich wildes, dämonisch unheimliches Lachen. „Ja, Vortheil! Vatter Wilms! mehr, viel mehr Vortheil, als Ihr ahnt!“

Er begann in höchster Aufregung im Zimmer auf und ab zu schreiten.

„Wenn ich der Sache ihren Lauf ließe,“ murmelte er, „ihn seinen guten Namen, seine Seele verlieren ließe, und dann, wenn er das alles hingeworfen hätte — für — 's wär ein toller Scherz! Aber nein! nein! Ich will nicht ihr Gold! ich will ihr Blut! Ich will meine Hände in dieses verhaßte Blut tauchen! Tropfenweise soll es fließen, um die Vergangenheit zu sühnen! Der letzte Sproß! Ich bin zu rechter Zeit gekommen. Nein, nein! nicht das Schicksal darf den Streich führen; es ist mein Recht, und wehe der Hand, die mir in diesem Rechte zuvorkäme!“

Er athmete tief auf, und wie aus einem Traume erwachend, wandte er sich mit festerer Stimme an seinen Gefährten. „Ich will, Vatter!“ sagte er, „es ist besser für uns alle. Sagt mir nur, wo und wie ich Schoonen sprechen soll.“

„Er hat ein zweites Bureau in der Feldstrat, wo er weniger vornehme Kunden, z. B. mich empfängt. Dorthin gehst Du heute über acht Tage, sobald es dunkel wird, wenn Du keinen andern Bescheid erhältst. Ich will ihn vor meiner Abreise noch sprechen, und deshalb muß ich fort. Sieh! der Morgen dämmert schon.“

„Geht denn, mein guter Vatter Wilm,“ meinte der junge Mann. „Glückliche Reise! und wenn Ihr nach Rio kommt, so gebt das alte Handwerk auf; werdet ein ehrlicher Mann.“

„Jetzt noch? Na, Junge, ich möcht' wohl wissen, wie ich mich dazu anstellen sollte! Doch jedenfalls sei bedankt, daß Du solch einem unverbesserlichen Spitzbuben durchgeholfen hast.“ Und er drückte gerührt die Hand seines jungen Freundes.

„Ihr seid nicht der Schlimmste, Vatter Wilm! es gibt andere — und ich habe deren gekannt, die geehrt einhergehen und ... doch lassen wir das! Bleibt in Rio, Vatter, und wenn es mir glückt, seid Ihr ein reicher Mann. Wenn nicht — so komm' ich Euch nach, und wir leben zusammen; d. h. wenn ich nicht etwa meinem Vater gefolgt bin.“

Die Männer trennten sich mit stummem Händedruck. Der Flüchtling eilte in seiner Matrosenkleidung hinaus in den grauenben Tag, und Jan Willens trat gedankenvoll in die Gaststube zurück.

„Ein Weib!“ murmelte er, „ein schwaches, wahnsinniges Weib! Es wäre mir lieber, wenn der Sohn noch lebte, doch gleichviel! Ich habe geschworen, nicht das Kind in der Wiege zu schonen; und war sie denn nicht auch ein Weib?“

#### X. Ein Prätendent.

Von jener Zeit an hatten Advokat Schoonen und das Haus am Strande einen aufmerksamen Beobachter. Da geschah es, daß am Abend des Donnerstags, welcher dem beschriebenen Sonntag folgte, der Rechtsgelehrte sich abermals nach der kleinen Hütte begab. Draußen goß es, und der Sturm jauste um das



**Regen und Papagei.** Bronzebüste von Erdmann Ende.  
In der deutschen Abtheilung der internationalen Kunstausstellung in Wien.

Strohdach, aber im Hause selbst war es traulich und gemütlich. Und in der Ehekamer, die mit überraschendem Komfort ausgestattet war, saß auf einem Holzschemel vor dem flackernden Kaminfeuer der blödsinnige Bewohner des Hauses. Auf seiner Schulter hockte Kriki, vollständig wieder hergestellt, aber sehr schlaftrunken, denn der arme Kriki ward theils durch den hellen Lichtschein, theils durch die Liebkosungen seines Herrn immer wieder im Schlafe gestört; und Hähne lieben bekanntlich früh zu Bette zu gehen.

Vom Winde getragen schallte von Amsterdam herüber die neunte Stunde, als die kleine zusammengeschrumpfte Gestalt des Advokaten gründlich durchnäßt die Schwelle überschritt. Ein uraltes taubes Mütterchen, welches die Arbeit im Hause versah, nahm ihm den triefenden Regenschirm ab, und dann trat er in das Zimmer Juans.

Beim Geräusch der sich öffnenden Thüre wandte der Blödsinnige langsam sein hübsches Gesicht und die blauen ausdrucks-

losen Augen vom Feuer ab, und sprang freudig überrascht empor, als er den Eintretenden erkannte.

„Onkel!“

„Guten Abend, mein lieber Juan.“ Advokat Schoonen blickte forschend umher. „Ist denn Rosalje noch nicht hier?“

„Kommt Mama Rosalje?“ fragte der junge Mann mit freudig aufleuchtenden Augen.

„Nein. Wenn sie noch nicht hier ist, kommt sie überhaupt nicht,“ erwiderte der Advokat verdrießlich. „Den Weg hätt' ich mir auch sparen können. Man sollte sich doch nie auf die Weiber verlassen!“

„Hast Du mir etwas mitgebracht, Onkel?“ fragte Juan. „Und was macht meine Braut?“

Schoonen achtete nicht auf seine Rede. „Solche Dinge schreiben sich immer mißlich,“ murmelte er; „indessen — ich muß wohl. Gib mir ein Stück Briefpapier, Juan.“

„Was?“

„Briefpapier!“

„Was ist das für Papier?“

Der Advokat zuckte ungeduldig die Achseln und begann die Schiebläden eines Sekretärs nach dem Verlangten zu durchwühlen. Endlich fand er einen alten, ziemlich zerknitterten Bogen. Aber kaum hatte er ihn hervorgezogen, als der Blödsinnige wie toll auf ihn zusprang. „Das darfst Du nicht nehmen, Onkel,“ rief er heftig. „Das ist Kritis Bild!“

Schoonen bemerkte erst jetzt, daß das Blatt auf der ersten Seite mit einem gemalten Hahn verziert war.

„Du sollst ein anderes Bild haben, Juan,“ tröstete er.

„Nein, ich will nicht!“ rief der junge Mensch, in Thränen ausbrechend. „Du hast mir heute nichts mitgebracht, und nun nimmst Du mir auch noch mein Bild! Es ist mein Bild!“

„Ich gebe Dir ein größeres, ein Delbild, so wie dort eines hängt. Laß mich jetzt, ich muß schreiben.“

Jan zog sich murrend auf seinen Schemel zurück und nahm Kritis wieder auf, der bei der heftigen Bewegung von seiner Schulter gefallen war. Während der Advokat zu schreiben begann, klagte Juan leise dem müden Hahn seinen Kummer und warf dem Räuber seines Glücks von Zeit zu Zeit einen bösen Blick zu.

Einige Minuten waren verfloßen, da öffnete sich die Thüre abermals, und ein großes kräftiges Weib trat ein, in welcher wir sofort unsere alte Bekannte, Juffrouw Jnders, erkennen. Diesmal fuhr Juan mit einem Schrei des Entzückens empor und schlang seine Arme um den Hals der Frau, ohne sich von ihren triefenden Kleidern abschrecken zu lassen.

„Mama Rosalje! liebe Mama Rosalje!“ rief er freudig. Sie erwiderte seine Liebkosungen, streichelte sein blondes Haar zärtlich und wickelte ein großes Bilderbuch aus den vielen Papierhüllen, welche es vor dem Regen geschützt hatten, und dann fing sie an ihm die Bilder zu zeigen.

Schoonen sah dieser Tändelei eine Weile mit sarkastischem Lächeln zu, dann und wann eine Priese schlürfend; endlich schien ihm das Schauspiel aber etwas langweilig zu werden, und er unterbrach es mit den Worten:

„Laßt Juan jetzt, Rosalje! Nachher könnt Ihr mit ihm spielen, so viel Ihr wollt, aber jetzt seid vernünftig. Ihr habt mich ohnedies schon warten lassen.“

Juffer Jnders wandte sich gehorsam von dem Blödsinnigen ab. Dieser aber rief: „Mama bleibt jetzt hier? Nicht wahr, nicht wahr, Mama?“

„Ja, diese ganze Nacht, mein Herzblatt! Aber nun sei artig.“

„Ich wollte Euch sprechen, Rosalje,“ begann der Advokat wieder leise und ruhig. „Denn es ist Zeit, daß mit der Wahnsinnigen ein Ende gemacht wird.“

Die Frau nickte. „Ich dachte es mir — und doch —“

„Was doch?“

„Muß ich selbst?“ Sie zitterte etwas bei der Frage.

„Unstim! Damit wir ihnen Beweise in die Hand geben, etwa? Nein, ich habe meinen Plan gemacht, und Ihr braucht nur genau meinen Vorschriften zu gehorchen, dann wird alles gut gehen. Verlaßt Euch darauf!“

„Wenn die Familienpapiere auch größtentheils verloren gegangen sind, er ist den Estrees ja wie aus dem Gesichte geschnitten — aber weshalb schweigt Ihr? Ihr habt was, Rosalje! Was ist's! Reut Euch etwa das ganze Unternehmen?“

„Nein! Gott behüte! Nur — nur — ich dachte, sie ist so jung und so gut, wäre es denn nicht genug, sie in Berné zu lassen, wenn man —“

„Wohl! Laßt sie dort, und dann kann Juan betteln gehen.“

„O nein, nein, Myrtheer! Ich will ja alles thun, was Ihr verlangt! Es war ja nur so eine Idee, und —“

„Gütet Euch, oft solche Ideen zu haben, und vergeßt vor allen Dingen nicht, daß Juan der eigentlich rechtmäßige Erbe ist.“

Das Weib blickte nachdenklich vor sich hin. „Noch eins, Myrtheer,“ sagte sie plötzlich mit ihrer harten kalten Stimme, indem sie durchdringend auf den kleinen Mann nieder sah, „schwört Ihr mir, daß Ihr wirklich das Wohl des armen Kindes dort“ (sie deutete auf Juan) „im Auge habt? Daß Ihr Euch nicht einst seiner entledigen werdet wie der jungen Marquise?“

„Was fällt Euch ein, Rosalje? Ich will nur den Estreeschen Besitz in den Händen des rechtmäßigen Erben sehen. Sagt doch selbst, welchen Vortheil hätte ich davon, mich mit Euch zu brouilliren?“

„Schwört mir, ihn gut zu behandeln,“ wiederholte Rosalje hartnäckig. „Nur unter der Bedingung gehe ich einen Schritt weiter in dieser Angelegenheit.“

„Nun denn, ich schwör' es Euch!“ machte der Advokat ungeduldig. „Juan d'Estree wird mein Schwiegersohn, und es versteht sich von selbst, daß Ihr, die treue Pflegerin seiner Kindheit, so zu sagen seine zweite Mutter, immer einen Platz in seinem Hause findet. Wer weiß, was dann geschieht?“ fügte er galant hinzu. „Ihr seid noch immer die schöne Rosalje, die einstige Blume von —“

„Es ist gut,“ erwiderte sie trocken. „Ich habe aufgehört, für mich etwas zu wünschen, aber ich will, daß das Kind es gut habe.“

„Das soll es gewiß. Möglicherweise sehen wir uns nicht vor der Katastrophe wieder. Deshalb sagt mir, wißt Ihr noch, wann und wie Ihr zu dem Kinde gekommen seid?“

„Habt keine Sorge, daß ich es je vergessen könnte!“

„Wohl! Laßt uns sehen, was Juan noch weiß. Juan,“ wandte er sich an den jungen Menschen, der während der ganzen Unterredung das Bild Kritis nicht aus den Augen gelassen hatte. „Juan, erinnerst Du Dich noch Deiner Jugend?“

Der Blödsinnige starrte ihn groß und verwundert an.

„Der Onkel meint, wo Du vor langer, langer Zeit gewesen bist? Damals, als ich Dich noch „Kartje“ nannte?“

„In einem kleinen Hause,“ erwiderte er. „Und es waren viele Hähne dort.“

„Nun, wer war damals bei Dir?“

„Mama Rosalje.“

„Nein, vor ihr?“

„Vor ihr?“

„Ja, eine Frau mit schwarzem Haare und schwarzen Augen. Weißt Du denn das nicht mehr?“

Der junge Mensch schüttelte den Kopf.

„Das war Deine wirkliche Mama. Und dann kam auch noch ein Mann, groß und dunkel. Das war Dein Papa.“

„Mein Papa?“

„Und nachher bist Du weit über das Wasser gekommen —“

„Nein, nein! Das ist nicht wahr! Ich fürchte mich vor dem Wasser! Ich bin nie auf dem Wasser gewesen! Nie, nie!“

„Du mußt nicht so fest behaupten, was Du nicht wissen kannst, Juan. Du hast es eben vergessen. Sieh, ich meine es gut mit Dir, und — heil'ger Gott! Was war das? Wir werden belauscht!“

Das leichte Bretterwerk der Decke krachte verdächtig.

„Helst mir suchen, Rosalje!“ rief Schoonen aufgeregt. „Das war kein Windstoß! Offenbar ein Spion! Wehe, wenn ich ihn erwische!“ knirschte er, eine Pistole hervorziehend, und beide stürzten aus dem Gemache.

Diesen Augenblick hatte der Blödsinnige schon lange erwartet. Mit einem Sprunge war er am Tische und barg kagenartig behend das Bildniß seines geliebten Kritis und den verhängnisvollen Brief in seiner Westentasche. Als Schoonen und Rosalje nach einer Weile zurückkehrten, saß Juan schon wieder harmlos auf seinem Schemel und starrte scheinbar ohne Arg in die Flammen.

Die Nachforschungen der beiden waren erfolglos gewesen. Umsonst hatten sie jeden Winkel vom Speicher bis zum Keller durchsucht; wenn sich wirklich ein Lauscher im Hause befunden, so war er weit entfernt und in Sicherheit.

Auf dem Wege nach Amsterdam ging ein hoher schlanker Mann, fest in seinen Mantel gehüllt, und murmelte leise vor sich hin, und die Worte, die er sprach, waren:

„Noch ein Prätendent für den Estreeschen Besitz! Das also ist mein eigentlicher Gegner . . . Juan d'Estree! Dieser schwache blöde Knabe — ein wahnsinniges Mädchen — kein Wunder, daß der alte Intrigant sich schon für den Sieger hält. Er wäre es ohne meine Ankunft, doch nun verrechnet er sich. Wir sind jetzt nicht drei, sondern vier Prätendenten — und dem Kühnsten den Sieg!“

### XI. Fünfzig Gulden ein Menschenleben!

Am nächsten Sonntag, sobald der Abend hereinbrach, fand sich Jan in dem von Batter Wilm bezeichneten Bureau ein, wo Schoonen ihn schon erwartete. Er stand in der Mitte des großen Zimmers, welches außer dicken Staubschichten nichts als des Advokaten Schreibpult und ein paar Rohrstühle enthielt. Auf dem Pulte stand eine kleine Studirlampe mit so dichtem Schirme, daß das ganze Gemach in Dunkelheit gehüllt war.

Beim Eintritte des jungen Mannes hob Schoonen den Schirm, so daß der Lichtstrahl voll auf die möglichst verhüllte Gestalt des Erwarteten fiel; der Advokat liebte es, seine Leute zu kennen. Jan Wilkens trat ruhig zur Lampe, und den Schirm niederlassend, sagte er kalt: „Ich denke, Mynheer, daß überflüssiges Licht bei unserer Unterredung eher störend als fördernd sein dürfte. Es ist für beide Theile wünschenswerth, im Schatzen zu bleiben.“

Aber das scharfe Auge des Advokaten hatte ihn schon erkannt. „Ihr heißt Jan,“ sagte er, „und kommt von Rio.“

„Und Ihr seid Advokat Schoonen.“

„Hat Batter Wilm Euch das gesagt?“

„Warum soll ich Euch nicht ebenso gut wiedererkennen, wie Ihr mich? Doch laßt uns zur Sache kommen!“

„Ihr habt recht, zur Sache!“ Schoonen war in guten und bösen Dingen ein durchaus praktischer Mann, er haßte allen Zeitverlust, und log und heuchelte folglich nicht, wo er es vermeiden konnte.

„Hat Wilhelm Richter Euch die Angelegenheit mitgetheilt, um welche es sich handelt?“ fragte er.

„Denkt immer, sie wäre mir ganz fremd, und erklärt sie mir so. Denn das wenigstens hab' ich verstanden, daß ein Mißverständniß hier verderblich wäre.“

„Nun, so hört erst die Bedingungen. Ihr erhaltet Geld für die Reise und für Eure Rückfahrt nach Amerika, und außerdem fünfzig Gulden; und zwar Euer Reisegeld und fünfundzwanzig Gulden sogleich, die andern fünfundzwanzig Gulden und das Geld zur Ueberfahrt, nach vollbrachter That. Es versteht sich von selbst, und Eure eigene Sicherheit fordert es, daß Ihr sobald wie möglich Europa verlaßt und nicht zurückkehrt. Seid Ihr damit einverstanden?“

„Ja, bis auf eins. Ich will allerdings nach Europa zurückkehren, aber nicht sogleich.“

„Ja, in diesem Falle kann ich nicht für Eure Sicherheit stehen.“

„Wer sollte sie bedrohen?“ fragte Jan. „Ich bin ja der Angelegenheit ganz fremd und ziehe keinen unmittelbaren Vortheil daraus. Nein, wenn meine Betheiligung nicht verrathen wird,“ und er warf einen durchdringenden Blick auf den Advokaten, „wenn sie nicht verrathen wird, sag' ich, so habt Ihr weit eher eine Entdeckung zu fürchten, als ich.“

„Falls Ihr beabsichtigt, durch Eure Weigerung eine höhere Summe zu erpressen,“ erwiderte der Advokat gefaßt, „so nennt Eure Forderungen. Nach geschehener That, das sage ich Euch vorher, werdet Ihr mir mit Drohungen keinen Heller abängstigen.“

„Ich bin nicht so thöricht, Euch drohen zu wollen, denn Euch kompromittiren hieße mich selbst verrathen. Wir riskiren beide nicht mehr und nicht weniger als unseren Kopf, und haben also beide ein gleiches Interesse, zu schweigen. Seht, deshalb fürchte ich auch nicht, daß Ihr mich jemals zu beseitigen sucht.“

„Wenn Ihr nun aber ohne mein Zuthun verhaftet würdet?“

Jan zuckte die Achseln. „Das hebt natürlich die Nothwendigkeit des Schweigens auf und somit jede Garantie dafür. Wenn ich auch versprechen wollte, Euch zu schonen, ja, wenn ich mich dafür bezahlen ließe, Ihr wäret doch nicht so dumm, mir zu glauben.“

Der Advokat schwieg nachdenklich. Die rücksichtslose Offenheit seines Werkzeuges gefiel ihm eher, als daß sie ihn abschreckte. Er kannte die Menschen genug, um zu wissen, daß Kühnheit und Hinterlist sich selten vereinigt finden, und fühlte ein gewisses Vertrauen zu dem jungen Verbrecher, dessen Verwegenheit ihm imponirte.

„Gut, bleibt denn,“ sagte er nach einer Weile. „Und Ihr

thut wohl, mich nicht zu verrathen, denn selbst wenn Ihr verhaftet werden solltet, weiß ich noch Mittel und Wege genug, Euch zu befreien, und Euer Reisegeld könnt Ihr haben, wann Ihr wollt. Jetzt laßt uns die Angelegenheit selbst besprechen; Ihr werdet sehen, daß ich alle Einzelheiten so geordnet habe, daß der Verdacht eines Mordes unmöglich wird. So, Jan, Ihr waret ja Matrose! Da könnt Ihr Euch wohl nach einer Karte orientiren. Seht her!“

Der Advokat breitete eine selbstgezeichnete Karte in dem blendend hellen Lichtkreis der Lampe aus, und begann sie zu erklären, indem er die verschiedenen Punkte mit seinen kleinen, diamantglänzenden Fingern zeigte; und diese weiße, aristokratische Hand glitt so fest über das Papier, als handle es sich um eine einfache Geographiestunde.

„Hier in den Ardennen liegt Verné,“ sagte er dabei leise, „und dort auf dem Berge das Irrenhaus des Monsieur Belin. In diesem Irrenhaus befindet sich augenblicklich die Dame, um welche es sich handelt. Sie ist blond und hat schwarze Augen, daran könnt ihr sie leicht erkennen. Nun hört weiter! Diese Dame hat schon mehrere Fluchtversuche gemacht, wie ich vor kurzem erfuhr. Das müßt Ihr benutzen. Ihr bietet Euch ihr zum Befreier an, das Wo und Wie überlasse ich natürlich Euch. Nun, gebt Acht! Die nächste Station, etwa vier Stunden von Verné, ist X. Es führen zwei Wege dahin; diesen hier, die große Straße, wählt Ihr natürlich nicht. Es gibt einen näheren über die Berge, seht ihn genau an, er ist einsam und führt durch eine Wildniß. Werdet Ihr ihn finden können?“

„Ja, ich glaube wohl.“

„Nun wohl. Von jenem Gipfel läuft ein ganz schmaler Pfad am Felsen her, der Felsen heißt l'autel du diable (Teufelsaltar); erkundigt Euch aber nicht zu auffallend danach, — der Pfad hat zur linken Seite die Felswand und fällt rechts senkrecht ab, etwa dreihundertfünfzig Fuß tief — drunten ist ein Morast — Versteht Ihr?“

„Jan Wilkens wurde plötzlich so bleich, daß Schoonen es trotz der Dunkelheit bemerkte. Er schwankte, und die Hand, welche er auf das Pult gestützt hatte, zitterte convulsivisch.“

„Ich verstehe,“ stammelte er. „Dahinunter, dahinunter —“

„Was kommt Euch an?“ fragte Schoonen unangenehm überrascht. „Bittert Ihr schon vor der bloßen Idee?“

Jan Wilkens antwortete nicht. „Hinunter in den Abgrund,“ murmelte er, „wo die Raben gierig herumflattern und die Schlangen sich ringeln. Und dann brennt die Sonne und kein Wasser, kein Tropfen Wasser! Verichmachten, verderben, vermodern — und doch war sie die Blume von —“

„Was in aller Welt habt Ihr, junger Mensch?“ fragte der Advokat, dem es sehr unheimlich zu Muth wurde und der anfing zu fürchten, daß er es mit einem Wahnsinnigen zu thun habe. „Sprecht doch! Versagt Euch der Muth? Oder seid Ihr krank?“

Jan schreckte aus seinen Träumen empor. „Mir fehlt nichts, gar nichts!“ sagte er rasch, aber seine Stimme war noch tonlos und sein Auge funkelte. „Verlaßt Euch darauf, daß mir der Muth nicht versagt. O, und die Art und Weise ist herrlich! Ich möchte Euch die Hand küssen, daß Ihr sie ausgenommen habt.“ Er lachte. „Achtet nicht auf mich! Ich habe wohl manchmal solch einen Anfall — er ist ja vorüber, so fahrt doch fort!“

Der Advokat beeilte sich, die weiteren Instruktionen zu geben. Ein Gefühl unbestimmter Furcht hatte sich in seinen Verstand, denn ein Herz besaß er nicht mehr, eingeschlichen, und es trieb ihn, sich so schnell wie möglich von der Gesellschaft des jungen Menschen zu befreien. Rasch erklärte er deshalb, daß Jan am dreizehnten August, neun Uhr abends eine Frau an der westlichen Seite des Irrenhauses treffen werde, die ihm auf die Worte: „Die Zeit entflieht“ zu antworten habe: „Drum nütze sie,“ und daß er den Rath dieser Frau befolgen solle.

Dann eilte der Advokat, sein geheimes Bureau zu verlassen, welches mit dem zierlichen Arbeitszimmer auf dem Zingel jedenfalls einen ebenso großen Kontrast bildete, wie die Geschäfte, welche in den zwei verschiedenen Bureau's abgehandelt wurden.

## XII. Das Irrenhaus in den Ardennen.

Es war am Abend des dreizehnten August. Tief, klar und durchsichtig wie Kry stall breitete sich der leuchtende Sommerhimmel über den dunklen Ardennenketten aus, und die letzten Sonnenstrahlen lagen röthlich auf den unheimlichen Tannenwäldern und dem weißen scheinenden Gebäude, dem Irrenhause, das sich in ihrer Mitte erhob. Drunten im Thale aber, in Berné, lagerten schon die kühlen Schatten des Abends. Vor den Thüren saßen die Greise und die Kinder spielten zu ihren Füßen; die Herden kehrten zurück von der Weide und die Arbeiter vom Felde; in der kleinen Kirche mit dem weißgetünchten Thurm wurde eben Feierabend geläutet. Und während die Klänge der Friedensglocken durch das Thal hallten und hinauf in die traurige Behausung des Wahnsinns, schritt die Hauptstraße hinab Jan Wilkens, der Mann, welcher gekommen war, den Frieden zu verschweigen und ein schönes blühendes Wesen in das düstere Reich des Todes zu stoßen.

Berné ist ein kleines abgelegenes Dorf in einem der wildesten Theile des Ardennenwaldes. Es wird selten von Reisenden besucht; höchstens ein wandernder Maler verweilt dort einige Tage, angezogen von den rauhen eigenartigen Naturschönheiten, welche die Umgebung des Orts bietet, und der einsame Reisende hat Mühe genug, bei den Dorfbewohnern, welche nicht auf das Vermietten eingerichtet sind, ein Obdach für einige Tage zu finden. Auch Jan Wilkens erging es nicht besser, er hatte umsonst in dem einzigen Wirthshause eine Unterkunft gesucht. Das Wirthshaus war überfüllt, ein Viehhändler und ein Tröbder, beide alte Stammgäste, hatten sich dort schon einlogirt. Doch wies ihn die freundliche Wirthin an, die Straße hinabzugehen, im letzten Hause, bei ihrer Schwester, da werde er schon Aufnahme finden. Und wirklich glänzten dort hinter einer Fensterscheibe auf weißem Papier, zierlich gefornnt (der Pfarrer des Ortes hatte sie geschrieben), die Worte „à louer“.

Das Häuschen selbst war reinlich und zierlich, mit einem kleinen Gärtchen und einer steinernen Bank unter dem Lindenbaume davor. Und auf der Bank saß ein dreizehnjähriges Mädchen in der Tracht der Provinz und wand emsig Rosen aus rothem und weißem Seidenpapier. Sie war nicht schön und nicht häßlich, sondern so wie die Kinder des Volks gewöhnlich mit dreizehn Jahren aussehen; hatte eine breite plumpe Stirne, fromme Augen, ein rundes Gesichtchen und dünnes glattgekämmtes Haar. Vor ihr, zwischen den gackernden Gänsen, spielten ihre zwei kleinen Brüder an der Pflüge, sie aber erhob das ernste kluge Gesichtchen nicht von der Arbeit, welche ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien.

Jan Wilkens sah ihr eine Weile zu, ehe er sie anredete und ihr sein Anliegen vorbrachte.

Mit freundlichem Anig wurde er empfangen und von seiner kleinen Führerin sofort eine Art Leiter hinauf in ein reinliches Giebelzimmer geleitet. Mama war noch im Felde, aber Theresje (so hieß die Kleine) führte ihn mit frommem Segenswunsche in seine neue Behausung und meinte, „es werde ihm hoffentlich gefallen. Alle die anderen Herren Maler wären immer entzückt über die Aussicht gewesen.“ Jan wandte sich nach dem Fenster, es stand offen und umfaßte wie mit einem Rahmen das schloßähnliche, fleckenlos weiße Gebäude, welches den gegenüberliegenden Hügel krönte. Es schimmerte so hell herüber, offenbar blendete es den jungen Mann, denn er legte die Hand über seine Augen und fragte: „Was ist das für ein Haus?“

„Das Irrenhaus, Monsieur.“

Der neue Miether wandte sich ab. „Es ist gut,“ sagte er. Die kleine Theresje verstand nicht recht, was gut wäre, und fragte, ob Monsieur noch irgend etwas wünsche? Aber Monsieur wünschte vorerst nichts, und so kehrte die Kleine zu ihren Papierblumen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie man gegründet hat!

Ein Spiegelbild und Mahnruf.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

## I.

„Auf und ab, so geht's in der Welt!“ sprach der schlaue Fuchs, als er aus dem Brunnen in die Höhe stieg, während er den dummen und gierigen Wolf in die Tiefe fallen ließ — das ist mit einem Wort die Charakteristik der Periode der „Gründungen“, einer Periode, die nun zum Glück hinter uns liegt, die aber nicht vorübergegangen, ohne viele Leichtgläubige in den Abgrund gestürzt zu haben — „sie sind reingefallen“ ist der schadenfrohe Ausdruck der Börie, während durch ihren Sturz die Schlaunen stiegen. Jene hofften reichen Gewinn, diese hatten ihn, hatten ihn erreicht oft in schamlos betrügerischer Weise, aber auch hier ist der Krug so lange zu Wasser gegangen, bis er gebrochen.

Es sei ferne von uns, alle „Gründungen“ in einen Topf werfen zu wollen; wir haben der Association des Kapitals, den Aktiengesellschaften die großartigsten und segensreichsten Schöpfungen der Neuheit zu danken; alle diejenigen Unternehmungen aber, die aus keinem reellen Bedürfnis hervorgegangen und nur dazu bestimmt waren, den ersten Unternehmern, den „Gründern“, einen mühelosen, großen Gewinn in den Schooß zu werfen, basiren auf Betrug und Schwindel, sind unsolid und nichtsnützig, und werden, wie wir sicher hoffen, zum großen Theil ihren endlichen Lohn aus den Händen des Strafrichters empfangen.

Wir wollen einige dieser Gründungen besprechen, um zu zeigen, wie wenig Mühe sich die Erfinder zu geben brauchten, wie plump sie auftraten konnten, da die Gier der Menschen jedes Ueberlegen ertödtet hatte und sie sich drängten, um in die Falle zu gehen. Wenn wir die Fallensteller verdammen, so müssen wir doch auch diese allgemeine Sucht nach arbeitslosem Gewinn für gleich unsittlich erachten, — und jede Schuld rächt sich auf Erden. Ohne diese Frivolität der Masse wäre eine Abele Spigebder unmöglich gewesen.

Zu dieser kurzen allgemein charakterisirenden Einleitung

wollen wir hier nur einige Illustrationen geben; wir wollen ein paar moderne Gründungen besprechen, nicht viele, denn sie gleichen in den Grundzügen alle einander. Nehmen wir zuerst einmal die Berliner

Hypotheken-, Kredit- und Baubank.

Ein stattlicher Titel! Sehen wir uns die Gesellschaft etwas näher an.

Da saßen einmal einige Herren zusammen, in großer Noth ohne Existenzmittel und ohne Lust zur Arbeit. Und leben wollten sie doch, diese Abenteurer der schlimmsten Art, also „gründen wir etwas!“ Was, war ihnen gleich, da sie von vorn herein nur die Absicht hatten, ein Schwindelunternehmen ins Leben zu rufen. Man griff also von vorne herein, wie eine nachträgliche Revision ergab, zu Fälschung und Betrug.

Und wer waren nun die Herren, die das Direktorium bildeten und im Vertrauen zu denen das Publikum in die Gesellschaft eintreten sollte? Ein entlaufener Journalist, der sich Professor nannte und vordem eine Stelle als Schreiber des berüchtigten Spielprofessors v. Orlicé bekleidet hatte, ein Architekt, der sich Baumeister betitelte, u. s. w. Keiner von ihnen besaß einen Heller; sie bewohnten zusammen ein kleines, vier Treppen hoch belegenes Zimmerchen in irgend einer entlegenen Straße, in welchem sie schliefen, aßen und tranken (wenn sie etwas hatten), und auf Mittel sann, Dumme zu finden — und das nannten sie „Bureau des Direktoriums der Hypotheken- und Baubank!“

Endlich schlug auch für sie die glückliche Gründerstunde. Der Teufel des Börsenspiels hatte inzwischen neben aller Ueberlegung auch alles Gedächtniß geholt, es war im Taumel des Schwindels und der Geldsucht die Entstehungsgeschichte dieser Baubank ganz vergessen, obwohl dieselbe zuerst mehrfach öffentlich besprochen worden war. Man schwärmte damals

noch für Baubanken, und das von mehreren solcher Banken getriebene Agiotage-Spiel bildete die Verlockung dazu. Waren doch die Aktien der „Centralbank für Bauten“ von 105 auf 440 getrieben worden (jetzt, am 30. Septbr., notiren sie 69 $\frac{1}{4}$ !) Als es daher jene Herren unternahmen, ihre Aktien an den Markt zu bringen, hörte man von „Hypotheken-, Kredit- und Baubank“ nur „Baubank“ heraus und kaufte eben so gierig, wie man damals überhaupt das werthloseste Zeug aufnahm, auf eine Kurssteigerung à la Centralbank für Bauten rechnend! In der That wurde der Kurs auch weit über 150 hinausgetrieben, und die Herren hatten für eine Million „Aktien“ (d. h. werthloses Druckpapier) untergebracht, unterstützt dabei von einem gewissen Dr. Ahmann (einem entlassenen österreichischen Unterlieutenant, der sich in Jersey den Dokortitel gekauft) und von den „Banquiers“ Nger (Norddeutsche Commissionsbank!) und Himmann. Den Verdienst des letzteren bei diesem „Geschäft“ schätzt man auf 150,000 Thlr. Ersterer gibt den seinen auf 75,000 Thlr. an!

Die Herren hatten nun ihren Zweck erreicht, lebten herrlich und in Freuden und ließen Aktien Aktien sein. Von da ab ging natürlich der künstlich getriebene und gehaltene Kurs wieder zurück, und als die unglückseligen Inhaber deshalb ängstlich wurden und sich leider zu spät erkundigten und hörten, daß die Verhältnisse der Unternehmer die allerelendesten seien, daß man, wo die Käufe nicht überhaupt nur in Scheinverträgen bestanden, für die allerunnützeften Objekte den vierfachen Werth und außerdem enorme Provisionen gezahlt, Wechselfälschungen vorgenommen und sonstigen Betrug verübt hatte, ja, daß doppelt ausgefertigte Aktien in Umlauf seien, da suchte man sich des gefährlichen Aktienbesitzes zu entledigen. Leider fanden sich nur wenig Käufer, selbst als der Kurs in wenig Tagen von 150 bis 30 zurückging.

Auf Anregung eines Berliner Börsenblattes beriefen die geängstigten Aktionäre eine Generalversammlung, resp. veranlaßten die Direktion dazu, und erwählten aus ihrer Mitte ein Revisionskomitee. Noch wagte in dieser Generalversammlung die Direktion mit günstiger Geschäftslage, großem Kassabestand u. s. w. zu prahlen, wurde aber sofort überführt, daß in letzter Zeit nicht einmal die unbedeutendsten Wechsel eingelöst worden waren. Das Revisionskomitee fand nichts mehr vorhanden und nichts mehr zu retten.

Ueber die damaligen Direktoren schwebt jetzt die Untersuchung wegen Betruges und Wechselfälschung; das Institut selbst fristet noch ein kümmerliches Dasein und dürfte in nächster Zeit die Konkursöffnung stattfinden, wenn nicht der Richter dieselbe wegen Mangels an Kasse zur Kostendeckung ablehnt, die Aktien werden mit — 3 $\frac{1}{2}$  notirt und die Aktionäre sind die Geprellten. „Auf und ab, so geht's in der Welt!“

Wir werden noch einige solche Kunststückchen erzählen, vielleicht zieht mancher die Lehre daraus, nicht mehr nach mühe-losem Gewinne jagen zu wollen.

Da hat die Preussische Boden-Kredit-Gesellschaft ein Unternehmen gegründet, das ein Kapital von vielen Millionen erforderte und dasselbe auch zum Parikurse herausgebracht, während die Aktie jetzt mit einigen zwanzig Prozent zu haben ist, auch ein Bauunternehmen, nämlich den Bauverein „Unter den Linden“, welches einen neuen Durchbruch von den Linden nach der Behrenstraße projektirte; die Grundstücke wurden gekauft, d. h. von einigen Herren, welche sie dann mit einer Million Gewinn an die neue Gesellschaft verkauften; die Aktien wurden an die Börse gebracht und fanden zum Parikurse reißenden Abgang, obwohl noch keine Konzession für den beabsichtigten Bau gegeben war und dieselbe bis heutigen Tages weder erfolgt, noch zu erwarten ist! Aber es waren eben Zeiten, wo alles willig erworben wurde, was an die Börse kam, besonders wenn ein gut akkreditirtes Institut an der Spitze stand.

Wurde doch vor einigen Jahren in Paris ein Papier eingeführt, eine Quadiana-Aktie (oder mit ähnlichem spanischen Titel); nachdem dasselbe untergebracht war und ein gewaltiges Agio erzielt hatte, wurde erst die Frage aufgestellt, was es eigentlich sei? Die einen hielten es für eine Bergwerks-, die anderen für eine Eisenbahnaktie, bis sich zuletzt herausstellte,

daß es zur Herstellung eines Kanals in ganz unmöglicher süd-amerikanischer Gegend dienen sollte, eines Kanals, der nie gebaut werden und noch weniger je benutzt werden konnte, worauf die Aktien schnell auf Null herabgingen und das Papier vom Kurszettel verschwand. Die Gründer aber hatten ihren Gewinn eingeheimst.

So ging es auch hier. Eine Gesellschaft für „öffentliches Fuhrwesen“ (d. h. also Droschken u. dgl.) in Potsdam wurde gegründet mit einem Aktienkapital von 200,000 Thalern, während jeder sich sagen konnte, daß mit den Zinsen desselben allein mehr Wagen hergestellt werden konnten, als das an sich todte Potsdam für den Fremdenverkehr in den paar kurzen Sommermonaten gebrauchen konnte, an eine Verzinsung des Kapitals selbst also nie zu denken war. Und doch bezahlte man diese aussichtsvolle Zukunft gleich mit einem Agio von 5%! Jetzt ist die Gesellschaft schon zu Grunde gerichtet.

Weiter. Es existirte in Berlin eine kleine, mit wenigen Arbeitern betriebene Posamentirwaarenfabrik, die vergeblich mit 5000 Thalern ausgebaut war; sie wurde Aktiengesellschaft mit 150,000 Thalern Kapital, und als Bodmittel wurde sie „mit den dazu gehörigen Grundstücken und Bauplätzen“ erworben; man hatte nur zu sagen vergessen, daß diese „Grundstücke und Bauplätze“ zwar dem bisherigen Besitzer gehörten, aber in verschiedenen ganz entlegenen Straßen und Gegenden sich befanden und also niemals für die Fabrik selbst nutzbar gemacht werden konnten!

Wir wollen noch ein paar solcher Gründungen charakterisiren. Ein von der „Centralbank für Bauten“ an der Börse eingeführtes Unternehmen nennt sich „Cottage“. Nach dem Muster einer englischen Einrichtung sollte hier dem Mittelstande Gelegenheit zur Beschaffung eigener Wohnhäuser geboten werden. Das klingt sehr schön — hatten doch alle diese Baugesellschaften nie das eigene Interesse, nur das Wohl der Menschheit, die Vinderung der Wohnungsnoth, die Hebung des allgemeinen Wohlstandes, die Förderung der Sittlichkeit u. s. w. im Auge — wie sie sagten. Aber geleistet haben sie meist noch gar nichts, nichts gebaut, nur „gegründet“, und nachdem die ersten Unternehmer viel verdient, die Sache eben auf sich beruhen lassen. Selbst die oben besprochene „Hypotheken-, Kredit- und Baubank“ hatte solche Fahne aufgehißt, und ihre prahlrische Devise lautete: den kleinen Mann zum Herrn auf seiner Scholle zu machen! Noch andere Gesellschaften, welche ähnliche gemeinnützige Zwecke vorgespiegelt, hatten sich kurz zuvor als Schwindel erwiesen — es war also natürlich, daß man auch diesem jüngsten Kinde der „Centralbank für Bauten“ wenig Vertrauen entgegenbrachte, zumal der Vater desselben oder eigentlich der Pflegerater, der es in die Welt, d. h. die Börse, einführte, Herr Eduard Mamroth, seinen „näheren Freunden“ rieth, sich mit Cottage nicht einzulassen, da er für nichts aufkomme. Ja, er soll sogar der Gesellschaft Geld geboten haben, wenn sie ihn von der übernommenen Verpflichtung, für dies Papier Emissionshaus zu sein, entbinden wolle. Da das aber nicht angenommen wurde, hat er ruhig die Aktien zeichnen lassen und sie so dem unkundigen Publikum, seiner Kundschaft u. s. w. zum ersten Preise von 105 aufgehängt. Und wer sie genommen, hat nun den Schaden; die Aktien sind auf 20 heruntergegangen, und selbst dazu findet sich kaum ein Käufer.

Denn auch dieser Kurs ist noch viel zu hoch; das Terrain, welches angekauft worden, ist nicht doppelt, sondern zehnfach über den wahren Werth bezahlt, wie man nachträglich erfahren, denn sie liegen in einer Gegend, wohin nie Berliner kommen, wo sie sich nicht ansiedeln werden und können, im Sande hinter den berühmten Rehbergen, und der einzige Mensch, der dort haust, weiß zum Lobe der Gegend nichts anzuführen, als daß dort — eine Irrenanstalt errichtet werden soll. Für wen? sagt er aber nicht.

Gebaut ist dort noch nichts, und so gibt die Cottagegesellschaft dem Mittelstande Gelegenheit, sich eigene Wohnhäuser zu verschaffen!

Diese Gesellschaften haben also alle werthlose oder schlechte Objekte unter pomphaftem Titel ins Leben gerufen. Wir wollen nur noch an einem Beispiele zeigen, wie diese Gründungsseuche selbst gute, solide Institute durch das maßlose Hinausschwindeln des Werthes zu Grunde richten muß.

Es bestand in Berlin seit langer Zeit ein hochgeachtetes, in der Geschäftswelt berühmtes Geschäft mit großer europäischer und überseeischer Kundschaft, eine Silberwaarenfabrik von Mosgan. Das Verdienst, sie in eine Aktiengesellschaft verwandelt und die Berliner Börse mit der Gründung, deren Aktien, zu 105 emittirt, jetzt vergeblich zu 35 ausgeben zu werden, beglückt zu haben, gebührt dem Banquier A. S. Heymann.

Auf die Urheberchaft des Ganzen aber kann ein anderer stolz sein, ein Herr Paul Munk, früher Besitzer eines kleinen Kramladens in Bozen, jetzt Herr eines nach Millionen zählenden Vermögens. Es ist derselbe, der bei dem Bauverein Unter den Linden, von dem wir oben gesprochen, der glückliche Verkäufer der Baulichkeiten war. Derselbe kaufte von den Gebrüdern Mosgan ihr Grundstück nebst Fabrik und Einrichtungen, das daselbst betriebene Silberwaarenfabrikgeschäft mit allen Utensilien, Maschinen, Modellen, Inventariestücken u. für den Preis von 450,000 Thlr., und gab sie für 700,000 Thlr., wovon 130,000 Thlr. Betriebskapital sein sollten, in die Gesellschaft.

Was nun den wirklichen Werth betrifft, so bemerken wir, daß das Grundstück einen kleinen Theil dessen ausmacht, was im Jahre 1847 für 11,000 Thlr. verkauft worden; nach 20 Jahren allerdings repräsentirt das Ganze mit dem darauf befindlichen Geschäft einen Werth von 200,000 Thlrn., und im Jahre 1869 wurde wieder eine Parzelle von 90 $\frac{1}{2}$  Du.-Ruthen davon für 9500 Thlr. abgetreten.

Ebenso wurden die vielen hundert Prägeformen aus Stahl nach dem Kostenpreise, den Geschäftsbüchern getreu, angerechnet, also die größeren Stücke bis zu 300 Thalern und mehr, während der größte Theil absolut keinen andern Werth weiter hat, als daß sie nach dem Gewicht, als Stahl für wenige Thaler

zu verkaufen wären. Denn alle diese Modelle und Formen sind als solche absolut werthlos, wenn sie ein bis zwei Jahr alt sind, weil sie dann veralten, unmodern oder zu bekannt werden, und so mehr.

Um aber nun ein so kolossales Kapital zu verzinsen, oder um sich den Anschein zu geben, als könnte man es, mußten die Arbeitskräfte vermehrt und zugleich billiger geliefert werden. Es wurden also statt der Gehilfen einige hundert Mädchen eingestellt, die nun sofort oder nach höchstens sechswöchentlicher Lehrzeit das leisten sollten, was ein tüchtiger Gehilfe in vierjähriger Arbeit erlernt hatte. Das war nicht möglich, die Fabrik ging zurück, die Fabrikate wurden schlecht, unbrauchbar, fanden keinen Absatz mehr (ein Beweis dafür ist, daß während dies Institut zurückgegangen ist, alle seine Konkurrenten grade in der Zeit groß geworden sind, wo jenes in ein Aktienunternehmen verwandelt worden, statt daß dieses die anderen hätte todt machen müssen), sie liegen im Werthe von vielen Tausenden auf Lager oder wandern immer und immer wieder als ganz unbrauchbar unter großen Verlusten in den Schmelztiegel zurück, und die Aktien, die mit 105 eingeführt und bald weiter gesteigert worden sind, finden zum jetzigen Preise von 35 keinen Käufer mehr!

Das sind so einige Gründungen der neueren Zeit; einige andere sollen später besprochen werden. Hoffentlich wirkt solche Notiz etwas abschreckend auf die Menge, daß sie sich nicht wieder leichtgläubig fangen lasse. Und wohin das führt?

An 10 Banken und 10 Industriepapieren allein hat das Nationalvermögen im Sommer 1873 nicht weniger als 95 Millionen verloren. Und der Berliner Kurszettel weist von beiden Kategorien mehrere hundert auf!

Möge dem bald Einhalt geschehen!

## Mus Hermann Lambers Leben.

Von ihm selbst niedergeschrieben.\*)

### I. Jugendzeit.

Als mein Vater 1832 starb, war ich erst einige Wochen alt. Meine Mutter war arm, ja sehr arm, und als sie, um ihre hilflosen Waisen besser erziehen zu können, sich zum zweiten Male verheiratete, machte sie bald die traurige Wahrnehmung, daß unser Stiefvater wohl ein redlicher guter Mann sei, zur Verminderung der drückenden Armuth jedoch nur wenig beitragen konnte. Die Zahl der Brot- und Kleidungsbedürftigen war inzwischen auch angewachsen, und es war daher auch ganz natürlich, daß man, um das Loos der Unmündigen zu erleichtern, die schon für reif gehaltenen Mitglieder der Familie auf eigenen Fittigen loslassen wollte, damit sie auf irgend eine Weise ihren Lebensunterhalt sich selbst verschaffen möchten.

Ich war zwölf Jahre alt, als meine Mutter wählte, daß ich in diesen Zeitpunkt der Reife eingetreten sei. Trotz eines angeborenen Hinfens (Coxalgie), an dem ich seit meinem dritten Jahre litt, und in Folge dessen ich auch bis zum eben erwähnten Maturitätsalter unter dem linken Arme eine Krücke trug, war ich dennoch ziemlich rüstig und gesund. Eine sehr einfache Kost, und selbst diese oft nicht ausreichend, um meinen Hunger zu stillen, eine ärmliche Kleidung und gänzliche Unbekanntschaft mit der kleinsten Lebensbequemlichkeit hatten mich früh gestählt und gegen alle klimatischen Widerwärtigkeiten abgehärtet. Die Schule hatte ich höchstens drei Jahre lang besucht, und da mein Lehrer fand, daß ich ein ausgezeichnetes Gedächtniß habe, weil ich alles, selbst das mir damals noch unverständliche Latein leicht zu lernen im Stande war, so dachte ich schon früh ans Studiren, und wollte Doktor oder Advokat, das höchste Ideal des damaligen Gelehrtenstandes auf dem Lande in Ungarn, werden.

Auch meine Mutter wünschte etwas ähnliches für mich; doch vor einem solchen Ziele erhob sich der unübersteigbare Berg der Armuth, ich mußte abwärts, ja tief abwärts steigen,

— und wurde zu einem Frauenschneider in die Lehre geschickt. Ich mochte es dort so weit gebracht haben, daß ich einige Rattunblätter zusammennähen konnte, als das Gefühl in mir rege wurde, daß Frau Fortuna für meine Hände andere Blätter bestimmt habe, deshalb verließ ich gar bald die Werkstätte des Toilettenkünstlers und ließ mich von dem Inhaber eines Dorfwirthshauses als Lehrer seines einzigen Sohnes engagiren.

Die Gegenstände, in welchen ich Unterricht ertheilen sollte, waren: Lesen, Schreiben und Rechnen. Es lag mir außerdem auch die Pflicht ob, kleinere Hausgeschäfte zu verrichten, wie z. B. das Putzen sämmtlicher Stiefeln am Sonnabend Abend, bisweilen auch den durstigen Gästen ein Glas Wein oder Brauntwein einzuschenken.

Stand nun auch mein Alter mit dem mir zugefallenen Amte etwas im Widerspruch — denn wie konnte der Erziehungsbedürftige wohl schon Erzieher sein? — so war die Behandlung, die mir von Seiten meines Hausherrn zu Theil wurde, weit entfernt von einer solchen, wie sie einem Mentor gebührt. Am unglimpflichsten aber ging der junge Herr, d. h. mein Schüler, mit mir um. Der Bursche war zwei Jahre älter als ich, und da mich mein Lehrereifer eines Tages zu einem derben Berweise seiner Ungezogenheit hinriß, entflamte der Zorn meines Schülers dergestalt, daß er wüthend über mich herfiel und ich nur seiner glücklicher Weise herbeigeilten Frau Mama die Verhütung thätlicher Beleidigung zu verdanken hatte.

So war denn die Schule, die ich halten sollte, für mich selbst eine sehr harte; doch ich hielt meine Zeit wacker aus und eilte mit dem geernteten Lohne von acht Gulden hinweg von der Insel Schütt, wo ich meine ersten Kinderjahre verlebte, nach St. Georgen in der Nähe von Preßburg, um in dem dortigen Piaristengymnasium meinen Studienlauf zu beginnen.

Das mitgebrachte Geld reichte gerade nur zum Ankaufe

\*) Der berühmte Reisende und Sprachforscher, jetzt Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Pest, schildert hier auf Wunsch der Redaktion sein bisher ganz unbekannt gebliebenes Jugendleben. Aber dieses, an und für sich im hohen Grade interessant, da es nur ein einziger großer Kampf mit Hindernissen und der Noth ist, gibt uns gerade den Schlüssel zu den späteren Erfolgen des bedeutenden Mannes. Wir sehen hier die Vorschule zu seinen so berühmt gewordenen Derwischfahrten, auf denen Lambers 1862 und 1863 als Mohammedaner verkleidet unter Lebensgefahren Persien, Chiwa und Buchara durchzog und die er uns in seinen „Wanderungen in Mittelasien“ so anschaulich zu schildern verstand. D. R.

von Büchern hin; wohlthätige Menschen halfen mir weiter. In sieben verschiedenen Häusern hatte ich sieben Freitische in der Woche, zu welchen ich als Zugabe ein großes Stück Brot zum Frühstück und ein anderes zur Vesper erhielt. Auch bekam ich von den bemittelteren Studenten alte Kleider. Durch Fleiß und vielleicht auch durch die mir angeborene leichte Auffassungskraft und ein starkes Gedächtniß gelang es mir schon in der ersten Lateinschule beim Examen als Zweitbester bezeichnet zu werden. Ich hatte eine herzliche Lust am Studiren, und da ich bald ziemlich fließend lateinisch sprechen konnte, so lenkte sich auch die Aufmerksamkeit der Lehrer auf mich, und durch ihre Gunst ward mir so manches im Kampfe Begonnene in der Folge erleichtert.

In St. Georgen absolvirte ich auch die zweite Lateinschule mit Erfolg. Doch nun begann sich in mir die Lust zum Wandern zu regen, ich sehnte mich nach Veränderung, und mein Verlangen stand nach Bregburg, wo es damals eine höhere Schule gab. Ich verließ also St. Georgen trotz meines dort so ziemlich schon gesicherten Auskommens, und das Jahr 1846, als ich mein vierzehntes Lebensjahr vollendet hatte, sah mich schon unter den Mauern der alten Krönungsstadt.

Hier gab es neue Kämpfe, neues Ringen, neue Riesenanstrengungen, um mein Leben zu fristen. Es wurde mir gleich anfangs klar, daß mit der Menge der Menschen und der Höhe der Häuser auch die Schwierigkeit der Bekanntschaft zu-, wie das Gefühl der Theilnahme an den Geschicken des Nächsten abnehme. Drei Jahre brachte ich hier zu, theils als Diener, theils aber als Lehrer von Köchinnen, Stubenmädchen und anderen wissensdurstigen Individuen der ärmeren Volksklasse. Kein Stein ist in dem Pflaster der schönen kleinen Stadt an der blauen Donau, der nicht von meinem Glende etwas zu erzählen wüßte, wenn er sprechen könnte. Doch was hält nicht alles die Jugend aus!

Ich schritt demungeachtet dem vorgeschriebenen Ziele entgegen, lernte trotz aller Entbehrungen, und gehörte am Ende des ersten Schuljahres zu den besten Schülern. Was mich heute bei der Rück Erinnerung an diese schlimmen Tage am meisten Wunder nimmt, ist der ungetrübbte Frohsinn und der unter keinen Verhältnissen gebrochene Humor, der mich überallhin begleitete und mir über alle Widervärtigkeiten des Lebens hinweghalf. Meine unverwüßliche Gesundheit stärkte mich auch zum Kampfe und ließ die mir angeborene gute Laune nicht schwinden.

Trotz der einfachen, aus Brot und Wasser bestehenden Kost hatte ich dennoch die gesündeste Gesichtsfarbe, unterhielt meine Gefährten in der Schule und im Spiele, und war das Semester um, so war ich gewiß der Erste, der den Wanderstab ergriff, um hinkend, aber dennoch zu Fuß, oft ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche, aufs Gerathewohl in die Welt hinauszuwandern. Auf diese Weise hatte ich Wien, Prag und andere Städte der österreichischen Monarchie gesehen. Wenn ich auf dem Wege ermüdete, verhalf mir eine launige Bemerkung bei dem einen oder andern Kutscher dazu, daß ich ein kleines Stückchen mitfahren durfte. Des Nachts kehrte ich zumeist bei den geistlichen Herren des Ortes ein, bei denen das Lateinsprechen mir Achtung und einige Kreuzer Reisegeld verschaffte, während glücklich angebrachte Komplimente bei der Haushälterin meinen Tornister für den nächsten Tag mit Speisevorrath, füllten. Ja, Höflichkeit und gute Laune ist eine in allen Ländern recht gangbare Münze; sie steht bei Jung und Alt, bei Mann und Frau überall in hohem Kurse, und wer über dieselbe verfügt, kann sich trotz seines leeren Säckels dennoch reich nennen.

Diese Wanderungen waren die Vorstufe meiner späteren Ferwischfahrten; und wenn das Ende der Ferienzeit mich den Wanderstab in den Winkel stellen hieß, da war es mir keineswegs besonders gut zu Muth; ob die Noth oder der fortwährende Kampf um meine Existenz die Ursachen hiervon waren, konnte ich nicht bestimmt sagen; aber es steht fest: der Aufenthalt in der Stadt war mir in der frühesten Jugend schon sehr zuwider. Der Einzug in die hohen Häuserreihen, der verengte Horizont, der mich umgab, machte mein jugendliches Herz mitunter sehr bekommen, und nur die Hoffnung, daß ich mit Ende des Schuljahres wieder als freier Mensch in der freien Natur

dastehen würde, milderte einigermaßen den Unmuth über den unliebamen Stadtaufenthalt.

Es war im Jahre 1847, als ich außer den gewöhnlichen Schulgegenständen, — leider war es in jener Zeit um die Gymnasien Ungarns äußerst schlecht bestellt, — mich auch aufs Privatstudium legte, und neben der mannigfachen Reiseliteratur, die ich begierig verschlang, Französisch zu lernen begann. Ich hatte außer meiner Muttersprache, der ungarischen, schon früh Deutsch gelernt. Fast zu gleicher Zeit eignete ich mir das Slavische an, und da ich in der Schule auch Latein und Griechisch mit ziemlichem Erfolge studirt hatte, so sah ich mich, kaum sechzehn Jahre alt, im Besitze so vieler Hauptsprachen, daß die Erlernung der denselben nahestehenden Mundarten mir keinesfalls schwer fallen konnte.

Anfangs hatte das Memoriren für mich einen besonderen Reiz. Das Jugendalter hatte von der Naturgabe keine Ahnung; und als ich es von zehn Wörtern täglich später auf sechzig, ja sogar auf hundert bringen konnte, da war meine Freude grenzenlos. Ich muß es indes offen gestehen: was das Endresultat dieser erfolgreichen und meiner Eitelkeit schmeichelnden Arbeit sein würde, davon hatte ich damals noch keine Ahnung.

So kam es, daß ich vom Privatstudium des Französischen allmählich zu den übrigen Zweigen der romanischen Sprachfamilie schritt. Ebenso machte ich es mit den germanischen Sprachen, wo meine Wißbegierde über das Englische hinaus auch mit den slavischen Mundarten; und da ich im Feuer des Verneifers es nie unterließ, laut zu lesen und mit mir selbst in derselben Sprache eine Konversation zu halten, so hatte ich in erstaunlich kurzer Zeit es so weit gebracht, daß der jugendliche Eigendünkel mich glauben ließ, in allen diesen Sprachen schon eine Vollkommenheit erlangt zu haben, was mir von meinem eigenen Ich eine hohe Meinung verschaffte.

Die Eitelkeit, meist eine schädliche Untugend, kann aber bisweilen auch als wohlthätiger Sporn wirken. Die von der jugendlichen Einbildungskraft erzeugte Selbstüberhebung veranlaßte mich, den angetretenen Pfad des Schulstudiums zu verlassen, um mich ganz auf eigene Faust auszubilden. Doch zu was denn wohl? wird der geneigte Leser fragen. Fürwahr, ich wußte es selber nicht. „Nulla dies sine linea,“ war der Grundsatz, den ich von jeher vor Augen hatte; und obwohl ich als Privatlehrer auf dem Lande täglich oft acht bis zehn Stunden zu unterrichten hatte, so war die noch erübrigte spärliche Zeit dennoch hinreichend, um in meinen Studien bedeutend fortzuschreiten.

An die Stelle einformigen trockenen Memorirens verschiedener Sprachen war nun der literarische Genuß getreten. Ich schöpfte nach Herzenslust aus dem reichen und bunten Borne der Geisteserzeugnisse fast aller europäischen Völker. Die Barden Albions und Troubadoure Serbiens, die Sänger Spaniens und die begeisterten Dichter Italiens; Lomonosoff, Puschkin, Tegnér, Andersen, Dehlesschlager, fast alle Mufen der jetzigen und vergangenen Zeit füllten abwechselnd meine Mußestunden aus. Ich las immer laut; auch schrieb ich, von einer oder der anderen Stelle besonders hingerissen, meine Gefühle in überschwänglichen Worten an den Rand des betreffenden Buches hin.

Wohl wurde ich in Folge dieses Lautlesens und Gestikulirens von meiner schlichten Umgebung fast für einen Wahnsinnigen gehalten, ja ich verlor einmal in Folge dieser Vorurtheile meine Lehrerstelle. Doch was bekümmerte mich eine derartige Kritik der Menschen, wenn ich so jugendlich träumend hier Tassos Kampf vor Jerusalem, dort des Cids heroische Thaten, oder auch wieder Byrons Helden und Heldinnen vor Augen hatte. Ich muß es gestehen: es waren doch immer nur Scenen im Lande des Sonnenaufganges, die mich am meisten entzückten. Asien, das damals mir noch so sehr gerückte Asien, schwebte mir stets in bunt schillerndem, mit Perlen und Diamanten reich besäeten Kleide vor der Seele. Wem geht es denn anders in der Jugend, der tausend und eine Nacht gelesen, und nun mir, der von Geburt und Erziehung selbst ein halber Asiate ist?

Asien war mir als Land der buntesten Abenteuer, als Heimat des fabelhaftesten Glückes bekannt; und weil ich schon

meine Kinderjahre in Abenteuern verlebte, und schon fabelhaftem Glücke nachjagte, so zog mich der erste Drang in die Ferne auch früh schon nach Asien hin.

Um diese Sehnsucht bald und leicht befriedigen zu können, glaubte ich in erster Reihe mit den Sprachen Asiens Bekanntschaft machen zu müssen, und fing demzufolge mit dem Türkischen an. Diese turanische Mundart verursachte mir in Folge der Stammverwandtschaft mit dem Magyarischen wohl weniger Mühe als jedem andern Abendländer. Desto schwerer aber wurde es mir, die fremdartigen Schriftzüge ohne Lehrer und Anweisungen zu erlernen. Tagelang zeichnete ich die Buchstaben mit dem Stabe in den Sand, bis ich endlich mit dem Werthe der diakritischen Punkte, d. h. der Unterscheidungszeichen für die richtige Aussprache der Buchstaben und Wörter, vertraut wurde. So ging es schnell dem Verständnisse immer näher.

welche mir so reiche Belohnung spendet hatte; und dieselbe war zugleich auch der Sporn, welcher mich zum ferneren Vordringen auf dem Gebiete der orientalischen Wissenschaft antrieb. All mein Sinnen und Streben, mein Denken und Fühlen neigte sich nun dem mir im Zaubergrünze winkenden Morgenlande zu. Mein Geist schwebte schon längst entzückt in seinen märchenhaften Gefilden, und mein Körper mußte früher oder später auch folgen.

Eine Reise nach dem Osten, eine Fahrt nach einem hundert Meilen entfernten Lande ist für jemand, der noch im heimatlichen Europa um das alltägliche Brot zu kämpfen hat, eine kühne Idee. Ich will es nicht leugnen, daß selbst der kühnere Flug der jugendlichen Begeisterung, der allgewaltige Reiz, fremde Länder und Sitten kennen zu lernen, an dem Steine des Anstoßes, den die Mittellosigkeit mir in den Weg



Blutüberleitung zur Rettung eines Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Nach einer Skizze von Dr. Roussel in Genf.

Leider fehlte es mir an einem Wörterbuch, dessen hohen Preis ich nicht erschwingen konnte (ein „Biarchi“ kostete damals nahezu 40 Gulden); und da ich den Sinn der einzelnen Worte aus dem Labyrinth der türkischen Konstruktion nur aus einer sog. „treuen Uebersetzung“ herausfinden mußte, so geschah es, daß ich einst einen ganzen starken Band (es war Wiederhausers Chrestomathie) fehlerhaft einstudirt, und daher wieder aufs neue lernen mußte. Solche bittere Nothwendigkeit hat sich auf meiner autodidaktischen Laufbahn wohl häufig wiederholt; doch welche Last, welche Arbeit vermag denn wohl jugendliche Wißbegierde und Begeisterung zu hemmen?

Ich hatte damals schon mein zwanzigstes Jahr erreicht und fand für die ausgestandenen Mühseligkeiten einen überaus reichen Lohn im ersten Verständnisse eines türkischen Gedichtchens, das ich ohne Hilfe eines Wörterbuches las. Es war keinesfalls der Inhalt der mir damals noch unzugänglichen orientalischen Muse, welcher auf mich begeisternd wirken konnte, es war vielmehr die Frucht, die süße Frucht der Anstrengung,

gelegt, zurückprallte, und noch lange schwebte dieses Phantasiegebilde mir lockend vor Augen, ehe ich mich an die Verwirklichung dieses Vorhabens machen konnte. Doch der muthige Entschluß gleicht bei mir fast immer der vom hohen Gipfel der Alpen sich herabwälzenden Lawine, d. h. es bedurfte nur eines kleinen Schneeballens, der von einem günstigen Winde in Bewegung gesetzt, bald zu einer Masse heranschwellt, und jedes Hinderniß zermalmend und zerknirschend mit unbändiger Gewalt seinen Lauf verfolgt. Einen solchen Anstoß gab mir die Proktion des auch in Europa als geistreicher Schriftsteller bekannten Baron Josef Götvös. Dieser edle Landsmann war wohl selbst unbemittelt, doch sein Einfluß hatte mir freie Reise bis zum schwarzen Meere verschafft. Er selbst spendete mir einen bescheidenen Obulus und einige alte Kleidungsstücke, und so hatte ich bald meinen Bücherranzen geschnallt und begab mich auf ein Donaudampfschiff nach Galacz, um von dort nach Konstantinopel, dem vorläufigen Ziele meiner Wanderungen, zu gehen.

## Lebensrettung durch Blutüberleitung (Transfusion).

Nachdruck verboten.  
Gei. v. 11. VI. 70.

Von Dr. Paul Niemeyer.

Nur selten ist die in überchwänglichem Dankesgefühl dem Arzte gespendete Lobrede, daß man ihm sein Leben verdanke, wörtlich zu nehmen. Nicht bloß der redlich denkende Heilkundige, sondern auch der gebildete Nichtarzt sind darüber im Klaren, daß es für gewöhnlich kaum eine Genesung gibt, von welcher mit Bestimmtheit behauptet werden kann, daß sie nur durch die Verordnung des Einen möglich war, daß vielmehr die Praxis vielfältig ist und an erster Stelle der Naturheilung ihr Recht gebührt. Je rückhaltloser sich die Heilkunst zu diesem wahrhaft wissenschaftlichen Standpunkte bekennt, um so vertrauensvolleres Gehör wird sie finden, wenn sie einmal ein Beispiel vor die Öffentlichkeit bringt, das eine Ausnahme

blutung, gerathen ist. Wachsbleichen Antlitzes, das matte Auge geschlossen, liegt die Aermste regungslos da. Um so mehr Leben spricht aus Haltung und Miene der nebenstehenden Verwandten, deren rechter Arm ebenfalls mit demjenigen der Kranken durch ärztliche Hand in instrumentale Verbindung gebracht ist.

Will's Gott, so strömt bald in beider Adern neues Blut und neues Leben. Der ärztliche Apparat ist nämlich so eingerichtet, daß er durch eine beiderseits bewirkte Oeffnung die Blutbahnen der beiden Personen verbindet und bei kunstgerechter Handhabung von dem Ueberflusse des „blutspendenden“ Theiles einen Strom in die Adern des blutleeren überführt. Die Kran-



Blutüberleitung am Krankenbette. Nach einer Skizze von Dr. Roussel in Genf.

macht, in welchem sie mit Sicherheit behauptet, daß ohne den bestimmten ärztlichen Eingriff das nur noch an einem Faden hängende Leben verloren gegangen wäre.

Von solchem Ausnahmefall bietet die Betrachtung unserer beiden Holzschritte eine lebendige Anschauung. Der eine versetzt uns auf das Schlachtfeld neben einen jugendlichen kräftigen, aber von einer Kugel getroffenen und dem Tode nahen Vaterlandsverteidiger. Die am linken Oberschenkel angelegte Bandage, ein Tourniquet, hält eben noch den Rest des bis kurz zuvor der Wunde entquollenen Blutes zurück. Um den Halbtodten hilfreich beschäftigt sehen wir einen Sendling des rothen Kreuzes auf weißem Felde. Der Kopf ruht im linken Arme eines unverletzten, munter und theilnahmenvoll blickenden Kameraden, während die rechten Arme beider durch eine vom Arzte gehandhabte Vorrichtung in Verbindung gesetzt sind.

Das zweite Bild versetzt uns an das Krankenbett einer jugendlichen Mutter, die so eben einem neuen Weltbürger das Leben schenkte, selbst aber in Todesgefahr, und zwar ebenfalls durch Ver-

fen werden gerettet durch Blutüberleitung oder Transfusion!

Diese im wahrsten Sinne des Wortes lebensrettende Operation ist nicht allerneuesten Ursprungs. Man will ihre Spuren sogar bis in die urgraue Vorzeit verfolgen und unter anderem in folgenden der durch Grillparzer den Bühnenfreunden bekannten Zauberin Medea vom Römerdichter Ovid in den Mund gelegten Worten (Metamorphos. lib. VII. v. 332) finden:

Warum noch zaudert ihr thallos?  
Nüßt den Stahl und entzieht ihm des Alters stöckende Säfte;  
Daß ich mit jungem Blut die leeren Adern erfülle.

Aus dem Mittelalter wird, freilich nicht ganz zuverlässig, berichtet, daß Papst Innocenz VIII (1484—92) sich sein verdorrenes Blut durch neues ersetzen ließ. Sicher steht fest, daß der Engländer Lomer die Operation an einem Thiere als ausführbar nachwies und den Anstoß gab, daß die Pariser Arzte Denis und Emmerez einem Menschen, einem schwedischen Baron Namens Bond, sechs Unzen frisch gelassenes Kalbsblut

beibrachten. Sie erreichten wenigstens so viel, daß der bereits sterbend Gesagte sich vorläufig erholte und noch einige Tage am Leben blieb. Vollständige Heilung aber erzielten sie mit zwölf Unzen Lammblood bei einer auf der einen Seite völlig gelähmten Frau. Der erste, welcher Blut, der Ader eines gesunden Menschen entnommen, verwendete, war der Engländer Blundell im Jahre 1824, und die vier von ihm berichteten glücklichen Erfolge reizten nicht wenig die Racheiferung der übrigen Ärzte, zunächst der Chirurgieprofessoren. Andererseits ließen die Physiologen, namentlich Panum in Kiel, es sich angelegen sein, durch Versuche an Thieren die Frage zu entscheiden, ob das Transfusionsblut seine Heilkraft bewahre, wenn es vorher „geschlagen“ wird. Bekanntlich hat das aus der Ader gelassene Blut gleich der Milch die Eigenschaft, zu gerinnen, und die Furcht vor Gerinnseln, welche theils die Operation verhindern, theils sie ungünstig verlaufen lassen, schreckte nicht wenige von der Ausführung ab. Gegenwärtig gilt die Ansicht, daß der lebensrettende Zweck auch dann erreicht wird, wenn das Blut durch Schlagen vorher vom Faserstoff gereinigt (defibrinirt) wird. Wenn gegentheils, namentlich von Gesellius, geltend gemacht wurde, daß defibrinirtes nur halbes abgestorbenes — „Theilblut“ — sei, ganzes Blut jedenfalls mehr leiste, so hat die Kunst es neuerdings verstanden, diese Streitfrage ganz zu beseitigen, indem sie eine Vorrichtung schuf, welche gestattet, das Blut unter Umständen überzuleiten, die die Bedingungen der Gerinnung überhaupt fernhalten. Durch diesen Fortschritt erscheint die Sache in ein Stadium getreten, welches sie reif zu allgemeiner auch populärer Kenntnißnahme macht.

Die Vervollkommnung und Vereinfachung der Technik, die am Schlusse erläutert werden soll, erhebt die Transfusion aus einer Specialität zu einem Kunstgriffe, dessen Vornahme nur allgemeines ärztliches Geschick und Umsicht voraussetzt, auch nicht an eine bestimmte Vertlichkeit und an fachmännische Beihilfe gebunden ist. Das gute Beispiel, mit dem bereits einige Praktiker, wie Hassé in Nordhausen, Leisrinc in Hamburg, Bez in Heilbronn, vorangegangen sind, wird in dem Maße größere Nachahmung finden, als das Publikum Nachfrage halten lernt, und hierzu mag die Aufzählung der Krankheiten, wo die Operation angezeigt ist, anleiten.

Die Blutüberleitung ist an erster Stelle bei einfachem Blutmangel (Anämie) erforderlich, sei solcher nun plötzlich (akut) oder allmählich (chronisch) entstanden.

Häufigste Ursache des akuten Blutmangels, in höheren Graden der Blutleere, ist Blutverlust aus gerissenen Adern, wovon eben unsere beiden Holzschnitte Beispiele darstellen, seltener schwer zu stillender Blutfluß aus Nase oder Lunge. Zeichen der eingetretenen Blutleere sind die bleiche Farbe der Wangen, der Lippen, die Kälte der ganzen Haut, das Ohnmachtgefühl u. s. w. des Kranken. In größtem Maßstabe tritt dieser Fall auf dem Schlachtfelde ein, und hier kann die Operation nur dann segensreich wirken, wenn jeder Militärarzt, ja jeder Lazarethgehilfe oder Feldapotheker geübt und im Stande ist, sie aus dem Stegreife vorzunehmen. In den Operationsfällen haben Chirurgen bei unvermeidlich großen, durch das Messer bewirkten Blutverlusten der Verblutung schon dadurch vorgebeugt, daß sie das aus der Wunde strömende Blut sogleich wieder durch die am Arme geöffnete Ader einführten. In der Privatpraxis wird häufig vieles davon abhängen, daß die ärztliche Hilfe rechtzeitig und mit Hinweis auf die etwaige Nothwendigkeit eines solchen Eingriffs erbeten wird.

Chronischer Blutmangel entsteht vornehmlich durch erschöpfende Krankheiten, wie Typhus und Lungenschwindsucht, sowie durch höhere Grade von Bleichsucht. Hier, wo meist nicht Gefahr im Verzuge ist, hat die ein- oder mehrmals angestellte Transfusion wahre Wunder bewirkt. Auf der diesjährigen Naturforscherversammlung zu Wiesbaden berichtete Dr. Hassé von dreizehn Blutüberleitungen, die er mit dem der Halsader des Lammes entströmenden Blute, sämmtlich mit überraschendem Erfolge ausgeführt. Namentlich bei den durch langwierige Stubengefangenschaft blutleer gewordenen Schwindsüchtigen bewirkt die etwa zum Frühjahr angestellte Erneue-

rung des Blutes einen mächtigen Anstoß zur Hebung des Allgemeinbefindens und zur Einleitung der Genesung.

Zweitens gehören in diesen Wirkungskreis Vergiftungen des Blutes, wie sie in der Alltäglichkeit durch Kohlenoxyd, Leucht- und Cloakengas, auch wohl durch Phosphor vorkommen. Das erstgenannte Gift zumal, um so dämonischer, als es weder sicht- noch riechbar ist, und um so häufiger wirksam, als es überall entstehen kann, wo falsch geheizt oder mit Holzkohlen-Platten gearbeitet wird, geht, nachdem es eingeathmet, mit den Blutkörperchen eine das Leben derselben vernichtende Verbindung ein. Die Einlösung einer Portion neuer Blutkörperchen — deren fünf Millionen in einem rothen Tropfen von Erbsegröße enthalten sind — ist hier möglicher Weise der einzige Ausweg, um das Leben zu retten, auch schon wiederholt mit glücklichem Erfolge betreten.

Drittens ist die Transfusion angezeigt bei Blutverderbnis aus inneren Ursachen, bei Eiterblut (Pyämie), Weißblut (Leukämie) u. dergl. Fälle, welche meistens dem Bereiche der Spitalpraxis angehören.

Ein Umstand, welche der häufigen und schleunigen Vornahme der Transfusion im Wege steht und hauptsächlich die Belehrung der nichtärztlichen Kreise über die praktische Tragweite wünschenswerth macht, ist die Nothwendigkeit, Blut von einem Dritten zu entnehmen, der sich freiwillig dazu hergibt. Auf dem Schlachtfelde freilich schlagen aller Pulse lebhafter für gegenseitige Aufopferung; am häusliche Herde aber wird oft genug „die frische That der Entschliebung durch des Gedankens Blässe angekränelt“ werden, zumal der alte Brauch, der in diesem Falle zu Statten käme, die Bauernregel des periodischen Blutlassens aus der Mode gekommen und die Generation nervöser geworden ist. Es ist vorgekommen, daß alle, welche eben noch um eine Sterbende nach Hilfe jammerten, auf und davon eilten, wenn der Arzt zu freiwilliger Blutspende aufforderte. Sah sich doch Professor v. Nußbaum in München einmal in die Lage versetzt, kurz und gut die eigene Ader zu öffnen, Blutspender und Operateur in einer Person zu sein! Doch auch die Blutschau wird sich legen, wenn der Opferwillige auf frischer That beim Wort genommen wird, ohne nachträglich durch den Anblick umständlicher Zurüstungen, absonderlicher Apparate und schließlich des fließenden und geschlagenen Blutes selbst ängstlich gemacht zu werden. Auch in dieser Richtung ist die erzielte Vereinfachung, von welcher hier berichtet wird, als ein Fortschritt zu begrüßen. Was die Schmerzhaftigkeit betrifft, so thut die Eröffnung der Ader nicht so weh, wie das Schröpfen mit dem Schnepfer, und wenn Zeit dazu da ist, so kann die Stelle des Einstichs durch vorherige Besprengung mit dem die Nerven abtumpfenden Schwefeläther, wozu der Engländer Richardson einen besonderen Apparat hergestellt hat, unempfindlich gemacht werden. Im übrigen bedarf es nur des Anlegens einer die Ader prall spannenden Binde, wie sie auf unseren beiden Bildern am rechten Oberarme der Blutspendenden Personen sichtbar ist. Von selbst versteht sich, daß nur ganz gesunde Leute sich eignen, und von diesen verdienen wieder diejenigen, welche eben von draußen kommen, den Vorzug vor denjenigen, welche die ganze Zeit über in der Stube gefesselt haben. Gegebenen Falls empfiehlt es sich, daß der Blutspender vorerst durch einige tiefe, am offenen Fenster gethane Athemzüge seine Blutkörperchen gründlich mit Sauerstoff füttere.

Betrachten wir schließlich die Technik selbst näher, so kommt in unseren beiden Fällen der von Dr. Roussel in Genf erfundene, auf der Wiener Ausstellung prämierte Transfusor zur Anwendung, ein Instrument, welches das Blut nicht einen Augenblick lang mit der Luft in Berührung treten und sich außerdem von einem einzigen Arzte handhaben läßt.

Das Instrument besteht aus schwarzem Kautschuk mit Ausnahme eines einzigen Stückes, des Schröpfkopfes, welcher von Glas ist. Dieser letztere nun wird an dem Arme der blutspendenden Person aufgesetzt und durch Auspumpen mittelst eines Kautschukballons luftleer gemacht. Sitzt er in Folge dessen fest auf, so wird durch ein Seitenröhrchen warmes Wasser hineingeleitet, um die noch im Schröpfkopfe befindliche Luft gänz-

lich auszutreiben. Danach wird eine im äußeren Theile befindliche Lanzette von außen her in Bewegung gesetzt und die Ader geöffnet. Das Blut tritt in einen luftleeren Raum unter Wasser aus, verdrängt allmählich das Wasser und strömt im Apparate weiter bis zur Spritzröhre. Diese wird im geeigneten Augenblicke vom Operateur in die Ader des Kranken eingeführt, und nun in 8 bis 10 Stößen eine Menge von etwa 150 bis 200 Grammen Blut übergeleitet.

Diese Erfindung des hochverdienten Genfer Arztes ist bereits von dem österreichischen k. k. Kriegsministerium zur allgemeinen Einführung in den offiziellen Heilapparat in Aussicht genommen. Sie dürfte auch bei uns die Aufmerksamkeit der offiziellen Instanzen wie derjenigen Kreise verdienen, welche sich die Krankenpflege im Kriege und im Frieden freiwillig angelegen sein lassen.

## Am Familientische.

### In der königlichen Münze zu Berlin.

Von Zeit zu Zeit lesen wir in den Zeitungen von den Millionen und aber Millionen von Goldstücken, in welche das Pfesgeld Frankreichs für unseren Bedarf umgemünzt wird; so gingen im Jahre 1872 aus der königlichen Münze zu Berlin allein hervor: 7,991,827 preussische Zwanzig-Markstücke, 3,922,722 Zehn-Markstücke, 68,925 medlenburgische Zwanzig- und 15,600 medlenburgische Zehn-Markstücke; dazu kamen an Silberstücken: 174,344 Siegesthaler, 680,198 Zweieinhalb-Silbergroschenstücke, 1,781,094 Silbergroschen, 943,381 halbe Silbergroschen; an Kupfermünze: 1,917,820 Dreipfennigstücke und 1,121,292 Pfennige — das heißt eine Summe von 18,617,203 einzelnen Münzen im Gesamtwerte von 67,191,303 Thalern und 6 Silbergroschen. Hier und da bekommt man auch eins der neuen Goldstücke zu Gesichte, kritisiert Zeichnung, Schrift, Gepräge und möchte wohl einen Blick in die Stätte thun, wo dieselben das Tageslicht erblicken. Aber in neuester Zeit, seitdem die Thätigkeit aller Kräfte der königlichen Münze durch die Ausprägung der neuen Reichsgoldstücke aufs höchste angespannt worden, ist die Beschäftigung der inneren Betriebsräume dem Publikum ohne jede Ausnahme untersagt. Um so willkommener wird es unseren Lesern sein, wenn wir ihnen an der Hand eines zuverlässigen Geleitsmannes, des Referenten der vortrefflichen „deutschen Monatshefte“, die im Auftrage der Redaktion des Deutschen Reichsanzeigers in Berlin (C. Heymanns Verlag) erscheinen, einen solchen Einblick verschaffen.

Die königliche Münze zu Berlin hat schon manche Wanderungen und Wandelungen durchmachen müssen, ehe sie ihr jetziges prachtvolles Quartier bezog. Im Jahre 1602 befand sie sich in einem Seitenflügel des Schlosses an der Spree; bei dem Schloßumbau durch Schläter und dem verhängnißvollen Einsturz des von ihm projektierten Münzthurmes ward sie 1704 in die Räume der Unterwasserstraße verlegt, in welche sie nach mancherlei Umzügen, freilich in ganz neuer Gestalt, im Jahre 1864 zurückgelangte; in diesem Jahre wurden wenigstens die Betriebsgebäude vollendet, während das neue Hauptdienstgebäude erst im Jahre 1871 bezogen werden konnte.

Nach einem ganz stüchtigen Blick auf die im Erdgeschoß gelegenen Komptoirs, Laboratorien und sonstigen Geschäftslokale, wie auf die Hilfswerkstätten (mechanische Werkstatt, Schmiede etc.) treten wir unseren Gang durch die Betriebsräume an.

Da sehen wir zuerst im Betriebskomptoir die Münzmeister in voller Thätigkeit. Die einen wiegen auf großen Wagen die zu verarbeitenden Metalle, Gold, Silber, Kupfer den einzelnen Werkstätten zu, die anderen nehmen die gefertigten Münzen in Empfang.

Mit dem sorgfältig abgemessenen Metall geht es alsdann in die erste Hauptwerkstatt, die Schmelzwerkstatt, die aus zwei Abtheilungen besteht. In der Vorschmelze wird in fünf offenen und vier gedeckten Schmelzöfen das anzulaufende Metall geschmolzen, um die Mischungsverhältnisse des Gold- und Silbergehaltes zu erkunden und festzustellen; in der Betriebsschmelze wird das zu Münzen bestimmte Metall in fünfzehn gedeckten Defen geschmolzen; beides in Tiegeln von feuerfester Thonmasse, um welche herum die Feuerflut angeschürt wird. Das Metall kommt allmählich in Fluß, nun wird es gut durchgerührt und eine kleine Probe herausgeschöpft, um das Mischungsverhältnis chemisch zu untersuchen, danach kommt das übrige in der Vorschmelze in s. g. „Eingüsse“, d. h. eiserne offene Formen, in denen es die Form von Barren erhält; in der Betriebsschmelze dagegen wird es in s. g. „Stieflaschen“, d. h. schließbare Apparate aus Eisen, zu „Zainen“, d. h. langen schmalen Streifen gegossen.

Sobald die Zaine erkaltet und gewogen sind, gelangen sie in die Streckwerkstatt. In diesem großen Raume stehen vier große und acht kleine Walzwerke und sechzehn Durchschneidemaschinen, alles Produkte der mechanischen Werkstatt der königlichen Münze. Hinter einer Glaswand erblickt man eine vorsichtige Dampfmaschine, welche alles in Bewegung setzt. Hier wird also das geschmolzene Metall gestreckt, unter den Walzwerken verwandelt sich die Zaine in langgestreckte Metallblechschienen, bis sie so dünn sind, als es für die einzelnen Münzsorten nöthig ist; dann geht es in die Durchschneidemaschinen, die den Prägemaschinen ähnlich sind und eigentlich Durchlöcherungsmaschinen heißen sollten, da sie vermittels des runden Loches, das an ihnen statt des unteren Stempels sich befindet, die Schienen durchlöchern. Durch das runde Loch nämlich fallen die durch den von oben herabfahrenden haarfein geränderten Zylinder ausgestoßenen Plättchen herab. In demselben Raume werden diese durchlöchernten Schienen, „Schroten“ genannt, in Stücke gebrochen und zusammengeschlagen, um demnächst wieder in die Schmelze zurückzuwandern.

Aus der Streckwerkstatt gelangen die Münzplättchen in die mit Torf

geheizten Defen des Glühraums, deren es sechs gibt und in denen sie zum Zweck der Prägung die erforderliche Weichheit wieder erhalten, die sie unter den Walzen eingebüßt hatten. Nachdem sie so fügsam und biegsam geworden, trägt man sie eine Treppe hinauf in die Justir- und Rändelräume.

In dem Justirsaal wird jedes einzelne Stück auf seinen Waagen gewogen, die zu leicht befundenen werden verworfen und in die Schmelze zurückgewiesen, die zu schweren auf das vorgeschriebene Gewicht zurechtgeholt. Hundert Beamte sind hiermit beschäftigt. Die abfallenden kostbaren Späne sammeln sich in Lederbüchsen, die sie umhaken; was auf den Boden fällt, wird jeden Abend zusammengelegt und am Ende der Woche die letzte Nachlese gehalten. Dieser blinkende Reichtum, der schöner Weise „Kräze“ genannt wird, gelangt natürlich auch wieder in den Ausgangspunkt des ganzen Betriebes zurück. Durch die neu erfundenen Sortir- und Hobelmaschinen von Seyß in Agerödorf bei Wien hofft man, dieses große Personal auf ein Minimum, das zur Aufsicht nöthig bleibt, beschränken zu können.

Jetzt haben die Münzplättchen das rechte Gewicht, nun können sie in die fünf Rändelmaschinen des anstoßenden Zimmers hinein. Maschinenkraft zwingt sie hier zwischen zwei, mit dem betreffenden Randgeprägestempel versehene Leisten, deren eine fest ist, während die andere bewegliche die Drehung der Platte um ihre Aze bewirkt.

Aber noch sind sie nicht zum Prägen fertig; sie bedürfen noch einer letzten Reinigung, der Beize, die durch Dampf getriebene Beiz- und Scheuerfässer und zwei Trocken- und Kochapparate vermittels verdünnter Schwefelsäure und nachherigen Scheuerns mit pulverisirtem Weinstein bewirkt wird.

Jetzt erst kommt der Schlußakt: die Prägung. In dem dazu bestimmten Saale befinden sich achtzehn Maschinen, von Dr. Uhlhorn in Grevenbroich bei Neuf erfunden und zum größeren Theile selbst fabricirt; es sind die bekannten Hebelprägewerke mit s. g. Kniehebel, wobei die Wirkung nicht stoßweise, sondern durch einen höchst kraftvollen Druck ausgeübt wird. Es ist überraschend, mit welcher Geräuschlosigkeit und Eleganz diese zahlreichen Maschinen arbeiten.

Die königliche Münze zu Berlin schlägt, seit Einführung der Reichsgoldmünzen, dieselben — außer für Preußen — nur für die medlenburgischen Großherzogthümer und Hamburg, während sie früher für die meisten Kleinstaaten Norddeutschlands die ganze Münzprägung besorgte.

### Klimatisirung in Australien.

Niemals fanden Klimatisationsbestrebungen ein günstigeres Feld als auf dem fünften Erdtheil, dessen Fauna und Flora dadurch eine ganz veränderte Physiognomie gewonnen haben. Die botanischen Gärten Australiens haben in kurzer Zeit Erstaunliches geleistet und auch der neueste Bericht unsres Landsmanns Dr. Richard Schomburgk, Direktors des Gartens in Adelaide, gibt Kunde von großen Unternehmungen. Der botanische Garten in Südaustralien hat auch die Aufgabe, Liebe zu den Pflanzen und Blumen unter den Kolonisten zu verbreiten und erfüllt dieselbe offenbar viel besser als die meisten unserer heimischen Institute, welche ungleich den zoologischen Gärten sich um das Volk sehr wenig kümmern. Der Besuch des Gartens nimmt immer mehr zu, und in Folge der gegebenen Anregung werden zahlreiche Gärten, auch von den Arbeitern, angelegt. — Von großer Bedeutung scheint für Südaustralien die Seestrandkiefer werden zu wollen, man klagt auch dort bereits über die Ausrottung der Wälder und fordert die Regierung zu Schutzmaßnahmen auf; bei dem eigenthümlichen Klima Australiens würden auch wohl Bewüstungen, wie wir sie in Europa erleben mußten, viel verhängnißvoller werden, und so dürfte die trefflich gedeihende Seestrandkiefer alsbald eine große Rolle spielen. Die Absichten der Engländer aber gehen viel weiter; wie sie in Indien Thee und Chinarinde angepflanzt haben, so richten sie in Südaustralien ihr Augenmerk jetzt auf drei andre werthvolle Pflanzen oder Pflanzengruppen. Pfeffer & Yubin in London, das größte Handelshaus von Spezereien und wohlriechenden Wassern, versucht die bisher hauptsächlich nur in Frankreich heimische Kultur von Jasmin, Heliotrop, Orangen, Tuberosen etc. nach Australien zu verpflanzen, um sich in der Fabrication feiner Parfüms von Frankreich unabhängig zu machen. Jenem berühmten Dreieck am mittelländischen Meere dürfte also in nicht ferner Zeit eine beträchtliche Konkurrenz erwachen. Auch das Espartograss, welches gegenwärtig für die Papierfabrication so große Wichtigkeit erlangt hat, sucht man in Australien einzubürgern. Die Lumpen reichen bekanntlich bei weitem nicht mehr hin, den Papierbedarf zu decken, Stroh und Holz werden in großen Massen als Surrogate verwendet und mit bestem Erfolg auch das Espartograss, welches man aus Spanien und Algier bezieht. Aber die

schonungslose Art, mit welcher man das Gras einsammelt, läßt, zumal bei dem immer steigenden Papierbedarf, einen baldigen Mangel voraussehen, und diesem soll nun die Anpflanzung in Australien vorbeugen. Endlich handelt es sich noch um die amerikanische Wespenspinne, das zur Zeit des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten vielfach zur Fuderfabrikation benutzte Sorghum. Diese Pflanze hat eine ganze Geschichte, man knüpfte an dieselbe großartige Hoffnungen und empfahl sie auch für Europa. Gegenwärtig findet sie eine ganz andere Verwendung, als man ursprünglich erwartet hatte. Die steifen Fruchtstängel werden jetzt allgemein, nachdem die Körner abgenommen sind, zu Besen benutzt und bilden für diesen Zweck bereits einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Auch im Orient liefern gelbfrüchtige Sorghum-Arten Material zu Bürsten und Besen und selbst bei uns kommen schon derartige Bürsten vor. Otto Dammer.

### Kunst und Völkertunde.

(Zu dem Bilde auf S. 53.)

Wer den Regier Erdmann Endes mit dem Papagei auf der Schulter betrachtet, der sagt sich unwillkürlich: ja, das ist ein echter Mohr. Der Typus der Rasse, die gekräueltten Wollhaare, die breitgequetschte Nase, wulstige Lippen und das stark verlängerte Kinn sind unverkennbar; aber das ganze Gesicht des Naturjohannes, zu dessen Darstellung Bronze sich vorzüglich eignet, geht ein gutmütiges Lächeln, er freut sich an seinem afrikanischen Landsmanne, dem rothschwänzigen Papagei, dem Psittacus erythacus, wie der Zoolog ihn nennt.

Wir können es verrathen, daß der „Mohr“ des Prinzen Karl von Preußen zu dieser Büste Modell gegeben hat; das verbürgt uns schon allein Naturwahrheit, die wir bei sehr vielen Künstlern vermissen, wenn sie fremde Typen darzustellen haben. So leidet das bekannte Bild Hildebrandts: Othello erzählt der Desdemona seine Thaten, an entschiedener Unwahrheit. Hildebrandt malt uns einen kraushaarigen Neger, und so staft auch mancher Schauspieler den Othello auf der Bühne aus. Wie unästhetisch ist nicht die Vorstellung, daß die zarte Tochter des venetianischen Nobils sich in einen häßlichen Neger verliebt, und Shakespeare hat in seinem Drama auch niemals an einen solchen gedacht, denn unter Mohr (Maure) verstand man die Berbern und Araber vom Nordrande Afrikas, bräunliche Leute von kaukasischer Rasse, aber keine schwarzen Negrier.

In den gleichen Fehler verfallen viele unserer Maler, wenn sie Juden darzustellen haben. Die an den Wassern Babels weinenden Juden von Professor Bendemann sind eben einfach keine Juden und er hätte sein Bild besser genannt: Eine traurige Gesellschaft in antiker Gewandung. Sollen Juden gemalt werden, so verlangen wir auch vom Künstler den jemitischen Typus, der so prägnant und heute noch nach Jahrtausenden derselbe geblieben ist, wie zur Zeit Christi und früher, was die Darstellungen der Juden auf ägyptischen Denkmälern beweisen.

Die alten ägyptischen Künstler unterschieden nicht allein in der Farbe, sondern auch in der Physiognomie ganz genau die verschiedenen Menschenrassen. So wie Bendemann gegen die Wahrheit in seinen Darstellungen verstieß, ebenso Fühlich und Overbeck; viele Figuren des letzteren, die Juden vorstellen sollen, sind blonde blaue Augen Liederer Hanseatenkinder. Wenn nun hier der Germane nach seiner Willkür die Juden mit deutschen Physiognomien beglückt und die Kritik keinen Anstoß daran nimmt, so dürfte es umgekehrt auch z. B. einem jüdischen Künstler nicht zu verargen sein, wenn er z. B. die Helben des Nibelungenliedes in jüdischer Weise darstellte; ein Siegfried mit schwarzen Augen, schwarzem Haare und jemitisch krummer Nase dürfte dann eher ein Makkabäer sein — der Held des Nibelungenliedes wäre er aber uns nicht.

Gegenüber solchen Verirrungen ist es erfreulich wahrzunehmen, wie viele Künstler der Natur und Wahrheit ihr Recht geben und darum doch nicht weniger künstlerisch sind. Wir erinnern an den genialen Niederländer Alma Tadema, der die alten Ägypter in ihrem Thun und Treiben so anschaulich uns vorführt und die Physiognomien genau nach uns erhaltenen Wandgemälden wiedergibt, ein Vorgang, in welchem ihm Prof. Richter in Berlin mit seinem „Bau der Pyramiden“ glücklich gefolgt ist. Horace Vernet hat uns echte Araber gemalt; W. Genß fällt es nicht ein, in seinen orientalischen Bildern blonde Menschen anzubringen. Diese Maler ernten Beifall, und sie verdienen denselben in nicht geringem Grade auch ihrer Naturwahrheit. H. A.

### Ein Bild aus dem alten Straßburg.

Es fällt dahin, das alte ehrwürdige Straßburg mit seinen Merkmalen, seinen Originalitäten, seinem eigentümlichen Gepräge. Wie welke Blätter zerfallen diese Ueberbleibsel der Reichsstadt eins nach dem andern in Staub. Weniges nur flüchtet sich in die Museen, hinter die Schaufenster der Photographen oder gar an den Familientisch des Daheim. Selbst den braven „Eisernen Mann“ haben sie herabgenommen und neu angestrichen; das Gemälde vom „Fug, der den Enten predigt“ ist auch modernisiert worden, gefirnigt und eingerahmt und die Zahl der Enten um eine vermehrt! Was die Straße vom „Fuchs, der den Enten predigt“ betrifft, so datirt der Name erst seit hundert Jahren. Ein Schneider Namens Fuchs, der dort wohnte, hatte wenig zu thun und brachte die größte Zeit mit „fischen“ zu in dem Wasser, das damals noch in der Nähe vorbeifloß und jetzt zugeworfen ist. Es waren

aber Enten auf dem Wasser und fraßen alle jungen Fischlein weg, so daß Fuchs nichts fing. Da machte er Sped an eine Schnur und fing damit die Enten. Die Polizei entdeckte den Betrug, und das Schneiderlein wurde zum Hühnelächter von ganz Straßburg. Die Geschichte vom Schneider kam in das damalige „Püppenspiel“ (das einzige Theater der Republik Straßburg). Ganze Quartiere, in denen einem das reinste Mittelalter mit seinem Schmutze entgegenstarre, sind zu Grabe getragen und an ihrer Stelle erhob sich das kalte neunzehnte Jahrhundert in Gestalt von Hotels, von Bahnhöfen, ja von — Tabakmanufakturen. Am wehesten thut es einem aber von den guten alten „Bierhäusern“, auch die sind untreu geworden und haben die schlichte alsatische Einfachheit mit dem modischen Rocke der Berliner Cafés vertauscht. Wie ungemüthlich ist es doch heute im „Brabantier“ (König von Brabant) wie fremdartig im „Dauphin“, wo einst Goethe kniepte, am Fuße des Münsters, der allein unverändert und unerschüttert den Jahrhunderten trotzt. Andere alterthümliche Kneipen, die an



München und Nürnberg erinnerten, sind gänzlich verschwunden. „Den Riesen“ in der Krutenau (eigentlich „Krötenau“) würdest Du, deutscher Tourist, vergeblich wieder auffuchen. Er hat einem ungeheuren steinernen Balaste, „der kaiserlichen Tabakmanufaktur“, Platz machen müssen. Deine Zunge lechzt vielleicht in den fürchterlichen Hundstagen nach dem Labetrunk, an dem Du Dich als Student einmal erquickst, Du erinnerst Dich, die Vorderseite jenes „Zum Riesen“ genannten Bierhauses mit einer Malerei bedeckt gesehen zu haben, welche in naiven Zügen den kleinen David vorstellte, der auf den vor ihm stehenden Goliath seinen Stein schleudert, Du suchst Dich des alterthümlichen Reimes zu entsinnen, der dabei angebracht war? Unsonst! Der Trunk, das Haus, das Gemälde, die Poesie — alles ist dahin! Versunken und vergessen. Doch nein! nicht alles! Ich rathe Dir, die Bilderläden im vornehmsten Quartier in der Nähe des „Brogli“ aufmerksam zu durchsuchen, Du findest vielleicht noch ein photographisches Konterfei des „Goliath“ aus der Krutenau. Das Verslein ist auch deutlich drauf zu lesen und die zwei letzten Zeilen besonders sind der Beachtung werth: Drum niemand auf sich selbst viel bau, Sondern allein auf Gott vertrau.

Hoffen wir, daß man im neuen deutschen Reich diese alte Wahrheit niemals mit andern Alterthümern in die Kumpfkammer werfe. Den Schriftzügen und dem ganzen Nachwerke nach stammt dies Freskogemälde etwa aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, als man in Straßburg noch allgemein Deutsch schrieb und auch dachte.

### Briefkasten.

Auf vielfache Anfragen nach den Preisen der in Nr. 1 abgebildeten Kunstgegenstände des Münchener Kunstgewerbevereins haben wir uns bei denselben erkundigt und geben hier die Antwort, wobei wir bemerken, daß wir grundätzlich jede Kalamite vermeiden, hier aber einer guten und nationalen Sache gerne förderlich sind.

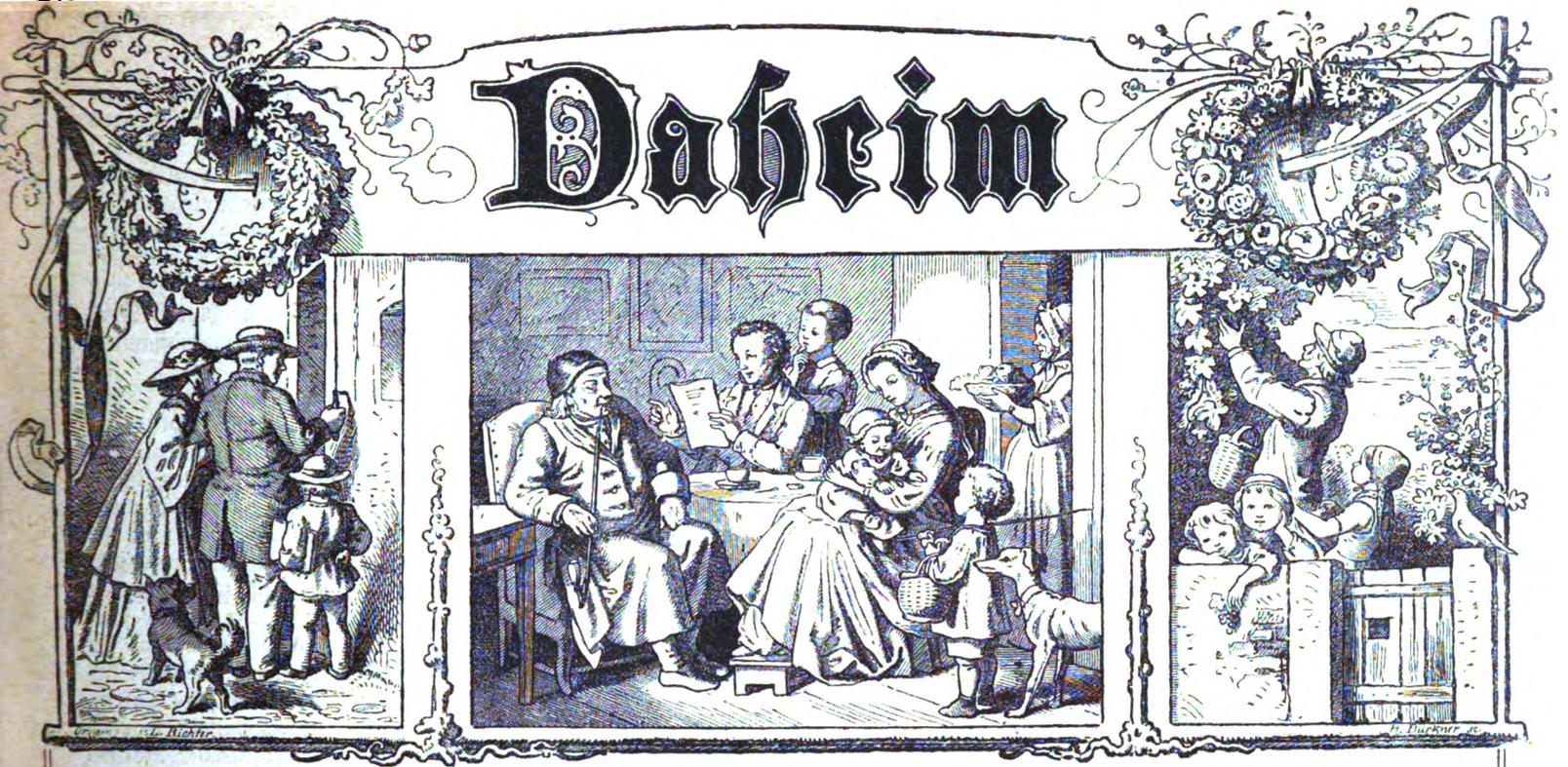
„Ihren Wünschen lt. Schreiben v. 8. I. Mts. Rechnung tragend, beehren wir uns nachstehendes bekannt zu geben.“

Den Preis des Napoleonskreuzes berechnen wir inkl. Verpackung auf Thlr. 10. 20 Gr., jenen des in Ihrem schätzbaren Familienblatte Daheim abgebildeten Kreuzes auf Thlr. 9. 8 Gr. Es sind aber auch Kreuze in diverser ähnlich geschmackvoller Zeichnung zu Thlr. 11. 16 Gr., Thlr. 8. 20 Gr. und Thlr. 4. 20 Gr., sowie sonstige äußerst stilvolle Schmuckgegenstände vorhanden. Nicht minder besitzt die permanente Ausstellung unserer Kunstgewerbehalle Möbel und sonstige Hausinrichtungsstücke, welche den Anforderungen der Kunst, sowie dem exquisitesten Geschmacke Rechnung tragen.

Die Korrespondenz ergreift mit Freuden diese Gelegenheit, ihrem Dankschuld zu geben für die so wohlwollende Besprechung, womit Sie in Ihrem Blatte unseren Verein ausgezeichneten. Die vielseitige große Theilnahme, welche sich hierdurch für unsere gute Sache bekundet, kommt nicht allein einem örtlichen Bestreben, sondern einer nationalen Sache zu statten, indem wir es als besondere Aufgabe erachten, den deutschen Geschmack in kunstgewerblicher Richtung mit zur Geltung bringen zu helfen.“

**Inhalt:** Die Prätendenten. (Fortsetzung.) Novelle von Ludwig Harder. — Wie man gegründet hat! I. Ein Spiegelbild und Mahnruf. — Aus Hermann Bamberg's Leben. Von ihm selbst niedergeschrieben. I. Jugendzeit. — Lebensrettung durch Blutüberleitung (Transfusion). Von Dr. Paul Niemeyer. Mit 2 Illustrationen. — Am Familientische: In der königlichen Münze zu Berlin. — Affirmation in Australien. Von Otto Dammer. — Kunst und Völkertunde. Zu dem Bilde: Neger und Papagei. Nach der Bronzestütze von E. Ende. — Ein Bild aus dem alten Straßburg. Mit Illustration.

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 1. November 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N. 5.

## Die Prätendenten.

Novelle von Ludwig Garder.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Gej. v. 11. VI. 70.

Wilkens sah sich in dem Gemache um. Es war ein stilles frommes Gemach, zu still, zu fromm für die Gemüthsstimmung, in welcher er sich befand. Ein Kreuzifix mit geweihten Buchsreisern hing über dem schmalen reinlichen Bette. Es stand auch ein Sopha im Zimmer, groß, hart und altmodisch, aber mit weißen gestrickten Decken belegt, und darüber prangte ein wurmfichiges Marienbild.

Blumenduft und Abendkühle drang erquickend durch das geöffnete Fenster und frohe Kinderstimmen schallten herauf. Es war alles so voll Glück und Frieden, aber im Zimmer begegneten dem Blicke des Abenteurers die ernstesten Heiligenbilder, und draußen, draußen schaute das Irrenhaus ihn an mit seinen wehmüthig mahnenden Augen. Jan fühlte eine nie gekannte Unruhe. Es litt ihn nicht in dem stillen Gemache, und nachdem er sein Abendbrot eingenommen, eilte er lange vor der bestimmten Zeit der Zusammenkunft hinaus ins Freie.

Jan Wilkens hatte ein wildes abenteuerliches Leben geführt seit dem Tage, wo er als zwölfjähriges Kind allein und ohne einen Cent Vermögen in der Welt zurückgelassen war. Alle Erdtheile hatte er durchstreift, manchen Gefahren die Stirne geboten, Löwen und Tiger bekämpft; in den schattenlosen Savannen und auf den Eisfeldern der Arden hatte er sein Zelt aufgeschlagen und mit Menschen von allen Ständen und allen Rassen in engster Gemeinschaft gelebt. Aber so grundsatzlos, so abhängig vom Impuls des Augenblicks sein bewegtes Leben auch dahingeflossen war, bis jetzt lastete kein eigentliches Verbrechen auf seinem Gewissen. Eine düstere Erinnerung hatte ihn stets von seinen wilden Genossen getrennt und über sie erhoben; und so planlos er auch scheinbar seine verschiedenen Beschäftigungen gewählt, seine verschiedenen Rollen im Leben gespielt hatte, es ging durch all sein Thun und Lassen das Streben nach einem bestimmten Ziele, das er mit eiserner Konsequenz verfolgte, und dieses Ziel lag drüben in jenem weißen

Hause! Kein Wunder, daß Jan Wilkens Herz lauter pochte, wenn sein Auge jenes Gebäude traf!

Nach einigem Umherwandern in der Nachbarschaft des Dorfes fand sich unser junger Freund endlich Punkt neun Uhr an der von Schoonen bezeichneten Stelle ein. Der Vollmond war aufgegangen und goß sein magisches Licht über den Fußpfad, welchen Jan zum Irrenhause emporstieg. Jetzt hatte er sein Ziel erreicht: rechts zog sich die weiße Parkmauer hin, links der dichte Föhrenwald; der nächtliche Wanderer blieb stehen. Da trat eine Gestalt aus dem Tannendunkel und schickte sich an, den Pfad hinabzusteigen.

„Guten Abend, Juffrouw! Die Zeit entfliehet!“ redete Jan sie an.

„Drum nütze sie! Folgt mir.“ Und ohne umzublicken, trat Rosalje Anders wieder in den Wald zurück. Jan folgte, und nach einigen Minuten hatten sie eine kleine Lichtung erreicht. Rosalje blieb stehen und betrachtete aufmerksam ihren Begleiter bei dem hellen Scheine des Vollmonds. Sie erwartete offenbar angeredet zu werden.

„Juffrouw,“ begann Wilkens leise, „ich komme, wie Ihr wißt, im Auftrage des Advokaten Schoonen, um mit Euch zu berathen, wie und wo ich mich am besten der Marquise d'Estree nähern kann.“

„Darüber läßt sich kaum etwas bestimmen,“ meinte Rosalje achselzuckend. „Ihr müßt dem Mädchen eben auslauern. Das eine kann ich Euch sagen, daß sie täglich zwischen fünf und sieben im Parke spazieren geht. Hier habt ihr den Schlüssel zum dritten Seitenpförtchen. Es stößt unmittelbar an den Wald. Ihr müßt sehen, ihr zufällig zu begegnen, doch wagt Euch nicht in die besuchteren Theile des Parks, sonst seid Ihr verloren. Ich habe Euch auch ihr Bild mitgebracht, auf daß Ihr Euch nicht in der Person irrt.“ Rosalje Anders legte dabei gleichgültig ein reizendes Miniaturbild in Wilkens Hände. „So,“

fuhr sie dann fort, „jetzt wißt Ihr, dent' ich, alles, was Ihr braucht, und so — guten Abend.“

Sie wandte sich zum Gehen. Jan legte seine Hand auf ihren Arm. „Ein Wort noch, Suffrouw.“

Rosalje wandte sich; indem sie mit einem Ausdrücke unbeschreiblicher Verachtung ihren Arm von seiner Berührung befreite. „Was wünscht Ihr noch zu wissen?“

„Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Marquise einem Fremden vertraut,“ erklärte Jan. „Ihr kennt ihren Charakter. Sagt mir also, wodurch ich sie bewege, mir zu folgen?“

Rosalje trat ihm einen Schritt näher, und ihm aufmerksam ins Gesicht sehend, sagte sie leise und bitter: „Ihr fragt mich, was Ihr thun sollt? Sie betrügen wie jedes andere Weib! Ihr braucht nur mit ihr zu sprechen, einfach und natürlich; seid Ihr nicht jung und schön? Und die Weiber sind alle Narrinnen, und die Männer sind alle, alle schlecht —“ Sie brach ab. „Aus Euch kann auch noch mal was Gutes werden,“ fügte sie höhnißlich hinzu, „wenn Ihr in Eurem Alter schon versteht, hilflose Weiber zu ermorden.“

„Was thut Ihr denn anderes?“ fragte Jan erstaunt. Rosalje, die schon einige Schritte entfernt war, drehte sich bei diesen Worten hastig um.

„Was ich anderes thue?“ fragte sie, dicht vor ihn tretend, während ihr blaues Auge zornig blickte. „Fragt das nicht nochmals, Knabe! Ihr seid ein gedungener bezahlter Fensterknecht — nichts weiter! Ich aber, ich habe eine Schuld zu rächen, die schon seit Jahren ungefühnt zum Himmel schreit, und der Herr, der die Sünde der Väter heim sucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, der ist mit mir und hört mein Gebet und sieht wohlgefällig auf meine Rache! Es ist wahr, Ihr seid nicht werth, daß ich mich vor Euch rechtfertige,“ fügte sie mit niedererschmetternder Verachtung hinzu, „aber ich ertrag' es einmal nicht, auf einer Stufe zu stehen mit — Euresgleichen! Merkt Euch das!“

Im nächsten Augenblicke war sie im Schatten der Tannen verschwunden. Jan Willens antwortete nicht. Vielleicht hörte er nicht einmal das Beleidigende in ihren Worten. Er starrete noch immer auf den Fleck, wo er vor wenigen Sekunden Rosaljens scharfe leidenschaftliche Züge im Mondenlichte erblickt hatte.

„Der Herr sucht die Sünden der Väter heim an den Kindern!“ murmelte er, die Arme kreuzend. „Karlos, Karlos! Wie viel Thränen mußt Du gefät haben, daß Deinem Kinde solche Ernte des Elends reist!“

\* \* \*

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Ereignisse zurück, welche die Erbin der Estreeschen Güter in diesen sechs Monaten betroffen haben, die stolze schöne Mariquitta, die wir als strahlende Ballkönigin kennen lernten, geliebt, bewundert, mit einer Zukunft ungetrübtten Glückes vor sich; und welche wir zwei Wochen später verließen, gebrochen an Geist und Körper, verwaist, hilflos, freudlos, und auf dem Wege zum Irrenhause.

Sie hatten ihr Ziel ohne Zwischenfall erreicht, aber Wochen vergingen, ehe Mariquittas zerrütteter Geist sich soweit erholte, um zu erkennen, wo sie sich eigentlich befand. Da allerdings hatte sie sich leidenschaftlich gegen die Bestimmung ihres Oheims aufgelehnt, hatte geweint und gerast und ihre todte Mama um Hilfe angerufen. Aber Rosalje Jnders, welche sehr sanft und freundlich sein konnte, wenn es ihr darauf ankam, hatte sie mit Liebkosungen und Versprechungen beschwichtigt und hatte ihr versichert, ihr Irrsinn sei ja nur vorübergehend, eine Ueberreizung ihrer Nerven, sie habe sich beim Tode ihrer Mutter zu sehr angestrengt, das werde sich in kurzer Zeit geben, wenn sie nur vernünftig sei, die Vorschriften Monsieur Belins befolge und so weiter. Mariquitta glaubte ihr zuletzt und geduldete sich. Was blieb dem armen Kinde auch anderes übrig, zumal da ein neuer heftiger Anfall in der folgenden Nacht sie überzeugte, daß sie wirklich wahnsinnig sei!

Regelmäßig und einförmig gingen die Tage hin, aber ihre Einförmigkeit that Mariquittas wundem Herzen wohl. Sie verlangte sehnsüchtig nach Ruhe. Wenigstens Atekte hier

Geerbte Schoonens gelangweilte Miene nicht ihre schmerzenden Augen, und sie hatte Ruhe vor ihren Tröstungen mit frommen Sprüchen und Gemeinplätzen, ihren Bitten, doch ja nicht zu weinen (gerade als ob die Thränen den Schmerz verursachten und nicht der Schmerz die Thränen), ihren Ermahnungen, fröhlich zu sein, ihren Versuchen, zu zerstreuen und zu erheitern, und all den tausend Quälereien, worin ungeschickte Freunde bei jedem Trauerfalle unerschöpflich sind. Im Irrenhause in dem dunklen Ardennenwalde fand die arme Verwaiste Ruhe. Ihre Wunde konnte sich ungestört ausbluten und in der Einsamkeit langsam, doch sicher heilen.

So flossen die nächsten Monate hin, und Mariquittas bleiche Wangen begannen wieder sich mit leichter Röthe zu bedecken und ihr thränenumflortes Auge begann wieder zu glänzen. Sie hörte wieder mit Freuden die kleinen Vögel im Garten singen und liebte wieder Blumen und Sonnenschein, und mit den neu erwachenden Körperkräften zog auch neue Hoffnung in ihr junges Herz. Gewiß, sie war wahnsinnig gewesen, aber jetzt war sie es nicht mehr, und wenn sie noch ein paar Wochen ruhig in derselben Weise weiter lebte, dann war jede Gefahr vorüber, und sie konnte zurückkehren zu ihren Freunden, zu Schoonens und — zu Hemmo van der Instort. Sie hatte sich ein Klavier kommen lassen, und ihr reiches musikalisches Talent, welches im Strudel der Vergnügungen vernachlässigt worden war, entwickelte sich in der Einsamkeit zu bedeutender Vollendung. Rosalje, welche niemals den Wünschen ihrer Herrin entgegentrat, begünstigte auch ihre Neigung zur Musik und wurde dadurch Mariquitta zu ihrem Verderben von Tag zu Tag lieber und unentbehrlicher.

Aber, wird man fragen, welche Rolle spielte nun Monsieur Belin bei diesem schändlichen Betrug? War er ein so ungeschickter Arzt, daß er Mariquittas wahren Zustand nicht erkannte, oder war er ein gewissenloser Schurke, der sich von Schoonens Geld bestechen ließ?

Keins von beiden. Monsieur Belin war weder ein Betrüger noch ungeschickt, aber er war ein Mann von unternehmendem Geist und sein Vortheil ihm gewissermaßen zum Instinkt geworden. Seine Anstalt war berühmt, anerkannt, überfüllt, und das alles mit Recht. Hätte jemand ihm in klaren Worten den Plan entdekt, welcher gegen die hilflose Waise gesponnen wurde, Monsieur Belin wäre der erste gewesen, sich zu ihrem Beschützer aufzuwerfen und sie mit allen Kräften zu vertheidigen, doch jetzt? Es ist wahr! Mariquitta litt an einem seltsamen Wahnsinn; aber tritt nicht der Wahnsinn in sehr verschiedenen Formen auf? Hielten nicht ihre nächsten Verwandten, hielt sie selbst sich nicht für wahnsinnig? Und vor allem, hatte Belin nicht das Zeugniß von zwei der bedeutendsten Aerzte Amsterdams in Händen? Was konnte er mehr verlangen? Er hatte Mariquitta niemals in einem Anfälle von Tobsucht gesehen. Diese Anfälle kamen gewöhnlich zur Nachtzeit, und Rosalje meinte dann am Morgen, sie habe ihn nicht wecken mögen. Monsieur Belin fand das auch unnöthig. Hatte er doch in Suffrouw Jnders eine wahre Perle von Krankenpflegerin erkannt. Sein sechster Sinn, das dunkle Gefühl, welches ihn in zweifelhaften Fällen stets zu seinem Vortheil wählen ließ, hielt ihn von jeder genaueren Forschung hinsichtlich Mariquittas ab, so daß er ohne Gewissensbisse die unerhört hohe Summe einstreichen konnte, die jene ihm für die drei von ihr bewohnten Zimmer allmonatlich entrichtete.

Als Mariquitta d'Estree sich wieder kräftig fühlte und seit länger als einem Monat keinen jener Anfälle gehabt hatte, welche sie immer auf ganze Tage elend machten, regte sich in ihr das Verlangen, die Behausung des Wahnsinns möglichst bald zu verlassen. Der Anblick der Irren, denen sie zuweilen auf der Treppe und im Park begegnete, war ihr unendlich zuwider. So schrieb sie einen Brief an ihren „lieben Vormund“, in welchem sie denselben freundlich bat, sie doch von Berné abzuholen.

Die Antwort lautete verneinend; die Aerzte verlangten, daß sie wenigstens noch ein Jahr dort bliebe, um jede Aufregung zu vermeiden, und sie müsse sich also gedulden. Das war nicht nach dem Sinne des verzogenen Mädchens, dessen

Eigenwille in gleichem Maße mit der Gesundheit zurückkehrte. Sie beschwor ihre Vertraute Rosalie, heimlich mit ihr zu entfliehen. Hier könne und wolle sie nicht bleiben, und dem fait accompli gegenüber werde auch Onkel Schoonen nachgeben. Sie bat, sie überredete und schmeichelte so lange, bis Rosalie endlich nachgab — sie konnte ihrem Liebling ja nichts abschlagen. Die Flucht wurde auf den folgenden Tag festgesetzt. Beim Abendessen unterhielten sich beide noch lebhaft darüber. Mariquita war so aufgereggt, daß sie kaum essen konnte. Der Thee war auch gar zu bitter, aber Juffer Anders meinte, er sei ihr gut, und so zwang sie ihn denn hinunter. Dann wurde der Reiseplan entworfen, Rosalie stopfte die nöthige Wäsche in die Kleideraschen; und dann gingen sie zu Bett. Eine halbe Stunde später raste Mariquita wieder sinnlos und keuchend durch ihr Gemach in einem der heftigsten Anfälle von Tobsucht.

Am nächsten Morgen war die junge Marquise sehr niedergeschlagen, und Rosalie schwur, sie werde niemals wieder an Flucht denken, Mariquita sei der Aufregung noch nicht gewachsen, und nun hätten sie auch noch ihre endliche Abreise verzögert.

Wieder verflossen einige Wochen. Da begann in Mariquittas Herzen eine leise Stimme zu flüstern, sie sei nicht wahnsinnig und sei es auch nie gewesen. Das junge Mädchen beobachtete nun genauer ihre Unglücksgefährtkinnen, ging auch bisweilen, was sie sonst nie gethan, in das Konversationszimmer, wo diejenigen, welche ihre lichten Tage hatten, plaudernd oder kartenspielernd versammelt waren, ließ sich von ihnen die Symptome und Empfindungen beschreiben, welche ihre Wahnsinnsanfälle zu begleiten pflegten, und kam immer mehr zu dem Schlusse, daß sie zwar krank, aber nicht geisteskrank sei. Zufällig hörte sie von epileptischen Zufällen, und nun schien ihr der Name für ihr Leiden gefunden. Sie sagte das auch Monsieur Belin, als er sich eines Tages nach ihrem Befinden erkundigte, und Monsieur Belin lächelte süßlich zu der Idee des schönen Kindes: er wußte ja, daß Irrsinnige sich gewöhnlich irgend eine fixe Idee in den Kopf zu setzen pflegen. Rosalie aber meinte, wenn die „jeunefrouwe“ solches Zeug schwäche, so müsse man ernstlich befürchten, daß ihre Geisteskrankheit sich verschlimmert habe.

Indessen, Mariquita besaß ein hartes Köpfschen und gab die einmal gefasste Idee nicht wieder auf. Da Rosalie sich entschieden weigerte, an einem abermaligen Fluchtversuche Theil zu nehmen, so beschloß sie, denselben allein zu machen. Wenn sie nur erst diese Mauern hinter sich hätte, meinte sie, so werde sie schon gefunden! Sie fürchtete die Welt nicht, denn sie kannte sie nicht, und es schien ihr so romantisch, so verlockend, sich selbst ihr Brot zu erwerben, vielleicht gar einen Dienst annehmen, sie, Maria Isabella Mariquita, die hochgeborene Marquise, die reiche Erbin! Und dann, nach einem Jahre oder so, wollte sie vor ihren Oheim hintreten und sprechen: „Siehe, alles dieses, meine Gesundheit, meine Freiheit, danke ich mir selbst!“ Sie hatte dergleichen schon oft gelesen, die schöne Maria Isabella Mariquita, und in netten schwarzen Buchstaben auf extrafeinem Druckpapier hatte sich das immer ganz allerliebste gemacht.

Sie traf alle nöthigen Vorbereitungen, steckte Geld bei und bildete sich wirklich ein, daß ihr Unternehmen den scharfen Augen ihrer Hüterin entgangen wäre.

Voll Hoffnung trat sie am Abend ihre Wanderung an und war eben im Begriff, an einer niedrigen Stelle über die Parkmauer zu klettern, als — ein Beamter der Anstalt hervortrat und sie mit großer Höflichkeit zurück in ihr Zimmer geleitete. Außer sich warf sie sich dort auf einen Sessel nieder. Alle die selbstbeherrschte Ruhe des Nordens, welche eine sorgfältige Erziehung ihr zu eigen gemacht hatte, brach vor der Verzweiflung dieser Stunde zusammen. Mariquita weinte wie ein Kind, sie stampfte mit dem Fuße, zerraupte ihre goldenen Locken und stieß den Kopf an die Wände wie ein gefangener Vogel. Umsonst! Der Wille der leidenschaftlichen Spanierin war ohnmächtig gegen die rohe Gewalt ihrer Kerkermauern.

Rosalie hatte sie mit Kälte empfangen. Sie that auch jetzt nichts zur Beruhigung ihrer Schutzbefohlenen, als daß sie ihr ein Glas Wasser reichte und ihr befahl, dasselbe zu leeren.

Mariquita gehorchte willig, aber — wie seltsam, daß alles so bitter schmeckte, wenn sie aufgereggt war! Ihren Zornausbruch beendete, wie Rosalie ihr prophezeit hatte, ein abermaliger Anfall von Tobsucht. Doch in der Schwäche, welche ihrer Raserei folgte, mußte die arme Mariquita Rosaliens Trost und Beistand schmerzlich vermissen. Rosalie kümmerte sich fast nicht um sie; sie gab vor, tief verletzt davon zu sein, daß die Marquise sie nicht ins Vertrauen gezogen hatte, und erst nach einigen Tagen konnte Mariquita ihre Verzeihung erhalten.

Energielosigkeit gehörte nicht zu den Estreeschen Familienfehlern, wie groß diese Zahl auch sonst sein mochte, und Mariquita war auch in dieser Hinsicht das echte Kind ihrer Familie. Noch immer gab sie ihren Plan nicht auf, sondern wagte nach so vielen gescheiterten Versuchen noch unermüdet einen neuen. Daß sie nicht allein fliehen konnte, das hatte sie gesehen. Schoonen, Belin, Rosalie verweigerten ihre Hilfe; aber blieb nicht Hemmo van der Instort? Der gute Hemmo! Wie würde er sich freuen, zu hören, daß sie nicht wahnsinnig sei, wie alle Leute glaubten! Wie würde er ihr danken, daß sie ihn zum Retter in ihrer Noth erwählt! Sie schrieb einen Brief an ihn, eigentlich vier, aber drei wurden zerrissen, der letzte gerieth nach Wunsch. Mariquita siegelte ihn, steckte ihn in die Tasche und begab sich in das Konversationszimmer. Sie wollte versuchen, ihn in der Dämmerung über die Parkmauer einem Bauernkinde zuzuwerfen. Denn Rosalie, welche ihr mit großer Entschiedenheit von diesem Schritte abgerathen hatte, brauchte das Schreiben nicht zu sehen, und auch nicht Belin; Mariquittas Vertraute dem Arzte nun einmal nicht.

Das Konversationszimmer war leer, aber die neu angekommenen Zeitungen lagen auf dem Tisch. Mariquita ergriff den „Amsterdamschen Courier“ und blätterte spielend darin herum. Plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus, ihre Wangen wurden bleich, ihr Auge starr. War es denn möglich, was da oben in der ersten Reihe der Verlobungsanzeigen stand:

„Hemmo van der Instort,  
Premierlieutenant im dritten Füsilierregiment.  
Gertrude Schoonen.“

Mariquita d'Estree dachte an den Ball, den letzten der Saison, und wie Hemmo van der Instort damals die Gesellschaft ihrer Cousine mit dem Fegefeuer verglichen und wie er nicht mit ihr tanzen wollte. Sie sah Geerdje wieder vor sich im Ballsaale mit der nickenden Bergknechtkrone, unbeachtet, allein, und Mariquita hatte sie damals vor dem Spotte desselben Mannes vertheidigen müssen, der heute, nach nicht ganz drei Monaten — Siebend strömte das Blut in Mariquittas Wangen. „Und warum?“ fragte sie. Rosalie hatte ihr erzählt, daß den Schoonens vor kurzem eine bedeutende Erbschaft zugefallen wäre. Die Spanierin ballte eine ihrer kleinen Hände, mit der andern zerknitterte sie den Brief in der Tasche. „Um des leidigen Geldes willen, mich und sie!“

Es war eine bittere, bittere Erfahrung, und Mariquita nicht philosophisch genug, um sich mit allen den schönen, klingenden, ja sogar halbwegs wahren Phrasen zu trösten, welche in unserer Zeit zu Gunsten der Konvenienzehe geäußert worden sind. Sie hatte ihr Herz, ihre besten Gefühle hingegeben, und mußte nun erkennen, daß er in ihr nicht Mariquita, sondern nur die reiche Erbin geliebt hatte. In drei Monaten konnte er sie so vollständig vergessen! Der ganze angeborene Stolz der Estrees bäumte sich in ihr bei diesem Gedanken.

Natürlich wurde der Brief an Hemmo sofort vernichtet; Mariquita machte seit jener Zeit auch keinen Fluchtversuch mehr — sie verlangte wahrlich nicht danach, als Brautjungfer bei Geerdjes Hochzeit zu figuriren!

Die Verachtung, welche sie jetzt für Hemmo empfand, verallgemeinerte sich zur Verachtung des blonden phlegmatischen Nordens überhaupt, dessen Kind er ja war. Die harten Laute der holländischen Sprache klangen ihrem Ohre von Tag zu Tag verletzender, und sie las kaum noch Bücher, die nicht in ihrer weichen Heimatsprache, ihrem theuern Spanisch, geschrieben waren. Das sieberhafte Verlangen, die Anstalt Monsieur Belins zu verlassen, war aus ihrem Herzen gewichen oder wenigstens bis in dessen geheimste Falten zurückgedrängt. Wozu sich

abmühen? War doch in der ganzen Welt kein einziges Wesen, das nach ihr verlangte. Und was ihre endliche Befreiung anbetraf, so stellte sie dieselbe in kindlichem Vertrauen Gott anheim und flehte in ihrem Morgen- und Abendgebet, daß Gott ihr seinen Engel senden möge.

Und Gott sandte seinen Engel, aber es war der Engel der Rache.

### XIII. Sein oder Nichtsein.

Als Wilkens gegen zehn Uhr in seine Wohnung zurückkehrte, fand er die Riber'sche Familie gegen die Landesitte noch auf und seiner harrend. Madame nickte über einem zerlesenen Gebetbuche und die kleine Therese wand ihre Papierrosen auf einen hufeisenförmigen Draht. Die Pathe in der Stadt hatte sie das gelehrt, und nun sollten die Blumen einen aufrecht stehenden Kranz um die kleine Statue der heiligen Jungfrau bilden, welche der Pfarrer des Ortes ihr geschenkt hatte, denn Therese Riber war ein frommes Kind und freute sich, das Bild der Jungfrau Maria zu schmücken. Sie erzählte das alles Jan Wilkens, der offenbar einen günstigen Eindruck auf ihr kleines Herz gemacht hatte, und Madame Riber begrüßte mit einfacher Herzlichkeit den ihr noch unbekanntem Miether. Auch sie hielt ihn für einen Maler und fragte, woher er komme, ob er aus Belgien sei u. s. w. Jan Wilkens antwortete kaum; er verlangte zur Ruhe zu gehen, und so hüpfte die kleine Therese denn leicht und fröhlich mit einer Kerze voran in sein Zimmer. Sie erzählte dabei, wie sie ihn habe zum Irrenhause gehen sehen und fragte, ob er die schöne Spanierin dort erblickt hätte. Sie sei so schön, so schön wie ein Engel Gottes, und reicher als Monseigneur auf dem Schlosse, welches drüben hinter den Bergen stehe, und sie habe Schloffer und Bediente und alles, was ihr Herz begehrte, und dort rechts, das wäre ihr Fenster, und sie könne so schön Musik machen, viel schöner als der Küster in der Kirche, und doch sei sie wahnsinnig! Die kleine Therese seufzte dabei recht mitleidig, wünschte dem Herrn Maler Jean Rossin (so hatte er sich genannt) eine recht gute Nacht, und dann tappten ihre kleinen Holzschuhe munter die finstere Treppe hinab.

Jan Wilkens war wieder allein. Er zog das Miniaturbild hervor, welches Rosalie ihm gegeben hatte, und begann die Züge seines Opfers zu studiren. Gewiß! Mariquitta d'Estree war schön wie ein Engel! Aber ihre Schönheit vermochte das ehernen Herz ihres Feindes nicht zu rühren. Auch nicht eine Wolke schwand von seiner düsteren Stirn, während er auf das unschuldig lächelnde Gemälde starrte. Endlich sprang er auf, löschte sein Licht und warf sich noch halb angekleidet auf sein Bett; aber vergebens suchte er Schlaf. Sein Kopf brannte, als ob er Fieber hätte; es war zum Ersticken heiß in dem kleinen Zimmer, und das Mondlicht spielte so grell auf dem Boden — fiel es dort nicht auf einen Blutstreck? Blendend weiß schimmerte die Fassade des Irrenhauses durch die Scheiben und ein leuchtender Stern stand darüber. Jankehrte sein Gesicht nach der Wand. „Wäre es doch erst gethan und vorbei!“ murmelte er.

Matt und wüßte im Kopfe erhob er sich beim ersten Strahle des Morgens. Die beiden jungen Herren Riber, die am Tage zuvor an der Pfütze gespielt, standen schon vor seiner Thüre und horchten, ob der Herr auf sei und sie ihm den Morgenkaffee bringen dürften. Jan öffnete mit Freuden, er küßte die schmutzigen Jungen, scherzte mit ihnen, ließ sie von seiner Milch trinken, auf seinen Knien reiten. Sonst war er gerade kein Kinderfreund; aber es that ihm so wohl nach den Schrecken dieser Nacht, eine menschliche Stimme zu hören, ein menschliches Wesen im Arme zu halten, und über dem frohen unschuldigen Lachen eines Kindes, wenn auch nur auf Augenblicke, seine eigenen wahnsinnigen Gedanken zu vergessen.

Dann verließ er Berné, um noch so manches, was er wissen mußte, zu erfahren. Und da er geschickt genug dabei zu Werke ging, wußte er wirklich in einigen Stunden alles, was die irrsinnige Spanierin betraf, weit genauer als sie selbst.

Er suchte auch den „Teufelsaltar“ auf, welchen er sofort fand, denn Schoonens Karte schien seinem Gedächtnisse wie mit glühendem Eisen eingebraunt. Alles war so, wie der Advokat es beschrieb, der Felsen, der Morast, — Jan Wilkens eilte

weiter, siebernd, aufgereg, bis nach X. Im Walde stand eine halbzerfallene Hütte; dort rastete er einige Augenblicke und kehrte dann zurück. Er hatte vor langer Zeit einmal eine Legende gelesen von einem Mörder, welcher ein Zeichen seiner Unthat an der Stirne behalten habe. Diese Geschichte, längst vergessen, tauchte plötzlich wieder in seiner Erinnerung auf. Er konnte den Gedanken daran nicht mehr los werden. Immer und immer wieder griff er an seine Stirne, ob er das Mal nicht fühlen könne; die Einbildungskraft ist ein schlimmer Tyrann, wenn man eine Nacht und einen Tag allein mit ihr verkehrt hat! In Berné kamen ihm Jean Baptiste und George, die Söhne seiner Wirthin, entgegengelassen und hingen sich an seinen Arm, und Therese bat ihn, er möge ihr zeigen, was er gemalt habe; die Wirthin kam ihm freundlich knixend entgegen, und auch der Spiegel, welchen er verstohlen befragte, zeigte ihm seine Stirne glatt und weiß wie immer. Noch hatte er jenes gefürchtete Mal nicht; im Gegentheil, er besaß noch den ganzen Zauber, der ihm angeboren war, und der ihn immer und in jeder Lebenslage bei seinen Mitmenschen beliebt gemacht hatte.

Zur angegebenen Zeit des Nachmittags schlich sich Jan Wilkens in den Park. Mariquitta hatte ihre Gemächer noch nicht verlassen. So sah sich der Abenteurer denn abermals zum Warten genöthigt; er, welcher gewohnt war, dem Impulse des Augenblicks zu folgen, er, für den Entschluß und That immer eins gewesen, der fortgestürmt war rastlos von Abenteurer zu Abenteurer, ohne Furcht und ohne Reue! Und nun mußte er müßig dastehen, allein mit seinen Erinnerungen und Gedanken. Die Minuten schienen ihm Ewigkeiten.

Vom Irrenhause her zogen weiche Klänge durch den abendlich stillen Park, die Todtengelänge von Chopin. Jan wußte, wer da droben spielte; er kannte das Stück nicht, aber er war von Natur empfänglich für Musik. Mit Entzücken war er vor Jahren den Trompeten gefolgt, welche sein Regiment zum Kampfe führten in den amerikanischen Kriegen; mit weit größerem Entzücken lauschte er jetzt. Es war, als ob seines Vaters todte Augen ihn wieder anschauten, die einzigen, die je mit innigem Verständnisse auf ihm geruht. Sein früh verlassenes Heimatland, seine verfehlte Kindheit, seine Jünglingsjahre mit ihren mannigfaltigen Abenteuern und der einzigen Idee der Rache, alles zog vor seinem Blicke vorüber, und als die Dissonanzen sich in eine sanfte reine Harmonie auflösten, da hatte er vergessen, wo er war und weshalb er gekommen. Die Musik verstummte, er aber lauschte noch immer, in eine andere Welt entrückt, den längst verhallten Zauberklängen, als die Büsche leise rauschten und — er hatte wahrlich Glück — die Erwartete dicht an seinem Verstecke vorüberschritt.

Ja, sie war es, er konnte sich nicht täuschen! Ihre mittelgroße schöne Gestalt von einem weißen Sommerkleide umflossen, ausgeschnitten nach der damaligen Mode und mit schwarzen Schleifen besät. Die wundervollen Schultern, das schwere Goldhaar, auf dem ein Strahl der Abendsonne spielte, das große schwarze Auge waren dieselben, welche Jan auf dem Bilde kennen gelernt hatte. Sie trug ihren Hut am Arme und ihr Köpfchen war leicht gesenkt; der Kummer des letzten Jahres hatte ihrem Wesen eine stille Würde verliehen, welche ihr sonst fremd gewesen war. Sie sah nicht auf, als sie vorüberschritt.

„Sennora!“

Mariquitta wandte sich hastig um. Wer konnte sie in Monsieur Belins Anstalt mit ihrer Heimatsprache anreden? Jan Wilkens stand vor ihr; stannend blickte sie ihn an.

„Wie kommen Sie in den Park, Mynheer, und was wünschen Sie von mir?“ fragte sie in holländischer Sprache.

„Ich wünsche mit Ihnen zu reden, Donna Mariquitta d'Estree,“ erwiderte der Abenteurer im reinsten Spanisch, während das junge Mädchen, angezogen durch den Laut ihrer Muttersprache, einen Schritt näher trat. „Ich weiß, Sie lieben den Aufenthalt in Berné nicht, Sennora, und ich bin gekommen, um Sie zu befreien.“

Mariquitta stand halb erstarrt. Ihre natürlichen Beschützer hatten sich alle von ihr abgewandt, und nun kam ein Fremder, sie zu retten! Jedes andere weltersfahrenere Mädchen würde hinter solcher Hilfeleistung eine Schlinge vermuthet haben, aber



Kaiser Wilhelm und Viktor Emanuel an der Gruft Friedrich des Großen in Potsdam.

Für das Dabeim gezeichnet von Fritz Schula.

Mariquitta war nicht anders zu Muth, als ob ein Engel zu ihrem Schutze vom Himmel gestiegen wäre.

„Und um meinetwillen kommen Sie? Um mich zu retten?“ stammelte sie.

„Um Ihre willen.“

„Aus Spanien?“

„Nein, aus Südamerika.“

Die vermeintliche Größe dieses Opfers trieb Thränen der Dankbarkeit in Mariquittas Augen. „Gott — Gott vergelte es Ihnen!“ rief sie glühend, indem sie auf die Kniee sank, und ehe Willens es hindern konnte, sein Hand leidenschaftlich an ihre Lippen presste.

Er hatte diese Heftigkeit nicht erwartet. Fast rauh zog er die Knieende empor. „Stehen Sie auf, Sennora! Sonst muß ich wirklich glauben, daß —“

„O nein, nein! Ich bin nicht wahnsinnig. Verzeihen Sie, wenn mein Ungestüm Sie verletzt hat,“ bat sie beschämt, indem sie erröthend zu ihm aufblickte. „Sie wissen ja nicht, wie sehnfüchtig ich auf Rettung hoffte! Nein, halten Sie mich nicht für wahnsinnig! Ich weiß, ich bin krank,“ fuhr sie traurig fort, „hoffnungslos krank, aber gewiß nicht wahnsinnig. O, denken Sie nicht schlechter von mir, weil ich mich nicht weigere, die rettende Hand zu ergreifen, wenn auch ein Fremder sie mir bietet! Mein Onkel meint es so gut mit mir, und Monsieur Belin thut alles, um mir den Aufenthalt hier angenehm zu machen; es ist vielleicht undankbar, wenn ich ihrer Obhut entfliehe, ich würde es auch nie gethan haben, wenn nicht —“ Sie stockte. „Sie werden mich für recht kindisch halten, Sennor, aber seit einigen Tagen habe ich ein Gefühl, als ob mir irgend eine Gefahr drohte, eine Unruhe — ich meine, ich müßte sterben,

wenn ich noch länger hier bliebe, und ich fürchte mich zu sterben, ich bin ja noch so jung!"

Er antwortete nicht.

"Sie wenden sich ab?" fragte sie. „Hat mein thörichtes Geplauder Sie beleidigt?"

"Nein, aber ich bin in solchen Dingen Fatalist. Wenn Sie sterben sollen, Sennora, so können Sie auf der Reise eben so gut den Tod finden wie hier."

Mariquitta mißverstand das Gefühl, welches diese Worte diktierte. „Ziehen Sie Ihre Hilfe nicht zurück, weil ich so kindisch bin!" flehte sie.

"Ich nicht, Sennora, das heißt, wenn Sie wirklich Vertrauen genug in mich setzen, meine Hilfe anzunehmen."

Die junge Marquise blickte groß und fest zu ihm auf. „Sennor," sagte sie bethauernd, „wie Sie mich auch mißverstanden haben mögen, Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht den geringsten Zweifel an Ihrem Edelmuthe hege! Mariquitta d'Estree würde glauben, den alten edlen Namen ihrer Väter zu beflecken, wollte sie Freunden, welche so viel für sie wagten, Mißtrauen entgegenbringen. Stellen Sie mich auf die Probe, Sennor, und Sie werden sehen, daß ich blindlings Ihrem Rathe folge!"

"Das ist nicht gut, Sennora. Kein Mensch sollte ein blindes Vertrauen in den andern setzen."

"Nicht in jeden Menschen," erwiderte Mariquitta, „wohl aber in den, welcher Meere um unserer Rettung willen durchkreuzt hat! Darf ich fragen, Sennor, wie Sie von meinem Schicksale erfahren haben und weshalb Sie so viel Antheil daran nehmen? Haben Sie vielleicht meinen guten Vater gekannt, als —"

"Karlos d'Estree?"

"Sie kannten ihn also?" fragte Mariquitta, betroffen über den seltsamen Ausdruck, womit ihr Beschützer diese zwei Worte aussprach.

"Ich habe ihn nie gesehen. Doch lassen wir das! Ich erzähle Ihnen wohl ein andermal, woher ich seinen Namen weiß. Die Zeit ist kostbar. Benutzen wir sie also dazu, unseren Fluchtplan zu entwerfen."

"Wann soll ich mich bereit halten? Ist übermorgen —"

"Nein, nein! Morgen schon!" rief Jan, entsetzt bei der Idee, noch einen Tag wie den vorigen zu durchleben. „Nehmen Sie den Schlüssel zu jenem Pförtchen dort. Ich werde Sie morgen Abend von neun Uhr an bei der allein stehenden Eiche im Thale erwarten. Seien Sie vorsichtig."

"Ich habe eine treue Pflegerin, Sennor," sagte Mariquitta leise. „Darf ich mit ihr über meine Flucht reden?"

"Ich habe nichts dagegen. Auf morgen also!"

"So leben Sie denn wohl und empfangen Sie im voraus meinen wärmsten Dank!"

Sie hielt ihm mit inniger Herzlichkeit ihre Hand hin, Jan Wilkens schien es nicht zu bemerken. Er verbeugte sich kalt und war in wenigen Minuten hinter den Büschen verschwunden.

Der Abenteurer kehrte in einer unbeschreiblichen Stimmung in seine Wohnung zurück. Vor diesem Zusammentreffen hatte er Mariquitta einfach gehaßt, jetzt schien es ihm, als ob die Erde nicht Raum genug für sie beide habe. Er lechzte förmlich nach ihrem Blute und hätte sie am liebsten sofort vernichtet, denn nur dadurch, meinte er, könne sein Geist die verlorene Ruhe wiederfinden.

Als er in Madame Riverss Wohnstube blickte, stand er betroffen von dem tiefen Frieden des Gemaches still, welcher einen so scharfen Kontrast mit seiner Gemüthsstimmung bildete. Es war wie eine Klosterzelle, an deren geheiligten Mauern die brausenden Wellen des Lebens sich brechen, ohne hineindringen zu können. Die letzten Sonnenstrahlen fielen auf den Kranz um Marias Bild und vor dem also geschmückten Hausaltar kniete die kleine Therese und betete ernst und laut für ihre Angehörigen, für Mama, für Jean Baptiste, für George und für den fremden Herrn Maler, vor allem, wie sie es beim Pfarrer gelernt, daß die heilige Jungfrau ihre Lieben davor behüten möge, Böses zu thun.

Erst als sie geendet, sah sie Jan Wilkens hinter sich stehen und erröthete ein wenig, daß er ihr Gebet belauscht hatte.

"Sag mal, Therese," meinte Jan, „ich bin Dir für Deine

Fürbitte natürlich sehr dankbar, aber Du hättest mir etwas Süßsches erbitten können, als daß ich nichts Böses thue! Du glaubst doch nicht, daß ich Böses thun will? Wie?"

"Nein!"

"Nun, siehst Du! Dann war Dein Gebet ja völlig überflüssig!"

"Das Gebet ist niemals überflüssig, Monsieur."

"Vorzüglich nicht vor solch einem reizenden Altar! Ich mache Dir mein Kompliment, Therese; die Rosen sind prachtvoll."

Und der durch sein Lob versöhnten Kleinen zurückend, schritt Jan Wilkens auf sein Zimmer. Er zog wieder Mariquittas Bild hervor.

"Verführerische Nixe!" murmelte er. „Wie sanft, wie arglos sie schien! Nichts als Heuchelei! Karlos Tochter sanft, arglos! Pah, sie ist eine Schlange wie diese ganze verwünschte Familie! Man muß sie jung ersticken, die letzte der Brut! Nun, morgen!"

Er warf sich auf das Sopha und blieb, sein Gesicht mit den Händen bedeckt, regungslos liegen. Nach kurzer Zeit jedoch schreckten ihn die Stimmen seiner kleinen Freunde aus seinem dumpfen Grübeln empor.

Jean Baptiste und George stürzten polternd zu der aufgerissenen Thüre herein und zerrten um die Wette an einem alten Silberbogen, Therese folgte, ihren tauben Ohren Moral predigend, und um die Thüre zuzumachen.

"Jean Baptiste sagt, es ist nicht wahr!" rief der kleine Georg, hochroth im Gesichte vor Aufregung. „Aber Du siehst ihm doch ähnlich, Monsieur!"

Jan lächelte. „Wem denn?"

"Ich habe nicht gesagt, daß er ihm nicht ähnlich sieht!" schrie Jean Baptiste dazwischen. „Ich habe nur gesagt, daß es nicht sein Bild ist!"

"Es ist sein Bild!"

"So zeigt doch her!"

Jan ergriff den Bogen. Das fragliche Bild, ein erbärmlicher Holzschnitt, stellte laut seiner Unterschrift die Ermordung der Söhne Edwards IV dar. Zwei Kinder knieten Arm in Arm, und vor ihnen stand der Mörder mit aufgehobenem Messer. Doch waren alle Figuren mißglückt: Edward hatte eine geschwollene Wade und der Herzog von York schielte, so daß diese unschuldigen Opfer, sonst so bemitleidenswerth, hier wenig Sympathie erregen konnten. George erklärte auch einfach: „Die zwei sind unartig gewesen, und da werden sie vom Lehrer bestraft." Dem vermeintlichen Lehrer war nun von dem Künstler ein abschreckend wildes Gesicht zugebacht worden, aber seine Züge hatten nur einen kühnen Ausdruck erhalten. Es war ein schönes Gesicht geworden und zeigte wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit Jan Wilkens, aber dessen Blicke hafteten nur an der Unterschrift, etwa so, wie König Belsazars Augen an dem „Mene Mene Tekel" haften mochten.

"Ist es nicht sehr ähnlich?" fragte die kleine Therese, als er noch immer schwieg, indem sie freundlich ihre Hand auf seine Schulter legte.

"Es ist mein Bild!" erwiderte er, den Bogen zurückgebend. War es der Widerschein von dem Irrenhause drüben, was seine Züge so todtenbleich erscheinen ließ?

#### XIV. Bendetta.

Am Abend des folgenden Tages waren Mariquitta und ihre treue Gesellschaftsdame schweigend in dem freundlichen Wohnzimmer der Marquise beisammen. Das junge Mädchen stand aufgeregt an einem Fenster und zählte die Minuten bis zur Nacht. Rosalie saß mit einer Näherei am andern Fenster; sie war bleicher als gewöhnlich und ihre Finger zitterten wie Espenlaub. Mariquitta hatte ihr von der Begegnung mit dem unbekanntem Freunde erzählt, und sie billigte alle seine Pläne. Nur hatte ihr junger Schützling sie nicht bewegen können, mit ihnen zu fliehen; was ihre Theilnahme an der Flucht betraf, blieb sie standhaft gegen alle Bitten, alle Vorstellungen; und so sah Mariquitta denn einer baldigen Trennung von ihrer Gefährtin entgegen.

Beide waren still und in ihre Gedanken versunken, bis die junge Marquise endlich das Schweigen brach, um zum vierten

Male seit einer Stunde zu fragen, ob auch ihre Reisetasche gepackt und alles in Ordnung sei. Zuffer Jnders bejahte zum vierten Male, und wieder trat Stille ein; dann sagte Mariquitta: „Was fehlt Ihnen, Rosalje? Ihre Hände zittern ja wie im Fieber! Sie sind doch nicht krank?“

„Nein, Jungfrouwe; ich bin nicht krank. Aber glauben Sie denn, daß — daß ich mich so leicht von Ihnen trenne?“

„Gute Rosalje!“ Mariquitta schlang die Arme um ihren Hals und küßte sie. „O, warum wollen Sie nicht mit uns fliehen? Aber auch so soll unsere Trennung nicht von langer Dauer sein. Sobald ich wieder in Amsterdam bin, müssen Sie zu mir kommen. Das versprechen Sie mir doch? Nicht wahr?“

„Sie sind ein Engel,“ stammelte Zuffer Jnders.

„Seien Sie nicht böse, liebe Rosalje, daß ich Sie hier zurücklasse, und suchen Sie meinen Entschluß auch vor Dunkel Schoonen zu rechtfertigen,“ fuhr das junge Mädchen leise und bittend fort. „Sehen Sie, ich kann es hier nicht mehr aushalten! Gestern Nacht habe ich wieder so viel geträumt, und so wirt! Hören Sie nur, Rosalje. Mir dünkte, ich wäre todt, und ich lag in einem schwarzen Sarge mit einem Kranz von Wasserlilien im Haar, und über den Rand des Sarges nickten lauter Wasserlilien mit Menschengesichtern. Ich sah sie alle, obgleich ich todt war; und hinter ihnen stand meine Mama in ihrem weißen Todtenkleid, und rang die Hände und weinte, ich wußte, sie weinte über mich, und dann rief sie immer wie in ihrer letzten Krankheit: „Die Estrees vergeben nie, nie! O Mariquitta! Hüte Dich vor Juan d'Estree!“ und alle die Wasserlilien sangen es ihr nach. Wie komme ich nur auf den Namen Juan d'Estree? Es gibt gar keinen Juan d'Estree! Aber hören Sie weiter. Ich wollte aufspringen, ihr beizustehen, sie zu trösten, aber ich konnte kein Glied rühren. Und der Kranz auf meinem Kopfe wurde so schwer und kalt, und die Blumen flüsterten immer: „Die Estrees vergeben nicht,“ und eine Schlange kroch über mich weg; o! es war schrecklich, schrecklich, todt zu sein, und nicht für Jahre meines Lebens möcht' ich das noch einmal träumen! Aber wirklich, Rosalje! Sie sind krank,“ unterbrach Mariquitta sich plötzlich. Rosaljens zum Einfädeln der Nadel erhobenen Hände sanken zum dritten Male kraftlos auf ihre Arbeit; ein Fieberfrost durchschüttelte ihren ganzen Körper, und ihre Stirne war mit schweren kalten Tropfen bethaut. „Nein, nein! Ich bin ganz gesund,“ behauptete sie aber dennoch.

„Ich kann es kaum glauben,“ erwiderte die Marquise besorgt. „Wenn Sie aber krank sind, liebe Rosalje, so verlasse ich Sie keinesfalls.“

„Ich bin ja nicht krank, glauben Sie mir doch!“ entgegnete Zuffer Jnders, indem sie ihre bleichen Lippen zu einem Lächeln zwang. „Aber ich glaube, es ist Zeit für Sie, den — den Weg anzutreten. Ihr Beschützer wartet gewiß schon.“

„Meinen Sie? Nun, so sei's denn! und möge Gott mich behüten.“

Rosalje holte die kleine Reisetasche herbei und warf eine seidene Mantille über das weiße Kleid der Flüchtenden, deren liebes Gesicht sie auf Erden nicht wieder erblicken sollte.

Mariquitta schlang noch einmal die Arme um Rosaljens Nacken und flüsterte, eine Thräne der Wehmuth im Auge, ihren Abschied.

„Leben Sie wohl, meine theure Freundin! Vergessen Sie mich nicht; und tausend, tausend Dank für die Geduld und Güte, welche Sie mir in dieser schweren Zeit erwiesen haben, die ich Ihnen nie vergelten kann —“

Sie ging bis zur Thüre, dort, sich noch einmal umwendend, rief sie unter Thränen lächelnd: „Sorgen Sie recht für Ihre Gesundheit, Rosalje! mir zu lieb! und auf ein frohes Wiedersehen!“

Die Thüre schloß sich. Rosalje machte eine Bewegung, als wolle sie ihr nachstürzen; ihr Mund zuckte, aber kein Laut kam über die schneeweißen Lippen. Sie rang in namenloser Qual die Hände.

„O Karl, Karl! Dein Glück ist theuer erkauft,“ stieß sie endlich bebend hervor. „Meine Ruhe auf Erden — meine Seligkeit drüben —“

Das kräftige Weib brach bewußtlos zusammen.

Mittlerweile stand Jan Wilkens, seines Opfers harrend, unter der einsamen Eiche im Thal. Es war ein herrlicher

Abend, der Himmel so still, so klar, eine unergründliche tiefe Wölbung über den Tempelsäulen der Ardenen. In seiner Mitte stand ein großer Stern umflossen von unzähligen Strahlen, so hell, daß er allen Gegenständen einen Schatten verlieh. Langsam zog hinter den Tannenwäldern der Vollmond herauf; die Vögel zwitscherten leise; der Abendwind fächelte mit weichem Flügel die müde Natur und streifte die Wange des jungen Mannes, der in kurzer Zeit alle diese Friedensszenen zu Zeugen eines Mordes machen sollte. Jan Wilkens horchte ängstlich. Kam sie, kam sie nicht? Vielleicht kam sie nicht! Sein Herz schlug zum Zerspringen bei diesem Gedanken. Vielleicht hatte sie Verdacht geschöpft, und — doch nein! das war ihr Schritt! Ein weißes Kleid schimmerte durch die Büsche, ein paar kleine Füßchen raschelten in den dünnen Blättern des vergangenen Herbstes, und die Erwartete stand vor ihm. Als sie der Freiheit entgegeneilte, da hatte der Pförtner der Anstalt sie zurückgehalten; um sie dem Verderben zu entziehen, streckte keine Hand sich aus.

„Hier bin ich, Sennor! Habe ich auf mich warten lassen?“ fragte sie in spanischer Sprache.

„Nein, Sennora, wir kommen immer noch früh genug!“

Sie stiegen den Berg hinan, beide schweigend. Mariquitta begriff, daß die tiefste Stille zu ihrer Sicherheit erforderlich sei. Nach einer Stunde erreichten sie das öde Plateau, l'antel du diable. Der Vollmond war aufgegangen und sein zauberisches Licht erhellte die schauerlichste Wildniß, welche je die wilde Phantasie des Malers oder die wildere der Natur geschaffen hatte.

Eine weite Lichtung, auf drei Seiten von engverwachsenem Wald umgeben, links ein verrufener Hohlweg, rechts der gährende Abgrund, wie zum Hohn von ein paar elenden Brombeersträuchern maskirt. Hart und grell fiel das scharfe Mondlicht auf die weite Fläche mit dem graugelben steinbesäeten Boden, auf welchem kein Grashalm sproßte. In der Mitte erhoben sich die gespenstigen Umrisse von drei seltsam geformten Steinblöcken, den Teufelsaltären. Hier waren in grauer Vergangenheit zur Zeit des Vollmonds den heidnischen Gottheiten Menschenopfer dargebracht worden, und ein rohes Holzkreuz auf dem mittleren der Altäre sprach von dem Blute, welches vor kurzem geflossen war; moderte dort vielleicht noch eine Leiche? oder weshalb flatterten die Raben so gierig um die verrufenen Steine? Seit Jahren hatte kein rechtlicher Mensch, nur der vogelfreie und sein Opfer die schauerliche Einöde betreten. Es führte auch kein Weg dahin, die Flüchtlinge waren schon lange durch das Holz selbst geschritten. Standhaft hatte Mariquitta alle Mühseligkeiten der Flucht ertragen, doch als ihr Blick auf dieses grauenvolle Plateau fiel, hastete unwillkürlich ihr Fuß am Boden.

„Was haben Sie?“ fragte Wilkens, der ihr Zögern bemerkte. „Fürchten Sie sich?“

„Nein. Es war mir nur, als ob meine todtte Mama dort hinter dem Felsen stände und mir winkte, nicht weiter zu gehen.“

„Unfinn! Sie werden einen Nebel gesehen haben.“

„Gewiß! Ich weiß ja wohl, daß es nichts ist.“ Aber das arme Kind konnte sich doch noch nicht entschließen, weiter zu gehen.

„Wenn Sie sich fürchten, Sennora, so lassen Sie uns umkehren.“

Sie antwortete nicht gleich. Die ganze blinde Verwegenheit ihres Beginuens, die ganze Thorheit, sich so hilflos in die Hände eines Fremden geliefert zu haben, ward ihr jetzt erst klar, und weshalb führte er sie gerade an diesen Ort? Aber sie war zu unerfahren, zu edelmüthig, um länger als einen Moment zu zweifeln.

„Nein, Sennor,“ sagte sie nach einer Weile, „es wäre ein schlechter Dank für Ihre Großmuth, wenn ich um einer kleinen Unannehmlichkeit willen von einer Sache abstehe wollte, für die Sie so viel geopfert haben. Ich will versuchen, mich nicht zu fürchten,“ setzte sie mit erzwungenem Lächeln hinzu. „Nur haben Sie Nachsicht mit meiner kindischen Schwäche, Erlauben Sie mir, Ihren Arm zu nehmen und die Augen zu schließen. Dann will ich mir einbilden, wir gingen durch einen freundlichen Park; wenn ich das Schreckliche nur nicht zu sehen brauche, so ist alles gut.“

(Fortsetzung folgt.)

## König Viktor Emanuel am deutschen Kaiserhofe.

Nachdruck verboten.  
Jel. v. 11. VL. 70.

(Zu dem Bilde auf Seite 69.)

Ich weiß mich noch sehr gut zu entsinnen, daß König Viktor Emanuel einst für einen ausgemacht schönen Mann galt, für das Musterbild eines jungen chevaleresken Monarchen. Seine Tapferkeit, seine Kühnheit als Reiter, Jäger und Soldat bewunderte ganz Italien, und dieser Ruf flog auch über die Alpen zu uns, wo es dazumal noch recht altväterisch herging, und wo man sich nach jungen frischen Kräften sehnte, meinend, sie seien im ergrauten Deutschland überhaupt nicht mehr zu finden. Mit den Eigenschaften des Geistes sollten an dem jungen Könige nothwendiger Weise auch die äußeren Hand in Hand gehen, und als die Zeitungen im Jahre 61 oder 62 einmal die wahre oder Tendenzankbote brachten, daß die Florentiner Gerichtshöfe einer vornehmen Dame den Prozeß gemacht, weil sie behauptet hätte, der Re galantuomo sähe aus wie ein Viehstrecker, da erhob sich in den Kreisen, die dem jungen Italien besonders hold waren, ob der ganz fälschlich geschmähten Mänerschönheit des Königs große Entrüstung.

Aber welch Staunen, als der König Ehrenmann nun in höchsteigener Person seinen Einzug in die norddeutsche Residenz hielt! Das dunkelbraune Gesicht, der tief schwarze sonderbare Schnauz- und Knebelbart, die großen aber doch stehenden Augen, die kurze aufgeworfene Nase, die starken Lippen, die vielen Furchen im Gesicht, das alles konnte wirklich weit eher an einen Berghirten aus den Abruzzern oder Karpathen erinnern, als an den König, der über Italien, über das Land der Schönheit, herrscht.

Wer dachte daran, daß König Viktor Emanuel, der jugendliche Kavaliere, mittlerweile ein Fünfziger geworden ist, und daß eine Zeit voll Ernst und Kampf an ihm genagt hat! Man war ganz entschieden enttäuscht, die Damentwelt natürlich am meisten. Das Ungewöhnliche des Teints, welcher mit dem des Schah von Persien ohne Scheu wetteifern darf, trug übrigens sehr viel zur Herabstimmung des Urtheils bei. „Ach, er ist ja gar nicht schön!“ seufzte das zarte Geschlecht, und da die Schönheit ja auch nur für Frauen Tugend ist, für den Mann aber eine ganz überflüssige Zuthat, so scheute sich keine, das auszusprechen. Ja, hier und dort, zumal wo man glaubte, in Viktor Emanuel doch immer noch einen homo novus, eine „fragwürdige“ Gestalt zu sehen, war man gar geneigt, sich ein wenig über ihn lustig zu machen.

Allein König Viktor Emanuel hat — das muß man offen anerkennen — auch die Widersacher und Spötter allesammt glänzend aus dem Felde geschlagen und ist von Berlin reicher an Siegen heimgezogen, als aus den Kampagnen, in denen sein ernster tapferer Willen die Mängel der soldatischen Erziehung in seinem Heere nicht zu ersetzen vermochte. Seine Triumphe bei dem Berliner Besuche aber verdankte er lediglich dem Ernste und dem Takte, mit welchem er auftrat.

Etwas hatte Nasr-ed-din doch die Fürstenbesuche außer Kredit gebracht; die harmlose Unumstößlichkeit, mit der er sich hier benahm, gab allzu viel Stoff zum Lachen, das machte die Rolle seines Nachfolgers gewiß nicht leichter. In König Viktors Gesicht aber lag, gleich als er sich hier zeigte, die Ruhe des einfachen tüchtigen Mannes, der zwar nicht durch sein Auftreten blendete, aber doch allgemach zu imponiren verstand.

Die knappe blaue Uniform, selbst das vielverrufene Mittelband von Hut und Helm, das er trug, zeigten, wenn sie ihn auch nicht besonders gut kleideten, doch recht den muskulösen Bau seiner mittelgroßen Gestalt, der es durchaus nicht an Elastizität gebricht. Königliche Würde begleitete ihn aber unwandelbar. Kein Lächeln spielte um seine Lippen, aufmerksam verfolgten seine Blicke alles Sehenswerthe. Erstauulich war es dabei, wie genau er sich über die Regeln unserer Etiquette am Hofe und in der Armee orientirt hatte und wie er sich streng darin bewegte. Er grüßte nach preussischer Norm jeden Officier, jede Fahne, wenn er die Front der Truppen herabschritt, und erfüllte alle Vorschriften so exakt wie ein preussischer General, der seine Regimenter inspizirt. Damit erntete er auch des Kai-

fers unverhohlenen Wohlgefallen. Unwillkürlich mußte dies das erste Debüt des Schah ins Gedächtniß zurückrufen.

Als Nasr-ed-din im Schloßhofe aus dem Wagen stieg, machte er Miene, ohne weiteres auf den Eingang zu seinen Gemächern loszusteuern und die wachhabende Gardebatterie keines Blickes zu würdigen. Das verdroß unseren Soldatenkaiser doch augenscheinlich, und mit einem Griffe, der gar nicht mißzuverstehen war, bot er dem Perser seinen Arm und führte ihn an der Front hinab. Heinrich Heines:

Doch wenn Du meine Berse nicht lobst,  
Laß ich mich von Dir scheiden

fiel mir damals lebhaft ein, und dieser alten guten Lebenswahrheit hat Viktor Emanuel in vollem Maße, aber auch aus vollem Herzen Rechnung getragen. Bekannt ist seine Abneigung gegen alles Ceremonielle. Das Bewußtsein dieser Abneigung mag ihn nun gerade besonders ängstlich in der Beobachtung der Formen gemacht haben, allein es verräth das doch auch eine Pietät, welche hohe Achtung verdient. Unserem greisen Monarchen zeigte der König diese Pietät überall in feingefühlter Art und Weise.

Daß er vornehmlich Soldat ist, seiner persönlichen Neigung und der Ueberzeugung folgend, das locker zusammengefügte Italien müsse zunächst durch das Band straffer soldatischer Erziehung gehalten werden, daraus macht er keinerlei Hehl. Es war auffallend, wie er sowohl bei den Paraden, als auch bei den Exercitien im Feuer, die ein Bataillon, eine Eskadron und eine Batterie der Garde auf dem Moabiter Exercirplatze vor ihm ausführten, sogleich den Fachmann herauskehrte und sich weit weniger in seiner Eigenschaft als der gefeierte Monarch zeigte. Er ritt durch die Glieder hindurch, alle Bewegungen, die Ausrüstung und die Haltung der Leute scharf betrachtend, und sich oft trennend von der großen Wolke der glänzenden Suite, in welcher sich, wie immer, auch diesmal die Frau Kronprinzessin in der Uniform ihres Husarenregiments befand, den allbekannten Lieblingsstimmeln reitend. Die Handhabung der Geschütze, die Manipulationen der am Boden liegenden Tirailleurs, alles besah er so gründlich, daß man seine Mühe, etwas zu lernen, unschwer erkannte. Den ehrgeizigen kriegerischen Monarchen haben dabei ohne Zweifel die Wünsche, auch sein Heer auf eine solche Stufe zu bringen, im tiefsten Innern bewegt; denn der Feldherrnrühm ist ihm ja trotz aller Erfolge, die Italien zu Gute gekommen sind, eigentlich ver sagt geblieben.

Ein prachtvolles militärisches Schauspiel wurde ihm übrigens in Potsdam geboten, wo am 24. September eine Parade der gesammten, noch durch drei aus Berlin herübergekommene Gardebatterien verstärkten Garnison stattfand. Auf dem kleinen Platze zwischen dem Lustgarten, dem Stadtschloße und dem königlichen Marstalle, jenem historisch denkwürdigen Fleck Erde, auf dem des großen Königs Adlerblick so oft seine Gardemusterte, waren an 4000 Mann aller Waffen in den strahlenden Uniformen zu dicht gedrängten Massen formirt, um sich geschickt aus dem Knäuel für den Vorbeimarsch zu entwickeln und bei dem Könige von Italien, der heute hoch zu Ross auf prachtvollem rothen Sattelzeuge in silbergesticktem Waffenrocke, den wallenden Haarbusch am Helme, echt südländisch-romantisch aus sah, zu defiliren. Auch hier unterrichtete sich der hohe Gast über alles, und die Vorliebe, mit der er an den Orten weilte, die durch König Friedrichs Leben geweiht worden sind, sprach deutlich für die Richtung seines Geistes. Die Geschichte Sardiniens und Preußens sind freilich auch nicht ohne Analogieen und bieten dem Vergleiche Stoff genug. In Friedrich des Großen Grabe, dem er natürlich einen Besuch abstattete, weilte der König andachtsvoll, minutenlang in sein Sinnen verloren, und tiefbewegt verließ er diese für das deutsche Vaterland so theure Stätte.

Auch seinen weibmännischen Passionen wurde durch die glänzende Hofs Jagd, welche Kaiser Wilhelm am nächsten Tage in dem schönen Joachimsthaler Forst bei dem Schlosse Huber-

tustod veranstaltete, Genüge gethan, und hier zeigte sich der königliche Gast einmal auch äußerlich in sehr vortheilhafter Gestalt. Als der Jagdwagen, der ihn und seinen kaiserlichen Wirth von der Eisenbahn zum Jagdreviere führte, vor dem Schlosse hielt, sprang er gewandt und leicht vom Wagen, warf den Mantel ab und bot dem Kaiser ritterlich die Hand zum Aussteigen. Ein kurzer Rock von schwarzem Sammet und gleiche Weste, beides mit großen weißen Knöpfen, ein breiter leinener Kragen, der um den Hals herum zu den Schultern herniederfiel, ein dunkler Hut mit Feder und Eichenlaub zur Seite, fest nach Jägerart aufgesetzt, graue Lederbekleider und hohe Kniestiefeln — so angethan gab er vollkommen das Bild des südländischen Bergschützen. Damit harmonirte alles übrige, Gesichtsausdruck und Bewegungen, und man war versucht, zu bedauern, daß er die Uniform nicht ein für alle Mal mit dieser kleidbaren Tracht vertauschte. Sein starker Arm und sein sicheres Auge führten übrigens die Büchse so gut, daß er nicht weniger als 10 Hirsche, 4 Althiere und 3 Stück Dammwild erlegte, ohne einen einzigen Fehlschuß zu thun. Aber in den Berggründen des Mont Cenis hat er auch bei der Verfolgung von Steinbock und Gemse als Jäger eine so harte Schule durchgemacht, wie nur irgend ein Waidmann seiner Gebirgsheimat.

Die Jagd, zumal die Besichtigung der „Strecke“ bei Fackelbeleuchtung auf dem von mächtigen Eichen umstandenen Platz am Schlosse und die Heimfahrt durch den von lodernnden Feuern, Lampions und tausenden von bunten Lichtern erhellenen Wald, am Ufer des schönen Werbellin-Sees entlang — das alles bei dem wundervollsten Herbstwetter, gab ein herrliches Fest, von welchem der Gast sicherlich noch lange Zeit eine wohlthuende Erinnerung bewahren wird.

Sein Ernst, seine ruhige Männerwürde verließ den König auch dabei nicht, und eher möchte man an nordisch kaltes Blut in seinen Adern glauben, als an das Temperament des Südens. Selbst im Theater blieb er so, trotz der lebhaften und augenscheinlich auch ihn interessirenden Unterhaltung, welche die Kronprinzessin mit ihm führte. Er sprach schnell und voll Theilnahme, allein die lebhafte Beweglichkeit seines Volkes trat sonst in nichts hervor. Dies gemessene Wesen aber zeichnete ihn nur aus. Die originelle Anerkennung, welche ihm eine Dame der hohen Aristokratie zollte, als sie begeistert ausrief: „Wer seine Häßlichkeit mit solcher Würde trägt, ist doch ein schöner Mann,“ bekundet, daß die Wahl, die er in seiner Haltung getroffen, an keiner Stelle den Eindruck verfehlte. Und sicherlich ist auch nicht bloß äußerliche Form, die er mühsam handhabte, sondern Natürlichkeit, welche mit seinem inneren Menschen völlig harmonirt, auf diesen die günstigsten Streiflichter werfend.

Seine maßvolle Ritterlichkeit gegen die Damen des Hofes erhielt ebenso allgemeines Lob, als früher die etwas extravagante Galanterie des Perserkönigs Mißfallen. Auch König

Viktor Emanuel ist sicherlich nicht unempfänglich für Frauenschöne — entlockte ihm doch der Anblick der Gräfin S. .... den halblauten Ausruf „saprissi, qu'ello est belle“. Indessen ein Respekt und eine achtungsvolle Zurückhaltung, die unserer Zeit schon sehr zu mangeln beginnt, war ihm stets eigen, wenn er mit Frauen verkehrte, auch in den allermindesten Kleinigkeiten.

Diese vielen guten Eigenschaften sind verbunden mit der ihm anezogenen Einfachheit in der Lebensweise, die ihn z. B. den Wein fast ganz vermeiden läßt. Selbst in der Speise ist er überaus mäßig; wunderlicher Weise nimmt er nur, ehe er sich kurz vor Mitternacht zu Bette legt, eine starke Mahlzeit, während er tagüber von etwas Kaffee oder Chokolade lebt. Darin aber bleibt er so consequent, daß er selbst bei den Festtafeln am Hofe nie seine Serviette vom Teller nahm, sondern nur Conversation machte. Und doch ist ja bekannt, daß er einmal mit vollem Ernste und fast trübe gestimmt darüber grübelte, ob er wol Manns genug sei, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, wäre er nicht gerade König von Italien.

So spricht der einfache, ernste Mann überall aus ihm, gewiß aber ist er nicht lediglich Soldat und Jäger; denn für alles, was ihm hier an Kunst und Wissenschaft entgegentrat, zeigte er gleichfalls Interesse. Darf man danach urtheilen, daß er z. B. bei seinem Besuch des Aquariums, als er „Molly“, den wolbekannten Schimpanse, sah, sich über Darwins Theorien in Bemerkungen erging, so könnte man annehmen, daß selbst ein Stück Gelehrter oder Naturforscher in ihm steckt. Vielseitige Fähigkeit des Geistes und Urtheil über die verschiedenen Gebiete des öffentlichen Lebens können ihn auch allein die großen und sehr wechselvollen Krisen, die sein Vaterland in den letzten Jahrzehnten durchmachte, glücklich haben überstehen lassen, mag immerhin sein Wissen eng begrenzt sein. Der Tact, den er in seinem persönlichen Verhalten bewies, ist auch in seiner Politik wiederzufinden, für die ihm freilich das Schicksal einen trefflichen Lehrmeister gab.

Der Empfang, der ihm in Berlin zu Theil wurde, hat König Viktor Emanuel augenscheinlich in hohem Maße zufrieden gestellt, das drückte er deutlich beim Abschiede aus. Der Kaiser begleitete ihn selbst auf den Görlitzer Bahnhof und beide Monarchen umarmten sich dort in der herzlichsten Weise. Selbst als er seinen Platz im Wagen schon eingenommen, reichte der Scheidende unserem greisen Herrscher noch mehrmals die Hand, wie ein Reisender, der von einem ihm schnell lieb gewordenen Orte nur mit schwerem Herzen Abschied nimmt. Darum wird Viktor Emanuels Besuch in Berlin gewiß nicht bedeutungslos bleiben, selbst wenn Bismarck und Minghetti keine neuen Zukunftspläne geschmiebet haben. Vertrauenswürdig und vertrauensvoll, so war des König-Ehrenmannes Erscheinung, und solche Männer vergessen Eindrücke, die sie einmal wirklich tief empfunden, nicht wieder. W. von Dünheim.

## Mus Hermann Jambérns Leben.

Von ihm selbst niedergeschrieben.

Nachdruck verboten.  
Jel. v. 11./VI. 70.

### II. Lehrzeit im Orient.

Wer vermag wohl die Gefühle eines kaum 22jährigen jungen Mannes zu schildern, der dem Ziele seiner heißersehnten Wünsche entgegenseit, der bisher vom Schicksal wunderbar umhergetrieben, nun mit 15, sage fünfzehn österreichischen Gulden in der Tasche, ein noch unbestimmtes Leben in der weiten Ferne aussuchte, unter einem fremden Volke, das rau und wild, sich jetzt eben dem Westen zu nähern begann. Auf den hochgehenden Wogen meines Gemüthes trieben Furcht und Hoffnung, Neugierde und Schmerz bunt durcheinander. Niemand hatte mich bis zum Schiffe begleitet, kein freundlicher Händedruck, kein heißer Mutterkuß gaben mir auf meinen weiten Weg das Geleite.

Ich hätte wohl Ursache gehabt, sehr verstimmt zu sein, ich war es auch ein wenig; doch kaum hatte ich mich auf dem Verdecke des Schiffes mit in das Völkercaleidoskop, welchem

man bei einer Reise auf der untern Donau begegnet, gemischt, kaum fand ich Gelegenheit, serbisch, italienisch, türkisch und sonstige Sprachen, die für mich nur in der Theorie existirten, zu sprechen, als jener Schatten des Mißmuthes allmählich schwand. Nun war ich in meinem Elemente.

Hierzu kam noch, daß ich in Folge meines geläufigen Parlirens ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde, da der Polyglott von der Menge immer angestaunt wird. Man schloß einen Kreis um mich, wollte meine Nationalität errathen und hegte Zweifel, wenn ich behauptete, daß ich nie in der Fremde gewesen wäre.

Wir machte natürlich die gaffende Menge recht viel Spaß, aber auch praktische Vortheile gewährten mir diese Rundgebungen des Urtheils der Mitreisenden; denn wenn zu Tische geläutet wurde und ich mit verstärkter Miene auf dem Verdecke zurückbleiben wollte, da fand sich immer irgend ein begeisterter

Sohn Merkurs, der den sogenannten Wunderjüngling mit sich nahm und ihm seine Zechen bezahlte.

Fehlte es an solchen Magenpatronen, so schlenderte ich vor der Thüre der Schiffsküche, deren Meister zumeist Italiener sind, umher. Einige Stanzas aus Petrarca oder Tasso waren genug, um die Aufmerksamkeit des „cuoco“ (Koch) auf mich zu lenken. Eine Konversation in reinem Toskanisch wurde begonnen, und das Endresultat war eine gut gefüllte Schüssel mit Macaroni oder Risotto, der eine Krone von Fleisch oder Braten angefügt war. „Mille grazie, signore“ (tausend Dank, mein Herr) hieß so viel, als daß ich abends um die Fortsetzung kommen werde. Der gute Italiener schob sein Leinwandbarett zur Seite, lachte ein wenig, und seine Antwort: „Kommen Sie nur, wenn's beliebt,“ war ein Beweis, daß die Saat meines linguistischen Experimentes nicht auf unfruchtbaren Boden fiel.

So war meine glückliche, gute Laune mir immer eine treue Helferin in der Noth, und im Vereine mit der Zunge konnte sie selbst da vieles entlocken, wo die Versuche anderer fruchtlos geblieben wären.

So erreichte ich Galatz, ein verkommenes, schmutziges Nest noch heute, viel verkommener und elender aber in der damaligen Zeit. Während der Reise auf der untern Donau nahm selbstverständlich das rechte Donauufer mit den türkischen Städten und der türkischen Bevölkerung mein Interesse ganz in Anspruch. Jeder aufs Schiff tretende langbärtige besturbante Reisende war mir ein neues Blatt fürs praktische Studium und zugleich ein neuer Gegenstand meiner freudigen Aufregtheit.

Ging die Sonne unter und saßen, oder besser gesagt, knieten die Rechtgläubigen in der ihnen eigenen zerknirschten Stellung zum Gebete nieder, dann begleitete ich jede Bewegung ihres Körpers mit einer fieberhaften Spannung, lauschte die selbst ihnen unverständlichen arabischen Worte ihren Lippen ab, und nur wenn sie geendet, athmete ich wieder frei auf.

Dieses an den Tag gelegte Interesse konnte natürlich den fanatischen Muselmännern nicht entgehen. Man lebte damals im Zeitalter der ungarischen Flüchtlinge. Einige hunderte meiner Landsleute waren zum Scheine zum Islam übergetreten. Im türkischen Volksglauben hieß es, das ganze Magyarenvolk werde Mohammed als seinen Propheten anerkennen; und fand man irgendwo einen Madscharli, so erwachte im Nu das Feuer der Proselytenmacherei.

Ein solches oder ähnliches Interesse muß auch jener Freundschaft zu Grunde gelegen haben, welche einige Türken aus Widin, Rußschuk und Silistria mir schon während der Reise nach Galatz bezeugten. Möglicherweise ist meine Muthmaßung ungerechtfertigt und mag es auch wohl sein, daß diese Sympathien durch jenes osmanische Nationalgefühl erregt wurden, welches man damals allenthalben den durch Rußland besiegten Magyaren zeigte. Wie dem auch sei, dieses Verhältniß kam mir nicht nur während der Fahrt, sondern auch, wie meine Leser sehen werden, während meines ganzen Aufenthaltes in der Türkei recht gut zu Statten.

Von der Neugierde zu den halbasiatischen Türken hingezogen, waren es auch diese Reisegefährten, welche mich in die orientalische Welt eingeführt hatten. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich nach Verlauf einiger Tage des Zusammenlebens mit ihnen in der türkischen Sprache solche Fortschritte gemacht hatte, daß ich in Galatz einem Landsmanne schon als Dolmetscher zu dienen vermochte.

Meine Fahrt von Galatz nach Konstantinopel fand bereits in einer überwiegend orientalischen, ich kann wohl sagen, mohammedanischen Gesellschaft statt. Daß ich auf dem letzten Platze des Schiffes, auf dem Verdecke nämlich, und auch da halb umsonst reiste, wird der Leser wohl leicht errathen. Ich legte meinen dünnen Ranzen nahe zum Gepäcke des geschlossenen Kreises der Türken, von denen die meisten sich auf der Pilgerfahrt nach Mekka befanden, und war höchst ungeduldig ob des erhofften Anblicks des Meeres, das ich nun zum ersten Male zu Gesichte bekommen sollte.

Wer das Meer aus Byron's Seescenen, aus Camoens Lustiade oder aus Tegner's Frithjofsage kennen gelernt, der wird keineswegs von alltäglichen Gefühlen beschlichen werden, wenn er sich zum ersten Male im Leben auf der unabsehbaren Wassermasse, und noch dazu auf dem Euginus schaukelnd fortbewegt. Eine Stunde von den Sulinamündungen entfernt, träumte ich beim Anblicke der schrecklichen Erhabenheit des Meeres, ungestört von den tiefen Kehllauten und wilden Seufzern, welche in Folge des schwankenden Ganges des Schiffes von mehreren Seefranzen in meiner Umgebung ausgestoßen wurden.

Meine Gesundheit hatte Vater Poseidon nicht im mindesten beeinträchtigt. Ich hatte leider nur etwas mehr Appetit als gewöhnlich, und nur die empfindliche Kühle des Abends — wir waren damals im April — hatte mir das Blut mehr als genug abgekühlt. Trotz der gütigen Fürsorge eines Türken, der mir einen überflüssigen Teppich als Nachtdecke zur Verfügung stellte, fing ich dennoch bald zu frösteln an, und erst nachdem sich das Auge an dem hellbesterten Firmament lange geweidet hatte, schlief ich ein.

Es mag ungefähr Mitternacht gewesen sein, als ein fürchterlicher Donner und Blitz, noch mehr aber ein heftiger Platzregen mich etwas unsanft aus meinen Träumen weckte. Bei Tage hatte ich mich nach einem Sturm auf dem Meere gesehnt, die Nacht sollte mir nun einen solchen beschereen, und ich muß es gestehen, daß dieser in der That ganz darnach angehan war, meine romantisch gestimmte Natur in vollem Maße zu befriedigen.

Wie pochte mein Herz da, als das Schiff auf den gethürmten Wellenbergen gleich einer leichten Gazelle auf und nieder hüpfte! Das Krachen der Balken, das Heulen des Windes, in das sich das Jammergeschrei meiner kranken Reisegefährten mengte, das fortwährende Mahrufen meiner Umgebung, nichts hatte bei mir den poetischen Glanz zu bannen vermocht, in welchem mir diese in Wirklichkeit doch profaische Scene erschien. Nur der kalte Schauer, der mich bis auf die Haut durchnäßte, zwang mich, meinen Platz zu verlassen.

Ich stand auf, um mich durch einen Spaziergang zu erwärmen; bei dem Chaos von hingestreckten Beinen, Reisebindeln, Gewehren, Turbanen u. c. war dies jedoch nicht möglich, und mit Sehnsucht blickte ich auf den neben uns offenen Raum, welcher für die Passagiere erster Klasse zur Verdeckspromenade reservirt war. Hier bemerkte ich im Dunkeln einen Mann hurtig auf und ab gehen. Ich dachte anfangs, mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen; doch da mir hierzu der Muth fehlte, so wollte ich seine Aufmerksamkeit auf eine andere Weise auf mich lenken und fing inmitten des Sturmes irgend ein mir bekanntes Epos zu deklamiren an. Die Wahl fiel auf Voltaires Henriade.

„Je chante ce héros qui régna sur la France.

Et par droit de conquête et par droit de naissance!“ \*)

brüllte ich inmitten der finsternen Nacht, und ich mochte kaum einige Strophen zu Ende gebracht haben, als der beneidete erste Klasse-Reisende stehen blieb, und nachdem er einige Zeit mit lauschendem Ohre bei einem Türkenhaufen verweilt hatte, sich mit mir in eine Konversation einließ.

Bei einem Ceremonienmeister wie Voltaire werden Fragen über Ursprung und Stand wohl überflüssig. Erst des Morgens entdeckte ich, daß die in nächstlichen Schatten gehüllte Gestalt ein Belgier von Geburt, ein Diplomat von Beruf war und nun als Gesandtschaftssekretär auf einer Reise nach Konstantinopel sich befände.

War der Mann schon in der Nacht von der Deklamirwuth eines ganz durchnäßten Verdeckreisenden ziemlich überrascht, so war seine Betroffenheit, als er mich beim Tageslichte in meinem ärmlichen Anzuge sah, noch größer. Er schien demungeachtet keine schlechte Meinung von mir zu haben, denn er forderte mich auf, in Pera ihn zu besuchen, und versprach mir seinen Schutz so weit als möglich angedeihen zu lassen.

Von Varna nach Konstantinopel hatten wir das aller-

\*) Ich besinge jenen Helden, der über Frankreich herrschte, sowohl nach dem Rechte der Eroberung, wie nach dem der Geburt.

schönste Wetter, und die Fahrt war so reizend, wie sie nur sein kann. Die Einfahrt durch die jedenfalls anmuthigste Wasserstraße der Welt, vulgo Bosphorus genannt, die selbst ein prosaisch gestimmtes Gemüth ergreift, versetzte mich, wie sich leicht denken läßt, in die höchste Begeisterung. Nur als ich in dem dichten Masten- und Flaggenwald des „goldenen Hornes“ umherblickte und mich sozusagen in die Mitte der großen Welt versetzt sah, besonders aber als der Kreis meiner Reisegefährten sich auflöste und alles mit seinem Gepäck in verschiedenen Richtungen dem Lande zueilte, ja nur dann fing meine Verlassenheit an, mich jaghafter zu stimmen, und es wurde mir bange und unheimlich zu Muth.

Von den 15 Gulden, die ich von Pest mitnahm, war mir eben so viel übrig geblieben, um das Boot zu bezahlen, das mich ans Land brachte. Nun setzte ich den Fuß auf türkischen Boden, wenn auch nicht mit leichtem Herzen, doch sicherlich mit leichtem Beutel; schlenderte aber demungeachtet mit ziemlicher Sorglosigkeit die enge Gasse entlang, die zur Anhöhe von Pera führt.

Wo wirst Du denn schlafen, was denn essen, was überhaupt denn anfangen? waren Fragen, die ein besonneneres Alter, ein minder abenteuerliches Temperament an sich selbst gestellt hätten; doch Begeisterung ist blind; und eben war ich mit dem Entziffern einiger türkisch beschriebener Schilder beschäftigt, als ein Fremder — es war ein Ungar — durch das von meinem ungarischen Hute herabwallende lange Band neugierig gemacht, an mich herantrat. Er befragt mich in italienischer Sprache über meine Herkunft, das Ziel meiner Reise, und als ich ihm geantwortet, fing er als Landsmann und politischer Flüchtling selbstverständlich ungarisch zu sprechen an, und groß war beiderseits unsere Freude.

Herr Büspöki war daheim ein biederer Handwerker; in der Türkei hatte er in den verschiedenen Aemtern eines Linienofficiers, Marktendens im Krimkriege, eines Rechnungsofficialen auf dem Schiffe, und schließlich als Koch abwechselnd seinen Lebensunterhalt gefunden. Als ich ihn traf, war er Koch und bewohnte ein ärmliches Stübchen zu ebener Erde in dem schmutzigen Stadtviertel hinter den Mauern des englischen Gesandtschaftspalais; ein Stübchen, dessen sämmtliches Mobiliar aus einer der Wand entlang sich hinziehenden Matraße bestand, die er auch in der Folge mit mir echt brüderlich theilte.

Die erste Nacht auf diesem Lager ist mir unvergeßlich. Mein gastfreundlicher Landsmann schlief schon fest, als ich noch immer, über den sonderbaren Beginn meines türkischen Lebens nachsinnend, die Augen nicht schließen konnte. Plötzlich hörte ich, wie der eine und bald darauf der andere meiner Stiefeln von selbst sich in Bewegung setzten.

„Freund,“ rief ich leise, bald wieder laut, „ich glaube, man schleppt meine Stiefeln fort.“

Ein leises Brummen war die Antwort. Ich wiederholte die Bemerkung, als der gute Mann halb mißmüthig ausrief: „Ach, schlafen Sie doch, es sind nur die Ratten, die spielen!“

Schön, dachte ich, in der That, ein amüsantes Spiel, vorausgesetzt, daß sie mir nicht meine Fußbekleidung zernagen, und schlief auch bald darauf ein.

Ungefähr drei Nächte hatte ich in dieser elenden Spelunke zugebracht. Fernere Bekanntschaft mit meinen Landsleuten verschaffte mir bald ein Unterkommen in den Kämmligkeiten des damals schon so ziemlich öde stehenden „magyarischen Vereines“. Hier gab es wohl weniger spielende, aber desto mehr hüpfende Thiere, und als ich eines Abends von der Kühle der Nacht geplagt, den Sekretär des Vereines um eine Bettdecke ersuchte, da nahm er die Tricolore von der Stange und übergab mir sie mit folgenden rührenden Worten:

„Freund! Diese Fahne hier hat einst so viele zum Kampfe angefeuert, sie selbst war einst voll des Feuers, träume nur von glorreichen Schlachten, vielleicht wird sie auch Dich erwärmen.“

Und war es nicht spaßig genug; ich warf den alten Fexen um den Leib, fröstelte wohl noch eine Zeit lang, schlief aber schließlich dennoch ein.

So vergingen denn wieder einige Tage. Der Kreis meiner Bekanntschaft hatte sich allmählich erweitert, der Gegenstand,

wodurch ich meiner Umgebung auffiel, war wie überall meine so bunte Sprachkenntniß, und besonders ward ich angestaunt, weil ich, ohne je in der Türkei gewesen zu sein, in der Sprache des Landes geläufig konversiren und lesen konnte. Der allernatürlichste Beruf, dem ich mich hier, um mein alltägliches Leben fristen zu können, widmen sollte, war Unterrichtsarbeiten in den verschiedenen landesüblichen Sprachen. Geschriebene Annoncen wurden vertheilt; und die erste Lektion, die ich geben sollte, war sonderbarer Weise in der dänischen Sprache.

Und wen, glaubt der Leser, hatte ich zu unterrichten? Keine geringere Persönlichkeit als den ersten Sekretär der königlich dänischen Gesandtschaft in Konstantinopel, der ein Levantiner von Geburt, die Sprache seiner Adoptivheimat von einem Ungar erlernen sollte.

Herr Hübsch, ein edelgesinnter und gebildeter Mann, dessen Persönlichkeit mir eine stets angenehme Erinnerung bleiben wird, hatte natürlich schon lange auf einen dänischen Sprachlehrer gefahndet, er war daher über meine Bekanntschaft sehr erfreut, und hatte es auch wirklich so weit gebracht, daß er nach Verlaufe einiger Monate Andersen's „Spilleman“ und „Berlingske Tidninger“ bei mir las.

Von diesem bizarren Anfange meines Sprachunterrichtes gelangte ich bald zu anderen nie erhofften Lehrerstellen. Die vielfagenden Annoncen hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; und als ich eben eines Tages in der Buchhandlung der Herren S. weilte, kam ein junger Türke, der ein größeres Gefolge hinter sich führte, folglich nicht unbemittelt war, und verlangte sich den in der Auslage ausgeschriebenen Madischarli zum „Chodscha“ oder Lehrer in der französischen Sprache.

Der junge Bey war, wie ich später vernahm, ein Miraschor, d. h. einer, der eben in den Besitz eines reichen Erbtheils gelangt, nun auch die äußeren Attribute des Reichthums sich aneignen will. Zu diesen gehörte in damaliger Zeit in der Türkei: 1) ein feiner Tuchanzug nach dem neuesten Schnitte, 2) enge Lackschuhe, 3) ein kleiner schelmisch auf der Seite getragener Fez, auch Handschuhe, wohlverstanden, 4) ein leichter anmüthiger Schritt mit moderner Handbewegung, und 5) französisch parlieren. Die ersten vier Ingredienzen der europäischen Kultur hatten dem Bey natürlich europäische Handwerker verschafft, zur fünften sollte ich ihm nun verhelfen. Ich ward demnach auf der Stelle als Lehrer engagirt, unter der Bedingung, für eine Stunde täglich zehn Piafter nebst den Ueberfahrtskosten — der Dandy wohnte nämlich in Stutari — zu erhalten.

Dieser Unterricht verschaffte mir die erste Gelegenheit zum Eintritt in ein echt türkisches Haus. Ich kam jeden Tag mit großer Pünktlichkeit, fand aber meinen Schüler, der sich eben vom Schlafe erhoben hatte, noch zu sehr in die Nachwirkungen des abendlichen Bechgelages verfunken, seine Augenlider hoben sich nur schwerfällig, und ich bemerkte bei ihm durchaus keine Lust zum Erlernen der Sprache der Gallier. Einen ganzen Monat dauerte es, bis er das Alphabet erlernt hatte.

Mein Schüler war gewöhnlich in Gesellschaft eines ehrwürdigen Mollahs, den immer ein Schauer ergriff, wenn die Laute einer Giarisprache erklangen, denn der Vater meines Schülers war ein notorisch frommer Moslime, und die Wände des Zimmers, in dem ich saß, hatten ehemals nur die Weisen des Koranrecitirens, der heiligen Hymnen und sonstiger Gebete vernommen.

„Ja, so schlecht sich der Geist des Unglaubens bei uns ein!“ hörte ich mehrmals den Mollah in seinen Bart brummen.

Es ist selbstverständlich, daß dieser Unterricht für mich selbst von großem Nutzen war. Anfangs trieben wir wohl französisch, doch später ging's vom Sprachunterrichte auf erklärende Erzählungen vom europäischen Leben und europäischer Denkungsweise über. Ich erzählte dem Bey von unseren socialen, politischen und wissenschaftlichen Institutionen, natürlich alles im schönsten Lichte aufgefaßt, denn während des ersten Aufenthaltes im Osten blickt der Europäer mit Sehnsucht nach dem Westen, den er verlassen, zurück, und in der Ferne findet er selbst das früher Getadelte schön.

Meine Mittheilungen wurden fast immer mit Beifallsbezeugungen und Bewunderung aufgenommen. Die Türkei hatte

eben in der vereinigten englisch-französischen Armee, die ihr gegen Rußland zu Hilfe kam, ein gutes Stück Europa bei sich selbst gesehen; die Türken waren daher nach allen Einzelheiten, die das Abendland betrafen, sehr begierig; und hatten auch die Beschreibungen hier und da Neid, Mißbilligung oder Selbsterhebungen zur Folge, — angehört, gern angehört wurden sie immer.

Am Schlusse meiner Lektion brachte man gewöhnlich das reich bestellte Frühstück, und muß ich auch gestehen, daß die vornehme Küche in Konstantinopel meine gastronomischen Neigungen gleich im Anfange gewann. Oft geschah es auch, daß ich gleich nach dem Frühstücke mit meinem Schüler einen Spazierritt unternahm, er stattete in meiner Gesellschaft Besuche ab, mit einem Worte: ich verlebte gleich im Anfange einen großen Theil des Tages in türkischer Gesellschaft, und nur des Abends pflegte ich nach Pera, d. h. zum europäischen Leben zurückzukehren.

Mein permanenter Aufenthalt unter den Türken nahm jedoch erst dann einen Anfang, als ich auf Empfehlung eines Landsmannes vom Divisionsgeneral Hussein Daim Pascha als Lehrer seines Sohnes Hassan Bey ins Haus gerufen wurde.

Ich zog von Pera in die reizend gelegene Häuserreihe von Fındıklı, erhielt ein besonderes Zimmer und genoß zum ersten Male die Annehmlichkeit der orientalischen Ruhe und des türkischen Comforts. Das Leben in einem streng mohamedanischen Stadtviertel, in der unmittelbaren Nähe einer kleinen Moschee, von deren schlankem Minarett die düster melancholischen Klänge des Ezans in nächtlicher Stille so zauberhaft in mein Ohr klangen, die herrliche Aussicht von meinem Fenster auf das nahe Meer mit seinen tausend Fahrzeugen und auf den prachtvollen Beschiktasch Palast, schließlich der patriarchalisch würdevolle Ton, welcher im Hause herrschte, — dies alles hatte für mich einen solchen Reiz der Neuheit, der mir immer unvergänglich bleiben wird.

Am unvergänglichsten aber ist mir die Persönlichkeit des Majordomus (Bekischardsch), eines alten graubärtigen Anatoliers, geblieben. Der gute Mann übte besondere Nachsicht bei allen meinen Verstößen gegen die streng orientalische Sitte; er gab sich die Mühe, mich anständig d. h. mit untergeschlagenen Händen sitzen zu lehren, er lehrte mich, wie man mit Anstand Hand und Kopf halten, wie man gähnen, niesen etc. müsse. Auf jede Kleinigkeit erstreckte sich seine Aufmerksamkeit.

„Du bist nun zum erstenmale in eine große Stadt, zum erstenmale in die gebildete Welt gekommen,“ — sagte er mit Wohlwollen — „und Du mußt nun alles lernen.“

Natürlich, der gute Alte sah mich für ein solches Individuum an, das aus dem Lande der „schwarzen Angläubigen“ gekommen, dem Lande, wo es nach seiner Auffassung keinen Anstand, keine Sitte, keine Moral gibt, und glaubte, daß ein Fremdling aus jenen Ländern ebenso der Erziehung bedürftig wäre, wie der türkische Bauer aus der Umgebung von Charput und Diarbekir.

Eine desto interessantere Erscheinung war aber mein Prinzipal, der Pascha selbst. Er ist derjenige, der später als das Oberhaupt der berühmten Kuleli-Verschwörung bekannt wurde; eines Komplotes, das nicht weniger als die Beseitigung des Sultans Abdul Medschid sammt seinen Landesgroßen bezweckte, in dem naiven Glauben, daß hierdurch auch die eigentlichen Ursachen des Verfalls der Türkei gehoben, und so mit einem Schlage dem altersschwachen ottomanischen Reiche auf die Beine geholfen werden würde.

Husein Daim Pascha, ein Tscherkesse von Geburt, hatte so wie mancher seiner Landsleute eine starke Dosis von Freiheitsgefühl aus den damals noch freien Bergen seiner Heimat in die Siebenhügelstadt mitgebracht. Seine Jugendjahre verlebte er am Hofe Sultan Mahmuds gerade während des wirrenvollen Zeitalters der Janitscharenauströtung und des türkisch-ägyptischen Konfliktes; und da ihm, wie vielen seiner Zeitgenossen, stets das Bild einer politischen und dennoch radikalsten Umgestaltung vor Augen schwebte, so kam er auf den Gedanken, den eingewurzelt türkischen Staatsübeln durch eine Wunderthat abzuhelfen.

Vieles mag zu seiner politischen Schwärmerei der Umstand beigetragen haben, daß er mit den damals in der Türkei lebenden politischen Flüchtlingen in engem Verkehre stand. Er hatte von letzteren während der Belagerung von Kars in den langen kummervollen Nächten des Zeltlebens so manches gehört, was seine Phantasie erhitzte. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie die Augen, ja sämtliche Muskeln im Gesichte des hohen schlankgewachsenen Mannes zuckten, wenn ich ihm einzelne Episoden aus dem Jahre 1848 mittheilte.

Genug denn, ich war eben damals in seinem Hause anwesend, als die ersten Fäden dieser berühmten Verschwörung gesponnen und der Plan entworfen wurde. Der belebende Geist des Ganzen war ein Mollah aus Bagdad, Namens Ahmed Efendi, ein Mann von seltenen Geistesgaben, von gewaltiger Belesenheit, ascetischer Lebensweise und von grenzenlosem Fanatismus. Er hatte den ganzen Krimkrieg als Gazi (Religionskrieger) barfuß und baarhaupt in einer höchst einfachen, an das erste Zeitalter des Islams erinnernden Bekleidung mitgemacht.

Nie wich das Schwert von seinen hagern Lenden, nie die Lanze aus seiner krampfhaften Faust, weder bei Tag noch in der Nacht, wenn nicht mit Ausnahme während des täglichen fünfmaligen Gebetes. Im Schnee und im Sturme, im Schlachtengetümmel und auf beschwerlichen Märschen, überall eilte dieser gespensterähnliche Eiferer mit den feurigen Augen funtensprühend an der Spitze jener Heeresabtheilung, welche mein Prinzipal befehligte.

Ein solcher Mann mußte Husein Daim Pascha gefallen. Die Bekanntschaft fing schon im Lager an, hier wurde sie zu einer Art Blutverwandtschaft, denn der hagere Mollah, der auch in Konstantinopel barfuß umherhing, hatte das Recht, selbst die Schwelle des Harems zu übertreten, wo im Heiligthum des türkischen Familienlebens man gegen unliebbare Gäste am besten geschützt war. Für mich hatte die Erscheinung des Ahmed Efendi anfangs etwas Erschreckendes, und nur später, als ich der Vertraulichkeit wegen von meinem Pascha mich mit dem Namen Reschid (der Tapfere, Einsichtsvolle) benennen ließ, nur dann näherte sich mir der schreckliche Mann mit mehr Freundlichkeit, da er aus der Annahme dieser äußerlichen Formel auf meinen nicht fern stehenden Uebertritt zum Islam schloß. Ein gewaltiger Trugschluß! Doch ich ließ dem Zeloten seine schönen Hoffnungen und gewann hierdurch nicht nur seine Neigungen, sondern auch seiner Unterricht im Persischen.

Ahmed Efendi ertheilte mir sogar die Erlaubniß, ihn in seiner Zelle im Hofe der Moschee besuchen zu dürfen. Und wie höchst interessant waren jene Stunden, die ich auf nackter Erde zu Füßen des Meisters im Vereine mit andern wissensdürftigen Jüngern verlebte! Als wenn mittelst eines Zauber Schlosses das ganze mohammedanische Asien mir plötzlich erschlossen worden wäre.

Ahmed Efendi hatte ein erstaunliches, fast übernatürliches Gedächtniß; er war ein gründlicher Kenner des Arabischen und Persischen, wußte eine ganze Reihe von Klassikern auswendig, und ich brauchte nur in der persischen Chrestomathie von Spiegel einen Vers aus Chakani Nizami oder Dschemi anzufangen, und sogleich recitirte er mir das dortige Probestück auswendig, bis zu Ende fort, ja, er wäre im Stande gewesen, mit seiner Deklamation stundenlang fortzufahren.

Dieser Ahmed Efendi war es auch, dem ich meine Umgestaltung vom Europäer zum Ajiaten am meisten verdanke. Ich sage Umgestaltung, doch bitte ich den geneigten Leser keinesfalls zu glauben, daß die genauere Bekanntschaft mit der asiatischen Denkungsweise mich vom Geiste des Abendlandes abgewendet hätte. O nein! Es war vielmehr das Gegentheil der Fall. Je mehr ich die Kultur des Islams und die Anschauungen seiner Völker gelernt hatte, desto höher stieg der Werth der abendländischen Bildung in meinen Augen.\*

\* Hier endigen die Lehre Jahre des Verfassers. Wambérys Wanderjahre, Wanderjahre im vollen Sinne des Wortes, sind durch seine schon früher von uns erwähnten Werke bekannt geworden, auf die wir die Leser hiermit verweisen.

Von Oscar Schwedel.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

## II. Sachsenzeit.

Nachdem das erlauchte Geschlecht der Karolinger zu Grabe gegangen war, wurde auf des Herzogs Otto von Sachsen Vorschlag der Frankenherzog Konrad mit dem Diademe Karls des Großen geschmückt, ein rüstiger thatkräftiger Mann, befeelt von dem besten Willen. Sieben Jahre lang hat er unermüdet für Deutschlands Wohl gegen die wilden äußeren Feinde des Reiches und die trotzigen Stammesherzöge der Deutschen selbst gekämpft; da überaschte ihn der Tod mitten unter neuen Entwürfen zur Wiederherstellung der Größe des Reiches. Der wadere Fürst empfahl den würdigsten und tapfersten seiner Feinde zu seinem Nachfolger, jenen Heinrich, welchen die Reichsboten der unverbürgten Sage nach am Finkenherde trafen. Der todesmüde König Konrad fand die wohlverdiente Ruhe zuerst zu Weilburg, seinem Geburtsorte, wo er das Stift zu St. Walpurgis mit der berühmten Schule gegründet hatte. Später brachte man seine Gebeine nach Fulda und setzte sie im Kloster des h. Bonifazius am Altare bei. Die berühmte Abteikirche, von dem großen Abte Sturm im Jahre 744 erbaut und nach 937 vollendet, ist leider durch einen modernisirenden Fürstabs des 18. Jahrhunderts, welcher es liebte, in seiner Residenz den „reinen“ Geschmack des siecle de Louis XIV überall durchzuführen, niedergedrückt worden. So wölbt sich denn heutzutage über den Gräbern der ehrwürdigen alten Abte, die Deutschlands Befehrer waren, und über der Gruft des hochherzigen Konrad ein Dom, der nach dem Muster der Peterskirche zu Rom erbaut ist. Das einzige, was ihm echt historisches Interesse verleiht, sind die Reliquien des Apostels der Deutschen.

Der Regierungsantritt des sächsischen Kaiserhauses verlegte den Schwerpunkt des Reiches in die Gegend um den Fuß des Harzgebirges. Große geschichtliche Erinnerungen, welche diese Stätten umschweben, verleihen ihnen einen eigenthümlichen Reiz. Die glänzenden hochragenden Pfalzen und Burgen der Sachsenkaiser sind zwar zerfallen, aber noch reden die Städte des Landes, in denen die Ottonen so gerne verweilten, oft zu uns in der gewaltigen Sprache von Monumenten, die nun ein Jahrtausend überdauert haben.

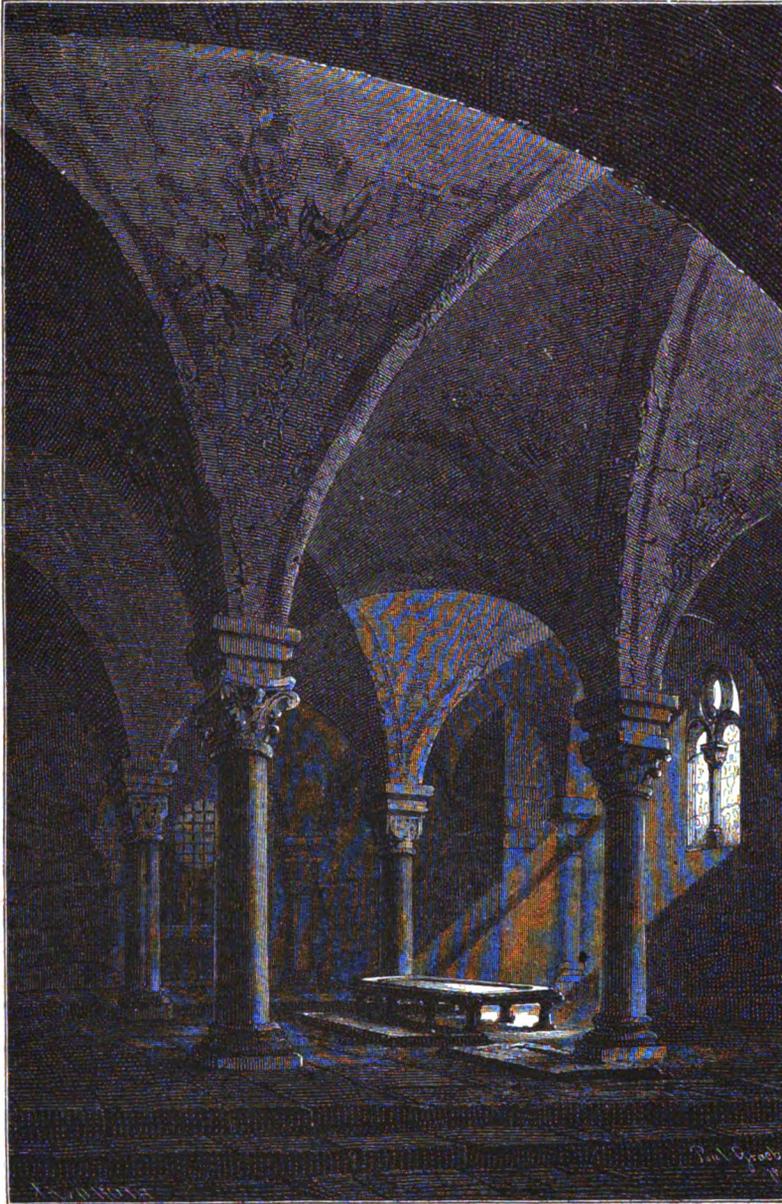
Da an der Unstrut liegt die berühmte Pfalz von Memleben. Hier schied der große Heinrich I am 2. Juli 936 aus dem Leben. Die Königin Mechthild stiftete hier dem geliebten

Gemahle ein reiches Seelgeräthe. Otto I starb am 7. Mai 973 ebenfalls zu Memleben; die Benediktinerabtei, welche sich hier erhob, blieb die Lieblingsstiftung der Ottonen. Die berühmten Frauen des Kaiserhauses überhäufte den Altar der h. Jungfrau mit schönen, selbstgefertigten Geschenken. Leider hat die pietätslose Neuzeit Kirche und Schloß abgebrochen; das besser gefinnte neunzehnte Jahrhundert überkam nur die Trümmer

des alten Kaiserstüzes zur Bewahrung. Unter denselben ist besonders die Krypta der Klosterkirche bemerkenswerth; die Halle derselben mit ihren kleinen, zum Theil ganz schmucklosen, zum Theil antikisirend verzierten Säulen, die breiten grauen Rundgewölbe aus Sandsteinquadern, unter denen geheimnißvoll der Dämmerchein liegt, gewähren ein sehr alterthümliches, anziehendes Bild.

Von der Pfalz zu Memleben, wo Heinrich verschieden, trugen sächsische Edle seine Leiche nach Quedlinburg, dessen Schloß der König kurz vor seinem Tode sich zur Grabesstätte erwählt hatte. Eine besondere Vorliebe fesselte den König an diesen Ort; noch bezeichnet die Volkssage eine Gegend in der Vorstadt Westendorf als die Stelle des mythischen Finkenherdes, wo die Abgesandten des todtten Königs Konrad den Sachsenherzog getroffen hätten. Quedlinburg, der beliebte Sitz des sächsischen Kaiserhauses und der Versammlungsort manch eines hochwichtigen Reichstages, bewahrt viele Reste der Vorzeit. Noch stehen Ueberbleibsel der alten Thürme und Warten, noch die Gebäude des Schlosses auf einem Sandsteinfelsen in Westendorf, thurmgeziert und mit Rokokogiebeln versehen,

Baureste aus dem 10. bis 16. Jahrhundert. Auf diesem Schlosse befindet sich die St. Servatiuskirche, hier das interessanteste Denkmal der Kaiserzeit. Das Äußere derselben ist zwar sehr einfach, die zierende Hand des Künstlers zeigt sich nur in einem Frieze alten romanischen Stils, aus dem die roh gebildeten Löwen und Adler uns seltsam genug anschauen; aber ungemein ernst und würdig stellt sich das Innere der Kirche dar. Massive Pfeiler und zwischen ihnen schwächere Säulen tragen die flache Decke der Basilika; Thiergestalten und Menschenfräßen blicken von den Kapitälern auf uns herab. Der hohe Chor der Kirche, im einfachsten gothischen Stile gehalten, steht in seiner Schmucklosigkeit ebenfalls in schönster Harmonie mit den Erinnerungen an eine Zeit, in welcher sich die Farbenpracht des Mittelalters noch nicht über Deutschland ergossen hatte, sondern



Deutsche Kaiserstätten: II. Die Krypta in der Schloßkirche zu Quedlinburg mit dem Grabe Heinrich des Finklers. Nach der Natur gezeichnet von Paul Graeb Jun.

schlichte, manneswürdige Einfachheit den hervorstechendsten Zug des Volkslebens bildete.

Steigen wir aus der Oberkirche in die Krypta des Gotteshauses herab, so begegnen wir noch älterer Architektur. Zwei Reihen gedrungener Säulen tragen ein dreischiffiges Kreuzgewölbe; die Säulenköpfe, über denen die breiten Bogen aufsteigen, sind von phantastischer Ornamentik umwunden, welche an einzelnen Stellen noch eine Erinnerung an die Vorbilder der Antike zeigt. Vor dem Altare ruhen die Lebtissinnen des Klosters und mitten unter ihnen Heinrich I, seine Gemahlin Mechthild und seine Enkelin Mechthild, die einst hochberühmte Vorsteherin des Quedlinburger Gotteshauses.

Einfache Marmorplatten, vielfach zersprungen, bezeichnen die Gräfte. Solch ein schlichter Stein erscheint uns als das passendste Denkmal für die Ruhestätte eines Heinrich; es ist uns, als ob der Todte den Nachkommen durch die Fugen des Grabsteins zuriefe: „Ich brauche kein glänzendes Monument, meine Thaten verewigen meinen Namen. Befrage Deines Volkes Heldenjunge, schlage nach in den Büchern seines Ruhmes, da wirst Du mir begegnen!“ Welch ein reiches Herrscherleben liegt vor uns! All die Pfalzen ringsum haben es gesehen, wie er gearbeitet hat Tag und Nacht für seines Volkes Wohl, wenn ihn das Ross nicht zur Schlacht trug, dies Wallhausen, dies Werseburg, dies Werle, Grone, Bilde, Osterode, Bothfeld, dies Lilleda, Alstedt und Dornburg und wie die sächsischen Schlösser alle heißen, von denen die deutschen Könige einst ausgeschaut auf die gesegneten Auen und die blauen Berge Thüringens. Hier in der Quedlinburger Gruft liegen die Resultate des gesammten Herrscherlebens Heinrichs vor uns. Wie geistesverwandt ist dies Leben unserem Volke trotz der Jahrhunderte, die seit Heinrich über Deutschland dahingegangen und den Volkscharakter umgeschaffen haben! Auch der deutsche König hatte wie jede außergewöhnliche Natur zuerst schwere Kämpfe mit sich selbst auszukämpfen; in seiner Liebe zur Hatzeburg hatte er weit die Schranken der Sitte und des Gesetzes überschritten, in seinem Zorne hatte er nur zu oft schnellen und verderblichen Eingebungen des Augenblickes Folge geleistet. Als er dann aber an die Spitze der deutschen Nation tritt, da erscheint er von seinen Fehlern gereinigt, da füllt nur Ein Ziel seine große Seele, und reifes Urtheil über den Werth, die Kraft und die Anwendungsweise seiner Mittel, stetige Gegenwart des Geistes, unermüdete Thätigkeit, beharrlichste Entschlossenheit machen sein Thun zu einem überaus segensreichen. Mit klarem Blicke fand er in einem Völkerbunde den einzig möglichen Weg der Einigung Deutschlands; nichts für sich fordernd als Arbeit und Mühe, erreichte er sein Ziel. Und wie herzenswahr, wie lebenswürdig einfach ist diese hohe Gestalt! Er, der dem Christenthume die Slavenländer öffnete und die heidnischen Magyaren zurücktrieb, wurde so der größte Wohltäter der Kirche und blieb zugleich ihr demüthigster Sohn. Die alten Fabeln über ihn, welche ihn als Städtegründer, als Erfinder der Turniere und als zweiten Schutzpatron des Ritterthums neben St. Georg feierten, sind nun verschollen; was davon aber an geistigem Gehalte begründet war, ist dem großen Heinrich als ewiger Ruhm verblieben; er schuf die Grundlagen, daß der deutsche Osten ein Land werden konnte, in welchem freie Städte den Geist der Sitte und der Bildung, sowie alle höheren Interessen des Lebens vertraten; er vereinigte in sich die beiden

Ideale des Ritterthums, Frömmigkeit und Tapferkeit. Auch das Quedlinburger Kloster ist ein Zeugniß seines milden frommen Sinnes, er weihte es zu einem Zufluchtsorte für die Töchter derer, „welche im Heldenkampfe für Glauben und Vaterland gegen die Ungarn den Tod gefunden hatten.“

Im Norden von Heinrichs Gruft schläft Mechthild, seine Gemahlin. Mild und verjöhlich wirkt die Weiblichkeit der jungen Gattin auf den leidenschaftlichen, noch eben in zügelloser Liebe der Hatzeburg angehörenden Gemahl ein, freundlich bittet sie stets für die Unglücklichen, welche sein Zorn treffen sollte, gütig kommt die hohe Frau der Noth des Wanderers zuvor, indem sie ihm aus den Fenstern ihres Palastes die Wegzehrung reicht. Das rechte Vorbild einer deutschen Frau, weilt sie tröstend und erquickend an den Betten der Kranken, schmückt sie die Gewänder ihres Gemahls und ihre Zimmer im Schlosse zu Nordhausen mit selbstgearbeiteten Sticereien. Leider blieb es der hohen Frau nicht erspart, den harten Weg durch Leiden zu ihrer Vollendung zu gehen. König Otto schränkte ihre Freigebigkeit oft mit rauher Hand ein, er entriß ihr das reiche Wittthum Quedlinburg und zwang sie sogar, im Kloster auf der Burg den Schleier zu nehmen. Mechthild entfloß aus der Nähe des harten, gewalthätigen Sohnes, erst der Einfluß der milden Königin Editha bewirkte eine Versöhnung zwischen Mutter und Sohn. Härter noch traf sie der Tod ihres Lieblingssohnes, des schönen, hochstrebenden, aber leichtsinnigen Heinrich. Wir erblicken in der Quedlinburger Gruftkirche die Fadeln angezündet, wir vernehmen den klagenden Gesang der Nonnen; auf dem Steine aber, welcher Heinrichs Nische deckt, kniet die Königin. Ihr Schleier ist mit heißen Thränen benetzt, in tiefem Schmerze betet sie lautrufend, daß Gott dem geliebten Sohne seine Fehler verzeihe, „weil doch nur Schmerzen und Angst sein Theil hienieden gewesen wären.“ In ihren letzten Jahren stand die hohe Frau in Trauerkleidern, die sie nun nicht mehr ablegte, oft auf dem Klosterhofe; sie streute den gefiederten Bewohnern der Kreuzgänge ihre Speise hin. So hat sie gethan bis zum Jahre 968, wo sie von der Erde scheidet wie ein seraphischer Fremdling, der freudig die Leiblichkeit, das Kleid der Verbannung, von sich wirft und zur lang-ersehnten Heimat wieder aufsteigt.

Zu den Füßen des königlichen Paares ruht Mechthild, die Tochter Ottos des Großen, eine Lebtissin, die es eben so gut verstand, auf dem großen Marke des Lebens wie in der Stille des Klosters zu wirken, und welcher Widukind von Norvey einst seine Annalen widmete. Neben ihr sind mehrere andere Kaiserstochter begraben, welche einst zu Quedlinburg den Lebtissinnenstab führten, so Adelhaid, die Tochter Ottos II, Beatrix und Adelhaid, die Töchter Heinrichs III, des Rheinfranken.

Wenn die Sachsenkönige vom Quedlinburger Schlosse herabritten, dann lenkten sie wohl oft das Ross nach einer jener vorhin genannten Pfalzen, um welche einst fröhlich das Jagdhorn und die Festmusik erklang. Wir können dieselben nicht mehr besuchen, kein Stein ist auf dem andern geblieben, kaum daß sich der Name ihrer Stätten erhalten hat. Wir scheiden von dem Thüringer Lande, dem bergigen, burgengekrönten, vielbesungenen Ufer der Saale und wenden uns der Lieblingsstätte des großen Otto, der alten Bischofsstadt Magdeburg, zu.

## Am Familientische.

### Naturwissenschaftliche Umschau. VI.

Unser Gefühl für Wärme und Kälte. In diesen Tagen, in welchen sich die Natur sichtbar für die Winterruhe vorbereitet und die unregelmäßig schwankende Temperatur bald an den vergangenen Sommer, bald an bevorstehende strengere Herrschaft mahnt, können wir es oft beobachten, wie unsicher unser Gefühl den Grad der Wärme beurtheilt. Der eine findet es „heute recht kalt“, während ein anderer das durchaus nicht zugeben kann und die milde Luft rühmt. Solchen Streit entscheidet dann mit höchster Autorität das Thermometer, welches diejenigen sehr mißtrauisch betrachten, die seine Zuverlässigkeit noch nicht durch tausendfache Erfahrungen erprobt haben. Man findet solchen Unglauben noch heute vielfach auf dem Lande, aber auch von denen, die mit dem Instrumente vertrauter geworden sind, wird mancher beden-

lich, wenn das Thermometer beweist, daß Metall und Holz und Wolle, welche nebeneinander im Zimmer liegen, gleiche Temperatur besitzen, obwohl doch unser Gefühl sehr entschieden das Metall für bedeutend kälter erklärt, als die beiden anderen Körper. Daß wir auf diesem Gebiete den großartigsten Täuschungen ausgesetzt sind, haben recht deutlich neuere Untersuchungen von Welseus gelehrt, die geradezu ans Wunderbare grenzen. Es ist allgemein bekannt, daß man bei längerer Berührung von Schnee oder kaltem Wasser heftige Schmerzen in der Hand empfindet. Man ist nicht im Stande, ein Glied mehrere Minuten lang in Eiswasser zu tauchen, wohl aber verträgt man Alkohol von 5° Kälte sehr gut und eben so kaltes Glycerin, während man in kaltem Aether dieselben Schmerzen empfindet wie im Wasser, und im Quecksilber noch intensivere. Dies war bereits von Horvath nachgewiesen worden, aber

Melless ging viel weiter und kredenzte seinen Freunden Brantwein von 20, selbst 30 und 35° Kälte! Man fand das Getränk köstlich, aber man sah sich genöthigt, es aus hölzernen Beckern zu trinken, weil so kaltes Glas empfindlich auf die Lippen wirkte. Rum, Cognac und ähnliche Flüssigkeiten werden bei 30° Kälte klebrig, syrupartig, und bei 40 oder 50° erstarren sie. Solchen gefrorenen teigartigen Brantwein kann man auf die Zunge nehmen und wird ihn weniger kalt schämen als gewöhnliches Konditoreis. Dies seltene Gericht könnte man in Schalen von gefrorenem Quecksilber präsentieren, aber wenn es die Genießenden sehr kalt finden sollen, so muß man es auf 60° Kälte bringen. Man erreicht so tiefe Temperatur, wenn man Kohlenäuregas durch sehr starken Druck und Kälte zu einer Flüssigkeit verdichtet und die erstarrte Flüssigkeit mit Aether mischt. Dies Gemisch ist aber von furchtbarer Wirkung auf die Haut und erzeugt sofort eine Brandblase, als habe man glühendes Eisen berührt. Dagegen schmeckt Brantwein von 71° Kälte nicht anders als ein Löffel etwas heißer Suppe, nur muß man ihn schlechterdings mit hölzernem Löffel essen, denn Metall von solcher Temperatur erzeugt gleichfalls Brandblasen. Diese letzteren entstehen stets bei großem Temperaturunterschiede, und der Nordpolfahrer Kane hat erzählt, daß er sich empfindlich verbrannte, wenn er in seinem eisigen Winterquartier mit bloßen Fingern ein Messer berührte, welches er in der Tasche bei sich trug und welches mithin nicht mehr Körperwärme haben konnte.

Melless Versuche haben auch praktische Bedeutung. Er brachte Wein in eine Kältemischung und die erstarrte halbfeste Masse auf ein Drahtgewebe; aus einem Netzwerke von Eisstückchen tropfte dann eine Flüssigkeit ab, und es ergab sich, daß das Eis reines Wasser, die Flüssigkeit aber ein bei weitem gehaltvollerer Wein war als der ursprüngliche. Melless konnte aus mehreren Weinen 16—25% und aus Burgunder über 40% Wasser in Form von Eis abcheiden. Wir besitzen Apparate genug, welche gestatten würden, diese Operation in jeder Jahreszeit, in allen Ländern und in jedem Maßstabe auszuführen. Ältere Versuche von de Bergnetzte-Lamotte haben schon dargethan, daß ausgefrorener Wein sich besser konservirt; sein Aroma ist erhöht wie seine Farbe, und er ist an eiweißartigen Stoffen und Salzen ärmer geworden, welche sich als Nohentzug abgetrieben haben. Es ist also hiermit ein Verfahren gegeben, gute aber weniger haltbare Weine ohne den üblichen Spirituszußatz zu verbessern und viele Weine des südlichen Frankreichs, Spaniens, Portugals, Italiens und Ungarns könnten durch Gefrieren exportfähig gemacht werden, ohne sie, wie jetzt nur allzu sehr üblich, zu spritzen. Die Weinproduzenten besitzen gegenwärtig zwei Methoden zum Konserviren und Verbessern der Weine, welche sie anwenden können, ohne den Wein zu versälfen. Durch Kälte können sie den Wein verbessern und durch Wärme nach dem immer allgemeiner werdenden Pasteurischen Verfahren die in ihm stehenden Krankheitskeime zerstören. In beiden Fällen wird auch der Geschmack und das Aroma des Weins verbessert, und so sind diese Erfindungen wohl recht geeignet, uns von der armfeligen Weinschmiedererei zu erlösen.

Sommerdürre. Wer im Hochsommer einen beblätterten Zweig betrachtet, überfiehet nicht leicht in den Blattwinkeln die für das nächste Jahr sich entwickelnden Knospen, mit deren vollständiger Ausbildung der Jahreskreislauf für die Pflanze geschlossen ist. Die Blätter, welche im Sonnenlichte aus Kohlenäure und Wasser den ganzen Sommer hindurch organische Substanzen wie Zucker, Gummi, Stärkemehl gebildet haben, fallen ab, und der Baum harret nun der neuen Frühlingssonne, um abermals eine Fülle nahrungsbereitender Organe zu entfalten. Pflanzen mit nicht ausdauerndem Stamme, wie die Kartoffel und alle die perennirenden Kräuter bewahren nur das unterirdische Organ für die nächste Wachstumsperiode und geben also gleichfalls wie die Bäume eine große Menge Substanz, welche sie im Frühjahr gebildet hatten, verloren. Von einjährigen Pflanzen bleibt vollends nichts übrig, als oft ein winziges Samen Korn. Alle diese, den Winter überdauernden Pflanzentheile zeigen aber einen Reichtum an wichtigen Pflanzennährstoffen, die Kartoffelknolle strotzt von Stärkemehl, im Samen ist Eiweiß in konzentriertester Form aufgespeichert, und auch der Baumstamm enthält im Winter einen großen Vorrath solcher Reservestoffe, welche im Frühjahr zur Entfaltung der in der Knospe oder im Embryo vorgebildeten Organe dienen, bis diese jugendlichen Gebilde zu eigener Thätigkeit erstarkt sind. Alsdann übernehmen die neuen Blätter die Aufgabe, für eine folgende Generation zu sorgen, bis sie nach Ausnutzung des Lichts und der Wärme eines ganzen Sommers von der Pflanze abgestoßen werden.

Wenn die Blätter nun jene Funktion ausüben, aus Kohlenäure und Wasser und aus Ammoniak die wichtigsten Pflanzennährstoffe zu bereiten, so ist klar, daß ihre Zellen mit diesen Stoffen erfüllt sein müssen und daß, wenn sie im Herbst abfallen, mit ihnen ein sehr bedeutender Theil solcher Stoffe verloren geht. Dies ist nun aber, wie die schönen Untersuchungen von Viebig und Sachs gelehrt haben, nicht der Fall, sondern es findet im Herbst eine höchst wunderbare Entleerung der Blätter statt. Sie geben Stärkemehl, Eiweiß, Kali und Phosphorsäure, also die wichtigsten Pflanzenbestandtheile, an die den Winter überdauernden Organe ab, und was dann vergilbt zu Boden fällt, ist ein fast werthloses Gerippe von Zellstoffhäuten, in welchen nur Nebenprodukte des Stoffwechsels übrig geblieben sind. Dem normalen Blätterfall steht nun aber eine andere Erscheinung gegenüber, welche sich häufig in dürrer Sommern zeigt, wo die Blätter aus Mangel an Feuchtigkeit welken, sich verfärben und ohne abzufallen, vollständig vertrocknen. Hier wird der Vegetationsprozeß gewaltsam unterbrochen, und dem Baume droht ein bedeutender Verlust. Es entsteht nun die Frage, wie hoch sich dieser Verlust gestaltet und ob wohl auch hierbei eine Ent-

leerung der Blätter stattfindet. Die neuen Untersuchungen von Professor Kraus haben über diese Fragen Licht verbreitet; er fand sommerdürre Blätter verschiedener Pflanzen erfüllt mit eiweißartigen Substanzen und deren Bildungen, aber nur selten war Stärkemehl vorhanden.

In Uebereinstimmung mit dem mikroskopischen Bilde, welches die sommerdürren Blätter gaben, lehrte die chemische Analyse, daß dieselben fast doppelt so viel eiweißartige Stoffe und Phosphorsäure enthalten wie die herbstlichen Blätter, während im Kaligehalte nur geringe Differenzen sich zeigen. Nun steht aber der Kaligehalt der Pflanze ganz allgemein in naher Beziehung zum Stärkemehl, und mithin stimmen auch diese Verhältnisse sehr gut. Wir ersehen daraus, daß bei eintretender Sommerdürre Stärkemehl und Kalisalze aus den Blättern auswandern, in den Stamm sich flüchten, während den schwerer beweglichen Eiweißstoffen und der an sie geknüpften Phosphorsäure dazu keine Zeit bleibt. Diese werthvollen Substanzen trocknen in und mit den Blättern ein, so daß der Baum in der That durch die Dürre sehr erheblich geschädigt wird. Außer dem Einblicke in ein Stück Naturhaushalt gewährt die Untersuchung des Prof. Kraus dem Landwirthe einen Fingerzeig, in welcher Richtung er seinen Bäumen bei verfrühtem Laubfall durch Sommerdürre düngend zur Hilfe kommen muß.

Kirschzucht. Die Hebung des Obstbaus ist für unser Vaterland eine Aufgabe von eminenter Bedeutung. Viele tausende von Obstbäumen könnten an Landstrassen, Eisenbahndämmen und an zahlreichen Orten, wo jetzt nutzloses Gestrüpp wuchert, angepflanzt werden und würden Gemeinden, welchen oft zu den nöthigsten Ausgaben die Mittel fehlen, eine willkommene Einnahmequelle gewähren. Das Volk aber würde billiges Obst mit Freuden in zehnfacher Menge gegen jetzt konsumiren. Einzelne Orte sind rühmlich vorangegangen und können den ärgsten Zweifler überzeugen, wieviel auf diesem Gebiete geleistet werden kann und mit welchem Wohlstande der Obstbau die auf ihn verwandte Mühe belohnt. Bei vielen Obstarten ist es aber nicht allein die Frucht als solche, welche Verwendung findet, sondern vielfach wird dieselbe weiter verarbeitet, und bildet dann die Basis einträglicher Industriezweige. In dieser Beziehung spielt der Kirschbaum eine hervorragende Rolle. Es gibt in Deutschland eine ganze Reihe von Kirschgärgenden, welche erhebliche Mengen des allbeliebtesten Obstes produziren. Besonders nennenswerth sind u. a. das „alte Land“ an der Elbe, Hamburg gegenüber, dann Guben, Kirschberg, Meissen, das Osterland bei Altenburg, und an der Elster, Erfurt, Lauchstedt, viele heßische Orte an der Werra, Bamberg in der Pfalz, das südliche Nassau, die Bergstraße, Ostheim, Forchheim, Bamberg und das Reichsland.

Alle diese Orte finden bereitwilligen Absatz in den großen Städten, und was sich nicht frisch verkaufen läßt, wird geboden und bildet dann erst recht einen wichtigen Handelsartikel, der besonders in den Seestädten zur Verproviantirung der Schiffe gesucht ist. Von den Präparaten aber ist der Kirschsaft, der Katsia, das Kirschwasser, welches bekanntlich in der Schweiz, in neuerer Zeit aber auch sehr schön im Schwarzwald und in der Pfalz dargestellt wird, und der Maraschino zu nennen. Erhöhtes Interesse erregt gegenwärtig der Kirschsaft, der durch die intelligente Thätigkeit einiger Industriellen eine bedeutende Rolle zu spielen verspricht. Wir entnehmen darüber folgende Notizen einer von der Regierung in Frankfurt a. O. erlassenen Bekanntmachung.

Der Saft der sauren Kirsche, dessen feine Säure und Aroma allgemein geschätzt wird, hat sich auch von den Antillen, in Brasilien und in den ostindischen Kolonien viele Freunde erworben und bildet dorthin bereits einen wichtigen Ausfuhrartikel, welcher so lebhaft begehrt wird, daß das Fünffache des Gewonnenen willige Käufer finden würde. Was der Rhein an Wein, kann Norddeutschland an Kirschsaft exportiren, und es hätte dabei den Vortheil, daß sein Fabrikat viel einfacher herzustellen und schneller umzusetzen ist. Nichtig behandelt, mit 16% Alkohol versetzter Kirschsaft kann bereits 6 Wochen nach der Presse den Aequator passiren und gewährt mithin einen schnellen Umsatz des Kapitals. Der Gewährsmann der Frankfurter Regierung preßt seit 1845 Kirschen, wenn er solche nur irgend in entsprechender Menge ankaufen kann. Nicht jedes Jahr liefert reiche Erträge, aber unter 14 Jahren fallen nur 3 völlig aus. In elf Ernten wurden 5766 Scheffel für 6789 Thlr. gekauft, mithin für den alten Scheffel durchschnittlich 1 1/4 Thlr. bezahlt. Der tragfähige Kirschbaum im Alter von 6—22 Jahren bringt jährlich 8 Meßer à 2 1/2 Sgr., also in Summa 22 Sgr. und in 14 Jahren 10 Thlr. 8 Sgr. Solche Rente bringt kein anderer Obstbaum, weil denselben die Exportfähigkeit der Produkte fehlt. Die Industrie ist um so sicherer, als sich die Eigenart der sauren Kirsche durch kein Kunstprodukt ersetzen läßt, und somit würde die ausgedehnteste Kultur des sauren Kirschbaums an allen dazu irgend geeigneten Orten nachdrücklich zu empfehlen sein.

Der Krapp der Zukunft. Die Landwirthschaft hat, wie allgemein bekannt und anerkannt ist, durch die Chemie die wesentlichste Förderung erhalten und erfreut sich heute einer sicheren Erkenntniß der „Naturgesetze des Feldbaus“, für deren weitere Erforschung viele tüchtige Arbeiter unausgesetzt thätig sind. Aber die Chemie hat auch noch in ganz anderer Weise auf die Landwirthschaft eingewirkt und durch ihre Arbeiten gewichtig die Wahl der anzubauenden Kulturpflanzen beeinflusst. Durch Warggrafs Entdeckung von dem Gehalt der Runkelrüben an Rohrzucker und durch Achards Erfindung, den letzteren auf vortheilhafte Weise abzuscheiden, wurde die heimische Zuckerrübenfabrikation begründet und die Runkelrübe in der Landwirthschaft zu ihrer jetzigen Bedeutung erhoben. Die glänzende Entdeckung der Anilinfarbe hat andererseits den Anbau der Farbpflanzen stark beeinträchtigt und unter unseren Augen vollzieht sich jetzt die Verdrängung einer Kulturpflanze, des Krapp, durch eine andere schöne Entdeckung. Der Krapp war

bisher nächst dem Indigo die wichtigste Farbepflanze und seit der ältesten geschichtlichen Zeit bei den Kulturvölkern im Gebrauch. Schon Karl d. Gr. empfahl seinen Anbau und die Kreuzzüge gaben dann die Anregung zur umfassenden Kultur der im Orient heimischen Pflanze. Holland, Frankreich (Avignon) und Italien haben besonders viel Krapp geliefert und im Elsaß, wo die Kultur durch Karl V. eingeführt wurde, gewann man 1778 50 Millionen Pfund Krappwurzeln.

Im übrigen Deutschland ist der Krappbau nicht bedeutend und nur noch in Schlesien nennenswerth, wo 1870 etwa 10,000 Ctr. gebaut worden waren. Aber auch im Reichsland hat die Kultur in der letzten Zeit abgenommen, weil sie zu viele Hände erfordert und unter der Konkurrenz der Anilinfarbe litt. In Frankreich wurde dagegen vor 10 Jahren auf mehr als 20,000 Hektaren Krapp gebaut. Für dies Land ist die Pflanze von hoher Bedeutung, liefert sie doch den Farbstoff zu den bekannten „rothen Hosen“. Ihr Werth ruht bekanntlich auf dem Gehalt an Alizarin, und man hat es vortheilhaft gefunden, diesen Farbstoff mühsam aus der Wurzel abzuschneiden, um ihn in gereinigtem Zustande in der Färberei zu brauchen. Nun ist es Graebe & Liebermann 1868 gelungen, aus einem im Steinkohlentheer vorkommenden Körper, der wie Leuchtgas, Benzol und Paraffin nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff besteht und Anthracen genannt worden ist, das Alizarin künstlich darzustellen.

Mochte man dieser Entdeckung zuerst nur ein wissenschaftliches Interesse zuerkennen, so zeigte sich doch sehr bald, daß sie von eminenter praktischer Bedeutung war, und in richtiger Erkenntniß nannte der große Fabrikant Köchlin in Mülhausen das künstliche Alizarin schon vor einigen Jahren den „Krapp der Zukunft“. Die Erfahrung hat ihm vollständig Recht gegeben. Die Fabriken, welche sich mit der Darstellung der Anilinfarben und sonstiger dem wunderbaren Steinkohlentheer abgewonnener Producte beschäftigen, bemächtigten sich mit Enthusiasmus des neuen Artikels. Seit 1870 ist diese Industrie in beständigem Wachsen begriffen, und Deutschland zählt gegenwärtig 10 bis 12 meist sehr bedeutende Alizarinfabriken, England und Frankreich der schützenden Patente wegen nur je eine. Für 1873 beläuft sich die Gesamtproduction schon auf 22,000 Ctr. zehnpromille Alizarinpasta im Werth von 4 Millionen Thalern, wovon ca. 15,000 Ctr. auf Deutschland und 6000 Ctr. auf England kommen. Der gegenwärtige Alizarinverbrauch entspricht bereits 1 Mill. Ctr. Krapp im Werth von 13 Mill. Thlr. Das künstliche Präparat ersetzt sämtliche Krapppräparate und gibt sogar mit Rücksicht auf Feuer und Schönheit der Farben noch bessere Resultate. Es ist mithin nur noch eine Frage der Zeit, wann Krapp vom künstlichen Alizarin gänzlich aus dem Handel verdrängt wird.

Otto Dammer.

#### Wie es im Herbst 1473 aussah.

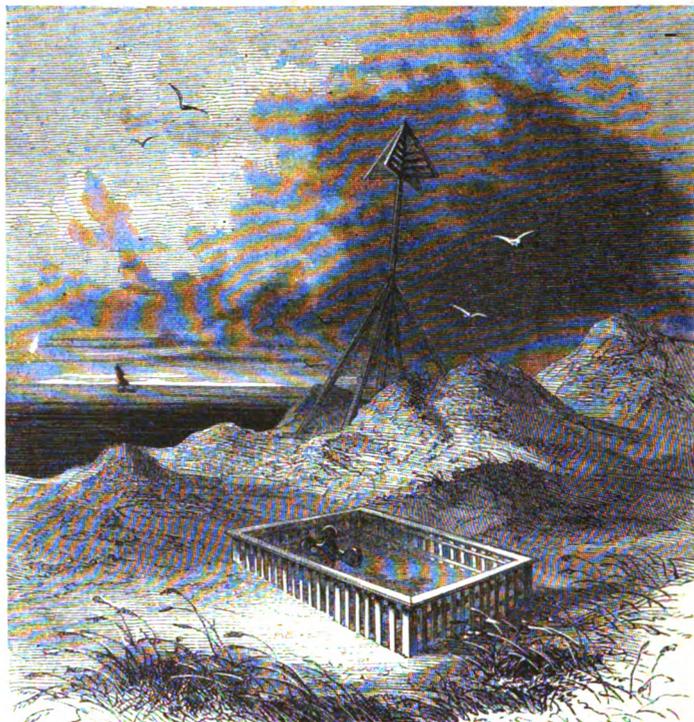
Es sind nun gerade 400 Jahre, daß man namentlich im Süden Deutschlands in das größte Erstaunen versetzt ward, weil die Natur in vollständige Unordnung gerathen zu sein schien. Niemand entsann sich, jemals ähnliches erlebt oder davon gehört zu haben. Ein Zeitgenosse, der Kaplan Johannes Knebel in Basel, hat in seiner tagebuchartigen werthvollen Chronik darüber mancherlei berichtet, und ist es wohl angemessen, im Herbste 1873 dies anzulichten zu ziehen.

Als der Herbst des Jahres 1473 herbeikam, nahm die Hitze des Sommers nicht ab, sondern dauerte ununterbrochen fort; nur wurde die Luft etwas feuchter. Unter diesen günstigen Umständen gedieh denn der Wein in vorzüglichster Weise. Es gab einen so ausgezeichneten Wein, und zwar in solcher Fülle, daß man die geringeren Sorten gar nicht achtete. Doch damit war es nicht genug, denn die Reben bekamen sofort neues Leben, keimten, setzten kleine Knospen an, welche sodann blühten, so daß es schien, als gehe man einer baldigen zweiten Lese entgegen. Doch so war es nicht etwa mit dem Weine allein, sondern bereits Anfang des Octobers zeigte sich überall in den Pflanzen neuer Saft und neues Treiben, als sei der Frühling angebrochen. Die Frühlingblumen fingen an zu blühen und verbreiteten, wie z. B. die Weiden, ihren lieblichen Duft; die Bäume bekleideten sich mit jungem Laube, schmückten sich sodann mit Blüten, bekamen Früchte, welche sich allmählich auf Aepfel- und Birnbäumen zur Größe von Walnüssen ausbildeten. Genug, man staunte diese Vorgänge an und glaubte wirklich, man sei mit Uebersprung des Herbstes und Winters beim Frühlinge angelangt und werde zu Ostern 1474 ernten können.

So angenehm nun auch diese Witterung in gewisser Beziehung war, so hatte sie doch auch ihre bedenklichen Schattenseiten. Die fortdauernde Sommerwärme trocknete alle Bäche aus, und da man nur Wassermühlen kannte, mußten dieselben endlich sämtlich still stehen, wodurch, trotz der gesegneten Ernte, eine große Theuerung des Brotes, Mehles und aller ähnlichen Fabricate herbeigeführt ward. Außer anderen übeln Folgen jener abweichenden Witterung zeigten sich auch Krankheiten; namentlich im nächsten Jahre im Elsaß, sowie in den benachbarten Ländern eine Pestilenz, welche man „Colera“ nannte, und von welcher man berichtet, daß der allzu feurige starke Wein sie veranlasse. Wer davon ergriffen ward, starb innerhalb eines einzigen Tages. Merkwürdig, daß man damals schon die Cholera kannte; aber noch merkwürdiger, daß der allzu feurige Wein die Ursache derselben gewesen sein soll! Möglich, daß die Krankheit besonders die alten starken Trinker ergriff, weshalb man dann den Wein beschuldigte.

#### Ein Grab auf Helgoland.

Auf Anregung des so ergreifenden Bildes in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs am Matotschin Schar (auf Nowaja-Semlja) und als ein Seitenstück dazu erlaube ich mir Ihnen beifolgend ein Bildchen, das nach der sehr getreuen Zeichnung eines Freundes von mir photographirt und nie öffentlich erschienen ist, zu übersenden; die untenstehenden Verse von mir, an Ort und Stelle gedichtet, bieten die vollständige Erläuterung. Die Scenerie ist ergreifend und allen, die in den letzten Jahren in Helgoland gewesen sind, unvergeßlich. Die gewaltigen Wellen der Nordsee oder der immer bewegliche Sand der Düne werden das schlichte Denkmal, das die Helgoländer einst dem unbekanntem Mädchen gesetzt haben, über kurz oder lang zerstören oder verschütten; darum möge das in Bild und Vers hier Dargestellte noch auf längere Zeit vor dem Vergessen bewahrt bleiben.



Hier ruhet sanft J. P. † d. 28. Dezbr. 1862.

„Die Erde ist überall des Herrn.“

Im Dünenland ein Grab: hier gab im Wintersturm  
Das Meer der Erde wieder, was von Erde war.

Hier haben sie die nasse kalte Leiche  
Des unbekanntem Mädchens eingebettet,  
Das just zur Weihnachtszeit die wilde Woge,  
Des Raubes satt, geworfen an den Strand.  
Ein schlichtes Kreuz zeigt mir des Grabes Stätte,  
Und um das Grab herum verwehrt ein Haun  
Und dürres Dünen gras dem Dünenlande,  
Das Kreuzeszeichen gierig zu verwehnen.

Ich stehe lang, des Lebens dunkle Wege,  
Der Unbekannten letzte Noth denkend.  
Doch allem, was am stillen öden Ort,  
Zur Trauer rufend, mir das Herz bewegt,  
Dem gibt zuletzt das Kreuz das rechte Wort:

Ja, wer Du warst, die hier das Grab gefunden,  
Wer Dich gebat und wie sie einst Dich nannten;  
Ob holde Träume Deine Stirn noch schmückten  
Und mitten Du im Hoffen sanft ins Meer;  
Ob fast erwünscht die Flut Dich zog hinab,  
Weil, eh' Dein Auge brach, Dein Herz schon brach —  
Hier ruhe sanft, von Deiner Heimat fern,  
„Die Erde ist ja überall des Herrn!“

Karl Lehmann.

**Inhalt:** Die Prätendenten. (Fortsetzung.) Novelle von Ludwig Harder. — König Viktor Emanuel am deutschen Kaiserhofe. Zu dem Bilde von Fritz Schulz: Viktor Emanuel an der Gruft Friedrich des Großen. — Aus Hermann Vambergs Leben. Von ihm selbst niedergeschrieben. II. Lehrzeit im Orient. — Deutsche Kaiserstätten. II. Sachsenzeit. Von Oscar Schwebel. Mit Illustration: Die Krypta in der Schloßkirche zu Duedlinburg. Von Paul Graeb jun. — Am Familientische: Naturwissenschaftliche Umschau. VI. Von Otto Dammer. — Wie es im Herbst 1473 aussah. — Ein Grab auf Helgoland. Mit Illustration.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 8. November 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N<sup>o</sup> 6.

## Die Prätendenten.

Novelle von Ludwig Garber.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Jan reichte der Marquise schweigend seinen Arm. War denn auch nicht die leiseste Stimme in ihrem Kinderherzen, welche sie vor dem Verräther an ihrer Seite warnte? Sie hatte ihren Hut abgenommen, weil er im Walde fortwährend an den Büschen hängen geblieben war. Der Mond schien hell auf das blendend schöne, vertrauensruhige Gesicht mit den geschlossenen Augen. O, es war ein unbeschreiblicher Blick, ein Blick, an welchem alle Leidenschaften Theil hatten, welchen des Abenteurers brennende Augen auf diese schneeweißen Lider mit den langen schwarzen Wimpern heftete. Sein Herz zuckte in langen, unregelmäßigen Zwischenräumen schmerzhaft auf, während er den Arm des Wesens an sich presste, das jetzt in Schönheit und Kraft neben ihm herschritt, und in Minuten, nein Sekunden ausgelöscht sein sollte aus dem Dasein, eine zerschmetterte, formlose Leiche. Einstweilen behütete er die junge Marquise wirklich sorgfältig vor jedem Stein, jedem dürren Holz auf ihrem Pfade, wie man ja auch den zum Tode Verurtheilten auf ihrem letzten Wege etwas zu Liebe zu thun pflegt.

So ging es weiter; sie schlug die Lider nicht auf, wozu auch? Sie sah nicht, wohin er sie führte, um so besser!

Der Tod erwartete sie jedenfalls am Ziel; sollte sie ihn zuvor noch mit ihren großen Augen anblicken? Noch ein paar Schritte, sie standen am Rande des Abgrunds — nun — ein Stoß —

„Oeffnen Sie die Augen, Sennora! Hier muß jeder für sich selbst sehen.“

Erschrocken über den rauhen Befehl blickte das junge Mädchen auf, aber sofort ergriff sie taumelnd den freigemachten Arm ihres Begleiters. „O, mein Gott! Müssen wir hier vorüber?“

Wohl hatte die arme Marquise Grund, vor dem Anblick zu zittern, welcher sich ihr bot. Senkrecht zu ihren Füßen fiel die nackte Felswand steil hinab, dreihundertfünfzig Fuß tief; ein Jägerpfad, kaum breit genug für eine Person, war in den

Stein gehauen; kein schützendes Geländer zog sich am Abgrund entlang, kein Strauch, kein Gras, um sich anzuklammern auf der andern Seite! Und drunten in der Tiefe stritten im grellen Mondlicht scharfe Felsblöcke empor, geheime Abgründe zwischen sich verbergend. Ein träger, seichter Fluß schlich tückisch in der Tiefe hin. Seine Wasser waren über das niedrige Ufer getreten und hatten das einst vielleicht fruchtbare Thal in einen verrätherischen Sumpf verwandelt. Weiße Blümchen schaukelten sich drüber und der Vollmond spiegelte sich in den Lachen und Pfützen. Kein Leben regte sich; nur die Raben schwirren heutigierig über den Häuptern der späten Wanderer.

Sie traten den gefährvollen Pfad an, Mariquita an der Seite des Abgrunds, Willkens nach dem Felsen hin; keines sprach ein Wort. Das junge Mädchen ging einen Schritt voraus, weil sie nicht beide Raum auf dem Wege hatten. Der Abenteurer folgte, ohne einen Blick von seinem Opfer zu verwenden. Sein ganzes Denken und Empfinden schien in dem Auge concentrirt. Wenn sie schwindlig wurde, wenn sie im Schwindel selbst den Weg zum Abgrund fände! Wenigstens würde sie ihn dann im Falle nicht noch so vorwurfsvoll anblicken, es war jener letzte Blick, welchen Jan fürchtete. Der Abenteurer kannte eine gewisse Stelle: ein bodenloser Abgrund drunten, der Pfad zur Hälfte verengt, bröckelig, durch überhängende Felsen verdüstert. Jetzt waren sie dort und — wirklich! Mariquita stieß einen Schrei aus — ein paar Steine lösten sich los und polterten in die Tiefe — sie schwankte —

Der Abenteurer schleuderte sie heftig zurück an die Seite der Felsen. Er hielt ihre Hand fest, und schleifte sie vorwärts; kaum vermochte sie ihm zu folgen. Sie verließen den Pfad, sie betraten wieder sicheren Boden. Willkens schritt unaufhaltsam weiter. Mariquita wagte nicht zu reden, denn kein seltsames Wesen ängstigte sie. Endlich blieb Willkens stehen; er athmete tief auf, schüttelte das Haar, das ihm wild auf die Stirn gefallen war, zurück, und sagte dann mit einer Stimme,

welcher man die Hestigkeit des Kampfes anhören konnte, der in seinem Innern getöbt hatte: „Geben Sie mir Ihre Mantille, Sennora.“

„Meine Mantille?“ Mariquitta war entsetzt.

„Ja, und einen Fegen Ihres Kleides; ich will es dort hinunterwerfen.“

Jetzt verstand sie. „Sie wollen sich nochmals auf jenen Pfad wagen?“ fragte sie bittend. „Thun Sie es nicht, oder wenigstens nehmen Sie mich mit.“

„Sie mitnehmen? Um Gottes willen, nein!“ Er nahm die verlangten Dinge, hing den Muffsegen an einen Brombeerstrauch, und warf die Mantille auf einen Felsen, dann lehrte er zurück, schlug seinen eigenen Mantel um seines Schütlings Schultern, und die Wanderung wurde ebenso eilig, ebenso schweigend fortgesetzt, weiter, weiter eine volle Stunde. Mariquittas Füße, des anhaltenden Gehens ungewohnt, versagten zuletzt ihren Dienst. Einen Augenblick wankte sie noch vorwärts, aber es ging nicht länger. „Ich kann nicht mehr,“ wagte sie endlich schüchtern zu sagen.

Willkens schien erst jetzt wieder an seine Begleiterin zu denken. „Nur noch einige Schritte, Sennora,“ sagte er freundlicher, indem er ihren Arm in den seinigen legte und ihr das Gehen zu erleichtern suchte. Wirklich erreichten sie in kurzer Zeit das zerfallene Haus. Eine Bank stand drinnen, auf welche die junge Marquise zu Tode erschöpft niedersank; ihr Kopf wirbelte, sie hatte keinen Gedanken, kein Gefühl mehr; und hätte sie sich unter einer Schar von Räubern befunden, und wenn sie gewußt hätte, daß es ihr Tod sei, die Augen zu schließen, sie würde dennoch ohne Zögern eingeschlafen sein, so gebieterisch verlangte die Natur ihr Recht.

Auch die bange Scheu vor ihrem Begleiter war gewichen; sie duldete es halb bewußtlos, daß er ihren Mantel fester um sie zog und seine Reisetasche als Kissen unter ihr müdes Haupt legte. Sie sank erleichtert darauf hin und schlummerte sofort. Wie viele Stunden sie so dagelegen, wußte sie nicht, aber sie erwachte plötzlich mit einem beängstigenden Gefühl, und sah den Mondschein hell in die dachlose Hütte fallen, und alle Gegenstände und sie selbst mit Tageshelle beleuchten. Und vor ihr stand ihr abenteuerlicher Begleiter. Er hatte die Arme untergeschlagen und betrachtete sie unverwandt. Mariquitta erröthete ein wenig, als sie sich rasch emporrichtete.

„Verzeihen Sie, Sennor,“ begann sie, „daß meine Schwäche Ihnen einen solchen Aufenthalt verursacht hat.“

„Schlafen Sie nur weiter, wir haben noch einige Stunden Zeit.“

„O nein, ich fühle mich jetzt vollständig gekräftigt und werde mit Freuden vorwärts gehen. Entfernt mich doch jeder Schritt weiter von der abscheulichen Anstalt!“

Willkens schwieg und blieb gleichgültig an dem scheibenden Fenster stehen.

„O Sennor!“ fuhr Mariquitta fort, „wie soll ich Ihnen je für Ihre Güte danken!“

„Schweigen Sie darüber! Zwischen Ihnen und mir kann von Dank nicht die Rede sein.“

„Wie, Sennor?“ fragte Mariquitta betroffen von seiner abweisenden Kälte. „Zweifeln Sie etwa an meiner Aufrichtigkeit?“

„Ja.“

„Aber Sennor, ich schwöre Ihnen —“

„Um Ihren Eid zu brechen? Ich verlange keinen Schwur! Kenne ich doch Estreesche Treue! Sie sind nicht anders als die übrigen und werden morgen, in einer Stunde vielleicht, um einer Laune willen lächelnd den verrathen, den Sie heute —“

„Sennor,“ unterbrach Mariquitta würdevoll, indem sie sich erhob. „Ich weiß nicht, welchen Grund Sie haben, meine Familie zu hassen, aber ich weiß, daß nichts auf Erden mich vergessen machen wird, wie viel ich Ihnen schulde. Verleiden Sie mir nicht durch Ihre Härte die Dankbarkeit, welche ich nun einmal trotz Ihres Mißtrauens, trotz jeder Beleidigung, welche Sie mir sagen könnten, gegen Sie hege und immer hegen muß.“

„Unerträglich!“ Der Abenteurer stampfte mit dem Fuße und wandte sich heftig vom Fenster ab. Mehr als jeder ungerechte Tadel verletzete dieser unverdiente Dank seinen stolzen

Sinn. Er schritt einige Male heftig auf und nieder, dann, vor Mariquitta stehen bleibend, begann er sehr leise, aber so nachdrücklich, daß keine Silbe unverstanden an Mariquittas Ohren vorüberrauschte: „Ich wiederhole Ihnen, Sennora, daß Sie mir keinen Dank schuldig sind. Still! Kein Wort jetzt! Hören Sie mir zu und danken Sie mir dann, wenn Sie noch mögen. Es ist wahr, ich kam um Ihre Willen; ich habe das Weltmeer durchkreuzt, um Sie zu suchen, Mariquitta, doch nicht zur Rettung — Sie zu morden kam ich her! Ich bin Ihr Better — Juan d'Estree!“

Mit einem Schrei des Entsetzens sank die arme Waise auf ihren Sitz zurück.

„O, daß ich in der Obhut meines guten Oheims geblieben wäre!“

„Ihres guten Oheims!“ lachte der Abenteurer auf. „Wissen Sie auch, daß ich auf Befehl Ihres guten Oheims hier stehe? Daß Ihr guter Oheim einen Preis von fünfzig Gulden für Ihr Leben zahlt —“

„Unmöglich! Unmöglich! O warum bin ich Ihnen gefolgt? In Berné hätte mich Rosalje geschützt.“

„Rosalje anders,“ unterbrach Juan d'Estree ernst, „Rosalje anders ist sein Werkzeug. Sie wußte, daß Sie in den Tod gingen, und hat Sie gehen lassen. Sie würde Ihnen auf Schoonens Befehl mit derselben Ruhe den Todesbecher gereicht haben, mit welcher sie Ihnen die Getränke mischte, die Sie wahnsinnig machten.“

„O nein, nein!“ schrie das gefolterte Mädchen auf. „Das ist nicht wahr! Sie wollen mich täuschen, Sennor!“

„Täuschen?“ wiederholte Juan verächtlich, „und weshalb sollte ich das? Betrug ist die Waffe des Schwachen gegen den Stärkeren; aber Sie, Sie machtlos, hilflos, meiner Willkür Preis gegeben, Sie, deren Leben an dieser Dolchspitze schwebt, sagen Sie doch selbst, aus welchem Grunde sollte ich Sie betrügen wollen?“

Mariquitta blieb wie gebrochen sitzen. Endlich nahm sie die Hände von ihrem todtenbleichen Gesicht und flehte, indem sie vor ihrem zürnenden Gegner in die Kniee sank: „Haben Sie Erbarmen, Sennor, mit einem armen schwachen Mädchen, das keinen Freund auf Erden hat! Was konnte ich thun, um einen so tödtlichen Haß zu verdienen? Ich habe Sie nie gesehen, Sennor; bis zu dieser Stunde wußte ich nicht, daß ich einen Better besaß.“

„Nicht? Doch schien mein Name Sie zu erschrecken.“

„Ja, weil er das letzte Wort meiner armen Mutter war. Sie sprach in ihrer Krankheit immer von Ihnen, aber ich hielt es für eine Fieberphantasie.“

„So hat man Ihnen nie von Juan d'Estree gesprochen?“

„Nein, so wahr Gott mir helfe!“

„Auch nicht von Ihrem Onkel Philipp, nicht von dem Testament unseres Großvaters?“

„Nein, nein! Keine Silbe!“ betheuerte Mariquitta.

„Nicht? Nun als geborene Estree haben Sie ein Recht, die Estreesche Familiengeschichte zu kennen. Stehen Sie auf, Kind. Sie haben jetzt nichts zu fürchten. Wenn ich Sie tödten könnte, so lebten Sie nicht mehr! Wir haben noch einige Stunden Zeit, und ich will dieselben benutzen, um Ihnen zu erzählen, was Karlos d'Estree mir war. Hören Sie zu, Sie werden dann vielleicht begreifen, weshalb ich Land und Meer durchstreifte, um sein Kind aufzusuchen, weshalb wir Todfeinde sind und bleiben müssen.“

## XV. Die Estrees.

„Mariquitta, wir sind die letzten eines edlen alten Geschlechtes, und bald wird es mit uns erlöschen. Ein seltsames, schreckliches Verhängniß! Vor kaum dreißig Jahren durfte Juan Philipp, unser Großvater, hoffen, daß sein Haus Jahrhunderte durchdauern werde, denn er besaß zwei blühende Söhne, Philipp und Karlos d'Estree, der Stolz Andalusians! Er liebte beide, glaube ich, und vielleicht wurde er von beiden geliebt, aber unter sich zeigten die Brüder von Jugend auf wenig Zuneigung. Nur des Vaters Autorität hielt den Frieden aufrecht. Doch als sie älter wurden, besserte sich ihr gegenseitiges Verhalten,

ja, sie schienen völlig ausgeföhnt, bis — bis meine Mutter nach Andalusien kam. Sie war ein armes herumwanderndes Zigeunermädchen, aber so schön, daß beide Brüder in heftiger Liebe zu ihr entbrannten. Ja, beide, jeder in seiner Art, und Karlos Art war selbst in der Liebe grenzenloser Egoismus. Er sah in Gaetana nur ein hübsches Spielzeug, das ihm heute Unterhaltung gewähren konnte und das er morgen, seiner überdrüssig, vielleicht zerbrochen zu Boden geschleudert hätte. Philipp dagegen liebte meine Mutter mit aller Leidenschaft, deren sein edles Herz fähig war, und da das kaum fünfzehnjährige Mädchen seine Liebe erwiderte, so vermählten beide sich heimlich.

Karlos verlor eine Geliebte, aber er gewann, was er weit besser zu schätzen wußte, das Estreesche Vermögen. Es ist nicht schwer, Feindschaft zwischen einem leidenschaftlichen Vater und seinem ungehorsamen Sohn zu stiften. Seine Bemühungen erreichten leicht ihren Zweck. Vom Tage seiner Vermählung an war Philipp heimatlos, ausgestoßen aus der Estreeschen Familie; und ein Testament Juan Philipps bestimmte Karlos zum Universalerben, so jedoch, daß bei dem Aussterben seiner direkten Nachkommen die ältere Linie wieder in ihre Rechte treten sollte. Vorher schon hatte Karlos die kalte, schöne Holländerin, Deine Mutter, als Gattin in seines Vaters Haus gebracht.

Philipp führte indessen ein Wanderleben, auf abenteuerliche Weise den Unterhalt für sich und die Seinen gewinnend. O, wie gut entsinne ich mich noch unjerer Kreuz- und Quertzüge durch das verwüstkete Heimatland! Mein Vater trug alle Beschwerden seines Standes leicht und vergnügt; aber an meiner Mutter Herzen nagte der Kummer darüber, daß Philipp um ihretwillen alle Vortheile seiner Geburt aufgegeben und statt einer der ersten Granden Spaniens ein heimatlos umherirrender Flüchtling in seinem Vaterlande war.

Jahre vergingen so, dann starb Juan Philipp, und meine Mutter beredete ihren Gatten, nach Andalusien zurückzukehren; sie hoffte auf eine Verständigung zwischen den Brüdern, und mein Vater, welcher von seinem eigenen Herzen auf das seines Bruders schloß, folgte nur zu willig ihrem Rathe. In Andalusien war's, wo Karlos meine Mutter wiedersah, zum ersten Male nach zehn Jahren. Sie war noch immer blendend schön, und das Bild seiner Gattin, der blonden, eifigen Holländerin vermochte nicht Karlos erste Leidenschaft für Gaetana zu besiegen. Er schrieb meiner Mutter; er bat sie, mit ihm zusammenzukommen, um eine Verständigung hinsichtlich der Erbschaft anzubahnen; er schrieb, er fürchte Philipps Ungestüm, sie möge als sanfte, gütige Vermittlerin ihrem Gatten eine glückliche Zukunft erwerben; er schrieb, ich weiß nicht, was er weiter schrieb! Es war ein teuflischer Brief! Lüg und Trug in jeder Silbe! Und meine Mutter glaubte ihm, und sie ging, wenn auch zagend, sie ging um der Zukunft ihres Gatten und ihres Sohnes willen.

Der Ort der Zusammenkunft war ein alter, verrufener Thurm, rund, und mit einem eisernen Balkon versehen. Das Schloß, zu welchem er ehemals gehörte, war in Staub zerfallen, aber der Thurm stand noch, weithin sichtbar, auf dem hohen Felsrücken, und schaute drohend den schroffen Abhang hinab, wo tief, tief im Grunde ein seit Jahren verlassener Steinbruch lag.

Meine Mutter ging heimlich, denn Philipp würde es ihr nie erlaubt haben. Doch von unbestimmter Besorgniß getrieben, ließ sie den Bauersleuten, welche uns aufgenommen hatten, Karlos Schreiben, und bat sie, dasselbe Philipp zu geben, falls sie am Nachmittage noch nicht zu Hause sei. Sie ging und kehrte nicht zurück. Zur bestimmten Zeit erhielt mein Vater den Brief. Halb wahnsinnig stürzte er fort, erreichte athemlos das angegebene Ziel; der Thurm war leer, von Karlos, von Gaetana keine Spur!

Aber drunten im Steinbruch sammelten sich krächzend die Raben um ihre Beute, ein einsamer Geier begann dort sein Mahl, drunten — von einer entsetzlichen Ahnung getrieben, eilte mein Vater hinab — er kam zu spät! Drunten im Abgrund lag Gaetanas zerstückter Körper!"

„O mein Gott!“ rief Mariquitta außer sich, „Sie wollen

doch nicht sagen, Juan, daß mein Vater sie dort hinabgestoßen?“

„Nein, nein, das nicht!“ Juan lachte bitter. „Aber Sie begreifen, Mariquitta, das Thurmgemach hatte nur zwei Ausgänge, die Thür, welche Karlos besetzt hielt, und den Balkon; meine Mutter wählte den letzteren.“

„Und sie war todt?“ fragte Mariquitta athemlos.

„Wäre sie es gewesen! Nein, sie lebte. Sechs Stunden hatte sie im glühenden Sonnenbrand gelegen, verstmachtend, unfähig, ein Glied zu rühren, unfähig, die gierigen Raubvögel von ihrem noch warmen Opfer zu verschrecken. Ja, sie lebte! Sie hatte noch Bewußtsein genug, meinen Vater zu erkennen; und ihre brennenden Lippen baten ihn flehentlich um einen Tropfen Wasser, das vier Meilen in der Runde nicht zu haben war, und als er dennoch gehen wollte, es ihr zu verschaffen, da hielt sie ihn zurück, da sah sie ihn noch einmal liebevoll mit ihren großen, dunklen Augen an und flüsterte leise: „Es war um Deinetwillen, Philipp. Räche mich!“ und dann starb sie langsam, qualvoll in seinen Armen. „Räche mich!“ das war ihr letztes Wort. Mein Vater begrub sie an der Stelle, wo sie gestorben war. Er führte mich an ihr Grab, legte meine Kinderhand auf die frisch aufgeworfene Erde und ließ mich schwören, die Mutter nicht zu vergessen, nicht zu ruhen, nicht zu rasten, bis ihr letzter Wunsch erfüllt, ihr schmachtvolles Ende gerächt sei. Karlos mochte ahnen, was er zu fürchten hatte; es duldete ihn nicht länger in Spanien; er floh in das Vaterland seiner Gattin. Wir folgten ihm.“

Zwei Jahre lebte mein Vater unter dem Auswurf von Amsterdam, elend darbdend, mit dem einzigen Gedanken der Rache. Er folgte seinem Bruder treu wie sein Schatten — lange umsonst, bis endlich derselbe eines Morgens sein Buiten verließ, um zu Fuß den Weg nach Amsterdam zurückzulegen. Sie wissen, daß er auf dem Wege ermordet wurde. Der Mörder war Philipp d'Estree, mein Vater. Er ward entdeckt und gerichtet, doch unter fremdem Namen. Wer er sei und was ihn zu der That getrieben, ahnte niemand als Ihre Mutter, Mariquitta — Ihre Mutter —“

Die junge Marquise erbebt. Nach einem so schonungslosen Gericht über ihren Vater, was würde er von ihrer Mutter sagen, ihrer Mutter, in welcher sie bis zu dieser Stunde den Inbegriff aller Vollkommenheit erblickt hatte?

„Ihre Mutter,“ fuhr Juan fort, „kannte die Spanier; sie wußte, daß, so lange ein Nachkomme Gaetanas athme, keine Sicherheit für die Kinder Karlos d'Estrees zu hoffen sei. Es genügte ihr deshalb nicht, ihren Schwager am Strange enden zu sehen; auch des jungen Feindes mußte sie sich versichern, und so, unter dem Deckmantel der Barmherzigkeit, wurde ich, damals ein zwölfjähriger Knabe, in ein Rettungshaus gesteckt. Ihre Mutter kam dorthin und zeigte sich sehr besorgt, daß ich entfliehen könnte. Sie machte der Anstalt eine Schenkung und bat die Aufseher, mich niemals aus den Augen zu lassen, jeden Fluchtversuch aufs strengste zu bestrafen, mich gefesselt zu halten. Ich verzeihe ihr das, es war Nothwehr; denn sie wußte, was sie zu erwarten hatte, sobald ich frei war. Sie sprach auch mit mir; und ich sehe noch heute ihr bleiches angstvolles Gesicht, als sie dem trotzigem Bettelknaben gegenüberstand, jeder Blick schien um Schonung für ihre Kinder zu flehen! Freilich, damals kannte ich sie und unsere gegenseitigen Beziehungen nicht und konnte die Bedeutung jener Blicke nicht ermessen. Aber heute weiß ich, daß ihr Gatte ihr seine Schuld mitgetheilt hatte, und daß das Bewußtsein jener Schuld es war, welches sie zu so verzweifeltstem Vorgehen gegen einen wenigstens damals harmlosen Knaben trieb. Armes Weib! Auch ihr Lebensglück ward durch Karlos Verbrechen in den Staub getreten.“

In der Anstalt wurden ihre Befehle pünktlich besorgt und die gegen mich angewandten Maßregeln ließen an Strenge nichts zu wünschen übrig. Man war indessen menschlich genug, mich vor seinem Ende noch einmal meinen Vater sehen zu lassen. Er empfing mich sehr gefaßt und schien den Tod nicht zu fürchten.

Das Wanderleben, welches ich von Kindheit an geführt, hatte meinen Verstand gereift, meine Selbständigkeit entwickelt;

mein Vater konnte mit mir wie mit einem Erwachsenen reden. Er beruhigte meine Verzweiflung, indem er mir Aussicht auf Rache eröffnete. Er bat mich, zu entfliehen, wenn er todt sei, nannte mir einen Ort in unserer früheren Wohnung, wo er Papiere vergraben habe. Ich sollte sie mitnehmen, an meinem sechzehnten Geburtstag öffnen und dann zurückkehren, um meine Mutter, mich und ihn zu rächen. Dann trat der Schließer ein; ich mußte ihn verlassen. O, es war ein seltsames, schreckliches Gefühl, als ich zum letzten Male die Hand meines theuren, gütigen Vaters drückte, wissend, daß ich ihn nie, nie wiedersehen würde, obwohl er in Kraft und Gesundheit vor mir stand.

Der Sohn eines Verbrechers ist vogelfrei. Man verfuhr nicht eben schonend mit mir und meinem Schmerz. Lachend unterhielt man sich in meiner Gegenwart von der bevorstehenden Hinrichtung. Ich hörte auch, daß mein Vater einen Versuch gemacht hatte, sich selbst zu tödten. Das war aber „zum Glück“ verhindert worden. Wie schade, wenn der Böbel um sein Schauspiel betrogen worden wäre! Ich hörte das alles stumm und ohne mit der Wimper zu zucken an, aber mein Herz blutete und jeder Gedanke meines Kopfes, jedes Gefühl meiner Brust war Haß, war glühende Rachbegier.

Der Tag der Hinrichtung kam, und als alle hinausgegangen waren, um zu gaffen, da verließ auch ich mein Gefängniß, gleichviel wie! Ich ging in unsere frühere Wohnung und holte die Papiere. Die Leute dort kannten mich; sie hatten meinen Vater geliebt und verriethen meine Flucht nicht. Dann nahm der Kapitän eines Ostindienfahrers mich als Schiffsjungen an Bord und ich sah Europa vor zwei Wochen zum ersten Male wieder.

Rastlos und unstät streifte ich in der Welt umher, bis ich an meinem sechzehnten Geburtstage, es war auf einer Tigerjagd in Bengalen, die sorgsam verwahrten Papiere öffnete. Da erfuhr ich die Todesart meiner Mutter und meinen wahren Namen, und von dieser Stunde an hatte mein Leben einen bestimmten Zweck: Rache! unerbittliche, blutige Rache! Das wurde auch mein Lösungswort. Zunächst versuchte ich unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren die zu meinem Vorhaben nöthigen Geldmittel zu erwerben. Immer, wenn ich mich am Ziele wähnte, raubte mir irgend ein unglücklicher Zufall die mühsam errungene Baarschaft. Ich streifte von Welttheil zu Welttheil; aber in den mannigfachen, oft sich widersprechenden Stellungen, welche ich einnahm, blieb Rache mein leitender Gedanke. Die Erzählung von Gaetanas Ende war außer meinen Legitimationspapieren das einzige Erbe meines Vaters. Ich las sie, bis ich jedes Wort auswendig wußte, las, wie er mit rauher Hand das blühende Leben meiner Mutter geknickt, und schwur Rache, Rache, immer wieder Rache! Und doch war ich zu feig, diese Rache zu nehmen!

Das weitere wissen Sie, Mariquitta. Ich habe meinen Schwur gebrochen! Sie leben, und ich kann Sie nicht tödten!

Er schwieg. Mariquitta verharrte unbeweglich in ihrer Stellung. Juans Erzählung hatte sie tief erschüttert und die Sorge um ihr eigenes bedrohtes Leben wurde vollständig in den Hintergrund gedrängt von der Theilnahme an dem traurigen Schicksale ihres Feindes.

Der Marquis d'Estree brach zuerst das Schweigen. „Es ist Zeit,“ sagte er, einen Blick auf seine Uhr werfend, „wir haben noch einen Weg von zwei Stunden vor uns.“

Mariquitta bebte. Wohin würde er sie jetzt führen? Zurück an den Abgrund vielleicht? Aber sie war völlig in seiner Gewalt und mußte gehorchen. Das junge Mädchen versuchte aufzustehen, aber Angst und Aufregung hatten ihre Kräfte so gelähmt, daß sie sich an der Wand halten mußte.

Juan bemerkte erst jetzt, wie todtbleich das Gesicht seiner Begleiterin war. Er näherte sich besorgt und bot ihr Wein aus einer Feldflasche, die er immer bei sich trug. Sie dankte. „Nur ein wenig Wasser,“ meinte sie, „dann wird mir schon besser werden.“

An der Hütte vorüber rauschte ein schäumender Waldbach; Juan ging hinaus und kehrte bald mit seinem Taschenbecher voll Wasser zurück. Aber als ihre trockenen Lippen den Rand des Gefäßes berührten, durchzuckte sie ein entsetzlicher Gedanke.

Die Hand mit dem Becher sank zitternd nieder. „Es ist vergiftet?“ stieß sie bebend hervor, während ihre großen Augen mit einem Ausdruck unaussprechlichen Flehens auf ihm ruhten, mit der Bitte, ihres jungen Lebens zu schonen.

Er zuckte ungeduldig die Achseln. „Trinken Sie!“ sagte er gebieterisch.

Mariquitta gehorchte; aber die Idee, Gift zu trinken, überwand ihren Durst. Schon nach dem ersten Schluck gab sie den Becher ihrem Begleiter zurück. Juan ergriff ihn schweigend und leerte ihn bis zum Grunde.

„Kind,“ sagte er dann, „wie oft soll ich Ihnen versichern, daß Sie nichts zu fürchten haben? Der Löwe springt nie zum zweiten Male auf seine Beute. Auch bin ich nicht der Mann, bei der Hälfte einer That stehen zu bleiben. Da ich Sie nicht tödten kann, und da ich Ihnen jetzt, was ich vor Ihrer Flucht nicht gethan habe, mein Ehrenwort gebe, daß ich Sie schützen will, da Sie folglich leben werden, muß ich auch Sorge tragen, Sie wieder in die Rechte einzusetzen, welche ein treuloher Vormund Ihnen geraubt hat. Dazu ist es vor allem nothwendig, Holland, wo sein Einfluß Ihnen verderblich werden könnte, zu verlassen. Wir gehen also nach K., und von K. mit der Bahn nach D., einer deutschen Grenzstadt. Dort wird sich das weitere entscheiden. Kommen Sie, Mariquitta, wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir den Frühzug noch antreffen wollen.“

Mariquitta folgte der Aufforderung, sie konnte ja nicht anders. Aber bald ward ihr zuerst schwankender Schritt fester; die Nachtluft wirkte stärkend und erfrischend auf ihre überreizten Nerven; und als der Weg nicht, wie sie gefürchtet hatte, durch Tannenwälder und an Abgründen herführte wie bisher, sondern eine breite ebene Chaussee entlang, gewann Jugendmuth und Jugendleichtsinn wieder die Oberhand in ihrem Herzen. Sie war einer großen Gefahr entronnen — nun ja! aber sie war doch entronnen! Und warum sollte sie nicht auch einmal ihrem abenteuerlichen Begleiter vertrauen? Hatten doch alle, denen sie bisher vertraute, denen sie Gutes erwiesen, sie verrathen! Er, ihr ungeahnter Better, hatte Grund, sie zu hassen! Sie war Spanierin genug, seine Gefühle zu würdigen, und diese energische, durch ein ganzes Menschenleben gehegte Rachgier erwarb ihm ebenso sehr ihre wenn auch mit Furcht gemischte Achtung, wie sein trauriges Schicksal ihre innigste Theilnahme erweckt hatte.

Schweigend schritten sie nebeneinander auf dem breiten Wege hin, bis endlich nach zweistündiger Wanderung die Lichter von K. am Horizonte auftauchten. Der Mond war längst untergegangen; die Sterne erblickten schon in der Dämmerung und der Morgenwind war so scharf und kühl, daß Mariquitta fröstelnd Juans Mantel um ihre Schultern zog.

Juan bezahlte ihre Plätze in der Bahn und sie stiegen in den zur Abfahrt bereiten Zug. Mariquitta konnte nicht umhin, einen Blick auf ihr Billet zu werfen, als der Condukteur dieselben einsah. Das Billet lautete auf D. Juan hatte sie also nicht getäuscht!

Sie machte keinen Versuch, sich von ihrem seltsamen Begleiter zu trennen, obgleich sie in dem regen Gewühl auf dem Bahnhof sicherlich Schutz gefunden hätte. Aber nicht um die Welt wäre Mariquitta fähig gewesen, das Herz ihres Betters mit Mißtrauen zu verwunden.

Es war eine eigenthümliche Fahrt, die nun folgte. Das Paar war und blieb allein. Sie saß nachlässig in die Polster zurückgelehnt in der einen Ecke des Coupés und Juan ihr gegenüber am andern Fenster. Er sah in die schattenhaft vorüberfliegende Landschaft hinaus, und sie stellte sich schlafend, aber sie war in ihrem Leben nicht wacher gewesen. Sie benutzte den immer heller werdenden Tag, um verstoßen die bis jetzt nur flüchtig erblickten Züge Juans zu betrachten; und wenn sie dann die Augen wieder schloß, so mußte sie sich er-röthend gestehen, daß er in seiner Art schön, ja sogar sehr schön sei, und daß ihr diese Art außerordentlich gefalle.

#### XVI. Haß oder Liebe.

In D. angelangt, beeilte sich Juan, eine Wohnung für sich und seine Cousine zu suchen. Er fand vier möblirte Zimmer



Graf Chambord.

in einem netten Hause mit freundlichem Garten und bei einer thätigen reinlichen Wirthin, welche ihr Eigenthum ins günstigste Licht zu stellen wußte und glückliche Mutter von drei heirathsfähigen Töchtern war: Rosamunde, Johanne, Juliane und einem vierundzwanzigjährigen „Kiekindiewelt“, welchen die im „besten Alter“ stehenden Schwestern noch nicht für voll anerkannten.

Alle fünf beeilten sich, den fremden Herrn zuvorkommend zu empfangen und warfen strenge musternde Blicke auf die Dame im zerknitterten Mullkleide, welche so schüchtern neben dem Herrn stand und welche derselbe mit der größten Ruhe für seine Frau ausgab. Mariquitta wagte zwar auf Spanisch einige Einwendungen gegen die ihr zuertheilte Rolle, mußte aber nachgeben, da sie nicht umhin konnte, den Gründen, welche Juan ihr dafür angab, beizustimmen.

So bezogen sie denn ihr neues Reich, von welchem jeder zwei Zimmer besaß. Die Mahlzeiten wurden in Mariquittas Zimmer eingenommen, aber Juan war nicht immer dabei anwesend; seine Geschäfte hielten ihn fast den ganzen Tag außer

dem Hause. Zum Thee, den die junge Marquise eigenhändig bereitete, fand er sich jedoch immer ein, und der Abend war der Musik gewidmet. Juan liebte die Musik ja so sehr. Er hatte seiner Cousine auch in D. ein Klavier zu verschaffen gewünscht, woran sie den größten Theil des Tages und den ganzen Abend zubrachte. Er saß dann gewöhnlich abseits weiter im Schatten, den Kopf in die Hand gestützt, und sah die wunderbar kleinen Hände so leicht und eilig über die Tasten trillern, die gelb im Vergleiche mit ihnen ausfahen; er schaute gedankenvoll in ihr schönes Gesicht, hell überflutet vom Kerzenglanze, welcher sich in ihrem schwarzen Auge wieder spiegelte und in schimmernden Reflexen auf ihrem Goldhaare tanzte. Und diese schwarzen Augen suchten ihn, wenn ein Stück beendet war, um zu erfragen, wie es ihm gefallen habe.

Im allgemeinen blieb Juans Betragen gegen Mariquitta, wie es von Anfang an gewesen, zurückhaltend, förmlich, ja feindselig. Johanna, die magerste und intriganteste der drei Heirathsfähigen, hatte schon am ersten Tage herausgebracht, daß zwischen

den Herrschaften „etwas nicht in Ordnung sei“; was aber dieses „etwas“ war, ließ sich wegen der einfältigen „Italienisch-sprecherei“ nicht genau bestimmen. Doch ermangelten sie als richtige alte Jungfern nicht, der jungen Frau alle Schuld beizumessen, und dachten seufzend, wie viel glücklicher der „vornehme Herr“ mit einer von ihnen geworden wäre, denn daß er vornehm sei, viel vornehmer als seine Frau, das stand fest. Johanna fabrizirte einen ganzen Roman darüber, mit welchem sie in ihrer Familie vielen Beifall erntete. Darin war er ein Graf, sie eine hergelaufene Musikantin, und als der „Kiefindiewelt“ sich unterstand, sie zu fragen, woher sie denn das wissen könne, wurde er mit Strenge zur Ruhe verwiesen: „Das sehe man ja an allem!“ und „es stehe Kindern gar nicht zu, in solchen Dingen ein Urtheil zu fällen“.

Etwa vierzehn Tage nach ihrer Ankunft in D. war Juan eines Morgens nach Hause gekommen und hatte schweigend ein holländisches Blatt vor seiner Cousine ausgebreitet. Dieses Blatt enthielt die Bestätigung dessen, was er Mariquitta am Abende ihrer Flucht über Schoonens Pläne gesagt hatte. Es erzählte in einem ziemlich langen Artikel, daß nach dem Tode der unglücklichen Marquise Mariquitta d'Estree, deren Leiche noch immer nicht gefunden sei, ein Better von ihr, Juan (Sohn des verstorbenen Philipp d'Estree), nach der Bestimmung eines alten Testaments die Erbschaft ihres Vermögens angetreten habe. Dann wurde dieses Testament mit dem Ende der beiden Brüder und Juans Geschichte, welcher nur der treuen Fürsorge eines gewissen bekannten Advokaten Rettung und Erziehung verdanken sollte, zu einem mysteriösen Ganzen zusammengeschmolzen, welches, nur den Eingeweihten verständlich, vollständig geeignet war, die Neugierde und Theilnahme der Masse zu erregen.

Mariquitta las und erlebte. Es ist ein seltsames Gefühl, gesund und fröhlich dazusitzen und von sich wie von einer Todten erzählen zu hören.

„D,“ sagte sie schauernd, „aus welcher Umgebung haben Sie mich gerettet! Aber wer kann dieser Juan d'Estree sein?“

„Kosalje Jnders Sohn.“

„Unmöglich!“

„Karlos d'Estrees Sohn, wenn Sie lieber wollen.“

Mariquitta schüttelte traurig ihr Köpfchen und faltete das Blatt zusammen. Sie zweifelte schon lange nicht mehr an dem, was ihr Beschützer sagte. Sie hegte wieder, wie sie es zu Anfang gehegt, das unbedingteste Vertrauen in seinen Edelmut, und doppelt schmerzlich berührte sie deshalb die Abneigung, welche Juan noch immer gegen sie zur Schau trug.

Eines Nachmittags, als sie gemüthlich auf ihrem Tritte am Fenster saß, eine Arbeit in der Hand, während Juan eben den Brief an seinen Rechtsgelehrten beendete, wagte sie daher folgende Auredede: „Sie haben so viel Last mit mir und mit meinen Angelegenheiten. Schon seit Wochen sind Sie vom Morgen bis zum Abend in meinem Interesse thätig. Weshalb thun Sie das für ein Wesen, das Sie so tödtlich hassen?“

Er gab keine Antwort.

„Sie hassen mich,“ fuhr sie traurig fort. „Und es thut mir weh, daß Sie mich für so schlecht, so undankbar halten, wie Sie leider meinen Vater —“

Er wandte sich jäh um und trat hastig auf sie zu.

„Wenn es Sie beruhigen kann,“ sagte er leise, „daß ich Sie für das edelste, dankbarste, engelgleichste Wesen auf Erden halte, so seien Sie zufrieden.“

„Und dennoch hassen Sie mich?“

Er wandte sich ab. „Das ist nun einmal unser Verhängniß!“ sagte er kurz.

Trotz dieser und anderer Unfreundlichkeiten ihres Betters ließ Mariquitta nicht ab von ihren Versuchen, demselben ihre „Achtung und Erkenntlichkeit zu beweisen“, wie sie es vor sich selbst nannte, daß sie versuchte, ihm eine trauliche Heimat aus der Miethwohnung in der fremden Stadt zu machen. Leider erntete sie nur schlechten Dank für ihre Mühe.

So hatte sie sich nach und nach daran gewöhnt, mit den Mahlzeiten auf ihn zu warten, und eines Abends, als er ungewöhnlich lange ausblieb, verschob sie ihre Theestunde bis ein

Uhr in der Nacht. Sie war ängstlich um ihn geworden, und ihre Lampe niederschraubend, legte sie sich in das Fenster und verharrete dort, jedem Geräusche lauschend, zwei Stunden lang. Juan, welcher erst mit dem Nachtzuge von Amsterdam zurückgekehrt war, sah schon von weitem das weiße Kleid seiner Cousine durch die Nacht schimmern; es war zum ersten Male in seinem Leben, daß ihn daheim jemand erwartete. Und Mariquitta hörte kaum den wohlbekanntem Tritt ihres Betters auf den Steinfließen laut und bestimmt durch die Nacht hallen, als sie auch sofort mit einem Lichte die Treppen hinab ihm entgegen eilte. Sein Gruß war keineswegs freundlich. „Was in aller Welt sie denn noch außer Bettes thue? Und noch dazu fastend! Sie sei ganz bleich von Hunger und Wachen! Und sich um ihn zu ängstigen wäre überflüssige Mühe, er wäre kein Kind mehr!“ und schließlich verbat er sich ein für allemal, ihn zu erwarten.

Dafür hatte er denn das nächste Mal, als er spät von Amsterdam zurückkehrte, die Genugthuung, Mariquittas Wohnzimmer leer zu finden. Nur brannte die Lampe noch hell auf dem gedeckten Tische, das Wasser brodelte über der singenden Spiritusflamme, Wein und eben erst bereiteter Thee waren zur Auswahl aufgestellt, und Juan hätte an Rauberei glauben können, wenn ihm nicht der Mondschein an Mariquittas unerleuchtetem Schlafzimmersfenster den flüchtigen Schimmer eines weißen Kleides verrathen hätte; sie wachte doch, trotz des Verbots, aber insgeheim. Was ging es ihn an?

Der junge Mann warf sich in einen Sessel; er gedachte sich nach der Fahrt zu stärken, aber er mochte nichts genießen. Das Zimmer war so gemüthlich, der Theetisch so einladend — Juan d'Estree fand beides unausstehlich. Er starrte nach Mariquittas leerem Plaze und murmelte endlich: „Es muß ein Ende nehmen.“

Und er dachte an die Zeit, welche er in Europa durchlebt, an Mariquitta und an Hemmo van der Instort, von welchem sie ihm viel erzählt, und an die Zeit, wenn sie nach Amsterdam zurückkehren würde, und der junge Officier war ja mit Geerdje Schoonen verlobt, aber Verlobnisse können sich lösen, und neue knüpfen — die ganze Geschichte endete dann in einer Heirath. Ein schaales Ende! Juan wenigstens erchien es heute Abend so, er war überhaupt verstimmt, „und,“ meinte er, „s ist kein Wunder! Ich passe nun einmal nicht in diese glatte Civilisation! Ich erstide hier!“ Er öffnete das Fenster und starrte hinauf in die klare sternhelle Nacht. „D, ich will Gott auf den Knieen danken, wenn ich nur erst wieder in der Wildniß bin! Warum habe ich sie auch je verlassen?“

Juan hatte im Verkehr mit Mariquitta allmählich gelernt, die angeborene Leidenschaftlichkeit seines Wesens zu zügeln und sein Benehmen den Formen der guten Gesellschaft anzupassen. Doch auch wo er diese Formen übertrat, fand er in seiner Cousine eine milde Richter. Sie war überzeugt, daß ihm ein anderer Maßstab gebühre als der übrigen Menschheit; Juan d'Estree war ja so unendlich viel größer in seinem Thun und Lassen als alle, welche sie bisher gekannt, und deshalb hatte sie Nachsicht mit allen seinen Eigenheiten und war dankbar für jedes Lächeln, das er ihr schenkte.

Eines Tages hatte der „Kiefindiewelt“ ihr eine prachtvolle dunkelrothe Rose gebracht, denn er hatte die unglückliche Frau ins Herz geschlossen, von der seine Schwestern so viel Böses zu vermuthen wußten. Juan kehrte spät am Nachmittage von seinen Geschäftsgängen zurück und stattete wie gewöhnlich der jungen Marquise Bericht von seinen Erfolgen ab. Sie dankte ihm lachend und meinte, seine Bemühungen hätten längst einen Orden verdient, den könne sie ihm nun freilich nicht verleihen, „aber,“ fuhr sie fort, „stecken Sie diese Rose in Ihr Knopfloch, Juan, wie es die Franzosen thun! Es sieht von weitem aus wie das Band der Ehrenlegion. Halten Sie still, ich will sie Ihnen hineinstecken.“

Aber der junge Mann drängte unhöflich ihre Hände zurück. In den Wochen, welche er in so enger Gemeinschaft mit ihr verlebte, hatte er ihr nicht ein einziges Mal die Hand gegeben. „Ich danke,“ sagte er kalt. „Aber es wäre wirklich zu schade um die arme Blume.“

Er nahm die Rose und brachte sie auf sein Zimmer. Mariquita war sehr erstaunt, als sie nach etwa einer Woche über die Straße ging und dabei die Rose in einer Fritsche, welche sehr sorgfältige Pflege verrieth, vor Juans Fenster stehen sah. Sie wagte ihm lächelnd eine Bemerkung darüber zu machen, und er meinte: „Ich bin nun einmal ein Blumenfreund! Wenn man solch ein armes Ding von seinem Stengel abgerissen hat, so muß man auch dafür sorgen!“

O, Juan, Juan! Du ein Blumenfreund? Weißt Du nicht mehr, wie Du im amerikanischen Kriege Dein bäumendes Pferd, bloß den Umweg von einigen hundert Schritten zu sparen, mitten durch den Blumengarten eines Plantagenbesizers leutetest? Hast Du damals auch nur daran gedacht, die üppigen Beete zu schonen?

Die Antwort war nicht schmeichelhaft, und Mariquita, an Artigkeiten gewöhnt, hätte billig darüber verlezt sein können; aber sie war weit entfernt davon und suchte im Gegentheil nach wie vor ihren Vetter zu erheitern. Bisweilen gelang es ihr und dann verlebten sie frohe Stunden zusammen, aber das junge Mädchen mußte sich ängstlich hüten, ihn durch ein Wort eine noch so gleichgültige Bemerkung in die Wirklichkeit zurückzurufen. That sie es, so waren Freude und Unterhaltung vorbei. Juan hatte seinen Punkt, wo er verwundbar war, einen Punkt, der bei der leisesten Berührung zusammenzuckte — das war sein beabsichtigter Mord.

Es ist etwas wesentlich anderes, von Haß und Rachgier erfüllt einem Menschen den Untergang zu schwören und dem Opfer gegenüber stehend mit fester Hand und kaltem Blute den Schwur erfüllen. Das hatte Juan erfahren. Welch ein himmelweiter Unterschied zwischen Vorsatz und That! Er bereute nicht mehr, die That unterlassen zu haben, er fragte sich nur schauernd, wie er je den Entschluß dazu hatte fassen können. Wieder und wieder vergegenwärtigte er sich, was er jetzt empfinden mußte, wenn seine Hand sich nicht geweigert hätte, dem Willen zu gehorchen, und er jetzt ein Flüchtling vor den Gesetzen wäre und das lächelnde unschuldige Wesen an seiner Seite wirklich zerschmettert drunten im Abgrunde läge. Er dachte und dachte, bis sein Kopf wirbelte.

Durch sein wenn auch nur in Gedanken begangenes Verbrechen war er klug geworden, wie Adam durch seinen Fall, und erkannte zum ersten Male, was gut und böse sei. Die Grenze zwischen beiden war ihm in seiner verwahrlosten Existenz nie klar geworden. Wie sollte er auch das Verbrechen hassen, er, dessen höchstes Ideal ein durch die Gesetze gerichteter Verbrecher war? Aufgewachsen unter dem Auswurfe der Menschheit, von seiner Kindheit an umringt von Schuld und Haß, hatte er das Leben erfaßt und genossen, wie es sich ihm bot; und dennoch waren ihm Muth, Stolz und eine gewisse Größe geblieben, uneräußerliche Gaben einer von Geburt edlen Natur, auf welche, wer immer ihn kennen lernte, staunend blickte, wie der Naturforscher auf eine zarte, in ödes Heideland verirrt Gartenblume. Erst jetzt traten seine Eigenschaften, sein Charakter zu Juans eigenem Bewußtsein; er erschrak vor sich selbst. Karlos That erschien ihm noch zehnfach verwerflicher als zuvor, aber dennoch entschuldigte sie keine Rache, wie er sie hatte nehmen wollen; und selbst seines Vaters Handlungsweise erschien ihm nun in zweifelhaftem Lichte.

Das war sein wunder Fleck, und wenn Mariquita ihn arglos zu berühren wagte, so waren Heiterkeit und Lebhaftigkeit auf Tage, ja Wochen verschwunden. Er pflegte zu erwidern: „Sie haben recht, Mariquita, mich an die Vergangenheit zu erinnern!“ und schloß sich ein und mied seine schöne Cousine trotz all ihrer Bitten und Bethenerungen.

#### XVII. Der Prozeß.

Sobald Juan die nöthigen Vorbereitungen getroffen, reiste er nach Amsterdam, um öffentlich die Rechte seiner Cousine zu vertreten, und begann den Prozeß, indem er zuerst sich als den alleinigen richtigen Juan d'Estree, Sohn Don Philipps, zu legitimiren suchte.

Schoonen war nicht wenig erstaunt, plötzlich vom Gerichte die Ladung zu erhalten, er solle die Echtheit seines Schüglings

beweisen. Es war ein fataler Strich durch die Rechnung, und bisher ging doch alles so glatt! Der Sohn von Rosalje Jnders war fast ohne Widerstand in den Besitz der Estreeschen Güter getreten und hatte sich besser in seiner neuen Würde benommen, als sein väterlicher Freund zu hoffen gewagt. Karl, denn wir müssen ihn jetzt zur Unterscheidung von dem wirklichen Juan Karl nennen, was wir um so eher können, als er Karl getauft war und nicht den mindesten Anspruch auf den Namen Juan hatte, Karl also war ganz zufrieden mit der neuen Wohnung und der vielen Dienerschaft, und sein Blödsinn kam Schoonen trefflich zu statten, denn er, Schoonen, wurde zum Vormunde über den nicht ganz Zurechnungsfähigen ernannt.

Auch Wiesje Schoonen fand sich nicht bloß willig, sondern freudig in ihres Vaters Pläne; und dasselbe Blatt, welches das Wiederauftauchen Juan d'Estrees verkündete, erzählte die Verlobung selbigen Juan d'Estrees mit Louisa Schoonen, der Tochter des Mannes, welchem er die Rückkehr in seine Rechte verdankte. Diese Verlobung erregte natürlich ungeheures Aufsehen und warf ein, wir müssen es gestehen, nicht gerade günstiges Licht auf die junge Braut. Sie kümmerte sich nicht sonderlich darum; mußte sie doch, daß der Spott, welcher sie traf, zu drei Vierteln aus Mißgunst und Neid entsprang! Ja, man beneidete sie, so schrecklich es zu sagen klingt, beneidete sie um den blödsinnigen Gatten, der seine Schätze nach Millionen zählte, und Wiesje hatte so lange selbst mit den Lippen gespottet und andere im Herzen beneidet, daß es ihr nur erwünscht kam, auch einmal solch eine Beneidete zu sein.

Und ihr Verlobter? Wie benahm er sich in dieser Angelegenheit? Karls größter Wunsch war ja immer gewesen, Bräutigam zu sein, und er trug jetzt sein Glück mit Ruhe. Wiesje war zwar nicht so schön, wie er sich eine Braut geträumt hatte, aber es war doch eine Braut, und dann war sie so gut! Das meinte Karl nämlich; in Wahrheit war Juffrouw Schoonen durchaus nicht, was man „gut“ nennt, sie hatte überhaupt gleich ihrem Vater keine Spur von Herz, aber dafür sehr viel und sehr scharfen Verstand, und das verhinderte sie, boshaft zu sein. Wirklich boshaft ist eigentlich nur die Dummheit. Der Kluge vermeidet nutzlose Grausamkeit, wie jede andere nutzlose Handlung, und Wiesje war, wie gesagt, ganz außerordentlich klug. Sie ließ ihrem Bräutigam unbestritten seinen Kriki und die farbigen Bänder, womit er sich zu behängen liebte, wenn er allein war. Ja, sie streichelte sogar den Hahn bisweilen und sprach nie hart mit Karl, selbst nicht, wenn er Mnheer Kriki in ihren Salon zu bringen wagte. Die Folge davon war denn, daß der gutmüthige Karl stets ein freundliches Lächeln für sie hatte und vertraulich wie ein Kind ihr alle seine kleine Freuden und Schmerzen anvertraute.

So vergingen Tage und Wochen, und die arme Wiesje, welche von dem Betrüge Schoonens nichts ahnte, hatte sich schon vollständig zur Herrin der Estreeschen Güter eingelebt, als jene Ladung sie wie ein Donnererschlag aus ihrem süßen Traume erweckte. Schoonen behandelte die Sache geringschätzig, aber er war in tödtlicher Unruhe, als er an dem verhängnißvollen Morgen den wohlbekanntem Weg zum Gerichtshof einschlug.

Die Thüre der Gesindestube öffnete sich, als er Arm in Arm mit Karl vorüberging, und ein Frauenkopf mit schneeweißem Haare erschien in der Spalte; aus einem blassen zerfallenen Gesichte lugten ein paar blaue unnatürlich leuchtende Augen dem Advokaten nach, es waren die Augen von Rosalje Jnders. Jene Nacht im Irrenhause, Mariquittas vermeintliche Todesnacht, hatte ihr Haar gebleicht und die kräftige Gestalt zu Boden gedrückt. Stumm und theilnahmslos weilt sie seit jener Zeit in den Zimmern, welche Schoonen ihr, treu seinem Versprechen, in der Nähe ihres Sohnes angewiesen hatte. Aber Karl, einst die Freude ihrer Augen, wurde jetzt selten von ihr beachtet; er kannte sie auch kaum mehr, so unheimlich verändert war ihr Aussehen. Niemand hatte die Unglückliche seit ihrer Rückkehr aus den Ardennen lächeln sehen. Ganz stumm oder unzusammenhängende Worte vor sich hinhurmeln, kauerte sie Tag aus Tag ein vor ihrem Kamine und starrte ins Feuer oder in ein altes zerlesenes Gebetbuch auf ihren Knien.

(Schluß folgt.)

## Der „Kon“ von Frankreich.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. II./VI. 70.

Von George Hill.

(Mit Porträt auf S. 85.)



Um die zweite Nachmittagsstunde des 16. August 1830 verließen bei vollständig ruhiger See zwei amerikanische Schiffe den Hafen von Cherbourg. Sie trugen die Namen „Great-Britain“ und „Charles Carroll“. Ein Dampfer bugsierte sie aus dem Hafen — eine französische Brigg eskortierte beide. Der Kommandeur jener Schiffe war Kapitän Dumont d'Urville, die französische Brigg befehligte Kapitän Thibault.

Am Ufer des Meeres, hinter dem Gitter, welches Hafen und Stadt trennte, hatte sich eine große Menschenmenge versammelt, Bataillone der Garde waren aufgestellt, und beim Auslaufen der Schiffe dröhnte weit über das Meer hinschallend eine Trompetenfanfare ihre letzten Grüße.

Die Personen, welchen diese Anstalten, diese Aufregung galten, befanden sich am Bord des „Great-Britain“. Von einer Anzahl Getreuer umgeben, erblickte man dort die letzten Sproßlinge des Stammes Ludwigs XIV. Der „Great-Britain“ trug die gestürzte Familie der Bourbonen von Frankreichs Ufern hinweg — das Banner der Lilien war unter dem Donner der Geschütze und dem Krachen des Gewehrfeuers gefallen, es hatte nicht Stand gehalten vor der dreifarbigten Fahne, welche von den Barrikaden zu Paris flatterte, als das wüthende Volk die Julischlacht gegen Karl X kämpfte und siegreich bestand.

Der gestürzte König Karl X, sein Sohn Herzog von Angoulême, dessen Gattin Marie Theresie, die Madame genannt, die Herzogin von Berry, endlich zwei Kinder: Louise Marie Theresie, Mademoiselle von Frankreich, und Henri d'Artois, die Nachkommen des ermordeten Herzogs von Berry — das war alles, was geblieben war von dem mächtigen Geschlechte, welches direkt von Heinrich IV stammte.

Die Glieder der Familie des heiligen Ludwig waren seit dem Märtyrertode des Sechzehnten jenes Namens zur Ruhelosigkeit verurtheilt. Sie gliehen — jeder fast für sich — einem Haszverus in verblästem Purpur. Die Personen, welche dort um den Mast des „Great-Britain“ gruppiert saßen und standen, mit wehmüthigen Blicken die immer mehr entschwindende Küste Frankreichs betrachtend, waren, mit Ausschluß der beiden Kinder, an das traurige Leben der Emigranten gewöhnt. Sie hatten alles kennen gelernt, was die Fremde, die Entfernung aus dem Vaterlande mit sich bringt: mancherlei Entbehrung, das Halbvergessensein, die traurigen Erfahrungen, welche der Verlassene an Dienern und sogenannten Freunden macht, die Schrecken eines Aufenthaltes unter feindlichen Volksmassen, die Gefahren der Flucht, endlich die aufreibende Thätigkeit der Intrigue, welche stets bemüht ist, das Verlorene wieder zu gewinnen.

Karl X, einst Graf von Artois, Bruder Ludwigs XVI und des Grafen von Provence, hatte die Schrecken der Revolution kennen gelernt. Dem Throne als dritter Prinz fernstehend, war er nie für die öffentliche Laufbahn vorbereitet worden. Weit mehr Talent zeigte er für den Chevalier de l'ancien régime. Ohne die Folgen zu bedenken, verließ er Frankreich nach dem 14. Juli 1789 und eröffnete somit die Reihe der Emigrationen in Gesellschaft des Prinzen Condé, dessen Muth im Gefechte gerade so bedeutend war als seine Lüderlichkeit und die Schwachheit seines Charakters in politischen Dingen, und der endlich im Schlosse von St. Leu sich erhängte. Karl wohnte dem Kongresse von Pillnitz bei, sein blinder Haß gegen jeden Fortschritt, selbst den gemäßigtesten, mußte ihm die Gemüther vollständig entfremden, aber er blieb wenigstens seinen Ansichten treu, und als Ludwig XVI ihn nach Annahme der Konstitution zurückrief, hatte er zur Antwort nur Grobheiten.

Nachdem Ludwigs Haupt gefallen war, ernannte der Graf von Provence (später Ludwig XVIII) den jüngeren Karl zum Generallieutenant des Reiches. Die Bourbonen haben die seltsame Marotte gezeigt, stets über Sachen zu verfügen, die nicht in ihrem Besitze waren. Karl ging nach Rußland, wo man ihm eine Armee versprach, welche nie erschien. 1796 finden wir ihn in England. Er dekretirte von hier aus wieder allerlei Bestimmungen und erließ Manifeste. Sein Geschlecht hatte genug Anhänger, das ermunterte ihn zur Expedition nach Frankreich und er landete auf Ile Dieu. Zwanzig Departements standen für ihn in Waffen, aber der Prinz hatte nicht einmal den Muth, sich auszuschiffen, er segelte wieder ab und ließ diejenigen, welche sich für ihn opfern wollten, der Rache der Republikaner anheimfallen.

Nach der Heimkehr von diesem erbärmlich verfehlten Zuge aß er das Gnadenbrot Englands, erst zu Holwood, dann zu Hartwell. Mit dem Erfolge der Allirten in Frankreich schien sein Stern wieder zu strahlen. Er proklamirte 1814 im März als Generallieutenant das Ende des Despotismus in Frankreich, der Konstriktion etc.

Für den abwesenden Bruder unterzeichnete er die Konvention, erkannte für ihn die Grundlagen der Verfassung an. Als Ludwig XVIII den Thron bestiegen, ging Karl in die Departements; alles war im vollen Zuge, bis der Gewaltige im grauen Rocke und kleinen Hüte auf Frégus landete. Die Bourbonen machten sich so schnell als möglich davon; erst die Restauration führte sie zum Unheile Frankreichs wieder auf den Thron.

Während Ludwig das Szepter schwang, saß Karl, der ansfangs den Bohalen in den Wahlbureaus gespielt hatte, auf seinen Gütern, mit der Jagd und geistlichen Uebungen beschäftigt. Einige Trümmer des alten verblästen Adels, ein Contingent jener ehemals sehr gesuchten gefährlichen Abbes und die unvermeidlichen Jesuiten bildeten seine Gesellschaft. Nach den anstrengenden Beschäftigungen der Jagd suchte man Erholung in äußerlichen Bußceremonieen. Dabei blieb diese Gesellschaft nicht stehen.

Von den Aufreizungen, welche das Wort erzeugte, ging man zur That über. Alle Intriguen hatten ihren Ausgangspunkt von dort her. Ludwig XVIII hatte jene Kammer gebildet, welche man höhniß in Frankreich die Chambre introvable nannte. Die Blutschenen in Nimes, wo royalistische Korps, von Agenten gereizt, wie im ganzen Süden Frankreichs die Protestanten abschlachteten, die Ausnahmegeetze und Willkürlichkeiten, alles das ging von den Salonintriganten des Grafen von Artois aus, die sich nicht schämten, in der Kammer den Sprecher Boyer d'Argenson zur Ordnung zu rufen, als er für die Rechte der Protestanten auftrat, und zuletzt die eherne

Stirne hatten, für die Mörder der Generale Brune, Kamel und Lagarde Amnestie zu verlangen.

Sämtliche Vorgänge, deren Abscheulichkeit die öffentliche Stimme in Europa brandmarkte, begleiteten die Royalisten Ludwigs XVIII mit kirchlichen Feierlichkeiten. Prozessionen und Kirchen- oder Heiligensfeste waren an der Tagesordnung. Politische Akte und Reden waren die steten Begleiter solcher Ereignisse; in ihnen wurde unablässig die Verbindung des Thrones mit dem Altare gefeiert und als Ludwig mit aller Feierlichkeit zu Rheims gekrönt worden, brach der Strom ultramontaner Flut durch alle Schleusen. Die öffentlichen Ämter waren den Jesuiten zur Vertheilung übergeben, der Unterricht lag ganz in den Händen der Priester.

Des Königs Charakter konnte freilich als leutelig und gutmüthig bezeichnet werden, aber seine Schwäche, das unglückliche Erbtheil der Bourbonen vom Zweige des fünfzehnten Ludwig, trieb ihn bis zur Abscheulichkeit, und die drei Namen: Ney, Lavalette, Labedoyère bezeichnen eben so viele Schändlichkeiten eines hartherzigen Gebieters.

Dumpfe Gährung herrscht im Volke. Komplotte bilden sich überall, die geheime Polizei von Paris hält reiche Ernte. Da fährt der erste Blitzstrahl unter die Familie des schwachen Königs. Im Foyer der Oper zu Paris fällt der Herzog von Berry durch den Mörderstoß Louvels. Der König ward ängstlich. Er machte Versuche zur Umkehr, er wollte mit der Charte regieren, das nahmen die Fanatiker der Royalisten übel. Es bildeten sich royalistische Komplotte, die Gefängnisse füllten sich mit Bekennern der extremsten Richtungen. Der Graf von Artois schickte seine schwarze Garde ins Gefecht, und das Resultat dieses Kampfes war ein Ministerium Villele, die

Mittel zum Siege hatte man besonders aus der Ermordung Berrys geschöpft, dessen Tod man als Frucht liberaler Komplotte hinstellte; endlich verleitete die Kamarilla in Frad und Soutane den König noch zu dem ruhmlosen Feldzuge nach Spanien und Ludwig hatte gerade den rechten Zeitpunkt gewählt, um an der Fetzsucht und Gicht zu sterben. Einige Zeit später, und er würde geendet haben wie sein Bruder endete!

Man erwartete nun — und vernunftgemäß konnte man erwarten, daß der Bruder Karl Graf d'Artois, der nun als Karl X den Thron bestieg, die gemachten Erfahrungen nützen werde — man hatte sich getäuscht. Karl machte zwar anfangs Miene, durch populäres Auftreten und Abschaffung der Censur die Nation für sich zu gewinnen, aber dies geschah nur, um desto schärfer mit der Reaktion hervorzubrechen, ein Be-

X. Jahrgang. 6. b.

ginnen, welches durch die Bildung des neuen Kabinetts, Polignac, den weltlichen Jesuiten, an der Spitze, gekrönt ward.

Die Erfolge in Algier machten den Hof kühn, die Sinne der politischen Faiseurs waren total umnebelt, sie sahen nicht die drohenden Blicke, sie hörten nicht das Klirren der verborgenen bereit gehaltenen Waffen, und der Wehrauchdunst, der von den Prozessionen zu wunderthätigen Heiligenbildern aufstieg, machte es ihnen unmöglich, den Geruch von Schießpulver zu empfinden, der bereits die Gassen von Paris zu erfüllen schien, denn in der Stille der Nacht fertigte alles die Patronen

zum entscheidenden Kampfe, der am 27., 28. und 29. bis zum 30. Juli dauernd, in der Hauptstadt entbrannte, als Karl durch das unheilvolle Dekret, die Ordonnanzen, vom 25. Juli die Pressfreiheit aufhob. (1830.)

Von da ab bis zum Verdecke des „Great-Britain“ war nur eine kurze Spanne Zeit. Wiederum war der Bourbon ein gestürzter flüchtiger Mann, den Frankreich austieß, nur war er es dieses Mal mit dem Unterschiede, daß er nicht wie 1789 in voller Jugendkraft, mit Hoffnung auf einstige Wiederkehr die Küste Frankreichs verließ, daß er vielmehr als ein gebeugter Greis von dem Besitze schieb, den er sicherlich nie wieder gewinnen konnte.

Das war der eine jener Passagiere des „Great-Britain“. Der andere männliche war Louis Antoine de Bourbon, Herzog von Angoulême, bis zur Julirevolution Dauphin von Frankreich genannt. Auch ihm waren die herben Erfahrungen des Emigranten nicht neu. Er mußte 1789 seinem Vater folgen, lernte die Abhängigkeit von Fremden kennen und trat im thörichtesten Glauben, wider die Gewalt der Ereignisse etwas zu vermögen, an die Spitze eines Emigrantenkorps.

Auch er wanderte rastlos umher. Von Turin nach Genf, von dort nach Deutschland, dann nach Edinburgh und von da wieder nach den einsamen Bergen des deutschen Harzes, nach Blankenburg. Später finden wir ihn in Mitau, wo er sich mit einem der weiblichen Passagiere des „Great-Britain“ ehelich verbindet.

Es ist jene schlankte Dame mit dem blassen feinen Antlitze, den melancholischen Augen und dem leichten Zucken um den Mund, dessen Unterlippe ein wenig wulstig hervortritt. Jenes Zucken ist eine Folge nervöser Erregung, welche oft nach großen schweren Ereignissen nie mehr von dem Betroffenen weicht und ihn gleichsam daran mahnt, daß einst die Lippen krampfhaft im Schmerze verzogen und nicht mehr im Stande waren, zu lächeln; und wahrlich, jene Frau mußte das Lächeln



Aus dem illustrierten Walter Scott. Quentin Durward: Ludwig XI, von Isabelle von Greye und Quentin Durward bedient. Zeichnung von P. Grotjohann.

verlernt haben; es ist zu bewundern, daß sie überhaupt jemals wieder lächeln konnte. Sie ist eine der Persönlichkeiten, welche zum Leidtragen bestimmt scheinen, denn es ist niemand anders als Marie Theresese Charlotte, die Tochter Ludwigs XVI, einst die Gefangene des Templethurms.

Damit ist eigentlich alles gesagt, mit diesem Worte ist die Reihe von unsäglichen Leiden, von namenloser Schmach bezeichnet, welche die Unglückliche durchwanderte, sie ist es, die ihre Tage in den düstern Mauern des Kerkers verbrachte, umgeben von der Mörderrotte in Jakobinermützen und schmutzigen Uniformen, mit den Holzschuhen an den Füßen, Ungeheuer, welche nur auf Verunglimpfung der königlichen Gefangenen sann, die ein grausames Geschick in ihre blutigen Hände geliefert hatte, bis endlich die Stunde der Befreiung schlug.

Die Heirath mit Herzog von Angoulême war der Beginn neuen Unheiles. Angoulême war nach der Restauration, obgleich nicht mit Politik beschäftigt, ein geheimes Werkzeug der Ultraroyalisten und Priester. Er war von Ludwig XVIII zur Bekämpfung religiöser und politischer Bewegungen in die Provinzen gesendet worden, er ging 1823 als General der konstitutionellen Armee nach Spanien, um dort die Konstitution zu vernichten. Mit dem Titel des Fürsten von Trofadero kehrte er heim, um eifrig an der Unterdrückung der j. g. liberalen Ideen zu arbeiten. Die Donnerschläge der Julirevolution warfen auch ihn zu Boden. Auf der Flucht nach Cherbourg oder nach England bereute er seine Handlungen, als er verstoßen und schmerzlich die Hand seiner Gattin drückte.

Marie Theresese, Madame de France, schien am meisten gefast. Nur das schmerzliche Jucken verrieth innere Bewegung. Es war zum dritten Male, daß sie als Flüchtige Frankreich verließ. Einmal, als sie von dem Konvente gegen Camus und dessen Genossen ausgewechselt, in die Schweiz ging, dann, als sie mit ihrem Gatten bei Napoleons Ankunft Bordeaux verließ, um nach England zu fliehen; jetzt, als das Volk ihre Familie aus Frankreich stieß. Die Herzogin hatte schon oftmals im Wagen als Flüchtende gesehnen, Angst und Sorge im Herzen, Schmerz und Unmuth im Antlitz. Auf der schrecklichen Flucht von Varennes war sie im Fonds der Kutsche, der, welcher neben ihr saß, war ihr Vater; am 15. August 1830 saß sie wiederum, eine Flüchtende, im Wagen mit einem gestürzten Könige, ihrem Schwiegervater, und obwohl sie wie träumend hinausstarrte in die Gegend, schien diese ihr dennoch bekannt, sie hatte diese Wälder, diese Höhen schon einmal erblickt, ja, die Flucht ging wieder durch dieselben Gefilde, durch welche sie in dem furchtbaren Jahre 1791 führte! Die Herzogin schreit entsetzt auf, als man am 15. August die Brücke passirt. „Es ist die Brücke von Varennes!“ ruft sie. „Ich kenne sie wieder.“ Der Wagen war auf der Brücke, und wieder wie damals stockte der Zug, heute aus unbekanntem Ursachen, damals weil ein anderer Wagen auf der Brücke lag, welche Verzögerung des Königs Gefangennahme herbeiführte. Die schreckliche Zeit steigt vor der Herzogin auf. „Hinweg, hinweg!“ ruft sie, und der Wagen stürzt über die verhängnißvolle Brücke, durch Varennes, die Herzogin erkennt die Straßen wieder, das Haus, wo König Ludwig XVI rastete, sie drückt ein Tuch vor die Augen, und erst als der Wagen die Stadt verlassen hat, athmet sie wieder frei.

Ganz verschieden von den drei Personen, welche wir so eben geschildert, war das Wesen der vierten am Bord befindlichen: Caroline Ferdinande Louise, Herzogin von Berry. Während die Umgebung des alten Königs mit einer für die traurige Lage fast lächerlichen Förmlichkeit das Ceremoniell des ehemaligen Hofes noch auf dem Schiffe zu wahren suchte, ließ die Herzogin von Berry ihrem Unmuth den Zügel schießen. Ihre Hoffnung, den Sohn, der neben seiner Schwester auf der Backbordbank des „Great-Britain“ saß, auf den Thron Frankreichs heben zu können, war durch das unverantwortliche Verfahren des Großvaters und Oheims vernichtet.

Sie hatte nur mit Widerstreben dem Befehle Karls X gehorcht, der sie aus Frankreich mit sich fort nach England nahm. Sie blickte, als der königliche Zug der Verbannung

entgegenreiste, in die Gegend der Vendée, wo die Vertheidiger des Königthums in Frankreich ihren Sitz hatten, und es ist wohl anzunehmen, daß sie die Ursache war, um welche die französische Brigade des Kapitäns Thibault den Schiffen als Beobachterin folgte. Man hielt Louise de Berry zu energischen Handlungen fähig — man fürchtete die erzürnte Mutter, und anfangs hegte man sogar den Plan, die königlichen Flüchtlinge nach Amerika zu schaffen.

Louise von Berry machte aus ihrem Unwillen kein Geheimniß. Als man bei Nigle die Wagen verließ, stampfte sie wüthend mit dem Fuße. Sie hatte eine Zeit lang in Gedanken gesehnen. „Seit zwei Jahren,“ rief sie plötzlich, „widersehe ich mich Ihren Entwürfen aus allen Kräften. Sie haben den Gewaltstreich ohne mein Wissen vollführt, die Ordonnanzen sind in meiner Abwesenheit erlassen, das ist abscheulich, abscheulich! Sie sehen, alles ist eingetroffen, wie ich es vorher sagte.“

Schon auf dem „Great-Britain“ hegte Louise ihre Pläne für des Sohnes Zukunft. Der Herzog von Bourdeaux, Henri de France oder de Bourbon, wie der junge Prinz genannt wurde, sollte den Thron Frankreichs besteigen.

Als die Julirevolution den König Karl und Angoulême austieß, hatten beide zu Gunsten Heinrichs von Bourdeaux abgedankt wollen, den sie als Heinrich V auf den Thron zu setzen beabsichtigten; es waren Gründe genug vorhanden für Louise von Berry, den Sohn als den rechtmäßigen Erben der Krone des heiligen Ludwig zu betrachten.

Unter der Wucht des Mißgeschicks, des Unheiles war Henri von Bourdeaux in die Welt getreten. Als der Mörderstoß seinen Vater traf, trug die Mutter das Kind von Frankreich noch unter ihrem Herzen. Ueber diesen Titel machten sich die Feinde des Hofes schon gleich nach der Geburt (29. September 1820) lustig. Ja, die böswilligen Angriffe mehrten sich und stiegen bis zur offenen Verleumdung.

Politik und Chronique scandaleuse arbeiteten sich in die Hände. Man erhob Zweifel gegen die Echtheit der Geburt des Herzogs von Bourdeaux, und Louis Philipp wurde später sogar beschuldigt, im Jahre 1820 eine Verwahrung seiner Rechte auf den Thron bei Anlaß jener Geburt an Ludwig XVIII von London aus gesendet zu haben.

Dieser Prinz Henri de Bourbon oder Herzog von Bourdeaux oder Graf von Chambord ist es, auf den sich heute die Blicke der Partei richten, welche sich den Namen Henriquiniquisten beilegt. Der Sohn Louisens von Berry steht hart an der Schwelle, welche zum Throne Frankreichs führt.

Der Graf von Chambord hat wie seine Angehörigen die ruhelosen Jahre der Emigranten durchlebt; heute hoffend, morgen verzweifelnd, dann wieder aufgeregelt durch dienstfertige Freunde zog er mit den Seinen durch vieler Herren Länder. Als die Flüchtenden am 17. August 1830 zu Portsmouth in England landeten, war der Empfang gemessen kalt. Das Volk von Paris stand den Engländern höher als die Emigranten — es hatte Institutionen vertheidigt, welche den Britten ebenfalls als hohe Güter und des vergossenen Blutes werth gelten mußten.

Lutworth in Devonshire wurde dem flüchtigen Hofe als erster Aufenthalt angewiesen. Man vertauschte ihn bald mit dem durch geschichtliche Erinnerungen und Walter Scotts Meißterfeder berühmten Holyrood.

Die Bevölkerung bezeugte den Gestürzten Achtung. Trotz der Angriffe der öffentlichen Blätter und der Gläubiger des alten Königs hielten die Emigranten sich in Holyrood für gesichert, bis neue Spaltungen im Schoße der Familie, Intrigen und thörichte Pläne den Aufenthalt für alle unerträglich machten. Der Herzog von Bourdeaux machte Ausflüge in die Hochlande — von einem derselben heimgekehrt wurde ihm eröffnet, daß seine Familie nach Deutschland reisen wolle. Der Kaiser von Oesterreich hatte ihnen einen Zufluchtsort angeboten.

Als Henri de France mit seinem Großvater auf österreichischem Boden anlangte (Oktober 1832), vollzog sich in Frankreich ein Ereigniß, welches für die Bourbonen verhängnißvoll genug war. Seine Mutter, die Herzogin von Berry, ward zu Nantes, durch Verrath des Juden Deutz, verhaftet.

Die kühne Frau hatte die Vendée in Bewegung gesetzt. Die Revolution der Royalisten des ancien régime hatte in kleinlichen Erhebungen sich verblutet. Sie verpuffte wie schlecht geworfene Katenen. Während Louise von Berry in das Gefängniß geführt ward, zogen ihre Kinder in Prag ein. Die Emigranten fanden Zuspruch, viele Franzosen stellten sich ein.

Henri führte hier schon den Namen des Grafen von Chambord, seine Schwester nannte man Mademoiselle Louise de France. Die Intriquen gegen die neue Regierung von Frankreich begannen wieder. Der Graf Chambord wurde schon jetzt der Mittelpunkt dieser kleinen Kamarilla von Refugiés.

Ein Festmahl, welches in seiner Art eben so unbesonnen war als das berühmte der Garden, beschloß den Aufenthalt der Bourbonen in Prag. Man trank auf das Wohl Heinrichs V und spielte die Hymne auf den vierten Heinrich.

Louise von Berry, aus dem Gefängnisse entlassen, stieg in Leoben zu der königlichen Familie. Die Weiterreise glich einer Art von Inspection über die Persönlichkeiten, welche dem Bourbonenstamme günstig gestimmt waren.

Innerhalb all dieser Bewegungen hatte man des Grafen von Chambord\*) — wie wir ihnen jetzt nennen wollen — Erziehung nicht vernachlässigt. Oberst Mounier, Cauchy und der Bischof von Hermopolis waren seine Lehrer. Der Graf Chambord zeigte ein nicht gewöhnliches Talent. Er wurde in der Folge mit den deutschen Dichtern und Schriftstellern vertraut gemacht; einige talentvolle junge Edelleute waren ihm als Studiengenossen beigegeben.

Der nächste Aufenthalt der Emigranten war Kirchberg. In Teplitz hatte vorher der Graf Chambord eine schwere Krankheit glücklich überstanden. Auf Kirchberg erschienen bald wieder Franzosen: Hauffez, Berrher und Baufreland fanden sich ein. Diese fortwährenden Besuche, welche stets Neuigkeiten aus Paris brachten, reizten die Hoffnungen der königlichen Familie in gefährlicher Weise. Die Mordversuche gegen Louis Philipp, welche der König Karl entschieden verabscheute, wurden von französischen Journalisten jenen Besuchen zugeschrieben. Karl X mußte bald mit Chambord weiter wandern. In Görz sehen wir die Emigranten wieder. Hier fand man sich zum ersten Male in einem gewissen Behagen zusammen. Karl X schien heiter geworden — aber diese Ruhe, dieser Friede waren nicht von langer Dauer. Das Schicksal sollte die Gestürzten bald genug wieder aufrütteln. Der König Karl erkrankte heftig und nach kurzem Schmerzenslager verschied er am 6. November 1836.

Sein Leichenzug war einfach und düster. Kein Herold rief die üblichen Worte: Le roi est mort! dreimal über den Sarg hin — keine Patztiere mit Trauerfloren und Fackeln standen bereit. Der Leichnam ward in die Gruft der Franziskaner gesetzt. Die Mönche hielten mit dem Bischöfe das Todtenamt, die Armen der Stadt leuchteten dem Zuge bis in die Kirche.

Nach Karls Tode nahm Angoulême den Titel eines Grafen de Marnez an. Er war der Repräsentant der Familie und demnach richtete er auch seine Blicke auf Chambord, der ihm bestimmt schien, die Krone von Frankreich dereinst zu tragen. Nach Görz ward Kirchberg — dann Graz — endlich Brunsee der Aufenthalt der Familie. Von hier aus machte Chambord seine Reisen. Er besuchte Italien, bis Venedig führte ihn sein Weg — er sah Preußen und hielt sich kurze Zeit in Berlin auf. Die Reise nach England verschob er und besuchte die Schweiz. Bei seiner Rückkehr durchwanderte er Deutschland; in Baiern verweilte er längere Zeit und bei seinem Aufenthalte in Wien besuchte er die Schlachtfelder von Wagram. Endlich zog er nach Italien.

Nachdem Graf Chambord Neapel besucht, kehrte er wieder nach Rom zurück. Der Papst empfing ihn in besonderer Audienz — die römische Adelspartei und die Contis, die Borghese, Ghigi, Piombino zc. öffneten ihm ihre Salons.

Nach seiner Heimkehr ereilte ihn ein Unglücksfall. Auf einem Ritte von Kirchberg nach Schrems that er einen gefährlichen Sturz mit dem Pferde. Die Royalisten fürchteten seinen Tod. Allein er erholte sich bald genug wieder. Zwei Jahre später endete zu Paris der Sohn Louis Philipps, der Herzog von Orleans und präsumtiver Thronerbe sein Leben durch jähen Sturz aus dem Wagen. Obwohl nun der Sohn jenes Verunglückten, der Graf von Paris, als nächster Agnat bezeichnet werden mußte, hoben sich dennoch die Hoffnungen der Bourbonen bei der Kunde dieses Todes. Es muß bemerkt werden, daß sie keine unedle oder hämische Freude zeigten. Die schredliche Botschaft wirkte vielmehr tiefergreifend auf alle Mitglieder. Indessen steht die Reise nach England, welche Chambord bald nach jenem Ereignisse antrat, wohl im Zusammenhange mit demselben. Nach seiner Heimkehr berief das Geschick den Grafen von Chambord an die Spitze seines gestürzten Hauses.

Der Herzog von Angoulême, Graf von Marnez, verschied am 3. Juni, umgeben von seiner Familie, zu Görz. Von nun an concentrirten sich alle Hoffnungen der Partei auf Henri de Bordeaux oder Bourbon, den Grafen von Chambord — Heinrich V.

Henri erließ nach dem Tode seines Oheims ein Manifest, in welchem er sich alle seine Rechte auf den französischen Thron bewahrte. Die Kabinete antworteten darauf höflich, England ausgenommen. Nach diesem Erlasse zog Chambord von Görz nach dem, seit jener Zeit allgemein bekannt gewordenen Schlosse Frohsdorf, richtiger Froschdorf. Dieses Haus ward von nun an der Sammelplatz aller Henriquinisten. Von dort aus gingen die Menge von Manifesten in die Welt, welche die Bourbonen bei dem häufigen Wechsel des Regimentes in Frankreich so emsig fabrizirten.

Von Froschdorf aus gingen die Agenten der Anhänger der weißen Fahne, des Linienbanners, in alle Winde, um gelegentlich für ihren Meister zu wirken.

Froschdorf, einst im 13. Jahrhundert im Besitze der Familie Krottendorff, ward später der Herrschaft Pütten einverleibt und ging 1542 in den Besitze der Herren von Teuffel über. 1620 besaßen es die von Hoyos. Die Wittve Muratz, Gräfin von Lipona, erwarb es 1822. Nach Angoulêmes Tode kaufte es die Wittve, Ludwigs XVI Tochter, welche dort 1851 starb. Chambord, ihr Neffe und Erbe, behielt es in ausschließlichem Besitze. Unweit von Wiener-Neustadt gelegen, in der Nähe des Enzflusses, von Wald und Bergen eingefast, inmitten eines herrlichen Parks bildet das einfache Schloß einen wahrhaften Ruhestiz. Die inneren Räume hat Graf Chambord vortheilhaft umgebaut. Die größten Veränderungen nahm er seit 1846 vor, als er sich mit Therese, Erzherzogin von Oesterreich-Este, Tochter Franz von Modenas, vermählte. In den dichten Wäldern des sogenannten Kaiserwaldes hielt Graf Chambord häufig Jagden ab, ein Vergnügen, welches von ihm mit Leidenschaft betrieben wird. Nebenbei beschäftigten ihn die Verbesserung seines Landstizes, des Parkes und der Baulichkeiten; und nur der Aufenthalt in Venedig, wo seine Mutter, die Herzogin von Berry, einen prachtvollen Palast am Canale Grande besaß, und die Politik, der er stets aufmerksam folgte, unterbrachen seine ländliche Ruhe im Schlosse Froschdorf.

Dorthin sind jetzt wieder die ersten Agenten der royalistischen Partei Heinrich V gezogen, um mit dem Grafen wegen Uebnahme des französischen Thrones zu verhandeln. Ob er ihn besteigen wird?

Bemerkenswerth bleibt immer die Wiedertekehr derjenigen Zustände, welche den bourbonistischen Bestrebungen vorauszu-gehen pflegten: Herrschaft des Klerus, verbunden mit obligaten Professionen, wunderthätigen Heiligenbildern, Pilgerzügen und Predigten mit starker politischer Beimischung. Sie bildeten fast immer den schwungvoll inscenirten ersten Act des politischen Dramas — der letzte aber war: die Revolution. Ehemals vollzogen sich diese Prozesse langsamer, heutzutage dürfte die Entwicklung rapider vor sich gehen, denn die priesterliche Gewalt, welche die Revanche gegen Deutschland als Maske und Schild vornimmt, gilt mit Recht für eine Leiche und — die Todten reiten schnell!

\*) Nach dem alten Schlosse im Voiredepartement, welches 1821 durch Nationalsubskription von der Wittve Verthiers erkaufte und dem Herzoge von Bordeaux geschenkt ward.

## Der illustrierte Walter Scott.

Als am 15. August 1871 der hundertjährige Geburtstag des großen schottischen Dichters Walter Scott nicht nur in „seinem eigenen romantischen“ Edinburg, sondern im gesammten Gebiete seiner Heimatsprache, ja in der ganzen, für echte Poesie empfänglichen Welt gefeiert wurde, erschienen seine sämtlichen Romane in fast einem Duzend neuer Ausgaben, die im Preise von 5 Sgr. bis ca. 4 Thlr. der Band variierten. Wenn man erwägt, in welcher ungeheuren Auflagen seit 1814, dem Geburtsjahre des anonym erschienenen „Waverley“, die darnach benannten „Waverley Novels“ gedruckt waren, daß von der ersten Ausgabe des „Ivanhoe“ allein 12,000 Exemplare in ganz kurzer Zeit verkauft wurden, und von den acht Bänden der gesammelten Romane, die bis zu Ende 1829 erschienen waren, der allmonatliche Absatz sich durchschnittlich auf 35,000 Bände belief, gar nicht zu reden von dem massenhaften Nachdruck in Amerika und später auch in Deutschland, so wird man wohl mit Recht auf eine ganz ungewöhnliche Lebensfähigkeit dieser geistigen Schöpfungen schließen können. Romane, welche den Zeitgeschmack und die Mode, welche hunderte und tausende gleichzeitiger und nachgeborener, längst verschollener Geschwister überleben, müssen innerlich durch und durch gesund und lebenskräftig sein. So haben auch seine Landsleute Walter Scott mit gutem Grunde als einen „healthy man“ charakterisirt; wie er seine Phantasie aus den reinsten Quellen nährte, wie er aus dem Vorne der Volkspoesie immer aufs neue schöpfte und in der alten Zeit mit treuem Fleiße nach Vorwürfen für seine Erzählungen spürte und forschte, so verstand er es, in seinen Darstellungen ein so gesundes, sittliches und geistiges Ebenmaß zu bewahren, daß sie dadurch sich so jung und lebensfrisch erhalten haben und bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages gewiß noch eben so geschätzt und gelesen sein werden, wie bei der seines Geburtstages.

Zu diesem Grundcharakter der Scott'schen Romane kommen freilich noch andere Vorzüge, die aber doch nicht allein ihre fortdauernde Beliebtheit erklären würden. Allerdings hat er es verstanden wie kaum ein anderer Erzähler, die vergangenen Jahrhunderte mit lebenden Menschen zu erfüllen, wo die Geschichtsbücher uns meist nur todtte Urkunden und leblose abstrakte Wesen vorführten, — allerdings hat er ein bis dahin fast unbekanntes Land, seine Heimat, Schottland erst gewissermaßen entdeckt in seiner unvergleichlichen Naturschönheit und seiner ereignisreichen Geschichte, aber ohne die Gründlichkeit und Wahrhaftigkeit seiner Phantasie, ohne die Unparteilichkeit seines Urtheils, ohne sein allem Menschlichen gleich warm und

sympathisch entgegenlagendes Herz würde es ihm doch nicht gelungen sein, einen so weitverbreiteten Einfluß zu üben, ein so unbegrenztes Weltpublikum zu finden. Denn im Grunde war Walter Scott ja durch und durch Schotte — unter seinen 29 Romanen spielen nicht weniger als 19 ganz oder zum Theil in Schottland\*), und die Lektüre derselben bereitet selbst dem Engländer fast eben so viel Schwierigkeit, als etwa Fritz Reuter einem Süddeutschen; in zweien seiner auf dem Kontinent und im Morgenland spielenden Romane (Quentin Durward und Talisman) ist der Held der Erzählung ein Schotte. Und dennoch sind seine Bücher von allen civilisirten Nationen mit gleicher Begeisterung aufgenommen und in die meisten europäischen Sprachen übersezt worden.

Uns Deutschen ist Walter Scott von jeher besonders sympathisch gewesen, und wenn Goethe in dem bekannten Briefe an ihn vom 12. Januar 1827 in seiner etwas vornehmen Weise sich „einer Pflicht erledigt, deren er sich seit langer Zeit gegen den schottischen Dichter bewußt gewesen,“ indem er „das lebhafteste Interesse bekennt, welches er an seinen wunderbaren Schilderungen des menschlichen Lebens genommen,“ so hat er damit nur dem Gefühle Ausdruck gegeben, welches seine Zeitgenossen und Landsleute lebendig empfanden. Es hat sich ja in dem schottischen Wesen, wie in der schottischen Mundart so viel deutsches Element erhalten, viel mehr als in Englands Volk und Sprache; auch ist der Zug beider Völker zu einander stets ein gegenseitiger gewesen, und Walter Scott selbst hatte so viel Liebe für deutsche Sprache und Poesie, daß er — noch sehr jung (1799) — seine schriftstellerische Laufbahn damit begann, Goethes Götz, Bürgers Lenore u. a. ins Englische zu übersezen.

Es hat deshalb auch an deutschen Uebersetzungen der Scott'schen Werke nie gefehlt; denn ungeachtet des zunehmenden Studiums der englischen Sprache gibt es doch sehr viele, welche den schottischen Dichter nicht im Original zu lesen vermögen. Es ist aber die Uebersetzungskunst eine fortschreitende, an der sich immer frische Kräfte erproben können; darum — ohne hier die früheren kritisiren zu wollen — stehen wir nicht an, durch diese Zeiten auf eine neue Uebersetzung aufmerksam zu machen, die so eben aus der Presse hervorgeht. Der Uebersetzer, der durch mehrjährigen Aufenthalt in Schottland mit den ihm von Jugend auf besonders lieben Dichtungen genau bekannt und vertraut geworden, hat es sich angelegen sein lassen, eine Uebersetzung zu liefern, die sich bei der größten

\*) Fünf spielen in England.



Aus dem illustrierten Walter Scott. Der Talisman: Saladin und Kenneth am „Diamant der Wüste“. Zeichnung von P. Grotjohann.

Schonung des englischen Originals wie eine deutsche Dichtung lesen soll. Einen besonderen Werth aber erhält diese neue Uebersetzung durch die ganz aus dem Geist der Dichtung herausgeschaffenen Illustrationen, von denen wir heute drei — je eine aus den vorliegenden drei Romanen\*) — bringen. Diese Proben werden schon beweisen, mit welcher Liebe sich unser Mitarbeiter, P. Grotjohann, in die Zeit hineingelebt hat, welche er darzustellen hatte, wie er die Lokalität, das Kostüm, das Mobiliar u. mit historischer Treue wiedergegeben und die jedesmalige Scene so lebendig aufgefaßt und dargestellt hat, daß seine Illustration wirklich den Reiz der Lektüre bedeutend erhöht und das Verständniß erleichtert.

Von den drei zunächst ausgewählten Romanen ist Ivanhoe der älteste; er erschien im Jahre 1819 und war größtentheils von dem Dichter diktiert worden, während er von einem Krampfleiden so geplagt war, daß er oft vor Schmerzen laut dazwischen aufschreien und sein Diktat unterbrechen mußte. Wenn ein Schmerzanschlag vorüber, führte er die angefangene Periode zu Ende, wenn aber besonders bewegte oder interessante Stellen kamen, so siegte der Geist vollständig über den Körper, er erhob sich von seinem Schmerzlager, ging im Zimmer auf und ab und sprach mit solcher dramatischen Lebendigkeit, daß man — wie sein Schreiber erzählt — die betreffenden Personen vor sich zu sehen meinte. Die dargestellte Scene führt uns in den Eingang der Erzählung, wo zwei der am trefflichsten durchgeführten Personen derselben, Gurth der Schweinehirt und Wamba der Postenreißer, an der alten Druidenstätte im Walde mit einander Zwiesprach halten, eine Unterhaltung, durch welche schon leise das Hauptmotiv des Buches hindurchklingt: das letzte Ringen zwischen Sachsen und Normannen, das in Wilfred von Ivanhoes und Rowenas Vermählung einen vorbildlichen und glücklich veröhnlichen Abschluß findet.

Quentin Durward wurde im Juni 1823 veröffentlicht. Meisterhaft sind in diesem Roman der König Ludwig XI von Frankreich und sein Gegner Karl der Kühne von Burgund gezeichnet, und wie die treffliche Einleitung uns in kurzen Zügen die damalige Zeitlage vorführt, ist der ganze Roman — ungeachtet mancher dichterischer Freiheiten — ein werthvoller Beitrag zur Kenntniß der französischen Geschichte.

\*) 1) Ivanhoe — 2) Quentin Durward und 3) der Talisman. Neue Uebersetzung von Robert Koenig. Drei Bände mit je 8 Illustrationen von P. Grotjohann. Leipzig und Bielefeld 1874, Belhagen und Klasing.

Seit der Veröffentlichung dieses Werkes wurde Walter Scott auch in Frankreich allgemein gelesen und bewundert, obgleich — wie schon oben bemerkt — das schottische Element eine hervorragende Rolle darin spielt und außer dem Titelhelden mehrere andere Schotten von König Ludwigs Leibgarde, so namentlich ihr greiser Kapitän Lord Crawford und Quentins Onkel Le Balafre, mit Vorliebe behandelt sind. Die mitgetheilte Illustration (S. 89) stellt uns die drei Hauptpersonen im Wirthshaus zur Fleur-de-Lys bei Tours vor: den König Ludwig XI, den Titelhelden, einen jungen Abenteuerer adliger Herkunft aus Schottland, und Isabelle von Crohe, die burgundische Gräfin, deren Hand er zuletzt als Siegespreis im Kampf gegen die Lütticher davonträgt.



Aus dem illustrierten Walter Scott. Ivanhoe: Schweinehirt und Postenreißer. Zeichnung von P. Grotjohann.

Zwei Jahre später erschien der Talisman, eine Kreuzfahrergeschichte, die allen Reiz eines Märchens hat und doch in treu anschaulicher Weise die Begegnung des abendländischen mit dem morgenländischen Wesen, insbesondere die des Königs Richard Löwenherz mit Sultan Saladin darstellt. Auf dem mitgetheilten Bilde ist die prächtig geschilderte Dasenraff des Helden der Erzählung, Sir Kenneth von Schottland, mit dem ihm noch unbekanntem Sultan Saladin unter den Palmen am Duell der Wüste, genannt „Diamant der Wüste“, dargestellt.

Nach dem Erscheinen der Erzählungen der Kreuzfahrer, zu denen noch „die Verlobten“ gehören, fing man an, die Waverley-Romane durch eine wohlfeilere Ausgabe auch den Ärmsten zugänglich zu machen; es war das der Anfang der sogenannten „Volksausgaben“ in England.

Walter Scotts Romane sind eine ausgezeichnete Lektüre für den Familienkreis; sie sind belehrend, anregend, unterhaltend und dabei durch und durch keusch und rein, und mit gutem Gewissen konnte Walter Scott kurz vor seinem Tode

sich ein Selbstzeugniß ausstellen, wie vielleicht wenige Novellendichter.

Es war auf seiner italienischen Reise, die er vergeblich zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit unternahm, wo in einer Gesellschaft zu Rom einer seiner Verehrer bemerkte, daß mancher große Dichter seinen Ruhm solchen Werken verdanke, die er später lieber zurückgenommen hätte. Da erwiderte er mit ernst bewegtem Tone: „Ich war vielleicht der bündereichste Schriftsteller meiner Zeit, und mein Trost dabei ist es, daß ich nie eines Menschen Glauben absichtlich erschüttert oder seine Grundsätze verdorben habe, und daß ich auf meinem Todtenbette nicht nöthig haben werde zu wünschen, daß eine Zeile von mir ungedruckt geblieben wäre.“

## Am Familientische.

### Bücherschau. IV.

Abhandlungen zur deutschen Alterthumskunde und Kunstgeschichte von Wilhelm Wadernagel. Leipzig, S. Hirzel.

Nächst den Brüdern Grimm hat vielleicht kein Gelehrter sich ein so großes Verdienst erworben um die Erforschung deutschen Lebens und deutscher Sprache, als Wilhelm Wadernagel, der „mitforschende Freund“, wie ihn Jakob Grimm nannte. Und doch ist es ihm nicht beschieden gewesen, so abschließende Werke wie jene zu Tage zu fördern, denn als er 1870 von seinem siebenunddreißigjährigen Wirken an der Universität Basel in die Ewigkeit abberufen ward, hinterließ er seine meisterhafte Literaturgeschichte als ein kaum bis ins XVII. Jahrhundert reichendes Bruchstück, und das langerhoffte Werk über die germanischen Alterthümer im Anschlusse an die Germania des Tacitus war ganz ungeschrieben geblieben. Aber werthvolle Bruchstücke dazu finden sich in einer Zahl kleinerer Aufsätze und Vorträge zerstreut, die jetzt von seinem Nachfolger Professor Moriz Heyne kritisch gesichtet und geordnet gesammelt erscheinen. Der erste Band dieser Sammlung ist unter dem oben genannten Titel herausgekommen, und wir freuen uns, darauf an dieser Stelle aufmerksam zu machen, weil das hübsch und elegant ausgestattete Buch nicht nur für Gelehrte bestimmt ist, sondern auch — mit wenigen Ausnahmen — von Jedermann mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden wird. Denn das war des Heimgegangenen werthvollste Gabe, daß er es verstand, die erste Wissenschaft auch Laien und Frauen zugänglich zu machen und in feingegliedertester, anmutiger klarer Darstellung dafür überall Freunde zu gewinnen.

Gleich der erste Aufsatz: „Familienrecht und Familienleben der Germanen“, d. h. der heidnischen Deutschen, liegt sich ganz vortheilhaft im Familienkreise. Er enthält keineswegs nur, was jetzt jeder Gebildete über unsere Vorfahren aus dem berühmten Werke des Tacitus weiß, sondern ergänzt und berichtigt die Mittheilungen des Römers aus einer Unzahl anderer Quellen, die zu Gunsten der Gelehrten sich in Fußnoten verzeichnet finden. Im Gegensatz zu der oft noch herrschenden unhistorischen Darstellung, die bald aus unseren Vorfahren barbarische Wilde, bald schwärmerische Frauenaubeter macht, zeichnet er ein treues Bild derselben auf dem strengen Grunde des Wahren und Beglaubigten. „Weder sind die Germanen wilde Indianer gewesen, noch empfindsame Troubadours, weder so gänzlich ungebildet, noch so überbildet. Will man sich's richtiger denken, so standen, um mit einer kurzen Vergleichung so viel zu sagen, als eine Vergleichung sagen kann, die Germanen auf derselben Stufe sittlicher und bürgerlicher Entwicklung, auf der uns in den Homerischen Gedichten die Griechen geschildert werden. Auf dieser, keiner höheren, keiner tieferen, wird sich uns auch ihr Familienleben zeigen.“

Die Freundinnen der Frauenemanzipation werden vielleicht, Angesichts des Familienlebens unserer Tage, ihre Ansprüche etwas herabstimmen, wenn sie lesen, welche Stellung ihr Geschlecht in jener Zeit einnahm, wie das Weib von dem Manne käuflich erworben wurde und so sehr das Eigenthum desselben war, daß man es eben deshalb auch das Weib nannte, als wäre es eine Sache, und nicht die Weib; wie die Dienstbarkeit der Frauen eigentlich niemals ein Ende nahm. So geschah es auch noch bis in späte Jahrhunderte, daß, wenn die ganze Familie über die Straße schritt, zuerst die Töchter, dann die Mutter, sodann der Vater und zum Schluß erst die Söhne kamen. Die Frauen insgesammt gingen den Männern voran, wie das Gesinde es sonst zu thun pflegte, um der Herrschaft gewissermaßen den Weg zu räumen; und unter ihnen wiederum die Töchter vor der Mutter, weil sie in ihrer Dienstbarkeit zunächst dieser untergeben waren. Doch dies sind nur ein paar Züge aus dem germanischen Familienleben, das von der Geburt bis zum Begräbnisse an uns vorübergeführt wird, und das durchweg einen strengen, fast herben Eindruck macht durch die große Gewalt, welche jeder Hausherr, der freien Geschlechtes war, über Weib und Kinder und Leibeigene ausübte. Und doch gab es manche mildernde, verfühnende Züge in dem Gemälde — der sittliche Sinn des Volkes hatte auch hier viel vergütet und ausgeglichen, das Recht wurde durch die Liebe gemildert; „und schon dem Heiden hat geahnt, wie vor Gott kein Unterschied des Geschlechtes noch des Standes sei, wie die beschränkenden Formen menschlicher Willkür brechen, wenn ein Hauch von oben sie berührt.“ — „Immerhin mögen wir uns aber ob unserem Familienleben glücklich preisen, wir haben das Recht und die Pflicht dazu, und haben die Pflicht zu sorgen, daß ihm der Grund der christlichen Sitte nicht entzogen werde.“

Ein anderer Aufsatz macht uns mit Gewerbe, Handel und Schifffahrt der Germanen bekannt. Die Frauen und die Sklaven theilten sich in die meisten Arbeiten; nur die Schmiedekunst wurde eines freien Mannes würdig erachtet; ja, König Geiseric stand nicht an, einen geschickten Schmied zum Grafenrang zu erheben; und Wieland, der Vulkan der Germanen, war ein Königssohn. Aber alles übrige Handwerk war Sache des Unfreien. Eigentlichen Handel, Waarenumsatz um des Gewinnes willen, kannten unsere Ahnen nur im Verkehr mit Fremden; im inneren Verkehr dagegen wußten sie nur von Kauf, vom Gütererwerb bloß um des Besizes, um der Befriedigung des nächsten Bedarfes willen, also nur von der Schwelle und Vorbereitungsstufe des eigentlichen Handels; das Zahlungsmittel waren lange Zeit nur eiserne und goldene Ringe, die älteste Münze der Germanen, die gleichsam den Uebergang von dem Kaufe durch Tausch zu dem Kaufe um Geld bildete. Ein Hauptgegenstand des Handels durch ganz Germanien war der Bernstein. Die Schifffahrt der Germanen ist so alt, als deren

Leben auf dem Boden Deutschlands, oder vielmehr, sie ist noch älter, ist denselben vorangegangen, und reicht somit in unvorstellliche, vorgeschichtliche Zeiten zurück; und ihr heidnischer Glaube dachte sich deshalb von jeher die Reise ins Jenseits als eine Schifffahrt, weshalb die Steinsärge auch die Form von Schiffen hatten, und so sehr sind die Germanen Bahnbrecher zur See gewesen, daß die romanischen Völker noch heute alles, was zur Seeschifffahrt gehört, ja selbst die Himmelsgegenstände mit germanischen Worten benennen müssen.

Ein anderer Abschnitt ist den Getränken unserer Vorfahren gewidmet, dem Mele, Bier, Win, Vit (einem Obstwein) und dem Lutertranc (Lautertrank, Kräuterwein, das mittelalterliche Vorbild unseres Maitrautes); dann folgt eine sehr interessante Abhandlung über das Schachspiel im Mittelalter, das ein Lieblingspiel der Vornehmen, aber den Geistlichen, gleich anderen Spielen, verboten war. Der Verfasser weist nach, wie dieses aus Indien gegen Ablauf des I. Jahrh. zu uns herübergekommenes Spiel, das im Sinne seiner ersten Erfinder nur ein Abbild und eine Lehre des Krieges war, auf deutschem Boden zunächst ein Bild der germanischen Staatseinrichtung wurde, dann sogar des Lebens aller Welt, ein Bild für jegliches Verhalten der Menschen unter einander und gegen Gott.

Von dem übrigen reichen Inhalte dieses Buches wird unsere Besprechung am meisten interessieren, was von den Spiegeln und von der Farben- und Blumensprache des Mittelalters erzählt wird, während Männer sich mehr vielleicht durch den Aufsatz über das Glücksrad und die Kugel des Glückes angezogen fühlen. Die letzten drei Aufsätze handeln von dem Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter, von dem Todtentanze und von der goldenen Altartafel von Basel und sind wichtige Beiträge zur deutschen Kunstgeschichte.

Wir werden auf den demnächst erwarteten zweiten Band dieser Sammlung, der Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte enthalten soll, sofort nach Erscheinen zurückkommen.

H. K.

Johann Wilhelm Hefers Reisen in Vorderasien und Indien.

Von Gräfin Pauline Kostig. Zwei Theile. Leipzig, 1873.

Das ist ein Buch, welches außergewöhnlichen Genuß in der Lektüre bietet, belehrend und unterhaltend zugleich und dabei der Widerschein einer edlen Frauenseele. Wir haben in neuer Zeit viele Frauen gesehen, die ihren Männern auf Entdeckungsreisen in die Gefahren der Wüste und der Tropenwelt gefolgt sind: Vater nahm seine Gemahlin mit auf seinen Zug zur Entdeckung der Nilquelle, der kürzlich verunglückte Russe Fedtschenko war von seiner Frau bei seinen Reisen in Turkestan begleitet, die Fahrten von Agassiz auf dem Amazonenstrom wurden von dessen Frau geschildert. Ueberall war es hier die Liebe, welche das Weib so an den Mann fesselte, daß es ihn auch unter den größten Gefahren und Entbehrungen nicht verlassen mochte; in Zeiten des Glucks und der Krankheit rettete oft die zarte Pflege das Leben des Mannes und führte dadurch das Gelingen der Expedition herbei.

Gräfin Pauline Kostig, geborene von Bülow, in erster Ehe an Dr. Hefser aus Prag verheiratet, lebt zu Jinnitz in der Niederlausitz. Dort ward sie auch geboren, dort reiste sie heran, dort in der Nähe lernte sie im Postwagen einen jungen Gelehrten kennen, der von der Naturforscherversammlung in Hamburg (1830) sich in seine Heimat zurückbegab. Es war Hefser. „Die natürliche Wirkung eines im tiefen Sande langsam dahinschleichenden Postwagens ist, daß die Passagiere entweder schlafen oder sich die Zeit zu verkürzen suchen. Wir wählten das letztere, indem wir es vorzogen, neben dem Wagen zu wandeln, als uns über die Baumwurzeln einer endlosen Kiefernhalde rütteln zu lassen; und so begannen wir, im Sande wadend unter den spärlichen Schatten verkümmelter Kiefern, die gemeinschaftliche Reise durchs Leben, die im üppigsten Grün der Tropen und unter Palmen enden sollte.“ Vier Jahre später war Fräulein von Bülow Frau Dr. Hefser, und in Prag, wo er als Arzt sich niedergelassen, umfing beide eine schöne Häuslichkeit. Doch Hefser, der schon in der Jugend weit gewandert, den es hinaustrrieb in die Welt, in die freie Natur, konnte sich an den Aufenthalt im engherzigen Prag nicht gewöhnen; er strebte hinaus, nach Asien, das er in seinen unbekanntem Gegenden zu erforschen trachtete. Die Frau aber war fest entschlossen, dem Manne auf jedem rauhen Schritte zu folgen, wußte sie doch, daß sein Lebensglück davon abhing. Uns fällt bei diesem Entschlusse eine Stelle aus der Bibel ein, Ruth I. 16. Und Ruth sprach: „Nehme mir nicht daren, daß ich Dich verlassen sollte und von Dir umkehren. Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen; wo Du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und Dein Gott ist mein Gott.“ So soll die Frau sein, und das ganze Buch der Gräfin Kostig ist nur ein Kommentar zu dieser schönen Stelle.

In Triest schiffte das junge Paar sich 1835 nach Smyrna ein. Noch gab es keinen Dampferverkehr nach dem Oriente, und eine langwierige Seefahrt auf italienischem Schiffe beginnt, die jedoch Frau Dr. Hefser höchst launig zu beschreiben weiß, so daß jeder, dem die Schilderungen von derlei Fahrten schon zum Ueberdruße geworden, doch diese mit regem Interesse verfolgen wird. In Smyrna herrschte die Pest, als die Reisenden dort anlangten, und es gewährt einen eigenthümlichen Einblick in die damaligen Vorstellungen von Ansteckungen, wenn man die zum Theil lächerlichen Schutzmittel liest, die gegen die Krankheit angewandt wurden. Im Wirthshause unter Vorichtsmaßregeln angelangt, wird ihnen gesagt: „Sie dürfen nichts berühren, was man Ihnen reicht, ausgenommen Holz; kein Handtuch, keine Serviette, kein Bett, alles Dinge, die besonders gefährlich sind. Auch müssen Sie sich

von den Dienern des Hauses fern halten; dieser Klasse von Leuten ist nicht zu trauen. Die Speisen werden Ihnen vor den unmittelbar an der Thüre stehenden Tisch gesetzt, von welchem die leeren Gefäße wieder abgeholt werden, so daß der Garçon nicht nöthig hat, Ihr Zimmer zu betreten.“ So war der Eintritt in Smyrna ein schwieriger und gefahrvoller; ringsum wüthete die furchtbare Seuche, die alle Gefühle der Menschlichkeit, ja die engsten Familienbände zerriß, so groß ist die Furcht vor der Ansteckung. Alles flieht den von der Pest Ergreifenen, das infizierte Haus wird verlassen. Gatten und Geschwister trennen sich, selbst die Mutter übergibt ihre kranken Kinder fremder Pflege.

Als die Seuche nachgelassen, konnte Hefser, der als Arzt überall willkommen war, seinen Neigungen nachgehen; er machte wichtige Bekanntschaften, darunter auch diejenige zweier höchst gebildeten, „afghanischen Prinzen“, auf deren Veranlassung er nach dem noch so wenig bekannten Afghanistan vordringen wollte. Jetzt hieß es türkische Tracht anlegen und auch Frau Hefser mußte sich dazu entschließen, da im Oriente Sicherheit wie Schidlichkeit dieses gebot; sie wollte nicht mit verschleierte Gesicht oder in einer Sänfte reisen, und daher waren ihre Freundinnen behilflich, sie in einen Wameluten zu verwandeln. „Jede half mir ein anderes Stück der ungewohnten Kleidung anlegen. Als aber der Fes und der Turban an die Reihe kamen, in welche mein starkes Haar sich unmöglich hineinzwängen ließ, wollte sich keine entschließen, auf meine Bitte die Scheere anzulegen, und als ich endlich selbst das Instrument ergriff und mit einem herzhaften Schnitte den Pops vom Kopfe trennte, erscholl von allen Seiten ein Schluchzen und Wehklagen, als gäbe es einen sieben Todten zu beklagen. Als endlich nach Einstechen eines Dolches und zweier Pistolen in den breiten Gürtel meine Toilette vollendet und ich nun einem jungen Türken nicht unähnlich war, führte man mich zu dem größeren Kreise der Bekannten, wo ich Hefser ebenfalls schon in muslimännischer Tracht fand.“

So ward die Reise durch Vorderasien angetreten, die über Beirut und Aleppo nach dem Euphrat führte, wo Hefser mit Oberst Chesney bekannt geworden, an den ersten Versuchen Theil nahm, diesen Fluß mit Dampfmaschinen zu besetzen und eine Route nach Indien zu eröffnen. Wir übergeben diesen Theil der Reise, auf welchem die viel gelobten „afghanischen Prinzen“ sich als abgefeimte Schurken entpuppten, die Hefser um seine ganze Baarschaft brachten und nur das Darlehn eines edlen Engländers ihn in den Stand setzten die Reise nach Kalkutta in Indien fortzusetzen. Aber man ging nun einer höchst ungewissen Zukunft entgegen, und nur die ärztliche Geschicklichkeit konnte Hefser aus der Noth reifen. Das Schiff, welches die Reisenden durch den persischen Meerbusen trug, legte in Masrat (Arabien) an, wo Frau Dr. Hefser durch die Gemahlin des britischen Konsuls in das Harem des Herrschers eingeführt wurde. Aus ihrer Schilderung heben wir einiges hervor. „In die kostbarsten Seidenstoffe gekleidet, mit Gold- und Silberstickerei reich geschmückt, mit Schmeide und Smaragden, Perlen und Rubinen umhängt, sah die Frau des Sultans auf hellglänzenden mit Silber durchwebten Polstern, die auf einem prachtvollen Teppiche ausgebreitet waren. Ihr zur Seite lag ihre Tochter, eine jugendliche Gestalt zwischen zwölf bis fünfzehn Jahren, auf weiche Kissen ausgestreckt, die zarten Glieder von purpurrothem, treppartig durchsichtigen Zeuge als einziger Bekleidung umhüllt, welches die schönen Formen ihres schlanken Körpers nicht so sehr verdeckte, daß man nicht das Ebenmaß derselben hätte bewundern können. Dagegen war ihr Gesicht wie das der übrigen Damen durch eine Maske von schwarzem Drahtgewebe bedeckt, welche über Stirne, Nase und Wangen bis zum Munde herabreichte und nur die Augen frei ließ. Diese Masken, prächtig mit Edelsteinen aller Farben verziert, scheinen nicht nur zum gänzlichen Verbergen der Gesichtszüge zu dienen, als ein Toilettenstück zur Hebung der Schönheit zu sein, da das glänzende Schmeide zu dem schwarzen Haare und dem braunen Teint eine höchst wirksame Folie bildet.“ In dem Gemache stand ein Himmelbett von Bronze, ein Geschenk der Königin Viktoria, „meiner theuren Schwester“, wie die Frau Sultanin sich ausdrückte, die eine sehr lebenswürdige und lieblich gebildete Dame war. Nur das unverfleierte Gesicht der Frau Dr. Hefser war ihr anstößig, und sie ruhte nicht eher, bis diese sich eine Maske umgebunden hatte. „Man sagte mir,“ erzählt die Verfasserin, „das Bedecken des Gesichtes werde sehr strenge beobachtet und der Anblick eines entblößten Frauengesichts sei den Frauen selbst höchst peinlich. Nicht einmal die Mutter sieht das Gesicht ihrer Tochter nach dem zwölften Jahre unbedeckt, nur dem Eheherrn steht das Recht zu, der Frau die Maske zu lüften.“

In Kalkutta nach langer beschwerlicher Seereise angelangt, wurde Frau Hefser zunächst wieder in eine Europäerin umgewandelt. In einem glänzenden Magazin, voll der schönsten Pariser Moden, wo nur Sammet- und Seidenmöbel standen, die kleinsten Dinge des täglichen Gebrauches aus Silber verfertigt waren, wurden ihr Kleider anprobirt, wobei sie wehmüthig der schmalen Börse gedachte und ein einfaches Kleid verlangte, da sie nicht genug Baarschaft bei sich habe. Zu ihrem Erstaunen erfuhr sie, daß kein anständiger Mensch in Kalkutta selb zahlen und dieß der Zeit und seinem Sircar überlasse, einer Art von Bankier. So war beiden, die ohne alle Mittel dastanden, wieder geholfen, und liebe Freunde, die sie gastlich in ihre herrliche Villa aufnahmen, vertheilten die letzten Sorgen. Es macht einen höchst wohlthuenden Eindruck, wenn man die Dankbarkeit erkennt, die jetzt noch, nach Verlauf von fast 40 Jahren, Gräfin Kostitz den englischen Freunden in Kalkutta liebevoll entgegenbringt. Die Villa lag, von einem Parke umgeben, am Ufer des Ganges. Unter einer riesigen Baniane, dem heiligen Baume der Indier, so groß, daß in seinem Schatten zehntausend Menschen Schutz und Obdach finden, saßen die müden Wanderer am Gestade des Meeres, wo sie sogleich ein fürchter-

liches Bild indischer Sitte kennen lernten. Die Wellen wälzten ein grauenhaft entstelltes menschliches Antlitz heran. „Eine zweite Flutwelle folgte der ersten und aus ihr streckten sich zwei menschliche Arme empor. Noch andere heranschwimmende Körpertheile ließen auf eine Anhäufung menschlicher Leichname schließen. Entsetzt eilten wir dem Hause zu, Meldung davon zu machen. Doch wurde diese sehr gleichgiltig wie etwas Alltägliches aufgenommen, nur ein dazu bestimmter Diener mit langem Bambusrohr abgesandt, das Ufer zu säubern und die in den Wellen des heiligen Flusses schwimmenden Leichen zur Weiterreise wieder in den Strom zurückzustößen.“ Der religiöse Kultus, den Todten in den Wellen des heiligen Ganges zu bestatten, erstreckt sich auch auf die Asche der verbrannten Leichen, und selbst lebende Hindus suchen dort ihr Grab. Hefser fand einen Greis mit silbernem Haare, der am Ufer sitzend wartete, bis er todt in den Fluß stürzte. Er rüttelte ihn auf. Mit strafendem Blicke sagte der Alte: „Meine Söhne haben mich hierher gebracht, damit ich in den heiligen Wellen mein Ende finde. Entferne Dich; laß mich ungestört und unbefleckt die letzten Augenblicke meines Lebens.“

Hefser war ein ausgezeichnete Naturforscher; die Regierung in Kalkutta wurde auf ihn aufmerksam und beschloß, ihn mit der wissenschaftlichen Erforschung der seit kurzem eroberten noch fast völlig unbekannt Landchaften in Pegu, also an der Westseite Hinterindiens, zu betrauen. Dort begann nun ein Urwaldleben, das nicht frei von Gefahren, aber überreich an wissenschaftlicher Ausrüstung und höchst romantisch war. Hefser drang bis an die Grenzen Siams vor und wurde überall von seiner muthigen Frau begleitet. Diese Züge durch den wunderbar dichten tropischen Urwald, mit zahlreicher birmanischer Begleitung und Elephanten als Lastthieren, sind die Glanzpartie des wunderbaren Buches. Gräfin Kostitz erweist sich hier als eine begeisterte Verehrerin der Natur, und manche ihrer Schilderungen gemahnen uns an Humboldt. Eine Frau beobachtet ganz anders wie ein Mann, und so können ihre Schilderungen als Ergänzung und Kommentar aller anderen nach den in Rede stehenden Gebieten gerichteten Reisen gelten. Wir möchten ganze Seiten des schönen Buches hier mittheilen, müssen uns aber leider nur noch auf zwei Episoden beschränken. Hier eine ihrer Natur schilderungen: „Wühlig arbeiteten wir uns mehrere Stunden durch ein Wirral von ineinander verwachsenen Bäumen und Schlingpflanzen, über niedergestürzte vermodernde Stämme vorwärts, bis sich ein Thal vor uns öffnete, so wildromantisch, wie wir noch keins gesehen hatten, eine Schlucht, in welcher der Thau auf den Wäldchen noch am Nachmittage nicht durch die Sonnenstrahlen abgetrocknet war. Die riesigen Bäume an den Abhängen streckten ihre Äste und Zweige bis in die Mitte der Schlucht, ein wunderbar schönes Laubdach bildend. Wo sie sich nicht berührten, wurden sie durch Lianen in bunfarbiger Blütenpracht oder durch Gewinde blühender Schlingpflanzen zu einer schattigen Wölbung mit einander verbunden. Dichtes Gebüsch der undurchdringlichen Rattanpalme und mannshoher Graswuchs schlossen den Eingang und würden unser Vordringen fast unmöglich gemacht haben, hätten nicht die Elephanten für ihren Durchzug eine große Heerstraße angelegt und so fest und breit getreten, daß sie unseren besterhaltenen Chaussees an die Seite gestellt werden konnte. Alle Thiere des Waldes schienen diesen Ort zu einem Stelldichein ertoren zu haben. Hatte unser Nahen sie aufgeschreckt, so sah man doch an den verschiedensten Spuren der Foten, Lagen und Klauen, welch mannichsaches Thierleben dieser grüne Tempel der Natur in sich barg. Herden von Elephanten mußten hier unlangst auf ihrer Wanderung passiert sein. Abdrücke von den Füßen des Rhinoceros, des unmanierlichsten und böartigsten aller Pflanzenfresser, zeigten, daß auch dieses in dem großen Thierparke nicht fehle. Dazwischen gewahrten wir die zierlichen Spuren der Hirscharten, aber auch die mächtigen Lagen des hier reiche Viente findenden Tigers wie seines ganzen zahlreichen Geschlechts. Es schien, als hätte Noah hier kürzlich seine Arche geöffnet. Dennoch herrschte Todtenstille; denn alle Thiere waren beim Nahen des Herrn der Schöpfung geflohen, nur die Ferkel der Menschen, in denen sich alle seine niedrigen Eigenschaften und Gelüste abspiegeln, die Affen, hatten Dreistigkeit genug, an unserem Wege zu bleiben.“

In einem solchen Walde, der hunderte von Quadratmeilen zählte, auf dem Wege nach den drei Pagoden an der Grenze Siams, verirren sich die Reisenden; die Lebensmittel gingen zu Ende, der Nest derselben wurde vertheilt, und jeder der 51 hungrigen Menschen erhielt eine halbe Tasse Reis. Die Situation war schrecklich. Alle senkten trüblich die Köpfe. „Auch ich schaute, unter einem Baume sitzend, mit Besorgniß auf meinen schwachen Antheil. Da hörte ich die Burmesen unter einander flüstern, dann näherte sich einer nach dem andern und schüttelte mir seinen Reis in den Schooß. Da nimm unsern Reis, sagten sie, Du weiße Frau kannst nicht wie wir von Beeren und Wurzeln leben. Man denke sich meine Ueberraschung und meine Nahrung bei diesem Beweise edler Selbstvergessenheit von Menschen, die wir gewohnt waren, als moralisch weit unter uns stehend zu betrachten.“ Und ähnliche feine Züge von Nächstenliebe finden wir bei diesem Volke noch mehr. So stellen die Frauen Krüge voll Wasser an die Landstraßen, damit die vorübergehenden Wanderer den Durst löschen können!

Tagelang irrten die müden hungrigen Reisenden im Walde umher. Einer nach dem andern blieb am Wege liegen, mehr und mehr Begleiter erkrankten; vom Hunger getrieben wurde der Sattel des Elephanten verzehrt. „Unsere Karawane hatte den Charakter eines Leichenzuges angenommen, langsam und lautlos bewegte sie sich vorwärts.“ Man muß es selbst nachlesen, was dort die feingebildete, aus den Kreisen der Aristokratie stammende Frau erduldet, bis endlich ein Dorf der Wilden gefunden wird. Und alles that sie aus Liebe zum Manne,

dem sie gefolgt war, damit er seinen wissenschaftlichen Neigungen nachgehen könne.

Als ich den Schluß des Buches las, da fielen mir die ewig wahren Worte aus dem Nibelungenliede ein: „Wie stets am allerlepten vergilt die Liebe mit Leid.“ Hefser hatte neue Landgebiete, namentlich am Tenasserimflusse erforscht und höchst gehaltvolle wissenschaftliche Abhandlungen nach Kalkutta gesandt. Er bezog einen schönen Gehalt und trug sich mit Kolonisationsplänen. Bei Mergui, an der Küste Hinterindiens, wo ein herrliches Klima auf den nahen Bergen herrscht, die Luft von balsamischen Wohlgerüchen erfüllt ist und der Himmel in ewigem Frühlingsglanze strahlt, wo der Boden tausendfältig lohnt, hatte er eine Plantage errichtet, bei deren Bewirthschaftung seine Frau ihn unterstützte. Dorthin wollte man Kolonisten aus der Lausitz ziehen, dort sollte ein blühendes deutsches Gemeinwesen entstehen.

Da trieb es Hefser noch einmal hinaus, die Andamaneninseln im bengalischen Meerbusen zu untersuchen, auf denen merkwürdige schwarze Menschen von tiefer Gestaltungsstufe haufen, die den Weißen sich immer höchst gefährlich zeigten. Ans Ufer gelangt, wurde Hefser nebst seinen Begleitern überfallen, und da sie keine Waffen bei sich führten, zogen sie sich in ihr Boot zurück, das ungeschlag. Schwimmend suchten sie nun das Schiff zu erlangen, verfolgt von einem Hagel vergifteter Pfeile, welche die Wilden ihnen nachwarfen. Alle entkamen den tödtlichen Geschossen — nur Hefser wurde getroffen. Er sank unter und kam nie wieder an die Oberfläche. Auch alle Bemühungen seine Leiche aufzusuchen blieben erfolglos. Kein Grabhügel bezeichnet seine letzte Ruhestätte. Spurlos war er von den Wellen des Oceans verschlungen, und sein junges thatenreiches Dasein wäre längst vergessen, lebte es nicht frisch im Andenken seiner Frau fort, die ihm in dem vorliegenden Buche ein Denkmal setzte, das ihn wie sie in gleich hohem Maße ehrt.

R. A.

### Mein Steppenhengst „Brillant“.

Ein guter Rath für Pferdebesitzer.

Zu der Zeit, als ich in Kasan, der Tatarenstadt wohnte, hatte ich einen prachtvollen Steppenhengst, einen Apfelschimmel, für ein Spottgeld erstanden. Das Thier hatte aber bei aller feiner Schönheit die Untugend des Beißens an sich. Wie ein Hund schnappte es nach jedem, der in seine Nähe kam, und richtete so manches Unheil an. Trotzdem konnte ich mich von dem edlen Geschöpfe nicht trennen. Oft blutete mir das Herz, wenn ich daran dachte, daß es dem tatarischen Schlachter unter das Messer fallen sollte.

Eines Tages besuchte mich ein befreundeter Tatar aus dem Dorfe Achmetowa, zehn deutsche Meilen von Kasan entlegen. Er war gekommen, um mich zu einem tatarischen Feste einzuladen und sonstige Geschäfte in der Stadt zu besorgen, zu denen er beinahe acht Tage Zeit bedurfte. Es war eine drückende Hitze. Das Thermometer zeigte um Mittag in der Sonne 39 Gr. R. Kaum hatten wir uns begrüßt, so war seine erste Frage: „Hast Du ein Pferd?“

„Ja wohl! Ein prachtvolles Exemplar, aber der Kacker beißt wie ein Hund. Es ist ein wildes Steppepferd. Ein Kirgise.“

„So, so! Er beißt? Das wollen wir ihm bald vertreiben!“ erwiderte er schmunzelnd.

Unter allen möglichen Schmeicheleien zog er das Pferd aus dem Stalle. Ich sah, wie sein Auge bei dem Anblicke des stolzen Thieres

vor Zufriedenheit aufblühte. Das Pferd schnappte mehrere Male nach ihm. Ohne ein Wort zu äußern, wußte er jedesmal durch eine meisterhafte Handbewegung das Thier zurückzuweisen. Er band es an, holte eine stehende Krippe herbei, stellte sie in die brennende Sonne und befestigte das Thier an derselben; schüttete ihm einige Meßen Hafer vor, und nun erst beschaute er es sich von allen Seiten.

„Mein schönes Thierchen! O, wie prächtig Du bist! Was für schöne Augen hat Dir Allah gegeben! Können die so böshaft sein?“

Unter dergleichen Neben streichelte und liebte er das Thier volle vier Stunden lang, dann reichte er ihm einen Eimer Wasser. Das Pferd beachtete das Wasser nicht und schnappte wieder nach ihm. Sofort drehte er sich um und trug den Eimer fort; dann ging er in die Stadt, um einige Geschäfte zu besorgen. Nach zwei Stunden kam er zurück, versuchte das Pferd abermals zu tränken, und schon war dessen Durst so arg, daß es einen herzhaften Zug that. Dann zog es aber blickschnell den Kopf heraus und wollte ihn beißen.

„Hast noch keinen Durst, Du Krone aller Pferde! Du Stolz der schönen Steppe! Nun, nun, sei nicht böse, ich kann warten.“ Dabei klopfte er es auf den herrlichen Rücken und trug gelassen den Eimer wieder fort. Des Abends wurde derselbe Versuch wiederholt. Am nächsten Tage von neuem. Nach drei Tagen hatte das kluge Thier begriffen, um was es sich handelte . . . es unterließ das Beißen!

Ich war ob diesem Erfolge so erfreut, daß ich dem Mohammedaner versprach, ihn bei seinem Feste zu besuchen. Ich fuhr mit meinem „Brillant“, wie ich das Thier nun nannte, die siebenzig Meile bis Achmetowa in vier Stunden; ward von meinem Freunde aufs herzlichste empfangen, und seine sieben Frauen und deren zweiein-dreißig Kinder machten mir mit ihrer Zuverlässigkeit tüchtig zu schaffen. Zum ersten Male aß ich Pferdefleisch und traf Sutenmilch, den „Kmiss“, denn im Weigerungsfalle würde ich die Gastfreundschaft tödtlich verlegt haben. Sonderbar genug war der Schlauch, aus dem der Kmiss geschöpft wurde. Es war die Haut eines Pferdeshopfes mit den Ohren daran. Der Mund diente zur Oeffnung, aus der geschöpft wurde.

Unter den vielfältigen Vergnügungen belustigten mich die jeden Abend nach sechs Uhr angestellten Wettrennen, wobei die Pferde in fliegender Eile eine deutsche Meile in fünfzehn, höchstens zwanzig Minuten zurücklegten. Das Fest dauerte einen ganzen Monat. Acht Tage hielt ich den Wirrwarr aus, dann machte ich mich mit meinem jetzt ganz fromm gewordenen Brillant auf den Heimweg nach Kasan.

Als ich nach einigen Jahren die herrliche, halb morgenländische, halb russische Stadt verließ, erhielt ich 800 Rubel für das prachtvolle Thier, und heute noch, nach zwanzig Jahren, gedenke ich mit Wehmuth an meinen Brillant und mit Bewunderung an die Gebuld und Bärtlichkeit des Tataren gegen das Pferd. A. F. Sommermeyer.

**Inhalt:** Die Prätendenten. (Fortf.) Novelle von L. Harber. — Der „Hoy“ von Frankreich. Von G. Hilll. Mit Porträt des Grafen Chambord und Ansicht von Froschdorf. — Der illustrierte Walter Scott. Mit drei Illustrationen von P. Grotjohann. — Am Familientische: Bäckerschau. IV. Abhandlungen zur deutschen Alterthumskunde und Kunstgeschichte. Johann Wilhelm Hefers Reisen in Vorderasien und Indien. — Mein Steppenhengst „Brillant“. Ein guter Rath für Pferdebesitzer. Von A. F. Sommermeyer.

Als werthvolles Geschenkwerk empfehlen wir unseren Lesern

## Daheim IX. Jahrgang

complett gebunden in dunklem Leinwandband mit Goldstempel und Pressung

Preis 3 Thlr. 2 Sgr., broschirt 2 Thlr. 12 Sgr.

Von den älteren Jahrgängen des Daheim ist noch vorrätig und kann bezogen werden:

### I. Jahrgang.

Complett broschirt oder gebunden, total vergriffen.

1. und 2. Quartal compl. à 15 Sgr.  
3. und 4. Quartal à 15 Sgr.; es fehlen jedoch Nr. 28, 29, 41, 48.

### II. Jahrgang.

total vergriffen.

### III. Jahrgang.

Complett broschirt oder gebunden, total vergriffen.

1. und 2. Quartal à 18 Sgr.; es fehlen jedoch Nr. 13, 15 und 22. 3. und 4. Quartal compl. à 18 Sgr.

### IV. Jahrgang.

Complett broschirt oder gebunden, total vergriffen.

3. und 4. Quartal apart à 18 Sgr.

### V. Jahrgang.

Complett broschirt oder gebunden, total vergriffen.

1. und 2. Quartal fehlt. 3. und 4. Quartal à 18 Sgr.

### VI. Jahrgang.

Complett broschirt oder gebunden, total vergriffen.

1. Quartal fehlt. 2. Quartal (fehlt Nr. 14) 18 Sgr. 3. Quartal 18 Sgr.

4. Quartal: Erstes Kriegsquartal des Daheim vom französischen Kriege. 18 Sgr.

### VII. Jahrgang.

Complett broschirt oder gebunden, total vergriffen.

1. (Zweites Kriegsquartal) und 2. Quartal (fehlt Nr. 23) à 18 Sgr. 3. und 4. Quartal à 18 Sgr.

### VIII. Jahrgang.

Complett broschirt 2 Thlr. 12 Sgr., gebunden 3 Thlr. 2 Sgr.

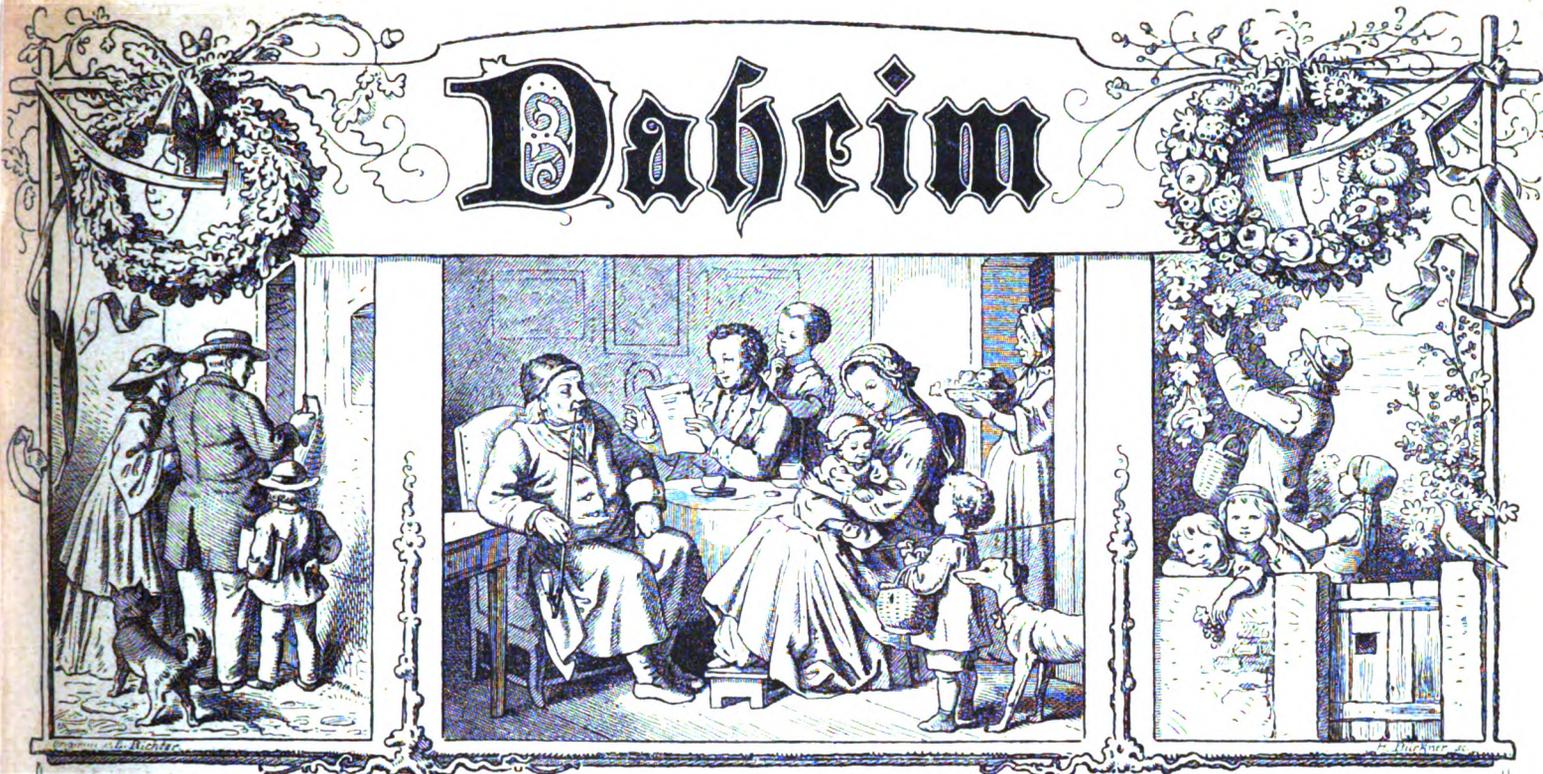
Jedes Quartal apart 18 Sgr.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; wo eine solche nicht zugänglich, expediren wir auf frankirte Bestellung direct unter Nachnahme des Betrages.

Einzeln Nummern von allen Jahrgängen, soweit noch vorhanden, à 2½ Sgr., Porto pro Nr. ⅔ Sgr.; für 3½ Sgr. in Marken erfolgt jede Nr. franco.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koentig in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Fehagen & Klasing) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# Dahheim



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 15. November 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. Nr. 7.

## Die Prätendenten.

Novelle von Ludwig Garder.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

Der Prozeß wurde aus Rücksicht für die Estreesche Familie bei verschlossenen Thüren geführt.

Als Schoonen mit dem falschen Juan eintrat, fand er den wirklichen Marquis schon im Gerichtssaale seiner harrend und die ganze Angelegenheit weit ernster, als er geglaubt hatte. Juan d'Estrees Legitimationspapiere waren so klar und vollständig, daß kein Zweifel an deren Echtheit erhoben werden konnte. Der Schöpfung des Advokaten war jedenfalls untergeschoben; es fragte sich nur noch, ob Schoonen der Betrüger oder der Betrogene sei.

Die Rückkehr des wirklichen Erben war das einzige Ereigniß, welches der Advokat in seinen Plänen nicht vorhergesehen hatte. Wie sollte er auch? Ein zwölfjähriger Knabe, hilflos hinausgeschleudert ins Leben, sollte der nach vierzehn Jahren nur noch existiren, geschweige denn heimkehren und eine Erbschaft fordern, von der er wahrscheinlich nie etwas gewußt oder die er doch sicher in vierzehn Jahren voll Noth und Elend vergessen hätte. Und dann, gesetzt, er kannte seine Verwandtschaft mit der Estreeschen Familie, er kehrte zurück, um sie geltend zu machen, wie sollte er, jedenfalls ein hergelaufener, elender, verkommener Bettler, sein Recht beweisen?

Und doch geschah es so. Die Beweise lagen vor Schoonen, er konnte nichts dagegen einwenden; und sein Gegner stand ihm gegenüber, ein kräftiger junger Mann, vornehm und gelassen, ohne eine Spur jener Lumpenhaftigkeit, ohne welche der Advokat sich Juan d'Estree nach der Erzählung der verstorbenen Marquise gar nicht vorstellen konnte.

Aber Schoonen ließ den Muth nicht sinken. Er war schon in mancher schlimmen Lage gewesen und hoffte auch jetzt noch sich herauszuwinden. Er wandte sich schon, um einen wenn auch hoffnungslosen Angriff auf die Gültigkeit der Papiere zu wagen, als er Juan genauer ins Auge fassend in ihm den Mann erkannte, welchen er zur Ausführung seiner Pläne gedungen hatte, und sofort war sein Entschluß gefaßt. Wenn er die Schuld des

Mordes auf ihn wälzen konnte, dann waren alle Behauptungen Juans verdächtig, und ob er Juan d'Estree war oder nicht, jedenfalls verlor er die Früchte seiner That.

Auch Karl erkannte den Retter seines Kriki wieder; er sprang auf ihn zu und küßte seine Hand.

„O, Herr Jan, wo bist Du so lange gewesen? Wie freue ich mich, Dich zu sehen! Kriki wird sich auch freuen! Er ist Dir so dankbar!“

„Wie?“ fragte der Richter. „Kennen die Herren sich schon?“

„O,“ erklärte Karl, „er hat meinen Kriki gerettet aus der bösen, bösen See!“

„Meine Herren!“ unterbrach jetzt Schoonen, der seinen Plan geformt hatte. „Ich stehe in diesem Augenblicke vollständig ab von jeder Bemerkung hinsichtlich der Echtheit jener Papiere, auf welche der junge Mann sein vermeintliches Recht stützt. Zuörderst muß ich im Namen meiner Mündel, der Marquise Mariquitta d'Estree einen schweren Verdacht gegen denselben aussprechen. Meine Herren! Sie wissen und es ist in die Untersuchungsakten aufgenommen worden, daß vor etwa sechs Wochen ein Mann, Namens Jean Rousseau, in Berns weilte, welcher an einem und demselben Tage mit meiner unglücklichen Mündel verschwand. Ich bin bis jetzt der Meinung gewesen, die Marquise habe durch eine Unvorsichtigkeit auf der Flucht, vielleicht in einem Anfall von Tobsucht sich selbst das Leben genommen; denn ich glaubte nicht, daß irgend jemand Vortheile aus ihrem Tode ziehen könnte. Das Auftreten dieses Prätendenten belehrt mich eines Bessern. Meine Herren! Die Wärterin der Marquise, welche gegenwärtig in meinem Hause wohnt, hat mir eine genaue Beschreibung jenes Jean Rousseau gegeben, und alle Details bis auf die Schußwunde an der linken Schläfe treffen bei diesem angeblichen Juan d'Estree zu. Somit erkläre ich denselben hier identisch mit jenem verdächtigen Jean Rousseau und klage ihn des an meiner Mündel Mariquitta d'Estree verübten Mordes an!“

Allgemeine Ausrufe des Erstaunens wurden laut.

„Marquis d'Estree! Was haben Sie auf die Anklage zu erwidern?“ fragte der Richter.

Ein spöttisches Lächeln zuckte um Juans Lippen. „Sie wollen es also?“ fragte er, sich gegen Schoonen verneigend. „Wohlan denn, meine Herren! Ich leugne es nicht, ich war unter dem Namen Jean Rousseau in Berné, um die Marquise d'Estree zu ermorden und zwar im Auftrage Mynheer Schoonens, welcher sie fälschlich für wahnsinnig ausgab. Advokat Schoonen bot für die That —“

„Meine Herren! Ich fordere von Ihnen Schutz gegen eine solche Verleumdung!“ rief Schoonen, welcher aschfarben wurde.

„Wissen Sie auch, Marquis d'Estree,“ sagte der Richter ernst, „denn was Sie auch gethan haben mögen, Sie sind Juan d'Estree, wissen Sie, daß Sie so eben Ihr eigenes Todesurtheil ausgesprochen haben?“

„Ich glaube nicht, denn Mynheer Schoonens Auftrag blieb unerfüllt.“

„Es dürfte Ihnen schwer fallen, das zu beweisen.“

„Es ist bewiesen, denn Mariquitta d'Estree lebt, und ich stehe hier in ihrem Auftrage.“

„Sie lebt?“ riefen alle. Es wäre unmöglich, den verschiedenen Ausdruck dieser zwei Worte zu beschreiben.

„Sie lebt, und ich habe somit nicht mehr Anspruch auf das Estreesche Erbe, als einer von Ihnen, meine Herren! Wenn ich dennoch gegen meine ursprüngliche Absicht meinen Namen entdeckte, so geschah es einzig und allein, weil ich nicht dulden will, daß jener Knabe meinen Namen trägt.“ Und nun erzählte er, was wir bereits wissen, wie Schoonen ihn gedungen, wie er Rosalie Jnders getroffen, und wie er Mariquitta entführt habe, zeigte das Zeugniß von mehreren Aerzten vor, welche alle versicherten, das junge Mädchen sei bei klarem Verstande und überhaupt nicht zum Wahnsinn geneigt, die Anfälle von Tobsucht, welche nach Zeugenaussagen stattgefunden hätten, müßten künstlich erzeugt worden sein. Es reichte sich Thatfache an Thatfache, Beweis an Beweis, eines ergänzte das andere, denn Juan hatte sich auf diesen Moment wohl vorbereitet; nur für eine Anklage fand sich kein Beweis, nämlich für Schoonens Mitschuld. So genau Juan auch alle Einzelheiten des Vertrages zwischen sich und dem Advokaten wiederholte, das half nichts. Eines Mannes Wort ist keines Mannes Wort; wenn Juan anklagte, so leugnete Schoonen, und Zeugen hatte der junge Mann natürlich nicht.

„D,“ meinte er endlich, „ich weiß zwar nicht, was das Schreiben enthielt, welches Mynheer eines Abends am Strande der Zuidersee verfaßte. Aber vielleicht kann es Licht auf diese Angelegenheit werfen. Juan,“ wandte er sich zu dem Blödsinnigen, seine Hand auf dessen Schulter legend, „Juan, sag, was ist aus dem schönen Bilde von Kriti geworden? Weißt Du, der Onkel dort hat einmal einen Brief darauf geschrieben.“

Karl blickte mißtrauisch zu ihm empor; er preßte die eine Hand ängstlich auf seinen Rock, da, wo die Brusttasche saß. „Ich weiß nicht!“ brummte er dann mürrisch.

„Höre, Juan,“ fuhr der Marquis fort, „nicht wahr, Du hast mich lieb?“

Der Blödsinnige nickte, ohne die Hand von der Tasche wegzunehmen.

„Nun, siehst Du, ich habe Deinen Kriti aus dem Wasser gezogen, und dafür möchte ich gerne sein Bild einmal sehen, das ist doch nicht zu viel verlangt! Ich will es nur sehen und diesen Herren da zeigen, dann sollst Du es gleich wiederhaben. Ich weiß, Du hast es bei Dir, da in der Tasche, also sei gut und gib es mir.“

Karl machte ein Gesicht, als ob er weinen wollte, sah bald den Retter seines Kriti und bald die Tasche an, und endlich die Hand in letztere steckend, zog er mit Widerstreben ein zerknittertes Papier hervor. „Da,“ sagte er, es Jan reichend, wehmüthig, „da, aber gib es mir wieder.“

Es war das Bildniß Kritis mit einem Fetzen des Schoonenschen Briefes. Das größere Stück hatte der Blödsinnige abgerissen; die beschriebene Ecke aber lautete:

„Gute Rosal

„Wir müssen ein Ende machen. Sonnta zwischen acht und neun Uhr abends ein Mann an die Mauer to „Die Zeit entflieht“. Sie antwo nütze sie“. Er führt die Wahni antel du diable. Geben Sie ihr keinen Trank; es möchten Spur Leiche gefunden werden. D Sie bleiben natürl Anstalt und suchen täuschen ich mu Dank“

Das Schreiben zeigte Schoonens Handschrift, und wenn es auch nicht genügte, um ihn zu verurtheilen, war es doch hinreichend wichtig, um ihn verhaften zu lassen.

Advokat Schoonen kehrte nicht in seine Wohnung zurück. Man suchte sich auch Rosalens zu bemächtigen, denn der verhängnißvolle Brief bewies ihre Mitschuld; aber die Polizeidiener fanden sie nicht. Juffer Jnders war entflohen.

Wer beschreibt den Jammer, welcher bei Schoonens herrschte, als die Nachricht von der Verhaftung des Advokaten ruckbar wurde? Etwas von den Gerichtsverhandlungen war doch durch die geschlossenen Thüren gedrungen und erreichte, von lieblich klatschenden Freunden überbracht, die armen Töchter. Frau Schoonen war schon im Laufe des Sommers gestorben, zu ihrem Glücke; denn sie entging dadurch dem Elende, Zeuge vom Untergange ihres Hauses zu sein.

Von seinen Töchtern besuchte nur Wies ihren Vater. Sie kam zweimal; das letztemal sehr bleich, mit zusammengepreßten Lippen, und schmuggelte dem Gefangenen ein Schächtelchen ein, welches er bis jetzt in dem Geheimfache seines Schreibtisches verborgen gehalten hatte, und dann nahmen sie Abschied für immerdar. Als Wies zurückkehrte, wußte sie, daß sie eine Waise sei. Sie schritt durch die Spelamer, wo ihre Schwestern jede in einer Sophaecke jammern lagen, und bestellte die Grüße ihres Vaters. Geerd und Bisbeth jammerten fort, und doch wußten sie nicht, sollten nie erfahren, was Wies in ihrem kalten stolzen Herzen verschlossen trug. Sie ging hinauf in ihr eigenes Zimmer und setzte sich still auf einen Schemel am offenen Fenster. Regungslos vor sich hinstarrend, blieb sie dort sitzen, bis es dunkel wurde und die Sterne herauszogen, und die lange Nacht hindurch, bis die Sterne wieder erbleichten und der Morgen dämmerte, bis die Thurmuhr neun schlug. Da schreckte sie empor aus ihrem Brüten; sie erhob sich fröstelnd, und aus Fenster tretend flüsterte sie leise mit ihren schneeweißen Lippen: „Leb wohl, Vater!“ und zwei große Thränen rannen langsam über ihre Wangen nieder; es war Jahre, lange lange Jahre her, daß Wies Schoonen geweint hatte.

Und um neun Uhr traten die Polizisten in die Zelle des Gefangenen, um ihn abermals vor die Schranken des Gerichts zu führen, aber sie fanden nur den erkalteten Körper, der Geist war schon lange entflohen.

Juan d'Estree schlug sofort jede weitere Untersuchung nieder; des Advokaten Schicksal kümmerte ihn wenig. Schoonen mußte sterben, sonst war für Mariquitta keine Sicherheit zu hoffen, wenn Juan wieder nach Amerika zurückgekehrt sein würde; aber um der Töchter willen, Mariquittas Freundinnen, wünschte er alles unnöthige Aufsehen zu vermeiden. Seine Aufgabe in Amsterdam war erfüllt; er konnte zurückkehren zu seiner Cousine und ihr die frohe Botschaft verkündigen, daß sie nun wieder Amsterdam und ihr altes Heim betreten dürfe, und er war nun auch frei und konnte sein früheres Leben in der Wildniß wieder beginnen, wie er es ja gewünscht — ich weiß nicht, weshalb die frohe Botschaft seine Laune so gar nicht froeier machte!

#### XVIII. Zwei Todfeinde.

Und Mariquitta saß in D. die langen aufregenden Tage hindurch, aber sie nahm nur wenig Antheil an dem Fortschreiten des Prozesses. Der Ausgang desselben war nicht zweifelhaft,

und was konnte er ihr bringen, des sie sich hätte freuen sollen? Rückkehr in das öde einsame Haus, worin sie so unglücklich gewesen war, das war alles. Sie sah mit verzweifelnem Blicke in den engen Räumen umher, in welchen sie ein paar so — ja, sie mußte es sich gestehen — so selige Wochen verlebt hatte. Bei jedem Geräusche fuhr sie zusammen. Das war gewiß Juan, der zurückkehrte! Sie vergegenwärtigte sich ganz genau seine Rückkehr; wie er ins Zimmer trat, kalt, gelassen, steif, und mit einer höflichen Verbeugung seiner Cousine meldete, „nun sei alles bereit und sie möge sich zur Abreise nach Amsterdam bereiten halten“; wie er dann ihren Dank höflich kühl ablehnte; und eine halbe Stunde später fuhr der Wagen vor, der sie zur Bahn brachte, und Juan begleitete sie höflich kalt bis hinab und verabschiedete sich drunten höflich kalt mit einer höchst ceremoniellen Verbeugung, und dann, dann sah sie ihn nie wieder! Und immer, wenn sie zu diesem Schlusse kam, brach sie in Thränen aus.

Juan hatte es ihr entschieden abge schlagen, sie nach Amsterdam zu begleiten, er eilte aus ihrer verhassten Gegenwart zurück, um in seine Wälder zu entfliehen. Warum, warum haßte er sie so? Mariquita wagte nicht, ihm ihr Vermögen anzubieten, wie ihr Herz sie trieb und wie es ja ohne das ungerechte Testament Juan Philipps sein Recht gewesen wäre; sie war überhaupt furchtsam und muthlos ihm gegenüber. Seit er fort war, hatte sie ihr Klavier nicht berührt; sie konnte auch nicht arbeiten, bleich und stumm saß sie an dem gewohnten Plaze und weinte.

Natürlich fiel ihr verändertes Betragen der Wirthin auf, die als erfahrene Frau sogleich ihren Schluß daraus zog. „Gib nur Acht! Der vornehme Herr kommt nicht wieder,“ sagte sie zu Julianen, welche ihr das Resultat ihrer Beobachtungen durchs Schlüsselloch mittheilte. „Er hat sie richtig sitzen lassen.“

„Ich sah ja gleich, daß sie nichts Rechtes war,“ meinte Johanna, „am ersten Morgen schon! Warum haßt Du sie genommen?“

„Wir müssen nur aufpassen, daß sie nicht hinter ihm drein geht und uns ihren leeren Koffer und ihre Schulden zurückläßt,“ warf Juliane ein.

„Das wäre mir was Schönes!“ rief die Wirthin voll Entsetzen. „Ihr Koffer ist obendrein so leicht. Sie hat vor Gott nichts und gewiß auch kein Geld, weil sie so weint.“

„Ja, aber einen Aufschub bewillige ich nicht!“

„Bah! Sie wird sich über den Treulosen trösten,“ sagte Johanna kalt, „Es gibt noch viele vornehme Herren!“

„Daß Dich!“ schrie die Wirthin. „Ja, sie sollte mir antommen! Wäre ich die Person doch erst los! Aber, wart nur! Bei der ersten besten Gelegenheit kündige ich ihr!“

Mariquita gab ihr indessen keine solche Gelegenheit. Sie bezahlte pünktlich, was sie schuldete, sah von Tag zu Tag bleicher aus und verließ ihr Zimmer nie. Sie hatte keine Ahnung von den bösen Gedanken, welche man gegen sie hegte; sie sah gar nicht die scharfen spöttischen Blicke, welche Johanna auf sie warf, so oft sie ihr begegnete, wußte auch nicht, daß immer einer der Familie auf Posten stand, damit sie nicht heimlich entwische, denn die Woche ging zu Ende, und Madame fürchtete, ihre Mietherin möchte die Zahlung umgehen wollen — ach, Madame hatte schon schlimme Erfahrungen gemacht!

Diesmal aber täuschte sie sich. Eines schönen Nachmittags kam der „Kiekindiewelt“, der gerade auf der Lauer lag, hereingestürzt und meldete, der vornehme Herr sei zurückgekommen. Madame wollte zwar dem jungen Dings nicht recht glauben, aber bald blieb kein Zweifel mehr, denn Juan selbst trat in ihr Zimmer, bezahlte bei Heller und Pfennig seine Rechnung, und noch denselben Nachmittag fuhren er und seine Cousine davon, zum großen Aerger der Wirthin, welche erst, nachdem sie fort waren, die guten Eigenschaften ihrer Miethskleute einzusehen begann, und ihre Tochter Johanna bekam bittere Vorwürfe zu hören, daß sie durch ihr rücksichtsloses Betragen die junge Dame verschenkt habe.

Mariquita hatte durch, ich weiß nicht welche, Vorstellungen ihren Vetter bewogen, sie nach Amsterdam zu begleiten, und in der Freude, ihren Willen durchgesetzt zu haben, war

sie während der Reise heiter und fröhlich wie ein Kind. Aber je ausgelassener sie wurde, desto schweigsamer saß ihr Gefährte ihr gegenüber; sein Auge ruhte bisweilen auf ihren Zügen mit einem ernstern seltsamen Ausdruck. Sie war ja so dankbar, so hingebend; sie wußte nicht, welche Qualen das sonnige Lächeln ihrer rothen Lippen dem scheinbar so eifrig kalten Begleiter verursachte, welch übermenschliche Selbstbeherrschung derselbe anwenden mußte, um nicht die kleine weiße Hand zu haßchen, welche sich so unbefangen der seinigen näherte und — doch nein! sie brauchte nichts zu fürchten! Zwischen ihnen lag ja ein Abgrund, unaussfüllbar tief; hatte er nicht ihr Mörder werden wollen? Konnte sie jemals aufhören, vor der Hand zu zittern, welche einst ihr Leben bedroht? Und sie zitterte ja auch vor ihm! All ihr guter Wille war nicht fähig, das zu verbergen. Juan sah ja deutlich, wie sie erröthete und die Augen niederschlug, wenn sein Blick sie nur traf, und als er ihr beim Aussteigen aus der Bahn die Hand reichte, zitterte ihr ganzer Körper wie der eines gefangenen Vögelchens. Man erreichte Amsterdam, Mariquita ward immer ernster, je mehr sie sich ihrer ehemaligen Wohnung näherten, welche sie nach so langer Abwesenheit und nach so vielen Schicksalen zuerst wieder betrat. Sie war fast düster, als sie die Schwelle des Palastes überschritt, dessen Pracht und Glanz sie unangenehm zu berühren schienen. Die ganze Dienerschaft, welche größtentheils schon Maria d'Estree gedient hatte, war versammelt, begrüßte Mariquita freudig, und warf neugierig fragende Blicke auf ihren interessanten Begleiter. Juan blieb nicht lange in dem Estreeschen Palais. Umsonst bat ihn Mariquita, den Thee doch wie sonst mit ihr zusammen zu trinken und einmal ihr Gast zu sein, nachdem sie volle sechs Wochen der seinige gewesen. Er lehnte es mit der rauhen Bemerkung ab, daß das sich nicht schicke, und obgleich die junge Marquise nicht einjah, weshalb sich jetzt nicht schicke, was sich volle sechs Wochen lang geschick hatte, konnte sie doch nicht verhindern, daß Juan in einen nahe gelegenen Gasthof ging.

Sie setzte sich also allein zu ihrer einsamen Mahlzeit nieder, aber sie konnte keinen Bissen genießen. Es war ihr, als müsse ihr Herz brechen, und sie that, was sie in den letzten Wochen oft gethan: sie stützte ihren Kopf in die Hände und weinte bitterlich. Die Dienerschaft fand das ganz in der Ordnung; ihre Herrin hatte ja so viel Unglück erduldet; sie wußten nicht, daß ihre Thränen heute nicht den Todten galten.

Mariquita begab sich früh zur Ruhe. Diejenigen ihrer treuen Freunde, welche ihre Neugier, die vielbesprochene Marquise d'Estree wiederzusehen, nicht bis zum folgenden Tage bezähmen konnten, sondern schon am Abend von Mariquittas Ankunft sich in das Palais drängten, erhielten die Weisung, daß die junge Dame Kopfweh habe und niemand empfangen könne.

Schlaf kam nicht in die Augen der jungen Marquise; aber wenn die wachen Träume in der ersten Nacht unter einem neuen Dache sich erfüllen, wie diejenigen sich erfüllen sollen, welche man dajelbst im Schlafe hat, so kehrte Juan nicht in seine amerikanischen Wälder zurück.

Früh am nächsten Morgen stand Mariquita auf. Sie ordnete ihre Loden mit besonderer Sorgfalt und legte ein Lieblingkleid aus ihrer ehemaligen Garderobe an, welche sie noch vorgefunden hatte. Sie wollte heute schön sein, meinte sie, als sie sich wohlgefällig im Spiegel musterte; Juan hatte sie immer in so einfachen Kleidern gesehen, jetzt wollte sie Marquise sein. „Er soll mich nicht haßen!“ und sie lächelte. Die Septembersonne schien so golden ins Gemach, und ihr junges Herz war so voll von Hoffnung. Sie fragte den Bedienten, ob Reit- und Wagenpferde bereit seien; denn natürlich mußte sie den Vetter, auf welchen sie so stolz war, dem neugierigen Amsterdam zeigen. Sie freute sich so darauf, und in bester Laune und schönster Toilette setzte sich Mariquita ans Fenster, um Juan zu erwarten.

Und Equipage auf Equipage fuhr vor, Herren und Damen stiegen aus, die Neuankommene zu begrüßen; das Empfangszimmer füllte sich, man freute sich so, die liebe, liebe Freundin wiederzusehen! Man hatte sie so sehr bedauert, wirk-

lich ganz außerordentlich bedauert; aber nun sei sie ja wieder hier und schöner und blühender als zuvor! So wirbelte das fort.

Mariquitta war beinahe in Verzweiflung. Es schlug elf und zwölf, wurde später, immer später, und der einzige, dessen Gegenwart sie herbeisehnte, kam nicht. Sie war zerstreut und unliebenswürdig; bei jedem neuen Gaste, der gemeldet wurde, erwartete sie, den Namen ihres Veters zu hören, und jedesmal ward sie enttäuscht; zuletzt wagte sie es, trotz aller Anwesenden, den Diener zu fragen, ob Marquis d'Estree noch nicht dagesen sei? Nein, er hatte sich noch nicht blicken lassen.

Die Zeit verging, die Gäste nahmen Abschied und wurden durch andere ersetzt; nach und nach die Zahl derselben ab. Unter den letzten, welche erschienen, war auch Hemmo van der Instort — „unerschämter Weise“, wie Mariquitta zornig dachte. Er war sehr vertraulich, sehr liebenswürdig und schien sich fest vorgenommen zu haben, die Visite mit einer Liebeserklärung zu schließen. Sein Verhältnis mit Geerd Schoonen hatte er natürlich nach ihres Vaters Verhaftung sofort gelöst, und er zweifelte nun gar nicht, in Mariquitta eine Braut zu finden, welche bereitwillig beide Arme öffnen würde, ihn zu empfangen. Darin aber irrte er sich. Mariquitta war nicht mehr das frohe Kind, welches für jeden ein sonniges Lächeln hatte; sie war jetzt Zoll für Zoll Marquise, wie ihre Mutter, und Hemmo besaß nicht die Macht, auch nur ein Lächeln in diese großen dunklen Augen zu zaubern. Ja, wenn sie ihm noch gezürnt hätte! Aber sie war so kalt, so gleichgültig! Wäre er nicht so über alle Begriffe von sich eingenommen gewesen, er hätte wahrlich jede Hoffnung verloren.

Er blieb, als alle anderen Besucher aufbrachen. Seine Verlobung mit Juffrouw Schoonen behandelte er als einen Scherz; natürlich habe er dieselbe aufgelöst, sobald er von Mariquittas Rückkehr vernommen; er nannte Geerd eine alte Jungfer und äffte ihr nach. Mariquitta gab ihm unumwunden zu verstehen, daß sie sein Betragen ehrlos fände; aber er blieb dennoch. Glückritter sind nun einmal hartnäckig. Er machte ihr tausend Komplimente, sie hörte theilnahmslos zu; aber als er nun begann, einige spöttische Redensarten über ihren Vetter (welchen er nicht kannte) laut werden zu lassen, brauste sie auf und verbat sich derartige Bemerkungen ein für allemal, und als er noch immer keine Miene machte, sich hinweg zu begeben, räumte Mariquitta selbst das Feld und ließ ihn mit einer höflichen Entschuldigung allein. Da mußte der Herr Lieutenant doch wohl endlich mit langer Nase abziehen. In ihm kochten Wuth und Erbitterung; trotzdem aber sang er und piff und lachte. Seine Kameraden brauchten wahrlich nicht zu wissen, daß er eben so gut wie sie einen Korb erhalten hatte.

Unterdessen saß Juan an dem Fenster seines Gemaches und starrte, weil er doch nichts Besseres zu thun hatte, auf die Schar, welche sich nach dem Estreeschen Palais drängte, um seine Cousine zu begrüßen. Er hatte auch erst hinübergehen wollen, aber wozu? Es mangelte ihr ja nicht an Freunden und Unterhaltung! Weshalb sollte er denn mit seiner Gegenwart einen Schatten auf ihre Freude werfen? Was sollte die düstere Vergangenheit der frühlichen Gegenwart gegenüber? Und dann sah er einen Officier nach dem Palais schlendern, und sein Herz sagte ihm, daß es Hemmo van der Instort sein müsse. Der Marquis blieb am Fenster und wartete auf seine Entfernung; es vergingen volle zwei Stunden, ehe er ihn wieder aus dem Portale treten sah, augenscheinlich sehr heiter und beglückt; es war jedenfalls zu einer Erklärung gekommen. Juan fragte sich, worauf er denn eigentlich noch warte? War er denn jetzt nicht frei? Er setzte seinen Hut auf und klingelte dem Kellner.

„Wann geht das nächste Schiff nach Brasilien?“

„Morgen um zehn Uhr, Mynheer. Es ist ein sicheres Schiff. Die Najade heißt es.“

„Vortrefflich!“

Der Marquis d'Estree begab sich zum Hafen und bezahlte mit dem Rest seiner Ersparnisse einen Platz als Passagier der Najade. Nun blieb noch der lange, lange Tag übrig. Juan machte einen Spaziergang zum Richtplatz, um wenigstens von der Todesstätte seines Vaters Abschied zu nehmen, da er sein

Grab nicht wußte. Der Abenteurer befand sich allein an dem unheimlichen Ort unter dem grauen bleiernem Herbsthimmel; er blieb stehen und ließ die düsternen Blicke umherschweifen. Ach! viel einförmiger als der Himmel über ihm breitete die Zukunft sich vor ihm aus. Die Rache, die er hatte nehmen wollen, war auf sein eigenes Herz zurückgefallen, und hatte es zerdrückt.

Er hatte sich anfangs vorgenommen, ohne Abschied von seiner Cousine zu scheiden. Dennoch betrat er gegen Abend das Estreesche Palais. Mariquitta kam ihm bis zum Korridor entgegen; sie sah blaß und verweint aus. „Endlich, endlich!“ rief sie vorwurfsvoll. „Ich habe Sie den ganzen Tag erwartet.“

„Mich? Das thut mir leid! Aber ich wollte nicht stören bei dem ersten Wiedersehen mit Ihren vielen guten Freunden.“

Seine Stimme klang so hart, daß das junge Mädchen betroffen aufblickte. „Wenn ich geahnt hätte, daß diese Menschen Ihnen lästig seien, Juan, so würde ich sie gewiß nicht empfangen haben.“

Der Marquis schien überrascht. „Alle nicht?“ fragte er, das erste Wort betonend.

„Nein, keinen einzigen!“ erwiderte sie befremdet. „Das versteht sich doch wohl von selbst.“

Gewiß! Das verstand sich von selbst. Juan wußte ja, daß ihr dankbares Herz zu jedem Opfer bereit sei. Es war gut, sie möglichst bald von solcher Dankeslast zu befreien.

„Sie sind heute recht sonderbar, Juan,“ fuhr die junge Marquise fort. „Doch jetzt setzen Sie sich erst zum Thee, und dann will ich Ihnen etwas vorspielen,“ fügte sie lächelnd hinzu, „damit Sie wieder vernünftig werden.“

Juan nahm Platz, aber vernünftig, wie Mariquitta es nannte, wurde er nicht. Er saß ihr schweigend gegenüber und schien ihr Geplauder kaum zu hören; nur seine Augen ruhten auf ihr, glühend und unverwandt, als wollten sie sich ihr Bild für alle Zeiten einprägen. Sie fühlte sich unbehaglich und beklemmt unter diesem seltsamen Blick, und vielleicht um jenen Augen zu entgehen, setzte sie sich ans Klavier und begann ein einfaches schönes Liedchen zu singen. Juan trat hinter ihren Stuhl, aber nicht weil das Lied ihn besonders interessirte. Seine Augen konnten sich an diesem letzten Abend nicht von dem jungen Mädchen losreißen, und so schön wie heute, da er sie verlassen mußte, war sie ihm nie erschienen. Er stand, und blickte mit leidenschaftlicher Härlichkeit auf die goldenen Locken nieder, die so nachlässig üppig auf ihre schneeigen Schultern fielen; als sie nach beendetem Gesange ihr süßes hellerleuchtetes Gesichtchen zurückbog, um sein Urtheil zu erfahren, und beider Blicke sich trafen, da senkte Mariquitta plötzlich erröthend ihre Wimpern. Selbst ihr befangener Sinn erkannte, daß es nicht Haß sei, was da aus dem brennenden Auge ihres Veters leuchtete. Juan beugte sich über sie; er würde vielleicht einen Kuß auf ihre Purpurlippen gedrückt haben — da schlug die Pendule auf dem Kamine zehn. Ihr Klang gab dem Marquis seine Selbstbeherrschung zurück. „Ich muß mich zurückziehen,“ sagte er leise, und Mariquitta zum ersten Male die Hand bietend, fuhr er fort: „Geben Sie mir Ihre Hand, Mariquitta, zum Zeichen, daß alle Feindschaft zwischen uns zu Ende sei, und daß Sie nicht mit Haß oder Furcht an mich denken werden, wenn wir uns nicht wiedersehen sollten. Ich reise morgen. Leben Sie wohl!“

Er drückte die mit freudigem Erröthen gebotene Hand leidenschaftlich an seine zuckenden Lippen, und wollte das Gemach verlassen, aber Mariquitta kam ihm zuvor. Im Moment hatte sie die Thür erreicht, und stellte sich, ihm den Ausgang wehrend, entschlossen davor. Die schwarzen Augen funkelten ängstlich und doch entschlossen aus ihrem todtblaffen Gesicht, und die weißen Arme gruben sich, wie um dort Halt zu suchen, in den Sammt der Portiere, an welche sie sich mit beiden Händen anklammerte.

„Sie werden nicht gehen!“ rief sie außer sich. „Sie werden nicht gehen, Juan, so lange ich es verhindern kann! Hassen Sie mich denn! Verachten Sie mich, wenn Sie wollen! Aber Sie dürfen nicht in Elend und Noth gehen, während ich — — Nein, bleiben Sie zurück,“ fuhr sie fast wild fort, als Juan Miene machte, sich den Ausgang zu erzwingen.

„Sie können mich leicht von dieser Stelle fortreißen; ich weiß es, aber bei Gott! freiwillig gehe ich nicht, ich weiche nur der Gewalt! Wollen Sie mit einem schwachen Mädchen kämpfen?“

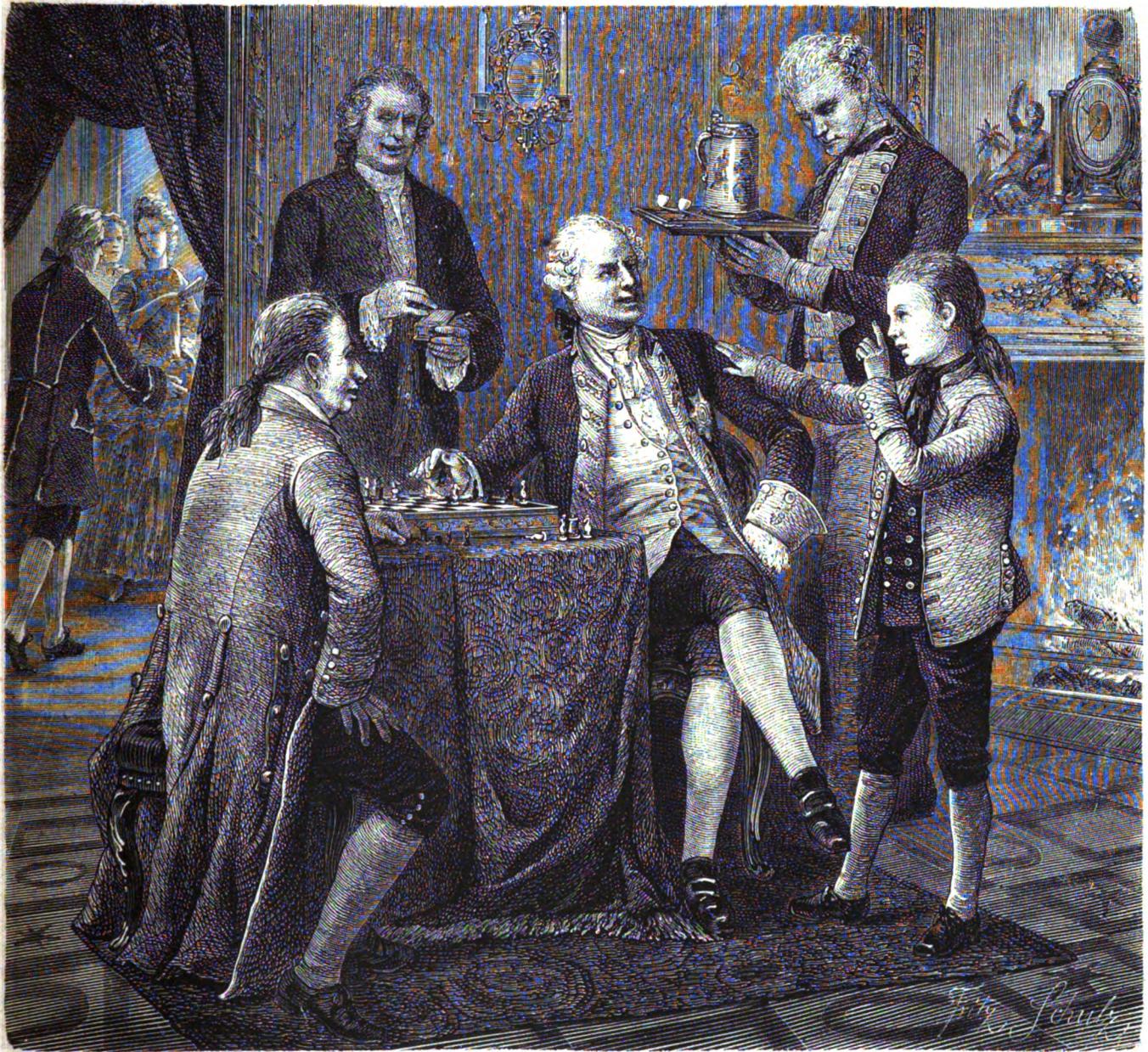
Juan hatte einen Augenblick schweigend die junge Mariquita angestarrt; plötzlich trat er rasch auf sie zu, und sie leicht emporhebend, trug er sie zum Sopha, während er ihre Lippen mit heißen Küffen bedeckte.

„Mache mich nicht wahnsinnig, Mariquita!“ stieß er endlich hervor. „Ich Dich hassen! Dich verachten! Ich habe Dich

Er wollte sich erheben, aber Mariquita legte leise ihre Hand auf seinen Arm.

„Bleiben Sie, Juan!“ hauchte sie kaum hörbar.

„Bleiben, bleiben!“ wiederholte er, als könne er seinen Sinnen nicht trauen. „Bleiben? Weißt Du auch, Mädchen, was Du redest? Weißt Du auch, daß Du mit diesem Worte mein bist, mir unwiderruflich verfallen? O, Du denkst nicht an das, was zwischen uns liegt! Vergißt Du, daß Dein Mörder vor Dir steht, daß diese Hand den Stahl zuckte, daß



Schachpartie des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig-Blanenburg mit einem Ströbeder Bauer.

Originalzeichnung von Friß Schulz.

geliebt von der ersten Minute an, wo ich Dich nur erblickte, und deshalb gehe ich ja, muß ich ja gehen! Ohne Dich zu besitzen, kann ich nicht in Deiner Nähe leben! Fordere meine Leidenschaft nicht heraus; ich bin nicht gut und sanft, und es würde Dir wahrlich kein Glück bringen, wenn ich Zeuge Deiner Liebe zu einem anderen wäre! Diesen ändern — ich würde ihn vernichten, und wär's am Altar, und wär's an Deiner Seite! Dabei würde meine Hand nicht zittern und —“ Er brach ab. „Du siehst, ich muß fort! Es ist das einzige, was ich für Dich thun kann! Laß mich gehen, wenn Dir Deine und meine Ruhe lieb ist!“

— o, daran, daran denke! Und wenn Du dann noch das Herz hast, bitte einen verwahrlosten Abenteuerer, zu bleiben!“

Juan harrete athemlos der Antwort. Obgleich er das Gegentheil behauptet, es war doch ein Hoffnungsstrahl in der Nacht seines verzweifelten Geistes aufgeblüht. Und Mariquita faltete bittend ihre Hände und flüsterte, wenn auch leise und mit ängstlich gesenkten Lidern, so doch klar und entschieden: „Bleib, Juan, oder — nimm mich mit!“

„So ist es möglich! Du liebst mich?“ rief Juan, sie mit der ganzen Leidenschaft seines heftigen Wesens umschlingend. „Sag es mir wieder und wieder! Ich kann es sonst nicht

glauben! Kannst Du denn einen Menschen lieben, welcher Dich mordend wollte —"

„Und mich rettete! Böser Juan, wie viel Thränen hat mich Deine Kälte gekostet!“

Better und Cousine verlebten eine selige Stunde zusammen; und es versteht sich von selbst, daß am nächsten Morgen die „Najade“ ohne ihren vornehmen Passagier Marquis Juan d'Estree die Anker lichtete.

Mariquitta, großmüthig wie sie immer war, setzte den drei Schwestern einen ansehnlichen Jahresgehalt aus, da ihr Vater ihnen fast nichts hinterlassen, und fragte nicht weiter nach den Summen, deren ihr treuer Vormund sich bemächtigt. Die Schwestern zogen sodann, nachdem auch Wies ihre Verlobung mit dem blödsinnigen Karl gelöst hatte, nach Italien, wo sie in einer schönen Umgebung und unter blauerem Himmel ihre schweren Heimjuchungen zu verschmerzen trachteten; bis jetzt hat aber noch keine von ihnen einen Lebensgefährten gefunden, der ihr dabei hilft.

Karl erhielt ein hübsches Zimmer im Estreeschen Palais, dessen Thüren auf den großen, marmorgeplasterten Hof gingen. Er und Kriki besaßen sich ganz wohl dort, und saßen vom Morgen bis zum Abend im Freien zwischen den Tauben, Blumentöpfen und den Schlingpflanzen ihres Paradieses.

Eines Vormittages, als Juan, von seiner Braut zurückkehrend, gedankenvoll durch das Vestibul schritt, legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter, und sich umwendend, sah er in die wilden Züge eines verwitterten Frauengesichts, das er sich erinnerte, schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Es dauerte jedoch einige Sekunden, ehe er in der gebeugten Greisfin die ehemalige Gesellschafterin Mariquittas erkannte.

„Kosälje Inders!“ rief er überrascht. „Ihr hier? Wißt Ihr nicht, daß die Polizei Euch auf Schritt und Tritt aufslauert?“

Das Weib schüttelte sein Haupt. „Laßt sie lauern!“ meinte sie gleichgültig. „Liefert mich ihr aus, wenn Ihr wollt! Aber Ihr werdet's nicht thun, Juan d'Estree! Ihr wißt, daß Haß und Rache einen Menschen wahnsinnig machen können, und —“

„Ob ich es thun werde oder nicht, hängt von Euren Absichten ab. Was wollt Ihr hier?“

„O nichts Böses, nichts Böses!“ entgegnete sie rasch. „Nichts gegen das süße Kind da droben! Ist doch mein Haar weiß geworden aus Gram um sie! Aber Er ist hier, mein Kind,“ und sie erhob bittend ihre welken Hände; „laßt es mich noch einmal, nur einmal sehen, ehe ich gehe! O ich will Euch dafür segnen.“

„Ich will Euch zu ihm führen. Kommt mit.“

Kosälje blieb stehen. „Nein, nein! Nicht das!“ sagte sie leise. „Ich bin nicht werth, seine Hand zu fassen, sein liebes, unschuldiges Haupt zu küssen, er würde mich auch nicht kennen! Nein, nur aus der Ferne will ich lauschen, ohne daß er meine Gegenwart ahnt. Es ist ja nicht zu viel verlangt, ein letzter Blick, ein einziger Blick! und ich hab' es doch nur um seinetwillen gethan!“

Juan führte schweigend das unheimliche Weib, welches ihm schon bei dem ersten Begegnen mit ihr ein eigenthümliches

Interesse eingeflüßt hatte, in ein kleines unbewohntes Gemach, dessen Fenster auf den Hof gingen. „Dort ist Karl,“ sagte er auf den Blödsinnigen deutend, welcher mit Kriki beschäftigt auf einem Schemel am Springbrunnen kauerte.

Die Augen der Mutter leuchteten auf. „Karl,“ flüsterte sie mit unaussprechlicher Zärtlichkeit, „mein einziger, lieber Karl!“

Einen Augenblick stand sie vorgebeugt, und ihr ganzes Leben und Sein schien in ihrem glühenden Abschiedsblick zu liegen. Dann wandte sie sich jäh ab, und das Feuer ihrer Augen erlosch. „D!“ murmelte sie, „ich werde ihn nicht wiedersehen, auch droben nicht! Ich bin ja verdammt! Könnte ich nur wenigstens sein Grab theilen! Aber sie werden mich verscharren an öder Stätte, weit, weit von ihm, und doch sündigte ich nur für sein Glück! — Hört,“ fuhr sie zu Juan gewandt fort, „er wird es gut haben! Nicht wahr? Ihr werdet ihn nicht in Noth und Elend hinausstoßen, wenn ich fort bin — Ihr werdet es nicht! Es ist ja auch ein Estree!“

„Nein, mein Wort darauf! Die Marquise wird ihn behandeln, wie ihren Bruder.“

„So ist der Zweck meines Lebens doch erfüllt!“ rief Kosälje aufathmend. „Möge es dem schönen Kinde droben gut Ergehen, besser als mir! O seht mich nicht verwundert an. Ich war auch einmal so jung, so schön, so glücklich wie sie, als Karlos kam und mich unter fremdem Namen betrog! Wißt Ihr, was das ist, ein zerknicktes Leben? Ein langes, elendes Dasein voll Fluch und Haß, Noth und Sorge? Nein, das kennt Ihr nicht! Aber ich kenne es, und es hat mich wahnsinnig gemacht! Es ist gut, daß Ihr ein Herz für das arme Mädchen hattet! Ich danke Euch dafür, wenigstens lastet dann kein Mord auf meiner Seele! Aber was hilft's? Sie gönnen mir doch kein Grab neben ihm!“

Juan, von Mitleid für die Unglückliche bewegt, fragte, ob er irgend etwas für sie thun könne, und bot ihr Geld für ihre Flucht.

Sie lächelte seltsam. „Nein, nein!“ sagte sie. „Ich bin reich genug, um mein Ziel zu erreichen; es ist nicht weit! Lebt wohl und habt Dank.“ Sie ging. Juan blickte bewegt der einst so kräftigen Gestalt nach, welche langsam und gebeugt das Palais verließ.

Einige Tage später zog man aus einer der zahlreichen Grachten Amsterdams den Leichnam einer Frau; es war die unglückliche Kosälje Inders. Ihr langes schneeweißes Haar wallte über die gramenstellten Züge, und die rechte Hand hielt eng zusammengedrückt noch im Tode das Bild ihres Kindes, um dessentwillen sie so viel gelitten und gesündigt hatte.

Juan d'Estree ließ, eingedenk ihrer letzten Worte, die Unglückliche in dem Garten des Estreeschen Buiten begraben. Karl spielt oft mit Kriki an dem Grabhügel seiner Mutter, ohne zu ahnen, wer unter dem grünen Rasen schläft. Er fragt auch zuweilen nach „Mama Kosälje“, aber sie fängt schon an seinem Gedächtniß zu entschwinnen.

Juan und Mariquitta begaben sich kurz nach ihrer Vermählung auf Reisen, um der allzu großen Aufmerksamkeit zu entgehen, welche ihre Geschichte in Amsterdam erweckt hatte.

## Luther und der Sängemeister Johann Walther.

Kulturhistorische Studie zur Geschichte der deutschen Gesangsvereine von D. L.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11. VI. 70.

Unser Deutschland ist ein jangeslustiges Land; schon von uralten Zeiten her hat es in ihm von Liedern geklungen. Wie man im Sprüchwort sagt: Frisia non cantat (Friesland singt nicht), könnte man sagen: Germania cantat (Deutschland singt). Gesang gehört zum ureigensten Wesen des deutschen Landes und Volkes. Es gab eine Zeit, da konnte man in vielen Gegenden durch kein Dorf gehen, ohne daß aus den Häusern Choräle erklangen, welche die Handwerker bei ihren Arbeiten sangen; der Bauer sang hinter dem Pfluge, und an den lauen Sommerabenden ertönte auf den Gassen der Gesang lustiger Mädchen und Burtschen, die im Chor sich an den köstlichen Volksliedern erquickten.

Diese schöne Sitte ist fast überall im Abgange, dagegen gibt man sich allenthalben die größte Mühe, den Volkskunstgesang in Schwung zu bringen. In jeder Schule wird er geübt, es dürfte wohl kaum ein Städtchen geben, das nicht seinen Gesangsverein unter Leitung eines kunstverständigen Kantors oder Lehrers oder Laien aufzuweisen hätte; selbst die Dorfbewohner thun sich hier und da zu solchen zusammen; die Jünglingsvereine, die studentischen Verbindungen, die Gesellschaftervereine, die Turnvereine, sie alle setzen eine Ehre darin, ihr Chor zu haben, um den mehrstimmigen Volksgesang ausüben zu können.

Es ist interessant, den geschichtlichen Spuren nachzugehen,

wie diese Volksart sich entwickelt hat. Wem verdanken wir zum größten Theil die Anregung und die Pflege des deutschen Volksgefangs? Niemand anderes als der Kirche, die allezeit ein feines Ohr gehabt für die Eigenthümlichkeit der von ihr bekehrten Völker, und ein offenes Herz für alles, was in der natürlichen Entwicklung derselben nicht sündhaft war; sie hat solche Gaben gern gepflegt und in den Dienst des Heiligen gezogen und gestellt. Jedes Kloster war im Mittelalter eine Pflegstätte des kirchlichen Kunstgefangs, der freilich nicht nationalen Ursprungs war; von Rom aus war der dort ausgebildete gregorianische gottesdienstliche Gesang in alle abendländischen Kirchen übergegangen. In den größeren und mittleren Städten waren an allen Kirchen Kantoren oder Organisten angestellt, welche sich aus der Schuljugend einen Chor zur Ausführung der gottesdienstlichen Gesangstücke bildeten; viele dieser Sängemeister waren musikalisch durchgebildete Leute, welche ihre Schüler so weit brachten, daß sie auch größere kirchliche Kompositionen, Messen, Motetten, zu festlichen Gelegenheiten ausführen konnten.

Neben diesem Kunstgefang ging der Volksgefang her. Es gehört eben zu einem echten Volksliede, daß es da ist, ohne daß man seinen Ursprung nachweisen kann; es lebt, ohne seinen Geburtsort beibringen zu können. Viele mochten aus den Meisterjängerschulen ins Volk gedrungen sein, andere aus den geistlichen Schauspielen, welche an hohen Festen aufgeführt wurden, an denen sich die Schüler, die Studenten, die Zünfte theilhaftig, noch andere sind sicher aus dem Volksleben selbst hervorgegangen. Das Volkslied war meist gemeint, jedenfalls in Strophen abgetheilt, und hatte einen lebhafteren, munteren Gang.

Aus der Verschmelzung des gregorianischen Kirchengesangs mit dem Volksliede ging das geistliche Volkslied hervor, die Melodie war dem Volksgefang entnommen, aber ernster für den kirchlichen Gebrauch zugestutzt. Dergleichen wurden hie und da an hohen Festen von der Gemeinde in den Kirchen gesungen, aber nur selten. Das Volk sang sie natürlich einstimmig, doch hatte sich ihrer auch bereits die Kunst bemächtigt, und sie mehrstimmig arrangirt.

Seine Hauptpflege fand der Kunstgefang an den fürstlichen Höfen. Fast sämtliche deutsche Fürsten setzten eine Ehre darin, eine Kapelle zu haben, die bei Hofesten weltliche und beim Gottesdienst geistliche Musik machen mußte; auch die Bischöfe und die Aebte der reicheren Klöster pflegten sich ihre eigne Sängerei oder Kantorei zu halten. Die Leiter derselben wurden aus Italien, Frankreich und den Niederlanden verschrieben, wo die Musik in höchster Blüte stand und sehr glänzend bezahlt wurde. Im 16. Jahrhundert finden wir aber auch schon deutsche Sängemeister und Komponisten, die aus italienischer oder niederländischer Schule hervorgegangen waren. Die Sängerschulen in Italien, deren berühmteste die päpstliche Kapelle war, waren die Musteranstalten, aus denen die Sänger und Komponisten bezogen wurden.

Außer dem kaiserlichen Hofe zeichneten sich durch ihre Kantoreien besonders Kursachsen und Baiern aus. Wir wollen uns jetzt mit der sächsischen Kapelle etwas näher bekannt machen, weil ihr Haupt und Meister, durch die Verhältnisse nicht nur Schöpfer oder wenigstens Mitschöpfer des evangelischen Gemeindegesangs, sondern auch Gründer des ersten deutschen Volksgefangvereins geworden ist.

Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen war ein großer Freund und Förderer der edlen Musik, und bereitete ihr an seinem Hofe zu Torgau eine freundliche Stätte. Als er 1493 seine Reise ins gelobte Land antrat, sorgte er in seinem auf alle Fälle festgestellten Testament besonders für seine „liebe Kantorei“ und seine Universität. Er überkam die erstere schon, denn seine Vorfahren hatten schon für Musik große Liebe; aber er richtete sie vollständiger ein und stattete sie trefflich aus. An der unter der Leitung des berühmten Markus Krodol blühenden Schule ließ er durch einen fest angestellten Symphoniacus, sowie einen Organisten Gesangunterricht erteilen; die besten Sänger bildeten die kurfürstliche Kapelle, für die an-

sehnliche Stipendien\*) ausgeworfen waren; an die Spitze dieser Choralisten stellte er einen eigenen Sängemeister Konrad Kupff.

Als Luther 1519 in Torgau predigte, ließ der Kurfürst ihm von seiner Kapelle aufspielen; Luther selbst ein Musikfreund, Komponist und Kenner, war von ihrer Leistung entzückt und schloß mit Kupff eine herzliche Freundschaft. Der Fürst nahm seine Kantorei mit, wenn er zu den Reichstagen ging, und errang mit ihr große Triumphe; kein anderer Fürst konnte es ihm gleichthun; namentlich hatte er einen Altisten Märker und einen Bassisten Johann Walther\*\*), der zugleich guter Komponist war, dergleichen im römischen Reiche nicht zu finden war.

Als die ersten Kämpfe ausgefochten waren, als die junge evangelische Kirche bereits auf festen Füßen stand, war es Luthers hauptsächlichstes Bestreben, den Gottesdienst derselben zu ordnen und so erbaulich als möglich herzustellen. Bei diesen Bestrebungen war er von aller Einseitigkeit frei; alles herrliche, was die christliche Kirche im Laufe der Jahrhunderte in den bekehrten Völkern hervorgebracht, sollte der deutschen Kirche zu Gute kommen. Der zu großer Vollkommenheit ausgebildete gregorianische Kirchengesang sollte den evangelischen Gottesdiensten erhalten bleiben; er hatte nichts dagegen, daß die lateinischen Textworte mit deutschen vertauscht wurden, aber er legte auch kein großes Gewicht darauf. Allein der Gottesdienst sollte nicht bloß Sache der Geistlichen und des Chors sein; dem Kunstgefang zur Seite sollte der Gemeindegesang treten; neben der deutschen Predigt sollte das deutsche Volkslied in kirchlicher Form, der Choral, den Grundzug des evangelischen Gottesdienstes bilden. Er war unablässig bemüht, dieses sein Ideal ins Leben zu rufen, und als er die Wartburg verlassen, war es eine seiner ersten Arbeiten, die deutsche Messe, d. h. den deutschen Gottesdienst in evangelischer Gestalt ins Leben zu rufen.

Nachdem er selbst die Vorarbeiten beendet, wandte er sich an seinen Fürsten und bat ihn, zu diesem Zwecke ihm seine treffliche Kapelle auf etliche Wochen nach Wittenberg zu senden. Der Fürst ging gern darauf ein, und um die Weihnachtzeit 1524 wurde die ganze Kantorei auf fürstlichen Wagen von Torgau nach Wittenberg transportirt. Der alte ehrwürdige Kupff hielt mit seinen Sängern seinen feierlichen Einzug in die Stadt der Reformation; mit ihm kam der jugendliche Johann Walther. Luther nahm sie zum größten Theile gastfrei in seinem Hause auf, oder brachte sie bei guten Freunden und dienstwilligen Bürgern unter.

Das war ein herrliches, frisches, geistvolles Kunstleben. Unter der Anleitung des großen Reformators arbeiteten Kupff und Walther die Kompositionen aus, die dann von dem Chor probirt, in der Kirche aufgeführt und corrigirt wurden. Luthers Haus war eine musikalische Akademie geworden. Besonders Johann Walther wurde von der Begeisterung des Reformators hingerissen, und widmete der Herstellung des deutschen Gottesdienstes seine ganze Kraft und Begabung, die keine geringe war. Er wurde auf diesem Felde die rechte Hand des Reformators.

Die Früchte dieser dreiwöchentlichen gemeinsamen Arbeit erschienen kurz darauf; nach 1524 Luthers grundlegende kleine Schrift: „Eine Weise christlich Meß zu halten und zum Tische Gottes zu gehen“ — und Johann Walthers: „Christliches Gesangbüchlein in vier Stimmen.“ Zu letzterem schrieb Luther eine köstliche Vorrede, in der er sagt: „Auch daß ich nicht der Meinung bin, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie eßliche Abergelüste vorgeben. Sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musica, gern sehen im Dienst des, der sie gegeben und geschaffen hat!“

Noch 40 Jahre später wallte dem alten Sängemeister

\*) Die Mitglieder erhielten freie Wohnung und Heizung im Schlosse und jährlich 20 — 30 rheinische Gulden (eine für jene Zeit bedeutende Summe) steuerfreie Bezahlung.

\*\*) Johann Walther war geboren auf einem Dorf unweit Cola in Thüringen. Seine Mutter war aus der Blauküchle bei Cola, daher Walther auf der Schule den Spitznamen „Blauküchler“ führte.

das Herz, wenn er an diese mit dem Reformator verlebte Zeit dachte. Etwa 1564 schrieb er in hohem Alter sein Leben, und darin findet sich folgende Stelle: „So weiß und zeuge ich wahrhaftig, daß der heilige Mann Gottes Lutherus, welcher deutscher Nation Prophet und Apostel gewesen, zu der Musik im Choral- und Figuralgesange große Lust hatte; mit welchem ich gar manche liebe Stunde gesungen, und oftmals gesehen, wie der theure Mann vom Singen so lustig und fröhlich im Geiste ward, daß er des Singens schier nicht konnte müde und satt werden, und von der Musik so herrlich zu reden mußte. Denn da er vor vierzig Jahren die deutsche Messe zu Wittenberg anrichten wollte, hat er durch seine Schrift an den Kurfürsten zu Sachsen und Herzog Johannsen, hochlöblicher Gedächtniß, seiner kurfürstlichen Gnade diezeit alten Sangmeister Ehn Conrad Ruff und mich gen Wittenberg erfordern lassen, dazumalen von den Choralnoten und Art der acht Töne\*) Unterredung mit uns gehalten; hat auch die Noten über die Episteln, Evangelien, und über die Worte der Einsetzung des wahren Leibes und Blutes Christi selbst gemacht, mir vorgesungen, und mein Bedenken darüber hören wollen. Er hat mich die Zeit drei Wochen lang zu Wittenberg aufgehalten, die Choralnoten über etliche Evangelien und Episteln ordentlich zu schreiben, bis die erste deutsche Messe in der Pfarrkirche gesungen ward; da mußte ich zuhören, und solcher ersten deutschen Meß Abschrift mit mir gen Torgau nehmen, und hochgedachten Kurfürsten aus Befehl des Herrn Doktoris selbst überantworten.“

So ist also unser Meister Johann Walther Luthers ausgewählter Gehilfe bei der Einrichtung des deutschen Gottesdienstes gewesen, und hat an der ersten Feier dieser großen Errungenschaft einen thätigen Antheil genommen.

Kurz nach diesen Begebenheiten scheint der alte Konrad Ruff gestorben und Walther als „kurfürstlicher von Sachsen Sängemeister“ an seine Stelle getreten zu sein. Aber die von ihm geleitete Kantorei gerieth bald in Gefahr. Kurfürst Friedrich der Weise starb 1525, und der neue Regent Johann der Beständige dachte alles Ernstes daran, seine Kapelle eingehen zu lassen, weil er der drohenden Kriegsgefahren halber seine Geldmittel zusammen halten mußte. Zunächst wurde der Gehalt der Sänger sehr bedeutend herabgesetzt, und nur der dringenden Verwendung Luthers und Melanchthons war es zu verdanken, daß man die Anstalt noch bestehen ließ. Walther sah sich nach einem andern Wirkungskreise um.

Als Luther 1529 die Kirche zu Torgau revidirte, stellte er der Kantorei noch ein sehr rühmliches Zeugniß aus. Allein 1530 erfolgte die Aufhebung in der That. Die ganze Stadt gerieth darüber in die höchste Aufregung. Als fürstliche Residenz hatte sie sich zu großem Wohlstande erhoben; wohlhabende und gebildete Leute hatten sich von allen Seiten dort niedergelassen; sie empfanden es schwer, daß ihnen ihre weithin berühmte Sängerschule entrißen werden sollte. Walther wandte sich an Luther, der darüber in großen Zorn gerieth und im Unmuth in die Worte ausbrach:

„Etliche von Adel und Scharrhanssen meinen, sie haben meinem gnädigen Herrn 3000 Gulden an der Musica erspart, indeß verthut man unnütz 30,000 Gulden. Könige, Fürsten und Herren müssen die Musica erhalten, denn großen Potentaten und Herren gebührt solches; einzelne Privatleute können es nicht thun.“

Mit Ernst und Eifer ging die Bürgerschaft, Rath und Geistlichkeit voran, aus Werk, den drohenden Schlag abzuwenden. Die Bürger selbst, von denen viele noch von der Schule her musikalisch eingeübt waren, erboten sich, freiwillig und unentgeltlich sich unterrichten und bei öffentlichen Aufführungen verwenden zu lassen; in der Schule wurde angeordnet, daß alle Schüler täglich eine Stunde im Gesange unterrichtet werden sollten, und daß den ärmeren durch Einrichtung einer kurrende Gelegenheit gegeben werden sollte, sich ihren täglichen Bedarf durch Singen zu erwerben. Die Bürger traten zu einer Torgauer Kantoreigesellschaft zusammen, deren Statuten eine

\*) Nämlich des gregorianischen Gesangs.

Mischung aus den der geistlichen Bruderschaften und der Meistersängerschulen darboten. So entstand der erste deutsche Volksgesangverein, als dessen Gründer wir unseren Johann Walther betrachten können.\*) Luther nahm sich der Sache aufs wärmste an, und setzte es durch seine kräftigen Mahnungen durch, daß Kurfürst Johann der Kantorei einen jährlichen Zuschuß von 100 Gulden bewilligte, unter der Bedingung, daß sie auf Erfordern auch in der Schloßkirche musikalische Dienstleistungen übernehme.

Es war am Weihnachtsabend dieses Jahres 1530, daß Walther mit seiner jungen Gattin Anna seinen lieben Freund und Gönner wieder heimsuchte. Gerade in dieser Zeit waltete in Luthers Hause die weiteste und fröhlichste Gastfreundschaft; um den Weihnachtsbaum waren alle Freunde des Hauses, die Kostgänger und viele Studenten mit den Gliedern der Familie versammelt und es war hergebracht, daß nach der Bescheerung die edle Musica in ausgiebiger Weise gepflegt wurde. Die Hausgenossenschaft wie die Freundschaft bildeten ein wohlgeübtes Sängerkorps, das Luther nicht aus der Übung kommen ließ.\*\*)

So erschollen auch an diesem Weihnachtsabend die herrlichen Lieder der Kirche unter des sangeskundigen Meisters Walther Leitung, die Luther aufs beste ausnützte; aber heute hatte der Hausvater noch eine andere Ueberraschung für seine Hausgenossenschaft; er holte ganz unerwartet aus seiner Studirstube eine neue Dichtung und Komposition, die er im stillen für diesen Tag vorbereitet. Die Stimmen wurden vertheilt und ordneten sich, und es erscholl zum ersten Male das herrlichste aller Weihnachtslieder, dessen Klänge noch heute zur Weihnachtszeit die Herzen der evangelischen Christen erfreuen und erheben, Luthers köstliches „Vom Himmel hoch da komm' ich her!“

Aber auch Luthers hatte eine gar freudige Ueberraschung: Meister Walther hatte die gemeinschaftlich mit Luther durchgesprochenen und durchgearbeiteten Choräle und Sequenzen theils eigenhändig in einen stattlichen Band zusammengestellt, theils von seinen Schülern abschreiben lassen. Dieses Buch hatte er vom Buchbinder auch äußerlich schön herrichten lassen; den kunstvoll gepreßten Einband schmückten die Bildnisse der beiden Freunde Luther und Melanchthon; und dieses Geschenk zur Erinnerung an eine gesegnete, an Freuden wie an Erfolgen reiche Zeit gemeinsamen Schaffens hatte er dem Freunde auf den Weihnachtstisch gelegt. Luther fand darin seine eigenen Kompositionen kunstvoll ausgearbeitet, auch seine neueste, das Schlachtlied der Reformation: Ein feste Burg ist unser Gott, das er gedichtet und komponirt, als die evangelische

\*) Das in Torgau gegebene Beispiel wurde bald zunächst in Sachsen nachgeahmt; ähnliche Gesangvereine entstanden in Wurzen 1545, in Rochlitz 1579, in Wittweida 1595. Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges gab es in Sachsen fast kein Städtchen, das nicht seine Kantorei, aus den Bürgern und Schülern gebildet, aufzuweisen hatte. An vielen Orten, z. B. in Belgern, Dommitzsch, Schmiedeberg, Herzberg, Jessen und anderwärts, haben sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten; auch in Torgau ist sie in zeitgemäßer Form umgestaltet, nie ganz untergegangen. Von Sachsen aus drang die neue Einrichtung auch in andere deutsche Länder.

\*\*) Die handschriftliche Lebensbeschreibung Luthers von dem gleichzeitigen Arzte Matthäus Rugeberger (auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha) berichtet: „Auch hatte Lutherus sonst den Brauch, sobald er die Abendmahlzeit mit seinen Tischgeßellen gehalten hatte, bracht er aus seinem Schreibstüblein seine partes (Stimmbücher), und hielt mit denen, so zur Musica Lust hatten, eine Musik an; insonderheit gefiel ihm wol, wo eine gute Compositio der alten Meister auf die Responsorien oder hymnos de tempore anni (die kirchlichen Festhymnen) mit einfiel; und sonderlichen hatte er zu jedem Cantu Gregoriano und dem Choral gute Lust. Vermerket er aber bisweilen an einem neuen Gesang, daß er falsch abnotiret war, so setet er denselben ab auf die Vienen (brachte ihn in Partitur), und rektificiret ihn in continenti (auf der Stelle). Insonderheit sang er gerne mit, wo etwa ein Hymnus oder responsorium de tempore von den musicis componiret war auf den cantum Gregorianum (wie gemeldet), und mußten ihm seine jungen Söhne Martinus und Paulus die Responsoria de tempore nach Effens vor Tisch auch singen, als zu Weihnachten Verbum caro factum est (das Wort ward Fleisch), in principio erat verbum (im Anfange war das Wort); zu Ostern Christus resurgens ex mortuis (als Christus auferstand), Vita Sanctorum (der Heiligen Leben), Victimae paschalis laudes (Lob dem Osterlamm); da er allezeit selbst solche responsoria mit seinen Söhnen und in cantu figurati den Alt mitsang.“

Sache in großer Gefahr war und der Reichstag zu Speier vor der Thüre stand.

Die nächste Visitation im Jahre 1534 benutzte Luther, seinem geistigen Kindein, der Torgauer Kantorei, nachdem er sie geprüft und ihre Lebensfähigkeit erkannt, einen festeren Halt und Bestand zu geben. Es war jedenfalls sein Betrieb, daß die Stadt Torgau ihren Meister in festen Dienst nahm; es wurde an der Schule eine eigene Kantorstelle gegründet und Walthers anvertraut, und in den Visitationsakten stellte er dem Gesangsvereine folgendes Zeugniß aus: „Dieweil Gott der All-

tori Vorbeeren zu ernten. 1544 wurde die neuerbaute Schloßkirche von Luther feierlichst eingeweiht, und Walthers benutzte diese Gelegenheit, ihm und Melancthon eine Ehre anzuthun; er hatte zu ihrer Verherrlichung eine siebenstimmige fugirte Festkantate komponirt. 1548 wurde in der Pfarrkirche zu Torgau in Gegenwart einer stattlichen fürstlichen Versammlung die Hochzeit des Herzogs August mit der dänischen Königstochter Anna (beide als Vater August und Mutter Anna später bekannt) höchst feierlich begangen. Den Trauakt vollzog Fürst Georg von Anhalt, Dompropst zu Magdeburg. Meister Wal-

Probe aus dem neuangefundenen Luther-Codex vom Jahre 1530. (Vgl. S. 106.)

Em festebungk ist unser got, im gute weise und waffen  
 Erhelst uns frei auß aller not, die uns ist hat betroffen  
 Und wenn du werst vol teufel wir, und wilt uns gar verfluchen  
 So forchten wir dich so sehr, so solt uns doch gelingen.  
 Der alt böse frucht mit recht so ist nicht, ~~grob macht~~  
 Der frucht unser wolt wir sanft so sich stelt, thut er  
 Und wil list, sein grausam ernstig ist, auf er ist nicht sein lob  
 Und doch nicht dz macht er ist gerecht, im wahren kann in sollen

Anmerkung.

Durch einen Schreibfehler im Original ist in dem zweiten Verse oben: „So fürchten wir uns nicht so sehr“ das Wörtchen „nicht“ weggelassen.

Martinus Luther

mächtige diese Stadt Torgau vor vielen anderen mit einer herrlichen Musica und Kantorei begnadet, so bedenken die Visitatores, daß man den Leuten, so darzu dienen, billig hinfüro wie bisher im Jahr muß eine Collation zu einer Ergöcklichkeit geben; beßgleichen daß auch ein Rath ohne das denselben Personen in ihren Gewerben, so viel immer möglich und thunlich, einen Vortheil vor anderen thun, sie desto williger zu solcher christlicher und ehrlicher Uebung zu machen, auch anders dazu daß zu bewegen, bis lange ihnen eine ordentliche jährliche Verehrung gereicht werde.“

Der Rath nahm Luthers Mahnung zu Herzen und gab alljährlich der Kantorei eine Verehrung zu einem festlichen Mahle. Noch zweimal hatte Walthers Gelegenheit, mit seiner Kan-

ther mit seiner Kantorei hatte vor und nach der Predigt die Festmusik zu leisten und legte damit große Ehre ein.

Damit beschloß Walthers seine ruhmreiche Thätigkeit in Torgau. Der schmalkaldische Krieg hatte die Kurwürde an das albertinische Haus gebracht; der neue Kurfürst Moritz verlegte seine Residenz nach Dresden, und eine seiner ersten Regierungshandlungen war es, daß er die fürstliche Kantorei in viel größerem Maßstabe wiederherstellte, als sie früher bestanden.

Johann Walthers wurde als fürstlicher Kapellmeister nach Dresden berufen und erhielt den Auftrag, Sänger aus aller Herren Länder zu werben. Den Stamm der neuen Kapelle bildeten dreißig seiner Sänger, die er aus Torgau mitnahm. Kurfürst Moritz erließ eine, wohl von Walthers aus-

gearbeitete Kantoreiordnung, die so trefflich war, daß sie allen späteren als Muster zu Grunde gelegt worden ist, und deren Grundzüge im wesentlichen noch heute Geltung haben. In dieser Stellung hat Walthers noch bis 1554 gearbeitet, und zwar mit solcher Treue, daß ihm unter den Musikern der damaligen Zeit unbestritten eine der ersten Stellen gebührt. Namentlich hat er neben dem Kunstgesange fort und fort die Ausbildung des deutschen evangelischen Kirchengesangs betrieben, wie er denn sein bahnbrechendes Gesangbüchlein von 1524 noch dreimal in vermehrter und verbesserter Gestalt ausarbeitete. Auf seinen Schülern stehen alle späteren Komponisten, welche den evangelischen Choralgesang zu der Höhe emporgehoben haben, auf welcher er jetzt steht.

Im Jahre 1554 erbat und erhielt er seinen ehrenvollen Abschied und zog sich nach Torgau ins Privatleben zurück, wo er sich ein Haus kaufte und mit seinem gleichnamigen Sohne wirthschaftete. Hier ist er, 74 Jahre alt, 1570 gestorben. Er war lange, wie so mancher verdiente Mann, vergessen und verschollen; in unserer Zeit fängt man an, ihn in seine verdienten Ehren wieder einzusetzen. Er war einer der ersten und für alle Zeit bedeutendsten deutschen Komponisten, der Vater des deutschen Choralgesangs, der erste protestantische Tonsetzer, der das deutsche geistliche Lied für den evangelischen Gemeindegesang verwerthete, und der Gründer der deutschen Gesangsvereine; das sind unverwackliche Blätter in dem Vorbeerfranze eines Künstlers.

Wir schließen diese kurze Lebensskizze des Mannes mit dem Verse eines Liedes, das er selbst gedichtet und komponirt hat und im Jahre 1561 unter dem Titel: ein christlich Lied, dadurch Deutschland zur Buße vermanet, herausgab:

Wach auf, wach auf, Du deutsches Land,  
Du hast genug geschlafen!  
Bedenk, was Gott an Dich gewandt,  
Wozu er Dich erschaffen.  
Bedenk, was Gott Dir hat gesandt,  
Und Dir vertraut sein höchstes Pfand;  
Drum magst Du wohl aufwachen.

In demselben Jahre, in welchem das deutsche Reich nach langer Trennung sich wieder enger unter einem Kaiser geeinigt hat, 1870, wurde es durch eine bemerkenswerthe Schickung an diesen seinen edlen Künstler erinnert. Das Sammelheft, das Walthers seinem Freunde Luther 1530 als Geschenk verehrte, hat sich nach dreihundertjähriger Verborgenheit wiedergefunden. Bis 1830 ist es im Besitze der Nachkommen Luthers geblieben, in diesem Jahre erkaufte es ein junger in Leipzig studirender Theolog, der sich später als Geschichtsforscher ausgezeichnet hat, und aus dessen Nachlaß erstand es der Dresdener Buchhändler

Heinrich Klemm; dieser hat es 1870 den bewährten Händen des Musikdirektors Otto Kade, früher in Dresden, jetzt in Schwerin, übergeben, der mit großer Treue die Herausgabe des werthvollen Manuscriptes besorgt hat.\*) Dieses ist noch in seinem ursprünglichen Zustande; die Bildnisse Luthers und Melancthons sind zwar abgegriffen, aber noch erkennbar; überhaupt trägt das Buch Spuren fleißigen Gebrauchs. Auf der ersten Seite hat Luther eigenhändig eingetragen:

Hat myr verehret meyn guter Freund  
Herr Johann Walthers,  
Componist Musice  
zu Torgaw  
1530  
Dem Gott genade.

Martinus Luther.

Es enthält in Dueroktav 271 Blätter (deren eins fehlt); darauf 146 Kompositionen (mehrere derselben beziehen sich auf denselben Text), in etwa zwanzig verschiedenen Handschriften, darunter am häufigsten die von Walthers selbst vertreten ist. Es sind 115 lateinische Tonsätze und 24 deutsche; unter diesen letzteren erscheinen 4: Ein feste Burg ist unser Gott; Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort; Verleihs uns Frieden gnädiglich; und Vater unser im Himmelreich, zum ersten Male.

Außer Luther und Walthers sind aufgenommen die berühmten Komponisten Josquin de Pres, Adam Rener aus Lütich, Prioris, Pierre de la Rue, Anton de Fevin aus Orleans, und der Münchener Ludwig Senfl, Luthers Lieblingskomponist.

Die Echtheit dieser musikalischen Lutherreliquie ist von den bedeutendsten Autoritäten anerkannt; ohne allen Zweifel ist sie gleichzeitig. Unseren Lesern theilen wir aus derselben das Facsimile der Einzeichnung von Luthers Hand, und das der Komposition: Ein feste Burg ist unser Gott! in der Handschrift Johann Walthers mit.

Möge diese werthvolle literarisch wie kunsthistorisch gleich bedeutende Gabe als eine Erinnerung an den dreihundertjährigen Todestag des wackern deutschen Altmeisters in viele Hände kommen und in vielen Herzen das Andenken des lange ungerächter Weise verschollenen Sängers erneuern.

\*) Es ist erschienen unter dem Titel: „Ein feste burg ist vnser got.“ Der neu aufgefundenene Luther-Codez vom J. 1530. Eine von dem großen Reformator eigenhändig benutzte und ihm von dem kursächs. Kapellmeister Johann Walthers verehrte handschriftliche Sammlung geistlicher Lieder und Tonsätze. Herausgegeben von Otto Kade. Dresden, Schragische Verlagsanstalt, H. Klemm. In Prachtband mit Goldschnitt kostet das Exemplar 3 Thlr.; sauber broschirt, trotz des Umfanges und der Kostspieligkeit der Herstellung nur 1 Thlr. 24 Sgr.

## Wie man gegründet hat!

Ein Spiegelbild und Mahnruf.

### II.

„Sehen Sie, meine Herrschaften, Geschwindigkeit ist keine Hegererei! Hier erblicken Sie einen Spiritfabrikanten und seinen Lehrling. — Arr! Beide sind verschwunden und erscheinen hier sofort wieder als die Herren Moos und Uhley, Direktoren des Thüringer Bankvereins! — Arr! Wieder sind beide verschwunden, mit ihnen die Kassen, Gelder und Depots der Bank, und statt ihrer sehen Sie nur noch ihre Photographieen mit ihren Steckbriefen! Ja, Geschwindigkeit ist keine Hegererei!“

Das ist auch so ein Pröbchen moderner Gründungen; weil der noch im Jünglingsalter stehende Lehrling zu tief in die geheimnißvollen Operationen seines Prinzipals gesehen, macht dieser ihn zum — Bankdirektor! Ein hübscher Sprung für einen Lehrling.

Aber auch wie fürchterlich für diesen! Dreiundzwanzig Jahre ist er jetzt erst alt, hat ein noch knabenhaftes Aussehen und ist unglücklich, ehrlos, zu Grunde gerichtet für sein ganzes, noch so lauges Leben, um ein kurzes Jahr des Glanzes!

Die armen Eltern!

Und wie sie, hat so manche Familie jetzt zu klagen und zu weinen um diese Gründungsperiode. Nicht allein die, welche ihr Geld verloren und zu Bettlern geworden sondern auch die, welche eines ihrer Mitglieder haben zu Grunde gehen sehen.

Jede Zeitung bringt jetzt Steckbriefe hinter entflohenen Direktoren, Buchhalter, Beamte, Kassirer der verschiedenen Geldinstitute bis zu den Laufburschen hinunter; die Gelegenheit zum Schwindel und Betrug, zu mühelosem Erwerb war so nahe gerückt, so leicht gemacht, die Verlockung so groß, daß mancher schwache Charakter strauchelte und zu Grunde gegangen ist. Sie sahen andere im Glücke schwelgen, sie wollten's ihnen nachthun — wir müssen sie eben so sehr beklagen als verdammen.

Wehe aber denen, die bewußte Veranlassung dazu gegeben haben, indem ihr ganzes Treiben, ihr Gründungsstreben nur auf Betrug und Schwindel angelegt war! Auch sie ereilt jetzt

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11. VI. 70.

nach und nach die Nemesis (Pirnaer Bank!), denn „jede Schuld rächt sich auf Erden!“

Einen gleichen Krebszshaden hat diese Zeit zum Ausbruch gefördert, indem sie die frivole Genußsucht, die Vergeudung des leicht und mühelos Gewonnenen auf die Spitze trieben — und jedes Pflichtgefühl wurde ertränkt in den hochgehenden Wogen des Wohllebens. Und das kommt schwer wieder in Ordnung, und nicht ohne daß das Blut so manchen Selbstmörders, die Thränen verlassener Frauen und Kinder geflossen, die Klagen unglücklicher Eltern und die Seufzer der im Gefängniß ihr Treiben Bereuenden zum Himmel geschrien!

Nun aber wollen wir noch die Belege zu dem, was wir die Schwinderei der Gründungen nannten, in einigen Beispielen geben. Wir brauchen nicht lange zu suchen, wir können jaft blind hineingreifen in die Menge, um zu zeigen, „wie man gegründet hat.“

Da sehen wir eine „Berliner Weißbierbrauerei, vormalz Geride“. Weißbier ist noch immer ein gutes und beliebtes Getränk und eine Brauerei desselben macht wohl gute Geschäfte, wenn die Spesen nicht zu groß sind. Die neue Gesellschaft aber trat ins Leben mit einem Kapital von 190,000 Thalern, nachdem sie die Geridesche Brauerei für 210,000 Thlr. erworben. Und was hat sie dafür bekommen? Für 50,000 Thlr. ein Grundstück, welches 1867 mit 4000 und zwei Monate später mit 8000 Thlrn. bezahlt worden war; ferner für 30,000 Thlr. die Hälfte eines kurz zuvor mit 20,000 Thlrn. bezahlten Grundstücks; dann für 60,000 Thlr. ein Grundstück, welches Herr Geride am Tage zuvor für 30,000 und der Vorbesitzer im Jahre 1870 für 3000 Thlr. gekauft hatte, und für 20,000 Thlr. wieder von Herrn Geride ein zwei Tage zuvor von diesem für 3740 Thlr. erworbenes Terrain.

Eine solche Verschwendung, solche Bereicherung des Einen auf Kosten der Gesellschaft konnte natürlich selbst der beste Betrieb der Brauerei nicht gut machen, die Aktien, die über 100 standen, sind deshalb jetzt mit einigen 20 Procent schwer verkäuflich. Die Dividende des ersten Jahres betrug allerdings 12 Proc.; das klingt sehr stattlich, ist aber leicht gemacht: die Gesellschaft beginnt ihre Thätigkeit in der Mitte des Monats Dezember. Die Vertheilung von einem halben Procent als Dividende wird nicht schwer, dazu reichen die Fonds noch aus, zumal für so kurze Zeit kein Betriebsergebniß aufzustellen ist; dann wird ganz richtig gesagt: Ein halbes Procent für einen halben Monat ist gleich 12 Procent fürs Jahr! Das zweite (in der That aber eigentlich erste) Geschäftsjahr ergab nur 7 Procent; die Verwaltung der Gesellschaft mußte eingestehen, daß dies Resultat weit hinter den berechtigten (?) Erwartungen zurückgeblieben, wollte aber damit trösten, daß sie während der Ausstellung in Wien eine Bude gemiethet, um ihr Fabrikat auszuzeichnen! Wahrlich, eine erbärmliche Spiegelfechtere! Für ein nicht auf eine bestimmte Zeit beschränktes Unternehmen auf einen an sich so prekären, jedenfalls vorübergehenden Gewinn verträsten zu wollen!

Die Aktien sind mit Recht so sehr gefallen; hätten die Gründer sich mit einem mäßigen Gewinn begnügt, wäre eine angemessene Dividende möglich gewesen; so aber ist ein viel zu hohes Anlagekapital zu verzinzen, und das Ganze muß zu Grunde gehen.

Gehen wir nun, der Abwechslung wegen, einmal wieder von Brau- zu Baugesellschaften über. Daß von den industriellen Unternehmungen besonders diejenigen Etablissemens, deren wesentlichste Vermögensobjekte im Grund und Boden bestehen, bei der augenblicklichen Entwerthung und fast Unverkäuflichkeit von Grundstücken am meisten leiden, ist natürlich. Um wie viel mehr müssen die Aktien solcher Gesellschaften werthlos sein, welche die entlegensten, erbärmlichsten Terrains zu Preisen erworben haben, welche selbst in der Zeit der Hauffe nur als schwindelhaft hoch angelegte zu betrachten waren.

Sehen wir uns da einmal die Gegend an, welche die „Nordbaubank“ sich als Schauplatz ihrer Thätigkeit aus-  
geucht.

Wir haben schon in unserem vorigen Artikel die herrliche Lage der bisher nur beabsichtigten, wohl schwerlich je zur Ausführung kommenden Villen der Cottagegesellschaft geschildert; noch weiter hinaus, da, wo, wie der Berliner sagt, die Welt mit Brettern vernagelt ist, wo man vor den aus den umherliegenden Gemischen, Pappen-, Düngerfabriken, Gasanstalten zc. ausströmenden Dünsten nicht athmen noch existiren kann, und wo das schlimmste Gesindel Berlins haust, d. h. sich umhertreibt, so daß für jeden anderen der Aufenthalt sehr gefährlich wäre, stundenweit vom Mittelpunkte der Stadt entfernt, — dort hat die Nordbaubank das Glück gehabt, zu enormen Preisen Terrains anzukaufen, „um dem kleineren Beamten oder Handwerker Gelegenheit zu geben, sich billige Unterkunft zu verschaffen.“ Wieder ein so edles philanthropisches Aushängebild! Nur schade, daß sich die Besitzer der Terrains (die natürlich, wie wir es bei der Weißbierbrauerei oben gesehen, mit den Gründern oder Geschäftsinhabern meist identisch sind, wenn auch andere zum Scheine vorgeschoben werden) diese ihre Philanthropie stets so theuer bezahlen lassen!

Und was sollte das ganze Unternehmen? Auf Arbeiter war es nicht berechnet, denn diesen haben jetzt meist ihre Fabrikherren Wohnung gegeben.

Der kleine Handwerker kann da nicht wohnen, wo ihn kein Kunde aufsuchen würde, und von wo aus er Stunden aufwenden müßte, wollte er zu ihnen hingehen. Solcher Zeitverlust würde die Billigkeit der Wohnung absolut imaginär machen.

Ebenso wäre es für den kleinen Beamten, der von dort aus seine Kinder zur Schule schicken und selbst die Bürostunden pünktlich innehalten müßte; sein Gehalt würde für Omnibuskosten verwendet werden. Wie voranzusehen war, sind daher bis jetzt die Terrains unbenutzt und jetzt vielleicht den zwanzigsten Theil dessen werth, was sie gekostet, also etwa die Gründerspesen. Die Väter dieses Unternehmens allerdings, die Herren Aulig & Co., — der eine vorher ein unvermögender Kommiss in einem Bankgeschäfte, der andere ein eben so armer früherer kleiner Beamter, — sind reich geworden. Philanthropie, richtig ausgebeutet, bringt so reichen Segen; die Aktionäre aber haben ihr Geld verloren, und die Aktien, die einst mit einem Kurse von über 200 gegläntzt haben, sind jetzt gar nicht mehr notirt oder selbst zu 30% unverkäuflich!

Eben wieder aus dem menschenfreundlichen Zwecke, „der Wohnungsnoth der Hauptstadt, hauptsächlich durch Herstellung von Mittelwohnungen abzuheffen,“ entstand hier der „deutsch-holländische Bauverein“. Holland hat nun allerdings nichts damit zu thun, als der Sache einen pomphaften Titel zu geben und später, wie man zu sagen pflegt, „in Noth zu gerathen.“

Da war hier ein ganz mittelsojer Herr, ein Gutsbesitzer a. D., Herr Klau; denselben ließen die Vorbeeren der Herren Mamroth, Aulig & Co. nicht schlafen; er ging umher, suchte, und siehe da, Heureka! rief er, er hatte ein Sandterrain vor einem Thore entdeckt, brillant gelegen, „in 10 bis 15 Minuten vom Alexanderplatze, in 15 bis 20 Minuten von der Börse zu Fuß erreichbar,“ wie der Prospekt sagte. Daß der Unglückliche, der auch nur acht Tage lang diese Zeiträume einhalten würde, die schönste Lungenschwindsucht davontragen müßte, sagte der Prospekt allerdings nicht.

Das Terrain war nun da, aber Geld zum Ankaufe nicht. Eine Berliner Hypothekenbank ließ dem Herrn Klau 110,000 Thlr. gegen Zinsen und eine Provision von 15,000 Thlr.; dann noch 160,000 Thlr. mit einer unter dem Titel „Konventionalstrafe“ bewilligten Provision von 25,000 Thlr. Mit dieser Anzahlung kaufte Herr Klau das Terrain für den Preis von 1,376,212 Thlr. 15 Sgr. und verkaufte es an den „deutsch-holländischen Bauverein, für fünf Millionen. Also 3½ Millionen verdient in wenigen Tagen!

Jetzt haben die Aktien keinen Kurs mehr! Stürzt einmal der Verein, so sind die 2½ Millionen Thlr. Stammaktien werthlos, und zur Dedung der 2½ Millionen Thlr. Stammpriori-

täten, bleiben nach Abzug der Gründungskosten, Gehälter, Kaufspesen u. s. w. höchstens 80,000 Thlr. übrig!

Wie aber, wenn er sich hält? Wie, wenn sich alle diese Baugesellschaften halten? Was wird aus ihren philanthropischen Verheißungen? Gerade das Gegentheil. Denn es wird der größten Anstrengungen bedürfen, um Zinsen und Dividenden geben zu können; der Grund und Boden wird durch diesen Schacher auf das Zehn- bis Zwanzigfache seines wahren Werthes hinaufgetrieben, die Idee „billiger Mittelwohnungen“ wird zur Chimäre, die Häuser werden schlecht gebaut, weil an den Herstellungskosten gespart werden muß, somit wird die Wohnungsnoth durch diese Gesellschaften nur gesteigert, und statt Segen für Tausende zu verbreiten, wie sie im Prospekte sagen, bereichern sie einzelne wenige, und legen tausenden unerschwingliche Lasten auf. Denn man kann nicht sagen: „Man braucht ja da draußen nicht zu kaufen oder zu miethen,“ steigt dort der Preis der Grundstücke, so steigt er anderswo mit.

Wir haben hier also wiederum eine Probe von dem Verfahren, welches bei vielen Gründungen in Anwendung gebracht worden: Man läßt eine Aktiengesellschaft für ein Grundstück einen ganz unverhältnißmäßig übertriebenen Preis bezahlen, weil es den Aktionären schwer möglich wird, zu erfahren, welches der eigentlich angemessene Preis ist, zumal derselbe durch die augenblicklichen Populationsverhältnisse bestimmt ist und durch einen schmählichen Wucher, wie wir oben gezeigt, zu einer oft schwindelhaften Höhe hinaufgetrieben wird.

Namentlich bei Gründungen von Fabrikgesellschaften ist dieses Manöver eingeschlagen worden, um den Gründern einen unverhältnißmäßig hohen Gewinn beim Verkaufe ihrer oft nur zu diesem Zwecke erworbenen Grundstücke zu ermöglichen. Wir erwähnen hier als Beispiel die Nähmaschinenfabrik von Frister & Hofmann, deren Immobilien mit 515,000 Thlr. in die Gesellschaft gegeben wurden, während dieselben Herren sie im Jahre 1868 für 29,000 Thlr. erwarben und dem Maurermeister für die Ausführung des Baus, für Materialien, Arbeitslöhne u. s. w. eine Kaution von 45,000 Thlr. gestellt hatten. Und diesen übertriebenen Preis sollen die Aktionäre verzinsen! Augenblicklich haben denn auch diese Aktien keinen Kurs.

„Wie man gegründet hat!“ nannten wir diese Besprechung. Wir haben die Ueberschrift allgemein gehalten, obwohl wir die Beispiele selbst nur aus Berlin genommen; wir könnten die Reihe noch weit verlängern und sie auch eben so zahlreich aus Wien, Dresden und noch vielen anderen Orten herbeiholen; aber wozu? Die wenigen schon werden genügen, um ein Bild der Gewissenlosigkeit zu geben, die bei den Gründungen geherrscht, aber auch des bodenlosen Leichtsinns und der wahrhaft strafbaren Leichtgläubigkeit, durch welche die Menge jenen Schwindel gefördert.

Zur Vervollständigung, und um einen würdigen Schluß zu machen, soll in dem nächsten Artikel noch ein Blick auf amerikanische Gründungen geworfen werden.

## Deutsche Kaiserstätten.

Von Oscar Schwebel.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VL 70.

### III. Sachsenzeit. (Fortsetzung.)

Es hängt mit den großen Plänen, welche Kaiser Otto I über den Osten Deutschlands gefaßt hatte, zusammen, daß Magdeburg unter ihm die begünstigteste Stadt des Reiches war; sie sollte ein Herd und ein Hort der Kultur für die Slavlande werden; von ihr sollte das Christenthum, die deutsche Bildung und die deutsche Herrschaft sich über die bis dahin ungebogenen Völkerschaften östlich der Elbe verbreiten.

Zwar sank der Dom, den Otto als Kathedrale des slavischen Erzbisthums in Magdeburg gegründet hatte, durch den großen Brand des Jahres 1207 in Asche, aber über den alten Fundamenten hat die Folgezeit in dem heutigen Magdeburger Dom dem großen Kaiser ein Denkmal sonder Gleichen errichtet. Der ehrwürdige graue Sandstein des hehren Gotteshauses und die vielen reichgeschmückten Denkmale in demselben erzählen gar viel von deutscher Kunst und Geschichte, von deutschen Kaisern, deutschen Bischöfen und Bürgern, von des Vaterlandes höchster Blüte und tiefstem Verfall; wir dürfen heut aber nur den Erinnerungen an Kaiser Otto lauschen, gegen welche ja auch all der andere Glanz des Domes verschwindet.

Jeder, der einmal vor den gewaltigen, 350 Fuß hohen Thürmen des Domes gestanden hat, fühlt die Worte nach, mit denen Förster dies Denkmal deutscher Kunst gefeiert hat: „Wem es um den mildesten und faßlichsten Eindruck der Erhabenheit deutscher Kirchenbaukunst im Mittelalter zu thun ist, der trete vor den Dom zu Magdeburg. Welche Einfachheit und edle Größe, welche Festigkeit und welche Leichtigkeit, welche Weite und Freiheit und welche maßvolle Schönheit!“ Bischof Albert, Graf von Bevernburg, begann 1207 den Bau, aber erst nach 1520 ist er vollendet worden; der geheimnißvolle Fluch, welchen die Volkssage auf allen großen Bauwerken Deutschlands rühen läßt, hat auch hier die vollständige Ausführung des ersten Bauplanes nicht gestattet. In wunderbarer Schönheit erheben sich die beiden ersten Thurmstockwerke und der gegiebelte Mittelbau zwischen ihnen, in prächtigster Fülle hat der Meißel des Künstlers Portal und Fensternischen mit herrlichem gothischen Ornament verziert, so daß diese Bautheile auf norddeutschem Boden ohne Gleichen dastehen, aber stumpfe, drückende Spitzen schließen den ganzen Bau; der hoch sich erhebende Geist der ersten Meister hatte sich verloren.

Es liegt ein eigenthümlicher märchenhafter Zauber in dieser Gothik, diesen Rosen und Kleeblättern, Fialen, Krabben, Thürmchen und Kreuzesblumen; ist doch der gothische Baumeister auch ein Dichter, wie jene Sängler des Parzival und des Alexanderliedes, welche eine farbenprächtige Wunderwelt uns vorführen! Welche Mannigfaltigkeit, welche Zartheit und welcher Adel in dem Ornament an den Langseiten und dem reichen Kapellenkranze, welcher den hohen Chor umzieht! Mag der freundliche Sonnenschein des Sommers die Kirche umglänzen, mag der Schnee des Winters die Linien und Rundungen mit scharfen weißen Strichen abzeichnen, mag das Mondlicht auf die hohen Fenster sich gießen oder endlich der Nebel in der Herbstesfrühe um Strebepfeiler und Giebelspitzen spielen, — der Eindruck dieser luftig gegliederten Steinmassen ist immer ein gleich poetischer und erhabener.

Durch die Thüre der Nordseite treten wir in eine Vorhalle, das sogenannte Paradies. Einen Blick nur auf die alten tief bedeutsamen Statuen, diese klugen und thörichten Jungfrauen, diese Heiligengestalten und Drachentöbter! Es treibt uns in die Kirche selbst. Der Eindruck des herrlichen, hundert Fuß hohen Gewölbes, der schlanken zierlichen Säulenbündel, der mächtigen Fenster mit ihrem auserlesenen schönen Maßwerk ist überwältigend. Es liegt eine kühne glaubensinnige Erhebung der Seele in diesen weiten lichterfüllten Hallen; die Hand, welche solchen Plan entwarf, mußte durch ein wahrhaft frommes Gemüth geführt werden. Der alte Meister hat den Zug des deutschen Gemüthes nach oben vortrefflich in seiner Bauanlage dargestellt; die niedriger gewölbten flachen Seitenschiffe, in welche sich aus dem Hauptschiff durch die Arkadenreihen die anmuthigsten Durchblicke eröffnen, sind Symbole des Irdischen; hoch und frei erhebt sich über sie das Hauptgewölbe, und oben schlingt sich in leichten Bindungen der Schmuck der Laubranken, Wein- und Epheublätter um die Kapitäl der Säulen.

Doch unwiderstehlich zieht der hohe Chor der Kathedrale, dessen gemalte Fenster in leuchtender Pracht uns entgegenstrahlen, den Besucher zu sich. Jedes Gemüth wird hier feierlich und ernst gestimmt. Dort die glänzenden Porphyr- und Marmorsäulen ließ Kaiser Otto aus Italien bringen, dort die kolossalsten Bildsäulen in der kriegerischen Tracht des 12. Jahrhun-

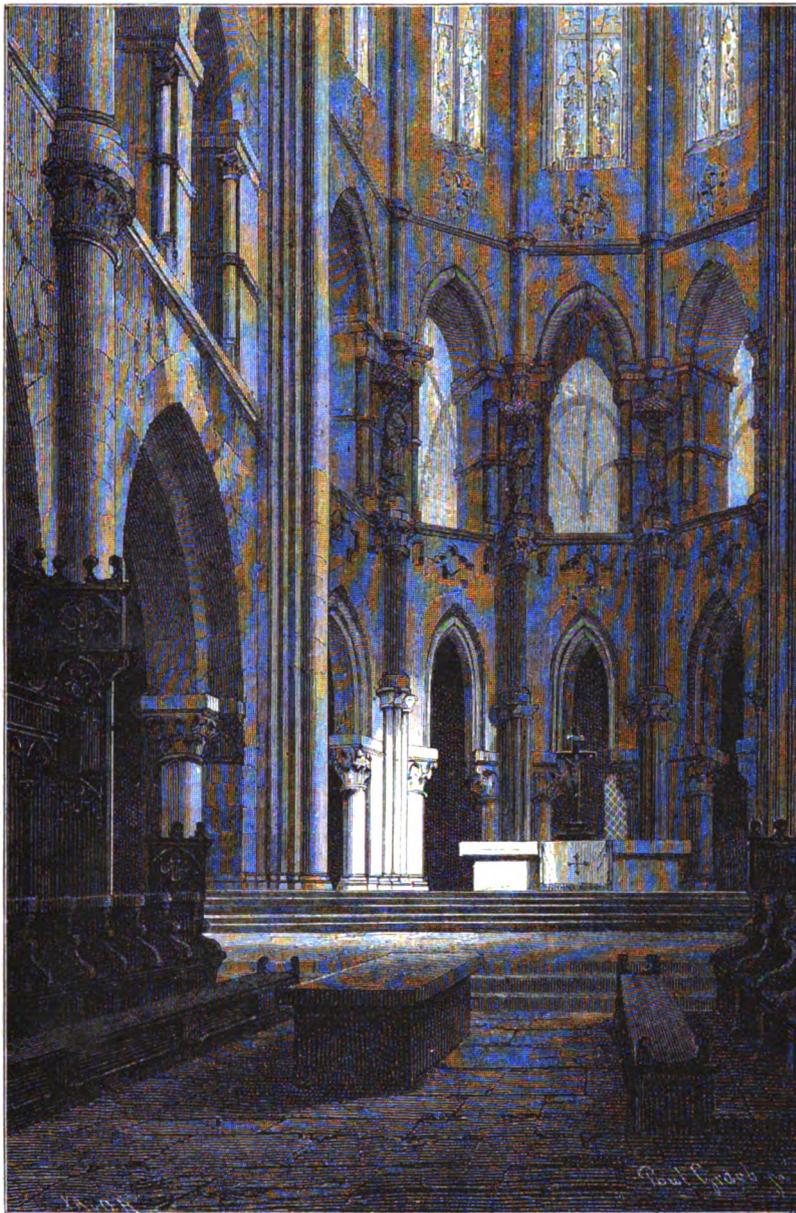
berts stellen die Patrone des Erzbistums Magdeburg, den Ritter St. Moriz und den h. Innocenz dar, unter deren geweihter Fahne manch ein Sieg über die Wendenvölker erkämpft worden ist.

Der weiße graugeäderte Marmor in der Mitte des Chores bedeckt die Asche Kaiser Otto des Großen, † 973. Von welchem Herrscherleben kündet diese Stätte! Vor diesem Manne sank der Eigenwille und der Trotz der deutschen Herzoge dahin, vor ihm beugte sich der den alten Göttern treu geliebene Heldennuth

des dänischen Nordens und des slavischen Ostens, ja selbst die Größe Roms! Kaiser Otto ist aber nicht allein der Erneuerer des hinfalligen deutschen Welt Herrschertums, er ist der Gründer auch des Baues, auf welchem das nationale Kaiserthum unserer Tage erstehen konnte. Er wies die deutsche Kraft nach Osten, damit sie sich im Kampfe und am Widerstande stähle, er stiftete die Bisthümer und die kriegerischen Ostmarken, aus denen der brandenburgische Staat, des Reiches Hort, erwuchs. Das gilt uns jetzt mehr als seine Züge über die Alpen, als alle seine Cäsarenpracht und die Fülle seiner absoluten Machtvollkommenheit in Deutschland. Er war ein harter Mann, fest und unbeugsam wie ein Held der alten deutschen Göttersage, ein harter Vater selbst gegen den Sohn seiner geliebten Editha, ein Fürst des Krieges, nicht des Friedens, keine uns durch Geistesverwandtschaft freundete Gestalt, aber ohne Zweifel Deutschlands größter Heerkönig, viel bewundert, — geliebt nur von seinen Magdeburgern. Das letztere bezeugen die vielen Denkmale, welche man ihm setzte. Das älteste derselben befindet sich im Dom selbst, in der nördlichen Seitenkapelle des Chors. Dort sitzt auf einem Doppelthron das Ehepaar Otto und Editha. Trotz des Mißverhältnisses, das nach alter Kunstwerke Art in den Gliedmaßen der Figuren hervortritt, haben dieselben etwas Großartiges und Erhabenes. Ottos Haar fällt lang auf die Schultern herab, das Scepter, das er einst trug, fehlt ihm jetzt; aber die Rechte hält noch einen Keil, innerhalb dessen sich neunzehn, in ihrer Bedeutung noch nicht enträthselte Kugeln befinden. Die Sage aber sieht in ihnen die Andeutung auf neunzehn Tonnen Goldes, mit denen der Kaiser das Gotteshaus gegründet habe. Das Werk stammt aus dem 13. Jahrhundert.

Jünger ist die treffliche Statue Ottos, welche sich am Domportal befindet. Ein reicher gothischer Baldachin beschattet

eine edel gehaltene Königsgestalt; hier erscheint in der Reibetät der künstlerischen Auffassung der Kaiser bartlos, nach der Tracht des 14. Jahrhunderts mit dichtem Lockenhaar geschmückt. Offenbar hat die Statue nichts von Porträtwahrheit, der Künstler hat der Phantasie freien Spielraum gelassen und den Cäsar in ruhiger gebietender Würde dargestellt. Noch ein Jahrhundert jünger ist die Reiterstatue, welche die Magdeburger dem Begründer ihres blühenden Gemeinwesens auf dem Markte errichteten. Eine dritte Darstellung des Kaisers befindet sich in dem



Deutsche Kaiserstätten III: Denkmal Kaiser Otto des Großen im Chor des Doms zu Magdeburg.

oberen Stockwerke des Domkreuzganges. In den weißen Kalküberwurf der Wand sind tiefe Linien als Umrisse einer Art von Malerei gegraben; hier erscheint Otto als jugendlich schöner König in der Mitte seiner Gemahlinnen; links ist Editha dargestellt, die schon 947 verstorbene englische Königstochter, welche in Magdeburg ihr geliebtes London mit der von Schiffen bedeckten Themse wiederzusehen glaubte, rechts die Kaiserin Adelhaid, das Haupt mit dem Heiligenscheine umgeben, ein anmuthiges Bild der bedrängten Königswittwe, welche bei Otto Schutz suchte und fand, und zum Unglück für die deutsche und italische Nation die Bande noch mehr festigte, welche die Völker dieserseits und jenseits der Alpen zusammenknüpften.

Der Erbe des großen Otto, sein gleichnamiger Sohn, der sein Leben lang von Kämpfen und andauerndem Mißgeschick umhergetrieben wurde, fand sein Grab auf fremder Erde. Nachdem er zu Verona noch am Schlusse seines Lebens die Freude gehabt hatte, seinen Sohn zum König der Deutschen erwählt zu sehen, kam er, den Keim des Todes in sich tragend, nach Rom.

Dort starb er am 7. Dezember 983 und fand sein Grab bei den Gebeinen der Apostelfürsten in der Peterskirche. Tragisch endete, wie wir sahen, Otto III im Jahre 1002, der letzte Sproß des älteren Zweiges der Sachsenkönige. Unter unausgesehenen Kämpfen mit den aufständischen Welschen erreichten die treuen deutschen Krieger, welche den letzten Wunsch des Kaisers erfüllten und seine Gebeine nach Deutschland brachten, die Alpen; auf deutschem Boden empfing Herzog Heinrich von Baiern die Kaiserleiche und geleitete sie nach Augsburg; von dort aus brachte man sie zum großen Karl nach Aachen. Da schien die starke Eiche des sächsischen Kaiserhauses gänzlich darniedergeschmettert, aber noch einmal trieb sie einen starken, lebenskräftigen Sproß.

## Um Familientische.

### Ein Schachspielendes Dorf.

(Zu dem Bilde auf S. 101.)

Wie bei allen Völkern des Mittelalters, so war auch vorzüglich bei den Deutschen das Schach ein beliebtes und vielgeübtes Spiel, aber es war fast ausschließlich ein Spiel der Vornehmeren, wie es denn bis auf den heutigen Tag noch immer einen etwas vornehmen Charakter bewahrt hat und in keiner Weise ein volkstümliches Spiel genannt werden kann. Um so auffälliger ist es, daß wir mitten in Deutschland ein Dorf besitzen, in welchem seit den ältesten Zeiten das Schach nicht nur einheimisch ist, sondern von Alt und Jung, vom Schulzen bis zum Dienstknecht und Gemeindegeliebten mit gleichem Eifer und Geschick gespielt wird. Dieses merkwürdige Dorf, das kaum 1000 Einwohner zählt, heißt Ströbeck und liegt zwei Stunden westlich von Halberstadt. Von Geschlecht zu Geschlecht hat sich hier seit Jahrhunderten das edle Spiel vererbt, und noch heute wird es von den Eltern den Kindern in frühesten Jugend gelehrt, ja selbst die Schule nimmt es in ihre Unterrichtsgegenstände mit auf, und alljährlich findet in der obersten Klasse eine Krüfung darin statt; zu Ostern wird es acht Tage lang nachmittags durchgespielt; achthundvierzig gehen „ins Loos“, und die sechs besten Spieler erhalten nach dreimaligem Siege als Prämie ein Schachbrett, werden im Triumph nach Hause geleitet und von ihren Angehörigen festlich bewirthet.

Wiß ins elfte Jahrhundert zurück datirt die Tradition den Ursprung dieser seltsamen Erscheinung. Zu Anfang desselben hatte nämlich der Bischof von Halberstadt der Gemeinde Ströbeck einen vornehmen Gefangenen — nach einigen Berichten einen Domherrn, nach anderen einen Wendenfürsten — zur Bewachung übergeben; noch heute zeigt man den Thurm, in welchem er seine Strafe abgebußt haben soll. Aus Längeweile lehrte der vornehme Herr die Bauern das Schach, um es mit ihnen spielen zu können. Nach der einen Tradition wurde nun der gefangene Domherr später Bischof von Halberstadt und blieb in dauerndem gutem Einvernehmen mit den Ströbeckern, die ihm zum Danke für seinen Unterricht, wie für manche ihnen zugewandte Beneficien ein Schachbrett mit silbernen Figuren überreichten, eine Gabe, die sie fortan jedem neuen Bischof als Zeichen ihrer Ergebenheit darbrachten.

Als der große Kurfürst von Brandenburg 1648 in den Besitz von Halberstadt gelangte, hörte er bei einem Besuche in seiner neu erworbenen Stadt auch von dem merkwürdigen Dorfe und fuhr von Halberstadt hinaus, um es kennen zu lernen. Gern nahm er selbst eine Partie Schach an, verlor sie aber und machte der Gemeinde zur Anerkennung ihrer Fertigkeit ein prächtiges Schachspiel zum Geschenk. Dasselbe war 30 Zoll im Quadrat groß und hatte sehr schöne, in Holz eingelegte Ornamente, oben das große kurbrandenburgische Wappen, unten ein landschaftliches Bild mit der Inschrift: Das Flecken Ströbke A°. 1651, und folgende Botivinschrift:

Dass Serenissimus Churf. Durchl. zu Brandenburg und Fürst zu Halberstadt Herr Herr Friedrich Wilhelm etc. Dies SCHACH und CURIER SPIEL am 13. May A°. 1651 dem Flecken Ströbke aus sonderer Gnaden verehret und bei ihrer alten Gerechtigkeit zu schützen gnädigst zugesaget, solches ist zum ewigen Gedechniß hierauf verzeignet.

In der Rathskammer des Gemeindehauses wird, außer vielen andern Merkwürdigkeiten — Dokumenten, Urkunden und alten Schachbüchern — auch dieses kurfürstliche Geschenk aufbewahrt, aber die silbernen Figuren fehlen; wie die Ströbeder behaupten, sollen sie von dem Domkapitel abgeborgt und die Rückgabe vergessen worden sein, das geschnitzte Kästchen, in dem dieselben sich befanden, ist jedoch noch vorhanden. Eine genaue Kopie dieses Schachbrettes überreichten vier Abgeordnete des Dorfes dem Könige Wilhelm von Preußen nach seiner Thronbesteigung im J. 1861 als Geschenk; die dazu gehörigen Figuren waren alle aus massivem Silber und kunstvoll gearbeitet.

Ein alter Hochzeitsbrauch dieses schachspielenden Dorfes besteht darin, daß der Bräutigam der Gemeinde seine Braut abgewinnen muß; zu dem Zwecke liegt ihm ob, mit dem Schulzen auf der Rathskammer eine Partie Schach zu spielen; die als Zeugen anwesenden Freunde des Brautpaares dürfen ihm indes so weit dabei beistehen, als sie mit den traditionellen Worten: „Vadder met Rahd!“ (Gevatter, mit Bedacht!) ihn vor einem falschen Zuge warnen. Verliert der Bräutigam die Partie, so muß er sich die Braut loskaufen. Als nun im vorigen Jahrhundert die Ströbeder Bauern vernahmen, daß Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig-Blankenburg an seinem Hofe Schachspiele und eine festliche Bauernhochzeit nach ihrer Art feiern wollte, schickten sie eine Deputation an ihn ab, um ihn zu bitten, das Ströbedische Hochzeitsrecht dabei nicht außer Acht zu lassen.

Der Herzog empfing die Deputirten mit großem Wohlwollen, und nachdem er sich genau über die in Rede stehende Sitte orientirt hatte, fragte er einen von ihnen, Namens Söllig, der ihm besonders auffiel, ob er einen Sohn habe und ob derselbe auch schon Schach spiele? Als der Gefragte das bejahte, forderte ihn der Herzog auf, bald einmal wiederzukommen und seinen Sohn mitzubringen. Nach einiger Zeit folgte Söllig der Einladung, begleitet von seinem achtjährigen Sohne, Johann Valentin, einem aufgeweckten Burschen, der dem Herzoge munter Rede und Antwort stand, und ohne unbedeutend zu sein, doch nicht die geringste Befangenheit zeigte. Der Herzog lud nun den alten Söllig ein, mit ihm eine Partie Schach zu spielen — Johann Valentin durfte dabei hinter seinem Stuhle stehen und zuschauen. Längere Zeit hatte das Spiel schon gedauert, die beiden Parteien schienen

einander gewachsen, und noch war nicht abzusehen, wer siegen würde... da legt der Herzog zu einem neuen Zuge den Finger an eine Figur, aber sogleich läßt er sie wieder los, denn sein kleiner Zuschauer klopf ihm in demselben Augenblicke auf die Schulter und ruft ihm warnend zu: „Vadder, met Rahd!“ Auf die Frage des Herzogs, warum er den beabsichtigten Zug nicht thun solle, setzte der Bauerknabe mit solchem Scharfsinn die nachtheiligen Folgen desselben auseinander, daß er von dem Augenblick an der entschiedene Günstling des fürstlichen Herrn wurde und am Hofe desselben bleiben mußte. Ludwig Rudolf ließ seinen jungen Freund sorgfältig unterrichten und auf seinen Wunsch Theologie studiren. Nach dem Tode seines Gönners wurde Söllig Hofdialonus und später Prediger in Hasselsede.

In Ströbeck zeigt uns noch heute eine weiße Marmortafel an dem Hause neben dem Schulzenamt das Erb- und Geburtshaus des klugen Knaben. Sonst scheint aber auch in dem berühmten Schachdorfe die alte Sitte ins Schwanken zu kommen. Allerdings erblickt man noch über der Thüre des Gemeindehauses ein Schachbrett als Wahrzeichen, auf dem Tische der Schenkstube jedoch liegen Karten, und man sieht nur wenige Leute darin Schach spielen. Besonders tritt dieser Verfall bei dem oben erwähnten Hochzeitsbrauche zu Tage. Statt des ernstlichen Bestrebens, die Partie zu gewinnen, verliert der Bräutigam sie gewöhnlich absichtlich, und bezahlt lieber die übliche Kaufsumme, damit ihn niemand einen Knauer schelten könne.

### Eines Predigers Noth in den Tagen des Rheinbundes.

Neulich blätterte ich in den hinterlassenen Papieren meines vor 50 Jahren abgerufenen Großvaters, eines würdigen schwäbischen Landpfarrers. Da fiel mir ein kleines Fascikel sauber geschriebener Predigtconzepte in die Hand, das mich ganz besonders anzog. Es war betitelt: „Sieges- und Friedenspredigten“. Ich sah hinein, ich wollte meinen Augen nicht recht trauen, und doch, es war so: Sieges- und Friedenspredigten aus den Jahren 1805 bis 1815. Armer Großvater, wie bist Du dazu gekommen, damals Siegespredigten zu halten? Wie konntest Du wagen, vor Deine Gemeinde hinzutreten und sie zu einem „Herr Gott, Dich loben wir!“ auffordern, weil Napoleon die Landeskinder Schwabens bei der Moskwa auf die Kuffen gehetzt?

Der Zufall wollte es, daß diese Fragen an den mir verdächtig gewordenen Großvater tags darauf durch ein anderes Fascikel gedruckter Blätter gelöst wurden, die ich beim Ordnen alter Papiere fand. Da stand's:

„Friederich, Von Gottes Gnaden König von Württemberg, Souveräner Herzog in Schwaben und von Led. u. c. c. Unsern Gruß zuvor, Liebe Getreue! Da es eine Unserer ersten und heiligsten Pflichten ist, dem Allgütigen für so viele nacheinander, theils durch Unser eigenes Armeekorps, theils durch die Armeen unserer Allirten erfochtenen Siege und glücklichen Eroberungen Unsere allertheuerste Verehrung und Dank zu bringen, seinen ferneren Segen für Unsere und Unserer Allirten Waffen zu erflehen, — so wollen Wir hiemit verordnet haben, daß am nächsten Sonntag den 28. dts. Monats in allen Kirchen das angehoffene Dankgebet gesprochen, hierauf eine Predigt über den Text Psalm 9, 1. 2. 3. gehalten, und am Ende das „Herr Gott, Dich loben wir!“ mit allen dabei üblichen Ceremonien abgelesen werden soll. — Daran geschieht Unser königlicher Wille und Wir verbleiben euch in Gnaden gewogen.“

Stuttgart, den 22. Juni 1807.“

Für Jena, Ehlau und Friedland (14. Juni 1807) ward in deutschen Landen Te Deum gesungen!

Ein ähnlicher Erlaß wurde 1809 nach der Schlacht von Wagram und 1812 nach der Schlacht an der Moskwa erlassen.

Zwei Monate später, am 27. November 1812, wurde fast das ganze württembergische Corps an der Berezina vernichtet.

Nun, guter Großvater, leiste ich Abbitte, und begreife Deine Siegespredigten, umso mehr als einem der Erlasse beigelegt ist: „Dem Wohlthätigen Pfarramte wird überlassen, selbst ein Gebet zu diesem Zwecke aufzusetzen, aber zugleich aufgetragen, es in Abschrift dem Defanatamte zuzuschicken.“

Mancher hat sich über die Schwierigkeit mit großer Schamheit weggeholfen. Ein alter Verwandter pflegte mir von einem biederen oberschwäbischen katholischen Geistlichen zu erzählen, der im Jahre 1803 in die grausam fatale Lage kam, einen Dankgottesdienst für die Annerkennung des österreichischen Oberschwabens an Württemberg halten zu sollen. „Was thon?“ sprach der Biedere in seinem oberschwäbischen Dialekt zu sich selbst. „Prädig ich gägen Aerschterreich, was thut mir der Kaiser, wenn er Daberschwabens wieder kriegt? Prädig ich gägen Wirtemberg, was thut mir der böse Churfürst? Ich weiß, was ich thon will.“ Und so baut er sich folgendes Predigtthema: „Lasset ons dabrüder räden: ärchtens, welch großes Glück es sei, ein Wirtemberger zu sein. Zweitens aber, dieses Strafgericht haben wir durch onfern Dandank gägen das Haus Aerschterreich wohl verdehnt.“

Mein Großvater hat diesen schlauen Ausweg nicht entdeckt. Ach, es müssen saure Arbeiten, Schmerzensfinder gewesen sein, diese Siegespredigten, so sauber sie geschrieben sind. Dem sonst gedankenreichen Manne kommen immer nur drei Gedanken. Weil's ja eine Dantpredigt sein soll, so fordert der gewissenhafte Mann seine Gemeinde zu danken auf, daß — der Krieg doch wenigstens nicht in der Nä e sei, daß die Häuser nicht verbrannt, die Töchter nicht geschändet worden. Er mochte an selbsterlebte Schreden denken, wenn er in jeder dieser Predigten ruft: „Krieg! Wer kann das Wort aussprechen, ohne zu schaudern?“ Und wie eine im Sacke geblutete Faust sah mich die Worte an: „Krieg kann nichts anderes sein als die häßliche Ausgeburt mensch-

licher Leidenschaften.“ Denn sein zweiter Gedanke, mit dem er pflichtlich die Zeit und das gewöhnliche Format ausfüllt, ist immer die traurige passive Beschreibung der Kriegeschrecken. Als einziges Vabjal auf dem dünnen Boden steht, halb zweifelnd, das Trostwort, daß auch draußen die Lieben unter Gottes Schutz stehen, da ja kein Sperling vom Dache, kein Haar vom Haupte fällt ohne den Vater im Himmel.

Eine Art Genugthuung war es für mich, in dem Kriegsfaszikel des Großvaters doch auch auf eine Ostermontagspredigt zu stoßen, die aus einer ganz anderen Tonart gehend mit den Worten beginnt: „O, welch eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Der Ueberwinder ist zum Ueberwundenen geworden, die Schrecken des Kriegs sind dorthin zurückgefallen, woher sie ausgezogen sind.“ Es war der Ostermontag nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris am 31. März 1814.

Auch aus dieser Zeit sind Konsistorialerlasse da. Im November 1813 wird ein Gebet um Frieden angeordnet. Am 28. Dezember 1813 erfolgt in einem neuen Erlasse die Aufnahme der Fürbitte für des Kronprinzen königliche Hoheit in das Kriegsgebet: der hoffnungsvolle Kronprinz Wilhelm hatte das Kommando des gegen Frankreich ausmarschirten Armeekorps übernommen. Die Reihe der Erlasse wie der Predigten schließt folgendes Stück:

„Da Seine Königliche Majestät allergnädigst befohlen haben, daß am künftigen Sonntag, den 25ten bis. M., in allen Kirchen des Königreichs ein Dankgebet für den durch die verbündeten Englischen und Preussischen Heere am 18ten dieses Monats erkämpften großen Sieg abgehalten und das „Herr Gott, Dich loben wir!“ gesungen werden soll, so wird dies zu Nachricht und Nachachtung eröffnet.

Decretum Stuttgart, im Igl. Ober-Consistorium, den 22. Juni 1815.

Der Großvater hatte nun Ruhe vor den Kriegspredigten. Sie fielen ihm schmerzlich wieder ein, als der alte Mann Mitte 1821, ein Zeitungsblatt in der Hand, in den Familientkreis eintrat mit dem Worte: „Der Tyrann ist todt!“ F. R.

**Gastronomische Winte.**

Mit dem Tage des heiligen Hubertus, des Beschützers der Jagden, wird wohl auch weniger bemittelten Familien das schmachhafteste und gesündeste aller Fleischarten, das Wildfleisch, etwas zugänglicher.

Bekannt ist aber, daß es, frisch zubereitet und genossen, meist zähe und wenig schmachhaft auf den Tisch kommt und deshalb erst einen gewissen Gährungsprozeß bis zu beginnendem Zersekungsprozeß durchmachen muß, um seinen höchsten gastronomischen Werth zu entwickeln. Es ist eine besondere Wissenschaft und Kunst, für jede Wildart die rechte Zeit und Vorbereitung für Entwicklung dieses Hochgeschmacks anzuwenden. Hier müßte den Köchinnen und Gutschmedern die Chemie besser zu Hilfe kommen. Der feinste Geschmack und die leichteste Verdaulichkeit des Wildfleisches tritt mit Beginn der Zersekung, aber nicht mit schon eingetretener Fäulniß ein. Es ist daher ein großer Irrthum der Hautgout-Gastronomie, etwa Hasen und Hirsche bis zum wirklichen Verwesungsgeruch hängen zu lassen. Der wahre Hautgoutzustand tritt ein, wenn die aus den Pflanzen in das Fleisch übergegangenen ätherischen und fettigen Oele sich chemisch aufzulösen und in die Muskeln einzubringen beginnen. Dies gibt nach außen einen Wohlgeruch, der durchaus nicht an faulendes Fleisch erinnern darf. Am empfindlichsten und feinsten ist in dieser Beziehung das wilde Geflügel und unter diesen wieder der Fasan der allerfeinste. Erst neulich las ich in einem gastronomischen Artikel: „Der Fasan ist ein Räthsel, dessen Auflösung nur den Kennern bekannt ist“. Jedes Lebensmittel, jeder Genußartikel hat einen bestimmten Hochgrad für Nahrung und Genuß. Kapern, Spargel, Stachelbeeren (in Zucker), Blätter für Salat, und unter dem Geflügel besonders Rebhühner und Tauben schmecken und munden am besten vor vollständiger Entwicklung, dagegen fast alle Früchte und unter den Thieren Schaf, Ochz, Reh, Rothhuhn oder rothes Rebhuhn erst auf dem Höhepunkte ihrer Entwicklung. Kalbfleisch ist in jeder Zubereitung fast ein Vergehen gegen unsere Gesundheit und gegen die Nationalökonomie. Wildfleisch, sowie besonders Schnepfen und der Fasan, unter den Früchten die Mistel, erhalten den höchsten gastronomischen Werth erst mit beginnender Zersekung. Der Fasan schmeckt während der ersten drei Tage nach dem Tode mindestens ungart; wartet man dagegen, bis er etwas ülig riecht und die Haut am Bauche sich verfärbt, und rupft und spickt ihn dann für den Bratofen, so schmeckt er, nach dem Ausdruck eines Gastronomen, „erhaben“, besonders mit einer Füllung aus Schnepfen und Trüffeln und gebraten auf einer Scheibe Brot und umdrängt von bitteren Orangen, wozu hernach noch ein gutes Glas Burgunder gehört. Doch nur wenige werden's bis zu dieser „Erhabenheit“ bringen. Ist auch gar nicht nöthig und im Grunde eine kostspielige Narrheit. Anderes Wild thut's auch, nur schöne man dabei den Sped nicht. Selbst englische Diensthoten kündigen, wenn man ihnen zumuthet, Geflügel ohne Sped zu essen.

Auch der Frosch gehört zum Wild. Wir sollten diese Delikatesse nicht wie bisher den Franzosen überlassen. Die beste Zeit für Froschschenkel in Form von Frilassée ist der Herbst. Sie sind sehr nahrhaft und geben an Wohlgeschmack dem zartesten Pühnerfleisch nichts nach.

Wo viel Schweinezucht getrieben wird, kann man sich durch Spanferkel, d. h. etwa sechs, acht Wochen alte zahme Schweine den vollsten Ersatz für das theuerste und schmachhafteste Wild verschaffen. Höher steht zwar der Wildschweinfischling im Alter von einem halben Jahre; aber das Spanferkel wird mindestens eben so gut, wenn man es nach

achtägiger Marinirung bratet und mit einer pikanten Sauce aufsticht. Noch besser schmeckt es in englischer Manier, d. h. vor lebhafter Kohlen- glut bis zur äußeren braunen Knusprigkeit gebraten und während der Zeit öfter mit Olivenöl begossen.

Schließlich nur noch die für viele nicht überflüssige Bemerkung, daß jedes Fleisch, wenn es gebraten die höchste Schmachhaftigkeit, Verdaulichkeit und Nahrungskraft behalten soll, stets ohne Wasser und möglichst schnell in zu erst höchstem Hitzegrade, der die äußere Haut bis zur leichten Verbrennung erhärtet, gebraten werden muß. Es bildet sich dann eine äußere Kruste, welche die inneren Säfte zurückhält. Diese verhüten dann das Gerinnen der eiweißstofflichen Bestandtheile im Fleische, welche deshalb auch löslicher und verdaulicher bleiben.

Ja, die Koch- und Bratlunst ist wirklich eine Kunst. Wer sie nicht versteht, verwüftet durchweg die bessere Hälfte der Nahrungs- und Geschmacksverthe unserer Lebensmittel. Ein Engländer behauptete deshalb unlängst mit Recht, daß durch allgemeinen Gebrauch seines verbesserten Koch- und Bratapparates für die Armee allein so viel an Nahrungswert hergettet werden könne, als die ganze englische Flotte koste. Die in Berlin eröffnete Kochschule sollte tausendfach nachgeahmt werden. S. B.

**Eine Erinnerung aus dem letzten Kriege.**

Von Roger Graf von Druges.

„Nach einer Schlacht von Pavia konnte Franz I trotz seiner Gefangenschaft noch stolz ausrufen: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht!“ Diesen Standpunkt behauptet Frankreich jezt nicht mehr unbefritten. Drei Verbreden, im Laufe eines Jahrhunderts begangen, haben es um die erste und schönste Tugend einer Nation gebracht. Das sind die Enthauptung jenes unglücklichen Königspaares, die mexikanische Tragödie und die tolle Wirklichkeit der Kommune mit ihrer Ermordung der Priester und der Geiseln. So lange Frankreich nicht in vollster Selbsterkenntniß hierfür Buße thut und seine Verbreden einsieht, so lange ist an einen Aufschwung nicht zu denken. Und wie weit ist man noch davon entfernt! Alle die so tiefen Leiden des Krieges und des Bürgerkrieges von 1870 und 71 haben so wenig Eindruck auf dieses Volk gemacht, daß es, der tausende Dahingeepterten vergeßend, heute schon seine Zustände für wundervoll prosperirend hält und die Zukunft in einem Rosenlichte, das eben so trügerisch als verderblich ist, erblickt.

Nie werde ich jene Momente empörender Trivolität vergessen, die mir mitzuerleben leider gegeben war. Es war in den letzten Mat-tagen des Jahres 1871. Ich lag in jenen paradiesisch schönen Orten von Enghien und St. Oretien vor Paris in Quartier und sah täglich die riesigen Feuersäulen, die sich aus der Stadt erhoben, wo Franzosen mit einem Vandalismus, der, glaube ich, ohne Gleichen in der Geschichte ist, ihre herrlichsten historischen Monumente, die Zeugen des Ruhmes ihrer großen Vergangenheit zerstörten. Es kam mir manchmal dabei der Gedanke, daß dieselben, in einer edlern, stolzern Zeit errichtet, mit Recht verschwänden, um nicht die Schande jener späteren entarteten Generationen mit anzusehen. Hätten sie doch auch die Statue von Henri IV zerstört — dieser edle Monarch paßt ja so wenig zu der heutigen Umgebung.

Tagelang stand ich auf dem Butte d'Orgemont, von dem aus man einen prächtigen Blick auf das moderne Babylon genießt, und sah dem traurigen Schauspiel zu, wie eine Nation vor den Augen von 180,000 feindlicher Truppen sich selbst zerfleischte. Bierzig Jahre ist es her, daß mein verstorbener Vater dem Lande seiner Ahnen den Rücken wandte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nach dem Sturze Karls X die Franzosen gar nicht daran dachten, ihr Unrecht von 1789 wieder gut zu machen. Bierzig Jahre ist ein kurzer Zeitraum im Verhältnisse zu einer tausendjährigen Geschichte, die mein Geschlecht in ununterbrochener Reihenfolge bis zurück auf den ersten Roger von Montgomerie in der Normandie aufweisen kann. Was Wunder, daß in solchen Augenblicken ich auch einmal französisch dachte, daß es mich mit tiefem Schmerz erfüllte, die schöne Stadt, an die mich so reizende Erinnerungen fesselten, in Flammen zu sehen! Was Wunder, daß ich nicht in das Geschrei so mancher Kameraden mit einstimmen konnte, die nur wünschten, daß das „ganze Nest“ mit abbrennen möchte. Hatte ich doch französisches Blut in meinen Adern, lebte doch noch in meinem Herzen das Andenken an meine Ahnen, hatte ich doch noch jezt Personen in Frankreich, die durch verbandtschaftliche Bande mir unendlich nahe standen und die inummer und Schmerz als Patrioten das Unglück ihres Landes auf das tiefste mitfühlten.

In solche Betrachtungen versunken, höre ich eine große Gesellschaft Herren und Damen sich nähern, letztere möglichst hell gekleidet. Unter Lachen und Scherzen erklimmen sie die Höhe. Glaubt man es wohl, daß bei diesen Leuten nicht ein einziger Zug des Schmerzes auf dem Gesichte zu lesen stand? Weit davon. Sie fanden, wie ich aus ihrem Gespräche hörte, es höchst originell, Paris, das sie in allem Glanze kannten, nun einmal in Flammen zu sehen. Ich konnte es nicht länger aushalten; ich eilte fort mit der Ueberzeugung, daß ich im kleinen Finger mehr Mitgefühl für die unglückliche Stadt hatte, als diese ganze Gesellschaft mit ihren frisirten Köpfen und verdorrten Herzen.

So schreibt der preussische Officier französischer Abstammung. Wir entnehmen diese Stelle, welche für das Frankreich und die Franzosen von heute so recht bezeichnend ist, einem so eben erschienenen Werke desselben: Reiseskizzen aus Westindien, Mexiko und Nordamerika, gesammelt im Jahre 1872 (Leipzig, Dunder & Humblot, 1873). Es ist ein vortreffliches Buch, welches wiederum zeigt, wie tüchtige vielfach gebildete Officiere in der preussischen Armee dienen.

**Moderne Kaffeeverfälschungen.**

Jede praktische Hausfrau versteht es, aus gewissen äußeren Merkmalen der Kaffeebohnen den Werth derselben zu beurtheilen. Viel Gewicht wird bei dieser Schätzung auf die grüne Farbe der Bohnen gelegt, und es geschieht, oder richtiger gesagt, geschah dies bisher nicht mit Unrecht.

Auch der Kaufmann weiß es, wie sehr eine schöne ins grünliche spielende Farbe seine Waare empfiehlt. Wenn daher eine Schiffsladung „in Farbe“ weniger gut ausgefallen, so lag ihm natürlicherweise nichts näher, als ein färbendes Mittel ausfindig zu machen, welches die grüne Farbe der rohen Bohnen möglichst täuschend nachzuahmen im Stande war. Leider hat der Erfindungsgeist zu diesem Zwecke eine Kupfer enthaltende Farbe gewählt, und in der That in Hafenstädten förmliche Färbereien für Kaffeebohnen gegründet, ähnlich wie sie für die Theesorten schon längst existiren.

Will man einigermaßen eine Gewähr für die Reinheit seiner Kaffeebohnen haben, so thut man am besten, nachdem dieselben „verleihen“, sie mit heißem Wasser zu übergießen, zu trocknen und dann erst zu rösten („brennen“). Durch eine solche Handhabung verliert die Kaffeebohne nicht an Werth; die wesentlichen wirksamen Bestandtheile des Kaffee gelangen erst durch den Vorgang des Röstens in bisher unerklärter Weise zur vollen Entwicklung. Gesetzt aber, es wären derartige Färbestoffe nicht beigemischt, so empfiehlt es immerhin die Liebe zur Sauberkeit, den durch so viele verschiedene Hände gegangenen Kaffee einer wenig mühevollen Wäsche zu unterwerfen. Wird es aber unterlassen, und unjensen Kaffeebohnen hängen fremde Färbestoffe an, so werden die letzten durch das Rösten ihnen erst recht einverleibt, und unzweifelhaft wird sich im Laufe der Zeit, abgesehen von dem augenblicklich schlechten Geschmack des Kaffee, eine nachtheilige Wirkung auf den Organismus herausstellen. Weil man auf diese Verfälschung erst neuerdings aufmerksam geworden, ist um so mehr zur Vorsicht zu rathen.

Die Gegenwart von Kupfer in einer solchen wässerigen Lösung läßt sich sehr leicht ermitteln. Man braucht nur eine blank gepugte eiserne (resp. von Stahl) Messerklänge hineinzutauchen und einige Minuten darin liegen zu lassen; nimmt man sie dann heraus, so hat sie sich mit einem ganz dünnen rothen Anfluge bedeckt, der nichts anderes ist als metallisches Kupfer.

Anderen gefahrloseren Verfälschungen ist der „gebrannte“, speciell gemahlene Kaffee ausgesetzt.

Er enthält hauptsächlich zerkleinerte, zum Getränk schon verwertete und nachträglich getrocknete Bohnen, außerdem aber noch Cichorie, beides unschädliche Stoffe allem Anscheine nach. Ohne Zusatz von Cichorie würde der Kaffeeaufguss in Folge des beigegebenen Kaffeesatzes nur wenig gefärbt erscheinen. Inzwischen diese Verfälschung ist leicht zu entdecken. Wir brauchen nämlich nur kaltes Wasser über solchen gemahlene Kaffee laufen zu lassen, und wir erhalten eine gefärbte braune Brühe. Der unversälschte gemahlene Kaffee gibt, mit kaltem Wasser gemischt, keine gefärbte Flüssigkeit; dies bewirkt allein der Zusatz von Cichorie oder deren Ersatzmittel (Surrogat).

Ob sich aber in unseren gemahlene Kaffee solcher eingeschlichen, der bereits zum Getränk benutzt worden, läßt sich nur durch die bedeutend herabgesetzte Schmachhaftigkeit der leicht zu zerbröckelnden Stücken erkennen.

Wie steht's nun aber mit dem s. g. homöopathischen Kaffee und dessen Verfälschungen? Diese Frage wird unwillkürlich bei denen auftauchen, welche aus begründeten oder unbegründeten Rücksichten für ihre Gesundheit zu solchen Fabrikaten ihre Zuflucht genommen haben.

Hierauf antworten wir folgendes: Alle diese Fabrikate können auf die Benennung Kaffee keinen Anspruch machen; denn von eigentlichem ächten Kaffee findet sich keine Spur darin.

Eine heilende, respektive heilsame Wirkung besitzen diese Fabrikate durchaus nicht, denn eine einfache Untersuchung ergibt, daß er weiter nichts ist als gebrannter Roggen. Mitunter finden sich noch einzelne ungebrannte Roggenkörner darin.

Ein solches Kaffeegeschäft ist höchst rentabel, wie nachstehende Zusammenstellung ergibt. Ein Päckchen „f. Kaffee“ (8 Loth) kostet 1 Sgr., 50 Kilo kosten also 12 Thlr. 15 Sgr.; augenblicklich kosten aber 50 Kilo Roggen 3 Thlr. 17½ Sgr.! Man rechne nun die Geschäftsunkosten so hoch oder so niedrig, wie man will; etwas mehr als 99% Procent wird sichtlich dabei verdient; und die Welt will einmal — ihn nicht missen!

Wir sehen, daß auch hier die Farbe des Surrogates dazu dienen muß, um durch die Einbildungskraft des einzelnen den Stoff zu ersetzen. Selbstverständlich kann durch derartige Fabrikate der echte Kaffee weder ersetzt, geschweige gar verdrängt werden. Jedenfalls ist es aber ein unschuldigeres, mehr sauberes und unschädlicheres Fabrikat als „der s. g. deutsche Kaffee“.

In Mittel- und Süddeutschland besonders zu Hause, bildet sein Aufguss das alltägliche Getränk der weniger bemittelten Klassen, welche der immer höher steigende Preis des echten Kaffee veranlaßt hat, zu diesem seit langen Zeiten bekannten Surrogate zu greifen. Er ist recht eigentlich „gebrannte und zermahlene Cichorienwurzel“ gewesen.

Die Cichorienwurzel wurde schon seit undenklichen Zeiten wegen ihres bitteren milchigen Saftes zu Heilzwecken ohne rechten Zweck verwendet. Der ihr inne wohnende Bitterstoff ist denn auch der Grund geworden, sie als Ersatz des bitteren Kaffee zu wählen. Dazu kommt, daß sich beim Rösten derselben eine geringe Menge von brenzlichem Del bildet, welches dem Aufguss der reinen Cichorienwurzel ein gewisses doch widerliches Aroma ertheilt. Der wesentliche Bestandtheil des echten Kaffee wird aber in einem solchen Getränk vermischt. Die anfängliche Billigkeit dieses Fabrikates veranlaßte große Nachfrage; die Cichorie stieg deshalb im Preise, und jetzt kann der Händler auf Mittel, um den Cichorienkaffee immer noch für dasselbe Geld liefern zu können. So dienten ihm anfangs Mohrrüben, Kunkelrüben, weiße Rüben dazu; um das brenzliche Del seinem Fabrikate nicht fehlen zu lassen, röstete er die genannten Ersatzmittel mit Speck, und verkaufte sie als Cichorienkaffee, später als deutschen Kaffee. Das ginge nun noch! Wenn man aber in solchen Fabrikaten sogar gepulverten Bolus, Sandkörnchen und Ziegelmehl als Zugaben findet, so mag sich jeder, welcher den Preis für den echten Kaffee nicht mehr erschwingen kann, lieber selbst Roggen, Gerste oder Eicheln rösten. Er weiß dann wenigstens, was für ein Getränk er unter dem Namen „Kaffee“ genießt. Dr. R. Franz.

**Inhalt:** Die Präbidenten. (Schluß.) Novelle von Ludwig Harder. — Wie man gegründet hat. II. — Luther und sein Freund Johann Balthar. Kulturhistor. Studie zur Geschichte der deutschen Gesangsvereine von B. L. Nebst Autograph aus dem Luther-Codex. — Deutsche Kaiserstätten. III. Sachsenzeit. Von Oskar Schwedel. Mit Illustration: Denkmal Kaiser Eto d. Gr. im Chor des Doms zu Magdeburg. Von P. Graeb jun. — Am Familientische: Ein schachspielendes Dorf (Ströbed). Mit Illustration von Fritz Schulz. — Eines Predigers Noth in den Tagen des Rheinbundes. — Gastronomische Winke von S. W. — Eine Erinnerung aus dem letzten Kriege. Von Roger Graf von Bruges. — Moderne Kaffeeverfälschungen. Von Dr. R. Franz.

Die Verlagsbandlung des Daheim beehrt sich ergebenst anzuzeigen, daß in ihrem Verlage so eben erschienen sind:

**Walter Scotts schönste Romane.**

Neue Uebersetzung von Robert Koenig. Illustriert von F. Grotjohann.

Vorerst 3 Bände, jeder Band selbständig für sich bestehend und mit 8 vortrefflichen Tonbildern geschmückt.

I. Band: **Ivanhoe.** II. Band: **Quentin Durward.** III. Band: **Der Talisman.**

Preis pro Band elegant kartonnirt, mit rothem Rücken und Goldtitel 1 Thlr. 10 Sgr., in Prachtband geb., grün mit Gold und Schwarz 1 Thlr. 20 Sgr.

Es kosten also die einzelnen Romane:

<b>Ivanhoe</b>	von Walter Scott, übersetzt von Robert Koenig, kart. 1 Thlr. 10 Sgr. — geb. 1 Thlr. 20 Sgr.
<b>Quentin Durward</b>	= = = = = 1 = 10 = — = 1 = 20 =
<b>Der Talisman</b>	= = = = = 1 = 10 = — = 1 = 20 =

Es hat bisher in Deutschland an einer lesbaren Uebersetzung, überhaupt an einer handlichen, hübschen, zu Geschenkzwecken geeigneten Ausgabe dieser unvergänglich schönen Romane gefehlt. Und doch eignen sich dieselben so vortrefflich für die ganze Familie, für den gebildeten Mann sowohl als für Frauen und, was man von wenigen Büchern rühmen kann, grade für das Jugendalter, für welches es so schwierig ist, passende Lektüre zu finden, nämlich für die heranwachsende Jugend.

Diese Erwägungen haben uns veranlaßt, im Verein mit dem Redakteur dieses Blattes eine neue Ausgabe Walter Scotts ins Leben zu rufen und diese so auszustatten, daß sie der deutsche

**Familien-Walter Scott**

zu werden verdient. Es sei also denjenigen unserer Leser, welche Werth auf eine ausgewählte Familienbibliothek legen, diese Ausgabe bestens empfohlen, die sich in ihren sehr schönen Einbänden auch zu Geschenkzwecken für die bevorstehende Weihnachtszeit eignen wird.

Bielefeld und Leipzig.

**Welhagen & Klasing.**

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Welhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von P. S. Tendner in Leipzig.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 22. November 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. Nr. 8.

## Der Märzminister.

Novelle von W. G. Nisch.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

I.

Es ging alles Schlag auf Schlag.

Am Mittwoch den 1. März 1848 war die Vorberathung der Volksfreunde im „Schwarzen Bären“. Rudolf Gärtner hatte das erste und letzte Wort. Er erklärte das Vaterland in Gefahr und entwarf die sieben Forderungen des Volkes. Punkt für Punkt wurden sie jubelnd genehmigt, keiner wagte eine Sylbe des Widerspruchs gegen den gewaltigen Redner. Seine Freunde drückten ihm glückwünschend die Hand und riefen laut: „Die Anker sind gelichtet, wir segeln unter der Flagge der Revolution! Rudolf Gärtner wird das Steuer führen!“ — „Er ist der Staatsmann der Zukunft!“ erläuterte der Lederhändler Schlehbach, und das geflügelte Wort flog desselben Abends noch durch die ganze Hauptstadt.

Am Freitag war die große Volksversammlung vor dem Rathhause. Die sieben Forderungen wurden zum Volksbeschluss erhoben. Rudolf Gärtner hatte mit schwungvoller Rede alle beschloffen, Gärtner sollte an der Spitze von zwanzig Vertrauensmännern aufs Schloß ziehen. Weithin rollender Beifallsdonner bekräftigte seine Wahl. Er war der Herr des Tages.

Darum brachte man ihm abends um 10 Uhr einen Fackelzug und dem alten Minister, Freiherrn von Gräfenberg, um 11 Uhr eine Katzenmusik.

Am Samstag entstand der große Krawall. Pöbelrotten wollten das Zeughaus stürmen, die Thore des Zuchthauses erzbrechen. Die besseren Bürger schauten angstvoll drein und wagten keinen Widerstand. Da trat Gärtner unter den wüsten Haufen und gebot Ruhe: man schwieg; — er zeigte den Leuten das Unfinnige ihres Vorhabens: sie gaben ihm Recht; — er hieß sie auseinandergehen: sie gingen. So hatte er Blutvergießen verhütet, die Gesellschaft gerettet, zuletzt organisirte er noch die freiwillige Bürgerwehr.

Der Adelsklub, welcher ihn gestern für die Festung reif erklärt hatte, votirte ihm heute eine Dankadresse.

X. Jahrgang. S. 1.

Am Sonntag bewilligte der Fürst die sämmtlichen sieben Forderungen. Hierauf berief Seine Durchlaucht — abends fünf Uhr — den Bürger Gärtner zu einer Audienz. Als Sohn einer neuen Zeit erschien derselbe im Oberrock; die geheime Unterredung dauerte drei Stunden. Um acht Uhr trat Gärtner ans Fenster und verkündete dem Volke, welches unten auf den Blumenbeeten des Schloßgartens wogend harrete, daß es dem Fürsten von nun an volles Vertrauen schenken dürfe. Des andern Tages durchwandelte der Fürst die Straßen der Stadt, bloß von Gärtner begleitet, welcher irrtümlich auf der rechten Seite ging. Tausende folgten ihnen, und die Hochrufe auf den Fürsten wollten kein Ende nehmen, sie galten aber eigentlich seinem Begleiter.

Am 20. März war die allgemeine Volkswahl zum neuen Landtage, welcher das neue Staatsrecht des Fürstenthums schaffen sollte. Rudolf Gärtner wurde in vier Wahlbezirken zugleich gewählt, jedesmal fast mit Stimmeneinheit.

Auf den 28. März ward der neue Landtag einberufen. Der allerhöchste Erlaß war noch vom alten Minister unterzeichnet. In der Stadt aber verbreitete sich an demselben Tage die Nachricht, daß Herr von Gräfenberg entlassen und Gärtner zum „dirigirenden Staatsminister“ ernannt sei.

II.

Aufgeregt und müde warf sich der siegreiche Volkstribun auf das Sopha seines Studierzimmers; auf dem Tische vor ihm lag seine Ernennung zum Minister. Unter schweren Kämpfen und Bedenken hatte er abgelehnt, gezögert, geschwankt und zuletzt dennoch zugestimmt, als ihm der Fürst das Portefeuille anbot, welches sämmtliche Portefeuilles in sich schloß; denn das Ländchen bedurfte nur eines einzigen Ministers. Jetzt war der Schritt geschehen, und er hatte diesen Minister schwarz auf weiß. Gestern noch Advokat mit spärlicher Praxis, heute dirigirender Staatsminister! vor wenigen Wochen noch hoffnungsloser Oppositionsmann eines Landtages, welcher niemals opponirte, und

jetzt gebietender Führer der allgemeinen Opposition, dessen Wort That, dessen Wille Gesetz war!

Wachte oder träumte er? Eine Welt von Gedanken durchstürmte seinen Kopf, zuletzt jedoch wurden sie allesamt wieder von einem Grundgedanken beherrscht und aufgefogen: „Ueberwältigend groß ist die neue Zeit über Nacht hereingebrochen; glücklich die Männer, welche sie mitwirkend erleben, glücklicher noch die Kinder, welche jetzt ins Leben treten, um dereinst die reifen Früchte zu genießen! Aber eine schwere Verantwortung lastet jetzt auch auf den Führern des Volkes. Sie werden zermalmt werden, wenn sie diese Last nicht starken Geistes und reinen Herzens zu tragen wissen.“

Blöthlich hangend und zweisehend, fragte sich der neue Minister, ob er auch solche Kraft besitze? Ob er für die Dauer gleicherweise Volksmann und Minister sein könne? Es wurde ihm schwindel bei dieser Frage und er entsann sich nicht, gehört oder gelesen zu haben, daß irgendwam ein Volksmann längere Zeit Minister oder ein Minister längere Zeit Volksmann geblieben sei.

Aber das war in der alten Welt, jetzt lebten wir in der neuen, und weit Unmöglicheres war seit drei Wochen möglich geworden.

Er sprang auf, in langen Schritten das Zimmer messend. Da blieb sein Auge an dem einzigen Gemälde haften, welches die Wände des bescheidenen Raumes schmückte. Es war ein hübsches Delbildchen aus der alten holländischen Schule, ein Familienerbstück; gefällige Kenner nannten es einen Mieris und der seine Vortrag wie der behandelte Gegenstand erinnerte allerdings an jenen Meister: — unter dem von Nebenüberhängenden Flachbogen eines offenen Fensters saß ein allerliebsteres Mädchen und nähte, ihr zur Seite stand ein Käfig mit einem Singvogel. Der Moment war anmuthig wiedergegeben, wie die Kleine eben die Nadel sinken ließ, um dem Gesange des Vogels behaglich lächelnd zu lauschen; ein warmer Sonnenstrahl spielte zwischen den Nebenblättern auf der Mauer und hob sich gar frisch von dem Halbdunkel ab, welches die Lauschende deckte, während ihr blühendes Gesicht und ihr leichtes hellblaues Morgenkleid doch wieder ein eigenes magisches Licht in sich selber trug.

Gärtner hatte sonst immer große Freude an dem Bildchen gehabt; heute schien es ihm schal und matt. „Die Zeit ist vorbei, wo wir uns dem leichten Spiel des Schönen in der Kunst und im Leben gefangen gaben. Das Bild ist nicht mehr am Platze im Arbeitszimmer eines Ministers!“ so sprach er und drehte sich auf dem Absatz hinweg. Fast ärgerte ihn die unschuldige Malerei. Rasch entschlossen wandte er sich wieder um, hob das Bild aus dem Nagel, trug es in ein Seitenkabinet und heftete ein großes Plakat, auf welchem die sieben Forderungen des Volkes mit Frakturbuchstaben gedruckt waren, an die leere Stelle.

Diese symbolische Handlung gab ihm Kraftgefühl und Selbstbewußtsein zurück. Die sieben Sätze des Zettels hatten ihn erhoben, sie sollten ihn tragen und halten.

„Und wenn ich treu bleibe diesen Worten des Glaubens,“ rief er laut, „dann kann ich alles, was ich will, und will nur, was ich soll. Ein Minister wird fortan nur beurtheilt nach den Thaten, die er im hellen Lichte des Tages vollbringt. Verleumdung, Verdächtigung, geheime Künste werden wie Nebel zerrinnen vor der neuen Sonne des öffentlichen Lebens. Das klare Auge des Volkes durchschaut mich, ich will ihm den gleichen klaren Blick des reinen Herzens entgegenbringen. Von heute gehöre ich nicht mehr mir selber, ich gehöre ganz meinem Volke!“

Gärtner war in der That ein trefflicher Mann, biegsamen Talentes und unbiegsamen Charakters, goldtreu und eisenfest. Nur Eines hatten seine Freunde zu tadeln; der treffliche Mann führte einen so musterhaften Wandel, daß man ihm gar keine schwache Seite abgewinnen konnte, und das ist auf die Dauer langweilig und also doch wieder nicht musterhaft. „Wo soll das hinaus?“ fragten sie. „Er ist erst dreißig Jahre alt und schon Minister, und er ist schon dreißig Jahre alt und noch niemals verliebt gewesen!“

Am letzten März wurde der neue Landtag eröffnet, ohne alles vornehme Gepränge, ganz demokratisch.

Der dirigirende Staatsminister ging zu Fuß in die Kammer. Aber unterwegs drängten sich wachsende Menschenmassen an ihn heran und ließen ihn hochleben, und als er das Thor des Ständehauses erreicht hatte, konnte er kaum hinein vor dem gewaltigen Gefolge, welches ihn jauchzend und glückwünschend fast erdrückte.

Endlich zum Saale durchgedrungen, verlas er die Eröffnungsbotschaft des Fürsten. Sie fand um so größeren Beifall, als man in Styl und Gedankengang ganz deutlich die Feder des vergötterten Ministers erkannte.

Hierauf wurde die Antwort-Adresse berathen. Allein da entstand eine grausige Konfusion. Fast alle Abgeordneten saßen zum erstenmal in einem Ständesaale, völlig unerfahren in parlamentarischen Dingen; der Präsident wußte sich nicht zu helfen und verwirrte vielmehr, wo er ordnen wollte. Das Schauspiel einer Versammlung, die den Staat neu constituiren sollte, zunächst aber sich selbst nicht constituiren konnte, war doppelt peinlich angesichts der überfüllten Galerien.

Da brachte der Minister Hilfe. In liebenswürdig bescheidener Weise schaffte er Ordnung durch Winke und Worte, denen man freudig folgte, und nach kurzer Frist kam die Debatte in stetigen Gang. Das Volk auf den Galerien war stolz, daß sich seine neuen Vertreter so rasch zu helfen gewußt, die Abgeordneten glücklich, daß sie's so gut gemacht, und nur wenige merkten, daß der Kammerpräsident für heute eigentlich am Ministertisch sitze und sagten leise: „Das ist nun der ächte Volksmann als Minister!“

Die Sitzung währte bis zum Abend; ein jeder hatte ja zum erstenmal zu sprechen und so Vieles und Wichtiges zu sagen.

Siegesbewußt aber auch siegesmüde entfernte sich der Minister. Vor dem Portale warteten die Leute schon wieder auf ihn, Kopf an Kopf. Darum schlüpfte er durch ein Hinterpförtchen ins Freie und schlug einen weiten Umweg ein, um unbemerkt nach Hause zu kommen.

Als er vom Heumarkt in die Fledergasse bog, athmete er auf: hier war es ganz still und menschenleer. Er verlangsamte seinen Schritt. Das enge Gäßchen, meist von geringeren Leuten bewohnt und sonst gerade nicht lustig anzusehn, dünte ihm wie kühle Waldeinsamkeit nach all dem Tumult und der Hitze des Tages. Keine Seele ringsum. Doch nein! Am offenen Fenster des Erdgeschosses eines alterthümlichen Hauses saß ein Mädchen und nähte; sie ließ eben die Nadel sinken, um einen kleinen Hund zu streicheln, der vor ihr auf dem Fensterbrette lag. Dichte Epheuranen bekränzten den Flachbogen des Fensters, und ein warmer Lichtstreif der sinkenden Sonne fiel schräg auf Sims und Sockel, während das röthliche Kleid und das frische Gesicht des Mädchens wie mit eigenem, weit milderem Licht aus dem dämmerigen Hintergrund und dem dunkelgrünen Rahmen des Epheus hervorleuchtete.

Der Minister hielt unwillkürlich an. Er war ganz unbekannt in der Fledergasse, aber das Mädchen hatte er schon einmal am Fenster sitzen sehen — irgend wo anders. Wunderliches Spiel des Zufalls! Er entsann sich: das war ja das Mädchen von seinem Bilde!

Er ging weiter. Aber nach etlichen Schritten mußte er sich wieder umschauen. Aus der Ferne erschien die Täuschung noch weit vollkommener: es war das leibhaftige Urbild seines Mieris.

Zu Hause angekommen warf er sich aufs Sopha, noch aufgeregter wie damals, als er die Volksforderungen statt des Mieris an die Wand nagelte. Und doch hatte er das Gefühl eines glücklichen Tages. Natürlich! Er hatte ja den lauten Triumph des Straßenjubels erlebt und den stillen aber feineren Sieg im Landtage. Doch dies freute ihn jetzt kaum; der Abend schien ihm der beglückendste Theil des Tages, — der erquickende Gang durch die schweigende Fledergasse!

Und während er über sich selber lächelte, war es ihm, als sähe er seinen Mieris wieder am alten Platze trotz des Plakats mit den sieben Forderungen. Er ging ins Neben-

zimmer, um ihn genauer zu vergleichen mit dem lebenden Bild aus der Flebergasse.

Da entdeckte er freilich die größten Unterschiede. Dort Abendsonne, hier Morgenlicht; dort Ephen, hier Weinreben; dort ein Vogelkäfig, hier ein Hund; und ein rothes Kleid statt des lichtblauen. Es war alles anders, und doch war die Gesamtwirkung so wunderbar gleich; — aber nur aus der Ferne. Denn genau besehen hatte der alte Niederländer seiner ziemlich derben Schönen ein aufgestülptes Stumpfnäschen gegeben, und jenes Mädchen unterm Ephen hatte die feinste Spinnase, sie war überhaupt viel edler, jungfräulicher, und überdies, mag man an der modernen Tracht tabeln was man will, sie war auch geschmackvoller gekleidet als die Niederländerin mit ihrem bauschigen Gewand.

„Es ist zu bedauern,“ so schloß der Minister seinen politischen Tag, „daß selbst die besten Holländer bei aller Poesie der Farbe fast niemals edelsteine Frauengestalten zu zeichnen vermochten. Ihre schönsten Fräulein sind doch immer nur gepuzte Bauerndirnen. Sie werden eben keine besseren Originale gehabt haben. Welch unermesslicher Fortschritt der Neuzeit auch hier — in der Veredelung des weiblichen Geschlechts!“

## IV.

Des andern Morgens ging der Minister wieder ins Ständehaus und zwar geraden Wegs. Die Menschen störten ihn heute gar nicht; trotzdem bog er ganz in Gedanken links ab, und ehe er sich's versah, war er wieder in der Flebergasse.

Verstohlen blickte er nach dem ephenumrankten Fenster. Gestern Abend im Sonnenlicht, lag es heute morgen im Schatten; die Abendluft war warm gewesen, der Morgenwind wehte kalt, folglich waren die Flügel geschlossen und das Mädchen nicht zu sehen.

Das ist ja ganz natürlich, und doch kam es dem Minister verdrücklich vor, und dieser Verdruß dächte ihm dann wieder unnatürlich.

Allein er hatte kaum Zeit darüber nachzudenken, denn im selben Augenblick huschte eine Frauengestalt aus dem Hause; er sah sie nur im Viertelsprofil, dann ganz von hinten, und doch erkannte er sie — sonst entsetzlich kurzichtig —: das war das Mädchen vom Fenster! Wie rasch sie die Straße hinabschritt! er mußte seinen Schritt verdoppeln, um in gleicher Entfernung hinter ihr zu bleiben. Schickt sich's denn für einen Minister, einem unbekanntem Mädchen nachzueifeln? So fragte er nicht einmal; er ging ihr nach, als ob sich's von selbst verstünde. Welch schlankte Gestalt, Welch zierlicher Fuß, Welch elastischer Gang! Jugend, Frische, Energie sprach aus diesen schwebenden Schritten.

Sie ging stracks gegen das Ständehaus. Das freute ihn. Er wollte heut' eine glänzende Rede halten: wenn sie auf der Galerie säße! Er stugte über sich selbst — was war es denn, wenn unter den vielen Köpfen da droben auch noch dieser Mädchenkopf steckte? Doch nein! sie ging nicht in die Kammer, an der allerletzten Ecke schwenkte sie seitab. Es war recht ärgerlich.

Die Erscheinung war verschwunden, der Zauber vertveht, Rudolf Gärtner saß am Ministertisch, und es blieb ihm gar nichts übrig als wieder ganz Minister zu werden.

Er that es; der Moment übte seine zwingende Gewalt, die Flebergasse sammt der elastisch dahin schwebenden Grazie war vergessen.

Der Minister zeigte sich heute schlagfertiger als je; ein leises Neben seiner Stimme offenbarte jene Herzenzwärme, die das gesprochene Wort erst voll beseelt, wie das zitternde Glanzlicht das Auge. Schade, daß das Mädchen nicht unter den Zuhörern saß. Ein Meisterstück gelang dem Minister: die Stände wollten sich bei der Antwortadresse an den Fürsten nur noch als „ehrerbietige“ unterschreiben, er setzte durch, daß sie „treuunterthänige“ schrieben. Kein anderer hätte das fertig gebracht.

Zu diesem Sieg gefellte sich ein zweiter: er ging schnurstracks durch die Hauptstraße nach Haus und keineswegs durch die Flebergasse. Er war ganz stolz, daß er dies that und fragte sich nachher verwundert, worauf er denn eigentlich stolz sei?

Zu Hause fiel er in tiefes Nachdenken; der Staat kam ihm ganz aus den Augen, er sah sich nur immer durch die Flebergasse gehn und sprach zu sich selbst: „Zuerst das Brustbild von vorn, in Ruhe, gut beleuchtet; dann die ganze Gestalt von hinten, im Schatten, bewegt. Das ist alles, was man wünschen kann und doch im Grunde sehr wenig. Uebrigens ist es sehr merkwürdig, daß ein gemaltes Bild nach mehr als hundert Jahren lebendig wieder kommt. Ich will meinem Freund Rebdorf von dieser Grille des Zufalls erzählen.“

Der Freund trat nämlich eben ins Zimmer; allein Gärtner erzählte kein Wort von jener Grille. Er hätte ihn auch gern gefragt, wer denn eigentlich Flebergasse Nr. 15 zu ebener Erde wohne? allein er wagte es nicht.

Kaum war der Freund wieder gegangen, so klingelte Gärtner gewaltig. „Ein Minister kann heutzutage alles was er will,“ sprach er zu sich, „warum soll ich nicht meinen Bedienten rufen“ — er vergaß häufig noch, daß er einen solchen habe — „und ihn fragen, wer Flebergasse Nr. 15 wohnt?“

Der Bediente kam, und der Minister wäre fast erröthet, als er jene Frage stellte, und dabei mußte er obendrein noch den Flachbogen mit dem Ephen beschreiben, denn Johann hatte doch nicht alle Nummern der Flebergasse im Kopf. Er mußte nichts von den Inassen des Hauses. Sein Herr gab ihm darum in etwas verworrenen Sätzen den Auftrag, sich unter der Hand, ohne Aufsehen zu erkundigen, wer dort im Erdgeschos wohne, was die Leute trieben, das heißt, welchen Familienstand sie hätten — dann unterbrach er sich selbst, denn es schien ihm, als habe er zu viel gesagt.

Johann war Bedienter beim vormärzlichen Minister gewesen, bevor er zum Märzminister kam. Er ahnte eine Sache von politischer Wichtigkeit und beschloß zu zeigen, daß er mehr könne als serviren und Kleider ausklopfen.

Sein Herr aber dachte im Stillen: „Ein Minister kann heutzutage zwar alles, nur muß er mitunter seltsame Umwege machen. Als Advokat hätte ich mich auf offener Straße nach den Bewohnern jedes beliebigen Hauses erkundigt. Für einen Minister schießt sich das nicht.“

## V.

Eine wahre Springflut von Arbeiten brauste herein über den armen Minister. Nachdem er heute zwei Stunden mit dem Fürsten gearbeitet hatte, drei mit seinen Rätthen und vier mit dem Landtage, empfing er zur Erholung eine Deputation von Bauern, welche den Zehnten abgeschafft, und eine andere von Pfarrern, die ihn beibehalten haben wollten.

Eben sollten noch sechs weitere Bittsteller der Reihe nach vorgelassen werden, als der Polizeidiener Krautmann zur Erstattung eines geheimen Rapportes gemeldet wurde.

Derselbe berichtete: „Ich habe die befohlene Nachforschung angestellt über den pensionirten Oberförster Sachs. Der Mann ist einer der schlimmsten Reactionäre, er besucht keine Volksversammlung, nicht einmal ein Wirthshaus, was sehr verdächtig erscheint. Jeden Nachmittag geht er im Stadtwald spazieren; Ziel und Zweck dieses Spazierens konnte noch nicht ermittelt werden —“

„Was soll das?“ unterbrach ihn der Minister zornig. „Was kümmert mich dieser Oberförster? Ich habe über niemand solche Spionage anbefohlen; die Zeit der Aufpaffer ist vorbei!“

Der erschrockene Polizeidiener berief sich auf Johann, den Bedienten, welcher ihn beauftragt habe, ganz in's geheim Erkundigungen für den gnädigen Herrn einzuziehen über Flebergasse Nr. 15, Erdgeschos.

„Johann ist ein Esel!“ pläzte der Minister heraus; der Polizeidiener verstummte.

Beide standen sich eine Weile schweigend gegenüber, der Scherge tiefgebückt, der Minister mit fragend erhobnem Kopfe. „Aber so rede Er doch weiter!“ rief er endlich. „Also Oberförster Sachs wohnt in jenem Hause? ist erst neuerdings dort eingezogen?“

„Erst seit vier Wochen, seit er pensionirt ist; früher stand er in Grabenheim.“

„Nur vorwärts! Was ist mit den Leuten? Hat der Oberförster Familie?“

„Oberförster Sachs, 54 Jahre alt, evangelisch, Wittwer,

hat nur eine Tochter, Hedwig, 23 Jahre alt, ledig. Sie leben sehr zurückgezogen, knapper Haushalt, 700 Gulden Pension, sonst gar nichts. Die Tochter geht jeden Sonntag morgens in die Vorstadtkirche, der Vater geht nicht in die Kirche. Außerdem wurde nichts von ihrem öffentlichen Leben bemerkt."

"Es ist abshenlich, in dieser Weise die Leute zu belauschen!" rief der Minister, "das ist ja ganz vormärzlich und darf niemals wieder vorkommen! Man hat mich mißverstanden. Uebrigens noch ein Wort: — hat der Oberförster Verwandte, Freunde hier in der Stadt?"

"Da bin ich überfragt, so weit habe ich noch nicht nachgesehen. Mir scheinen die Leute hier ganz fremd und einsam zu sein. Wenn aber der Herr Minister befehlen, so werde ich —"

"Ich befehle gar nichts!" unterbrach ihn dieser. "Unterstehe Er sich nicht wieder, das Privatleben harmloser Bürger auszuspähen! Für diesmal soll Er durch das Mißverständnis entschuldigt sein."

Als der Polizeidiener gegangen war, entdeckte der Minister, daß heute Samstag sei, also beschloß er morgen früh in die Vorstadtkirche zu gehn.

In der Bedientenstube gab es noch ein kleines Nachspiel. Der Polizeidiener machte Johann bittere Vorwürfe, daß er ihm durch den anbefohlenen Rapport den Zorn des Ministers zugezogen habe. Der Bediente fragte kaltblütig: „Hat der Herr Deinen Bericht zu Ende gehört?“ — „Er wollte sogar noch mehr wissen, als ich sagen konnte, aber zwischen durch schimpfte er grausam auf meine Spionage.“ — „Sieh, mein lieber Freund,“ belehrte Johann, welcher ein gebildeter Bedienter war, „ich habe binnen zwei Jahren in zwei Epochen der Weltgeschichte bei zwei Ministern gedient und kenne die Politik. Der Staatsmann schilt den Angeber, daß man's über der Straße hört, während er ihm ein Goldstück in die Hand drückt, und das hört kein Mensch.“ — „Aber er hat mir keinen Heller in die Hand gedrückt!“ — „Weil Du zu wenig gewußt hast. Ueber diesem Oberförster ruht ein politisches Geheimniß; wir müssen's ergründen und dann seiner rapportiren.“

Und so beschlossen die zwei, ihre Neze aufs neue und noch viel tiefer auszuwerfen.

## VI.

Die Vorstadtkirche pflegte damals allsonntäglich sehr leer zu sein. Im Sturm der Ereignisse hatten die Leute gar keine Zeit mehr für den lieben Gott, vorab in der Vorstadt.

Auch Minister Gärtner war während seines ganzen Ministeriums noch nicht in die Kirche gegangen. Um so größeres Aufsehen erregte es, als er heute in der Vorstadtkirche erschien und auf der Emporbühne zwischen Knechten und Tagelöhnern Platz nahm, — denn von dort konnte man die Frauen im Schiff am besten übersehen.

(Seine Freunde erklärten nachgehends diesen Kirchenbesuch für einen bedenklichen Zug zur Reaktion, während es seine konservativen Gegner als kokettes Vuhlen um Volksgunst auslegten, daß er bei den Proletariern Platz genommen habe.)

Der Minister ahnte nicht entfernt die politische Tragweite seines ersten Kirchgangs; er suchte nur den neuen Mieris aus der Vogelperspektive und fand ihn. Das Mädchen schien in Andacht versunken, obgleich die Predigt sehr wässerig war. „Die Andacht gibt uns der Pfarrer nicht,“ so dachte Gärtner, „wir müssen sie in uns selber finden. Wie hoch steht dies schlichte Kind jetzt über mir, der ich keine Andacht finden kann und aus sehr profanem Grunde hierher gekommen bin!“ Und so wurde er unvermerkt andächtig in ihrer Andacht und indem er sich Vorwürfe machte, daß er ohne Andacht zur Kirche gegangen sei.

Die Orgel spielte zum Ausgang, da war es ihm noch ganz feierlich zu Muthe. Aber trotzdem wußte er's zu machen, daß er sich unmittelbar hinter Fräulein Hedwig Sachs zur Kirchenthüre hinausdrängte. Sie war allein. Sollte er die Scene von Faust und Gretchen spielen, um sich etwa auch die Antwort Gretchens zu holen?

Allein im Faust scheint die Sonne, da Gretchen ungeleitet nach Hause geht, und heute tröpfelte es, ja es begann tüchtig zu regnen. Sie beschleunigte ihre Schritte, und doch wie fest und vornehm blieb ihre Haltung, wie zierlich faßte sie das Kleid! Und sie hatte keinen Regenschirm! Minister hingegen

müssen die Zukunft errathen können, und Minister Gärtner hatte einen Schirm mitgenommen. Die Günst des Glücks blieb ihm aber auch weiter noch ganz besonders treu: wie mit Eimern goß es plötzlich vom Himmel herab, das Mädchen wollte in ein Haus flüchten, und die Thüre war verschlossen. Nun sprang er rasch herzu und bot ihr den Schirm, sie weigerte sich anfangs, da kamen auch noch Hagelkörner: sie mußte den kleinen Dienst annehmen. Offenbar kannte sie ihren Helfer nicht, und die Strafe war ganz einsam — (es gab überhaupt in der Residenzstadt nur zwei Straßen, welche zuweilen nicht einsam waren) — der Weg war weit. Unter Einem Regenschirm — was kann man sich da nicht alles in der Geschwindigkeit sagen!

So kamen Sie denn auch recht lebhaft ins Gespräch über — die brennenden politischen Tagesfragen; denn damals redete man ja überhaupt nur von Politik.

Das Mädchen nannte die Märzzerhebung einen Aufruhr; sie war bedingtigt von dem Sturm, der über alle Lande brauste, die alte Treue schien ihr geächtet, sie sehnte sich zurück nach dem entschwundenen Frieden.

Ihr Begleiter, sonst so schlagfertig, warf nur mildernde, zweifelnde Worte dazwischen.

Uebrigens meinte sie, an alle dem sei der böse Minister Gärtner schuld, der habe die Revolution hierzulande gemacht. Vergebens suchte ihr Begleiter sie zu belehren, daß die Spannung längst vorhandener Konflikte entscheidender gewesen sei, als irgend eine Person, die zufällig das entfesselnde Wort gesprochen.

„Keineswegs!“ entgegnete sie, „das weiß ich besser. Gärtner hat alles zu verantworten. Er soll sonst kein unrechter Mann sein, aber furchtbar ehrgeizig und ein ganz fanatischer Republikaner.“

„Er ist ein treuer Diener seines Fürsten,“ verbesserte der Begleiter.

„Lassen Sie sich nicht täuschen von dem durchtrieben gewandten Mann!“ warnte sie. „Seine Fürstentreue ist bloße Maske.“

Bei diesen Worten war das Haus in der Fledergasse erreicht. Sie fragte ihn höflich, ob er nicht einen Augenblick unter Dach treten und das Unwetter abwarten wolle? Gärtner zögerte, — dann lehnte er dankend ab und ging unter den prasselnden Schloßen nach Hause.

Dahheim im Trockenen ärgerte er sich nachher schmählich, daß er nicht der Einladung gefolgt war. Er hätte im Zimmer seine Maske abnehmen, sich als der Minister enthüllen, das Mädchen zuerst ein wenig beschämen und hinterdrein aufs liebenswürdigste beschwichtigen können.

Aber wozu dies alles? Sie interessirte ihn ja nur als das Bild eines Bildes. Freilich war sie heute bereits ein sprechendes Bild geworden und obendrein geschmückt mit dem ächt weiblichen Reize des Widerspruchs. Im Grund hatte sie ihm lauter unangenehme Dinge gesagt, aber auf die angenehmste Weise, und das entscheidet bei schönen Frauen.

„Sie hat einen schlechten Geschmack, allein in ihrem schlechten Geschmack ist sie so anmuthig naiv, daß ich ihr kaum einen bessern wünschen möchte. Ich war ein Esel, daß ich nicht mitging!“

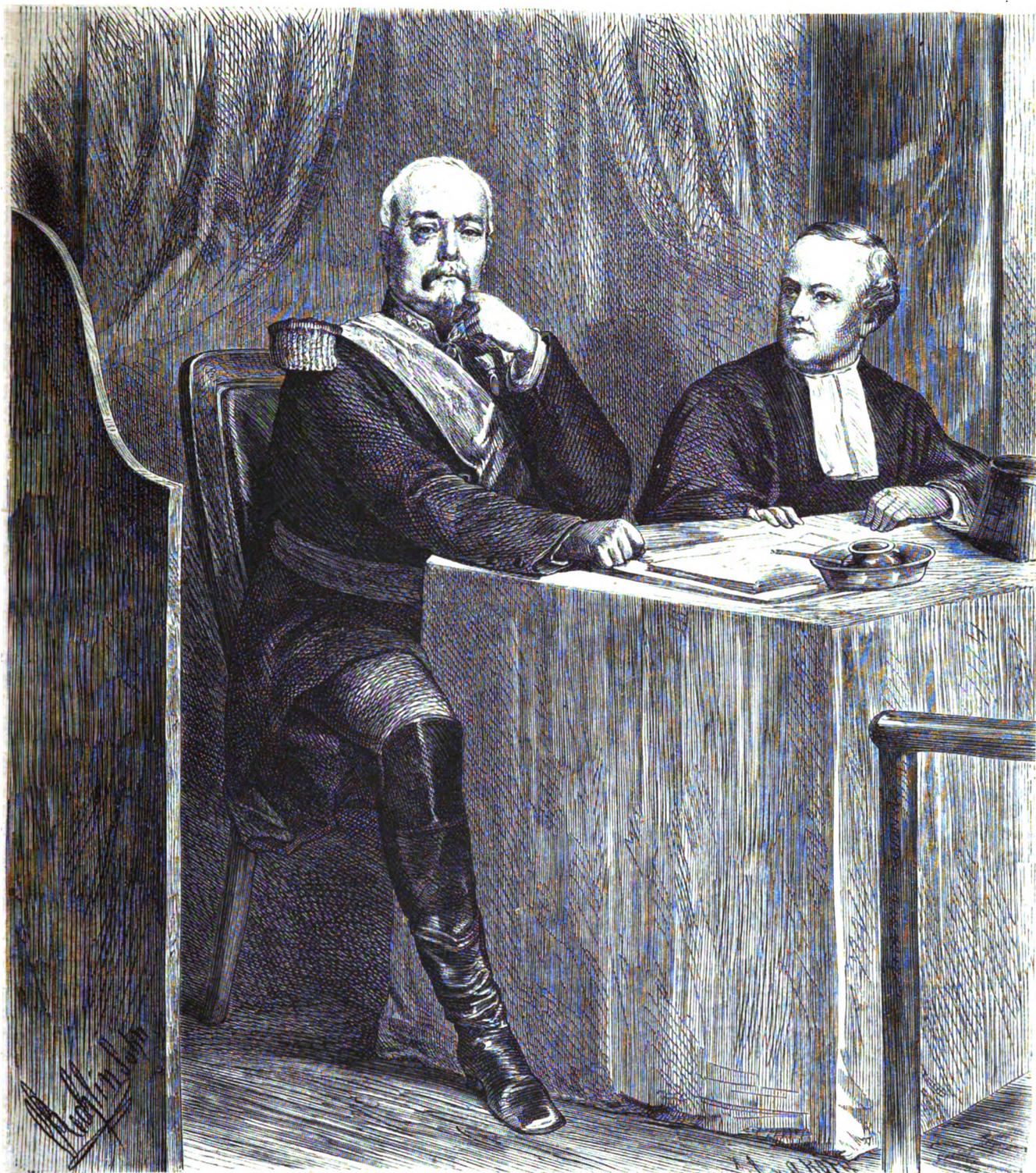
So schloß der Minister sein Selbstgespräch, um es nach fünf Minuten wieder von vorn zu beginnen, indem er sich fragte, ob er denn als Minister überhaupt hätte mitgehen und die kleine Komödie zu Ende spielen dürfen? Als Advokat würde er's unbedingt gethan haben, doch für einen Minister schickte sich's wahrhaftig nicht.

## VII.

Auf die ersten Maitage waren die Wahlen zum deutschen Parlament ausgeschrieben; Rudolf Gärtner hatte sichere Aussicht, gewählt zu werden, und Minister, welche abwechselnd eine Woche zu Haus das kleine Vaterland regierten und in der andern zu Frankfurt dem großen Vaterland Geseße gaben, waren 1848 keine Seltenheit.

Sollte er die Wahl annehmen? Die Doppelaufgabe ging fast über Menschenkraft. Und doch konnte es andererseits dem kleinen Ländchen sehr ersprießlich sein, wenn er, der Minister, zugleich seinen Platz im constituirenden Reichstage nahm. Völlig unschlüssig, vermochte er keinen Entscheid zu finden.

Alle Parteien, Freunde und Gegner, wünschten, daß er nach Frankfurt gehe, aber jede aus andern Gründen: — der



Marshall Bazaine auf der Anklagebank.

Originalzeichnung von Carl Nechtin Sohn.

Fürst, weil der Minister dort die Selbständigkeit des Landes am besten vor weiterer Schädigung wahren könne; — die liberalen Genossen Gärtners, weil sie hofften, daß er in Frankfurt gegentheils für die deutsche Einheit wirke; — die konservativen und radikalen Gegner, weil sie den mächtigen Mann los sein wollten, um in seiner Abwesenheit ans Ruder zu kommen.

Nur der zunächst Betheiligte wußte selbst nicht, was er wollte, und zwar zum erstenmal während seines ganzen Ministeriums.

Heute war der letzte Termin, er mußte sich aussprechen für Annehmen oder Ablehnen.

Kein Wunder, daß er inmitten dieses Kampfes wenig Ohr hatte für die kleinen Geschäfte, welche ihm eben sein Referent unterbreitete. Mechanisch hatte er bereits zehn Nummern erle-

digt, als zum Schlusse noch das Gesuch des Accessisten Baum vorkam, welcher nach langem Harren endlich als Assessor angestellt sein wollte. Der Referent rühmte die Geschäftstüchtigkeit des jungen Mannes — lauter erste Noten! — nur sei er kein besonderer Freund der neuen Ordnung, doch das müsse man einigermaßen entschuldigen, denn er dürfe es vorerst nicht verderben mit seinem künftigen Schwiegervater, dem Oberförster Sachs — der Minister horchte plötzlich auf — „denn Sachs ist ein Jäger vom alten Schlag und die Jäger hassen alle die Revolution, weil sie zuerst dem Wald und den Hirschen zu Leibe ging.“

„Also ist der junge Baum verlobt mit Hed —, mit der Tochter des Oberförsters?“ fragte hastig der Minister.

„So sagen die einen, andere behaupten, das Mädchen wolle nichts von ihm wissen, weil er trotz seiner ersten Notizen etwas roh und grob bei Damen sei, dies halte aber der Vater für altdeutsche Wiederkeit, und begünstige ihn und dränge das Mädchen. Sie ist so arm wie eine Kirchenmaus. Und so thun wir wohl ein gutes Werk, wenn wir dem jungen Mann zu einem Amt und dem armen Kind zu einem Manne verhelfen, ja obendrein auch ein politisch gutes Werk; denn die Welt glaubt doch, daß dieser Baum bloß wegen seiner mißliebigen Farbe so lange warten müsse.“

„Nur nicht zu voreilig!“ rief der Minister. „Legen Sie den Akt bei Seite; ich will mir die Sache überlegen.“

Am selben Tage noch meldete er seinen Wählern, daß er fest entschlossen sei, kein Mandat zum Reichstage anzunehmen, und belegte den Entschluß mit den schönsten politischen Gründen.

Dieser Schritt erschütterte das Ministerium Gärtner im Fundament, ohne daß es der Minister merkte.

Seine Freunde begannen an ihm zu zweifeln, weil er keinen kühneren Flug wage: „er prüft alles rein sachlich, wenn er doch nur auch einmal persönlich dreinführe! er ist die verkörperte Gerechtigkeit, welche stets nur wägt, nie wagt! ihm fehlt jede Leidenschaft, er ist ja in seinem ganzen Leben nicht einmal verliebt gewesen!“

Die Deutschgesinnten beschuldigten ihn des Particularismus, die Particularisten fürchteten, daß er ihnen ins eigenste Gehege komme. Der Fürst argwohnte einen Achselträger, welcher sich scheue, in Frankfurt Landesfarbe zu bekennen.

Sämmtliche Zeitungen des Landes (vor dem März hatte es gar keine gegeben, jetzt gab es deren zwölf) brachten Zeitartikel, welche mit viel Scharfsinn die machiavellistischen Intriguen enthüllten, die der Ablehnung des Ministers zu Grunde lägen, man erkenne dabei wieder ganz klar den Einfluß einer auswärtigen Großmacht.

Wer aber jene Ablehnung hinterdrein am schärfsten verurtheilte, das war der Minister selber — freilich ganz im Stillen, vor dem Forum seines Gewissens.

Er war abgefallen von seinem hochsinnigen Programm, untreu dem Grundsatz, daß er in dieser Zeit nur dem Staat, nur dem Volke leben dürfe. Da half kein Beschönigen: den Ausschlag in einer hochpolitischen Frage hatte ein ganz jugendlich abenteuerlicher Liebesroman gegeben. Ein Liebesroman? Liebt er denn das Mädchen, welches er nur von weitem gesehen, außer ein einzigesmal, wo sie ihm unangenehme Dinge gesagt hatte? Blieb er wirklich um ihretwillen im Lande? Gestern machte er sich noch weiß, ihn fessle bloß das schöne Urbild eines vor hundert Jahren gemalten schönen Bildes. Aber heute, wo er erfuhr, daß dieses Bild höchst wahrscheinlich demnächst einem andern gehören werde, heute wußte er, daß er liebe.

Und warum verschob er die Beförderung des Accessisten? Raum wagte er sich den Grund zu gestehn, und doch blieb der Akt bei den Akten — aus guten Gründen. Uebrigens dächte ihm, es lägen doch ungünstige Zeugnisse gegen diesen Baum vor: er war ja so ungeschliffen im Verkehr mit Damen.

Bisher als Staatsmann unschuldig wie ein Kind, fühlte Gärtner nur zu tief, daß er heute seine politische Unschuld verloren habe. Er meinte, die Leute auf der Gasse müßten ihm den Abfall an der Nase ansehen, und ihm war, als müsse diese Untreue neue Untreue gebären; er ahnte ein Ende mit Schreden und lachte dann doch wieder, daß er sich über Kleinigkeiten bergestalt gräme. Aber es war ein gezwungenes Lachen.

So konnte bloß ein Märzminister denken und empfinden; aber die meisten Märzminister empfanden eben doch nur so im März, Rudolf Gärtner dagegen selbst noch im Mai, und darum war er der ächteste Märzminister.

### VIII.

Für die nächsten Tage lag ein recht unerquicklicher Gegenstand auf dem Arbeitstische des Ministers: das neue Jagdgesetz. Mit dem alten Jagdregal sollte aufgeräumt werden, die Volksstimme begehrte das Jagdrecht der Gemeinden, zum Entsetzen aller Jäger vom alten Schrot und Korn.

Gärtner harmonirte eigentlich mit den Jägern, allein aus

reiner Gewissensangst stimmte er gegen seine Ueberzeugung für das Jagdrecht der Gemeinden. Denn es wäre ja möglich gewesen, daß der Gedanke an den Oberförster ihn beeinflusse, also befürwortete er ein Gesetz, welches ihm genau genommen ebenso verkehrt schien wie dem Oberförster. Da grub denn wiederum der Volksmann dem Liebenden den Boden unter den Füßen weg.

In Gedanken tröstete er sich hierüber — als Minister. Er malte sich's prächtig aus, wie er in das bescheidene Haus der Flebergasse treten und das epheumrante Fenster auch einmal von innen sehen werde. Gleich einem Gott aus der Wolke wollte er kommen und Herz und Hand bieten, er der allmächtige Minister! Hedwig wurde erlöst von ihrer Armuth und von ihrem Assessor. Wie wollte er das feine, hochgebildete Kind, welches einen so reizend schlechten politischen Geschmack hatte, zu sich heraufziehen! An das Jagdgesetz dachte er dabei gar nicht mehr; der Oberförster sollte den heitersten Lebensabend genießen, auch wenn die Bauern alle Hasen todtschössen. Er dachte auch nicht an einen andern kleinen Umstand, nämlich, ob das Mädchen ihn überhaupt haben wolle?

Doch fiel ihm das hinterher um so schwerer aufs Herz. Auch fragte sich's, ob denn Hedwig in der That so vortrefflich war, wie er sie dachte?

Alle Veruche, einen ganz arglosen Verkehr anzuknüpfen, waren vergeblich, sie scheiterten an seiner Stellung, am Minister. Dabei wurde er immer ruheloser, blasser, magerer, immer schwankender in der Politik, verworrener in den Geschäften: schon um des Staates willen mußte ein Ende gemacht werden.

Er faßte einen Entschluß, mannhast und ritterlich, wie er seinem ganzen Wesen entsprach.

Zunächst erledigte er das Gesuch des Accessisten Baum: binnen drei Tagen war derselbe Assessor. Das ging damals äußerst geschwind, wenn man wollte.

Nun war der Minister ruhig, aber der Liebende verging vor doppelter Unruhe.

Auch hier mußte ein Ende gemacht werden. Hedwig hatte jetzt ihren Assessor, wenn sie ihn haben mochte; sie sollte nun auch wissen, daß sie einen Minister haben könne. Das war ehrlich Spiel.

Der ganz gemeine nächste Weg schien ihm der würdigste: er schrieb seinen ersten Liebesbrief, logisch wie ein Gesetz, bündig wie eine Depesche, eindringlich wie eine Note, in lauter Hauptsätzen, die fast alle mit „Ich“ anfangen. Denn wenn der Mensch ganz stillos offenerzigt sagt, was er fühlt und will, dann fängt er immer mit „Ich“ an.

Der Brief lautete: „Ich verehere Sie seit Wochen, ich liebe Sie. Ich würde um Ihre Hand bitten, aber Sie kennen mich nicht. Ich bitte darum nur um die Erlaubniß, Ihnen eine Geschichte erzählen zu dürfen, die Gesätschte, wie ich dazu kam, Sie zu verehere. Ich kann nur mündlich erzählen: gewähren Sie mir also eine Unterredung. Ich warte bis morgen Abend auf Antwort. Ich will Ihnen das Beinliche einer abweisenden Antwort ersparen: wollen Sie nicht einmal die Entstehungsgeschichte meiner Verehereung kennen lernen, so verbrennen Sie diesen Brief, vergessen Sie, ihn je erhalten zu haben und schreiben Sie nichts. Wollen Sie mich aber hören, dann bestimmen Sie die Stunde.“

Sollte er den Brief mit dem bloßen Namen unterzeichnen? Laut Adressbuch gab es vier „Gärtner“ in der Stadt, darunter zwei „Rudolf“. Mit zögernder Hand, als thue er etwas prälerisch Anmaßendes, schrieb er darum: „R. Gärtner, Minister.“ Er fühlte sich beim Aublick dieses „Ministers“ so verschämt und verlegen wie Einer, der am hellen Tage im Frack über die Straße geht.

Seinem spionirenden Bedienten wollte er den Brief nicht anvertrauen, darum beförderte er ihn auf dem ganz bürgerlichen Wege durch die Stadtpost.

### IX.

Raum war eine Viertelstunde seit Aufgabe des Briefes verstrichen, so wurde der pensionirte Oberförster Sachs bei dem Minister gemeldet. Was sollte dies? Die Antwort konnte doch der Vater unmöglich schon überbringen; denn die Stadtpost war berühmt wegen ihres vorsichtig langsamen Ganges.

Mit klopfendem Herzen empfing der Minister den alten Waidmann.

Dieser erklärte, daß ihn eine zweifache Beschwerde hierher führe, wobei er — wie es ja jetzt zeitgemäß — den mündlichen Weg dem schriftlichen vorziehe. „Ich bin von Ihnen in zwei Dingen schwer gekränkt worden und will offen darüber reden; weil ich Sie, wenn auch für meinen persönlichen Feind und grundsätzlichen Gegner, doch für einen ehrlichen Mann halte. Erstens, Herr Minister, haben Sie mich ohne allen Grund pensionirt —“

Der Minister mußte ihn unterbrechen; er leugnete rundweg, daß er dies gethan habe. Allein es war in der That so, wie ihm der Alte sofort bewies. In den ersten Tagen seines Ministeriums hatte Gärtner die Pensionirung einer ganzen Anzahl von Forstleuten unterzeichnet, die den Bauern mißliebig geworden waren, und Sachs, dessen Namen er damals noch gar nicht kannte, stand oben auf der Liste. Der Oberförster war dann, wie er weiter erzählte, sofort in die Hauptstadt gezogen, um hier die Wiederherstellung seiner gekränkten Dienstehre und die Wiedereinsetzung in sein Amt persönlich zu betreiben. Doch die Ungunst der Zeit hatte seinen Aufenthalt, der auf Wochen berechnet gewesen, auf Monate verlängert.

Minister Gärtner erwiderte allgemeine Worte, die nichts besagten und nur seine Verwirrung verbergen sollten. Was konnte er thun? Dem Oberförster jetzt sein Amt wieder versprechen, in demselben Augenblicke, wo sein Brief in die Hände von dessen Tochter kam — das ging ihm schnurstracks gegen das politische Gewissen. Aber konnte er ihm nicht glänzende Genugthuung für die Zukunft verheißen? Das ging auch nicht; denn in dieser Zukunft hoffte er ja Schwiegersohn des Oberförsters zu werden, und dann sah die Sache erst recht abgekartet aus und wie die offenste Familienprotektion alten Styls. Nein! Der Oberförster mußte unter allen Umständen pensionirt bleiben. Unter allen Umständen? Wiederum nein! — Den einzigen Umstand nämlich ausgenommen, daß der Minister als Liebender einen Korb bekam: dann konnte er im Selbstgefühl höchster Unbestechlichkeit den Oberförster Sachs sofort wieder einsetzen oder noch besser gleich zum Oberforstrath machen.

In seiner Verzweiflung gab der Minister ausweichende Antworten. Und doch schilderte ihm der alte Jäger so beredt, wie ihm die Bauern das Wild vor der Nase weggeschossen hatten, den Wald geplündert, die schönste Eiche gefällt und im Triumph zum Dorfe gefahren, und dort um dieselbe getanzt wie um einen Freiheitsbaum. Und der Mann hatte unter persönlicher Gefahr nichts weiter dagegen gethan, als was ihm Amt und Pflicht gebot.

Man konnte in seinen Blicken lesen, wie verächtlich ihm die laue, zweideutige Rede des Ministers sei. Er begann jetzt auch an dessen Ehrlichkeit zu zweifeln; denn den Bauern gab er unrecht, und ihm wollte er nicht recht geben. Hätte ihm der Minister noch im blinden Parteiwahn gesagt, daß den Bauern der Wald gehöre und daß die Förster sich ducken müßten vor dem souveränen Volk, so würde er ihn minder geringschätzig betrachtet haben.

Er ging darum kurzweg zu seiner zweiten Beschwerde, und die war noch weit peinlicher.

„Ich lebe hier still und einsam und kummre mich nicht entfernt um das politische Getreibe. Trotzdem werde ich seit Wochen polizeilich überwacht, Polizeidiener und Gensdarmen verfolgen mich, ja selbst meine Tochter, auf Schritt und Tritt, sie spähen bis ins Heiligthum meines Hauses. Ich weiß bestimmt, Herr Minister, daß dies in Ihrem besondern Auftrage geschieht, einer Ihrer Späher hat mir's selbst gestanden. Ich begehre den Anlaß zu wissen, damit ich mich rechtfertigen kann. Sie haben die Aufpasserei der früheren Zeit vor allem Volke so oft und laut verdammt, daß Sie mir nicht bloß meine Rechtfertigung nicht versagen, nein, daß Sie mir auch Ihre eigene Rechtfertigung nicht weigern können.“

Der Minister stand wie Butter an der Sonne. Wie oft hatte er seinen Bedienten derb zurechtgewiesen, wenn ihm derselbe neue Berichte über Fledergasse Nr. 15 brachte, aber da er doch immer mit sichtbarer Spannung zugehört, so waren die Polizeidiener in ihrem Eifer gar nicht zu bändigen gewesen und viel weiter gegangen, als der Minister irgend ahnte.

Er sah nur einen Ausweg aus dieser Klemme wie aus der vorigen: er mußte dem Alten die ganze Geschichte seiner

Neigung zu der Tochter erzählen. Aber das konnte er wenigstens im gegenwärtigen Augenblicke nicht. Hedwig sollte sie zuerst hören, junge Mädchen haben ein Verständniß für dergleichen, aber alte Oberförster ganz und gar keines. Der Alte, in dessen Mienen Zorn und Verachtung kämpften, wünschte ja den Affessor zum Schwiegersohn; er würde ihm auf seine idyllische Geschichte höhnisch geantwortet haben, daß der Herr Minister seine polizeilichen Forschungen auf alles gerichtet habe, nur nicht auf die nächste Frage, ob nämlich das Mädchen überhaupt etwas von ihm wissen wolle?

Und wenn der Alte auch milder geurtheilt hätte — spielte der Minister mit seinem Bekenntniß nicht jetzt unter allen Umständen eine lächerliche Figur? Er hatte sich den Augenblick des Hervortretens so groß, so rührend gedacht, — nein! — er konnte jetzt nicht reden. So entschuldigte er sich denn, daß das Ausspähen durchaus nicht mit seinem Willen geschehen sei.

„Dann müssen Sie den Polizeidiener zur Strafe ziehen, daß er auf Ihren Namen gelogen hat.“

„Nicht ganz mit meinem Willen, nicht so mit meinem Willen,“ korrigirte sich der Minister; denn er war wiederum zu ehrlich, um alles auf dem dummen Polizeidiener sitzen zu lassen. Neue Zweideutigkeit und Uchjelsträgererei! dachte der Oberförster. „Aber es waltet hier von Anbeginn ein Mißverständniß,“ fuhr der Minister fort.

„Nun gut, so erklären Sie mir dieses Mißverständniß!“ Der Minister schwieg.

Der Oberförster ergriff seinen Hut. „Ich habe hier die Gerechtigkeit nicht gefunden, welche ich suchte. Diese schlimme Zeit hat wenigstens das Gute, daß man überall geradaus gehen kann und daß alle Thüren offen stehn. Als alter treuer Diener des fürstlichen Hauses werde ich morgen vor Seine Durchlaucht treten und von dem Fürsten die Genugthuung erbitten, die mir sein Minister nicht gewähren wollte.“

Gärtner suchte den Alten zu beschwichtigen, allein er ging trotzig ab. In stummer Verzweiflung blickte er auf das Plakat mit den sieben Volksforderungen, welches noch immer an der Wand hing, und wiederholte die Worte, wie er sie ungefähr damals gesprochen, als er das Plakat aufnagelte: „Ich kann fortan alles was ich will, und will nur was ich soll. Ein Minister wird nur noch beurtheilt nach den Thaten, die er im hellen Lichte des Tages vollbringt. Mißverständnisse und Verbächtigungen zerren wie Nebel vor der neuen Sonne des öffentlichen Lebens. Das klare Auge des Volkes durchschaut mich, ich will ihm den gleichen klaren Blick des reinen Herzens entgegenbringen. Von heute gehöre ich nicht mehr mir selber, ich gehöre ganz meinem Volke!“

## X.

Der dirigirende Staatsminister wartete auf Antwort aus der Fledergasse. Er wartete um so gespannter, da er nach Empfang derselben dem Oberförster die befriedigendste Erklärung seines zweideutigen Benehmens geben konnte.

Jetzt kam der Bediente und überbrachte einen Brief. Die Adresse zeigte sehr kräftige Schriftzüge, hastig erbrach ihn Gärtner: — er enthielt die Meldung des Bürgermeisters, daß in der obern Stadt ein bedrohlicher Krawall ausgebrochen sei.

Vorgestern Nacht waren mehrere Ruhestörer eingesteckt worden, weil sie dem Hofmarschall die Fenster eingeworfen hatten. Unter den Verhafteten befanden sich die zwei Präsidenten des Communisten-Bereins „Mondschein“, ein verkommener Schuster und ein Literat. Ihre Freunde zogen in hellen Haufen vor das Gefängniß und forderten Freilassung der Gefangenen. Eben ertönte Trommelschlag; die Bürgerwehr rückte aus.

So fieberhaft jagten sich damals die Ereignisse, daß selbst der ungeduldigste Minister nicht einmal recht ins Fieber des Wartens kommen konnte.

Nach einer Viertelstunde wurde ein zweiter Brief gebracht. Auch er stammte schwerlich aus der Fledergasse, die Adresse war mit Bleistift geschrieben, die Buchstaben noch kräftiger als beim ersten. Der Bürgerwehr-Oberst, Lederhändler Schlehbach, meldete, daß ein Theil der Bürgerwehr sich weigere, gegen die Tumultuanten einzuschreiten, der andere Theil bedrohe die

widerspenstigen Kameraden, darum sei Gefahr vorhanden, daß die Bürgerwehr untereinander in Kampf gerathe.

Rasch entschlossen eilte Gärtner selbst ins Rathhaus. Er trat auf den Balkon, um die tobende Masse zur Ruhe, die Wehrleute zur Pflicht zu ermahnen. Er rechnete auf den Hauber seiner Rede, er gedachte der Märztage, wo er viel schlimmere Stürme beschworen hatte. Allein er täuschte sich bitter! Pfeifen und Rufen empfing ihn, er konnte nicht zu Worte kommen, und als er dennoch beharrlich winkte und rief, begannen Steine zu fliegen. Er mußte sich zurückziehen.

Mit Schrecken erkannte er, daß seine Popularität gebrochen sei. Er hätte es längst aus hundert Anzeichen merken können. Aber von oben nach unten sieht man viel ungenauer als von unten nach oben.

Man ließ die Bürgerwehr abmarschiren und bot die ganze Polizeimannschaft und Gensdarmarie auf, um wenigstens die beiden Schildwachen zu befreien, welche, von der herantrogenden Menge eingeschlossen und fast erdrückt, Gewehr bei Fuß, vor dem Gefängnißthore standen und sich nicht rühren konnten oder wollten. — Es mißlang.

Da kam ein dritter Brief, — Adresse mit mädchenhafter Handschrift! Ein Delblatt aus der Flebergasse durch diesen Sturm aufs Rathhaus gewirbelt? Ach nein! Der Brief war von einem Lieutenant, dem Ordonnanzoffizier des Fürsten, welcher den Minister augenblicklich aufs Schloß entbot.

Gärtner fand dort Seine Durchlaucht bereits in Berathung mit dem General der fürstlichen Truppen — (diese bestanden zwar nur aus einem Infanterieregiment, hatten aber doch einen General).

Der General wollte sofort feuern lassen, um die Schildwachen zu befreien, der Fürst war unschlüssig, der Minister schlug nun Mittel der Milde vor, als ein Lakai, der am Fenster stand, plötzlich ausrief: „Die Gefangenen sind befreit! Da

tragen sie eben den Schuster auf den Schultern über den Schloßplatz wie den Masaniello in der Stummen von Portici!“

Das Citat aus der „Stummen“ entschied. Tief erschrocken gab der Fürst dem Vorschlage des Generals recht, tief bewegt im schwersten Seelenkampfe fügte sich auch Gärtner.

Doch ließ er sich's nicht nehmen, noch einmal, Frieden gebietend, unter das Volk zu treten. Vergebens!

Die Ausrührakte wurde verlesen; — die Soldaten feuerten; — in kurzer Frist waren die Straßen gesäubert; — zwei Tode und zehn Verwundete lagen auf dem Pflaster. Die Stadt war ruhig.

Am Abende desselben Tages schrieb der Minister wieder einen Brief, der aus lauter Hauptsätzen bestand, aber keiner fing diesmal mit „Ich“ an: es war das Gesuch an den Fürsten, ihn seines Ministeramtes zu entheben.

Bei der Uebernahme des Portefeuilles hatte er sich gelobt, daß er immer nur durch Güte und Vernunft die Leidenschaft des Volkes zügeln wolle. Heute war er ausgepiffen worden, als er dies versuchte, und die Antwort darauf war das Pfeifen der Flintenkugeln gewesen. Sich selber treu mußte er abtreten, und der Fürst genehmigte seine Entlassung. Man bot ihm nachgehends einen diplomatischen Posten; er dankte für denselben wie für jedes fernere Staatsamt und ward wieder, was er gewesen, Advokat mit spärlicher Praxis.

An sich selbst verzweifelnd, an der Zeit und am Volke, mußte er leider auch an seiner Liebe verzweifeln. Die Frist der Antwort für seinen Brief war abgelaufen. Da er während derselben gar keine Zeit gehabt hatte zum Warten, so übte er sich nachgehends noch etliche Tage in dieser freien Kunst. Allein es kam keine Antwort aus der Flebergasse.

Das Mädchen hatte also die von ihm selber vorgeschlagene Form gewählt, durch Schweigen Nein zu sagen.

(Schluß folgt.)

## Der Mann von Metz auf der Anklagebank.

Nachdruck verboten.  
Erl. v. 11. VI. 70.

(Zu dem Bilde auf S. 117.)

„Simple soldat en 1831, maréchal de France en 1864“ — das sind die Worte, die mit goldenen Lettern auf Bazaines Marschallstab stehen — eine stolze Inschrift. Wann hat je ein Soldat in so kurzer Zeit die Reihenfolge aller militärischen Rangstufen einer großen Armee durchgemessen? Sehen wir von den Urhebern und Lenkern der Revolutionen ab, so finden wir kaum einen. Und wir sind es ihm schuldig hinzuzufügen, daß er diese Laufbahn ohne Beispiel sich selbst, ja nur sich selbst verdankt. Obgleich aus einer wohlhabenden Familie, Sohn eines Generals der russischen Armee, wählte er doch die Rolle des einfachen Troupiers und trat neben dem brot- und heimatlosen Abenteuerer als „Simple soldat“ in ein Linieninfanterieregiment. Niemals hat er die berühmte Ecole de St. Cyr besucht. Bazaine erkannte sich selbst genau und ergriff für dieses Leben die Rolle, die seinem innern Menschen am nächsten stand, die Rolle des Troupiers, der im beschränkten Kreise mit muthiger Spielerhand die höchsten Einsätze zu gewinnen weiß. Den Marschallstab sich aus dem Tornister zu holen, das war das Kunststück, zu dem seine Gaben ihn befähigten, und mit dem er die Welt in Staunen setzte. Napoleon III war ein Menschenkenner und kannte auch Bazaine in seiner ganzen eigenhümlichen Bedeutung. Darum schrieb er an den ihm befreundeten Frossard, der ihn um das Commando der mexicanischen Expedition bat, jenen berühmt gewordenen Brief: „Mein lieber General, die Expedition nach Mexico ist nicht bedeutend genug, um einen General von Genie dorthin zu schicken. Glauben Sie an meine aufrichtige Freundschaft.“ Der Kaiser wollte die Fäden jener unheilvollen Expedition selbst leiten, und nur ein Werkzeug, keinen selbstständigen Geist dort an der Spitze seines Heeres sehen. An dieser Halbheit ging sein stolzer Plan zu Grunde und verschlang ihn und sein Werkzeug zugleich.

Nicht nur die Liebe, sondern auch der Ehrgeiz gleicht der Sphinx, deren Umarmung die höchste Seligkeit gewährt, aber auch nur zu oft die Todeswunde demjenigen schlägt, der sich

ihr naht. Bazaine war Marschall geworden und seine Laufbahn damit zu Ende, doch das Verhängniß öffnete ihm nun die Arme und zog ihn weiter fort. Er war mit seinen Zielen gewachsen und zu groß geworden, um als Soldat stehen zu bleiben, und doch nicht groß genug, um den Feldherrn mit dem Staatsmann zu vereinigen und mit gewaltiger Hand eine Krone auf sein Haupt zu setzen. Fortgetrieben von dem glühenden Ehrgeiz einer schönen jungen Frau reichte er den Arm danach, aber er hatte den Muth des Entschlusses nicht, offen für Maximilian und an seiner Stelle in die Schranken zu treten, sondern er tastete nur unsicher umher und rechnete darauf, daß das Geschick, welches ihm so lange günstig gewesen war, ihm mühelos den hohen Preis in den Schoß legen werde, sobald das Schattentaiserreich des Oesterreichers zu Ende ging.

Aber diesmal ließ ihn die treue Gefährtin im Stiche, und gegen den Mann, den bis dahin alles bewundert hatte, wendeten sich die ersten, freilich noch leisen Anklagen. Die Sammlung: „Papiers et correspondance de la famille impériale“ schleuderte neuerdings eine Reihe von Beschuldigungen furchtbarer Art gegen den Marschall — Beschuldigungen, welche deshalb um so schwerer zu wiegen scheinen, weil sie vertrauten Dokumenten entnommen sind, die nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren und die den aufrichtigen Meinungsaustrausch zwischen nahestehenden Personen enthalten. Es fanden sich darin die Briefe, welche das schwarze Cabinet an Napoleon III pünktlich und getreu auslieferte und viele, welche vom mexicanischen Expeditionskorps herüberkamen. Liest man hier nun von dem Marschall die Worte, die ein General schreibt:\*) „Man muß auf den Kardinal Dubois zurückgreifen, um einen Schurken ähnlicher Art zu finden,“ oder: „es ist unmöglich, einen Menschen mit ausgebildeterem Spitzbübensinne sich vor-

\*) F. D. an seinen Bruder, also wohl Felix Douay an Abel Douay, der später bei Weißenburg fiel.

zustellen, er hat nur die eine Sorge, aus unserer Noth sich zu bereichern," so kann man geneigt sein, das schon für einen niederschmetternden Beweis zu halten.

Alein wer die Franzosen kennt, führt diese Ausdrücke erregten Unwillens auf ihren wahren Werth zurück. So niedriger Art war Bazaines Schuld in Mexico gewiß nicht; sie lag allein in seiner Unschlüssigkeit, in der er weder mit seinen kühnen Wünschen zu brechen, noch sein „Ich“ offen für dieselben einzusetzen wagte.

„Der Mann von Mexico und Mez“ — so nennt man Bazaine. Die beiden Namen, die dem seinen durch die Geschichte hinzugefügt worden sind, werden unzertrennlich bleiben. Und doch gehören sie nur zusammen, wenn man der Consequenz des tragischen Schicksals folgt, denn an Mez und in Mez hatte Marschall Bazaine keine Schuld. So könnte man nur Gedanken oder Handlungen nennen, bei denen er seine Person von der Sache trennte und jene dieser voranstellte, doch davon ist er frei. Mag er immerhin geträumt haben, Frankreich zu retten und sich zugleich an seiner Spitze zu sehen — Frankreich zu retten blieb doch sein erstes Ziel. Er übernahm die Heeresleitung in einem Augenblicke, wo ein glücklicher Ausgang des Feldzuges der „armée du Rhin“ schon unmöglich war. Die Wege nach Frankreich zurück wurden ihr schon indirekt verlegt; gleichgiltig blieb es, an welchem Tage die deutschen Heere ihr direkt den Rückzug nehmen würden. Mit eiserner Hand aber stellte Bazaine in wenig Tagen bei Mez die Ordnung und die Disciplin in den sich auflösenden Massen wieder her. Der einfache Soldat spielte in ihm noch einmal seine Rolle, und er spielte sie vortrefflich. Nach den Schlachten von Wörth und Speichern glaubte man ja selbst in der deutschen Armee, daß die Invasion erst an der Maas oder noch weiter rückwärts gehemmt werden könne. Bazaine setzte ihr schon bei Mez ein Hemmnis entgegen, das nur mit dem Opfer von 40,000 braven Soldaten und einer zweimonatlichen Belagerung gebrochen werden konnte, ein Hemmnis, welches auch überhaupt nur ein Gegner zu überwinden vermochte, der es so verzweifelt ernst meinte. Sein viel angegriffener Entschluß, am 17. gegen Mez zurückzugehen und dort die zweite Schlacht zu schlagen, war natürlich, und darum richtig. Freilich stehen dem wahren Genie noch andere Wege offen, allein der kleinere Geist, der sie betritt, scheitert sicher darauf. Ein Alexander, Friedrich oder Napoleon hätte vielleicht die „Armée du Rhin“ glücklich und siegreich von Mez zurückgeführt, sicher aber keiner von den Generalen, die jetzt über Marschall Bazaine zu Gericht sitzen — seien wir ehrlich, auch keiner von uns siegreichen und glücklicheren Soldaten der deutschen Armee.

Damals erkannte das auch Frankreich an. Schrieb doch noch im Monat September, als man die Ereignisse bei Mez schon in großen Zügen eben so deutlich übersah wie heute, der „Français“ über den Marschall die Worte: „Alles, was Menschen zu thun vermochten, hat Bazaine gethan. Jeden Tag hat er gigantische Kämpfe geliefert, immer und überall dem Feinde die Spitze bietend, durch die kühnsten und überraschendsten Entwürfe den feindlichen Generalen ihre Fassung raubend, seine Armee um Mez herum immer dahin werfend, wo es nöthig war. Von vier Tagen kämpfte er drei ohne Waffenruhe, ohne Aufhören, mit unermüdblichen Soldaten.“

„Eingeschlossen ohne Nachrichten, selbst außer Stande Nachrichten zu geben, gleich einem Fels im Meere inmitten der preußischen Bogen, kämpft Bazaine und kämpft immer wieder. Möge sich die Stimme des Landes so mächtig erheben, daß sie über die preußischen Linien hinwegschalle. Möge sie den Einwohnern von Mez, der Armee Bazaines, ihrem heroischen Chef den huldigenden Ausdruck unserer Bewunderung darbringen. Ihr Anblick sei unser Beispiel. Auch wir, wir werden jetzt umringt und eingeschlossen werden wie sie, verstehen wir es auch, wie sie zu widerstehen. Grüßen wir, den Kampf erwartend, unsere Brüder von Mez und ihren General im Namen des Vaterlandes durch einen erhabenen Ruf der Erkenntlichkeit.“

Das ist heute freilich vergessen und hat sich auch an der historischen Gruppierung jener Ereignisse nichts durch neue Enthüllungen geändert, so lautet die Anklageschrift des General

Riviere in den Zeilen, die über dieselben Tage handeln, doch ganz anders. Noch im Oktober schrieben die Mezer Zeitungen viel Lobendes von ihrem Marschall. „Wie alle Gefangenen sagen, flößt Bazaine den Preußen einen lebhaften Schrecken ein," so beginnt eins der Loblieder auf Bazaine und seine Taktik. Und doch sollte der Municipalrath der Stadt später eine wüthende Anklage gegen ihn schleudern. Das ist das Loos gefallener Größen der Nationen, die selbst zu sinken beginnen.

Das Schicksal der Rheinarmee war mit dem 18. August besiegelt. Eine noch nicht geschlagene Armee in Mez würde sich aus der Umarmung der Belagerer wohl befreit haben. Für die schon geschlagene, die das Gefühl mitnahm, daß sie einen überlegenen Gegner vor sich habe, den sie nicht besiegen könne, war es eine Unmöglichkeit. Auch rein militär-technisch genommen waren die Eingeschlossenen übel daran. Ein Heer, welches auf einen so engen, von Häusermassen, Gärten, Parks u. s. w. bedeckten Raum zusammengepfercht ist, gleicht dem Riesen im Neze, der sich nicht zu rühren vermag, auch wenn nur dünne Schnüre ihn umschlingen. Jede Bewegung stößt auf Hemmnisse aller Art, die marschirenden Kolonnen müssen mit einander in tausend Kollisionen gerathen, und draußen bewegen sich die Belagerer frei, auf vielen Straßen neben einander, um immer noch früher auf dem Schlachtfelde bereit zu stehen als der Gegner, der den Ausfall machen will. Bazaines Heer in Mez war zudem auf allen Seiten von den hoch gelegenen Beobachtungsposten so genau überwacht, daß es nichts thun konnte, was die Belagerer nicht zeitig genug wußten. Am Tage vor der Schlacht von Noisseville sah man die Bagagewagen vorbereiten, Heu und Hafer auf die Geschützproben schnüren, Officiere das Terrain rekonosciren, die unerläßlichen Vorbereitungen an den Brücken treffen, und man war im deutschen Lager auf der Hut. Unehlich ging es jedes andere Mal. Bei Nacht und Nebel leitete das Gehör völlig sicher, wenn nicht gerade Sturm und Unwetter losbrachen. Die sonst so vortheilhafte Lage von Mez war hierin eine sehr unglückliche.

Und dann stand vor den Thoren der Festung ein siegreiches Heer unter einem glücklichen und eisenfesten Feldherrn. Bis zum letzten Manne befehlte dies Heer der feste Entschluß, lieber unterzugehen, als auf halbem Wege stehen zu bleiben. Das Blut der großen Augustschlachten wäre umsonst vergossen gewesen, wenn man Bazaine einen Ausweg ließ. Wohl konnte es ihm gelingen, hier oder dort mit ungeheuren Opfern die ersten Linien zu durchbrechen. Aber wenn er sich so von dem Schutze der Festungskanonnen entfernte, wurde seine endliche Niederlage nur um so sicherer und schneller. Die schwerfällige Armee ohne Troß, ohne Artillerie würde niemals ihren Weg weit fortgesetzt haben. Zertrümmert, von den deutschen Reiter-schaaren auf allen Wegen verfolgt, hätte sie sich bald in kleine Theile aufgelöst, und Prinz Friedrich Karl, der mit sehrender Ungeduld in seinem Hauptquartier auf Schloß Corny harpte, dann sein Heer nach Südr Frankreich zu neuen Siegen geführt.

Draußen dies Bewußtsein und drinnen in der Festung die Empfindung, daß man einem übermächtigen Gegner, einem unaufhaltbaren Verhängniß gegenüberstände, welches zu bekämpfen doch vergeblich sei — das gab für Belagerer und Belagerte den Ausschlag. Der Fall von Mez wurde von Beginn an nur eine Zeitfrage, abhängig von den Vorbereitungen des Intendanten, der die Stadt vor und bei Ausbruch des Krieges mit Lebensmitteln versehen — und zum Unheil für den Marschall Bazaine waren diese Vorbereitungen ungenügende.

Wie heftig auch heutzutage in Frankreich die Entrüstung über die Kapitulation sein mag, damals hielt sie auch die Rheinarmee mit Soldaten und Officieren für unvermeidlich und für gerechtfertigt. Eine Armee von 140,000 Mann, die kämpfen und sich Bahn brechen will, läßt sich nicht ausliefern. Auch Bazaine wäre ihrem aufrichtigen Wunsche, ihrem ernstesten Willen ohne Zweifel gefolgt, ließ er sich doch überhaupt von den Ereignissen treiben. Aber keiner von den tausenden und aber tausenden von Brüdern der Eingeschlossenen, die in den Ballonposten und auf anderen Wegen durch die Belagerer aufgefangen wurden, sprach von der Selbstbefreiung durch einen großen Ausfall — die berühmte „trouée“ ist eine neuere Erfindung. Auch

die Zeitungen, die in Metz erschienen, redeten davon nicht, sondern forderten Frankreich auf, den Belagerten zu Hilfe zu kommen und sie zu befreien. „Wohlan, möge das übrige Frankreich, eine noch intakte Bevölkerung von 30 Millionen Menschen, die Anstrengung machen, um ein Entsatzheer von 300,000 Mann zu bilden, und wir sind gerettet!“ so ruft der „Indépendant de la Moselle“ vom 24. Oktober. „Ihr, berühmte Medner der französischen Tribünen, findet den reinsten und beredtesten Ausdruck, um die Spannkraft unserer Soldaten aufzufeuern, die Furchtsamen fortzureißen, die Gleichgültigen entschieden zu machen. Ihr alle, Arbeiter und Landleute, Kinder Frankreichs, eilet herbei, um uns zu helfen!“

Wer das alles am schärfsten, ja vielleicht allein mit richtigem Blick erkannte, war Marschall Bazaine selbst. Er würdigte seine eigene Armee und seine Gegner sehr wohl. Allein auch hier ließ er sich von seinem Schicksal fortreißen, ohne mit starker Hand selbst in das Rad einzugreifen. Er hat einmal später gesagt: „Durch drei Dinge haben uns die Preußen besiegt, durch die Disziplin, die Artillerie und die Eclaireurs.“ Damit traf er ins Schwarze hinein. Er hätte auch die Disziplin allein in des Wortes umfassendster Bedeutung nennen können, und es wäre genug gewesen. Um dagegen mit Glück kämpfen zu können, war die geistige und moralische Wiedergeburt des Volkes und Heeres nöthig, und die konnte kein Feldherr während einer zweimonatlichen Belagerung schaffen.

Allein soweit Bazaine an Einsicht seine Landsleute auch überragte, vermochte er sich dennoch nicht zu der Freiheit des Geistes und der Seelengröße emporzuschwingen, daß er ganz offen mit dieser Wahrheit aus sich heraustrat. In der Hoffnung auf den Umschwung des Kriegsglücks oder den bald eintretenden Frieden gab er sich einer unklaren wohlthätigen Illusion hin, die begreiflich und verzeihlich ist, wenn man seine verzweifelte isolirte Lage bedenkt, die sich aber nur zu hart rächte, wie eine jede Gedankenlosigkeit. Dies nicht völlig klare Hoffen auf das Wiederaufgehen seines Glücksterns gab seinem Thun das Schwankende, Bögernde, es spiegelt sich auch, gewiß unabsichtlich, in seinen Befehlen und seinen Depeschen wieder, und der blinde Haß greift nun danach, um es als Zweideutigkeit ihm zum Verbrechen zu machen.

Damals, selbst nach der Kapitulation, hat kein Franzose, der die Metzger Verhältnisse kannte, an die Möglichkeit eines Prozesses gegen den Marschall gedacht. Die furchtbaren Zustände in den Lagern der französischen Armee sprachen allzu deutlich für die Größe des Elends, dem des Marschalls sonst so eiferne Wille erlegen. Auf die Mauer der Porte Serpenoise hatte eine Dubenhand die Worte geschrieben: „Bazaine et Cofinzières sont des traitres et des lâches!“ Französische Officiere und Soldaten standen davor und — lachten. Das war eine gerechte und natürliche Empfindung; denn der Marschall war noch beliebt, seine Tapferkeit, sein unermüdlicher Eifer, seine Liebe für die Soldaten wiesen jedes andere Gefühl zurück.

Der Prozeß gegen Bazaine ist ein Akt der Leidenschaft. Der Groll, den die große Nation noch heute über ihre Niederlage empfindet, kehrt sich gegen den Marschall. Aus dem Schauspiel von Trianon soll der schuldige Bazaine und das unschuldige Frankreich hervorgehen, das nur durch Verrath, nicht durch die deutschen Waffen besiegt wurde. Und wie anders sind die wahren Ursachen, wie weit liegen sie von jedem persönlichen Einflusse des Einzelnen entfernt, stünde er auch an noch so hoher Stelle.

Ein Feldherr, der an der Spitze einer solchen Armee steht, wie es die „Armée du Rhin“ war, und der nebenbei noch über eine Festung wie Metz befehligt, darf nur nach seinen eigenen Entschlüssen handeln, nicht nach den von allen Seiten sich herandrängenden Meinungen. Das ist Pflicht und Recht, und darum kann niemand Bazaine einen Vorwurf machen, daß er bei Metz verblieb, wenn er das für das Richtige hielt. In seinem Prozeß aber stellen sich die Dinge anders. Da nimmt man ihn als Angeklagten und stellt seiner Aussage die jedes beliebigen Zeugen als gleichberechtigt gegenüber. Das ist seine Gefahr und sein Unglück; denn sonst könnte auch Frankreich ihn wohl kaum verurtheilen. Waldhüter, Eisenbahnbeamte und

Kunstreiter fördern ihre Vorschläge zu Tage, wie der Marschall hätte handeln sollen. An jede noch so kühne Behauptung aber knüpft sich die Hoffnung, daß sie doch am Ende hätte zum glücklichen Ziele führen können, und man rechnet es jetzt Bazaine zum Verbrechen an, daß er nicht allen ihm gegebenen Winken folgte. Wo der Erfolg allein entscheidet, ist Recht und Unrecht schwer zu trennen.

Das Unglaublichste wird unter den Anklagen als baare Münze genommen, und Richter, Zeugen, Präsident, alle wetteifern, eine Naivetät in militärischen Anschauungen an den Tag zu legen, welche die französischen Niederlagen erstaunlich leicht erklärt. Damit fehlt der gerechten Würdigung dessen, was bei Metz geschehen ist, gänzlich der Boden. Für uns aber bleibt's unwandelbar, daß kein Personenwechsel die Schicksale der Armée du Rhin geändert hätte, und daß Bazaine eben so wenig ein gewissenloser Abenteurer war, als ein Genius, der die Geschicke eines Volkes zu lenken vermochte.

Die Trianontragödie ist von Hause aus auf den Effekt angelegt, wie alle öffentlichen Handlungen in Frankreich. Ein Heer von Zeugen, eine Schaar von Marschällen, Generalen, Officieren, Beamten, Wachen und Posten, dazu eine buntschillernde Menge ausgewählter Zuschauer sind als Figuranten aufgeboten.

Der prachtvolle Saal, in welchem Ludwig XIV seine Zauberszenen gab, ist die ganz passende Dekoration für diese Scene.

An dem einen Ende sitzen am halbkreisförmigen Tische die 11 Richter, der Herzog von Nemours, ein schwächlicher Blondin, in der Mitte, ihm zur Seite de la Motterauge, Chaboud-Latour u. s. w., vor dem linken Ende des Tisches aber auf erhöhtem Sitze Marschall Bazaine mit seinen Vertheidigern, den Herren Lachaud, Vater und Sohn. Ihnen gegenüber nahe dem anderen Ende des Richtertisches hat der Regierungskommissarius und Ankläger, General Pourcet, seinen Platz; hinter ihm auf einer ganzen Reihe von Bänken die Journalisten, etwas zur Seite der Substitut des Regierungskommissarius und die Grefiers. Hinter dem Marschall befinden sich die Sitze für die Stenographen und den zur Bewachung kommandirten Offizier, einen Gendarmemajor, sowie eine Reihe reservirter Plätze.

An den Stufen, die in den niedrigen mittleren Theil des Saales hinabführen, sind die Huissiers postirt. Der ganze Mitteltheil enthält die Bänke für die 300 Zeugen und dahinter in dem gegenüberliegenden Flügel drängt sich das Publikum. Besondere Ausgänge für Zeugen, Richter, den Angeklagten, Commissarien u. s. sind fest bestimmt, nichts geht ohne Ceremonie, nichts ohne theatralische Würde zu. Trommelwirbel erschallen, wenn die Richter, auch wenn der Angeklagte hereintritt, die Wachen präsentiren die Gewehre; man erhebt sich, grüßt sich, fast könnten alle diese Ehrenbezeugungen für einen Hohn auf das Werk gelten, das man hier vorbereitet, indessen dem Franzosen ist diese Form Bedürfnis.

Marschall Bazaine ist natürlich für alle, die diesem Schauspiel beizuhören, die Hauptperson. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, hat ein energisches volles Gesicht, weißen Schnurr- und Kinnbart, weißes Haupthaar. Eine militärische Haltung, ein schneller noch sicherer Gang, eine kräftige Stimme zeichnen ihn aus, und wenn er auch, von Sorgen gebeugt, in der beissend langem Untersuchungshast sehr gealtert hat, so ist sein Benehmen doch sicher und männlich. Nur hin und wieder, wenn die Erinnerung an die großen Augenblicke seines Lebens in ihm wachgerufen wird, scheint ihn schmerzliche Bewegung zu ergreifen, der er aber immer schnell Herr wird. In seiner Nähe sind stets sein Bruder, der Oberingenieur Bazaine, und Oberst Bilette, sein ehemaliger Adjutant, jetzt sein freiwilliger Genosse in der Gefangenschaft. Im Gerichtsjaale trägt er stets die kleine Uniform mit Epauletts und den Großkordon der Ehrenlegion, doch keinen Degen.

Seine Ueberführung nach Trianon machte auf ihn einen großen Eindruck, leichter war für ihn gewiß die Haft auf seiner reizenden Villa in der Straße der Picardie, wo seine Gemahlin und seine Freunde täglich mit ihm verkehren konnten. Aber bald hat er sich auch in die neue Lebensweise gefunden. Er steht früh auf, trinkt nur eine Tasse Milchcaffee, empfängt

dann seinen Adjutanten, macht einen langen Morgenspaziergang in dem für ihn reservirten Garten und begibt sich darauf an die Arbeit, sieht die Dokumente durch, die ihm zugehen, schreibt bis zum Frühstück und hält kurze Mittagsruhe. Die Nachmittagsstunden bringt er mit seinen Bertheidigern zu — geht dann abermals spazieren, stellt Fechttübungen zur Erhaltung seiner Gesundheit an und zeigt sich auch in diesem Dabeim meist gefaßt und ruhig, als echter Soldat.

Wer will dem Manne, der von der eigenen Kraft und der Gunst des Glücks erst so hoch gehoben wurde, um dann so tief und jäh zu stürzen, eine innige Theilnahme versagen — kein deutscher Mann und Soldat wird das vermögen. Einem tragischen Geschick ist er zum Opfer gefallen, und that er Unrecht, so war sein Scheitern nach langer ehrenvoller Laufbahn gewiß Sühne genug — es hätte der Rache nicht bedurft.

Sicherlich muß sich Deutschland jeglicher Einmischung in Bazaines Geschick enthalten, diese würde seine Lage nur verschimmern und den Haß des französischen Volkes gegen ihn noch mehr stacheln, aber der Name eines Mannes, der an solcher Stelle stand, gehört der Geschichte für immer an und nicht der Geschichte seines Landes allein. Darum dürfen und sollen sich auch hier Stimmen erheben, die ein gerechtes Urtheil fördern und es verhüten, daß sein Name und sein Andenken

mit ihm gerichtet werden, wenn die Leidenschaft zum äußersten schreitet.

François Achille Bazaine ist am 13. Februar 1811 geboren; er ward am 18. März 1831 Soldat im 38. Linienregiment, 1832 Unteroffizier in Algier, 1833 ebenda auch Offizier. 1835 stand er in Spanien im Felde und avancirte zum Lieutenant. 1839 Kapitän, 1844 in Algier Bataillonskommandeur, 1848 Oberstlieutenant, 1850 Oberst, beides noch ebenfalls in Algier, waren seine nächsten Stappen. 1854 wurde er in der Arim Brigadegeneral, 1855 ebenda Divisionsgeneral — am 5. September 1864 in Mexico Marschall von Frankreich. Als General en chef kommandirte er zum ersten Male die Expedition gegen Kinburn, die er glänzend durchführte. In Italien befehligte er 1859 eine Division und erwarb das Großkreuz, nur eine seiner zahlreichen hohen Auszeichnungen.

Das ist fürwahr ein Soldatenleben voll Glück und Glanz. Der Schlußstein aber fehlt ihm noch — wird es ein schwarzer oder ein weißer sein? Wir hoffen, daß Frankreich noch gesund genug dazu ist, um die Gründe für sein Unglück tiefer zu suchen, als in der Schuld eines einzelnen — und Bazaines Schuld ist allein die, daß die Aufgaben, welche das Geschick ihm stellte, größer waren als er selbst. Mögen seine Richter an die eigene Brust schlagen und dann gerecht sein. W. v. Dünheim.

## Die amerikanische Nordpolarexpedition unter Kapitän Hall.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11. VI. 70.

Nachdem durch Petermanns Bemühungen das arktische Forschungswerk in Deutschland kräftig in Fluß gekommen und auch die Schweden nicht müde wurden, immer neue Expeditionen ins Gebiet der Polarregion zu unternehmen, rührte es sich auch in anderen Ländern. Die Engländer haben es freilich bis heute nicht über Worte hinausgebracht, obgleich sie einst an der Spitze der Polarforschungen standen, die Amerikaner dagegen haben jetzt eine der wichtigsten und für die Wissenschaft erfolgreichsten Expeditionen durchgeführt, die in der neuern Zeit überhaupt unternommen wurden. Aber nicht nur in wissenschaftlicher Beziehung ist die Expedition des Schiffes „Polaris“ unter Kapitän Hall äußerst werthvoll, sie ist auch in Bezug auf ihren anderweitigen Verlauf, auf die dabei ausgestandenen Gefahren und Abenteuer so außerordentlich spannend und interessant, berührt das menschliche Mitgefühl in so hohem Grade, daß wir uns den Dank der Leser zu erwerben glauben, wenn wir sie hier in ihrem ganzen Zusammenhange darstellen. Dieses ist erst jetzt möglich, seitdem die amerikanischen Berichte vorliegen, während, abgesehen von wissenschaftlichen Journalen, bei uns nur vereinzelte Bruchstücke durch die Zeitung bekannt wurden.

Die Expedition unter Kapitän Hall, welche am 29. Juni 1871 im Dampfer „Polaris“ New-York verließ, hatte sich die Erforschung des im Norden Amerikas gelegenen Polargebiets zur Aufgabe gestellt und beabsichtigte in demselben so weit als möglich gegen den Pol vorzudringen. Der Führer dieser Expedition, der nun im Schnee und Eis der arktischen Region ein kühles Grab gefunden hat, war in jeder Beziehung ein außerordentlicher Mann. Charles F. Hall war Graveur in Cincinnati; dort hörte er 1850 von der Expedition Dr. Kanes in das arktische Meer; er verfolgte mit einem wahren Feuereifer alle Schritte, die zur Auffindung Sir John Franklins, des im Eise verschollenen kühnen englischen Seefahrers, gethan wurden, und zweifelte nicht daran, daß das große Geheimniß, welches über das Schicksal Franklins und seiner Genossen herrschte, aufgeklärt werden könne. Um selbst in dieser Richtung zu wirken, machte er 1860—62 seine erste Expedition nach der sog. Frobißerstraße, von der er zuerst erkannte, daß sie nur eine Bucht sei. Er fand merkwürdige Ueberreste der Expedition des Engländers Frobißer, welchen die Königin Elisabeth vor 300 Jahren ausgesandt hatte, und die nun in Greenwich aufbewahrt werden. Die zweite Expedition Halls aber, 1864—69, umfaßt nicht weniger als fünf Winter hintereinander, die er zum Theil am Schauplatze des Untergangs von Franklin im arktischen Inselgewirre Amerikas zubrachte und wobei er fast

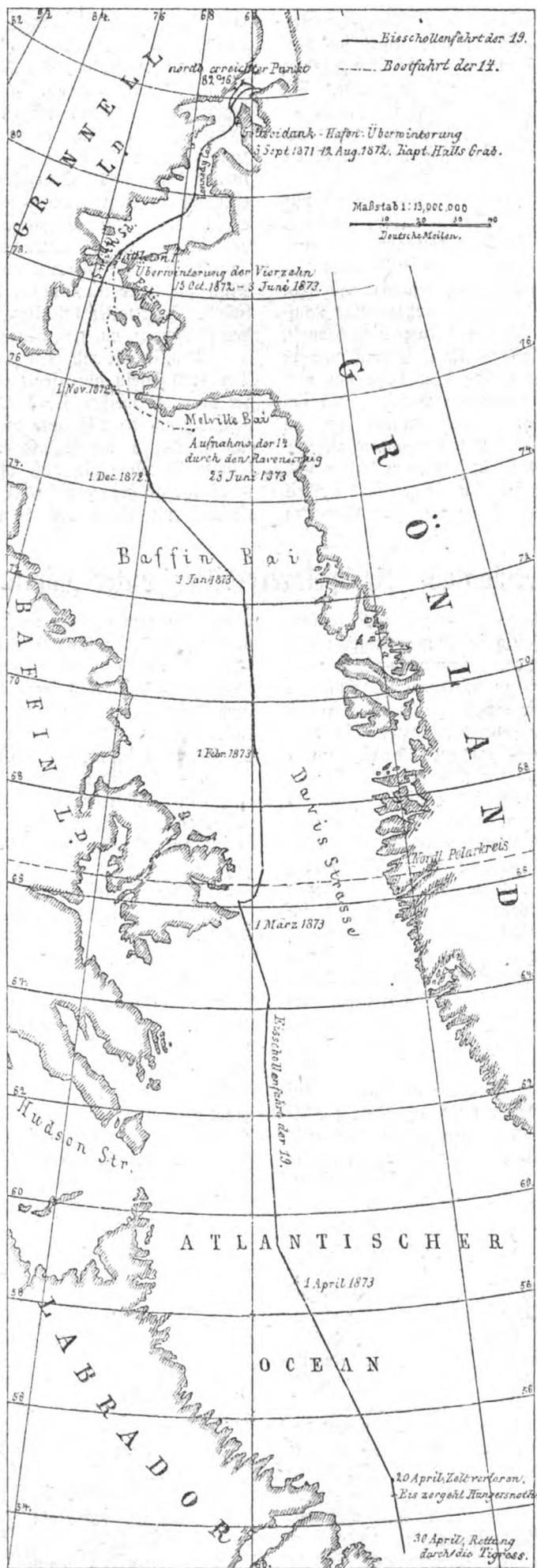
vollständig zum Eskimo wurde, gleich diesen seinen Freunden von rohem Fleisch und Thran lebend. An einem Tage hat er schon 15 Pfund rohes Fleisch gegessen und 2½ Pinten Thran dazu getrunken! Aus jener Polargegend brachte er einen Eskimo, dessen Frau und Kind nach den Vereinigten Staaten zurück, und diese treuen vortrefflichen Leute haben bis an sein Lebensende bei ihm ausgehalten.

Mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln betrieb Hall nach seiner Rückkehr das Zustandekommen einer neuen Nordpolarexpedition. Endlich drang er 1869 damit durch; Präsident Grant und Marineminister Robeson waren seinen Plänen geneigt und der Kongreß bewilligte die nöthigen Gelder zur Ausrüstung des Dampfers „Polaris“, der ganz besonders zur Eisschiffahrt eingerichtet wurde. Ehe wir aber diesen auf seiner Fahrt begleiten, geben wir noch einige Notizen über die Theilnehmer an der höchst denkwürdigen Entdeckungszug.

Neben Hall fungirte als erster Seeoffizier und nautischer Leiter des Unternehmens Kapitän Buddington, der sein ganzes Leben auf der See zugebracht und nur den einen großen Fehler hatte, zu sehr die Spirituosen zu lieben. Zweiter Offizier war Kapitän Tyson; erster Steuermann F. C. Chester, der sich später als höchst tüchtig erwies; zweiter Steuermann William Morton, ein Mann, der außerordentlich bekannt durch seine Theilnahme an der Nordpolarexpedition Dr. Kanes war, auf der er am weitesten gegen Norden, bis zum sog. „offenen Polarmeere“ vordrang, um dort die amerikanische Flagge aufzupflanzen. Er hat es sich nicht träumen lassen, daß er jetzt gerade 20 Jahre später den Schauplatz seiner damaligen Forschungen wieder betreten, das offene Polarmeere aber als eine Täuschung erkennen sollte. Erster Ingenieur war Emil Schumann aus Sachsen, die wissenschaftlichen Mitglieder waren gleichfalls Deutsche, vor allen Dr. Emil Bessels aus Heidelberg, ein für die Wissenschaft begeisterter Arzt, der bereits durch seine Fahrten auf dem Bremer Dampfer „Albert“ im Eismeer sich auszeichnete und dann der deutschen Armee in den Krieg gegen Frankreich gefolgt war. Neben ihm war als Meteorolog Friedrich Meyer angestellt, und auch unter den Matrosen befanden sich Deutsche, so daß das deutsche Element qualitativ wie quantitativ bei dieser Expedition eine sehr große Rolle spielte. Die merkwürdigsten Passagiere an Bord aber waren Halls treue Eskimofreunde Joe und sein Weib Hannah nebst deren Tochter Silvia. Diese der Eskimoaristokratie angehörigen Deutschen hatten sich ziemlich civilisirt, sie sprachen englisch und waren der Königin Viktoria vorgestellt worden. Joe war in seiner Heimat, die er 1865 verlassen, als ein großer Jäger

bekannt und als solcher wie als Dolmetscher sollte er der Expedition von großem Nutzen werden.

An Neufundland vorbei, entlang der Westküste Grönlands dampfte die „Polaris“ nach Norden zu, durch die Baffinsbai in den Smithfund einbringend. Hier befand sie sich noch überall in durchforschten Gebiete, in dem Dr. Kane und Dr. Hayes ihre Vorbeeren errangen. Der erstere war bis über 80, Hayes bis über 81 Grad nördlicher Breite vorge drungen. Wollte Hall von Erfolg sprechen können, so mußte er noch weiter gelangen als seine Vorgänger. Und es gelang ihm. Am 3. Sept. 1871 war er bis zu  $82^{\circ} 16'$  gekommen, er hatte zu Schiff eine Breite erreicht, wie noch keiner vor ihm, und war dem Pole bis auf weniger als 8 Grad nahe gerückt. An jenem nördlichsten erreichten Punkte wurde ein kupferner Cylinder mit einem Dokumente ins Meer geworfen, in dem die bisherigen Ergebnisse aufgezeichnet waren. Dann hielt man Rath, und auf das Andringen des Kapitäns Buddington wurde die Rückkehr beschlossen, um in einem südlicher gelegenen Hafen zu überwintern. Freilich fehlte es auch nicht an Stimmen, welche verlangten, der Kampf mit der Eischranke, auf die man getroffen war, aufzunehmen und weiter gegen den Pol vorzudringen. Grund hierfür war, daß man weiter im Norden freies Wasser erblickte und die Westküste bis zum 84. Breitengrade übersehen konnte. Der enge Kanal, in welchen man eingefahren war, erhielt den Namen des Marineministers Robeson. Am 4. September ankerte die „Polaris“ im Gottseidankhafen, der unter  $81^{\circ} 38'$  n. liegt, und vollführte hier die nördlichste jemals von weißen Menschen unternommene Ueberwinterung. Aber selbst in jener hohen Breite traf man noch die Spuren von Eskimos, ringförmige Bauten, Harpunen und Lanzenspitzen aus Walroßzähnen, Schlittentufen, steinerne Pfeilspitzen. Thiere, namentlich Moschusochsen, Eisbären, Füchse, Lemminge waren in großer Menge vorhanden und wurden erlegt. Ja selbst Schmetterlinge und Bienen fehlten nicht. Im Sommer war der Boden mit einer Moosdecke



Die amerikanische Nordpolarexpedition unter Kapitan Hall 1871—1878.  
Nach A. Petermanns Karte.

überzogen, aus welcher die roth und blau blühenden Alpenpflanzen hervorlugten, denen freilich jeder Geruch fehlte. Die größten Pflanzen waren etwa  $\frac{1}{2}$  Fuß hohe kriechende Weidenbüsche. Aber auch starkes Treibholz, das zum Heizen diente, fand man dort, und dieses stammt höchst wahrscheinlich aus Asien; ferner erkannte man den Inselcharakter Grönlands, indem in jenen Breiten dessen Küsten gegen Osten umbiegen.

Nachdem ein komfortables Winterhaus errichtet war, unternahm Kapitan Hall am 10. Oktober 1871, begleitet von dem Steueremann Chester, zwei Eskimos und zwei von Eskimohunden gezogenen Schlitten, eine Fahrt über das zugefrorene Meer und das Land gegen Norden — es war sein letztes Unternehmen. Die furchtbaren Strapazen griffen den starken Mann an, sie warfen ihn aufs Krankenbett, und am 8. November 1871 war er bereits eine Leiche — das erste und einzige Opfer, welches die Expedition trotz der namenlosesten Leiden und Schicksale, die später folgen sollten, zu erdulden hatte. Wehklagend umstanden die Gefährten den roh zusammengezimmertern Sarg, über den das amerikanische Sternbanner ausgebreitet wurde. Drinnen ruhte der Held, der sieben Winter fern von aller Kultur im Norden überwintert, der so oft schon sein Leben der Wissenschaft zu Liebe in die Schanze geschlagen. Er fiel wie ein General auf dem Schlachtfeld, auf dem Gebiet, dessen Schrecknisse er zu bekämpfen unternommen und die er zu besiegen gewußt. Traurig setzte der kleine Leichenzug sich in Bewegung. Mit den Laternen bewehrt, in ihrer Winterkleidung schritten die Polarisleute dahin in die finstere arktische Nacht; Matrosen zogen den auf einen Schlitten gesetzten Sarg, hinter dem weinend der treue Joe und sein Weib Hannah nebst den übrigen Eskimos gingen. Etwa eine englische Meile vom Ufer, da wurde im hart gefrorenen Boden die letzte Ruhestätte für Kapitan Hall gegraben; das Grab ward mit Steinen beschwert, damit nicht Raubthiere es entweichen sollten, und ein Kreuz darüber aufgerichtet, das Hall's Namen trägt. Der Schnee deckte bald mit seinem weißen Leichentuche die Stätte, wo der muthige

Kämpfer im Dienste der Wissenschaft ruht, und das flammende Nordlicht breitet seinen Schein über dies nördlichste mit dem Zeichen des Kreuzes versehene Grab unserer Erde aus.

Nach dem Tode des tüchtigen Führers und nachdem immerhin schon Großes erreicht war, wurde jeder Gedanke an ein weiteres Vordringen gegen Norden hin aufgegeben und der Winter 1871—72 ruhig im Quartier des „Gottseidantshafens“ verbracht. Der einzige Gedanke der Nordpolfahrer scheint noch der an die Heimat gewesen zu sein, und als im August 1872 das Eis aufging und das eingefrorene Schiff frei wurde, schlug man die Richtung nach dem Süden ein. In einigen Monaten hoffte man wieder in den Vereinigten Staaten zu sein; dort konnte man dann erzählen von den ausgestandenen Gefahren, von der Entdeckung des nördlichsten Landes unsrer Erde, davon, daß selbst Spuren von Menschen gefunden wurden, Pflanzen blühen, die vollkommen gleich unseren Alpenpflanzen sind, und daß dort eine ungemein reiche Thierwelt sich entwickelt.

Indessen alles sollte anders kommen, als man geglaubt. Der Mannschaft stand eine Katastrophe bevor, die in der Geschichte arktischer Entdeckungszüge nur selten sich ereignet hatte und die Ankunft des einen Theiles unter civilisirten Menschen um volle sieben Monate, des anderen um mehr als ein Jahr verzögerte. Doch wir wollen nicht vorgreifen und das Drama in zwei Akten der Reihe nach vorführen. Zum Glück heißt es bei demselben: Ende gut, alles gut!

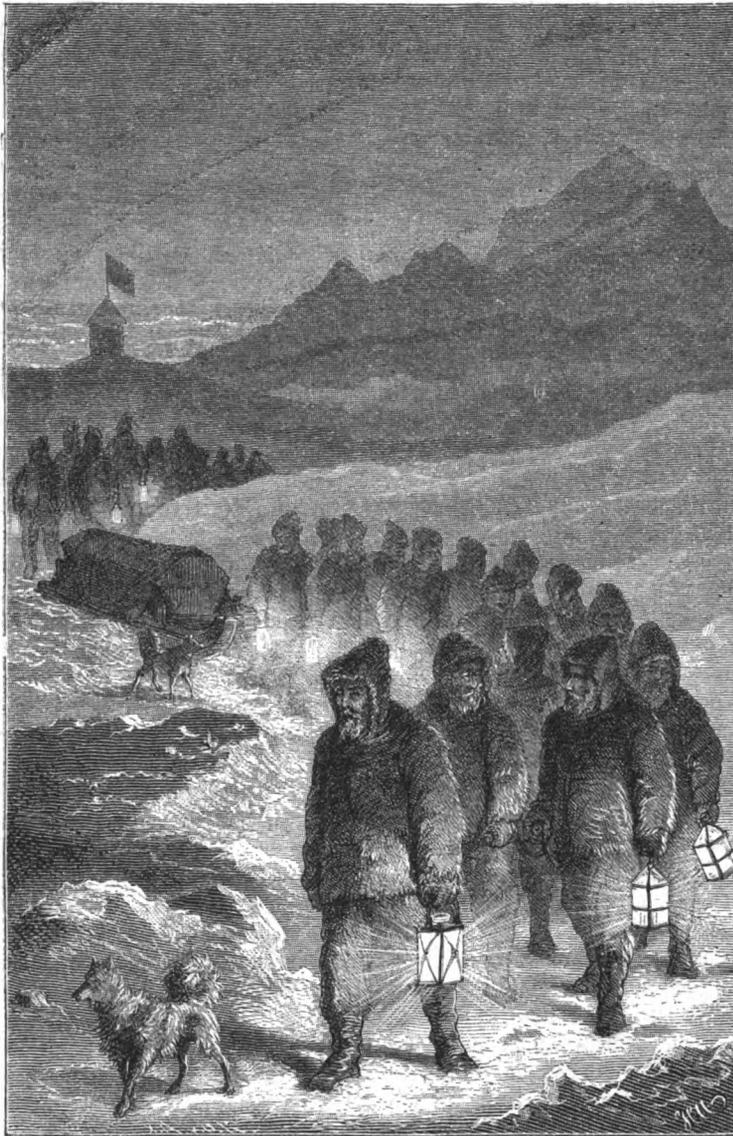
Die *Polaris* steuerte ruhig gen Süden, bis sie am 15. Oktober 1872 unter 78° 25' vom Eise eingeschlossen und so schwer beschädigt wurde, daß der sofortige Untergang unvermeidlich schien; das starke Balkenwerk begann unheimlich zu krachen und drohte zu zersplittern, so daß das Verlassen des Schiffes der einzige Weg zur Rettung schien. In aller Eile wurden nun die Boote, die Eskimofrauen und Kinder, eine große Anzahl Vorräthe auf das Eis gebracht, wo auch bereits ein Theil der Mannschaft sich versammelt hatte, als, zum großen Schrecken sowohl der noch auf der *Polaris* als auf der Scholle befindlichen Menschen, die letztere sich löste und in den Ocean hinausschwamm! Alle Anstrengungen, mit den Booten das Schiff zu erreichen, erwiesen sich als vergeblich; man rief sich noch ein Lebenswohl zu, dann trieb die Scholle, welche etwa eine deutsche Meile im Umfang hatte, unaufhaltsam mit der Strömung gen Süden.

Die *Polaris* war verschwunden und die Menschen auf der Scholle blieben in der fürchterlichsten Lage auf sich allein angewiesen. Im ganzen waren es 19 Männer, Weiber und Kinder, die nun eine siebenmonatliche Eisfahrt ohne Gleichen antreten, eine Fahrt, die sie vom 77. bis 54. Grade nördlicher

Breite führen sollte, ehe die Rettung gelang. Betrachten wir die gezwungenen Teilnehmer derselben. Zunächst Kapitän Tyson, der zweite Offizier der Expedition, ein ruhiger aber höchst entschlossener Mann von 40 Jahren, den auch in den gefährvollsten Augenblicken seine Kaltblütigkeit und Entschlossenheit nicht verließen und der dadurch nicht unwesentlich zur Rettung beitrug. Dann der Obersteward Heron, ein intelligenter junger Engländer, der während der ganzen Expedition ein regelmäßiges Tagebuch führte; der Meteorolog Karl Meyer, ein Deutscher, welcher Tag für Tag, oft unter den schrecklichsten und ungünstigsten Verhältnissen seiner Pflicht obliegend, Beob-

achtungen über die Witterung anstellte und Breitenmessungen machte; sieben Matrosen und neun Eskimos. Unter den letzteren befand sich Hans Christian, eine in der Geschichte der Nordpolreisen berühmte Figur, denn er hatte bereits die Expeditionen unter Dr. Kane (1853) und Dr. Hayes (1860) begleitet und war nun an der grönländischen Küste 1871 von der *Polaris* wieder mitgenommen worden. Bei ihm befand sich sein Weib mit einem zwei Monate alten Säugling an der Brust, der glücklich die fürchterliche Eisschollenfahrt überstand. Ein anderer Eskimo, Joe, Halls alter Freund, machte sich als Jäger höchst nützlich und trug nicht wenig dazu bei, daß die Gesellschaft glücklich gerettet wurde.

Der nächste Gedanke der Neunzehn, nachdem sie sich auf der Scholle verlassen sahen, war zu versuchen, an die Küste zu gelangen; allein in Folge des Sturmes und der hochgehenden See blieb dieser Versuch ohne Erfolg und sie machten sich daher mit dem Gedanken vertraut, auf der Scholle ihren Weg gen Süden fortzusetzen; für alle Nothfälle blieben ihnen die Boote, und an Lebensmitteln fehlte es wenigstens für den Anfang nicht. Die Vorräthe bestanden in



Kapitän Halls Begräbnis. Nach einer amerikanischen Vorlage.

14 Blechbüchsen Pemmitan (d. h. getrockneten und gepulverten mit Fett versetztem Fleisch), elf Säcken Brot (etwa acht Centner), zehn Duzend ein- und zweipfundigen Blechbüchsen mit eingemachtem Fleisch, 14 Schinken, 20 Pfund Schokolade; außerdem hatten sie Moschusochsenfelle und mehrere Decken, ein Zelt, eine Anzahl Gewehre und eine große Menge Schießbedarf. Bei den verschiedenen fruchtlosen Versuchen, ans Land zu kommen, waren beide Boote beschädigt worden, und sie beschloffen nun, eins zu opfern, um mit dessen Kupfer das andere auszubessern und das Holz als Brennmaterial zu benutzen, dessen sie sehr bedürftig waren. Die Eskimos, welche sich weit besser als die Weißen in die Lage zu schicken wußten, trugen nicht wenig dazu bei, daß die Lage der Neunzehn erträglich wurde; sie bauten nämlich drei Schneehäuser, deren Boden mit Moschusochsenfellen belegt wurde. Diese Hütten, so eng und unsauber sie waren, boten dennoch

Schutz vor dem heulenden Sturm und die Temperatur in ihnen stand auf Null, während draußen oft bittere Kälte herrschte.

Die Scholle, auf welcher sie ein Unterkommen gefunden, veränderte bei ihrer Trift nach Süden und in Folge des Windes, der Wellen, des Stoßes an andere Schollen fortwährend ihre Größe und Form, wobei sie mehrmals auseinanderbrach und wieder zusammenfro. In den Monaten November, Dezember und Januar 1873 lebte man von den Proviantvorräthen, die sparsam und nach genauem Maße verbraucht wurden.

Bis Ende März war überhaupt das Leben der Ansiedler auf der Eisscholle immerhin verhältnißmäßig wenig gefahrvoll und angestrengt gewesen. Die oft sehr reiche Jagdbeute gewährte ihnen reichliche frische Fleischkost, und durch die Schneehütten waren sie vor den härtesten Unbilden des nordischen Winters geschützt. Das alles wurde mit dem 1. April 1873 jedoch ganz anders. Die Neunzehn mußten ihre sehr zusammengeschmolzene Scholle und die Schneehütten verlassen, da die Scholle nach allen Richtungen hin zerbarst. Jetzt war das Boot ihre einzige Rettung, und in dieses mußten neben den 19 Menschen noch Vorräthe, Decken, Gewehre, Munition geborgen werden, so daß es ungemein tief ging und voll Wasser zu laufen drohte. Unter diesen Umständen blieb nichts anderes übrig als einen Theil des gesammelten frischen Fleisches zu opfern und wegzuworfen, da das Boot mit demselben nicht mehr beschwert werden konnte. Da nun auch die Jagd im April äußerst dürftig ausfiel, so wurde das Uebermaß physischer Leiden bei den Verunglückten ganz außerordentlich und erreichte einen Grad der Höhe, der oft nahe an die Verzweiflung führte. Muß uns das Erdulden dieser Leiden bei starken, abgehärteten Männern schon mit Erstaunen erfüllen — wie viel mehr bei Frauen, kleinen Kindern und Neugeborenen! Dem Toben der Elemente schutzlos preisgegeben, waren sie nur froh, wenn es ihnen im kritischen Augenblicke gelang, das Boot und sich selber auf ein im Wasser wirbelndes, vom Sturme gepeitschtes Eisstück zu retten; nachts wachte dann die eine Hälfte, während die andere zu schlafen versuchte. Am 6. April verblieb den Neunzehn nur eine ganz kleine Scholle, und die Sicherheit war so gering, daß sie sich nicht niederlegen konnten, sondern bei dem beladenen Boote stehen bleiben mußten, um nöthigenfalls sogleich in dasselbe zu springen. In dieser Weise verging die Nacht, und der folgende Tag, der 7. April, war nicht besser. Während des Morgens um 6 Uhr im Zelte die Vertheilung des Frühstückes vorgenommen wurde, brach das Eis gerade unter dem Zelte, und das Frühstück ging verloren. Dieser Verlust war um so empfindlicher, als sich seit Beginn des Sturmes kein Seehund hatz blicken lassen und ihnen der sowohl zur Beleuchtung als zur Beheizung nothwendige Seehundspeck fehlte. Gegen Mitternacht brach das Eis abermals, zwischen dem dicht neben einander liegenden Zelte und Boot, und unser Landsmann Meyer wurde auf einem kleinen Schollentheile ins brandende Meer hinausgeschleudert. Das Wetter war so furchtbar stürmisch und das Unternehmen so gefährlich, daß nur die Eskimos es wagten, auf einem Eisstücke rudern Meyer zu Hilfe zu kommen und ihn zu retten. Solche Ereignisse, die tief verstimmend auf die ohnehin Unglücklichen wirkten, wiederholten sich öfter im April; alle waren durchnäßt, vom Froste geschüttelt, die Kleider gefroren zu steifen Eisklumpen, und dennoch erhielten sie sich aufrecht.

In der Zeit vom 12. bis 18. April herrschte bei allen der empfindlichste Mangel. Die Vorräthe waren auf ein Minimum reducirt und durch einen unermittelt gebliebenen Dieb stark beeinträchtigt worden. Seehunde konnten nicht geschossen werden, obwohl sie sich blicken ließen, denn das die Scholle umgebende Eis war breiig geworden und trug keinen Menschen. Der Hungertod starbte den Neunzehn ins Antlitz! Unter diesen Verhältnissen litt natürlich auch die Gesundheit der Leute, deren Gesichter alle mehr oder minder geschwollen waren, und die sich theilweise so schwach fühlten, daß sie nur noch liegen, nicht mehr aber stehen konnten. Dabei war die Scholle immer weiter nach Süden getrieben; sie befand sich am 18. April im 54. Breitengrade, und man konnte jetzt die Hoffnung hegen, von einem Walfischfahrer entdeckt und gerettet zu werden. Hin und wie-

der erblickte man im Südwesten die Küste von Labrador. Nochmals schien am Abend des 19. April alles verloren. Eine Woge brach sich über der Scholle und schwemmte die wenigen noch vorhandenen Habseligkeiten fort, und nur mit der größten Anstrengung gelang es, die Menschen ins Boot zu retten. Vollständig durchnäßt, ohne Mittel sich zu trocknen und vom grimmigsten Hunger gequält, suchten sich die Neunzehn auf einer neuen herantreibenden Scholle so gut als möglich einzurichten. Der Hunger hatte aber den höchsten Grad erreicht, und der Gedanke, die eigenen Gefährten verzehren zu müssen, sich von den Leichen derselben zu nähren, trat als grausiges Schreckbild den Vielgeprüften nahe! In Ermangelung anderer Speisen dienten die alten Moschusochsenfelle, Leder und dergl. als eine Nahrung, die wohl den Magen füllen, aber nicht den Ansprüchen des entkräfteten Körpers genügen konnte. Der Eskimo Joe war am 22. April schon dreimal jagen gegangen, aber vergebens. Da endlich sah er beim vierten Male von einem hohen Eisstücke einen Eisbär langsam auf die Gesellschaft herankommen. Auch dieser König der arktischen Wildniß litt vom Hunger und er hoffte bei den Menschen, die er erwittert, auf Beute. So rasch als möglich holte Joe seine Flinte und begab sich mit dem Eskimo Hans hinter einen Eishöcker auf den Anstand, während alle übrigen sich ruhig auf das Eis niederlegen mußten. Von zwei Kugeln durchbohrt, stürzte der Eisbär zusammen, um da als willkommenen Mahlzeit zu dienen, wo er selbst eine solche zu finden hoffte. Das Thier hatte jedenfalls ebenso gelitten wie die Beute, denn sein Magen war ganz leer. Durch dieses Jagdglück wurde der Muth der schon Verzweiflenden wieder etwas gehoben, und die schlimmsten Prüfungen waren überstanden. Am 25. April endlich — nachdem man seit dem 15. Oktober, also 192 Tage auf Erischollen getrieben — wagten es die Neunzehn sich ganz dem beschädigten Boote anzuvertrauen und in das hochgehende Meer hinauszurudern. Am Abend wurde auf einer Scholle „gelandet“ und dort die Nacht zugebracht.

Wer kann die Freude der Verunglückten schildern, als endlich am 28. April nachmittags in der Ferne ein Dampfer auftauchte, der sogar auf ihr Boot loszusteuern schien! Ein lautes Hurrah entrang sich den entkräfteten Kehlen, die Flagge wurde aufgehißt und mit aller Kraft, die noch übrig war, auf das Schiff zugesteuert. Aber dieses sah die Neunzehn nicht, und die Nacht brach herein, abermals die Geplagten und Gemarterten in tiefe Finsterniß hüllend, die nur ein prächtiges Polarlicht unterbrach. Bange, düstre Zweifel quälten die geängstigten Gemüther und auf aller Lippen schwebte die Frage: Werden wir morgen früh den Dampfer wiedersehen? Kaum daß ein Auge in dieser Nacht sich schloß, und als das erste Morgenlicht graute, da suchten alle mit den Blicken die weite, von Eisschollen bedeckte Meeresfläche zu durchbohren. Eine Centnerlast fiel ihnen vom Herzen, als sie die Rauchsäule des Dampfers gewahrten; schnell wurde darauf zugerudert, aber nach kaum zweistündiger Fahrt wurden sie vom Eise umklammert und konnten nicht weiter. Nun erklimmen sie den höchsten Punkt der Scholle, hießen dort die amerikanische Flagge auf und feierten mit allen ihren Gewehren hintereinander drei Salven ab.

Einige Augenblicke harrender Pein vergehen, ängstlich schlagen aller Herzen, man konnte jeden Athemzug wahrnehmen. Da erhebt sich ein blaues Wölkchen vom Dampfer — es folgt ein Knall. Die Signalkanone ist gelöst, man hat sie vernommen — sie sind gerettet! Und nun folgt eine unbeschreibliche Scene stürmischer Freude; alles sinkt sich schluchzend in die Arme, Weiße und Eskimos umarmen einander.

Es war der Dampfer „Tigreß“ unter Kapitän Wartlett von St. Johns auf Neufundland, der so früh im Jahre hierher bereits auf den Robbenschlag geeilt war und dessen Boote nun die armen Eisfahrer aufnahmen. So liebevoll sie auch an Bord behandelt wurden, der Gesundheitszustand aller litt natürlich bei dem schroffen Wechsel von ihrer Eisscholle in die warmen Schiffsräume nicht wenig; die Eskimos und die Mehrzahl der Seeleute litten an geschwollenen Beinen und starken Kopfschmerzen. Nur allmählich konnten sie sich an ordentliche Nahrung wieder gewöhnen, und noch lange, nachdem sie in die

Bereinigten Staaten zurückgeführt, hatten sie an den Folgen der entsetzlichen Eisfahrt zu leiden.

Es ist noch in frischer Erinnerung, mit welchem Staunen die Welt die erste flüchtige Kunde von jenen Ereignissen aufnahm, wenn es auch erst jetzt uns möglich ist, einen Ueberblick über das ganze Unternehmen zu geben. Damals aber schon fragte man: Was ist aus der Polaris geworden? Ist das schwer beschädigte Schiff im Eise untergegangen, sind die 14 Männer, welche auf ihm zurückblieben, ihrem Führer, dem Kapitän Hall nachgefolgt, haben auch sie ihren Muth und Entdeckungseifer mit dem Leben bezahlt?

Als die Polaris am 15. Oktober 1872 durch den heftigen Sturm von der Scholle losgebrochen wurde, konnten die an Bord Gebliebenen nur wenige Worte mit den auf der Scholle befindlichen Neunzehn wechseln und nichts zu deren Rettung thun, da die Scholle sogleich forttrieb. Aller Verkehr zwischen beiden Theilen blieb nun unterbrochen, und erst ein volles Jahr später sollten beide auf wunderbare Weise geretteten Abtheilungen sich alle wohl und munter wieder treffen.

Das nächste, woran man auf der Polaris dachte, war eine Untersuchung des beschädigten Schiffes; es stellte sich heraus, daß es arg leide, das Wasser stieg im Raume höher und höher, trotzdem alle Mann mit voller Kraft an den Pumpen arbeiteten; dazu gesellte sich der Uebelstand, daß das Brennmaterial sehr zusammengeschmolzen war, so daß man mit dem Schiffe weiter nichts thun konnte, als schleunigst nach dem nahen Lande zu steuern. Statt einer Rückkehr nach den Vereinigten Staaten mußte jetzt an eine zweite Ueberwinterung gedacht und ein Haus erbaut werden, das aus dem Balkenwerke des Zwischendecks errichtet und mit allem nöthigen Proviant, Jagdgeräthe u. s. w. versehen wurde. Es war schon in wenigen Tagen fertig, 22 Fuß lang und 14 Fuß breit, bestand aus einem großen Zimmer und war an den Wänden mit Schlaßfojen versehen. Außen wurde es mit Schnee verschüttet, und als es nun fertig da stand und mit den Proviantvorräthen der Polaris reichlich versehen war, bot es ein genügendes Winterquartier für die Bierzehn dar. Es waren dies Kapitän Buddington, die beiden Steuerleute Chester und Morton, Dr. Emil Bessels, der Astronom Bryan, die beiden Ingenieure Schumann und Odell, sowie 6 Matrosen und Heizer, darunter ein Bruder des Afrika-reisenden Karl Mauch. Guten Muthes sah man dem kommenden Frühling entgegen, Sorgen hatte man nur um die auf der Scholle fortgetriebenen Kollegen, die verloren gegeben wurden, und Noth hatte man nur in einer sehr wesentlichen Beziehung. Es fehlte nämlich der Tabak, doch suchte man sich dadurch zu helfen, daß man statt dessen Thee rauchte!

Langsam verfloß der Winter; draußen heulte der Sturm und fiel der Schnee dicht und dichter; Wild ließ sich wenig sehen, und so gewährte die Jagd keine Abwechslung; die Polaris lag fest eingefroren im Hafen und wurde nur gelegentlich besucht, um Brennholz aus derselben zu entnehmen. Als der April und die Sonne wieder herangekommen waren, dachte man an die Vorbereitungen zum Aufbruche. Da aber nicht daran zu denken war, die arg beschädigte Polaris hierzu zu benutzen, ging man an den Bau zweier Boote, die der Steuermann Chester konstruirte. Leicht war die Arbeit nicht, zumal sie bei Schneesturm und bei einer Kälte von oft 30° C. vollbracht werden mußte. Da aber von dem Erfolge dieser Arbeit die Rettung abhing, so geschah alles, um dieselbe zu fördern, und Mitte Mai waren zwei 25 Fuß lange Boote fertig. Als alles bereit war, hatte man zunächst Abschied zu nehmen und zwar von den Eskimos, mit denen von Anfang an ein sehr freundliches Verhältniß bestand.

Gleich in den ersten Tagen, nachdem die Amerikaner gelandet waren, erschienen einige dieser Polarmenschen, unter ihnen ein alter Mann Namens Mioug, der zwanzig Jahre früher viel mit Dr. Kane verkehrt hatte und von diesem auch in seinem Reisewerke geschildert wurde. Diese ersten Ankömmlinge erhielten einige Geschenke, kehrten nach ihrer südlicher gelegenen Station zurück und brachten von dort acht Hundeschlitten und 16 andere Eskimos zurück. Sie erwiesen sich beim Bau des Winterhauses, beim Auspacken des Proviantes

von allem Anfang an höchst gefällig und siebelten sich schließlich in der Nähe der Amerikaner an, denen sie sich auf alle mögliche Weise nützlich zu machen bestrehten. Besonders eine Familie war für die Fremden unbezahlbar, indem die Frau die Felle und Kleider ausbesserte und der Mann frisches Eis herbeischaffte, welches zu Trinkwasser geschmolzen wurde. Aus Erkenntlichkeit zimmerten die Amerikaner für diese Familie ein Boot aus dem Brettervorrathe der Polaris zusammen, welches ihr im Sommer zur Betreibung des Fischfanges dienen sollte. Da Kapitän Buddington auf seinen früheren Reisen die Eskimosprache erlernt hatte, so stand dem Verkehr zwischen beiden Theilen nichts im Wege, und außerdem erwiesen sich die Eskimos als die freundlichsten und theilnehmendsten Leute. An den Spielen, die man zum Zeitvertreib unternahm, beteiligten sie sich sehr gern.

Am 3. Juni 1873 war endlich alles zur Abfahrt bereit; das Meer zeigte sich offen, die Boote waren mit Proviant besetzt, von den Eskimos war Abschied genommen, und geleitet von der Hoffnung, daß sie unterwegs einen Walfischfänger antreffen würden, ruderten die Bierzehn ab. Ihre Fahrt läßt sich allerdings in Bezug auf Entbehrungen und Gefahren nicht mit jener ihrer 19 Schicksalsgefährten vergleichen, aber sie war doch immerhin merkwürdig genug. Die Boote gingen leicht und gut im Wasser; Kapitän Buddington führte das eine, Steuermann Chester das andere. Langsam ruderten sie am Ufer hin, hier und da landend und Seevögel schießend, die ihnen frischen Fleischvorrath gewährten. Jeden Abend nach beendeter Tagereise wurden die Boote ans Land oder aufs Eis gezogen und alles aus ihnen herausgenommen, dann wurde auf die urthümlichste Weise die einzige warme Mahlzeit des Tages zubereitet. Jedes Boot führte nämlich eine Menge altes Tauwerk von der Polaris und eine Kanne Thran mit sich, und aus diesem Material wurde in einem alten eisernen Eimer Feuer gemacht, auf dem Thee gekocht werden konnte.

Am 21. Juni fuhren die Boote in die Melvillebai ein, die von Walfischfahrern vielfach besucht zu werden pflegt. In der Melvillebai zeigte sich viel Packeis und die Boote, die sich bisher vortrefflich gehalten hatten, begannen schadhast zu werden. Dazu gesellte sich auch Abnahme des Proviantes, so daß man am 23. Juni höchstens noch für sechs Tage Lebensmittel besaß. Bis zu den nächsten dänischen Niederlassungen, Omenak und Disco, war noch ein Weg von 300 englischen Meilen, Kleidung und Schuhwerk waren zerrissen, so daß die Lage der Bootfahrer eine äußerst prekäre war. Indessen auch hier bewährte sich das Sprichwort: Wenn die Noth am höchsten, ist die Hilfe am nächsten, denn am Morgen des 23. Juni bemerkte man einen im Eis fest sitzenden Dampfer, der Bemühungen machte, loszukommen. Sofort wurden zwei Leute abgeordnet, welche über die Schollen zum Dampfer laufen sollten, um Hilfe zu verlangen. Bald hißte der Dampfer auch die Flagge zum Zeichen, daß er die Fremdlinge gesehen, und achtzehn auserlesene Matrosen wurden diesen entgegengeschickt. Aber nur langsam konnten auf dem mit Schnee bedeckten, mit Myriaden Eishöckern und Spalten überzogenen Eise die beiden Parteien einander näher kommen.

Endlich standen sie bei einander; die einen vor Freude laut jauchzend und mit dem letzten Reste der Kräfte springend und tanzend, die anderen vor Staunen außer sich, daß sie einen Theil der Polaris Mannschaft vor sich hatten. Schnell brachte man die Bierzehn nun an Bord des „Kavensraig“, so hieß der schottische Dampfer, und hier erfuhren die Bierzehn denn zu ihrem größten Erstaunen, daß ihre auf der Scholle fortgetriebenen Gefährten, die sie längst aufgegeben, gerettet seien.

Ueber Schottland kehrten die Schiffbrüchigen nach Amerika zurück, wo sie Anfang Oktober eintrafen und mit ihren Schicksalsgefährten sich wieder vereinigten. Nur Hall, der Führer des Ganzen, kehrte nicht heim. Unter Eis und Schnee ruht er begraben, im nördlichsten Lande der Erde, das nach ihm den Namen Hallland führt. Das aber kann die Expedition von sich behaupten, daß sie eine neue Etappe zum Nordpol erobert hat, auf der künftige Forscher weiter vorzudringen vermögen. um das große Räthsel zu lösen. Richard Andrec.

## Am Familientische.

### Deutsche Antwort auf ein römisches Schreiben.

Gar mancher Brief ist im Laufe der Jahrhunderte zwischen den Vertretern der weltlichen Macht und dem Haupte der römischen Kirche schon gewechselt worden, und meist hat die Rede hüben und drüben ziemlich unhöflich geklungen, wenn auch nicht immer ganz so derb, als in der berühmten Korrespondenz zwischen Philipp dem Schönen von Frankreich und Bonifacius VIII im J. 1301. Ganz einzigartig ist aber der in diesem Jahr zwischen Papst Pius IX und Kaiser Wilhelm geführte briefliche Austausch. Zum ersten Mal, seitdem es eine römisch-katholische Macht und ein deutsches Reich gibt, stehen sich ja ein Papst und ein evangelischer Kaiser gegenüber. Auf die alte, mit großer Taktlosigkeit und Unflugheit geäußerte anmaßende Behauptung des römischen Kirchenfürsten, daß jeder, der die Taufe empfangen habe, dadurch auch dem Papste angehöre, gibt der deutsche Kaiser ein so gutes evangelisches Zeugniß von dem einigen und alleinigen Vermittler zwischen Gott und den Menschen, und antwortet auf den ganzen stolzen, vom Papste eigenhändig in italienischer Sprache geschriebenen Brief in so ruhigem, mäßigen, dabei festen und entschiedenen Tone und in deutscher Sprache, daß wer die Wahrheit liebt, sich dessen nur von Herzen freuen kann. Es hat deshalb ein Buchhändler von Köln, E. H. Mayer, wohl daran gethan, diese beiden hervorragenden welthistorischen Dokumente unter dem sinnig und schön verzierten Titel: „Deutsche Antwort auf ein römisches Schreiben“ als ein prächtiges großes Gebetsblatt drucken zu lassen, das auch für Unbemittelte ein Zimmerschmuck werden kann, da es nur 10 Sgr. kostet. Es ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

### Unblutige Amputationen.

„Eisen und Blut“ sind die beiden Elemente, mit und in welchen eine der wohlthätigsten Künste arbeitet, die Chirurgie. Erst neulich hat das Daheim (Nr. 4, S. 61 f.) auf die „Ueberleitung von Blut zur Lebensrettung“ aufmerksam gemacht, und jetzt möchte ich die Augen Ihrer Leser auf ein anderes ganz neues wundärztliches Verfahren lenken, durch welches bei den größten Operationen dem Kranken allerdings nicht Blut zugeführt, dagegen sein eigenes Blut im Körper erhalten und gespart wird. Es ist dies meiner Ansicht nach eine Errungenschaft von höchstem Werte. Wenn man früher einem Patienten ein Glied abnahm, so floß schon während der Operation aus den verletzten Adern sehr reichliches Blut, bis es gelang, die Blutung zu stillen, indem man erst nach vollendeter Operation die geöffneten größeren Adern unterband und die kleineren Blutgefäße durch Behandeln mit kaltem Wasser oder blutstillenden Mitteln zur Schließung brachte. Für die möglichst baldige Genesung des Kranken, der in manchen Fällen schon an Blutmangel leidet, ist es jedoch meist recht wesentlich, jeglichen Blutverlust zu vermeiden. Nun hatte zwar vor einiger Zeit ein jetzt verstorbener Breslauer Chirurg, der außerordentlich tüchtige Prof. Middelborg, eine Operationsmethode, die Galvanokautik, eingeführt, durch welche Blut gespart wird und bei welcher die Schneidwerkzeuge vermittle einer galvanischen Batterie in glühenden Zustand versetzt werden; das Blut gerinnt hierbei sofort unter der Einwirkung der Blähgase und verschließt die Öffnungen der Blutgefäße. Allein diese

Methode, die für Abtragung von Geschwülsten gewisse Vorzüge hat, leidet doch für Amputationen größerer Gliedmaßen an manchen Mängeln; sie wird vielmehr dort, wo es sich um Operationen an den Extremitäten handelt, von einem ganz neuen Verfahren bei weitem übertroffen. Dasselbe hat Esmarck, Professor in Kiel, dem die Chirurgie, namentlich die Kriegskrankenpflege, schon so außerordentlich viel verdankt, auf dem letzten deutschen Chirurgencongreß seinen Kollegen mitgeteilt, und schon jetzt bedienen sich die bekanntesten Wundärzte wie Billroth, Thiersch, Volkmann u. a. des Verfahrens mit günstigstem Erfolge in den Kliniken zu Wien, Leipzig und Halle. Es besteht im wesentlichen darin, daß unmittelbar vor der Operation aus dem zu amputirenden Gliede durch eine besondere Manipulation fast alles Blut entfernt und in den übrigen Körper hinübergeleitet wird. Somit wird in dem Gliede als Vorbereitung für die Operation eine örtliche Blutarmuth erzeugt. Dies erzielt der Wundarzt durch Anlegung eines einfachen Verbandes: eine feuchte Kalitobinde wird von den Enden der Beine oder der Finger an bis zur Mitte des Oberschenkels oder Oberarmes so fest gewickelt, daß das Blut von der Peripherie zum Centrum weicht. Hierauf umschnürt man den Oberschenkel oder den Oberarm oberhalb des Bindendenes mit einem fingerdicken Gummischlauch von der Art, wie er gewöhnlich zur Gasleitung benutzt wird. Die freibleibenden Enden des Gummischlauches werden vom Assistenten während der Operation kräftig angezogen, dagegen nimmt der Operateur die Binde sogleich nach Anlegung der Gummischlinge wieder ab. Die Extremität wird dadurch ganz blaß, und keine Blutung stört beim Operiren. So ist denn auch nicht bloß die Amputation, sondern jede andere an einem Gliede auszuführende Operation unter Beihilfe des beschriebenen Verfahrens eine völlig unblutige. Auch ist, wie ich selbst bei dem berühmten Chirurgen Lister in Edinburg überzeugt habe, nicht unbedingt nöthig, die Extremität in eine Kalitobinde einzuzwickeln, um sie blutleer zu machen, sondern es genügt schon, sie eine geraume Zeit in die Höhe zu halten, um das Blut in den Kumpf abfließen zu lassen, während dieser Zeit mit den Händen gleichmäßig an ihr leicht drückend herabzustreichen und dann sofort die feste Umschnürung des Oberschenkels, oder des Oberarmes vorzunehmen, um den Rückfluß des Blutes zu verhindern. Es ist wahrhaft wunderbar, wie dann während der langwierigsten Operation kaum mehr als ein paar Kröpfchen Blut aus der Wunde abfließen; aber fast noch wunderbarer möchte es scheinen, daß man erst jetzt auf ein so einfaches Hilfsmittel kommt, dessen Einführung in die Praxis der Chirurgen gewissermaßen als der jüngste Fortschritt dieser Kunst bezeichnet werden kann. Diese Errungenschaft reiht sich der Entdeckung der Aether- und Chloroform-Einathmung ganz würdig an; diese bannt den Schmerz, jene die Blutung. P.

Inhalt: Der Märzminister. Novelle von W. S. Nisch. — Der Mann von Meß auf der Anlagebank. Von W. v. Dünheim. Mit Illustration von Carl Recklin Sohn. — Die amerikanische Nordpolar-expedition unter Kapitän Hall. Von Richard Andree. Mit Illustration und Uebersichtskarte. — Am Familientische: Deutsche Antwort auf ein römisches Schreiben. — Unblutige Amputationen.

So eben erschien in neuer, wesentlich bereicherter und verschönerter Auflage, als Weihnachtsgeschenk sehr geeignet:

Der

## Kinder Lust.

Für Mütter und Kinder

zusammengestellt

von

Gottlob Wittmar.

Mit Melodien und zahlreichen Illustrationen.

Zweite, sehr vermehrte Auflage.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel.

Preis 1 Thlr. 10 Sgr.



„Will der Schmied das Pferdchen beschlagen?“



Rotzkäppchen.

Die Verlagshandlung hat sich bemüht, in diesem Buche einmal das Universalbuch der deutschen Kinderstube hinzustellen, d. h. ein Buch, welches, unvergänglich im Inhalte, mustergültig in der Form, auf den Erfahrungen aller bisherigen Versuche fußend, das Unterhaltungs- und Sangesbedürfnis einer normalen deutschen Kinderstube mit Zug und Recht zu befriedigen im Stande sein muß. Die Verlagshandlung hofft mit dieser Auflage ihrem Ideal schon näher gekommen zu sein. Der Inhalt des stattlichen Büchchens umfaßt den schönsten und bewährtesten Theil des köstlichen Schatzes deutscher Kinderpoesie aus Volks- und Kunstdichtung, welche wie geistliche, alter und neuer Zeit. An passender Stelle sind die sangbarsten Melodien beigegeben; das Ganze ist geschmückt mit über 130 Holzschnitten unserer besten lebenden deutschen Künstler, damit auch nach dieser Seite den Kindern Gutes geboten werde. Der Preis des fertig gebundenen Buches ist 1 Thlr. 10 Sgr. Mütter, welche noch mit ihren Kindern singen mögen, sowie die Kleinen selbst, werden ihre Rechnung bei dem Buche finden.

Bielefeld und Leipzig, November 1873.

Belhagen & Klasing.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Roenicig in Leipzig.  
Verlag der Pabelm-Expedition (Belhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. S. Schneider in Leipzig.

# Dahheim



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 29. November 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. № 9.

Free.

Novelle von Hans Tharau.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

I.

Das Frühstückszimmer des fürstlichen Schlosses einer erst vor kurzem mediatisirten deutschen Fürstenfamilie bot an einem kalten, klaren Wintermorgen ein heiter belebtes Bild.

Ein allzu großer Luxus herrschte nicht in dem Gemach, wenn auch alles, von den mit der Fürstenkrone geschmückten Portraits an den Wänden bis zu der weißen Binde des an der Thüre harrenden Kammerdieners standesgemäß und den Verhältnissen angemessen war.

Die aus verschiedenartigen Mitgliedern beiderlei Geschlechts bestehende Gesellschaft hatte sich dennoch noch nicht um den einladenden, silberglänzenden Tisch niedergelassen, augenscheinlich fehlte dem Kreise die Hauptperson, und bis zu deren Erscheinen stand man gemüthlich plaudernd beisammen.

Sie ließ nicht lange auf sich warten, bald trat sie ein, die hohe schlankte Gestalt, schön immer noch trotz des schon ergrautes Haares und, wenngleich die Mutter erwachsener Söhne, von seltener Grazie und Hoheit in jeder Bewegung.

Die Begrüßungen, die ihr entgegengebracht wurden, waren theils die kindlichen „Guten Morgen, Mama!“ von einem Handfuß begleitet, der freundschaftliche Händedruck, oder das etwas formellere „Guten Morgen, Ew. Durchlaucht.“

Sie, die Eingetretene, hatte für alle die richtige Entgegnung, für alle das richtige Wort. Jedem mußte es erscheinen, als sei er vor allem der Bevorzugte, als erfreue grade er sich ihrer besondern Gunst.

Sie übersah keinen; sie hatte nichts vergessen von den kleinen Interessen, die diesen oder jenen beschäftigten, von der Unterhaltung, bei welcher sie am vorhergehenden Tage mit dem einen oder andern stehen geblieben, und als sie an der Spitze der Tafel Platz nahm und mit herzugewinnender Liebenswürdigkeit ihre Gäste aufforderte, sich niederzulassen, hatte jeder die Empfindung, etwas von ihr empfangen zu haben, und war es nur ein verständnißvoller Blick, ein fester Händedruck.

„Briefe, Mama!“ bemerkte Fürst Alexander, der, kaum

dreiundzwanzig Jahre alt, seit dem vor wenig Jahren stattgehabten Tode seines Vaters diesen Titel trug, allein die Verwaltung seiner Domänen, worauf sich jetzt die einstige Souveränität beschränkte, seiner Mutter überlassen hatte, indem er mit seinem um ein Jahr jüngeren Bruder eine bekannte Universität besuchte und dort unter dem Vorwand des Studirens seinen Vergnügungen nachging.

Er hatte zur Rechten seiner Mutter Platz genommen und lenkte deren Aufmerksamkeit auf den silbernen Teller, welchen der Kammerdiener ihr so eben überreichte.

Der Fürst setzte dabei den Kneifer auf die Nase, doch ließ er ihn bald fallen.

„Für mich nichts,“ sagte er, „ich wüßte auch nicht von wem, denn ich schreibe an niemanden.“

„Das ist freilich wahr, schäme Dich aber, es zu bekennen,“ entgegnete seine Mutter und schlug ihn scherzend auf den Mund mit einem Briefe, den sie gerade in der Hand hielt, „wenn Ernst nicht so treu berichtete, ich wüßte nie etwas von Dir.“

„Wozu sollten wir's auch beide thun? Es ist doch ganz genug, wenn einer das besorgt!“ war die Entgegnung.

„Wessen Pfote war das aber, die ich eben unfreiwillig küssen mußte?“ fuhr der Fürst fort. „Ah, Pardon! wie ich sehe, eine Damenhand!“

„Ja,“ antwortete die Fürstin, den Brief uneröffnet neben sich hinlegend, „von Hermine Grube. Es ist wirklich rührend von ihr, daß sie schon wieder schreibt; ich habe sie in letzter Zeit sehr vernachlässigt, allein es war mir ganz unmöglich, an sie zu schreiben.“

„Kannten Sie eigentlich die jetzige Kommerzienrätthin Grube, als sie noch Fräulein von Battberg war und Hofdame meiner Mutter?“ frug der Fürst den ihm gegenüber sitzenden Hofrath von Bergast.

„Welch eine Frage, Alex!“ entgegnete die Fürstin, ehe der Hofrath antworten konnte; „es sind ja nur zehn Jahre her, seit Hermine sich verheirathete.“

„Richtig, richtig!“ fiel der Fürst mit etwas ironischem Lächeln ein; „sie war ja eins der unblutigen Opfer des Jahres 1848!“

Augenscheinlich hatte die Unterhaltung eine Wendung genommen, die der Fürstin unangenehm war, denn sie beeilte sich, dieselbe auf andere Gegenstände zu lenken, wozu sich sogar Fürst Alexander finden mußte, wenn er auch seine schönen Züge dabei zu einer Grimasse verzog.

Als später die Fürstin in ihrem Schreibzimmer den fraglichen Brief ihrer früheren Hofdame öffnete, hätte ein ungeschickter Beobachter an dem Runzeln ihrer schönen Stirne bemerken können, daß der Inhalt ihr nicht ganz willkommen. Doch bald ward er bei Seite gelegt, es gab andere Briefe zu beantworten, geschäftliche Mittheilungen anzuhören — Vereinsangelegenheiten zu ordnen und die Verabschiedungen verschiedener Gäste entgegenzunehmen, die heute das Schloß verließen.

Der abendliche Theetisch fand die Schloßbewohner, den Hofrath mit eingerechnet, auf den engeren Familienkreis beschränkt. Dann erst kam die Fürstin Mutter auf die beim Frühstück abgebrochene Unterredung zurück.

„Du wirst überrascht sein durch die Nachricht, die mir Hermine Grube mittheilt, liebe Ulrike,“ sagte sie mit ihrem gewohnten heitern Lächeln, sich an die ihr gegenüber sitzende Prinzessin wendend, — die ältere, unverheirathete Schwester des verstorbenen Fürsten, die gleichfalls auf dem Schlosse von ihrer kleinen Apanage lebte.

Die Angeredete, sie war nicht mehr jung und ein wenig verwachsen, aber die etwas stark markirten Züge trugen den Stempel großer geistiger Begabung, — hob die klugen, forschenden Augen zu dem Gesicht der Schwägerin.

„Ich gebe wenig auf Ueberraschungen,“ sagte sie trocken, „doch in diesem Falle will ich mich überraschen lassen.“

„Gew. Durchlaucht halten jedenfalls die Kommerzienrätin keines gewaltsamen Attentats auf Ihr Nervensystem fähig!“ bemerkte Hofrath von Bergast lächelnd.

„Nun,“ meinte Fürst Alexander, „bei Ihnen, Hofrath, sind die nachtheiligen Folgen einer Ueberraschung noch weniger zu befürchten, indem Sie jedenfalls schon im Besitz der wichtigen Nachricht sind.“

Es war schwer, bei den Worten des Fürsten zu entscheiden, ob sie aus Bosheit gesprochen wurden oder nur einen Theil der Rolle des enfant terrible bildeten, welche ihm meist zu spielen beliebte.

Jedenfalls sah ihm der Hofrath mit der ihm eigenen kühlen Sicherheit ins Gesicht, indem er antwortete:

„Sie haben Recht; ich bin bereits seit mehreren Stunden à la hauteur de la situation.“

Die Fürstin hatte ihren ältesten Sohn mit einem Blick gestreift, der vielleicht bei einer anderen ein feindseliger gewesen, allein so vollkommen war die Selbstbeherrschung in jeder Miene dieser seltenen Frau, daß nicht der mindeste Zug ihre Gedanken verrieth, wenn auch ihre noch immer jugendlich schöne Farbe um ein Geringses gestiegen war.

„Nun, wenn Ihr alle fertig seid, so will ich erzählen,“ sagte sie heiter; dann fuhr sie hauptsächlich gegen Prinzessin Ulrike gewendet fort:

„Kommerzienrath Grube zieht sich vollständig von allen Geschäften zurück und hat hier die M—schen Güter angekauft, wo wir ihn und Hermine bald als unsere nächsten Nachbarn werden einziehen sehn.“

Ein Ausruf des Erstaunens drang über die Lippen der beiden Prinzen und der jüngeren Prinzessin, während Prinzessin Ulrike nur bedeutungsvoll die Augenbrauen hob und den Kopf wiegte. Fürst Alexander legte sich in seinen Stuhl zurück und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Das also ist der unbekante, stets anonym bleibende Käufer!“ rief er, „Eccellenz! — famos! — Welch ein Zuwel ist für die gesammte Diplomatie an dieser Grube der Verschwiegenheit verloren gegangen! — Schade, schade um den Mann! hätte geheimer Rabinetsrath irgend welcher Majestät werden können und ist statt dessen dazu verdammt, unerkannt und ungeschätzt — Coupons zu schneiden!“

„Wozu aber die ganze Geheimnißkrämerei? warum so wichtig thun, als ob irgend ein Fürst hinter der Anonymität stecke?“ frug Prinzessin Olga, sichtlich enttäuscht.

„Bravo, Olga! — Ich bin stolz auf meine Schwester!“ rief ihr älterer Bruder und kniff die neben ihm Sitzende in die Wacke, „nichts kann mich so freuen, als wenn die gepriesenen Aeußerungen sogenannter großen Geister, die alle Welt nachbeten, einmal gründlich umgeworfen werden! Hast Du doch eben den Beweis geliefert, daß was der Verstand der Verständigen nicht sieht, ein kindlich Gemüth in seiner „Einfalt“ eben so wenig entdecken kann!“

Die junge Prinzessin verzog schmolgend die Lippen, ohne recht zu wissen warum? — Prinz Ernst aber, der an der anderen Seite des Tisches neben seiner Tante, der Prinzessin Ulrike saß, sah diese bedeutungsvoll an und sagte: — „Ich denke, die Gründe des Kommerzienraths zu verstehen ist nicht so schwer —“

Und Prinzessin Ulrike setzte hinzu: — „Man thut solche Schritte gerne unbeflügelt, und es ist niemandem zu verdenken, wenn er gerne sein eigener Rathgeber sein will.“

„Tantchen trifft immer den Nagel auf den Kopf, und auch mir steigt ein dämmerndes Talglicht auf über das Warum in dieser Angelegenheit,“ sagte der Fürst, „jedenfalls, Mama, condolire ich Dir hiermit aus vollem Herzen! — Es ist allerdings ein seltenes Pech! — Vor zehn Jahren stiftetest Du diese Ehe, um die gute, langweilige Hermine auf schädliche Weise los zu werden — und nun sollst Du sie als Nachbarin zeitlebens in nächster Nähe behalten!“

„Wie Du übertreibst, Alex!“ lachte die Fürstin, „man sollte meinen, ich hätte Hermine an den Kommerzienrath verkauft! Es war ganz und gar ihr eigener Wille und freilich ein schöner Beruf, die beiden mütterlosen Kinder — oder wenn man die Pflegetochter mitrechnet — die drei Kinder zu erziehen.“

„Hat sie sich diesem Beruf gewachsen gezeigt?“ frug der Fürst unerbittlich weiter.

„Wie kann ich aus der Ferne darüber urtheilen?“ frug die Fürstin zurück, mit einem schnell überwundenen Anflug von Gereiztheit.

„Wie kam es denn nur, daß sie einen Bürgerlichen, — einen Kaufmann sogar, heirathen konnte?“ bemerkte Prinzessin Olga.

„Diebes Kind, das verstehst Du nicht, damals stecktest Du noch in der Kinderstube,“ entgegnete ihr älterer Bruder, „aber siehst Du, das war das große Jahr 48, da wurden die „Bürgerlichen“ plötzlich Mode und die Kaufleute halfen manchem hohen Herrn aus der Tinte. Kommerzienrath Grube hat damals Papa große Dienste geleistet und schließlich der Mama noch den kleinen dazu, ihr die überflüssig gewordene Hofdame abzunehmen. Wie man sich aber in Hermine Wattberg verlieben konnte, bleibt mir ein ungelöstes Problem. Jedenfalls hattest Du ihn bezaubert, Mama,“ fuhr er, zu der Fürstin gewendet, fort, „und da ein Sterblicher nicht ungestraft in die Sonne blicken darf —“

„Welchen Unsinn Du da schwägest, Alex!“ unterbrach ihn seine Mutter und fügte ernst hinzu:

„Herr Grube suchte bei seiner zweiten Ehe eine treue und hingebende Mutter für seine Kinder, — er wird diese Eigenschaften gewiß in Hermine gefunden haben. Für sie, andererseits, war die Partie doch eine ganz ausgezeichnete, alleinstehend, gänzlich ohne Vermögen und geistig unbedeutend wie sie war.“

„Also das gibst Du doch zu?“

„Was?“

„Nun, daß sie sehr beschränkt ist.“

„Das ist doch wohl zu viel gesagt, ich wüßte Dir eine ganze Menge Menschen zu nennen, die ich nicht klüger finde als sie; es ist auch gar nicht nöthig, daß alle Leute geschickt sind!“

„Wenn man nur nicht mit ihnen zu leben braucht, oder sie in dem Falle an gefällige Kommerzienräthe abtreten kann,“ setzte Fürst Alexander unbarmherzig hinzu.

„Er muß etwas von einem Sonderling sein, dieser Grube,“ bemerkte der Hofrath, wohl um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Das ganz gewiß,“ entgegnete die Fürstin, „aber Sie wissen, mir gefallen Sonderlinge, und ich nehme gern jeden Menschen als das was er ist, ohne ihn nach anderen zu beurtheilen. Sie haben ja den Kommerzienrath damals kaum gesehen, aber ich kann nur sagen, der Mann gab mir in der Zeit durch seine Erklärungen und Vorträge einen Einblick in geschäftliche Dinge, die mir seitdem von größtem Nutzen gewesen; man muß nur wissen, jeden in seinem Fahrwasser zu lassen —“

„Und daraus möglichst Nutzen zu ziehen,“ ergänzte Fürst Alexander, „ja das verstehst Du meisterlich, Mama, kein einziges Deiner Kinder wird Dir darin im entferntesten gleichkommen!“

„Hermine hat keine eigenen Kinder?“ frug Prinzess Ulrike.

„Nein,“ entgegnete die Fürstin, „und es thut mir leid für sie. Ich glaube, daß hierin vielleicht der Grund liegen mag zu einer gewissen Unzufriedenheit mit ihrem Loos, die oft aus ihren Briefen durchblickt und mich ihretwegen manchmal betrübt.“

„Die beiden Stiefkinder sind ihr mithin kein hinreichender Ersatz gewesen?“ frug der Hofrath.

„Ich fürchte nicht. Sie müssen ziemlich eigenartig sein, — nicht sehr glücklich angelegt.“

„Und diese Pflögetochter? — ich glaubte auch etwas von einer Pflögetochter gehört zu haben?“ meinte Prinzess Ulrike.

„Ja, das ist eine ganz romantische Geschichte; so romantisch, daß es ordentlich lächerlich ist, sie sich in Verbindung mit dem trockenen Geschäftsmann, Kommerzienrath Grube, vorzustellen, oder auch mit der guten Hermine; allein diese fand ja das fait accompli vor und hat eigentlich gar nichts damit zu thun gehabt.“

„Du machst uns neugierig, Mama,“ sagte Prinz Ernst, „sollte es noch wirkliche Romantik geben in diesem prosaischen Jahrhundert?“

„Ueberraschungen scheinen heute Abend in der Luft zu liegen,“ bemerkte Prinzess Ulrike, „Du mußt wohl die Neugierde der Kinder befriedigen, Helene.“ Sie blickte dabei auf ihre beiden Nachbarn, Prinzessin Olga und Prinz Ernst.

„Sehr viel weiß ich nicht zu erzählen,“ entgegnete die Fürstin, „ich weiß nur, daß Herr Grube eines Tages auf einer Reise in der Schweiz — —“

„Pardon, Mama!“ unterbrach sie der Fürst, „vor oder nach seiner zweiten Heirath?“

„Vorher, ich glaube ungefähr fünf Jahre vorher, bei einem Spaziergang, auf offener Landstraße, ein Kind — ein kleines Mädchen — fand, deren Erscheinung und Verlassenheit ihn dermaßen rührte, daß er sie mit sich nach seinem Wohnort nahm und nach vielen vergeblichen Versuchen, die Angehörigen der Kleinen zu ermitteln, sie bei sich behielt und mit seinen eigenen Kindern erziehen ließ.“

„Wunderschön!“ rief Prinz Ernst, „nun bitte weiter, Mama.“

Die Fürstin lachte.

„Du bist doch heute noch mit zweiundzwanzig Jahren grade wie früher als Kind, Ernst! — immer fragst Du über die Pointe hinaus! — Grade in demselben Tone sagtest Du damals „weiter!“ wenn ich Dir eine Geschichte auserzählt hatte und Du gar nicht merkest, daß sie zu Ende sei; höchst deprimirend für den Erzähler, dem dadurch doch ein stiller Vorwurf gemacht wird. In diesem Falle weiß ich nun wirklich dein „Weiter“ nicht zu befriedigen.“

„Ernst verlangt jedenfalls einen eben so romantischen Schluß, wie der Anfang war,“ äußerte der Fürst, „aber damit geht es wie bei den modernen Romanen, das Ende fällt ab, entspricht wenigstens nicht den Erwartungen des Lesers; in anderen Worten, der interessante Findling des Kommerzienraths entpuppt sich zu einem ganz alltäglichen Wesen, von dem es faktisch gar nichts zu sagen gibt.“

„Wie alt mag das Kind gewesen sein, als er es fand?“ frug Prinzess Ulrike.

„Ich glaube, drei Jahre,“ antwortete die Fürstin.

„Drei Jahre!“ rechnete Prinz Ernst, — „mithin ist sie jetzt ungefähr in Deinem Alter, Olga, achtzehn Jahre.“

Prinzess Olga warf den Kopf etwas zurück, — sie fand die Zusammenstellung mit dem Kinde, das Herr Grube auf der Landstraße gefunden, etwas eigenthümlich.

„Ich hörte, daß die Kleine auch den Familiennamen ihres Pflegevaters trägt,“ sagte Herr von Bergast.

„Ganz richtig, denn von ihrem eigenen wußte sie nur ihren Taufnamen und dieser, sollte ich ihn gehört haben, ist mir entfallen.“

„Der Kommerzienrath gefällt mir!“ sagte Prinz Ernst.

„Der Mann sucht seines Gleichen,“ meinte der Fürst ironisch, „er findet Kinder auf der Landstraße, heirathet überflüssige Hofdamen und kauft sich dicht unter unserer Nase und, ohne daß wir es ahnen, eine Domaine von so großartigen Dimensionen an, daß ein Herzog stolz sein könnte, sie die seine zu nennen. Sein größter Triumph ist aber der — Mama überrascht zu haben!“

Nur wenige Monate darauf, — der Fürst und sein Bruder waren längst in ihre Universität zurückgekehrt, das erste Grün zog ahnungsvoll über die Saatsfelder — da hielt die Familie Grube ihren Einzug in das schloßähnliche Gebäude, welches das Wohnhaus des großartigen Besitzes bildete, dessen Grenzen sich bis dicht an die der fürstlichen Erbgrüter erstreckten.

Gleich in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft fuhr die elegante Kalesche der Kommerzienrätthin am Schloßportal vor. Frau Grube hatte die Begleitung ihres von Geschäften überhäuften Mannes nicht abwarten können, um nach langjähriger Trennung ihre einstmalige Gebieterin wieder zu begrüßen. Ihr sonst so fades, gleichgültiges Gesicht zeigte Spuren lebhafter Erregung, als sie, in das Boudoir der Fürstin eingeführt, sich dieser, allein gegenüber sah und mit dem Ausruf „Meine Fürstin! — meine Engelsfürstin!“ ihr zu Füßen sank.

Ganz ungewohnt mochte die hohe Frau solcher Huldigungen nicht sein, allein auch sie schien gerührt, und indem sie ihre einstige Hofdame aufhob und sanft in einen Sessel drückte, umarmte sie dieselbe herzlich und suchte mit freundlichen Worten deren Aufregung zu dämpfen.

„Wie unverändert, wie ganz unverändert Sie sind!“

schluchzte die Kommerzienrätthin, sobald sie sprechen konnte, immer wieder die Hände der Fürstin mit Küssen bedeckend.

„O, Sie Schmeichlerin!“ lachte diese, „sehen Sie sich doch diese grauen Haare an und die Runzeln auf meiner Stirne! Nein, so spurlos geht die Zeit doch nicht an einem vorüber!“

„Da finden Durchlaucht mich gewiß auch sehr verändert, nicht wahr?“

Die Fürstin blickte der Fragenden voll ins Gesicht; freilich war es verändert, in trauriger Weise verändert, dieses Gesicht, das zwar nie schön gewesen, aber doch den Stempel jener negativen Eigenschaften getragen, welche den Besitzer durch die glatte, von keiner geistigen Erregung gestörte Unbeweglichkeit der Züge fast hübsch erscheinen lassen.

Jetzt war die Nase gekniffen, die Mundwinkel wie in permanenter Unzufriedenheit gesenkt, und um die Augen lagerten zahlreiche Krähenfüße.

„Ja, liebe Hermine,“ antwortete die Fürstin mit einer Aufrichtigkeit, die sie in diesem Falle nicht zu unterdrücken für nöthig fand, „Sie sind gealtert wie ich, doch was thut das, wenn man fühlt, daß man gelebt und nicht umsonst gelebt hat, wenn man auch unter Kämpfen und Schwierigkeiten den Beruf treu verfolgt, zu dem uns Gott ausersehen, wenn man — —“

Sie hielt inne; die Augen ihrer Zuhörerin waren fast stehend auf sie gerichtet.

„Ja!“ sagte die Kommerzienrätthin leise, „so sprachen Sie vor zehn Jahren zu mir, — so sprachen Sie — und Sie rissen mich fort, wie Sie alle fortreißen, zu denen Sie reden; Sie hoben mich auf zu Ihrer hohen Anschauungsweise, und

ich glaubte es Ihnen nachmachen zu können, o ich Thörin!“ Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die Fürstin war erschüttert.

„Aber, liebe Hermine!“ sagte sie, „wie soll ich das verstehen? Ist es möglich, daß Sie sich so unglücklich fühlen? Das habe ich aus Ihren Briefen, wenn sie auch mancherlei Klagen enthielten, dennoch nicht heraus gelesen, und fast klingt es, als machten Sie mir den Vorwurf — —“

„Nein, nein,“ unterbrach sie die Kommerzienrätthin fast heftig und trocknete ihre Thränen, „nein, keinen Vorwurf — und unglücklich, wie Sie das verstehen, bin ich vielleicht nicht; ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich niemals den Standpunkt erreicht habe, den Sie mir damals vorhielten; ich — ich hatte nicht die Kraft dazu, ich konnte den Beruf in meiner Stellung nicht herausfinden. Mein Mann, der hatte seine Geschäfte, die Kinder ihren Erzieher — ich war überall unnöthig — ich brauchte nur an mich selbst zu denken. Ja, wenn ich Durchlaucht hätte zuweilen sehen, wenn Sie mir öfter hätten schreiben können — —“

„Armes Kind!“ sagte die Fürstin, wohl nicht ohne einen leisen Selbstvorwurf, „Sie wissen doch, wie sehr ich immer in Anspruch genommen bin, — wie meine Zeit überfüllt ist; auch hielt ich es für Sie selbst, für Ihre Selbstständigkeit so viel besser, Sie nicht in Abhängigkeit von mir zu erhalten, nun Sie verheirathet waren, wo doch Ihr Mann Ihr bester Rathgeber geworden. Ja, ja, kleine Schwärmerin, wie Sie es von jeher waren, es ist Ihnen gewiß ganz heilsam gewesen, daß ich Ihnen auf eine Zeit aus den Augen gerückt war, und ich will auch jetzt keineswegs einen Vertrauensposten einnehmen, der allein Ihrem Gatten gehört.“

Es lag, trotz des scherzenden Tones, viel Selbstbewußtsein in den Worten der hohen Frau, und wie kalter Stahl trafen sie das Herz ihrer einstigen Hofdame.

Blüthartig trat die Erinnerung an die Vergangenheit vor sie, in der die jugendliche Begleiterin der schönen gleichalterigen Fürstin, an der sie mit schwärmerischer Begeisterung hing, von dieser mit fast schwehlerlicher Familiarität behandelt worden. Dann war seitens ihrer Herrin eine Zeit der Abkühlung gekommen, andere pikantere und interessantere Freundinnen fanden sich, Hermine Battberg hatte sich ebenso wenig geistig überschätzt, wie sie es jetzt als Hermine Grube that, und die arme Hofdame war moralisch verdrängt worden.

Das Gefühl überflüssig zu sein war ihr, bei ihrer sich stets gleich bleibenden Abgötterei für ihre Herrin, zu unsäglichem Bein geworden, und so hatte sie sich von jener in eine eheliche Verbindung hineinreden lassen, der sie nach keiner Seite hin gewachsen war.

Von ihrem Manne, der bei seiner zweiten Heirath nur eine passende Repräsentantin seines Hauses suchte, wurde sie von vorne herein mit gleicher, fast formeller Höflichkeit behandelt; und er war in seine Unternehmungen, seine Speculationen vertieft und achtete wenig darauf, ob das Herz der Frau, die er mit keinen trügerischen Vorspiegelungen der Liebe geheirathet, unbefriedigt blieb oder nicht.

Vielleicht wäre ihr Loos ein anderes geworden, wenn sie eigene Kinder gehabt. Die Mutterliebe ist und bleibt nun einmal die Liebe par excellence in dem Leben einer jeden

Frau und überströmt mit ihren segensbringenden Fluten alles, was bis dahin kalt und brach und öde lag. Doch das war ihr ver sagt, und sie hatte es nicht verstanden, milder gesagt: es war ihr nicht gegeben, sich zu jenem Gefühl emporzuschwingen, das auch den Namen Mutterliebe verdient und oft eben so stark und tief werden kann wie diejenige, welche der Lauf der Natur mit sich bringt, — die Liebe zu dem Kinde einer andern.

Die Kinder aus ihres Mannes erster Ehe waren und blieben ihr die einer fremden Frau, der Frau, welche ihres Mannes Liebe vorab genommen und ihr nichts übrig gelassen. Und jenes andere Kind? — es war eben das Kind, das auf der Landstraße gefunden worden, was ging es sie an?

So hatte sie weiter gelebt, in glänzender Einsamkeit; sich stets, trotz alles Reichthums und aller Pracht, krankhaft in ihre früheren Verhältnisse zurücksehnd, unheimlich in den Kreisen, in welchen sie verkehren mußte, den Stachel im Gewissen, daß ihr Leben ein verfehltes sei.

Ihre Briefe an die Fürstin waren ein stets sich wiederholender Ausdruck dieser inneren Unbefriedigkeit gewesen und daß diese mit der Zeit unbeantwortet geblieben, hatte sie innerlich immer mehr verbittert.

Als sie an diesem Tage von ihrer früheren Herrin schied, hatte sie zwar deren alten Zauber, die Macht, die sie auf alle gewann, welche ihr nahe traten, aufs neue empfunden, doch nur, um die gewissere Einsicht erlangt zu haben, daß sie hier keinen wirklichen Beistand, keine Hilfe zu suchen brauche.

Raum waren die Räder verhallt, so trat Hofrath von Bergast in das Boudoir der Fürstin.

Er war eine schöne, ansprechende Erscheinung, noch in den besten Jahren, mit dunkelm Bart und durchdringenden tiefliegenden Augen. Der Freund und Vertraute des verstorbenen Fürsten, stand er zu dessen Wittve in gleich nahen Beziehungen.

Mochte die Welt reden, wie sie wollte, beide waren zu stolze Naturen, herzlos wäre wohl zu viel gesagt, um nicht gegenseitig die Grenzen zu respektiren, welche sie schieden, wenn auch ohne Zweifel unter andern Umständen das Verhältniß zwischen ihnen ein innigeres geworden wäre.

Doch die eigenen Kinder mißgönnten der Mutter eine Freundschaft, auf welche dieselbe, ihrer Meinung nach, allzu großen Werth legte, und nahmen dem Hofrath oft genug den sie verletzenden schulmeisternden Ton übel, den er sich ihnen gegenüber bisweilen erlaubte.

Alein in seiner geistigen Ueberlegenheit und der sicheren Stellung als Eingeweihter in alle Geheimnisse des fürstlichen Hauses, ignorirte Herr von Bergast einfach die oft kindischen Angriffe des jungen Mannes, der ihm die Eigenschaften eines klugen und umsichtigen Geschäftsführers nicht abzuspüren vermochte.

Nachdem schon der verstorbene Fürst dem Zeitgeist in kluger Einsicht nicht widerstanden und den ganzen Pöbel von Kammerherren, Kammerjunkern und Hofmarschall über Bord geworfen, hatte er den Hofrath allein, als seinen treuesten und bewährtesten Rathgeber, zur Leitung seiner Geschäfte zurückbehalten, und die fürstliche Wittve folgte dem Beispiel ihres Gemahls. Herr von Bergast gehörte, so zu sagen, zur Familie.

(Fortsetzung folgt.)

## Wie man gegründet hat!

Ein Spiegelbild und Mahnruf.

(Schluß.)

### III. Amerikanische Eisenbahngründungen. \*)

Auch in Amerika sind Gelblente emporgekommen, die vor wenigen Jahren „nichts“ waren und jetzt eine Rolle spielen. Hier gilt das Wort des alten Dichters, daß aus dem Bettler ein Krösus geworden. Diese „Finanzbarone“ sammt ihrem Anhang fühlen und geberden sich als eine Macht; viele von ihnen, insbesondere die Emporkömmlinge neueren Schlages,

\*) Bgl. Nr. 4, S. 56. Nr. 7, S. 106.

treten übermüthig auf, erregen durch ihr ganzes Behaben Anstoß auch bei den gebildeten Leuten; ihr Luxus ist plump und roh, es fehlt ihm der feine Geschmack, wie dem, welcher ihn treibt, Sittlichkeit und feines Ehrgefühl mangeln. Daher denn die vielen „Scandale“ in den Kreisen solcher „Börsenbarone“.

Schon bevor die heutigen Geldmagnaten ein so gefährliches Uebergewicht sich errungen, hatte man dort mancherlei „Aristokratieen“, die einander gewissermaßen ablösten, von denen jedoch keine dem Staate und der Gesellschaft Nachtheile brachte.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.



Barry, der Bernhardinerhund. Originalzeichnung von C. Clasen.

In den nordöstlichen Staaten, welche man als die neuengländischen bezeichnet, war die Fischerei von jeher bedeutend, und der Fang des Kabeljaws und anderer Seefische brachte große Summen ein. Die Stockfisch- und Makrelenlords wurden reich. Man rüstete Fahrzeuge für den Walfischfang aus, welche auch die ganze Länge und Breite der Südsee durchstreiften und reichen Segen heimbrachten. Dadurch kamen die Spermaceti- und Thranbarone empor. Auf den Pflanzungen im Süden gewann der Anbau der Baumwolle eine immer größere Ausdehnung; die Leute im Norden, welchen ihre Sklaven zur Last waren, verkauften dieselben an die Pflanzler im Süden gegen schweres Geld; nachdem sie dieses eingestekt hatten, wurden sie Philanthropen und eiferten dann mit sittlicher Entrüstung und weisevoller Salbung gegen das, was bei ihnen selbst eben noch in voller Geltung gewesen war, gegen das Halten von Sklaven. Indem sie diese an den Süden verhandelt hatten, machten sie es dem letzteren möglich, daß „Baumwolle König“ wurde, Cotton is king, und nun eiferten die Stockfisch- und Thranlords gegen die Baumwollenkönige.

Als die Industrie und die Dampfschiffahrt einen immer größeren Bedarf an Kohlen hatten, lieferten verschiedene Kompagnieen in Pennsylvanien in jährlich steigenden Mengen Anthracit, und die Anthracitlords bildeten seitdem im Staate Wilhelm Penns eine angesehenere und einflußreiche Klasse. Seit nun zehn Jahren haben sie jedoch Nebenbuhler an den Petroleummarquis, welchen die gütige Mutter Erde das Steinöl in uner schöplicher Fülle gewährt. Von diesen sind sogar die kalifornischen Goldkönige überflügelt worden, welche vor nun etwa achtzehn Jahren eine große Rolle spielten, das gelbe Metall aus vollen Händen um sich warfen und eine Zeit lang selbst die reichsten Kaufleute in den atlantischen Hafenstädten in den Schatten stellten. Heute ist von diesen Kaliforniern kaum noch die Rede, und alle die Thran-, Stockfisch-, Baumwollen-, Anthracit- und Goldkönige wurden weit überflügelt von den Eisenbahnmagnaten, die wir uns näher betrachten wollen.

In den Vereinigten Staaten sind gegenwärtig etwa 65,000 englische Meilen Eisenbahnen in Betrieb. Die Schienenwege reichen von der kanadischen Grenze bis zum mexikanischen Meeresbusen; New-York ist mit San Franzisko am stillen Weltmeere verbunden, die alten Staaten im Osten des Mississippi wurden mit einem förmlichen Netze überzogen, und je weiter die Ansiedelungen nach Westen hin reichen, um so weiter dehnen sich auch die Eisenstraßen aus. Man baut sie bis in die noch menschenleeren Einöden hinein, weil man weiß, daß ihnen entlang Ansiedelungen gegründet werden; und im Verlaufe von fünf bis zehn Jahren werden die Gestade der beiden Ozeane durch vier ostwestlich-westöstliche Bahnen verbunden sein.

Schienenwege waren in einem so ausgedehnten Lande eine unbedingte Nothwendigkeit. Es erscheint für das materielle Gedeihen als eine wahre Lebensfrage, die Erzeugnisse des Binnenlandes so rasch als möglich nach den großen Stapelplätzen des Verkehrs und den Verschiffungshäfen zu befördern; Strombahnen und Kanäle allein genügten nicht mehr. Vor allen Dingen kam es dem Westen darauf an, nach den atlantischen Handelsemporien Verbindungswege zu bekommen, auf denen sie bei angemessenen Frachtsätzen ihr Getreide und Fleisch zur überseeischen Ausfuhr wie für den Verbrauch in den östlichen Staaten schaffen können. Man begreift leicht, wie die Bundesregierung sowohl wie die gesetzgebenden Versammlungen der Einzelstaaten gerne bereit waren, den Bau von Eisenbahnen nach Kräften zu fördern und ihnen Unterstützung zu gewähren.

Man hat dabei ein System befolgt, das von dem in Europa üblichen abweicht: Staatsbahnen hat man nicht, Zinsgarantien sind nicht vorhanden, aber man hat vielen Kompagnieen Landbesitzungen gewährt, die heute wohl an 150 Mill. Acres und mehr umfassen. Beim Inkorporiren der Gesellschaften, welchen man derartige „Subsidien“ zugestand, ist mit beispielloser Leichtfertigkeit verfahren worden. Der Staat hat sich kein Aufsichtsrecht vorbehalten, die Kompagnieen schalten und walten ganz nach Belieben und Willkür; es gibt keinerlei Bestimmung, durch welche das Publikum vor Ueberschneidung und Ausbeutung gesichert wäre. Aus diesem Mangel an Fürsorge, Auf-

sicht und Kontrolle erklärt sich, daß große Kompagnieen den Betrug ins Kolossale steigern können, indem sie „die Stocks wässern“, d. h. Aktien bis zu beliebiger Höhe ausgeben und die Profite für sich einstreichen. Es ist ihnen gelungen, den Bahnverkehr in den wichtigsten Staaten zwischen dem Westen und Osten zu monopolisiren und jede Konkurrenz niederzuerwerfen. An der Spitze der Kompagnieen stehen Direktoren, welche einen geradezu souveränen Einfluß üben und in den Verwaltungsrath nur solche Leute aufnehmen, die ihnen unbedingt gehorchen.

So bildet sich ein „Ring“, welcher alles durchseht, was ihm beliebt. Die wichtigsten Bahnen an der atlantischen Küste bis nach Nebraska hinein und die Schienenneze in den östlichen Staaten werden von einigen wenigen Männern unbedingt beherrscht. Die Zahl dieser Bahnmagnaten übersteigt ein Duzend nicht, aber es sind unter ihnen Männer wie Cornelius Vanderbilt in New-York, dessen Vermögen sicherlich nicht zu hoch auf mehr als 30 Millionen Dollars geschätzt wird; andere besitzen 10 Millionen und mehr, einfache Millionäre besagen nicht viel, denn sie gelten nur für „kleine Kräfte“. Aber Spekulanten, wie weiland der ermordete Fisk, wie jetzt noch Gould, wie Vanderbilt, Scott, Thompson, und bis vor kurzem Jay Cooke, das sind die „Potentaten“, welche den Kongreß in Washington wie die Regierungen der Einzelstaaten geradezu beherrschen.

In diesem Ausspruche liegt nicht etwa eine Uebertreibung, was ist in den politischen Kreisen Nordamerikas heute nicht käuflich? Kein geringerer Mann als John Francis Adams aus Massachusetts, vormalig Gesandter in London und dann Bevollmächtigter beim Schiedsgerichte in Genf über die Alabamaangelegenheit, hat schon vor einigen Jahren seine Landsleute einbringlich gewarnt und sie, allerdings vergeblich, beschworen, vor den Bahnmagnaten auf der Hut zu sein, indem diese wirtschaftlich wie politisch großes Unheil anrichten. Dafür ist der Nachweis nicht schwer zu führen, weil die Thatfachen reden. Jedermann weiß und niemand leugnet, daß die Magnaten nicht bloß Kongreß und Legislaturen der Einzelstaaten sich dienstbar gemacht haben, sondern daß vielfach auch die Richterbank an sie verkauft ist und daß diese Urtheile fällt, wie die Patrone es verlangen. Die hunderttausend Arbeiter, welche sie beschäftigen, stimmen bei den Wahlen nach Vorschritt. Bei dem sogenannten Griefskandal wurde vor nun etwa einem Jahre klar nachgewiesen, daß diese Bahn Richter, Gesetzgeber, Scheriffs, Politiker aller Art und eine Anzahl von Blättern in ihrem Solde hatte und alles durchsehte, was ihr beliebte. Adams äußerte zu Anfang des Jahres 1870, indem er auf die stets wachsende Macht der Magnaten hinwies: „Man kann schon jetzt fragen, ob Cornelius Vanderbilt, Edgar Thompson u. nicht eine mindestens eben so große Gewalt ausüben wie der Präsident der Vereinigten Staaten.“

Bei der allgemeinen Korruption der Handwerkspolitiker und der notorischen Gewissenlosigkeit und Bestechlichkeit so vieler Mitglieder des Kongresses in Washington kostet es die Magnaten nicht viele Mühe, Senatoren und Repräsentanten aufzukaufen und vermittelst derselben alles zu erlangen, was sie wünschen. Einige Millionen mehr oder weniger dafür zu verwenden, das verschlägt ihnen nichts; man kann ja Stocks nach Belieben „wässern“ oder dem Publikum wenigstens eine geringere Dividende zahlen. Gegenüber den Legislaturen verfährt man in derselben Weise. So erhalten die Bahngründer Subsidien, und viele Staaten haben sich mit solchen schwer belastet.

Anlaß zu dem gewaltigen „Septemberkrach“ gab bekanntlich der Fall des Bankhauses Jay Cooke & Kompagnie, das sich mit der Nordpazificbahn zu weit eingelassen hatte. Dieser Schienenweg soll von der westlichen Ecke des Oberen Sees bis zum Pugethunde geführt werden und in Wettbewerb mit der großen Centralpazific treten. Eine nahezu hundert deutsche Meilen lange Strecke ist im verfloffenen Sommer von Osten nach Westen bis nach der Stadt Bismarck am Missouri, im Territorium Dakota, vollendet worden; vom stillen Ocean her ist man schon bis in die Nähe des Kolumbiastromes vorgeückt. Das Unternehmen bietet ganz kolossale Schwierigkeiten dar, denn die Bahn soll durch noch unbekannte Einöden ge-

führt werden, die man zuvor erforschen muß, und in denen die Soldaten, welche den Ingenieuren beigegeben sind, blutige Kämpfe mit den Indianern zu bestehen hatten. Jay Cooke war König dieser Bahn, deren Bau er mit Nachdruck betrieb.

Aber wie sollten die Mittel beschafft werden? Der Kongreß war ungemein freigebig, er schenkte der Pacificbahn nicht weniger als 50,000,000 Acker Landes, etwa 23,000 Acres für jede im Bau vollendete Meile. Jay Cooke gab im Namen der Compagnie Aktien aus, 50,000 Dollars für jede englische Meile; sie sollten mit  $7\frac{3}{10}$  Procent verzinst werden und nach Ablauf von dreißig Jahren in Gold rückzahlbar sein; als Unterpfand und Sicherheit sollten jene 50 Millionen Acres und die Bahn selbst dienen. Begreiflicherweise kam alles darauf an, Abnehmer für die Bonds zu finden, und man gab sich erstaunliche Mühe, sie namentlich auch in Europa, vorzugsweise in Deutschland, unterzubringen, wo die Agenten es denn auch an Rührigkeit und Anpreisungen nicht haben fehlen lassen.

Der Erfolg entsprach jedoch den Erwartungen nicht. Jay Cooke hatte für dreißig Millionen Dollars solcher Bonds ausgegeben; an der Bahn wurde mit Eifer gebaut. Aber wenn es an Geld fehlte, mußte Jay Cooke Vorschüsse machen und die Bonds, welche auf den Markt geworfen wurden, aufkaufen, weil nur wenige andere Abnehmer sich fanden und er seinerseits einer völligen Entwerthung entgegenzutreten hatte. Er that es, so lange das seine finanziellen Kräfte irgend erlaubten, aber am 18. September reichten sie nicht mehr aus, und er stellte seine Zahlungen ein. Der Schlag war gewaltig und für eine zahllose Menge von Speculanten, dann auch für eine beträchtliche Anzahl von Banken geradezu vernichtend. Nun zeigte sich, wie völlig ungefund diese ganze Papiervirthschaft war und welche Folgen daraus erwuchsen, daß man ungezählte Millionen von Aktien auch schlechter Bahnen an die Börsen gebracht und in die Höhe getrieben hatte, und daß viele Banken sich mit sogenannten „Sekuritäten“ belastet hatten, die alles andere als Sicherheit darboten. Dazu kam, daß täglich neue Betrügereien ans Licht gezogen wurden. Aber Jay Cooke hat sich solcher nicht schuldig gemacht, und man darf ihn nicht auf gleiche Linie mit Fisk, Gould oder Tweed stellen.

Jay Cookes Lebenslauf ist interessant; durch denselben fallen Streiflichter auf die Finanzvirthschaft der nordamerikanischen Regierung.

Unter den Puritanern, welche als sogenannte „Pilgerväter“ aus Europa nach Massachusetts kamen, im Jahre 1620, war auch einer Namens Francis Cooke, der in Plymouth ein Haus baute. Von ihm stammt Jay Cooke ab. Die Familie war zu Anfang unseres Jahrhunderts nach Ohio ausgewandert, und dort wurde am 10. August 1821 der Knabe geboren, welcher sich nach und nach zum Bahnmagnaten emporarbeitete. Kaum dreizehn Jahre alt, stellte er sich schon auf eigene Füße und arbeitete in einem Handelshause zu Sandusky. Von hier ging er nach Philadelphia auf das Comptoir seines nachherigen Schwagers Moorhead, und einige Zeit nachher wurde er dort in dem großen Bankhause E. W. Clarke angestellt. Es zeugt wohl für seine Geschäftstüchtigkeit, daß er, eben erst einundzwanzig Jahre alt, als Compagnon desselben aufgenommen wurde. Das ist er bis 1858 geblieben; dann ließ er sich abfinden und trat aus, um selbständig zu sein. Er wurde Schriftsteller und Mitredakteur der Daily Chronicle, für welche er die finanziellen Artikel schrieb.

Im Jahre 1861 trat er in Compagnie mit seinem Schwager Moorhead, und das Haus Jay Cooke und Compagnie begann mit der großartigsten Operation. Der Norden führte Krieg gegen die Südstaaten und bedurfte kolossaler Summen, um denselben weiter führen zu können. In der mit Lincoln zur Herrschaft gelangten republikanischen Partei hatte seit Bildung derselben der Advokat Salmon Chase aus Ohio eine hervorragende Rolle gespielt, diesen Advokaten ernannte der Präsident zum Finanzminister, wie er dann auch einen anderen Advokaten, Stanton, zum Kriegsminister gemacht hat. Cooke war ein Verwandter Chases, und dieser ernannte ihn zum Hauptfinanzagenten der Bundesregierung. Cooke recht-

fertigte die Erwartungen, welche Chase von ihm hegte, denn er war es vorzugsweise, welcher die erste Anleihe der Regierung im Jahre 1861 unterbrachte, und von da an galt er für einen ausgezeichneten Finanzmann. Er brachte für den Staat Pennsylvanien eine Kriegsanleihe zu Pari unter, brachte dann mit Erfolg eine Bundesanleihe von 30 Millionen an die Börse, und erhielt bald nachher von Chase den Auftrag, für 500,000,000 Dollars 5. 20er Bonds unterzubringen. Auch das gelang ihm. Sein Streben war unablässig darauf gerichtet, der Entwerthung der „Currency“ entgegen zu arbeiten und das von Chase ausgegebene Papier mit der grünen Rückseite, diese Greenbacks, möglichst hoch zu halten. Als aber Chase im Juni 1864 seine Stelle als Sekretär des Schatzamtes niederlegte, war das Gold auf 184 gestiegen. Man wandte sich wieder an Cooke, welchem es zu Anfang des Jahres 1865 auch gelang, in Europa für 200,000,000 Dollars 7. 20er Bonds unterzubringen und nach und nach weitere 300,000,000. Die Regierung der Nordstaaten bedurfte im Durchschnitt drei Millionen Dollars täglich, um den Krieg weiter führen zu können, und wieder war es Jay Cooke, welcher die erforderlichen Geldmittel beschaffte. Späterhin trachtete er danach, das vielbesprochene „Syndikat“ allein in seine Hände zu bekommen, mußte sich aber dazu verstehen, in demselben mit anderen großen Firmen, wie Drexel, Morgan, Morton und Blyß gemeinschaftlich thätig zu sein.

Nachdem Jay Cooke schon in den Jahren 1861 bis 1865 ein kolossales Vermögen erworben hatte, stand er in der vorbersten Reihe der amerikanischen Finanzmänner. So groß war sein Einfluß und so stark glaubte er sich, daß er nach Ablauf von Vincolns erstem Amtstermin ernstlich darauf hinarbeitete, seinen Vetter Chase als Candidaten für die Präsidentschaft aufstellen zu lassen, dieser Plan ist ihm jedoch fehlgeschlagen. Während der letztverflossenen Jahre hat er den Bau und die Direktion der Nordpacificbahn in seine Hände gebracht, und durch diese ist der einst so mächtige Finanzmann zu Falle gekommen.

Ein amerikanisches Blatt stellt in Folge der Septemberkrisis folgende Betrachtungen an: Die Erfahrung lehrt, daß Papiergeld, welches nicht jeder Zeit in die entsprechenden Beträge von Gold und Silber umgesezt werden kann, keine unbedingte Sicherheit darbietet. Das wird nur allzuoft vergessen. Unser Papiergeld ist entwerthet. Dafür zeugen die hohe Goldprämie, die vertheuerten Lebensbedürfnisse, die gänzliche Abwesenheit von Baargeld in der Circulation. Es ist entwerthet, weil viel zu viel davon in Umlauf ist. Als Greenbacks zum gesetzlichen Zahlungsmittel erklärt wurden und die Preise zu steigen begannen, fanden die Schuldner, daß ihre Schulden mit weniger abbezahlt werden konnten, als mit dem, was sie von ihren Gläubigern erhalten hatten. Das diente zur Ermunterung wilder Speculation, eine Vera rückichtslosen Borgens begann, der Spielernahsinn wirkte ansteckend, die Moral tausender Geschäftsleute wurde befeckt; wir haben den Wind gesäet und nun den Sturm geerntet. Die heimtückische Krankheit, welche seit mehr als zehn Jahren das Blut der Nation vergiftet, tritt jetzt als widerwärtiger Ausatz zu Tage. Pflichtvergessenheit der Regierungsbeamten vom höchsten bis zum niedrigsten, Habgier und Gewissenlosigkeit der Korporationen und Compagnieen, Feigheit und Bestechlichkeit derer, welche als Wächter der Ehrlichkeit eingesetzt sind, — sie haben das unvermeidliche Ergebniß herbeigeführt. Für die Regierung ganz besonders sollte die Zahlungseinstellung ihrer so sehr begünstigten Agenten, ihrer wahren Schooßkinder, wie Jay Cooke und andere, welche im Verlaufe der letzten Jahre dem Schatzamte den Gewinn so vieler Millionen zu verdanken haben, eine Lehre sein. Statt das Geld des Volkes an spekulationsgütige Agenten zu verschleudern, deren größte Stärke in ihrer Verbindung mit dem Schatzamte besteht, sollte sie ihre Finanzangelegenheiten selbst besorgen. Eines der Hauptübel, welches der Krieg herbeigeführt, ist die Bereicherung von Günstlingen auf Kosten des Staatschazes und des Volkes. Man hat Millionen-Parvenüs geschaffen und jetzt sehen wir die Folgen!

## Der Kartograph der preussischen Armee.

Nachdruck verboten.  
Jahrg. v. 11./VI. 70.

Es hieße Gulen nach Athen tragen, wollte man des nähern ausführen, wie an der Spitze der preussischen Armee eine Reihe von Männern steht, die in den verschiedensten militärischen Fächern als Größen ersten Ranges gelten. Aber nur, indem überall eine streng wissenschaftliche Basis festgehalten wurde und Officiere, in ihrer Gelehrsamkeit gleichgewichtig den Professoren unserer Hochschulen, im Generalstab und den verschiedenen militärischen Departements die Leitung des Ganzen übernahmen, konnte die Armee zu der hohen Vollendung gebracht werden, in der sie nun vor uns steht. Die wissenschaftlichen Leistungen jener preussischen Officiere kommen indessen nicht allein der Armee zu gut, sondern verbreiten ihre segensreichen Wirkungen auch auf weitere Kreise, wie vor allem das Beispiel des edlen und tüchtigen Mannes beweist, dem diese Zeilen gewidmet sind. Der Name Emil von Sydow's ist einer der bekanntesten in Deutschland; „Sydow's Atlas“, in zahlreichen Auflagen verbreitet, hat tausenden und abertausenden von Schülern bei ihren geographischen Studien gedient, wie seine streng wissenschaftlichen Leistungen die Freude aller Fachgenossen waren. Aber nicht nur als Mann der Wissenschaft bietet der Verstorbene ein erquickliches Lebensbild dar, auch den edlen Menschen, den tüchtigen Officier und treuen Diener seines Kaisers und Königs haben wir hier zu schildern.

Daß Sydow ein Mann von ungewöhnlicher Bedeutung war, konnten die ferner Stehenden schon an dem ehrenden Nachrufe erkennen, welchen ihm kein geringerer als Generalfeldmarschall Moltke am Tage nach seinem Tode widmete. Der plötzliche Abschluß eines an Schaffen und stets neuem Streben reichen Lebens wird hier tief beklagt und hinzugefügt: „Unvergeßlich werden insbesondere die Erfolge bleiben, welche sich der Dahingegangene auf geographischem Gebiete erworben hatte und welche ihm den Ruf einer wissenschaftlichen Autorität für immer sichern.“

Theodor Emil von Sydow, geboren am 15. Juli 1812 zu Freiberg in Sachsen, war der Sohn des in weiten Kreisen bekannten und beliebten belletristischen und dramatischen Schriftstellers, königl. preussischen Majors a. D. Friedrich von Sydow und der Frau Wilhelmine von Sydow geb. von Criegern aus dem Hause Thumitz bei Dresden, die ebenfalls als Schriftstellerin unter dem Namen Sibore Grönau in der Romanliteratur einen bekannten und gerngesehenen Namen hatte.

Seine erste Jugend verlebte Sydow im elterlichen Hause zu Erfurt im traulichen Kreise zahlreicher liebevoller Geschwister. Frühzeitig durch das geistig strebende Leben seines Elternpaars angeregt, entwickelte sich in ihm schon in zarten Kinderjahren eine äußerst scharfe Präcision der Auffassung und ein selbständiges Denken und Handeln, wie es selten bei Knaben seines Alters zu finden war. Nachdem im elterlichen Hause durch Privatlehrer die ersten Grundlagen gelegt waren, besuchte er das Gymnasium zu Erfurt. Falsche Behandlung durch einen seiner Lehrer erregte in der jugendlichen Knabenbrust einen solchen Sturm und eine solche Entrüstung, daß sein Vater es für angezeigt hielt, ihn aus dem Gymnasium zu entfernen, und da schon in den frühesten Jahren die Neigung zum Soldatenstande in Spiel und Scherz hervortrat und die alten Traditionen der Familie darauf hinviesen, ließ er ihn als Hospitant die Divisionschule zu Erfurt besuchen, obgleich er noch im zarten Alter von 14 Jahren stand. Mit einem Schlage hatte Sydow den Knaben abgestreift und widmete sich nun mit solchem Eifer und solcher Willenskraft der neuen Thätigkeit, daß er bald seine Mitschüler in allem übertraf.

Nach glänzend abgelegtem Fähndrichs- und Officiersexamen trat er in das 31. Infanterieregiment ein, in dem auch sein Vater gestanden hatte, und avancirte bereits in seinem 18. Jahre zum Officier; er gab sich nun mit der ganzen Kraft und Energie seines Geistes dem neuen Beruf hin. Doch schloß er damit seine wissenschaftliche Fortbildung keineswegs ab; schon frühzeitig eine große Vorliebe für das Studium der Erdkunde und Geschichte verrathend, arbeitete er eifrig in diesen Fächern weiter, und drei Jahre genügten, um ihn als Lehrer an der Divisionschule, wo er noch vor drei Jahren als Schüler fungirt hatte,

auftreten zu lassen. Wenn auch zunächst als Lehrer der allgemeinen Militärwissenschaften angestellt, concentrirte sich doch bald sein ganzes Sein und Denken auf die Geographie und ihre Hilfswissenschaften.

Sein praktischer Sinn ließ ihn bald erkennen, daß die hergebrachte Weise des Unterrichts, eine Anhäufung todten Materials ohne geistigen Zusammenhang und ohne Darstellungsvermögen, eine wichtige sei und regte ihn an, neues Lehrmaterial zu schaffen; so entstanden seine ersten kartographischen Arbeiten.

Durch wohlwollende Vorgesetzte bevorzugt und bereits nicht mehr ganz unbekannt, trat er bei gelegentlicher Anwesenheit A. v. Humboldts in Erfurt mit diesem in Berührung, und erkannte dieser den Schatz, der in dem Innern dieses selten begabten jungen Officiers vorhanden war. Humboldt beschloß, ihn nach Berlin zu ziehen, und seinem Einfluß gelang dies; Sydow wurde zunächst als Mitglied der Ober-Militär-Examinations-Kommission angestellt. Nun öffnete sich für ihn eine neue Welt, in die ihn die Meister Humboldt und Karl Ritter einführten und getreulich leiteten.

Bevor er Erfurt verließ, verheirathete er sich 1843 mit Wilhelmine Rambeau, mit der er eine ideal-glückliche Ehe führte und die ihm als echte deutsche Frau in des Wortes höchster und edelster Bedeutung Leid und Freud tragen half und seinem geistigen Leben ein leuchtender Stern war. Sie schenkte ihm drei Söhne. Der älteste, Alexander Paul (ein Pathe Humboldts), an Herz und Charakter das Ebenbild seines edlen Vaters, fiel als Lieutenant im Garde-Füsilierregiment im Feldzug 1866 bei Burgersdorf (Trautenau, am 28. Juni); der zweite, Waldemar Curt, der die Genialität der Großeltern und des Vaters in schöner lebensfrischer Harmonie verband und mit seltenen Talenten begabt war, fiel als Lieutenant im 3. Garderegiment zu Fuß im Jahre 1870 in der Schlacht von Gravelotte beim blutigen Sturm auf St. Privat; der dritte und jüngste Sohn, Richard von Sydow, Lieutenant im 3. Garderegiment zu Fuß, wurde in derselben Schlacht durch drei Kugeln tödtlich verwundet. Das Herz der Eltern brach fast, da sie auch den dritten und letzten Sohn aufzugeben vermeinten. Ihrer treuen Pflege und Professor Dr. Schmarch's geschickter Hand gelang es, ihn zu erhalten und wieder zu voller Gesundheit zu bringen; ihm war es vergönnt, dem geliebten Vater eine Stütze zu sein, als im Jahre 1872 der Tod die edle liebende Gattin von der Seite des tief bekümmerten Vaters riß. Sydow fand jetzt nur noch Trost im Dienste seines Königs und Vaterlandes, für das er ein selten großes Herz hatte, und in der Hingabe an seine Wissenschaft. Als am 2. September dieses Jahres die Siegessäule zu Berlin enthüllt wurde, trat Oberst von Sydow tiefbewegt, mit Thränen in den Augen, zu einem Kameraden heran und sagte: „Zwei meinem Herzen theure Söhne sind gefallen, meiner Frau brach das Herz, und doch jauchzt mein Herz an diesem Tage laut auf.“

Dem König und dem Vaterland galt auch sein letzter Athemzug, als er am 13. October seine Seele aushauchte. „Grüße den König und die Königin und sage ihm, daß sein edles Bild mir über alle schweren Schicksalsschläge hinweggeholfen hat und mir stets neue Kraft gegeben!“ Dies waren mit die letzten Worte, die er seinem Sohne anvertraute, der als letzter eines selten glücklichen Familienkreises an seinem Sterbebett stand, der ihn beweint, bewundert und hochverehrt; mit ihm trauern in gleicher Weise die Seinen und alle, die sein edles Herz kannten und das Glück gehabt hatten, ihm näher zu treten. Soweit der Mensch!

Betrachten wir Sydow nun als Gelehrten und Soldaten, denn beides hat er in seltener Weise zu vereinbaren gewußt; er war Gelehrter mit der ganzen Kraft seines Geistes und Soldat mit der letzten Faser seines Herzens.

Wie schon oben erwähnt, widmete er sich von Anfang seiner Laufbahn an den ernstesten wissenschaftlichen Studien; 1833 fungirte er als Lehrer der allgemeinen Militärwissenschaften an der Divisionschule zu Erfurt, 1835 widmete er sich ausschließlich der Geographie und fing nun an, 1838 zuerst,



Oberst Emil v. Sydow.

(Geb. 1812, gest. 1873.)

mit seinen Arbeiten an die Öffentlichkeit zu treten, ermutigt und lebhaft unterstützt von dem damaligen Chef des Hauses Berthes zu Gotha. Zunächst fing er an mit der Herausgabe der „Wandkarten“, die sich wegen ihrer methodischen Anordnung, ihrer stofflichen Sichtung und ansprechenden effektvollen Darstellung den Beifall der Geographen und Pädagogen erwarben. Hieran reihten sich in kurzer Frist: „Karte von Thüringen und dem Harz“, „Methodischer Handatlas für das wissenschaftliche Studium der Erdkunde“, „der Schulatlas“, aus welchem der „oro-hydrographische Atlas“, der „orographische Atlas“, der „hydrotopische Atlas“ Auszüge bilden, der „hydrographische Atlas“, der „Gradnetz-Atlas“ und viele andere einzelne Karten.

Alle diese Werke schuf Sydow in den vierziger Jahren mit rastlosem Fleiß, begünstigt durch den nahen und intimen Verkehr mit A. v. Humboldt, Karl Ritter u. a., die in Briefen und Worten seinen Werken die größte Anerkennung zollten. 1855 nahm er seinen Abschied, um sich ausschließlich seinen Arbeiten zu widmen, die alle schon vielfache Auflagen erlebt hatten. In die nächsten Jahre fällt die Bearbeitung eines geographischen Leitfadens; er erschien 1862 bei Justus Berthes, dessen Institut allen seinen Schöpfungen ein warmes Herz ent-

gegenbrachte, unter dem Titel: „Grundriß der allgemeinen Erdkunde“. Leider ist jedoch blos der erste Theil erschienen, der allerdings ein geschlossenes Werk für sich bildet und der eine Welt von Arbeit in sich birgt und eine selten scharfe logische Darstellung und Auffassung wiedergibt; der „Leitfaden“ enthält einen großen Theil seines geographischen Glaubensbekenntnisses. Sydow hebt darin mit Recht hervor, wie die Kenntniß der Geognosie für den Geographen unentbehrlich sei und wie namentlich auch der Militärgeograph sich mit derselben zu befassen habe. Praktisch erläutert wird dieser Ausspruch durch eine Anekdote, die während der Mobilmachung 1850—51 spielt. Damals befand sich Sydow als Generalstabsofficier der 4. Kavaleriedivision in Kurhessen, wo die praktische Verwendung seiner Spezialkenntnisse bei allen Kameraden Aufsehen erregte. Ein des Spionirens verdächtiger Landmann sagte bei seiner Vernehmung aus, daß er von A. komme. „Von A.“ bemerkte Sydow, „und da haben Sie rothe Erde an den Stiefeln — von B. sind Sie!“ Der völlig außer Fassung gebrachte Mensch konnte nun leicht ausgeforscht werden.

Mit dem Jahre 1856 eröffnete sich Sydow durch die Herausgabe des „kartographischen Standpunktes“ in den Peter-

mannschen Mittheilungen ein neues weites Feld der Thätigkeit, das seinen Namen weit verbreitete und von wesentlicher Bedeutung war.

Alles dieses sein ganzes Wissen und Können verwandte Sydow aber nicht in seinem Interesse, sein höchster Wunsch war der, seinem theuren Vaterlande damit zu dienen und zu nützen; dies führt uns auf seinen Standpunkt als Soldaten.

1830 zum Officier befördert, 1833 in oben erwähnte Stellung gerückt, wurde er 1843 nach Berlin als Mitglied der Examinations-Kommission kommandirt. 1849 wurde er zum Premierlieutenant befördert, gleichzeitig mit dem geographischen Unterricht des Prinzen Albrecht von Preußen betraut und zum Lehrer an der Kriegsakademie (Militärgeographie) ernannt. 1852 erhielt Sydow das Hauptmannspatent, und König Friedrich Wilhelm IV zeichnete ihn gleichzeitig durch Verleihung des rothen Adlerordens und der großen goldenen Verdienstmedaille für Wissenschaft aus. 1855 nahm er seinen Abschied und siedelte nach Gotha über, doch ließ sein Soldatengeist ihm hier nicht lange Ruhe. Der Sohn entsinnt sich noch genau, als bei der Mobilmachung 1859 seine ehemaligen Regimentkameraden durch Gotha zogen und ihm zuwinkten, wie dem Vater die Thränen in den Bart rollten. Sein sehulichster Wunsch, wieder in den königlichen Dienst zu treten, wurde 1860 erfüllt, und er nahm nun, als Major dem Generalstabe beigegeben, seine militärgeographischen Vorträge wieder auf, die er bis zum Tage seiner Erkrankung (3. Oktober) ununterbrochen fortsetzte. Im Kriege 1866 war es ihm nicht vergönnt, mit dem Degen in der Hand seinem König zu dienen, er schickte aber seine drei Söhne, seine einzigen Kinder, mit stolzem Herzen in das Feld.

„Gott fessele den Sieg an Eure Fahnen!“ waren die letzten Worte der Mutter an ihre scheidenden Söhne.

Statt dessen eröffnete sich ihm ein weites Feld der Thä-

tigkeit in der Anfertigung der Kriegskarten, die lediglich auf seinen Schultern ruhte und die er mit gewohnter Treue vollzog. Die Armee hat ihr Urtheil darüber gesprochen; er erhielt den Kronenorden als Anerkennung seiner Bemühungen. Kurz vor dem Feldzug war er zum Oberstlieutenant befördert worden. 1867 wurde er, als beim Generalstabe eine „geographisch-statistische Abtheilung“ errichtet wurde, zu deren Chef mit dem Range eines Regimentskommandeurs ernannt. In die nächsten Jahre der angestrengtesten, fast übermenschlichen Thätigkeit fällt auch eine seiner Lieblingschöpfungen: „die Regeistrande der geographisch-statistischen Abtheilung des großen Generalstabes“, die nicht nur im Inlande, sondern auch in den fernsten Kreisen des Auslandes den lebhaftesten Beifall gefunden hat. Bei der Mobilmachung 1870 mußte er seine alte Thätigkeit wieder von neuem beweisen, statt seiner rückten seine zwei ihm noch geliebten Söhne in das Feld; er arbeitete wieder an dem Kriegskartenmaterial, und wie er das gethan, das beweist wieder das Urtheil der Armee, ja das Urtheil der Welt und die Anerkennung seines Königs, der ihn vor seinem Abgang zur Armee zum Oberst befördert hatte. Der Friede fand ihn wieder mitten in seinen Arbeiten, von denen ihn nur der Tod abberufen konnte.

Die in Berlin grassirende Cholera erfaßte ihn und entriß ihn am 13. Oktober der Welt, die ihm ein dankbares Andenken bewahrt. „Ach, wer doch so sterben könnte wie General François bei Spichern, meine Söhne haben einen schönen beneidenswerthen Tod gehabt!“ sagte er in einem Augenblick der größten Dualen zu seinem Sohn.

Er starb mit dem Bewußtsein, das Resultat eines ganzen Lebens voll ununterbrochener Arbeit und Mühe seinem Vaterlande und seinem über alles geliebten Könige dargebracht zu haben. Ehre seinem Andenken!

## Der Märzminister.

Novelle von W. G. Nischl.

(Schluß.)

### XI.

Die Stadt war äußerlich ruhig nach der Besiegung des Aufbruchs, aber in den Gemüthern gährte es um so heftiger. Zunächst bewegte die Ministerkrisis alle politischen Köpfe, und wer überhaupt einen Kopf hatte, der hatte damals einen politischen.

Ueber Gärtners Sturz trauerten nur wenige. Die Conservativen weisagten aus dem jähen Fall des Märzministers die dauernde Rückkehr der alten Zustände, die Radikalen einen Rückschlag, welcher rasch zu neuen, gründlicheren Revolutionen führen würde; die Liberalen waren froh, daß sie der pedantische Gerechtigkeitsfuss und die unberechenbare Politik ihres früheren Parteigenossen nicht mehr störte, sie wollten und hofften einen Minister, der schlechthin herrschte, indem er sich von ihnen schlechthin beherrschen ließ. Alle Welt glaubte, sämtliche geheime Schliche des gefallenen Ministers zu kennen, aber kein Mensch wußte, daß er verlobt gewesen, — das Mädchen in der Flebergasse vielleicht ausgenommen.

Inzwischen mußte etwas geschehen von Seiten sämtlicher Parteien, damit der nöthige Druck nach oben geübt werde betreffs der Wahl des neuen Ministers, der vorerst noch nirgends zu finden war.

Das unvermeidliche erste Mittel dieses Druckes war eine Volksversammlung, und im Sturm der Gefühle beschloß man eine Versammlung allen Volkes ohne Unterschied der Farbe. Die alten Parteien galten nicht mehr, neue mußten sich abklären, und das geschah am besten, wenn alle miteinander und durcheinander redeten. Die vorläufige Tagesordnung war sehr einfach. Man wollte die Fehlgriffe, Sünden und Schwächen des gestürzten Ministeriums öffentlich bis aufs Kleinste bloßlegen, um aus dieser vernichtenden Kritik sodann den Plan einer wahrhaft gesunden Staatskunst zu entwickeln. Wer recht genau weiß, was er nicht will, der weiß darum freilich noch nicht immer genau, was er will. Aber gleichviel! Zuerst ein unerbittliches Todtengericht, dann Erweckung eines neuen Lebens!

In der „Sängerhalle“ wurde die Volksversammlung abgehalten, allein obgleich der größte Saal der Stadt, vermochte sie doch nicht entfernt die Menschen zu fassen, welche sich herandrängten. Bis weit hinaus auf die Straße standen die Leute Kopf an Kopf, und wenn sie dort auch von den Reden nichts hören konnten, so hörten sie doch die Beifallsjalousen und pflanzten sie fort wie ein rollendes Rottenfeuer. Ueberdies spielte ein Musikkorps zwischendurch Freiheitslieder, die man dann außen in etwas kanonisch verschobenem Zeitmaße nachsang.

Vier Redner hatten bereits in vernichtenden Worten allen Berrath des Ministeriums Gärtner enthüllt, und da kein Widerspruch erfolgt war, so konnte jetzt die Frage seines Nachfolgers erörtert werden.

Da erschien — wie ein Gespenst aus dem Grabe — Rudolph Gärtner selber auf der Rednerbühne.

Einen Augenblick lagerte schweigendes Staunen über den Massen, dann erhob sich ein Geflüster, welches immer lauter anschwellte, zuletzt ein Sturm des Unwillens! Mehrere Stimmen riefen: „herunter!“ und nun folgte ein allgemeines Schreien, Heulen und Pfeifen, zwischendurch vergebliche Rufe „zur Ruhe!“ Der Höllenlärm dauerte wohl zehn Minuten.

Gärtner stand inzwischen fest wie eine Statue auf der Tribüne, kein Zucken war in seinen bleichen Mienen sichtbar; die Menge mußte des Schreiens doch endlich müde werden, und er wartete ruhig, bis sie sich ausgeschrien.

Die felsenfeste Ruhe wirkte: — es wurde still.

Nun aber begann er mit keiner Rede, — die hätte man doch nicht angehört — sondern wandte sich mit abgerissenen Fragen an die Versammelten.

Er fragte, ob sie nicht alle das schändliche Verfahren der früheren Kabinetjustiz verdammten? — „Allerdings!“ — Ob nicht ein besonderer Greuel jener Justiz gewesen sei, daß man Angeklagte ungehört verurtheilt habe? — „Gewiß!“ — Ob sie nicht so eben wider Willen in denselben Fehler verfallen

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11/1 I. 70.

seien? — Hier theilte sich die Antwort in Ja und Nein, aber das Ja behielt zuletzt den Sieg. — Ob sie ihn anhören wollten? Stürmisches „Ja“!

Und so fuhr er fort, einen sokratischen Dialog mit der erhitzten Menge zu führen und zwang die Widerstrebenden, daß sie seiner Vertheidigung Schritt für Schritt folgten. In den schlichten Worten des ruhigen Gewissens legte er den ganzen Gang seiner Politik dar, indem er immer wieder Fragen dazwischen warf, welche man schlechterdings bejahen mußte. Denn zum Anhören des Monologs eines mißliebigen Mannes hat die Menge keine Minute Geduld, darf sie aber mitsprechen, dann folgt sie stundenlang.

Nur die eine Frage stellte Gärtner nicht: ob es ein Entschuldigungsgrund für die Schwächen eines Ministers wäre, wenn er zum erstenmale Minister und zum erstenmale verliebt gewesen sei? Man hätte vermuthlich auch mit „Ja“ geantwortet.

Kurz und gut, je länger Gärtner sprach, um so kräftiger wuchsen die beifälligen Zurufe, und als er seine Vertheidigung geendet, erscholl ein donnerndes Hoch! auf den muthigen Mann, und die Musik schmetterte drein mit Pauken und Trompeten.

Die verbissensten Gegner mußten zwar schweigen, aber sie gaben darum ihre Sache noch lange nicht verloren: zur Antwort auf den Tusch begeherten sie, daß das Orchester die Marseillaise anstimme, gleichsam als Präludium, welches zur anfänglichen Tonart zurückführe. Andere widersprachen: das Lied schade sich nicht für deutsche Männer. Und eh' man sich's versah, wogte wilder Streit durch den Saal über die Marseillaise. Da nun der Vorsitzende, ein deutscher Patriot, sich weder durch seine Glocke noch durch seine Stimme Gehör verschaffen konnte, so befahl er den Musikern, Arndts „Deutsches Vaterland“ zu blasen; er hoffte, daß die wohlbekanntten Klänge die Streitenden zum Mitsingen fortreißen würden, und wenn man singt, kann man sich nicht zanken.

Die Meisten aber, welche die Marseillaise beehrten, kannten und konnten das Lied gar nicht ordentlich, glaubten bei den ersten Takten, dies sei die Marseillaise und sangen tapfer „allons enfants de la patrie“, während die andern nach des Deutschen Vaterland fragten, merkten dann aber schon bei der zweiten Zeile, daß sie überlistet waren und sich lächerlich gemacht hatten.

Darüber brach nun ein Sturm des Unwillens los, wegen die vorhergegangenen Stürme nur ein Säuseln gewesen. Man schrie nach dem frechen Frevler, der das Volk verspottete, einige drohten den Vorsitzenden zu mißhandeln, die meisten aber suchten wüthend nach Gärtner, als dem ersten Anstifter alles Habers in der brüderlichen Versammlung, und diese Versammlung und diese Verfolgungsrufe wälzten sich hinaus zu der Menge, die das Haus umringte und nur erst vernommen hatte, daß der Exminister drinnen zu reden gewagt. Sie glaubte, jetzt sei der Augenblick der Volksrache an dem Verräther gekommen.

Gärtner war inzwischen glücklich aus dem Saale entschlüpft, wurde jedoch auf der Straße erkannt und mit Schimpfreden und Thätlichkeiten angegriffen. Leute, die aus der Halle kamen, traten dazwischen, wehrten dem Unfug und riefen, der Mann sei unschuldig. Die andern wollten sich ihr Opfer nicht entreißen lassen, und so entspann sich ein neuer Kampf. Während man sich drinnen um die Marseillaise und das Deutsche Vaterland schlug, raufte man sich außen um den vernichteten Exminister und wiedergeborenen Volksmann. Dieser gewann dadurch auf einen Augenblick Lust, daß er mit Hinterlassung seines linken Rockflügels und nur von wenigen verfolgt, sich flüchten konnte.

In einer engen Seitengasse glaubte er sich bereits in Sicherheit, da ihm nur noch etliche Straßenjungen auf den Fersen waren, als er von der andern Seite eine starke Schar entgegen kommen sah, die unter Verwünschungen seinen Namen brüllte.

Schnell sprang er in eine offene Hausthüre, schlug sie hinter sich ins Schloß, brach aber dann mit dem Rufe: „Rettet mich!“ in dem dämmerigen Hausgang besinnungslos zusammen.

Als er nach wenigen Augenblicken wieder zu sich kam,

stand ein Mädchen vor ihm, welches ihm besorgt den Arm bot, um ihn ins Zimmer zu führen.

Fast wären ihm zum zweitenmal die Sinne geschwunden: das Mädchen war Hedwig; er war in das Haus Flebergasse Nr. 15 geflüchtet!

## XII.

Im Zimmer stand der Oberförster; er hatte am Fenster ausgepäht und bat Gärtner, sich zu beruhigen, seine Verfolger seien weiter gezogen, sie hätten nicht bemerkt, daß er ins Haus geschlüpft sei, und übrigens wolle er schon sorgen, daß ihm hier niemand etwas zu Leid thue.

Gärtner setzte sich auf einen Stuhl, um wieder Kraft zu gewinnen und seine Gedanken zu sammeln. Dann aber galt sein erstes Wort dem Oberförster: „Sie hatten mich unlängst in Verdacht, daß ich unredlich und zweideutig an Ihnen gehandelt, und ich konnte mich damals nicht rechtfertigen; jetzt kann ich's. Erstlich bin ich kein Minister mehr, — und zweitens wird Ihnen Ihre Tochter meinen Brief mitgetheilt haben.“

„Welchen Brief?“ fragte der Alte, und die Tochter rief erstaunt, daß sie den Mann gar nicht kenne und nichts von einem Briefe wisse. Der Oberförster aber belehrte sie: „Dieser Herr ist ja Herr Gärtner, unser Märzminister!“

Gärtner erhob sich lächelnd, — sein Rock hing beschmutzt und in Fetzen am Leibe, sein Hut war zerdrückt, sein Gesicht todtenblaß, das Haar wild verworren; — er sah wahrhaftig keinem Minister ähnlich.

In herzgewinnend bescheidenem gutmüthigen Tone sprach er: „Sie haben mich allerdings schon früher kennen gelernt, mein Fräulein, aber damals kamen Sie in den Platzregen, und gegenwärtig komme ich aus der Traufe. Sie mögen mich wohl vergessen haben. Doch ich vergaß Sie nicht.“

Dann blickte er sich um im Zimmer, und sein Auge ruhte auf der Fensternische, die er nun dennoch einmal von innen sah. Er fuhr fort: „Ich hatte mir so oft und schön ausgemalt, wie ich in dieser Stube erscheinen wollte; aber ich hatte mir die Sache ganz anders gedacht, als sie nunmehr gekommen ist. Mein Fräulein, Sie wissen jetzt, wer ich bin; Sie wissen auch, was ich wollte. Sie haben durch Ihr Schweigen eine für mich zwar bittere Antwort, aber ohne Zweifel die richtige Antwort auf meinen Brief gegeben. Ich will nicht weiter davon reden.“

Nun wußte der Alte wieder nicht, was dies bedeute, dafür fand dann jetzt die Tochter das rechte Wort: „Also wäre der mit Ihrem Namen unterzeichnete Brief nicht vom Assessor Baum, er wäre wirklich von Ihnen gewesen?“

Diese Frage war aber wiederum dem Exminister zu rund. Man fragte überhaupt noch eine Weile herüber und hinüber, bis sich endlich folgende Lösung des Räthfels ergab:

Hedwig hatte am Tage vor dem Empfange des Briefes dem Assessor rundweg erklärt, daß er sie trotz seines Anstellungsdekrets und trotz aller Wünsche ihres Vaters unglücklich mache durch seine Anträge. Dieser, ein unzarter Mensch, obgleich mit lauter ersten Not, war im Zorn von ihr gegangen und hatte ihr Eitelkeit und Hoffart vorgeworfen, sie sei überall zu vornehm für ihre Armuth, immer hoch hinaus und möchte am Ende gar gleich einen Minister haben. Das war so unter vier Augen gesprochen worden. Des andern Tages wollte der Vater die Tochter wieder beschwichtigen. Da kam der Brief. Das verständige Mädchen vermochte doch nicht zu glauben, daß ihr ein wirklicher dirigirender Staatsminister, den sie gar nicht kannte, wirklich einen solchen Brief schreiben könne. Sie vermeinte vielmehr mit ihrem Vater, in den Schriftzügen die schlecht verstellte Hand ihres abgewiesenen Bewerber's zu erkennen und hielt den Brief, eingedenk der letzten Worte Baums, für ein unfeines Pasquill, welches, falls sie antwortete, zugleich eine höchst böshaft gelegte Schlinge sei. Statt ihrer beantwortete darum der Vater das Schreiben, indem er dem Assessor ein für allemal sein Haus verbot, und zwar in Worten, die für den armen Teufel ebenso beleidigend als dunkel waren.

Der Brief war also doch beantwortet worden, nur war die Antwort an den unrechten Mann gekommen. Gärtner athmete auf: vielleicht konnte ja dann auch das Schweigen an den unrechten Mann gekommen sein?

Aber nun mußte er natürlich auch die Geschichte erzählen, welche er im Briefe verheißten hatte. Er erzählte ganz offenherzig, wie es ihm mit dem schönen Bilde daheim und dem noch schöneren Bilde in der Flebergasse ergangen sei, Zug um Zug, so kindlich naiv, daß der Alte hellauf lachen mußte und Hedwig unter Lächeln sehr nachdenklich wurde.

Und zuletzt schloß der Oberförster mit dem Bekenntniß, daß er den ehemaligen Märzminister wieder für einen grundehrlichen Mann halte, er habe sich übrigens schon theilweise zu diesem Glauben bekehrt, als derselbe sein Portefeuille so überaus geschwind und tapfer abzugeben verstanden, und das thäten ihm wohl wenige Minister nach.

Es war ganz still und dunkel auf den Straßen geworden; Gärtner konnte ungefährdet wieder nach Hause gehen. Er bat sich beim Abschied nur die Erlaubniß aus, morgen wiedertommen zu dürfen, um mit gekämmtem Haar, in unzerriffenem Rocke und mit unzerdrücktem Hut einen ganz förmlichen Dankbesuch für die Rettung zu machen. Die Erlaubniß wurde gewährt.

Des andern Tages begegnete Rebborf seinem Freunde Gärtner, wie er etwas verstoßen durch die Straßen schlich. Sein Rock war auffallend neu, sein Hut auffallend glänzend, sein Gesicht ganz auffallend verklärt. Rebborf trat herzu, um den Freund zu trösten wegen des gestrigen Mißgeschicks. Allein Gärtner schien gar nicht besonders trostbedürftig. Er nannte den gestrigen Tag den schönsten seines Lebens.

Sein Freund meinte, in der Sängerkirche habe er allerdings einen größeren Sieg als Volkzredner errungen, wie je zuvor, aber die mehr dramatische Scene hinterdrein auf der Straße sei doch etwas ärgerlich gewesen. Man erzähle sich ja, er sei mit Schimpfreden und Drohungen, sogar mit Steinwürfen bis in die Flebergasse verfolgt worden.

„Das war ja gerade die Krone des Tages!“ rief Gärtner. „Sieh, lieber Freund, ich habe als Minister alles vermocht, Alles ist mir gelungen, nur Eines nicht: niemals gelang es mir, einen Besuch Flebergasse Nr. 15 zu machen. Gestern habe ich auch dies erreicht! Von unsichtbaren Händen bin ich in das Haus hineingeschleudert worden.“

Rebborf fand gar keinen Sinn in diesen Worten.

Darum erläuterte Gärtner: „Politik und Liebe! Wir werden dort denselben Weg gehen, den ich hier gegangen bin. Wir lieben die Freiheit, wir schwärmen wie Liebende für die deutsche Einheit, im Grunde ist das aber ein und dieselbe Person, wir laufen ihr nach auf allen Gassen, aber wir kennen sie noch gar nicht ordentlich, es ist ja vorerst nur das Schattengebilde unserer eigenen Phantasie, dem wir nachlaufen. Wir werden sie kennen lernen und dann beginnt erst die wahre Liebe. Allein das geht nicht so sauft: wir müssen hineingeschleudert werden von unsichtbaren Händen, wie ich in die Flebergasse!“

Nun verstand der Freund erst recht gar nichts. Er hatte gehört, daß Gärtner gestern zwei Hiebe über den Kopf erhalten habe, er fürchtete eine Gehirnerschütterung.

Beforgt schlich er darum dem Freunde nach, und richtig, der Unglückliche mit seiner fixen Idee verschwand Flebergasse Nr. 15!

Doch schon nach kurzer Frist löste sich ihm das Räthsel.

In einem Vierteljahre war Hochzeit in der Flebergasse, und als Rebborf den Trinkspruch auf das neue Paar ausbrachte, stellte er sich mitten in den Flachbogen des Fensters, durch welches gerade ein Sonnenstrahl fiel, und sprach:

„Unser Freund Gärtner war vor dem Volke ein Mann, im Ministerium ein Jüngling, in der Liebe ein Kind: er wird ein unvergleichlicher Ehegatte werden!“

## Deutsche Kaiserstätten.

Von Oscar Schwebel.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

### IV. Sachsenzzeit (Schluß).

Nach Ottos III Tode erhob Herzog Heinrich von Baiern, der Begleiter der Kaiserreiche, Ansprüche auf den deutschen Thron. Nicht weniger Mühe, als es ihm machte, denselben zu erhalten, kostete es ihm, die viel bestrittene Würde zu bewahren. Die drei ersten Jahre seiner Regierung bis 1004 vergingen unter fortwährenden Kämpfen in Deutschland. Zuerst standen Eckhard von Meißen und Hermann von Schwaben gegen den neuen Herrscher auf, und kaum waren diese Gegner niedergeworfen, so traten dem König in den eigenen Brüdern Konrad und Bruno, in Ernst von Oesterreich, Boleslav von Böhmen und Heinrich von Schweinfurt eben so mächtige Feinde entgegen. Endlich konnte sich Heinrich im Jahre 1004 zur Bekämpfung seines italienischen Gegners Harduin von Ivrea wenden. Wir sehen ihn mit seinen Getreuen die unheilvollen Pfade über die Alpenpässe dahin ziehen; aber diesmal scheint das Glück den Deutschen zu lächeln; mit kräftiger Hand setzt sich der König in Pavia die Krone der Lombarden auf. Doch die wälsche Tücke ist im Geheimen thätig. Als Heinrich, nur von wenigen Gefolgsleuten bewacht, in dem königlichen Palaste der Ruhe pflegt, erhellt sich plötzlich die Nacht durch Fackelschein; die empörten Bürger von Pavia umringen die Burg und stürmen die Thore; Heinrich wäre verloren gewesen, wenn ihn nicht ein kühner Sprung aus dem Fenster gerettet hätte. Mit gebrochenem Fuße gelangte der König ins Freie; zeitlebens behielt er einen hinkenden Gang. Unermüdtlich thätig kämpfte Heinrich bald darauf auf dem Boden Böhmens und der Lausitz, an den Grenzen Polens, im Herzen Deutschlands gegen aufrührerische Verwandte und auf der apulischen Erde für die weltliche Herrschaft des undankbaren Papstes. Auf allen diesen Heerfahrten erwarb Heinrich sich den Ruhm seltener Tapferkeit, überall socht er den Seinen voran, mochte es gelten, die Brandfackel in ein bestärktestes polnisches Kastell zu werfen oder die schnellen Schiffe der Griechen mit dem Schwerte in der Hand zu erklimmen. Wie wenig hat Heinrich durch solch rastlose, mühevoll-thätigkeit erworben! Die Erwerbungen, welche er in

Burgund und an der slavischen Grenze des Reiches gemacht hatte, waren nur ein unsicherer, stets bestrittener Besitz; die Rechte der Krone wurden durch seine Bewilligungen an die Herzöge und den Papst, zu welchen die Ungunst der Umstände ihn gedrängt hatte, vielfach geschmälert. Aber wenn auch das Leben des zweiten, heiligen Heinrich für Deutschland kaum nennenswerthe Resultate trug, die Anerkennung darf ihm die Geschichte nicht versagen, daß er ein allezeit kampfbereiter Streiter und ein unermüdtlich thätiger Regent gewesen ist. Und ist sein Plan, einen allgemeinen Weltfrieden herzustellen, nicht wenigstens ein hoher Gedanke, welcher der Religiosität seines Gemüthes zur hohen Ehre gereicht? Darnach freilich, als er am 13. Juli 1024 auf seiner Burg Crona bei Göttingen starb, sah er ein, daß kein Zeitalter ungeeigneter war, diesen Gedanken zu verwirklichen, als das seine, das von dem verwirrenden Sturm der Leidenschaften und des Eigennuzes so wild erregt war.

Das dauernde Denkmal, welches Kaiser Heinrich II auf deutschem Boden sich gründete, ist das Bisthum Bamberg. Im Jahre 1003 bewog der Kaiser seine Gemahlin, die heilige Kunigunde, ihr Gut in und um Bamberg, welches er ihr einst als Morgengabe dargebracht hatte, der Kirche zu weihen; 1007 erlangte er die kirchliche Zustimmung zur Gründung eines Hochstiftes, 1009 begann der Dombau, und 1012 weihte der Patriarch von Aquileja das Gotteshaus ein. Heinrich, sowie die beinahe 17 Jahre nach ihm gestorbene Kunigunde, die treue Aufbewahrerin der Reichskleinodien, fanden im Dome ihre Ruhestätten.

Schon im Jahre 1081 aber wurde der Bau Heinrichs II von den Flammen zerstört, es erfolgten mannigfache Wiederherstellungen, unter welchen die des Bischofs Thimo um 1200 die bedeutendste gewesen zu sein scheint. Dieser Kirchenfürst erhob, wie es heißt, eine Steuer, um „St. Kunigunden Werk“ bis zur Spitze zu vollenden, „und ist darum von Etlichen nicht wenig gehaßt worden.“ Aber der Bischof hat in diesem großartigen, einheitlich in spätromanischem Style durch-

geführten Gotteshause sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Erbaut auf einem Hügel, ist der Bamberger Kaiserdom weithin sichtbar; seine vier hohen Thürme, von der Morgen-sonne zuerst begrüßt, von dem Abend-schein zuletzt gemieden, bilden das leuchtende Wahrzeichen für die blühenden Gefilde des Main- und Regnitzgrundes.

Wir steigen die breiten schönen Treppen zur Esplanade des Domes hinauf und stehen vor dem prächtigen, fünfseitigen romanischen Chore im Osten des Bauwerks. Welch froher und heiterer Glanz in all den Säulen und Säulchen, den Rundbogen und gekoppelten Fenstern, den Galerien und Arkaden dieser Seite! Oben aus der blauen Höhe grüßen die vielfach durchbrochenen Thurmwinnen herunter, die lustigen Säulenumgänge, namentlich der beiden Westthürme, geben dem ganzen Bau den Charakter der Zierlichkeit und Leichtigkeit. Und wenn wir eintreten in die Kirche, welche meisterhaft gearbeiteten Portale empfangen uns da! Ein reicher Schmuck von theilweise sehr schönen Bildsäulen hält die Wacht an den Thoren des Domes; vorzüglich fesseln die Gestalten der fürstlichen Stifter den Blick des Beschauers. Im Innern freilich überkommt uns der Eindruck einer gewissen Leere und Debe; der Schmuck der Farben dürfte hier auf den weiten grauen Sandsteinmassen nicht fehlen; das hätte die neue Zeit von der alten lernen können, denn vor der Restauration waren die Säulen des Peterschlores verguldet, und die Nischen mit Heiligenfiguren übermalt. Mitten im Dome steht der Sarkophag des heiligen Kaiserpaars, kein gleichzeitiges Werk, sondern unter Heinrich Groß von Trochau (1499 bis 1513) durch Tilemann Riemshneider vom Harze verfertigt. Die Seitenwände des Sarges tragen Darstellungen aus dem

Leben des Kaiserpaars; wir sehen, wie Kunigunde, von ihren Hofleuten der ehelichen Untreue angeklagt, zur Erweisung ihrer Unschuld über die glühenden Pflugscharen wandelt (angeblich im September 1017), sehen die Kaiserin den Dom gründen und erblicken, wie der heilige Laurentius die bereits den Teufeln verfallene Seele des Kaisers rettet, indem er einen schweren Altartisch, welchen Heinrich einst dem Merseburger Dome geweiht hatte, in die Wagsschale seiner guten Thaten wirft. Auf dem röthlichen Marmordeckel des Sarkophages sind die schönen Figuren des fürstlichen Paares liegend angebracht, die Füße auf wappenhaltenden Löwen ruhend. Entgegen vielen älteren, in Missalen sich findenden Bildern Heinrichs, welche ihn bartlos darstellen, umzieht hier ein voller Bart Mund und Sinn. Ideal schön ist die noch jugendliche

Gestalt der heiligen Kunigunde gehalten; auf dem reinen, von starken Flechten umrahmten Antlitz liegt die volle Hoheit, welche die deutsche Sage der jungfräulichen Königin beilegt. In malerischem Flusse schmiegt sich an die Gestalten das reichgeschmückte fürstliche Gewand. Das Denkmal ist ein ausgezeichnetes Werk der erlöschenden gothischen Kunst.

Sind uns also auch keine gleichzeitigen Denkmale, so sind uns doch aller Wahrscheinlichkeit nach echte Reliquien des kaiserlichen Paares geblieben. Noch zeigt man zu Bamberg den Schädel Heinrichs, an welchem deutlich die Verletzung durch den furchtbaren Schwertesstich erkennbar ist, den der Kaiser in seinen Slavenkriegen auf dem Boden der Mark Brandenburg erhielt. Zu Merseburg im Dome, dessen Wiederhersteller Heinrich II ebenfalls war, haben sich noch manche Erinnerungen an das Kaiserpaar erhalten; so wird dort noch der grüne Damastmantel der Kaiserin aufbewahrt, in welchem sie über die Pflugscharen gewandelt ist. Das Dessen der Weberei zeigt den Reichsadler in einer hochalterthümlichen Gestalt.

Geschäftig hat sich auch die Sage des fürstlichen Paares bemächtigt; sie erzählt viel von den Verleumdungen, welche die Kaiserin zu dulden hatte. Erst durch offenbare Zeichen des Himmels konnten die Lasterzungen zum Schweigen gebracht werden. So warf Kunigunde zum Beweis ihrer Keuschheit zu Bamberg einst ihren Ring durch eine Glocke, und noch ist sie erhalten, die „Rundelsglocke“ mit dem Loche. Von dem, was der fromme Kaiser für Deutschland gethan hat, wie er gerungen um die eiserne Krone der Lombardei und um den Besitz des Slavenlandes, davon ist jede Erinnerung im Volke erloschen. Wohl aber erzählt

man noch, wie er zu Straßburg die Krone habe niederlegen wollen, um ein „Chorherr an Unserer Lieben Frauen Münster“ zu werden. Nach langem vergeblichen Abmahnen entschloß sich der Bischof Werner, dem Kaiser das Gelübde abzunehmen, sogleich aber befahl er seinem hohen Untergebenen, kraft der Pflicht des Gehorsams die schwere Bürde der Herrschaft wieder auf die starken Schultern zu nehmen. Am Grabe zu Bamberg befindet sich ein Engel mit der Wagsschale; Kaiser Heinrich ließ das Bünglein nach der Seite geneigt sein, um anzudeuten, daß auf Erden nichts vollkommen sei, und daß er selbst nur ein schlechter Verwalter der Gerechtigkeit habe sein können; steht aber das Bünglein einst in der Mitte, — so behauptet der Landmann, — dann ist auch das Ende der Welt nicht mehr fern.



Deutsche Kaiserstätten: IV. Der Dom zu Bamberg.  
Originalzeichnung von Carl Sproffe.

## Am Familientische.

### Bücherschau. V.

Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von H. Uhd. Berlin, Wihl. Herz.

Um eine Biographie ist es ein eigen Ding. Ist sie gut, d. h. ist sie ein treues und frisches Lebensbild, dann mag sie angehen wen sie will, dann mag sie so einfach wie möglich geschrieben sein, wir lesen uns mit Behagen in sie hinein und gewinnen von Seite zu Seite mehr Interesse an ihrem Gegenstande, als sei es ein alter Freund, dessen vergilbte Papiere ja auch von uns gern durchblättert werden, und am Schluß überkommt uns das wehmüthige Gefühl, welches alles Scheiden und Meiden in uns erweckt.

Also ist es uns mit dem Leben der Malerin Louise Seidler gegangen, von der wir früher nicht viel mehr wußten, als daß sie eine tüchtige deutsche Künstlerin gewesen und zu den weniger genannten und weniger berühmten Freundinnen und Verehrerinnen Goethes in seinem späteren Alter gehört hatte, an welchen der Dichterstift ja so reich war. Das zu großem Theil von ihrer eigenen Hand entworfene Lebensbild ist trotz seiner schlichten Darstellung von der ersten Seite an fesselnd und läßt den Leser nicht mehr los, bis er es beendet.

In Jena 1786 geboren, wuchs Louise unter der Obhut ihrer Großmutter, einer überaus würdevollen und förmlichen Frau heran, aus deren Pughube sie mittels eines Schiebestockens den Blick in einen weiten Saal hatte, der den Studenten zum Festboden diente. Durch das Guckfensterchen schaute das kleine Mädchen oft auf das lärmende Treiben der akademischen Jugend, die sich mit den Schlägern umhertummelte, durch dasselbe erblickte es die darin ausgestellte Leiche der Wittve des letzten Festmeisters, einer wegen der tyrannischen Behandlung ihrer Mägdchen übel berüchtigten Frau, um deren Sarg die früheren Dienstmädchen lachend und schreiend tanzten; auf demselben Festboden sah sie Schillers „Räuber“ von Studenten aufführen. Noch im Greisenalter schwebte ihr die Gestalt eines blonden Jünglings vor Augen, der, als Mädchen gekleidet, kostümiert und frisiert in einer Portschaise herbeigetragen wurde, um die Rolle der Amalia zu geben.

Schon als Kind hatte sie Lust am Zeichnen, und sowohl die Bücher ihrer Eltern, wie ihr häßlicher struppiger alter Haushund mußten als Studien zu ihren ersten Porträts dienen. Dieser Hund, ein unausstehlicher Kläffer, erzürnte Goethe aufs höchste, dem bekanntlich alles Hundegebell verhaßt war, wenn derselbe — oft ganze Monate — in dem Hauptflügel des alterthümlichen Jenaischen Schlosses zubrachte, dessen Duebrau Louises Vater, dem Universitätsstallmeister, als Dienstwohnung angewiesen war. Und als das Thier starb, warf Louise, die es bitterlich beweinte, einen großen Haß auf den Dichter, denn sie glaubte fest, er habe es umbringen lassen. Dennoch spielte sie gerne unter den Fenstern seiner Zimmer mit seinem damals siebenjährigen Sohn August, „Goethe hing mit unendlicher Liebe an dem wunderschönen Knaben; oft fütterten beide mit einander die Tauben; noch öfter verführte der Dichter des Göy und Wertler unsere Kinderspiele dadurch, daß er Stüchchen Torte, an einen Bindfaden gebunden, aus dem Fenster seines Arbeitszimmers in den Schloßhof, wo wir uns tummelten, herunterließ, damit wir darnach hasteten. Herzlich lachen konnte er, wenn die Leckerbissen endlich, zu kleinen Broden zerkrümelt, in unsere Hände gelangten.“

Nach ihrer Konfirmation wurde das hochausgezeichnete Mädchen in ein Pensionat nach Gotha geschickt, um dort als Erzieherin ausgebildet zu werden. Dort gewann sie die erste Liebe zur Kunst durch Privatstunden im Zeichnen, welche ihr der Bildhauer Döll aus besonderer Freundlichkeit umsonst ertheilte. Nach dreijährigem Aufenthalt in der Pension kehrte sie ins Elternhaus zurück, dessen stillerem Leben sie bald wieder Neiz abgewann. Es fehlte in den gesellschaftlichen Kreisen ihrer Vaterstadt nicht an mannigfacher Anregung. In dem bekannten Frommannschen Hause traf sie mit den beiden Schlegel, Tieck, Schelling, Gries und anderen bedeutenden Männern zusammen und hörte den gehaltvollen Gesprächen über Zeitgeschichte, Kunst und Literatur mit aufmerksamer Spannung zu. „Nicht selten verherrlichte auch Goethe, der sich oft von Weimar nach Jena zurückzog, um dort ungestörter zu arbeiten, einen Abend bei Frommanns durch seine Gegenwart, ja bisweilen durch seine Kunst im Vorlesen. So erinnere ich mich, daß er theilweise das Nibelungenlied vortrug und erläuternde Bemerkungen scharfsinnigster Art dazu gab.“

„Das schöne und anmuthreiche Minchen Herzlieb war Frau Frommanns Pflegetochter; dieselbe, welche Goethe späterhin als Urbild zu seiner Ottilie in den Wahlverwandtschaften vorschwebte. Minna war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen dunkeln Augen, die — mehr sanft und freundlich als feurig — jeden herzlich unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenschwarz, das anmuthige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Kolorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß, edel und grazios in allen ihren Bewegungen: so steht Minna Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtniß. Ihr Anzug war stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte weiße Kleider; in einem solchen habe ich sie lebensgroß in Del gemalt. — Für Goethe, den älteren Mann, den berühmten Dichter, empfand sie eine tiefe Verehrung, allein daß diese sich zur Leidenschaft gesteigert habe, wie einige nach dem Erscheinen der „Sonnette“, namentlich der vielberufenen „Charade“ mythmagen wollten, wurde von allen, welche Minchen näher kannten, erschrieben in Abrede gestellt. Sie nannte Goethe ihr ganzes Leben lang nur „den lieben alten Herrn“.“

Ueber diesem so vielseitig angeregten Leben wurde Louise der Gedanke, Erzieherin zu werden, je länger je mehr zuwider; und ihre Eltern, die außer ihr nur noch eine Tochter hatten, ließen sie leben, wie sie mochte. Dazu kam ein erneuter Antrieb zur Malerei durch den Maler Rouz, der nach Jena, seinem Geburtsorte, von Dresden kam und ihr Unterricht ertheilte, wozu sie sich das Geld durch heimliches Nähen und Sticken, oft bei Nacht und zu jämmerlichen Preisen verdiente.

Louise Seidler war zwanzig Jahre alt, als die verhängnißvollen Tage von 1806 herannahen, deren ganzen Jammer sie bis auf die Hefe auskosten mußte und in deren Gefolge auch ihr ein herber persönlicher Schmerz drohte. Eines Abends saß sie mit Mutter und Schwester still in ihrem kleinen Stübchen und arbeitete emsig, als sich die Thür aufthat und ein schöner ernster Mann in französischer Uniform hereintrat, welcher um die Schlüssel zur Reitbahn bat, wo Verwundete untergebracht werden sollten. Es war der so eben angelommene zu Bernadottes Corps gehörige Oberarzt der sämtlichen Lazarethe von Jena, Dr. Geoffroy. Ein Gespräch entspann sich, nach dessen Verlauf ihm die Eltern erlaubten, seinen Besuch wiederholen zu dürfen. Bald sah Louise ihn täglich; er las ihr vor, musizierte mit ihr, indem er auf dem Violoncell ihr Pianofortspiel begleitete. Das gegenseitige Interesse steigerte sich; sie fand ein treues Herz in dem edlen Manne. Die Neigung wuchs — endlich bot er ihr seine Hand an. Ihre Eltern willigten ein; der Vater um so rüchhaltsloser, da er in dem ersten würdigen Bewerber den zuverlässigen, redlichen und wohlunterrichteten Mann längst hatte hochachten müssen. Auch die politischen Anschauungen beider stimmten im ganzen überein, denn Geoffroy war ein persönlicher Freund Bernadottes und wie dieser ein Gegner Napoleons, dem er nur gezwungen folgte. So stand denn dem Glücke der beiden jungen Leute nichts im Wege, und im trauten häuslichen Kreise ward ihre Verlobung gefeiert. Allein ihr Glück sollte nicht von langer Dauer sein; die Pflicht rief nur zu bald den geliebten Mann von ihrer Seite. „Ein Briefwechsel folgte — die herzlichsten Zeichen treuester Liebe liegen vor mir,“ erzählt Louise als Greisin. „Mehr als ein halbes Jahrhundert ist seitdem entschwunden; mein Haar ist gebleicht, mein Gesicht geurkt, mein Auge stumpf. Aber dennoch kann ich nur mit tiefer Bewegung die vergilbten Blätter betrachten, welche seine theuren Schriftzüge tragen, und welche man eines Tages mit mir einlagern wird.“

Nach einer schweren dunkeln Zeit, die hier und da durch seine Briefe erhellt wurde, blieben die Nachrichten von ihm mit einem Male gänzlich aus. Trotz angestrengtester Nachforschungen konnte sie von ihrem Bräutigam nichts mehr erfahren: er war verschwollen. Ein ganzes Jahr verstrich, indem sie zwischen Hoffnung und Furcht schwelte und nur in ihrer eifrig fortgesetzten Kunst einige Zerstreuung und Beruhigung fand. „Da erschien plötzlich ein Fremder, um ein Porträt bei mir zu bestellen. Zufällig nannte er den Namen eines Freundes meines Bräutigams — ich frage nach letzterem und höre, daß er nach Spanien abkommandirt und dort in einem Lazarethe am Fieber gestorben sei. Ich verlor das Bewußtsein bei dieser Nachricht; als ich wieder zu mir kam, war der Fremde verschwunden, und nie sah ich ihn wieder. Wir forschten, ob das Gehörte Wahrheit sei — und an meinem Geburtstag, 1810, erhielt ich die Bestätigung der schrecklichen Kunde.“

Um sie dem Zustande des dumpfen Hinbrütens, dem sie hierauf zu verfallen drohte, zu entreißen, nahm eine Freundin Louise mit nach Dresden, wo sie allmählich wieder Fassung gewann und beim Anblicke der Gemäldegalerie für ihre Kunst aufs neue erglühte. Unter Professor Vogels Leitung nahm sie ihre Malerstudien wieder auf. Zuerst mußte sie ein blondes Mädchenköpfchen aus einem größeren Bilde von van der Helst kopiren, und ihr origineller Lehrer gab ihr dazu in seiner sächsischen Sprache den ersten Begriff von Ausführung und Gefühl in der Kunst mit folgenden Worten: „De Sache muß da sein, un muß ooch nich da sein! De Phantasie muß ihr Spielwerk haben, un wenn Sie vierzehn Tage an einen Ohrläppchen malen, — schadet nich, wenn nur alle Gesichter darin ausgedrückt sin! Sehn Sie, der Kinderkopf ist vollgestopft mit kleinen Gesichten — die Madonna von Rafael kriibelt und wimmelt von Zeechnung!“

Manches Haus öffnete sich der jungen Künstlerin aufs gastfreundlichste, so das Körnersche, in dem sie den Sänger von „Leyer und Schwert“ kennen lernte. Auch sonst fehlte es nicht an anregendem Verkehr: sie traf mit Henriette Herz und Schleiermacher zusammen, vor allem kam sie in nähere Berührung mit Goethe, der im Sommer 1810 von Karlsbad kommend über Dresden nach Weimar zurückkehrte. Er besuchte die Galerie, wo Louise an einer heiligen Cäcilia nach Carlo Dolce arbeitete. Die Kopie gefiel ihm so gut, daß er in väterlich wohlwollendem Tone seine Freude ausdrückte, ihr hier zu begegnen, und ein Talent, von dem er früher nie etwas gewußt, an ihr zu entdecken. Ja, er nahm sich ihrer sofort an, eröffnete ihr manche Privatammlungen und lud sie ein, ihn im Winter in Weimar zu besuchen, was sie auch that.

Im „Arbinozimmer“ seines Hauses am Frauenplane ließ sich Goethe von ihr malen, wobei sie ihm von Dresden und ihren dortigen Freunden erzählen mußte. Dort lernte sie auch Bettin a kennen. Nachdem sie das Porträt zu Goethes Zufriedenheit vollendet, kehrte sie nach Dresden zurück, wo Gerhard von Kugelgen ihr Lehrer wurde. Der Winter 1811 führte unsere Freundin nach Gotha in das gastliche Haus ihrer Tante Ettinger, wo sie bald in nähere Beziehungen zum Hofe trat, da sie den Auftrag erhielt, die herzogliche Familie zu malen. Der regierende Herzog Emil August von Gotha-Alten-

burg, ein sehr origineller Mann, ließ sich von ihr in einem violetten Sammetrode und einer Weste von Goldstoff malen. Er war so freigebig, daß, als sie sich eine Probe von der Weste erbat, um den Stoff richtig nachzuahmen, er ihr sogleich ein ganzes Stück von der Goldtrefse schenkte. Das Porträt wurde dadurch zuweilen unterbrochen, daß er sich einbildete, krank zu sein, weshalb er denn wochenlang im Bette liegen blieb. Dort erteilte er Audienzen und empfing auch die Damen. Auch Loujens und ihrer Tante Besuche nahm er in seinem Bette liegend an. Während des Gesprächs streifte er den Armel seines weiten weißen Nachtgewandes tolett bis an die Schulter zurück und zeigte ihnen den mit einer Reihe der prachtvollsten Armbänder geschmückten Arm. Den Kopf bedeckte eine Haube, mit kostbaren Spitzen garnirt.

So theilten sich die nächsten Jahre Loujens zwischen Besuchen bei Verwandten und Freunden und Studien in Dresden, wo sie mancher Brief Goethes erfreute, der mit seiner „schlanken Freundin“ gern korrespondirte, wenn er auch selten mehr als sein „G.“ und die Adresse dem dictirten Schreiben eigenhändig hinzufügte.

Dieser Briefwechsel wurde besonders lebhaft, als Louise im Jahre 1816 auf Goethes Bestellung in Jena ein Altarbild für die Hochschule bei Bingen malte, das der Dichter gelegentlich seiner Rheinreise 1815 gelobt hatte.

Als einen Dank für das zu seiner Zufriedenheit vollendete Bild konnte es Louise ansehen, daß Goethe ihr vom Großherzoge Karl August eine liberale Unterstützung zu einem Studienjahre in München verschaffte, wohin er ihr außerdem sehr werthvolle Empfehlungen mitgab. Sie benützte dort ihre Zeit aufs trefflichste und hatte reichliche Gelegenheit, sich auch sonst vielseitig auszubilden — denn in F. v. Jacobi's und in Schelling's Haus durfte sie aus- und eingehen.

Ein Brief von Henriette Herz, wie Schelling's Rath bewogen sie dann nach Jahresfrist, alles daran zu setzen, nach Italien zu gehen, und der Großherzog gab ihr wieder die Mittel dazu.

Aus einem Jahre, das sie in dem Lande ihrer Sehnsucht, dem sonnigen Italien, hatte zubringen wollen, wurden fünf (1818 bis 1823), die ihr „ein einziger heller Frühlingstag“ dächten; diese machen das zweite Buch ihrer Biographie aus und sind reich an kleiner Detailmalerei aus ihrem langem Aufenthalt in Rom, wohin ihr Goethe, „ohne Aufhebens, still und wohlthätig“ wieder Empfehlungen vorausgeschickt hatte, wie aus ihren Ausflügen nach Neapel, Florenz etc. Man liest auch hier so manches Altbekannte gerne noch einmal, so hübsch versteht die Künstlerin zu erzählen, dazu verweht sie denn doch so manchen Zug in ihre Mittheilungen, der selbst dem in italienischen Reisen Belesenen neu sein dürfte. Vor allem ist dieses Buch reich an kleinen Porträts, welche die von uns aus dem ersten citirten oft noch an Lebendigkeit und Treue weit übertreffen: da begegnen uns Schnorr v. Carolsfeld und Friedrich Olivier, Niebuhr und Bunsen, Dorothea Schlegel und Frau (Wilhelm) von Humboldt, dann wieder Thorwaldsen und Schadow, Cornelius und Canova, Friedrich v. Schlegel und Friedrich Thiersch, Paganini und Camuccini, Kaiser Franz I und König Friedrich Wilhelm III neben einer Anzahl unberühmter Männer und Frauen, die sie aber alle mit ein paar Strichen so deutlich zu zeichnen versteht, daß man sie zu sehen glaubt und sie fest in der Erinnerung behält. Dazu kommen manche Schilderungen, die gegenwärtig wieder ein erneutes Interesse haben, so die Eröffnung des ersten protestantischen Gottesdienstes in Rom am 27. Juni 1819 durch Dr. Schmieder in Niebuhr's Wohnung u. a.

Mit der Rückkehr in die Heimat brechen die Aufzeichnungen der Künstlerin leider ab; doch hat es der Herausgeber, H. Ulbe, recht gut verstanden, mit treuer Bemühung vorhandener Briefe, Notiz- und Tagbücher das Fehlende zu ergänzen und ein treues Bild ihrer letzten 43 Lebensjahre zu entwerfen. In dieser Zeit entfaltete sie eine reiche unermüdlige Thätigkeit als Lehrerin wie als Künstlerin, die nur hier und da durch Reisen nach Paris, an den Rhein, nach der Schweiz, auch nochmals nach Rom (1832) unterbrochen wurde. Auf Goethes und Meyers Empfehlung durfte sie die Prinzessinnen Maria und Augusta von Weimar unterrichten, deren Schuld sie sich bis an ihr Lebensende zu erfreuen hatte; insbesondere bewahrte Augusta, jetzt deutsche Kaiserin, der bescheidenen Malerin ein oft durch kleine Andenken bewiesenes herzliches Gedächtniß und kam nie nach Weimar, ohne sie zu besuchen. Nach dem Tode ihres Vaters wurde Louise die Aufsicht der großherzoglichen Gemäldesammlung übertragen. Mit Goethe blieb sie bis an seinen Tod im nahen Verkehr, sein Arbeitszimmer stand ihr jederzeit offen. Später trat sie in die freundschaftlichsten Beziehungen zu Friedrich Preller, die bis zu ihrem Lebensende andauerten, wie sehr auch der wachsende Ruhm des jüngeren Meisters die bescheidenen Verdienste seiner Kunstgenossin in den Schatten stellte. Gemälde auf Gemälde entstand unter ihren fleißigen Händen, namentlich viele Altarbilder für Kirchen und Kapellen neben zahllosen größeren und kleineren Porträts in Oel wie in Pastellfarben, die ihr einen ehrenvollen, wenn auch keinen hervorragenden Namen in den Annalen der deutschen Kunst sichern.

Am Sonntagmorgen des 7. Oktober 1866, als die Kirchenglocken der Gemeinde zum Gotteshause riefen, wurde sie in die ewige Heimat abgerufen, nach der sich ihr frommes Gemüth schon lange gefehlt hatte. Unweit von der Fürstengruft, wo Karl August und Goethe, ihre Wohlthäter, ruhen, wurde sie begraben. Den Ertrag ihrer jetzt veröffentlichten Aufzeichnungen hatte sie für die von Johannes Falk gestiftete „Anstalt für verwahrloste Kinder“ testamentarisch bestimmt. So stiftete ihre bei Lebzeiten zum Geben immer bereite Hand noch über das Grab hinaus Gutes; nicht minder Gutes aber wird das Bild ihres echt weiblichen Lebens unter ihrem Geschlechte stiften, wenn es mit Nachdenken gelesen wird, denn es bietet eine für Frauen und Jungfrauen eben so

lehrreiche und mannigfaltig anregende, als für Jedermann unterhaltende Lektüre. R. R.

Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis. Neu herausgegeben mit Zugrundelegung der Gohner'schen Uebersetzung von Dr. W. Ebert. Mit Originalzeichnungen von Karl Merkel. Kassel, Theodor Kay.

Das altberühmte Erbauungsbuch, das in seinem lateinischen Original wie in unzähligen Uebersetzungen den Rundkreis über die ganze Welt gemacht, bewährt dadurch ganz besonders seine unverwüthliche Lebenskraft, daß es in seinem ins fünfste Jahrhundert hineinreichenden Lebensalter auch die Kunst wiederholt anregt zu würdigem Schmuck und biblischer Darstellung. Vor zwei Jahren erst hatte Joseph von Führich sich an diese Ausgabe gemacht, und jetzt liegt schon wieder eine neue Prachtausgabe vor mit zahlreichen von Vertel trefflich geschnittenen Illustrationen des Malers Merkel, die vielen Liebhabern dieses Werkes auch darum willkommen sein dürfte, weil sie bei sehr eleganter Ausstattung verhältnißmäßig billig ist (4 Thlr. das geheftete Exemplar, 5 Thlr. 20 Sgr. elegant gebunden). Während Führich seinem Werke die Uebersetzung von Görres zu Grunde gelegt hatte, ist für diese neue Ausgabe die Gohner'sche gewählt worden, was den Freunden derselben willkommen sein wird. R. R.

Gothaisches genealogisches Taschenbuch nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuch. (Gotha, Justus Perthes.)

Seit 150 Jahren erscheint in Gotha ein Buch, welches aus kleinem Anfange mit beschränktem Gesichtskreise immer größer und weiter sich ausbildend im Laufe der Jahre zu einem Werke sich entwickelte, welches nunmehr nach der Bibel entschieden die weiteste geographische Verbreitung gefunden hat. Es ist das Gothaische Taschenbuch, das Buch der Politiker par excellence, das Buch, welches der Fürst Bismarck stets im Bereiche seiner Hand behält, das einzige weltliche Druckwerk, welches selbst so strenggläubigen Fürsten wie dem Bey von Tunis, dem Sultan von Marokko und dem Imam von Maskat zur Lektüre dient. Der Grund dieser außerordentlichen Verbreitung liegt darin, daß dieses, dem äußern Umfange nach kleine, aber dabei in seinem gedrängten Druck höchst inhaltreiche Buch das einzige ist, welches über alle Staaten der Erde politische Auskunft gibt, während es zugleich alle seine Nachrichten von den Regierungen dieser Staaten selbst erhält. So ist es gewissermaßen ein internationales Staatshandbuch, und zwar ein Staatshandbuch, welches nicht nur in ausgebehuter Weise die Namen der Beamten, sondern auch die Statistik der Bevölkerung, der Finanzen, des Handels, des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehrs aller Staaten enthält. Ein solches Buch läßt sich nicht machen, es muß wachsen. Mehr als ein Jahrhundert hat dazu gehört, den Gothaischen Hofkalender, bez. dessen französische Ausgabe, den Almanach de Gotha, so bekannt in allen Theilen der Erde zu machen, daß jetzt alljährlich trotz aller Regierungswechsel und Revolutionen die Ministerien, die Gesandtschaften, die Konsulate nicht nur Europas, sondern auch der entlegensten Länder Asiens und Africas ihre regelmäßigen Mittheilungen aller politischen Veränderungen machen.

Von dem Werthe, welchen Staatsmänner dem Buche beilegen, kann sich nur derjenige einen deutlichen Begriff machen, dem Gelegenheit geboten ist, die tauende von Briefen zu durchblättern, welche jährlich im Redaktionslokal einlaufen. Dieses Bureau ist gewissermaßen eine kosmopolitische Wetterbeobachtungsstation. Alle Stürme, alle Veränderungen im politischen Leben werden hier an mehr oder minder deutlichen Anzeichen empfunden und häufig im voraus gefühlt. Bemerkenswerth ist, wie auch in Deutschland in den letzten zehn Jahren die Verbreitung des Buches zugenommen hat, während bis dahin hauptsächlich nur der hohe Adel, des genealogischen Theiles wegen, die Gesandten und Konsuln, die großen Kaufherren in den Handelsstädten, sowie die mit dem Auslande beschäftigten Gelehrten, Statistiker, Geographen etc. das Buch benutzten. Die Kenntniß des Hofkalenders und damit das Interesse für diese merkwürdige Buch steht eben in genauem Zusammenhange mit dem in Volke lebenden Interesse für Politik. Leitende Redakteure sind seit längeren Jahren A. Ricmann und Professor Dr. F. Wagner.

#### Eine Stätte der Nächstenliebe in den Alpen.

(Zu dem Bilde auf S. 133.)

Die moderne Zeit, welche die Alpen durchbohrt oder die Schienen über sie hinweg führt, beginnt die alten Alpenstraßen brach zu legen; die Pässe im Hochgebirge fangen an zu veröden, und die Spitzze, deren Ruhm einst über die Erde verbreitet war, so daß die Kinderbücher von ihnen erzählten, versinken mehr und mehr der Vergessenheit. Man hat keine Zeit mehr, an jene milden Stiftungen zu denken, welche die Aufgabe hatten und noch haben, je nach ihren Mitteln jeden Reisenden, der es verlangt, unentgeltlich zu beherbergen, die Armen zu speisen und bei Schneestürmen durch Glockenläuten oder Auspendung von Spürhunden Berirre auf den rechten Weg zu leiten. Nicht alle Alpenpässe erkennen sich dieser großen Wohlthat; man zählt wenig über ein Duzend Spitzze, unter denen jene auf dem Mont-Cenis, dem großen und kleinen St. Bernhard, Simplon und Gotthard, über die Grimsel und den Lukmanier die bekanntesten sind. Auf dem Gotthard währt der Winter sieben, auf dem großen Bernhard gar neun Monate, und es gibt dort keinen Tag im Kalender, an dem es nicht schon in diesem oder jenem Jahrgange geschneit hätte.

Unter diesen Umständen ist es wahrlich kein leichtes, hier oben den Pflichten der Nächstenliebe Genüge zu leisten; die Klöster dort oben weisen keine fetten Pfründen auf, und schwere Pflichten ruhen auf den braven Augustiner-Chorherren, die auf dem Bernhard, Simplon und Mont-Cenis hausen. Die Stiftung des Klosters auf dem großen St.

Bernhard, dessen wir hier besonders gedenken wollen, erfolgte schon im Jahre 962 durch den heiligen Bernhard von Menthon, denn so früh bereits machte sich ein regelmäßiger Handelsverkehr zwischen beiden Abhängen der Alpen geltend. Nachdem die alten Gebäude durch eine Feuerbrunst verzehrt waren, wurde das gegenwärtige große Hospiz in der Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut und mit zwölf Augustinern besetzt, denen sich eine Anzahl dienender Brüder, die berühmten Marroniers, angeschlossen. Die jungen Geistlichen, welche sich zum Dienste in diesen Klöstern entschließen, treten gewöhnlich schon mit dem zwanzigsten Lebensjahre ein und übernehmen die Verpflichtung, fünfzehn Jahre hier oben zu bleiben. Viele von ihnen erliegen vor der Zeit der Härte des Klimas und den Anstrengungen.

Jene einst so berühmten Hunde des St. Bernhard, die Bernhardiner, herrliche, große, langhaarige Thiere mit vorzüglichem Scharfsinn, sind jetzt auch schon nicht mehr in der reinen ursprünglichen Rasse vorhanden, die durch viele Geschlechter hindurch sich im Hospiz fortlebte. In den Lawinstürzen, in den oft bis zu 30 Fuß sich anhäufenden trockenen Schneepulvermassen sind viele umgekommen; eine verwandte Art, die Leonberger, vertritt statt ihrer den Dienst. Die Hunde sind, wie Eschubi schreibt, sehr fein auf die menschliche Fährte dressirt und durchstreifen freiwillig oft tagelang alle Schluchten und Wege des Gebirges. Finden sie einen Erstickten, so laufen sie auf dem kürzesten Wege nach dem Kloster zurück, bellen heftig und

föhren die stets bereiten Mönche dem Unglücklichen zu. Treffen sie auf eine Lawine, so untersuchen sie, ob sie nicht die Spur eines Menschen finden, und wenn ihre feine Witterung ihnen davon Kenntniß gibt, machen sie sich sofort daran, den Verschütteten frei zu scharren, wobei ihnen die starken Klauen und die große Körperkraft zu statten kommen.

Unser heutiges Bild stellt einen dieser Hunde dar, und die Scene, welche es veranschaulicht, ist keineswegs ein Phantasiegebilde des Künstlers, sondern der Wirklichkeit entnommen. Es ist eine durch den unermüdblich thätigen Hund Barry bewerkstelligte und völlig beglaubigte Lebensrettung. Barry brachte den von ihm aus dem Schnee hervorgegrabenen Knaben auf dem Rücken nach dem Kloster zurück, dort zog er an der Kette der Pforte und übergab den Findling den Klosterbrüdern zur Pflege. Dann eilte er wieder hinaus in den Schneesturm, um aufs neue zu suchen.

**Inhalt:** Fee. Novelle von Hans Tharau. — Wie man gegründet hat! (Schluß.) III. Amerikanische Gründungen. — Der Kartograph der preussischen Armee. Mit dem Porträt Emil von Sydow's. — Der Märzminister. (Schluß.) Novelle von W. G. Kiehl. — Deutsche Kaiserstätten. IV. Sachsenzeit. Von Oskar Schwebel. Mit Illustration von Karl Spross. — Am Familientische: Böhmerland. V. Von H. K. — Eine Stätte der Nächstenliebe in den Alpen. Zu dem Bilde von C. Clasen: Barry, der Bernhardinerhund.

## Neue patriotische Jugendschriften aus dem Verlage von Velhagen & Klasing.

Die Verlagshandlung des Daheim beehrt sich, von dem Erscheinen folgender neuen Werke Kenntniß zu geben:

Neu:

# Kaiser Wilhelm der Siegreiche.

Sein Leben und seine Thaten.

Ein Buch für Deutschlands Volk und Jugend

von **W. Petsch.**

Mit zahlreichen Tonbildern.

Elegant gebunden mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 1/2 Thlr. (4 Mark).

Ein Buch, auf welches seitens des Verfassers und der Verlagshandlung Alles verwendet ist, um es zu einem Lieblingsbuche für die deutsche Knabenwelt zu machen. Ein geschmackvoll und zuverlässig geschriebenes Lebensbild des deutschen Kaisers, wird es von Jedermann als ein schönes Geschenk dankbar begrüßt werden.

Neu:

## Selmutß Graf Moltke.

Des deutschen Reiches Generalfeldmarschall.

Ein Lebensbild für die deutsche Jugend

von **W. Petsch.**

Mit 8 Tonbildern.

Eleg. geb. mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr.

Neben Kaiser Wilhelm das Lebensbild seines großen Schlachtenhelden, des großen Moltke, das vom Verfasser mit liebevollem Fleiß aus den oft sehr versteckten Quellen klar und interessant dargestellt ist.

Von vorigem Jahre, unveränderter Neudruck:

## Unser Fritz.

Kronprinz Friedrich Wilhelm's,

Generalfeldmarschalls des deutschen Reichs,

Leben und Thaten.

Von **W. Petsch.**

Mit 8 Bildern. Elegant gebunden 1 Thlr.

Diese beiden Lebensbilder der ritterlichen Prinzen, leuchtende Vorbilder deutschen Heldennuthes, eiserner Thatkraft, fleißiger Arbeit sind als Geschenkwerke für reifere Knaben vom vorigen Jahre her bewährt und bekannt.

Sämmtliche obige Bücher sind zunächst für die reifere Jugend, doch werden sie auch Erwachsene mit Vergnügen lesen. Zu Geschenkwerken eignen sie sich durch ihre gefällige Ausstattung und den interessanten Bilderschmuck; ihr dauernder innerer Werth und der billige Preis machen sie auch für andre Zwecke, z. B. Volksbibliotheken, geeignet. Zum bevorstehenden Weihnachtsfest werden sie in vielen patriotischen deutschen Häusern ein willkommenes Geschenk bilden.

Leipzig, November 1873.

Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Neu:

## General von Werder,

der Vertheidiger Süddeutschlands.

Ein Lebensbild für die deutsche Jugend

von **O. Höcker.**

Mit 8 Tonbildern.

Eleg. geb. mit rothem Rücken und Goldtitel. Preis 1 Thlr.

Auch diese Heldengestalt aus großer Zeit reißt sich würdig den anderen an. Das warm und anziehend geschriebene Buch wird gern willkommen heißen werden, wo man sich dankbar jener schweren Entscheidungskämpfe und der Worte des Kaisers erinnert: „Werder gebührt die höchste Anerkennung und seinen tapfern Truppen.“

## Der eiserne Prinz.

Prinz Friedrich Karl's von Preußen,

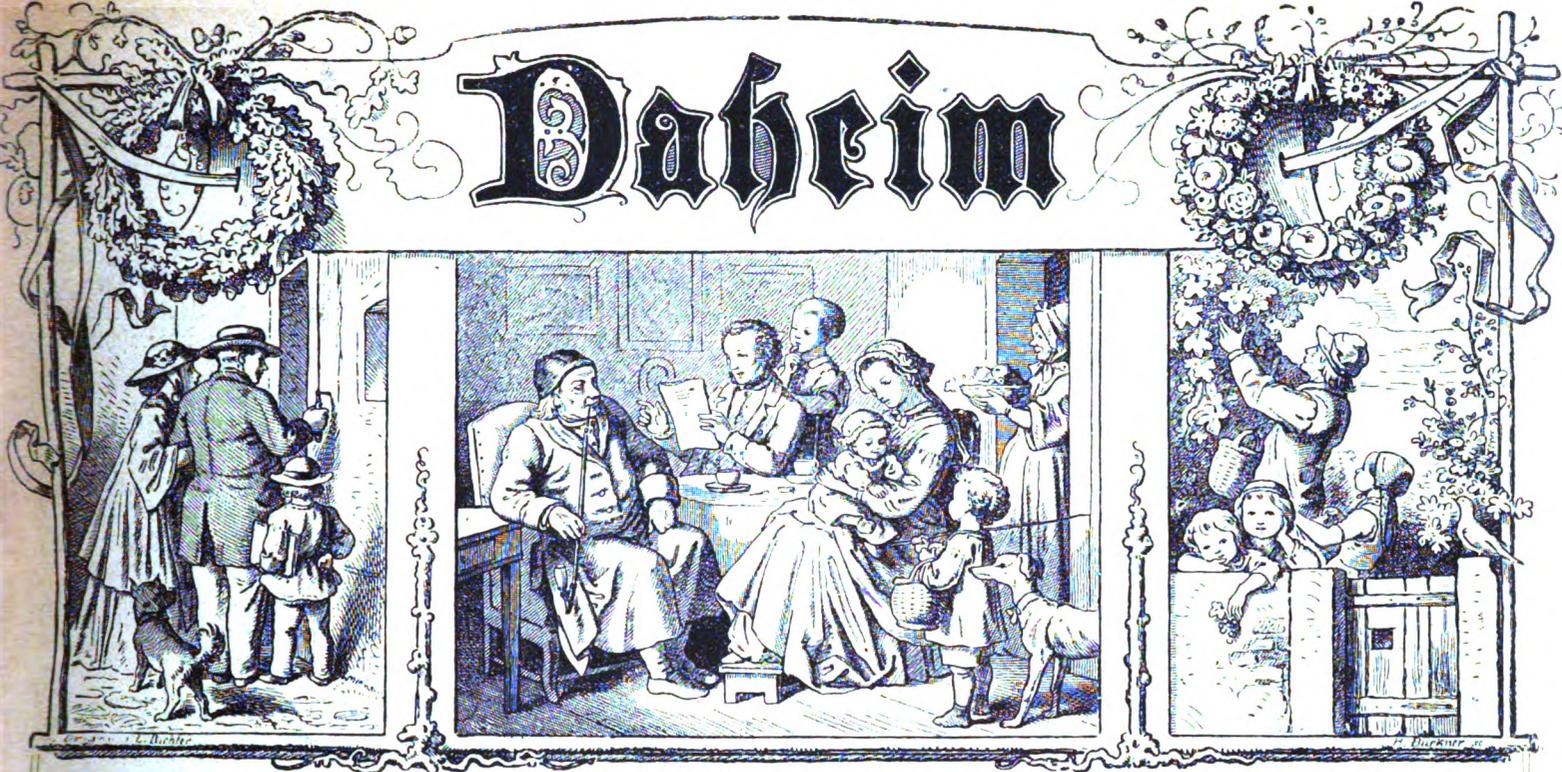
Generalfeldmarschalls des deutschen Reichs,

Leben und Thaten.

Von **W. Petsch.**

Mit 8 Bildern. Elegant gebunden 1 Thlr.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 6. December 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. № 10.

Free.

Novelle von Hans Tharau.

(Fortsetzung.)

Abdruck verboten.  
S. 11. VI. 70.

„Sie können sich nicht vorstellen, welche eine Scene ich eben mit der armen Hermine Grube gehabt habe,“ wandte sich die Fürstin an Herrn von Bergast, „sie scheint mir kreuzunglücklich!“

„Kreuzunglücklich?“ meinte der Hofrath und ließ sich auf einen Stuhl nieder, indem er gedankenvoll über seinen dunkeln Bart strich, „das ist doch wohl zu viel gesagt von einer Frau, die Geld genug hat, um des Tages viermal neue Toiletten zu machen!“

Die Fürstin drohte mit dem Finger: „Sie Ungläubiger!“ doch sie wurde wieder ernst, indem sie fortfuhr: „Ich versichere Sie, es ist so, und ich mußte ordentlich abwehren, daß sie mich nicht gleich in alle Geheimnisse einweihte, aber das kann ich wirklich nicht erlauben, das sehen Sie doch auch ein, nicht wahr? — wo sollte das hin, wenn ich mich dazu hergäbe, alle ihre Klagen anzuhören! Da hielt ich es für's Beste, gleich von vorne herein der Sache Einhalt zu thun. Aber wie ich Ihnen sagte, als ich die Nachricht von ihrem Hierherziehen erhielt, ich sehe nur Aerger und Unannehmlichkeiten daraus für mich entstehen.“

„Sie werden es verstehen, sich diese fern zu halten,“ entgegnete der Hofrath, und damit ließ man für heute den Gegenstand fallen; die einstige Hofdame und ihr verfehltes Dasein, ihr armes beistandsuchendes Herz war von der Tagesordnung gestrichen, es gab wichtigere Dinge zu verhandeln.

Die Fürstin hätte die Alleinherrscherin eines mächtigen Staates sein können, und gewiß würde sie ihr Volk zu Großem geführt haben. Auch so, in ihrer verhältnißmäßig unbedeutenden Stellung, als Wittve eines der kleineren mediatisirten deutschen Fürsten, als Mutter eines bereits majorennen Sohnes, der, nur um seine Freiheit zu genießen und so zu sagen aus Bequemlichkeit, ihr die Zügel seiner kleinen Herrschaft überließ, die er jeden Tag selbst in die Hand nehmen konnte, auch

so war ihr Einfluß ein weiterverbreiteter und bedeutenderer, als dies wohl im allgemeinen bekannt war.

Hochstehende Personen wandten sich an sie um Rath, ihr Urtheil war in den höchsten Kreisen geltend, überall hatte sie ihre Verbindungen, überall reichte ihr Einfluß hin — und das war ihr Leben.

Freilich steckte sie sich keine niederen Ziele; freilich war es das Gute und Große, das sie stets im Auge behielt, und ihre Erfolge stempelten sie in vieler Hinsicht zu einer Philanthropin im besten Sinn des Wortes, und doch fehlte ihrem ganzen Wesen und daher auch ihren Handlungen etwas. War es Religion? Man durfte ihr die gebührende Hochachtung vor derselben keineswegs abprechen, wenn ihre Richtung vielleicht auch hierin zu der freieren gehörte.

War es Tiefe des Gemüths? Sie besaß eine Gewalt über die Herzen, welche ohne diese kaum denkbar gewesen.

War es Ausdauer? Sie kannte in der Verfolgung ihrer Zwecke kein Nachlassen.

„Ihre Schwägerin ist eine Zauberin,“ hatte einst eine beiden fürstlichen Frauen nahestehende Freundin zur Prinzessin Ulrike gesagt, „und doch muß ich mich oft fragen, wie kommt es, daß ihr Zauberstab so oft fehl schlägt?“

Und die kluge Prinzessin hatte mit dem vielsagenden Heben ihrer dunkeln Brauen zur Antwort gegeben: „Es fehlt Helene nur eins, Aufrichtigkeit gegen sich selbst!“

Eigenthümlicher Art war es, das Zusammenleben oder vielmehr Nebeneinanderleben jener beiden Frauen.

Beide geistig reich begabt, doch verschiedenartig genug, um sich gegenseitig zu ergänzen und gemeinsam Großes zu erreichen, waren sie doch innerlich so vollständig geschieden, als seien sie Antipoden, statt unter demselben Dach wohnende naheverwandte Familienglieder.

Nicht darin allein bestand ihr innerliches Auseinander-

gehen, daß die Fürstin in Politik wie Religion das freiere, die Prinzessin das conservative Princip vertrat; solche auseinandergehende Ansichten wirken, wo wahre Sympathie besteht, niemals hindernd, oft eher fördernd, denn nur der Beschränkte und im Eigendünkel Befangene scheut den Widerspruch. Ueberdies war die Prinzessin keineswegs extrem in ihren Ansichten und räumte auf politischem Gebiete der modernen Partei viele Rechte ein, und die Fürstin war, wenn es auf die Probe ankam, innerlich vielleicht conservativer als ihre Schwägerin; allein sie selbst wußte es nicht, und hätte sie es gewußt, sie würde es nicht eingestanden haben.

Der eigentliche Grund der Scheidung zwischen diesen beiden Frauen war eben tiefergehender Art; er bestand in dem Vorhandensein jener Eigenschaft bei der Prinzessin, welche sie als die ihrer Schwägerin mangelnde selbst bezeichnet hatte, der Aufrichtigkeit.

Die Natur der Prinzessin hatte etwas von der durchsichtigen Lauterkeit des Krystalles, welche erforderlich ist, um die Farben des Regenbogens ungetrübt wiederzuspiegeln, und auf dieser allein stichhaltigen Grundlage eines edeln Charakters schimmerten die Gaben ihres Geistes und Herzens um so leuchtender hervor.

Die Fürstin veräußerte es nie, bei öffentlichen wie privaten Gelegenheiten ihrer Hochachtung und Anerkennung für ihre Schwägerin lauten Ausdruck zu geben, und im Familienkreise behandelte sie dieselbe mit stets gleicher Zuverlässigkeit, es war dieser Frau ja angeboren, hoch wie gering, Freund wie Feind die Macht ihrer Liebenswürdigkeit empfinden zu lassen, allein wie in stillem Einverständnis sahen sich die beiden Damen nur bei den Mahlzeiten, und wenn nicht durch die Gegenwart auswärtigen Besuches zum Verbleiben in den Salons gezwungen, verbrachte die Prinzessin auch die Stunden nach dem gemeinschaftlichen Abendthee in ihren Gemächern.

An allen öffentlichen Wohlthätigkeitsvereinen und Unternehmungen ähnlicher Art, wo die Fürstin an der Spitze stand, nahm die Prinzessin keinen Theil, wohl aber wirkte sie im Stillen und Verborgenen und erntete den Segen solchen Wirkens.

Noch weniger aber als mit ihrer fürstlichen Verwandten, harmonirte sie mit dem Vertrauten und Rathgeber derselben, dem Hofrath, und es war vielleicht ihre ausgesprochene Abneigung gegen ihn, die sie mehr von der Fürstin trennte, als alles andere; die Dissonanz war hier eine vollständige, nicht zu bemäntelnde.

„Ich habe sagen hören, alle Männer seien Egoisten,“ äußerte einstmal die Prinzessin, „ich maße mir kein Urtheil an, denn ich kann nicht behaupten, alle Männer gekannt zu haben, eins aber weiß ich, daß ich mir den verkörperten Egoismus niemals anders, als in der Person des Hofraths von Bergast vorstellen kann.“

## II.

Der officielle Besuch des Grubischen Ehepaares beim fürstlichen Hofe hatte stattgefunden. — Der Kommerzienrath in vorchristmässiger weißer Halsbinde, das Band irgend eines Ordens im Knopfloch, die Kommerzienrathin in einem echten Sammetkleide, wie die Garderobe der Fürstin kein werthvolleres enthielt.

Sie waren in absteigender Reihenfolge von der Fürstin Mutter und den Prinzessinnen Ulrike und Olga empfangen worden, auch bei dem Hofrath von Bergast hatte der Kommerzienrath sich melden lassen.

Dann war Frau Grube nach kurzer Zeit wiedergekehrt, um ihre beiden Stiefkinder vorzustellen, welche durch ein leichtes Unwohlsein der Tochter und durch die Abwesenheit des Sohnes verhindert gewesen, ihre Eltern das erste Mal zu begleiten. Doch diesmal waren die Herrschaften sämmtlich nicht zu Hause.

Seitdem sie sich von dem großen Luxus oder der Last einer Hofdame befreit, war es die Gewohnheit der Fürstin, Besuche der in ihrer kleinen Residenzstadt oder in deren Umgegend ansässigen Personen persönlich zu erwidern. Prin-

zessin Olga war auf einige Zeit zu nahen Verwandten gereist, die beiden Schwägerinnen machten nie gemeinsame Besuche, so befand sich denn die Fürstin allein in der einfachen Equipage, die eines Morgens vor dem Eingangsthor der Grubischen Besingung hielt.

Der Kutscher wollte in den Park einlenken, allein ein eben in der Anlage begriffener neuer Fahrweg, an welchem viele Arbeiter beschäftigt waren, erschwerte das Fahren, überdies fand die Fürstin von jeher Gefallen daran, Leute, denen sie die Gunst eines Besuchs erwies, mit diesem zu überraschen, was ein möglichst geräuschloses Auftreten benötigte.

So zog sie es vor, auszustiegen und von ferne, von ihrem Lakaien gefolgt, auf moosbewachsenen, waldähnlichen Pfaden ihre Schritte nach dem Herrenhause zu lenken. Sie kannte hier Weg und Steg genau, denn in der langen Zeit, wo die Domäne herrenlos gewesen, hatte man sie vom Schlosse aus oft zum Ziel heiterer Picknicks und Spaziergänge gemacht.

Es war ein wunderschöner Frühlingstag, Baum und Strauch in die frischesten Farben getaucht, Vogelstimmen in der Luft und hier und da ein schnelles Reh aus dem Dickicht schlüpfend und nach einem scheuen erstanten Blick wieder verschwindend.

War auch das ein Reh, welches leise, leichten Schrittes bei einer Biegung des Weges hinter einem blühenden Fliederbusch hervortrat? — Nein, ein Reh war es nicht, doch scheu und flüchtig, fast wie jenes wollte ein junges Mädchen vor der unerwarteten fremden Erscheinung die Flucht ergreifen, dann aber überwand die Flichtende die Regung der Furcht in so fern, daß sie sich tief in das Gebüsch verbarg, um die Fremde vorübergehen zu lassen.

Die Fürstin aber blieb stehen. „Kommen Sie doch her, liebes Kind,“ sagte sie mit ihrer ausdrucksvollen Stimme und der eigenthümlichen Betonung, die ihre Bitten stets wie Befehle, ihre Befehle wie Bitten erscheinen ließ.

Das junge Mädchen trat augenblicklich vor.

Ja, es war etwas Rehartiges in der zarten, schlanken Gestalt, um die sich ein weiches, schmuckloses graues Wollkleid schmiegte, jede Bewegung elastisch und von unbewußter Grazie.

So stand sie vor der Fremden, den Kopf etwas gesenkt, die Augen niedergeschlagen.

Selten hatte die Fürstin sich so überrascht gefühlt. Sie gedachte der groben Gesichtszüge des Kommerzienrathes, seiner stark gerötheten Hautfarbe, des Stempels des Gewöhnlichen, wenn auch gewiß Viebern und Rechtlichen auf seiner ganzen Persönlichkeit — und diese elkenhafte Erscheinung sollte sein Kind sein?

Doch vielleicht war sie ein Gast, eine Freundin, etwa bei der Tochter des Hauses auf Besuch; anders war es nicht möglich. Diese feinen Züge, die edle gewölbte Stirne, von der das goldblonde Haar frei zurückgestrichen in losen Wellen auf die Schultern fiel, das alles paßte eben so wenig zu einem Mitgliede der Haute-Finanz, wie die kleine Hand, die verlegen mit dem Band des großen Strohhutes spielte, den sie hielt.

„Wollen Sie mir Ihren Namen sagen, liebes Kind?“ frug die Fürstin in herzugewinnendem Tone.

„Ich heiße Feodora, doch man nennt mich nur Fee,“ war die leise Antwort, und dabei hob das Mädchen die Augen zu der Fremden, und welche Augen! Die langen geschweiften Wimpern warfen einen solchen Schatten in sie, daß man die Farbe, ob dunkelblau, ob braun, ob grau nicht zu unterscheiden vermochte. Was that es? — es war traumhaft, märchenhaft in sie hinein zu blicken. Kindliche Naivität, tiefe Melancholie, treue Beharrlichkeit, unerfüllte Sehnsucht, alles das und wie vieles noch, war in ihnen zu lesen.

Die Fürstin hielt fast den Athem ein; sie konnte nur das Wort „Fee!“ halb als Ausruf der Bewunderung, halb als Frage wiederholen.

Das junge Mädchen betrachtete es als letztere und erwiderte einfach: „Als Abkürzung und weil er lange Namen nicht gerne mag, hat es mein Pflegevater so gewünscht.“

„Ihr Pflegevater, der Kommerzienrath Grube?“

„Ja.“

Die Fürstin konnte kaum einen wiederholten Ausruf des Erstaunens unterdrücken, allein ihre Stellung hatte ihr darin Gewandtheit gegeben.

„Nun ich weiß, wer Sie sind, liebe Fee, ist es wohl an der Zeit, daß auch ich Ihnen sage, wer ich bin!“ bemerkte sie mit huldvollem Lächeln.

„Ich weiß es,“ antwortete Fee, und eine leichte Röthe stieg in ihre Wangen.

„Wirklich? Da sind Sie wohl ganz und gar eine Fee, die alles errathen kann, was man andern Menschen erst sagen muß! Nun, wer bin ich denn?“

Das junge Mädchen schlug die Augen nieder und senkte wieder leicht den Kopf, indem sie leise sprach:

„Sie sind die Fürstin.“

„Wie konnten Sie das aber wissen?“ fragte die Fürstin.

„Ich fühlte es,“ antwortete Fee wie zuvor.

Da zog die Fürstin das zitternde Kind, — das Kind, das der Kommerzienrath auf der Landstraße gefunden, in ihre Arme und drückte einen Kuß auf die schöne Stirne. Dann nahm sie ihre Hand und sagte: „Wollen Sie mich jetzt zu Ihren Pflegeeltern führen?“

Das Erstaunen der Kommerzienrätthin war nicht gering, als sie die Fürstin in der Begleitung Theodores eintreten sah; allein erstere sagte wenig über die Begegnung, sie mußte noch nicht, wie ihre einstige Hofdame zu dem Findling ihres Mannes stand, und wollte dies erst beobachten. Nur als Fee sich leise entfernt hatte, sagte sie: „Das Mädchen ist ja eine seltene Schönheit!“

„Finden das Ew. Durchlaucht?“ frug Frau Grube apathisch, „ich habe das nie entdecken können; sie ist aber ein gutes Kind, und ich wünsche uns —“

Die Wünsche der Kommerzienrätthin wurden durch den Eintritt ihrer Stieftochter unterdrückt, die das lebende aber wenig vortheilhafte Ebenbild des Vaters, plump und gewöhnlich, in reicher, für die Tageszeit überladener Toilette, keinen Zweifel an ihrer nahen Verwandtschaft mit jenem auskommen ließ, und die Fürstin mußte über ihren Irrthum von vorhin im Stillen lächeln.

Der Kommerzienrath war nicht zu Hause, so mußte die Fürstin die nichtsjagende Unterhaltung der beiden Damen ertragen. Die Kommerzienrätthin in ihrem gewohnten pathetischen Styl wußte sowohl an dem Prachtbau des Hauses, den die Fürstin rühmte, an der eleganten inneren Einrichtung, den neuen herrlichen Gewächshäusern, wie überhaupt an allem, was sie umgab, nur irgend welche Mängel zu rügen, und Fräulein Bertha suchte durch angenommene Nonchalance der Fürstin zu imponiren. Allein es gelang ihr schlecht. Ein paar scharfe, wenn auch lächelnd ertheilte moralische Hiebe der geistvollen Frau machten die kühne junge Dame bald verstummen, in dem niedererschlagenden Gefühl, trotz ihrer rauschenden Seidenrobe, neben dieser Frau im einfachen schwarzen Morgenkleide keine ganz glückliche Rolle zu spielen.

„Werden Sie Ihre Pflgetochter hier ebenfalls in die Gesellschaft einführen?“ frug die Fürstin die Kommerzienrätthin, indem sie sich erhob.

„Sie meinen Fee? — O nein, das ginge doch nicht!“ antwortete diese.

„Das könnte mir Papa doch nicht zumuthen!“ plagte Bertha heraus, alle Zurückweisungen vergebend.

„Fee ist ja noch so jung und wünscht selbst keineswegs in die Welt einzutreten,“ fuhr Frau Grube fort, „und wenn sie auch eine gleiche Erziehung mit Bertha empfangen, so ist doch ihre Herkunft, — — Ew. Durchlaucht wissen wohl, daß —“

„Papa sie auf der Landstraße gefunden hat!“ ergänzte wieder Bertha.

„Ich weiß gar nichts, Fräulein Grube, und möchte auch weiter nichts wissen,“ entgegnete die Fürstin mit starker Betonung, „ich kann nur sagen, daß mir selten ein lieblicheres Geschöpf vorgekommen ist. Ihrem Manne und Ihnen gebe ich aber recht, liebe Hermine,“ fuhr sie an diese gewendet fort,

„das Mädchen ist viel zu jung und zu schön, um sie den Gefahren der großen Welt auszusetzen.“

Und damit endete der Besuch.

Der Verkehr zwischen dem Schlosse und der Nachbarfamilie wurde vor der Hand kein reger. Nur der Kommerzienrath, ein schlichter ehrenwerther, wenn auch einseitig gebildeter Mann, hatte sich so zu sagen von der Pike auf seine jetzt so glänzende Existenz geschaffen. Es wurde sogar erzählt, daß er, der Sohn armer Eltern, in der großen Fabrikstadt, wo diese mühselig ihr Brot erwarben, seiner Zeit barfuß gegangen und sein weiteres Fortkommen dem Wohlthätigkeitsfinne eines reichen Kaufmannes zu verdanken habe, der dem strebsamen Knaben die Mittel vorgestreckt, um sich nach Amerika durchzuschlagen.

Ob das der wahre Thatbestand oder Erfindung der erfinderiichen Welt, der das Wunderbare immer noch nicht wunderbar genug, bleibt dahingestellt. Man scheute sich sogar nicht, das redlich erworbene Gut des allgemein geachteten Mannes mit dem menschenhadernden Sklavenhandel in Verbindung zu bringen, bis dies von maßgebender Seite — der Verleumdete selbst verachtete den Gedanken einer Selbstrechtfertigung — mit Entrüstung widerlegt wurde.

An die Spitze großer finanzieller Unternehmungen seines Vaterlandes tretend, die Regierung in schwierigen Lagen mit klugen Rathschlägen und bedeutenden Mitteln unterstützend, wurde die Stellung des Kommerzienrathes bald eine sehr einflußreiche, und aus jener Zeit datirte auch seine nähere Bekanntschaft mit dem verstorbenen Fürsten.

Müchternen Fachmann, ein Kind des Volkes und stolz darauf, es zu sein, hatte er doch wie alle Männer im Umgang mit der Fürstin sich dem Zauber nicht zu verschließen vermocht, den sie auf alle ausübte, die ihr nahe kamen.

Unter ihren Standesgenossen die fürstlichste der Fürstinnen, imponirend in Erscheinung und Wesen, in künstlerischen und literarischen Kreisen sich in jedem Fache bewandert zeigend, von Männern der Wissenschaft als ebenbürtiger Geist begrüßt, gegen Arme und Geringe leutselig und herablassend, immer ganz das, was sie schien, hatte sie auch im Verkehr mit dem Kommerzienrath eine solche Klarheit des Verständnisses für geschäftliche Dinge bewiesen, so viel Scharfblick und Spekulationstalent, daß dieser, der das weibliche Geschlecht bis dahin als einen ziemlich unbrauchbaren Luxusartikel betrachtet, staunend erklärte, es sei an dieser Frau ein großer Geschäftsmann verloren.

Daß er selbst diese Anerkennung mit einem bedeutenden moralischen Fiasko büßte und am Schlusse der geschäftlichen Verhandlungen als der Ueberlistete in die Falle ging und gegen sein besseres Einsehen der hohen Frau die lästig gewordene Hofdame abnahm, das war einer jener Schnitzer, welche klügere Männer noch als er, vor und nach ihm, begangen haben.

Die Thatsache, zu spät erkannt und bereut, bestätigte zwar nur seine Meinung in Betreff der fürstlichen Spekulantin, wie der überwundene Kämpfer die Ueberlegenheit seines Gegners anerkennt, aber vergessen konnte er es doch nicht, daß er angeführt worden.

Als er nun bei heranahendem Alter immer mehr das Bedürfniß empfand, sich von Geschäften zurückzuziehen und dem Zuge nach dem Landleben zu folgen, den er von Jugend auf wie ein langes Heimweh mit sich herumgetragen, konnte er sich lange nicht zum Ankauf jenes großen Güterkomplexes entschließen, der sonst in jeder Beziehung seinen Erfordernissen entsprach, eben wegen der nahen Nachbarschaft der fürstlichen Residenz. Allein andere Pläne zerbrachen sich, es war nun einmal, als sollte es sein, und der Kommerzienrath tröstete sich mit der Erwägung, daß die Rückkehr in die alte Umgebung für seine Frau eine angenehme Erheiterung, ja vielleicht eine Ablenkung für ihre unaufhörliche Unzufriedenheit sein würde, indem er selbst, außer dem allernothwendigsten formellen Verkehr, sich durch sein Alter und die Rücksichten für seine Gesundheit von allem näheren Umgange mit dem kleinen Hofe dispensirt halten wollte.

Die Fürstin selbst schien dies ganz begreiflich zu finden und nicht anders zu wünschen. Auch verreiste sie nebst ihrer

Tochter in diesem Sommer auf längere Zeit, so daß von öfterem Sehen keine Rede sein konnte.

Es war schon herbstlich, als die fürstlichen Reisenden zurückkehrten, zugleich mit dem Fürsten und dessen Bruder, welche einen Theil der Ferien in der Heimat zubringen wollten, ehe ersterer zur Absolvierung seiner Dienstzeit nach Berlin, letzterer zur Beendigung seiner Studien zur Universität zurückkehren sollte.

Prinzessin Ulrike blieb an diesem Abend gegen ihre Gewohnheit länger am Theetische. Sie that dies häufig, wenn ihr Liebling Prinz Ernst zugegen war; bei einer Gelegenheit wie diese, nach längerer Trennung von allen Verwandten, war es um so begreiflicher.

„Du bist wirklich den ganzen Sommer hier geblieben, Tantchen?“ frug Prinz Ernst. „War es Dir nicht recht einsam und langweilig?“

„Wie Du weißt, liebe ich die Einsamkeit,“ war die Entgegnung, „und es ist eigentlich ein schlechtes Kompliment, das Du mir da machst, wenn Du meinst, ich müsse meine eigene Gesellschaft langweilig finden.“

„Nun, ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß es so nicht gemeint war!“ versetzte der Neffe. „Aber, wie mir scheint, etwas ansprechender Verkehr gehört doch zu den größten Annehmlichkeiten des Lebens, so unsympathisch auch mir bekanntlich eine bloß oberflächliche Geselligkeit ist.“

„An mir zudem Verkehr hat es mir auch nicht gefehlt,“ sagte die Prinzessin.

„Du weißt wohl nicht, Ernst, daß Tante Charlotte mit ihren Kindern längere Zeit hier war,“ bemerkte die Fürstin, flüchtig von dem Lesen vorgefundener Briefe aufblickend.

Prinzessin Olga lachte, und der Fürst sagte ironisch:

„Ich sollte vielmehr glauben, daß Ernst es wohl wußte, und finde seine Annahme der Langweile hierdurch genügend motivirt.“

Prinzeß Ulrike schüttelte den Kopf. „Kinder, Kinder!“ sagte sie, „Ihr ahnt gar nicht, wie tolerant man im Alter wird! Da verlangt man nur in Frieden seine Tage hinzubringen, und daß man seitens Tante Charlottens keiner gewaltsamen Angriffe weder auf Gemüth, noch Verstand, noch Nerven gewärtig zu sein braucht, finde ich schon aller Anerkennung werth.“

„Man sollte meinen, Du wärest eine Greisin, Tantchen!“ sagte Prinz Ernst heiter, „und statt dessen ist noch kein graues Haar auf Deinem Scheitel zu sehen.“

„Das will nichts heißen,“ antwortete sie, „wie Du bei Deiner Mutter sehen kannst, die, viel jünger als ich, deren genug aufzuweisen hat.“

„Eine Definition dessen, was Du unter einem ansprechenden Verkehr verstehst, bist Du uns aber noch schuldig, Tantchen,“ drang Prinz Ernst weiter.

„Wie Du siehst, will Ernsts deutsche Gründlichkeit die vortreffliche Tante Charlotte nun einmal als erklärender Text Deiner Behauptung nicht gelten lassen,“ fügte der Fürst hinzu. „Mithin scheint mir die Angelegenheit zu der Frage gebiehet: was versteht Tante Ulrike unter einem ansprechenden Verkehr? Tante Charlotte ist dabei, wohlverstanden, als nur durch negative Tugenden glänzend, außer Diskussion gesetzt.“

Prinzeß Ulrike lächelte.

„Meine Definition eines ansprechenden Verkehrs,“ sagte sie dann, „geht dahin, daß es ein solcher ist, der nicht auf Einseitigkeit beruht, sondern in dem das Geben und Nehmen gleichmäßig vertheilt, durch beständigen Austausch zu gegenseitiger Ergänzung führt.“

„Vortrefflich!“ bemerkte die Fürstin, die, ihre Briefe bei Seite legend, erst jetzt auf die Unterhaltung zu achten schien.

„Die alte Maxime, eine Hand wäscht die andere!“ äußerte der Fürst.

„Und wer ist in diesem Falle der oder die Glückliche gewesen, diesen Anforderungen meines Tantchens zu genügen?“ frug Prinz Ernst.

„Ein junges Mädchen.“

Ein allgemeines Ah folgte den Worten.

„Gew. Durchlaucht scheinen sich das Verdienst einer Ent-

bedung erworben zu haben,“ meinte Hofrath von Bergast. „Junge Mädchen gehören zu den Seltenheiten unserer Zeit; meines Wissens gibt es heutzutage nur junge Damen!“

„Es wird doch hoffentlich nicht Bertha Grube sein!“ bemerkte Prinzess Olga und schüttelte sich.

„Diese gerade nicht,“ antwortete lächelnd ihre Tante. „Allein die Pflөгetochter ihres Vaters, das Kind —“

„Das der Kommerzienrath auf der Landstraße fand!“ ergänzte der Fürst lachend. „Wahrhaftig, ma tante, das ist originell genug!“

„Wie gütig von Dir, liebe Ulrike, Dich des Kindes etwas anzunehmen!“ bemerkte die Fürstin in dem Tone fast formeller Artigkeit, den sie stets gegen ihre Schwägerin annahm.

„Durchaus nicht,“ entgegnete die Prinzessin trocken, „wie ich vorhin schon sagte, schließt eine gegenseitige Ergänzung, wie ein wahrhaft ansprechender Umgang diese mit sich führt, irgend welche Einseitigkeit aus; es kann mithin in einem solchen Verhältnisse auch nicht von der Einseitigkeit einer Freundschaftserweiterung die Rede sein.“

„Du willst damit doch nicht sagen, daß von einem Austausch irgend welcher Art zwischen Dir und — diesem Landstraßenmädchen die Rede sein kann, Tante?“ frug Prinzess Olga.

„Und wenn ich dennoch die Kühnheit zu dieser Behauptung befaße?“ frug die ältere Prinzessin zurück, mit einem schalkhaften Aufblitzen ihrer klugen Augen.

„Da wird Olga es jedenfalls für unter ihrer Würde halten, fernerhin in dem bisherigen nichtlichen Verhältnisse zu Dir zu verbleiben,“ äußerte der Fürst mit einer seiner komisch-ernsten Grimassen. „Ich mache Dich mithin darauf aufmerksam, daß Du, bei hartnäckiger Behauptung dieses Deines Ausspruchs, einer Enthebung Deiner tantlichen Aemter und Würden gewärtig sein mußt; wozu ich als Familienoberhaupt — wer lacht da? Sie doch nicht, Herr Hofrath? — meine Zustimmung nicht verweigern werde.“

„O, Alex!“ rief die Fürstin halb lachend, halb ungeduldig. „Wenn Du doch schweigen könntest!“

„Das kann ich aber nicht, Mama,“ war die Entgegnung, „denn ich habe Deine Beredsamkeit geerbt.“

„Aber, Tante,“ sprach Prinz Ernst dazwischen, „nun hast Du uns wirklich neugierig gemacht, laß uns weiter hören.“

„Nun, es kam einfach so. Ich begegnete dem jungen Mädchen eines Tages, als sie mit ihrem Pflөгevater spazieren ging. Es scheint, sie begleitet ihn viel auf seinen Landspaziergängen, was die feine Fußbekleidung der Fräulein Bertha dieser nicht erlaubt. Mich frappirte ihre wunderbar liebliche Erscheinung; ich glaube, Dir war es ähnlich ergangen, Helene, nicht wahr?“

„Ich sah sie ein einziges Mal und fand sie sehr hübsch, ganz ungewöhnlich hübsch,“ versetzte die Fürstin; die Worte klangen etwas kalt.

„Noch weit mehr aber,“ fuhr die Prinzessin fort, „zog mich ihr Wesen an. Ich forderte den Kommerzienrath auf, sie zu mir zu bringen, — der Mann gefällt mir, er ist so gänzlich ohne Prätension und vollständig vorurtheilsfrei. Nun, er brachte mir die Kleine, — ich nenne sie so, obwohl sie wenigstens einen Kopf größer als ich, — es kostete ihm Mühe, gestand er mir später, und den ganzen Aufwand seiner väterlichen Autorität, denn sie ist eine wahre Mimosa, scheu wie ein Reh. Nachdem aber der erste Schritt gethan, schien sie Vertrauen zu mir zu fassen, und ich habe sie seitdem viel bei mir. Die Begabung ihres Geistes und Herzens steht, wie ich seitdem fast täglich zu erfahren die Gelegenheit habe, in keiner Beziehung hinter ihrer äußeren Erscheinung zurück.“

„Ich freue mich sehr, liebe Ulrike, daß Du dieses neue Interesse hast, und ich hoffe, Du wirst Dich in keiner Weise in Deinem neuen Schützling getäuscht sehen,“ sagte die Fürstin.

Vielleicht wußte Prinzessin Ulrike die Freude und Hoffnungen ihrer Schwägerin in deren vollem Werthe zu schätzen, denn sie lächelte etwas ungläubig.

„Und wann beabsichtigst Du uns diese neue Seltenheit vorzuführen, ma tante?“ frug der Fürst. „Ich kann bezeugen, daß wir sehr gespannt sind, ihre Bekanntschaft zu machen.“



Kopf eines römischen Hirtenknaben. Von A. Bonifazi.

Nach der Photographie des Gemäldes aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

„Da muß ich Euch rathen, Euch nicht zu sehr darauf zu spitzen,“ antwortete die Prinzessin, „denn ich habe gar nicht vor, meinen Fund zur Allgemeinheit werden zu lassen. Ueberdies weiß ich kaum, wie ich meine schüchterne kleine Freundin überreden werde, mich aufzusuchen, nun sie das Schloß wieder bewohnt weiß, da werde ich mich hüten, sie durch neue Bekanntschaften vollends fahnenflüchtig zu machen.“

„Da gebe ich Dir vollständig recht, liebe Ulrike,“ sagte die Fürstin mit großer Bestimmtheit, „und es ist auch ganz im Sinne des Kommerzienrathes, der seine Pflgetochter nicht in die Gesellschaft einzuführen wünscht, höchst taktvoll von ihm und zugleich nicht anders als gerecht dem armen Mädchen gegen-

über, welcher dadurch gewiß manche peinliche Erfahrung erpart wird.“ Und damit ließ die Fürstin den Gegenstand der Unterhaltung fallen. Auch hierin hatte sie ein besonderes Geschick; wollte sie jemanden oder etwas fallen lassen, so war es hoffnungslos, dagegen anzugehen, man mußte sich darein finden.

Die Befürchtungen der Prinzessin Ulrike bewahrheiteten sich; von der Rückkehr der fürstlichen Familie in Kenntniß gesetzt, schien ihre „kleine Freundin“, wie sie sie nannte, sich nicht in die Nähe des Schlosses zu wagen.

Der Fürst ließ es nicht an Witzeleien über die „unsichtbare Schöne“ fehlen, Prinzess Ulrike nahm dieselben aber gleichmüthig auf.

„Mein scheues Reh hat ganz recht, sich nicht in die Nähe so gefährlicher Jäger zu wagen,“ sagte sie eines Morgens, nachdem er ihr viel dergleichen zu hören gegeben.

„Jäger?“ entgegnete ihr Keffe. „Damit kannst Du doch nur Ernst meinen, der hat sich in aller Frühe mit der Büchse in den Wald aufgemacht. Ich schlief noch halb, als er an meine Thüre kam und frug, ob ich mitgehe? Es war mir aber noch zu früh. Ja, wenn ich's hätte ahnen können, daß Tante Ulrikens „Seltenheit“ auf dem Anstand!“

Ja, wenn er's hätte ahnen können!

Prinz Ernst, im leichten Jagdrocke, die Büchse auf der Schulter, den grünen Hut auf die braunen Locken gedrückt, war frisch und froh hineingeschritten in den strahlenden jungen Herbstmorgen, in den thauübergossenen Wald. Eine schöne prächtige Jünglingserscheinung. Aehnlich seinem Bruder an Gestalt und Haltung, waren seine Gesichtszüge weniger regelmäßig als bei jenem, aber männlicher und charaktervoller; die dunkelblauen Augen ganz anders als die des Fürsten, tieflegend, träumerisch, zu seinem Namen passend, ernst.

Immer weiter schritt er die hügeligen Waldwege hinan; es zeigte sich kein Wild, es war so lautlos, so feiertäglich umher.

„Heute müßte ich etwas Besonderes erleben!“ dachte er bei sich, wie man in der Jugend oft denkt, wenn man Sonntags still im stillen Hause sitzt und draußen im Sonnenscheine die gepuzte Menge vorüberzieht; oder auch, wenn man, wie Prinz Ernst, überwältigt durch die feiernde Stille der Natur, auf einsamem Waldwege durchschauert wird von einem Gefühle, halb Sehnsucht, halb Ahnung.

Halt! Endlich ein Geräusch, ein Ziel für seine Büchse! Er trat abseits in das Dickicht und spannte den Hahn.

Doch nein, das war ein menschliches Wesen, das vorüberging, so dicht vorüberging, daß das schlichte einfarbige Gewand der Wandelnden das Moos zu seinen Füßen streifte.

Er hielt den Athem ein, bis sie vorbei war, dann trat er vor und sah ihr nach; sah den leichten elastischen Gang, sah das Sonnenlicht die Spitzen ihres langen Haars golden färben.

Sie war schon eine ganze Strecke gegangen, dort bei der Biegung des Weges mußte sie verschwinden, und er wagte es nicht, ihr zu folgen, dem scheuen Reh.

Da stand sie plötzlich stille und — war es irgend ein äußerer Grund, war es jene geheime Sympathie der Seelen, eines der größten Räthsel unseres räthselhaften Daseins, — wandte langsam den Kopf nach ihm. Ihre Augen begegneten sich, ein langer langer Blick, dann war sie verschwunden.

Der Prinz beugte sich zur Erde nieder und suchte das Abzeichen ihres kleinen Fußes auf dem Mooswege zu erkennen, dann ging er tief in den Wald hinein, stundenlang. Doch ungefährdet strich das Wild an ihm vorüber, er achtete es nicht; ja, er hatte etwas Besonderes erlebt!

### III.

Auf dem prachtvoll neu ausgebauten und eingerichteten Landstzige der Familie Grube wurde ein glänzendes Fest gefeiert.

Der Kommerzienrath selbst, obwohl ein ausgesprochener Feind aller rauschenden Vergnügungen, hielt es für seine Pflicht, die vielen benachbarten Familien, die ihn bei seiner Niederlassung in der Gegend auf das entgegenkommendste empfangen hatten, unter seinem Dache zu bewirthen.

Ein Doppelfest ließ sich dabei vereinigen, die Einweihung der neuen Heimat und die Feier der Großjährigkeit des einzigen Sohnes des Hauses.

Robert Grube, der des Vaters einfachen Sinn geerbt, ohne wie dieser durch langjährigen Verkehr mit der großen Welt gelernt zu haben, daß man oft den Verhältnissen das Opfer seiner persönlichen Neigungen bringen muß, und der erst wenige Tage vorher von einer vielmonatlichen Reise zurückgekehrt, war wenig erbaut von dem Stande der Dinge, den Vorbereitungen und Zurüstungen, die er vorfand. Er wäre am liebsten wieder abgereist, bis alles überstanden, allein das durfte er seinem Vater nicht anthun, und so fand er sich in das Unvermeidliche.

In allen Dingen von seiner Schwester so zu sagen diametral

verschieden, er schüchtern und verschlossen, ganz Gemüths Mensch, sie fest und burleskos, herzlos und äußerlich, war er trotzdem seiner Stiefmutter niemals sympathisch gewesen. War ihr Bertha durch ihr ganzes Wesen unangenehm und zuwider, so war es Robert, obschon sie seine guten Eigenschaften anerkannte, in fast eben solchem Grade. Sie fand ihn plebejisch, gewöhnlich, und ihre Standesvorurtheile regten sich gegen ihn wie niemals gegen seinen Vater. Dieser, wenn auch ein Parvenu, hatte doch durch seinen Verkehr mit den höchsten Kreisen der Gesellschaft eine Sicherheit des Auftretens gewonnen, die ihm etwas Imponirendes gab; der Sohn, von klein auf in fast fürstlichem Luxus erzogen, machte stets den Eindruck eines Kommiss im gebräuchlichsten Sinne des Wortes, und in seiner Gegenwart war es Frau Grube am schwersten, ihre eigene adlige Abkunft, ihre Hofdamencarriere zu vergessen.

Zwischen Vater und Sohn war das Verhältniß ein gutes — ein inniges wäre zu viel gesagt — denn dazu waren sie zu verschieden. Der Vater war ganz Geschäftsmann, ganz Energie und Ausdauer, dem Sohne waren alle diese Anlagen fremd. Hätte man ihm die Wahl gegeben, so würde er wahrscheinlich das Gebot des Weisen nachgesprochen haben: „Gib mir weder Armuth noch Reichthum“, denn ihn drückten die Schätze dieser Welt ebenso wie ihn gewiß in entgegengesetztem Falle die Armuth gedrückt hätte, ohne daß er bei den einen wie den andern einen Ausweg zu finden gewußt. Er hatte dagegen hübsche Talente und kultivirte diese mit Fleiß und Liebhaberei.

Es war kein Wunder, daß der weiche, uninteressante, von allen Familiengliedern wenig beachtete und wenig verstandene Knabe sich dem einzigen Wesen angeschlossen, das ihn nie kalt zurückgewiesen. Als die dreijährige Feodora, das fremde elternlose Kind, von dem Kommerzienrath in sein Haus aufgenommen worden, da wurde der um drei Jahre ältere Robert ihr Beschützer. Selbst ungewöhnlich hart, scheu und furchtsam für sein Alter, war ihm selbst, wie das oft der Fall ist, der Muth gewachsen, indem er suchte, seiner kleinen Genossin denselben einzuflößen. Zusammen überwandten die ängstlichen Kinder abends die Schrecken der verdunkelten Kinderstube; zusammen widerstanden sie der Tyrannei der im Alter zwischen ihnen stehenden, an Körperkraft aber dem älteren Bruder weit überlegenen Bertha. Und indem sie heranwuchsen, blieb die kleine „Gefundene“ immer noch seine Schwester par excellence, obwohl er die Rolle des Beschützers immer mehr aufgab, denn wo es Kämpfe und Gefahren auf moralischem Felde galt, da war Fee die stärkere und heldenmüthigere, und so flüchtete er zu ihr in allen seinen kleinen Nöthen und Schwierigkeiten, und sie half ihm durch, so gut sie konnte, mit klugem Rath und ermutigendem Beispiel.

Freilich merkte sie es nicht, wie mit der Zeit es nicht mehr brüderliche Zuneigung, sondern die tiefe Liebe des erwachsenen Jünglings war, die er für sie hegte. Ja, diese Liebe hatte ihn kühn und stark genug gemacht, vor seinem Vater zu treten und ihm zu bekennen, daß der Besitz von Fee allein ihn zu einem glücklichen, einem ganzen Manne zu machen vermöge.

Der Alte war zuerst erstaunt, vielleicht enttäuscht, allein er sagte sich in kluger Selbsterkenntniß, „es ist ja meine eigene Schuld.“ Und schließlich, wenn es eine weiche Stelle im Herzen des Kommerzienrathes gab, so gehörte sie Fee.

Die Romantikerin war mit dem Kinde in sein Haus eingezogen und ließ sich fortan nicht wieder bannen. Vielleicht erwog er auch, daß Robert möglicherweise eine ihm viel weniger genehme Wahl hätte treffen können, und auf die Mitgift der künftigen Schwiegertochter brauchte es ihm wahrlich nicht anzukommen.

Das Dunkel, welches über Feodora's Abkunft herrschte, war freilich unangenehm. Grube hatte damals, als er das Kind einsam und verlassen in einem lieblichen Schweizerthale fand und von dem Seelenschmerz, der in ihren wunderbaren Augen zu lesen, unwiderstehlich ergriffen, sie bei der Hand genommen, um sie, wie er dachte, in kurzer Zeit ihren Angehörigen zurückzuführen, alles Erdentliche versucht, diese aus-

findig zu machen. Und als sich niemand fand und ihm das verlassene Kind blieb, und er sie, erst aus Barmherzigkeit, dann aber, weil sie durch ihr süßes Wesen immer mehr Kindesstelle in seinem Herzen einnahm, bei sich behielt, erneuerte er von Zeit zu Zeit diese Nachforschungen, doch erfolglos.

Sie selbst hatte nur ihren Taufnamen gewußt und sprach in französischer Sprache nach Kinderart von „Mama“, und daß sie mit dieser des Wegs gegangen und von ihr verlassen worden, wo der Kommerzienrath sie gefunden; mehr war nicht aus ihr herauszubringen.

Ihre Kleidung war sauber und sorgsam gewesen, doch nicht besser als die der Kinder der arbeitenden Klassen in der Schweiz, und so blieb dieses Räthsel ungelöst. Doch Kommerzienrath Grube stand auf dem glücklichen Standpunkte, den Menschen als solchen, ohne Rücksicht auf dessen Stammbaum acceptiren und beurtheilen zu können; vielleicht in Erinnerung an seine eigenen unbeschulten Füße vor so und so viel Jahrzehnten, kurz ihm erschien dieser Punkt kein Hinderniß, wohl aber Feodorens Jugend. Er bestand darauf, daß dem Mädchen vor der Hand nichts derartiges in den Kopf gesetzt werde, schickte seinen Sohn ein Jahr lang auf Reisen und beschied ihn, wenn er bei seiner Rückkehr noch gleichen Sinnes, die Sache näher in Erwägung ziehen zu wollen.

Robert aber war getrostes Muthes von dannen gezogen, übergelüchelt, keine gänzliche Abweisung erhalten zu haben.

Der kluge Geschäftsmann hatte des Sohnes Geheimniß natürlich vor Frau und Tochter wohl gewahrt, zumal er bei letzterer des heftigsten Widerstandes gewärtig war.

Und so war der Festabend gekommen. Auch die hohen Herrschaften hatten ihr Erscheinen auf kurze Zeit zugesagt. Die Abreise des Fürsten und seines Bruders, welche am folgenden Tage bevorstand, wurde als Grund angegeben, weshalb die fürstliche Familie kein allzulanges Verbleiben versprechen könne.

Es war jedenfalls der Glanzpunkt des Abends, als der Kommerzienrath die Fürstin durch die zauberisch erleuchteten Räume führte, wo sich die übrigen Gäste bereits versammelt hatten. Ihnen folgte die Kommerzienrätthin am Arme des Fürsten, dessen ironisch gesenkter Mundwinkel den Eingeweihten seine Stimmung genügend kennzeichneten. Prinz Ernst und Prinzessin Olga kamen dicht hinter ihnen.

Prinzessin Ulrike hielt sich durch ihre Kränklichkeit bei allen ähnlichen Gelegenheiten dispensirt.

Nach der üblichen Polonaise, an der Alt wie Jung theilnahm und welche Gelegenheit bot, den ganzen Prachtbau in seiner Breite und Länge kennen zu lernen, wurde die Fürstin zu ihrem Ehrenplatze geleitet, wo sich Herren wie Damen um sie scharten.

Indes begann in den nahliegenden Sälen die Jugend den fröhlichen Tönen der Musik Folge zu leisten.

Der Fürst, dessen Laune durch die Polonaise mit der Hausfrau bereits eine bedenkliche geworden, hatte nur auf das strenge Geheiß seiner Mutter hin Fräulein Bertha zum ersten Walzer engagirt, schüßte aber schon nach der ersten Tour über große Hitze vor und blieb bis zu Ende des Tanzes bei seiner heimlich zähneknirschenden Tänzerin stehen, die nach einigen vergeblichen Versuchen es aufgab, ihn ins Gespräch zu ziehen.

Prinz Ernst war während dessen suchend durch alle Zimmer gegangen. Nie war es ihm gelungen, nach jener einzigen Begegnung im Walde Feodore wieder zu sehen, so oft er auch, in der Hoffnung sie dort zu treffen, wieder denselben Weg genommen.

Von jener Begegnung hatte er zu keinem Menschen, selbst nicht zu seiner Tante gesprochen, die von jeher seine Vertraute gewesen, wohl aber hatte er den Schloßflügel, den diese bewohnte und die Treppen und Gänge, die zu ihren Zimmern führten, vollständig umlagert, da er wußte, daß sie noch dann und wann den Besuch ihrer „kleinen Freundin“ empfing, vergebens. Es war ihm fast, als halte die Prinzessin ihren Fund absichtlich geheim, und er vermied es, er wußte selbst nicht recht warum, sie darüber auszufragen. Auch die Wigeseien des Fürsten waren in Betreff dieses Punktes mit der Zeit verstummt.

Prinz Ernst hätte die wiederholten Enttäuschungen nicht

zu ertragen gewußt, wenn nicht die Aussicht auf dieses Fest, dessen Begehung der Kommerzienrath aus Rücksicht auf die nahe Abreise der fürstlichen Brüder beschleunigt, ihn verträufelte. Jedenfalls konnte Fee demselben nicht fern bleiben.

Und nun war sie nirgends zu erblicken!

Nach vergeblichem Suchen kehrte er zu den Tanzenden zurück; auch das Opfer eines Tanzes mit der Tochter des Hauses wollte er nicht scheuen, um seinem Ziele näher zu kommen. Fräulein Bertha fand den Prinzen jedenfalls angenehmer als seinen Bruder, indem er wenigstens, wenn auch in etwas zerstreuter Weise, sich mit ihr unterhielt. Als ihm der rechte Augenblick gekommen schien, sagte er in möglichst gleichgültigem Tone:

„Ist Ihre Fräulein Adoptivschwester heute Abend nicht zugegen? Ich denke mir wenigstens, daß ich sie so recht bezeichne?“

Fräulein Bertha richtete die runden herausfordernden Augen auf den Fragenden und antwortete hochmüthig: „Ich kann mir kaum denken, daß Durchlaucht mich in meinem eigenen Hause beleidigen wollen, indem Sie den Findling meines Vaters, das Mädchen von der Landstraße so nennen?“

„Pardon!“ entgegnete der Prinz artig, allein nicht ohne jene Hoheit des Wesens, die ein Erbtheil seiner Mutter war, „ich ahnte freilich nicht, daß es Ihnen so unangenehm sei, wenn ich die junge Dame, die ich nur rühmlichst habe nennen hören, in nahen und freundschaftlichen Beziehungen zu Ihnen wähnte.“

Der volle, ernste Blick, welcher die Worte begleitete, mußte Fräulein Bertha unbequem sein, denn der ihrige sank einen Moment, dann aber antwortete sie mit gewohnter Dreistigkeit:

„Das Mädchen, welches mein Vater aus Barmherzigkeit in sein Haus nahm, erscheint auf unsern, wie auf ihren eigenen Wunsch niemals in Gesellschaft.“

Die Musik hörte in dem Augenblicke auf, ein anderer Tanz war an der Reihe, der Prinz verbeugte sich kalt und wollte sich wegwenden, als Robert Grube auf seine Schwester zueilte. „Was soll das heißen? Wo ist Fee?“ frug er sie in gereiztem Tone, „sie war doch fertig, um herunter zu kommen, und jetzt finde ich sie nirgends!“

„Ich gab ihr den Rath zu bleiben, wo sie hingehört!“ war die Antwort seiner Schwester, und damit wandte sie sich einem neuen Tänzer zu.

Prinz Ernst hörte noch, wie der junge Grube halblaut murmelte, „und mir das heute anthun!“ Dann sah er ihn nach dem angrenzenden Zimmer hineilen.

Prinz Ernst folgte langsam nach und befand sich bald in der Nähe des Divans, wo seine Mutter Platz genommen. Eine ganze Phalanx von Herren und Damen trennten ihn von ihr, allein er hörte ihre wohlklingende Stimme, ihre deutliche Aussprache, die jedes Wort voll und ganz auch dem entfernteren Stehenden verständlich machte.

„Wo ist denn Ihre reizende Pflegetochter heute Abend, Herr Kommerzienrath?“ frug die Fürstin gerade den neben ihr stehenden Herrn des Hauses. „Darf oder will sie sogar bei einer solchen Gelegenheit nicht erscheinen?“

„Mein Sohn hat mich so eben dasselbe gefragt, Ew. Durchlaucht, wenn auch in etwas anderen Worten,“ entgegnete Herr Grube, „und er ist gegangen, Feodora kraft meiner väterlichen Autorität hierher zu rufen. Sie ist, wie ich schon einmal die Ehre hatte, gegen Ew. Durchlaucht zu bemerken, eine äußerst schüchterne Natur und überdies so jung, daß ich bisher gerne ihrem Wunsche willfahrte, aller größeren Geselligkeit fern zu bleiben; doch heute Abend war es mein ausdrücklicher Wille, sie unter uns zu sehen, ich weiß nicht — ich sehe meine Frau nicht, sonst würde ich sie fragen —“

Doch ein kaum unterdrücktes „Ah!“ der Anwesenden ließ ihn inne halten; sein Sohn war eingetreten, Feodora an der Hand, und geleitete sie zu dem Kommerzienrath.

Sie trug ein schlichtes weißes Kleid, keinen Schmuck, keine Blume. Ihr welliges losgelöstes Haar fiel wie fließendes Gold über Nacken und Schultern, ihre Farbe war etwas sehr erhöht, die dunkeln Wimpern gesenkt.

Jetzt aber, wo der Kommerzienrath sie zu der Fürstin

führte, schlug sie die Augen auf, und die hohe Frau — war es Impuls, war es Berechnung? — beugte sich vor und berührte wieder, wie damals, ihre Stirne mit den Lippen.

Es war ein so schönes Bild, jene beiden, daß unwillkürlich ein leises Beifallsmurmeln durch die Schaar der Zuschauer lief; vielleicht war es hauptsächlich der Beifall, den sie dem huldvollen Akte der Fürstin zollten? Diese achtete es freilich kaum, sind doch ihres Gleichen gewohnt, von klein auf jede ihrer Handlungen von der lobpreisenden Zustimmung einer mehr oder minder interessirten Claque begleitet zu sehen, welche wie der Chor eines griechischen Schauspiels gleichsam den beständigsten Hintergrund bildet zu allem, was sie vornehmen.

Feodora aber war hierin ein Neuling. Halb erschrocken, halb fragend blickte sie um sich; die vielen fremden neugierigen Gesichter um sie her, das Geräusch der Stimmen, welche die unterbrochene Unterhaltung wieder aufnahmen, der Lichterglanz, die Hitze — das alles blendete sie und machte sie wie schwindlich. Da traf sie von hinter dem Divan der Fürstin der Blick eines blauen Augenpaares, und wie damals im Walde blieb sie gebannt stehen.

Prinz Ernst trat vor.

„Darf ich mir den nächsten Tanz von Ihnen ausbitten, Fräulein Feodora?“ sagte er und ergriff ihre Hand.

Die Fürstin war leicht zusammengesahren, allein sie sagte heiter: „Ei, Ernst, bist Du denn der jungen Dame bereits vorgestellt, die Du so kühn engagirst?“

„Gewiß, Mama!“ antwortete dieser mit Bestimmtheit.

„Wie ich von Ihrem Pflegevater höre, tanzen Sie nicht, liebes Kind,“ sprach die Fürstin weiter, sich gütig an das junge Mädchen wendend. „Wollen Sie sich daher nicht zu mir setzen?“

Es war der Ton, den ihr Sohn so gut an ihr kannte, wenn sie einen Zweck erreichen wollte, halb schmeichelnd, halb befehlend; wenige wußten demselben zu widerstehen. Sie aber wurde nicht beirrt; sie hatte ihre Hand ruhig in der des Prinzen gelassen und, mit ihren unschuldigen Augen von der Mutter: auf den Sohn blickend, entgegnete sie einfach: „Ich danke, Fürstin, ich gehe lieber mit ihm!“

„Nicht wahr, Sie tanzen geru?“ frug Prinz Ernst strahlend.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete sie. Er aber sagte, er wolle sie es lehren und zog sie mit sich fort. (Fortf. folgt.)

## Die deutschen und französischen Festungsbauten nach dem letzten Kriege.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

Vom Hauptmann **Albert Schmidt**.

Der Belagerungskrieg 1870/71 hat den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß die bisherigen Festungen gegenüber den Angriffsmitteln der Neuzeit ihre Widerstandskraft größtentheils fast gänzlich verloren haben. Von den 23 Festungen, welche während jenes Krieges in die Gewalt der Deutschen fielen, haben im Grunde nur zwei, Paris und Belfort, den französischen Waffen wesentlichen Vorschub geleistet. Von der Mehrzahl der übrigen läßt sich im Gegentheil behaupten, daß ihr Vorhandensein geradezu nachtheilig für ihr Land gewesen, indem sie nach relativ geringfügigem Widerstande eine große Menge Gefangene, Waffen und Vorräthe in die Hände des Siegers brachten. Diese Resultate jenes Festungskrieges aber mußten um so überraschender auftreten, als ihnen andere größere Belagerungen unter ähnlichen Bedingungen nicht vorangegangen waren.

An alle Staaten ist damit plötzlich die Frage herangetreten, diejenigen ihrer Festungen, welche den erhöhten Kriegsmitteln der Neuzeit nicht mehr einen entsprechenden Widerstand entgegenzusetzen vermögen, entweder zu schleifen oder aber zeitgemäß zu verstärken. Jene erhöhten Kriegsmittel sind nicht allein die modernen Präzisionswaffen, sondern auch eben so sehr vielleicht die neuen Verkehrsmittel, Eisenbahnen, Telegraphen und die allgemeine Wehrpflicht, welche ganz andere Heeresstärken wie ehemals und daher die zu gleichzeitiger Belagerung einer größeren Zahl von Plätzen disponiblen Truppen liefert. Fassen wir die technischen Erfahrungen und damit die Lehren jenes Krieges für den Festungsbau hier kurz zusammen, so sind es hauptsächlich:

Einmal, daß alles Mauerwerk, welches dem feindlichen Feuer direkt oder indirekt ausgesetzt ist, absolut zu vermeiden und wo es besteht zu beseitigen ist. Alle jene fast durchweg erst in unserm Jahrhundert mit enormen Kosten aufgeführten Festungsbauten mit ehemals für undurchdringlich erachteten Mauerstärken, sie mögen nun den technischen Namen eines Thurmreduits, Blockhauses, einer Defensionskaserne, Traditors oder einer Grabentaponiere führen, haben ihren Werth völlig verloren.

Diese enormen Steinkolosse, in ihren oft drei ja vier Etagen von Geschützcharten den Breitseiten der alten Linienschiffe vergleichbar, sind heutzutage nicht nur unnütz, sondern selbst in einem hohen Maße schädlich. Denn die in ihre Mauern einschlagenden feindlichen Geschosse schlendern weithin Steintrümmer umher und machen damit den Aufenthalt nicht nur im Gebäude selbst, sondern auch in dem umliegenden Terrain unmöglich. Wo man auch vorzieht, diese mächtigen Bauten niederzureißen, kann man sie nur durch Umgehung mit einem Erdmantel, d. h. Aufschüttung eines Erdhaufens an allen expo-

nirten Seiten des Gebäudes als gesicherte Unterkunfts- und Magazinträume verwerthen, ihre aktive Widerstandskraft ist völlig eingebüßt.

Rheinreisende finden, beiläufig bemerkt, u. a. ein weithin in die Augen fallendes Bild einer solchen Ummantelung in dem auf der Rheininsel Petersau zwischen Mainz und Biebrich belegenen ca. 25 Meter hohen früheren Petersauer Thurme.

Wo gesicherte Unterkunftsräume, deren Zweckdienlichkeit für die ganze Besatzung sich ebenso herausgestellt hat, neuangelegt werden müssen, wird man sogenannte Hangards wählen, Wohnkasematten unter dem Walle, die nur nach innen geöffnet sind. Ebenso gestatten die heutigen Festungsprofile fast überall das Breschelegen aus größerer Entfernung im sogenannten indirekten Brescheschuß, demselben, durch welchen auch die Wälle von Straßburg am 25. bis 27. September 1870 geöffnet wurden. Will man ihn verbieten und den Angreifer zwingen wie früher, seine Breschbatterie auf dem Glacis, d. h. hart am Grabenrand und unmittelbar der zu breschirenden Mauer gegenüber zu erbauen, so ist man gezwungen, die Festungsgraben erheblich tiefer und schmaler zu machen als bislang gebräuchlich.

Eben so wichtig aber als die hier skizzirten technischen Erfahrungen ist eine andere, welche man vielleicht eher als eine „moralische“ Erfahrung bezeichnen dürfte. Ein nachhaltiger Widerstand ist dem heutigen Artilleriefeuer namentlich auch in Folge der erleichterten Kommunikationen und des dadurch zulässigen gegen früher unbegrenzt zu nennenden Munitionsaufwandes nur zu leisten, wenn das Innere der Festung außerhalb der Artillerieschußweite liegt und daher der Besatzung Ruhepausen frei von Gefährdung des eigenen Lebens ermöglicht. Bei der ganz überwiegenden Mehrzahl der französischen Festungen ist es das Bombardement gewesen, welches die Besatzung dahin eingeschüchtert hat, selbst ihre Thore zu öffnen, während der Angreifer noch lange außer Stande gewesen wäre, sich gewaltsam den Eintritt zu bahnen.

Wenn auch jene Festungen zum Theil nicht die besten und zuverlässigsten Truppen enthielten, so ist dennoch aus dem letzten Kriege die Konsequenz zu ziehen, daß die ununterbrochene ernsthafte Gefährdung des Lebens, verbunden mit dem stets mehr oder minder entmuthigenden Eindruck, den eine sichtbaren Erfolges entbehrende Defensiv hervorbringt, selbst auf die besten Truppen demoralisirend einwirkt. Eine solche Krankheit wird unter den angegebenen Verhältnissen bei der Besatzung stets ausbrechen, und wenn auch ein energischer Kommandant, wie überhaupt tüchtige und hingebende Vorgesetzte viel erreichen mögen, um ihr Einhalt zu thun, wird sie doch

in einer Stadtfestung nur zu leicht neue Ansetzung finden, bis schließlich die Maschine der militärischen Disziplin ihren Dienst ver sagt und die Uebergabe herbeiführt.

Die wirksame Schußweite unserer heutigen Geschütze reicht bereits 6000 bis 7500 Meter weit; bedenkt man, daß in den meisten Verhältnissen die Geschütze des Angriffs sich ohne sehr erhebliche eigene Gefahr auf 1200 bis 1500 Meter den nächsten Festungsgeschützen nähern dürfen, so kann man sich einigermaßen die zulässige Minimalausdehnung einer zum energischen Widerstand befähigten Festung ausrechnen. Die eigentliche Stärke der Vertheidigung ist daher zu der Stadtwandlung auf einem 4 bis 7000 Schritt vorzuschubenden Gürtel detachirter Forts, d. h. besonderer kleiner Festungen gefallen. Um einander wirksam unterstützen zu können und um dem Angreifer zu verbieten, zwischen zwei derselben gegen die im Centrum belegene Stadtfestung vorzubringen, dürfen diese Forts in den meisten Fällen höchstens 3000 Schritt von einander entfernt sein. Aus den hier angegebenen Zahlen läßt sich der Umfang entnehmen, den eine heutigen Anforderungen entsprechende Festung im Minimum haben muß. Wollte man aber alle vorhandenen Festungen in angeedeuteter Weise ausbauen, so würde selbst die allgemeine Wehrpflicht, bis in die ältesten Jahrgänge angepannt, nicht hinreichen, allen die erforderliche Besatzung zu gewähren. Also Reduktion in der Zahl der Festungen und zeitgemäßer Ausbau der beibehaltenen.

Ueber die Auswahl der beizubehaltenden Festungen und eventuellen Falls die Anlage neuer Festungen an Stelle Eingehens alter entscheiden ausschließlich strategische Rücksichten. Im wesentlichen kann es als feststehend gelten, daß Festungen nur auf den muthmaßlich strategischen Operationslinien der möglichen Angreifer einen Zweck haben, also in dem Operationsgebiet der eigenen Armee für den Fall ihres Rückzuges sich befinden.

Betrachten wir nach diesen einleitenden Bemerkungen die Umgestaltung, welcher die Staaten Europas, speziell Frankreich und das deutsche Reich, ihr Festungssystem unterziehen. Im Jahre 1871 betrug die Zahl der deutschen Festungen (einschließlich der 8 elsäß-lothringischen) 45, die der französischen bei ihrer unendlich vortheilhafteren Grenze gegen nur eine wirkliche Großmacht, 137. Freilich muß andererseits bei Frankreich ins Gewicht fallen, einmal daß es seine frühere Grenze gegen Deutschland — den präsumptiven Feind — eingebüßt hat, und ferner, daß seine Festungen, ausschließlich etwa Paris, Lyon, Cherbourg, Metz, den modernen Anforderungen noch ungleich weniger entsprachen, wie die deutschen. Die gegenwärtigen Anstrengungen Frankreichs in der Neubefestigung seiner festen Plätze sind denn auch sowohl in Bezug auf Geld wie auf Arbeitskräfte ganz enorme, ja vielleicht noch nie dagewesene. Im April dieses Jahres soll das französische Kriegsministerium nach glaubwürdigen Nachrichten nicht weniger als 97000 Civilarbeiter an seinen Bauten beschäftigt haben. So wird der Fortgürtel von Paris, der in der alten Befestigung schon über 55 Kilometer maß, nun über das Doppelte ausgedehnt und hinausgerückt. Die Südforts Issy, Vanves und Montrouge sind bereits niedergelegt und dafür neue Forts bei Sevres, Sceaux und Choisy vollständig fertig hergestellt. Ebenso sind in südöstlicher Richtung drei bastionirte Brückenköpfe bei Sagny, Meulan und Corbeil der Vollendung nahe. Auf den anderen Fronten soll, nach Behauptung französischer Blätter wenigstens, der neue Fortgürtel, vorerst in 10 großen Forts bestehend, im nächsten Jahre ebenfalls vollendet sein.

Eine solche Tiefenfestung, welche nur von der chinesischen Mauer übertroffen wird, kann wohl als das Extrem des modernen Festungsbaues bezeichnet werden. Man will damit nicht nur der Wiederholung des Bombardements, sondern selbst einer neuen Cernirung vorbeugen. Freilich welche Truppenmassen werden auch zur nur nothdürftigen Besetzung solcher Werke in Anspruch genommen und dadurch der Verwendung im freien Felde entzogen? — Man schätzt allein die Kosten dieser Neubefestigung von Paris auf 150 Millionen Francs. Zu der Anlage zweier großartiger Lager bei Rheims und Rouen sind 100 Mill. Fr. angewiesen. Ein befestigtes Lager bei Bourges ist schon im

vollen Bau, ebenso der vollständige Ausbau der Festungen Besançon und Lyon und weitere befestigte Lager bei Nevers und Orléans sollen ebenfalls begonnen sein. Neuerdings hat man auf die belgische Grenze ein Hauptaugenmerk gerichtet: die zahlreichen Umbauten, welche zuverlässigen Nachrichten zufolge gerade dort geplant werden, geben der Vermuthung Raum, als ob der künftige Revanchekrieg sich hauptsächlich auf die Grenze bafiren solle, bei der enormen Verstärkung, welche die deutsche Grenze durch Straßburg und Metz erfahren, gewiß noch die günstigste Operationsbasis. Hier soll zunächst Lille ein großartiges verschanztes, von 10 neuen detachirten Forts geschütztes Lager erhalten, außerdem noch bei Düinkirchen, Mézières, Sedan, Verdun und Toul verschanzte Lager angelegt werden. Douai, Rheims, Langres, Vangres sollten Depots-, Amiens, La Fère, Laon und Soissons Pivotplätze werden, außerdem noch Hassenbrouk, Valenciennes, Condé, Vouchain, Landrecies, Hirson und Peronne beibehalten, Avesnes, Guise, Rocroy, Charlemont, Montmedy, Longwy, Gravelines, Calais, Abbeville, Boulogne, Montreuil, Bergues, St. Omer, Bèthune, Arras, Le Quesnoi und Cambrai dagegen des Festungscharakters entkleidet werden.

Frankreich, ohnehin der an Festungen reichste Staat, schafft somit noch 7 neue Plätze, fast sämmtliche bisher offene große Städte: Rheims, Rouen, Amiens, Orléans, Bourges, Nevers und Laon. Sachverständige Militärs haben die Unkosten jener Umformung auf 700—800 Mill. Thlr. geschätzt, eine vielleicht eher zu niedrig als zu hoch gegriffene Summe. Es ist indes eine Vollendung dieser Entwürfe vor Ablauf von 3—4 Jahren kaum anzunehmen, und dürfte in der Unternehmung so großartiger Bauten ein Beneidmoment liegen, daß man in den leitenden militärischen Kreisen die Inszenesetzung der so eifrig geplanten Revanche in der allernächsten Zeit noch nicht beabsichtigt.

Weniger überstürzend als der heißblütige westliche Nachbar, und Maß und Zeit mehr erwägend ist das deutsche Reich zu Werke gegangen. Im Juli 1872 bewilligte hier der Reichstag 28 Millionen Thaler zu sofortiger Verwendung für die in erster Linie bedrohten und zum Theile, wie namentlich Straßburg, arg vernachlässigten elsäß-lothringischen Festungen. Außerdem bedurften dieselben die völlige Neuausrüstung mit deutschem Artilleriematerial. Bekanntlich ist der Bau, namentlich der 12 Straßburger Forts, seitdem schon soweit vorgeritten, daß letztere im Erdbau wenigstens vollendet und als widerstandsfähig anzusehen sind. Am Tage der Enthüllung des Siegesdenkmals konnte daher S. M. der Kaiser die neuen Bollwerke des geeinten Deutschlands mit Namen (der Männer des letzten Krieges) belegen. Diese Forts haben einen Abstand von durchschnittlich 6000 Meter von der Stadtenceinte und befinden sich ausschließlich auf dem linken Rheinufer, drei weitere Forts auf dem rechten Ufer vor Kehl sind noch projektirt. Die Erweiterung der Stadtenceinte gegen Norden soll erst nach vollständiger Vollendung des Fortsgürtels ihren Anfang nehmen.

Für Metz war bereits von französischer Seite weit mehr gethan; es handelte sich hier zunächst um die Vollendung und den Ausbau der schon vorhandenen Forts Plappeville, St. Quentin, Queuleu und St. Julien; die Forts St. Eloy und St. Privat wurden ganz neu gebaut, ebenso ein großes Fort bei Woippy und ein gleiches neben St. Quentin, um auch den Südwestabhang der dominirenden Höhe, auf der jenes Fort steht, bestreichen zu können. Die Erbauung eines großen Werkes auf dem Mont St. Blaise im Süden der Festung steht außerdem muthmaßlich noch bevor. Alle diese Forts sollen durch doppelte Schienenstränge und Telegraphenleitung mit einander und der Stadt verbunden und die exponirtesten Punkte dieser Verbindungslinie durch Panzerdrehthürme von 8—10 Zoll Stärke (aus der Fabrik von Gruson in Budau-Magdeburg) geschützt werden. Mit der Vollendung dieser Bauten, die etwa Ende des Jahres 1874 zu erwarten steht, ist das ohnehin durch seine natürliche Lage hochbegünstigte Metz bestimmt, eine der stärksten, wenn nicht die stärkste Festung der Erde zu werden.

In der Frühjahrsession 1873 bewilligte der deutsche Reichstag der Bundesregierung weitere 72 Millionen aus der Kriegsschädigung mit der Maßgabe, daß 1873 und 74 je 19 Millionen, die folgenden 10 Jahre je 5<sup>3</sup>/<sub>10</sub> Millionen Thlr.

zur Verfügung gestellt werden sollen. Nach dem vorgelegten Plane gehen Minden, Landau, Wittenberg, Erfurt, Stettin, Kolberg, Stralsund (letztere drei ohne die Seebefestigungen), Graudenz, Kosel und die Forts um Dresden, Schlettstadt, Pfalz-burg und Marsal ein und sind gegenwärtig ihres Festungscharakters schon größtentheils entkleidet. Magdeburg (erst 1869 bis 70 völlig umgebaut), Rastatt, Saarlouis, Germersheim, Wesel, Löben, Glas, Diederhosen, Bittsch, Neu-Dreisach bleiben im wesentlichen unverändert, das eventuelle Eingehen mehrerer derselben bleibt demnach vorerst noch offene Frage. Die größte Summe, 10,177,000 Thaler, wurde für den Kriegshafen Wilhelmshaven gefordert, welcher bis jetzt der Landbefestigung noch fast gänzlich ermangelte. Hier von sind 4 Millionen zur Herstellung einer vorgehobenen Verteidigungslinie am Jahdesfahrwasser, 3 Millionen zur Anlage von drei detachirten Forts bestimmt, während eine fortlaufende Enceinte (Stadtbefestigung) nicht beabsichtigt wird. Für die Befestigung an der unteren Elbe sind 4,371,000, an der Weser 506,000 Thaler angesetzt. An beiden Flüssen sollen je 4 Forts neu gebaut oder vollendet werden. Die Unkosten stellen sich hier so erheblich, weil diese Forts zum Theile außerhalb der Deiche liegen, also die Beschaffung des Untergrundes eine sehr kostspielige sein muß. An der Ostsee beansprucht Friedrichsort, ebenso Sonderburg, Düppel noch 2,277,000 Thaler zu seiner Bollendung, 822,000 Thaler für die Befestigungen der Kieler Bucht; hier sind am östlichen Ufer 3 Forts und 2 Bastionen bereits 1870/71 provisorisch erbaut worden, bedürfen daher des passageren Ausbaus. Eine nahezu ebenso große Summe fordert die Befestigung Swinemünder und der Peenemündung, 1,426,000 Thaler. Die Seebefestigungen von Kolberg, Stralsund, Memel und Pillau nehmen nur kleinere Summen (267,000, 275,000, 73,000 und 50,000 Thaler) in Anspruch. Es sei bemerkt, daß alle diese Seefestungen und ebenso die unverändert gelassenen Landfestungen, ausschließlich Magdeburg, nur die sogenannte Armirung gegen den „gewaltamen Angriff“ erhalten, also ihr Hineingreifen in die großen Operationen der Landarmee und dementsprechend eine förmliche Belagerung hier zunächst nicht vorausgesetzt wird.

Fast gleiche Anstrengungen wie dem Küstenschutz sind der Ostgrenze, also Rußland gegenüber gewidmet. Königsberg und Posen erhält jedes 11 neue Forts, 4 größere zu 600,000, 7 kleinere zu 450,000 Thaler, 7,837,000 und 7,023,000 im Ganzen. Das zwischen beiden die obere Weichsel schüßende Thorn erhält 5 große und 2 kleine Forts (5,280,000 Thlr.). Danzig, erst in zweiter Linie bedroht, nur 773,000 Thaler für seinen fortifikatorischen Ausbau und Umbau des Bischofsberges. Eine erhöhte Wichtigkeit hat dagegen zum Ersatz für das eingehende Stettin das früher nur unbedeutende Küstrin als Brückenkopf an der Oder gegen Osten erlangt; es erhält 6 große Forts und wird auch im übrigen neu ausgebaut (4,741,000 Thlr.). Für Glogau, gleichzeitig nach Süden gegen Oesterreich gerichtet, sind nur 278,000 Thaler speziell für Erweiterung der Stadtenceinte gewidmet.

Die eigentliche deutsch-französische Grenze, ohnehin nur sehr kurz, 1870 fast 45, nummehr nur 35 Meilen lang, ist durch Metz, Straßburg und das unwegsame Vogesengebirge zwischen beiden ohnehin zu einer fortifikatorisch sehr starken geworden. Die einzige zu einer Offensive geeignete Oeffnung, welche sich hier einer französischen Offensive bietet, ist die sog. „trouée de Belfort“, derselbe Weg, welchen einst Bourbaki's Ostarmee genommen hätte, wenn Werders kleines Heer ihm nicht den Weg zu versperren vermochte. Für die Schließung dieses Ausfallsthores ist vorerst noch nichts gethan, es verlautet, daß von maßgebender Stelle die Ansichten, ob Dreisach zu verstärken, ob Mühlhausen als Festung ersten Ranges zu besetzen, ob endlich auf rechtem Rheinufer, etwa in Freiburg, ein Central-Waffenplatz zu errichten sei, noch divergiren sollen. Daß hier noch eine Lücke im deutschen Festungssystem besteht und überhaupt auszufüllen ist, gilt als selbstverständlich. In zweiter Linie stellen sich einer französischen Offensive, wenn gegen Süd-Deutschland gerichtet, das starke Ulm, gegen Norddeutschland Mainz und Koblenz entgegen. In Ulm, dem Meisterwerk

des preussischen Ingenieurs General von Brittwitz, und vor Erfindung gezogener Geschütze vielleicht der großartigsten und stärksten Festung der Welt, sollen weitere 1,200,000 Thlr. für Anlage zweier detachirter Forts, das eine am linken Donau-, das andere am linken Rheinufer erbaut werden.

Mainz erfordert 922,000 Thlr. zur Anlage eines detachirten Forts bei Biebrich, Umbau des Forts Hessen etc. Die Last der bedeutenden Stadterweiterung nach dem sogenannten Gartenfelde zu hat die Stadt zu tragen und ebenso werden aus dem Erlös demnächst zu verkaufender Festungsgrundstücke noch erhebliche weitere Gelder zur weiteren Verwendung disponibel werden. Ein anderes starkes Fort auf den Hechtsheimer Höhen gilt hier als zum Schutz der Stadt gegen ein Bombardement noch dringend erforderlich.

In Koblenz, das ohnehin durch die Natur ungemein begünstigt ist, soll mit 309,000 Thlr. die Position Nollentopf-Pleitenberg ausgebaut werden. Saarlouis und Rastatt, ohne strategische Bedeutung bei der heutigen Lage, werden muthmaßlich bald gänzlich eingehen.

Wenn die eigentliche deutsch-französische Grenze somit als eine sehr starke, ja auf der Hauptstraße gradezu undurchbringliche bezeichnet werden muß, so gilt dies ungleich weniger von der indirekten Grenze gegen Holland und Belgien. Die militärische Politik grade des letzten Staates, welcher die ganze Verteidigungskraft des Landes in Antwerpen konzentriert und die übrigen Festungen niedergelegt hat, legt, wie schon oben angedeutet, den Weg von Lille und Valenciennes gegen Deutschland völlig frei. Hier wird zunächst der große Centralpunkt Köln bedroht, der außerdem durch die alte Festungsumwallung in der empfindlichsten Weise eingeeignet und beschränkt ward. Für Köln ist nächst Wilhelmshaven die größte Summe, 9,159,000 Thlr., angesetzt, außer den bedeutenden Beiträgen, welche die Stadt selbst für ihre Erweiterung bis an den Umkreis des früheren Fortgürtels zu zahlen haben wird. Hier sollen 3 größere und 9 kleinere Forts, 7 größere und 7 kleinere Zwischenbatterien neu erbaut werden, während die bestandenen Forts als solche fast sämtlich eingehen und mit in den Bereich der Stadt selbst gezogen werden. Alle diese neuen Forts werden so weit vorgehoben, daß sie die Metropole des Rheinlandes vor einem Bombardement völlig sicher stellen.

Ebenso wie auch Oesterreich-Ungarn seine Grenzen gegen Deutschland im alten Zustande beläßt und seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf seine Ostgrenze konzentriert (Kra-Kau und das Lager von Przemyśl in Galizien), hat auch, sei es in stillschweigender, sei es in stipulirter Uebereinkunft, das deutsche Reich zum Schutz seiner Grenze gegen Oesterreich, welche vom Bodensee bis Schlefien vollständig offen ist, nichts mehr gethan. Ja man hat sogar die Dresdener Schanzen, welche ein wichtiges Defilee, den Weg von Böhmen nach Berlin versperren, wieder eingehen lassen und nur zum Umbau der Forts von Meisse, welche dem heutigen Standpunkt der Befestigung nicht mehr entsprechen, die verhältnismäßig geringfügige Summe von 242,000 Thlr. angewiesen. Weitergehende Betrachtungen würden sich vom militärischen auf das politische Gebiet versteinen und darum hier nicht an ihrem Platz sein; der aus ihnen zu ziehende Schluß freilich könnte immer nur erfreulich für die Interessen beider Völker ausfallen.

Es erübrigt noch die Erwähnung zweier sogenannter isolirter Festungen, Spandau und Ingolstadt. Spandau ist die militärische Werkstatt des deutschen Reiches, es ist andererseits gewissermaßen die Citadelle Berlins und von hoher Wichtigkeit für eine zum Schutz der Hauptstadt gegen Westen zu schlagende Defensivschlacht. Hier sollen 4,434,000 Thlr. für Erweiterung der Stadtenceinte, in welche die Draniensburger Vorstadt mit hereingezogen wird, und zur Erbauung vier großer Forts zum Schutz der Militäretablissemments erbaut werden. Die Anlage der zu diesem letzteren Zweck noch weiter nöthigen Forts gegen Berlin hin soll der großen Lasten sowie der Schädigung der Berliner Interessen wegen unterbleiben und erst im Kriegsfall provisorisch ausgeführt werden. Andere Nachrichten besagen auch, daß neuerdings die Befestigung Berlins wieder ventilirt ist, also möglicherweise die Hinein-

ziehung von Spandau in diese nur mit Paris vergleichbare Festung erfolgen würde. Die seeartige Ausdehnung von Havel und Spree im Westen und die sumpfige Niederung der Nuthe und Notte im Süden würden — beiläufig bemerkt — eine solche Befestigung wesentlich erleichtern. In golstadt ist das Spandau von Baiern, die ihm gewidmeten 4 Millionen sind im Wesentlichen nichts anderes als eine vom Reiche dem bekanntlich ganz selbständigen bairischen Militärstatus gemachte Concession. Denn für die Vertheidigung des Reiches ist In golstadt's Ausbau fast ohne Werth. Die Festung liegt im Mittelpunkt des Baierlandes, circa zehn Meilen nördlich Münchens; sie sperrt außer der Donau keine große Straße und vermag höchstens die bairische Hauptstadt gegen einen immer unwahrscheinlichen Angriff von Norden her zu schützen.

Schließen wir unsere Betrachtung mit einem Vergleich zwischen den Landesvertheidigungssystemen der beiden Länder, so ergeben sich außer dem größeren Festungsreichtume Frankreichs noch zwei beachtenswerthe charakteristische Unterschiede. Der eine liegt in der großen und hervorragenden Wichtigkeit, welche der Landeshauptstadt in dem Vertheidigungssystem Frankreichs zufällt. Nicht nur daß Paris selbst die wichtigste Festung repräsentirt, auch fast alle anderen größeren Festungen, von der Südgruppe Lyon-Besançon-Belfort abgesehen, gruppiren sich um Paris und darunter namentlich alle die erst jetzt mit so großen Kosten umgeschaffenen Festungen, welche es im dichten Halbkreise gegen Nord und Ost in einem Halbmesser nur weniger Tagemärsche umgeben.

In Deutschland ist weder Berlin noch eine andere Hauptstadt bis jetzt befestigt und eben so wenig gruppirt sich eine Kette anderer Festungen in ihrem Umkreise. Die andere Eigenthümlichkeit des französischen Festungssystems liegt in der Sperrung sämtlicher aus dem Innern über die Grenze führender Bahnlilien von Antibes bis Lille durch mindestens eine, zum Theil selbst drei ja vier Festungen. Dagegen kann man von Paris auf verschiedenen Wegen nach Berlin, München, Dresden fahren, ohne auch nur ein Festungsthor passiren zu müssen. Man glaubt jene Sperrung bei uns umsomehr der Technik (durch Tunnel- und Brückensprengung) überlassen zu müssen, als der zunehmende Verkehr immer neue Bahnlilien schafft,

also schließlich wieder eine unbegrenzte Zahl Festungen beanspruchen würde.

Die Aufgabe, welche unsere Landesvertheidigung sich gestellt hat, liegt vielmehr ganz vorwiegend in der Sicherstellung strategisch wichtiger Punkte und damit der Verstärkung der muthmaßlichen Positionen in einem Defensivkriege. Der zweifelhafte Nutzen, den eine einzelne von beiden Seiten zu umgehende Festung für Defensivpositionen bietet, hat das Schicksal Bazaine's in Metz gezeigt; es ist daher wohl zu beachten, daß an unsern beiden Grenzen, nach West und Ost nirgends eine Festung isolirt liegt. Eine größere Armee, welche die Anlehnung ihres einen Flügels an einer Festung gefunden, wird sie für den andern Flügel entweder im unweglichen Terrain wie die ostpreussischen Seen bei Königsberg, Danzig und Thorn, den Vogesen für Straßburg, dem Schwarzwald für Ulm finden, oder es liegen zwei Festungen wie Metz und Driedenhofen, Mainz, Coblenz, Köln nur höchstens drei Tagemärsche von einander entfernt, also noch in hinreichender Wechselwirkung zum Schutz beider Armeeflanken gegen eine strategische Ueberflügelung.

Während in Frankreich, je näher dem Innern und speziell Paris zu die Festungen um so dichter liegen, sind im Innern Deutschlands die Festungen nur spärlich gesäet. Dagegen sind, und dies ist für die Beurtheilung der Vertheidigungsfähigkeit unseres Reiches wohl zu beachten, alle Vorbereitungen getroffen, um gegebenen Falles je nach der Kriegslage einen offenen Ort rasch in eine Festung verwandeln zu können. Zunächst haben glückliche Kriege und dadurch geschaffenes Selbstvertrauen unserer Heeren die so zu sagen instinktive Tendenz einer offensiven Kriegführung gegeben und unsere Heeresleitung wird diese Tendenz zweifelsohne stets als gewichtigen Faktor in Rechnung ziehen.

In einem Kriege ist man mit den eigenen Festungen daran wie mit den Ärzten und Advokaten, man befindet sich eben am wohlsten, wenn man sie nicht nöthig hat. Aber — einmal den Fall des Unglücks angenommen — berechtigen unsere Festungen in ihrem nunmehrigen Ausbau zu der Erwartung, daß der von ihnen zu leistende Widerstand keinen Vergleich mit demjenigen zulassen wird, welchen die Mehrzahl von Frankreichs Festungen 1870 und 71 den deutschen Belagerern geboten hat.

## Das Lüneburger Rathsilberzeug.

Denkmal der Ehre oder Schande einer deutschen Stadt?

(Zu den Bildern auf S. 156 und 157.)

Lüneburg ist eine von den Städten im Reich, deren Ruhm einst weithin vernommen wurde, von denen es aber heute still geworden ist. Einst glänzte sie durch stolze Unabhängigkeit einer mannhafte Bürgerschaft, als Hort der Wissenschaften und Künste, als ein durch die Ergiebigkeit seiner Salzquelle und den Handel reich gewordenes Gemeinwesen, ein Glied der Hanja. Die goldenen Zeiten für die altherwürdige Stadt sind nun freilich lange geschwunden, es ist still geworden in den grad und krummen mittelalterlich dreinschauenden Straßen und wo sonst täglich 30 und 40 Frachtwagen ihre Ladung für das innere Deutschland empfangen, da fährt jetzt die Eisenbahn die gesteigerte Gütermasse ohne Raft vorbei. Der Fremde, der nach Hamburg eilt, schaut aus dem Waggon auf die 17,000 Einwohner zählende Stadt, deren stattliche Bauten und stolze Thürme noch den einstigen Glanz verkünden, der aber nicht heranreicht an jenen des Mittelalters. Trotzdem beginnt Lüneburg neuerdings sich wieder zu heben, wie die dampfenden Fabrikshornsteine und zahlreiche gewerbliche Etablissements bezeugen. Und wenn es jetzt wieder in aller Mund ist, so verdankt es dies seinem berühmten Rathsilberzeug, das nun zum Verkaufe steht und nachdem es Jahrhunderte den Stolz und die Zierde der Stadt gebildet, für schnöden Mammon hinausgeschleudert wird.

Der Salzquell, die Sülze, welche hier kräftig einem aus der flachen Landschaft aufsteigenden Kalkberge entsprudelt, war die Ursache der Erbauung der Stadt. Schon im J. 904 erhob sich dort ein Benediktinerkloster, eine der frühesten und bedeutendsten Missionsanstalten für den Osten; Hermann Billung baute dabei

ein Schloß und unten am Bergesabhang dehnten die Häuser der Bürger sich aus, deren Zahl durch flüchtende Bardowiker vermehrt wurde, die den Handel mit der Ostsee hierher an die Brücke über die schiffbare IJmenau verlegten. Da war vereinigt jene Dreieheit, von der die lateinische Inschrift über der Saline berichtet: Fons (die Salzquelle), pons (die Brücke) und mons (der Kalkberg), die Lüneburg zu einer der ersten Städte Norddeutschlands machten. Im Bündniß mit den großen Hanjastädten betrachtete sich Lüneburg als freie Stadt des deutschen Reiches und im 14. Jahrhundert wußte es sich der braunschweiger Herzoge zu entledigen. Es war im Februar 1371, als unter Karsten Rodewalds, des Fleischhauers, Führung die Bürger nächtllicherweile in das Schloß auf dem Kalkberge eindrangen und des Herzogs Magnus Mannen niederschlugen. Unbegründet freilich ist die Sage, daß das Beil, mit dem Rodewald des Herzogs Voigt erschlagen, noch im Knochenhaueramt der Stadt aufbewahrt werde, aber zahlreiche andere Zeichen erinnern noch an das Lüneburger Blutbad, das dem Ueberfall des Schlosses folgte.

Herzog Magnus that alles, um die Stadt wieder in seine Hände zu bekommen, und da die Wachsamkeit der Bürger nachließ, überkommen in der Nacht des 21. Oktober 1371 siebenhundert Braunschweiger unter Hans von Homburg und Siegfried von Salbern die Mauern. Wehklagend soll der Postergest Hübite, wohlbekannt in welfischen Landen, damals auf den Zinnen der Mauern geessen und gerufen haben: „Nun ist alles zu Ende.“ Drinnen in den Straßen aber erhob sich blutiges Kämpfen; im Nachtgewande stürzten die Bürgermeister Bisculc,

Nachdruck verboten.  
Zef. v. 11./VI. 70.

von Garlop und van der Mölen aus ihren Häusern, sie sammeln ihre Leute und werfen sich muthig den Braunschweigern entgegen; auf dem Markt, in den Gassen würgen in finsterner Nacht die Kämpfenden einander, alle drei Bürgermeister fallen und der Sieg neigt sich auf die Seite der Eindringlinge. Da hält Ulrich von Weissenburg das Banner der Stadt hoch und ihm gelingt es durch List und Tapferkeit die Feinde zu bewältigen. Aber auch er fällt und über seiner Leiche entbrennt ein furchterlicher Kampf, todesmuthig streiten die Lüneburger weiter, durch den Zuruf der aus den Fenstern schauenden Frauen unterstützt. In die Bäckerstraße zurückgedrängt, die von

zur erfreulichsten Blüte entwickelten. Besonders ausgebreitet war der Lüneburger Buchhandel, der durch Johann Luce's Presse eifrig gefördert wurde, die Maler bildeten eine eigene Zunft, Gold- und Silberschmiede hatten wegen ihrer Kunstfertigkeit durch ganz Deutschland Ruf und namhafte Gelehrte wirkten an der 1471 gestifteten Akademie. Es war ein reges Leben und Treiben in der durch den Salzhandel und das Stapelrecht reich gewordenen Stadt, die bald dem evangelischen Glauben sich zuwandte, als Herzog Ernst der Bekenner seinen Unterthanen als ein Musterbild voll Geistesklarheit und Einsicht voranleuchtete. Hat dann auch der dreißigjährige Krieg



Aus dem Lüneburger Silberschatz. Nach Photographien von H. Peters.

Silberne Schüssel von zwei Fuß Durchmesser. 7 Pfd. 28 Loth schwer. Aus dem Jahre 1536. — Der große Löwe, silbernes Stiefgefäß. 13 Pfd. 4½ Loth schwer. Aus dem Jahre 1540.

Blut überschwemmt ist, unterliegt der Feind. „Sonderlich,“ so sagt der Chronist, „hat sich hier ein Bäcker wohl gehalten, welcher mit seiner Hand über dreißig von den Feinden niedergeschlagen; er ist aber endlich auch umgekommen und auf St. Johanniskirchhof begraben; auf seinem Grabsteine sind so viele Striche verzeichnet, als er umbrachte. Es ist auch sein Bildniß an seinem Hause in Stein gehauen aufgerichtet, in der einen Hand ein Schwert, in der andern eine Lanze haltend und dabei die Inschrift: Pugna pro patria“ (Kämpfe fürs Vaterland).

Solcher Thaten verzeichnet Lüneburgs Geschichte viele. Durch innere Unruhen und Kämpfe mit den Fürsten sank aber die äußere Macht der Stadt allmählich. Dagegen fanden Wissenschaften und Künste daselbst eine Pflege, unter der sie sich

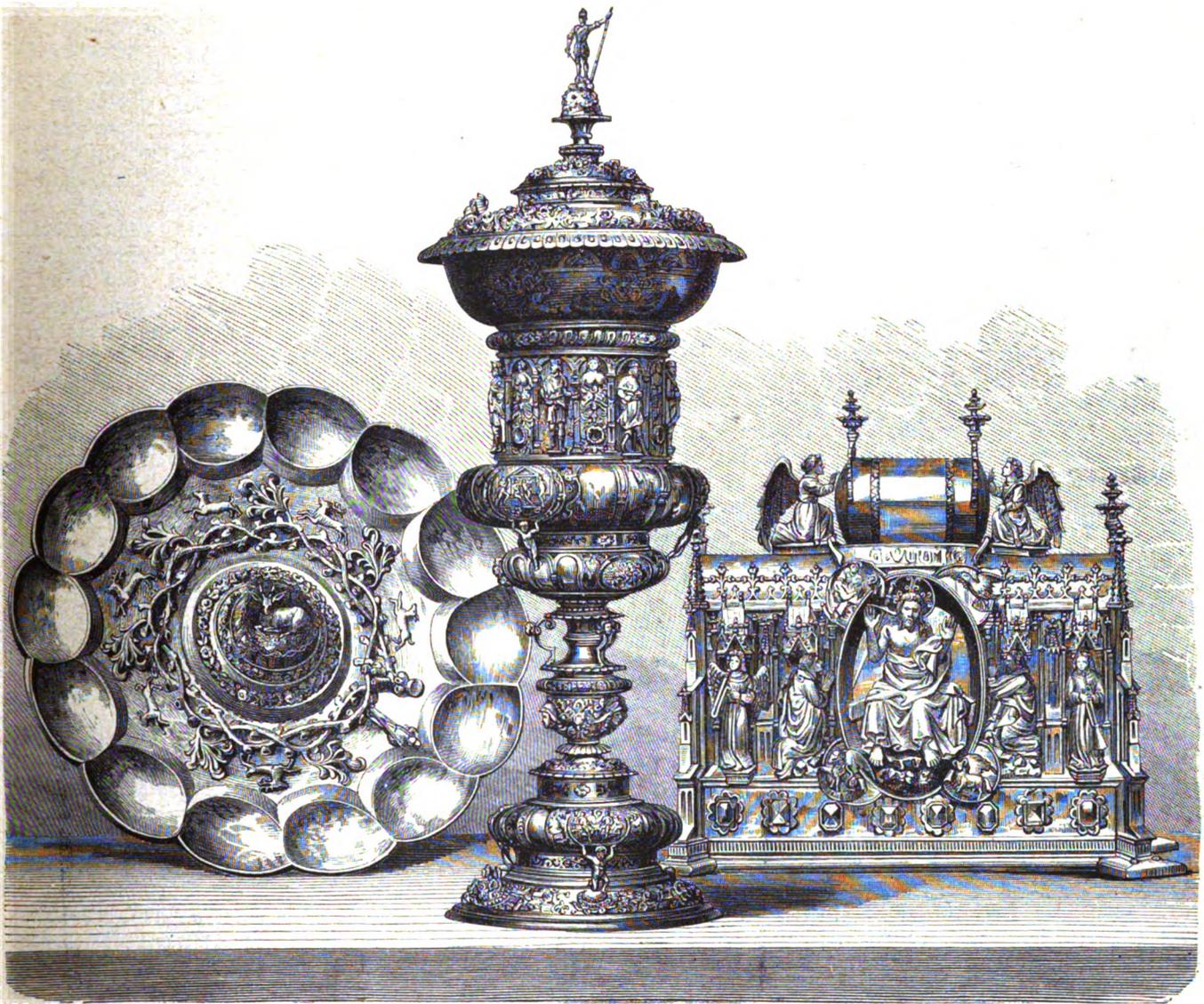
mit seinen Brandschatzungen und Beschießungen durch die Schweden, die Gräuel der Franzosenzeit, in der die Lüneburger in ihren Straßen gegen die Fremdlinge wie einst gegen die Braunschweiger kämpften, viel dazu beigetragen, den mittelalterlichen Charakter der Stadt zu verlöschen, so ist doch noch manches Vermächtniß jener stolzen Zeit vorhanden. Wird doch noch jetzt (?) der Schinken der Sau in der Bauamtsstube des Rathhauses in einem Glaskasten aufbewahrt, welche die Quellen entdeckt haben soll — ein ehrwürdiger 900 Jahre alter Schinken! Zeugen alter Pracht sind Lüneburgs Kirchen, wenn auch die Michaeliskirche im vorigen Jahrhundert ihres schönsten Kleinods, der goldenen Tafel, durch den Erzschelm Nickel List beraubt wurde. All das Gold, die Edelsteine, die kostbaren Gefäße

ließ der Einbrecher mit sich wandern, nicht minder aber auch die aus der katholischen Zeit stammenden Reliquien, unter denen sich befanden: ein silbernes Fläschchen mit Milch von der Jungfrau Maria, Josephs silberner Leuchter, Mariä Nadelkissen und — Judä Beutel mit einem Silberlinge.

Vor allem ist es jedoch das Rathhaus, das in seinem ehrwürdigen Aeußern, namentlich aber mit seinem reichen Inhalte uns den Glanz vergangener Tage predigt. Freilich sind die so überaus zierlichen und schlanken Thürme verschwunden, von denen allkündlich das Glockenspiel die Melodie des Lüneburgschen Wahlspruchs Da pacem, Domine, in diebus nostris nieder-

von Trojen, König Alexander, Kaiser Julius, König Artus, König Karl, Gottfried von Bouillon, Josua, David, Judas Makkabäus entgegen. Zahlreiche Rechtsprüche zieren diesen Saal, der sich auch noch dadurch auszeichnet, daß er eine aus dem 15. oder 16. Jahrhundert herrührende Luftheizungsrichtung besitzt. Kaum minder reich verziert ist der Fürstensaal, der über einem der Kamine die Inschrift trägt:

Wie das Feuer den Rauch gebiert,  
So wird ohne Steuern die Stadt nicht regiert.  
Willst also am Feuer dich erwärmen,  
So darfst der Rauch dich niemals hürmen.



**Aus dem Lüneburger Silberschatz.** Nach Photographien von R. Peters.

Bergoldete Fruchtsthal aus dem Jahre 1450. 5 Pfd. 19 Loth schwer. — Zwei Fuß hoher Pokal. 9 Pfd. 4 Loth schwer. — Der Bürgereidkristall. 7 Pfd. 4 Loth schweres Kästchen, 1444 von Hans von Laffert gefertigt.

halte, aber die schönen Säle, der Huldigungsaal, die Rathhauslaube, der Fürsten- und Traubensaal sind mit ihren Malereien, Schnitzereien und zahlreichen Sprüchen unversehr geblieben. Die Rathhauslaube, wo die Obrigkeit zu Gericht saß, ist ein sinnvolles und friedliches Erinnerungszeichen an jene frühesten Zeiten, in welchem der einfache Richterspruch in dunkeln, aber jedermann zugänglichen Eichenhainen verkündigt ward. Seitdem steinerne Hallen und zuletzt verschlossene Rathsstuben an die Stelle der Eichenhaine getreten sind, ist die Laube nur noch dem Namen nach in deutschen Städten zu finden. Durch vollendet schöne alte Glasmalereien gedämpft, fällt nur gebrochen das Licht in den gothisch gewölbten Saal, in den Fenstern aber leuchten uns in den schönsten Farben lebensgroß die Gestalten von Hector

Gewiß ein beherzigenswerther Spruch, auf den 46 Porträts braunschweig-lüneburgischer Herrscher herabschauen. Wer übrigens von all den Gemälden, Schnitzwerken, Inschriften und Kuriositäten des daran überreichen Lüneburger Rathhauses Bescheid wissen will, den verweisen wir auf die Schrift von Dr. Albers „Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathhauses zu Lüneburg, 1843“. Das wichtigste und schönste aber, was das Rathhaus barg, ist sein Silberschatz, und von diesem, der jetzt so häufig genannt wird, soll noch die Rede sein.

Bereits oben haben wir angedeutet, daß Künste und Gewerbe in Lüneburg im 15. und 16. Jahrhundert florirten, daß dort eine Anzahl tüchtiger Meister vereinigt war, die im guten Geschmack jener Zeit arbeiteten und das häusliche Leben

mit ihren anmuthigen Werken schmückten. Es waren großentheils Lüneburger Kinder, jene feinsinnigen Gold- und Silberschmiede, und ihr künstlerisches Treiben wurde unterstützt durch den in der Stadt herrschenden Reichthum, wie die Freigebigkeit der Patriziergeschlechter, welche es sich zur Ehre schätzten, ihrer Vaterstadt Werke der Kunst zu dediciren. So ging auch zum meist aus Geschenken jenes prächtige Rathsilberzeug hervor, das, ein Denkmal der Vorzeit, in seiner Gesamtheit ein Zeuge der alten Größe der Stadt, der Kunstfertigkeit und des Kunstsinns seiner Bewohner ist. Erst war dieser Silbersehaz noch bedeutender wie er heute erscheint, denn da 1636 der schwedische Feldmarschall Bannér die Stadt drei Tage lang beschossen und dann besetzt hatte, verlangte er eine Brandschatzung von 50,000 Thaler. Diese große Summe aufzubringen, fiel der Stadt schwer, sie mußte zum Verkaufe eines Theiles ihres Silberzeugs schreiten, gab aber nur jene Stücke hin, die keinen Kunstwerth besaßen. „Sicher,“ so sagt Dr. Volger in Lüneburg, „wurden die als Geschenke bezeichneten Stücke von dem Verkaufe ausgenommen, ja, man achtete das Alterthum und die Kunst so sehr, daß man die ältesten Gegenstände treulich aufbewahrte. Nur die drängendste Noth, als man Brand und Plünderung und Mord abzuwehren hatte, konnte den Rath zwingen, die Hand nach dem Schaze auszustrecken, aber Achtung vor Kunst und Alterthum und der Gedanke an die Geschenkgeber hielt die Hand von weiteren Eingriffen zurück. Mit Ausnahme von zwei Pokalen, welche 1666 und 1706 dem Landesfürsten bei der Huldigung verehrt wurden, ist der Schaz ungeschmälert geblieben, ja, als bei einer Gelegenheit die Nothwendigkeit herantrat, einer bedeutenden Persönlichkeit eilig ein Geschenk zu überreichen, da wählte man ein Stück zu diesem Zwecke aus, ließ es aber sogleich durch ein neu gearbeitetes ersetzen. Zu Geldopfern verstand man sich öfter, ließ aber den ererbten Vorrath unberührt, wie man denn nicht selten erkaufte Pokale verschenkte, auch wohl eine Hand voll Goldgulden hinzufügte, diese aber aus der Stadt- vielleicht auch Sodmeisterkasse bezahlte. Trotz großer Stadtschulden und der drückendsten Verhältnisse hatte man doch Herz und Sinn für das Vermächtniß der Vorfahren.“

Daß solche Pietät in Lüneburg heute noch herrsche, läßt sich nicht behaupten. Denn der Rest des Silbersehazes, noch 37 prachttolle Stücke aufweisend, steht heute zum Verkaufe aus; hoffen wir nur, daß er nicht zur Schmach und Schande der Stadt ins Ausland wandere, sondern dem deutschen Reiche erhalten bleibe.\*)

Unter den noch vorhandenen Kunstschätzen heben wir die folgenden hervor. Der Bürgereids-Krystall, ein silbernes, stark vergoldetes Kästchen, sauber und fein gearbeitet, nur eine Spanne lang, das an beiden Seiten mit Thüren versehen ist; die zahlreichen Figuren sind massiv gegossen und so sauber ciselirt, daß selbst die Nägel an den Fingern der kleinen Figuren zu sehen sind. Auf der Vorderseite ist der Heiland auf einem Regenbogen sitzend dargestellt, die Hände zum Segen erhoben, über und unter dem Heilande die Thierbilder der vier Evangelisten auf hochblau emailirtem Grunde; rechts und links in den gothisch überdachten Abtheilungen erblickt man betende Mönche und Posaunenengel. Oben auf der Wölbung des Kästchens ist ein verschlossener hohler cylinderförmiger Krystall von drei Zoll Länge angebracht, in dem ehemals Reliquien aufbewahrt wurden. Hierauf leisteten bis in

\*) Das preussische Handelsministerium hat 200,000 Thaler für den Schaz geboten, welcher im Falle des Zuschlags dem Berliner Gewerbe-Museum einverleibt werden soll. Der Verkaufsbeschuß wurde am 8. Novbr. mit Stimmengleichheit im Magistrat gefaßt, im Bürgervorsteher-Kollegium mit 9 gegen 3 Stimmen. Es fehlt zum Glück immer noch nicht an Lüneburgern, die diesen Verkauf geschenkter Ehrendenkmäler als eine Schmach betrachten. Nur eins von den 37 Gefäßen, und zwar ein schwerer silberner, mit hochherhabenen mythologischen Figuren gearbeiteter Krug, welcher dem geistlichen Ministerium der Stadt Lüneburg im Jahre 1720 vom Bürgermeister Stöterogge geschenkt wurde, soll nicht veräußert werden, wahrscheinlich deshalb, weil er unter seinen Inschriften die ausdrückliche Bestimmung trägt, „daß er niemals in fremde Hände gelangen oder verkauft werden solle“. Uebrigens ist dieser Krug das jüngste und am wenigsten werthvolle unter den Kleinodien.

die neueste Zeit die Lüneburger Bürger ihren Bürgereid, viele tausend Hände haben auf diesem 1499 gefertigten Stücke geschworen, der guten alten Stadt treu und hold zu sein, jetzt wandert der Zeuge fort — für Geld. Weit kolossaler als dies zierliche Kästchen erscheint der große stehende eine Elle lange Löwe aus Silber, welches als Gießgefäß zum Waschen diente. Auf seinem Rücken ist ein heranfriedender Drache angebracht, im Rachen des Löwen befinden sich zwei Röhren zum Auszuge; die rechte Tasse des Löwen liegt auf einem Schilde mit dem Wappen der Lüneburger Patriziergeschlechter Stafeto und Stöterogge, welche die Geschenkgeber des über 14 Pfund schweren Löwen sind. Zu ihm gehört ein fast 8 Pfund wiegendes, über zwei Fuß im Durchmesser haltendes Waschbecken, ein Geschenk des Senators Hieronymus Wigendorf.

Von Pokalen zählt der Lüneburger Silbersehaz nicht weniger als 17 Stücke, größere und kleinere, meist herrliche Werke, von denen wir eines der schönsten in der Abbildung wiedergeben. Dieser Pokal ist 2 Fuß hoch und wiegt neun Pfund vier Loth, wer daraus trinken will, hat also daran tüchtig zu heben. Nach den darauf befindlichen Schildern ist er ein Geschenk von Franz Wigendorf und seiner Gemahlin Ursula, einer geborenen Garlop. Die Reliefdarstellungen zeigen Scenen aus der römischen Geschichte, und am Mittelförper die über zwei Zoll hohen fast ganz erhabenen gearbeiteten Figuren der Kurfürsten des heiligen römischen Reiches. Auf dem Deckel steht ein geharnischter Ritter, der sich an seinen Speer lehnt. Der ganze Pokal ist außerdem mit sauber gravirtem oder erhabenen gearbeitetem und theilweise emailirtem Blumenwerke überreich bedeckt, ein seltenes Meisterwerk in solcher Kunst.

Wir können die übrigen Pokale hier nicht schildern, wir bemerken nur, daß einer 1586 vom brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg dem Lüneburger Bürgermeister Rudolf von Dassel geschenkt wurde, der ihn seinerseits der Stadt vermachtete. Ein anderer, der die Geschlechtsstafel Jesu Christi enthält, führt eine plattdeutsche Inschrift:

Juchheia in God dinem Heren  
Dat heet di mit Billichheid Nemand to verkeren,  
Mit Danksegginge drink unde it,  
God sin Wort und der Armen nimmer vergit.

Für oberdeutsche Leser in Uebersetzung:

Juchheia in Gott Deinem Herrn,  
Das hat Dir mit Billigkeit niemand zu verwehren,  
Mit Dankagung trink unde is,  
Gottes Wort und der Armen nimmer vergiß.

Es ist ein Geschenk des Bürgermeisters Stöterogge (1536); noch andere Becher sind Geschenke der Bürgermeister Koller, Lange, des Herzogs Friedrich von Braunschweig-Lüneburg (1472).

Neben den Pokalen paradiren schöne Frucht- und Konfektbücheln. Eine, deren Rand in kleinere ovale Schalen getheilt ist, zeigt in der Mitte gothische Ornamentik und einen Hirsch auf Rasen liegend. Sie wiegt 5 Pfund 19 Loth und stammt aus dem Jahre 1450. Zu den Kabinetsstücken gehören noch eine Statue der Mutter Gottes mit dem Christkinde, ein Trinkhorn aus einem riesigen Elefantenzahne, dessen gothischer Fuß auf zwei Elefanten ruht u. s. w.

Das oben erwähnte silberne Becken, welches Hieronymus Wigendorf 1556 Lüneburg schenkte, trägt die Worte: daß er es aus Liebe zur Stadt habe anfertigen lassen, aber unbekümmert um diese Worte des Greises, der echten Bürgersinns voll seine Vaterstadt im Herzen trug, schleudern es die Enkel für Geld hinweg. Und noch eine Mahnung steht auf jenem Becken: „Die Freiheit, welche die Vorfahren errungen haben, mögen mit erster Anstrengung die Nachkommen zu erhalten suchen.“ Die Nachkommen zu erhalten suchen! klingt das nicht wie Ironie? Die Mahnung ist in den Wind geschlagen und Lüneburg um eines der herrlichsten Erzeugnisse seiner ruhmreichen Vergangenheit ärmer. Was nicht geschah, als Geld erpressend, mit Mord und Brand drohend Bannérs Schweden in der Stadt haften, der Verkauf des Rathsilberzeugs, das sieht das neunzehnte Jahrhundert, von dem man sonst wohl sagt, daß in ihm die Pietät für die Werke der Altvordern und das Streben nach Erhaltung derselben in erfreulicher Zunahme begriffen sei.

## Am Familientische.

### Die Verschiffung von gefrorenem Fleisch.

Am 20. September kam einer meiner Freunde, der ein großes australisches Importgeschäft besitzt, zu mir, um mich zu einer Fahrt nach den West-India-Docks einzuladen, wo das Packetschiff „Norfolk“, Kapitän J. Cumming, erwartet wurde und mit ihm zugleich die erste Ladung gefrorenen australischen Fleisches. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die australischen Kolonien einen ungeheuren Ueberfluß an Vieh, Schafen und Rindern, haben und daß derjenige, welcher das dort unnütze Fleisch und fleischbedürftigen Europäern zuführt, sich den Anspruch auf die Dankbarkeit namentlich der Arbeitertlassen erwirbt, indem das australische Fleisch bei gleicher Güte um zwei Drittel billiger als das europäische ist.

Die Verfrachtung des lebenden Viehs bleibt ganz außer Frage, da wegen des Raumes, der Fütterungskosten u. s. w. das in Europa angefangene Vieh theuer zu stehen kommen würde. Die Darstellung von Fleischextrakt nach Liebigs Methode ist wohl praktisch durchgeführt, ebenso die Verfrachtung von Fleisch in luftdichten Blechbüchsen — beides aber ist auch nur ein Ausweg, der nicht der großen Menge zugute kommt, denn Fleischextrakt wie Büchsenfleisch sind immer noch sehr theuer. Jetzt ist man nun auf ein neues Verfahren gekommen, das Fleisch im gefrorenen Zustande zu verfrachten, und die „Norfolk“ sollte uns die ersten Proben bringen. Wir waren begierig. Mit demselben Schiffe hatten wir früher Lachs- und Forelleneier nach Australien gefandt, welche dort die Flüsse mit Fischen bevölkerten; auch die Sperlinge, die wir unferen Antipoden schickten, waren mit der „Norfolk“ dorthin gegangen, und sie haben sich zum großen Schrecken der Australier so vermehrt, daß diese nun durch Jagd und Gift sich der Schmarotzer zu entledigen suchen. Jetzt also sollten wir „gefrorenes Fleisch“ als australisches Gegengeschenk erhalten.

Die „Norfolk“ war am 23. Juli von Port Phillip (Melbourne) ausgegellt; vorher fand an Bord ein Frühstück statt, bei dem so alte gefrorenes Fleisch gegessen wurde, welches nach dem einstimmigen Urtheile aller Anwesenden von frischem sich nicht unterscheiden ließ. Der Prozeß ist die Erfindung eines gewissen Harrison, der sich anheischig macht, das Fleisch derart in einen Eislumpen zu verwandeln, daß es in diesem Zustande während der ganzen Reise verbleibt und nur am Orte seiner Bestimmung aufgethaut zu werden braucht. Der Gefrierungsprozeß soll nach Harrisons Angaben derart durchgeführt werden, daß jedes Tröpfchen Feuchtigkeit im Fleische in Eiskryalle verwandelt wird; solches Fleisch soll nun mit der Säge wie ein Brett bearbeiten lassen. Ehe die „Norfolk“ Melbourne verließ, wurden eine Anzahl von Versuchen angestellt, wie viel Eis zur Reife nach Europa nothig sei und wie dasselbe am besten gegen die Einwirkung der Hitze — das Schiff mußte die Tropen passieren — zu schützen sei. Das Ergebnis war, daß diejenigen Baaren, welche Australien in großer Menge nach Europa senden: Wolle, Talg und Kazierrinde (für die Gerberer) auch den besten Schutz gegen die Hitze bieten. Das Eis selbst, mit Salz gemischt, wodurch ein größerer Kältegrad erzielt wird, wird auf die eisernen Gefäße gelegt, in denen sich das gefrorene Fleisch befindet, und um das ganze hüllt man dann die schützende Decke von Talg oder Kazierrinde.

Wie ist der erste Versuch nun ausgefallen? Man kann sich denken, daß wir voller Erwartung dem Eintreffen des signalisirten Schiffes entgegen saßen, hing doch von dem Experimente ungemein viel ab; nicht nur war der Gewinn der Unternehmer ein sehr bedeutender, sondern die Wohlthat, welche einer großen Anzahl weniger Menschen erzeugt wird, wenn die Sache gelingt, kann als ein Triumph des Unternehmungsgeistes und der Humanität gelten.

Sobald die „Norfolk“ im Dock lag, begaben wir uns an Bord, erwartungsvoll fragend — aber die langen Gesichter Kapitän Cummings und des Unternehmers Harrison bewiesen uns schon, daß etwas nicht ganz in der Ordnung sei. Das Experiment war mißlungen, wie Harrison erklärte, in Folge mangelhafter Verpackung. Sobald man in See war, ergab sich ein so starkes Schmelzen des Eises, daß man bereits das Schlimmste fürchtete. Am 31. Tage mußte bereits die größere Menge des Fleisches (20 Tonnen oder 400 Centner) über Bord geworfen werden und nur eine Tonne Fleisch bewahrte man auf, die mit dem Reste des Eises bedeckt wurde. Als dieses aber in der Nähe der Azoreninseln auch geschmolzen war, wanderte der Rest Fleisch gleichfalls ins Meer, und die „Norfolk“ langte ohne ein Loth der gefrorenen Nahrung „für die Millionen“ an.

Wenn ich trotz dieses Mißlingens den ersten Versuch dieser Art hier schildere, so geschieht dies nur, weil das Verfahren dennoch eine bedeutende Zukunft hat. Jetzt hat man die nöthigen Erfahrungen gemacht, die Sachverständigen erklären es für nicht schwer, die noch vorhandenen Mängel zu beseitigen, und die Zukunft wird uns lehren, daß mit der Einführung gefrorenen Fleisches eine große Wohlthat unferen weniger Bemittelten erwiesen wird. London. H. K.

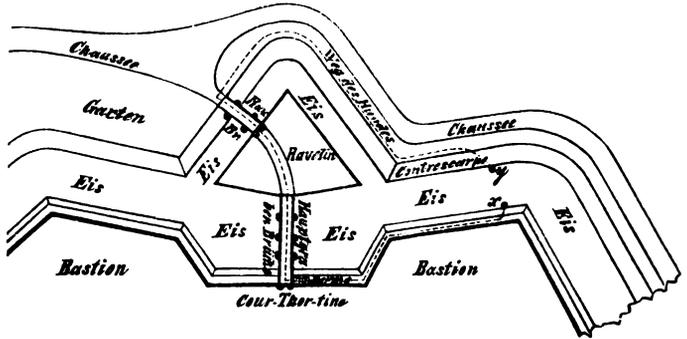
### Eine Hundegeschichte.

Die nachstehend erzählte Geschichte von meinem Hunde „Schnepper“ ist von allgemeinem Interesse und dürfte daher den Lesern des Daheim willkommen sein.

Schnepper war seines Zeichens ein schwarzer Wachtelhund und wurde auch „Schwarzer“ genannt. Diese Benennung hatte jedoch nur auf die Farbe seines Felzes Bezug, denn Schnepper war ohne Falch, ein seiner Obrigkeit streng gehorsamer Unterthan, von herrschsüchtigen Regungen frei und seiner Heimat sehr anhänglich. Er war ein vortrefflicher

Schwimmer und liebte den Aufenthalt im Wasser leidenschaftlich; bei Raufahrten entsetzte er die Theilnehmerinnen, wenn er zu seinem Vergnügen aus dem Kahn ins Wasser sprang und dann, wieder eingeholt, seinen nassen Pelz über die Insassen ausschüttelte. Auf der Entenjagd war er, obgleich undressirt, durch Eifer, gute Nase und unermüdbliche Ausdauer im Wasser vorzüglich verwendbar. Einen komischen Anblick gewährte es, wenn junge Enten dicht vor ihm tauchten und er im Eifer der Verfolgung mit dem Kopfe der Ente nach unter Wasser fuhr, um alsbald prustend seinen Kopf wieder zu erheben und erstaunt nach der verschwundenen Ente zu schauen.

Zum besseren Verständniß des nachstehend mitzutheilenden Falles wird eine kleine Situationskizze beigelegt. Dieselbe stellt eine bastionierte Festungsfront meines damaligen Wohnortes dar. Diese Festung hat nasse Gräben. Durch die Courtine führt ein Thor auf die Hauptgrabenbrücke, mittelst welcher man in das Ravelin und aus demselben auf einer zweiten Brücke über den Ravelingraben auf die Erdcontrescarpe gelangt, längs welcher ein Chausséezug hinläuft.



Unmittelbar am Courtinenthor führt von der Hauptgrabenbrücke rechts eine Treppe auf eine Erdberme herab, welche den Fuß der hohen gemauerten Escarpe ringsum begleitet.

Schnepper, so stark seine Passion für das Wasser hervortrat, wenn dieses im flüssigen Zustande sich befand, hatte eine unüberwindliche Scheu gegen dieses Element, wenn es zu Eis geworden und nicht mit Schnee bedeckt war. Der erste mit dem Hunde an jenem Orte verlebte Winter erzeugte auf dem mit stehendem Wasser erfüllten Festungsgraben eine zum Schlittschuhlaufen vorzüglich geeignete spiegelglatte Eisfläche. Viehhaber dieser Bewegung, begab ich mich eines Tages, von meinem unzertrennlichen Begleiter Schnepper gefolgt, von der Hauptgrabenbrücke die Treppe hinauf auf der Erdberme bis zu dem Punkte x, legte hier meine Schlittschuhe an und fuhr quer über das Eis des Grabens nach dem Punkte y der Contrescarpe, den Schwarzen von dort aus animierend, zu mir zu kommen. Der Hund lief bei dem Punkte x bellend hin und her, manchmal bis an den Rand des Eises vordringend, aber sofort entsetzt kehrt machend und seine Manöver wiederholend. Plötzlich hörten seine unruhigen Bewegungen auf, er stand ein Weichen wie überlegend still, dann machte er links um und rannte im vollsten Laufe auf die Erdberme zurück nach der Hauptgrabenbrücke die Treppe hinauf über die Brücke nach dem Ravelin, hinter dessen hohem Wall ich ihn aus den Augen verlor. Es dauerte aber nicht lange, so erschien er auf dem obren Contrescarpenrande über dem Punkte y höchst vergnügt und wie Anerkennung fordernd, die ihm denn auch nicht versagt wurde.

Der Mathematiker kennt eine Kurvenlinie, die man die Hundekurve nennt. Dieselbe ist auf die Eigenthümlichkeit des Hundes basirt, immer direkt auf seinen von ihm entfernten Herrn zuzulaufen, auch wenn dieser sich in Bewegung befindet.

Wenn der Hund sich am Punkte a befindet und zu seinem in der Richtung von b nach c sich bewegenden Herrn gelangen will, so rennt er nicht auf der geraden Linie von a nach c, sondern behält fortwährend seinen sich fortbewegenden Herrn im Auge, und verändert demzufolge in jedem Augenblicke seine Richtung und sein Weg beschreibt die Kurve, der man jenen Namen beigelegt hat. Im vorliegenden Falle stieß Schnepper die Voraussetzung für die Theorie dieser Curve durch die Praxis um, indem er seinem Herrn den Rücken lehrte, und kaum 30 Schritt von ihm entfernt, eine entgegengesetzte Richtung einschlug, um auf einem Wege zu ihm zu gelangen, der über 600 Schritt lang, komplizirt und der Art war, daß er seinen Herrn auf dem größten Theile der Strecke gar nicht mehr sehen konnte. Geruchssinn konnte ihn nicht als Führer dienen, da ich seinen Weg nicht gegangen. Seine Handlung bleibt das Resultat einer geistig selbstthätigen Ueberlegung und der Würdigung der lokalen Situation. Dresden. A. Th.

### Giuseppe, der römische Girtentruabe.

(Su dem Wilde auf S. 149.)

Andere Länder — andere Kinder. Das Daheim hat schon manches blondhaarige und blaueugige deutsche Kinder Gesicht abgebildet, möchte darum auch des Kontrastes halber der struppige Schwarzkopf aus der römischen Campagna seine Stelle finden. Wer Rom kennt, der sieht, daß der Kopf echt ist. Verschämt und verlegen schaut der junge Natur-

sohn unter seinem verwetterten Schnürenumwundenen Filz, den die brennendrothe wilde Kette schmückt, hervor. Die Mutter mag ihn vor seiner Wanderung in die heilige Stadt vielleicht das Haar geschneitelt haben — wiewohl die Annahme keine absolut wahrscheinliche ist — jedenfalls dauerte es keine Viertelstunde, daß ihm die schwarzen Strähne wieder wirt und malerisch in Stirn und Augen hingen; das frische grobe Hemd ist ein weiteres Zeichen etwaiger mütterlicher Sorgfalt, damit aber hört die falsche Kultur auf. Nehmt den zerzausten Schafpelz, die zerrissene Sammetjacke und die Sandalen an seinen Füßen, und Ihr habt die ganze originelle und malerische Gestalt, die jetzt noch Giuseppe, den Hirtenknaben bedeutet, die später aber je nach Führung und Schicksal einen ehrsamem Verjaglere Viktor Emanuels oder einen Briganten im Gebirge vorstellen kann.

Unser Holzschnitt wurde nach einer Photographie gefertigt, welche nach dem Delbilde des italienischen Künstlers in Berlin genommen worden ist.

### Dämmerstunden.

Ursprüngliche Gestalt eines in den Palmblättern variirten Themas.

Seid willkommen, traute Dämmerstunden!  
Euren Zauber hab' ich oft empfunden.

Ihr habt schon das ahnende Kindlein  
In traulichem Schooße gewiegt,  
Das träumerisch gern sich ein Stündlein  
Am Dunkel des Abends vergnügt.

Wenn freundlich auf schaukelnden Knien  
Der Vater im Zwielicht mich schwang,  
Die Mutter mit Schlafmelodien  
In Schlummer das Schwesterlein sang.

Wenn Brüder und Schwestern im Kreise  
Gefauert im dunkeln Gemach,  
Das glückliche Völklein ganz leise  
Vom heiligen Christ sich besprach.

Wenn heimlich von Spuk und Gespenstern  
Die Mägde Geschichten getauscht,  
Indessen der Mond vor den Fenstern  
Mit bleichem Gesichte gelauscht. —

Seid willkommen, traute Dämmerstunden!  
Euren Zauber hab' ich oft empfunden.

Ihr locket auf Berg und auf Haide  
Den sinnenden Jüngling zu gehn,  
Da war es mir düstere Freude,  
Im Zwielicht auf Felsen zu stehn.

Da sah ich das Spätroth verglimmen,  
Verstummt war der Vögelein Chor,  
Des Abendwinds klagende Stimmen  
Umsäußelten flüsternd mein Ohr.

Da senkten sich dämmernde Schatten  
Hernieder aus schweigender Luft,  
Der Nebel stieg leis aus den Matten,  
Der Mond sah betrübt aus dem Duf.

Da füllte ein süßes Ermüden  
Mein Herze mit Behmuth und Lust,  
Es strömte ein himmlischer Frieden  
Mir durch die beruhigte Brust.  
Seid willkommen, traute Dämmerstunden!  
Euren Zauber hab' ich oft empfunden.

Jetzt winkt Ihr dem Mann, vom Gewühle  
Des Tages zur stüchtigen Ruh',  
Da sah ich ein Stündchen dem Spiele  
Der Kinder im Dämmerlicht zu;

Da freut mich's, auf Knien zu schwingen  
Den kleinen aufhorchenden Sohn,  
Und Mutter und Töchterlein singen  
Ein Lied in bescheidenem Ton.

Da steigen aus vorigen Zeiten  
Mir friedliche Bilder herauf,  
Und sanfte Gefühle begleiten  
Der Töne melodischen Lauf.

Da samml' ich die lieben Gesichter  
Verblühener Freunde um mich,  
Bis plötzlich beim Glanze der Lichter  
Der lustige Reigen entwich.

Seid willkommen, traute Dämmerstunden!  
Euren Zauber hab' ich oft empfunden.

Und dunkelt allmählich mir leise  
Der Abend des Lebens heran,  
Dann sollt ihr noch freundlich dem Greise,  
Ihr Stunden der Dämmerung nahen.

Die goldenen Tage, die alten,  
Die Gott mir auf Erden verliehn,  
Sie sollen wie Traumezgestalten  
Die dankende Seele durchziehn;

Und alle die Stunden, die bösen,  
Die Welt mir und Menschen gemacht,  
Sie sollen wie Schatten sich lösen  
Beim Nahen der friedlichen Nacht.

Dann will ich als Kindlein mich legen  
Dem himmlischen Vater in Arm  
Und unter des Ewigen Segen  
Verchlafen den irdischen Harm.

Seid willkommen, traute Dämmerstunden!  
Euren Zauber hab' ich oft empfunden.

Karl Gerok.

**Inhalt:** Fee. Novelle von Hans Tharau. (Fortsetzung.) — Die deutschen und französischen Festungsbauten nach dem letzten Kriege. Vom Hauptmann Albert Schmidt. — Das Lüneburger Rathsfußberzeug. Denkmal der Ehre oder Schande einer deutschen Stadt? Mit zwei Illustrationen. — Am Familientische: Die Verhiffung von gestorenem Fleisch. — Eine Hundegeschichte. — Giuseppe, der römische Hirtenknabe. Zu dem Bilde von Bonifazi. — Dämmerstunden.

**Als prächtiges Weihnachtsgeschenk empfehlen wir:**  
**Georg Hiltl's Französischen Krieg, kapitaless Pracht- und Geschichtswerk, in Prachtband vollständig Thlr. 4. 25 Sgr., broschirt in zwei Bänden Thlr. 4. Dasselbe ist wieder in allen Buchhandlungen vorrätlich. Der Verfasser erhielt für dieses Werk von Seiner Majestät dem Kaiser die grosse goldene Medaille mit einem überaus anerkennenden Kabinetschreiben.**  
Leipzig, Anfang Dezbr. 1873. Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des *Dahheim* in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Das *Dahheim* ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland durch jedes Postamt gegen Zahlung des Quartalsbetrages; nach den übrigen Ländern durch die Postamt-Vertheilungs-Expedition in Köln a. Rh., an welche der jedesmalige Quartalsbetrag franko vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist. Nach Frankreich für 1 Thlr. 1 Sgr. 6 Pf., nach England für 1 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf., nach Spanien und Portugal für 1 Thlr. 4 Sgr., nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika für 1 Thlr. 17 Sgr., nach anderen überseeischen Staaten via Suez und Panama für 1 Thlr. 15 Sgr. 3 Pf., nach anderen überseeischen Staaten ex gr. derjenigen via Suez und Panama für 1 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf. Außerdem durch alle Buchhandlungen. Einzelne Nummern zur Ergänzung, durch die Buchhandlungen pro Nr. 2 1/2 Sgr., von uns direkt bezogen incl. Frankatur & 3/4 Sgr. Einbanddecken zu jedem Jahrgang durch die Buchhandlung oder von uns direkt & 14 Sgr.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Alasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.  
Verlag der *Dahheim-Expedition* (Velhagen & Alasing) in Leipzig. Druck von F. G. Teubner in Leipzig.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 13. December 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N. 11.

## Fee.

Novelle von Hans Tharau.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
S. 11./VI. 70.

Wer die Fürstin beobachtete, wie sie mit heiterer Miene und bezaubernder Liebenswürdigkeit fortfuhr, den Mittelpunkt des belebten Kreises zu bilden, konnte ihre innerliche Empörung nicht ahnen.

Sie war es dermaßen gewohnt, andere zu beherrschen, und es war ihr so sehr Bedürfnis, alle die mit ihr in Berührung kamen zu gewinnen, daß ihr hierin eine Ausnahme unerträglich war, und bestand diese auch nur in dem Kinde, das der Kommerzienrath auf der Landstraße gefunden. — „Kun sehe mir Einer einmal, was hat Ernst sich da für eine Tänzerin geangelt!“ rief Fürst Alexander, der, nach einem Galopp mit seiner Schwester, ausruhend und die Gesellschaft persiflirend neben dieser saß — „das ist ja ganz was Apartes! — il no manquo quo les ailes!“ und mit ein paar Schritten war er dem Paare nachgeilt und erreichte es gerade, als Prinz Ernst seine Tänzerin zu einem bequemen Sitze führte und sie frug, ob sie ermüdet sei?

„O nein, gar nicht,“ antwortete Fee, athemlos zu ihm aufblickend, „es war so wunderschön!“

Ein leichter Schlag auf den Rücken machte, daß der Prinz sich umsaß. „Ah, Du bist's, Aleg!“

„Ja wohl, und um Dich zur Rechenschaft zu ziehen! Denkst Du allein den Vogel abzuschließen, indes bessere Leute als Du sich wie die Möpfe ennuhiren? — Sofort stellst Du mich vor!“

Der Prinz nannte seiner Tänzerin den Namen seines Bruders, doch indem er sich besann, mit welchem Zunamen er sie eigentlich bezeichnen sollte, hatte jener, ohne dies abzuwarten, Fee um den nächsten Tanz gebeten.

Wie ein Kind blickte sie zu Prinz Ernst auf: — „Kann man mit mehr als mit Einem tanzen?“ frug sie erstaunt.

„Das versteht sich!“ antwortete der Fürst lachend.

„O, das möchte ich aber nicht!“ entgegnete sie naiv, sich aufs neue an den Prinzen wendend.

Beide jungen Männer lachten, der Fürst nicht ohne Bitterkeit; — „O sancta simplicitas!“ murmelte er vor sich hin, dann fügte er laut hinzu: „Wissen Sie denn, daß es sehr unartig von Ihnen ist, mein Fräulein, mir das zu sagen?“

„Unartig? Das thut mir leid!“ antwortete sie aufrichtig und reichte ihm die Hand, „bitte, verzeihen Sie mir!“

Sie war in dem Augenblicke bezaubernd.

„Alles könnte ich Ihnen verzeihen!“ entgegnete der Fürst hingerissen und führte ihre Hand an seine Lippen, „das heißt,“ fügte er sich besinnend hinzu, „wenn Sie mit mir tanzen wollen.“

„Das kann ich aber nicht,“ antwortete sie mit einer Bestimmtheit, die ihre Zuhörer überraschte.

In dem Moment kam der junge Grube auf die Gruppe zu.

„So finde ich Dich endlich, Fee!“ sagte er mit einem argwöhnischen Blick auf die fürstlichen Brüder.

Sie sah ihn mit strahlenden Augen an.

„Ich habe getanzt!“ antwortete sie. „O Robert, es war so schön!“

„Das freut mich,“ antwortete er heiterer, „so komme denn und tanze auch mit mir!“

„Nein, nein!“ entgegnete sie noch entschiedener als vorhin, und legte ihre Hand auf seinen Arm, „sprich nicht davon, Robert! Ich kann nicht wieder tanzen heute Abend, vielleicht nie wieder,“ fügte sie leise hinzu.

Robert sah sie erstaunt und betrübt an, doch er versuchte keine Ueberredung.

„So komme zu Papa,“ sagte er, „er frug nach Dir.“

Sie erhob sich augenblicklich und folgte ihm.

„Es ist doch nicht möglich!“ rief der Fürst, seinen Bruder durch seinen Kneifer anstierend, „das ist doch nicht —“

„Die Pfliegerochter des Kommerzienraths,“ ergänzte Prinz Ernst trocken, „ganz richtig, ja, sie ist's, und nicht umsonst trägt sie ihren Namen — die Fee!“ und damit eilte auch er davon.

Doch jetzt wurde zu Tisch gegangen, die Plätze waren bestimmt, und umsonst bemühten sich die fürstlichen Brüder, in Feodorens Nähe zu gelangen oder gar ihrer ansichtig zu werden; sie mußten sich schließlich in ihr Schicksal fügen und bis zu Ende des wahrhaft lukullischen Mahles geduldig ausharren.

Beim Schlusse desselben wurden die fürstlichen Wagen gemeldet. Prinz Ernst hatte sich vorgenommen zurückzubleiben, und der Fürst wollte so eben seiner Mutter Genehmigung erbitten, daß Herr von Bergast an seiner Stelle sie und Prinzess Olga nach Hause begleite, als man die laute Stimme der Fräulein Bertha in Beantwortung einer an sie gestellten Frage sagen hörte: „Die ist bereits vor Tisch auf ihr Zimmer zurückgegangen, wie sich das gehört, und meiner Ansicht nach hätte man besser gethan, sie bei einer solchen Gelegenheit überhaupt dort zu lassen; allein die Schwäche meines Vaters für seinen Findling kennen wir ja!“

Somit war also keine Hoffnung mehr, Feodore zu sehen, und die fürstliche Familie verabschiedete sich huldreichst von ihren Wirthen.

Früh am andern Morgen und zur Reise gerüstet, ließ Prinz Ernst seine Tante durch deren Kammerfrau fragen, ob sie ihn empfangen könne.

Er fand sie bereits in geschmackvoller Morgentoilette — Prinzessin Ulrika befaß die Eigenthümlichkeit fast aller Verwachsenen, stets sorgsam und geschmackvoll gekleidet zu sein — an ihrem Schreibtische sitzend.

„Bricht Du wirklich schon so zeitig auf, lieber Ernst?“ rief sie dem Eintretenden entgegen, „ich dachte, Du nähmest noch wie Alex am allgemeinen Frühstück Theil?“

„Das thue ich auch, Tantchen,“ entgegnete ihr Nefse, ihr die Hand küssend und sich einen Stuhl in ihre Nähe schiebend, „weil wir aber direkt nachher aufbrechen und ich Dich gern allein sprechen wollte, komme ich so früh zu Dir.“

Er hielt inne, als erwarte er von ihrer Seite eine Auforderung, fortzufahren.

„Nun, was ist es denn?“ frug sie theilnehmend, „hoffentlich nichts Unangenehmes? Du siehst so sorgenvoll aus, als läge die Verantwortung eines Königreichs auf Deinen Schultern.“

„Nun, Gott sei Dank, das nicht!“ entgegnete der Prinz; „ein König ist doch nur so zu sagen ein höherer Sklave, und ein Prinz hat es nicht viel besser. Ich wünsche tausendmal, ich wäre ein freier Mann!“

„Da gehst Du nun zu weit, Kind,“ bemerkte die kluge Prinzessin, „ein Prinz ist gerade so frei und so unfrei wie andere Leute auch, oder bildest Du Dir ein, ein anderer Stand lege seinen Trägern keine Schranken auf? Da würdest Du sehr irren. Frage unsern Nachbar, den Kommerzienrath, zum Beispiel, ob es nicht grade in seinen Kreisen Vorurtheile und Hemmnisse gibt, die dem gegen dieselben Angehenden unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen.“

„Das mag sein,“ wandte Prinz Ernst ein, „meine Erfahrung sagt mir aber doch — und ich habe auf der Universität aus freiem Antrieb und im Gegensatz zu Alex, Bekanntschaft mit jungen Leuten aller Stände gesucht — meine Erfahrung sagt mir, daß es in andern Ständen hauptsächlich auf den Einzelnen ankommt, sich von dem ganzen Jopf des Hergebrachten und Ueberlieferten loszusagen und seinen eigenen Weg zu gehen, wir aber sind gebunden, gefesselt, und schon die Einseitigkeit unserer Erziehungsweise läßt nichts Tüchtiges aus uns werden.“

Die Prinzessin wiegte den Kopf. „Wenn ich Dir auch nicht in allem recht geben kann, so doch leider in letzterem. So lange man bei der Erziehung unserer Prinzen auf dem unglücklichen System beharrt, sie von ihren Altersgenossen abzusperrt, muß ihre Entwicklung stets eine abnorme bleiben, und man könnte fast versucht werden zu glauben, das Zeitalter des Erlöschens, wenigstens des geistigen Erlöschens unseres Standes sei gekommen. Doch beginnt man ja glücklicherweise vielfach dies einzusehen und dem Uebel zu steuern. Du selbst hast es der klugen Einsicht Deiner Eltern zu verdanken, daß Du eine öffentliche Schule besuchen durftest. Doch wir sind gänzlich von dem Zwecke Deines Besuchs abgekommen — ich kann mir wenig-

stens nicht denken, daß Du nach einer halb durchschwärmten Nacht so früh aufstehst nur um mit mir zu philosophiren! — Wie ist das Fest abgelaufen?“

Prinz Ernst rüttelte sich wie aus einem Traume auf.

„Du hast recht, Tante, die Zeit drängt, ich muß schnell zur Sache kommen. Wie das Fest war? Nun, gerade wie alle anderen Feste auch; doch nein, es war ein großer Unterschied. O, Tante, sie ist ein Engel! Sie ist wie kein anderes menschliches Wesen, das ich je gesehen!“

„Wer? Sie? Ernst, was soll das heißen? Solche schwärmerische Ausdrücke bin ich an Dir wahrlich nicht gewohnt!“

Doch als ihr Nefse ihr tief und voll in die Augen sah und antwortete: „Tante, Du weißt es, wen ich meine!“ hob sie wie abwehrend die Hand und antwortete: „Wie! Hat sie schon Unheil angerichtet, meine kleine Fee? Ich hatte doch gedacht — sie sagte mir, sie würde nicht dabei sein.“

„Jetzt weiß ich's also, Tante, weshalb Du sie immer so geheim hieltest und wir von ihren Besuchen bei Dir nichts merken durften!“ versetzte der Prinz halb vorwurfsvoll.

„Gewiß!“ antwortete die Prinzessin ruhig und sah ihrem Nefsen fest in die Augen. „Und Du scheinst mir die Bestätigung geben zu wollen, daß ich recht gethan.“

Des Prinzen Farbe stieg etwas, doch er nahm liebevoll die Hand seiner Tante. „Sei rachsichtig, Tantchen!“ bat er. „Du hast ja immer so viel Verständniß für junge Herzen von jeher gehabt und für meines besonders!“

Und ihre Hand in der seinen haltend, sprach er zu ihr von Feodore, sprach von dem unbeschreiblichen unauslöschlichen Eindruck, den sie gleich das erste Mal auf ihn gemacht, von seinen Empfindungen für sie, die er niemals glaube aus dem Herzen reißen zu können. Es war ja nicht ihre äußere Erscheinung, nicht ihre seltene Schönheit allein, die diese Gefühle hervorgerufen; es war der Zug der Seelen, den er so tief empfunden und dem auch sie in ihrer kindlichen Weise Ausdruck verliehen.

Die kluge Prinzessin hörte ihn bis zum Schluß schweigend an, bis er, berebt, wie sie ihn nie gehört, — denn was macht berebter als die Liebe? — ihr sein ganzes Herz, all sein Denken und Erwägen eröffnet und sich wie erschöpft in seinen Stuhl zurückwarf.

Auch jetzt schwieg sie noch einige Augenblicke, als bedürfte sie der Sammlung, dann aber hielt sie ihm in kräftigen und doch milden Worten die Thorheit dieser so plötzlich erwachten Neigung vor und forderte es von ihm als seine Mannespflicht, sie aus seinem Herzen zu reißen.

Und wenn er auffahrend in bitteren Worten die Verhältnisse anklagte, die, was sonst so beglückend, für ihn zur Unmöglichkeit, zum Unerreichbaren gemacht, dann mahnte sie ihn ernst zu bedenken, wer es sei, der auch solche äußeren Dinge durch seine Weisheit bestimme und regiere, und daß ein Auflehnen gegen jene so viel heiße, wie ein Auflehnen gegen ihn.

Die Glocke hatte bereits die Frühstücksstunde verkündet; noch immer wollte die Diskussion kein Ende nehmen.

„Ich verspreche Dir, Tante, den Versuch zu machen, zu überwinden und zu entsagen,“ rief endlich Prinz Ernst, „aber für den Erfolg kann ich Dir nicht einstehen. Und Du willst ihr noch nicht einmal einen Gruß von mir bestellen, der kleinen Fee?“

„Ganz gewiß nicht!“ antwortete die Prinzessin entschieden, indem sie aufstand und den dargebotenen Arm ihres Nefsen nahm.

„Du bist noch nie so hart gegen mich gewesen, Tantchen!“ sagte er traurig; aber er sah, wie ihr die Thränen in den Augen standen.

#### IV.

Die Verlobung der Prinzessin Olga mit dem ältesten Sohne eines regierenden Herzogs machte im Laufe des folgenden Winters viel von sich reden.

Von allen Nahestehenden und irgendwie in die Verhältnisse Eingeweihten wurde das Verdienst dieses für das fürstliche Haus so freudigen Ereignisses der Fürstin-Mutter zuerkannt. Sie war es eigentlich, die den auf Brautschau ausgehenden Erbprinzen durch den Zauber ihres Wesens gefangen genommen

und, wie dies so oft vorkommt, von der Mutter auf die Tochter schließend, oder vielmehr, weil jene unerreichbar, hatte er um die Hand der Prinzessin angehalten und eine sofortige Zusage erhalten.

Trotz ihrer Jugend und geringen geistigen Begabung war Prinzessin Olga es bereits müde, nur als Tochter ihrer Mutter zu gelten und in deren mächtiger alles beherrschenden Gegenwart nur als Beigabe mit in den Kauf genommen zu werden. Sie gehörte zu den Menschen, die ohne jegliche Spur von Idealismus durchs Leben gehen und denen dadurch viel Kummer erspart bleibt, freilich auch viele Freude.

„Ich weiß recht gut, daß Franz sich in Mama verliebt hat und mich nimmt, weil er sie nicht kriegen kann,“ gestand sie offen. „Alex hat es vorhergesagt, daß es mit mir so gehen würde, und er hat recht; doch sind wir einmal verheirathet, Franz und ich, und fort von hier, so wird er sie schon vergessen, und dann bin ich doch schließlich seine Frau.“

Unter den zu dem frohen Ereignisse Gratulirenden befand sich auch die Kommerzienrätin. Sie entschuldigte ihren Mann, den eine heftige Erkältung aus Haus fesselte, und da sie die Fürstin allein traf, vertraute sie ihr an, wie auch sie augenblicklich ein Familienereigniß auf das lebhafteste beschäftige. Ihr Mann habe ihr am vorhergehenden Tage mitgetheilt, daß er seinem Sohne, auf dessen wiederholtes Drängen, seine Zustimmung gegeben, Feodore seine Hand anzutragen.

Die Kommerzienrätin sprach die Worte flüsternd und die Augen kaum zu der Fürstin erhebend. „Es ist doch kaum zu fassen, was man erleben muß!“ schloß sie in ihrem gewöhnlichen pathetischen Ton.

Doch das Gesicht der Fürstin strahlte in mehr wie ihrer gewohnten Huld.

„Aber, liebe Hermine,“ rief sie, „Sie klagen noch? Ich finde das ja eine überaus glückliche Wahl Ihres Stiefsohnes, und der Kommerzienrath zeigt seine gewohnte Klugheit und Umsicht, indem er kein Hinderniß in den Weg legt. Ich gratulire Ihnen allen von Herzen!“

„Aber, Ew. Durchlaucht,“ stammelte die überraschte Kommerzienrätin, „Sie vergessen die äußeren Verhältnisse des Mädchens, das Dunkel, das über ihrer Geburt schwebt, überhaupt —“

„Aber, liebe Hermine,“ entgegnete die Fürstin heiter, „da muß ich gestehen, daß ich in solchen Dingen viel liberaler und toleranter denke als Sie! Was thut es, ob man der reizenden Fee keinen vornehmen Stammbaum nachzurechnen vermag und sie ihrem Manne keine glänzende Mitgift bringt? Letzteres ist in Ihrem Hause wahrhaftig nicht nöthig, und was ersteres anbelangt, wer weiß, wie sich das noch aufklärt? Das Mädchen hat etwas von einer Märchenprinzessin, und wenn auch nicht, wenn sie ein Kind des Volkes sein sollte, — Sie wissen, wie hoch ich das Volk achte und den Adel der Gesinnung, der bis in seine untersten Schichten hinein so vielfach den der Geburt erseht.“

„Ew. Durchlaucht ahnen aber gar nicht, welche neuen Konflikte hierdurch in unserer Häuslichkeit entstehen! Bertha, zum Beispiel, ist dermaßen aufgebracht, daß sie sogar mit ihrem Vater nicht spricht, seit sie gehört, daß er seine Zustimmung gegeben.“

„Das wird nur die erste Auswallung sein und sich mit der Zeit wieder geben, wenn sie sieht, daß sie mit ihrem Widerstande nichts erreicht. Wie aber nahm die junge Braut selbst die Kunde ihres Glückes auf?“

„Fee?“ frug die Kommerzienrätin ziemlich zerstreut. „D, sie weiß es noch gar nicht!“

„Weiß es nicht? So sind sie noch nicht verlobt?“

„Mein Mann wollte gerne selbst bei der Verlobung zugegen sein; er hat eine ganz übertriebene Schwäche für das Mädchen,“ entgegnete die Kommerzienrätin, „und er fühlte sich gestern und heute so unwohl, daß er Robert den Wunsch aussprach, er möge noch einige Tage mit seiner Erklärung warten, was er natürlich gerne thut, wo der Vater ihm in der Hauptsache nachgibt.“

„Da hoffe ich, daß er nicht die Rechnung ohne den Wirth gemacht hat!“

„Wie meinen das Ew. Durchlaucht?“

„Nun, daß die holde Fee ihm nicht einen Korb gibt?“

Frau Grubes blasse Lippen dehnten sich zu einem bei ihr seltenen Lächeln. „Wie wäre das denkbar, Ew. Durchlaucht? Ein armes Mädchen wie Fee, ganz allein stehend und von dem Gnadenbrot anderer abhängig!“

Die Fürstin sah mitleidig auf ihre einstige Hofdame. Die arme Hermine! dachte sie bei sich. Sie beurtheilt andere Menschen nach sich selbst und ihrer eigenen Handlungsweise!

Sie sprach aber ernst und mit der Nachdrücklichkeit der Betonung, welche noch verstärkt wurde, wenn sie ihre Ansichten besonders klar zu machen wünschte: „Ich weiß es nicht, Hermine, ob Sie ganz auf dem richtigen Standpunkt zur Beurtheilung Feodores stehen; Sie sehen in ihr das arme schüchtern Kind, dessen Existenz bis jetzt von der Menschenfreundlichkeit Ihres Mannes abhing. Freilich ist das der Fall, und ich bezweifle nicht, daß sie eine stete Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn empfinden wird. Zugleich macht sie mir aber die wenigen Male, wo ich Gelegenheit hatte, sie zu sehen, den Eindruck einer jener äußerlich weichen und nachgiebigen Naturen, denen dennoch eine Kraft der Selbständigkeit und Entschiedenheit inne wohnt, die sie selbst vielleicht kaum ahnt, bis diese Eigenschaften durch irgend einen Anlaß geweckt werden. Möglich, daß dieser Fall hier nicht eintritt und Fee, wie ich ihr von Herzen wünsche, ihr Glück zu ergreifen und zu schätzen weiß.“

Einige Tage später betrat Feodore zu der gewohnten Vormittagsstunde das Wohnzimmer ihrer Freundin und Gönnerin, der Prinzessin Ulrike.

Die Prinzessin saß an ihrem Lieblingsplatze, ihrem Schreibtische, der in dem ephemerkranken Erker stand, von wo aus der Blick über den Park und die angrenzenden Fluren hinaus bis zu der bewaldeten Hügelkette sich erstreckte, die den Horizont bildete.

Es mochte manche Gegend dem Auge des Malerischen und Bedeutenden mehr bieten als diese, es fehlte ihr sowohl an einem mächtigen Strome wie an hohen Bergen; allein sie besaß den großen Reiz des Heimlichen und Lieblichen. Heute sogar, wo der Winter noch Baum und Feld gefesselt hielt, war es dennoch ein anziehendes Bild, das man vor sich sah.

Hofrath von Bergast war ein großer Naturfreund und Gartenliebhaber, und selbst seine Reider — und er hatte deren — mußten ihm das Verdienst lassen, wesentlich zur Ausschmückung des fürstlichen Parkes beigetragen zu haben. Häufiger Aufenthalt in England hatte ihn das Vorherrschende immergrüner Pflanzen in den dortigen Gartenanlagen als deren große Freude im Winter erkennen lassen, und er hatte nicht geruht, bis es ihm geglückt, dies theilweise in den fürstlichen Parks nachzuahmen. Leicht war es freilich nicht gewesen. Die Mühe, die es gekostet, die besondere Beschaffenheit des Grund und Bodens den individuellen Bedürfnissen der einzelnen Gewächse anzupassen, war nicht zu nennen im Vergleich zu dem heftigen Widerstande der alten Hofgärtner, die, weit konservativer als ihre Herrschaften, es unerhört fanden, daß die fürstlichen Anlagen nicht immer genau dieselben bleiben sollten, wie zu Zeiten der durchlauchtigsten in Gott ruhenden und hochseligen fürstlichen Vorfahren.

Nur die Drohung der Fürstin-Mutter, auch sie zu „mediatiren“, verschaffte dem Hofrath die Duldung, wenn auch nicht die Gunst jener Herren.

Dank dieser Kämpfe und Siege auf dem Gebiet der Gartenkunst war es ein fast sommerlich grünes Stückchen Park, auf welches die Prinzessin von diesem ihren gewohnten Sitze hinabsah, und auch ihr junger Gast schaute nach den ersten Begrüßungen lange hinaus und sagte dann seufzend: „Wie schön es hier ist!“

„Und das sagst Du in so traurigem Tone, liebe Fee?“ frug die Prinzessin, sie fragend anblickend; sie bediente sich längst des vertraulichen „Du“ gegen die ihr so rasch lieb gewordene „kleine, Freundin“. „Warum sollte es Dich traurig machen, etwas zu betrachten, was Du schön findest und was Dir lieb geworden ist?“

„Warum?“ frug Fee träumerisch zurück. Sie hielt einen

Moment inne, dann fuhr sie fort: „Ich will es Ihnen sagen, Prinzessin.“

Und sich einen niederen Sitz zu den Füßen der Prinzessin schiebend, nahm sie deren Hand. Ihre Augen blieben aber noch auf das Fenster gerichtet, indem sie sprach:

„Es ist jetzt kaum ein Jahr, seit wir hier sind, und es ist mir wie ein halbes Leben und dann auch wieder wie ein kurzer Augenblick, ach, ein schöner Augenblick! Ich war niemals ganz glücklich, bis wir hierher kamen, denn wenn wir auch jeden Sommer aufs Land gingen, so war das nur auf kurze Zeit, und ich hatte in der Stadt immer Heimweh danach; ich konnte die Stadt und das Stadtleben nie leiden. Als wir nun hierher kamen, war es mir gar nicht wie in der Fremde, sondern gerade als hätte ich das alles schon einmal im Traum gesehen, und seitdem ist mir's immer lieber geworden. Ich glaube, es ist kein Pfad dort droben im Walde, den ich nicht kenne, und kein Weg durch die Wiesen und Gründe, den ich nicht gegangen bin; aber ich fühle es jetzt schon wie eine Ahnung in mir, daß ich dies alles bald verlassen muß und daß ich immer, wohin ich auch gehe, ein Heimweh nach hier mit mir herumtragen werde.“

„Aber, liebes Kind,“ sagte gütig die Prinzessin, „wie kommst Du eigentlich auf solche Gedanken? Ihr habt ja, wie Du selbst sagst, kaum hier festen Fuß gefaßt; ich denke, der Kommerzienrath beabsichtigt seinen dauernden Wohnsitz hier zu nehmen?“

„Freilich will er das,“ antwortete Fee und sah der Prinzessin fest in die Augen, „aber Sie vergessen, ich gehöre nicht zu ihm, ich bin eine Fremde —“ Ihre Lippen zuckten und sie wandte wieder den Blick zum Fenster.

„Aber Du sagtest doch, er sei immer wie der liebevollste Vater für Dich?“

„Ja, ja, und das sage ich noch,“ entgegnete Fee lebhaft, „und ich liebe ihn wie ein Kind, und doch,“ sie drückte die Hand auf die Augen, „doch muß ich ihn so sehr betrüben! O, wie hart ist das!“

„Ich verstehe Dich nicht, Fee,“ entgegnete die Prinzessin kopfschüttelnd.

„Das können Sie auch nicht, bis Sie alles gehört haben, Prinzessin,“ sagte Fee, die sich schnell wieder gefaßt hatte, „lassen Sie mich weiter sprechen,“ und wie vorhin ergriff sie die Hand ihrer Freundin; doch jetzt waren ihre Augen gesenkt, indem sie weiter sprach:

„Ich weiß, es ist nicht gut über Familienverhältnisse reden, doch ich muß etwas von den unserigen sagen, wenn Sie mich verstehen sollen. Ich hatte als Kind schon immer das Gefühl, es fehle etwas in unserem Hause, nur wußte ich nicht, was. Jetzt weiß ich es; es ist die Menschenliebe, die aus der Liebe zu Gott entspringt. Mein Pflegevater hat gewiß Menschenliebe, er hat sie ja an mir bewiesen; weil aber die höhere Liebe nicht mit ihr verbunden ist, so fehlt es ihr an Kraft. Er nahm mich aus Mitleid in sein Haus und behielt mich auch dort, aber er verstand es nicht, mich vor Berthas Mißhandlungen zu schützen, noch vor dem Hochmuth der Menschen, die auf den armen Findling herabsahen. Auch zwischen seiner Frau und ihm, das konnte schon ein Kind begreifen, gibt es kein tieferes heiligendes Band, und daher leben sie in Gleichgültigkeit neben einander her. Von Bertha will ich lieber nicht viel sagen; ich glaube, sie haßte mich vom ersten Tage an, und ich weiß nicht, was aus mir geworden, wäre Robert nicht gewesen,“ ihre Stimme wurde unsicher, als sie seinen Namen nannte. „Eine fromme Tante, die früh starb, hatte vielen Einfluß auf ihn gehabt und das freudlose Leben zu Hause hatte ihn zu Gott getrieben. „Du mußt zu Gott beten, kleine Fee,“ sagte er, wenn ich weinte, weil Bertha mich geschlagen hatte, „dann wird er Deine Thränen abwischen!“ Wir schlossen uns eng aneinander an, gerade weil wir so vollständig auf einander angewiesen waren; wie einen Bruder betrachtete ich ihn stets, und wie einen Bruder liebe ich ihn noch, aber mehr kann ich nicht!“ und die Thränen fielen wieder aus ihren schönen Augen nieder.

„Und wer verlangt, daß Du mehr thust, Kind?“ frug die Prinzessin. Doch sie errieth halb die Antwort.

„Er selbst,“ schluchzte Fee, „und Papa auch! Papa gab

ihm seine Genehmigung, um mich anzuhalten, — denken Sie, Prinzessin, um mich, die er, wie Bertha mir immer vorhält, auf der Landstraße gefunden; und Robert ist sein Sohn, sein einziger Sohn! Aber was hilft's? Ich kann nicht, Prinzessin, ich kann nicht!“ und sie barg ihr Gesicht in den Händen.

Die Prinzessin schwieg eine Weile, dann sprach sie sanft: „Du bist ganz gewiß, Dich geprüft zu haben in dieser Sache, Fee, und nicht übereilt zu handeln, indem Du Dich von einem vielleicht irrigen Gefühlsdrange leiten läßt?“

„Ganz gewiß!“ antwortete das junge Mädchen, die Prinzessin wieder voll ansahend. „Ich habe Robert von Herzen lieb, wie ich Papa lieb habe und Sie, Prinzessin, und — manche andere Menschen auch; aber seine Frau werden könnte ich nie, niemals!“

„Und weshalb denn nicht, wo er doch so gut ist, so vorzüglich?“ frug die Prinzessin betrübt, mehr einem Gedanken Aeußerung gebend, als eine Antwort erwartend.

Fee war aufgestanden und an das Fenster getreten. Wieder schaute sie träumerisch hinaus und sprach: „Sehen Sie, wie todt und starr der Wald dort liegt, Prinzessin, keine Knospe schwillt, kein Blatt schaut hervor, und der Schnee wärmt ihn doch und der Regen küßt ihn, und der Wind rüttelt ihn, doch es nützt alles nichts. Da aber kommt die Frühlingssonne und ruft ihn, und da erst durchzuckt es ihn, da durchströmt ihn neue Kraft, und er lebt! Weshalb aber nur dann, Prinzessin, weshalb?“ Und sie kniete neben der Prinzessin nieder und barg ihr Gesicht in deren Schoß, und beide schwiegen eine lange Zeit.

Endlich frug die Prinzessin, wie und wann das alles gekommen?

„Gestern,“ antwortete Feodore, „ich ahnte nichts, als Papa mich rief und Robert in seiner Gegenwart mir seinen Antrag machte. Ich konnte zuerst kaum sprechen, und ich glaube, Papa hielt das für Ueberraschung und Freude, aber Robert verstand mich besser, er hat mich immer verstanden. O, ich kann sein Gesicht gar nicht vergessen, wie er mich so betrübt, so todtbetrübt ansah und ich fühlte, das sei meine Schuld! Und doch, als Papa etwas böse auf mich wurde, es ist ja begreiflich, denn er hatte mir die höchste Ehre erwiesen, die er mir erweisen konnte, da ergriff Robert für mich Partei und nahm alle Schuld auf sich selbst. Nie, sagte er, habe ich ihm den geringsten Grund gegeben zu glauben, daß ich seine Gefühle verstoße, und er hat recht, ich war ja ein Kind, ein Kind gestern noch, und nun ist das auch vorbei! O Prinzessin, ich fühle mich so alt geworden, so ganz anders als ich war!“

Wieder strich ihr die Prinzessin beruhigend über das weiche Haar, und Feodore fuhr fort:

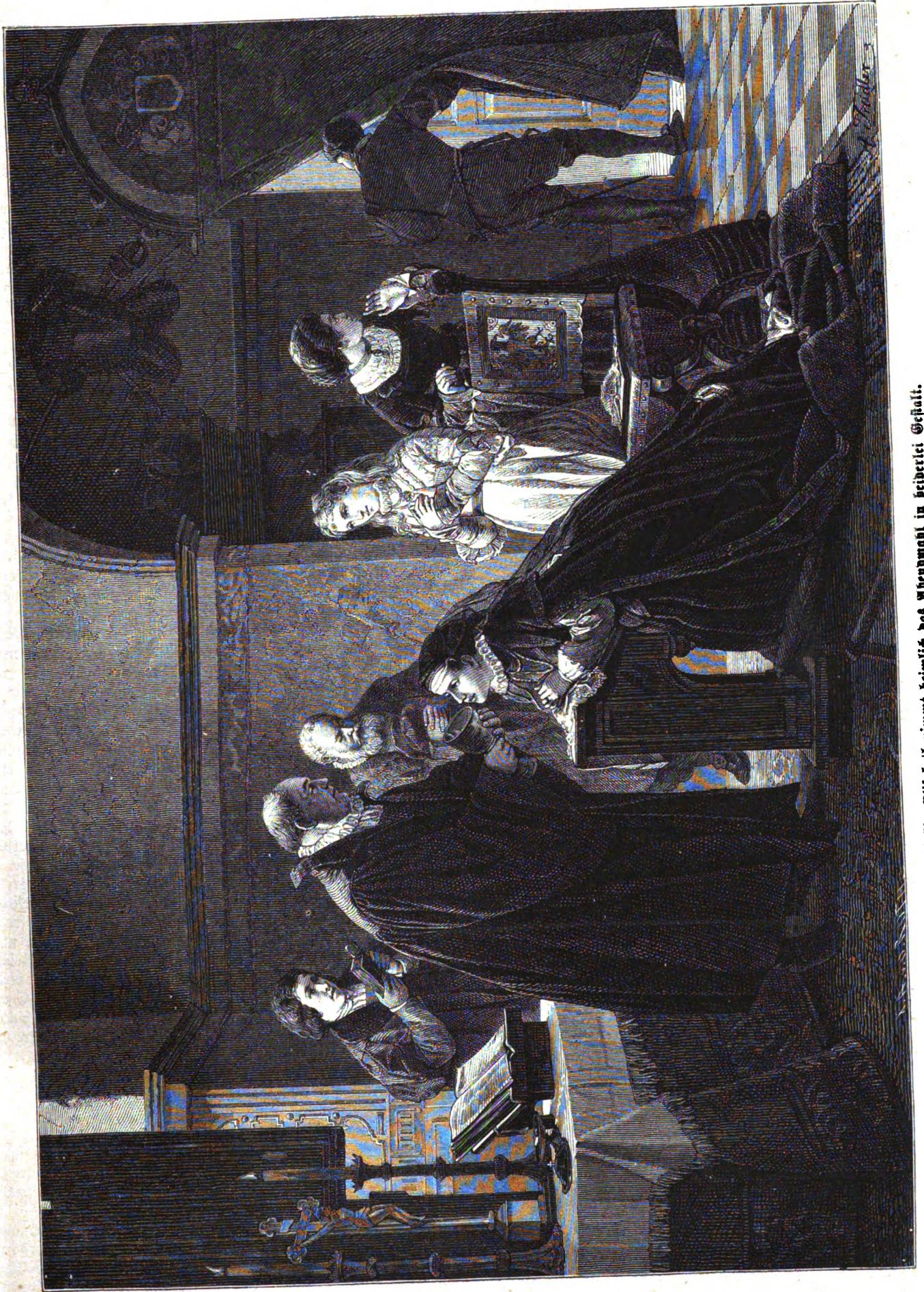
„Robert ist heute abgereist, sein Vater wünschte es, und er selbst fand es besser so; er wolle sich erst ermannen und seinen Schmerz tragen lernen, sagte er, doch ich begreife, daß lange Zeit darüber hingehen muß, ehe er nach Hause kommt, wenn ich noch dort bin, und ich kann ihm doch sein Elternhaus nicht verschließen, darum muß ich fort. Aber wohin, Prinzessin? Rathen Sie, helfen Sie mir!“

Die Prinzessin überlegte gedankenvoll.

„Du hast Recht, liebes Kind,“ sagte sie, „auf die Dauer ist Deines Bleibens in Deiner jetzigen Heimat nicht; doch laß uns nicht übereilt handeln. Gräme Dich nicht, wenn Robert Grube auch ein wenig in der Welt herumstreift, in der fremden Umgebung wird er eher Herr seines Kummer's werden, als wollte er sich jetzt hierher setzen, wo alles ihn an Dich erinnert. So laß uns abwarten und Gottes Willen in Bezug auf Dich zu erfahren suchen; hat Er Dich nicht wunderbar und treu geführt bis hierher? Er wird es auch fernher thun!“

Und so trennten sie sich.

Aber trotz der ausgesprochenen Zuversicht war es der Prinzessin dennoch schwer ums Herz, und wehmüthig blickte sie der zarten Mädchengestalt nach, bis sie ihr aus den Augen entschwand. So jung, so schön! und mußte sie hinaus in die weite Welt, unter Fremde? Sie, die geschaffen schien, um ge-



Kurfürstin Elisabeth nimmt heimlich das Abendmahl in heimlicher Gestalt.  
Gemalt von Adolf Treidler.

schützt, gehegt und gehütet zu werden wie eine seltene wunderbare Blume!

Was hätte die Prinzessin nicht darum gegeben, sie an ihr Herz, an ihre Seite zu ziehen, sie bei ihr eine Heimat finden zu lassen! Doch ihre Pflicht gegen ihren Neffen gestattete ihr es nicht. Was wird Ernst sagen, wenn er wieder kommt und findet sie nicht? sagte sie zu sich; doch es ist gewiß am besten so.

Ungefähr zu derselben Stunde befand sich die Fürstin-Mutter mit dem Hofrath in vertraulicher Unterhaltung im Boudoir der hohen Frau.

„Sie glauben also Ihrer Sache ganz gewiß zu sein, lieber Pergast?“ frug die Fürstin.

„So weit, wie man überhaupt auf dieser Welt über irgend etwas sicher sein kann,“ erwiderte dieser. „Wie Sie wissen, bin ich in allen Dingen Skeptiker, doch hat mir der Kommerzienrath gestern morgen noch so entschiedene Andeutungen gemacht, daß ich nicht anders als an eine bereits stattgefundene Verlobung glauben kann.“

„Es wundert mich dann nur, daß man uns noch keine Mittheilung gemacht.“

„Vielleicht soll die Sache wegen der Jugend beider Theile noch ein Geheimniß bleiben, der Alte haßt bekanntlich alles Aufsehen, und in diesem Falle noch dazu wird er es wohl vorziehen, daß vor dem fait accompli nicht viel in das Publikum bringt, wobei ich ihm nur Recht geben kann.“

Die Fürstin lehnte sich mit einem Seufzer der Erleichterung in ihren Stuhl zurück.

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, Pergast, welche eine Beruhigung diese Nachricht für mich ist, denn selbst nach den Mittheilungen, die mir Hermine machte, wagte ich noch nicht recht, mich darüber zu erfreuen, ich dachte, die Kleine spielte uns noch einen Streich.“

Der Hofrath lächelte ironisch. „Meines Wissens sind die beiden stärksten Hebel aller weiblichen Handlungsweise Ehrgeiz und Eitelkeit, und wo beide, wie in diesem Falle, ihr Ziel vereint sehen —“

„Wie abscheulich von Ihnen, Pergast!“ rief die Fürstin lachend, doch ihre Farbe war gestiegen, „und Sie wagen das in meiner Gegenwart zu behaupten?“

Der Hofrath hatte ein elfenbeinernes Falzbein von dem Schreibtische genommen, neben welchem er saß, und ließ es spielend durch die Finger gleiten.

„Freilich,“ antwortete er kaltblütig, „wage ich das, denn ich weiß, daß Sie mich nicht zu widerlegen vermögen.“

„Sie wollen mir also damit zu verstehen geben, daß Sie keine Ausnahmen gelten lassen?“

„Keine!“ Er sah der Fürstin dabei ruhig in die Augen.

Sogar diese in der Selbstbeherrschung so geübte Frau vermochte es nicht, eine leichte Erregung zu unterdrücken; es war nur in der Gegenwart dieses Mannes, daß ihr solches geschah. „Sie urtheilen falsch!“ sagte sie mit starker Betonung, „oder Sie haben ein echtes Frauenherz nie gekannt, noch verstanden!“

Der Hofrath beugte sich vor und sagte bedeutungsvoll: „Legen Sie die Hand auf das Ihrige, Fürstin, und sagen Sie mir ehrlich, ob ich in unserem jahrelangen vertrauten Umgange nicht Gelegenheit hatte, es kennen zu lernen? Ob ich mir nicht ein Urtheil darüber anmaßen darf?“

Sein so kühler Ton, als verhandele er von ganz objectivem Standpunkte aus irgend eine mathematische Hypothese, reizte die Fürstin unfählich, sie wäre, wenn anders, kein Weib gewesen.

„Ich hätte es doch nie für möglich gehalten, daß Sie, gerade Sie, meinen Handlungen je ein so unedles Motiv, wie die Eitelkeit, vorwerfen könnten!“ entgegnete sie.

„Von unedeln Motiven rede ich in Bezug auf Sie überhaupt nicht,“ versetzte der Hofrath, er kannte seine Macht, „kann ich aber nicht, gerade ich, von dem Ehrgeiz in Ihrer Natur reden, wegen dessen Sie vielleicht Ihr eigenes Glück zum Opfer bringen, wenn nicht das eines andern?“

Auch er war erregt, oder suchte es zu erscheinen.

Jetzt war es die Fürstin, die ihre vollständige Selbstbeherrschung zurück erlangt hatte.

„Ich habe mich immer als das Opfer meiner Stellung betrachtet,“ sagte sie, „in meiner Kindheit schon, wo ich alle Freundlichkeit, die man mir erwies, auf Rechnung meiner fürstlichen Geburt schob; in meiner, aus Politik und Konvention geschlossenen Ehe und jetzt auch, es ist immer meine Bestimmung so.“

„Man kann auch seine Bestimmung verkennen,“ versetzte der Hofrath, sich erhebend.

Die Fürstin war gleichfalls aufgestanden und reichte ihm die Hand. „Sprechen wir nicht mehr darüber,“ sagte sie, halb bittend, halb befehlend, „wenn Sie aber die bestimmenden Hauptregungen eines Frauenherzens aufzählen,“ auch sie wußte, wo ihre Macht lag, „so fügen Sie die der Dankbarkeit hinzu. Auf die meinige haben Sie, so lange ich lebe, das erste Anrecht.“

Als die Thüre sich hinter Herrn von Pergast geschlossen und die Fürstin an ihren Platz zurückkehrte, sah sie das Falzbein, mit dem er gespielt, in zwei Theilen zerbrochen an der Erde liegen.

Welche heftigen Leidenschaften er doch unter dieser äußeren Ruhe verbirgt! dachte sie. Ich glaube, an Selbstbeherrschung stehen wir uns ziemlich gleich, und gleich wie in vielen Dingen! Ja, wenn es hätte sein können — doch es ist unmöglich!

Und einen Seufzer unterdrückend, schloß die Fürstin ihre Schreibmappe auf und begann einen Brief an ihren jüngsten Sohn.

Sie besaß neben der Gabe der Beredsamkeit auch die nicht immer neben jener bestehende, sich in der Schriftsprache fließend und gewandt auszudrücken, wenn auch ihre Briefe nie ganz ohne Selbstbewußtsein waren. Die an ihre Kinder waren die anspruchlosesten.

„Ich bin müde, mein Sohn,“ hieß es auf der letzten Seite des vorliegenden, „wiewohl es erst Mittag ist, darum mußt Du heute keine lange Epistel von mir erwarten. Ich bin nämlich seit fünf Uhr auf, habe vor dem Frühstück vier Briefe geschrieben, dann Trouffseau-Angelegenheiten mit Olga und der Vorsteherin durchgesehen und verbessert, dazwischen Telegramme erhalten und beantwortet, und nun ist dies seitdem schon wieder mein zweiter Brief. Doch muß ich Dir, als einzige Neuigkeit aus unserer Nachbarschaft, noch schnell mittheilen, daß der junge Grube denn richtig die Pflögetochter seines Vaters heirathet; Du erinnerst Dich gewiß der hübschen jungen Person, deren Tante Ulrike sich so freundlich annahm. Ich finde es sehr klug von dem Kommerzienrath, nachzugeben, und begreife überhaupt die Lamentationen der guten Hermine von meinem Standpunkte aus gar nicht; mir erscheint es eine sehr passende Verbindung. Der junge Mann soll ganz vortrefflich sein, und daß er sich in seiner Wahl weder durch Stand, noch Reichthum bestimmen läßt, wie das sonst in seinen Kreisen so vielfach der Fall, erscheint mir aller Anerkennung werth. Eben läßt sich Besuch anmelden, den ich nicht gut wieder fortgeschicken kann, so muß ich denn hinunter in den gelben Salon, den ich jetzt als Empfangszimmer benutze. Der blaue ist, wenn wir allein sind, soviel wohnlicher. Für heute also, lebe wohl, lieber Sohn!“

## V.

Familienrückichten bestimmten den Erbprinzen, seine Vermählung mehr zu beschleunigen, als dies zuerst die Absicht beider Theile gewesen; doch machte seine Braut keine Einwendungen, und so verstand es sich von selbst, daß sonst niemand es that.

Die Vorbereitungen wurden in Eile getroffen, Verwandte und Gäste trafen von allen Seiten ein. Das organisatorische Talent der Fürstin-Mutter, deren Geistesgegenwart und Besonnenheit kamen bei dieser Gelegenheit vollauf zur Geltung. Wenn es den Handwerkern unmöglich schien, bis zu dem angegebenen Termine fertig zu werden, wenn die Kammerfrauen den Kopf verloren und alles in Verwirrung zu gerathen drohte,

so blieb die Fürstin immer ruhig, immer heiter, traf ihre Bestimmungen mit stets gleicher Sicherheit und ließ alle empfinden, daß sie genau wisse, was sie jedem zumuthen könne. Sie scheute dabei nicht, wo es Noth that, selbst mit Hand anzulegen, und das Beispiel ihrer unermüdblichen Ausdauer und Energie wirkte ermuttigend und anspornend auf alle.

Freilich war der Hofrath in allen Dingen ihre rechte Hand und ihre Stütze bei der Ausführung aller ihrer Pläne. Sein kalter praktischer Verstand ergänzte vollkommen ihre Genialität, und was beide vereint unternahmen, trug meist den Stempel möglichster Vollkommenheit.

So wurden auch diesmal die Festlichkeiten von allen Anwesenden als durchweg gelungen bezeichnet.

Fürst Alexander war unter den ersten Ankömmlingen gewesen, Prinz Ernst dagegen unter den allerletzten. Er traf nur wenige Stunden vor dem Akte der Trauung ein.

Sein mehr wie gewöhnlich ernstes, geradezu gedrücktes Wesen mußte, vornehmlich bei einer solchen Gelegenheit, allgemein auffallen.

Niemand aber beobachtete ihn mit so theilnehmendem Blicke wie die Prinzessin Ulrike, und dennoch vermied sie es, mit ihm allein zu sein und freute sich fast, daß die Menge der anwesenden Gäste ein vertrauliches Beisammensein unmöglich machte, und als sie ihre Schwägerin sagen hörte, Ernst werde sofort nach den Festlichkeiten auf die Universität zurückkehren, da dies sein letztes Semester ohnehin so bald zu Ende gehe, war ihr die Nachricht eine wahre Erleichterung, und es kam ihr vor, als spräche sich ein ähnliches Gefühl in dem sonst so unergründlichen Wesen der Fürstin-Mutter aus, allein darin konnte sie sich irren.

Ihr selbst war es unsäglich hart, dem Neffen, den sie von jeher wie ein eigenes Kind geliebt und dessen Vertrauen sie stets in vollem Maße besessen, geradezu aus dem Wege zu gehen; aber sie merkte es ihm an, daß er Feodore nicht vergessen, und sie fürchtete seine Fragen in Bezug auf sie. Wenn er wieder kam, so würde sie schon jedenfalls fort sein, und dann würde es der treuen Tante leichter fallen, ihm diesen seinen ersten großen Schmerz überwinden zu helfen.

Kommerzienrath Grube gehörte mit Frau und Tochter, ebenso wie die übrigen Hauptfamilien der Nachbarschaft, zu den geladenen Gästen bei den Hochzeitsfeierlichkeiten. Feodore war niemals offiziell bei Hofe, noch überhaupt in der Gesellschaft vorgestellt worden, sie war mithin in der Einladung nicht mit inbegriffen.

Die Fürstin hatte ohnedies nur zu bald zu ihrem Kummer erfahren, daß das Gerücht der Verlobung Feodorens mit dem jungen Grube sich nicht bewahrheitete, ihr ganzes Streben ging nun darauf aus, daß dem Prinzen Ernst dies vor der Hand noch verschwiegen bleibe, was sie in dem Schwarm hoher Gäste hoffen konnte, wo seine Stellung und seine Pflichten ihn von den übrigen Geladenen trennten.

„Mir fällt ein wahrer Alp vom Herzen, wenn ich Ernst morgen früh glücklich abreisen sehe!“ bemerkte die Fürstin-Mutter gegen Herrn von Bergast, der auch in dieser Angelegenheit ihr Vertrauter war; es war am letzten Abend der Feierlichkeiten, wo eine theatralische Aufführung und darauf folgender Ball den Chelus der hochzeitlichen Feste beschloß.

„Ich glaube, Sie legen der Sache doch zu großen Werth bei,“ äußerte der Hofrath dagegen, „was wäre im schlimmsten Falle daraus geworden, als eine kleine Spielerei, die sich baldigst im Sand verlaufen hätte. Für das Mädchen ist es freilich besser so, aber für den Prinzen war doch nichts zu befürchten.“

„Da täuschen Sie sich sehr, Bergast, ich versichere Sie!“ entgegnete die Fürstin nachdrücklich. „Ja, wenn es Alex wäre, ich würde mir keinen Moment Sorge machen, aber Ernst! Er ist in solchen Dingen ganz sein Vater. Bei aller geistigen Bedeutung — er überseh ja seinen Bruder von klein auf in allen Dingen — kann man bei ihm alles gewärtig sein, wo das Gefühl mit ihm durchgeht; dabei sein beständiger Durst nach Freiheit, nach ungebundeneren Verhältnissen —“

Hier wurde die Fürstin abgerufen. Das Fest nahm seinen

Verlauf mit Musik, Spiel und Tanz, mit dem Austausch liebenswürdiger Redensarten und dem allgemeinen Eindruck vollkommener Befriedigung.

Hier und da war vielleicht die Heiterkeit eine angenehme, die Befriedigung eine trügerische. Dort zum Beispiel, im Kreise der höchsten Herrschaften, saß Prinzess Ulrike, und ließ sich von einer entfernten Verwandten, einer Prinzessin „von Geblüt“, nicht mehr jung, nicht sehr klug, aber sehr gesprächig, von dem neuen Theater in deren kleiner Residenz erzählen und vom Ballet, das man demnächst dort einzuführen hoffe.

„Wir müssen durchaus ein Ballet haben, sehen Sie, liebe Ulrike; Karl scheut zwar die Ausgabe und ist ohnehin bange, die Landesvertretung mache ihm Vorwürfe, da natürlich irgend eine kleine Steuerzulage die großen Kosten des Theaterbaues dies Jahr decken muß; wach ein Unglück ist es doch, daß jeder kleine Spießbürger heutzutage sein Wort mitreden kann, statt daß sie einem danken, wenn man ihnen solche Genüsse verschafft! Doch um auf das Ballet zurückzukommen, das müssen wir unbedingt haben, weil man anders fürstlichen Besuch gar nicht zu unterhalten weiß; das erste was sie fragen, wenn sie ankommen, ist stets — es ist doch Ballet heut Abend?“

Prinzessin Ulrike wiegte zustimmend den Kopf; sie überlegte grade, welche neuen Schritte sich thun ließen, um in irgend einer achtbaren Familie ein Unterkommen für Feodore zu finden, alle ähnlichen Versuche waren ihr bisher nicht geglückt, und doch mußte sich etwas finden, ehe der Prinz definitiv zurückkehrte.

Und in einem angrenzenden Salon, scheinbar in die Beobachtung einer Whistpartie vertieft, an welcher Theil zu nehmen er abgelehnt hatte, stand Kommerzienrath Grube, in Frack, Orden und weißer Binde, und gähnte in seinen Cylinder hinein. Er hatte merklich gealtert in letzter Zeit, die beständige Verstimmlung in seiner Häuslichkeit, verursacht durch die Unzufriedenheit und das stete krankhafte Klagen seiner Frau, und seiner Tochter herrschsüchtiges, unverträgliches Wesen mochten das ihrige dazu beitragen. Die große Enttäuschung aber in Bezug auf Feodore hatte ihn in seiner verwundbarsten Stelle getroffen. Der Kommerzienrath war nicht der Mann, unbewußt eine gute That zu vollbringen, seine rechte Hand wußte mit kaufmännischer Akkuratess ganz genau, was seine linke that. Nicht, daß er vor andern damit prunkte, er war eine viel zu einfache und gerade Natur, um mit irgend etwas zu prunken, und was in seinem Auftreten dies zu widerlegen schien, war mehr durch die Verhältnisse ihm aufgetrohen, als daß er es jemals gesucht.

Die eine gute romantische That seines Lebens nun, das Aufnehmen des fremden Kindes in sein Haus, auch diese hatte sich in das „Debet und Kredit“ des Geschäftsmannes rubriziren lassen, freilich unter die Rubrik, welche für Gefühlsachen bestimmt war.

Im Vertrauen auf die Goldader eines reinen und unverbordnen Kindergemüths, die er in den wunderbaren Augen des Mädchens zu entdecken geglaubt, hatte er ein ganzes Kapital von Liebe und Güte auf dieselbe angelegt. Freilich hatte sich die Spekulation bisher als eine äußerst geglückte erwiesen, freilich hatte sie reichlichere Zinsen eingebracht als er dies jemals zu berechnen gewagt. Das Kind war so recht sein eigenstes Eigenthum geworden, ihr ganzes warmes Herz, ihre zahllosen Lieblichkeiten gehörten ihm. Wenn die Gleichgültigkeit seiner Frau ihn verletzete, der unliebenswürdige Charakter der eigenen Tochter ihn abstieß und der wenn auch vortreffliche, ihm aber doch im Grunde unsympathische Sohn ihm nicht genügte, dann war es das Kind, das er auf der Landstraße gefunden, welches ihm für alles das den reichsten Erjaß bot.

Feodore verstand ihn, Feodore tröstete und erheiterte ihn, sie, das einzige Stück Poesie in seinem prosaischen Dasein, gab ihm, was er mit all seinen Schätzen sich nicht zu erkaufen vermocht, die Perle der Liebe.

Der Kommerzienrath war noch nicht so sehr verknöchert durch den Besitz irdischer Glücksgüter, als daß er jene Perle nicht zu schätzen gewußt, und jetzt, wo sich die Aussicht geboten, sich auf immer deren Besitz zu sichern, hatte er nicht ge-

zögert, es zu thun, allen Vorurtheilen, aller Opposition zum Troge.

Und nun war der Ausgang ein so völlig unvorhergesehener, die Berechnung stellte sich als eine so gänzlich irrige heraus, daß dieselbe einem vollkommenen Bankrott auf diesem Gebiete gleich zu achten war.

Daß Feodore seinen Sohn abschlägig bescheiden, ihn ohne jeglichen andern Grund als den, nur eine schwesterliche Liebe für ihn zu empfinden, abweisen könne, das war eine Möglichkeit, die der sonst so vorsichtige Geschäftsmann nie ins Auge gefaßt, und als das Unerhörte wirklich eingetroffen, hatte er, zuerst gekränkt und empört, es wie Undank von Feodorens Seite angenommen.

Das war also der Lohn für alles, was er an ihr gethan, das die Vergeltung für seine jahrelangen Wohlthaten; er hatte sie von der Landstraße in sein Haus genommen, hatte sie seinen Kindern gleichgestellt in allen äußeren Dingen, seinem Herzen stand sie näher noch, und sie vergalt es ihm dadurch, daß sie seinen Sohn nicht zu lieben vermochte!

Und neben der Verleghtheit des Vaters stand das objektive Urtheil des Geschäftsmannes. Wie überaus thöricht hatte sich das Mädchen bewiesen! Sie, die Namenlose, Heimatlose, Verachtete, hätte das alles vertauschen können gegen eine glänzende, hochangesehene, einflußreiche Stellung, und sie hatte es nicht gewollt, hatte mit unbeschreiblichem Leichtsinne ihrem Glück den Rücken gekehrt, und was sollte nun aus ihr werden?

Sie selbst hatte, wenige Tage nach Roberts Abreise, unter Thränen und mit heißen Dankesworten ihrem Pfleger-vater den Wunsch ausgesprochen, so bald es angehe und sich eine passende Stelle finde, sein Haus zu verlassen, er hatte aber, selbst mehr bewegt als er es zeigen wollte, ihr aufs Strengste verboten, vor der Hand daran zu denken. Allein er mußte sich selbst eingestehen, daß auf die Dauer ihres Bleibens unter seinem Dache unmöglich sei; er konnte seinem Sohne weder das väterliche Haus verschließen, noch ihn dem Seelenschmerz aussetzen, dort wie früher beständig mit Feodore zusammen zu sein, ein Ausweg mußte gefunden werden — und welcher?  
(Fortsetzung folgt.)

## Das Abendmahl in beiderlei Gestalt.

Von Georg Hill.

(Su dem Bilde auf Seite 165.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Das kleine Gemach, welches im Thurme des kurfürstlichen Schlosses zu Köln an der Spree im zweiten Stockwerke gelegen war, öffnete seine Fenster gegen den Fluß, der dicht am Schlosse vorbeirauschte, mit seinen Wellen die Mauern des alten Bauwerkes bespülend. Das Innere jenes kleinen Zimmers war nicht prächtig, aber behaglich eingerichtet. Hohe Lehnstühle, ein mächtiger, mit reichem Bildwerke geschmückter Schrank, ein guter Brabanter Teppich bildeten die Ausschmückung, zu welcher sich noch der kupferne Deckenleuchter, die schweren Fenstervorhänge und verschiedene Gemälde. — Porträts und Darstellungen aus der Bibel — gesellen.

Um die siebente Abendstunde eines schönen Maitages saß an dem geöffneten Fenster im Lehnstuhl eine Dame. Sie war in ein Gewand von dunkelbrauner Serge gekleidet, ihren Hals umschloß eine breite Krause, die Haare waren unter der Sammetkappe verborgen. Die Dame mochte eben zu Anfang der vierziger Jahre sein. Ihre Gesichtszüge waren lieblich und regelmäßig, obwohl ein Zug des Schmerzes auf diesem Antlitze lag, was in jenem Momente recht genau beobachtet werden konnte, denn die Dame befand sich im Zustande völliger Ruhe: sie las.

Zuweilen nur hielt sie mit dieser Beschäftigung inne, ihre Augen richteten sich empor zur Decke des Gemaches, dann faßte sie mit ihrer weißen Hand die Stirne und blickte wohl durch das geöffnete Fenster; es waren all jene Bewegungen und dann wieder jenes in sich selbst Versinken, welche reiflichem Nachdenken vorausgehen und unzertrennlich von demselben sind.

Diese Momente veränderten denn auch stets die Züge der Lesenden, aber es war immer eine freudige Erregung, welche sich ihrer zu bemächtigen schien, und zuweilen lächelte sie wie beseligt, als habe sie aus dem kleinen in Pergament gebundenen Buche, das ihre rechte Hand hielt, gar viel des herrlichsten und schönsten herausgefunden. Sie war soeben wieder im eifrigsten Lesen begriffen, wobei sie das Buch auf ihren Knien hielt und das Gesicht darüber hinneigte, als von unten herauf ein zwar choralartiger, aber doch fast kreischender Gesang schallte, denn die Stimmen der Sänger waren keineswegs geeignet, dem Hörer feierliche Empfindung zu erwecken, sie schienen vielmehr nur handwerksmäßig das geistliche Lied abzuplärren, wobei ihre Stimmen oft furchtbar detonirten.

Elisabeth, Kurfürstin von Brandenburg, die Gemahlin Joachims des Ersten, denn keine andere war jene lesende Dame, legte unmutig das Buch auf die Brüstung des Fensters und lehnte sich hinaus.

Der Thurm, welcher die Ecke des alten Hauses der Kurfürsten bildete, beherrschte den ganzen Platz vor dem Schlosse, sowie er den Flußtheil und das jenseitige Ufer überseh.

Fenster aus konnte daher die Kurfürstin Elisabeth alle Vorgänge genau beobachten.

Der Platz vor dem Schlosse, welches damals zum Theil noch mit Gräben versehen war, wimmelte von Menschen, durch deren Knäuel soeben eine Prozession zog. Voraus schritten Mönche mit Wachskerzen in den Händen, ein Priester im Ornat folgte, hinter demselben schritten wieder Mönche, welche einen großen Kasten trugen. Zuweilen stockte der Zug, dann hielt der Priester eine Ansprache und gleich darauf wurden aus dem Kasten Zettel genommen und unter die Leute vertheilt, die ihre Beutel zogen und für die erhaltenen Zettel Geld in eine blecherne Büchse steckten, welche einer der Mönche bereit hielt. Sobald eine solche Zahlung erfolgt war, theilte der Priester Segnungen aus und die zu beiden Seiten des Zuges schreitenden, mit Kreuzfahnen und Prozessionsfahnen versehenen Ministranten begannen jenen unangenehm klingenden plärrenden Lobgesang, in den ein Theil der Zuschauer sofort einstimmte.

„Eine Ablaspzession!“ murmelte die Kurfürstin, welche unmutig vom Fenster aus dem Treiben zuschaute. „Es ist wahrlich eine Schande, solches sehen und dazu schweigen zu müssen, und gerade jetzt, wo ich seine herrlichen Worte andächtig gelesen.“

Sie folgte mit den Augen der Prozession, welche sich langsam über den Platz bewegte. Sie sah freilich auch manches, das sie erfreute. Die bei weitem größte Zahl der Zettelkäufer schien die Ablaspbriefe nur des Spases halber erstanden zu haben, denn sobald dieselben gelesen worden waren, vertheilten die Inhaber die Waare an die Straßenjungen, die sich in großer Anzahl als Begleiter der Prozession eingefunden hatten.

Die Kurfürstin war eben im Begriffe, dem Treiben einer Gruppe wohlgekleideter Personen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, als sie hinter sich ein Geräusch vernahm; sich schnell umwendend erblickte sie ihren Gemahl, der leise in das Zimmer getreten war und sich dem Fenster nähernd soeben das Buch ergriffen hatte, mit dessen Lektüre die Kurfürstin sich beschäftigte.

Die beiden Gatten standen also einander gegenüber. Der Kurfürst hielt das Buch und blätterte, ohne ein Wort zu sprechen, darin, nur zuweilen einen Blick über den Rand des Büchleins nach der Gemahlin sendend.

Kurfürstin Elisabeth verhielt sich vollkommen ruhig, sie wartete der kommenden Dinge. Nachdem Joachim einige Seiten flüchtig gelesen hatte, klappte er das Buch zu, reichte es der Gemahlin hin und sagte:

„Wiederum von Luthero, dem Reformator.“

„Du siehst es, mein Gemahl,“ entgegnete die Kurfürstin. „Und es ist ein trefflich Werk: „Menschenlehre zu meiden, nebst Antwort auf die Sprüche, so man führet Men-“

sehen Lehre zu stärken". Ich wollte, Du läsest es einmal, mein lieber Herr, Du würdest anders denken lernen."

"Durch dieses Buch dort?" fragte der Kurfürst ein wenig höhniſch. "Ei, das sollte mich nimmer befehren. Wäre eine Belehrung möglich, bei Gott und den Heiligen, ich wäre schon belehret, da ich alles, was sonderlich geschrieben und einige Bedeutung hat, so es aus des Lutheri Feder geflossen, gelesen habe. Dieser Mensch bringet mich nicht zum Andern meines Sinnes."

Die Kurfürstin seufzte wehmüthig. "Ich kann Deine Gesinnung nicht ändern, mein lieber Herr," entgegnete sie. "Und ich muß Dir gehorchen, obwohl es nicht in meinem Herzen bestimmt ist, daß ich gehorche."

"Elisabeth!" rief der Kurfürst heftig auffahrend. "Du bist wahrlich ein kühnes Weib, daß Du es wagest, also zu sprechen wider mich, dessen Sinn Dir bekannt ist. Ich will und muß treu halten zum Glauben der allein selig machenden Kirche — ich habe es gelobet und will das Gelöbniß halten, welches in meinem Herzen ist."

Er war zornig im Gemache auf und nieder gegangen, er blieb vor Elisabeth stehen und faßte ihre Hände. "Elisabeth," begann er mit sanfterer Stimme, "Du siehst, daß ich keiner von den Finsternen bin, die sogleich mit Gewalt beginnen. Ich habe Dir nie verboten, die Schriften des Lutheri zu lesen. Als Dein Bruder Christian seines Thrones von Dänemark verlustig ging, habe ich ihm Schutz und Zuflucht gewährt, wiewohl wir beide wider einander sind in Sachen des Glaubens und des Gewissens — ich weiß, daß Du, als Euer Oheim Kurfürst Friedrich von Sachsen Deinem Bruder zu Torgau ein Asyl geöffnet, heimlich nach Wittenberg zu dem Luther gereiset bist, mit ihm Dich zu unterreden — fahre nicht zusammen — Du siehst, ich weiß es."

"Ich erschrecke nicht, mein Gemahl," sagte ruhig die Kurfürstin. "Denn ich schwieg nur, weil ich niemals von Dir gefragt ward. Heute aber, da Du mir von jenen Tagen sprichst, heute sage ich: Ja, ich habe gesprochen mit Luthero und seines Wortes Macht gefühlt, und bin eine andere geworden von jenen Tagen."

"Wäge es ab mit Deinem Gewissen!" rief Joachim. "Ich aber bin Landesherr, muß halten an meinem Glauben und Dir gebieten bei meinem Borne: Wage niemals daran zu gehen, hier in dieses Schlosses Hallen die Keherlehre predigen zu lassen, sei es offen oder im Geheimen; ich kann den Feind meines Glaubens nicht unterstützen und eben so wenig seine Anhänger. Sie treffe mein Borne, wo ich sie finde, und wenn Du unter ihnen bleibest, wirst Du mit getroffen werden."

Die Kurfürstin erbleichte, sie faßte mit zitternder Hand die Lehne eines Sessels und drückte die andere auf ihr pochendes Herz. "Mein Gemahl, seid mir gnädig!" stammelte sie.

"Ich bin es Dir noch," fuhr Joachim fort. "Da ich weiß, daß bis heute nichts weiter geschah als das Lesen in des Lutheri Schriften und jene Gespräche zu Wittenberg — ich will das nicht gemerket haben — magst Du nachdenken über diese vermaledeiete Sache; aber," setzte er mit zornigen Blicken hinzu, "gehe nicht weiter, Elisabeth, nicht weiter sollst Du gehen, Du darfst es nicht, weil ich sonst ein Richter über Dich werden müßte. Ich habe des Kaisers Edikt wider die Wormser Keherlei aufs neue anschlagen lassen habe ein eigenes Edikt wider das Gebrauchen der lutherischen Bibelübersetzung unter meine Märker entsendet."

"Gäbest Du Dir nur Mühe, zu forschen in des Lutheri neuesten Schriften, aber Du hast solche nur flüchtig gelesen und das hervorgesucht, was wie Kriegeslärm wider die Kirche klingt."

"Ich will nicht forschen in solchen Werken, diese blendet der Satan, die da lesen in den Büchern eines Abtrünnigen," sagte der Kurfürst, dann, nach einer Pause, trat er aufs neue zur Gemahlin. "Elisabeth!" begann er. "Es mag also sein, daß des Lutheri Rede und Schrift auf Dich Gewalt geübet haben, denn wahr ist es und ich muß es bekennen, daß jenes Menschen Mund und sein Werkzeug, die Feder, großes Lob verdienen, so man es löblich findet, zum Abfall zu reden und dafür Schriften zu verfassen, aber höre auf mich, reiße Dich

los. Schau um Dich und prüfe. Sieh, wie ringsum der Geist des Widerspruches sich regt. Die Leute hier lesen die Schriften Lutheri mit Eifer. Wider meinen, den Willen ihres Landesherrn, hat jeder eine Bibel in der Uebersetzung des Mannes, der da solches Werk im Stillen auf der Wartburg geschaffen. Die Professionen werden nicht mehr eifrig geleitet, schon zu zweien Malen habe ich dem Berliner und Kölner Magistrat schwere Befehle senden müssen, daß er darauf halte, daß die Jungfrauen den Professionen beiwohnen, dieweil die Bürger ihren Töchtern nicht ferner das Mitgehen bei den Bittzügen gestatten. Ueberall regt sich der Geist des Aufruhrs und der sich hebenden Gewalt wider die Landesherrn; haben sie nicht zu Magdeburg, wo mein leiblicher Bruder Albrecht als Kardinal die Herren des Domkapitels, also alle Macht unter sich hat, haben sich nicht dorten sogar die Bräuche der Kirche geändert? Und so zeigt es sich überall, und wenn es so weiter geht, wird der Antichrist, das Thier mit den sieben Häuptern, uns alle verschlingen."

"Luther ist wider alle Gewalt, seines Wortes Kraft schreckt die Empörer. Er hat gezeiget, wie er zu kämpfen weiß."

"Es wird eine Zeit kommen, wo er es nicht mehr vermag. Die Lehre allein, so da ihre feste Burg hat zu Rom, kann die Menschen in Jügel und in der Gewalt halten, weil sie nur Reines und Edles lehret."

"Joachim!" rief die Kurfürstin. "Nicht alles ist gut, das da kommt von Rom. Schau hinab," sie öffnete beide Fensterflügel schnell und zog den Kurfürsten näher zum Fenster. Als wäre es bis zu diesem Augenblicke aufgespart gewesen, erhob sich ein Gejohle und Blarren, die Sängere, von dem Janhagel begleitet, der sich in den rohesten Späßen erging, begannen wieder das Lied zu singen, dabei konnte man deutlich bemerken, wie sie selbst die ganze Sache von der komischen Seite aufsaßen, denn während des mechanisch abgejungenen Chorales schnitten sie dem Publikum Gesichter, lachten und grüßten einige Bekannte. Die Ablaßbriefvertheiler behandelten die Sache wie eine ganz gemeine Waare und scheuten sich nicht, während des Handels einen tüchtigen Schlud zu nehmen, der ihnen vor einigen Häusern in der Nähe der Brüderstraße gereicht wurde, was denn fast jedes Mal von der Straßenjugend mit ungeheurem Jubel begleitet ward. Nur wenige, meist alte Frauen und Männer, warfen sich andächtig nieder, den Segen des Priesters zu empfangen, dabei schwenkte einer der Mönche unablässig die Blechbüchse, daß das Geld, welches bereits drinnen steckte, rasselte und klapperte.

"Ist es nicht ein unwürdig Schauspiel?" rief Elisabeth. "Wahrlich, ich bedauere die Kirche, daß sie mit solchem Spiele entweiht wird — kannst Du, mein Gemahl, dieses reine und edle Lehre nennen?"

Joachim war ganz vom Fenster zurückgetreten. Seine Stirnabern schwoollen, sein blasses rundes Antlitz röthete sich stark. "Ich habe den Unfug verboten!" rief er. "Es ist wahr, sie entweihen den Herrn und seinen gebenedeiten Sohn durch diesen Aufzug — aber die Kirche selbst ist schuldlos daran — es sind Menschenfahrungen."

Ich will es aufs Strengste verbieten, diesen Handel mit Ablaßbrieffen auf offener Gasse. Habe ich es nicht verboten, als der Teufel in Berlin war? Du siehst, ich weiß gar wohl die edlen Steine von dem schlechten Kiesel zu scheiden — ich will die Kirche rein halten, dann wird sie triumphiren."

"Und hat man Dir gehorcht?" fiel schnell die Kurfürstin ein. "Rein — Du klagst über Auflehnung der Lutherischen wider die Gebote des Landesherrn — sieh hier — wie Dein Gebot offen übertreten wird, wie jene Mönche mit dem Gotteskasten sich nicht daran kehren, sondern im Vertrauen auf der Kirche Gewalt Deinem Edikt trogen; und hat nicht der Rektor Deiner Universität zu Frankfurt an der Oder, der Doktor Wimpina, den lächerlichen Teufel zum Doktor der heiligen Schrift gemacht?" Sie schwieg vor des Kurfürsten drohenden Blicken.

"Frau," rief er, die Faust drohend erhebend, "ich fühle, daß Du leider nicht Unrecht hast — aber hüte Dich — ich sage es noch einmal: Wage nicht weiter zu schreiten in Deinem

Thun wider die heilige Kirche, unterwirf Dich ihr — sonst muß ich strafen, da ich niemandes zu schonen gedente, der sich auflehnt wider des Kaisers Macht und Befehl und mein eignes Edikt.“

Er wendete sich. „Jeho von etwas anderem. Ich muß nach heut eingetroffenen Briefen eine Reise nach Stettin thun, mit den Herzogen zu reden. Während ich fern von Berlin weile, soll Elisabeth, unsere Tochter, aus Braunschweig zum Besuch als Gast eintreffen. Es wird Dir eine gute Nachricht sein.“

„Meine Tochter?“ rief die Kurfürstin überrascht und erfreut. „Und wann soll sie eintreffen?“ — „Zum nächsten Samstag; da ich morgen um die zehnte Abendstunde reise, werde ich nicht hier sein, sie zu empfangen. Ich bitte Dich, zügle die Zunge und wahre die Rede — Du weißt, Elisabeth ist eines katholischen Herren Ehefrau — verwirre ihr nicht die Sinne mit den Lehren, welche Dein Herz und Deinen Geist bestrickt haben.“

Elisabeth schwieg. Sie preßte eine Thräne zwischen ihren Wimpern, reichte dem Kurfürsten stumm die Hand und wendete sich. „Reise mit Gott, mein Gemahl,“ sagte sie. „Ich werde meine Tochter empfangen.“

Als Joachim das Zimmer verlassen hatte, athmete Elisabeth hoch auf. Sie lauschte noch einige Minuten, dann eilte sie zu dem Schranke, öffnete die Thüren und nahm Papier, Feder und Dinte hervor. Sie legte alles auf den Tisch nieder, dann setzte sie sich zum Schreiben. „Es muß schnell geschehen,“ lächelte sie. „Keine Zeit ist zu verlieren. Am nächsten Freitage muß es vollendet werden, Sonntag trifft Elisabeth ein — sie darf nichts davon wissen um des Vaters willen. Hilf mir, mein Gott — ich sage mit dem großen Glaubenshelden: „Ich kann nicht anders — Gott helfe mir.“

Sie begann heftig zu schreiben — sie hörte nichts um sich und hob kaum ein wenig das Haupt, als von unten herauf wildes Geschrei tönte. Der Pöbel johlte wie unsinnig, als die Stocknechte auf Befehl des Kurfürsten die Ablasskäufer vertrieben.

Als sie vollendet hatte, faltete die Kurfürstin das Blatt und siegelte es mit rothem Wachs, das auf einen Faden getropfelt war, welcher den Brief umschloß; hierauf zog sie die Glocke. Nicht lange darauf erschien ein Mann im Zimmer. Er mochte eben dreißig Jahre zählen, war in ein dunkelrothes Wamms gekleidet und zeigte gutmüthige aber entschlossene Gesichtszüge.

„Göze,“ sagte leise die Kurfürstin. „Ihr müßt mir einen hohen Dienst leisten.“

„Jederzeit bereit, gnädigste Frau,“ erwiderte der Mann. „Ihr sollet nur befehlen.“

„Seht Euch dieses Briefes Aufschrift an — die Angabe, wohin er gebracht werden soll, und Ihr wisset alles.“

Göze blickte das Schreiben an, er stieß einen Freudenruf aus, obwohl sein Gesicht gleich darauf den Ausdruck der Besorgniß annahm.

„Ihr wollt es wirklich wagen, hohe Frau?“ rief er. „Das ist viel des Muthes und darum muß Euch ein Kriegsmann beneiden.“

„Ich habe den Herrn mir zur Seite und seine Hand schüzet mich. Ihr werdet mit dem Prediger zugleich wieder eintreffen. Dieses alles stehet im Briefe, auch wo Ihr den Wagen anfahren laffet. Es ist keine Zeit zu verlieren und sobald Ihr eingetroffen seid, geht es vor sich.“ Göze, der Thürhüter der Kurfürstin, ein wackerer Edelmann, drückte ehrerbietig die Hand seiner Herrin und eilte aus dem Zimmer.

Um die zehnte Nachtstunde trabte er schon auf schnellem Rosse durch Jüterbog.

\* \* \*

Auftritte wie der oben geschilderte hatten während der letzten Jahre häufig zwischen Kurfürst Joachim und seiner Gattin stattgefunden. Während Joachim sich theils aus Ueberzeugung — vielleicht aber noch mehr aus Gehorsam gegen den Kaiser der katholischen Kirche treu bewies, neigte Elisabeth sich

zur Lehre des großen Reformators. Wo und wie sie seine erste Bekanntschaft machte, ist bereits erzählt worden, und von jener Zeit an trennten sich die beiden Gatten, anfangs wohl fast unmerklich, weil der Kurfürst nicht glaubte, daß seine Gattin ernstlich daran denken könne, von der katholischen Kirche sich loszusagen.

Kurfürst Joachim, ein Mann von Geist und für seine Zeit von ungewöhnlicher Bildung, ist sicherlich in seinem Innern dem großen Reformator nicht abgeneigt gewesen. Ein Fürst, der so viel zur Besserung der Zustände seines Landes that, der so weit in der Erkenntniß vorgeschritten war, daß er seinen Dienern verbot, die Ablassbriefe Tetzels zu kaufen, konnte unmöglich einem Geistesriesen, wie Luther es war, abgeneigt sein. Was den Kurfürsten bewog, gegen die neue Lehre und ihren Vertreter zu stimmen, waren vielmehr noch die politischen Gründe, denen sich auch persönliche beigefallen mochten. Er sah mit dem Luthertum die Revolution aufsteigen, die Geister frei zu machen, ihnen das Denken zu gestatten und die religiösen Ueberzeugungen nicht mehr aufdringen zu dürfen, schien dem Kurfürsten gefährlich. Er erinnerte sich der frechen Gesellen, die einst an seine Thür schrieben: Joachimke, Joachimke, hüde Di — wenn wi di kriege, so hänge wi di.“ Er hielt dergleichen Ausbrüche einer zügellosen Abelsrotte für die Vorläufer der großen Umwälzung und den Kaiser für den einzigen, der solchem Treiben auf die Dauer widerstehen könne, der Kaiser aber war von der Kirche nicht zu trennen.

Außerdem hatte jedoch der Kurfürst persönliche Gründe, wider Luther zu sein. Er war bekanntlich der Stifter der Universität zu Frankfurt an der Oder. Sie war nur 4 Jahre später als die Wittenberger Hochschule gestiftet und ihre Pflege war eine der Hauptaufgaben, welche Kurfürst Joachim sich gestellt hatte.

War es nun schon schmerzlich für ihn, zu sehen, daß von Wittenberg die neue Lehre ausging und allgemeinen Anklang fand, wodurch der Ruf jener Hochschule bedeutend gewann, so mußte er es doppelt schwer empfinden, daß Frankfurt durch die neue Bewegung in den Schatten gestellt wurde. Der Kurfürst hatte nicht viel Lehrer von irgend welcher Bedeutung finden können, als er seine Hochschule eröffnen wollte. Der Rektor Wimpina und Carion der Historiker, zwei der Hauptstützen der Frankfurter Universität, waren entschiedene Gegner Luthers.

So standen Frankfurt und Wittenberg einander schroff gegenüber — aber die gewaltige Bewegung, welche Luther leitete, konnte nicht aufgehalten werden durch die Reden der Frankfurter Gelehrten und Joachims Universität zog den Kürzeren, die Wittenberger behaupteten das Feld.

Dies alles mochte dazu beitragen, den Kurfürsten feindlich gegen Luther zu stimmen. Er sah, wie die Lehre des kühnen Mannes auch in seinen Staaten reisende Fortschritte machte, wie Luthers Donnerworten gegen päpstliche Uebergewalt begierig gelauscht ward. Joachim mochte wohl fühlen, daß der Strom nicht mehr einzudämmen sei, er wollte die Fluten mindestens so lange als möglich aufhalten.

Fast allwöchentlich erhielt man in der Familie des Kurfürsten neue Kunde von neuen gewaltigen Thaten des Reformators durch Schrift und Wort — die Familienmitglieder bildeten bald Parteien. Die Kurfürstin verhehlte ihre Bewunderung nicht — der Kurfürst dagegen eiferte wider Luther, war einer der ersten, welche dem Kaiser auf dem Wormser Reichstage riethen, dem Reformator nicht das Geleite zu halten. Ebenso ließ er zuerst das Edikt von Worms verkünden.\*

Es kam zu heftigen Szenen in der Familie und der Kurfürst weigerte sich hartnäckig, die Schriften Luthers einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Jene Reise nach Torgau, wohin Joachim sich mit seiner Gattin und dem Bruder, dem entthronten Könige von Dänemark, begeben, um dann über dessen Wiedereinsetzung mit den Kurfürsten Friedrich (der

\* Kardinal Albrecht, des Kurfürsten Bruder, war ebenfalls der Lehre Luthers nicht abgeneigt, durfte aber keinen großen Vorschub leisten, weil er vielen Vortheil aus den Ablassbriefen zog.

Weise) und Johann (der Beständige) zu berathen — hatte auf Elisabeth entschieden gewirkt. Sie war entschlossen, alles zu wagen — ihr Gewissen erlaubte ihr nicht mehr, einer Kirche anzuhängen, mit deren Lehren sie bereits gebrochen, die sie geradezu für verderblich hielt.

\* \* \*

Der Freitag, welcher der Wiederkunft Joachims von Stettin vorausging, war gekommen.

Die Kurfürstin befand sich seit dem frühesten Morgen in einer ganz besonderen Aufregung, welche sich ihrer nächsten Umgebung bemerkbar machte.

Dennoch hatte sie Gewalt genug über sich, um die Späher zu täuschen, aber mit einem Schlage sollten beinahe ihre Hoffnungen vertilgt werden. Um die Mittagszeit traf unermuthet ihre Tochter Elisabeth, die Gattin Herzog Erichs von Braunschweig, zu Berlin ein. Die Kurfürstin hatte die erst 16 Jahre alte Tochter am folgenden Tage erwartet. Das, was sie vorhatte, konnte durch diese unerwartete Ankunft unmöglich gemacht werden; aber die muthige, überzeugungstreue Frau blieb fest im Entschlusse. Sie entdeckte sich der Tochter. Elisabeth zitterte aus Furcht vor dem Zorne des Vaters, allein die feurigen Worte der Mutter, die übrigens der Tochter Glauben und Religion nicht zu erschüttern suchte, sondern nur ihre eigenen Entschlüsse vertheidigte, beruhigten die junge Herzogin. Sie mußte mit hoher Ehrfurcht vor solcher Kraft und Entschlossenheit erfüllt werden.

Um die achte Abendstunde war das Betzimmer im kurfürstlichen Schlosse erhell. Auf dem kleinen Hausaltare brannten zu beiden Seiten des Kreuztisches zwei Kerzen, die Flügel des Altarbildes waren geöffnet. Obwohl dem katholischen Gottesdienste bestimmt, hatte die Kurfürstin dennoch das Bild, welches die heilige Jungfrau zeigte, nicht schließen lassen. Was an Gott erinnert, stammt von Gott, und sie wollte die ehrwürdigen Zeugen nicht entfernen, welche so oft auf die Feierlichkeit herabgeblidt hatten.

Die Kurfürstin hatte sich wie zum Feste geschmückt. Ein Wagen hielt unten. Achim von Bredow, das Kammerfräulein Ursula von Zedtwitz, endlich ihre Tochter Elisabeth waren in der Nähe. Fast athemlos trat Göze, der Kurfürstin Thürhüter, ein. „Der Hochwürdige kommt,“ sagte er. „Wir sind geraden Weges von Wittenberg angelangt.“ An der Thür des Gemaches empfing die Kurfürstin den aus Wittenberg ihr gesendeten Pastor, der in Begleitung seines Kirchendieners im vollen Ornat erschien. Eine kurze ergreifende Rede leitete die feierliche Handlung ein. Der Prediger hatte die zum Abendmahl bestimmten Gefäße mitgebracht, dem Altar gegenüber kniete die Kurfürstin vor einem Betpulte, andächtig lauschten Achim und die junge Herzogin Elisabeth dem Gange der feierlichen Handlung, während die Zedtwitz und Göze besorgt vor den Spähern des Kurfürsten umherblickten. Göze war zur Thür geschritten, er hielt den Vorhang zurück und schaute gespannt in das Vorzimmer, bereit, die Nahenden abzuwehren.

Aber niemand störte die Feier. Der Prediger konnte ungehindert seine Funktionen verrichten, andächtig und freudig blickte die Kurfürstin zu ihm auf, und als die Sonne hinter den waldbekränzten Hügeln der Spandauer Vorstadt hinabgesunken war, hatte Kurfürstin Elisabeth ihre Trennung von der katholischen Kirche vollendet, das Abendmahl in beiderlei Gestalt empfangen.

Die Stunden, welche auf dieses große Ereigniß folgten, waren die der bangen Erwartung für die Umgebung der Kurfürstin, während sie selbst mit größter Ruhe und Fassung den kommenden Dingen entgegenschah. Sie fühlte, daß sie einer Art von Martyrium entgegenging. Am folgenden Tage langte Joachim wieder an.

Es ist nicht zu ermitteln, auf welche Weise der Kurfürst Nachricht erhielt, daß in seiner Abwesenheit etwas Absonderliches vorgegangen sein müsse. Ein vollständiges Verbergen des Geschehenen war fast unmöglich, und Joachim, dessen Arg-

wohn sich stündlich steigerte, beschloß, sich Gewißheit zu verschaffen. Er ließ seine Tochter Elisabeth kommen. Dem stehenden Blicke des Vaters, seinem harten Worte und väterlichen Befehle vermochte die junge ängstliche Herzogin nicht zu widerstehen, weinend und zitternd gestand sie alles.

Die Wuth Joachims war furchtbar. Er stürzte sofort in das Gemach der Kurfürstin, überhäufte sie mit Vorwürfen und Drohungen, welche sie ruhig und demüthig entgegennahm. Joachim verhehlte sich nicht, von welcher ungeheurer Wirkung auf die Masse der Anhänger Luthers sowohl als auf die schon wankenden Katholiken ein solcher Schritt der Kurfürstin sein mußte. Daher sein fast maßloser Zorn. Daß er die Gattin gemißhandelt, ist eine Erfindung; Elisabeth spricht in ihren Briefen nicht davon, vielleicht hinderte ihn an der Ausführung dieses schrecklichen Vorhabens eine schwere Ohnmacht, in welche er fiel. Man trug ihn aus dem Gemache Elisabeths auf sein Lager.

Von jener Stunde an war der Bruch zwischen den beiden Ehegatten vollständig. In der That begannen nun für Elisabeth die Prüfungen, Tage des Leidens und Kummeres. Der Kurfürst stellte ihr die härteste Bedingung: Wiederannahme des Abendmahles nach katholischem Ritus. Ein Beichtvater bestürmte sie mit Vorstellungen aller Art, aber die muthige Frau blieb unererschütterlich. Joachim ließ sie in Anklagezustand versetzen, er drohte, das Neuzerkerste vollziehen zu lassen, und selbst die Fürsprache der sächsischen Kurfürstin schien nicht genügen zu wollen.

Das Einzige, zu welchem er sich verstand, war die Bewilligung einer Frist, während welcher Elisabeth mit sich zu Rathe gehen sollte. Die geängstigte Frau wußte sich nicht mehr zu helfen. Sie konnte nicht wider ihr Gewissen handeln, sie entschloß sich zur Flucht. Wiederum war es die Abwesenheit des Gatten, welche Elisabeth nützte, um dem Schlosse von Berlin zu entfliehen, in dessen Mauern sie gleich einer Gefangenen lebte. In der Nacht des 25. März 1528 bewerkstelligte sie ihr Entkommen.

Mit den Kleidern einer Bauerfrau versehen, von Ursula Zedtwitz und Göze begleitet, entwich sie durch die Wasserpforte des Schlosses, welche Achim von Bredow heimlich öffnete.\*) Am jenseitigen Ufer des Flusses harrte ein Bauernwagen, der die Flüchtenden glücklich über die brandenburgische Grenze nach Torgau brachte, wo der Kurfürst Johann der Beständige sie und die Getreuen aufnahm. Anfangs hätte beinahe ein unglücklicher Zufall die Flüchtenden in Gefahr gebracht. Ein Rad des Wagens brach (in der Nähe von Jossen), man band es mit einem Schleier der Kurfürstin zusammen.

Der Zorn Joachims bedarf keiner weiteren Schilderung, ebenso wenig das Aussehen, welches die Flucht der Kurfürstin in ganz Deutschland erregte. Joachim bot alles auf, schweres Gericht über seine Gattin zu verhängen. Erst nach langer Zeit, nachdem eine Reihe von schweren Kämpfen und Sorgen an Elisabeth vorüber gezogen war, beruhigte sich der erzürnte Gatte, der bis an sein Ende der lutherischen Lehre abhold blieb.

Er gestattete der Gattin, die Besuche ihrer Kinder zu empfangen. Er selbst sah sie nicht wieder. Krank und schwach fand Elisabeth sogar eine Zeit lang Aufnahme in Luthers Hause, bis sie endlich nach dem Tode des Gatten nach 18 Jahren wieder in die Mark zurückkehren durfte, empfangen von dem Sohne, der öffentlich zu Luthers Lehre übergetreten war. Sie starb am 10. Juni 1555 auf ihrem Wittwensitze zu Spandau.

\*) Die Flucht geschah höchst wahrscheinlich durch die Wasserpforte des Schlosses, welche auf den damals noch vorhandenen Festungsgraben führte, der der Burgstraße gegenüber lag. Es bestanden zwei solcher Pforten. Das zu jener Zeit noch ganz wüste Ufer, eben die heutige Burgstraße, zog sich längs der alten Befestigung hin, dort wartete auch der Wagen, welcher die Flüchtenden aufnahm.

## Josef Hubert Reinkens, der erste altkatholische Bischof in Deutschland. Nachdruck verboten. Sef. 9. 11./VL. 70.

In einem Umfange und in einer Bedeutung, wie es seit der Reformation nicht mehr der Fall gewesen, treten gegenwärtig die kirchlichen Fragen fast allenthalben in den Vordergrund. Während man seit einem Jahrhundert wiederholt der Kirche den Todtenschein ausgestellt hat und die Todtengräber von allen Seiten sich herzubrängen: es ist zu ihrem Begräbniß noch nicht gekommen. Und ist es nicht eine merkwürdige Erscheinung, daß in unserem den politischen und materiellen Interessen so vorwiegend zugewandten Zeitalter die Kirchenfrage eine solche Rolle spielt, besonders in unserem deutschen Vaterlande, daß selten eine parlamentarische Debatte von Wichtigkeit verläuft, ohne daß sie hereingezogen oder berührt würde? Es wird gekämpft in der Kirche und um die Kirche. Aber wenn die moderne Wissenschaft das Leben als Kampf ums Dasein bezeichnet, so dürfen wir mit größerem Rechte in diesem Kampfe der Kirche ums Dasein auch das Leben erkennen. Es sind nicht die schlechtesten Zeiten gewesen, in welcher sie die Signatur an der Stirne trug: als die Sterbenden und siehe, wir leben! Der Kirche Gottes gehört die letzte Zukunft. Ihr Bestand ist wie kein anderer garantiert. Die Wellen der Zeit können an dem Felsen der Ewigkeit nur branden.

Charakteristisch ist es im guten wie im schlimmen Sinne, daß die Bewegung in der evangelischen Kirche um die Person Christi, die Bewegung in der katholischen Kirche um die Person des Papstes sich dreht. Ist Christus der Sohn Gottes? Ist der Papst infallibel? Das ist hier, das ist dort die Frage. Die Entscheidung in der ersteren ist schon längst getroffen; mit dem Bekenntnisse zu dem Sohne Gottes steht und fällt die evangelische Kirche. Die Entscheidung in der andern Frage ist neu, und die Erhebung der von den Jesuiten erfundenen Lehre von der Infallibilität des Papstes zum kirchlichen Dogma, dessen Annahme die Seligkeit mit bedingt, hat die Bewegung in der katholischen Kirche hervorgerufen, welche sich selbst Altkatholizismus nennt. Es fehlte auf dem vatikanischen Konzile, welches auf die Selbstvergötterung des Papstes das kirchliche Siegel drücken sollte, nicht an einer erheblichen Opposition, zu welcher besonders die deutschen Bischöfe gehörten. Als Grund ihres Widerspruchs wagten sie indessen nur die Inopportunität geltend zu machen. Aber als am 18. Juli 1870 das Dogma der Infallibilität beschlossen wurde, hatten sie Rom verlassen oder sich gefügt. Und in nicht langer Zeit fügten sie sich alle, mit dem Brandmale im Gewissen.

Eine Anzahl deutscher katholischer Theologen fügte sich nicht, an ihrer Spitze Reichsrath und Professor Dr. v. Döllinger in München, die bedeutendste wissenschaftliche Säule des Katholizismus in Deutschland, indem sie zugleich erklärten, daß sie von der katholischen Kirche sich nicht trennen wollten, sondern nur im Stande der Protestation sich befänden. Priester und Laien schlossen sich ihnen an. Versammlungen und Vorträge wurden gehalten. Zunächst bildeten sich altkatholische Vereine, welche sich der einheitlichen Leitung eines Komitees unterstellten und auf dem ersten Kongresse in München (1871) sich vorläufig organisirten. Auch suchte man Beziehungen mit den Jansenisten, mit der bischöflichen Kirche Englands und mit der griechischen Kirche anzuknüpfen.

In den Kreisen der evangelischen Kirche war das Urtheil über die Bewegung von Anfang an getheilt und ist es noch; die einen knüpfen an sie große Hoffnungen, und der Kirchentag in Halle reichte den Altkatholiken die Bruderhand, andere betrachten sie als ziemlich oder gänzlich aussichtslos. Von Seiten der katholischen Kirche suchte man die Bewegung aufzuhalten, aber nicht etwa durch versöhnliche Schritte. Aus den bischöflichen Kanzleien folgte ein Exkommunikationsdekret um das andere gegen die Führer; die gottesdienstlichen Versammlungen wurden hier und da vom Pöbel gestört und Priester beleidigt; hervorragende Persönlichkeiten suchte die klerikale Presse zu verdächtigen. Aber das hielt die Bewegung in ihrem Gange nicht auf.

Auf dem zweiten Altkatholiken-Kongresse, der unter dem Präsidium des Kirchenrechtslehrers Dr. v. Schulte im September 1872 zu Köln tagte, wurde ein sogenanntes Glaubensbekenntniß aufgestellt. In diesem wird als „Grundlage der Vereinigung und wichtigster Ausgangspunkt“ hingestellt: „Wir glauben, daß Jesus Christus Gott und unser Erlöser ist. Wir glauben, daß Jesus Christus eine Kirche gestiftet hat. Wir nehmen an, was immer, was von allen, was überall geglaubt worden ist. Die äußere Grundlage unserer Vereinigung sind die heiligen Schriften, die alten Väter, die unbestrittenen ökumenischen Konzilien.“

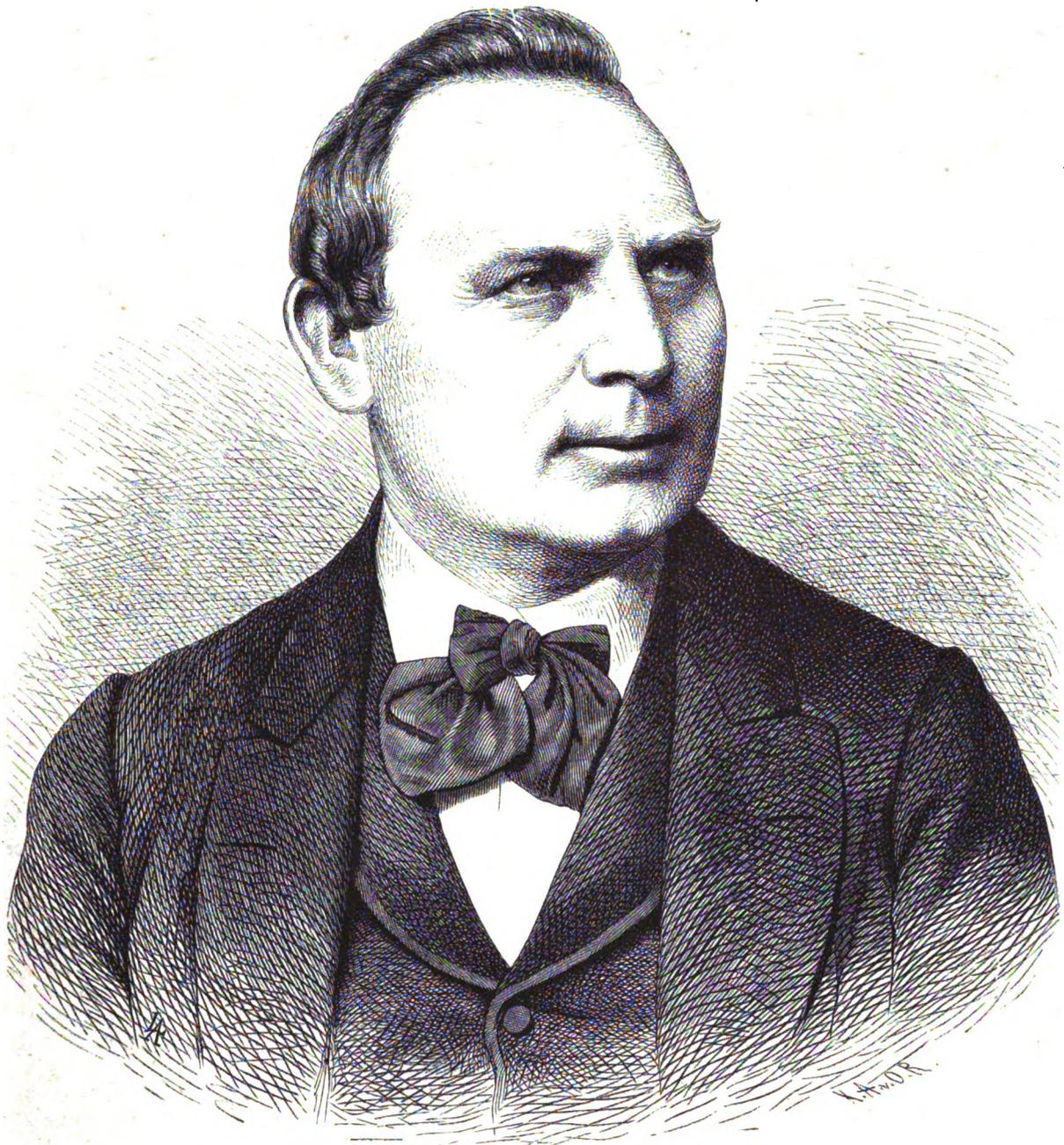
Da man an den Institutionen der katholischen Kirche festhalten wollte, so mußte man auch darauf Bedacht nehmen, einen Bischof zu bekommen, welcher zur Pastoring der sich bildenden Gemeinde die Priester weihe. Er selbst mußte von einem Bischöfe geweiht sein, welcher die sogenannte Succession besaß. Da konnten die Jansenisten aushelfen, und sie ließen sich dazu auch bereit finden.

Das leitende Komitee entwarf „Provisorische Bestimmungen über die kirchlichen Verhältnisse der Altkatholiken des deutschen Reiches“, welche die Befugnisse des Bischofs festsetzten und den Delegirten auf der zur Bischofswahl in Köln anberaumten Versammlung zur Annahme vorgelegt wurden. Der Bischof hat „innerhalb der in diesen Bestimmungen festgestellten Grundzüge alle jene Rechte und Pflichten, welche das gemeine Recht dem Bischöfe beilegt“. Ihm steht die Leitung des altkatholischen kirchlichen Gemeinwesens zu, in Gemeinschaft mit einer alljährlich von der Synode zu wählenden Synodalrepräsentanz, bestehend aus 4 Geistlichen und 5 Laien, in welcher der Bischof den Vorsitz führt. Der zweite Vorsitzende ist ein aus ihrer Mitte gewählter Laie. Mitglieder der Synode sind Bischof und Synodalrepräsentanz, „alle katholischen Geistlichen“, und je ein oder mehr Delegirte aus jeder Gemeinde resp. Verein. Das sind die Grundzüge der altkatholischen kirchlichen Verfassung, einer Vereinigung des Episkopat- und Synodalsystems.

Der erste nach langer Zeit wieder von Klerus und Volk gewählte katholische Bischof ist nun der Professor der Theologie Dr. Reinkens in Breslau.

Josef Hubert Reinkens wurde in Wurtscheid bei Aachen am 1. März 1821 geboren. Die beschränkten Vermögensverhältnisse des elterlichen Hauses nöthigten den 15-jährigen Knaben, als Fabrikarbeiter in eine Aachener Spinnerei einzutreten. Wie schon an manchem andern sollte sich auch an ihm das alte Prophetenwort erfüllen: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage.“ Der Knabe war nicht dazu angelegt, in der bloß mechanischen Arbeit seine Befriedigung zu finden, und nach einigen Jahren wurde es ihm möglich, in dem Alter, in welchem andere das Gymnasium verlassen, dasselbe zu beziehen. Aber durch Fleiß und Willenskraft arbeitete er sich durch, so daß er im Jahre 1844 zur Universität übergehen konnte.

Nachdem er in Bonn seine theologischen Studien vollendet und ein Jahr im Priesterseminare in Köln zugebracht hatte, wurde er im Jahre 1848 zum Priester geweiht. In München erwarb er sich (1850) die theologische Doktorwürde und wurde bald Privatdocent, später Professor der Kirchengeschichte an der Universität Breslau, die ihn Mitte der sechziger Jahre als Rektor an ihre Spitze berief. Längere Zeit wirkte er auch als Domprediger; als ihn der Fürstbischof zum Domherrn machen wollte, lehnte er jedoch ab. An der Seite seines Freundes Balzer hatte er manche Anfechtung aus dem ultramontanen Lager zu erfahren, und bekam besonders bei einem Aufenthalte in Rom einen tieferen Einblick in das jesuitische Triebrad, welches Papst und Konzil gängelte. Schon früher war er als kirchenhistorischer Schriftsteller thätig, seine Monographien über Klemens von Alexandrien, Hilarius von Poitiers und Martin von Tours haben seinen Ruf unter den Gelehrten begründet. Nach seiner Rückkehr von Rom trat er mit seiner



Bischof Josef Hubert Reinkens.

Feder in die Reihen der Bekämpfer der Infallibilitätslehre. Seine neueste Schrift (1873) behandelt „Die Lehre des heil. Cyprian von der Einheit der Kirche“. Sie ist kurz vor der Bischofswahl veröffentlicht und kennzeichnet wie die übrigen ihren Verfasser als einen Mann von gründlicher Gelehrsamkeit, scharfsinniger Dialektik und gewandter Form. Es ist, möchten wir sagen, seine Bischofschrift.

Bereits im Herbst 1870 wurde Reinkens wegen Theilnahme an der Nürnberger Gelehrtenversammlung, auf welcher eine Erklärung gegen das Vatikanum verfaßt wurde, suspendirt und im Mai 1872 excommunicirt. Da er aber das betreffende Dekret nicht annahm, so ist die Excommunication nicht rechtskräftig geworden. Seitdem ist er neben seinem Braunsberger Kollegen und Gesinnungsgenossen, dem Professor Michelis, der thätigste Reiseprediger des Ultrakatholizismus geworden, indem er dessen Sache durch Reden und Vorträge in verschiedenen Städten Deutschlands und der Schweiz vertrat und förderte.

Der Tag der Bischofswahl war gekommen, der 4. Juni d. J. Die Delegirten, 22 Priester und 55 Laien, welche über 50,000 deutsche Ultrakatholiken vertraten, versammelten sich in

der Pantaleonskirche zu Köln. Die Gesinnungsgenossen in dem deutschen Rom hatten sich zahlreich eingefunden. Eine Messe wird gelesen. Sodann begeben sich die Wähler unter dem Gesange des *Veni creator spiritus* in die Seitenskapelle, wo bei verschlossenen Thüren die Wahl vollzogen wird. Mit fast an Einstimmigkeit grenzender Majorität fiel sie auf den mit anwesenden Professor Reinkens. Zuerst wollte er ganz ablehnen, dann bat er um Bedenkzeit, und nahm endlich, den ihn umdrängenden Bitten nachgebend, die Wahl an, mit der Bedingung jedoch, daß das ihm sofort zu leistende Geldbühel nicht auf Gehorsam, sondern in altchristlicher Weise auf Liebe und Verehrung laute. So wurde es geleistet und von dem Bischof dem entsprechend das Gegengeldbühel gethan. Hierauf begab man sich im Zuge in die Kirche zurück, wo Pfarrer Tangermann dem harrenden Volke das Ergebniß der Wahl von der Kanzel verkündigte. Das Tebeum unter Glockengeläute beschloß die Feier.

Der Wahl folgte am 11. August die Konsekration des neuen Bischofs, welche der jansenistische Bischof Heykamp in Rotterdam unter Assistentz der Professoren Knoobt und Reusch von Bonn und nach dem üblichen Ceremoniell vollzog. Bischof

Reinkens erließ noch an demselben Tage seinen ersten Hirtenbrief. „Joseph Hubert Reinkens, katholischer Bischof, den im alten katholischen Glauben verharrenden Priestern und Laien des deutschen Reiches Gruß in dem Herrn!“ So beginnt er, indem er, abweichend von dem gewöhnlichen Brauche, seinen vollen ehrlichen Namen beibehält. Zunächst rechtfertigt er die „scheinbar neue Weise“ seiner Wahl als die altkirchliche, welche „durch das gläubige Volk und den Klerus“ geschah. Sie sei wahrhaft legitim, während es die Ernennungen von Bischöfen durch den Papst eigentlich nicht seien. Er sei nicht vom römischen Papste ernannt, habe dessen Bestätigung nicht nachgesucht und ihm keinen Eid geschworen. Der Papst Pius IX habe sich, im schweren Irrthum befangen, gegen die katholische Kirche aufgelehnt. „Christus, unser Herr und Heiland, der Bräutigam seiner Kirche, hat niemand im Himmel und auf Erden über seine Braut gestellt. . . Ich befinde mich jetzt in der Reihe jener Tausende von Bischöfen, welche kamen und gingen, ohne von dem römischen Papste eine Ernennung zu besitzen, meist ohne von ihm gekannt zu sein, und die dennoch katholische Bischöfe waren und selbst von unsern Gegnern als solche gepriesen wurden. Ich übernehme daher das Amt kraft legitimer Wahl und apostolischer Nachfolge, und ich übernehme es, um der erschütternden Gewissensnoth, in welche die glaubens-treuen Katholiken versetzt sind, zu Hülfe zu eilen.“ Männlicher Ernst und Muth spricht aus diesen Worten. Und an sie reißt sich das Zeugniß der Demuth an, wo der Bischof darlegt, wie er sein Amt auffaßt. „Meines Amtes ist es nicht, in bunter Farbenpracht einen fürstlichen Hofstaat zu errichten und mit Gepränge mir dienen zu lassen; nicht die Entgegennahme von Huldigungen in Titeln und Ceremonien religiöser Art, wie sie nur Gott gebühren; aber vor allem auch nicht das Herrschen. Meines Amtes ist: zu verkünden, was Gott den „Kleinen“ geoffenbart, von den Dächern zu predigen, was Er seinen Jüngern im Verborgenen kund gethan hat, das Evangelium. Davon ist nichts inopportun, sondern alles und für alle oportun. Es ist auch des bischöflichen Amtes, Verwalter und Auspender der Geheimnisse Gottes zu sein. Und da ist die erste Sorge, daß ein solcher treu erkundet werde, treu vor allem Gott dem Herrn, daß er sich nicht an dessen Stelle zu setzen suche. Nur Einer hat die Schlüssel Davids, welcher öffnet und niemand schließt, welcher schließt und niemand öffnet (Offb. 3, 7).“ — „Wir streben zur Einheit zurück, aber im Kampfe und auf unserm Banner steht einerseits: Es kann kein anderes Fundament gelegt werden, als das, welches gelegt ist, Jesus Christus; und andererseits: Alles, was nicht aus Ueberzeugung gethan wird, ist Sünde.“ So schließt der Hirtenbrief, die Grundlage der altkatholischen Dogmatik und Ethik bezeichnend.

Durch die Wahl eines Bischofs hatte sich der Altkatholizismus konsolidirt und sich einen Mittelpunkt gegeben, auf dem dritten Kongreß zu Konstanz sollte er endgiltig konstituiert werden. Am 12. September d. J. versammelten sich die Delegirten in dem alten Konzilsaal, in welchem weiland von ein und derselben Versammlung die Absetzung zweier Päpste sowie das Todesurtheil über zwei Reformatoren ausgesprochen wurde; in dem Konzilsaal, bei dessen Besichtigung vor einigen Jahren der erste evangelische Kaiser Deutschlands sich äußerte, daß er zwar die Erbschaft der alten Kaiser angetreten habe, aber nicht gewillt sei, dem Papste die Steigbügel zu halten.

Die Synodal- und Gemeindeordnung wurde nach der durch die Synodalrepräsentanz gemachten Vorlage vom Kongreß angenommen und eine Kommission eingesetzt, welche über die Herbeiführung einer Vereinigung aller christlichen Konfessionen berathen solle. Vorerst wird es aber doch wohl erforderlich sein, daß der Altkatholizismus selbst eine feste Position gewinne, ehe er sich an dieser dornigen und erfolglosen Aufgabe versucht. Mit einem Hoch auf Bischof Reinkens wurden die Verhandlungen geschlossen. An den folgenden Tagen wurden zahlreich besuchte Volksversammlungen veranstaltet, wobei auch der Bischof unter stürmischem Beifall sprach. Ein von ihm abgehaltener Gottesdienst bildete den Schluß der festlichen Tage.

Nun galt es noch, die staatliche Anerkennung zu erwirken. Die deutschen Regierungen hatten sich bisher zuwartend verhalten, wenn es auch nicht unbekannt blieb, daß die altkatholische Bewegung wenigstens von der preussischen Regierung gern gesehen wurde. Bischof Reinkens hatte schon in seinem Hirtenbriefe als die Pflicht eines Bischofs bezeichnet, jede Ordnung, die von Gott ist, durch das Gewissen der Gläubigen zu unterstützen und zu fördern. „Die Ehrfurcht vor dem Könige, der Geseßsinn oder die Loyalität, die Liebe zum Vaterlande sind nicht ethische Richtungen oder Tugenden neben der Kirche und dem Christenthum her, sondern sie sind wahrhaft kirchliche und christliche Tugenden. . . Nicht das Glaubens-, sondern das Macht- und Rechtsgebiet ist des Kaisers, aber dieses unmittelbar durch Gottes Ordnung. Darum gehört es zum apostolischen Amte, zum Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit zu ermahnen um des Herrn willen, des Gewissens wegen; der Bischof aber, welcher gegen das Gewissen zum Ungehorsam verleitet, wird zum Verräther an seinem Amte; er bringt die Sache Jesu Christi um ihren guten Ruf.“ Ebenso sprach sich Reinkens in einer Zeitpredigt, welche er am Geburtsfest des Großherzogs von Baden (am 9. Septbr.) in der Univeritätskirche zu Freiburg hielt, über die Stellung von Staat und Kirche aus: daß beide Gemeinschaften von einander getrennt und unabhängig seien, die Kirche jedoch nur in soweit, als sie nicht in die persönliche Freiheit eingreife und sich nicht auf materiellen Besitz gründe, in welchem Falle der Staat ordnend eingreifen müsse und von der Kirche mit Recht Unterordnung verlange. Wenn Paulus schon für die heidnische Obrigkeit Fürbitte und Dankagung angeordnet habe, so könne das für die christlichen Fürsten um so leichter geschehen; es werde sich ja ohnedies die hienieden gesetzte Trennung der Gewalten und Ordnungen in der höhern Welt in eine schöne Einheit auflösen.

Diesen Auffassungen gegenüber trug die preussische Regierung kein Bedenken, den Bischof Reinkens förmlich als katholischen Bischof anzuerkennen und denselben in der herkömmlichen Weise zu vereidigen. Die Abnahme des Homagialeides fand in dem hierzu mit einem Altare versehenen Sitzungszimmer des Kultusministeriums am 7. Oktober durch den Staatsminister Dr. Falk und im Beisein mehrerer höherer Beamten des Ministeriums sowie der in Begleitung des Bischofs erschienenen Solennitätszeugen statt. In einer vorausgeschickten Rede hatte der Minister auf die Spaltungen in der katholischen Kirche hingewiesen und betont, daß, nachdem die Alt-katholiken sich selbst geholfen und organisiert hätten, es eine Forderung der Gerechtigkeit sei, daß auch der Staat helfe und seinerseits das Erforderliche thue, um ihnen die Segnungen der kirchlichen Gemeinschaft zu sichern, besonders da dieselben ehrlich bereit seien, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Nach Ablegung des Eides empfing der Bischof die von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige vollzogene Anerkennungs-urkunde, worauf er versicherte, daß der eben abgelegte Eid für ihn keine Schranke des Handelns bildet, da er nur das verspreche, was er frei zu thun sich freudig angetrieben fühle. Sollte er je mit diesem Eide in Konflikt gerathen, so würde er eher sein Amt niederlegen, als im geringsten gegen denselben verstoßen.

Für den neuen Bischof sind in der Vorlage des preussischen Kultusetats 16,000 Thaler als Staatsgehalt ausgeworfen.

In der letzten Novemberwoche hat Bischof Reinkens auch in Karlsruhe dem Großherzog von Baden den Bischofseid geleistet, und es sind Schritte gethan, auch die Anerkennung der bayerischen Staatsregierung zu erlangen.

Eine wichtige Entscheidung für das Rechtsverhältniß der Altkatholiken im deutschen Reiche müssen wir noch verzeichnen. Es ist in einem Erkenntniß des Berliner Obertribunals vom 24. Mai d. J. die Frage, ob die in einer sogenannten altkatholischen Gemeinde celebrirte Messe als eine Einrichtung der katholischen Kirche im Sinne des § 166 des deutschen Strafgesetzbuches anzusehen ist, bejaht und ihnen damit der Schutz, welchen die Staatsgesetzgebung der christlichen Kirche gewährt,

voll und ganz zugesprochen worden. In den Motiven wird gesagt, daß die Alt Katholiken nicht als getrennt von der katholischen Kirche zu betrachten seien, sondern nur als solche, die innerhalb derselben gegen ein neues Dogma als Irrlehre protestiren. Die staatliche Anerkennung der katholischen Kirche beschränkte sich auf die kirchliche Organisation und deren Konsequenzen auf dem kirchlichen Gebiete, da auf dem staatlichen Gebiete Beschlüsse einer kirchlichen Instanz nicht für bindend erachtet werden könnten, auf welche der Staat in keiner Weise eine Einwirkung auszuüben hat.

So sind für den Alt Katholizismus, welcher sich bis jetzt noch auf Deutschland und die Schweiz beschränkt, bei uns die äußeren Hindernisse überwunden und die Bahnen geebnet. Welche Zukunft ihm beschieden sei, das läßt sich ohne Prophetengabe nicht sagen. An der Lauterkeit und Ehrenhaftigkeit seiner Führer kann kein Zweifel bestehen. Aber er wird zunächst noch der Klärung bedürfen und es wird ihm nicht leicht sein, zwischen dem römisch-katholischen Prinzip und der evangelischen Kirche eine bestimmte Stellung einzunehmen. Die Alt Katholiken behaupten selbst, daß sie von der katholischen Kirche sich nicht getrennt haben und daß sie die katholische Kirche repräsentiren, wie diese bis zum 18. Juli 1870 bestanden habe. Aber um nur eines hervorzuheben, so enthält es einen Widerspruch, wenn Bischof Reinkens in seinem „Cyprian“ und in seinem Hirtenbriefe sich entschieden dahin er-

klärt, daß der Papst keine Gewalt über die Bischöfe habe, während in den bis zum 18. Juli 1870 gültigen Bestimmungen des Tridentiner Konzils (Sess. 6, 14 und 23) der Papst als Christi Stellvertreter anerkannt und ihm die oberste Gewalt in der ganzen Kirche, sowie das Recht der Bestätigung der Bischöfe zugesprochen wird.

In seinem Streben nach Vereinigung mit andern christlichen Konfessionen scheint der Alt Katholizismus das ethische Prinzip des Christenthums zum Ausgangspunkt nehmen zu wollen, ohne die Differenz der Lehre zu berücksichtigen oder eine etwaige Ausgleichung anzustreben. Bischof Reinkens sagt in seinem Hirtenbriefe: die Religion Jesu Christi sei Nächstenliebe, und in seinem „Cyprian“: die christliche Religion führe den Menschen zur vollen Ausgestaltung seines ethischen Wesens, aber die Menschheit sei eine, auch das ganze Geschlecht in seiner Einheit müsse zur Offenbarung seiner verkörperten Natur gelangen. „Die Kircheneinheit mit allen ihren Gütern hängt an der Toleranz,“ lautet der Schlusssatz dieser Schrift. Auf dieser Grundlage einer bloß ethischen Einheit mit den unvermittelten Gegensätzen der Lehre mag sich der Alt Katholizismus wohl mit dem Protestantentum vereinigen, aber die gewünschte Vereinigung der christlichen Konfessionen wird ihm auf diesem Wege nicht gelingen. Dieses Prognostikon kann man schon jetzt mit Sicherheit stellen.

Otto Thelemann.

## Am Familientische.

### Leistungen des deutschen Farbendrucks.

Die artistische Anstalt von Gustav W. Seitz in Wandersbeck bei Hamburg, deren wir bei Gelegenheit der Wernerschen Nilbilder (IX. Jahrg. Nr. 30) schon einmal gedacht haben, schickt uns einige neue Erzeugnisse ihrer Farbenpressen zu, welche so ungewöhnlicher Natur sind, daß wir ihnen gerne eine genauere Betrachtung widmen.

Ein Streben wie das des Besitzers dieser Anstalt verdient in der That Anerkennung und Förderung. Auch auf diesem Gebiete des feineren Kunstgewerbes läuft Deutschland dem Auslande den Rang ab, und daß dies geschieht, verdanken wir zum großen Theile mit obiger Anstalt. Die Engländer sind bekanntlich Hauptliebhaber der Aquarellmalerei, und im Zusammenhange damit war die Kunst der Wiedergabe von Aquarellen in lithographischem Farbendruck dort auf hoher Stufe. Ein hervorragender Meister der deutschen Aquarellmalerei, Professor Karl Werner, jetzt in Leipzig, war darum in England beinahe mehr geschätzt, als in seinem Vaterlande; jedenfalls erzielte er bei Liebhabern jenseits des Kanals unerhörte Preise. Sein Ruf erreichte einen Höhepunkt, als er nach einer mit großen Mitteln und unter mannigfachen Beschwerden unternommenen Orientreise seine farbenprächtigen sonnenbrüchigen Bilder aus Palästina, Syrien und dem Nillande schuf, um die sich die Liebhaber rissen. Ein großer Theil wanderte wieder nach England. Da hatte Gustav W. Seitz, der Besitzer der Wandersbeker Anstalt, den Ehrgeiz, diese vollendeten Produkte einer schwierigen Technik auf seinen Pressen in vollendetster Weise nachbilden zu wollen, und den Muth, nicht allein die ganze Reihe der kostbaren Originale zu erwerben, sondern auch die Wiedergabe zu wagen gegenüber der unerbittlichen Kritik des natürlich durch gewöhnliche Farbenbuntheit nicht zu täuschenden Künstlers. Wie der Versuch gelang, haben wir bereits in jenem Artikel in Nr. 30 des IX. Jahrgangs gezeigt, der von einem Holzschnitt nach einer dieser Wernerschen Aquarellen begleitet war. Heute liegt die dritte Lieferung mit 4 Blatt Nachbildungen vor, aus der wir mit Erlaubniß des Künstlers und Verlegers demnächst ein Blatt im Holzschnitt zu bringen gedenken. Der Titel ist: Karl Werners Nilbilder. Auf seiner Reise durch Egypten, nach der Natur aufgenommen. Aquarellfacsimiles aus der artistischen Anstalt von Gustav W. Seitz. Preis der Lieferung 15 bis 20 Thlr., des einzelnen Blattes 3 bis 5 Thlr. In diesen Blättern ist wirklich alles an täuschender Nachbildung der Aquarelle bis auf den einzelnen Pinselstrich geleistet, was nur die raffinierteste Kunst ermöglichen kann. Und gerade diese Nilbilder mit ihren großen leuchtenden Farbenmassen eignen sich ganz besonders für die lithographische Technik.

Die Gegenstände der vier Blätter sind: Wandweber in Esne, Straßenleben in Kairo, Mirjam, Entlein des Custoden von Philä, Grabkammer in El-Kab, die beiden letzteren besonders interessant. Mirjam, das 14-jährige schöne Barabramädchen, sitzt auf einer mächtigen Quader des halbzerstörten Tempels zu Philä. In Christusbedeckte, gegen einander geneigte Säulen stützen kaum noch das Dach, zwischen ihnen durch sieht man in das schattige Innere, auf Wände mit Hieroglyphen und altägyptischen bildlichen Darstellungen. Hinter dem Ganzen erglänzt die blaue Fläche des Nils, Palmen umsäumen das Ufer und darüber erheben sich weißleuchtend die Hügelketten der Sahara. Stofflich noch interessanter und einen unmittelbaren Blick in das Leben der

alten Egypter thun lassend, das uns in dieser wunderbar trocknen Luft gleichsam wie von gestern erhalten ist, erscheint die Grabkammer von El-Kab. Da sitzt in seiner letzten Kammer, von deren buntgemalten, in den frischesten Farben prangenden Wänden lange Reihen Hieroglyphen und Bilder sein Leben und seine Thaten preisen, der Fürst-Gouverneur Paberi, vor mehr als 3000 Jahren verstorben. Er sitzt als Kolossalstatue zwischen seiner Gemahlin und seiner Mutter. Durch ein Loch in der Decke fällt ein Sonnenstrahl herab, gerade auf eine grüne Tischfläche, das einzige lebende Wesen an dieser Stätte der Unwandelbarkeit und Verfeinerung. Künstlerisch und geschichtlich sind diese Wernerschen Nilbilder vom höchsten Interesse, und wer den Preis erschwingen kann, hat an ihnen eine wirklich schöne Zimmerzierde.

Mit dieser Hauptleistung ist das eigentliche Interesse an den Seitzschen Chromolithographien erschöpft. Zwei andere Werke: Das Blumenjahr, 12 Blumenbilder mit Sinnprüchen, von Johanna Brehmer aquarellirt, nach den Monaten geordnet, in brillantem Buntdruck nachgebildet, sowie: Sechs Stimmungslandschaften, Chromographie-Originals von Eugen Krüger, welche in weichen, verschwimmenden, oft äußerst farbenprächtigen Uebergängen Luftwirkungen und Naturstimmungen wiedergeben, dabei in einer ganz neuen Technik hergestellt sind, können natürlich nicht die hohe Schätzung beanspruchen, wie jene. Gleichwohl sind sie Leistungen ersten Ranges, mit denen die Seitzsche Anstalt unstreitig an der Spitze des deutschen Farbendrucks marschirt. Für Liebhaberinnen der Aquarellmalerei ist das Blumenjahr jedenfalls ein schönes Geschenk (20 Thlr.), praktisch brauchbar durch ein beigebelegtes Heft Konturen auf Aquarellpapier, auf welchen die Vorlagen von geschickten Künstlerinnen nachgemalt werden können.

### Das Grab auf Helgoland.

Auf die Veröffentlichung des rührenden Gedichtes mit Abbildung des einsamen Grabes auf der Düne von Helgoland erhalten wir nachstehende Zuschrift, die wir bei dem weitgehenden Interesse, welches jene Mittheilung erweckt hat, hier abdrucken.

Nordseeinsel Baltrum, 20. November 73.

Der ergebenst Unterzeichnete, ein langjähriger Leser des Dageim, glaubt an die verehrliche Redaktion eine Bitte richten zu dürfen.

Das zweite Heft des 10. Jahrgangs des Dageim bringt die Abbildung eines schlichten Grabes auf Helgoland. Dadurch hat eine hier lebende Wittve von dem Grabe ihrer Tochter Kunde erhalten, die mit ihrem Vater und ihrem Zwillingbruder — nachdem kurz vorher der andere Bruder über Bord gefallen — in dem furchtbaren Weihnachtssturme des Jahres 1862, 19 Jahre alt, ihren Tod in den Wellen gefunden. Es ist der Mutter eine schmerzliche Freude gewesen, zu erfahren, wo ihre Tochter ruht. Von ihres Mannes und der Söhne Leichen ist nie Kunde gekommen.

Der Unterzeichnete steht nicht an, der Redaktion den Dank der armen Wittve abzustatten. Daran glaubt er die Bitte knüpfen zu dürfen, die Redaktion wolle freundlichst den anliegenden Brief an den Verfasser der Verse unter der Abbildung jenes Grabes, Herrn Karl Lehmann, dessen nähere Adresse hier unbekannt, gelangen lassen. (Ist geschehen. D. R.)

Ergebenst

G. Eilers, Pastor.

**Von alten Krügen.**

Dem rechten deutschen Manne ist der Krug ans Herz gewachsen. Man kann, ohne der Pedanterie beschuldigt zu werden, darauf hinweisen,

daß schon Tacitus dem Deutschen eine zärtliche Vorliebe für das edle Mundgefäß zuschreibt und bei Gelegenheit des „Napoleonstrügels“ (Nr. 1 dieses Jahrg.) haben wir erfahren, daß diese Neigung nicht erloschen ist. Es gibt in deutschen Landen viele Sammlungen alter Krüge, also auch viele Sammler, und der Schreiber dieser Zeilen zählt sich ebenfalls unter die Zunft.



Krug von Merkelbach in Grenzhausen.

Dem Kenner theilen sich die Trinkgefäße leicht nach Masse und Form in verschiedene Gattungen; er kennt Kölnische, Koblenzer, Baiertische, Braunschweiger, Delfter und andre Krüge, und weiß z. B., daß aus den letzteren im Tabakskollegium vom Soldatenkönige Friedrich Wilhelm I mit Grumbow und Pöllnitz Eimbeder Bier getrunken wurde. Einen solchen beglaubigten Krug bewahrt man als beneideten Schatz. Der echte Sammler weiß Nachbildungen von Originalen wohl zu unterscheiden. Er versäumt ungern eine Auktion und durchstöbert auf Reisen in Landstädtchen und abgelegenen Gegenden gewissenhaft die Orte, wo er etwas für seine Sammlung zu finden verhofft, unbekümmert über den Spott der Laien, die ihm in ihrem Unverstande oft das „alte Gerümpel“ verrathen müssen. Derlei Krüge aus guter Zeit, also etwa von 1540 bis tief ins 17. Jahrhundert hinein, sind oft von wundervoller Form, mit erhabenem Ornament oder figürlichem Schmuck versehen, darunter mit Vorliebe Jagdscenen („Jagdkrüge“) oder Apostelfiguren („Apostelkrüge“). Viele tragen Stadtwappen in kunstvoller Arbeit, eine andere Gattung zeigt Arabesken, die scharf mit dem Messer umrissen und innerhalb dieser Umgrenzung bunt gefärbt sind, während der Grund wieder andersfarbig ist. In Bild und Spruch hat sich der Humor unserer Vorfahren, oft in sehr derber, für die Gegenwart kaum noch zulässiger Form, vereigt.

Eine unbequeme Eigenschaft aber haben alle alten Krüge: sie sind enorm theuer, besonders beim Antiquitätenhändler, dem der Sammler gern aus dem Wege geht. Deshalb ist ein neuer Zweig unseres Kunstgewerbes, ernüthigend zu begrüßen, der sich zum Ziele setzt, die alten Originale in größerer Anzahl nachzubilden und diese Nachbildungen um billigen Preis weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Können dieselben dem Kenner auch die Originale nicht ersetzen, so sind sie doch für den kunstfreundlichen Laien als Anleitung und Vorstufe des Sammelns nicht zu unterschätzen. Wer z. B. in der Lage wäre, sich in seinem



Krüge von Merkelbach in Grenzhausen.

nicht zu unterschätzen. Wer z. B. in der Lage wäre, sich in seinem



Krug, hellweiße Thonfarbe mit Blau, Roth und etwas Schwarz. Von Sälger in Eisenach.

Hause ein Speise- und Pokulirgemach einzurichten, braun getäfelt (eichenholzartige Tapete thut's auch), an dessen Wänden in Mannshöhe ein etwa zwei Hand breiter Bord von Eichenholz hintiefe, und stellte auf diesen Bord solche Nachbildungen alter Krüge und Gläser, der hätte eine recht schöne und passende Decoration zu seinem Gemach, um so passender, je mehr die Decoration äußerlich und innerlich mit dem Zweck des Raumes übereinstimmte. Solche Kunsttöpfereien, welche Gutes in stilvollen Krügen leisten, gibt es schon ziemlich viele. Wir nennen unter ihnen die von Merkelbach in



Krug von Merkelbach in Grenzhausen.

Grenzhausen, von Sälger in Eisenach, in der wir zwar nicht billige, aber recht schöne Exemplare gefunden haben, die Kunstanstalt von Fleischmann in Nürnberg, denen sich noch mehrere anschließen ließen. Unter den Sälgerschen Krügen sind viele mit mehr oder weniger passenden Inschriften versehen:

„Heraus mit dem Wort, wenn es wahr ist, Hinunter mit dem Trank, wenn er klar ist.“

ähnlich auch:

Sprich was wahr ist, Trink was klar ist.

oder:

„Ein guter Trank aus Gerst' und Hopfen, Das sind die besten Wundertropfen.“

oder:

„Ein kluger Becher steckt sich fein Den Schlüssel vom Haus schon morgens ein.“

Ganz besonders schöne Nachbildungen in edelster Masse macht auch die königliche Porzellanmanufaktur in Berlin. Ein großer vor uns stehender Schenkkrug in einfach blauem Muster trägt den Spruch:

Ein Trunk beim Freund Ist gut gemeint,

und hat seine Devise schon oft trefflich bewährt.

Die Abbildungen erläutern sich durch die beigegeführten Unterschriften von selbst, die betreffenden Fabrikanten werden Liebhabern eine größere Auswahl vorlegen können.

Sie sollen beispielsweise andeuten, in welcher Weise sich das einfachste Gefäß veredeln läßt. Sie sind mit Bewilligung des Verlegers dem neuerdings bei E. A. Seemann in Leipzig erschienenen Prachtwerke über die Kunst auf der Wiener Weltausstellung\*) entnommen, welches in reichem Illustrations Schmuck mehr über den hier angeschlagenen Gegenstand enthält und allen unsern Lesern, welche sich für etwas Kunst und Kunstfertigkeit im täglichen Leben interessieren, warm empfohlen sein soll.

\*) Kunst und Kunstgewerbe auf der Wiener Weltausstellung. Herausgegeben von Karl von Lützow. Erscheint in zehn bis zwölf Monatslieferungen à 2 Reichsmark. Erste und zweite Lieferung.



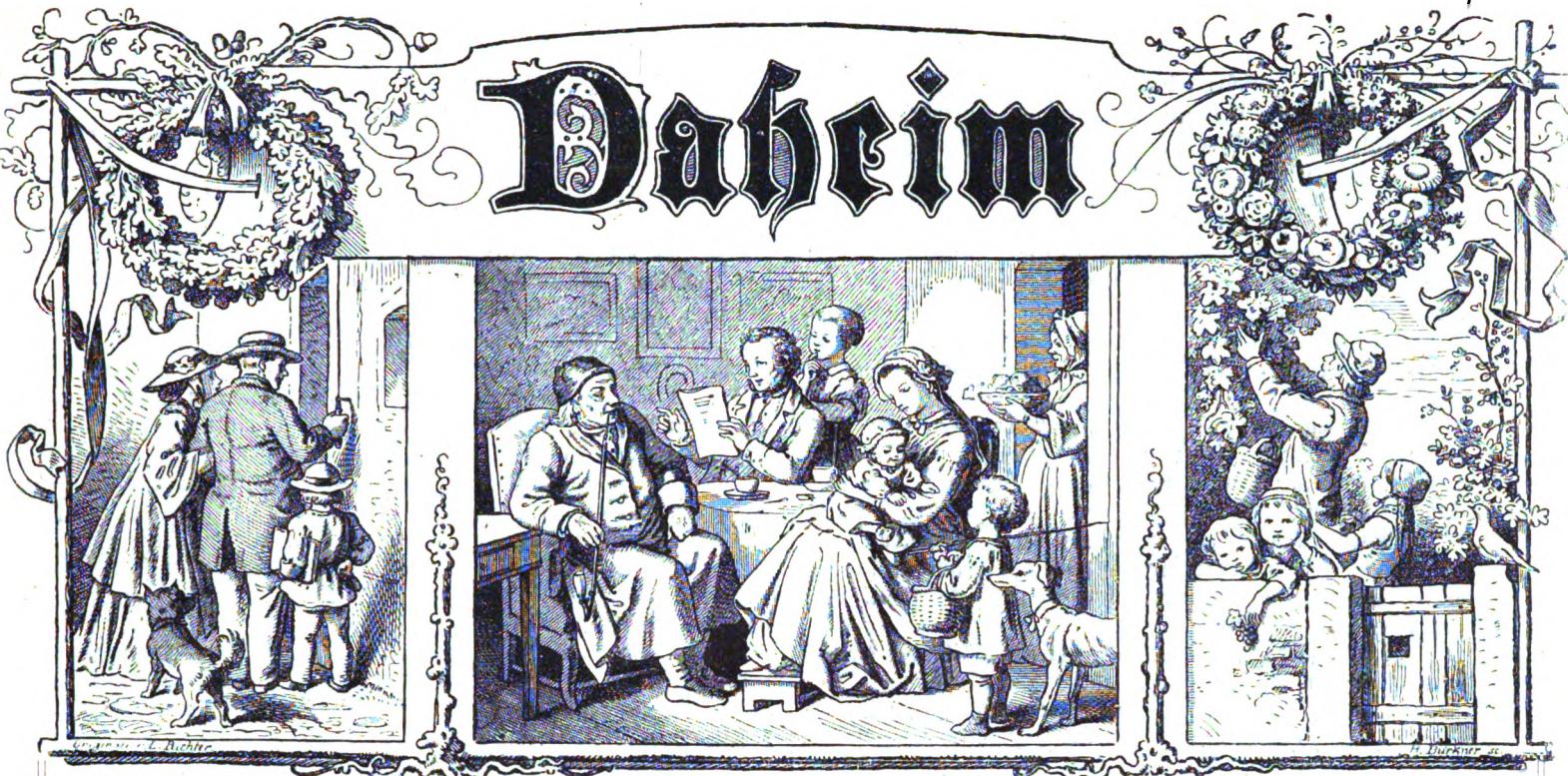
Krug von Merkelbach in Grenzhausen.

**Inhalt:** Fee. Novelle von Hans Tharau. (Fortf.) — Das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Von Georg Hiltl. Mit Illustration. — Josef Hubert Reintens, der erste altkatholische Bischof in Deutschland. Von Otto Thelemann. Mit Porträt. — Am Familientische: Leistungen des deutschen Farbendrucks. — Das Grab auf Helgoland. — Von alten Krügen. Mit Abbildungen.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Aoenig in Leipzig. Verlag der Papeim-Expedition (Pelhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von P. S. Tendner in Leipzig.

Hierbei eine Beilage, „Pelhagen & Klasing's illustrierte Jugendschriften“ betreffend.

# Daheim



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 20. Dezember 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N<sup>o</sup> 12.

### Fee.

Novelle von Hans Tharau.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

„Ah, Prinz Ernst! ich bitte ergebenst um Verzeihung! Ew. Durchlaucht wollen mich bereits zweimal angeredet haben? Da bedaure ich sehr, nicht gehört zu haben. Man ist zuweilen so in seinen Gedanken versunken, und überdies höre ich nach der Seite hin nicht mehr so scharf wie früher. Das Alter, das Alter, durchlauchtigster Prinz, das ist eine böse Sache! Ich kann sagen, daß ich seit einem Jahre meine Kräfte in steter Abnahme fühle.“

„Wirklich, Herr Kommerzienrath? Das thut mir leid!“ entgegnete der Prinz theilnehmend, „das wäre ja ungefähr so lange, wie Sie in unserer Gegend sind!“

„Ganz richtig, Ew. Durchlaucht, grade seitdem ich mich vollständig zur Ruhe gesetzt. Das faule Leben sagt mir nicht zu, wie es scheint. Ich bin just wie ein alter Gaul, Ew. Durchlaucht; so lange man ihn in der Treitmühle läßt, schleppt er sich weiter, nimmt man ihn aber heraus, so bricht er zusammen.“

„Ganz so schlimm ist es doch hoffentlich nicht,“ versetzte der Prinz, „ich denke, es muß Ihnen wohl thun, nach einem so thätigen Dasein sich nun auszuruhen, und noch dazu inmitten der Freuden des Landlebens.“

„Ansprechend ist mir dieses gewiß. So lange ich denken kann, habe ich mich nach dem Lande gesehnt, aber dennoch bereue ich meine durcharbeiteten Jahre nicht; glauben Sie dem Worte eines alten Mannes, Prinz, aus eigener Erfahrung werden Sie es ja nie wissen, Arbeit ist die Würze des Lebens!“

Der Prinz wollte antworten, als ein Lakai auf den Kommerzienrath zugeeilt kam, die höchste Bestürzung auf seinen Hüften, wenn auch immer noch genug fürstlicher Lakai, um seine Stimme kaum über ein deutliches Flüstern zu erheben.

„Herr Kommerzienrath, es ist ein reitender Bote herübergekommen, es brennt bei Ihnen!“

„Großer Gott!“ rief der Kommerzienrath entsetzt, „und

die Wasserleitung wurde heute reparirt, es wird kaum ein Tropfen Wasser erreichbar sein!“

Mit zwei Schritten war er dem Diener gefolgt, Prinz Ernst dicht hinter ihm; eine Menge Herren, welche die Nachricht vernommen, folgten ihnen.

Der Stallburche, der die Kunde gebracht, stand neben seinem dampfenden Pferde.

„Wo brennt's?“ frug ihn der Kommerzienrath.

„Im linken Flügel des Wohnhauses, Herr Kommerzienrath.“

„Ist Fräulein Feodora in Sicherheit?“

„Ich kann nichts sagen, Herr Kommerzienrath; ich lag im tiefsten Schlafe, da hörte ich das Schreien, wie ich aufspringe, brennt's schon lichterloh, und der Herr Inspektor setzte mich aufs Pferd und befahl, ich sollte reiten, reiten, was ich konnte.“

Aller Augen hatten sich bereits der Richtung zugewandt, nach welcher hin die Grubische Besitzung lag; eine dunkelrothe Glut ließ sich am Horizonte wahrnehmen.

„Anspannen!“

Dienstfertige Hände setzten den Wagen des Kommerzienraths in Bereitschaft, doch dem Prinzen dauerte es zu lange; er schwang sich auf das Pferd, das den Boten gebracht, und fort stürmte er im Galopp.

Es war ein Ritt von kaum einer Viertelstunde, ihm dämmte er endlos. Das Einfahrtsthor zur Grubischen Besitzung stand offen; man konnte aus deutlichen Spuren erkennen, daß die umliegenden Ortschaften bereits ihr Contingent Feuerspritzen und Schaulustiger abgesandt.

Und nun hatte er die Brandstätte erreicht; der ganze Prachtbau war in Rauch gehüllt, und wie der Prinz vom Pferde sprang, fühlte er sich von der Hitze, dem Dunste und dem Schreien der Menge wie schwindlich. Einen Moment nur, dann arbeitete er sich durch das Gedränge hindurch.

Hier lagen aufgethürmt die geretteten Gegenstände, Möbel, Kunstschätze, Kleidungsstücke, alles bunt durch einander. Dort stand, gaffend und wehklagend, ein Theil des weiblichen Dienstpersonals mit den herbeigeeilten Freunden und Bekannten aus der Nachbarschaft. Dann endlich die wirklich Helfenden, die eine lange Kette bildenden Wasserreicher, im Schweiß ihres Angesichts und mit Aufbietung aller Kräfte arbeitend.

Dem großartigen Reservoir, welches der Kommerzienrath mit ungeheuren Kosten gerade für die Möglichkeit eines solchen Falles hatte herstellen lassen, sollten noch einige Verbesserungen hinzugefügt werden, weshalb es auf einige Tage unbrauchbar war.

„Da standen wir nun alle rathlos,“ berichtete der alte Gärtner dem Prinzen, indem er suchte, diesem behilflich zu sein, der eigentlichen Brandstätte näher zu kommen, „und alle hatten wir so total den Kopf verloren, daß wir den kleinen Teich dahinten im Park ganz und gar vergessen hatten, bis das Fräulein, Sie wissen wohl, die war zu Hause geblieben, Fräulein Feodore, uns daran erinnerte und gleich den Befehl gab —“

„Das ist's ja eben, weshalb —“ unterbrach ihn der Prinz, „ich meine, wissen Sie etwas von ihr? Wo ist sie?“

„Fräulein Feodore?“ frug der Alte zurück, „ja, wie soll ich Ihnen das sagen können? Die ist so ziemlich überall gewesen, die ganze Zeit. Sie war mit die erste, die Lärm hörte und heruntergesprungen kam, und wie sie sah, daß es das Dach vom linken Flügel war, das brannte, gerade wo dem Herrn Kommerzienrath seine Zimmer liegen, da hat sie zuerst Sorge getragen, daß die ausgeräumt wurden, und die Sachen in die Remise getragen und dann — heba!“ unterbrach er sich, sie waren so weit vorgebrungen, wie es ihnen die Hitze und die fallenden Funken gestatteten, „heba, Mamsell Christiane, wissen Sie wohl, wo das Fräulein, Fräulein Feodore steckt? Hier ist ein Herr, thut nach ihr fragen.“

Mamsell Christiane, die dicke Haushälterin mit den glühenden Wangen und sprühenden Augen, selbst eine wahre Feuersbrunst, flog ihnen händeringend entgegen. „Um Gottes willen!“ rief sie, „helst! helst!“

Ein furchtbares Getöse im Innern des Hauses überschallte ihre Stimme, dann drang ein neuer Funkenregen durch die zertrümmerten Fenster.

„Zu spät! zu spät! jetzt ist sie abgeschnitten, verloren!“ schrie die entsetzte Alte wieder und wäre zusammengebrochen, hätte der Gärtner sie nicht aufgefangen.

„Wer verloren?“ rief Prinz Ernst mit erstarrten Lippen, denn er wußte die Antwort, auch ohne daß sie ihm von vielen Lippen auf einmal entgegengerufen wurde.

„Die Fee! Fräulein Fee!“

„Wo ist sie, wo? Eine Leiter her, die längste!“ rief der Prinz außer sich.

„Dort, dort! im obersten Stockwerk!“ war die Antwort, indem alles zugriff und eine Leiter herbeischleppte, „die taube Hanna schläft dort oben.“

„Die alte Kindsfrau,“ erklärte einer, indem sie vorwärts eilte, „die hatte jeder vergessen, bis plötzlich das Fräulein nach ihr frug —“

„Und wie sie hörte, daß niemand sie geholt hatte,“ ergänzte ein anderer, „da lief sie selbst ins Haus zurück und die Treppe hinauf; wir schrien ihr alle nach, doch da war kein Halten, und nun ist's vorbei mit ihnen beiden, denn die Haupttreppe ist eingestürzt, und von der Seitentreppe sind sie durch das Feuer abgeschnitten.“

Sie waren nun am linken Flügel des Hauses angelangt, wo man dem Prinzen die letzte Dachstube als die der alten Hanna bezeichnete.

Die massiven Mauern standen hier unverfehrt, und gerade das äußerste Ende des Gebäudes hatten merkwürdigerweise die Flammen noch nicht berührt. Der Wind hatte, von der Seite kommend, sie in die entgegengesetzte Richtung getrieben, doch die Glut und der Rauch waren auch hier so groß, daß sie den Stärksten fast übermannten.

Prinz Ernst blickte hinauf, da sah er ein leichenblaßes

Gesicht auf ihn niederschauen, sah langes goldenes Haar zum Dachfenster herauswehen; neue Kraft durchrieselte ihn.

„Fee!“ rief er, „wir kommen, ich komme! Sie sind gerettet!“

Die Männer hoben eine Leiter in die Höhe, der Prinz selbst legte mit Hand an. O Gott! sie war zu kurz! Ihre oberste Sprosse reichte nur bis an die reichen Fensterverzierungen des zweiten Stockes. Ein geübter Kletterer mochte von dort aus das Dachfenster erreichen können, für eine Frau hinanzusteigen war es unmöglich.

Ein Ruf des Entsetzens und der Enttäuschung lief durch die Reihen der Anwesenden.

„Schnell eine andere Leiter geholt, um sie an diese zu binden!“ befahl der Prinz, und fort eilten schon mehrere seiner Begleiter.

„Sie sind doch in Sicherheit dort oben, Fee?“

Doch ehe sie antworten konnte, drang eine Rauchwolke durch das Dachfenster, an welchem sie stand.

„Zu spät! zu spät!“ schrien entsetzt die Umstehenden.

„Nein, nein, sie ist zu retten, sie muß zu retten sein!“ rief der Prinz. „Die Leiter festgehalten, brave Leute, und nun mit Gott!“

Sie suchten ihn zurückzuhalten. „Es kostet Sie Ihr Leben!“ riefen sie, doch er schüttelte sie ab wie ein junger Herkules, und wie ein Pfeil war er die Leiter hinauf; die oberste Sprosse war erreicht, er setzte den Fuß auf das Steinsims — athemlos blickten ihm die Umstehenden nach, er streckte die Hände nach oben, seine Finger klammerten sich an dem äußersten Rande des Dachstuhls an, ein Ruck, er war oben!

Ein donnerndes „Hurrah!“ folgte ihm; er aber sah nur Fee, wie sie, einer Marmorstatue gleich, vor ihm stand in der erstickenden Atmosphäre. Er wollte sie erfassen. „Schnell! schnell! vertrauen Sie sich mir! Ich erreiche die Leiter!“ Sie aber wies auf die bewusstlos am Boden liegende alte Frau.

„Erst sie!“

„Unmöglich, Fee, unmöglich! Wie? ich habe für Sie mein Leben gewagt und soll nun eine andere retten, indem Sie umkommen?“

„Dann bleibe ich,“ flüsterte Fee, „wenn es Gottes Wille ist.“

Da schlang er die Arme um sie, doch er fühlte, daß er, in dem einen Arme haltend, nicht die Kraft haben würde, sich mit dem andern hinauszuschwingen, so versuchte er keine weitere Ueberredung.

Meierne Schwere senkte sich auf seine Glieder; wie in halbem Traume hörte er von unten Stimmen rufen, die Leiter werde gebracht, die Hilfe sei nahe, antworten konnte er nicht mehr, kaum danken, kaum beten.

Doch eine flüsternde Frage stahl sich noch über seine Lippen: „Ist es die Braut eines andern, für die ich sterbe?“

Da öffnete Feodore noch einmal die wunderbaren Augen und schaute tief in die seinen. „Nur Dein!“ hauchte sie, dann legte sie wie ein müdes Kind den Kopf auf seine Brust.

Er kniete dicht am Fenster, die regungslose Gestalt in den Armen; dann umflorte sich auch sein Blick.

## VI.

„Um welche Zeit trat der Tod ein?“

„Heute früh, gegen drei Uhr!“

„Die Sprache war wohl nicht wieder zurückgekehrt?“

„Nein; er hatte, wie ich höre, sichtlich den Wunsch zu reden, allein es war ihm nicht mehr möglich.“

„Bei unserm Patienten ist dagegen die Besserung heute ganz entschieden und die Fortschritte schon recht merklich, Gottlob!“

„Gottlob!“ wiederholte die Prinzessin Ulrike, zwischen welcher und ihrer fürstlichen Schwägerin obige Unterredung stattgefunden.

In jener schrecklichen Nacht, wo man die scheinbar leblosen Gestalten des Prinzen und Feodores mit großer Mühe aus der Dachkammer gerettet, glaubte man beide junge Leben, wie das der alten Frau, welche Feodore zu retten versucht, dem Erstickungstode verfallen; doch gelang es den Bemühungen der herbeigerufenen Ärzte endlich, beide wieder zum Bewußtsein zurückzurufen.

Wunderbarerweise erholte sich die zartere Natur Feodorens am schnellsten, sie war nach einigen Tagen, wenngleich immer noch bleich und angegriffen, doch so zu sagen wieder hergestellt.

Bei dem Prinzen dagegen traten der Genesung verschiedene Hemmnisse in den Weg. Er mußte sich bei dem rasenden Nichte in leichter Ballkleidung durch die scharfkalte Frühlingsnacht eine heftige Erkältung zugezogen haben, die sich auf das Gehirn warf und sein Leben in die höchste Gefahr brachte.

Die Fürstin wich wochenlang nicht von dem Krankenbette des Sohnes, ja so lange er phantasierte, gestattete sie niemandem, sogar nicht dem vertrautesten Kammerdiener den Eintritt ins Krankenzimmer. Jedenfalls hatte sie ihre besonderen Gründe hierfür, und es wollte scheinen, als besäße die ungewöhnliche Frau auch ungewöhnliche Körperkräfte, daß sie die anstrengende Pflege allein so lange aushielt; wenn es bei ihr nicht vielmehr die moralische Kraft war, mittelst welcher sie das, was sie bezweckte, auch durchzuführen vermochte.

Nur Herrn von Bergast verwehrte sie den Eintritt in das Krankenzimmer nicht.

Und indem bei dem Prinzen die Wage zwischen Leben und Tod schwankte, war es auch noch ein anderer, der an den Folgen jener Schreckensnacht darnieder lag, bei welchem aber von vorn herein die Aussicht auf Herstellung eine sehr geringe.

Auf der Brandstätte angelangt, hatte sich der Kommerzienrath mit Aufbietung aller seiner Kräfte an den Rettungsversuchen betheiliget und war dabei, wie dies nicht anders möglich, gänzlich durchnäßt worden. Dazu die stundenlange Spannung und Ungewißheit in Bezug auf den Zustand Feodorens und des Prinzen; kein Wunder, daß der alte Mann zusammenbrach.

Lähmungserscheinungen zeigten sich bereits am folgenden Tage; er hatte die Sprache gänzlich verloren, sowie auch theilweise die Fähigkeit, sich zu bewegen, wenn er auch sonst nicht viel zu leiden schien, und nach wiederholten Schlaganfällen verschied er sanft in den Armen Feodorens.

So hatte das die Vergeltung werden sollen, das der Lohn seiner guten That. Die Seinigen vermochten ihn nicht zu pflegen, seinen Sohn hatte man nicht gleich zu erreichen gewußt, Berthas ganzes Wesen machte sie in einem Krankenzimmer geradezu unerträglich, und die Kommerzienrathin war von allem, was so plötzlich über sie gekommen, dermaßen nervös angegriffen, daß sie selbst fast Patientin war.

So hätte wohl der hochangesehene Kommerzienrath, der Millionär, wie ein Armer und Verlassener und von gedungenen Wärtern umgeben, sein Leben ausgehaucht, wäre Feodore nicht gewesen.

Dieses Bewußtsein, ihm so viel, ja alles zu sein, war es, was Feodore aufrecht hielt, was es ihr möglich machte, die anstrengende Pflege, die ermüdenden Nachtwachen auszuhalten.

Und so war denn das Ende gekommen, der Kommerzienrath hatte ausgelitten und Feodore weinte sich aus an dem Herzen ihrer treuen Freundin, der Prinzessin Ulrike, die auf die Nachricht herbeigeeilt war, um dem vereinsamten, jetzt doppelt verwaisten Mädchen ihre Theilnahme zu bezeugen.

Robert war es erst möglich, am Begräbnistage einzutreffen. Das Wiedersehen war für ihn wie für Feodore ein doppelt schmerzliches, und als alles vorüber, zog sie sich auf ihre Stube zurück, weil ihr das Zusammensein mit ihm zu peinlich war und Bertha ihr von dem Sterbetage ihres Vaters an genügend zu verstehen gegeben, daß sie sich nicht länger zur Familie rechnen dürfe.

Jetzt vollends stand der Entschluß bei ihr fest, so bald wie möglich dieses Haus zu verlassen. Wohin aber sich wenden?

Es war begreiflich, daß von jener Nacht der Feuerbrunst an das Bild des Prinzen nicht aus ihrer Seele gewichen, wie es ja schon seit jener ersten Begegnung im Walde sich ihr unauslöschlich eingepägt. Auch um ihn hatte sie gerungen in jenen langen bangen Wochen, um ihn geweint und gebetet, und als sie endlich hörte, es gehe besser mit ihm und es dürfe auf Erhaltung seines Lebens gehofft werden, da hatte sie Gott auf den Knien gedankt. War es, daß sie bestimmte Hoffnungen auf ihn baute, daß sie die Liebe, die er ihr in Wort und Blick gestanden, so auffaßte, als könne sie zu einem auch außer-

lich vereinenden Band zwischen ihnen führen? Darüber gab sie sich keine Rechenschaft. Die wahre Liebe ist vollständig frei von aller Berechnung, vollständig idealistisch und, wenn man will, unlogisch. Sie hat an sich genug und bedarf keines anderen Elements zu ihrer vervollkommnung, sie erwägt nicht, weil sie nur empfindet — und über diese erste Phase hinaus war es bei Feodore noch nicht gekommen.

Es war gegen Abend, doch noch immer heller Sonnenschein, denn während Krankheit und Tod ihre Crute gehalten, war der Sommer mit altgewohnter Herrlichkeit ins Land gezogen, da klopfte ein Diener an Feodorens Thüre: „ein Briefchen vom Schloß für Sie, Fräulein.“

Sie trat mit dem Billet aus Fenster. Jedenfalls von Prinzess Ulrike, die ihr oft auf diese Weise eine Botschaft zukommen ließ und die durch ein leichtes Unwohlsein aus Bett gefesselt, mit gewohnter Güte diesen Tag gewiß nicht ohne einen Beweis ihrer Theilnahme wollte vorübergehen lassen.

Doch nein, die Handschrift war eine andere. Weshalb aber stieg das Blut gewaltsam in Feodorens bleiche Wangen, und weshalb drückte sie die Hand auf ihr stürmisch klopfendes Herz, als müsse sie demselben Ruhe gebieten?

Die wenigen Worte, die das Billet enthielt, welches die Unterschrift der Fürstin trug, waren doch einfacher und wenig aufregender Art.

„Ich würde Ihnen unendlich dankbar sein, liebes Fräulein, wollten Sie, wenn Ihre Kräfte es erlauben, heute Abend auf eine halbe Stunde zu mir kommen, ich möchte einige Worte mit Ihnen reden, die sich auf Ihre Zukunft und Ihr eigenes Wohl beziehen, und der Abend ist meine freieste Zeit.“

„Sollten Sie meiner Bitte Folge leisten können, so finden Sie einen Wagen am Eingang Ihres Parks bereit; ich bestimmte, daß er nicht bis ans Haus vorfahren solle, um die Familie an dem heutigen, für sie so schmerzlichen Tage nicht zu stören. Vielleicht wissen Sie es auch so einzurichten, daß man von Ihrem Hierherkommen nichts erfährt. Ich denke mit herzlichem Mitgefühl auch Ihres Antheils an diesem so harten Verlust —“

Mit zitternden Händen machte sich Feodore bereit, dem Wunsch der Fürstin nachzukommen, mit wankenden Knien legte sie den Weg bis zu dem auf sie harrenden Wagen zurück, und in einem traumhaften Zustande, der keinen klaren Gedanken zuließ, erreichte sie das Schloß; sie wußte nur, daß ein Gefühl innerer Glückseligkeit sie durchströmte.

O wie thöricht ist ein liebendes Herz!

Ein Kammerdiener öffnete den Schlag. „Bitte hierher! Ihre Durchlaucht erwarten das Fräulein.“

Und er führte sie die Seitentreppe hinauf, wo eine Tapetenthüre sie in das Schreibzimmer der Fürstin einließ.

„Frau Fürstin werden gleich kommen,“ und somit war Feodore allein.

Es war das erste Mal, daß sie diesen Flügel des Schlosses betrat, ihr war nur der entgegengesetzte bekannt, wo Prinzessin Ulrike ihre Zimmerreihe hatte.

Schüchtern blickte sie umher. Es war ein kleines Gemach, von allem jenen Reichthum an Gemälden und Kunstgegenständen überfüllt, mit welchem sich hohe Herrschaften meist umgeben.

Ein großes Spiegelglasfenster lenkte den Blick auf den Park und die bewaldete Hügelkette hinter diesem, und dicht davor stand der Schreibtisch der fürstlichen Bewohnerin, auch dieser mit Bildern und Luxusgegenständen reich geschmückt. Hier wie an den Wänden waren meist Familienporträts, und bald entdeckte Feodore das, was sie suchte, Bilder des Prinzen Ernst.

Dort an der Wand schon erkannte sie ihn als Kind in Lebensgröße; unverkennbar waren ihr ja die dunkelblauen Augen mit den langen Wimpern, die so träumerisch auf sie schauten. Prächtig hob sich die Gestalt des fürstlichen Knaben von einem dunkelgehaltenen, walbigen Hintergrunde ab, wie er rittlings auf einem Baumstamm sitzend, den Kopf nach dem Beschauer wandte. Dann war er wieder etwas älter, auf einem Pastellbild mit allen seinen Geschwistern zusammen, und endlich auf dem Schreibtisch, als Photographie. Und immer wieder,

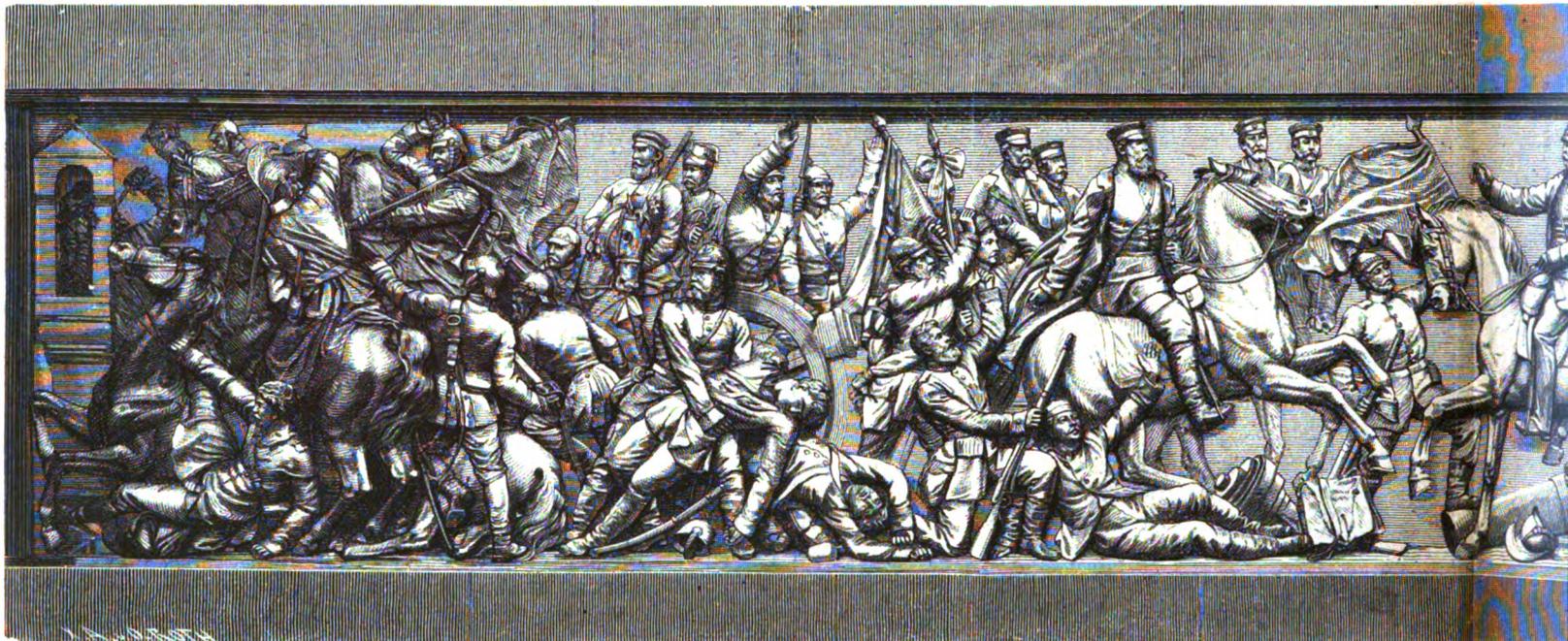
bei dem Kinde wie bei dem Manne, die edle, ernste Haltung, der tiefe, seelenvolle Blick.

Feodore hätte stundenlang sich von dem einen zu dem andern wenden mögen und war wieder so ganz in Betrachtung des Selbstbildes versunken, daß sie nicht hörte, wie eine hinter einer Portiere verborgene Thüre sich öffnete und die Fürstin eintrat. Erst das Rauschen ihres Kleides ließ Feodore deren Gegenwart bemerken und heftig zusammenfahrend bei Seite

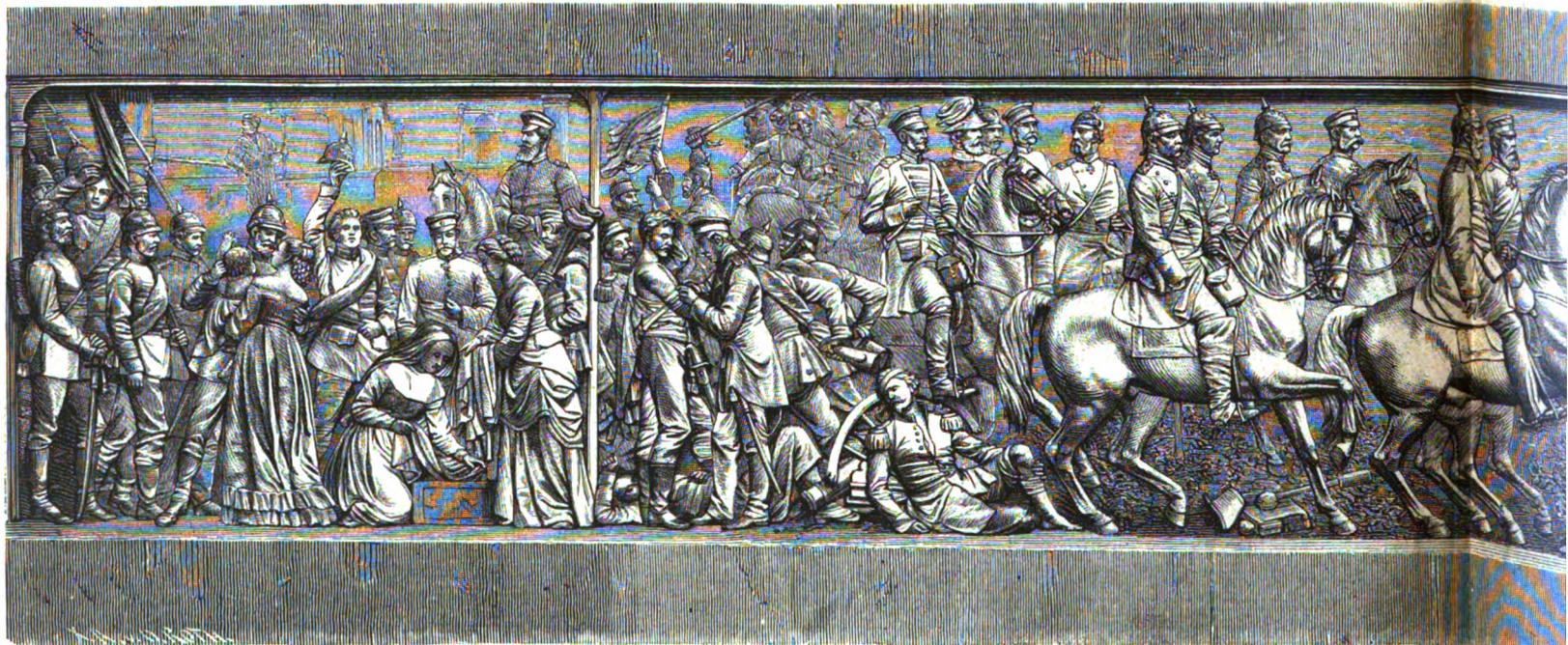
und glauben, daß ich Ihr Bestes im Auge habe?" Die Fürstin sprach die letzten Worte in dem Tone eindringlicher Ueberredung, der von ihren Lippen so überzeugend wirkte. Feodore war ganz ruhig geworden. Sie hob die Augen langsam zu der Fürstin und entwortete einfach: „Ich will suchen, Ihnen zu vertrauen, Fürstin.“

Fast jedesmal war es der Fall gewesen, wo sie zusammenkamen, daß Feodore durch irgend eine Aeußerung die

## Reliefs vom Siegesdenkmal



Relief an der Nordseite des Siegesdenkmals in Berlin: Schlacht bei Königgrätz. — Aueberreichung des



Abschied.

Relief an der Westseite des Siegesdenkmals in Berlin: — Frankreich.

treten. Die Fürstin reichte ihr mit gewohnter Guld die Hand. „Es ist sehr freundlich von Ihnen, meinem Wunsche so bald Folge zu leisten,“ sagte sie sodann, „zumal wo Ihre Kräfte so erschöpft sein müssen, nach der aufopfernden Pflege ihres theuren Verstorbenen; da muß ich Ihnen meinen besten Dank sagen. Sehen Sie sich zu mir,“ fuhr sie fort, als Feodore noch immer schweigend vor ihr stand, „und ich werde Ihnen zu erklären suchen, welche Gründe mich zu dieser Unterredung zwingen. Sie vertrauen mir, nicht wahr, liebes Kind,

Fürstin, wenn auch nicht gerade verlehrt, doch sie sozusagen von sich entfernte. Die Wirkung war eine zweifache, sie fühlte sich abgestoßen und hingezogen zugleich. Sie verargte eigentlich dem Mädchen deren innerlichen Widerstand, und es reizte sie zugleich, diesen zu überwinden.

„Ich hoffte gleich von vorn herein, Ihr Vertrauen schon zu besitzen,“ hob sie wieder an, „doch ich sehe, das war etwas zu viel verlangt, so muß ich denn suchen, Ihnen zu beweisen, daß ich es gut mit Ihnen meine; ich bin überzeugt, Sie wer-

den das später einsehen, wenn auch vielleicht nicht im ersten Augenblick.“ Wieder trat eine Pause ein; zum ersten Male im Leben wurde es der Fürstin schwer, einen Anfang zu finden; doch irgendwie mußte angefangen werden.

„Nach dem, was ich so eben gesagt, werden Sie mir es nicht als Indiskretion, sondern als wahres Interesse für Sie selbst anrechnen, wenn ich Sie frage, liebes Kind, ob Sie schon irgend welche Pläne in Bezug auf Ihre Zukunft gefaßt und

Ihnen gerne bei der Erfüllung Ihres Wunsches behilflich sein.“

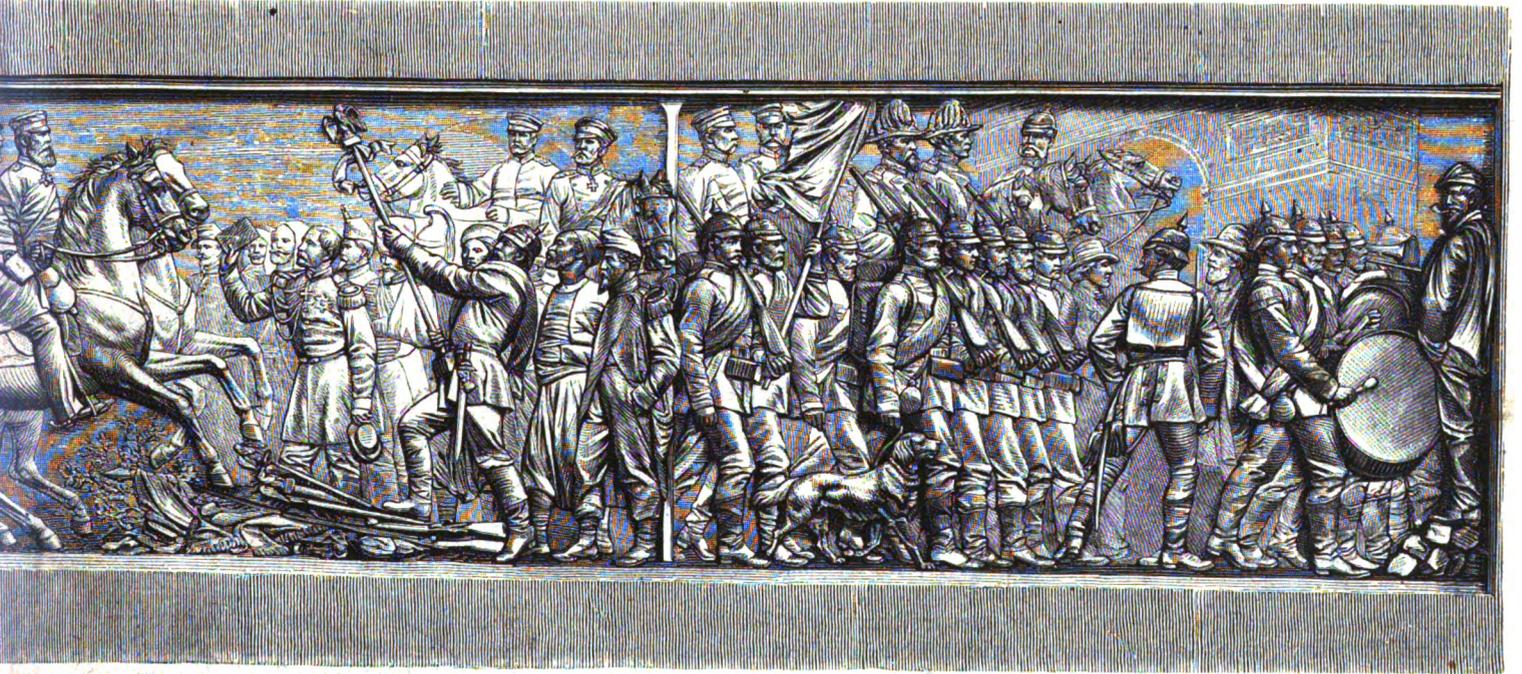
„Ich danke Ihnen,“ antwortete Feodore.

Die scheinbare Apathie des Mädchens mochte der energischen Fürstin doch allmählich zu viel werden, denn sie versetzte etwas entschiedener: „Ich muß offen gestehen, unter den jetzigen Verhältnissen kann ich Ihnen gleichfalls nur rathen, das Grubejche Haus möglichst bald zu verlassen.“

enkmal zu Berlin.



Verleihung des Ordens pour le mérito an den Kronprinzen. -- Modellirt von Robert Schulz.



Frankreich. -- Kapitulation von Sedan. -- Modellirt von Karl Keil.

Einzug in Paris.

worin diese bestehen?“ Ein Hauch von Farbe stieg in Feodorens bleiche Wangen, um alsbald wieder zu verschwinden.

„Ich konnte noch keine machen,“ antwortete sie.

„Das glaube ich wohl! Ihre Zeit ist ja so überfüllt gewesen in den letzten Wochen mit Arbeit und Sorge! Doch hatte mir früher schon meine Schwägerin mitgetheilt, daß Sie Grund hätten, das Haus Ihres Pflegevaters verlassen zu wollen, und ich sollte mir denken, daß jetzt, wo dieser nicht mehr ist, Sie jenen Grund doppelt empfinden, und ich wollte

„Ich bin bereits entschlossen, das zu thun,“ entgegnete Feodore nicht ohne Würde, „in einigen Wochen denke ich --“

Die Fürstin mußte sich zusammennehmen, ihre innere Ungeduld nicht zu zeigen. „In einigen Wochen?“ wiederholte sie, „da zwingen Sie mich, sehr -- sehr gegen meinen Willen, noch deutlicher zu werden und Ihnen offen zu gestehen, wie mir -- mir persönlich daran liegt, daß Sie jetzt schon gehen, sobald wie irgend möglich.“

Wieder war es der erstaunte fragende Blick, den Feodore auf die Fürstin warf.

„Sie erlassen es mir, Ihnen meine Gründe zu nennen, nicht wahr, liebes Kind?“ fuhr diese fort in dem bestimmenden Tone, mit welchem sie in ähnliche Fragen bereits die Zusage zu legen wußte. Allein Feodore bildete eine Ausnahme von der Allgemeinheit; ihre Unschuld und Unbefangenheit waren Waffen, gegen welche es selbst dem Zauberstabe dieser seltenen Frau schwer wurde, anzugehen.

„Weshalb sollte ich Ihre Gründe nicht wissen wollen?“ frug Feodore einfach, „sie gehen mich doch an!“

Die Fürstin war aufgestanden und ans Fenster getreten; sie schien sich einen Augenblick zu befinden, dann kehrte sie zu ihrem Platz zurück und nahm die Hand des jungen Mädchens in die ihre. „Sie sind nicht ganz wie andere Menschen, Fee,“ jagte sie dann, „und so glaube ich mich auch berechtigt, anders mit Ihnen zu verkehren, offener mit Ihnen zu reden, als ich es sonst thun würde; doch ich will es, und wie ich Sie beurtheile, glaube ich, daß ich keinen Grund haben werde, meine Offenheit zu bereuen. Sie betrachteten, als ich eintrat, wenn ich nicht irre, das Bild meines zweiten Sohnes —“

Sie hielt inne. Wieder stieg dem jungen Mädchen das Blut bis in die Schläfen, um alsdann zurückweichend einer Marmorblässe Raum zu geben.

Die Fürstin beobachtete sie scharf und fuhr fort: „Dieser mein Sohn ist es, der sein Leben wagte, um das Ihrige zu retten, wie es nicht anders seine Pflicht war; die Prinzen unseres Hauses haben es sich stets zur Ehre gemacht, den Bedrängten beizustehen, und ich bin stolz darauf, daß auch meine Söhne den Fußtapfen ihrer Ahnen hierin folgen.“

Die scharf betonten, mit Selbstbewußtsein gesprochenen Worte hatten ihren bestimmten Zweck. Ob dieser erreicht wurde? Die Fürstin vermochte nichts hinter den gesenkten Wimpern ihrer Zuhörerin zu lesen.

„Es ist begreiflich,“ fuhr die hohe Frau mit einer weicheren Modulation ihres ausdrucksvollen Organs fort, „daß Sie für Ihren Retter eine gewisse, ich sage lieber, eine große Dankbarkeit empfinden, nicht wahr, liebes Kind?“

Feodore beugte das Haupt.

„Bei ihm nun, bei meinem Sohn,“ sprach die Fürstin weiter, „Sie sehen, wie rückhaltlos offen ich gegen Sie bin, Fee, — wird diese Dankbarkeit Ihrerseits durch ein Gefühl lebhaftesten Interesses erwidert, wie dies auch nicht anders natürlich ist für jemanden, um deswillen man selbst bis an den Rand des Grabes gegangen — das alles liegt im Laufe der Natur —“ Wieder hielt sie einen Augenblick inne; Feodore regte sich nicht.

„Was aber in diesem Falle eine krankhafte Zuthat, eine psychologische Erscheinung, die keineswegs unbedingt mit jenem Gefühle zusammenhängt, ist, daß meines Sohnes erregtes Gehirn sich während seiner Krankheit beständig mit Ihnen beschäftigt, daß auch jetzt, wo Gottlob die Gefahr überstanden, seine Genesung zurückgehalten wird, indem er sich in Bezug auf Sie Illusionen hingibt, wie man sie nur durch seinen immer noch krankhaften Gemüthszustand zu deuten vermag. Es gibt für ihn, nach Aussage des Arztes und meiner eigenen Einsicht, nur ein Mittel der Heilung: er darf Sie nicht wiedersehen.“

Sie sah, wie Feodore zusammensuckte und die großen traurigen Augen zu ihr aufschlug; es lag wie die stumme Frage in dem berebten Blick: Ist es möglich, daß er geheilt werden muß von seiner Liebe zu mir, als sei diese eine verderbenbringende Seuche?

Die Fürstin war ergriffen, allein sie durfte nicht weichen werden. „Sie verstehen mich, liebe Fee,“ sagte sie mit freundlicher Bestimmtheit, „und verstehen jetzt auch, weshalb ich Ihr Fortgehen von hier, Ihr möglichst baldiges Fortgehen wünsche, ehe mein Sohn, wie dies in den nächsten Tagen geschehen wird, sein Krankenzimmer verlassen und wieder in Verkehr mit der Außenwelt treten kann. Ich berufe mich dabei auf das Gefühl der Dankbarkeit, welches, wie Sie selbst zugeben, Ihr Herz gegen Ihren Retter erfüllt, und bitte Sie, diese dadurch zu beweisen, daß Sie —“

„Daß ich weggehe, wo er mich nie, nie finden kann,“ ergänzte Feodore tonlos und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Armes Kind!“ sagte die Fürstin. „Ich verstehe Sie und beklage tief, daß es so kommen mußte, allein Sie selbst bestärken mich in dem, was ich bereits gesagt; auch für Sie ist es besser so. In einer neuen Umgebung werden auch Sie aufleben, werden vergessen.“

Feodore hatte ihr thränenloses Gesicht aus den Händen gehoben und stand aufrecht vor der Fürstin. „Ich werde nie vergessen, Fürstin,“ sagte sie, „aber ich kann für ihn alles thun, auch das, ihn nicht mehr zu sehen.“

„Ich wußte, daß Sie so entscheiden würden, liebes selbstloses Kind!“ rief die Fürstin und wollte das Mädchen mit warmen Dankesworten an sich ziehen. Allein Feodore wehrte sie ab. „Sagen Sie das nicht, danken Sie mir nicht!“ sagte sie mit einer Würde, welche die Fürstin stannen machte, „es erniedrigt mich, wenn Sie mich loben für das, was ich für ihn thue.“

„Aber wissen Sie denn, wohin Sie Ihre Schritte wenden?“ drang die Fürstin weiter, als sie sah, daß Feodore sich zum Gehen anschickte.

„Gott wird mir den Weg weisen,“ antwortete diese ruhig.

„So warten Sie noch einen Moment und hören Sie den Vorschlag, den ich Ihnen zu machen habe. Hofrath Pergast reist morgen früh Familienverhältnisse halber in die Schweiz; begleiten Sie ihn. Ich habe bereits mit ihm die Sache besprochen, er nimmt Sie gerne unter seinen Schutz. Dort, in der Nähe von Lausanne, hat er eine alte Tante, sie bedarf einer Stütze im Hause, sie wird Sie bereitwillig aufnehmen.“

Feodore fühlte sich vollständig widerstandslos. Sie mußte fort, fort, wo Er, den allein sie liebte auf der weiten Welt, sie nie finden, nie etwas von ihr erfahren konnte, da kümmerte sie wenig das Wohin. Ja, sie wollte den Hofrath begleiten. Von Herzweh zerrissen und in der dumpfen Apathie des Schmerzes, die jedes andere Gefühl verschlingt, gab sie auch dem Wunsche der Fürstin nach, ihre Abreise vor allen geheim zu halten. Auch an die Kommerzienrätthin und Bertha wollte sie nur brieflich einige kurze Abschiedsworte hinterlassen; es war ihr recht, daß Robert keine Spuren ihres künftigen Aufenthaltsortes in die Hand gegeben würden.

Die Nacht verging für Feodore in dem Ordnen der wenigen Effekten, auf welche sie ein persönliches Anrecht zu haben glaubte, und in dem Schreiben jener Abschiedszeiten. Erstere sollten ihr durch Vermittelung der Fürstin nachgeschickt werden; sie nahm nur das Nöthigste in einer Handtasche mit.

Als der junge Sommertag graute, machte sie sich auf den Weg, wo der fürstliche Wagen sie wieder abseits erwartete.

Die Waldwege waren feucht von Nachthau, und wie sie dahin schritt, gedachte Feodore jenes Waldwegs oben auf dem Berge, wo ihr Prinz Ernst das erste Mal begegnet, und jetzt mußte sie vor ihm fliehen; seine Mutter wollte es so, und sie begriff es, er durfte sie nicht lieben, das arme Mädchen von der Landstraße. Hofrath von Pergast stand reisefertig im Schloßportal, auch die Fürstin war dort, trotz der frühen Morgenstunde.

„Ich darf Ihnen nicht danken?“ frug sie.

Feodore schüttelte den Kopf.

„Wir müssen aufahren, sonst erreichen wir den Zug nicht!“ sagte der Hofrath, indem er in den Wagen sprang.

„Sie werden auch ferner Ihr Versprechen halten?“ frug die Fürstin noch einmal und reichte der Scheidenden die Hand. Feodore berührte sie mit der ihren, sie hatte keine Worte. Stumm saß sie in ihrer Ecke, indem der Wagen sie von dannen führte, sie, die Heimatlose, Flüchtige.

Und je weiter sie fuhren, um so mehr war es ihr, als rufe eine Stimme, ach, eine liebe wohlbekannte Stimme sie zurück. O, wie süß, wie leicht hatte ihr der Flammentod gescheinen in den Armen des Geliebten, im Vergleich zu dem brennenden Heimweh, das jetzt schon ihr Herz zu verzehren begann!

Müde wandte sich Prinz Ernst auf seinem Lager. „Wie siehst Du wohl aus und glücklich, Mama, wie eine Siegesgöttin; und ich, so elend fühlte ich mich während meiner ganzen Krankheit noch nie!“

„Es ist die Schwäche der Genesung, mein Sohn!“ sprach lächelnd die hohe Frau. (Schluß folgt.)

## Die Reliefbilder am Siegesdenkmale zu Berlin.

Nachdruck verboten.  
S. 11, VI. 70.

(Zu den Bildern auf S. 180 und 181.)

Den drei glänzenden Feldzügen der großen ereignisreichen Zeit von 1864 bis 1871, welche man künftig als die Epoche der nationalen Auferstehung Deutschlands zu bezeichnen hat, gebührt ein gemeinsames Denkmal. Die Siege gegen Oesterreich wären nicht erfochten worden, hätten der Staat und die Armee nicht in Dänemark das Bewußtsein ihrer Kraft erlangt; der französische Krieg wieder wurzelt in den Konsequenzen des österreichischen.

Die am 2. September dieses Jahres enthüllte Siegessäule auf dem Königplatz zu Berlin veranschaulicht daher diese gesammte Periode des Kampfes und der Einigung Deutschlands, die übrigens auch durch Werners Bild in der Säulenhalle mit Meisterschaft allegorisch zusammengefaßt wird.

Die Reliefbilder auf dem Sockel unter der Säulenhalle geben die einzelnen Abschnitte des Kampfes und als Schluß den Siegeseinzug in Berlin.

Auf der Offseite erblicken wir den dänischen Krieg, von Calandrelli modellirt. Hier ordnet der Stoff sich noch leicht dem Künstler unter; außer dem alten Feldmarschall Wrangel zeigt das Relief keine Gestalt, die so allgemein bekannt wäre, daß jeder Beschauer schon ein fertiges Bild mitbringt und danach urtheilt. Calandrelli konnte seine Figuren fast völlig freischaffen, er durfte ihnen nur Leben geben, um Interesse für sie zu wecken. Die wenigen Hauptfiguren waren leicht an eine günstige Stelle zu bringen, das übrige ohne Zwang darum zu fügen. Deshalb wirkt dieses Bild auch so drastisch, zumal die rechte Hälfte, die den Pülppler Sturm darstellt. Da ist Leben und Bewegung gegeben, ohne verwirrende Ueberhäufung von Figuren, das Ganze leicht verständlich und leicht übersichtlich.

Der österreichische Krieg läßt sich sehr wohl durch die Schlacht von Königgrätz zusammenfassen. In dieser wieder ist kein Augenblick ruhrender, großartiger, bedeutungsvoller für die Zukunft des Vaterlandes, als die Begegnung König Wilhelms mit dem Kronprinzen. Der Künstler, Bildhauer M. Schulz, hat daher diesen Moment für die Mittelgruppe in seiner auf der Nordseite des Denkmals angebrachten Komposition gewählt. Der König ist begleitet von Bismarck, der in der Kürassieruniform zunächst hinter ihm reitet, dann von Koon und von Moltke. Dieser dreht sich halb zur Seite, um mit General Voigts-Rheze zu sprechen, der damals Generalstabschef des Prinzen Friedrich Karl war und in solcher Eigenschaft großen Antheil an den Vorgängen des 3. Juli hatte. In der Umgebung des Kronprinzen zeigt das Relief vorn gegen die Gestalt des Königs hin Blumenthal, den Generalstabschef, und General Stosch, den Quartiermeister, hinter dem Kronprinzen erscheinen General Steinmetz und Prinz August von Württemberg, der Sieger von Nachod und Soor.

Die Stellung des Königs seinem Sohne, dem glücklichen Feldherrn gegenüber, welchem an dem denkwürdigen Tage die wichtige Rolle zufiel, durch sein rechtzeitiges Erscheinen auf dem Schlachtfelde in der Entscheidungsstunde den Ausschlag zu geben, ist dabei mit Glück veranschaulicht. Die Ruhe des greisen Monarchen drückt das Vertrauen aus, mit dem er auf den Kronprinzen gerechnet, dessen lebhaftige Bewegung wieder den Drang verräth, zu kommen, zu helfen und sich des Vaters würdig zu zeigen. Innige Freude verklärt die eine, Begeisterung die andere Gestalt. In der Hand hat der König den Orden pour le mérite, um ihn dem tapferen Sohne zu überreichen. Diese rein äußerliche Zuthat erscheint für die Wirkung des Ganzen unnöthig, fast beeinträchtigend. Kommende Geschlechter können über den Werth der Auszeichnung vielleicht ganz anders urtheilen, als wir es thun, und die Scene nicht so verstehen, wie es die Gegenwart vermag. Auf das Wiedersehen und die Begrüßung fällt bei weitem das Hauptgewicht. Allein die geschichtliche Erinnerung verleiht dem Beiwerk doch Berechtigung. König Wilhelm hatte selbst den Orden aus Berlin mitgenommen, um ihn, sobald der Sohn den Lorbeer errungen, diesem an die Brust zu heften. Das geschah bekanntlich am Abend der Schlacht von Königgrätz, und König

Wilhelm bewahrt jenem Augenblicke trotz der größeren Ereignisse, welche seitdem über das Vaterland hingegangen sind, ein sehr reges Andenken.

Viel Mühe hat dem Künstler hier eine technische Schwierigkeit gemacht. Es ist die Haltung der beiden Pferde, die sich entgegen kommen, so daß die vier Vorderbeine auf engem Raume vereinigt werden. Sie zu kreuzen oder in einander zu schieben, erwies sich als unmöglich, ein Zoll weiter oder näher veränderte den Eindruck des ganzen Bildes. Gerade an diesem Theile hat der Künstler daher am meisten studiren und ändern müssen. Naturgemäß entstand unter den Vorderbeinen der Pferde genau im Mittelpunkte des Bildes ein leerer Raum, und dessen Ausfüllung erforderte viel Nachdenken, daher zwischen den Pferdeköpfen der Krieger, welcher dem siegreichen Könige eine eroberte Fahne bringt, ferner am Boden das Kanonenrohr, der Tornister, eine Radnarbe, die ungewollungen und als nothwendige Ausstattung des Schlachtfeldes angewendet sind. Auch der sterbende Krieger, der in den Siegesjubel einstimmt, die Hand gegen den König erhebend, ist auf diese Weise gut verwerthet.

Triumphirende Soldaten, auf der rechten Seite die Musiker des 2. Garderegiments, rahmen diese Gruppe ein, die den erregenen Sieg verherrlicht.

Der Theil des Reliefs zur Linken ist besonders figurenreich; er stellt den noch tobenden Kampf dar. Das Motiv wurde hier übrigens nicht aus der Schlacht von Königgrätz genommen, sondern von Nachod her. Dort eroberten die Nachod-Drägoner in dem glänzenden Reitergefechte bei Wyssokow die erste österreichische Standarte. Die Darstellung dieser denkwürdigen Scene war dem Künstler aufgetragen, er hat sie passend, wenn auch in sich abgeschlossen, in die Komposition eingefügt. Der enge Raum, welcher für das Bild des wild bewegten Kampfes, bei dem Streiter und Rosse über einander stürzen, zur Verfügung stand, erschwerte die Ausführung; erst nach zahlreichen Aenderungen und Verbesserungen gelang das Werk. Auch die technische Herstellung des Modells mißglückte mehrfach. Mag man vielleicht einwenden können, daß der Reichthum an Gestalten hier der Darstellung Unruhe gibt: der Charakter des Reiterkampfes ist trefflich wiedergegeben, die Haltung der Streiter, der Rosse voll Treue und Wahrheit.

Trompeter Duchale und der österreichische Fahnenträger, der das Feldzeichen verteidigte, das jener ihm entreißen will, bilden die beiden Hauptfiguren. Um diese drängen sich andere, unter denen nur die Kämpfer im allgemeinen, nicht bestimmte Persönlichkeiten gemeint sind.

Zwischen der Scene des Reiterkampfes und der Hauptgruppe erscheint, den leeren Mittelraum füllend, daher eine selbständige Stellung einnehmend, die Feldgestalt des Prinzen Friedrich Karl, das Auge auf die sechtenden Drägoner gerichtet. Dem tapferen Feldherrn, der aus eigenem Antriebe den Entschluß faßte, bei Königgrätz anzugreifen, gebührt dieser besondere Platz. Der ruhige überlegende Ausdruck in Haltung und Gesicht ist dabei historisch weit treuer, als ihn die meisten Bilder geben, die den Prinzen in der Regel auf feurig erregtem Pferde hinprengend zeigen, also den Husarengeneral Friedrich Karl, nicht den Feldherrn, der in der Geschichte unsers Vaterlandes die bei weitem höhere Stellung einnimmt.

Rechts von der Hauptgruppe hatte der Künstler ursprünglich, seine Komposition als ein völlig isolirt dastehendes Ganze auffassend, die Heimkehr der Krieger angebracht; Frauen begrüßten die Sieger im Vaterlande. Allein der Kontrast dieser friedlichen Scene voll anmuthiger Gestalten gegen die bewegten Gruppen daneben wirkte zu stark, und das Wolffsche Relief auf der gegenüberliegenden Südseite schloß ohnehin mit der Darstellung des Einzuges in Berlin die einheitlich zusammengefaßte Epoche aller drei Kriege in ähnlicher Weise ab. Es hätte, da zwischen beiden Bildern sich noch der französische Krieg einschob, eine Art Wiederholung und in der fortschreitenden Entwicklung eine Unterbrechung stattgefunden. Daher wählte Schulz

schließlich das für die Darstellung der Scenen des Schlachtfeldes unerlässliche Samariterwerk. Verwundete werden aufgehoben und in den bereitstehenden Wagen gelegt. Die zu Pferde sitzende Figur gibt hier das Porträt des Künstlers. Vor dem Wagen, das Ganze schließend, hat der Heldentod des Prinzen Anton von Hohenzollern, der bekanntlich bei Königgrätz verwundet wurde und bald darauf starb, sein Monument erhalten.

Die schlichte Auffassung der Samaritergruppe wirkt übrigens auf das günstigste. Die Thaten derer, die unter dem Banner des rothen Kreuzes so Großes vollbracht haben, konnten nicht besser gefeiert werden.

Zwei rein äußerliche Beigaben, der Wegweiser mit der Inschrift: „Nach Königgrätz  $\frac{1}{2}$  Meile“ und sein Bildstock mit dem heiligen Nepomuk sollen an den Boden erinnern, auf dem die geschilderten Ereignisse sich vollzogen.

Auf der Westseite des Denkmals nun hat K. Keil den französischen Krieg bearbeitet. Die Bedenken bei der Wahl der Scenen zwangen den Künstler zu einer Dreitheilung des Feldes, doch wirken alle drei Bilder innerlich und äußerlich harmonisch zusammen. Die Mitte füllt der Tag von Sedan. Auf den ersten Blick frappirt es, hier nicht den besiegten Monarchen vor dem siegreichen zu sehen. Allein Kaiser Wilhelm selbst wünschte in der Milde und Zartheit, die überall sein Thun bestimmt, nicht durch den überwundenen Gegner die eigene Erscheinung zu heben, hat es doch aller Gründe der Kunst und der historischen Wahrheit bedurft, um ihm überhaupt die Genehmigung zur Einfügung seiner Person in die Bilder zu entlocken. So blieb keine Wahl, und der Bildhauer mußte sich der für die Darstellung sehr spröden Scene zuwenden, in welcher Graf Reille den Brief Napoleons überreichte. Eroberte Trophäen werden von den Soldaten vor König Wilhelm niedergelegt. Gefangene französische Krieger — Turkos und Zuaven darunter — schauen erwartungsvoll auf den siegreichen Monarchen.

Neben dem Kaiser reitet der Kronprinz und hinter beiden im Vordergrunde Fürst Bismarck, dann Moltke, Roon und noch besonders von der Umgebung abgehoben der Kronprinz von Sachsen, der an der Spitze der Maasarmee so wesentlich zu dem großen Siege beitrug. Hinter diesen vier Figuren folgt zunächst im Hintergrunde Prinz Karl, der treue Begleiter seines königlichen Bruders, kenntlich an dem Artilleriehelm mit rundem Knopf. Daneben erscheint in der Mitte Prinz August von Württemberg, der Kommandeur des Gardekorps, das bekanntlich auch bei Sedan mitfocht, nachdem es bei St. Privat einen so blutigen Vorbeer gepflückt.

Halb hinter dem Prinzen Karl erblickt man den Prinzen Luitpold von Baiern, daneben im Federhut den Großherzog von Weimar, und, wieder in den Vordergrund tretend, den seitdem verstorbenen Prinzen Albrecht Vater, Kommandeur der 4. Kavalleriedivision. Hinter dieser Gruppe ziehen sich die Mauern der Festung Sedan hin — am rechten Ende zeigt sich das geöffnete Thor und vor demselben der als Führer des 11. Armeekorps bei Sedan gefallene General von Gersdorff, neben ihm General Manteuffel, der, wenn er auch bei Sedan selbst nicht betheiligte war, doch durch den Sieg von Noisseville, den er zu gleicher Zeit erfocht, eine historische Beziehung zu dem letzten entscheidenden Erfolge über das Kaiserreich gewann. Den Abschluß links bildet eine Gruppe verwundeter oder noch kämpfender Krieger — das Vorbild zu dem rechts dargestellten Triumph. Generalarzt Dr. Wilms verbindet einen am Arm getroffenen Soldaten.

Links neben diesem Hauptbilde hat der Künstler den Auszug aus der Heimat und die werktätige Betheiligung der Zurückbleibenden zum Gegenstande einer besonderen Gruppe gemacht. In der Mitte nimmt ein Wehrmann Abschied von seinem Weibe; links davon eilen die Krieger mit Waffen und Fahnen schon hinweg. Rechts wetteifern die Frauen mit den Männern; eine Diakonissin legt in die mit dem rothen Kreuz geschmückte Kiste die Gaben nieder, welche eine andere Frauengestalt in weltlicher Tracht ihr darreicht. Diese letzte Figur wirkt bei aller Einfachheit überaus anziehend; es ist des Künst-

lers Schwester. Hinter beiden, ihr Thun mit seinem Blicke leitend, steht Generalarzt Langenbeck; links neben ihm sieht man den Leibarzt Dr. Böger. Krieger, der eine mit zwei Krücken auf der Schulter, der andere das Werk der Liebe preisend, füllen den Raum zur Seite, darüber erscheint hoch zu Ross der Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege, Fürst von Pleß.

Den Hintergrund bildet eine Lokomotive, um das nahe Bevorstehen der Abfahrt anzudeuten und gleichzeitig auf die große Rolle hinzuweisen, welche die Eisenbahnen im letzten Kriege spielten. Oben steht der Heizer, ein Repräsentant der tausende von pflichttreuen Arbeitern, die zu Muß und Frommen des gemeinsamen Werkes Leben und Gesundheit wagten, ohne gesehen, mit Orden bedacht oder in Wort und Bild gepriesen zu werden. Mit ruhigem selbstbewußten Blicke überhaut er das bunte Treiben.

Am anderen Ende des Bildes, rechts neben der Hauptgruppe, wird in einfacher und lebendiger Art der Einzug in Paris geschildert, dem auf den Trümmern der zerstörten Barrikade ein Kommunarbeiter zusieht, sehr charakteristisch gezeichnet, in blauer Blouse, die kurze Thonpeife im Munde, die Hände in den Hosentaschen, eine Figur, wie man sie am Thore jeder französischen Stadt, jedes Dorfes sehen konnte. Ueber den Truppen weht die Fahne, und im Hintergrunde sind die Generale von Gindesin (der verstorbene Generalinspektor der Artillerie), die Baiern Hartmann und Tann, sowie Alvensleben I, Kommandeur des 4., und Kirchbach, der des 5. Armeekorps, die Reihe von vorn beginnend, abgebildet. Der Hintergrund zeigt ferner den Arc de triomphe. Eine eigenthümliche Zuthat bildet der die Krieger begleitende Hund, von dem Künstler geschickt angebracht, um die Füße der marschirenden Soldaten zum Theil zu verkleiden und so eine Abwechslung hervorzurufen. Ueberall liefen solche Thiere als treue Gefährten der Bataillone mit; dies Mittel durfte also sehr wohl verwerthet werden, ohne vom Thatfächlichen abzuweichen.

Auf diesem Theil des Reliefs sehen wir übrigens Keils Porträt. Der Künstler steht, den Filzhut auf dem Kopfe, zwischen dem Musikkorps und den Truppen; der Jüngling ihm gegenüber, zur Linken des vordersten Gliedes, ist sein Gehilfe.

Auf der Südseite hat Professor Wolff den Einzug der Sieger in Berlin modellirt, den Kaiser von seinen Großen und den deutschen Fürsten umgeben, in die geschmückte Hauptstadt hineinreitend und von deren Vertretern begrüßt. Darüber stehen in goldenen Lettern die Worte: „Das dankbare Vaterland dem siegreichen Heere.“

Alle vier Reliefbilder sind aus dem Metall eroberten Geschütze gegossen, aber mit einem Bronzeüberzug versehen, um einen gleichmäßigen Ton zu erhalten.

Die populäre Art der Darstellung, welche jede Allegorie verbannt und ganz realistisch aufgefaßt ist, übt eine kräftige Wirkung aus, der sich niemand entziehen kann. Zumal vermag dies die treffliche Durchführung der Porträts, die kaum irgendwo an einem anderen Monument sorgfältiger beachtet ist. Erstaunlich scheint die treue, ja oft peinliche Behandlung aller Kleinigkeiten, wie es der Orden in der Hand des Königs zeigt. Dies Eingehen in die scheinbar unwichtigen Zufälligkeiten steht sogar zu der monumentalen Bedeutung und Auffassung des ganzen Bauwerkes im Widerspruch. Allein sie stört doch die letztere keineswegs, sondern ist nur ein Beweis der Liebe, mit welcher Künstler und Bauherr — unser Kaiser, der selbst mit der lebhaftesten Sorge die Herstellung des Denkmals und seiner Ornamente überwachte — ihren Gegenstand, die Armee, das Volk in Waffen, behandelten. Es ist die Sehnsucht, dasjenige, was uns allen lieb geworden ist, der Vergänglichkeit zu entreißen, die Dankbarkeit gegen die kleinen Mittel der großen That.

Die Treue und die Wahrheit, diese beiden idealen Motive, die in der durch das Denkmal verherrlichten historischen Epoche so mächtig im ganzen preussischen und deutschen Volke wirkten, haben auch hier Stift und Meißel geleitet.

W. von Dünheim.

## Die evangelische Allianz in New-York.

Nachdruck verboten.  
Sef. v. 11./VI. 70.

(Von einem Augenzeugen.)

„Sie reisen nach New-York zur evangelischen Allianz? Was ist das für eine Versammlung?“ so redete mich ein elegant gekleideter älthlicher Herr mit fein gepflegtem grauen Vollbarte und weißem Haupthaar an. Ich stand hinterm Steuerhaus am Spiegel der „Mosel“, des schönsten und größten der prachtvollen Norddeutschen Lloydsschiffe, und schaute hinab in das tolle Spiel der wirbelnden, von den Riesenschlägen der Schraube zu weißem Gischte gepeitschten Wogen. Deutschlands flaches Nordgestade war längst den Blicken entschwunden; wir steuerten bereits südwestlich, der Küste Englands zu.

„Die Allianz? Nun sie ist eine freie Versammlung evangelischer Männer aus allen Welttheilen; und was sie erstrebt, ist, neben dem Segen persönlicher Gemeinschaft, die Konstatirung der Thatsache, daß trotz aller konfessionellen Unterschiede dennoch eine kompakte und imponirende Einheit innerhalb der evangelischen Kirche besteht. Werden Sie uns während unserer Sitzungen in New-York vom 2. bis 12. Okt. nicht einmal besuchen?“

„Muß bedauern, mein Weg führt mich diesmal nicht über den Ocean. Vor wenigen Wochen habe ich noch im Sterben gelegen; nun schickt mich mein Arzt nach der Insel Wight zur Erholung in der kräftigenden und dort so süßlich milden Seeluft. Indes, auch wenn ich Sie bis ans Ziel Ihrer Reise begleitete, ich weiß ja nicht, ob ich mit dem Geiste Ihrer Versammlung würde sympathisiren können. Welcher Art ist denn die „evangelische Einheit“, die Sie repräsentiren wollen? Wo haben früher solche Versammlungen Ihrer Allianz stattgefunden?“

„Im Jahre 1846 bei einem großen Meeting in London ist der Allianzgedanke zum ersten Male besprochen und eingehend berathen worden. Die große Londoner Weltausstellung vom Jahre 1851 sah den Plan zum ersten Male verwirklicht. Die zweite Versammlung fand 1855 in Paris statt. Die dritte 1857 in Berlin. Der Bericht von dem glänzenden Empfange der 1200 Delegirten in Potsdam durch König Friedrich Wilhelm IV und seine Gemahlin ging ja damals durch alle deutschen Zeitungen. Die letzten beiden Versammlungen wurden 1861 in Genf und 1867 in Amsterdam gehalten. Die jetzt bevorstehende sechste in New-York ist schon zum zweiten Male aufgeschoben worden, 1869 und 1870, in welsch letzterem Jahre der französisch-deutsche Krieg die bis ins kleinste Detail schon getroffenen Arrangements so schmerzlich vereitelte. Nun wird ja hoffentlich nicht noch einmal etwas dazwischen kommen.“

„Danke für gütige Belehrung. Aber die Hauptsache ist mir noch unklar geblieben. Solch eine Versammlung muß doch gewisse Schranken ziehen. Ich möchte wohl wissen, ob Sie Leute meines religiösen Kalibers zulassen würden?“

„Ich habe zwar nicht die Ehre, Ihr Kaliber genauer zu kennen, doch wäre es möglich, daß Ihre Stellung außerhalb der Schranken unserer Versammlung siele. Schon im Jahre 1846 sind auf der ersten Londoner Versammlung neun Fundamentalsätze aufgestellt worden, deren Leugnung von der Gemeinschaft mit der Allianz ausschließt. Wir wollen auf positivem Offenbarungsboden stehen, und darum halten jene neun Sätze alle wesentlichen Glaubensathatsachen, die in der evangelischen Kirche von ihrem Ursprunge an gelehrt sind, als unveräußerlich fest.“

„Darf ich nicht einige dieser Punkte hören?“

„Ich kann sie Ihnen alle neun nennen, wenn Sie wünschen: 1. Die göttliche Eingebung, Autorität und Genugsamkeit der heiligen Schrift. 2. Recht und Pflicht des selbständigen Urtheils in der Auslegung der Bibel. 3. Einheit des Wesens und Dreieit der Personen in Gott. 4. Rechtfertigung allein durch den Glauben . . .“

„Halten Sie ein, Verehrter, ich habe genug! Vor meinem Besuche in New-York wären Sie sicher. Ich habe auf unseren Schulen genug gelernt, um von diesen Anschauungen vergangener Jahrhunderte geheilt zu sein. Mein ursprünglicher Gedanke, als mir einer aus unserer Schiffsgeellschaft von Ihrem Reiseziele erzählte, war der, die Allianz sei ein erweiterter Protestantenverein; und da erklärte sich mir dann eine so weite

und umständliche Reise. Aber um über solchen ausgelebten Orthodogieren sich die Hand zu reichen, dreitausend Seemeilen zurückzulegen, das wäre nicht meine Sache. Ich gratulire Ihnen nur, daß die Versammlung nicht in Deutschland gehalten wird, da bekämen Sie heutzutage keine zwölfhundert Potsdamer mehr zusammen, es müßten denn nur Potsdamer und Ausländer sein. Ich wünsche Ihnen wenigstens, daß Ihnen in New-York nicht allzu schmerzliche Enttäuschungen bevorstehen.“

Mit diesen Worten verabschiedete sich mein freundlicher Reisegefährte, und ich fand vor unserer Landung in Southampton nur noch vorübergehend Gelegenheit, hier und da ein paar Sätze mit ihm auszutauschen.

Aber wie oft habe ich an das eben berichtete Gespräch wieder zurückdenken müssen! Die Auspicien, die mein Schiffsfreund mir stellte, lauteten so niederschlagend; die ganze Sache war für Nordamerika, das religiös hundertfach zerklüftete, etwas so Neues; die Hoffnung aufs Gelingen auch einem Manne wie Dr. Philipp Schaff von New-York, der hauptsächlich dafür gewirkt und sich noch vor wenigen Wochen bei mir dahin ausgesprochen hatte, noch immer so zweifelhaft, daß die Erwartungen wohl etwas herabgestimmt werden konnten. New-York, eine der größten Handelsstädte der Welt, mit ihrem rastlosen stürmischen Treiben, dem kolossalen Geschäftsleben, das jedem Einwohner als erste Klugheitsregel die Maxime mit auf den Weg gibt: „Zeit ist Geld!“ — dies New-York sollte Muße genug haben, um einer Versammlung Zuhörer zu stellen, die anderthalb Wochen lang sich mit weiter nichts als religiösen Gegenständen beschäftigen wollten?

Aber wie sollten alle diese Bedenken auf das großartigste beschämt werden!

Schon der Empfang war verheißungsvoll genug.

In Southampton hatten noch drei weitere deutsche Delegaten mit ihren Söhnen die „Mosel“ bestiegen, das eigentliche geistige Gros der deutschen Allianzbesucher, schweres und schwerstes Geschütz in Kopf und Koffer mit sich tragend.

Ich schweige von den Freuden und Leiden der zwölftägigen Ueberfahrt, und wie verschieden beide unter uns ausgetheilt waren. Der damalige Zustand einiger entzieht sich ohnedies am liebsten der eingehenden Beschreibung und sucht, wie auf dem Schiffe selbst, die stille und schonende Verborgenheit. Genug, unter Gottes Hut wurde die lange Fahrt glücklich vollbracht, und der orkanartige Sturm, der in der Nacht vom 24. auf den 25. August allein an der Küste Neufundlands und der Hudsonsbailänder gegen dreizehnhundert Schiffe und neunhundert Menschenleben verschlungen hat, wurde von uns nur durch seine allerdings noch genügend schauerlichen Wirkungen in die Ferne gespürt.

Sonnabend den 6. September fuhrn wir in den herrlichen Hafen von New-York ein. Und der erste, der, drei Stunden vor der Ausseifung mit dem kleinen Postdampfer angelangt, während des Quarantaineaufenthaltes unsere „Mosel“ bestieg, war ein Abgesandter der Allianz, der uns nicht nur begrüßte, sondern, was in diesem Falle noch wichtiger war, uns und unsere Effekten durch Steuerbeamte und aufdrängerische Kutscher und Kofferträger und Lohnbedienten zc. hindurch sicher in unser Quartier besorgen sollte. Das Enaktskind mit dem gutmüthigen, wohlwollenden Gesichte, der treue Pastor von Hoboken, Reverend Mohn, steht noch lebendig vor meiner Seele. Er war auch der letzte, der vor der Rückfahrt uns Deutsche noch einmal alle zusammen um seinen gastlichen Tisch vereinigte und dann auf die in nächster Nachbarschaft dampfende „Donau“ geleitete.

Auf dem Pier des Norddeutschen Lloyd in Hoboken harrten unserer bereits die freundlichen Wirths, die — Deutsche und Amerikaner — sich erboten hatten, uns gastlich aufzunehmen. Eigentlich war nur den eingeladenen Männern, die einen Vortrag auf der Allianz übernommen hatten, und auch diesen nur für die Versammlungstage vom 2. bis 12. Oktober, freies Quartier und gastliche Bewirthung verheißen worden. Aber

wie hätte uns der New-Yorker Gastfreundschaft erlaubt, in ihrer City ein Hotel aufzusuchen! Wir wurden sofort am ersten Abende in verschiedenen Familien untergebracht, und hunderte anderer zumal deutscher Familien bedauerten es, daß sie nicht gleichfalls fremden Gästen ihre Räume öffnen konnten.

Beispiellose Gastlichkeit, das ist überhaupt ein besonders charakteristischer Zug in dem transatlantischen Empfang der Allianz, der wohl den Abgesandten aus allen Ländern auf das überraschendste entgegengetreten ist. Wenigstens kehrte in den Abschiedsreden des letzten Tages, in welchen die Gäste sich bei ihren freundlichen Wirthen bedankten, kein Wort so beharrlich und mit gleicher Emphase betont wieder, als das Wort „hospitality“. Wir Deutsche dürfen uns ja wohl auch rühmen, ein hervorragend gastfreies Volk zu sein und es unsern Gästen in Schoße der Familie so behaglich und „gemüthlich“ zu machen, wie es vielleicht keine Nation in gleichem Maße zu thun vermöchte. Aber an die Großartigkeit und solche Munificenz, mit der nicht nur einzelne Gäste von einzelnen Wirthen, sondern eine ganze große kirchliche Versammlung, wie die Allianz, man darf wohl sagen von der ganzen Nation in Amerika aufgenommen ist, an solch ein Vorbild würden wir doch nicht heranreichen.

Und das liegt nicht nur an dem größeren Reichtume der neuen Welt; wenn ich auch nicht leugnen will, daß die Leichtigkeit, mit welcher bei den Amerikanern in allen Ständen in Geschäften Geld erworben wird, auch mit in Rechnung gebracht werden will, wenn man sieht, wie leicht die großartigsten Mittel mobil gemacht werden können. Ob aber eine andere als gerade eine kirchliche Versammlung einen so überwältigend enthusiastischen Empfang erhalten und einen so beispiellosen Erfolg davon getragen haben würde, das möchte ich doch bezweifeln. Die Amerikaner sind noch immer ein wirklich christliches Volk. In der Nation als solcher hat die Religion eine Macht, von der sich die deutschen Freiheitschwärmer, die so oft nach Amerika als nach ihrem Ideal hinüberschauen, nichts träumen lassen. Mag auch das Verbrechen, der Schwindel, der Humbug in Amerika, wo alles kolossal wird, riesigere Dimensionen einnehmen als bei uns: der Gegensatz ist auch ein um so gewaltigerer. Wo hätte, trotz alles Freikirchentums, trotz aller Sekten- und Denominationenmasse, trotz der ausgesprochenen Religionslosigkeit des Staats, die christliche Religion dennoch einen gleich mächtigen Einfluß auf das gesammte öffentliche Leben, als in Amerika? Jede Sitzung des Parlaments im Kapitol zu Washington wird mit Gebet eröffnet. Jede Montagsnummer der großen englischen Zeitungen enthält viele Spalten lange Berichte über die Predigten des vergangenen Sonntags; die Predigten der berühmtesten Kanzelredner finden sich ausnahmslos von Anfang bis zu Ende abgedruckt. In der Brooklyner Kirche des bekannten Henry Ward Beecher stenographirt sonntäglich eine ganze Reihe von Reporters die Reden nach, die allezeit erst auf der Kanzel ihre Gestalt gewinnen.

Wenn in dem freien Amerika überhaupt von Standesunterschieden die Rede sein kann, so darf man wohl behaupten, der geistliche Stand ist der angesehenste und genießt die allgemeinste Ehre. Die weiße Halsbinde gewährt sofort und fast überall eine Menge Erleichterungen, Bequemlichkeiten, Vortheile auf der Reise, in den Verkaufsläden. Einer von uns kaufte im Broadway von New-York einen Führer durchs Land, eine Art nordamerikanischen Bäderers. „Der Preis?“ war die Frage. „Der Ladenpreis ist zwei Dollars; doch ich sehe, daß Sie Geistlicher sind, ich habe die Ehre, es Ihnen für 1½ zu verkaufen.“

Zu allen Synodal- und Konferenzversammlungen gewähren die amerikanischen Eisenbahnen Jahr aus, Jahr ein den Geistlichen und Laienputierten halbfreie Fahrt. Und wer wüßte nichts vom amerikanischen Sonntag! Klagen doch alljährlich genug deutsche Auswandererbrieft über die Unmöglichkeit, am Sonntag die gewohnte Arbeit zu thun, wenn man sich nicht um allen Respekt und Einfluß in der Kommune bringen will. Es ist wahr, der amerikanische Sonntagrigorismus hat auch seine Schattenseiten; er verkennt nur zu oft vor lauter religiösem Eifer, daß der Menschenleib wie die Menschenseele nicht nur

Ruhe, sondern auch Erholung, Erfrischung, Labfal haben will, wenn er die ganze Woche hindurch in Fabrikräumen und den elenden Logishäusern einer dichtgedrängten Weltstadt eingepreßt gewesen ist. Allein es ist doch ein unmißverständliches Zeichen von der Macht der Religion, wenn in einer Nation, die nicht etwa unter dem Einfluß römischer Priestergewalt — wiewohl diese bekanntlich der Sonntagsheiligung auch nicht gerade günstig ist — sondern unter dem Segen vollster religiöser Freiheit steht, wenn in einer solchen Nation z. B. kein Eisenbahnfahrplan entworfen werden kann, der nicht bestimmt zwischen Alltag und Sonntag unterscheidet. Und zwar nicht so wie bei uns, daß für den Sonntag so und so viel Extrazüge eingeschoben werden, sondern umgekehrt: wo auf einer Strecke in der Woche etwa zwanzig Züge täglich gehen, werden deren am Sonntag nur vier abgelassen, zwei hin und zwei her. Die Eisenbahubeamten wollen auch ihre Kirche besuchen und ihre Sonntagsruhe haben. Auf dem Broadway in New-York geht am Sonntag kein einziges öffentliches Fuhrwerk; dagegen strömt es vormittags, nachmittags und abends von Kirchgängern, und die Gottesdienste in englischer Zunge füllen fast jedesmal die Kirchen bis auf den letzten Platz, und zwar mit Männern nicht minder als mit Frauen.

Bei einem so hoch gespannten christlichen Interesse kann es freilich nicht Wunder nehmen, wenn eine Versammlung wie die Allianz in Amerika die allerrückhaltloseste und unzweifelhafteste Popularität genoß.

Wohin wir, schon vor Beginn der Versammlungen, auf unserer Reise durchs Land kamen, und wo nur immer der Delegatencharakter dieser deutschen Vergnügungreisenden lautbar geworden war, da konnten wir uns vor stürmischen Begrüßungsfeierlichkeiten und freundschaftlichen Einladungen zu Redenhalten und Redenhören und Institutebesuchen und Autographengeben zc. oft kaum retten. Und nachdem nun gar die Allianz erst getagt hatte, war von Ruhe nicht mehr die Rede. Wo sollte man nicht alles hinkommen! Wie viel Einladungen ergingen täglich an einzelne, wie viel großartige Anerbieten wurden der ganzen Versammlung gemacht! Da standen vor der Christian Young Men's Association Hall (Jünglingsvereinshaus), wo die Hauptversammlungen gehalten wurden, lange Reihen von glänzenden Equipagen: ein reicher Privatmann ließ die Versammlung ein paar Stunden lang im herbftlich prangenden Centralpark umherfahren. Ein andermal ging eine gleich elegante Wagenfahrt nach Brooklyn auf Long Island, jenseits des Eastriver; der prachtvoll gelegene Brooklyner Kirchhof, Greenwood-Cemetery mit der weiten wundervoll eingerahmten Aussicht über Stadt und Meer sollte uns gezeigt werden. Daran schloß sich eine Bewirthung durch die Stadtbehörden von Brooklyn. Ja, gegen den Schluß der Versammlung kamen aus weiterer Ferne die ehrenvollsten Einladungen. Verschiedene Eisenbahngesellschaften des Westens und Südens wetteiferten mit ihren Anerbietungen. Ganze Extrazüge, viele hundert Meilen ins Land hinein, nach Pittsburg, nach Richmond, nach den Niagarafällen zc. wurden uns zur Disposition gestellt. Einer unter ihnen ward auch von den meisten Allianzmitgliedern angenommen, während vereinzelt lieber sich auf die gewährten Freibillets nach den Niagarafällen beschränkten.

Vom 13. bis 15. Oktober fuhr nämlich fast die ganze, nunmehr durch alle die gemeinsamen Verhandlungen eng unter einander befreundete Gesellschaft erst nach Philadelphia, wo uns feierlicher Empfang und Bewirthung durch die Stadt begrüßte, sodann auf spezielle Einladung nach Washington, wo der Präsident Grant im Namen Nordamerikas uns die Hand schütteln und ein Wort des Grußes sagen wollte. Je zwei und zwei in langem Zuge pilgerten wir da hinein ins weiße Haus, und jeder einzelne wurde dem mit großer Bonhomie uns anschauenden General vorgestellt und tauschte mit ihm und den vier ihn umgebenden Staatsministern der Vereinigten Staaten ein kräftiges „handshake“ aus. Den Abend gab's natürlich wieder Reden über Reden und enthusiastische Begrüßungen in vier Kirchen der Stadt; am anderen Tage aber wurden wir zur Besichtigung der eigenthümlichen Merkwürdigkeiten Washingtons umhergefahren, und zuletzt zum Abschiede vom Governor des Distrikts Columbia wahrhaft fürslich bewirthet. Wir

Deutschen aber feierten auf der Rückfahrt noch einen Special-empfang in Baltimore, wohin die deutschen Bewohner der schönen Stadt uns so herzlich eingeladen hatten. In der großen St. Mathewkirche, welcher Kaiser Wilhelm noch so eben fünf- und zwanzig Centner Glockengut aus der französischen Kriegsbeute geschenkt hat, waren aus allen deutschen Gemeinden Baltimores die Hörer und Hörerinnen zusammengeströmt, und bis spät in die Nacht hinein mußten wir aus der Heimat, der irdischen und der himmlischen, erzählen.

So ist die Allianz gefeiert worden in der neuen Welt, wohin sie kam, und Monate lang hätte man uns noch weiter gefeiert im ganzen ungeheuren Lande, wenn nicht Amt und Beruf dringend die Rückkehr gefordert hätten.

Und was hat die Allianz geleistet? Durch was für Thaten hat sie es verdient, daß ihr ein ganzes Land so unmißverständliche Ovationen darbrachte?

Man darf wohl behaupten, schon ihre Existenz war eine That, großartig genug, um die Herzen zu gewinnen. Noch nie zuvor hatten die Evangelischen Nordamerikas eine ähnliche Versammlung gesehen. Synoden und Konferenzen gibt's ja auch da genug, aber immer nur innerhalb der verschiedenen einzelnen Kirchentheile. Nun sollten sie alle auf einem großen freien protestantischen Konzile mit einander tagen, alle, die noch an den Grundwahrheiten der Offenbarungsreligion festhielten. Nun sollte alle Grenzstreitigkeiten und Neid und Eifersüchteleien einmal vergessen werden und das große allen gemeinsame Interesse in den Vordergrund treten: den evangelischen Glauben zu vertheidigen gegen den Unglauben links und das abergläubische menschenknechtende Rom rechts. Und ist's gelungen? Ist das Ziel erreicht?

In wunderbar glänzender ergreifender Art. Daß neben den europäischen Ländern, von denen keins unvertreten blieb, auch Afrika von Kairo und dem Zululande, Asien von Indien, Siam, China, der Türkei, Syrien, daß Polynesien und Australien ihre Delegationen geschickt hatten, war ja glänzend und in die Augen fallend genug. Aber weit bedeutungsvoller und gewichtiger fällt in die Waagschale, daß unter den Delegationen der alten und der neuen Welt kaum eine kirchliche Denomination fehlte, die nicht zu Worte gekommen wäre. Die vornehme bischöfliche Kirche Englands, wie die gleich vornehme der Vereinigten Staaten, Independents wie Kongregationalisten, Presbyterianer und Methodist, französisch, englisch, deutsch redende Lutheraner nicht minder wie Reformirte der gleichen Sprachen — alles betete an jenem dritten Oktober mit sein Vaterland und bekannte einmüthig in den verschiedenen Zungen: „Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, und an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn u.“ und andächtig stimmten die 4—5000 Zuhörer mit ein, die in der ungeheuren Steinway Hall zur Feier der Allianzöffnung zusammengeströmt waren.

Es ist eben zweifellos: die Gemeinden durften drüber und hüben nach konfessionellem Frieden, und unter der Kanzel reicht man sich schneller die Hand, wie oft auf den Kanzeln. Und wenn die Männer der Kanzel und des Katheders sich zu der That einmal ermannen, über die trennenden Unterschiede hinweg und unter Bewahrung der Treue gegen die eigene Wahrheitsüberzeugung sich zu verbinden und mit einander gegen die gemeinsamen Feinde Front zu machen, so jauchzt ihnen die Schar der gläubigen Gemeinde dankbar zu und athmet auf zu freier That. Amerikanischer Beifall macht sich laut und lärmend kund, für deutsche Ohren oft überraschend stürmisch. Aber nichtsdestoweniger war es zugleich ergreifend und belehrend, welcherlei Zeugnisse im ganzen Verlauf der Verhandlungen unausnahmslos den rauschendsten und ungetheiltesten Beifall davonzutragen. Es waren dies Worte des Friedens, der Mahnung zur Eintracht, der Erinnerung an die gemeinsamen Glaubenssätze, die uns allen zu Theil geworden. Und dabei ist in den zehn Tagen der Berathung nicht ein einziges Wort gesprochen worden, das durch religiöse Larheit oder auch nur Zweideutigkeit nach der Seite des Unglaubens hin das allerzarteste Gewissen hätte verletzen können.

Dies sind etliche charakteristische Züge von der Allianz.

Es kann hier nicht der Ort sein, auf die zum Theil meisterhaften und einschlagenden Reden, die gehalten worden sind, einzugehen. Kirchliche Berichte aus dem Auslande, christliche Einheit, das Christenthum und seine Gegner, christliches Leben, Protestantismus und Romanismus, Christenthum und Staatsregiment, innere und äußere Mission, Christenthum und sociale Reformen, das sind die Ueberschriften für die Verhandlungen der einzelnen Tage. Dieser Stoff, der kaum eine brennende kirchliche Frage der Jetztzeit außer seinem Bereiche läßt, und die darauf bezügliche Rednerliste waren so umfassend, daß man anfangs nicht ohne geheimes Grauen sich die Frage stellte: das sollst Du alles hören? und das könnte wirklich alles absolvirt werden? Da haben die Zuhörer selbst die Lösung herbeigeführt. Sie fanden sich nämlich in so ungeheuren Massen ein, daß von der Beschränkung der Verhandlungen auf den Saal der Christian Young Men's Association Hall entfernt nicht mehr die Rede sein konnte. Glücklicherweise ist New-York eine Stadt der Kirchen, wo alle paar Minuten wieder ein Gotteshaus sich erhebt. Und in der allernächsten Nähe des Jünglingsvereinshauses gibt es deren vier. So wurde denn die Rednerliste erst in zwei, am zweiten Tage bereits in drei, dann in vier, fünf, ja einmal in sieben Theile zerlegt und an sieben verschiedenen Orten unter schnell improvisirten Vorständen zum Theil gleichzeitig, zum Theil unter Zuhilfenahme der Abende getagt — und vor jeder Versammlungsstätte sah man wieder hunderte umkehren, weil kein Platz mehr zu erlangen gewesen war.

Etliche Vorträge mußten, weil sie so allseitigen Beifall fanden, an verschiedenen Orten wiederholt werden. So die Reden Henry Ward Beechers und Dr. Parkers aus London über die moderne Kanzel. Professor Christlieb aus Bonn aber, der kernige deutsche Apologet, der in der Association Hall aus seiner umfangreichen Arbeit über „die besten Methoden, das Christenthum zu vertheidigen“ nur etliche Bruchstücke vortragen konnte, wurde erjucht, in einer der größten Kirchen New-Yorks den Vortrag vollständig mitzutheilen. Und da lauschten denn an einem Donnerstag Abend zwischen drei- und viertausend Hörer lautlos auf die Worte des deutschen Professors, und es gelang seiner überzeugungsmächtigen Beredsamkeit, von 8 bis  $\frac{3}{4}$  11 Uhr die Zuhörer derartig zu fesseln, daß kaum ein einziger während der ganzen Zeit die Kirche verließ.

Bei einem so staunenswerthen Erfolg ist es denn auch erklärlich, daß die amerikanische Presse die Allianz in einer Weise mit ihrer Theilnahme begleitete, die für deutsche Presseverhältnisse völlig unerhört ist. Jede Zeitung New-Yorks, und nach ihnen die Zeitungen des ganzen Landes, NB. rein politische Blätter, brachten täglich spaltenlang die ausführlichsten Berichte über die Verhandlungen. Die New-York-Tribune, jetzt wohl nach dem Herald die größte Zeitung der City, gab einen nahezu stenographisch getreuen Abdruck aller Reden. An einem Tage waren nicht weniger als zweiundzwanzig ihrer enggedruckten Spalten mit Berichten aus der Allianz angefüllt; und eine enggedruckte Spalte der Tribune enthält 256 Zeilen! Am Tage nach dem Schluß der Allianz verkaufte die Tribune bereits den Separatabdruck sämtlicher Verhandlungen für 25 Cents (10 Sgr.); und eben lese ich, daß sie davon schon die dritte Auflage hat erscheinen lassen, und noch immer ist der Nachfrage nicht genügt.

Da ist es für die deutsche Presse denn wenigstens geboten, auf die Bedeutung der von so gewaltigem Erfolge begleiteten Allianzversammlung in New-York aufmerksam zu machen. Deutsche Nüchternheit mag ja dem amerikanischen Feuerenthusiasmus in der Beurtheilung der Allianz etwas zu gute halten und in Bezug auf die Bedeutung der Versammlung einige Prozent abziehen. Aber eine große und für die neue Welt wenigstens gewiß auch folgenreiche Erscheinung ist's doch gewesen. Und wer von hier aus daran Theil nehmen dürfen, der danke Gott und sänge fröhlich: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schießt er in die weite Welt!“ Er thue aber auch das seine, um den eingenommenen Segen weiter zu tragen und zu werben für eine Sache, die gewiß Gottes ist, denn sie hilft mit zur Erfüllung des Wortes von der einen Herde und dem einen Hirten.

Leopold Witte.

## Eine neue Gabe Albert Hendschels aus seinen Skizzenbüchern.

Nachdruck verboten.  
Bd. v. 11./VI. 70.

Das Daheim ist in der glücklichen Lage, seinen Lesern einige ausgewählte Proben aus der neuen Folge von Albert Hendschels Skizzenblättern zu bringen. Die reizenden Zeichnungen, welche der Künstler anspruchslos „Skizzen“ nennt, kommen in Gestalt von gut ausgeführten Photographieen auf den Weihnachtsmarkt; unsere Proben sind getreu in Holzschnitt nachgebildet, haben des Künstlers Kritik passiert und dürfen beanspruchen, den Reiz der Originale einigermaßen wiederzugeben.

Wer sich des großen Erfolges erinnert, den die erste Sammlung: „Aus Albert Hendschels Skizzenbuch“ vor nunmehr einem Jahre hatte — ein Erfolg, der selten einem Künstler so ohne Vorbereitung aus dem Vollen und Ganzen zu Theil geworden ist — der wird diese zweite Reihe mit Freuden begrüßen. Sie gibt der ersten an Reichtum und Frische nichts nach. Wir finden alle die Vorzüge wieder, mit denen sich Hendschel damals im Sturme die Augen und Herzen eroberte: in seinen Kinder-scenen die herzige Naivetät und Schalkhaftigkeit, in seinen Frauen- und Mädchengestalten die bezaubernde Anmuth und weiche Eleganz. Hendschel ist ein virtuoser Darsteller der holdsten Frauenschönheit und hat wiederum einen Blick und Griff für den Humor, der köstlich ist und dem wir einige Szenen der ausgelassensten und doch graziösen Laune verdanken.

Es sind 25 Blatt, die in dieser neuen Folge vorliegen. „Kinder des Ernstes und der Laune, während der Künstlerlaufbahn Hendschels ohne Hinblick auf Beifall, ohne Absicht, dem Publikum durch Reproduktion zugänglich gemacht zu werden, entstanden.“ Seine Skizzenbücher bergen noch mehr ungehobene Schätze, und deshalb kann der Künstler ohne Anstrengung und ohne Ermüdung aus ihnen schöpfen.

„Kinder des Ernstes und der Laune.“ Ein schönes Beispiel des ersteren, ein Blatt von ergreifendem Ernste, ist eine Scene aus dem letzten Kriege. Die freiwillige Pflegerin, eine hohe Gestalt von ernster Schönheit, überläßt wehmüthigen Blicks ihre Hand dem sterbenden Krieger zum letzten Kusse, während die andere mit dem schwarzen Büchlein, aus dem sie

eben vorgelesen, zur Seite herabhängt. Es liegt nichts Sentimentales in der Scene, wohl aber ein rührender wehmüthiger Ernst. Weniger ernst, aber noch etwas gehalten, ist das holde halbwüchsige Mädchen auf dem Grabe, Blumen zu einem Kranze wirkend. Viel Anmuth liegt auf dem noch ganz kindlichen Gesichte. Heiteren Sonnenglanz der Schönheit hat Hendschel über eine Schnitterin gebreitet, aus deren Schürze die Ziege nascht. Es scheint eine Märchenfigur zu sein, diese Schnitterin,

so fein und edel ist das Gesicht.

Dann kommt eine Menge von Kinder-scenen, meist heiteren Sinnes. Alles echt und aus dem Leben, wie es jeder schon erlebt hat, und doch fesselt's einen von neuem, wie es dargestellt ist. Es läßt sich schlecht beschreiben, so einfach sind die Stoffe, man muß sie sehen. Da sitzt ein Kind im Nachthäubchen vor der Thür mit einem dicken Butterbrote; ein großer wohl-erzogener Jagdhund und eine naschige Kaze hoffen sehnsüchtig etwas abzubekommen; auch einige Vögel reden verlänglich die Hälschen. Das lautet nicht nach viel, und doch ist's reizend gemacht. — Eine Schwester, die dem Schwesterchen die dicken Winterhandschuhe anquält, in denen das Kleine die Fingerchen steif gespreizt von sich streckt, — ein Bube, der vorn über sein Schautelpferd zu fallen droht, das sind so weitere Thematata. Besonders gut hat uns das kleine Zeitungs-



Unterm Schirm.

Aus Albert Hendschels Skizzenbuche.

mädel gefallen, das sich auf die Fußspitzen heben muß, um den Leuten das Blatt in den Briefkasten zu stecken, — deshalb haben wir's nachgebildet. Auch das andere schien uns nicht übel, das Kinderpaar, das aus der Zuckerdüte nascht, wobei der angehende Lummel die Unterlippe vor Begehrlichkeit schier einklemmen will. Kann es ein reizenderes kleines Mädel geben, wie das, welches so eben den Finger zu einer Entdeckungsreise in die Düte getaucht hat?

Kommen die Erwachsenen. Gar beweglich und zu Herzen gehend muß das Geständniß sein, welches der Dienstmann mit dem großen Kontrabaß auf dem Rücken dem Dienstmädchen „unterm Schirm“ bei strömendem Regen macht. Aus derselben

Sphäre sind zwei weitere Blätter: eins, „Samstag“ unterschrieben, könnte zu Goethes Wort von der Hand, „die Samstags noch den Besen hat geführt,“ passen; es ist ein Dienstmädchen unnachahmlich echter Stellung, welches die Treppe scheuert. Das andere ist von lustigstem Humor; die Köchin, offenbar von wohlhabender Frankfurter Familie, kommt schwer mit allerhand Delikatessen bepackt vom Markt, so schwer, daß sie gar nicht bemerkt, wie ihr aus dem Knüpfstuch am Arm die Äpfel auf die Erde rollen, welche ein ganz infam aussehender schlitzohriger Schulbube mit dem dümmsten Gesicht von der Welt einen nach dem andern einsteckt, daß ihm die Taschen unnatürlich geschwollen vom Leibe stehen.

Da ist ein Kellner, — man möchte schwören, ihn im Palmgarten gesehen zu haben, — so eine echte Kellnerfigur von schätzbarem Glanz ganz mit schlappen Zeugschuhen, zweifelhaft weißer Kravatte, dünnen Bartkoteletts und tadellos geschneidertem Haar. Er entlockt eine Weinflasche und die ganze Figur geht so vollständig in der ziehenden Bewegung auf, daß man glaubt, im nächsten Augenblick den Pfropfen springen zu hören.

Nicht minder wahr ist das holzgerkleinerte Ehepaar, „Duet“ betitelt. Mann und Frau am Sägebod, beides recht giftig verärgerte Gesichter, die sich über die Schulter injuriös anblicken und sich nicht abhalten lassen, ihre schwere Arbeit mit schlechten Reden zu begleiten. Einer allen Schweizerreisenden vertrauten, aber nicht angenehmen Erscheinung begegnet der Beschauer auf einem anderen Blatte: ein wegelagernder Alphornbläser stößt verzweifelt in sein Instrument, daß sich die kurze

Berrüde auf seinem mikrocephalen Haupte sträubt, während ein kleines eidgenössisches Protoplasma von 4—5 Jahren dem heranreitenden Engländer wohlbedient seinen Hut entgegen-

streckt. Wer jemals in jenen freien Thälern diesen modernen Gefährhüten seine Reuerenz erwiesen hat, wird die Wahrheit der Darstellung zu würdigen wissen. So bietet jedes Blatt etwas anderes.

Da wir aber nicht jedes kommentieren wollen, so seien unsere Leser auf die Photographieen selbst verwiesen, die zu Weihnachten in allen Schaufenstern prangen werden und an denen sich jeder selbst überzeugen mag, ob wir zu viel gesagt haben. Vielleicht findet manche unserer Leserinnen Henschels Skizzenbuch auf ihrem Weihnachtstische, wir wollen daher im Interesse der schenkenden Väter oder Onkels anführen, daß die ganze neue Folge in Mappe 12 Thlr. 16 Sgr. (die erste alte Sammlung 24 Thlr.) kostet; wem das zu theuer ist, der hat die Auswahl unter den Einzelblättern, das



Reisende Kinder. Aus Albert Henschels Skizzenbuche.

Blatt zu 12 bis 20 Sgr. — Albert Henschel ist ein Frankfurter Kind, und aus der Atmosphäre seiner Kreise der reichen Handelsstadt sind die meisten seiner Gestalten. Wenn er irgend ein halbwüchsiges Schuldämschen in moderner Toilette darstellt, so fühlt man leicht, daß dies das sorgsam gehütete, ausserlesen genährte und darum so tadellos runde und feingerathene Kind eines altkultivirten Patrizierhauses ist; auch mag es sein, daß der Ortskundige in mancher holden Schritterin oder Blumenpfliegerin die schöne Tochter eines Kaufmanns- oder Bankierhauses wiederfindet. Denn Frankfurt soll von Alters her an schönen Töchtern reich gewesen sein. Aus diesem engeren Kreise, dessen Lieb- ling der Künstler schon lange war, trat er durch Veröffentlichung seines Skizzenbuchs in die größere Öffentlichkeit. Er gehört jetzt dem Reich an. Wir wissen zwar nicht, welchen



Zeitungsmädchen. Aus Albert Henschels Skizzenbuche.

Werth der Frankfurter darauf legt, das Reich seinerseits aber kann sagen, daß ihm in Albert Henschel ein schätzbare Zuwachs aus Frankfurt geworden ist.

## Am Familientische.

## Bücherchau. VI.

Durch Krankheit zur Genesung. Eine jerusalemische Geschichte der Herodierzeit. Von Franz Delitzsch. Leipzig, J. Neumann.

Im V. Jahrgang unseres Blattes (Nr. 31 ff.) erschienen fünf Abschnitte einer „Ausfälligen-Geschichte aus dem alten Jerusalem“ unter dem Titel: „Jose und Benjamin.“ Unser geehrter Mitarbeiter Professor Delitzsch erzählte darin die Geschichte zweier innig verbundener Freunde, die um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, also zur Zeit des Königs Herodes Agrippa, in Jerusalem lebten und sich in der Schule Gamaliels des Jüngeren zusammengefunden hatten. Jose war indes durch seine größere Gelehrsamkeit bald Benjamin's Lehrer geworden, und besonders gern wies er ihn auf den in Jesus erschienenen Messias hin, an welchen er von ganzer Seele glaubte. Hierin konnte Benjamin ihm indes, trotz aller freundschaftlichen Ergebung, lange nicht folgen, und ihre Liebe zu einander gerieth in manchen schwereren und harten Kampf, der dadurch noch einen besonderen Stachel erhielt, daß Benjamin die schöne, geistig begabte und jüdisch fromme Tochter des Abeth-bin (d. h. Vizepräsidenten des Synedrums) Schelamzi liebte und von ihr geliebt wurde. Ueber diesen Seelenkampf wurde Benjamin von dem entsetzlichen Leibesübel, dem Aussatz, ergriffen, mußte die Stadt verlassen und zog, nach kurzem inneren Kampfe, ein bescheidenes Nyl in bäuerlich schlichten Hause des Oheims seines Freundes Jose dem bequemerem und prächtigeren Aufenthalte vor, den ihm der Vater seiner Geliebten in einem seiner Landhäuser zugebacht hatte. Schelamzi und ihre Verwandten waren außer sich vor Entrüstung darüber, Jose's Verhaftung und Einkerkelung war die Folge seiner Aufopferung und Liebe. Dennoch wurde die Leidenszeit in Bethanien dem ausfälligen Benjamin zum Mittel seiner innern Genesung, wie er daselbst auch die Äußere erlangte, und als Jose — auf Veranlassung der inzwischen zur Heile über ihre That gekommenen Schelamzi — wieder befreit nach Bethanien zurückkehrte, fand er in seinem Freunde zugleich einen christgläubigen Bruder wieder; aber obwohl der Genesene es wohl ahnte, wer seinen Freund ins Gefängniß gebracht, erfuhr er damals doch nicht, daß sie es war, die denselben auch wieder daraus errettet hatte.

Damit brach damals die in hohem Grade fesselnde Erzählung ab, zum Leidwesen namentlich mancher Leserinnen, die sich für das junge Liebespaar, Benjamin und Schelamzi, aufs lebhafteste interessirten. Aber der Verfasser blieb unerbittlich auf alle Fragen und Vorstellungen, und erst jetzt, fast fünf Jahre später, gibt er den Schluß in dem oben genannten sehr zierlich ausgestatteten Büchlein. Dasselbe enthält natürlich vor allem jene fünf kurz skizzirten Abschnitte, die gewiß jeder Daheimfreund mit eben so großem Vergnügen noch einmal lesen wird, wie wir es gethan haben. Dann aber folgt in vier weiteren Abschnitten, die fast die zweite Hälfte des Buches ausmachen, Fortsetzung und Schluß der Geschichte. Zunächst wird uns Benjamin's Rückkehr und seine Reinigung vor dem Stadthort erzählt. Jose ist es, der darauf bringt, daß sein Freund, obwohl doch nun frei geworden in seinem neuen Glauben, alle Punkte des alten Gesetzes erfüllt und sich dem äußerst complicirten Reinigungszeremoniell, das für den Ausfälligen verordnet war, unterzieht. Der damals durch die ganze Christengemeinde gehende Meinungsunterschied über die Stellung zum Gesetz soll die Freunde nicht trennen, wünscht Benjamin, so sehr er sich auch von Anfang an zu des Apostels Paulus freierer Auffassung hinneigt. Ein sehr anziehender Abschnitt ist dann der Besuch bei Jakobus, d. h. Benjamin's Einführung in die Jerusalemer Christengemeinde, deren Presbyter Jakobus, ein naher Verwandter des Heilandes, vielleicht sein Bruder, jedenfalls mit ihm in Nazareth aufgewachsen war. Fast widerstrebend gibt Jakobus auf die wiederholt ihm vorgelegte Frage nach der Kindheit Jesu eine Antwort, die in ihrer zarten Scheu sehr vortheilhaft von manchen der traditionellen Legenden, die darüber seit alten Zeiten in Schwange gehen, abweicht. Es heißt darin:

„Er war nicht schön, was die Welt schön nennt, aber wenn er schlief, da war es, als ob man einen Entrückten und Verklärten vor sich hätte — wir vermieden diesen Anblick lieber, als daß wir ihn suchten. Wer in seine großen Augen hineinsah, der sah wie in die jenzeitige Welt hinein, und wen diese großen Augen anfaßen, den durchdrangen ihre Strahlen, als ob auch das Geheimste ihnen sich nicht entziehen könnte — darum war uns sein Anblick lästig, ja unerträglich. Er war vornehm in seiner Haltung wie ein Königssohn — wir hielten ihn deshalb für stolz, und doch waren Bettlerfinder, waren die Niedrigsten und Berachtetsten sein liebster Umgang. Gemeine Duben, besonders Söhne der Reichen, verfolgten ihn mit Schimpfnamen, die sein Herz durchbohrten, und zuweilen umringten sie ihn, wiesen auf ihn mit Fingern und lachten, indem sie sagten: Seht nur, der sieht gar nicht aus wie ein jüdisch Kind — wir aber lieben es gesehen, vertheidigten ihn nicht, während er sich zum Anwalt jedes Beleidigten aufwarf.“

Endlich ist die langwierige Reinigungszeit vorüber — Benjamin darf nun in sein Haus, von dem er so lange ausgeschlossen gewesen, zurückkehren, ja, er hat die Freude, seine edle Mutter Beruria, die immer eine Anhängerin des Essenismus war, für die von ihm erkannte christliche Wahrheit gewonnen zu sehen; er fühlt sich immer wohlher in der kleinen Gemeinde seiner neuen Glaubensgenossen und in dem erhöhten Reize seines Umganges mit Jose, trotz des Spottes, den er hier und da von den altgläubigen Juden erdulden muß — da erklärt seine Mutter eines Tages, daß sie entschlossen sei, nach der Heimat ihres Hauses, nach Alexandrien, zu ziehen, wo sie zahlreiche Ver-

wandte habe. Trotz Jose's liebevoller Einwände entschließt sich Benjamin, mit ihr zu ziehen, da er die Gründe seiner Mutter nur billigen kann, und nachdem sie beide durch die Taufe in die Christengemeinde aufgenommen, erfolgt die Ueberjebung. Vorher noch hat Benjamin erfahren, daß Schelamzi seinen Freund Jose aus der Kerkerhaft befreit habe, und nach mancherlei Wechselfällen und Wandlungen empfängt sie in der Taufe den Namen Salamis und wird mit ihrem Freunde Boethios, wie sich Benjamin in Alexandrien nennt, ehelich verbunden.

Zahlreich sind die Versuche von jeder gewesen, uns jene fernabliegende Zeit in dichterischem Gewande näher zu führen; aber selten sind eine ganz ungewöhnliche Gelehrsamkeit mit echt poetischer Auffassung, lichtvoll schöner Darstellung und tiefem Verständniß des inneren Lebens so verbunden, wie in dem Verfasser der vorliegenden Erzählung, die darum auch zu dem Vortrefflichsten gehört, was je auf diesem Gebiete geleistet worden, und die religions- und kulturhistorisch eben so werthvoll ist, als sie eine anmuthige Dichtung genannt werden kann.

Fürsten-Welt. Die Weltgeschichte in Lied, Wort und Spruch fürstlicher Persönlichkeiten von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart, herausgegeben von Richard von Meerheimb. (Dresden, Karl Höpner.)

Sammlungen und Blütenlesen aller Art mehrten sich von Jahr zu Jahr. Es ist das leichteste Genre literarischer Production, und doch wieder nicht so leicht, wenn es mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit betrieben und von einem ernstem und würdigen Gedanken beherrscht wird. Beides kann man von Rich. v. Meerheimb's Buche sagen. Es ist die ungemein fleißige und sorgfältige Arbeit von sieben Jahren, eine Arbeit, die um so schwieriger war, als es ihr an allem und jedem Vorläufer fehlte, und es ist eine beachtenswerthe Idee, welche der Sammler zu Grunde liegt, nämlich die: in Aussprüchen der hervorragendsten fürstlichen Persönlichkeiten ein Spiegelbild der Weltgeschichte vorzuführen. Wir verhehlen uns nicht, was sich gegen die Idee einwenden läßt: die Fürsten machen nicht die Weltgeschichte aus, und um dieselbe in Denkmälern der Sprache sich vollständig abspiegeln zu lassen, müßten Persönlichkeiten aller Stände mitberücksichtigt werden. Andererseits ist die Sprache eben so wohl ein Mittel, die Gedanken zu verdecken, als sie zu offenbaren, und nicht immer ist der Styl — der Mensch! Aber abgesehen von alledem ist es hoch interessant, in einer übersichtlichen Auswahl zu vernehmen, wie seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart Frauen und Männer, die auf Thronen gesessen oder doch den Thronen ganz nahe gestanden, wie Königinnen und Könige, Päpste, Kaiser u. gesprochen und was sie geschrieben haben.

In einem starken Bande von 38 Bogen führt uns der emsige Sammler Worte und Aussprüche von 287 fürstlichen Personen vor. Von der sagenumhüllten Königin Nihyriens Semiramis bis auf die Kronprinzessin des deutschen Reiches Viktoria, und wieder von Negyptens König Ramses dem Großen bis auf Oesterreichs Kronprinzen Rudolph erstrecken sich diese zu gutem Theil bereits im Grabe dunkel und im Archivstaub verhallten Stimmen. Wir sehen die alttestamentlichen Königsgestalten David, Salomo, Hizkias weisheitfindend vorüberstreifen, gefolgt von den Heldengestalten kühner Welteroberer; wir sehen das Christenthum keimen, wachsen und geheißen im Kampf der geistlichen mit der weltlichen Macht; wir vernehmen das Grollen des Hornesblitze schleudernden Vatikan's und sehen die schwerterglänzende Römerfahrt der Gewappneten kaiserlicher Herrschergröße. Dann tritt uns die Romantik der Kreuzzüge entgegen, wir vernehmen des löwenherzigen Königs Richard Klage aus Kerkerhaft und seiner verzweifelnden Mutter Angst- und Wehruf.

So geht es weiter von Jahrhundert zu Jahrhundert — kein Zeitalter, kein Land, kein Volk ist ohne Vertretung, dazu ergänzen kurze biographische u. a. Notizen die psychologisch, literarisch wie weltgeschichtlich gleich interessanten Dokumente, von denen die aus fremden Sprachen stammenden meist übersetzt, sonst im Original und in der Uebersetzung vorgeführt werden.

Je näher der Gegenwart, desto reicher die Auswahl, freilich auch desto schwieriger; aber im ganzen ist es „dem Aufrichtigen“, wie sich der Verfasser nennt, gelungen, das Rechte zu treffen. Es wird manchem auffällig sein, aus dieser Sammlung zu ersehen, wie viel hohe und fürstliche Personen Schriftsteller und Dichter gewesen, wie neben den bekannteren wie Friedrich dem Großen, König Johann von Sachsen, Prinz Georg von Preußen, auch zahlreiche andere mit Erfolg die Feder angefaßt haben, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß manches Mittelmäßige sich darunter befindet, das ohne den glänzenden Dedmantel eines Fürstennamens wohl schon längst vergessen wäre. Aber manches Schöne soll unvergessen bleiben, so der Königin Maria von Ungarn ergreifendes Lied, das Luther verdeutscht: „Mag ich Unglück nicht widerstan,“ des Markgrafen Albrecht trostvoller Choral: „Was mein Gott will, das g'sch'eh' allzeit,“ ferner Gustav Adolfs heldenmäßiger Schlachtgesang: „Verzage nicht, Du Häuflein klein!“ und vor allen Luise Henriettens siegesgewisses Grab- und Auferstehungslied: „Jesus meine Zuversicht!“ Eben so werden Maria Theresias „mütterliche Lehren für ihre Tochter“ immer lehrwerth bleiben, und unter den zahlreichen Fürstenbriefen wird Königin Luise's Schreiben an ihren Vater im Frühjahr 1808 immer einen Ehrenplatz einnehmen. Prinz Friedrich Karls militärische Darlegungen von des unglücklichen Kaisers Maximilian Auslassungen

über Marinewesen sind sehr lehrreich und bilden eine erwünschte Abwechslung unter den fürstlichen Proklamationen, die natürlich nicht fehlen durften. Doch sind das alles nur einige wenige Proben aus dem ungemein vielseitigen Inhalte des reichhaltigen Buches, das der Frauenwelt eben so willkommen sein dürfte wie dem strengen Forscher. Die Operationen der II. Armee. Vom Beginne des Krieges bis zur Kapitulation von Metz. Dargestellt nach den Operationsakten des Oberkommandos der II. Armee von Frh. v. d. Goltz, Hauptmann im großen Generalkab. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

Die sieben Tage von Le Mans nebst einer Uebersicht über die erste Operation der II. Armee gegen den Loir im Dezember 1870. Dargestellt v. Frh. v. d. Goltz.

Je mehr die Ereignisse des letzten großen Krieges in den Schatten historischer Vergangenheit zurücktreten, desto eifriger ist die Forschung bemüht, Aufklärung und Licht darüber zu verbreiten. Welche Kieselarbeit dafür der große Generalstab und sein Gesamtbericht leistet, ist bekannt, aber so werthvoll und so unentbehrlich sein Wert auch ist, es herrscht darin doch wie in den meisten neueren kriegshistorischen Büchern der trodene Rapportstil vor, und jeder Schmuck der Sprache ist fast durchgängig verschmäh. Um so dankbarer sind deshalb Bücher zu begrüßen, die auf gleicher gründlicher Basis ruhend, an den Quellen geschöpft, eine Darstellung des Krieges geben, die dem Militär genügt, aber auch für den Laien interessant ist. Dazu gehören die beiden oben genannten Schriften des Freiherrn von der Goltz vom großen Generalstabe, der nach eigener Anschauung eben so wohl als nach den zuverlässigsten Quellen arbeiten konnte.

Vor allem ist der Verfasser darauf bedacht gewesen, eine innere Geschichte der Armeeführung zu geben, und die vielen psychologischen Faktoren, die darin mitwirken, wenigstens so weit zu berücksichtigen, als es die heutigen Anforderungen an die Kriegsliteratur gestatten. Auch viele materielle Grundlagen, die gewöhnlich nicht die gebührende Berücksichtigung finden, wie die Verpflegung u. dgl. hat der Verfasser näher beleuchtet. Dagegen ist das taktische Detail der Gefechte und Schlachten allerdings vernachlässigt oder doch wenigstens auf einen ganz engen Raum zusammengedrängt — aber wer sich dafür interessiert, findet es ja in dem Generalstabswerke aufs allergenauere und erschöpfendste. Dagegen sind die strategischen Kombinationen ziemlich breit behandelt und die dabei vom Prinzen Friedrich Karl gefassten Entschlüsse ausführlich und authentisch motivirt. Das ist um so werthvoller, als diese Motive in der Regel der Kriegsgeschichte verloren gehen, und die Spekulation dann gewöhnlich ein Gedankenbild an Stelle des wirklichen setzt. Aus diesen Motiven kann man auch am ehesten auf die Eigenart der handelnden Personen schließen, um so mehr, als der Verfasser mit strenger Unparteilichkeit zu Werke gegangen ist und die Täuschungen und Irrthümer des Prinzen, wie des Generals Stiehl, eben so wenig verschwiegen hat, als er ihre richtigen Diagnosen in das verdiente Licht gestellt hat. Für ersteres liefert besonders das V. Kapitel: „Die Schlachten von Bionville und vor Metz“ den besten Beweis, die letzteren verdienen Beachtung während der Cernirung von Metz (Kap. VI.). Prinz Friedrich Karl und General von Stiehl — erfieht man daraus — erkannten Bazaine's Absichten jedes Mal aus kleinen Anzeichen einige Tage zuvor, ehe derselbe die Ausführung begann. Das hat auch den „Verrath“ des Angeklagten von Trianon so glaubhaft erscheinen lassen.

In seiner Darstellungsweise hat der Verfasser danach gestrebt, einen populären Ton anzuschlagen, ja, so weit es der trodene Stoff zuläßt, auch des Lesers Aufmerksamkeit zu spannen, das dramatische Fortschreiten der Handlung einigermaßen wiederzugeben und den Leser selbst in dieselbe hineinzuziehen. Es ist hier das an einzelnen Stellen so gut gelungen, daß man — trotz alles, was man bereits von den Thaten der II. Armee vor Metz gelesen — sich gefesselt fühlt, als vernähme man es zum ersten Male, so z. B. die Schlacht von Roiffeville (S. 204 ff.) u. dgl.; an anderen Stellen hat er nicht in demselben Maße sein Ziel erreicht, theils weil sich der Stoff zu spröde erwie, und der Verfasser die sachmännischen Anforderungen nicht aus dem Auge verlieren durfte, theils auch wohl, weil er dem Abschluß seiner Arbeit zu sehr zueilte und dadurch ein gewisses Schwanken zwischen strenger soldatischer Berichterstattung und freier geschichtlicher Erzählung sich bemerkbar macht. In hohem Grade interessant sind die Abschnitte, die von der Verpflegung handeln, ferner die Schilderung der Zustände in Metz, die mancherlei Neues enthalten, endlich die im Anhang II zusammengestellten französischen Befehle, Verordnungen, sowie Notizen aller Art, die den während der Cernirung von Metz daselbst erschienenen Zeitungen entnommen sind und — auch wo sie nicht militärischer Natur sind — doch charakteristische Schlaglichter auf die in Metz herrschenden Zustände, Auffassungen und Stimmungen werfen und für den Verlauf des noch in Trianon sich fortspielenden Prozesses gegen Bazaine besonders interessant sind. Eine Uebersichtskarte der Gesamtoperationen der II. Armee und ein Plan der Schlachtfelder um Metz erhöhen den Werth dieser trefflichen Arbeit.

Von denselben Grundrissen aus sind die „sieben Tage von Le Mans“ geschrieben; freilich ist das Wertchen, wie der Verfasser bescheiden zugesteh, nur „ein Rahmen für die Schilderung der Ereignisse, wie sich diese vom Standpunkte des Oberkommandos aus übersehen lassen und dem die Ausfüllung durch die vollberechtigte Einzelauffassung der verschiedenen Corps und Truppenkörper fehlt“; aber um so willkommener dürfte es dem Laien sein, da durch diese Darstellungsweise eine Uebersichtlichkeit der Ereignisse erreicht wird, wie sie uns sonst nirgends entgegengetreten ist. Vortrefflich sind darin die Schilderungen

des Landes, der Bodenreliefs zwischen Loir und Sarthe insbesondere, und sie tragen viel dazu bei, die darauf durchgeführten Kämpfe zu veranschaulichen. Ergreifend ist das in fast epischer Breite entworfene Bild des mühevollen Marsches der Truppen auf spiegelglatten Wegen am 9. Januar 1871, und der auf solche schwere Tage folgenden Vivouaktsnacht. Eine treffliche Uebersichtskarte erleichtert auch das Verständniß dieser Schrift, das, wie die größere Arbeit des Verfassers, der II. Armee ein würdiges Denkmal setzt.

Konrad und Anna. Eine Schwarzwälder Geschichte aus dem Kriegsjahre von P. Venator. Gotha, F. A. Perthes.

An das kriegerische Werk reihen wir gern ein mehr friedliches an, das aber den französischen Krieg zum Hintergrund hat und somit auch eine Frucht jener großen Zeit genannt werden kann. Es ist ein kleines Idyll, spielt im Schwarzwalde und enthält eine einfache anmuthige Liebesgeschichte, die mitten im Aufsteigen durch die Einberufung des Bräutigams und später durch eine fälschliche Nachricht von seinem Tode auf schmerzliche Weise unterbrochen wird, aber schließlich durch das Wiedererscheinen des Helben, der inzwischen auf der Insel Oleron in französischer Gefangenschaft geschmachtet hat, glücklich beendet wird. Der lokale Hintergrund, sowohl was das Volksleben, als was die Naturschönheit betrifft, ist lebendig und ansprechend geschildert, und die große Weltbegebenheit, die in dieses stille Daheim gewaltig eingreift, ist mit Gedicht in den einfachen Gang der Familiengeschichte verwoben. Manche Stellen erheben sich zu patriotischem Schwunge, so die General Werder geltenden Verse:

„Werder! Wem nicht das Herz bei diesem Namen entbrennt,  
Nenne sich Deutscher nicht mehr! Wie einst in den Schluchten des Wasgau  
Walther von Aquitanien socht in der schützenden Enge  
Und mit dem riesigen Leib der Zahl der kühnsten Reden  
Behrte den Zugang zum trauten Weib und den köstlichen Schätzen,  
Einer gegen die vielen; so stand an der Pforte des Elsaß  
Werder nun, der Spiele des Kriegs wie kein anderer kundig.  
Weislich hatte er dort, wo der Abfall der hohen Vogesen  
Hintritt zu der benachbarten Schweiz und den Eingang verengert,  
Künstliche Wälle geschaffen und sie verchanzt mit Geschützen,  
Wie sie sonst gegen Mauern verwenden die Städteerstürmer.  
Und nun lauerte er vor dem Bau, bis die Richtung er merkte,  
Welche der Feind befolgte. Da fiel von der Flanke er auf ihn  
Und gewann noch das Ziel und zog hinein in die Stellung.  
Dreimal stürmte der Feind mit wachsenden Kräften; und dreimal  
Stieß ihn die wehrende Faust zurück von der Höhe der Brüstung.  
Wie bei der Flut des Meeres, wenn nach den Gezeiten der Ebbe  
Wieder zum Strande zurück die Reihen der unendlichen Wellen  
Wandern, vor der Gewalt des Sturms sich höher und höher  
An der Düne hinauf erhebt die lochende Brandung;  
Aber sie müht sich umsonst, die verderblichen Wasser hinüber  
Ueber den Gipfel zu gießen, sie sinkt ohnmächtig zum Grunde —  
Also zogen heran die Wälzchen, den Wänden vergleichbar  
Oder den stöbernden Flocken, die uns der Winter versendet,  
Zahlos; aber sie suchten umsonst eine Lücke zu brechen.  
Und es erlahmte zuletzt ihr Muth, und sie wandten zum Rückzug  
Ihren Fuß, wo der klappernde Frost und Hunger und Glend  
Und das Schwert des Verfolgers sie auftrieb, bis sie zum Schlusse  
Weichen mußten auf fremdes Gebiet, ein unruhliches Ende.“

So bewegt sich das ganze Gedicht in glücklicher Abwechslung von Friedens- und Kriegsscenen, die keine Ermüdung aufkommen läßt, und lieft sich in seinen glatten gutfließenden Hexametern ganz behaglich im Familienkreise, und niemand wird bereuen, darauf einen Abend gewandt zu haben, an dem man es bequem auslesen kann.

Robert Koenig.

#### Eine Pferdegeschichte.

Den Lesern der Hundgeschichte im Daheim Nr. 10 will ich eine nicht minder interessante Pferdegeschichte hier mittheilen.

Zu Stinbal auf dem Pferdemarkt kaufte ich ein fünf Jahre altes, vollständig gesundes aber noch ganz rohes Pferd, und ließ dasselbe, eine Stute, durch einen Stallmeister zureiten. Da meine Wohnung von einem großen parkartigen Garten umgeben war, bestimmte ich einen ausgedehnten, mit alten Obstbäumen bestandenen Kafentplatz zu einer Koppel für „Liese“, so hatte ich das Pferd gekauft, um ihr, nach dem Zwange in der Bahn, Gelegenheit zu freier Bewegung und Entwidlung zu geben. Der Raum wurde mit starken Rüstbäumen, die an eingetragenen Pfosten befestigt wurden, eingefriedigt. Die untersten dieser Rüstbäume befanden sich circa drei Fuß über der Erdoberfläche. Die ganze Einfriedigung hatte eine Höhe von fünf Fuß. In die Koppel gelangte man durch eine Thüröffnung, welche durch zwei Pfosten begrenzt wurde, in denen Klammern eingeschlagen Desen bildeten, durch welche Dachlatten gesteckt den Eingang verschlossen.

Liese befand sich in diesem Raume sehr behaglich, kam auf meinen Ruf an die Einfriedigung, um Zucker zu naschen, den sie sehr liebte, und es war mir, so oft ich Zeit dazu fand, eine Freude, die Bewegungen des Thieres zu beobachten. Als Liese den eingefriedigten Koppelraum vollständig abgegrast hatte, wurde sie aufmerksam auf das saftige Grünfutter, das außerhalb ihrer Koppel wucherte, und das Verlangen darnach bei ihr rege. Eines Morgens setzte sie über die Einfriedigung, galoppirte erst einige Male bergnüt im Parke herum und gab sich dann dem ersehnten Genuße hin, bis sie wieder in die Umzäunung gebracht wurde.

Da der Gärtner gegen den Schaden protestirte, den das Pferd im Parke angerichtet, so wurde die Einfriedigung derart erhöht, daß Liese

auf das Darübersehen verzichten mußte. Aber lange konnte sie die Tantalusqual, die schöne Weide dicht vor sich zu sehen, nicht aushalten, ohne auf Mittel zu denken, wieder in deren Genuß zu gelangen.

Wie aber? Da es über die Einfriedigung nicht mehr ging, beschloß sie, den Weg darunter weg zu suchen, und ich war zugegen, als sie, ein gegen drei Zoll hohes Pferd, es möglich machte, unter dem untersten, wie schon oben bemerkt, etwa drei Fuß über der Erde angebrachten Rüstbaum hinweg nach außen zu kriechen. Ich war, bei dem von mir noch nicht erkannten Motiv zu der Handlung, höchlichst erstaunt über das an die Erdewerfen und Arbeiten des Pferdes mit Vorder- und Hinterhuf. Das Resultat ließ nicht lange auf sich warten; bald war das Thier außerhalb der Umzäunung, sprang auf, und munter ging es wieder im Parke herum. Nun wurde unten noch ein Rüstbaum angebracht, und es schien nunmehr undenkbar, daß Diese noch einmal ausbrechen könnte. Was aber dem Menschen undenkbar erschien, zog Diese in Betracht.

Darüber ging es nicht mehr, darunter weg auch nicht, aber hinaus wollte sie wieder, sie mußte also hindurch. Diese letzte That war so durchdacht, daß sie mich mit hohem Erstaunen erfüllt hat. Wie schon oben bemerkt, war der Eingang in die Koppel durch Dachlatten geschlossen, welche in Oesen eingeschoben waren, die durch in die Thürpfosten eingeschlagene eiserne Klammern gebildet wurden. Der Gärtner und ich waren zugegen, als Diese ihre letzte und staunenswertheste Leistung ausführte. Sie warf sich plötzlich, und wie aus dem Anlauf zu erkennen, ganz absichtlich mit dem vollen Gewicht ihres Körpers gegen die Latten, so daß diese, ohnedies sehr trocken, wie Glas zersplitterten, theilweise aus den Oesen flogen und dadurch eine Breche entstand, durch welche Diese sofort das Freie gewann.

Der geneigte Leser möge urtheilen, wessen Intelligenz die höhere Anerkennung gebührt, der des Hundes oder der des Pferdes. Wir hat der Schlußdurchbruch des letzteren den tiefsten Eindruck hinterlassen.

Ueber das Geschehene beider Intelligenzen will ich noch anführen, daß Diese im Jahre 1866 in den Besitz eines Officiers, Adjutanten, übergang, der auf ihr den ganzen Feldzug gegen Oesterreich durchmachte, ohne daß das Pferd ihm je verlag hätte oder in Folge der großen Strapazen krank geworden wäre. Ihr weiterer Lebenslauf ist mir unbekannt.

Schneppe wurde durch eine wohlthätige Kugel schweren Altersleiden entrückt. Dresden. A. Th.

#### Der Weihnachtsbaum am Niederrhein.

Der Weihnachtsbaum gilt für einen echt deutschen Repräsentanten des Christfestes, auffallend aber ist es, daß er in einer echt deutschen Gegend unseres Vaterlandes durchaus nicht volksthümlich, sondern unzweifelhaft ein von Osten her importirtes Gewächs ist. Ich meine nämlich den preussischen Niederrhein und bezeichne die Städte Mülheim a. d. Ruhr, Duisburg, Wesel, Emmerich und die entsprechende linke Rheinseite, also das Herzogthum Cleve, als die mir persönlich bekannten Punkte dieses Landstrichs. Den Städtern ist seit etwa 20 Jahren freilich der Christbaum nichts Neues mehr, den Landbewohnern aber ist er durchaus fremd. Alle die Beziehungen, die in Weihnachtspredigten auf den Christbaum oder auf die Geschenke am Christfest sonst genommen werden, würden den ländlichen Gemeinden nicht passend, wenn nicht gar unverständlich erscheinen. Und selbst in den Städten stecken nachweislich nicht die von Alters her einheimischen Familien, sondern nur die aus dem Osten hinzugezogenen den Christbaum an; doch findet derselbe allmählich weitere Verbreitung. Dem Glanze des Christfestes thut hier der Nikolaus (6. Dezember) Eintrag, an welchem namentlich den Kindern Geschenke gemacht werden und ein nur für diesen Tag eigenthümliches Gebäck genossen wird. Ob vielleicht in früheren Zeiten, etwa vor dem 30 jährigen Kriege, der Christbaum am überwiegend katholischen Niederrhein gebräuchlich war, ist mir zu erforschen nicht gelungen, wenigleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß man denselben als wesentlich protestantischen Festgebrauch leise fortgebrängt hat. Wenn alte echt reformirte Familien noch heute den Christbaum ebenfalls nicht kennen, so spricht dies keineswegs gegen die gedachte Annahme. Auch diese protestantischen Familien haben sich an die alte landschaftliche Sitte gewöhnt, die dem schmucklosen Calvinismus entspricht. Sollte aber der Christbaum am Niederrhein nie heimisch gewesen sein, so würde der gangbare Ansicht vom deutschen Weihnachtsbaum allerdings eine sehr bedeutende Ausnahme entgegenstehen, denn der Niederrhein ist urgermanisch, durchaus frei von slavischen oder romanischen Einflüssen. Daß der Christbaum nicht aus der evangelischen Kirche geboren ist, ist erwiesen. Wissen wir ja, daß Luther seinen Christbaum angestekt hat, den er aus der katholischen Kirche her kannte. Aber fast scheint es, als wenn im Laufe der Zeiten der Katholizismus nicht mehr solche Freude an demselben hat, vielleicht weil ihn eben die evangelische Kirche mit solcher Liebe pflegt, oder (weil wir einmal im Vermuthen stehen) ist der Christbaum vom oberächsischen Stamm ausgegangen, dann von anderen deutschen Stämmen angenommen, aber noch nicht von dem besonders schwerfälligen niederächsischen Stamme? Mögen diese Zeilen Veranlassung werden, daß sich über diesen Gegenstand das Urtheil Sachkundiger vernehmen lasse. C. R.

#### Abenterslieb.

Ich habe gewartet die lange Nacht  
Vom Abend bis wieder zum Morgen,  
Am Bette der Krankheit und Schmerzen gewacht,  
Gewartet mit Thränen und Sorgen:  
Ich habe geharrt auf die frohliche Stund',  
Wo der Sieche wird stark und der Kranke gesund —  
Und die Stunde ist nicht gekommen.

Ich habe geschauet mit trübem Blick  
In der Menschheit Armuth und Jammer,  
Manch schweres gewaltiges Völkergeschick,  
Biel Leid in verborgener Kammer.  
Und es hat mich verlangt nach der seligen Stadt,  
Die Freude und Fülle für alle hat, —  
Doch wir sind ihr nicht näher gekommen.

Ich habe gewartet in dunkler Zeit:  
Biel Leid, viel Schuld und viel Sünden,  
Wo der Krieg ist zu Ende, beginnt der Streit,  
Und der Friede ist nirgends zu finden.  
Ich habe geharrt auf des Morgens Glut,  
Wo die Schuld ist gesühnt, wo die Fehde ruht, —  
Und er ist uns nicht aufgegangen.

Ich habe geharrt auf den mächtigen Gott,  
Und sehnd mein Auge erhoben,  
Die Hoffnung wird müde, der Glaube zum Spott;  
Wo bleibet die Stimme von oben?  
Ich habe geharrt auf den Morgenstern,  
Auf die nahende Herrlichkeit des Herrn, —  
Und vergebens war das Verlangen.

O, glaube und warte Du fort und fort,  
Ob Stunden, ob Jahre vergehen!  
Wir haben ein festes propheetisches Wort.  
„Wohl dem, der glaubt ohne Sehen!“  
Umgürte die Lenden, laß brennen Dein Licht!  
Des Herren Verheißung, sie trüget nicht.  
Er verzeucht, doch Er wird nicht säumen.

Und schließet Dein Auge sich sterbend zu,  
Eh' der Herr in den Wolken kehrt wieder,  
Es dringt auch in Deines Kammerleins Ruh'  
Die allmächtige Leuchte hernieder!  
Du durstest verschlummern die Winternacht,  
Und bist Du zum seligen Lichte erwacht,  
Dann wird Dir's sein wie im Träumen.  
Ottilie Wildermuth.

#### Briefkasten.

C. S. R. in R. Sie fragen nach einer neuen Vervollständigungsmethode. Lesen Sie die naturwissenschaftliche Umschau in Nr. 5 unseres Blattes. Außerdem trifft es sich, daß wir gleichzeitig von Herrn F. O. Loffen in Dresden nachstehende hier einschlägige Zuschrift erhalten: „Bei meinem langjährigen Aufenthalte in Südrussland hatte ich häufig Gelegenheit zu beobachten, daß die Weinproduzenten, besonders der leichteren besarabischen Weisweine, dieselben im Winter bei starkem Frost in offenen Bottichen ins Freie stellen und dann die wässrigsten Theile des Weins in Form von Eisküden entfernen. Der übrig gebliebene Wein, der unter dem Namen „ausgefrorener Wein“ verkauft wird, hat dadurch an Stärke, Haltbarkeit und Aroma bedeutend gewonnen. Der Hauptzweck dieses Verfahrens scheint der zu sein, den leichten Weinen eine größere Haltbarkeit zu geben, da dieselben wohl sonst kaum verschonbar sein dürften.“ — A. G. In der Beipredung des Buches Dr. Helfers Reisen in Asten in der Bücherchau IV Nr. 6 findet sich der Mädchennamen der Verfasserin irrthümlich angegeben. Gräfin Pauline Kottitz ist eine geborene Des Granges und lebt gegenwärtig in Wiesbaden. — P. S. in L. Der Name „J. v. Orns hagen“ ist ein Pseudonym, ähnlich wie O. v. Horn entstanden. Das thut aber nichts zur Sache. Sein erster größerer Versuch im Gebiete des Romanes: „Ein Kandidatenleben“ (Berlin, Wiegandt u. Grieben) ist ein sehr lebenswerthes Buch und liefert in der Form der Erzählung einen wichtigen Beitrag zur Beantwortung der vielen ersten Fragen, welche heute alle Gemüther beschäftigen. — P. S. in B. Außer Stande, Ihnen in der gewünschten Weise zu helfen. — E. A. in L. Zu der von Ihnen erbetenen Belehrung haben wir weder Raum noch Zeit, aber mit Ihrem Manuscripte ist laut Ordre verfahren. — Fr. v. S. in P. Ihrem Zwecke wird am besten ein militärisches Prachtbilderverwert, das so eben u. d. T. „Europa in Waffen“ bei W. Niglitz in Stuttgart erschienen ist, entsprechen. Es enthält auf 14 Blättern in feinstem Farbendruck, von Künstlerhand sorgfältig ausgeführt, die Vertreter der sämtlichen europäischen Heere in ihrer jetzigen Uniformirung, und da es nach authentischen Quellen hergestellt ist, bildet es nicht nur ein Bilderbuch für Knaben, sondern auch ein belehrendes illustriertes Handbuch für Militärs und Soldatenfreunde, ist also ganz für Ihren ältesten Sohn geeignet. — Eine langjährige Abonnentin in Drumburg. Der genaue Titel ist: Der große Krieg gegen Frankreich. Der deutschen Jugend erzählt von R. Koenig. 2. Aufl. (Geb. 1<sup>2</sup>), Thaler.)

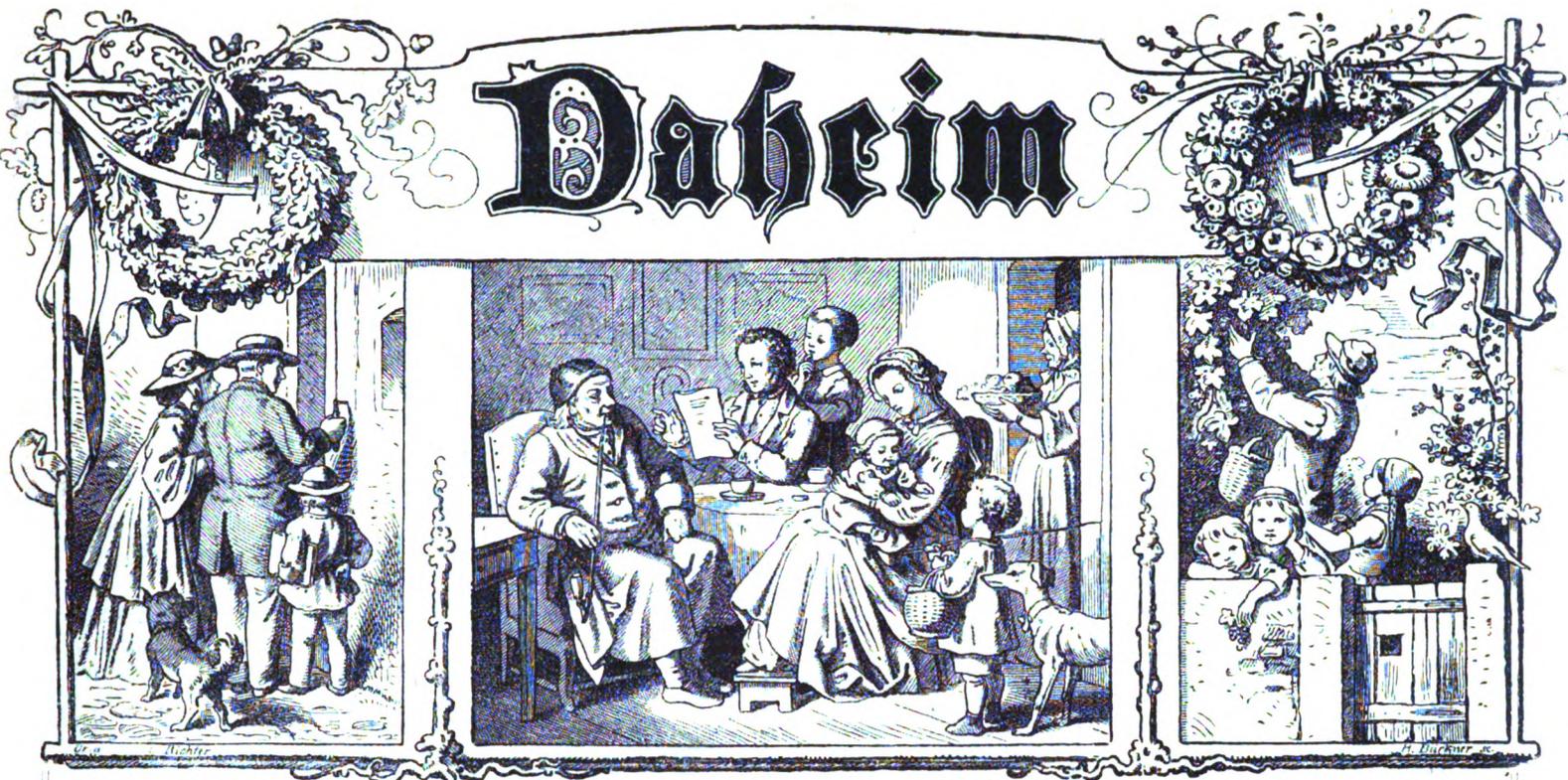
Inhalt: Fee. (Fortf.) Novelle von Hans Tharau. — Die Reliefsbilder am Siegesdenkmale zu Berlin. Von W. von Dünheim. Mit 2 großen Illustrationen. — Die evangelische Allianz in New-York. Von Leopold Witte. — Eine neue Gabe Albert Henschels aus seinen Stützenbüchern. Mit drei Bildern. — Am Familientische: Bücherchau. VI. Von Robert Koenig. — Eine Pferdegeschichte. — Der Weihnachtsbaum am Niederrhein. — Abenterslieb. Von Ottilie Wildermuth.

## Zur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal des Daheim. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnenten, die Bestellung auf das zweite Quartal baldigst aufzugeben, damit keine Unterbrechung entstehe. Daheim-Expedition.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.  
Verlag der Daheim-Expedition (Schlag & Klasing) in Leipzig. Druck von W. G. Teubner in Leipzig.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 27. December 1873. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. N. 13.

Fee.

Novelle von Hans Tharau.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.  
Sef. v. 11./VI. 70.

VII.

Am Strande eines vielbesuchten englischen Seebades, sorgfältig in Decken gehüllt und auf weiche Polster gebettet, lag im Spätsommer desselben Jahres eine Dame, scheinbar im letzten Stadium der Auszehrung.

Sie mochte nur etwas über vierzig Jahre zählen, und die trügerische Krankheit hatte falsche Rosen auf ihre Wangen gepflanzt, allein die Büge waren scharf, die Schläfen eingesunken, wie sonst nur im hohen Alter. Wenig zeigte mehr von einstiger Schönheit als die tiefliegenden wunderbar schönen dunklen Augen, wenn auch diese nicht hinreichend zur Geltung kamen wegen ihres ruhelosen Ausdrucks.

Ein kurzer trockener Husten vermehrte noch die Kastlosigkeit, welche die Kranke ohnehin quälte.

„Ob sie bald hier sein kann?“ wandte sie sich, nachdem ein solcher Anfall überwunden, in englischer Sprache an eine in ihrer Nähe sitzende Dame.

„Ich glaube kaum, daß es mit dem nächsten Zuge möglich,“ antwortete die Gesellschafterin, „denn es ist fraglich, ob die Ueberfahrt so rasch von Statten ging, um noch den Anschluß zu erreichen; doch heute Abend muß sie jedenfalls noch eintreffen.“

„Heute Abend jedenfalls,“ wiederholte die Kranke, wie zu sich selbst redend; dann fuhr sie fort: „So rufen Sie die Leute, um mich hineinzutragen, mich friert.“

Die Gesellschafterin warf einen mitleidigen Blick auf die Arme, die in zahllose Decken gehüllt und im warmen Sonnenlichte gebadet, dennoch unter dem eisigen Hauche des nahenden Todesengels ihr Blut erstarren fühlte; dann ging sie, die Diener zu rufen. Wenige Stunden später lag die Gräfin in ihrem mit allem erdenklichen Luxus ausgestatteten Schlafzimmer, da hielt ein Wagen vor der Villa.

„Sie ist es! sie ist's gewiß!“ rief die Kranke, sich in ihren Kissen aufrichtend und mit einem Ausdrucke fieberhafter Span-

nung nach der Thüre blickend; doch noch ehe diese sich öffnete, zwang sie ein heftiger Hustenparoxysmus, ihre alte Stellung wieder einzunehmen, und indem sie nach Athem rang, war sie so sehnsüchtig Erwartete eingetreten und stand neben ihr.

„So kommst Du endlich, Madelon!“ klagte die Kranke in französischer Sprache, „o wie lange, wie lange hast Du mich warten lassen!“

Die Angeredete, sie mochte in der Mitte der vierziger Jahre sein, war eine starkgebaute stattliche Frau, sichtlich dem wohlhabenden Bauernstande angehörend. Man hätte sie geradezu hübsch bezeichnen können, wäre ihr Blick weniger scheu und unstät gewesen und ihre Haltung nicht so überaus ängstlich und schüchtern, wie das mit ihrer kräftigen Erscheinung schlecht harmonirte und jeden, der sie zum ersten Male sah, ob mit oder ohne Recht gegen sie einnehmen mußte.

Auch jetzt warf Madelon einen ängstlichen Blick umher, und erst als sie sich mit der Kranken allein sah, antwortete sie mit dem Accent, der ihre Nationalität als die der französischen Schweiz stempelte: „Madame la Comtesse wissen ja, daß es für mich keine Kleinigkeit ist, hierher zu kommen; die lange Reise und zu Hause alles verlassen —“

„Ach, Du hast ja niemanden zu Hause, der von Dir abhängt!“ unterbrach sie die Gräfin ungeduldig.

„Madame la Comtesse haben recht, ich habe niemanden,“ entgegnete die Schweizerin, und es lag eine unsägliche Melancholie in der Art, wie sie die Worte aussprach, „niemand, niemand,“ wiederholte sie, „die alte Madelon ist ganz allein!“

„Du sprichst von alt sein und vergißt, daß Du nicht viel älter bist als ich,“ versetzte die Kranke, „und ich bin noch in meinen besten Jahren, darum glauben die Aerzte auch alle, daß ich mich erholen werde.“

„Kummer und Gram machen alt, die durchweinten Jahre zählen doppelt,“ sagte die Frau.

„Ach was, Kummer und Gram! Ich glaube, ich habe dessen

mehr gehabt als Du! Doch darum ließ ich Dich nicht all die Meilen weit her kommen, um hierüber mit Dir zu disputiren," unterbrach sich die Kranke und fügte dann in einem anderen Tone hinzu, indem sie die großen Augen mit Spannung auf die Angekommene richtete, „Du hast immer noch keine Spur entdeckt?“

Die Frau schüttelte verneinend den Kopf. „Wie ich Madame la Comtesse schrieb, keine Spur; wie sollte man auch, nach mehr als neunzehn Jahren! Ich ließ eine Anzeige in die Zeitungen setzen und frug in den Hotels nach; in Clarens erinnerte sich der Gasthofsbesitzer wohl noch des Falles, aber wie der Herr geheißten, wohin er gegangen, davon wußte er nichts mehr.“

Die Kranke warf sich in die Kissen zurück. „Mein Kind, meine kleine Tochter!“ schluchzte sie.

Die Frau preßte krampfhaft die Hände zusammen, harte Linien standen ihr um Mund und Augen. „Und mein Sohn, Gräfin," frug sie, „wer gibt mir meinen Sohn zurück?“

„Das ist anders, das ist ganz etwas anderes!“ eiferte die Gräfin, „mich zwang eine grausame Nothwendigkeit, Du aber thatst freiwillig, was Du thatst, Du hast Dein Kind —“

„Verkauft," ergänzte die Schweizerin tonlos. „Ich weiß es, Gräfin, ich weiß es, und darum darf niemand Mitleid mit der unglücklichen Madelon haben, niemand! Wird wohl Gott Mitleid haben? Wird er mir mein Kind wiedergeben, dereinst an jenem Tage, wo die Todten auferstehen?“

Behend vor Erregung beugte die Frau das Gesicht in die Hände, doch ein heftiger Hustenanfall der Kranken lenkte ihre Aufmerksamkeit auf diese, und wie sie ihr leise und gefaßt die Kissen zurecht legte und sicher und geschickt zur Hand ging, hätte man auf dem thränenlosen Gesichte und in der ruhigen Haltung nichts von der eben kundgegebenen Erregung wahrzunehmen vermocht.

„Ich wußte, daß Du mich aufregen würdest mit Deiner sonderbaren phantastischen Art zu reden, Madelon!" sagte die Kranke halb vorwurfsvoll, nachdem sie sich etwas erholt, „jetzt muß ich zu schlafen versuchen, thue Du desgleichen, Du mußt müde sein von der Reise, und deshalb bist Du so nervös. Morgen will ich Dir dann von einem Plane sprechen, den ich gemacht habe und den Du mir sollst ausführen helfen.“

Der Plan, auf welchen die Gräfin hindeutete und den sie am folgenden Tage zum Erstaunen ihrer Umgebung aussprach, war kein anderer als der, in Begleitung Madelons auf die Herbst- und Wintermonate nach deren Heimat, der Schweiz, zu reisen.

Die Bedenken, welche man ihr vorhielt hinsichtlich der Schwierigkeiten der Reise in ihrem jetzigen Zustande, erwiesen sich als fruchtlos. Sie war überzeugt, in der Schweiz und nur in der Schweiz, die sie von früher sehr liebte, Genesung zu finden, und sie wußte schließlich mit dem Eigenwillen, der von jeher ein Hauptcharakterzug bei ihr gewesen, selbst ihre Aerzte zu bestimmen, so daß sie ihre Einwilligung gaben.

Und mit der Unberechenbarkeit solcher Kranken überstand die Gräfin die allerdings in kurzen Stationen unternommene Reise gegen alle Erwartung gut, und als sie die ihr bei Clarens bereitgehaltene Wohnung bezog, fühlte sie sich wohler als seit Monaten.

Neben ihrer englischen Dienerschaft hatte sie nur Madelon zur Begleitung, und keine Umgebung war ihr so lieb wie die der eigenthümlichen Frau. Nur sie wußte es der launenhaften Kranken recht zu machen; nur sie, karg, und wenn sie einmal rebete, hart von Worten, verstand es, mit ihr fertig zu werden.

Der Spätherbst war von ungewöhnlicher Milde und Schöne, und die Gräfin brachte die halbe Zeit draußen zu, wo sie, auf einer Tragbare sorglich gebettet, das herrliche Panorama genießen konnte.

„Ganz wie damals, vor fast zwanzig Jahren, nicht wahr, Madelon? Und wenn ich wieder gesund bin, und ich fühle es, daß ich in dieser Luft schon viel wohler geworden, dann will ich jeden Pfad wieder aufsuchen, den wir zusammen gingen, Georg und ich, und vielleicht finden wir dann auch eine Spur von ihr, nicht wahr, Madelon?“

Sie wandte die ruhelosen fragenden Augen zu ihrer Be-

gleiterin, wie sie sich das angewöhnt hatte; die Pflegerin befißt bei den Kranken meist eine gewisse mütterliche Autorität, und Madelon, die gewöhnlich strickend neben ihr saß, neigte schweigend den Kopf.

Die sterbende Lady mit ihrer Wärterin bildete bald den Mittelpunkt des Interesses und der Theilnahme unter den vielen Fremden, welche den schönen Punkt zum Aufenthaltsort gewählt, oder auch nur sich auf der Durchreise befanden; allein die Gräfin ließ alle Versuche, näher mit ihr bekannt zu werden, dankend zurückweisen, sie fühle sich zu leidend, um neue Bekanntschaften zu machen, hieß es, und Madelons scheues, verschlossenes Wesen machte vollends jede Annäherung unmöglich.

So kam es, daß derjenige Theil der Terrasse, wo die Tragbahre der Gräfin von einem Schirme umgeben stand, von den übrigen Bewohnern der Pension stillschweigend respektirt wurde; man begnügte sich damit, einen theilnehmenden Blick auf die kleine Gruppe zu werfen, oder die Kranke ehrerbietig zu grüßen, wenn sie ins Haus zurückgetragen wurde.

Der Herbst neigte sich seinem Ende zu, und auch das Leben der Gräfin ebte immer mehr. Der Husten hatte merklich nachgelassen. „Mir ist so viel besser, ich habe gar keine Schmerzen mehr," sagte sie beständig.

„Nun wird sie bald sterben!" dachte Madelon bei sich.

Bald war sie nicht mehr im Stande sich hinaus tragen zu lassen, auch war die Witterung nicht mehr beständig genug dazu. Doch in den warmen Mittagsstunden wurde das Ruhebett dicht an das offene Fenster des niedern Erdgeschosses gerollt, wo die Kranke fast wie draußen die Luft und die Aussicht genießen konnte.

Madelon hatte sie eines Tages still dort liegen lassen, indem sie auf einen Augenblick das Zimmer verließ. Als sie wieder kam, empfing die Kranke sie mit den Worten: „Denke Dir, Madelon, wie sonderbar! ich habe mich selber gesehen, dort vorbei gehen sehen!"

Sie zeigte hinaus und lächelte dazu, als sei es gar nicht etwas Absonderliches, was sie gesagt.

Madelon begriff, daß sich ihre Sinne zu verwirren begannen, und sprach einige beruhigende zustimmende Worte, wie man sie zu einem Kinde oder einem Kranken in jenem Zustande spricht. Die Gräfin lächelte aufs neue und wies wieder mit der mageren Hand nach draußen.

„Du denkst, ich rede irre, Madelon, so überzeuge Dich selbst. Gehe ans Fenster, ob es nicht so ist, wie ich sage." Schon fielen ihr von der Anstrengung erschöpft die Augen zu, ihre Lippen aber wiederholten: „Gehe hin!"

Die Schweizerin deckte die Schlummernde vorsichtig zu und wollte sich an ihre Arbeit setzen, doch das „Gehe hin!" klang ihr wie ein Befehl in den Ohren nach, sie konnte nicht anders, sie mußte ans Fenster treten.

Und in dem Augenblicke kam ein schlankes Mädchen in Trauerkleidung die Terrasse entlang, und wie sie am Fenster vorbei kam, hob sie, wahrscheinlich in der Erinnerung an das bleiche Gesicht, das sie vorhin dort erblickt, die Augen zu demselben. Diese Augen! Madelon hätte aufschreien können, doch es lag nicht in ihrer Natur, weder zu schreien noch zu weinen, er war ihr aber, als ob jemand mit starker Hand ihr Herz anfasse und zusammenpresse.

Ja, das war die Gräfin, wie sie sie einst in ihrer Blüthezeit gekannt, nur schöner, edler und durchgeistigter, als diese es je gewesen, aber auch bleicher und trauriger. Und diese Augen! konnten sie etwas anderes als das Erbtheil des Kindes von der Mutter sein?

Sie besann sich einen Moment, was sie thun solle, dann rief sie dem Kammermädchen, neben ihrer schlafenden Herrin Wache zu halten, und ging hinaus.

Eine halbe Stunde später erwachte die Kranke. Sie mußte ihr Erlebnis von vorhin vergessen haben und verlangte im gereizten Tone nach Madelon.

Das Mädchen ging diese zu suchen und begegnete ihr vor der Thür, eine schwarze Gestalt neben ihr.

Die Schweizerin wies dem Kammermädchen an, auf ihr Zimmer zu gehen, in dem harten Tone, der ihrer Stimme bei

großen Gemüthsbewegungen eigen war, dann trat sie mit der Fremden in das Krankenzimmer. Diese blieb etwas zurück, indem Madelon sich über die Kranke beugte. „Gott hat Ihnen Ihre Sünde vergeben,“ sagte sie leise zu dieser, „und gibt Ihnen Ihr Kind zurück; bitten Sie ihn, wenn Sie zu ihm kommen, daß er auch der unglücklichen Madelon verzeihe!“

Und damit ging sie hinaus, und sich in ihrem Zimmer auf ihre Knie werfend, weinte sie seit Jahren zum ersten Male, weinte bitterlich.

Als sie nach einigen Stunden das Zimmer der Gräfin wieder betrat, fand sie diese schlummernd, die Hand ihrer Tochter fest in der ihren haltend.

Feodorens liebliches Gesicht zeigte Spuren tiefer Bewegung, doch auch eines neuen stillen Glücks. So hatte sie doch einmal den theuren Mutternamen ausgesprochen, eintmal sich von mütterlichen Lippen Tochter nennen hören!

Es war zugleich zum letzten Male. Als der Abend sich neigte, ging der Schlummer der Gräfin in jenes ewige Erwachen über, das vor Gottes Angesicht führt.

„Möge Er ihr ein gnädiger Richter sein!“ betete Madelon.

„Und nun erzählen Sie mir alles, alles, Madelon!“ sagte Feodore, als sie am folgenden Tage ihren Schmerz so weit überwunden, um die schöne Leiche, welche Mutter zu nennen ihr eine wehmüthige Freude war, zu verlassen.

„Die Hauptsache wissen die Lady ja,“ antwortete die Schweizerin düster, „wissen, daß und warum Ihre Mutter Sie verstieß —“

„Madelon,“ unterbrach sie Feodore in dem Tone sanfter Bestimmtheit, der einst sogar der siegesgewohnten Fürstin imponirt hatte, „Madelon, Sie wissen, ich habe meiner Mutter verziehen, und ich bin gewiß, daß Gott es gethan, sprechen Sie nicht in diesem Tone von ihr.“

„Sie haben Recht,“ sagte Madelon weicher, „ja Sie haben Recht, bin ich nicht weit schlechter gewesen als sie? Sie opferte ihr Kind einer scheinbaren Nothwendigkeit, aber ich!“ Und sie wiegte sich hin und her auf ihrem Sitze, wie sie das zu thun pflegte, in namenlosem Schmerz.

Feodore nahm tröstend ihre Hand. „Das alles verstehe ich ja nicht, weiß ich ja nicht,“ sagte sie, „und wenn es Ihnen nicht zu schmerzlich ist, so möchte ich es doch hören, wie alles gekommen.“

„Ja, ja, Sie sollen es hören, Sie müssen es doch einmal wissen, und niemand kann es Ihnen erzählen als ich. Schmerzlich, sagten Sie? Kind, ich kenne nur den Schmerz seit zwanzig Jahren! Er ist mein einziger, mein steter Begleiter, er ist in all meinem Denken, all meinem Thun! Doch genug, ich muß beginnen.“

„Es war die alte Geschichte, Ihre Mutter war schön und jung und arm, Ihr Vater sehr vornehm, sehr stolz, sehr verliebt. Er hatte sie heimlich, gegen den Willen seiner Familie geheirathet, und sie waren in die Schweiz gekommen, weil sie sich in England nicht sehen lassen durften. Hier miethte Ihr Vater eine bescheidene Wohnung für seine junge Frau; er selbst war beständig unterwegs zwischen England und hier.“

„Seine Eltern lebten nicht mehr, aber er sollte einen reichen Onkel und mit diesem den Familientitel beerben. Der alte Mann war ein Sonderling, die Ehre und der Glanz seiner Familie waren ihm das Höchste auf der Welt, und da er selbst keine Kinder hatte, war seine ganze Hoffnung auf den Neffen gesetzt, und sein einziges Verlangen ging darauf hin, noch vor seinem Ende in diesem und dessen Nachkommen die Fortdauer seines Geschlechts gesichert zu sehen. Blieb Ihr Vater nämlich unverheirathet, oder starb er ohne männlichen Erben, so gingen Titel wie Besitzungen auf eine Seitenlinie über, zwischen welcher und dem eigentlichen Stammhause seit Jahren sozusagen Feindschaft bestanden, und der Alte meinte, er würde sogar im Grabe keine Ruhe finden, wenn dies je einträte. Sein ganzes Streben ging mithin darauf, seinen Neffen eine passende Heirath schließen zu sehen, und dieser wieder hoffte die endliche Einwilligung des Onkels zu seiner heimlichen Ehe zu erlangen, wenn er ihm gleichzeitig die Geburt des ersuchten Erben mittheilen könne. Dieses Ereigniß sollte in der Schweiz abge-

wartet werden, mit welcher Sorge und Spannung seitens Ihrer Eltern brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ihr Vater durfte seine Abwesenheit von England nie von zu langer Dauer sein lassen, um keinen Verdacht zu erwecken, so gab es denn beständige Trennungen, die auf beide Theile aufreibend wirkten, und so traf es sich denn auch gerade, daß das heißersehnte Kind, daß Sie, Lady, während einer solchen Abwesenheit Ihres Vaters geboren wurden.“

„Auch von mir muß ich nun ein paar erklärende Worte einschalten, da ich von diesem Punkte ab in Ihr Geschick verflochten bin. Ich will es kurz machen.“

„Eine leichtsinnige Heirath hatte mich zur Frau eines Mannes gemacht, der mich bald halb gleichgültig, halb tyrannisch behandelte. Er hatte alle möglichen Handwerke gelernt und besaß Geschick für alles, doch sein ruhelofer Geist ließ ihn bei nichts bleiben, und wenige Tage nach der Geburt unsers ersten Kindes, eines Knaben, verließ er mich, in Folge eines zwischen uns stattgehabten Wortwechsels, und von der Stunde hörte ich nichts mehr von ihm.“

„Um mein Dasein und das meines Kindes zu fristen, sprach ich den Arzt in unserem Dorfe um Beistand an, und dieser verschaffte mir sofort die Stelle als Amme bei Ihrer Mutter für deren zu erwartendes Kind. Die Gräfin faßte sehr rasch Vertrauen zu mir und weichte mich in ihre Verhältnisse ein, und — ersparen Sie mir die Einzelheiten, Lady, die eben so beschämend für Ihre Mutter, wie demüthigend für mich selbst sind — schon vor Ihrer Geburt stand der Plan fest, daß, sollte ihr eine Tochter geschenkt werden, ich diese gegen meinen kleinen Sohn vertauschen sollte. Eine lebenslange, für meine Verhältnisse glänzende Jahresrente sollte meine Belohnung sein.“

„Jung und leichtsinnig wie wir beide waren, bedachten wir nicht die Schuld, die wir auf unsere Gewissen luden, sondern hatten nur das Erreichen unserer Zwecke im Auge. Bei Ihrer Mutter stand ja das ganze Lebensglück auf dem Spiele, denn Ihr Vater hatte einmal in seiner Aufregung und Unbedachtsamkeit darauf hingedeutet, wie das Fehlen männlicher Erben ihn vielleicht mit der Zeit zu einer Scheidung zwingen würde; und ich, von meinem Manne, wie ich nicht anders dachte, auf immer verlassen, ich sah mich auf die zwischen uns ausgemachte Weise der Noth enthoben.“

„So klug war ich doch noch, mir das von Ihrer Mutter gegebene Versprechen schriftlich aufsetzen und die Unterschrift von deren beiden englischen Diensthofen, welche den Inhalt des in französischer Sprache verfaßten Schriftstücks nicht kannten, bezeugen zu lassen. Ich werde es Ihnen später überliefern, Lady, ich trage es stets mit mir herum, aus Angst, es könne jemandem in die Hände fallen, denn es birgt ja das Geheimniß unserer beider Sünde.“

„So wurde denn der Kindertausch ausgeführt, ohne daß auch nur ein Mensch eine Ahnung davon hatte, und als Ihr Vater zurückkehrte und seine Frau ihm den kräftigen Knaben, meinen Sohn in die Arme legte, da hatte das Glück des jungen Ehepaares seinen Höhepunkt erreicht.“

„Mich verfolgte aber von Stunde an ein Gefühl tiefster Schuld. Ich meinte, jeder müsse es mir ansehen, was mich drückte, jeder mit Fingern auf mich weisen. Dennoch hatte ich die Beruhigung, mein Kind fortwährend zu umgeben, es zu nähren und mich beständig seines Anblicks zu erfreuen.“

„Sie, Lady — Ihre Mutter hatte bestimmt, daß Sie den Namen Ihrer deutschen Großmutter, Feodore tragen sollten — hatte ich höher hinauf in die Berge zu einer entfernteren Verwandten gebracht, die Sie gegen entsprechende Vergütung in Pflege nahm; ich durfte es ja nicht wagen, Sie dort zu behalten, wo Freunde und Nachbarn bald den Betrug entdeckt hätten.“

„So vergingen einige Monate in verhältnißmäßiger Ruhe; da traten zwei Ereignisse ein, auf die ich nicht gezählt hatte. Bei einer wiederholten Anwesenheit in England hatte Ihr Vater seinem Onkel das Geheimniß anvertraut, zugleich aber dessen Horn überwunden, indem er ihm die Geburt des Erben mittheilte. Das Resultat war eine Aufforderung seitens des alten Herrn, ihm die junge Frau mit dem Kinde zuzuführen, an einer völligen Ausöhnung war nicht zu zweifeln.“

„So war denn, wie vorausgesehen, durch die Geburt dieses Kindes alles ausgeglichen und das Ziel alles Hoffens und Sehnsens erreicht. Als Ihre Mutter mir das jubelnd mittheilte, frug sie mich zugleich, ob ich gefonnen sei, als Wärterin des Kindes in ihrem Dienste zu bleiben? Ich wußte recht gut, daß sie mir dies nur anbot, weil sie sich durch unser gemeinschaftliches Geheimniß dazu verpflichtet fühlte. Ich hatte es ihr längst angemerkt, wie sie in Betreff des Kindes eifersüchtig auf mich war.

„Freilich folgte der Kleine einfach der Eingebung der Natur, wenn er sich stets schreiend von seiner vermeintlichen Mutter abwandte, sich nur von mir beruhigen ließ und nur bei mir zufrieden war.

„Gegen andere erklärte Ihre Mutter dies durch den begreiflichen Vorzug, den ein Kind in dem Alter stets seiner Amme schenkt, allein ich wußte, daß es sie innerlich quälte und ich ihr überhaupt, als die stete Erinnerung an ihre Schuld, ein beständiger Dorn im Auge sei.

„Dennoch stand bei mir der Entschluß fest, sie zu begleiten. Ich konnte mich doch nicht von meinem Kinde trennen, meinem Sohne, den ich jetzt, wo man mir ihn zu entreißen drohte, plötzlich mit einer bis dahin ungeahnten Leidenschaft liebte.

„Da kam eines Tages ein Brief von meinem Manne, der bis jetzt nichts von sich hatte hören lassen; er behauptete, gutes und reichliches Auskommen gefunden zu haben als Arbeiter in einem Bergwerke an der französischen Grenze, äußerte Neue über sein früheres Benehmen, gelobte Besserung und forderte mich auf, mit unserem Kinde zu ihm zu kommen. Das nöthige Reisegeld legte er bei.

„Ich befand mich in dem tödtlichsten inneren Zwiespalt. Einerseits war mir der Gedanke, mein Kind aufzugeben, unerträglich, und ich glaubte, lieber sterben zu wollen, als mich von ihm zu trennen, andererseits war es doch mein angetrauter Ehemann, der nach mir verlangte, und war er auch nicht immer so gegen mich gewesen, wie er es hätte sein sollen, woran ich theilweise vielleicht selbst Schuld trug, so war es doch meine Pflicht, jetzt, wo er Besserung versprach, seinem Rufe Folge zu leisten. Ihre Mutter, der ich meine Bedenken anvertraute, und welche diese Lösung gewiß mit Freuden willkommen hieß, um mich los zu werden, redete mir nach Kräften zu. Sie hielt mir vor, daß wo ich einmal meinem Sohne entsagt, es doch gewiß für beide Theile besser sei, wenn die Trennung jetzt geschähe, als späterhin, wo ich mich immer mehr an ihn gewöhnt und es mir tauferd Kämpfe kosten würde, ihm als eine Fremde gegenüber zu stehen.

„Ich mußte ihr Recht geben, ich hatte ja selbst über mein Schicksal entschieden und mußte nun die Folgen tragen. Wenn ich aber der Stunde gedachte, wo ich zum letzten Male mein Kind, meinen Erstgeborenen in die Arme nahm, zum letzten Male sein kleines Gesicht an das meinige drückte, dann glaube ich wohl, Lady, daß es ein Gericht über die Sünde gibt, das schon auf dieser Erde beginnt, und daß der Wurm, der nie stirbt, damals schon an meiner Seele zu nagen begann.“

Madelon schwieg, von ihren Gefühlen überwältigt und den Kopf zwischen die Hände gelegt, wiegte sie sich hin und her. Feodore war tief bewegt. „Wer an Jhn glaubet, der wird nicht gerichtet,“ sagte sie leise.

Die Schweizerin hob die ruhelosen müden Augen zu ihr auf. „Glauben Sie das wirklich?“ frug sie, „und sollte das auch für mich gelten?“

„Es gilt für alle,“ entgegnete das Mädchen sanft, „kommt her zu mir alle, die Ihr mühselig und beladen seid!“

„Wenn es wahr wäre, wenn ich's glauben könnte,“ fuhr Madelon gedankenvoll fort, „vielleicht können Sie mich's lehren, doch erst hören Sie mich zu Ende, und Sie werden sehen, daß Gott ein Vergelter ist, ein Vergelter und Rächer.“

„Zu meiner ersten Sünde mußte ich nun die zweite gesellen und meinem Manne sagen, unser Kind sei gestorben. Wahrscheinlich erklärte er sich hieraus mein verändertes Wesen und die fast an Tieffinn grenzende Melancholie, die sich meiner bemächtigte. Er selbst wurde dadurch duldsamer, verträglicher mit mir; als aber unsere Ehe fortan kinderlos blieb, wandte

sein Herz sich allmählich wieder von mir ab und wenn auch keine äußere Noth leidend, führten wir doch ein trauriges Dasein neben einander.

„So vergingen fünf Jahre, als ein Brief, auf Wunsch eben dieser Verwandten geschrieben, mich zu ihr berief; sie liege im Sterben und verlange nach mir.

„Ich konnte mir schon denken, daß es wegen des Kindes sei, und Sorge und Angst erfüllten mich, was nun mit diesem anfangen. Meinen Mann beredete ich, mir diese Reise in die Heimat zu gestatten, indem ich ihm die Möglichkeit einer Beerbung der alten Frau vorhielt, und so ließ er mich gehen.

„Als ich ankam, lebte die Alte noch, aber wie ich nach dem Kinde frug, gestand sie mir, bereits seit zwei Jahren nicht zu wissen, was aus demselben geworden. Die Vergütung, die ich geschickt, sei, so behauptete sie, mit der Zeit unzureichend gewesen, dabei habe es sie geärgert, daß man sie immer wegen des Kindes ausfragte, dessen große Schönheit die Leute Verdacht schöpfen ließ, deren Neugierde sie doch in keiner Weise zu befriedigen wußte. Zugleich hatte sie bei ihrer einsamen Lage der Gedanke an die Möglichkeit ihres eigenen Todes gequält und was dann aus der Kleinen werden sollte. Da war ihr ein Gedanke gekommen; sie hatte viel von dem beständigen Fremdenverkehr unten am See gehört, sollte sich nicht dort jemand finden, der gern ein so schönes, liebreizendes Kind annehmen würde? Sie entschloß sich den Versuch zu machen und, zum ersten Male im Leben, von ihren Bergen niedersteigend, nahm sie das Kind mit.

„Unten angelangt und im Begriffe, ihren Plan auszuführen, reute es sie aber wieder, und sie beschloß, das Kind wieder mit zurückzunehmen.

„Noch nicht mit ihren Erwägungen und Beschlüssen im klaren, hatte sie sich ausruhend am Saume eines kleinen Gehölzes, an dem die Landstraße vorüber lief, nicht weit von Clarens, niedergelassen; das ermüdete Kind war neben ihr auf einer Moosbank eingeschlafen. Von Durst geplagt, ging sie in das Dickicht hinein, sich Beeren zu suchen, indem das Kind ruhig weiter schlief.

„Da hörte sie nahende Schritte, und aus dem Dickicht herauspähend, bemerkte sie, wie ein vornehm gekleideter Herr des Weges kam. Er blieb vor dem Kinde stehen; dieses — Sie, Lady — mußte die Augen geöffnet haben, denn sie hörte, wie er Sie anredete und Ihnen freundlich zusprach.

„Dies nahm sie als einen Wink des Himmels, als die unge suchte Erfüllung ihres Vorhabens. Sie verbarg sich tiefer im Gehölze und entging so der Entdeckung des Fremden. Es ließ ihr aber doch keine Ruhe, bis sie das Schicksal des ihr anvertrauten Kindes erfahren; so trieb sie sich noch einige Tage in der Nachbarschaft herum, wo die von Fremden aus allen Ländern bewohnten Hotels sind, und vernahm auch bald, es erregte in der Umgegend kein geringes Aufsehen, wie ein fremder Herr ein armes verlassenes Kind gefunden und allerwärts, auch durch die öffentlichen Blätter, Nachforschungen anstellte betreffs der Angehörigen der Kleinen. Dann schlug sie wieder den Weg nach ihrer Heimat ein, wo sie den neugierigen Nachbarn berichtete, sie habe das Kind, das einer Verwandten gehöre und nur bei ihr in Pflege gewesen, wieder zu den Seinigen gebracht. Die Zeitungen und die seltsame Geschichte von dem gefundenen Kinde drangen nicht bis zu den wenigen Hütten droben in den Bergen.

„Das war alles, was die Alte mir sagen konnte, und bald darauf verschied sie.

„Ich war zuerst vor Schrecken und Bestürzung ganz außer mir bei dem Gedanken, Ihre Mutter könne Auskunft über den Verbleib ihres Kindes von mir begehren, wo ich ihr keine zu geben vermochte; allein ich beruhigte mich, indem ich erwog, wie sie dies noch nie gethan, und ich selbst war ja durch das Verschwinden des Kindes der großen Schwierigkeit enthoben, was nun mit diesem anfangen?

„So kehrte ich zu meinem Manne zurück, der aber noch in demselben Jahre bei dem Einsturze eines Bergwerks einen gewaltsamen Tod fand. Was sollte ich, fremd und verlassen, in fremden Lande? Daher beschloß ich, in die Heimat zurück-



Walther von der Vogelweide. Originalzeichnung von P. Grot-Johann.

zukehren. Ich miethete mich in meinem heimatlichen Dorfe ein. Die Summe, die mir Ihre Mutter jährlich schickte, reichte für meine bescheidenen Ansprüche aus; nebenbei verdiente ich noch etwas durch Handarbeiten, so daß es mir an nichts fehlte und ich von vielen beneidet wurde; doch in innerster Seele tief unglücklich und friedlos, von steten Gewissensbissen gepeinigt, war mein Dasein ein qualvolles.

„Menschenheu und melancholisch wich ich allem Verkehre mit meines Gleichen aus, und bald wurde ich als stolz und hochmüthig verschrien, bald als halb verrückt betrachtet.

„In den kurzen Begleitbriefen, die Ihre Mutter bisweilen dem Gelbe beifügte, frug sie niemals nach ihrer Tochter, nannte sie nie meinen Sohn, und so viel ersuhr ich, daß Ihre Eltern nach dem Tode des Onkels Titel und Erbschaft angetreten hatten, allein auch ihre Ehe wurde mit keinen weiteren Kindern gesegnet. Was that's? Sie hatten ja den Sohn, meinen Sohn! Ich aber war vereinsamt, kinderlos.

„So ging die Zeit vorüber, als ich vor ungefähr zwei Jahren eines Tages einen Brief erhielt, von fremder Hand, mit breitem Trauerrand; die Gräfin sei von schwerem Leid betroffen, sie habe Mann und Sohn verloren. Sie selbst gefährlich erkrankt, verlange nach mir, ich möge gleich kommen. Das Reisegeld und die Bezeichnung meiner Reiseroute waren beigefügt. Da packte mich wilde Verzweiflung. Mein Kind, mein einziges Kind war nicht mehr! Ich hatte ihn verkauft, meinen Sohn, und nun hatten sie ihn sterben lassen, ohne daß er seine Mutter gekannt, ohne daß ich je den süßen Mutternamen von seinen Lippen gehört und andere, Fremde trauerten um ihn, indeß man mir, seiner Mutter, als einer Nichtbetheiligten, davon Kunde gab!

„Es war zu viel, meine Strafe war größer, als daß ich sie zu tragen vermochte. Ich begreife selbst nicht, daß ich mir in jener entsetzlichen Stunde nicht das Leben nahm, und wie ich die Reise durchlebte, weiß ich heute noch nicht zu sagen; mich

trieb nur eins vorwärts, ich wollte seine Leiche sehen, wollte das kalte Gesicht einmal, nur einmal an meine Lippen drücken, wie einstmals das kleine warme Kindergesicht, und dann wollte ich sterben.

„Doch auch das sollte mir nicht vergönnt sein. Der junge Erbe, so erzählte man mir bei meiner Ankunft, hatte bei einer Vergnügungsfahrt durch Umschlagen des Bootes im Meere seinen Tod gefunden, nach der Leiche hatte man vergeblich gesucht. Der Vater aber war aus Gram und Schmerz über den Verlust des Sohnes, den er vergötterte, einem heftigen Fieber erlegen. Die Wittve traf neben dem doppelten Schläge auch noch das harte Loos, Titel und Erbe auf die verhasste Nebenlinie übergehen zu sehen. Kein Wunder, wenn ihre schon lange schwankende Gesundheit vollends zusammenbrach, sie hat seitdem nur ein Krankenleben geführt.

„Jetzt in dem Egoismus ihres Schmerzes erinnerte sie sich ihrer Tochter, erinnerte sich Ihrer, Lady, wollte sie das Kind wieder haben, das sie ihrem Glücke und ihrem Ehrgeize geopfert; jetzt, wo ihr Stolz und ihre Hoffnungen zu Grabe gegangen, sollten Sie ihr zum Trost und zur Erheiterung dienen, und darum hatte sie mich kommen lassen, weil sie es nicht wagte, das Geheimniß, welches nur sie und ich kannten, dem Papiere anzuvertrauen.

„Ihr Entsetzen, ihr Zorn kannten keine Grenzen, als sie vernahm, wie ich schon seit Jahren nichts mehr von Ihrem Dasein wußte. Sie überhäufte mich mit Vorwürfen, mit Schmähungen. Ich war aber innerlich wie versteinert und todt, und lange prallten ihre Beschuldigungen an mir ab, ohne den geringsten Eindruck auf mich zu machen. Endlich brach aber auch bei mir die Leidenschaft durch. Ich hielt ihr vor, wie sie es gewesen, die durch lockende Vorpiegelungen mich in mein Unglück gestürzt, wie sie niemals ein Interesse für ihr eigenes Kind erwiesen, so lange der ersehnte Erbe dessen Stelle ausfüllte, den ich ihr, wenn auch nicht gegen meinen Willen, dennoch gegen die Stimme meines Gewissens abgetreten, und in bitteren leidenschaftlichen Ausdrücken verlangte auch ich mein Kind zurück.

„Ich glaube, sie fürchtete, daß ich wahnsinnig würde, denn als meine Festigkeit sich etwas gelegt, sprach sie sanfte und beruhigende Worte zu mir wie noch nie, und fortan machte sie mir keine Vorwürfe mehr, aber sie beauftragte mich, bei meiner Rückkehr in meine Heimat alle erdenklichen Nachforschungen nach dem Verbleibe ihrer Tochter anzustellen, die nöthigen Mittel hierzu gab sie mir in die Hand.

„Daß diese Nachforschungen erfolglos blieben, ich aufs neue zu Ihrer sterbenden Mutter gerufen wurde und sie selbst mich hierher begleitete, das alles wissen Sie bereits, Lady, jetzt kommen Sie, damit ich vor Zeugen das Bekenntniß ablege, das ich vor Ihnen gethan, und Ihnen die Papiere übergebe, welche dieses bestätigen, und dann vergeben Sie der alten Madelon vielleicht, was sie an Ihnen gethan, und sagen ihr noch einmal den Spruch von dem nicht gerichtet werden, aber glauben Sie auch, daß er für solch eine Sünderin gilt wie ich bin?“

### VIII.

Der in dem Frühstückszimmer des fürstlichen Schlosses versammelte Kreis ist heute kleiner als vormals. Prinzessin Olga gehört seit fast zwei Jahren bekanntlich nicht mehr zu demselben, auch Prinz Ernst fehlt.

Der junge Fürst aber ist zu Hause und bequemt sich, nicht ohne Widerstreben, den Plänen seiner Mutter hinsichtlich einer glänzenden Heirath, die sie für ihn angebahnt. Außer Mutter und Sohn sind nur noch Prinzessin Ulrike und der Hofrath gegenwärtig.

Wie schon öfters sind es die von der Frühpost gebrachten Briefe, welche Stoff zur Unterhaltung bieten; heute muß dieser ungewöhnlich fesselnd sein, denn eine gewisse Erregung gibt sich auf allen Gesichtern kund, wenn auch nicht auf dem des Hofraths. Herr von Pergast war niemals erregt oder zeigte es wenigstens nicht. Prinz Ulrike wiegte das Haupt hin und her und hob die Augenbrauen, wie das ihre Gewohnheit war.

„Es ist eine sehr romantische Geschichte,“ sagte sie.

„So romantisch, daß man es niemandem übel nehmen kann, der sie nicht glaubt,“ meinte der Hofrath trocken.

„Unter welchem „Niemand“ Herr Hofrath Pergast sich uns hiermit vorstellt,“ lachte der Fürst, „ich hätte Sie nicht für so bescheiden gehalten, Hofrath, sich mit der Rolle des Nemo zu begnügen.“

„Ob man eine bestimmte Thatsache glauben will oder nicht, bleibt schließlich in allen Fällen jedem selbst überlassen,“ bemerkte Prinz Ulrike, „allein das ändert darum nichts an dem Bestehen der Sache als solcher.“

„Ergo, der Findling des Kommerzienraths Grube entpuppt sich als rechtmäßige Tochter eines englischen Carl,“ setzte der Fürst hinzu, „und da kann ein deutscher Hofrath, ja eine ganze geheime Kanzlei dagegen Protest erheben, der status quo bleibt derselbe. Nun, meinerwegen, ich bin der Ansicht, daß wenn man so schön ist wie die kleine Landstraßenhexe, man carte blanche hat, nebenbei noch alles mögliche zu sein, auch ein ausgetauschtes Kind. Mama, ich wollte, jemand, die ich nicht weiter nennen will, hätte nur im entferntesten solche Augen wie diese kleine Landstraßengräfin.“

„Du redest wie ein Kind, Alex!“ entgegnete seine Mutter, dann sprach sie in ihrer bestimmten Art weiter: „Es fällt mir nicht ein, die Aussagen glaubwürdiger Zeugen zu bezweifeln, und die vorgefundenen Dokumente müssen den Beweis klar genug geliefert haben, da der hohe englische Gerichtshof ein so einstimmiges Urtheil fällte und das junge Mädchen in alle ihre Rechte einsetzte; dabei kann man aber, wie Herr von Pergast sagt, niemandem verwehren, seine Privatansichten und Zweifel zu hegen, und eben darum wird die Stellung der jungen Person stets eine etwas schiefe bleiben. Es würde mich ihretwegen freuen, wenn sich recht bald in ihrem neuen Vaterlande eine geeignete Partie für sie fände, ich sollte denken, es könne ihr an Bewerbern nicht fehlen.“

Der Fürst lachte. „Mama möchte sie gar zu gerne unter die Haube bringen, ehe Ernst ihr in den Weg läuft! Apropos, was wird er zu der Nachricht sagen?“

„Ernst?“ wiederholte die Fürstin, als käme ihr jetzt erst der Gedanke an ihn. „Wie sollte er ihr begegnen auf dem Wege nach dem Orient, während sie in England ist? Uebrigens traue ich ihm doch so viel Vernunft zu, längst den kleinen vorübergehenden Eindruck überwunden zu haben, den die Schönheit des Mädchens ohne Zweifel auf ihn gemacht, indem er sich sagt, daß er seinem Hause und seinem Namen Rücksichten schuldet, denen er nicht ausweichen kann.“

Der Fürst spitzte seine Lippen zu einem langen Pfiff. „Pardon, Mama, wenn ich Dich höre, so denke ich immer des Mottos Kaiser Karl des Fünften: „plus ultra!“ Dich befriedigt kein niederes Ziel! Schade, daß Deine Kinder Dir so wenig ähnlich sind!“

Die Fürstin lachte wie immer zu den Witzen ihres ältesten Sohnes, als sie sich aber mit dem Hofrath allein befand, sagte sie besorgt: „Ernst darf um keinen Preis die Geschichte erfahren, er würde sie gewiß zum Grunde neuer Hoffnungen machen, wo doch die Sache an sich in meinen Augen ganz dieselbe bleibt.“

„Wie ich den Prinzen beurtheile,“ entgegnete Herr von Pergast, „würde es ihm ziemlich gleichgültig sein, ob der Gegenstand seiner Liebe der namenlose Findling des Kommerzienraths oder die ausgetauschte Tochter eines englischen Carls; er gehört zu der immer seltener werdenden Kategorie, bei welcher Liebe weder mit der Politik, noch den Gründen der Vernunft, noch der Börsenspekulation zusammenhängt, sondern einfach das ist, was sie wohl von Anfang an zu sein bestimmt war — eine Herzenssache!“

Die Fürstin war gedankenvoll geworden. „Ich habe mein Leben lang von der Möglichkeit eines solchen Gefühls geträumt, und beim eigenen Kinde muß ich es bekämpfen!“

„Sie thun das noch Unerhörtere,“ versetzte der Hofrath in einer seiner plötzlichen Aufwallungen der Leidenschaft, wie niemand außer der Fürstin sie jemals bei ihm wahrnahm. Sie streckte abwehrend die Hand gegen ihn aus.

„Still davon, Pergast! Erschweren Sie mir meinen Weg

nicht, ich muß ihn gehen bis zum Ziel! Alex hat Ihnen meinen Wahlspruch genannt: „plus ultra!“

Nein, Prinz Ernst wußte nichts von den Wandelungen, welche diejenige betroffen, deren Bild unauslöschlich in seiner Seele lebte, nach der er sich sehnte Tag und Nacht, in schlafenden und wachenden Träumen.

Als er, kaum von seiner schweren Krankheit genesen, durch einen Zufall vernahm, Feodore sei plötzlich abgereist, niemand wisse wohin, hatte diese Nachricht einen Rückfall verursacht, der sein Leben aufs neue gefährdete. Später war es zur vollständigen Aussprache zwischen ihm und seiner Mutter gekommen, wobei er kein Geheimniß aus seinen Gefühlen für Feodore machte und jene ihm eben so offen entgegnete, daß sie selbst, weil sie diese Gefühle längst errathen, auf die Entfernung des Mädchens gedrungen.

Prinzeß Ulrike war in dieser Zeit wieder seine Vertraute und Trösterin gewesen. Freilich verrieth auch sie ihm den Aufenthalt des jungen Mädchens nicht, gebunden durch das ihrer Schwägerin gegebene Wort und in der Einsicht, daß ihm wie Feodoren dadurch nutzlose Kämpfe erspart blieben. Sie konnte ihn nur mit der Versicherung beruhigen, daß Feodore gut aufgehoben sei, wie ihre Briefe an sie selbst es bezeugten. Von der tiefen Melancholie, wenn auch frommen Ergebung, welche diese durchzog, sagte sie ihm natürlich nichts.

So war der Prinz zur Abolvierung seines letzten Semesters zur Universität zurückgekehrt, und hieran sollte sich eine längere Reise, zuerst nach Italien, dann weiter nach dem Orient, anschließen. Seine Mutter hatte den Plan gemacht, in der Hoffnung, durch den vollständigen Wechsel der Umgebung eine günstige Einwirkung auf seine Stimmung zu erzielen, und er widersetzte sich dem Vorschlage nicht. Der Gedanke an die Rückkehr in die Heimat, wo alles ihn an Feodore erinnerte, war ihm unerträglich.

In Italien sollte er sich einem verwandten Prinzen anschließen, der gleichfalls eine orientalische Reise beabsichtigte; bis dorthin war sein Kammerdiener sein einziger Begleiter.

Es war ihm recht so. Er war seit seiner Krankheit ernster und verschlossener noch als früher, und die Anfälle von Schwermuth, die ihn oft überkamen und die er nicht abzuschütteln vermochte, ließen ihm den Verkehr mit anderen lästig erscheinen. Es war ihm daher ganz recht, als sein künftiger Reisegefährte ihn benachrichtigte, er könne den festgesetzten Termin zu ihrem Rendezvous nicht einhalten und werde erst später in Italien eintreffen.

So beschloß der Prinz, die Zwischenzeit in der Schweiz zuzubringen. Sehr erfreute es ihn aber, als aus der Heimat die Nachricht ihn erreichte, seine Tante Prinzeß Ulrike müsse gleichfalls auf Rath der Aerzte einen südlichen Aufenthalt für die kalte Jahreszeit wählen und habe sich für den Genfer See entschieden, wohin sie bereits im Frühherbst komme, um wenigstens noch einige Wochen mit dem Neffen zusammen zu sein.

Die Ankunft seiner Tante that dem Prinzen, der wie geistig auch körperlich noch immer leidend war, sichtlich wohl. Die Sympathie zwischen ihnen hatte in den letzten Jahren an Tiefe und Stärke zugenommen, und wiewohl sie in schweigendem Einverständnis den Namen Feodorens niemals nannten und überhaupt die jüngste Vergangenheit wenig berührten, so war es doch bei des Prinzen Gemüthsstimmung unendlich viel werth, jemanden bei sich zu haben, der ihn so vollkommen verstand und vor dem er sich nicht zusammen zu nehmen brauchte. Er sprach sogar davon, die orientalische Reise ganz aufzugeben und den Winter über gemüthlich bei seiner Tante zu bleiben, allein davon wollte diese nichts wissen.

„Nein, nein,“ sagte sie, „immer bei einer alten Frau sitzen, das ist nicht für einen jungen Mann, und dann weiß ich, würdest Du nur den Kopf zwischen die Foliauten stecken und drauf los studiren, als wolltest Du Professor werden.“

„Wo ich doch nie etwas anderes sein kann als ein Prinz, nicht wahr?“ ergänzte ihr Neffe nicht ohne Bitterkeit, „bei dem es eigentlich ganz gleichgültig ist, ob er überhaupt etwas weiß oder nicht!“

„Da kann ich Dir nun nicht beistimmen, Ernst,“ entgegnete die Prinzessin, „und ich höre es nicht gerne, wenn Du unseren Stand herabsetzest. Wenn es leider heutzutage immer mehr heißt: „nur ein Prinz“, so behaupte ich, sind die Prinzen selbst daran schuld. Um so mehr trifft diejenigen, die sich eines besseren bewußt sind, die Verantwortlichkeit, das alte Volkswort in ehrendem Sinne wieder zur Geltung zu bringen: „Wie ein Prinz!“

Prinz Ernst seufzte. „Dazu muß man nicht so flügelstumm sein, wie ich in den letzten Jahren geworden bin!“

Seine Tante blickte ihm wehmüthig nach, indem er das Zimmer verließ. Sollte diese junge Kraft wirklich gebrochen sein, aller Lebensmuth aus der Seele gebannt, und das um eines unerreichten Traumes, um eines Mädchenherzens willen?

Fast zürnte sie Fee, solches Unheil angerichtet zu haben, dann aber schalt sie sich selbst ihres Jornes halber; konnte denn das arme Kind dafür? Gewiß, die Zeit würde auch diese Wunde heilen, Ernst würde sich durchringen und genesen. „Nur darf er sie nie wiedersehen, niemals!“ hatte seine fürstliche Mutter in ihrer bestimmten Weise wiederholt, als sie, kurz vor der Abreise der Schwägerin, mit dieser die Angelegenheit noch einmal durchsprach, und die Prinzessin mußte ihr, wenn auch innerlich trauernd, beistimmen.

Und jetzt auch war es ihr eine Beruhigung, daß in Feodorens kürzlich erhaltenem Briefe von einer Reise nach Schottland die Rede gewesen, die sie mit Freunden zu unternehmen gedente. So lagen Länder und Meere zwischen den beiden, für die man wünschen konnte, ihre Pfade hätten sich nie gekreuzt.

Prinz Ernst war indessen in den herrlichen Mondschein hinausgeschritten, wo die Anlagen des prächtigen Hotels sich bis an die Ufer des Sees erstreckten. Der Gedanke wurde ihm schwer, sich nun bald wieder aus dieser liebrenden Umgebung losreißen zu müssen, in der er sich bereits fast heimisch fühlte. Eine Villa auf einer dieser Höhen, dachte er, und dort für Wissenschaft und Kunst leben und für andere edle und große Zwecke, und ihm zur Seite — hinweg mit dem Traum! Wo zu den alten Schmerz aufs neue wecken?

Er lehnte sich über die Mauer und schaute hinaus auf die flimmernden Mondlichter auf dem Wasserpiegel zu seinen Füßen. Auch andere Spaziergänger außer ihm genossen den herrlichen Herbstabend und zwei junge Engländer schlenderten die untere Terrasse auf und nieder und unterhielten sich in ihrer Sprache von ihren Reiseerlebnissen.

„Sie sagte ganz bestimmt, sie müsse morgen in der Frühe weiter,“ sagte der eine, „und ich hörte sie gleich bei der Ankunft bei dem Wirth ein leichtes Wagen bestellen, um in die Berge zu fahren. Eigentlich wollte sie heute Abend noch hin, aber es waren keine Pferde zu haben. Da steh' ich auf, und wenn es vor Sonnenaufgang ist, um sie noch einmal zu sehen, sie ist ja eine Schönheit ersten Ranges!“

„Sie gehört nicht weiter zu der Familie, mit der sie reist?“ frug der andere.

„Wie mir scheint, nicht; nur Bekannte, denen sie sich in aller Eile angeschlossen, um, wenn ich recht verstanden, zu einer schwer kranken oder gar sterbenden Verwandten zu eilen.“

„Ihr Name muß doch zu erfahren sein?“ meinte wieder der andere.

„Versteht sich! Ich werde mir nachher gleich das Fremdenbuch zeigen lassen.“

„Daß uns hineingehen, sie kommt doch gewiß zum Souper herunter.“

„Ich fürchte, nicht; ich hörte die alte Dame etwas sagen von oben bleiben, doch ist es ja immerhin möglich. Auf alle Fälle bestelle ich mir für morgen einen Wagen und fahre ihr nach. Beim Jupiter! Welche Augen! Sieh da den Mondschein auf der stillen Flut — das erinnert an sie, so zittert das Licht in ihnen!“ Und damit waren die Stimmen verhallt.

Prinz Ernst lächelte wehmüthig. „Der verliebte Mensch!“ sagte er bei sich. „Doch sein Vergleich war schön und treffend, wenn auch nur für ein Augenpaar, das ich jemals sah — wie Mondlicht auf der stillen Flut!“

Er wandte sich ab, um das Bild nicht mehr vor Augen

zu haben, allein so lebendig war ihm das, woran es ihn erinnerte, vor die Seele getreten, daß es ihm, nun er in die Dunkelheit zurück sah, war, als schauten eben die Augen, an die er gedacht, mit einem langen fragenden, ja erschrockenen Blick in die seinen.

Wie gebannt stand auch er, den Blick erwidern, bis ein halb unterdrückter Ausruf ihm den Beweis gab, daß es sich hier nicht um eine Vision seiner Phantasie handelte; ein Schritt, und er hatte die Fliehende erreicht.

„Fee!“

„Ich darf nicht! Lassen Sie mich — ich muß fliehen!“ bat das zitternde Mädchen.

„Vor mir, Fee?“ frug er weich, doch er hielt sie mit starkem Arm.

„Ihre Mutter! Ich habe es ihr versprochen!“ entgegnete sie wieder.

„Was Gott zusammengefügt, das dürfen die Menschen nicht scheiden, auch meine Mutter nicht!“ antwortete er ernst.

\* \* \*

Als eine halbe Stunde später Prinz Ernst seine Braut zur Prinzessin Ulrike einführte, und er that es wie ein Prinz, da erschrak diese im ersten Augenblick. Allein ihr Neffe sprach fürstlich und doch kindlich zugleich und strahlend, wie sie ihn noch nie gesehen, seinen unerschütterlichen Willen aus, und wundern konnte sie sich ja nicht über seine Wahl, wenn sie auf die „Fee“ an seiner Seite blickte. So konnte auch sie nur darin einstimmen, daß, was Gott zusammenfügt, Menschen nicht trennen dürfen.

Wie vieles gab es zu berichten von dieser Seite und von jener! Herr von Bergast hatte den Prinzen richtig beurtheilt; die Entdeckung von Feodorens vornehmer Abstammung machte, im Verhältniß zu seiner Liebe zu ihr, wenig Eindruck auf ihn, noch weniger die Nachricht, daß sie im Besitz eines wenn auch nicht großartigen, doch nicht unbedeutenden Vermögens sei; ihm war es nur um sie selbst zu thun.

Der Ruf an Mabelons Sterbebett hatte Feodore bestimmt, die vorgehabte Reise nach Schottland aufzugeben und ihre Schritte nach der Schweiz zu richten.

Und nach dem kleinen Bauernhaus in den Bergen fuhr am folgenden Tage das Brautpaar vereint.

Madelon lebte noch und konnte sich an dem Glück Feodorens freuen und ihr mit brechendem Auge sagen, daß sie ihr Frieden gebracht und sie nun getrost und im Vertrauen auf das Wort, daß, wer an Ihn glaubet, nicht gerichtet wird, durch das Thal des Todes gehen, um ihr Kind wiederzufinden bei Ihm.

Nicht lange wollte sich Prinz Ernst im Brautstand gedulden; wozu auch länger auf die Zustimmung seiner Mutter warten, die ihm diese von vorn herein verweigerte? Sein Bruder war leichter zu überreden; er erschien, trotz aller Schwierigkeiten, die man ihm zu Hause machte, in seinem Cha-

rakter als Familienoberhaupt. „So kann man doch wenigstens als Schwager der Landstraßengräfin einen Kuß geben!“ erklärte er, „und das allein ist die Reise werth.“

So waren er und Prinzessin Ulrike die einzigen Zeugen seitens der Familie des Bräutigams, als in der Kirche von Clarens Feodore dem Manne, den sie liebte, das eine bindende Versprechen gab, welches jenes andere auf immer aufhob, das sie einst dessen fürstlicher Mutter hatte ablegen müssen.

Der Traum des Prinzen in Bezug auf eine Villa oder vielmehr ein freundliches Landhaus am Genfer See ist in Erfüllung gegangen. Dort lebt er als einfacher Landadelmann mit seiner schönen Frau, denn er schlägt es aus, jemals in die Heimat zurückzukehren, wenn seiner Gemahlin nicht der gebührende Empfang gesichert ist; vielleicht daß die Zeit dem stolzen Herzen der Fürstin-Mutter diese Nachgiebigkeit abringt.

Inzwischen fühlt sich der Prinz sehr glücklich in seiner neugegründeten Heimat, die zugleich ein Sammelplatz ist für Männer von Bedeutung jedes Ranges und Standes.

Die Schweiz gestattet ihm auch, in Bezug auf den Verkehr mit seinen Nebenmenschen weit mehr seinen persönlichen Neigungen zu folgen, als ihm dies im eigenen Vaterlande möglich, und viele Stunden des Tages sind eigenen literarischen und wissenschaftlichen Produktionen gewidmet, denn der Wahlspruch des Kommerzienrathes bleibt ihm unvergessen: „Arbeit ist die Würze des Lebens!“

Prinzessin Ulrike aber weilt den größeren Theil des Jahres bei dem glücklichen Paare, dessen Kinder mit schwärmerischer Liebe an der Großtante hängen.

Dort auf ihrem Altan stehend im Sommermondschein, wollen wir sie verlassen, Feodore und ihren Gemahl. Sie hat sich an seine Seite geschmiegt, und er blickt lächelnd von den glühenden Lichtern des Sees hinab in die wunderbaren Augen seiner Frau.

„Wenn ich alles überdenke und wie Gott unser Schicksal gefügt hat, Fee,“ sagt er, „so kommt mir's oft wie ein Märchen vor, in dem Du natürlich die Hauptrolle spielst.“

„O nein!“ antwortet sie kopfschüttelnd und heiter, „ich bin gar nicht zur Heldin eines Romans geschaffen, das ist vielmehr Deine Mutter, denn wo sie auftritt, verschwindet oder verstimmt alles vor ihrer mächtigen Gegenwart.“

„Meine arme Mutter!“ versteht der Prinz gedankenvoll. „Ich kann einmal nicht anders als sie bemitleiden, denn hinter allem Einfluß, allem erfüllten Ehrgeiz und glänzenden Erfolgen muß es dennoch eine tiefe Unbefriedigtheit, eine Leere in ihrer Seele geben, von der sie freilich sich selbst kaum Rechenschaft gibt, und das ist vielleicht das traurigste dabei.“

Auch Feodore ist sehr ernst geworden.

„Ja, so ist es auch,“ antwortet sie, „und in Bezug auf sie fällt mir immer wieder ein Wort ein, das ich neulich las:“

„Und für euch auch will ich beten, die ihr von allen bewundert werdet und für die vielleicht niemand je die Hände faltet!“

## Der Sänger für Kaiser und Reich.

Von Oskar Schwebel.

(Zu dem Bilde auf S. 197.)

Wieder durchhallt wie zur Zeit der staufischen Kaiser der Schlachtruf „Die Welf! Die Waibling!“ das Reich; wieder hat wie in jenen Tagen die Annahmung des römischen Bischofs das zürnende Wort der Edelsten unseres Volkes herausgefordert. Da erscheint es wohl gerechtfertigt, die Gestalt eines alten Kämpfers in diesem Streite aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder erstehen zu lassen und es unserem Volke ins Gedächtniß zurückzurufen, wie der Dichter aus staufischer Zeit, dem der vollste und glänzendste Kranz des Nachruhms zu Theil geworden ist, mannhaft gestritten hat für seines Volkes Ehre und geistige Unabhängigkeit.

Auf der Erde des schönen Tirol, im Süden der Brennerstraße, lag einst ein altes Waldgehege, die Vogelweide genannt, eine Stätte des edlen Waidwerks für die Fürsten des Landes. Hier stand vermuthlich die Wiege Walthers von

der Vogelweide; hier wuchs der Knabe auf, umgeben von einer zugleich großartigen und lieblichen Natur, für deren Erscheinungen und Stimmungen sich auch der gereifte Mann noch die feinste Empfänglichkeit als ein schönes Erbtheil aus seiner Jugend bewahrte.

Der Jüngling erhielt am glänzenden Hofe der Babenberger zu Wien ritterliche Erziehung; hier lernte er höfische Sitte, „singen und sagen,“ den Frauen dienen und die Waffen zu Gottes und der Minne Ehren gebrauchen. Etwa um 1180 scheint Walthers die Ritterwürde empfangen zu haben. Nun durfte er nach der Sitte der Zeit mit kühnem Werben auch die Neigung der edelsten Frau zu erringen suchen; aber das Herz des jungen Dichters war bereits von der Liebe zu einem niedrig geborenen Mädchen erfüllt. Die innigsten und einfachsten, frischesten und volksthümlichsten seiner Minnelieder hat

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

Walther der ersten Geliebten gewidmet. Werfen wir einen kurzen Blick auf dieselben. Das Glück seiner Liebe treibt den Dichter an, die Luft des Maien in jubelnden Tönen zu besingen. „Es ist wohl halb ein Himmelreich,“ meint Walther, „wenn die Blumen aus dem Grase bringen und gegen die spielende Sonne lachen, wenn des Morgens früh die kleinen Vögelein singen und weithin ihren Schall über die prangende Gaide hin ertönen lassen.“ In einem anderen Liede fragt er:

„Wollt ihr schauen, was dem Maien  
Wunders ist bescheert?  
Seht an, Pfaffen, seht an, Laien,  
Wie das alles fährt!  
Groß ist sein Gewalt;  
Ich weiß nicht, ob er zaubern könne;  
Wo er fährt mit seiner Wonne,  
Da ist niemand alt!“

In reizenden Liedern erzählt er ferner vom Tanze mit der Geliebten, wie er ihr den Blumenkranz dargeboten und ihr gesagt habe, daß er ihr Haupt viel lieber mit edlem Gesteine schmücken möchte; da sei sie erröthet „gleich wie die Rose bei der Lilie steht“ und habe sich dankbar zu ihm geneigt. Das Rosenlesen mit der Theuren ist sein höchster Wunsch; ein holder Traum spiegelt ihm dessen Erfüllung vor; aber der Liebe Leid fehlt auch nicht; das Weib, dem er so treu gedient hat, sieht über ihn hin und scheint ihn nicht zu bemerken. Endlich löst sich das Verhältniß; wir sehen den Dichter im Dienste einer hochgeborenen Frau. Die Lieder dieser Zeit, denen freilich die tiefinnigen Töne der ersten Periode fehlen, zeigen den ritterlichen Sänger auf der Höhe der geselligen Bildung jener Zeit; sie athmen eine freie Heiterkeit der Stimmung, einen hochstrebenden Muth, und schildern aufs anschaulichste den feinen, durch feste Formen gebundenen, aber doch lebensfrohen Verkehr der vornehmen Welt jener Zeit; der Dichter selbst erscheint als einer von den begünstigsten Schülern der „Frau Make“. Doch auch der Himmel dieser Liebe bewölkt sich, Walthers Herrin erzeigte sich dem Dichter nicht dankbar; wieviel er auch hat, kein Zeichen der Gunst wurde ihm zu Theil. Doch es ist hier nicht des Orts, auf Walthers Liebesleben näher einzugehen; des Dichters höchste Bedeutung liegt auf einem anderen Gebiete, und bald genug trieben ihn mißliche Umstände vom Wiener Hofe fort.

Herzog Friedrich IV von Oesterreich, welcher gleich seinem Vater Leopold VI dem Dichter Schutz und Schirm, Lohn und freundlichen Sinn gewährt hatte, trat 1196 einen Kreuzzug an, von welchem Walther wahrscheinlich durch eine Krankheit zurückgehalten wurde. Von da ab war der Glanz des festesfrohen Wiener Hofes geschwunden; der neue Herzog Leopold war durch Neider und Verleumder gegen den Dichter eingenommen worden. Herzog Friedrich starb im April 1198 in Palästina; eine Hoffnung, durch sein treues Werben die Geliebte sich zu gewinnen, war dem Sänger auch bis dahin noch nicht erschienen: da stand Walthers Entschluß fest. Er sah, „wie wohl der Gaide draußen ihre mannigfaltige Farbe stand,“ vermachte sein Unglück und seinen Kummer den Neidern und Hassern, faßte den Wanderstab und begab sich von Wien nach dem goldenen Mainz, in dessen Dome der König Philipp von Schwaben die deutsche Krone so eben erhalten sollte. Damit war der Schritt gethan, welcher den Dichter aus der Abgeschiedenheit eines fürstlichen Hofes in die Mitte des öffentlichen Lebens des deutschen Volkes stellte, der ihn mit den ersten Männern seiner Zeit in die engste Verbindung brachte und den Minnesänger zu einem vaterländischen Dichter erster Größe erhob.

König Philipp von Schwaben, des Rothbarts jüngster Sohn, war nach Heinrichs VI frühem Tode als Verfechter der Interessen des staufischen Hauses aufgetreten. Die hohe Anmuth seiner Gestalt, die Liebenswürdigkeit seines Charakters gewannen ihm die Herzen; das Schicksal versagte indessen seinen Bemühungen jeden dauernden Erfolg. Durch ganz Deutschland war, wie Walther singt:

„Untreue in der Saße, (Hinterhalt)  
Gewalt fährt auf der Straße,  
Frieden und Recht sind sehr verwund't.“

Das Unglück seines Volkes und seines Kaisers erhob das Wort des Dichters zu gewaltiger Kraft; jetzt gerade in dieser Zeit, wo er sein eigenes Lebensglück aufgegeben hatte und als ein fahrender Mann nicht Hof noch Eigen besaß, wehte er sein ganzes Herz dem Allgemeinen, die volle Gewalt seiner Töne der Besprechung des Wohls seines Vaterlandes. Wir können uns nicht enthalten, das schönste Gedicht Walthers aus dieser Zeit, obwohl es allgemeiner bekannt ist, hierher zu setzen:

„Ich hört' ein Wasser dießen, (rauschen)  
Und sah die Fische fließen; (dahinschwimmen)  
Ich sah, was in der Welt nur was, (war)  
Feld, Wald, Laub, Rohr und Gras,  
Was kriechet und was flieget  
Und Wein zur Erde bieget,  
Das sah ich und verkünd' Euch das:  
Der keines lebet ohne Haß.  
Das Wild und das Gewürme,  
Die streiten starke Stürme.  
So thun die Vögel unter ihn';  
Nur daß sie haben e i n e n Sinn.  
Sie schaffen stark' Gerichte,  
Sonst deuchten sie sich nichte; (zunicht)  
Sie wählen Könige und Recht,  
Sie setzen Herren und auch Knecht'.  
O weh dir, deutsche Junge,  
Wie steht dein Ordenunge,  
Daß selbst die Müd' ihren König hat,  
Und deine Ehr' also zergaht! (vergeht)  
Befehre dich, befehre!“

Dann ruft der Dichter den König Philipp auf, die Macht der Herzogskronen niederzudrücken, sich selbst aber die deutsche Kaiserkrone mit dem „Waisn“, jenem unschätzbaren Edelsteine, welchen einst Herzog Ernst aus dem Morgenlande mit sich gebracht hatte, aufzusetzen, und die „armen Könige“, die Mitbewerber seiner Krone, einen Berthold von Jähringen, einen Bernhard von Sachsen, einen Otto von Poitou zurück zu drängen. Sehr wohl aber erkannte Walther den eigentlichen Grund der das Reich zerrüttenden Zwietracht. Er klagt:

„Davon hob sich der meiste Streit,  
Der jemals war und immer seit, (seitdem)  
Da sich begannen zweien (zu entzweien).  
Die Pfaffen und die Laien.“

In den Uebergriffen des römischen Bischofs auf das weltliche Gebiet, in dem Mißbrauche des Bannes und in der Jugend des schon im siebenunddreißigsten Jahre auf den Stuhl Petri erhobenen Innocenz III liegen ihm die eigentlichen Schäden der Zeit. Wohl hatten der „junge süße Mann“, König Philipp und „seine hochgeborene Königin“, die edle Irene von Byzanz, welche Walther als „eine Rose ohne Dornen, eine Taube sonder Gallen (Falsch)“ feierte, Grund genug, einen solchen Verfechter ihrer Sache fest an sich zu knüpfen; leider aber trat bald eine Entfremdung ein.

Es gab vieles an des Königs Hofe, was dem Sänger nicht gefallen konnte. Philipp war karg und versagte ihm den verdienten Lohn. Schon im Jahre 1200 treffen wir Walther daher am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, bei welchem er höhere Würdigung seiner Kunst zu finden hoffte, und in demselben Jahre wanderte er nach seinem Vaterlande Oesterreich zurück. Er glaubte, bei der „Schwertleite“, dem Ritterschlage Herzog Leopolds, das Herz des ihm abholden Fürsten sich leichter gewinnen zu können. Beide Versuche waren erfolglos; in Thüringen, so versichert uns der Dichter, war es vor Rechen und Lärmen, vor Spiel und Gesang nicht auszuhalten, und obwohl Walther sein Heimatland mit dem hohen Liede auf deutsche Zucht und Sitte, jenem allbekanntem

„Ihr sollt sprechen: Willekommen!“

aufs herrlichste begrüßte, — Leopold und die Dame seines Herzens begünstigten ihn nicht mehr als früher. Da riß Walther auch die letzten Wurzeln seiner Liebe aus seinem Herzen, und wenn er in Zukunft noch von Minne sang, dann erzählte er nicht mehr seine eigenen Erlebnisse, schöpfte nicht mehr aus dem tiefen Borne seines eigenen Herzens, sondern brachte allgemeine Anschauungen in dichterische Form.

Noch schärfer wurde die Spannung zwischen König Philipp und dem berufenen Dichter des deutschen Kaiserthums, als Philipp im Kampfe gegen Landgraf Hermann von Thü-

ringen, der sich zur Partei des Gegenkönigs Otto von Braunschweig geschlagen hatte, durch schimpfliche Flucht aus Erfurt das ganze Sachsenland einer furchtbaren Verwüstung der mit den aufständischen Landgrafen verbündeten Böhmen Preis gab. Vor des Dichters Augen, denn seit 1201 weilte Walthar in Meissen und Thüringen, wurden die Klöster zerstört, gingen die Dörfer in Flammen auf; da zog in sein Herz bitterer Unmuth statt der früheren Liebe zu König Philipp ein, er rief dem Fürsten zu:

„Selbstwachsen Kind, du bist zu trumm,  
Daß niemand dich gerichten (zurechtweisen) kann.  
Du bist der Rache leider allzu groß,  
Dem Schwerte allzu kleine.“

er bereute es, Philipps Ungeschick in Freundes Schoß geborgen zu haben, und wandte sich nun für immer dem Gegenkönige Otto zu. Selbst über den tragischen Tod des Königs, den er auf der Altenburg zu Bamberg durch die Hand des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach erlitt, vernehmen wir kein klagendes Wort aus Walthers Dichtermunde.

Bis zum Jahre 1213 hielt sich Walthar in Meissen und Thüringen auf, bald an den Höfen der Fürsten weilend, bald durch die Lande wandernd. Die Minnelieder, welche in dieser Zeit entstanden sind, erreichen nicht mehr die Tiefe und Anmuth der früheren; in den Sprüchen aber — kurzen Dichtungen reflectirenden Inhalts — erscheint die männliche Kraft Walthers auf ihrem Höhepunkt. So in seiner Klage über den Verfall des Reiches:

„Ich sah vordem einmal den Tag,  
Daß unzer Lob erklang in allen Jungen.“

„Wie rangen da die Deutschen um Ehre! Da riethen die Alten und thaten die Jungen! Nun ist das alles vorbei!“ Im Jahre 1212 begrüßte Walthar den Kaiser Otto, als er zu Frankfurt seinen ersten Reichstag hielt, mit dem gewaltigen Spruche:

„Herr, Kaiser! Seid uns willkommen!“

in welchem er ausführt, wie von Gott dem Herrn selbst die irdische Hälfte der Welt dem Kaiser zugewiesen sei, auf daß er in derselben Recht schaffe und die Ehre des Namens Christi verbreite. Gegenüber der päpstlichen Ansicht, nach welcher Roms Gewalt das größere Licht, des Kaisers Macht nur das kleinere ist, tritt hier die ganze Großartigkeit der Kaiseridee auf. „Des Krons Tugend, das heißt die Milde, und des Löwen Kraft, das ist die Tapferkeit, sind die Heerzeichen an des Kaisers Schild, ihnen könne nichts widerstehen.“

In die folgenden Jahre 1213 und 1214 fallen die mannhaftesten der geharnischtesten Lieder Walthers gegen den Papst. Otto IV wollte die Ehre des Reiches gegen Rom kräftig wahrnehmen; da traf ihn der Bann Innocenz' III. „Herr Papst“, fragt nun Walthar, „wie kommt es, daß Ihr den jetzt verfluchet, den Ihr einst gesegnet habt? Eure Rede ist doppelzünftig; eins muß uns gelogen dünken, denn zwei Zungen stehen umeben in einem Munde.“ Der Dichter beruft sich auf des Herrn Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ und mahnt an einer anderen Stelle die Bischöfe und „die edlen Pfaffen“, Gottes Gabe nicht mehr nach der schändlichen Weise der Simonie zu kaufen oder zu verkaufen; das sei eine Lehre, welche der Papst allein aus seinem schwarzen, ihm vom „Höllenhorn“ gegebenen Buche vortragen könne. Es gereiche dem römischen Bischof zur höchsten Freude, die Krone stets zu einem Zankapfel der Gegenkönige zu machen. Derweilen könne er getrost seine Opferstöcke aufstellen und mit „dem deutschen Silber seine welschen Schreine“ füllen. Mit tiefem Schmerz klagt Walthar, wie nun das Haupt der Christenheit ein zweiter Judas geworden sei, der die Welt lügen und trügen lehre. Ehedem war Lehre und Werk der Pfaffen rein und untadelhaft, jetzt sehe man sie unrecht thun und höre sie unrecht lehren; das wäre ein seliger Geist, der bei solchen Zeiten nicht zum Reher würde!

In allen diesen Sprüchen gegen Papst und Geistlichkeit wirkte das zürnende Wort des edlen Mannes mit begeisternder Gewalt auf die Zeitgenossen; war es doch kein leichtfertiger Spott auf das Heilige, welcher in ihnen sich aussprach, sondern vielmehr Trauer und Entrüstung über das Sinken der

Kirche und den Mißbrauch der geistlichen Amtsgewalt. Der Ruhm Walthers war weit über die Grenzen der deutschen Bunge hinaus gedrungen; ein Dichter aus Friaul, Thomasin von Zirklare, sagt: „Durch solche Sprüche Walthers seien tausende beehrt worden, daß sie weder Gottes noch des Papstes Gebot gehört hätten,“ und legt mit diesem Tadel das beste Zeugniß für Walthers Bedeutung ab. Der Mann aber, dem der Dichter so treu gedient hatte, Kaiser Otto, belohnte ihn eben so wenig wie König Philipp. Dasselbe Ungeschick, durch welches Otto, „an dem nichts rühmlich war als Größe und Körperkraft“, die Fürsten Deutschlands zurückstieß, entfremdete ihm auch Walthers Herz. Als daher die Sonne des Stauferhauses von neuem aufging, als der junge König Friedrich II in sein Erbe kam, verließ auch der Dichter den kargen und undankbaren Mann. Ein kräftigerer und glänzenderer Vertreter deutscher Ehre war erstanden; es war für Walthar, der sein ganzes Leben der Verfechtung des Kaiserthums gewidmet hatte, keine Inkonsequenz, in das Lager des Gegners überzugehen. Und wenn uns solch ein oftmaliger Wechsel der Gebieter ansößig erscheint, vergessen wir nicht, daß unsere Begriffe auch in dieser Hinsicht durch mehr als sechs Jahrhunderte geläutert sind; immerhin aber war es nur ein Wechsel der Person, nicht der politischen Farbe.

Noch immer aber war der Mann, der solchen Einfluß auf die Zeitgenossen ausübte, ein Besitz- und Heimatloser; bereits den Sechzigern nahe, sah sich Walthar noch einmal genöthigt, den Wanderstab zu ergreifen und an jede gastliche Burg, an jeden Fürstenhof, eine Gabe heischend, anzuklopfen. So finden wir ihn in Kärnten, zu Aquileja bei dem Patriarchen Berthold und bei dem Herzog Heinrich von Medica, endlich 1219 wieder in Oesterreich. Seit neunzehn Jahren hatte er seine Heimat nicht wiedergesehen; reich an Entwürfen und Hoffnungen war er ausgezogen, ein Greis, überfüllt von herben und bitteren Erfahrungen, kam er heim. Wie er vormalig die Stätte seiner Jugend mit dem heiligendsten Lobe auf deutsche Frauen und Männer, deutsche Zucht und Sitte begrüßt hatte, so sang er jetzt das tiefempfundenste, wehmüthigste, aber auch glaubensfreudigste seiner unvergänglichen Lieder. „Es ist,“ so sagt ein neuer Herausgeber des Dichters, „als hätte sein Auge schon einen Blick in die lichten Räume des Himmels geworfen und wendete sich nur noch einmal zum Scheidegrüße auf die Erde zurück.“

„O weh,“ so beginnt er, „wohin geschwunden sind alle meine Jahr! Hat mir mein Leben geträumet oder ist es wahr? Was ich vorhanden wähnte, ist das nicht? (wirklich.) Darnach hab' ich geschlafen und nun weiß ich's nicht! Nun bin ich aufgewacht, und 's ist mir unbekannt, Was mir vorher war kundig wie meine andre Hand! Die Leute und die Lande, da ich von Kind an bin erzogen, Die sind mir Fremde worden, als ob es sei erlogen. Die mir Gespielen waren, die sind trüg und alt; Zu Felde ward die Haide, zerhauen ward der Wald. Nur daß das Wasser fließet, wie es weiland floß, Fürwahr! Ich würde meinen, mein Unglück wäre groß!“

Der Schluß des Gedichtes scheint einer noch späteren Zeit anzugehören, weil der Bann Kaiser Friedrichs II bereits in ihm erwähnt wird.\*) Durch fast sämtliche dieser letzten Lieder Walthers zieht sich die Klage über den Untergang edler und höfischer Zucht; oft macht sich der Zorn über die Reider und Gegner in bitteren Worten Luft; der schalkhafte Ton, welcher in den früheren Liedern sich findet, ist bis auf das schwächste Echo verklungen. Was Wunder, daß ein solch mürrischer, alternder Mann den leichtlebigen Hofleuten zu Wien wenig behagte? Einen Augenblick freilich schien Herzog Leopolds VII Kälte einer Neigung zur Anerkennung des Dichters gewichen zu sein, doch bald kam es zwischen den beiden Männern zu harten Worten: Walthar mußte Oesterreich für immer meiden. Er begab sich 1220 nach Frankfurt, wo auf Friedrichs II Antrieb die Kreuzfahrt und der Kreuzzug vorbereitet wurden.

Hell erschalle hier wiederum die Stimme des alternden

\*) Nach anderer Auffassung ist dies Gedicht Walthers Schwanengesang; doch scheint der Anfang entschieden auf die Zeit der Rückkehr nach Oesterreich bezogen werden zu müssen.

Sängers, sein Wort empfahl den zögernden Fürsten die Pläne des Kaisers, und endlich wurde ihm von Friedrich die oft wiederholte Bitte um ein Lehen gewährt; Walther erhielt einen Hof in Würzburg. Da ruft er jubelnd aus:

„Ich hab' mein Lehen, all die Welt! Ich hab' mein Lehen!  
Nun fürcht' ich nicht den Hornung an die Lehen!  
Der edle König, der milde König hat mich berathen,“

und zieht sich in die stille Abgeschiedenheit seines kleinen Besitzthums zurück. Seiner politischen Thätigkeit müde und der Kraft des jungen Staufers vertrauend, überläßt er die Angelegenheiten des Vaterlandes ihrer Entwicklung und wendet seine Seele dem Himmel zu. Ein Zeugniß davon ist ein wunderliebliches Gebetslied, dem aber auch die erschütternden Akkorde des Bußgesanges nicht fehlen. Der Dichter bittet den dreieinigen Gott und die Jungfrau Maria, sich der Noth der Christenheit zu erbarmen und alle Sünde, alles Elend von ihr zu nehmen. Eine fast evangelische Gesinnung leuchtet aus den Worten hervor, mit welchen Walther die Nothwendigkeit der Herzensumkehr, der rechten Reue betont: „Keine Seele, die von dem Schwert der Sünde wund ist, wird gesund, wenn sie nicht den Grund des Herzes findet. Gott selbst aber sende der Christenheit die rechte Reue, sein Minnefeuer und seinen heiligen Geist, der wahre Reue und liches Leben geben kann!“ Die irdische Freude erscheint dem Dichter jetzt gegenüber der Ewigkeit bedeutungslos und nichtig. „Wir Thoren,“ ruft er aus, „daß wir unter zweien Freuden stets die werthlosere wählen“:

„Da uns der kurze Sommer zu seinen Freuden bat,  
Bracht' er uns fallnde Blumenzier und Blatt;  
Da täuschte uns der kurze Vogelzug!  
Wohl dem, der stets nach steten Freuden rang!“

Der Kaiser selbst war die Veranlassung, daß Walther im Laufe des Jahres 1225 noch einmal seine Stimme in des Reiches Angelegenheiten vernehmen ließ; er forderte den Dichter unter Weisung eines Gesandten von Italien aus, auf, für den Kreuzzug zu wirken. Walther that es mit aller ihm noch zu Gebote stehenden Kraft. Er mahnte die Fürsten, nicht länger zu säumen, und rieth dem Kaiser selbst, sich durch den im Jahre

1227 über ihn verhängten Bann in seinem Vorhaben nicht beirren zu lassen. In außerordentlich schöner Sprache redete sein süßer Liedermund noch einmal zu seinem Volke:

„Sein Blut hat uns begossen,  
Den Himmel aufgeschossen.  
Nun löset unverdrossen  
Das hehre, hei'ge Land!  
Das hehre Land viel reine  
Steht hilflos alleine.  
Jerusalem, nun weine:  
Wie Dein vergessen ist!“

Und gleich schön schilderte er in einem anderen Leich das Entzücken eines Pilgers, der den Boden des Landes betritt, in welchem der Herr gewandelt und geredet, geholsen und gelitten hat. Die dichterische Fiktion dieses Kreuzliedes hat zu der Annahme Veranlassung gegeben, Walther habe selbst den Kreuzzug von 1228 mitgemacht. Wahrscheinlicher ist, daß er kurz nach der Abfassung der Kreuzlieder gestorben ist. Im Grashofe des neuen Münsters zu Würzburg fand der vielumtriebene Dichter seine letzte Ruhestätte. Eine liebe Sage erzählt, daß er in seinem letzten Willen geboten habe, den Vögeln auf seinem Grabsteine Weizenkörner zu streuen und Wasser hinzugießen. Schon lange aber ist das Denkmal verschwunden; nur die lateinische Grabchrift ist überliefert. In deutscher Sprache würde sie etwa lauten:

„Der Du liebliche Weide den Vögeln des Himmels gegeben,  
Der Du die Blume der Sprache, der Mund der Pallas gewesen,  
Starbst uns, o Walther, dahin! Doch weil Du in leuchtender Tugend  
Allezeit lebtest, so wünsche der Wanderer Dir Gottes Erbarmen!“

Und auch wir rufen dem edlen Dichter, dem treuesten Sohne seines Volkes, ins Grab den Gruß nach: „Havo pia ac fortis anima!“ Schlaf süß, Du frommer und tapferer Streiter für Deinen Gott und Deinen Kaiser!\*)

\*) Denjenigen unserer Leser, die sich mit Walther von der Vogelweide näher bekannt machen wollen, ohne sich an das Original zu wagen, empfehlen wir die treffliche, so eben in fünfter neugeordneter Auflage erschienene Uebersetzung der Gedichte Walthers von der Vogelweide von Karl Simrock, dem bekannten Uebersetzer des Nibelungenliedes, im Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

## Madonna della Sedia.

Novellette von B. L.

(Zu dem Bilde auf S. 205.)

### I.

Es war im Herbst des Jahres 1511, da finden wir zwei Jünglinge in dem Zimmer della Segnatura im oberen Gestocke des Vatikans beschäftigt, von einer Wand das aufgeschlagene Malergerüst mit Hilfe einiger Arbeiter wegzuräumen, und dem geräumigen Saale in etwas ein schmückeres Ansehen zu geben und einige Ordnung herzustellen. Der große Kirchenfürst Papst Julius II hatte die schon von einem seiner Vorfahren gefaßte Idee, den Vatikan zu einer Art Stadt im kleinen herzurichten und so zu erweitern, daß der ganze päpstliche Hofhalt sammt allem Gefolge und allen Gästen darin Raum hatte, ausgeführt. Zur Ausschmückung der Gemächer hatte er die bedeutendsten Künstler berufen, namentlich für das zweite Gestock, das er selbst bewohnen wollte, weil er behauptete, die bisherigen Zimmer der Päpste seien dadurch für ewig verunreinigt, daß das Ungeheuer Alexander VI, dieser „Jude und Simonist“ darin gehaust habe. Die Ausmalung dieser Zimmer hatte der noch jugendliche 28jährige, aber schon auf dem Gipfel des Künstler Ruhmes stehende Rafael Santi von Urbino übernommen. So eben hatte er in dem Saale della Segnatura sein weltberühmtes Kunstwerk, die Schule von Athen vollendet, und war mit seinem Gehilfen Francesco Penni\*) beschäftigt, das Gerüst hinwegzunehmen, weil der Papst selbst versprochen hatte, sich zur Schau einzustellen.

Also geschah es. Julius II erschien mit den Würden-

\*) Giovanni Francesco Penni, genannt il Fattore aus Florenz, Rafaels Hausmeister und treuer Gehilfe bei seinen großen Werken im Vatikan, die er nach Rafaels Tode vollenden half; er starb 1528 in Neapel.

trägern seines Hofes und nahm das Gemälde in Augenschein. War er schon von den früheren Leistungen Rafaels im höchsten Grade befriedigt, so übertraf diese alle seine Erwartungen, und er sprach sein Entzücken in so begeisterten Worten aus, daß dem jungen Künstler das Blut vor Freude in die Wangen stieg. Eine ganz annehmliche Zugabe war es, daß der Papst beim Hinweggehen seinem Schatzmeister, dem bekannten Kunstfreunde Chigi\*) den Auftrag gab, dem Vollender des Werkes als Zeichen der höchsten Zufriedenheit des Bestellers ein ansehnliches Geschenk über den bedungenen Lohn aus der päpstlichen Kasse zu zahlen.

Als die Besichtigung ihr Ende erreicht und Rafael seinen hohen Gönner bis an die Thür des Saales geleitet hatte, blieben noch einige näher stehende Freunde des Malers, die sich im Gefolge des Papstes befanden, zurück, um ihm ihre Glückwünsche darzubringen, namentlich die beiden, denen er den ehrenvollen Ruf zu danken hatte, der berühmte Baumeister Bramante\*\*), der den Ausbau des Vatikans leitete, und der junge Francesco Maria della Rovere, Herzog von Urbino und Präfect der Stadt Rom. Bramante war ein naher Verwandter des Meisters und der Herzog von Urbino sein Landsmann, beide hatten ihn dem Papste aufs wärmste empfohlen und seine Berufung gegen so manche Intrigue durchgesetzt.

\*) Agostino Chigi, ein Kaufmann aus Siena, der reichste Mann Italiens, Schatzmeister der Päpste, Rafaels Gönner, der für ihn mehrmals arbeitete; auch ein großer Förderer der Gelehrsamkeit.

\*\*) Donato Bramante Vazzari, päpstlicher Baumeister unter Alexander VI und Julius II, der Vollender des Vatikans und Anführer des Baues der Peterskirche, geb. 1444, gest. 1514.

Nachdruck verboten.  
Bd. 5. II. VI. 70.

„Na, mein Junge,“ sagte der schon bejahrte Bramante, auf seinen Knecht zutretend und ihm auf die Schulter klopfend, „es hat Mühe gemacht, Dich hierher zu bringen; die Sippchaft des alten Reibhammels Michel Angelo hat es uns sauer gemacht; aber es verlohnt der Mühe. Du hast uns Ehre gemacht. Das ist wahrlich ein unsterbliches Werk, das seinen Meister lobt und loben wird, so lange die Kunst auf dieser armen Erde noch ihre Verehrer hat. Wie frisch und lebendig treten uns die ehrwürdigen Gestalten der alten Philosophen und die jugendlichen ihrer Schüler hier entgegen. Man muß sagen, Du hast nicht nur Deine Mitbewerber, Du hast Dich selbst übertroffen.“

„Lieber Onkel,“ entgegnete Rafael, „daß ich diesen schönen Tag erlebt, habe ich Dir und dem edlen Herzoge zu danken. Wie wollte in unserer Zeit ein Künstler wohl zu Ehren kommen, wenn ihn nicht solche Gönner vor den Schlangenbissen des Neides und der Intrigue schützten.“

„Du hast recht, mein Junge,“ sagte der alte Meister seufzend, „bei den Künstlern vergißt man fast den Spruch:

*Didicisse fideliter artes*

*Emollit mores, nec sinit esse feros.\*)*

Leider sind selbst die größten Künstler von Neid und Eifersucht nicht frei, und es werden fast nirgends solche Intriguen gesponnen, als in diesem Kreise.“

„Laßt die trüben Betrachtungen, Meister Bramante,“ rief der junge Herzog fröhlich aus; „verbittern wir uns die schöne Stunde nicht; genießen wir sie, wie sie es verdient, genossen zu werden. Ich danke vielmehr Euch, lieber Landsmann, als Ihr mir zu danken habt. Von einem solchen Künstler in ein solches Werk aufgenommen zu sein, das heißt mit Unsterblichkeit beschenkt sein. Seht, Meister, Euch hat er dort leibhaftig als Archimedes hingemalt, wie Ihr Euren kunstfertigen Cirkel schwingt, und hinter Euch und zu Euch redend kniet ein Schüler; dieser Schüler bin ich in höchsteigener Person. Dafür müssen wir Meister Rafael ewig verbunden sein.“

„Ja,“ sagte Bramante, „er ist überhaupt ein dankbares und liebevolles Gemüth; seht, auch seinen alten Lehrer Perugino hat er nicht vergessen und hinter diesem sich selbst ganz bescheiden im Hintergrunde mit angebracht. Ja, sehe ich mir die Gestalten recht an, erblicke ich noch so manches bekannte Gesicht, das sich gratuliren kann, in solche herrliche Gesellschaft aufgenommen zu sein. Dort der Jüngling in der goldverbrämten Toga, sollte das nicht der junge Herzog von Mantua sein?“

„Er ist's,“ sagte Rafael; „ich habe die vielen gelehrten Köpfe im Bilde benutzt, manchem lieben Freunde und werthen Gönner nach Kräften ein Denkmal zu errichten.“

„Aber nun,“ sagte der junge Herzog, „sollt Ihr nach der tüchtigen Arbeit tüchtig ausruhen; Ihr habt's verdient, und ich habe schon Fürsorge getroffen. Noch diesen Abend erwartet uns ein Zug munterer Maulthiere am Koliseum, wohin ich sie bestellt habe; Ihr und wen Ihr einladen wollt, seid als meine Gäste willkommen, wir wollen ein paar Tage eine köstliche Villeggiatur am Albanersee halten, wo jetzt eben die Weinlese im besten Gange ist. Da sollt Ihr Euch von Euren künstlerischen Schaffen erholen. Eurer Einwilligung bin ich schon im voraus gewiß, und alles ist aufs beste geordnet.“

„Wie könnte ich solche freundliche Einladung ausschlagen, edler Herr,“ erwiderte Rafael, „ich nehme sie mit tausend Dank an; ja ich sehne mich selbst ein paar Tage in die frische Bergluft. Was aber die Gesellschaft anlangt, so möchte ich bitten, nicht zu viel. Am liebsten wäre es mir, wenn Ihr und mein lieber Oheim Bramante, meinen getreuer Helfer und Factore Francesco nicht zu vergessen, die ganze Reisegeellschaft ausmachtet. Je enger der Kreis, desto reicher der Genuß.“

„Wie Ihr wollt, lieber Meister,“ entgegnete der Herzog, „so sei es. Heut Abend kurz vor Sonnenuntergang findet Euch am Koliseum ein, damit wir im Schatten reiten. Bringt Euren fröhlichsten Humor mit. Damit seid Gott befohlen.“

Der junge Herzog eilte hinaus, die übrigen folgten ihm bald, nachdem sie unter künstlerischen Gesprächen das Bild noch eine Zeit lang betrachtet.

\*) Wer die Künste ehrlich gelernt, muß zarte Sitten haben und darf kein Barbar sein.

## II.

Die Sonne neigte zum Untergange; der Abendhimmel und die ungeheure braune Ebene der Campagna erglühete in dem wunderbarsten Farbenspiele, durch das hindurch sich schon breite Schatten zogen, als die kleine Reisegeellschaft auf munteren Maulthieren am Koliseum und dem Lateran vorbei die Stadt verließ und nach dem Gebirge zu den Weg nahm, begleitet von den riesigen Bogen der Aqua Claudia und der Aqua Felice, die sich malerisch durch die versengte, nur hier und da durch grüne Oasen unterbrochene Ebene hinzogen. Scherz und Lachen wechselte mit ernsterem Gespräche, und wie im Fluge war die steile Höhe erreicht, wo das Kastel Gandolfo herabschaute, und die Reisenden bogen in das freundliche Gebirgsstädtchen Albano ein. Allein hier war ihres Bleibens auch nicht; ein freundlicher Bergpfad führte sie zu dem malerisch gelegenen Ariccia, wo eben die Weinlese in vollem Gange war. Die ganze Einwohnerschaft saß feiernd und jubelnd vor den Thüren, die Schar halbnackter Kinder tummelte sich lustig auf der Straße; auf allen Plätzen, die etwas Raum boten, ertönte Musik, und die Saltarella, von schlanken jugendlichen Gestalten in der malerischen Tracht des Landes mit Leidenschaft und doch mit Grazie getanzt, vereinigte die älteren Bewohner als begeisterte Zuschauer und Kritiker um die Tanzenden. Die vornehmen Reisenden wurden gastfrei aufgenommen und mischten sich unbefangen in das heitere Treiben, ihr Künstlerauge an den herrlichen Gruppen und Gestalten weidend. Der klare Mond erhellte das bunte Spiel, das erst lange nach Mitternacht endete. Die vornehmsten Bewohner des Orts beeiferten sich, den geehrten Gästen Nachtquartiere anzubieten. Bramante und Penni blieben im Orte, der junge Herzog und Rafael nahmen das Anerbieten eines schönen Greises an, mit ihm vor den Ort in sein nicht weit entferntes Gut zu gehen.

„Ich kann Euch freilich wenig bieten, lieber Herr,“ sprach der biedere Wirth, „aber was ich habe, steht zu Euren Diensten. Mein Schwiegerjohn ist leider fern, aber meine Tochter wird sich eine Ehre daraus machen, Euch nach Vermögen zu bewirthen und Euch ein Nachtlager zu bereiten.“

Sie kamen bald zum Hause; ein junges schönes Weib, einen Knaben auf dem Arme und einen größeren an der Hand, empfing sie mit freundlicher Anmuth, und wies sie auf Befehl ihres Vaters in ein nettes Stübchen, wo sie alles zu erquicklicher Nachtruhe bereit fanden.

Ein frischer thauiger Herbstmorgen lockte des andern Tages die beiden Jünglinge zeitig aus ihrer Stube ins Freie. Sie fanden ihre anmuthige Wirthin bereits mit den Kindern vor der Thüre. Auf dem Rasen lagen Fässer jeder Größe, bestimmt, den Most aufzunehmen, der nicht weit davon in großen Rufen von rüstigen Jünglingen ausgetreten und gefelkelt ward; Ochsen mit langen geschweiften Hörnern zogen auf massiven Wagen immer neuen Vorrath abgehackter Trauben herbei. Unter Jubel, Lachen und Scherz wurde das Werk ausgeführt; nur die Tochter des Wirths, die schöne Angioletta, hatte sich mit ihrem jüngsten Knaben etwas abseits auf einem alterthümlichen Stuhle hingesezt, während der ältere sich in das lustige Treiben der Winzer mischte. Ein Zug tiefer, aber stiller Traurigkeit umzog ihr liebliches Gesicht, wenn sie den auf ihrem Schoße liegenden Knaben liebevoll betrachtete. Rafael fühlte sich von der herrlichen Gruppe unwillkürlich angezogen, und näherte sich der jungen Mutter, während sein Gefährte sich den Kelterern zugesellte.

Ein Gespräch kam zwischen den beiden in Fluß, und es dauerte nicht lange, so hatte der schöne Jüngling durch sein liebevolles Wesen das Vertrauen der jungen Frau gewonnen, und sie konnte nicht umhin, ihm ihr Herz auszusühten. Er erfuhr die Ursache ihrer Betrübniß, die sie von dem bunten Gewühle fern hielt. Seit wenigen Jahren war sie erst verheirathet; ihr Mann, der schönste und kräftigste Jüngling der Gegend, wie sie ihn schilderte, hatte auf einer Hochzeit in Palestrina ihr Herz gewonnen; ihr Vater hatte gegen die Ehe nichts einzuwenden, und so wurden sie bald getraut, und der junge Mann half dem Schwiegervater das einträgliche Gut bewirthschaften. Leider war er von früher her, wie so viele



Die Madonna della Sedia von Rafael. Originalschnitt des Daheim.

kräftige und thatenlustige Jünglinge des Gebirges, der Schmutzgelei und Wildddieberei ergeben. Die Bitten und der Liebreiz seines jungen Weibes hatten ihn lange vermocht, dem gefährlichen Treiben zu entsagen; aber er konnte das stille einförmige Leben nicht ertragen; die Lust nach den gewohnten Abenteuern regte sich mächtig in ihm; die Kameraden, denen er bei ihren Fahrten sehr fehlte, da er einer der schlauesten und unternehmendsten Gefellen war, kamen immer wieder und lockten und ließen nicht nach, bis er erst heimlich, ohne seiner jungen Gattin etwas zu sagen, wieder an einer Schmutzgelei sich betheiligte. Bald übte die alte Gewohnheit einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus; immer öfter trennte er sich tage-, ja wochenlang von ihr. Sie bat und flehte, aber umsonst; allmählich gewöhnte sie sich daran, es schmeichelte ihr, wenn man seine Klugheit und Gewandtheit rühmte, wenn sein Name, wie der eines Helden, dem die päpstliche Zollmannschaft vergeblich nachstellte, in der ganzen Umgegend genannt ward; wenn er ihr von seinen Streifereien bald einen hübschen Schmuck, bald ein neues Kleid mitbrachte; oder ihr bei der Heimkehr einen

Haufen blinkender Goldstücke in den Schoß warf. Sie lullte sich selbst in eine gewisse Sicherheit ein, — ach wie bald sollte sie schrecklich daraus erwachen! Die ganze Bande, mit der ihr Mann zu schmuggeln pflegte, ward von den Soldaten des Papstes umstellt, und nach hartnäckiger Gegenwehr, bei der es nicht ohne Todtschlag und Blut abging, gefangen nach Rom geschleppt. „Ach, sehen Sie, lieber Herr,“ erzählte die junge Frau eben weinend, als der Herzog von Urbino hinzutrat, „sehen Sie, mein Agostino ist wirklich ein guter Mensch; er könnte keinem Wesen etwas zu Leide thun, aber gegen die Soldaten hat er einen eingefleischten Ingrim, wenn er an sie nur denkt, wird er ganz rasend; er hat sich wie ein Löwe gewehrt, sie sagen, er habe zwei erschlagen. Nun liegt er schon seit zwei Monaten im Kerker; sie haben ihn an eine schwere Kette gelegt und an die Wand gefesselt; er kann sich kaum rühren. Ich habe ihn besucht, er sieht blaß wie ein weißes Tuch aus und hat kein Pfund Fleisch mehr an seinem Leibe. Sie sagen, man werde ihm den Prozeß machen, er sei zum Tode verurtheilt; und wenn auch das nicht wäre, er müßte doch sterben, er kann

die Freiheit nicht entbehren. Er ist still und lammfromm, die Wächter selbst haben ihn lieb, sie lassen mich zu ihm, sie dulden es, daß ich ihm heimlich etwas zustede; aber er wird immer jämmerlicher, er muß sterben, wenn er nicht bald frei wird. Sie haben mir gesagt, ich solle mich dem Papste zu Füßen werfen; ich wollte es wohl gern thun, aber die Wachen lassen mich nicht in den Vatikan. Ach, und es ist ihm so leid, er bereut seine That so sehr, er hat mir versprochen, es nie wieder zu thun, wenn ihm nur die heilige Jungfrau diesmal helfen wolle. Er hat mir auch versichert, er sterbe unschuldig; geschmuggelt habe er zwar, aber er wisse ganz gewiß, daß kein Menschenblut an seinen Händen klebe. Seine Kameraden freilich und die Soldaten sagen, er habe zwei niedergeschlagen; aber die ersteren thun es nur, um sich zu retten, und die letzteren aus Wuth auf den kühnen Mann, der sie so oft gesoppt und zum Besten gehabt. Er selbst weiß es gewiß, daß er keinen getödtet hat. Aber sterben muß er doch, das hat er mir selbst gesagt."

Die arme Frau konnte vor Schluchzen nicht weiter reden. Rafael schaute den Herzog fragend an; der zuckte die Achseln und meinte, da werde sich schwerlich etwas thun lassen. Der Papst sei sehr aufgebracht über die täglich wachsende Keckheit der Schmuggler, und nehme keine Fürbitte für sie an. Er in seiner Stellung als Präsekt könne gar nichts thun; in kriminellen Sachen habe er keine Stimme. Wenn es möglich wäre, des Papstes Geheimsekretär, den Bischof von Ragusa, und Pfalzgrafen\*) Tommaso Inghirami zu bewegen, etwas für den Unglücklichen zu thun, ließe sich vielleicht einige Hoffnung fassen. Er aber könne nichts thun, denn gerade mit dem stehe er nicht zum besten, da zwischen der päpstlichen Rota und der Stadt fast stets Reibereien und Uneinigkeiten statt fänden.

"O den," rief Rafael freudig aus, "den nehme ich auf mich. Eben male ich sein Porträt, und er besucht mich wöchentlich einige Mal. Er ist schon lange lüstern, ein Bild von mir zu besitzen; ich werde es benutzen, um unserer schönen Wirthin ihren Gatten wieder zu verschaffen; d. h. ich werde es versuchen, denn es wäre vermessen, etwas Gewisses zu versprechen und Hoffnungen zu erwecken, die vielleicht nie zu erfüllen sind."

Die junge Frau hatte von dem leise geführten Zwiegespräche genug vernommen, um zu erkennen, daß es hoffnungsvoller schloß als begann.

"Ach, lieber junger Herr," sagte sie, indem sie ihr thränenvolles Antlitz zu Rafael erhob, wenn es Euch möglich wäre, etwas für mich und meinen armen Mann zu thun, wie einen Engel Gottes wollte ich Euch verehren."

"Mit Gottes Hilfe wollen wir es versuchen," erwiderte der junge Maler; wenn, wie Ihr sagt, Euer Mann Reue fühlt und unschuldig ist, läßt sich ja vielleicht etwas thun."

"Für seine Reue und Unschuld stehe ich Euch; ach, lieber Herr, thut, was Ihr könnt, bis an mein Ende will ich Euch dankbar sein und für Euch beten!"

"Mutter," rief auf einmal der Knabe auf dem Schoße dazwischen, "weine doch nicht so; Du betest ja so oft zur heiligen Jungfrau, sie wird Dir gewiß helfen und uns den guten Papa wieder geben!"

Die junge Frau drückte das Kind heftig an ihr Herz und sagte: "Ja, Peppo, die heilige Jungfrau hat uns den guten Herrn da geschickt, der wird uns helfen."

Das Künstlerauge Rafael's flammte in diesem Augenblicke auf. "Liebe Frau," sagte er, "ja die heilige Jungfrau wird Euch helfen. Thut mir den Gefallen, und bleibt just so, wie Ihr sitzt, nur eine kleine Zeit, und wendet mir ein wenig Euer Gesicht zu."

Als die junge Frau ihm willfahrte und auch dem Knaben zusprach, sich recht still zu halten, ergriff Rafael ein Stück Kreide, das er in seiner Tasche trug, und entwarf mit seiner gewohnten Meisterschaft mit flüchtigen, aber sichern Strichen auf den Deckel eines in der Nähe liegenden Fasses eine Skizze von Mutter und Kind, wie sie eben in der malerischsten

Stellung vor ihm saßen. Als er nach kürzester Zeit dieselbe vollendet, rief er begeistert aus: "Das ist ein Motiv, wie es ein Maler sich nicht schöner wünschen kann. Nun, liebe Frau, gilt es, daß Ihr mir helft, meinen Plan ins Werk zu setzen."

Auf seine Anordnung wurde der Fußdeckel herausgenommen, er trug ihn auf seine Stube, und er machte sich bald eine Staffelei zurecht, wie es die Umstände eben zuließen. Angioletta und ihr Knabe mußten ihm einige Male Modell stehen, und in wenigen Tagen, die er in Ariccia noch zubrachte, vollendete er die Untermalung des Bildes, dem er noch den ältesten Sohn als Johannes hinzufügte, soweit, daß er in Rom das weitere ausführen konnte.

### III.

Sorgfältig verpackt wurde der Fußdeckel mit nach Rom genommen, und dort führte Rafael das Gemälde mit solcher Liebe aus, daß eines seiner lieblichsten Werke unter seinen kunstfertigen Händen daraus entstand; wer kennt es nicht, das reizende, ganz von seiner eignen Hand ausgearbeitete Bild, die Madonna della Sedia!

Auch der Plan, den er sich in Ariccia entworfen, gelang über Erwarten. Als der einflußreiche Tommaso Inghirami, der des Papstes ganzes Vertrauen bejaß, in dem Atelier des Meisters erschien, um sein Porträt von ihm vollenden zu lassen,\*) hatte Rafael das Bildchen so geschickt aufgestellt, daß es dem Kunstfreunde mächtig in die Augen stechen mußte. Was er hoffte, geschah. Inghirami drang in ihn, ihm das Gemälde zu überlassen, und erbot sich, jeden Preis, den er fordern würde, ohne Weigerung zu zahlen."

"Eccellenza," erwiderte der Maler, "das Bild ist mir nur gegen Gewährung einer ganz bestimmten Bitte feil; den Preis mögt Ihr dann selbst bestimmen, ich überlasse ihn Eurer Großmuth. Aber nur unter der Bedingung, daß Ihr mir das gewährt, was ich dafür anderweitig fordern muß."

"Sprecht es aus, Meister," entgegnete Inghirami, "wenn es in meiner Macht steht, ist es gewährt."

Rafael erzählte ihm nun, wie er zu dem Bilde gelangt, und daß er es nur weggeben werde, wenn er dafür die Freilassung des Schmugglers Agostino erwirken könne. Zwar zuckte der Günstling des Papstes bedenklich die Achseln, indessen versprach er Rafael, sein Möglichstes zu thun, ihm seinen Wunsch zu erfüllen.

Er hielt Wort. Nach einigen Tagen benachrichtigte er den Maler, daß er dafür gesorgt, Agostinos Gefängniß zu erleichtern und eine Revision seines Prozesses zu erwirken. Die ungeheuchelte Reue des Missethäters, sowie das von ihm geleistete Versprechen, sich fernerhin aller Uebertretungen zu enthalten, hätten den Papst weicher gestimmt, und er hoffte, durch seine Fürsprache eine Begnadigung für ihn zu erhalten. Einige Tage vor Weihnachten kam in der That die Nachricht, daß Agostino begnadigt sei, und demnächst in seine Heimat entlassen werde. Ein Diener des Inghirami überbrachte Rafael die Botschaft, und zugleich einen schweren Beutel voll Goldstücke mit der Bitte, das Bild dem Boten mitzugeben, wie er versprochen.

Einen Tag später erschien auch der begnadigte Schmuggler selbst, und warf sich im Ungeßüm seiner Dankbarkeit dem Maler zu Füßen; hinter ihm trat Angioletta herein, und vereinte ihren Dank mit dem des Mannes, der nach einer eindringlichen Ermahnung Rafael's ihm hoch und theuer versprach, nie wieder Weib und Kind in solcher Weise zu ängstigen, und fortan als Landbauer und Winzer ein stilles, gefahrloses Leben zu führen.

"Nun," sagte der Meister beim Abschied zu dem glücklichen Ehepaar, "ich freue mich, daß ich die Gastfreundschaft Eures Hauses in dieser Weise habe vergelten können. Geht nun heim, und feiert ein fröhliches Weihnachtsfest, und grüßt mir Euren alten Vater. Vergesst auch nicht, der heiligen Jungfrau zu danken, die Euch so gnädig geholfen hat."

Er entließ die beiden, indem er ihnen noch aus dem Beutel Inghiramis einige Goldstücke für die beiden Kinder aufgenöthigt. Die Welt war um ein Meisterstück der Kunst, und der große Meister um eine schöne Erinnerung reicher.

\*) Als Inghirami von Alexander VI nach Deutschland in einer diplomatischen Mission zu Kaiser Maximilian gesandt war, wurde er von diesem zum Dichter gekrönt, und ihm der Titel eines kaiserlichen Pfalzgrafen mit der Erlaubniß, den Reichsadler im Wappenschild zu führen, beigelegt.

\*) Dieses Porträt befindet sich jetzt im Palaste Pitti in Florenz.

## Am Familientische.

### Schmalzene Männer.

In Baiern gibt es ein Sprichwort, welches heißt:

A habernes Kof und an schmalzenen Mann,

Die zwaa reißt loa Teußt zjam!

und im französischen Kriege haben wir gehört, daß es vielfach „geschmalzene Männer“ aus Oberbaiern, Niederbaiern und Schwaben waren, welche unter von der Tann's Leitung im 1. bairischen Armeekorps die bekanntesten Heldenthaten verrichteten. Allein uns im Norden ist der Rede Sinn dunkel, und es lohnt wohl, über die Geschmalzenen ein Wort zu vernehmen, wofür uns in der „Festgabe für die Mitglieder der 28. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe im Jahre 1872“ ein schönes Material vorliegt. Das ganze ländliche Oberbaiern, ein großer Theil von Niederbaiern und Schwaben gehören dem Gebiet der sogenannten Schmalzloft an, d. h. einer Kost, in welcher Fleisch nur an hohen Festtagen auf den Tisch kommt, während die Grundlage der Ernährung Mehl und zwar zumeist Roggenmehl und zerlassene Butter, welche man Schmalz nennt, bildet. In Laufzorn, einer Pflanzung des Professors Ranke, drei Eisenbahnstationen von München entfernt, an der Bahn von München nach Salzkirchen und Rosenheim gelegen, nennt z. B. der wöchentliche Küchenzettel: Mehlschmarrn, Semmelknödel, Nudeln mit Kraut, Knödel mit Kraut, Nudeln mit Gemüse, Semmelschmarrn und Fleischknödel, in welche letztere für 12 Personen 4 Pfd. Fleisch verpackt werden. Außer dieser letzteren Sonntagsloft gibt es sechs Mal im Jahre Fleisch, nämlich zu Weihnachten, Fastnacht, Ostern, Pfingsten, an der Kirchweih und am Stephanstag. An diesen Tagen erhält der Mann Mittags 1 Pfd. Rindfleisch mit Kraut und Abends 1 Pfd. Kalbfleisch mit Kartoffelsalat, außerdem 2 Maß Bier, die Frau aber nur 1 Maß. Am Onerstage wird nach der Müdkehr vom Kirchgange ein geweihter Schinken verzehrt und jeder Mann erhält 5 rothgefärbte Eier, und zwar 4 ungeweihte und 1 geweihtes. Nach einem zehnjährigen Durchschnitt kommen für 12 Dienstboten im Jahre zur Verwendung: 12 Scheffel Weizen, 12 Scheffel Kartoffeln und 24 Scheffel Roggen, dazu 6 1/2 Ctr. Schmalz.

Ein besonderes Interesse gewährt es, daß über die Verhältnisse auf dem Gute Laufzorn Rechnungen seit 2 1/2 Jahrhunderten vorliegen, so daß wir gut vergleichen können, was sich in diesem Zeitraum geändert hat. Nun zeigen die ältesten Angaben von 1617, daß bei 12 Dienstboten an die Haushaltung 8 Scheffel 3 Mezen Weizen und 76 Scheffel 3 Mezen Roggen abgegeben wurden, auch scheinen sämtliche Molkereiprodukte von 19 Kühen verbraucht worden zu sein. Im Jahre 1629 erhielt die Haushaltung, welche aus 18 Köpfen bestand, 6 Scheffel Weizen, 42 Scheffel Roggen und 12 Scheffel Gerste, außerdem 4368 Maß Milch und 520 Pfd. Butter. 1726 wurden bei einem Stand von 11 Dienstboten verbraucht: 4 Scheffel Weizen, 48 Scheffel Korn und 12 Scheffel Gerste und die Molkereiprodukte von 18 Kühen bis auf 184 Pfd. Schmalz. Es zeigt sich also, wenn man hiermit die Angaben aus der Gegenwart vergleicht, die bemerkenswerthe Thatsache, daß sich die Grundlage der Ernährung kaum geändert hat. Mehl und Butter stehen noch jetzt in erster Reihe, nur hat das Weizenmehl einen Theil des Roggenmehls und das gesammte Gerstemehl verdrängt, während Kartoffeln neu hinzugekommen sind. Zur richtigen Beurtheilung der Zahlenverhältnisse ist überdies zu bemerken, daß früher auch Tagelöhner und Arbeitsleute häufig neben Lohn die Kost erhielten, was gegenwärtig ganz aufgehört hat. Fleisch erhielten die Dienstboten 1617 auch nur an 6 Feiertagen und zwar 20—24 Pfd. neben 30 Maß Bier. Dieselben Verhältnisse finden sich auch später und so ist auch in dieser Beziehung der alte Brauch beibehalten worden.

Wir finden also hier eine Diät, welche sich seit Jahrhunderten bewährt und zwar so glänzend bewährt hat, daß ihre Resultate sprichwörtlich geworden sind. Und doch möchte namentlich der Städter wenig geneigt sein, eine solche Beköstigung gut zu heißen, da ganz allgemein als wirksamstes Mittel gegenüber dem schlechten Ernährungszustand unserer Kinder eine reiche Fleischdiät empfohlen und diese überhaupt als allein rationell gepriesen wird.

Sehen wir uns nur aber einmal die Schmalzloft vom chemischen Standpunkt an. Mosehott berechnet in seiner „Physiologie der Nahrungsmittel“ als durchaus notwendiges Kostmaß eines arbeitenden Mannes 130 Gramm eiweißartigen Stoff pro Tag. Eine Berechnung der Laufzorn'ser Kost ergibt nun, daß in der rein vegetabilischen Kost mit der kaum nennenswerthen Zuthat von Fleisch auf den Kopf pro Tag 152 Gramm Eiweißstoff kommen. Offenbar ist also der Laufzorn'ser Knecht quantitativ so gut gestellt wie der englische Hafnarbeiter, der 150—159 Gramm davon verzehrt und im Krimkriege als Eisenbahnarbeiter die französischen und englischen Soldaten durch seine außerordentliche Arbeitsleistung in das größte Erstaunen versetzte. Aber während letzterer 3/4 seines Eiweißbedarfs durch Fleisch deckt, stammen beim Laufzorn'ser Knecht nur 3/4 % desselben von thierischer Kost.

Nun hat die Chemie gelehrt, daß die Eiweißstoffe der Pflanzen nicht wesentlich verschieden sind von denen der Thiere, aber durch physiologische Untersuchungen wissen wir, daß die letzteren bedeutend leichter verdaut werden, mit anderen Worten, daß der Organismus sehr viel mehr innere Arbeit aufwenden muß, um aus vegetabilischer Kost seinen Bedarf zu decken, als aus animalischer. Und da nun Arbeitsleistung und Kost durchaus in geradem Verhältniß zu einander stehen, da der Körper keine äußere Arbeit leisten kann, für welche er nicht als Kraftquelle Nahrung eingenommen hat, so ist klar, daß die vegetabilische

Schmalzloft nicht die Wirkung haben kann, wie die animalische des Londoner Hafnarbeiters. Ein Theil der aus ihr gewonnenen Kraft geht durch die Verdauungsarbeit wieder verloren. Ja, es wird überhaupt nur dem beständig in reiner freier Luft arbeitenden Mann möglich sein, bei so schwer den Körper belastender Kost sich gesund und arbeitsfähig zu erhalten. Unser stubenhockendes Geschlecht der Städte würde alsbald erlahmen, der an so bedeutende Verdauungsarbeit nicht gewöhnte Organismus würde sich bald genug auf einer geringeren Verbrauch einrichten, und somit würde der Ernährungszustand heruntergesetzt werden. Zur Verarbeitung der rein vegetabilischen Kost gehört auch eine kräftige Athmung, und gerade daran mangelt es in den Städten am meisten. Auf solchen Verhältnissen beruht die Nothwendigkeit der Ernährung mit gemischter Kost und des Vorwaltens von Fleisch bei Individuen, welche nicht im Stande sind, eine große Verdauungsarbeit zu leisten. Otto Dammer.

### Ein fieberverhütender Baum.

Australien hat aus der alten Welt manch's Geschenk erhalten: seine weißen Bewohner, seine Hausthiere, seine Kulturpflanzen. Man kann nicht sagen, daß es diese Gaben karg erwidert hätte, dafür sprechen schon allein Gold und Wolle, die es in ungeheuren Mengen ausführt. Und zu diesen gesellt sich jetzt noch ein höchst merkwürdiges Geschenk, ein Baum so eigenthümlicher Art, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, von demselben einiges zu berichten, zumal seine Anpflanzung und Einbürgerung in anderen Ländern immer allgemeiner wird und sich als höchst nützlich und segensreich erwiesen hat.

In Australien wachsen die Eucalyptus-Arten, deren stolze und markige Stämme sich wie Schiffsmasten aus dem Walde empor erheben und die zu den Riesen ihres Geschlechtes gehören. Gibt es doch unter ihnen Bäume, die den vielberufenen kalifornischen Riesensichten oder Wellingtonien in der Höhe nicht nachstehen, denn von Eucalyptus amygdalina hat man Stämme gemessen, die den Straßburger Münster an Höhe übertreffen. Könige des Waldes streben sie stolz in die Luft, etagenweis umgibt sie mit mehreren Kränzen das Laubwerk. Als ob man das Astwerk der Linde auf einen majestätischen Palmenstamm gesetzt habe, schmückt sich die Krone im Sommer überreich mit hellgrünen Knöpfchen, aus denen sich weißröthliche Blumenbüschel hervorstrecken; dann gleicht der edle hochimponante Baum auf dunkelgrünem Graslande, wie ein Australier sich begeistert ausdrückt, „fast einem Greise im Schmucke der weißen Haare mit dem festen Körper des Mannes und dem Herzen des Jünglings“.

Diese Bäume liefern ausgezeichnetes Bauholz, Gummi (Kino), zieren die Landschaft, wachsen schnell wie Tannen und sind aus diesem Grunde in verschiedenen Ländern angepflanzt worden. Darüber sind einige Jahrzehnte vergangen, in welchen sich Erfahrungen namentlich über den Eucalyptus globulus machen ließen, die jetzt von einem Herrn Gimbet gesammelt und der Akademie der Wissenschaften in Paris vorgelegt wurden. Das Merkwürdigste an diesen Erfahrungen ist aber, daß dieser Baum in jenen Gegenden, wo er angepflanzt wird, das Fieber verdrängt. Er besitzt die Eigenschaft, das Fieberfieber seines eigenen Gewichtes an Wasser aus dem Boden aufzunehmen und dampferdülste auszuströmen. Sät man ihn in sumpfige Gegenden, so legt er sie bald trocken. Die Engländer führten ihn zuerst im Kaplande ein und bemerkten, nachdem er herangewachsen, daß er die klimatischen Verhältnisse ungesunder Plätze völlig änderte. Wenige Jahre später wurde der Eucalyptus im großen Maßstabe in verschiedenen Gegenden Algeriens angepflanzt. In Barbood, wenige Meilen von der Stadt Algier, lag an den Ufern des Hamyle eine wegen ihrer Fieberberühmte Farm, wo die Menschen wie Fliegen in der pestilenzialischen Luft starben. Im Frühjahr 1867 pflanzte man dort 1300 Eucalyptustämmchen, und bereits im Juli desselben Jahres, in dem Monate, in welchem sonst das Fieber seine Opfer fordert, kam nicht ein einziger Krankheitsfall vor, obgleich die Bäumchen erst 9 Fuß hoch waren. Seitdem ist der Platz bis heute auch fieberfrei geblieben. In der Umgebung von Konstantine war die Farm Ben Machyblin eben so übel berüchtigt; ringsum dehnten sich Sümpfe aus, die selbst in den heißesten Sommern nicht trockneten. In fünf Jahren jedoch wurde die sehr ausgebehnte Area durch 14,000 Eucalyptusbäume völlig ausgetrocknet und der Gesundheitszustand der Bewohner ist dadurch ein vortrefflicher geworden. Eben so ist Ous bei Konstantine, ein gleichfalls wegen seines Fieberberühmter Ort, der jetzt von einem Eucalyptuswalde parkartig umgeben ist, nun gesund und fieberfrei.

Was sich im Kaplande und in Algerien bewährte, wird auch aus Cuba bestätigt. Im Bezirke Bar liegt dort eine Eisenbahnstation inmitten einer höchst ungesunden Gegend und die dorthin versetzten Beamten machten stets ihr Testament. Seit bei diesem Orte aber vierzig Eucalyptusbäume gepflanzt wurden, ist er durchaus gesund.

Diese Beispiele, die sich vermehren ließen und die authentisch sind, erscheinen jedenfalls beachtenswerth. Es ist gut, wenn die allgemeine Aufmerksamkeit auf den nützlichen Baum gelenkt wird, mit dem Anpflanzungsversuche auch in manchen ungesunden Gegenden Europas unternommen werden sollten. Hier muß sich indessen erst zeigen, wie ihm unser Klima zusagt.

### Das Bild Walthers von der Vogelweide,

welches wir heute unfern Lesern bieten, ist nicht etwa eine bloße Phantasienschöpfung des Künstlers, sondern von diesem nach den besten vorhandenen Quellen komponirt. Herr Grot-Johann schreibt uns dar-

über: „Kostüm und Kopf entnahm ich den Miniaturen der Manejischen Handschrift in Paris und der Weingartner Liederhandschrift. Was die Embleme anbelangt, so stützte ich mich auf Walther's Gedichte (Weiffers Ausgabe 105, 106, 115, 116) und für die Situation auf dieselben (85, 110, 111, 131, 132).

#### Zu unserem Schnitt der Madonna della Sedia.

Unser Schnitt ist nach einer sehr genauen und gelungenen Kreidekopie gemacht worden, welche der Maler Koch nach dem im Palazzo Pitti zu Florenz befindlichen Original genommen hat. Die Kochschen Kopien Raffaelischer Bilder sind auch in photographischer Nachbildung erschienen und bilden einen sehr ehrenvollen Verlagsartikel von Th. Kay, Besitzer der Kriegerschen Verlagshandlung in Kassel. Der Künstler hat Raffael's hervorragende Werte zu Rom, Florenz, Berlin und Paris an Ort und Stelle in Kreide kopirt mit großem Studium und eingehender Treue. Der Liebhaber wird manches Lieblingsblatt darunter finden, und wenn es um klassische Bilder zum Einrahmen zu thun ist, kann in diesen Photographien die berühmtesten Perlen Raffael's in verschiedenen Größen beziehen. Die Verlagshandlung wird über die Blattgrößen und Preise selbst die beste Auskunft geben können.

#### Als ich ein kleiner Knabe was.

Als ich ein kleiner Knabe was,  
Des Abends nach der Schule,  
Wenn träumend ich am Fenster saß,  
Gefauert auf dem Stuhle, —  
Wie war mir da die Welt so weit,  
So schön und bunt, so lang und breit,  
Von Bagdad bis nach Thule!  
Ich saß im engen Kämmerlein  
Wie's Vögelein im Bauer,  
Und drüben schwand der Sonnenschein  
An Nachbar's Giebelmauer,  
Ein Stückchen Himmel drüber hin,  
Da sah ich rothe Wölken ziehn  
Mit süßem Sehnsuchtschauer.  
Und mit den Wolken flogen fort  
Die kindlichen Gedanken,  
Von Land zu Land, von Ort zu Ort,  
Hinaus nach allen Flanken;  
Die gute Fee, Frau Phantasie,  
Die war's, die mir die Flügel lieh,  
Das hatte keine Schranken.  
Verflogen ist mir Jahr um Jahr,  
Ich wuchs zum Mann indessen,  
Mit Silber mischt sich schon mein Haar,  
Ich bin nicht still geseßen;  
Mit Raß und Dampf, zu Lind und Meer,  
In Berg und Thal, die Kreuz und Quer  
Hab' ich die Welt durchgemessen.  
Ich sah von manchem Felsengrat  
Hinauf auf Länderbreiten,  
Ich sah von manchem Seegeßad'  
Hinaus in Wasserweiten;  
Doch dünkt mich heut' die Welt so klein,  
Viel enger als im Kämmerlein  
Zu meinen Kinderzeiten.  
Und was ich Schönes weit umher  
In aller Welt gefunden,  
So glücklich macht mich's nimmermehr,  
Wie jene stillen Stunden;  
O Kindesglück, o Jugendzeit,  
Wie liegst Du mir so weit, so weit,  
Bist wie ein Traum verschwunden! Karl Gerol.

#### Eine Kolonie des „Schachspielenden Dorfes“ in Litthauen.

Einen interessanten Nachtrag zur Geschichte des „Schachspielenden Dorfes“ in Nr. 7 des diesjährigen Dabeim dürfte eine Begebenheit liefern, welche Adolf Rogge in einer „Geschichte des Kreises und der

Diese Darkehmen“ und noch etwas ausführlicher in der „Allpreussischen Monatschrift“ von Reide und Wichert (Jahrg. 1872) erzählt. Wir ziehen hier beide Relationen zusammen. Ganz nahe bei Darkehmen liegt das Dorf Ströbke. Bis zum Jahre 1729 hieß dasselbe nach den Kirchenrechnungen Mazatsch oder Mazaitzen. Wohl durch die Pest (1709) entvölkert, war es historisch nachweisbar durch Kolonisten aus dem Dorfe Ströbed bei Halberstadt bevölkert worden. Dem deutschen Ohre klang der litthauische Name des Dorfes übel. Der Wirth Kräkel, Stammvater einer hier sehr verbreiteten Familie, soll den König Friedrich Wilhelm I auf folgende Weise zur Aenderung desselben veranlaßt haben. Alle Ströbeder waren bekanntlich berühmte Schachspieler. Dieselben sollen niemals Prozesse geführt, sondern jeden Streit auf dem Schachbrette ausgemacht haben. Auch hier noch übten sie die edle Kunst, welche sie in der Heimat erlernt. König Friedrich Wilhelm I hatte von derselben Kunde erhalten und trug dem Wirth Kräkel eine Schachpartie an, welche dieser annahm, nicht ohne sich eine Gnade auszubitten, im Fall er den König matt setzen würde. Letzteres gelang ihm. Er bat nun, daß dem Dorfe der Name Ströbed als Andenken an seine ferne Heimat und eine nach Darkehmen zu liegende Wiege als Gemeindeganger verliehen werden möchte. Beides wurde ihm gewährt. Seitdem nannte man das Dorf Strepke oder Ströpfken. Der Mann, welcher mir die Geschichte erzählte, wunderte sich, daß Kräkel so thöricht gewesen sei und die Wiege nicht als persönliches Eigenthum gefordert habe. In Ströpfken ist kein einziges Schachspiel mehr vorhanden, aber noch heute zeigt man dort die Linde, unter welcher die Schachpartie gespielt sein soll. Das Geschlecht der Kräkels ist noch heute weit verbreitet. Ebenso stammen die Nährkorn's von den Kolonisten aus Ströbed ab.

#### Briefkasten.

Zur Entziehung des Glaubens an die in Steine eingeschlossenen lebendigen Kröten (X. Jahrg., Nr. 1) wird uns aus Kassel folgende Hypothese mitgeteilt: „Die Fabel von lebendigen Kröten in Steinen scheint in der That nur auf einer Sprachverwirrung und Begriffsverwechslung, nicht einmal auf einer ungenau beobachteten oder entstellten Thatsache zu beruhen. Jedenfalls taucht sie erst im Mittelalter auf und zwar, wie es scheint, in Frankreich. Im Französischen heißt die Kröte crapaud. Mit demselben Worte aber bezeichnen dort die Steinbrecher schon seit langer Zeit die Krustalldrüsen, auf ihren inneren Wänden mit Quarz oder Kalzitentkrustungen besetzte Höhlungen in Felsmassen. Da im Mittelalter die lateinische Sprache allgemeine Schriftsprache war, so übertrug man auch crapaud in bufo und das Beiwort vix, das sich auf den lebhaften Glanz der Krustalle bezog, in vivus. So wurde aus einem lebhaft glänzenden Trüsenraum eine lebendige Kröte. In einer Zeit, wo man die Natur nur aus Büchern studirte und in der Stube erforschte, war das sehr leicht möglich. Spätere Fälschungen und Mystifikationen bauten die einmal gangbare Fabel natürlich weiter aus.“ — Hr. Paul W. in Frankfurt a. O. Die von Ihnen an uns gerichtete Frage ist bereits im Briefkasten der Nr. 25 des IX. Jahrg. beantwortet, worauf wir Sie verweisen. — Hr. v. S. in Berlin. Wegen der Wahl eines Winterkurorts empfehlen wir Ihnen mit gutem Gewissen als nützlichem Führer und Begleiter: Dr. H. Reimer, Klimatische Winterkurorte (Berlin 1873, zweite Auflage). Sie finden darin 21 in Italien, am Südbahne der Alpen, in der Provence und der Riviera gelegene Orte, nicht minder Algier, Aegypten, Madeira ganz ausführlich behandelt. Alle Rathschläge, die in Reisehandbüchern zu finden, sind hier ebenso mit in den Text verwebt, wie die eigentlich medizinischen Beziehungen. Schöne Karten machen dies Werk des preussischen Sanitätsraths besonders empfehlenswerth. — Effe in S. Ihr Lob auf den Strichtrumpf findet unsere lebendigste Theilnahme; fahren Sie nur fort, fleißig daran zu striden, aber — schreiben Sie nicht darüber. — Oberlehrer B. in J. Wie man uns aus Straßburg schreibt, ist das Rüdertische Gedicht: die Straßburger Tanne wahrscheinlich ein reines Phantastisch; vielleicht war der Dichter zufällig dort, als man am Präfecturgebäude etwas ausbelebte. — Hr. v. L. in Frankfurt a. M. Von Hanna Boehms „Dunkeln Bildern“ (Berlin, Alex. Dunder), deren Probe Ihnen im Dabeim (Jahrgang IX, Nr. 14) so gut gefallen hat, sind so eben die II. und III. Lieferung erschienen, womit der erste Band derselben geschlossen ist. Sie enthalten 15 weitere schöne Blätter, die sich den besten der ersten Lieferung würdig anreihen; geistreiche Illustrationen zu Stellen aus Shakespeares, zu Gedichten von Goethe, Klopstock, Herbel u. a., auch zu einigen Märchen von Andersen.

**Inhalt:** Fee. (Schluß.) Novelle von Hans Tharau. — Der Sänger für Kaiser und Reich. Von Oskar Schwedel. Mit Bild: Walther von der Vogelweide. Von P. Grot-Johann. — Madonna della Sedia. Novelle von B. L. Zu dem Bilde: Madonna della Sedia von Raffael. — Am Familientische. Geschmalzene Männer. Von Otto Dammmer. — Ein fieberverschleichender Baum. — Das Bild Walther's von der Vogelweide. — Zu unserem Schnitt der Madonna della Sedia. — Als ich ein kleiner Knabe was. Von Karl Gerol. — Eine Kolonie des „Schachspielenden Dorfes“ in Litthauen.

## Bur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer beginnt das zweite Quartal des X. Jahrgangs. Wir ersuchen unsere Abonnenten, besonders die der Post, ihre Bestellungen baldigst erneuern zu wollen, um Unterbrechungen in der Zusendung zu vermeiden.

Das neue Quartal, welches sich auch sonst durch interessanten und werthvollen Inhalt auszeichnen wird, eröffnet ein neuer Roman:

### Der Drossart von Benst.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Heseliel.

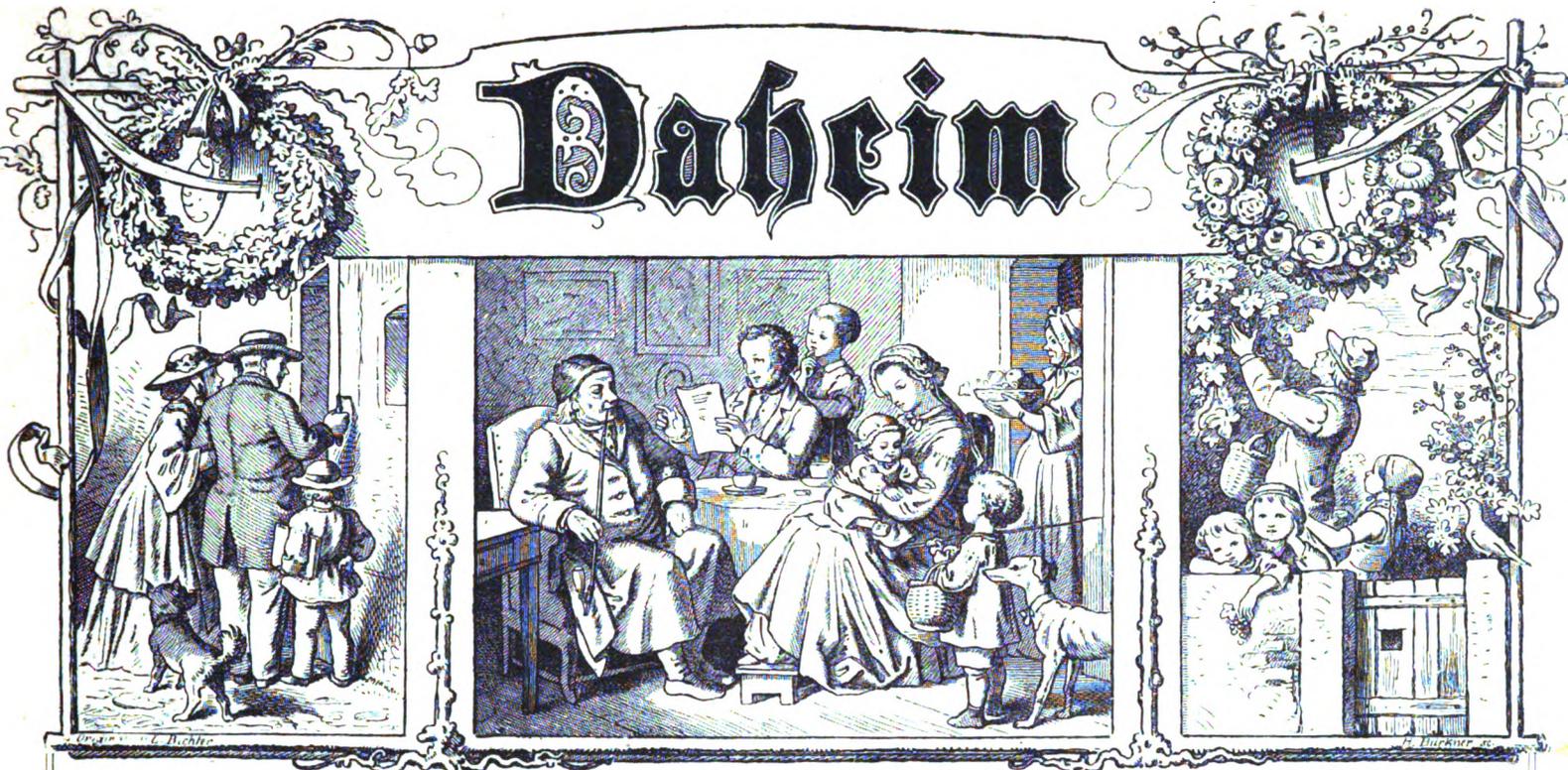
Expedition und Redaktion des Dabeim.

#### Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Dabeim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Das Dabeim ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland durch jedes Postamt gegen Zahlung des Quartalbetrages; nach den übrigen Ländern durch die Postamts-Bezugs Expedition in Köln a. Rh., an welche der jedesmalige Quartalbetrag franco vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist. Nach Frankreich für 1 Thlr. 1 Sgr. 6 Pf., nach England für 1 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf., nach Spanien und Portugal für 1 Thlr. 4 Sgr., nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika für 1 Thlr. 17 Sgr., nach anderen überseeischen Staaten via Suez und Panama für 1 Thlr. 15 Sgr. 3 Pf., nach anderen überseeischen Staaten excl. derjenigen via Suez und Panama für 1 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf. Außerdem durch alle Buchhandlungen. Einzelne Nummern zur Ergänzung, durch die Buchhandlungen pro Nr. 2½ Sgr., von uns direkt bezogen incl. Frankatur à 3¼ Sgr. Einbanddecken zu jedem Jahrgang durch die Buchhandlung oder von uns direkt à 14 Sgr.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Alack in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Roentgen in Leipzig.  
Verlag der Dabeim-Expedition (Verlag von Alack) in Leipzig. Druck von P. G. Teubner in Leipzig.

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 3. Januar 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N<sup>o</sup> 14.

## Der Drossart von Benst.

Nachdruck verboten.  
Bef. r. 11. VI. 70.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Gesekiel.

### I. Die Türkenwirthschaft.

„Der Türke wohnt im leichten Bett.  
Das Haus ist eine stille Welt.“

Auf dem fürstlichen Stuhle der Reichsabtei Herforden in Westfalen saß seit dem 16. Juni 1766 die Prinzessin Friederike Charlotte Leopoldine von Brandenburg, die älteste Tochter jenes nichtigen unedlen Markgrafen Heinrich Friedrich von Brandenburg-Schwedt, mit welchem die Nachkommenschaft des großen Kurfürsten aus dem zweiten Bette im Mannesstamme recht unruhlich erlosch, und der Markgräfin Leopoldine, der unglücklichen jüngsten Tochter des alten Dessauers. Coadjutorin der Fürst-Abtissin war die Prinzessin Henriette Amalie von Dessau, die Schwester des gefeierten Vaters Franz, des tüchtigen Fürsten von Anhalt.

Die Fürst-Abtissin war ein Reichsstand aus purer Courtoisie gegenüber einer Dame; so lange die Sache keine Bedeutung hatte, ließ man die Reichsstandschaft stillschweigend gelten; in ähnlicher Weise war Herford Reichsstadt, nur verfuhr man gröblicher mit ihr, wenn sie mal wie im 17. Jahrhundert auf ihre Reichsstadtenschaft pochte, obwohl sie doch auch eine „Sie“ war, aber freilich kein fürstliches Fräulein. In That und Wahrheit aber gehorchten Stift und Stadt beide einem gewaltigen Herrn, der still genug in Potsdam saß und Friedrich der Große von einer bewundernden Welt genannt wurde.

In dieser Zeit stand auf der Lübbertstraße in Herford nicht weit vom neuen Markt ein recht stattliches Giebelhaus, welches mit seinen Ställen und Höfen, Gärten und Scheunen einen bedeutenden Theil des Grund und Bodens zunächst der Krähen- und Rosenstraße einnahm. Fünffach war der Giebelauflatz des Hauses, und stolz ragte er auf, ohne das häßliche Dach zu zeigen, das so vielen Häusern in Herford über den First niederhängt, wie der Zipfel einer Schlafmütze ihren Erbauern ins Gesicht gegangen haben mag. Obwohl nun auf dem Balkenwerke dieses Hauses die ehrliche Inschrift

stand: „Dieses Haus ward Gott zu Ehren und der Menschen Gut gezimmert 1538“ und auf der andern Seite der Reim: „Wo Gott das Haus behütet nicht, da wird der Menschen Kunst zu nicht!“ so wurde damals doch in ganz Herford versichert, in dem Hause befände sich eine wahre Türkenwirthschaft.

Das war ein Hauptspaß dazumal in der Stadt, der selbst von den Damen im Stift am Berge nicht verschmäht wurde, obschon er den Reiz der Neuheit nicht haben konnte, da es schon über zwanzig Jahre her war, daß Absalom Türck als Pächter der ziemlich weitläufigen Garten- und Ackerwirthschaft in dem Hause wohnte. Die Herforder mußten ungemeinen Gefallen an dem Späße mit der Türkenwirthschaft finden, denn als Absalom Türck heirathete, nannten sie die Ehefrau desselben das Türkenweib, als sich Zwillingssöhne einfanden, sprachen sie nur von zwei Türken, obwohl die Jüngelchen ganz christlich Balthasar und Teglaff getauft wurden, ja, die Hartnäckigsten blieben selbst dem nachzügelden Mägdelein gegenüber dem alten Späße treu und nannten es die Türkenrose, wozu sie denn jedesmal höchst selbstgefällig lachten; — es gibt eben bescheidene Gemüther.

Uebrigens nahmen diesen Späße die Familienglieder verschieden genug auf; der alte Türck verzog keine Miene dazu und sagte gar nichts, er war kein Mann von vielen Worten; seine Frau lachte in ihrer gefälligen Weise, sie hielt was auf Frieden; die beiden Söhne sagten zwar auch nichts, aber bisweilen schlugen sie auf eine gefährlich derbe Weise dazwischen, sie verbateten sich also den Spitznamen. Nur Rosamunde protestirte sehr lebhaft gegen die Benennung Türkenrose, denn sie liebte ihren schönen Namen ganz vorzüglich, weil sie ihn von einer Stiftsdame, ihrer Pathin, erhalten. Geholfen haben übrigens keinerlei Protestationen, selbst als aus dem mägern, sonnenbrannten und zuweilen ziemlich schmutzigen „lütten Deeren“, wie man die kleine Dirne in Herford nannte, eine sehr an-

sehnliche weiße Jungfrau geworden; die Türkenrose konnte in Herford niemals eine Rosamunde werden.

Ueber der Türkenwirthschaft, im ersten Stocke des Giebelhauses, hinten nach dem Hofe und Gartenräumen hinaus gelegen, befand sich eine große, ziemlich lustige Stube, die in ihrer eigenthümlichen Ausstattung nicht leicht errathen ließ, was Geistes Kind, welches Berufs Genosß ihr Bewohner.

Die Wände waren sehr sauber geweißt und die Decke von braunen Balken überzogen. An der Hauptwand stand eine breite Bank von dunkeltem Eichenholz, und darüber hingen in zwei Reihen vierundzwanzig Schattenrisse, wie selbige dazumal durch Lavater aufgebracht worden. Der Bank gegenüber stand auf vier hohen, krummen und unglaublich dünnen Beinen eine Art von Schrank aus Nußbaumholz mit blanken Messingschlössern und Griffen; die Deckplatte dieses Schrankes trug eine hübsche Anzahl von gar nicht hübschen, wohl aber sehr wunderlichen Kürbissen, welche sicher eine Verzierung vorstellen sollten. Unter einem der drei Fenster stand ein gewöhnlicher weißer, hölzerner Tisch mit zahlreichen Tintenflecken, der neben einem kleinen gläsernen Tintenfaß einen hölzernen Sandstreuer von schier riesenhaftem Verhältnisse zeigte. Auch die Bücher, die auf diesem Tisch lagen, verrathen uns nichts von der Art des Bewohners und waren sich nur darin ähnlich, daß sie alle gleich dick mit Staub bedeckt waren.

Da ist zuerst Herrn Johann Hüblers Reales Staats-, Zeitungs- und Konversationslexikon, das alles in einem mäßigen Lederbände; dann in einem kleinen Pergamentbände: Siebenhundert und fünfzig deutscher Sprichwörter, erneuert und verbessert durch Johann Agrifola; dann lagen auf den Folianten der Gottschedschen Bearbeitung des Bayle sehr zierlich in Kalbsfell gebunden: Herrn Heinrich Anshelm von Ziegler und Kliphausen Asiatische Vanije, oder blutiges doch muthiges Pegu &c. Neben den beiden Quartanten von Kapflers Reisen glänzte eine kleine hübsche Sammlung von Dankpredigten für die Siege des großen Königs Friedrich, alle in Goldpapier eingeschlagen. Folgten ein paar Bände von des Marquis d'Argens jüdischen Briefen, der schwachen Nachahmung der Lettres persanes des Montesquieu. Es würde uns nichts nützen, hier noch mehr Büchertitel anzuführen, einen Schluß auf des Besitzers Charakter daraus zu ziehen würde uns doch nicht gelingen. Es war wirklich von allem und noch einigem zur Probe genug vorhanden.

Unter dem zweiten Fenster erfahren wir endlich, daß der Bewohner dieses Gemachs ein eifriger Tabakraucher ist, denn da steht ein hoher Tabakstopf von rothem Thon mit einem steinernen Beschwörer, daneben liegen schwer mit Silber beschlagene kurze Meerschammpfeifen, dann dukendweise die sogenannten Kälischen Kalk- oder Thonpfeifen mit Federpulen als Mundstück, und endlich ist sogar eine Feuerkette von blankem Messing da, um die glühende Torfstohle zu fassen, mit der man nach holländischer Sitte den Tabak anzündete. Aber auch ein Feuerkasten von Blech ist da, mit Zunder gefüllt, den man mit Stahl und Stein entzündet, an dem man den Schwefelsaden in Brand setzt. Der ganze schwerfällige Apparat unserer Väter.

An der schmalen Wand neben der Thüre hängen ein paar schwere Kauf- und Korbdegen, ein paar Galanteriedegen mit Silber- und Porzellanstichblatt und zwei Kuchentreutersche Pistolen.

Das dritte Fenster verräth den Blumenliebhaber, denn zwischen den geöffneten Flügeln prangen zwei Goldlacktöpfe und zwischen ihnen die bescheidene Herrlichkeit von zwei Balsaminen und zwei Töpfen mit schlichtem aber duftigen Basilikum. Und mitten in diesem Fenstergarten sitzt mit krummem Rücken ein großer, ziemlich fetter, gelb und weißer Kater, der sich anscheinend gar nicht um den Zeisig in dem hoch an der Fensterwand hängenden Vogelbauer kümmert, aber unter der Hand doch manchen schiefen Drohblick abblickt, der den Zeisig mit Entsetzen erfüllt, obwohl er aus Erfahrung weiß, daß sein Leben hinter den Gitterstäben sicher ist vor der grimmigen Katerbestie.

Der Bewohner dieser Stube ist ein großer, breitbrustiger junger Mann von genau vierundzwanzig Jahren, der sein

starkes Haar in einen breiten Zopf geflochten trägt, dem die schwarzen Brauen und Wimpern dräuend über die schwarzen blühenden Augen hängen, welche einen merkwürdigen Abstich zu dem weißgepuderten Schopf und dem jugendglatten Antlitz bilden. Finster, träumerisch ist der ganze Ausdruck dieses Gesichtes. Die Kleidung des jungen Mannes ist fast zierlich im Schnitt und kostbar im Stoff, denn der dunkelgraue seidene Rock ohne Kragen, mit einer Reihe großer Knöpfe bis zum Knie hinunter, schickt sich wohl zu dem schwefelgelben Piqué der Unterjacke oder Schossweste, welche durch die offenen mittleren Knöpfe mit gesuchter Anmuth einen zierlich gefälkelten Busenstreif sehen läßt, während die hellgraue Kniehose durch Stahlschnallen an den weißen Strumpf geschlossen sind. So steht hoch und breit, fast gewaltig, der junge Riese in hohen, bis weit über den Spann reichenden Schnallenschuhen.

Der finstere Jüngling geht auf und ab und bläst die Flöte dazu; möglich, daß er sein Flötenblasen für vorzüglich hält, wir fürchten, daß es eine abscheuliche Sorte von Musik ist, wenn man es auch in dem Giebelhause für eine Meisterleistung erklären sollte, denn es ist der Herr des Hauses und der ganzen dazu gehörigen Acker- und Feldwirthschaft, es ist, um es kurz zu sagen, Herr Wichmann Trautretter, der Droffart von Zeyst, was soviel heißt als Droste oder Schultheiß von Zeyst, ein holländischer Familientitel der Trautretters.

Unverdroffen seine Flöte blasend schreitet der Droffart auf und ab, er schreitet, da die Thüren bei dem warmen Sommerabend alle geöffnet sind, auch auf den Gang hinaus und auch in die beiden Stuben hinüber, die nach vorne herausgehen.

Diese Zimmer bewohnt offenbar eine Frau, denn da stehen auf blanken Lacktischen allerlei Niedlichkeiten, wie sie Frauen lieben; da hängen über dem Sims des Getäfels der Wand in schmalen schwarzen Rahmen allerlei englische Kupferstiche: Pamela und Marissa, den ehrlichen Tom Jones, den heuchlerischen Blifil, der nur in der Bibel las, damit Tom Jones Schläge bekommen sollte, den grimmigen Kommodore Truncheon, Peregrine Pickle und andere Heldinnen und Helden englischer Modetomane darstellend. Da macht sich auf einer Fensterstufe ein Spinnrad mit dreibeinigem Sitz dahinter breit, da liegt auf einem anderen Tisch eine Bibel mit grobem Druck und darauf eine Hornbrille, ein recht handfester Nasenquetscher, und leer stehende Vogelbauer daneben machen einen eigenthümlichen Eindruck.

Diese Stuben waren die Wohnung der Mutter des jungen Droffarts von Zeyst, die über Jahr und Tag schon dahin geschieden ist. An der Mutter Begräbnistage hat der Sohn den Vögeln die Freiheit gegeben, wobei er gewiß nicht die Absicht hatte, daß die häuslichen Ragen dieselben verzehren sollten, was aber gleichwohl geschehen war.

Der flötenblasende Sohn unterbrach sich sehr häufig, um von einer kühn geschweiften Kommode ein Stäubchen zu wischen, oder um irgend etwas nicht Hingehöriges von einer Etagere zu entfernen, denn er hielt streng darauf, daß nichts verändert würde in seiner Mutter Stube, daß alles so bleibe, wie sie es an ihrem Todestage verlassen.

Wir wissen nicht, ob sich der Droffart von Zeyst irgend etwas gedacht hat bei seinem Flötenblasen, möglich ist es schon, denn er sah gar zu ernst und finster dabei aus, aber freilich, er sah immer finster, fast drohend aus und die Flöte blies er an jedem Abend eben so sanft, wenn es gegen die Dunkelheit ging.

Uebrigens war Herr Wichmann Trautretter nicht ganz allein, denn hinter ihm her kam der große gelbweiße Kater, der hing den Kopf gerade so melancholisch wie der Flötenbläser und schritt fast noch leiser daher als sein Herr; an einer bestimmten Stelle aber sprang er mit einem trefflichen Satz auf ein kleines Polsterbett, legte sich rund und schnurrte sehr behaglich.

Das rührte den Droffart allemal tief, denn Lolo, so hieß der Kater, hatte das schon zu der Frau Mutter Lebzeiten eben so gemacht, und die alte Dame hatte immer in ihrer kurzen trockenen Art dazu gelacht.

Wir haben den weichen Schauplatz von Lolos Heldenthat

ein Polsterbett genannt, damals nannte man's ein Kanapee, das stammte aus Italien und hatte seinen Namen von „can al pie“ (Hund zu Füßen), weil gerade nur noch der kleine Schoßhund zu den Füßen der darauf liegenden Dame Platz hatte. Eigentlich war's ein kaum brauchbarer Hausrath, schmal und unbequem, aber gewaltig elegant.

Endlich war es ziemlich dunkel geworden, der Drossart stellte, und wie es schien nicht ungern, sein Flötenspiel ein, trug die Flöte in sein Wohngemach, barg sie mit fast ängstlicher Ordnung in dem Futteral und ging, den kleinen dreieckigen Hut in der Hand, die Treppe hinunter.

Die Treppe führte auf mehreren offenen Abfäzen über zwei offene Gänge in die Hausflur hinab, welche durch eine große an einem Strick hängende Laterne gerade so weit erleuchtet war, daß die zitternden Schatten ganz vorzüglich dazu geeignet waren, die Auf- oder Absteigenden zu einem Fehltritt zu verlocken. Es war aber nichts zu fürchten, denn der Drossart mußte in seinem Hause jeden Tritt, so zu sagen, auswendig. Er brauchte die Augen nicht mehr zum Gehen, und eben so war's bei der alten Wasserfuhrschin, der Magd seiner Mutter, und ein anderes Menschenkind stieg zur Zeit wenigstens die Treppe weder hinauf noch hinunter. Das hätten sich nicht mal die beiden Türen, obwohl Teplaff und Balthasar die Spielgefährten des Drossarts gewesen waren, unterstehen dürfen; dafür sorgte die alte Wasserfuhrschin, die einem Drachen vergleichbar die Treppe hütete, obwohl die treue Magd sonst durchaus keine Aehnlichkeit mit einem Drachen hatte, sondern wie ein altes gutes Schäflein sich durch das Leben mederte und hufete.

Am Fuße der Treppe aber wurde der Hausherr von einem streitbaren Basallen empfangen, nämlich von einem schönen braunen zottigen Hunde, dessen schwarze Augen wie Demanten blitzten, und der einen Rachen voll der köstlichsten weißen Zähne oft ziemlich drohend sehen ließ. Das mächtige Thier, mit heller Stimme anschlagend, sprang an seinem Herrn auf und legte ihm beide Vorderpfoten auf die Schultern; es war übrigens ein sehr gut erzogener Hund, denn er leckte nicht seines Herrn Gesicht, wohl wissend, daß sich das nicht schide, sondern nur dessen Hand, als er wieder auf vier Füßen stand.

Truewart nannten sie das prächtige Thier, und sie mochten recht haben, es als einen treuen Wächter zu bezeichnen.

Durch das Anschlagen des Hundes wurde auch aus der kleinen Stube zur Rechten im Hausflur die Wasserfuhrschin herbeigerufen; die wohnte und hauste daselbst allezeit, wenn sie die Wohnung der Herrschaft oben in Ordnung gebracht.

Da steht die kleine alte Magd, sich selbst mit der hochgehaltenen Dochtlampe von blankem Zinn von oben her beleuchtend; das dünne graue Haar, das magere, ziemlich einfältige Gesicht, das rothe Wollentuch übers Kreuz in den Gürtel gesteckt; anmuthig ist das alles nicht gerade, aber es ist auch nicht widerlich. Etwas schielend ist der Blick, mit dem die Wasserfuhrschin hinaufblickt zu dem finsternen Antlitz des Drossarts, der aber nicht zu ihr nieder, als wäre er ganz gewaltig hochmüthig.

Undeutlich stottert die Wasserfuhrschin etwas, was wie „Türkenwirthschaft“ lautet, und bleibt dann, ohne eine Antwort abzuwarten, mitten im Flur stehen, bis der Hausherr, ohne anzuklopfen, gefolgt von seinem Truewart, durch die Thüre zur Linken in die Wohnung seines Pächters oder Lehmanns eingetreten ist. Dann zieht sich die Wasserfuhrschin hustend in ihre Stube zurück.

Der Raum, den der Hausherr betrat, erschien für seine Ausdehnung auffallend niedrig und war nur mäßig durch eine Lampe erleuchtet, welche über einem großen Tisch hing, der die Mitte des Gemachs einnahm. Dieser Tisch, von massivem Eichenholz, war plump und mächtig, aber auf allen vier Seiten von vier eben so eichenen Bänken begleitet, welche durch die Kunstfertigkeit des Meisters unter sich sowohl, wie mit dem Tisch so verbunden waren, daß sie ein Ganzes bildeten, das nur schwer oder gar nicht in Bewegung gebracht werden konnte.

Zur Rechten der Eingangsthüre befand sich eine große hölzerne Salzmeße an der Wand aufgehängt, daneben der Brot-

schrant oder das Buffet, bestehend aus einer breiten Lade oder Theke mit Fächern und Deckplatte, einem schmälern Schrant aber als Aufsatz. Das was ein sehr räumlicher Hausrath, der die Geschirre enthielt, die im täglichen Gebrauch waren. Links von der Thüre befand sich eine hölzerne Bank mit einem sauberen hölzernen Wassereimer darunter, einer zinnernen Waschküßel und einem Wasserkrug darauf und endlich einer sehr starken aber sehr sauberen und weißen linnenen Handquehle, wie man damals noch allgemein das Handtuch nannte, darüber.

Der Thür gegenüber öffnete sich eine Art von Alkoven, zu dem mehrere Stufen hinauf führten; ein großes Bett mit einer Unzahl von Pfühlen und Kissen stand darin, und sie nannten es den „Durtich“, was wohl ein Wort mit dem französischen dortoir. Zwei große Vorrathskisten oder Kleidertruhen hatten in dem Durtich noch neben dem Bett Platz gefunden.

Die Hinterwand, mit einer schmalen Thür, prangte im kriegerischen Schmuck von ein Paar alten Mousquetons, einigen Jagdmessern, eines sehr gebrechlichen Speers, der vielleicht zu Fischjagden auf der Werre gebient hatte, etlichen gestickten Netzen und eines kupfernen Jägerhorns, was offenbar das Hauptstück der Sammlung war.

Die Fensterstühle waren durch Spinnräder als Sitze der Frauen bezeichnet. Die Wände waren ziemlich roh mit Kalk beworfen, der Fußboden einfacher Estrich und hinter dem riesigen Ofen, einem wahren Ungeheuer, lag als Bank ein kaum behauenes Stück Baumstamm.

Offenbar reichte diese Einrichtung in eine ältere Zeit zurück, welche noch weniger Ansprüche an Zierlichkeit und Bequemlichkeit machte, und es war gewiß ein Zeichen ganz besonderer Genügsamkeit und Einfachheit, wenn sich das Geschlecht, das jetzt diesen Raum bewohnte, daran behagen ließ.

Als der Drossart von Jehst eintrat, erhoben sich sechs Personen von den blanken Bänken um den schweren Tisch und erwiderten sein: „Guten Abend, lieben Leute!“ mit einem gemeinsamen: „Guten Abend, Drossart!“

Dann reichte der Drossart dem Absalom Türcke, seinem Pächter oder Lehmann, die Hand und setzte sich auf die einzige noch freie Bank. Freie Plätze waren auf allen Bänken noch.

Sobald sich der Drossart setzte, sanken, wie auf ein gegebenes Zeichen, sämmtliche Anwesende auf ihre Plätze zurück.

Auf einer Bank saß ganz allein Absalom Türcke, ein hochgewachsener Mann, noch nicht greisenhaft, aber doch schon sehr gebückt, schlicht aber leicht gewellt hing ihm das graue Haar an den Wangen nieder, und die Augen blickten mit einem ziemlich harten Ausdruck blau und klar vor sich hin. Er war in Hemdsärmeln, die lange Weste, blau gestreift, prunkte mit zahlreichen großen Knöpfen, die brauntuchene Kniehose, die schwarzen Kniegürtel und die weißen Strümpfe nebst den breiten Schnallenschuhen zeigten eine tadellose Reinlichkeit. Das einzige Stück an der ganzen Kleidung, welches einige Neigung zum Zierlichen verrieth, war ein schwarzlammettes Halsstück, eine Art Binde, welche in einer Schleife um den weißen Hemdtragen verschlungen war und als Schmuck einen alten silbernen Herzforder Gulden mit einem Löwen und der Umschrift: „Vicit Leo de tribu Juda“ an einer Nadel zeigte.

Auf der nächsten Bank saßen Teplaff und Balthasar; sie stritten stets darüber, wer der älteste von ihnen, denn sie waren Zwillinge und der Ältere selbst war uneinig darüber; der Vater hielt für die Erstgeburt Teplaffs, während die Mutter in stiller Opposition für die Erstgeburt Balthasars war; und mit ihnen war Gerloff, ein alter Knecht. Die Söhne waren ganz ähnlich wie der Vater gekleidet, nur daß sie Stiefeln bis zum Knie reichend trugen und Tabak aus kurzen Pfeifen mit Maserköpfen dazu rauchten. Sie sahen übrigens aus wie ein paar gute Gefellen.

Auf der dritten Bank saßen Mutter und Tochter, das Türkenweib und die Türkenrose; die Mutter, mit einem freundlichen, fast zu freundlichen und gefälligen alten Gesichte versehen, war, obwohl im Werkeltagskleid, beinahe gepußt, denn die schwarze Sammetjacke hatte Silberschnüre, und das rothe Tuch stach hart und bunt gegen den blauen Rock und die gelbe Schürze ab. Die Tochter, die siebzehnjährige Rosamunde, war

ein schlankes hübsches Mädchen, welches klug ausah und des Vaters kalte blaue Augen hatte. Der kurze Rock und der Obertheil ihres Kleides aus einem Stück von blau und gelb geblumtem Zeuge, erschienen sehr geschmückt durch einen breiten, weißen Linnenragen, der in beschreibener Weise mit Knäuten besetzt war; das Haar trug die Türkenrose zierlich geflochten, aber in keine künstliche Frisur gezwängt, dazu aber eine große Goldkette, die dreimal um den Hals ging und von einem Paar Löwenklauen geschlossen wurde, die ihr tief auf die Brust herabhängten.

„Heute im Hafelgrund gewesen?“ begann der Drossart die Unterhaltung mit Teglaff, der eine Art von Günstling von ihm war und ihn oft begleitete.

Er wartete übrigens kaum die Bejahung des Gefragten ab und fragte sowohl Balthasar als Verloff in derselben Weise. Dabei war seine Haltung doch nicht ganz ohne Würde, die Frage heischte eigentlich keine Antwort, es war einfach eine Freundlichkeit; er fragte ganz so, wie noch jetzt die Prinzessinnen fragen, wenn „Cercle“ gemacht wird.

Mit einem bedeutenden Wechsel im Ton, mit einer plötzlichen Aufhellung der finstern Miene wendete sich der Drossart zu dem jungen Mädchen: „Sie war auch heute wieder bei dem gewesenen Herrn Stadtschreiber, meine liebe Jungfer?“

„Der Drossart weiß,“ antwortete Rosamunde mit dem Ton leichter Ungebuld in der Stimme, „daß ich bei dem Herrn Pathe fast alle Tage bin, weil ihn das Zipperlein ganz lahm gelegt. Ich lese dem Herrn Pathe vor, daß ihm die Zeit vergeht!“

Sichtlich rühmte sich die Türkenrose ihres Lesens mit unschuldiger Freude.

Fast schüchtern fragte der Drossart: „Und was liest denn die liebe Jungfer dem gewesenen Herrn Stadtschreiber vor?“

„Aus einer englischen Zeitschrift, genannt der Zuschauer, lesen wir, welche der Herr Pathe in deutscher Uebersetzung besitzt. Erst lese ich einen Aufsatz, dann spricht der Herr Pathe mit mir darüber und erklärt mir alles.“

Rosamunde sprach mit frohem Stölze, ihre Mutter hörte sichtlich mit geschmeichelter Eitelkeit, der Vater blickte befremdet, die Brüder gafften und hörten wohl kaum auf das Gerede der Schwester; der Drossart aber empfand unbehaglich den Zwiespalt, der zwischen diesen Umgebungen und einem jungen Frauenzimmer lag, welches den englischen Zuschauer las.

In seinem Brüten gestört, oder doch unbehaglich berührt, wendete sich der junge Mann schärfer, als wohl sonst seine Art war, an den Lehmann mit der Frage: „Wird heute nicht gebetet, Lehmann?“ obwohl er sehr gut wußte, daß der alte Türke mit dem Abendgebet nur auf ihn gewartet hatte.

Seit ihres Herrn Tode war die selige Frau, des Drossarts Mutter, jeden Abend in die Stube des Türcke herunter gekommen und hatte an dessen Abendgebet theil genommen; ihr Söhnlein, als es größer wurde, hatte sie mit herunter gebracht und dabei war's geblieben bis zum Tode der Mutter, und zur Zeit immer noch regelmäßig folgte der Sohn der löblichen Gewohnheit.

Türcke zog schweigend die mittlere Tischlade auf und nahm zwei Bücher heraus. In dem einen, dem Gesangbuch, blätterte er eine Weile und reichte es dann geöffnet dem Sohne, der es wieder der Schwester reichte. Der Tisch war zu breit, als daß es der Vater seiner Tochter unmittelbar hätte geben können.

Jetzt legten die Rauchenden ihre Pfeifen weg und nahmen eine achtungsvolle Haltung an, die Türkenrose aber las mit Verständniß, jedoch schlicht und einfach, die drei ersten Verse des bekannten Liedes von Samuel Jehner: „Ach Herre, Du gerechter Gott etc.“ welches Bitten um Regen enthält, das hatte in der großen zur Zeit herrschenden Hitze und Dürre der alte Türke ganz gut gewählt. Die Söhne und der Knecht nickten auch ihre Billigung; das freundliche Türkenweib nickte freilich auch, aber nur vor Entzücken über ihre Tochter, welche doch gar zu schön las; die eitle Mutter!

Darnach begann ernst und feierlich, wenn auch nicht gerade fließend, der Lehmann aus Johann Arnnds wahrem Christenthum vorzulesen. Das paßte nun freilich nicht recht, denn er

las da weiter, wo er am Tage vorher stehen geblieben war, und so kam denn die „geistliche Seelenarzenei wider die abscheuliche Seuche der Pestilenz“ daran, obgleich damals, zu Herford wenigstens, keine Pestilenz wüthete. Uebrigens that das der Andacht durchaus keinen Eintrag, die ernstesten Worte gottseligen Eifers verfehlten ihre Wirkung an diesen einfachen Seelen doch nicht.

Und als zum Schluß Rosamunde mit ihrer hellen Stimme las:

Kein nicht'ger Götz vermag es nicht,  
Daß er sollt Regen geben;  
Die Himmel hast Du zugericht',  
Darinnen Du thust schweben.  
Allmächtig ist der Name Dein,  
Solch alles tannst Du thun allein  
Herr! unser Gott und Tröster!

Da fühlten sich alle erfrischt an ihren Seelen, als wäre der Regen schon gefallen, um den sie zur Erfrischung der durstenden Erde gebeten. Zuletzt beteten sie alle ein stilles Vaterunser, welches der alte Türke durch ein lautes Amen, Amen! schloß.

Einige Augenblicke, den Kopf Truewart's tätschelnd, verweilte der Hausherr noch im Kreise der Hausgenossen, dann schüttelte er dem Lehmann die Hand und sprach: „Guten Abend mitsammen, Leute!“

„Guten Abend, Drossart!“ klang es ringsum und hinaus stetzte mit steifer Förmlichkeit Herr Wichmann Trautretter, hinter ihm her aber mit bewußter Würde trottete Truewart der prächtige braune Hund.

Im Hausflur stand, als hätte sie sich seit dem Herabkommen des Herrn nicht von der Stelle gerührt, die alte Wasserfuhrer'sche mit hochgehaltener Lampe und hustete jämmerlich.

Kaum halbverständlich murmelte der Herr etwas vom veräumten Besuch des Abendgebets; die taube Magd verstand es auch sicher nicht, aber sie wußte, was der Drossart jeden Abend im Vorübergehen zu ihr sagte, und sie antwortete das, was sie ihm auch an jedem Abend antwortete, nämlich die ebenfalls fast unverständliche Klage über Türkenwolf und Türkenwirthschaft.

Die einfältige Magd nahm nämlich den sublimen Späß der Herforder für blanken Ernst, vielleicht aber stellte sie sich auch nur so, weil sie das Türkenweib und die Türkenrose nicht leiden konnte und eine alte häusliche Fehde mit ihnen kämpfte.

Etwas lauter und etwas schärfer, aber immer noch murmelnd, bemerkte der Hausherr jetzt: „Die Magd könne wohl hingehen, wohin die selige Frau Mutter jeden Abend gegangen!“ Das hatte aber keinen weiteren Erfolg, als daß die Magd ihr erstes Sprüchlein wörtlich wiederholte und erschrecklich dazu hustete.

Damit waren sie am Fuß der Treppe angelangt, der Hund leckte die Hand des Herrn, die Magd beknipte ihn, und mit einem Nicken des Dankes stieg der Drossart die Stufen hinauf. Eine Weile standen noch Magd und Hund, dem Herrn nachblickend, dann wechselten plötzlich die Rollen, der Hund wurde Herrschaft, die Magd, der Mensch, watschelte mit ihrer Leuchte hinter dem stolz voranschreitenden Thiere her. An der Hausthüre blieb der Hund stehen und sah, als führe er die Aufsicht darüber, genau zu, wie die Magd die Thüre verschloß und dann den Schlüssel in einem Winkel aufhängte, wo ein Lager für den Hund gerüstet war. Ohne auch nur weitere Kenntniß von der Person zu nehmen, streckte sich Truewart mit sehr vornehmen Bewegungen auf sein Bett nieder, und es sah wirklich aus, als leuchte ihm die alte Wasserfuhrer'sche dazu.

Hustend und krächzend verlor sich endlich die Magd in ihrer Stube, tiefe Stille herrschte in dem Siebelhause, auf der Lübberstraße und in ganz Herford, obwohl es kaum zehn Uhr war.

Doch wachte noch einer; Wichmann Trautretter hatte, als er seine Hinterstube oben erreicht, sofort eine große grüne Maßflasche ergriffen, die ihm während des Abendgebets die Wasserfuhrer'sche mit frischem Wasser gefüllt, und hastig einige Gläser getrunken. Dann aber hatte er sich eine seiner schönen Meer-schaumpfeifen gestopft und den glimmenden Holzschwamm auf-



Der neue Eisenkessel. Originalzeichnung von G. Sonderland.

gelegt; jetzt hüllte er sich mit einem gewissen Behagen in dicke Dampfwolken und blickte in die Flamme der Kerze, die im Hause selbst gegossen war.

Es war das erste Zeichen von Behagen, das der junge Mann merken ließ, aber auch jetzt verlor sich der finstere Ausdruck nicht aus seinem Antlitz. Schon als Knabe hatte der junge Drossart finster, fast drohend ausgesehen, und doch hatte, wie jetzt der junge Mann, einst der Knabe schon das freundlichste und gütigste Herz gehabt, was man sich denken konnte. Er hatte sehr jung seinen Vater verloren und war an der Seite einer sehr braven und tüchtigen Mutter aufgewachsen, die aber durch den Tod ihres Mannes über Gebühr ernst, fast trübsinnig geworden war und sich innerlich freute, wenn ihr Söhnlein ihre Trauer um den hingeschiedenen Gatten zu theilen schien. Zum Hofmeister und Informator aber hatte dem Kinde und Knaben, auch dem Jünglinge, ein Mann von stupender Gelehrsamkeit, ja vom vielseitigsten Wissen und ungemeinem Lehrtalent gebient, der aber nicht das geringste Geschick zum Erzieher hatte. Magister Marcellus unterrichtete höchst geschickt in alten und neuen Sprachen und wußte in allen Fächern des Wissens die Theilnahme seines Schülers zu wecken, aber er hatte sich in keiner Weise von den pedantischen Formen zu befreien gewußt, die zu damaliger Zeit noch gewöhnlich waren.

So war der junge Drossart ernst, freudlos, ja fast traurig und einsam aufgewachsen zwischen einer vergrämten Mutter und einem gelehrten Pedanten, der seine einzige Freude in der Regelmäßigkeit seines Lebens fand und einen hohen Beruf darin sah, regelmäßig wie ein Uhrwerk innerhalb der bestimmten vierundzwanzig Stunden abzulaufen.

Begreiflicher Weise war der Bögling dieses Mannes alt geworden, bevor er jung gewesen; einsam gehalten, war er scheu geworden, und als er im zwanzigsten Jahre seinen Mentor verlor, hatte er sich nur um so fester an die Mutter angegeschlossen, die bereits zu kränkeln begann und ihrer Auflösung bewußt und gefaßt entgegenging. Er verließ auch die Mutter nicht, obwohl er auf den Rath seines Mentors die Universität Halle hatte beziehen wollen, für die er in wissenschaftlicher Hinsicht wohl vorbereitet war. Mit der Mutter hatte er sich in den letzten Jahren, halb aus eigenem Trieb, halb um sie etwas aufzuheitern, viel mit englischer und auch mit deutscher Literatur beschäftigt. Gellert, Rabener, Weiße, Hagedorn, Brockes waren alte Freunde in dem Giebelhause auf der Lüberstraße, Lessing und Klopstock waren früh dort heimisch, und jetzt kannte man dort schon die Göttinger, die so treulich halfen, den deutschen Mittelstand auszuföhnen mit den Mängeln seines engen Lebens.

Der Drossart wußte es nicht, aber in dem finsternen, einsamen, schüchternen, pedantischen und wunderlichen Jüngling steckte ein deutscher Dichter. Das war damals noch viel weniger als heutzutage und doch auch viel mehr.

Es war jedenfalls ein Glück für den jungen Mann, daß er seine Mutter nach längerem Leiden endlich sterben sah, denn damit fiel die Scheidewand, die ihn unselbständig machte, die ihn vom Leben trennte. Zunächst freilich und im ersten Schmerz schloß er sich, wenn's möglich war, noch strenger ab vom Leben, gab sich in einer weinerlichen unmännlichen Art dem Schmerz hin und regelte die Aeußerungen des Schmerzes ganz in der pedantischen Art seines ehemaligen Lehrers. Aber nach Jahresfrist, früher schon, fühlte er sich durch die Enge des abgescie-

denen Lebens von Tage zu Tage mehr bedrückt, er hörte die Bogen des Lebens an die Wand pochen, und die Wand, die ihn vom Leben schied, war nur sehr dünn. Freilich wußte der Drossart durchaus nicht, was er wollte, was er thun würde, aber er wußte, daß er etwas thun werde. Ganz ohne weitere Gedanken hatte er sich schon den Teglaff geholt und sich mit ihm im Fechten geübt, denn er hatte guten Unterricht gehabt, da sein Mentor Marcellus ein ausgezeichnete Fieb- und Stoßfechter gewesen. Man sah den Drossart sich auch im Pistolenschießen üben, und es verging wohl kein Tag, an dem er nicht ein paar Stunden zu Pferde saß.

Das alles aber geschah ohne bewußten Zweck, lediglich auf Drängen des Geistes. Unterstützt wurde dieses Treiben des Geistes aber mächtig durch den unbestimmten Liebesdrang, den der Drossart spürte, nicht zu einem Mädchen, sondern zu dem Weibe überhaupt, der, spät erwacht in der keuschen Jünglingsseele, nun gebieterisch seine Rechte forderte. Die Abgeschlossenheit, in der Wichmann aufgewachsen war, die Pedanterie seiner Erziehung hätten ihn in eine gefährliche Lage bringen können, wenn sie ihn nicht eben auch wieder geschützt hätten. Wichmann suchte nach einem Weibe, auf das er seine Liebe wenden könnte. Schon seit einiger Zeit hatte er geglaubt, die Türkenrose als seine Geliebte betrachten zu können, da es sich zunächst für sein unschuldiges Gemüth nur darum handelte, einen realen Anhaltspunkt für seine verliebte Phantasie zu finden; auch gab er sich nach der gedruckten Anleitung in den Dichtern viele Mühe, für Rosamunde zu schwärmen, aber es wollte ihm damit nicht recht gelingen und am wenigsten vermochte er es, den Liebeszauber festzuhalten in ihrer Gegenwart selbst. Das Mädchen war eben so ganz anders als nach seinen dunklen Vorstellungen die Holbe sein mußte, die ihn mit Liebe beglückte. Die Türkenrose sprach so bestimmt, sie blickte so fest, sie stand so sicher in ihren Schuhen, und das alles harmonirte gar nicht mit der Unbestimmtheit und Rebelhaftigkeit seiner Vorstellungen.

Heute saß der Drossart mit seiner Meererschampaife da, dem wolken sammelnden Zeus vergleichbar, auch heute gedachte er träumerisch der Türkenrose als seiner Geliebten, aber heute gerade hatte sie ihm schlechter als je behagt mit ihrem englischen Zuschauer, und mit einem schweren Seufzer aufstehend, sagte er laut vor sich hin: „Es ist nichts mit ihr, gar nichts, sie hat eine spitze Zunge, sie hat eine spitze Nase und sie hat auch spitze Blicke in ihren wasserklaren Augen und überdem ist sie auch nur die Tochter meines Lehmannes!“

Rosamunde ließ sich schwerlich träumen, welches schwere Urtheil in dieser stillen Stunde über sie gefällt worden war, und Wichmann Trautretter schämte sich wirklich, daß er dem Standesvorurtheil gegen die Tochter des Lehmannes ein so bedeutendes Gewicht bei der Verwerfung eingeräumt. Denn das Urtheil einer endgültigen Verwerfung war allerdings ausgesprochen, was übrigens den jungen Herrn gar nicht hinderte, bis zur gewöhnlichen Stunde am anderen Morgen ganz vortrefflich zu schlafen. Der große finstere Mann war eben ein großes Kind noch.

Am anderen Tage bemerkten die beiden feindlichen Mächte im Giebelhause, das Türkenweib und die Wasserfuhrsche, daß der Drossart nicht wie seit der Mutter Tode am Abend Flöte spielte.

„Nun wird er auch bald nicht mehr zum Beten in die Türkenwirthschaft gehen!“ triumpfirte die Wasserfuhrsche heftig hufend.

(Fortsetzung folgt.)

## Die „Schnarcher“ und „Balger“.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte unsrer Vorfahren von Georg Hittl.

Nachdruck verboten.  
S. I. v. II. VI. 70.

Die Wanderversammlung des Vereins für die Geschichte Berlins hat in diesem Jahre ihre Schritte auch nach Köpenick gelenkt, das Denkmal zu betrachten, welches sich an der Stelle erhebt, wo einst Kurfürst Joachim Friedrich am 18. Juni 1608 ein jäher Tod ereilte.

Bei dieser Gelegenheit wurde neben den Personalien dieses trefflichen Fürsten zugleich der Zustände des engeren Vaterlandes, der Mark Brandenburg gedacht, und das Facit

dieser historischen Betrachtungen war keinesweges ein erfreuliches. Es liegen Zeugnisse in Menge vor, daß viele unserer Altvordern zu jener Zeit ihrem Fürsten gerechten Anlaß zu lauten Klagen und höchster Unzufriedenheit boten.

Die Beschwerden über überliche Lebensweise, Spielsucht, Wöllerei und übermäßigen Aufwand in Kleider- und Haartracht verbitterten dem Kurfürsten seine letzten Lebenstage, und als eines schönen Tages die Beschwerdebüchse eines Zimmermanns

einlief, dessen Bruder zu Fürstenwalde erschlagen worden, rief Joachim Friedrich händeringend aus: „Ach Gott, wie wird das Todtschlagen und die Lüderlichkeit so allgemein! Gott muß das Land strafen.“

Trotz der verbesserten Polizei und des Eiserns gegen diesen Unfug von den Kanzeln herab ließ sich doch kein besonderer Gang zur Umkehr wahrnehmen, man ging mit Riesenschritten den furchtbaren Zuständen entgegen, welche zwölf Jahre später über unser Vaterland hereinbrechen sollten.

Wenn wir heute, in geordneten Zuständen lebend, dennoch unter unserer Bevölkerung gewisse Klassen nachweisen können, welche mit dem Namen „Gefährliche“ belegt werden, so darf unsere Zeit nicht das traurige Recht in Anspruch nehmen, dergleichen Exemplare erzeugt zu haben.

Sie sind vielmehr von Alters her vorhanden, jenen Moospflanzen gleich, die sich immer wieder aus sich selbst erzeugen. Wie heutzutage die gefährlichen Klassen der Bevölkerung eine Art von Junft bilden, welche in stetem Kampfe mit dem Gesetze lebt, so auch ehemals.

Zu den gefährlichsten Auswüchsen einer Generation, die sich in einem Uebergangsstadium befand, gehörten die sogenannten „Balger“ und „Schnarher“.

Der schmerzvolle Ausruf des Kurfürsten über das „Todtschlagen“ gibt Zeugniß dafür, daß das höchste Verbrechen „Mord und Todtschlag“ nicht nur stark im Gange war, sondern daß auch die Kräfte der Behörden nicht ausreichend waren, dem Unheil zu steuern.

Die Bezeichnung „Balger“ bedarf keiner weiteren Erläuterung, dagegen ist das Epitheton „Schnarher“ nicht gleich verständlich, obwohl es im 17. Jahrhundert sehr allgemein einer gewissen Rotte von Menschen beigelegt wurde, die fast in den meisten Ländern aus dem Standal mit blutigen Folgen ein Handwerk machte und thatsächlich eine Art von Todtschlägerjunft bildete, gegen welche der friedliebende Bürger und Landmann ohnmächtig waren.

Wie gebräuchlich der Ehrentitel „Schnarher“ oder die Bezeichnung „Schnarhen“ war, erhellt daraus, daß in Erlassen, Warnungen wider die Todtschlägerei, den öffentlichen Unfug und Tumult, insbesondere aber in Predigten jene Bezeichnung fast immer wiederkehrt. Eine Stelle der Leichenrede für einen märkischen Edelmann, welche 1604 gehalten wurde, und auf die wir später noch zurückkommen, mag als Beweis dienen.

Es möchte auf den ersten Blick scheinen, als sei die Benennung „Schnarhen“ oder „Schnarher“ eine ziemlich allgemeine, als habe man darunter nur so viel wie „großmäulig“ oder „aufgeblasen“ oder „Flegelhaft“ verstanden.

Diese Auslegung ist jedoch nur zum Theil eine richtige. Großmäuligkeit und Flegelerei waren allerdings vom „Schnarher“ des 17. Jahrhunderts unzertrennlich, aber er bildete das Mitglied eines Verbandes, er gehörte einer Art von Sekte an, die namentlich in großen Städten sehr viele Anhänger zählte.

Es läßt sich annehmen, daß die Bewohner unserer Mark nicht aus sich selbst, aus dem Schoße ihrer Gesellschaft dergleichen Sitten herausbildeten und als gefährliche Früchte reifen ließen. Diese sind vielmehr jedenfalls vom Auslande her importirte Waare gewesen.

Schon im 16. Jahrhundert war die Sitte ziemlich allgemein geworden, junge Fürstensöhne und Edelleute Reisen unternehmen zu lassen. Man nannte diese Ausflüge „die Cavalirtour“. Italien mit seinen Wundern an landschaftlichen Schönheiten und großartigen Erinnerungen bildete das Ziel jener Reisen, Venedig den Sammelplatz der Wanderer. Die Sitten des Landes, die Pracht und Verschwendung, welche in den größeren Städten herrschten, blendeten die Fremdlinge. Italienische Mode und Sprache waren mustergültig und fanden überall Eingang. Die Begleiter der fürstlichen und reichen Personen brachten nicht nur Erzeugnisse aller Art, sondern auch die von ihnen angenommenen Sitten in die Heimat zurück. Es galt als zum guten Ton gehörig, „welche Mores“ sich zu eigen gemacht zu haben.

Die zunehmende Sittenverderbniß, von welcher die großen Städte Italiens schreckenerregende Beispiele aufzuweisen vermochten, hatte neben anderen Verirrungen namentlich zwei Dinge stark in Aufnahme gebracht, das Gift und die blanke Waffe, Dold und Degen.

Um sich eines Nebenbuhlers oder eines unbequemen Ehegatten zu entledigen, scheute der verbrecherische Liebhaber die Anwendung eines Giftpulvers nicht. Es gab Lieferanten solcher Arcana in Venedig, Florenz, Verona, Mailand. Die entsetzlichsten Gerüchte durchliefen die Menge.

Es war unter Umständen hochgefährlich, ein Erbe oder älterer Bruder zu sein, und die Giftfabrikation erreichte ihren Höhepunkt im 17. Jahrhundert, wo die mystischen Arbeiter von Italien aus ihre Mittel versendeten und Schüler bildeten. Einen grauenhaften Abschluß fand dieses Treiben bekanntlich in den Prozessen einer Brinwilliers und La Boisin.

Die zweite Art, den Gegner anzugreifen war die, welche den Dold oder die Degenklinge angewendet wissen wollte. Duelle waren an der Tagesordnung, aber der vorsichtige Gegner ließ sich nicht immer allzuleicht in den gehofften Streit verwickeln. Italien hatte dafür seine Bravi. Indessen bildete sich aus diesen eine besondere Klasse: die Klopflechter und Rauser. Sie hatten ein Bündniß geschlossen, ein Oberhaupt dirigirte sie. Gewisse Rufe, von dem einzelnen ausgestoßen, ließen die in der Nähe befindlichen Genossen zu Hilfe herbeieilen. Der Kapitano oder Hauptmann bezahlte seine Truppen je nach dem Antheil, welchen sie an dem Gefechte genommen. Zur Beseitigung einer mißliebigen Person trat man mit dem Kapitano in Verbindung, bezeichnete den Anzugreifenden und konnte mit ziemlicher Gewißheit auf prompte Erfüllung des Auftrages rechnen. Das gewöhnliche Mittel war: das Provociren eines Streites auf offener Straße. Bei dem üblen Rufe, welchen die Sicherheitsbehörden Italiens genossen, war es Sitte, daß man abends die Straßen mit Bedeckung von bewaffneten Dienern oder in Gesellschaft passirte.

Zu einer Zeit, wo Jedermann Degen und Dold trug, mußte ein angefangener Streit sofort zu blutigen Entscheidungen führen, es kam nur darauf an, den Standal hervorzurufen. Dies geschah, wie noch heutzutage, häufig durch Stoßen, vulgo „Kempeln“ oder durch ein brutales Drängen, wobei die Händelsucher mitten durch eine ruhig dahinschreitende Gesellschaft stürmten, durch Verhöhnung oder Beleidigung eines Dieners, welcher auf Brust oder Achsel das Zeichen seiner Herrschaft trug.

Der heißblütige und muthige Kavalier ließ dergleichen Herausforderungen nicht ruhig vorübergehen, er erwiderte, im Nu regnete es Entgegnungen, die Degen waren blank, sie klirren an einander, binnen wenig Minuten war das Gefecht engagirt, zu welchem die Fackeln des Troßes, das Mondlicht oder der Glanz einer an dem nächsten Heiligenbilde befindlichen Ampel leuchteten.

Aufgabe war, den Bezeichneten zu treffen. Die Banditen ließen ihre Rufe ertönen, aus den engen dunklen Gassen schlüpften Gestalten. Sie mischten sich unter die Kämpfenden, einige Schreie tönten, dann ein besonderes schrillendes Pfeifen oder ein halb gebrülltes Wort, das nur den Eingeweihten verständlich, und die Angreifer gaben den Kampf auf, huschten gewandt aus dem Knäuel und verschwanden in den Winkeln, wohin niemand zu folgen wagte; ihre Aufgabe war erfüllt, das Opfer lag blutend am Boden.

Diese wilden Gesellen arbeiteten jedoch häufig auch auf eigene Rechnung. Sie griffen am hellen Tage die harmlosen Spaziergänger an, lediglich um zu rauben. Mit der Zeit bildete sich eine Gegenpartei. Da man die Behörden als zu schwach erkannte, suchte man sich selbst zu helfen, indem man eine Art von Straf- oder Schutzverein bildete. Bei Angriffen der Bravi riefen die Wirthen sich gegenseitig zu Hilfe. Diese an sich löbliche Einrichtung hatte bald genug Ausartungen im Gefolge. Die oftmals Sieger gebliebenen Schützer nahmen einen hochfahrenden Ton an. Sie betrachteten sich als Richter in allen Streitobjekten, um welche gefochten wurde. Abgedankte Soldaten, verdorbene Studenten, arbeitslose Handwerksbursche

legten sich auf das Handwerk der Beschützer. Die mannigfachen Abenteuer, welche einen besondern Reiz auf ergaltirte Leute ausübten, bewogen die ausschweifenden jungen Kavaliere jener Zeit, sich überall einzufinden, wo es Händel gab; der Müßiggang beförderte dieses Treiben, und aus den Beschützern wurde bald eine neue Plage für den ruhigen Bürger.

Rauslust und Sucht nach Abenteuern waren hier viel mehr die Motive als Räuberei oder bestellter Mord. Sich mit gewandten Gegnern zu messen, plötzlich ein Gefecht zu improvisiren, das war es, was diese Leute zum Rappier greifen ließ. Verdrießlich, wenn sie nicht eine Serenade stören oder eine Ausforderung erhalten konnten, suchten sie mit dem ersten Besten Händel anzufangen. Auch hierbei war, wie oben angedeutet, eine vollständige Organisation vorhanden. Die Genossen waren von Morgens an an bestimmten Orten vertheilt und zu finden. Die Ballspielsäle und öffentlichen Fechtböden bildeten die Rendezvous oder auch nöthigenfalls die Replis dieser Armeen. Am besten wird der Bericht eines Zeitgenossen und Touristen zur Erläuterung beitragen, der uns auch zugleich eine hinlängliche Erklärung über den Ursprung der Bezeichnung „Schnarcher“ gibt.

Johann Quierus, welcher sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts als Begleiter eines „hohen sächsischen Herrn“ in Italien befand — ob er Mentor oder höherer Diener war, erzählt nicht aus seinen Angaben — fühlte sich gedrungen, Sittenschilderungen und Reiseerfahrungen zu veröffentlichen, die für die Kenntniß der Zeit von Werth sind. Er plaudert viel über die Sehenswürdigkeiten Italiens und die Gebräuche des Landes. Bei Gelegenheit der Beschreibung von Verona sagt er unter anderem:

„Beneben diesen in crepusculo schleichenden Lastern — er hat so eben von Spiel und Prostitution gesprochen — findet man daselbst andere gefährliche Dinge und Menschen. Von denen Wirthen habe ich schon in initio gehandelt. So man aber zu Verona oder Cremona, wo ich solches selbst observirt, über den Markt gehet, oder auch zu Nachtzeit die Strades passirt, wird jedermann wohlthun, sich fürzusehen, da eine Rotte Korah überall herumstreift, Händel anzufangen.

„Diese Schandbuben, so aber auch italische Kavaliere unter ihnen haben, lauern gleich friaulischen Wölfen an denen Ecken in denen Ballhäusern oder Nudelbuden, und so Du ruhig Deines Weges gehst, höhnen sie Dich aus mit lästerlichen Reden. Wer da stehet, der hats weg, denn die laufigte Spezies verdammter Tagediebe ist mit dem Rappier zur Hand. Stoßen auch wohl an Deine Schulter, speien nach Dir, alles zu Schimpf und Schande.

„Von denen Italienern wird diese Sekta Bavazzi genannt. Das ist so viel als Balger oder Schnarcher, denn da Du ruhig Deines Weges zeuchst, tritt solch ein Kerl bei guter occasio zu Dir heran, ziehet ein Gesicht, als wolle er dich fressen, dabei machen sie mit Mund und Nasen ein Geräusche, wie wenn ein Mensch in somno schnarfelt, oder als wenn das Gewerke einer alten Uhren aufgehoben wird, welches alles gleichsam eine Aufforderung sein soll, und ist, wie ich oben angezeigt, jeder Stand unter solchen Buben zu finden, wie denn anno 1598 der Podesta von Mailandt zween vom Adel gehenket, so einen Bürger mit der Kortellaschen erstochen.

„Item es ist das Beste, man ziehet seines Weges und nimmt viel lieber einen Buckel voll Schandreden mit, denn daß man sein Leben in periculo bringe, dieweil solche Hyänes immer succurs in der Nähe haben, der denn auff ein besonder Zeichen den lieben Vettern zu Hilfe kommt.“

Wir finden hier also die Erklärung für die Bezeichnung „Schnarcher“. Der Händelsucher trat dem Anzugreifenden mit Anwendung jenes schnarrenden Rasaltones entgegen, der wie der glückende Ruf des Kampfhahnes als laute oder, wie in unsern Tagen noch gebräuchlich, das Aufstecken der Spielhahnfedern in Tirol als stumme Herausforderung galt.

Die sogenannte Jeunesse dorée betheiligte sich aus Muthwillen, Ueberhebung und Stolz gegen den Bürgerstand, aus Lust an Abenteuern, wie wir gesehen haben, sehr gerne bei dieser Verbindung, die thatsächlich eine Landplage wurde. Die Balger

und Schnarcher hatten sich bald genug Ansehen verschafft. Dem läderlichen heruntergekommenen Edelmann, der überall geborgt und ausgenommen hatte, getraute sich kein Gläubiger mit einer Forderung zu nahen. Er wurde noch obenein angeknarcht und lief Gefahr, mißhandelt zu werden. Streitigkeiten zwischen einzelnen Familien wurden wie zur Zeit der Capuleti und Montechi durch die Anhänger der Parteien, welche sich mit den Balgern und Schnarchern gut standen, oftmals in vollständigen Gefechten entschieden. Das Beispiel wirkte. Fast in allen großen Städten waren die Bavazzi zu finden, denen sich bald das zahlreiche Kontingent der Müßiggänger und Neugierigen als Dr- nament bei Aufmärschen zugesellte.

Schon im 16. Jahrhundert findet sich für diese Spezies die Benennung „Pflastertreter“. Die Gassen der Städte wimmelten von diesen Plagegeistern, welche obenein mit den öffentlichen Dirnen Verbindung unterhielten oder auf eigene Faust stahlen. Indessen unterschieden sich die Balger und Schnarcher von einander. Ein Kapitel eines sehr verbreiteten Buches gibt über diese Unterscheidung sowohl, als auch über das Treiben jener Horden trefflich Aufschluß.

Es ist das Buch des Italieners Garzonus: „Schauplatz der Künste und Wissenschaften“, zu Anfang des 17. Jahrhunderts erschienen und später durch Merian zu Frankfurt a. M. in deutscher Uebersetzung neu herausgegeben. Wie Herr Garzonus dazu kam, Balger und Schnarcher unter die Männer der Kunst und Wissenschaft aufzunehmen, ist eben so wenig erfindlich als die Hinzurechnung der Ruffiane und Kuppler, sowie der öffentlichen Dirnen, denen er ebenfalls in seinem Schauplatz der Wissenschaft einige Kapitel einräumt. Für die Schilderung der Zeit sind aber seine Abhandlungen noch werthvoller als die des Quierus. Nachdem er den Ursprung des Titels Schnarcher genau so erklärt hat wie jener, fährt er fort:

„Ist aber ein Unterschied zwischen ihnen, daß die Balger bei denen Griechen und Römern Gladiatores genannt wurden. Heutigen Tages aber findet man viel Schnarcher und Balger, so sich frech in alle Schlägereien wagen, ohne Noth und Ursache nur allein, daß sie sich bedünken lassen, es stehe ihnen solches wol an und müsse man sie für treffliche Schnauzhanen passiren lassen.

„Diejenigen, so wackern und tapiren Gemüthes sein, wagen sich alsobald, als sich ein Zant und Gebalg erhebt, mit Angestüm wie ein Sturmwindt hinein, lassen sich nit lange suchen, sondern find allzeit willig, ihr unerschrocken Gemüth zu zeigen und lachet ihnen das Herz im Leibe für Freuden, wenn sie von einer Schlägerei hören, wagen sich hinein und machen Platz mit ihrer Wehre wie ein erzürnter Dohse, so vom Seil gerissen, zeigen sich wie Löwen und bringen Alles unter sich wie grosse Drachen und wo sie ihre Federn schwingen, da muß Aeolus für Furcht erzittern. Mars weiß nicht, ob er stille stehn oder fliehen soll und müssen sich die Furiae vor ihren flammenden Augen entsetzen. Wann sie drohen, schweiget Hercules.

„Wissen alle Tag und Stund von nirgendt anderm zu reden als von grausamen Schlägen, Wein abhauen, Arm zerbrechen, Köpfe spalten.

„Ihr Vorhaben ist nichts anders: Als wie sie sich an Diesem oder Jenem rechen wollen. Das Brot, das man ihnen gibt, wandelt sich in Blut, die Speise bringet Tod — gehen lustig daher wie Mehgerhunde, wann man sie zur Ochsenbeize führt, wegen die Zähne, brauchen die Hände wie Pfeiffer, damit sie bald Jenem und Diesem auff dem Hals feind.

„So sie schnarchen, ist es ein Getön, als wenn man einen großen Hauffen Büchsen auff einmal losdrönnete, und weichen nicht als bis sie zu großer Freude und Ehre mit Blut besudelt feind.

„Solcher Helden gebiert die Armigera Nemilia eine gute Zahl, wiewol man auch des Samens in Friaul findet und Cremona, Vicenza, Padua und Verona ihren Theil haben — beneben andern großen Städten in Italia so heute genugsam weisen, die dem Teufel stellen.

„Man findet auch solcher Schnarcher, die nicht viel nach Schlägerei fragen, sondern feind nur heillose Gnathones und Tellerleder, die Hesen aller Unfläter, der Schaum aller



Luftige Jagd. Gemälde von Siegwald Dahl.

Buben und gänzlich andern Sinnes als die Vorigen, als welche sich nur von Weitem sehen lassen, groß Geschnarch machen, darbei man sich aber wenig Schadens zu befahren, feind wie die Indische Hahnen, welche sich hoch aufbürsten, färben sich roth als wollten sie brennen, fällt aber Alles wiederum nieder, so sie ihren Mann treffen.

„Ihre fürnemste Arbeit ist, daß sie alle Zeit neue Zeitung umher tragen, fuchschwänzen, Untraut, Hader, Hundhaar und Zwißt streuen.

„Sobald sie des Morgens auf stehen, ziehen sie das gesteppte Panzerwamms an, setzen die gefütterte Bichelhauben auf den Kopf, ihre Panzerhandschuhe an, den Degen auf die eine und den Dolchen auf die andre Seiten, den Fäufpling in den Saß, die eisernen Kugeln in die Hosen, und also ausgerüstet wie ein Ritter Sanct Georg ziehen sie aus dem Haus, gehen einmal über den Markt und nehmen mit zwei oder drei Befichtigungen den ganzen Platz ein. Unterdessen schlappert ihnen der Degen auf den Waden, wann sie nicht die Hand stetig auf dem Knopf halten, schwingen denselben bald ober — bald unter sich, daß jeder ihnen nachsiehet und saget: „Was für ein Eisenfresser oder großer zweibeinigter Hase gehet daher?“

„Bisweilen laufen sie auch ins Feldt hinaus spazieren, be- reden Jedermann so ihnen begegnet, setzen ihre Federn auf Gueltsch oder Ghibellinisch, daß man sie für die wehdblichsten Hahnen, die je ausgebrütet — halten mag.

X. Jahrgang. 14. f.

„In der Statt kommen sie zusammen wie sich denn Gleich und Gleich findet, da machen sie am End der Gassen einen Ring und muß Alles herhalten was für über gehet. Die Mägde lachen sie aus, der Frauen spotten sie, die Knechte und Jungen müssen ihnen ausweichen oder still stehen, richten bald diesen bald andern Muthwillen an, daß man nur aller Orten von ihnen zu sagen wisse. Gehen auch auf den Markt stellen sich für die Bauerweiber, sehen selbige eine Weil an, nehmen Ur- säch mit ihnen zu schwagen, lassen sich Junkern schelten, bis sie ihnen endlich etwas stehlen, daß sich die Sprach ändert und Schelmen draus werden.

„Von dannen gehn sie um die Stadtmauern, suchen die schlechten Häuser all da sie auch ihr Kurzweil haben, suchen ob sie nicht etwas allda zu entlehnen oder zu stehlen finden, da man ihnen dann auch nicht zum holdseligsten nachruhet.

„Lauffen aber auch bisweilen an, daß ihnen Andre begeg- nen, die eben so wohl schnarchen können als sie, alsdann findet sich, daß sie zu nirgend tüchtig sein als einfältige zu erschrecken, geben dann Fersengeld und sollten sie Wehr und Manipeln in Stich lassen, werden aber auch bisweilen erwischt, wol ge- drohsen und bastonirt, wo ihnen dann das Wamms fest ge- nagelt wird, da wollen denn die Federn nicht helfen, weshalb der Cavalier Florendus saget: Ein Walger muß 4 Dinge an sich haben: Graden Leib, grausamen Knebelbart, Sau Augen und Fleischers Arme.“

(Schluß folgt.)

## Das Anwachsen Berlins und dessen Gefahren.

Rachbrad vert. öten.  
Gel. n. 11./VI. 70.

„Wo soll das noch hinaus?“ hören wir mit Recht manchen fragen, wenn er erstaunt vor den neuesten statistischen Daten steht, die nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa ein geradezu kolossales Anwachsen der Volksmenge in unseren Hauptstädten, einen Stillstand oder gar eine Verminderung der Einwohnerzahl auf dem platten Lande nachweisen. Europa zählt allein 172 Städte mit mehr als 50,000 Einwohnern und 67 Städte mit mehr als 100,000, während über die Million sich bisher nur drei erheben (London, Paris, Konstantinopel) und eben so viel (Wien, Berlin, Petersburg), die Anwartschaft haben, binnen kurzem auch diese enorme Zahl zu erreichen.

Wie die Einwohnerzahl zunimmt, möge an einigen Beispielen erläutert werden. London zählte zur Zeit der Königin Elisabeth im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts 150,000 Einwohner, es war eine Stadt so groß wie Prag oder München; zweihundert Jahre dauerte es jedoch, bis es so viel Einwohner hatte wie heute Berlin, denn die Zählung vom Jahre 1801 ergab für London erst 864,845 Einwohner. Von da an sehen wir unter günstigen äußeren und inneren Bedingungen, zumal seitdem die napoleonischen Kriege beendet waren, ein lawinenartiges Anwachsen der Bewohnerzahl; Eisenbahnen, die in London wie die Fäden im Centrum eines Spinnennetzes sich vereinigen, führen den Menschenstrom herbei, und heute zählt Englands Hauptstadt 3,500,000 Einwohner, d. h. beinahe soviel wie das ganze Königreich der Niederlande.

Verhältnismäßig schneller aber als selbst London ist in neuer Zeit Berlin gewachsen. Als der große Kurfürst die Augen schloß, hatte Brandenburgs Hauptstadt (1688) nur 17,500 Einwohner, also gerade so viel wie jetzt Dessau. Doch welche Umwälzung ist in den folgenden zwei Jahrhunderten vor sich gegangen, wie nahm die Einwohnerzahl erst langsam und allmählich, dann aber wahrhaft reißend zu! Als es unter Friedrich I Königsstadt wurde, hatte es 61,000 Einwohner, es rangirte damals etwa wie jetzt Chemnitz. Friedrich der Große fand bei seiner Thronbesteigung 90,000, Friedrich Wilhelm III (1797) erst 160,000 Einwohner vor. Berlins Riesentwidelung fällt somit auch in unser Jahrhundert und zwar hauptsächlich in die Regierungszeit des Kaisers und Königs Wilhelm I. Als er nämlich die Regentenschaft 1858 antrat, hatte Berlin 458,000 Einwohner, die sich im Verlaufe von 15 Jahren gerade verdoppelt haben, indem Berlin jetzt 900,000 Einwohner zählt.

Beim Ueberschauen solchen Wachstums, der auch anderen Städten zutritt, suchen wir unwillkürlich nach einem Ruhepunkt, um zu Athem zu gelangen. Wir müssen nach den Ursachen forschen, aber indem wir diese zu ergründen suchen, tritt uns die ganze Neuzeit mit ihrer unerschöpflichen Fülle treibender Kräfte, mit ihrem industriellen Gepräge, mit ihren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen entgegen. Das alles hat mitgewirkt, um unsre Riesenstädte groß zu ziehen; aber ohne günstige äußere Veranlassungen, ohne eine vortheilhafte Lage der Stadt konnte diese sich nicht emporheben. Wo im Körper der lebenden Geschöpfe mehrere Ader- und Nervenzweige sich vereinigen, da entsteht ein wichtiger Herz- oder Knotenpunkt des Organismus. Ebenso erlangen diejenigen Erdstellen, auf welche viele natürliche Verkehrskanäle hinstreben, eine große historische Bedeutung, werden Sammelorte der Bevölkerung, Hauptschauplätze der Begebenheiten, Kreuz- und Brennpunkte des kriegerischen und friedlichen Verkehrs der Menschen und Krystallisationspunkte der Staaten.

Bei den meisten unsrer Großstädte lassen sich natürliche Bedingungen auffinden, welche allerdings nicht vor Jedermanns Augen da liegen, die aber von der Natur gegeben sind und ihres Erklärers harren. Ein solcher Erklärer ist neuerdings der verdiente deutsche Reisende und Gelehrte Johann Georg Kohl geworden durch sein prächtiges Werk „Die geographische Lage der Hauptstädte Europas“ (Leipzig, Veit & Co. 1874). Wenn bei Städten wie Rom, Konstantinopel oder Wien die Bedingungen ihrer Größe gleichsam auf der Hand liegen, erscheinen bei anderen diese ungleich schwieriger zu deuten. In solchem

Falle zeigt Kohl sich als ein Spürer ersten Ranges, dem seine weiten Reisen, die ihn durch ganz Europa führten, dabei ungemein zu statten kommen. Es ist eine Freude, ihm in vielen seiner Auseinandersetzungen zu folgen, während bei anderen gegründete Zweifel aufsteigen, ob denn die natürliche Lage allein als Grundbedingung der Größe und des Wachstums einer Stadt angesehen werden kann. Bei Berlin z. B. möchten wir vor allem die Tüchtigkeit der brandenburgisch-preussischen Herrscher in die Waagschale werfen, die mit ihrem Staate auch ihre Stadt zu ungeahnter Größe emporhoben. Aber es ist jedenfalls interessant zu lesen, wie Kohl es versteht, auch bei Berlin günstige Naturbedingungen für das Gedeihen der Stadt nachzuweisen, während es auf den ersten Blick nicht scheint, daß vor Albrecht dem Bären ein Prophet bei Beschauung der sandumwehten Spreegegend, wo heute die Hauptstadt des Reichs steht, viel Ursache gefunden hätte, zu verkünden, daß er sich an einem zu großen Dingen bestimmten Erdstücke befinde. Kein länderverknüpfendes Weltmeer, wie es London zu Gebote steht, kein prächtiger Hafen, wie ihn Lissabon aufweist, kein Ort, wo Land- und Seeweg sich kreuzen müssen, wie bei Konstantinopel, kein ferne Länder aufschließender Riesenstrom, wie die Donau bei Wien — nur Haide, Kiefern, Sandhügel, Sümpfe an der Spree zeigte die Stätte, auf der Berlin erwuchs.

Nichtsdestoweniger aber und trotz des scheinbaren Mangels an frappanten, einladenden oder zwingenden Naturverhältnissen hat zu dem Punkte an der Spree, den Berlin einnimmt, ein ganz außerordentlicher Zufluß, namentlich in unserm Jahrhundert stattgefunden. Solche Naturbedingungen sind nach Kohl bei Berlin der günstige Uebergangspunkt, den die Insel Köln in der Spree bot; Berlin wurde in Folge dessen erst ein rühriger Fischer-, Mühlen- und Schifferort, ein belebter Marktplatz und ein beliebtes Stelldichein der beiden kleinen benachbarten Landschaften Barnim und Teltow, die auf beiden Seiten der Spree liegen. Dann hat der Verlauf der immer schiffbaren Flüsse Spree und Havel gerade bei Berlin eine günstige Constellation. Die obere Havel zielt von Norden auf Berlin, die Spree aus Süden und Osten, die untere Havel aus Westen — so erhob das Zusammentreffen dieser drei Schifffahrtsstraßen der Mittelmark bei Berlin die Stadt zum natürlichen Hauptort der Mark Brandenburg. Diese Stadt aber hatte auch das Glück, gerade inmitten der beiden benachbarten großen Ströme Elbe und Oder zu liegen und kam dadurch, bei einiger Nachhilfe der Kunst, durch Kanäle und Eisenbahnen, mit allen Elbe- oder Oderplätzen in bequeme und innige Verbindung, wurde das wichtigste Lebenscentrum beider Flußgebiete.

Ferner mußte von Wichtigkeit die Stellung Berlins zu den beiden deutschen Meeren, Nord- und Ostsee, sein. Da Berlin im Innern des Landes zur deutschen Küstenlinie eine mittlere Stellung einnimmt, so erreicht es alle Nord- und Ostseehäfen gleich bequem und kann sie mehr oder weniger als seine Seehäfen betrachten. Endlich wirkt die centrale Lage Berlins in der norddeutschen Ebene, im Mittelpunkte des Bevölkerungsgebietes der norddeutschen Stämme. In Folge dessen erscheint Berlin ganz naturgemäß als die Kapitale, Großstadt und der Hauptverkehrsplatz des gesammten nördlichen Deutschland in Bezug auf Politik und Handel, Industrie und Fabrikwesen, sowie in gesellschaftlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung. Seine Lichtseiten sind genugam hervorgehoben worden, es ist trotz allem und wahrhaft die „Stadt der Intelligenz“ ein Riesenmagnet, der mit gewaltiger Kraft nach allen Seiten wirkt. Aber ohne Fehl und Mangel, ohne arge Schäden ist dieser leuchtende Stern nicht und es ist gut, diese nicht zu verheimlichen, sondern offen ans helle Tageslicht zu ziehen.

So großartig und gewaltig uns auch die Entwicklung unsrer Riesenstädte dünken mag, so darf man keineswegs die drohenden Gefahren übersehen, welche dieses Anwachsen mit sich bringt und die bei keiner Stadt greller in die Augen springen als bei Berlin, gerade weil dieses verhältnismäßig am schnellsten gewachsen ist. Wer über diese Gefahren der Kaiserstadt unterrichtet sein will, den verweisen wir auf eine Schrift

des ebenso gediegenen als geistreichen Direktors des statistischen Bureaus der Stadt Berlin, Dr. F. Schwabe, unter deren Titel\*) man allerdings nicht eine Schilderung des gesellschaftlichen und sittlichen Elends von Berlin sucht, das aber hier doch in prägnanter Kürze vor uns entrollt wird. Aber der Arzt, der an der Hand unerbittlicher statistischer Daten hier dem Kranken den Puls fühlt, gibt zugleich die Mittel zur Heilung an die Hand, und deshalb sind wir gern bereit, näher auf diese bedeutungsvolle Schrift einzugehen.

Zunächst hat sich herausgestellt, daß das Anwachsen Berlins, das Zufließen von tausenden und abertausenden, das Zusammenpferchen von Menschen in Mietkasernen wie im Zwischendeck eines Auswandererschiffes die Gesundheitsverhältnisse arg schädigt. Im Jahre 1860 kamen auf ein Haus in Berlin 45 Bewohner, 1872 dagegen schon 55; man findet dort 171 Wohnungen, wo 10 Menschen auf ein Zimmer kommen und elf Wohnungen, wo die Zusammenhäufung auf 13 bis 20 Menschen auf ein Zimmer steigt! Ist dieses schon grauenvoll genug, so erkennt man die unnatürlichen Wohnungsverhältnisse der Großstadt noch mehr daran, daß die Anzahl derjenigen Wohnungen bedeutend in der Zunahme begriffen ist, welche keine besondere Küche haben. Dadurch, daß die Bereitung der Speisen in den Zimmern vorgenommen wird, steigen die Bewohner zu niedrigeren Lebensformen herab und leidet die Gesundheit. Auch hier weist Dr. Schwabe eine sehr erhebliche Zunahme der küchenlosen Wohnungen nach, denn 1867 waren von hundert Wohnungen noch 26 ohne Küche, 1871 aber schon 39! Wie die Wohnungsverhältnisse der angehefenen, so haben sich auch diejenigen der sogenannten flottirenden Bevölkerung ungünstiger gestaltet. Die Zahl der „Chambregarnisten“, wie der Berliner die Sprache mißhandelnd jagt, ist von 24,000 im Jahre 1867, auf 23,000 im Jahre 1871 herabgegangen, während die „Schlafleute“, also solche, die bei irgend einer Familie nur Schlafstätte finden, aber über kein besonders Gemach verfügen, in derselben Zeit von 43,500 auf 67,000 gewachsen ist. Mit anderen Worten: Die bessere Wohnungsform (Chambregarnies) hat sich um fünf Prozent verringert, während die schlechtere um 55 Prozent gewachsen ist. Was erzählen diese Zahlen zwischen den Zeiten, was tragen wohl die 67,000 Schlafleute in die Familien für Unsegen hinein, welche ihnen nothgedrungen ihre Pforten öffnen müssen?

Durch solche abnorme Verhältnisse geht nothwendig mit der Zeit eine Entartung der Menschen vor sich. Denn die durch Ueberfüllung mit Menschen in den Zimmern erzeugte Verderbniß der Luft verschlechtert die Säfte und begünstigt Krankheiten aller Art (Tuberkulose, Ernährungsstörungen). Damit hängt auch die moralische Entartung zusammen, denn es ist längst bewiesen, daß der Degeneration des Leibes eine Entartung der Sitten auf dem Fuße folgt. Bewirkt doch schon an sich das enge Zusammenpferchen der Geschlechter eine Zunahme der fleischlichen Verbrechen mit jenem traurigen Gefolge von unehelichen Kindern, Kindermorden und Ehebrüchen, so daß man in der That von der Wohnungsnoth sagen kann, es ruht auf ihr der Fluch der bösen That, daß sie fortwährend Böses muß gebären.

Fast zu jeder Jahreszeit herrscht in Berlin irgend eine Epidemie: Cholera, Blattern, Typhus lösen einander ab und gewiß verdient als Charakteristikum angeführt zu werden, daß sich in den städtischen Krankenanstalten in der Zeit, wo der Zugang besonders stark ist, gegen 300 „Fußtränke“ befanden, d. h. Leute, die mit schlechtem Schuhzeug eingewandert sind und in den ersten Tagen ihrer Arbeit wunde Füße bekamen. Es scheint dies zu einer neuen Epidemie zu werden, die man nach ihrer Ursache die „Freizügigkeitsepидemie“ nennen könnte. Als Mittel- und Obdachlose verfielen diese bisher in solcher Zahl unbekanntem Kranken alsbald der städtischen Verpflegung. Aus solchen Elementen setzt sich die „wachsende Größe“ zusammen und es kann deshalb nicht befremden, daß auch die

\*) Berliner Südwestbahn und Centralbahn. Beleuchtet vom Standpunkte der Wohnungsfrage und der industriellen Gesellschaft. Berlin. Von Dr. F. Schwabe. Guttentag 1873.

Unsicherheit der Person und des Eigenthums erstaunliche Fortschritte macht.\*\*) Die Sittlichkeit ist im Abnehmen, die Nothheit wuchert wie die Wasserpest. Die Arbeiter- und Dienstbotenverhältnisse sind auf dem besten Wege eine Landplage zu werden; die Schulen leiden an Raummangel und die Kirchen an Raumüberfluß.

Dr. Schwabe zeigt ferner, wie die wirtschaftlichen Nachtheile, welche vor allem in der Schmälerung des Einkommens bestehen, sehr tiefgreifender Natur sind. Um nur einigermaßen „anständig“ in großen Städten wohnen zu können, wird an anderen Ausgaben zur Deckung der Miete gespart, und wenn dieses nicht mehr möglich, werden fremde Elemente in die Haushaltung mit aufgenommen, wodurch meist die Heiligkeit, Sittlichkeit und allgemeine Wohlfahrt des Familienlebens gestört oder gar zerstört werden. So preßt das Mißverhältniß zwischen Mietzins und Einkommen die Menschen immer mehr in enge Räume zusammen und zwingt einen nach dem andern, zu einer tieferen Wohnungsklasse und somit zu einer niedrigeren Lebensform herabzusteigen. Unsere Großstädter führen eine Art Nomadenleben, nur daß sie steinerne statt der leinernen Zelte haben, aus denen der rasche Wechsel jede behagliche Einrichtung und damit den stillwaltenden häuslichen Frieden verscheucht. Auch das heranwachsende Geschlecht leidet darunter, der Umzug bringt den Kindern andere Schulen und inmitten der unnatürlichen Unruhe, die ohnedies die Großstadt mit ihrem ewigen Wechsel und ihren massenhaften Eindrücken um das Kind erzeugt, läßt sie nun auch noch seine Spielgenossen wechselnd vorüberziehen wie auf einer großen Landstraße; sie betrügt die Kinder um ihre Schul- und Jugendfreundschaften, von denen Männer und Frauen so gerne im Alter noch zehren. Auch die Schule selbst empfindet den Raummangel und den ewigen Wechsel der Schüler, worüber die Klagen aller Schulmänner einig sind.

Zu diesen Wirkungen gesellen sich aber auch noch andere, die man sociale nennen kann, weil sie den Klassenhaß vermehren, der sich ohnehin schon scharf genug geltend macht. Zunächst ist der Hauswirth, der Mietsteigerer, der Tyrann zu einer verabscheuungswürdigen Person gemacht worden, den weder das Wipblatt mit seinen Herrbildern noch das Vorstadttheater mit seinen Complots verschont. In noch höherem Maße aber trifft die Feindseligkeit andere Klassen, welche mit der Mietsteigerung und Wohnungsnoth in mehr oder minder direkter Beziehung stehen. Die Steigerung der Bodenpreise an der Peripherie der Großstadt hat Bauern, Gärtner und Baustellenbesitzer im Handumdrehen zu reichen Leuten, zu Millionären gemacht. Aber die Kunst, mit dem Reichthum umzugehen, wie es Vorsicht und Klugheit, Vernunft und Sittlichkeit gebieten, ist einem großen Theile dieser Leute ein Buch mit sieben Siegeln. Sie gleichen dem Schweinehirten des Märchens, der das ihm anvertraute Vorstenvieh hoch zu Rossen hüten wollte. Berlin und Charlottenburg stellt bereits ein ansehnliches Kontingent jener unorthographischen Menschenklasse, die weder den Werth des Vermögens, noch den der Arbeit und Bildung kennt und darum an der eigentlichen Kulturarbeit der Nation keinen Antheil nimmt.

Neben solchen Leuten stehen nun die großen Kapitalisten, die auf das Gebiet der Spekulation gedrängt sind, die nicht wie der fleißige Arbeiter nach Jahren und Jahrzehnten rechnen, sondern nach dem Ultimo. Daß das große Kapital bedenklich auf viele Leute unserer modernen Gesellschaft wirkt, wer wollte das leugnen? Die Genüsse, welche es gewährt, werden zum Maßstabe menschlicher Glückseligkeit, die Zahl der Nullen bestimmt den Werth des Menschen, der Geldsack macht sich breit und verscheucht das Ideal. An die Stelle von gemüthlichem und geistig anregendem Verkehre tritt im geselligen Leben der Magen. Nach den verschiedenen Weinen und Fischgerichten mißt man den Werth der Gesellschaft; das Geld wird zum Gözen und absorbiert alle Kraft; während sonst die Leute falsches Geld machten, macht das Geld jetzt falsche Leute — alles wird käuflich, schließlich der Mensch selbst. Und weiter

\*\*) In einer Dezemberwoche 1873 kamen in Berlin 4 Raubmordfälle vor.

bringt der Mammonismus sogar in das Heiligthum der Familie und Liebe; er schließt die Ehen und wählt die Freunde aus.

Immer weiter zieht die Pest ihre Kreise. Bei allen industriellen Unternehmungen kommt es schließlich auf einen möglichst niedrigen Preis der Fabrikate an. Wo deshalb die kleinen und mittleren Unternehmer von den amortisirten großen Unternehmern zu sehr gedrückt werden, da beginnen sie fast unwillkürlich, zuerst im kleinen, dann fortschreitend jene Verschlechterung der Waaren. Die Unreellität, die lächerliche Arbeit, die Täuschung und schwindelhafte Reklame wird zur Maxime und schreckt gewissenlos vor nichts zurück. Gebrauchten grünen Thee kauft man auf und macht ihn auf heißen Kupferplatten mit Grünspan wieder frisch. Butter, Mehl, Wein, Bier, klarer Zucker, Zimmet, alles wird gefälscht und zwar mit Stoffen, bei deren Nennung sich jedem die Haare sträuben. Cigarrenlisten werden zu klarem Zimmet vermahlen, Mostriech wird fabricirt aus Rapskuchen, Schüttgelb, Essig und Cayennepeffer, d. h. aus Gegenständen, die wiederum gefälscht sind, denn der Essig besteht aus Wasser und Schwefelsäure, der Cayennepeffer aus rothem Bleioxyd und das Schüttgelb aus Lehmpulver! Neben der gefälschten Arbeit florirt ferner die unsolide Arbeit, und auch in dieser Richtung hat Berlin eine bedenkliche Höhe erreicht. Berliner Möbel sind wegen ihrer Unsolidität sprichwörtlich geworden.

Das Streben nach niedrigen Preisen verschlechtert nicht nur die Produkte, sondern arbeitet auch auf ein System der Produktion hin, bei dem schließlich alles auf niedrigen Arbeitslohn ankommt. Hiermit entstehen in der industriellen Gesellschaftsordnung zwei Extreme: Arbeiter und Kapitalisten. Und so haben wir denn in den Großstädten, zumal in Berlin, auf der einen Seite das Geldmenschentum, auf der andern eine durch Wohnungsnoth von Stufe zu Stufe herabgedrängte, von Klassenhaß und Neid erfüllte, Obdach suchende Bevölkerung. Zwischen beiden Extremen endlich den Gottlob noch starken und gesunden Kern, dem aber Ansteckung von der einen oder der andern Seite droht, falls nicht Abhilfe geschafft wird.

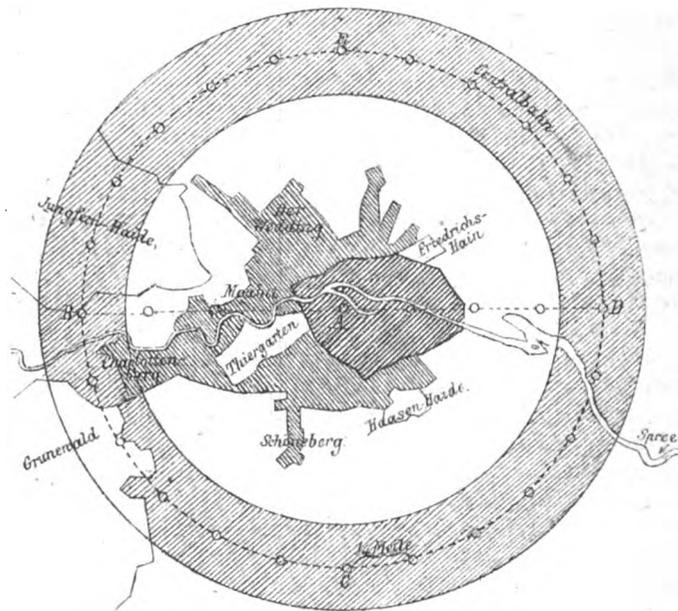
Es sind dies nur Andeutungen über die Folgen des Anwachsens der Großstädte, aber sie sind ebenso viele ernste Mahnungen, dem bereits hochgradigen Jammer abzuhelfen, nicht etwa durch eine Verringerung der Bevölkerung, sondern durch bessere Vertheilung derselben über größeren Raum. Bisher hat man statt der Straßen in Berlin und auch in anderen Städten die Treppen vermehrt, Stockwerk auf Stockwerk gethürmt, die Häuser mit Seiten-, Quer- und Hintergebäuden garnirt, jedes Stückchen Garten verbaut, denn die Miethskaserne duldet nichts Grünes und läßt selbst die Höfe zwischen den Mauerkolossen zu engen dumpfen Röhren zusammenschrumpfen, die mit frischer Luft und warmen Sonnenstrahlen auf gespanntem Fuße leben.

Der Berliner Magistrat hatte schon öfter Gelegenheit, sich mit den erwähnten Uebelständen zu beschäftigen und gelangte in einer Denkschrift zu der Ansicht, daß nur Lokomotiv-Eisenbahnen im Stande seien, allen Ansprüchen eines regelmäßigen massenhaften Personenverkehrs zu genügen und die, indem sie das Herankommen der Menschen aus weitem Umkreise nach dem Mittelpunkte der Stadt für ein Billiges ermöglichen, eine bessere Vertheilung der Bevölkerung über einen weiten Raum anbahnen. Mit anderen Worten: die innere Stadt soll zum Centralpunkte für Geschäft und Vergnügen werden, die Umgebung dagegen soll natürliche und menschenwürdige Wohnungsverhältnisse mit allen Annehmlichkeiten des Landlebens gewähren.

Mittels einer Bahn, so lautet das großartige Projekt, dem wir Verwirklichung wünschen, soll Berlin entlastet und das unterbundene Blut vom Centrum nach der Peripherie abgeleitet werden. Diese Bahn, die Centralbahn, soll Berlin in einem weiten Ringe umgeben, dessen Peripherie etwa  $1\frac{1}{4}$  Meilen vom Centrum der Stadt abliegt. Durch diesen Ring werden die nach allen Richtungen der Windrose um Berlin herumliegenden Ortschaften mit allen dazwischen liegenden zahlreichen Kolonien, Fabrikanlagen, Etablissements und ein überaus reiches Anbauungsterrain mit Berlin in enge Verbindung

gezogen und jene Distrikte gewissermaßen zu Vorstädten der Hauptstadt gemacht.

Ein Blick auf den beigegebenen Plan wird dieses näher erläutern. Mitten durch die Stadt und nach Ost und West über dieselbe hinaus wird eine Bahn BD gelegt; sie hat ihren



Projekt einer Ring- und inneren Bahn für Berlin.

Mittelpunkt bei A, etwa am Dönhofsplage. Dieser Durchmesser BAD ist zwei Meilen lang und hat 6 Zwischenstationen, deren jede also  $\frac{1}{4}$  Meile (halbe Stunde) von der andern liegt. Die Ringbahn BCDE selbst hat einen Umfang von  $6\frac{2}{7}$  Meilen und ist gleichfalls in Stationen von je  $\frac{1}{4}$  Meile Entfernung eingetheilt. Die weiteste Tour, von C oder E nach A, ist hiernach  $2\frac{4}{7}$  Meilen, die Durchschnittsfahrt  $1\frac{1}{4}$  Meilen. Denkt man sich den auf dem Plane leicht schraffirten Ring der Centralbahn von Kolonisten gleichmäßig bewohnt, so besteht die Durchschnittsfahrt in der Tour aus einem Achtel-Kreise und dem halben Durchmesser, auf welcher der Fahrgast 6 Zwischenstationen passirt und die Bahn an der siebenten Station verläßt; er würde hierzu 22 Minuten Fahrzeit gebrauchen.

Das auf diese Weise durch die 24 Stationen der Ringbahn erschlossene Terrain hat nach Abzug der bereits bebauten Theile von Charlottenburg einen Flächeninhalt von 2 Quadratmeilen; wenn der siebente oder achte Theil des Ganzen zum Bau der Eisenbahn selbst, zur Anlage von Straßen und Plätzen abgezogen wird, so bietet der Rest Wohnungen für nahezu 200,000 Haushaltungen. Die Leistung der Centralbahn besteht daher in kurzen Worten in der Beschaffung eines mehr oder weniger billigen Baulandterrains für fast eine Million Berliner Einwohner, eines Terrains von so gewaltigem Umfange und der Zeit nach von so geringer Entfernung vom Mittelpunkte der eigentlichen Stadt, daß der bisherige Grundstückswucher kaum noch einen Hebel findet, um den jetzigen Preis dieser Gegenden auf eine wirtschaftlich schädliche Höhe zu bringen.

Diese auf das großartigste angelegte Bahn würde reichen Segen bringen und es steht bei deren Ausführung zu hoffen, daß die von Dr. Schwabe daran geknüpften Erwartungen in Erfüllung gehen mögen.

„Sie beschwört,“ sagt er, „die gemannte ungesunde Entwicklung Berlins mit ihrem Gefolge von Wohnungsnoth, physischer und moralischer Krankheit, wirtschaftlicher Freibeuterei und socialer Zerklüftung mit der einfachen Formel eines vollkommenen, den lokalen Verhältnissen angepaßten Verkehrsmittels, etwa wie der große Feldherr Moltke die französisch-napoleonische Herrschaft und allen damit in Verbindung stehenden Schwindel mit der einfachen Formel: Getrennt marschiren und vereint schlagen, gestürzt hat.“

H. A.

## Deutsche Kaiserstätten.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

Von Oscar Schwebel.

## V. Rheinfrankenzeit.

Wer kennt nicht die schöne Darstellung der Kaiserwahl des Jahres 1025, welche Uhlant in seinen Herzog Ernst eingeflochten hat? Wohl war es ein Augenblick von glückverheißender Bedeutung für Deutschland, als die Kaiserkrone an das kräftige Geschlecht der rheinfränkischen Herzoge überging. Dort am Rheinstrom zwischen Dienheim und Gunterzblum liegt das Wahlfeld.

Die meisterhafte Schilderung des Dichters stellt uns das folgenschwere Ereigniß in voller Lebenswahrheit dar; — wir sehen, wie die beiden Konrade auf der Anhöhe stehen, sehen, wie Konrad der Jüngere seinem Vetter Konrad dem Speyerer die Hand reicht, und hören es, wie die deutschen Stämme nun mit „dem hellen Ruf der Wahl“ den deutschen König küren.

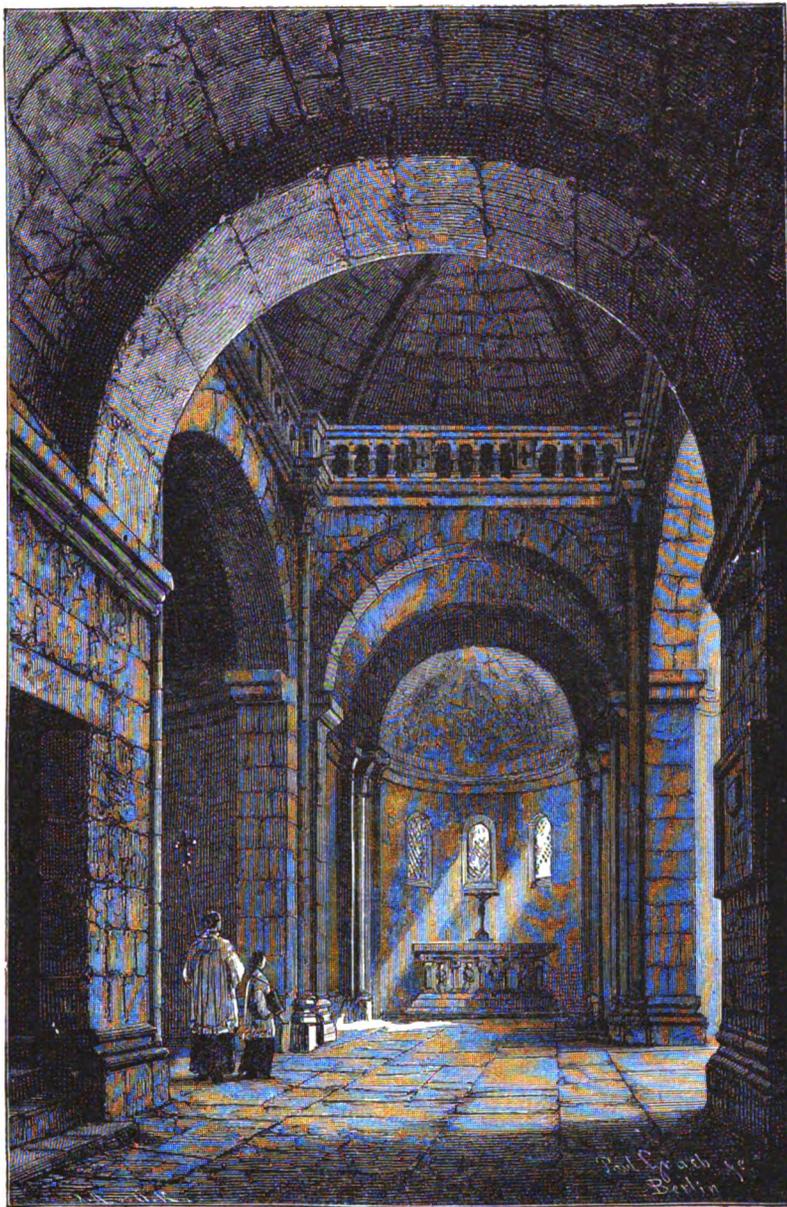
Wir haben es heute mit den Erinnerungen an die beiden ersten Herrscher des Rheinfrankenhaus zu thun, Konrad II (1025 — 1039) und Heinrich III (1039 — 1056). Welche Helden waren in ihnen dem deutschen Volke entstanden! Was Heinrich der Heilige als unvollendetes Werk hinterlassen hatte, — Konrad II führte es mit mächtigem Arme durch; sein eiserner Wille zwang den Slavenerfürsten und dem Burgunderlande das Joch seiner Herrschaft auf, seine starke Hand demüthigte die Einzelherzöge der Deutschen zu Gunsten der Gesamtheit des Volkes. Heinrich III, nicht minder thatkräftig als der Vater, machte den Träger der Krone des heiligen Stephan, den Ungarnfürsten, zu einem Vasallen des deutschen Kaisers; das Recht Deutschlands auf Lothringen war er bereit im Einzelkampfe gegen den französischen König zu beweisen, doch König Heinrich I erschien klüglcher Weise nicht vor dem deutschen Reden. In welcher Machtfülle erschien er 1046 auf der Synode zu Sutri! Da entschied sein Spruch über den Stuhl Petri, und ein Deutscher, Bischof Suidger von Bamberg, faßte auf sein Geheiß die Schlüssel des Apostelsfürsten. Wohl durfte er von sich sagen: Ein Wille herrscht in meinem Reiche; der deutsche Kaiser ist Vogt und Schirmherr der Kirche, aber nicht ihr Vasall!

Die Stammburg des heldenhaften Geschlechts stand seit unvordenklichen Zeiten auf einem einzeln stehenden Berge, da, wo sich die Gawe Worms und Speyer scheiden. Von den ur-

alten Linden, welche sie umgaben, den rechten deutschen Bäumen des Burgfriedens, führte sie den Namen der Lintburg. Noch Konrad II weilte gern auf ihr. Da tönten einst laute Klagen durch die Hallen der Königsburg; — der älteste Sohn des Kaisers, der am Morgen in strahlender Jugendfrische in die Hardt zur Jagd hinausgezogen war, wurde des Abends als zerschellte Leiche wieder heimgebracht, er war in einen jähen Abgrund hinabgestürzt.

Der Kaiserin Gisela war es nun nicht mehr möglich, auf der Lintburg zu weilen, sie bat den Gemahl, das Stammschloß in ein Kloster umzuwandeln.

Kaiser Konrad willfahrte der Bitte. Mit dem ersten Morgenstrahle eines Julitages des Jahres 1030 legte er über dem Grabe des Sohnes den Grundstein zum Kloster Limburg. Dann sprengte er mit der Schaar seiner Vasallen in die Ebene hinab und stiftete nach siebenstündigem, scharfem Ritte den Speyerer Dom. Mit wahrhaft kaiserlicher Munificenz wurde der Bau der Abtei ausgeführt; die kolossalen zwanzig Säulen aber, welche das Schiff trugen, und welche, 20 Fuß hoch, 2 Fuß stark, aus einem Stück gearbeitet waren, die vermochte nach dem Volksglauben keine menschliche Kraft auf den Berg hinaufzuschaffen; die hat der betrogene Teufel hinaufbringen müssen. Nach den Beschreibungen der Chronisten, welche die alte Pracht nicht genug rühmen können, muß die Abtei, als sie unter Kaiser Heinrich III in ihrer Vollendung dastand, ihres Gleichen in deutschen Landen nicht gehabt haben. Zwei byzantinische Thürme schmückten die Westfront; zwischen ihnen befand sich die Eingangspforte, über welcher eine kolossale Gestalt des Gekreuzigten und die Statuen der rheinfränkischen Herzoge angebracht waren. Eine mächtige Kuppel erhob sich, weit in die Ebene hinausschauend, über der Vierung des Kreuzes; sechs gewaltige Glocken sandten aus ihr ein feierlich dumpfes Geläut über die blühende Rheinlandschaft hin. Am Ende des 350 Fuß langen Hauptschiffes erglänzte unter funkelnden Fresken auf Goldgrund der Hochaltar, ganz aus edlen Metallen, Marmor und Achat gefertigt. Und welche Schätze besaß die Abtei! Heinrich III schenkte ihr ein Stück des echten Kreuzes Christi, seine Kronen und seine Scepter; in ihrer Library sammelten die Söhne des h. Benedict, getreu ihrer Ordensregel, manch kostbares Buch,



Deutsche Kaiserstätten: V. Die St. Ulrichskapelle an der Kaiserpfalz zu Goslar.  
Originalzeichnung von Paul Graeb jun.

tinische Thürme schmückten die Westfront; zwischen ihnen befand sich die Eingangspforte, über welcher eine kolossale Gestalt des Gekreuzigten und die Statuen der rheinfränkischen Herzoge angebracht waren. Eine mächtige Kuppel erhob sich, weit in die Ebene hinausschauend, über der Vierung des Kreuzes; sechs gewaltige Glocken sandten aus ihr ein feierlich dumpfes Geläut über die blühende Rheinlandschaft hin. Am Ende des 350 Fuß langen Hauptschiffes erglänzte unter funkelnden Fresken auf Goldgrund der Hochaltar, ganz aus edlen Metallen, Marmor und Achat gefertigt. Und welche Schätze besaß die Abtei! Heinrich III schenkte ihr ein Stück des echten Kreuzes Christi, seine Kronen und seine Scepter; in ihrer Library sammelten die Söhne des h. Benedict, getreu ihrer Ordensregel, manch kostbares Buch,

gelehrte lateinische Werke oder die noch viel köstlicheren Perlen altdeutscher Dichtkunst, vaterländische Rechtsprüche und die Annalen des deutschen Reiches.

Der Reichthum des Klosters wurde sein Verderben. Drüben die Leiningen Grafen, einst Vasallen des Klosters, dann seine Schirmvögte, blickten mit lüfternem Auge von der Hartenburg nach den Schätzen der Abtei. Obwohl die Klostergewölbe die Asche ihrer Vorfahren enthielten, zerstörte das räuberische Geschlecht nach verschiedenen Angriffen im Jahre 1504 das Gotteshaus von Grund aus. Es war die Nacht des 20. August. Eine kleine päpstliche Besatzung hatte bis dahin die Leiningen im Schach gehalten; jetzt zog sie ab, unter Thränen und Wehklagen verrichteten die Benedictiner noch einmal ihren Gottesdienst an den alten, theuren Altären, schnürten dann ein kleines Bündel, beteten das Viatikum, wie es die Regel St. Benedicts vorschreibt, und zogen mit geringer Habe ins Elend hinaus. Nur ein alter Mann, der Laienbruder Johann der Schreiner, mochte sich von dem Gotteshause nicht trennen. Bald darauf begehrten die Streitkräfte der Leiningen Grafen Einlaß an der Klosterpforte; der treue Mann öffnete und wurde durch einen Hieb zu Boden geschmettert; die Eisentritte und das wilde Rufen des Kriegsvolkes tönten durch die schweigenden hohen Hallen. Noch in derselben Nacht flammte das Kloster in dunkelrothen Gluthen auf und leuchtete 12 Nächte von den Höhen der Harde herab; so viel hatte das Feuer an Holz, Schnitzwerk und Büchern zu verzehren.

Jetzt ist Kloster Limburg eine köstliche Ruine, — von außen und innen umgrünt, schaut es wehmüthig hinab über den Thalgrund, über diese herrliche von allen Leiden heimgesuchte und von allem Weh doch wieder zu fröhlicher Blüte erstandene Pfalz! Welch anmuthige Aussicht von dieser Höhe! Dort liegt der Teufelsstein mit der Heidenmauer, dort ragt der Peterskopf hervor, dort grüßen die rothen Trümmer der Leiningenschen Hartenburg herüber. Und hier oben in der ausgebrannten, gebrochenen Abtei, welche köstlichen, unschätzbaren Reste alter Kunst und alten Glanzes! Noch erhebt sich eine spätere That des Klosterbaues, ein gothischer Thurm mit reich verzierten Nischen und Fensterbögen, mit steinernen Blumen und den Statuen Kaiser Konrads I und des heiligen Bernhard edel und zierlich in die Luft. Die Ueberreste altromanischer Ornamentik an dem sogenannten Treppenthurme, der elegisch-stille, ephenumranke Kreuzgang lassen es uns tief beklagen, daß die Stürme der Zeiten so wenig solch geheiligte Stätten verschonen. Auch die Grüste unter dem Chore, in welchen drei Kinder König Konrads, die Aelte und die Leiningen Grafen ruhen, sind durchwühlt und verwüstet.

Wenngleich die rheinfränkischen Kaiser ihre Heimat in der Pfalz hatten, sie begünstigten auch die ehemals von dem sächsischen Geschlechte bewohnten Stätten. So Goslar. Der zweite Herrscher aus dem fränkischen Hause, der gewaltige und fromme Kaiser Heinrich III, wurde der Schöpfer der ehemaligen Bedeutung dieser Stadt. Schon die Ottonen hatten Goslar bevorzugt; — der Sage nach hat das Roß Ottos I, mit dem Fuße scharrend, die ehemals so reichen Silberminen des Rammelsberges entdeckt, und Heinrich II wurde der Stifter der berühmten Kaiserpfalz zu Goslar. Augenblicklich hat sich das regste Interesse diesem hochalterthümlichen Bauwerke zugewendet, und wenn auch ein Brand von 1289 das Gebäude vielfach zerstört hat und spätere Anbauten die Schönheit des ursprünglichen romanischen Baues in hohem Grade verunzieren, — noch ist uns ein sehr bedeutender Theil des alten Kaiserhauses erhalten geblieben. Wir begrüßen die nun beschlossene Restauration desselben mit Freuden; gibt es doch jetzt, nach dem Untergange der rheinischen Pfalzen, keinen Sitz unserer alten Herrscher, welcher sich in Bezug auf Fülle der historischen Erinnerungen mit dem Goslarer messen könnte. Solch ein Denkmal, von dem vollen Glanze historischer Poesie umstrahlt, ist für das aufwachsende Geschlecht ein besserer Förderer wahrer Vaterlandsliebe als Hunderte von Büchern. Hier tagten die mächtigsten und glücklichsten deutschen Kaiser in der Mitte ihrer geeinigten Vasallen; hier entschieden dreiundzwanzig deutsche Reichsversammlungen über die Geschichte des Vaterlandes. Erst

mit dem Welken der Blüte des Reiches floh der Geist der Geschichte aus dieser Pfalz. Im Jahre 1253 wehte zum letzten Male die Adlerfahne dem Auszuge eines deutschen Kaisers aus dem Goslarer Kaiserhause voran; Wilhelm von Holland ritt damals aus in den Friesenkrieg und fand in ihm seinen ruhmlosen Tod.

Wenn die deutschen Kaiser nach der Stadt kamen, wurden sie in der „Kaiserworth“ am Markte von den Behörden und Zünften Goslars begrüßt. Dies echt niederländische Gebäude hat sich wohl erhalten; ein Erdgeschoß mit sieben offenen Bögen trägt die hohe Giebelwand, an welcher sich die Statuen von acht Kaisern befinden. In nächster Nähe liegt das allerdings plumpe, aber gleichfalls charakteristisch gebaute Rathhaus. Dieser Bau, sowie manches, zum Theil recht wohl conservirte Patrizierhaus erzählt von der alten reichstädtischen Herrlichkeit Goslars, über welche die alten Bürger gar eifersüchtig gewacht haben. Und nicht allein mit den Waffen gegen all die Fürsten, Belfen und Bischöfe ringsum; denn die Sage erzählt, die Stadt hätte sogar einst, als sie verpfändet werden sollte, eines Kaisers ganze Schuld bezahlt, nur um nicht vom Reiche getrennt zu werden. In solcher Gesinnung ließen die alten „Ehrenfesten, Wohlweisen Rathmannen“ der Stadt auf einen Leuchter ihres Rathhauses die Inschrift setzen:

„O Goslar, du bist togedahn  
Dem hilgen romischen Rite sunder Bahn!“

So wird die Poesie der deutschen Geschichte zu Goslar in einem besonderen Grade dem Wanderer lebendig, wenn auch der überall zu Tage tretende Verfall eine elegische Stimmung in uns wachruft. Nun ist Goslar nicht mehr „der hochberühmte Sitz des Reiches“, „die Perle der deutschen Krone“, deren Werth so bedeutend war, daß ihr Besitz den verhängnißvollen Kampf Heinrichs des Löwen mit dem Staufer Friedrich veranlassen konnte. Ein schmählicher Vandalismus hat stark unter den Kaiserdenkmalen aufgeräumt. Die hannoversche Regierung, welche 1816 Goslar übernommen hatte, trägt namentlich die große Schuld, den Kaiserdom, die berühmte capella imperii, vernichtet zu haben; diese Stiftung des Kaisers Heinrich III und seiner Gemahlin Agnes, ein ehrwürdiges Bauwerk des berühmten und kunstverständigen Bischofs Bernward von Hildesheim, ward im Jahre 1818 für 1500 Thaler zum Abbruche verkauft. Das Gotteshaus, welches in seinen Gewölben das Herz des glücklichsten und mächtigsten deutschen Kaisers barg\*), ist nun verschwunden bis auf die einstige kaiserliche Hofkapelle zu St. Ulrich, welche früher Vorhalle des Goslarer Domes war und jetzt zur Aufbewahrung mehrerer Alterthümer dient. Die Bauweise macht einen fremdartig alterthümlichen Eindruck und gehört wahrscheinlich dem Baue Heinrichs III an. Das Aeußere zeigt eine Doppelkapelle, über deren Dach sich ein Erker erhebt, geschmückt mit den Bildsäulen von Heiligen und den Statuen des Kaiserpaars. Die Figur des Kaisers kennzeichnet würdevoller Ernst, die Kaiserin ist eine graziose, liebliche Gestalt in dem kleidsamen, faltenreichen Gewande jenes Zeitalters. Unter den Statuen öffnet sich ein romanischer Doppelbogen, welcher auf einer reichverzierten, von einem Löwen getragenen Säule steht. Das Innere der Kaiserkapelle weist schöne reine Formen im Ornament, und schwere, nicht allzuhohe Gewölbebogen auf, die in ihrer Wucht und ihrer Schmucklosigkeit jene eiserne Zeit charakteristisch darstellen.

Oft pflegte Heinrich III auf der Pfalz Bothfeld im Amte Elbingerode zu weilen, wenn er in den dunkeln Thälern des Harzes der Jagdlust sich hingab. An diesen Fleck Landes knüpft sich die Erinnerung an eine der traurigsten Stunden deutscher Geschichte. Heinrich lag krank auf der Pfalz; da traf ihn die Nachricht, daß seine Grafen Wilhelm und Dietrich in der furchtbaren Wendenschlacht von Prizlawa bei Havelberg den Tod gefunden hätten, und daß sein Werk, das Christen-

\*) Kaiser Heinrich III wählte sich seine Ruhestätte zu Speyer in seinen Stammlanden, sein Herz aber befahl er in Goslar zu bestatten.

thum zwischen Elbe und Oder dauernd einzupflanzen, zerstört sei. Tief erschüttert gab der Kaiser nach wenigen Stunden den Geist auf. Papst Viktor und die meisten deutschen Fürsten Deutschlands waren zugegen, als 1056 der gewaltige Mann starb, der den Völkern von der Eider bis zum Tiber, von der Rhone bis zum Bug gebot; in seinem letzten Augenblicke beschwor er sie, die Jugend seines Sohnes zu schützen, und

unter theuren Eiden gelobten das die Fürsten; aber nur zu bald wurde der Schwur von der Selbstsucht und dem Ehrgeiz in Vergessenheit gebracht. Jetzt ist die Pfalz Botsfeld verschwunden, eine Wiese breitet sich an ihrer Stelle aus; der hier allzu früh erfolgte Tod Heinrichs III führt uns von der Blüte des rheinfränkischen Hauses über zu seinem unheilvollen Ausgange.

## Am Familientische.

### Eine unwillkommene Neujahrsbescherung.

(Zum Bilde auf S. 213.)

Das neue Jahr bringt gar manchen Gruß, der seinem Empfänger nicht sehr angenehm ist: neben wärmeren oder kühleren Glückwünschen tritt die Schar der im alten Jahre unbefriedigten Wähler ins Haus; zierlich geschrieben und höflich couvertirt klopfen sie an wie ein anderer harmloser Besuch, aber eingelassen und näher beesehen sind es unwillkommene Gäste, — die Neujahrsrechnungen, die neue Sorgen wachrufen und oft eine ernste Sprache mit dem Gewissen führen. Aber mag man sich bei ihrem Anblick auch zuweilen Vorwürfe zu machen haben wegen dieser oder jener unnützen oder leichtsinnigen Ausgabe, ganz unverschuldet, aber darum um so ärgerlicher kommt eine Mahnung ins Haus, der niemand sich entziehen kann — der Steuerzettel! Wenn man an diesen alljährlich zunehmenden gesetzmäßigen Angriff auf die Börse auch nur denkt, kann man sich sehr lebhaft in die Lage des Bauern auf unserem heutigen Bilde versetzen und wird mit ihm gewiß aufs lebhafteste sympathisieren, soweit es etwa die böse Schadenfreude zuläßt; denn mancher wird mit dem ein wenig böshast grinsenden Boten denken: „Sitzt ihm schon recht, dem reichen Bauern, daß seine harten Thaler aus der Kiste herauspringen müssen!“ wenn er's auch nicht laut werden läßt. Kommt Dir also, lieber Leser, eine ähnliche Neujahrsbescherung ins Haus, so tröste Dich damit, daß es anderen Leuten auch so geht, und nimm es mit so gutem Humor auf, wie ihn Sonderlands Bild gewiß in Dir erweckt.

### Eisernte.

Wenn der Winter Ströme und Seen in Fesseln schlägt und dem Verkehr wie dem Bergnigen neue Wege schafft, dann halten nicht nur die Pächter und Vermietler der für Schlittschuhläufer zierlich hergestellten und sauber gehaltenen Eisbahnen eine reiche Ernte, sondern es wird auch im buchstäblichsten Wortsinn . . . Eis geerntet, seitdem daselbe aus einem Luxusartikel, für den es in früheren Zeiten galt, zu einem Haus- und Gesundheitsbedürfnis und damit zu einem Gegenstande des Handels geworden ist. Bei uns, wie auch in England, wird nun das Eis in sehr einfacher kunstloser Weise eingeeignet — man zerbricht das Eis eines Teiches, fischt die Stücke von der Seite auf, ladet sie auf einen Wagen und fährt sie in die Keller der Konditoreien, Brauereien &c. Mit viel mehr Umständen geht man in Norwegen zu Werke, wo eine Londoner Gesellschaft, die „Wenham Lake Ice Company“, den Oppegaardssee (von ihr Wenham Lake genannt) gepachtet hat und von dort jährlich 40—50,000 Tons nach England importirt, die zu 40—50 Schilling (13 $\frac{1}{2}$ —16 $\frac{3}{4}$  Thlr.) pro Tonne verkauft werden.

Die reichste und zugleich kunstvollste Eisernte wird aber in Amerika gehalten. Der Hudson, der Hauptfluß des Staates New-York, bietet dafür das ergiebigste Feld. Dieser Strom, eine der wichtigsten Wasserstraßen der Vereinigten Staaten, dessen Ufer im Sommer und Herbst zu den lieblichsten Amerikas gehören, ist an einzelnen Stellen über eine Viertelmeile breit — dort wird das Eis eingeeignet, wenn das Wasser ein paar Fuß tief gefroren ist. Wo noch wenige Wochen zuvor prachvolle Dampfboote dahinfliegen, ist nun der Eisfluß in voller Arbeit — das Wasser ist zum Felde geworden, und die Erntezeit für den Eis-händler ist herangekommen. Die Pflugchar besteht aus scharfen Jaden, die eine Art gabelförmiger Säge bilden. Ehe dieses Werkzeug aber seine Arbeit beginnt, muß das Feld dazu bereitet sein; das geschieht durch große Hobel, welche die Oberfläche von dem rauhen Ueberzug, dem Schneeeis vollständig befreien und sie spiegelglatt und eben machen. Dann erst folgt der Eisflug, der nach vorgezeichneten kreuzweis laufenden geraden Linien das ganze Feld in Quadrate von 1—2 Fuß zerteilt. Dies muß mit großer Vorsicht geschehen, denn die Einschnitte dürfen nicht zu tief gehen, weil sonst den Arbeitern nebst ihrem Gespann gar leicht ein kühles Bad zu Theil werden könnte. Die einzelnen Stücke lassen sich hernach leicht von einander trennen; ein schwacher Stoß genügt dazu, dann werden sie mit langen Stangen weiter geschoben, auf Wagen geladen und bis an die Eisniederlage transportirt.

Für solche Eiswürfel wird ein viel besserer Preis bezahlt als für andere Eisstücke, namentlich wenn ihre glänzende Durchsichtigkeit gut erhalten und ihre Oberfläche ganz glatt ist. Deshalb legt man sie in den Eishäusern sehr behutsam übereinander und trennt sie durch eine Lage von Sägespänen von den Brettern, auf welchen sie liegen, um die geringe etwa abfließende Feuchtigkeit aufzufangen und das Schmelzen zu verhüten.

Amerika verbraucht viel mehr Eis, als bisher wenigstens Europa; am größten ist der Bedarf in Kalifornien, das seit der Eröffnung der Pacific-Eisenbahn denselben durch Einfuhr von den Seen der Sierra Nevada deckt, wodurch das Eis so billig geworden ist, daß man das Pfund gegenwärtig dort für  $\frac{1}{2}$  Groschen haben kann. In England ist es ebenfalls den ärmsten Volksklassen zugänglich; und auch bei uns wird es von Jahr zu Jahr in seiner heilsamen Wirkung mehr erkannt und immer weiter verbreitet.

L. H.

### Der Alte an der Wolgaquelle.

Eine Geschichte aus dem weiten Russland.

Wie der Eingeborene Amerikas von seinem Mississippi, der Indier von seinem heiligen Ganges mit kindlicher Verehrung spricht und einen Kranz poetischer Sagen um ihn gewoben hat, so verehrt der Russe seinen großen Strom, seine „vielgeliebte Matuschka Wolga“. Ein phantasiereiches Bild hat er von deren Ursprung entworfen, und mit Herzkopfen und Entzücken folgt er ihrem Laufe. Von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich eine Reihe von Sagen fort, in welchen die Wasser- und Waldnymphen der alten Slaven „Russalka“ eine hervorragende Rolle spielt. Wer den mächtigen Strom zu allen Jahreszeiten befahren und ihn von seiner Quelle bis zur Mündung verfolgt hat, wird unwillkürlich von jenem poetischen Geiste ergriffen und kann den tiefen Eindruck nie vergessen. An der Quelle dieses Stroms nun spielt die folgende Geschichte.

Gart an der nordwestlichen Grenze des Gouvernements Iwer, zwischen dem „Wolchonschen Walde“ und den „Waldaischen Höhen“ dehnt sich eine große Tiefebene aus. Sie zeigt ein unentwirrbares Labyrinth von Landseen und Sümpfen, zwischen denen üppiges Wiesengrün einen freundlichen Anblick gewährt. Der sechszig Werste lange „Seliger See“ ist der größte unter ihnen; er ist äußerst fischreich und sein Wasserstand bleibt sich merkwürdiger Weise seit Jahrhunderten vollkommen gleich. Auf einer nicht unbedeutenden Insel in ihm erhebt sich, kaum drei Zoll höher als das Niveau des Wasserspiegels gelegen, das berühmte Kloster Nily-Pustin, das beim Volke für besonders heilig gilt und mit wahrer Pietät verehrt wird. Im Mai feiert es seinen Heiligen- und Gründungsstag, zu dem aus der ganzen Umgegend pilgernde Fromme herbeiströmen. Die Ceremonien des Festes werden mit den Heiligenbildern in großer Prozession auf dem Wasser gefeiert, und tausende von Bötchen beleben mit ihren Insassen dann im malerischen Bilde den See. Die Mönche sind ihrer Menschenfreundlichkeit wegen sehr beliebt und die Regeln des Klosters nicht so streng, als in anderen wohl der Fall ist. Jeder Besucher wird bewirthet, kein Armer unbeschenkt und ungetröstet entlassen.

Als ich jene Gegend bereiste, hörte ich viel von einem sehr alten Mönche, der überall im Munde des Volkes „Gawrilla Starid“ (Gabriel der Alte) hieß. Mit Enthusiasmus sprach man von ihm, und mit einer heiligen Scheu erwähnte das ohnehin abergläubische Volk seinen Namen. Man dichtete ihm Wunderkraft an, nannte ihn einen Heiligen, dem es vergönnt sei, Kranke und Gebrechene durch Ansehen zu heilen. Er vertrieb böse Geister, Unfrieden aus den Häusern, und Wind und Wetter waren ihm gehorsam. Er verstand die Sprache der Thiere und Vögel. Oft, so hieß es, sei er unsichtbar und berathe sich mit Geistern, und wenn dann der Geist über ihn komme, rede er Worte, deren tiefen Sinn niemand verstehe. Auch schrieb man ihm „ewiges“ Leben zu, und die ältesten Leute erinnerten sich, ihn vor 50 Jahren gerade so gesehen zu haben wie heute.

Derartige Schilderungen reizten meine Neugierde, den Sonderling persönlich kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke mietete ich mir ein Boot und fuhr nach dem Kloster. Dort mußte ich aber leider erfahren, daß Gawrilla schon länger als einen Monat abwesend war. Wohin, wußte niemand.

„Es ist seine Gewohnheit, den Sommer hindurch nach Gefallen herumzuschlendern, und da er der älteste Bewohner des Klosters ist, so läßt man ihn gern gewähren. Er ist 131 Jahre alt, sein Lieblingsaufenthalt sind die Wolgaquellen, wo er, wie er sich ausdrückt, in seinem „Sommerpalais“ wohnt.“

So erzählte mir der Mönch, der mich umherführte, um mir die Alterthümer und Seltenheiten des Klosters zu zeigen. Diese Worte stachelten mein Interesse noch mehr, die Bekanntschaft des Greises zu machen. Die Wolgaquellen kennen zu lernen, war ebenfalls mein lang gehegter Wunsch, um bei der Gelegenheit zugleich auf Wasserwild Jagd zu machen, das hier in der einsamen Gegend ungestört nistete. Mühsam waren die selten betretenen Wege zwischen den weitläufig gelegenen Dörfern zu finden, und ich mußte manchen Umweg machen, um in den oft grundlosen Moosbrüchen nicht zu versinken. Endlich traf ich einen jungen Mann, der sich meinen Streifereien anschloß; doch schon nach einigen Tagen sollte ich ihn wieder verlieren. Mir blieb es somit allein überlassen, in dieser unbekanntem Gegend Weg und Steg zu finden. Nach langem Umherirren festeren Boden findend, kam ich in die Nähe eines aus vierzehn Strohhütten bestehenden Dörfchens „Wolgina-Werschowa“. Hinter ihm erhebt sich ein Hügel, rundum mit alten Inorrigen Früchten bekränzt. Dieser Ort heimelte mich an, und so ermattet und müde ich war, beschloß ich, trotz der brennenden Sonnenhitze der Ruhe im Schatten jenes Waldchens zu genießen. Schon von ferne gewahrte ich zusammengetauert ein menschliches Wesen sitzen,

\*) Vergl. „Der Schwanenjäger“, Jahrg. VIII, S. 383.

und in mir stieg der Gedanke auf, ob ich mich nicht vielleicht im Sommerpalais Gawrilla Starids befände. Ich näherte mich dem Bändchen und dem Alten. Wichtig, es war Gawrilla! Vor freudiger Ueber- raschung grüßte ich ihn nach russischer Art. „Edrawstiwitje!“ (Guten Tag.) Der Greis that, als ob ich nicht da wäre. Nach einer Pause wiederholte ich meinen Gruß etwas lauter. Dieselbe Unbeweglichkeit. Vielleicht ist er wegen seines hohen Alters taub, obschon ich davon nichts vernommen, dachte ich und rief mit erhöhter Stimme:

„Edrawstiwitje, Batuschka!“ (Väterchen.) Wieder ohne Erfolg. „Batuschka ja wam klanischä!“ (Väterchen, ich habe Euch gegrüßt) und berührte mit der linken Hand seine rechte Schulter, indem ich mich über ihn bog und ihm ins Gesicht schaute.

„Blagobaru!“ (Danke) tönte es aus seinem Munde wie Grabes- ton, ohne daß er eine Muskel bewegte.

Erstaunt trat ich nun einen Schritt vor, stellte mich ihm zur Seite und wartete geduldig, bis er ein weiteres Lebenszeichen von sich geben würde. Ich sah mir nun genauer den Mann an. Es war eine hohe Gestalt in langen schwarzen mit weiten Ärmeln versehenen Kloster- gewande. Seine schneeweißen dünnen Haare hingen ihm bis auf die Schultern herab, der starke Bart bis auf die Brust. Die hageren Finger umspannten einen langen Knotenstock, gegen den er sich in ge- buckter Stellung stützte.

Es dauerte eine geraume Zeit, dann hob Gawrilla stillschweigend den Arm und zeigte in die Niederung. Unwillkürlich drehte ich mich dorthin um — aber, was für ein herrliches Panorama lag zu meinen Füßen! Ein unabsehbarer Archipel von grünen Inseln, von schwan- kendem Schilfe umkränzte und von Wasserwild belebte Landseen, Dörfer mit grünbewachsenen Strohdächern in weiter Ferne zerstreut und hier und da ein weißer leuchtender Kirchturm. Wie Silber zogen sich kleine Flüsse in schlängelnden Bindungen durch das schimmernde Grün. Deutlicher standen, soweit das Auge reichte, in unabsehbarer Menge auf den Wiesen, und in nächster Nähe zirpte die Grille ihr monotones Lied. Ein sanftes Säusen, wie Aeolsharfen, zog durch die Wipfel der knorrigen Fichten und das Summen der Bienen tönte um uns, kaum hörbar, wie ein Wiegenlied. Das Ganze war ein ergreifendes Bild. Der Greis hatte recht: Der Ort war ein Sommerpalais für einen Akerlebten Heiligen, der bereits halb dem Himmel angehört!

Ich wendete mich zu ihm und sagte: „Prewoschodnui!“ (erhaben, unergleichlich.) Diese Aeußerung löste seine Zunge:

„Du findest es schön? — Ich bin zufrieden.“

„Wie man mir sagte, ist dies Euer Lieblingsplätzchen, Batuschka?“ erwiderte ich. „Du kennst mich? Ich bin Gawrilla Starid, wie man mich nennt. Und wer bist Du?“

Ich nannte mich und den Zweck meiner Streifereien, und bat ihn, mir zu erklären, was ich beim Volke über den Ursprung der Wolga ver- nommen und wo die eigentliche Quelle sei. Ich glaube, hiermit hatte ich seine schwache Seite berührt, denn er richtete sich kerkengerade in die Höhe, sein Auge glühte von Begeisterung; er zeigte auf die beim Dorfe Wolgina-Berchowa sich befindende Tschassownaja (Kapelle) und sprach in tiefem Tone die abgebrochenen Sätze:

„Dort! Unter der Tschassownaja rieselt eine starke Quelle. Dort hat die Wolga ihren Ursprung. Dort lagerte Russalka, nachdem sie den Wald verlassen, auf schwellendem Moose im Schatten tausend- jähriger Bäume. Ihr langes Haar umwob ein Kranz von duftenden Wachholderzweigen, Schilf- und Wasserrosen. Träumerei'schen Auges blickte sie in die unabsehbare Ferne. Heißer Sommerglut säckelten sanfte Lüfte Kühlung zu. Russalka wollte baden, sie stieß ihren Stab in die Erde, und jene Quelle sprang hervor. Die Nymphe erfrischte sich in dem kühlenden Naß. Eine von Blatt zu Blatt schwebende Libelle begrüßte sie und setzte sich auf ihr Gewand. Sie nahm das blauesamtmene Insekt, liebte es und küßte es; dann warf sie es in die Luft und sprach:

„Dies Bad hat mich erfrischt, drum sei das Wasser ge- segnet. Es werde zum gewaltigen Strom. Führe es mei- nem Gebieter, dem Meereseesgott zu!“

„Die Libelle flog davon. Die Wellen folgten ihr. Wo sie ruhte, sammelten sich die Wasser zu Seen. So entstand der See „Malow-Berchit“. Die Libelle erhob sich weiter, und der See „Wolshoi-Berchit“ dankt sein Dasein ihrer neuen Ruhe. Wo jetzt das Dorf „Kowlowna“ liegt, entstand der See „Sterisch“. Bei seinem Aus- flusse nahm sie den Fluß „Runa“ mit in ihr Gefolge, und darnach bil- dete sich der See „Wisselug“, dann der „Pena“-See, und weiter flatterte die Libelle ohne Ruhe, bis sie ihre Aufgabe im kaspi'schen Meere gelöst hatte. Dies, mein Sohn, sind die Traditionen von den Wolgaquellen, wie sie uns gegeben sind. Sie sind dem Volke heilig und werden unbergänglich bleiben!“

Hiermit schloß der Alte die bis dahin starren Augen, ließ die Hand sinken und setzte sich wieder auf seinen Platz. Er war sichtlich ergriffen; ich nicht minder. Ich schwieg eine geraume Zeit, dann suchte ich noch mehr von dem Greise zu erfahren; aber ich vermochte kein Wort mehr seinen Lippen zu entlocken, und als die Sonne sich bereits zum Unter- gange neigte, verabschiedete ich mich von ihm.

Kurze Zeit darauf fand man eines Morgens Gawrilla unter den Bäumen sitzend, das Gesicht nach den Quellen seiner vielgeliebten Ma- tuschka Wolga gerichtet, sanft und selig entschlafen. Sein Körper wurde nach dem 40 Werke entfernten Kloster Nily-Pustin unter großem Ge- folge des Volkes gebracht und beigelegt. Durch reiche Opfergaben ist seine Grabstätte prächtig geschmückt, und das dahin pilgernde Volk kniet stets andächtig betend an seinem Grabe. A. F. Sommermeyer.

## Zwei Blumen am Wege.

### Die Rose im Staub

Liegt am Boden, arme Rose,  
Eines losen Ruben Raub;  
Blühest, ach, zu bestem Nooie,  
Als zu welken hier im Staube.

Doch der Knabe sah Dich prangen  
Als des Gartens Königin,  
Und er fühlt ein frech Verlangen,  
Brach Dich ab — und warf Dich hin.

Hätt' er fromm Dich heimgetragen,  
Sorgsam Dich ins Glas gesetzt:  
Hätt' st Du noch von Tag zu Tagen  
Dich gelabt und ihn ergötzt.

Hätt' ein Frühlingssturm die Blätter  
Dir zerstreut erbarmungslos:  
Sterben unter Bliz und Wetter  
Ist ein schönes Blumenloos.

Aber hat die holde Sonne  
Darum Deinen Kelch enthillt,  
Gott und Menschen ihn zur Sonne  
Mit dem süßen Duft gefüllt,

Daß Du sollst zur Beute werden  
Eines Ruben kurzer Luft,  
Daß Du schön'd im Staube der Erden  
Dich zertreten lassen muß?

Kommt ein Kind, Dich aufzulesen,  
Doch die Mutter wehrt und spricht:  
„Laß, wer weiß, weß sie gewesen?“  
Und das Kind begehrt Dich nicht.

Gestern hätt' st Du noch mit Ehren  
Einer Fürstin Brust geschmückt,  
Aber heute muß man wehren,  
Daß ein Kind sich nach Dir büdt.

Und warum bei Deinem Loose  
Mir das Herz vor Wehmuth bricht:  
Du in Staube getretene Rose,  
Ach! Du bist die einz'ge nicht!

### Die Lilie im Winkel.

Hier im Winkel hinterm Zaune  
Blühest Du wie ein Aaronsstab;  
Sage, welches Windes Laune,  
Lilie, Dir das Leben gab?

Steht in angebornem Adel  
Hochgewachsen, stolz und schlant,  
Hebt gen Himmel ohne Fadel  
Deine Kelche silberblant.

Brangst, von Schutt und Wust umschlossen,  
Schneeweiß als ein Kind des Lichts,  
Und der Schmutz, dem Du entsprossen,  
Deinem Schmelz benahm er nichts.

Fürstlich auf erhabnem Stengel  
Nagst aus Nessel'n Du empor,  
Wie ein ausgestoßner Engel,  
Der sich in die Welt verlor.

Schöne Lilie, leuchte, reine,  
Wie Du blühest im Winkel da,  
Nahnest Du mich, ach! an Eine,  
Die ich blühen und welken sah.

Aus geringem Stand entsprossen,  
Aber einer Fürstin gleich,  
War das Mädchen aufgeschossen,  
Lilienstlant und lilienbleich.

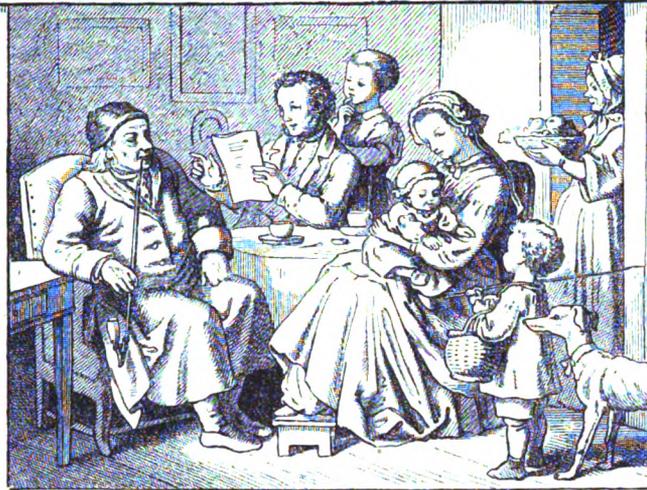
Unter Armuth, Schmutz und Nothheit  
Blieb sie rein und ohne Fehl,  
Still, in unnahbarer Hoheit,  
Fleckenlos an Leib und Seel'.

Dhne Dank und ohne Dünkel  
Schmückte sie ihr niedrig Haus,  
Und dann hauchte sie im Winkel  
Ihre Engelseele aus.

Karl Gerol.

**Inhalt:** Der Drossart von Jehst. Roman aus der Zeit vor hun- dert Jahren. Von George Hesel. — Die „Schnarher“ und „Balger“. Ein Beitrag zur Sittengeschichte unserer Vorfahren. Von G. Pittl. — Lustige Jagd. Gemälde von Siegwald Dahl. — Das Anwachsen Berlins und dessen Gefahren. Mit einem Kärtchen. — Deutsche Kaiserstätten: V. Rheinfrankentz. Von D. Schwebel. Mit 3 Illustr.: Die St. Ulrichskapelle an der Kaiserpfalz zu Goslar. Von B. Graeb jun. — Am Familientische: Eine unwillkommene Neujahrsbescherung. Zu dem Bilde von F. Sonderland. — Eisenste. — Der Alte an der Wolga- quelle. Von A. F. Sommermeyer. — Zwei Blumen am Wege. I. Die Rose im Staub. II. Die Lilie im Winkel. Gedichte von Karl Gerol.

# Dahheim



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 10. Januar 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N<sup>o</sup> 15.

## Der Drossart von Zensf.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Geseffel.

Nachdruck verboten.  
Sef. v. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

### II. Der Weiber Praktika.

„Von der Diele auf die Kammer,  
Auf der Leine gilt die Kammer.“

Es war keine angenehme Zeit für den deutschen Mittel- und Bürgerstand, die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege, die Zeit, in welcher der große Friedrich zwar seine volle Regentenweisheit entfaltete, aber auch langsam zum alten Frige verknöcherte. Die Bildung, welche der Mittelstand hatte, war im Gegensatz gegen die ganz französische Kavalierebildung der höheren Stände ausschließlich eine Universitäts- und Schulbildung, aber sie war in ihrem Wesen doch deutsch und hatte nicht allen Zusammenhang mit dem Volk verloren, wenn auch gelehrte Pedanterie ihren Segen vielfach verkümmerte. Sie war echt konservativ, während die französische Kavalierebildung die höheren Stände, den Adel und die regierenden Klassen wesentlich aufgeklärt und revolutionär gemacht hatte, „philosophisch“ beliebt man das damals zu nennen.

Nun aber begab sich das Ungeheuerliche, daß diese glaubenstosen philosophischen Edelleute und hohen Beamten alles das, woran sie nicht mehr glaubten, was sie unter sich verspotteten und verhöhnten, der Väter Sitten, der Väter Tugenden, der Väter Glauben, mit Gewalt und durch Zwangsmaßregeln erhalten wollten als bequemes Mittel, das Volk zu beherrschen. Zu einem so Ungeheuerlichen mußte man auch ungeheuerliche Maßregeln der Strenge brauchen; ein Arsenal von Strafen und Qualen war zur Hand, und man scheute selbst vor der Todesstrafe nicht, um das zu stützen und zu halten, was man selbst insgeheim verhöhnte.

Es ist das unsterbliche Verdienst des großen Friedrich, daß er allein es wagte, diesen fehlerhaften Zirkel zu durchbrechen, daß er allein den allerdings oft revolutionären, vielfach demokratischen, meist aber sich als notwendig darstellenden neuen Anschauungen offen und ehrlich Körper zu geben versuchte. Gutes und Böses lag untrennbar in allgemeiner Verrottung

zusammen, und zusammen brach beides, Gutes und Böses, unter seiner machtvollen Despotenhand, auf daß die Völker ein neues menschenwürdiges Dasein gewinnen sollten.

Aber nicht sanft hat dem Volke die Hand des großen Königs, sehr fest, oft hart und rauh riß sie an des Daseins warmer stiller Gewohnheit, und die Väter mußten oft schwer leiden, damit die Söhne, die Enkel freie Männer würden.

Auf dem Mittelstande lag die ganze Last, der Druck einer noch immer formell zu Recht bestehenden, mit frevelhafter Anstrengung das Alte, das zur Ungeheuerlichkeit geworden war, aufrecht erhaltenden Aristokratie, so wie der Zwang einer Königsdespotie, die rücksichtslos und unaufhaltsam vorwärts riß. Die Königsdespotie rechtfertigte sich durch die Zukunft, die Aristokratie setzte durch die Verhöhnung ihrer eigenen Maximen selbst das sonst Wohlberechtigte ihres Widerstandes ins Unrecht.

Und selbst in der Kirche fand der Bürgerstand keinen Trost für das wilde Weh, welches so von zwei Seiten auf ihn einstürmte. Der Mißbrauch der Wolffschen Philosophie machte sich ganz rücksichtslos auch auf der Kanzel breit; alle Predigten wurden unerbittlich in mathematischer Methode gehalten, sie wimmelten von Axiomen, Lehrsätzen, Theorien, Definitionen, Distinktionen, Divisionen und haarscharfen Beweisen solcher Dinge, die sich zwar glauben, anschauen und empfinden, niemals aber mathematisch demonstrieren lassen. Wolf hatte sich um Gründlichkeit, Ordnung und Deutlichkeit, gerade weil er vom mathematischen Wissen ausging, große Verdienste erworben, seinen Nachtretern aber kam es darauf weit weniger an, als auf die trostlos dürre Terminologie. Darin freilich konnte der gequälte deutsche Bürgerstand keinen Trost finden.

Ein Theil verknöcherte nach und nach, ein anderer wurde stumpf bei der harten Arbeit des Tages, nur wenige hielten sich aufrecht an dem immer heller hervorgehenden Stern der deutschen Literatur, denn das muß unvergessen bleiben, daß die deutsche Literatur dem deutschen Volke reichte, was

ihm außer dem Brote zum Leben nothwendig, als die in Definitionen ertrunkene und in Rationalismus versimpelte Predigt es nicht mehr vermochte.

Wo aber die Literatur nicht hindrang, da suchten sich schmale Reste des Bürgerstandes den Trost, den sie in der Predigt nicht fanden, in Hausandachten, wie sie der Pächter Türcke in Herford hielt, wie sie hin und her in den Häusern vielfach gehalten wurden und unendlichen Segen gestiftet haben, wenn sie freilich auch oft auf Abwege führten aus Mangel an passender Leitung.

Wenn nun aber die Leute von damals kaum noch etwas für ihr Herz in der Predigt fanden, so gingen sie doch der löblichen Sitte der Väter treu regelmäßig zum Gottesdienste in die Kirche; mag das auch nicht die rechte Art sein, so fehlte doch keiner, weil es sich nicht schickte zu fehlen.

Auch heute, am ersten Sonntage nach Trinitatis, hatten die Herforder mehr Definitionen und Distinktionen über das Evangelium vom reichen Manne und dem armen Lazarus gehört, als ihnen etwa nützlich und nöthig war, aber es war doch das Evangelium, das Wort Gottes gewesen, was sie vernommen, und mit ernster verständiger Haltung kamen sie aus den Kirchen. Die Männer schritten meist schweigend neben einander her und begaben sich zum „Hahnenbaum“ oder zum „Walltroß“ oder in den Rathsteller, um das sonntägliche Krüglein Wein mitsammen zu verzehren, bei gutem Gespräche von Stadtsachen und Gemeindeverwaltung, auch wohl von Neuigkeiten, als Todes- und Unglücksfällen, denn mit politischer Kannegießerei gab man sich damals noch nicht vorwiegend ab.

Die Weiber eilten mit einander plaudernd heim; sie hatten, der frommen Maria ähnlich, die das bessere Theil wählte, zu des Herrn Füßen gesessen, nun galt's, die wirkliche Martha zu zeigen beim Sonntagsbraten daheim.

Für die Kinder aber war's Sonn- und Festtag überall, lauter Jubel, schon weil die liebe Sonne schien.

Unter den aus der Kirche Heimkehrenden ist auch unser Freund Wichmann Trautretter, der Drossart von Zeyst; der finstere, einsame Mann mit dem düsteren Antlitz und dem riesigen Gliederbau lauscht wie neugierig den Aeußerungen des Lebens, das ihn so mächtig umflutete; die Art, wie er zögernd von dem lauten Jubel der Kinder nippt, hat etwas Jungfräuliches und er schämt sich beinahe, daß er die Weiber belauscht, die vor ihm hergehen, obwohl sie so laut sprechen und lachen, daß er gar nicht umhin kann, sie zu hören.

Der Drossart ist freilich ein geborener Herforder, aber er ist in seiner lieben Vaterstadt so fremd wie sein Vater und sein Großvater vor ihm darin fremd gewesen. Wichmann Trautretter I war ein Niederländer und ein Erbbeamter der Herren Prinzen von Oranien gewesen.

Ob nun das Amt und die Würde eines Drossarts von Zeyst sehr vornehm oder nur mittelmäßig gewesen, wir wissen es nicht, jedenfalls haben die Trautretter stets einen großen Werth auf diesen Titel gelegt, und als nach Abgang des hochfürstlichen Hauses Oranien Trautretter seinen Abschied nahm oder erhielt, hatte er Sorge getragen, sich den alten Erbtitel seiner Väter zu sichern.

Damals war einer Fürst-Abtissin von Herford ein Stücklein der großen oranischen Erbschaft zugewallen, die Frau Mutter war wohl eine oranische Erbtochter gewesen; der Drossart von Zeyst hatte den Auftrag übernommen, die Erbschaft zu überbringen. Da nun auch in der alten Kaiserabtei damals ein Mann nicht unwillkommen war, der eine starke Summe in geharnischten Männerbukaten und in Wechselbriefen der hochmögenden Herren Generalkstaaten überbrachte, da dieser Mann ferner sich als ein bescheidener und geschickter Geschäftsträger zeigte, so nahm die Fürst-Abtissin den Drossart von Zeyst in ihre Dienste. Später heirathete der Drossart eine sehr wohlhabende Bürgerwitwe in Herford und kaufte das Giebelhaus in der Lübbelstraße.

Sein Sohn Wichmann Trautretter II war nach seines Vaters Tode natürlich Drossart von Zeyst, studirte aber vorher Jurisprudenz zu Halle; eine besondere Stelle übernahm er nicht, da der Ertrag seiner Grundstücke ihm ein sehr reich-

liches Einkommen brachte. Aber später heirathete er eine schmecke Bürgerstochter, die einzige Erbin eines wohlhabenden Hauses, und brachte so einen recht stattlichen Besitz zusammen. Er fand aber früh seinen Tod in einer Weise, die noch nicht aufgestellt war. Einige vermutheten ein Verbrehen, die meisten nahmen einen unglücklichen Zufall an. Jedenfalls hatte nicht nur der Tod des Mannes allein, sondern auch dessen Art einen sehr betrübenden Einfluß auf dessen Wittve gehabt.

So war denn Wichmann Trautretter III, unser Freund, sehr frühe schon Drossart von Zeyst geworden und gewiß ist's, daß dieser leere Titel den jungen Mann mit mehr Stolz erfüllte, als alle die Acker und Wiesen, die Gärten und Höfe an der Werre, die der alte Türcke seit länger als zwanzig Jahren sehr umsichtig für ihn bewirthschaftete.

Seit jenem Abende, an welchem der Drossart darauf verzichtet hatte, die Türckenrose als seine Geliebte zu betrachten und sich zu zwingen, sie insgeheim anzuschmachten, war er ganz folgerichtig auf den Gedanken gekommen, sie durch ein anderes weibliches Wesen zu ersetzen; um aber ein solches zu finden, fing er zur großen Freude seiner ziemlich zahlreichen Verwandtschaft wieder an, Besuche in den Häusern der Sippen zu machen, was er seit dem Tode seiner Mutter gänzlich unterlassen hatte.

Es versteht sich, daß sich sofort die mütterliche Heirathspelulation mit erneuerter Lebhaftigkeit ihm zuwendete; gewiß lag es nicht an dem Mangel an weiblicher Blüte, denn Trautretter nicht fand, was er suchte, sondern nur an dem wunderlichen Geschmack des jungen Pedanten. Seltsam, seit er nicht mehr gewaltsam sein Sinnen in Liebe auf die Türckenrose wendete, gewann diese desto mehr Reiz in seinen Augen, und wäre der Drossart nicht einer von jenen Hartköpfen gewesen, die, ihrer Behauptung nach, niemals von einem Entschlusse zurückkommen, so hätte es sich ereignen können, daß sein wunderlich Liebessehen sich zum anderen Male auf des Lehmanns schöne Tochter gerichtet hätte.

Wie Trautretter alles pedantisch ordnete, so hatte er sich sofort einen Ueberschlag seiner Verwandtenbesuche gemacht und die Summe derselben also veranschlagt, daß auf jeden Sonntag deren drei kamen.

Für den heutigen Sonntag mußte an die Reihe kommen: Der ehemalige Stadtschreiber Eulogius Larkenspar, der schon ein fast väterlicher Freund seines Vaters gewesen war; die Frau Ruhme Barbara Trögenburgin, geborene Lasterphagen, eine Pfarrerswitwe, welche bei recht gutem Vermögen vom Lande in die Vaterstadt gezogen war und mit vier Söhnen und zwei Töchtern aufmarschirte; endlich Wether Anton Brautlacht, mit dem es merklich rückwärts ging seit seiner Frauertode, obwohl ihm die Schwester die Wirthschaft führte und die Kinder bald perzog und bald mißhandelte.

Ebenfalls ganz pedantisch hatte sich der Drossart schon am Morgen überlegt, in welcher Reihenfolge die Besuche zu machen, nämlich in der Reihe, in welcher sie an seinem Wege von der Münsterkirche nach dem Giebelhause in der Lübbelstraße lagen. Also zuerst Larkenspar in der Mäusefalle, dann die Trögenburgin am Gehrenberge und endlich Wether Brautlacht in der Hückerstraße.

Von diesen Personen und von dieser Reihe wäre Trautretter um keinen Preis abgegangen. Das Haus des gewesenen Stadtschreibers, welches der Drossart zuerst betrat, war nur klein, aber es machte schon im Flur und auf der Treppe den Eindruck des Wohllichen und Wohlerhaltenen. Die Spur der ordnenden und säubernden Frauenhand war ihm breit genug aufgedrückt und die Türckenrose hätte nicht nöthig gehabt, ihr weißes Gesichtchen über die Treppenbrüstung zu neigen und laut zu rufen: „Herr Pathe, hier kommt der Drossart!“ um das Weib, die waltende Hausmacht, zu verrathen.

Der alte Herr Larkenspar wohnte in einer sonnigen Hinterstube, welche sorglich mit Decken und Büchern für die Bedürfnisse des Podagriften wie des Gelehrten ausgestattet war.

„Ei, wie mich das freut, Drossart, daß Er mal wieder nach dem Alten sieht!“ rief der ehemalige Stadtschreiber aus seinem mächtigen Stuhle mit dem Buchbänkchen, an das ihn seine Krankheit fesselte.

Es war ein feines altes Gesicht mit großen klugen braunen Augen, das dem Besuche da entgegen blickte, Heiterkeit lachte von dieser glatten Stirn und ein schelmisch Lächeln spielte um den großen Mund, der noch ziemlich viel Zähne hatte. Dünnes graues Haar zeigte sich unter dem schwarzen Käpplein an den Schläfen, und aus dem Ärmel des weiten schwarzen Sammetrockes kam eine kleine hübsche alte Hand, so eine recht vornehme Gelehrtenhand, grüßend zum Vorschein.

Der Drossart mußte auf einem Sessel Platz nehmen, er mußte eine Thonpfeife anrauchen, wobei ihm Larkenspar Gesellschaft leistete, und aus einem schönen geschliffenen Glase einen alten Franzwein trinken, den ihm der Podagrast, humoristisch sich selbst verspottend, allein überließ.

Für das alles sorgte die Türkenroje schnell und geräuschlos und verschwand dann mit großer Bescheidenheit. Die Blicke des alten Mannes folgten den Bewegungen des jungen Mädchens mit einem Ausdruck, den man leicht als einen verliebten hätte bezeichnen können, der auch so auffallend war, daß der Drossart den Stadtschreiber mit einem großen fragenden Blicke anschaute, als Rosamunde hinausgegangen war.

Die stumme Frage beantwortete Larkenspar mit einem herzlichen Gelächter, welches keine Spur von Verlegenheit hatte, dann sprach er: „Stille, stille, Drossart, bilde Er sich nichts ein, verliebt bin ich nicht, kaum siebzehn sie und ich fast siebzig Jahr, ich bin kein Thor! Aber ich liebe dieses Röslein in der That, und warum sollte ich nicht? Es wird mir so sanft dabei, es ist mir, wie wenn im Winter die Mittagssonne mir auf meinen elenden Fuß scheint; die Gicht sticht sanfter, wenn sie ins Zimmer tritt. Es gibt keine bessere Arznei gegen die Beschwerden des Alters, als die Liebe. Ich werde munter und geprächig, wenn sie mich beklagt. Ihre Schmeicheleien sind doppelt kräftig, weil sie unerwartet sind, ich gefalle mir von neuem, weil ich niemandem mehr zu gefallen glaubte. Dieses Gefallen an mir selbst gibt mir eine neue Seele. Ich verdanke meiner Liebe zu Rosa viel; ich wurde schon geizig, ich mied die Menschen, ich vernachlässigte mein Aeußeres, ich tadelte die Freuden anderer, ich litt mit Ungebuld, schwieg, wenn ich reden konnte, und erzählte, wenn mich niemand hören wollte. Das alles hat sich geändert, die Begierde, ihr zu gefallen, hat mich so aufmerksam gemacht, daß ich die Fehler des Alters vermeide. Ich habe aber meiner liebenswürdigen Freundin noch nie den Mund, ja noch nie die Hand geküßt, ich habe ihr noch nie ein Wort von meiner Liebe gesagt, sie nie durch einen Blick verrathen; ich gedente sie auch durchaus nicht zu heirathen, im Gegentheil, ich habe ihr eine recht anständige Partie ausgesucht; sie soll einen Mündel von mir, den Rettberg, bekommen, der jetzt in Bielefeld ist, der wird ihr hoffentlich gefallen; meine Liebe geht nicht weiter, als sie glücklich zu machen und mein Herz an ihrem Glücke zu weiden. Ich segne mein Alter und meine Gicht, die mir die unverdächtige Freiheit verschafft, meine liebenswürdige Freundin so oft zu sehen, als ich wünsche, und schelte auf meines Mündels Zögern, daß es so lange ausbleibt, um dem guten Kinde das zu sagen, was ich ihm, wenn ich fünfzig Jahre jünger wäre, gern selbst sagte. Was meint Er dazu, Drossart, hat die Liebe des alten Stadtschreibers Seinen Beifall?“

Der Greis hatte sehr lebhaft gesprochen, der junge Trautretter aber war durch diese Mittheilung so überrascht, daß er nur mit Mühe einige zustimmende Worte herausstotterte. Es war das ganz gegen des Lebens pedantischen Gang, nach welchem er überall, wie nach einem Ariadnefaden im Labyrinth, zu greifen gewohnt war.

Der Alte lachte ungeschämt vor sich hin und es klang dem Drossart, als lache er ihn aus. Sie sprachen darauf von einer gelehrten Materie und Trautretter bewunderte das Gedächtniß des alten Larkenspars, sowie die Klarheit seiner Anschauungen und sein Wissen.

Plötzlich fiel es dem Drossart ein, den Stadtschreiber nach den Umständen bei dem Tode seines Vaters zu fragen; er wußte, daß die beiden Männer, obwohl an Jahren sehr verschieden, doch durch eine ernste Freundschaft verbunden gewesen.

Augenblicklich legte der Stadtschreiber die Pfeife fort, und eine Wolke zog über sein feines heiteres Gesicht.

„Ich wollte, Er hätte nicht darnach gefragt, Drossart,“ sprach er nach einer Weile leise und langsam, „was soll ich Ihm sagen? Eines Tages zu Mittag fand man an der Straße nach Minden, nicht fern vom Leichenhause vor dem Lübberthore Seinen Vater todt; das Pferd stand angebunden an einem Baume nicht weit davon, bei dem Leichnam lag ein entladenes Pistol, und das Kaliber der Kugel, welche den Tod herbeigeführt hatte, war das dieses Pistols. Auf den ersten Ansdchein lag ein Selbstmord vor. Aber Sein Vater, Drossart, war bekannt als ein frommer, christlich denkender Mann, er hatte nicht den geringsten Anlaß zum Selbstmorde, er war reich und gesund, war ein glücklicher junger Ehemann und Vater, und dann, wo ist ein Selbstmörder, der, um die Frevelthat auszuführen, auf die offene Landstraße geht? Fast ganz allgemein wurde der Gedanke an Selbstmord verworfen, man nahm einen Unglücksfall an, der freilich auch vielfach unerklärliches und unbegreifliches bietet. Wenige, und ich gehöre zu diesen wenigen, haben an ein Verbrechen gedacht!“

Bis jetzt hatte der Drossart nicht mehr über den Tod seines Vaters vernommen, als er schon wußte, nur die Bemerkung Larkenspars, daß er zu den wenigen gehöre, die ein Verbrechen angenommen, machte ihn aufmerksam, er beugte seine mächtige Gestalt weit über den Tisch und starrte den Greis mit glühenden Augen an.

Es war viel verhaltene Leidenschaft in dem Bedanten.

Kopfschüttelnd fuhr der ehemalige Stadtschreiber fort: „Es ist wohl meine Pflicht, daß ich Ihm das alles mittheile, Drossart, Er hat als Sohn ein Anrecht auf die Geschichte, aber gern thue ich's nicht; nun, ich will Ihm sagen, Seine liebe selige Mutter hat auch an ein Verbrechen geglaubt. Es ist ja jetzt über zwanzig Jahre her, thöricht eigentlich noch davon zu reden, doch wie gesagt, Er hat ein Anrecht auf die Geschichte. Höre Er: Im Winter, bevor sein Vater von Halle an der Saale, wo er studirt hatte, heimkam und Seine Frau Mutter heirathete, war hier ein kaiserlicher Officier, ein Wälscher, Kofredi mit Namen; was der eigentlich hier gewollt hat, weiß man nicht. Er war ein abenteuerlicher Gejell, wenn hier was zu spioniren gewesen wäre, so hätte ich ihn für einen Spion gehalten; übrigens war er ein schöner Mann, wußte gut genug zu reden und ließ viel Geld sehen. Wie viele andere Frauen und Mädchen lernte er bei einem Rathhausballe auch Eure Mutter kennen, hat sie auch wohl später noch öfter gesehen, in allen Ehren versteht sich, und wenn er auch vielleicht einen flüchtigen Eindruck auf Eure Mutter gemacht haben sollte, so verslog der gewiß sofort, als Kapitän Kofredi die Stadt verlassen hatte und kurz nachher Sein Vater ehrenhafte Werbung that. Hier nun hat niemals wieder jemand von Kofredi gehört, aber ich habe in Erfahrung gebracht, daß um die Zeit von Seines Vaters Tode ein verabschiedeter kaiserlicher Officier, der sehr wohl Kofredi gewesen sein kann, mehrere Tage zu Bielefeld in Herberge gelegen hat. Das ist alles, was ich Ihm sagen kann, Drossart; Seine Mutter, obwohl sie sich durchaus keinen Vorwurf zu machen hatte, war doch nicht ohne Zweifel, und diese haben ihr den bitteren Schmerz um den Tod des Gemahls vergiftet.“

Mit einem leichten Seufzer schwieg Larkenspar und rauchte geräuschvoll seine längst ausgegangene Pfeife wieder an; offenbar war ihm der Gegenstand peinlich und um ja nicht wieder darauf zurückgeführt zu werden, erzählte er nun rasch von einer Stiftung, welche der reiche Klingenberg, ein vornehmer Bürger der Stadt, ein Spital für sieben arme Frauen oder Jungfrauen, auf der Freiheit zu errichten beabsichtigte. Dann sprach er von der Sankt Jakobskirche auf dem Kadewig, einem Stadttheile Herfords, und deren langer Sperrung durch den Magistrat kurz vor der Reformation wegen gräulichen Unfugs, den Wallfahrer nach Sankt Jakob von Campostella, die sich hier zu sammeln pflegten, darinnen ausgeübt.

Larkenspar war ein eifriger Herforder Stadtpatriot; er freute sich an der großen Vorzeit seiner Vaterstadt, die nicht immer eine so dunkle Ackerstadt gewesen wie zur Zeit, sondern

einst zu der Hansa gehört und wirklich sich als ein unmittelbares Glied des Reichs behauptet hatte. Zuletzt freilich unglücklich genug, im Kampf mit dem großen Brandenburger. Wenn der Alte übrigens die Aufmerksamkeit des Drossart von seines Vaters Tode ablenken wollte, so schien ihm das ganz wohl gelungen zu sein, denn derselbe nahm lebhaft Theil an dem Erzählten. Aber es schien doch nur so, weil der Drossart seine mächtig aufgeregte Theilnahme pedantisch zwang und unterdrückte, was ihm leichter wurde, weil er einsah, daß er hier doch weiter keine Mittheilung zu erwarten hatte.

Der junge Mann nahm, nachdem er seine Pfeife geraucht und sein Krüglein ausgetrunken, so freundlich und höflich, so ruhig lächelnd Abschied von seinem alten Freunde, als sei eben nur von Herfords alten Geschichten die Rede gewesen und an seines Vaters Tod mit keinem Worte erinnert worden.

Auf der Treppe begegnete der Drossart der wirthlich schaffenden Türkenrose, er blieb vor ihr stehen und sprach mit dem patriarchalischen Wohlwollen des Herrn gegen die Tochter seines Lehmannes: „Man kann Ihr also Glück wünschen, meine liebe Jungfer, zu dem vorhabenden christlichen Ehestande?“

Offen und frei antwortete die Dirne: „Nun ja, da der Pathe Ihn es selbst gesagt hat. Mir ist nicht ganz wohl dabei, wenn ich auch den Herrn Kettberg als einen braven Mann schätze. Ich hätte den Herrn Pathen selbst lieber genommen, ich habe ihm auch hundert Male meine Hand angeboten, wenn sie ihn glücklich machen könne. Er nennt mich aber ein närrisches Mädchen und sagt, er liebe mich viel zu sehr, um mich zur Krücke zu gebrauchen. Nun, ich will, weil er's will, auch den Monsieur Kettberg nehmen; und will der Pathe uns dann sein ganzes Vermögen übertragen und mit uns zusammen leben. Er hat schon unser ganzes Leben geordnet und freut sich wie ein Kind darauf. Mag's kommen, wie Gott will, ich folge dem Willen des Herrn Pathen, da ich ihn nicht anders glücklich machen kann, ich nehme den Monsieur Kettberg, aber er darf nie von mir verlangen, daß ich ihn höher achten soll als den Pathen. Ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich ihn hassen werde, wenn er das von mir verlangt!“

So sprach die Türkenrose, und auch ihre Rede gab dem Drossart so viel zu denken, daß er gerne sofort nach Hause gegangen wäre und die Einsamkeit gesucht hätte, wäre nicht eben die Ordnung gewesen, nach welcher noch zwei Besuche abzufertigen waren.

Der Sklave seiner eigenen pedantischen Anordnungen, schritt der Drossart, den Hut unter dem Arm, mit Stock und Degen, über den Altmarkt, achtete des Rathhauses seiner Vaterstadt nur wenig und stand endlich auf dem Gehrenberg vor dem Hause seiner Ruhme, der Trozenburgin, ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen.

Das Haus war ein altes Steinhaus und mit dem Stadtwappen, dem rothen Balken in silbernem Felde, ausgezeichnet. Hier, in dem sehr geleckten Puzstüblein zu ebener Erde war der Empfang feierlicher und spizer als beim Larkenspar.

„Läßt sich der Herr Cousin Drossart auch wieder mal sehen?“ begann die fette und dickwangige Pfarrerr Wittwe. „Weiß die Ehre zu schätzen; Salome, Sorge für den Herrn Cousin; was das Haus einer armen Wittwe vermag, Drossart! Ei was, Er wird uns doch nicht verachten?“

Der Wein war nicht so gut als der Larkenspars, der Kuchen aber war vorzüglich. Der Drossart beobachtete freilich alle Regeln der etwas weisfälligen Höflichkeit jener Tage, aber er beachtete gar nicht die Cousine, welche ihm Wein und Speise bot. Und doch war das ein sehr ansehnliches Frauenzimmer, stark von Brust und Lenden, schlank und hoch gewachsen, das, wenn auch kein hübsches, so doch ein ganz einsichtiges Antlitz mit tiefen blauen Augen hatte. Leider war dieses Antlitz durch ein sogenanntes Feuermal entstellt, das sich breit über die ganze rechte Wange fast streckte.

Die Frau Pfarrerin sprach sehr viel zum Lobe dieser ihrer ältesten Tochter; leider war der Drossart so zerstreut, daß er nicht einmal die hübsche Geschichte zu würdigen wußte, nach welcher Salome ihrem Brüderchen jeden Abend einen Stein

unter das Kopfkissen legte. War das Brüderchen nun am Tage artig gewesen, so verwandelte sich über Nacht der Stein in einen Apfel; war es aber unartig gewesen, so blieb der Stein unverwandelt.

Vergebens suchte die Tochter ihrer red- und lobseligen Mutter Einhalt zu thun, denn Salome Tugendreich Trozenburg war viel klüger als ihre unbescheiden breite Frau Mutter und wahrscheinlich auch besser, wenigstens sicherlich bescheidener. „Ich bin vom Kopf bis auf die Zeh' Die lust'ge Jungfer Salome!“ sagte Salome Tugendreich von sich selbst, und das war die volle Wahrheit. Lustige lange Weibspersonen sind aber in den meisten Fällen auch sonst nicht unrecht.

Freilich, der junge Drossart hatte schon immer der lustigen Jungfer Salome gefallen, und heute erschien er ihr noch lebenswerther. Dabei war doch kein Unrecht? Zumal da die breite Frau Mutter immer davon sprach, daß sie den Herrn Better heirathen solle und daß der Drossart gewiß eines Tages um sie freien werde.

Unglücklicher Weise versuchte die hochrothe Pfarrfrau heute einen Hauptschlag auszuführen; sie erzählte nämlich, daß ihres seligen Mannes Schwägerin in Bielefeld ihre einzige Tochter an einen Kaufmann verheirathe, da habe die Frau Schwägerin sie gebeten, ihr die Salome zu schicken, damit sie ihr bei der Hochzeit helfe und nach der Hochzeit bei ihr bleibe, damit ihr die Einsamkeit nicht so schwer falle. Sie, die Frau Pfarrerin, trenne sich nun freilich auch sehr schwer von ihrem Ausbund von Tochter, aber wenn die Salome einmal heirathe, so müsse sie sich doch auch von ihr trennen, und eigentlich sei es doch Verwandtenpflicht, die Frau Schwägerin nicht allein zu lassen. Die sehr lange Vitanei schloß dann mit dem Hauptschlage, mit der Frage: „Und was meint Er denn, Herr Better Drossart, soll ich die Salome ziehen lassen oder nicht?“

„Lasse Sie die Salome ziehen in Gottes Namen, Frau Ruhme Trozenburgin!“ lautete die mehr als kühle Antwort.

Die hochrothe und breite Frau Ruhme verfärbte sich, denn das hatte sie nicht erwartet; erwartet hatte sie, der Drossart werde sie beschwören, die Salome nicht ziehen zu lassen, ihn nicht von seinem Engel zu trennen, oder doch so was ähnliches, an das sich dann mit einiger Behaglichkeit eine Werbung anknüpfen lasse.

Die Pfarrfrau sprach in höchster Enttäuschung ein Wort vor sich hin, das wohl wie ein Thiername, aber nicht wie ein schmeichelnder lautete; der Drossart aber hatte gar nicht Acht darauf.

Uebrigens war nicht nur die Pfarrfrau, sondern auch Jungfer Salome sehr enttäuscht. Das arme Mädchen biß die Zähne zusammen und zerdrückte eine Thräne im Auge, leise sagte sie vor sich hin: „Gut, ich will zur Ruhme nach Bielefeld, aber der Drossart muß mit!“

Es war eine energische Herforderin, die sich das nicht so leicht nehmen ließ, was schon als Eigenthum zu betrachten zur süßen Gewohnheit für sie geworden war.

Sehr kühl empfahl sich der Drossart, die Trozenburgin weinte vor Wuth und Wehmuth; Jungfer Salome sang ein Lied, aber sie stieg sehr eilig die Treppe hinauf, und als sie die Thüre ihres Kammerleins hinter sich verriegelt, warf sie sich auf ihr Bett und schluchzte laut.

Der Drossart aber ging, ohne eine Ahnung von dem Jammer zu haben, den er hinter sich ließ, bei dem Gymnasium über die Berre in die Höckerstraße mit ihren schönen Giebelhäusern. Das Gymnasium war der alte Augustinerkonvent; auch in Herford wie in vielen anderen Orten waren die Ordensbrüder Luthers am frühesten der Reformation gefolgt; die Berre aber ist der Hauptstrom Herfords, die Na, ihr Nebenfluß, hat lange das Ansehen nicht.

Sehr widerwillig, nur weil er ein Bedant war, trat Trautretter endlich bei dem Better Anton Brantlacht ein; der war einer der altstädtischen Rathsherrn. Hier fand der junge Mann die Strafe für seine Gleichgültigkeit bei Trozenburgs, denn da der Rathsherr noch beim Wein im Rathskeller saß, so fand er die regierende Frau Schwester allein, die ihn sofort mit ihrem gottlosen Mundwerk aufs größlichste anfiel und



Moxos-Indianer, einen Schwerttanz vor dem Altar ausführend.

Aus Keller-Leuzingers Werk „Som Amazonas und Madetra“.

ihm grausam mitspielte, weil er sich so lange nicht habe sehen lassen.

Demüthig stand der Droffart und ließ den Guß der schmetternden Rede ruhig über sich ergehen; es war ihm, als schmetterten zwei Trompeten zugleich ihm in die Ohren. Die kleine dürre und gelbe Alte mit den rapiden Bewegungen war furchtbar. Sie setzte dem Herrn Better keinen Wein vor, auch nicht einmal mittelmäßigen, sie labte ihn auch nicht mit süßem Kuchen, aber sie fütterte ihn mit Geschichten, so schlecht sie die-

selben nur irgend wußte. Endlich gerieth sie auf einen ähnlichen Plan wie die Mähme Trogenburgin. Ihres Bruders älteste Tochter war reif und fünfundzwanzig Jahre, sie wollte dieselbe gerne los sein aus dem Hause, weil sie ihr zuweilen mit Widerspruch in das absolute Regiment griff. Anne Matild paßte für den Herrn Better, sie war ja eben so alt wie der, sogar noch ein bischen älter, desto besser.

„Was meint Er, Herr Better Droffart,“ so schmetterte plötzlich die Rede, „soll der Bruder die Anne Matild dem Franz

Zarnefanz zum Weibe geben? Es soll auf ihn ankommen, Herr Better Drossart. Der Franz Zarnefanz ist freilich erschrecklich in die Dirne verliebt; nun, Er weiß ja selbst, was für ein schmuckes Frauenzimmer die Anne Matild ist; die Leute sagen immer, sie sei mir wie aus den Augen geschnitten, und ich bin vor etlichen Jahren noch eine Schönheit von Herford gewesen. Na, der Franz Zarnefanz hat freilich das Ellergut, aber es weiß keiner, wie viel seine Schwestern noch darauf stehen haben. Der Jüngste freilich ist der Franz Zarnefanz auch nicht mehr, aber er ist doch sonst ein recht annehmlicher Mann. Aber die Anne Matild will nicht anbeißen, ich weiß nicht, was dem Mädchen seit einiger Zeit im Kopf steckt, weiß Er's vielleicht, Herr Better Drossart? He!"

Ein entsetzliches Lachen folgte.

„Nein, ich weiß es nicht!“ antwortete Trautretter sehr ängstlich.

Er selbst betrachtete es als eine Rettung, daß in diesem Augenblick der Better Rathsherr eintrat, und zwar mit einem kleinen Spitz behaftet. Zugleich erhob sich draußen ein durchdringendes Kindergeschrei, und grimmig schoß die Dame zur Thüre hinaus. Wirklich enttäuscht blickte ihr der Drossart nach, denn er hatte allen Ernstes erwartet, daß hinter diesem Drachen her ein feuriger Streifen hergehen werde.

Rathsherr Brautlacht umarmte den Better sehr zärtlich, zog ihn zu einem Sitze und begann im rührendsten Gewimmer über den Tod seiner guten Seligen zu klagen: „Ach, Herr Better Drossart, Er kann mir's glauben, meine gute Selige stand alle Morgen um fünf Uhr auf, und ehe es sechs schlug, war das ganze Haus ausgeräumt, die Kinder angezogen und das Gefinde bei der Arbeit; im Winter wurde des Morgens schon mehr gesponnen als jetzt im ganzen Jahre. Das Frühstück wurde so nebenbei aus der Hand genommen. Mein Tisch war zur rechten Zeit gedeckt, die Gerichte einfach aber gut bereitet. Ach, wie wenig Zucker brauchte sie zu dem Eingemachten, und wie gut war es trotzdem! Sie machte alle Jahre ein Bitteres für den Magen, dagegen kommt nichts aus der Apo-

thek auf. Im Hollundersaft und im Krausemünzgewasser war sie unübertroffen. Sie hatte auf jedes Stück Holz acht, daß ins Feuer kam. Den Schlüssel zum Keller ließ sie nicht aus ihrer Tasche. Das Holz kaufte sie zur rechten Zeit ein und ließ die Mägde alle Tage zwei Stunden sägen, um ihnen eine heilsame Bewegung zu verschaffen...“

Mit einer etwas weinerlichen, wenn auch oft stockenden Beredsamkeit rühmte der Herr Better Brautlacht die herrlichen Eigenschaften seiner guten seligen Frau und fand sich so behaglich dabei, daß er endlich fröhlich einschloß.

Nun erst war die Rettung für den armen Drossart da, dem nach und nach das entsetzliche Lobgewinsel des Rathsherrn noch unerträglicher vorgekommen war, als das giftige Trompetengegeschmetter der Frau Schwester.

Wie ein Schatten wischte der junge Mann zum Hause hinaus und sah sich noch an der Ecke der Comthureistraße ängstlich um, ob nicht etwa Anne Matild hinter ihm herzöge oder Franz Zarnefanz. Er hätte sich zur Noth in den Comthurhof der Maltheser an der Werre geflüchtet.

Obgleich es gerade Mittag läutete und der Sommer Sonntag es gut meinte mit seiner Glut, so fühlte sich der Drossart doch wahrhaft erquickt durch den Anblick des schattenlosen Neumarktes; dankbar blickte er auf zu dem schiefen Thurm der Kirche Sankt Johannis des Täufers und erinnerte sich, um sich auch durch Belebung patriotischen Stolzes zu kräftigen, daß zu dieser Kirche auch ein sehr ehrwürdiges Kapitel zum heil. Dionysius gehöre und daß in der Kirche das schöne Delbild vom Zinsgroßchen aufgehängt sei. Zum Glück fielen ihm noch die Reliquien vom großen Sachsenherzog Wittekind ein, die in dieser Kirche bewahrt werden, besonders die Feldflasche von Serpentinstein, die Karl der Große seinem lieben Wittekind dedicirte.

So mächtiger Mittel bedurfte es, um den Drossart von den Folgen der Unbill zu befreien, die er in der Höckerstraße erlitten.

(Fortsetzung folgt.)

## Die „Schnarcher“ und „Balger“.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte unsrer Vorfahren. Von **Georg Hiltl**.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.  
Bd. v. 11./VI. 70.

Es ist zu allen Zeiten vielfach darüber geklagt worden, daß fremde Sitte oder Unsitte in das Heimatsland gleich einer Krankheit geschleppt wurde, und so scheint es denn auch, als seien die Gewohnheiten und das Auftreten der Schnarcher und Balger von jenen Reisenden, den Cavaliertouristen und ihren Begleitern nach Deutschland und selbst in unsere Mark verpflanzt worden. Da erweislich Edelleute dem wüsten Treiben sich hingaben, mochten unsere jungen Cavaliere die Renommisterei, das Ueberheben für ein Privilegium des bewaffneten Adels halten. Ein längerer Aufenthalt in Italien und Frankreich verlieh ihnen so zu sagen eine Art von Uebung in jenen rohen Sitten, sie prahlten mit den Erfahrungen.

Es ist hier der Ort, jener Predigt zu gedenken, welche 1604 gehalten ward und eine Schilderung von dem Wesen und Treiben eines Theils der märkischen Edlen gibt. Wenn man diese Rede mit dem so eben angeführten Artikel des Garzonius vergleicht, so muß die Uebereinstimmung des Textes auffallen. Es ist fast, als hätten Prediger und Schriftsteller gemeinschaftlich gearbeitet. Das Treiben der ausrüchigen Personen muß daher im Süden ziemlich dasselbe gewesen sein wie im Norden und in Deutschland. Die betreffende Stelle lautet:

„Wie sich aber heutigen Tages in der letzten Grundjuppen der verdamnten Welt, viel unter denen vom Adel halten und gar selten ihrem hohen adligen Titel genug thun, das darf man nicht lange beweisen. Ich rede hier nicht von frommen Adelspersonen — sondern von denen die man epikurische sichere Weltfinder nennt.“ Der Geistliche sagt dann weiter:

„Das sind solche epikurische Weltfäue, welche Salomo oder Philo im 2. Capitel des Buches der Weisheit beschreibet, die weder nach Gott noch seinem Wort fragen und sich bedünken,

daß die alleine für rechte Edelleute gehalten, werden die da können: Fressen, Sauffen, Martern, Wüthen, Fluchen, Unzucht treiben, sich unflätzig und garstig stellen, ehrbare Matronen und Jungfrauen schänden, Jedermann übel nachreden, viel geloben und wenig halten, groß sprechen und nichts dahinten, die da prangen mit Pferden, Jagdhunden und gottlosen Dirnen, mit närrischer Kleidung. Item: die da viel aufborgen und wenig zahlen, ja noch dazu schnarchen und niemand gut Wort geben oder das Maul gönnen, wenn sie gemahnet werden, sondern sauer aussehen, die Nasen rümpfen, das Maul aufwerfen, das Messer stürzen und die Klinge zuden.

„Haben einen guten, damastnen Muth, das sammetne Hütlein mit der gülbnen Schnur und gülbnen Ecken muß auch recht verdrießlich stehen, und die Hand auf der Wehre in der Seiten — wollen viel besser sein als andre Leute, wissen die Schenkel auszuschnellern wie friesische Hengsts und ist oftmals solchen Gesellen und Junkern ohne Geld eine große, breite Gasse zu enge, einem andern gemeinen Menschen neben sich lassen her zu gehen und möchte wol Jemand zu solchen Gesellen sprechen: lieber Junker nicht zu hoch getreten, die Kleider sind gebeten. Solve quod debes et servato fidem.“

Die Charakteristik ist übereinstimmend mit der, welche Garzonius gibt.

Mit dem Vorschreiten des 17. Jahrhunderts war die Duellsucht, „das Balgen à la Mode“, unter den höheren Ständen sowohl als auch in den Kreisen der Studenten und Soldaten allgemein. Fast jede größere Stadt mußte von dergleichen Kämpfen zu erzählen, seitdem die Handhabung des Rapiers gleich einer Wissenschaft und Kunst gelehrt wurde. Wer bei Grimaldi, Masset oder Heinrich Meyer zu Frankfurt und an-

deren berühmten Meistern die Kunst erlernt hatte, wollte seine Fertigkeit so schnell als möglich beweisen.

In Frankreich, welches bereits den übrigen Ländern den Rang abgelaufen hatte, dessen Sitten und Sprache schon muster-gültig und geläufig waren, nahm die Balgerei und Schnarcherei jene elegante Form und Kleidung an, welche die oberrheinischen Nachbarn von jeher den allerschlimmsten Dingen zu geben wissen.

Während in unserem Vaterlande die Schnarcher und Balger noch unter dem Spottnamen der Markus- oder Lukasbrüder einhergingen, war in Frankreich die Balgerei und das Schnarchen „Roufker“ zu Ehren gekommen. Die Fektkunst, von Jedermann betrieben, ward besonders von den Soldaten des Königs ausgeübt und zwar theilweise ganz nach dem Brauche und in der Anwendung der italienischen PavaZZi oder „Schnarcher“.

Namentlich zeichnete sich dabei das gefürchtete Korps der Musketiery Ludwigs XIII aus. Diese Schar, deren maßlose Ueberhebung und Brutalität eine historische Berühmtheit erlangt hat, bestand aus jüngeren und älteren Edelleuten guter Familien, welche jedoch ein wenig zurückgekommen oder so reich mit Kindern gesegnet waren, daß einige der Sprößlinge schwer standesgemäß zu erziehen sein mochten.

Für diese Glieder der Familie gab es denn kein höheres Ziel als die Aufnahme unter die „Mousquetaires du roi“. Die offenen Stellen waren nicht zu häufig, weil man nur Leute vom besten Adel aufnahm.

Mit langem Degen und leerem Beutel versehen, fanden sich die Aspiranten in Paris ein. Sie wurden — einmal unter jene Schar aufgenommen — in allen ritterlichen Künsten geübt. Die Führung des Degens und des Rosses, die Handhabung des Pistols und Dolches brachte man ihnen bei. Vom Könige besonders beschützt, mit der nöthigen Unverschämtheit ausgestattet, begierig eine gute Stelle zu erringen, welche den herrschenden Geldmangel ausglich, bildeten die Musketiery eine Plage für Paris und dessen bürgerliche Bewohner.

Sie hatten in der That ganz die Manieren der italienischen Schnarcher und Balger, welche aber durch die Casaque des Musketierys veredelt und gedeckt wurden. Gleich jenen suchten sie alle Gelegenheiten auf, wo es galt, die Fektkunst zu zeigen; eine blutige Schlägerei, eine Entführung, welche sie unterstützten, der Sturm auf den Laden eines Gläubigers, der den verschuldeten Kameraden scharf gemahnt hatte, das waren die Zeitvertreibe der zügellosen Kotte. Wie die italienischen Vorbilder hatten sie bestimmte Pfliffe und Rufe; die Organisation verstand sich bei Soldaten von selbst. Wenn sie im Louvre die Wache bezogen hatten, dann glichen dessen Höfe und äußeren Korridore wahren Feldlagern und Fektböden. Ueberall sah man Gruppen von Musketieryn, welche sich mit dem Rappiere übten oder den Dolch handhabten. In den Gängen, auf den Fluren des Palastes lagerten diese gefürchteten Leute, angethan mit dem Waffenschmuck, den Hut mit langer Feder trotzig aufs Ohr gedrückt, mit Klirrsporen an den Stiefeln, die Hände auf den langen Kaufdegen gestützt. Sie räkelten sich auf den sammetenen Bänken und Sesseln, standen nur auf, wenn der König oder ein Prinz von Geblüt oder Herr von Treville, ihr Kapitän, vorüberging. Letzterer, ein Liebling des Königs, wußte jede Gewaltthat seiner Leute zu beschwichtigen. War die Wachtstunde vorüber, dann zogen die abgelösten Kompagnieen — es gab deren sechs — lärmend durch die Gassen. Erschreckt wich jeder ihnen aus, denn die Degen waren sofort blank. Wie die PavaZZi nahmen sie Plätze und Märkte in Beschlag, und den Knebelbart drehend erlaubten sie sich die schamlosesten Wiße über die unbescholtensten Frauen.

Selten verging eine Woche, welche nicht irgend eine Schlägerei mit Degen und Dolch gebracht hätte. Die Bürger von Paris, welche in der Nähe des Louvre, der Musketierykaserne oder des Pré aux clercs wohnten, wurden oft mehrmals des Nachts durch den Ruf „A moi, mousquetaires“ aus den Betten geschreckt. Dann vernahmen sie das Klirr der Degen auf der Gasse, wildes Geschrei ertönte, und nicht selten knallten Schüsse.

Gewöhnlich fanden diese größeren Gefechte zwischen den Musketieryn des Königs und denen des Kardinals statt. Der

Herr Kardinal Mazarin wollte immer Seiner Majestät es gleich thun. Da Ludwig Musketiery hatte — mußte der Kardinal auch dergleichen um sich haben.

Nun war bekanntlich der Herr Kardinal eine sehr unbeliebte Persönlichkeit bei dem jüngeren Hofe sowohl als in der Hauptstadt — die Musketiery des Königs hielten sich daher verpflichtet, diese Mißgunst gegen den Kardinal offen zur Schau zu tragen. Die Musketiery des Kardinals waren daher stets den Angriffen der königlichen ausgefekt. Paris sah in seinen Straßen vollständige Schlachten liefern — man trug verwundete und Todte in die Häuser. Wie die Bürger dabei fortkamen, bedarf keiner näheren Erläuterung.

Einer der Haupttrauerer und Führer bei diesen Kämpfen war der Sieur d'Artagnan — eine Persönlichkeit, welche auch bei uns durch den Roman des älteren Dumas: „Die Musketiery“ hinlänglich bekannt geworden und keineswegs eine bloße Romanfigur ist.

Der seltsame und gefürchtete Mann, später Kapitän der Musketiery, stammte aus dem Hause der Montesquious und hieß eigentlich Charles, Comte de Baaz. Da es Sitte war, den Namen der Familie nicht eher zu führen, als bis man sich durch Thaten desselben werth gemacht, nahm Charles den Namen eines Gutes an, welches der Familie durch Erbschaft zufiel, er nannte sich Artagnan.

Später führte die Familie diesen Namen. Wenngleich in dem Romane vieles erfunden und übertrieben ist, so sind doch genug historische Fakta in Betreff des Sieur d'Artagnan vorhanden. Diese werfen ein helles Licht auf die Zustände. Das Balgen und Raufen gehörte zum guten Ton, und die Sitte, den Gegner durch Schnarchen herauszufordern, hatten die Franzosen von den Italienern übernommen. Musketiery des Kardinals wurden von den königlichen durch Schnarchen herausgefordert. d'Artagnan erzählt: „Lorsque je rencontraï Mr. de Bernajoux je ronflai deux ou trois fois et m'arretai Bernajoux fixa ses pas, m'observa de pied en cap et ronfla aussi contre moi — tout d'un coup nos épées furent tirées.“ Wir finden hier die Ausforderung durch Gegenschnarchen angenommen.

Die Waghalsigkeit d'Artagnans machte ihn in der Folge zum Werkzeuge der gefährlichsten Unternehmungen. Es würde zu weit führen, hier mehr darüber zu sagen. Es sei nur die Arretirung Fouquets erwähnt, den d'Artagnan auf Befehl Ludwigs XIV mitten im Kreise seiner Freunde verhaftete; auch dem berühmten Geheimniß der eisernen Maske scheint der Musketiery nicht fern geblieben zu sein.

Er fiel 1673 bei Maastricht, als er an der Spitze seiner Musketiery die Lunette stürmte. Seine Familie ist stets in königlichen Diensten gewesen. Die meisten haben sich als Soldaten ausgezeichnet, und der Marschall Pierre d'Artagnan hat für Preußen insofern besonderes Interesse, als er es war, welcher in der Schlacht bei Malplaquet die Hanstruppen Ludwigs XIV kommandirte, den preußischen Truppen unter Fink's Oberbefehl sich entgegenwarf und bereits um 8 Uhr morgens dem Kronprinzen von Preußen, nachmaligen Könige Friedrich Wilhelm I gegenüberstand, der an dieser Stelle im Gefecht war und vier Personen an seiner Seite fallen sah. Dem Marschall d'Artagnan wurde das Pferd unter dem Leibe durch preußische Kugeln getödtet.

Lust an blutigen Händeln war auch in unserem Vaterlande der Gegenstand vielfacher Beschwerden, welche selbst unter dem großen Kurfürsten massenhaft einliefen. Die Beispiele, die man in Paris gefunden, mögen auch hier nachtheilig gewirkt haben. Das Balgen der Hofbedienten wurde nachdrücklich bestraft, die Junker gingen dessenungeachtet mit den Degen auf einander und bliesen sich das Lebenslicht aus. Bei Gelegenheit des Begräbnisses des Grafen von Witgenstein entstand eine blutige Schlägerei, weil die Bürger mit Wehr und Waffen dabei waren.

Ohne Zweifel hatten die französischen Refugiés, welche ihre Sitten in die Mark mit hinüberbrachten, keinen geringen Antheil an diesen Ausschreitungen. Sie waren stets bereit, den Degen zu ziehen.

Noch schlimmer wurde es unter Friedrich I., der wegen des fortwährenden Balgens und Raufens das Duellbistt verschärfen und verschiedene Male von den Kanzeln verlesen ließ und endlich zu der härtesten Strafe griff.

Ein Major und ein Kapitän schlugen sich auf offener Gasse mit dem Degen. Der Major, welcher der Angreifer war, fand Mittel, durch die Flucht der Strafe zu entgehen. Kurze Zeit darauf duellirten sich zwei Unterofficiere der Berliner Garnison. Beide Kämpfer blieben auf dem Platze, aber an den Körpern der Duellanten wurden die schrecklichen Strafen der Entehung vollzogen.

Der Sergeant, ein Mann von sechzig Jahren, soll noch lebend an den Galgen gehängt worden sein. Des anderen Duellanten Körper, der schon einige Zeit im Sarge gelegen, mußte der Henker unter den Galgen schleppen.

Dort ward ihm das Sterbehemde ausgezogen und das blutige Hemd, in welchem er erstochen, angelegt. Die Brust des Leichnams ward entblößt und derselbe neben dem schon Gehängten dergestalt aufgeknapft, daß beide Leichen einander die Gesichter zuwendeten. Das Gräßliche der Exekution läßt darauf schließen, daß der sonst so gutmüthige Kurfürst — der Vorfall geschah noch 1689 — wohl durch die überhandnehmende Raufsucht zum Keufersten getrieben worden war und nur durch so furchtbare Bestrafung eine Besserung der Zustände möglich hielt; Rauf- und Händelsucht drohten die Disciplin zu erschüttern.

König Friedrich Wilhelm I. ging wider die Balger und Käufer ebenfalls strenge vor. Eins der tragischsten Ereignisse ist die blutige Balgerei — man kann sie nicht Duell nennen — welche zwischen den Brüdern von Reindorff stattfand. Eine Streitigkeit wegen der Erbschaft brachte die Brüder in heftigen Zwist, welcher damit endete, daß der ältere Reindorff, Major in dänischen Diensten, seinem Bruder den Degen durch die Hand rannte; der Bewundete starb an dieser Verletzung. Der König blieb trotz aller Vorstellungen unerbittlich. Das von König geleitete Kriegsgericht verurtheilte Reindorff zum Tode. Der König bestätigte das Urtheil, welches durch den Henker auf dem neuen Markte vollzogen ward. Der Verurtheilte und dessen hochschwängere Frau sehnten umsonst die Gnade an. Ersterer hatte

sogar in einem rührenden Gedichte um Gnade gebeten, weshalb der König auf das Gesuch abschlägig bescheidend an den Rand schrieb:

Brudermord und Blutvergießen  
Muß man mit dem Tode büßen.

Excesse der Rauflustigen lassen sich bis in die neueste Zeit nachweisen, aber die organisirte Balgerei konnte vor der wachsenden Kraft des Gesetzes und seiner Vertreter, vor der mächtig aufstrebenden Bildung nicht bestehen. Ueberhebung der Soldaten und deren Officiere mußten aber selbst unter dem Scepter des großen Friedrich die Bürger Berlins noch empfinden; allein der König strafte die Thäter sofort. Ein Parolebefehl d. d. 12. Oktober 1752 lautet:

„Das Gouvernement läßt bitten, daß die Regimenter ihren Offiziers, Unteroffiziers und Gemeine befehlen, daß sie keinen Bürger schlagen, widrigenfalls es an den König gemeldet und sie davor bestraft werden. Es wird darum erinnert, weil ein Fähnrich vom Meuringschen Regiment hierwider gehandelt und davor scharf angesehen wird.“  
Und 29. Mai 1780 heißt es:

„Der Herr Gouverneur läßt befehlen, daß die Herrn Offiziers nicht gleich den Stock gebrauchen und ihr eigener Richter sein, sie möchten Exempel an den Fähnrich von Somniz nehmen.“

der bereits im Arreste saß. Spuren der Ausartung und eines mehr als freien Lebens der Officiere finden sich bis in die Zeit der letzten Lebensjahre des Königs. Beweise dafür sind wohl zwei Neujahrswünsche, welche der König seinen Officiern sendet, die er sonst als Soldaten mit vollem Rechte hoch hielt:

Am 31. December 1781:

„Ihro Majestät der König lassen alle Herrn Offiziers zum neuen Jahre gratuliren und die nicht so sind wie sie sein sollten, möchten sich bessern.“

Und am 2. Januar 1783:

„Ihro Majestät der König lassen allen guten Herrn Offiziers vielmals zum neuen Jahren gratuliren und wünschen, daß sich die Uebrigen so betragen, daß Sie ihnen künftig auch gratuliren können.“

## Tom Amazonenstrom und Madeira.

(Zu dem Bilde auf S. 229.)

Der Leser stelle sich ein Land mehr als doppelt so groß wie das deutsche Reich vor. Dieses Land strotzt förmlich von Schätzen aller Art; es hat Gold und Silber, es hat Kautschuk in unererschöpflicher Fülle, seine wunderbaren Wälder liefern die köstlichsten Drogen, darunter die unentbehrliche, heilkräftige Chinarinde; auf den weiten Grasebenen weidet das Vieh in zahllosen Herden, Baumwolle gedeiht wild, Talg, Wolle, Zucker, Fische, alles liefert dieses Land gleichsam ohne Arbeit des Menschen, der nur hinzugreifen braucht, um die Schätze, die der gütige Boden ihm liefert, aufzuheben. Doch dieses herrliche Land kann mit all seinen Reichthümern nichts beginnen, denn ihm fehlen die Absatzwege, um sie in den Welthandel zu bringen. Auf der einen Seite nach dem Meere zu liegt eine ungeheure Gebirgskranke mit Pässen, deren niedrigster den Mont Blanc noch an Höhe übertrifft, und auf der andern Seite, wo ein wunderbares, wasserreiches Stromsystem sich entwickelt, ist der Hauptfluß durch eine viele Meilen lange Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen für die Schifffahrt förmlich gesperrt. Dieses Land ist die südamerikanische Republik Bolivia, die somit einem kräftigen Körper gleicht, dem die Arme fehlen. Mühsam schleppt man die Waaren über die Kordillieren nach dem Stillen Ocean, wo sie weit über 100 Tage gebrauchen, um die Südspitze Amerikas umsegelnd, nach Europa zu gelangen. Könnte aber die Wasserstraße des herrlichen Madeirastromes benutzt werden, die in den riesigsten aller Flüsse, den Amazonas, mündet, dann würde man mit Dampf in etwa 30 Tagen nach Europa gelangen können. Welch ein Umschwung müßte sich dann vollziehen, all die erwähnten Produkte strömten massenhaft auf den Markt, ungeahnte Reichthümer würden flüßig,

ein Riesensfeld für die Spekulation erschloße sich! Aber dieser Flußschifffahrt treten hindernd die erwähnten Katastrate und Stromschnellen entgegen. Da tauchte der Gedanke auf: wie, wenn wir sie durch eine Eisenbahn umgingen, zu deren Endpunkten die reich beladenen Dampfer hinsteuerten? Freilich, eine solche Bahn, fern von allen Kulturmitteln, mitten im Urwalde angelegt, da wo heute nur wilde Indianerhorden, der Jagd und dem Fischefang obliegend, umherstreifen, sie müßte große Schwierigkeiten darbieten! Doch gelang nicht die Panamabahn, wurde die Landenge von Suez nicht durchstochen? So ging man denn auch hier ans Werk, und augenblicklich ist an der Grenze zwischen Bolivia und Brasilien die Mamoré-Madeira-Eisenbahn im Bau begriffen.

Wie aber bei uns vor jedem Bahnbau das Terrain genau untersucht und vermessen werden muß, so ist es auch dort der Fall gewesen, und im Jahre 1869 erhielten zwei deutsche Ingenieure, Vater und Sohn, Joseph und Franz Keller, von der brasilianischen Regierung den Auftrag, die Stromschnellen des oberen Madeiraflusses genau zu untersuchen. Der Madeira ist freilich nur ein (rechter) Nebenfluß des Amazonas, der mit einem „Ocean im Lande“ verglichen wurde. Aber was für ein Nebenfluß! An Majestät und Wasserfülle steht er unsern europäischen Hauptströmen gleich oder er übertrifft sie noch, nur führt er fortwährend durch ungeheure Ebenen, die mit undurchdringlichem Urwalde bestanden sind. Städte liegen an diesem Strome nicht und nur selten begegnet der Reisende in seinen Einöden einem umherirrenden Indianer.

Die deutschen Ingenieure haben ihre schwierige Aufgabe glänzend gelöst und außer ihren speziell technischen Arbeiten

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

noch ein Werk geliefert, das der deutschen Reiseliteratur als Prachtwerk ersten Ranges zur hohen Zierde gereicht.\*) Franz Keller-Leuzinger, der Sohn, dessen energische, männliche Gesichtszüge uns das Titelbild des Buches vorführt, ist nicht nur in seinem Fache bewandert, sondern auch ein vortrefflicher Beobachter, ein gewandter Schriftsteller und ein tüchtiger Zeichner, wie die schönen von ihm selbst auf Holz gezeichneten Illustrationen des Werkes beweisen.

Versuchen wir es, an der Hand des Buches einen Ueberblick der an Abenteuer und Gefahren reichen Reise zu geben. Zu Manaus, einem Stromhafen am Amazonasstrome, wurde unter vielen Schwierigkeiten die Expedition ausgerüstet. Den beiden Deutschen schloß sich noch ein junger abenteuernder Landsmann an, sie nahmen Segelmacher, Schiffszimmermann, Büchsenspanner und 80 Moxosindianer (aus Bolivia) als Besatzung ihrer sieben Kanoes mit, von denen das größte 16 Ruder führte. Da sie ganz auf sich angewiesen waren und auf keinerlei Hilfe in den nur von menschenfressenden Indianern durchschwimmten Urwäldern rechnen durften, so wurden Lebensmittel für vier Monate, Handwerkszeug zum Bau von Kanoes, Tauwerk, Zelte, Waffen, Arzneimittel und Geschenke für die wilden und halbwild-Indianer mitgenommen.

So ausgerüstet trat die Expedition ihre Fahrt Madeira aufwärts an, von dessen Ufervegetation und Thierleben Keller uns in Wort und Bild höchst malerische Schilderungen entwirft. „Todtenstille ruht auf der spiegelglatten, in der Mittagssonne flimmernden Wasseroberfläche; dicht geschlossen erhebt sich, soweit das Auge reicht, zu beiden Seiten die grüne Wand der Urwaldvegetation, um so gleichmäßiger in Form und Farbe, als bei den gewaltigen Entfernungen die Einzelheiten verschwinden und nirgends auch nur der kleinste Hügel die feinzackige Linie des Horizonts unterbricht; darüber das weite tiefdunkle bedeckte Firmament und als Vordergrund des unvergeßlichen Bildes schlank Palmen, orchideenbeladene halbtenturzelte Stämme, und über das unterspülte Ufer mit seinen hellleuchtenden Erdrutsch bis in die trübe Flut lang herabhängenden Lianen: das ist auf mehr als 100 geographische Meilen der Charakter des untern Madeira in all seiner wilden Großartigkeit und majestätischen Ruhe.“

Aber Jagd und Fischfang bringen Abwechslung in das ewige Einerlei dieser Urwaldscenerie. Bald ist es der Alligator, der von den Indianern in einer Schlinge gefangen wird und ans Ufer gezogen unter Weilhieben verendet, bald der Riesenfisch des Stromes, der 12 Fuß lange Pirarucu, welcher erlegt wird und den Leuten Speise liefert. Das moschusbustende Fleisch des ersteren rivalisirt an Zähigkeit mit dem Kautschuk, dagegen ist Schildkrötensuppe vorzüglich; sie bildet das Alltagsgericht und Toujours perdrix! ist die Unterschrift eines Bildes, das uns das Zubereiten dieser köstlichen Speise vorführt. Die Masse der Schildkröten am Madeira und Amazonas ist ge-

radezu ungeheuer. An gewissen Stellen legen im September die stromaufwärts ziehenden Thiere ihre Eier in den Sand, und zu dieser Zeit finden sich die Kautschuksammler, Fischer und Indianer ein, um die Eier zu suchen und ein ranzig schmeckendes Del daraus zu gewinnen. Keller berechnet, daß vier Millionen Eier allein an einer Stelle jährlich verwüftet werden, um 2000 Krüge Del damit zu füllen. Bei diesem Verfahren nimmt das nützliche Thier allmählich ab, und seine Schonung ist dringend zu empfehlen. Mit der Eiervernichtung hört der Krieg gegen die Schildkröte aber keineswegs auf; sind die noch übrigen Eier ausgebrütet, so kommen die Jäger zurück, um ganze Ladungen junger Schildkröten zu holen, und auch die Alligatoren verspeisen sie in zahlloser Menge.

Wie unendlich reich ist hier die Natur — wie armselig dagegen bei uns! So müssen wir unwillkürlich beim Durchlesen jeder Seite ausrufen. Das froht alles, das quillt uns massenhaft entgegen im Thier- und im Pflanzenreiche von ungehobenen Schätzen. Kolossal, alles Dagewesene übertreffend, nur in Superlativen zu schildern, erscheint der Fischreichtum jener Ströme. Agassiz fand auf einer noch nicht 6 Monate

dauernden Reise im Amazonas 2000 verschiedene Fischarten, mehr als aus dem großen atlantischen Ocean von einem Pole zum anderen bekannt sind. Was jene Summe besagen will, erkennt man daraus, daß alle Flüsse Europas, vom Tajo bis zur Wolga, nur 150 Fischarten führen. Dagegen fehlen unsere Hausthiere, das Rind, das Schaf, die Ziege dort, kein Mensch züchtet sie und von den einheimischen Thieren würde höchstens die Anta, der Tapir, sich zur Zähmung eignen. Der Tapir ist das edelste



Kopf des schwimmenden, von Hunden verfolgten Tapir.

und am eifrigsten gejagte Wild jener Regionen. Er ist ein Elefant im kleinen, der sehr häufig im Urwald an den Flüssen, doch niemals in Herden vorkommt. Im undurchdringlichen Dickicht der Bambusarten, unter dem Fiederdache schlanker Baumfarnen liebt er am Strom sein Lager aufzuschlagen. Mit dem ersten Morgen grauen schreitet er auf tief ausgetretenem Pfade grabitatisch nach dem Flusse. Er schwimmt und taucht mit erstaunlicher Fertigkeit, wo er sich vor den Jägern und Hunden am sichersten weiß. Doch er rennt in sein Verderben, denn lautlos unter überhängendem Buschwerk verborgen, lauert der Jäger im leichten Kanoe, die schußbereite Waffe zur Hand. Meistens aber wird das schnaubende, sein kräftiges Gebiß zeigende Thier von den wüthend klaffenden Hunden umringt, überholt und mit dem Waldmesser oder der Pistole erlegt. Junge Tapire werden zahm wie Hunde, und Keller sah alte, völlig gezähmte, auf denen Negerknaben in den Straßen der Städte umherritten.

Wohl das werthvollste Produkt der Wälder ist das Federharz, der Kautschuk. Wie unendlich hat sich nicht die Kautschukindustrie gehoben, was wird nicht alles aus dem merkwürdigen Stoffe bereitet! Er umkleidet die Telegraphendrähte, dient bei der Saugflasche der Kinder, liefert uns Regenröcke, findet bei den Gasleitungen Anwendung, wird zu Spielzeug, zum Gummischuh und chirurgischen Instrumenten benutzt — kurz er kann zu allem verwandt werden. Fortwährend steigt er im Preise, und doch liefert das Amazonasstromgebiet 13 Millionen Pfund jährlich in den Handel.

\*) Vom Amazonas und Madeira. Skizzen und Beschreibungen aus dem Tagebuche einer Explorationsreise von Franz Keller-Leuzinger. Mit zahlreichen Illustrationen. Stuttgart, Kröner 1874.

Nach langer Fahrt wurde Mitte Juli die erste Stromschnelle, jene von St. Antonio erreicht, und nun mußten die Canoes ausgeladen und über die Felsenriffe geschafft werden, eine mühsame Arbeit, die über 14 Tage in Anspruch nimmt, ehe die oberste Schnelle, jene von Guajara merin, erreicht ist. Dabei wurde auch der majestätische Theotoniwasserfall passiert, dessen Brausen und Nebel weithin erkennbar sind. Während nun die Vermessung der Stromschnellen und des Flußlaufes durch unsre Landsleute stattfand, sie von Klippe zu Klippe kletterten, machten sie eine höchst merkwürdige Entdeckung. Viele der Felsen enthielten nämlich hieroglyphische, mit großer Geduld und Mühe eingehauene Zeichen, die sicher eine Art Schrift darstellen. Das Volk, welches diese Zeichen hier anbrachte, deren Sinn und Bedeutung wir nicht zu enträthseln vermögen, kannte kein Eisen, das ja erst durch die Europäer nach Amerika gebracht wurde. Es mußte die tief eingearbeiteten Zeichen mit anderen Steinen mühsam herauschleifen — wer aber dieses that, darüber können wir nicht einmal Vermuthungen anstellen, und so stehen wir hier vor einem Mysterium, wie vor den verwandten Zeichen, die Humboldt am Drinoco fand. Von den heutigen wilden Indianern des Madeira rühren die Zeichen aber sicher nicht her.

Ganz besonders interessant sind Kellers Schilderungen von seinem Zusammentreffen mit den wilden Caripunaz-Indianern, mit denen sich ein freundlicher Verkehr entspann, die ihre Waffen, ihren Feder Schmuck gegen Perlen, Spiegel, Kämme, Angelhaken, Messer austauschten. Es ist ein wildes, auf der tiefsten Stufe der Gesittung im Urwald lebendes Indianervolk, das seine Todten in großen irdenen Töpfen (Tgacabas) in seinen Hütten begräbt, und zufällig entdeckte Keller, daß er auf einem solchen Grabe saß! Wir können auf Einzelheiten bei diesem interessanten Naturvolke nicht eingehen und bemerken nur noch, was in beherzigenswerther Weise der Verfasser über das Aussterben der Indianer in Brasilien anführt. Ihr Schicksal ist besiegelt; sie sterben dahin, zum großen Theil auch durch die Schuld der Weißen, die sie auf grauenvolle Art auszurotten. Edelmut, Heroentugend bei den Indianern kennt aber nur ein Romanschreiber, diese Eigenschaften existiren bei ihnen nicht, sie sind im allgemeinen indolent, lügenhaft, sinnlich und müssen weißen Ansiedlern Platz machen. „Seine Besitztitel als Autochthone, so gewichtig sie seinem eignen kindischen Geiste auch erscheinen mögen, können vor dem Forum einer großartigen Weltanschauung nicht bestehen, und außerdem möchte ich an jene allzu sentimentalen Gemüther die Frage richten, ob denn das häusliche Glück einer arbeitsamen Bauernfamilie, die sich im Schweiß des Angesichts in der neuen Welt eine zweite Heimat gründet, doch nicht mehr werth sei, als das wilde Behagen einer durch deren Ansiedelung in ihrem Treiben gestörten Indianerhorde. Allerdings soll, um ein gänzlich Verdrängen des beharrlich widerstrebenden Naturvolks rechtfertigen zu können, auch wirklich eine höhere Kultur, Ackerbau und Industrie an die Stelle des wilden Naturlebens treter, jollen die vergrabenen Schätze eines solchen Landes in einer Weise aus-

genutzt werden, daß der gesammten Menschheit Vortheile daraus erwachsen.“ Jenseit der Stromschnellen, denen entlang nun der unternehmende amerikanische Oberst Church die Eisenbahn zu bauen begonnen hat, betraten unsre Reisenden bolivianischen Boden; sie kamen wieder unter Menschen, sie fanden weite mit glänzenden Rinderherden bedeckte Grassteppen, wilde Baumwollfelder, Cacaopflanzungen. Sie waren in das Gebiet der Indianermissionen Exaltacion und Trinidad eingetreten, die einst von den Jesuiten gegründet wurden. So viel an den Jesuiten auszusetzen ist und wie manchen Tadel auch die Art und Weise verdient, wie sie das Missionswerk betrieben — hier gibt es lobenswerthe Seiten genug, und Keller gesteht ihnen diese auch zu. Sie haben gebaut, das Volk gesammelt, sesshaft gemacht, in ihrer Weise civilisirt. Jene Jesuitenpatres und Franziskanermönche, die vor 200 Jahren schon in die Einöden am Mamoré gelangten und das Christenthum unter die wilden Indianer trugen, waren energische, tüchtige Männer, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckten und denen wir Anerkennung nicht versagen dürfen. Ihr Eifer, ihre Selbstverleugnung, ihre Lebensverachtung haben ganz außerordentliche Resultate erlangt. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der erste Jesuit, der in den Osten Bolivias einbrang, von den Indianern sofort erschlagen wurde. Ein zweiter folgte ihm und verlor gleichfalls sein Leben, aber trotzdem zögerte ein dritter Pater nicht, wieder nach der Schreckensstätte vorzudringen. Da waren die Indianer vor Staunen starr: in ihren Augen waren alle drei nur eine und dieselbe Person; es war die gleiche Kleidung, dieselbe Haltung und Erscheinung, die stets wiederkehrte. Offenbar brachte es kein Glück, den unsterblichen Fremden zu tödten, sie hielten Rath, erklärten ihn für eine Gottheit, sammelten sich um ihn und unterwarfen sich seiner Herrschaft. Freilich, die Jesuiten wurden vertrieben, aber die Christianisirung der Indianer blieb; in 15 Orten, ehemaligen Missionen, sind heute 30,000 Indianer katholische Christen, wiewohl sich nicht leugnen läßt, daß das Christenthum bei ihnen nicht tief gedrungen ist und meist in äußerlichen Dingen besteht. Die Prozessionen und Feste werden mit prachtvollem Schaugepräge gefeiert, und manch alter heidnischer Gebrauch mischt sich dabei ein. In Exaltacion sah Keller am Kirchweihfeste ein Duzend Schwerttänzer (Macheteiros) mit dem phantastischen Kopfsputz aus den langen Schwanzfedern der Araras und goldrothem Flaum von Lufanbrüsten auf den glänzend weißen Hemden, klappernde Hirschklauen an den Knöcheln und ein breites Schwert in der Hand haltend, psalmirend von Kreuz zu Kreuz ziehen. Hier sowohl, wie auch vor den Altären der Kirche wurden dann von den Kriegerern allegorische Tänze ausgeführt, welche offenbar die Unterwerfung dieser Indianer und deren Uebertritt zum Christenthum versinnbildlichen sollten. Nachdem der Macheteiro vor den Stufen des Altars seinen kriegerischen Tanz unter obligatem Schwingen seiner Waffe ausgeführt, legte er diese, als er endlich erhitzt und schweißtriefend unter vielen Kniebeugungen herangetreten, sammt seinem wilden Kopfsputz zu den Füßen des Kreuzifixes nieder. Richard Andree.



## Die Photographie im Dienste der Kriminalpolizei.

Nachdruck verboten.  
Wef. v. 11. VI. 70.

(Zu dem Bilde auf S. 237.)

Bevor das laufende Jahrhundert uns das Lichtbild geschaffen, jah es mit der Feststellung der Persönlichkeit eines Verbrechers, der sich beharrlich weigerte, seinen Namen und seine Herkunft anzugeben, eben so wie mit der Verfolgung des Flüchtlings gar traurig aus. Es blieb damals nichts anderes übrig, als zu einer möglichst genauen Personalbeschreibung seine Zuflucht zu nehmen, diese durch die Zeitungen zu veröffentlichen und abzuwarten, was kommen würde. In den meisten Fällen kam gar nichts; die Steckbriefe geriethen selbst bei den Behörden, wenn nicht Name und Herkunft des Verbrechers angegeben waren, in Mißkredit, und die Verbrecher selbst fürchteten sich vor denselben sehr wenig, weil sie wußten, daß die Beamten die zahllosen Steckbriefe nicht im Kopfe behalten konnten und die Personalbeschreibungen meist so allgemeiner Natur waren, daß sie auf Hunderte von Personen paßten, zumal wenn die Rubrik „besondere Kennzeichen“ ein Blatt trug.

Seitdem die Photographie, welche trotz abgehackener oder gewachsener Härte, einzelne hervorragende Fälle abgerechnet, den Totalausdruck der Physiognomie getreulich zur Anschauung bringt, in den Dienst der Kriminalpolizei getreten, seitdem Kladderadatsch und andere Blätter in vielen Tausenden von Exemplaren nicht nur über den ganzen Continent, sondern auch jenseits des Meeres verbreitet sind und von Millionen Menschen gelesen werden, seitdem der Holzstock jener Blätter die Photographie bis in die kleinsten Details wiederzugeben vermag, seitdem endlich in den letzten dreißig Jahren Konventionen fast aller gebildeter Nationen auf Auslieferung schwerer Verbrecher bestehen, hat die Kriminalpolizei in der photographischen Verfolgung den wirksamsten Bundesgenossen erhalten.

Bevor wir auf unser Thema näher eingehen und an praktischen Beispielen den hohen Nutzen der photographischen Verfolgung erläutern, sei nachfolgende kurze Bemerkung gestattet.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß selbst bei gelungenen Photographien die Urtheile der Beschauer über die Frage der Treue des Bildes auseinandergehen. Der Grund dieser Abweichung liegt einzig und allein in der individuellen Auffassung des Urbildes. Von Familienmitgliedern, mit denen man täglich im unausgesetzten körperlichen und geistigen Rapport steht, bildet sich ein ganz anderes bestimmtes körperliches und geistiges Bild heran als von Personen, die man nur flüchtig gesehen. So ist bei den ersteren der Anspruch an die Reproduktion der Gesichtszüge durch das Bild ein weit höherer und strengerer, eben weil man in dem Bilde nicht nur das physische, sondern auch das wohlbekannte psychische Leben der Person verkörpert haben will. Diese Verschiedenheit der Auffassung der Treue des Bildes und somit der Identität der Person bringt für den Richter und den Kriminalpolizeibeamten häufig die erheblichsten Skrupel mit sich und man darf ja nicht glauben, daß die Photographie in allen Fällen ihren Zweck erfüllt. Die Zweifel kommen dann am häufigsten vor, wenn der Beamte die Physiognomie eines ihm bisher ganz unbekanntem Menschen mit dem Bilde vergleichen soll, abgesehen von den natürlichen sich häufig ereignenden Umständen, daß die Photographie vor längerer Zeit aufgenommen und die Gesichtszüge des Urbildes sich verändert haben. Denn niemand in der Welt verändert seinen Gesichtsausdruck schneller und rapider als der gemeine Verbrecher von Profession, und zwar ganz gleichgültig ob in der Freiheit oder in der Haft. In ersterer ist es die Bahn des Lasters und der Sünde, die er täglich durchwandert, der Kampf mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, der Mangel an Ruhe, die Furcht vor der Strafe; in letzterer dagegen die gänzlich veränderte Lebensweise, die dumpfe Gefängnißluft und häufig die Resignation in sein Schicksal, die einen total veränderten Gesichtsausdruck in kürzester Zeit hervorrufen.

Vor wenigen Jahren wurde bei dem Gerichte in C. ein junger Mensch im Alter von einigen zwanzig Jahren eingebracht, der eines schweren Raubmordes verdächtig war. So jung er war, so verstockt war er. Bei seiner ersten Vernehmung

nannte er sich Lorenz, wollte Schneidergeselle und in einer kleinen Stadt in Hinterpommern heimlich sein. Die Nachforschungen ergaben, daß er gelogen. Nachdem er eine Weile bei seiner ersten Behauptung verblieben, änderte er seine Angaben, hauptsächlich dadurch bewogen, daß man ihm bemerklich machte, daß der Zustand seiner Finger, die platt und weich waren, auf eine andere Beschäftigung als das Schneiderhandwerk schließen ließ. Er nannte sich nun Thomas und wollte Schreiber bei einem Advokaten N. in S. gewesen sein. Er hatte abermals gelogen, und es war klar, daß er die besten Gründe haben mußte, seine Vergangenheit zu verschweigen. Nachdem zunächst eine öffentliche Bekanntmachung fruchtlos erlassen war, photographirte man ihn. Sein Benehmen hierbei ließ erkennen, daß er nie einen solchen Apparat gesehen. Neugierig schaute er zu und war später offenbar betroffen, als man ihm sein Bild zeigte. Man ließ nun die Photographieen bei den Behörden der Provinz und namentlich bei den Strafanstalten des Staates circuliren. Sehr bald traf aus dem Zuchthause zu N. die Nachricht ein, daß der Verhaftete ein wegen Raubes verurtheilter Müllergeßell Schiemanski sei, der, zu zehnjähriger Strafe verurtheilt, in der Nacht vom 31. Dezember 1867 zum 1. Januar 1868 flüchtig geworden. Der Verhaftete bestritt dies lebhaft und man war eben auf dem Punkte, den Gefangenwärter, der vier Jahre mit ihm verkehrt hatte, zur Feststellung der Person zu laden, als ein zweites Schreiben von dem Gerichte in L. einlief, nach welchem der Verhaftete ein wegen Unterschlagung bestraffter Dekonomieverwalter und am 3. Oktober 1867 von der Außenarbeit entsprungen sein sollte. Bei dem offensbaren Widerspruche citirte man beide Gefängnißbeamten. Man stellte nun den Verhafteten den Beamten gesondert vor und gebrauchte die stets nothwendige Vorsicht, denselben nicht allein, sondern mit mehreren anderen Gefangenen zusammen vorzuführen. Hier ereignete es sich nun, daß beide Beamte erklärten, daß der von ihnen gesuchte Flüchtling sich nicht unter den Vorgeführten befände, und als man ihnen den Verhafteten als das zu erkennende Subjekt bezeichnete, daß die Photographie sie getäuscht habe. Aber die Verwirrung war noch nicht am Ende. Dem Verhafteten wurde endlich die Untersuchungshaft zu lang, und er gestand eines Tages dem Gefängnißgeistlichen, daß er ein ehemaliger Dragoner Timm sei, der wegen schwerer rückfälliger Widerseßlichkeit unter der Waffe zu lebenswieriger Festung verurtheilt und im Sommer 1867 entsprungen sei. Die Photographie wanderte nun an die Strafabtheilung der Festung S., und es kam die Antwort, daß allerdings ein ehemaliger Dragoner Timm wegen jenes Verbrechens dort geessen, auch im Sommer 1867 entflohen sei, daß aber die Photographie keine auch nicht einmal entfernte Aehnlichkeit mit dem Entflohenen trage. Der Verhaftete blieb nun aber hartnäckig bei seinen Angaben, nannte die Namen seiner ehemaligen Officiere und Unterofficiere bei dem Dragonerregimente, seine Quartierwirth in der Garnison und einen Wachmeister, dessen Bursche er gewesen sein wollte. Als man nun unter Mittheilung dieser Angaben die Photographie dem Regimente übersandte, kam die Antwort, daß die Angabe richtig und die Photographie wohl etwas ähnlich sei, und als man zum Schluß den Wachmeister und einen Beamten der Strafabtheilung persönlich kommen ließ, erkannten beide den Verhafteten auf den ersten Augenblick. So hatte die Photographie doppelt getäuscht.

Die verwittwete Generalin v. D., welche lange Jahre in Berlin gelebt hatte und dann nach einem kleinen Orte in Sachsen gezogen war, wo ihr verstorbener Gemahl begraben lag, war eine ganz allein stehende alte und schwächliche Dame, deren Augenlicht schon ziemlich getrübt war. Sie hatte einen einzigen Bruder besessen, der vor langen Jahren nach Amerika ausgewandert war, dort eine Familie gegründet, dann aber nichts wieder hatte von sich hören lassen. Der alten Dame fiel das Verwußtsein schwer aufs Herz, daß vielleicht die ganze Familie todt sei und ihr wenn auch nicht übermäßiges Vermögen dem Staate anheim fallen werde. Denn zu einem Testamente zu

Gunsten fremder Personen war die Generalin nun einmal nicht zu bewegen.

Eines Tages saß die Generalin im Garten ihrer Wohnung, als sie einen Brief aus Hamburg erhielt, der von einer tadellos eleganten Damenhand geschrieben war. Schreiberin stellte sich darin als die einzige Tochter des in New-York verstorbenen Bruders der Generalin vor, erzählte ausführlich dessen und ihrer verstorbenen Mutter klagenswerthe Schicksale und schloß damit, daß sie den letzten Rest ihrer Habe zusammennehmen, nach Europa übersiedeln und von der verehrten Tante eine gnädige Aufnahme erbitten werde. Eine Nachschrift gab an, daß der Brief durch Vermittelung eines Kaufhauses nach Hamburg gehen und von dort in die Hände der Tante gelangen werde. Unterzeichnet war der Brief mit Louise v. G....

Die Generalin weinte zunächst ihrem todtten Bruder eine aufrichtige Thräne nach und dachte dann, da der Brief nach seinem Datum schon über vier Wochen alt war, an den Empfang ihrer Nichte. Wohl fiel ihr auf, daß dieselbe, die sich in dem Briefe als 24 Jahre alt geschildert, nicht früher einmal Zeit gehabt, an sie zu schreiben; aber sie erinnerte sich auch, daß sie ihrem Bruder wiederholt Darlehne abgeschlagen und dieser offenbar im Unmuth hierüber schon seit langen Jahren jede Korrespondenz abgebrochen habe. Die Generalin kehrte nach ihrem Wohnorte zurück, und es dauerte nicht lange, bis die Nichte ankam. Die junge Dame, die in einfacher Reisetouillette erschien, war von großer schlanker Figur, feiner etwas krankhafter Gesichtsfarbe; sie hatte liebliche sehr regelmäßige Züge und besaß untadelhafte Gewandtheit in Rede, Ausdruck und persönlichem Anstande.

Louise v. G. war durch ihren Vater mit dem ganzen Verlaufe der Jugend der Generalin vertraut, wußte sich durch ihr liebenswürdiges und bescheidenes Wesen bald das Herz der Tante zu gewinnen, und letztere war überglücklich, eine Stütze für ihre alten Tage gefunden zu haben. Vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben war die Generalin über ihre eigenen schwachen Augen, die sie verhinderten, das Gesicht ihrer Nichte deutlich zu sehen, ärgerlich. Sie kam auf die Idee, ihre Nichte photographiren zu lassen, um das Bild mit ihrem großen Vergrößerungsglase, so oft sie wolle, bequem beschauen zu können. Dies geschah, und das Bild erhielt seinen besonderen Platz an der Wand. So waren mehrere Monate vergangen, als Louise der Generalin einen Brief aus Hamburg mittheilte, in welchem ein Expeditionshaus ihr anzeigte, daß ihre Kisten und Koffer angekommen, aber auf der Seefahrt der Etiketten verlustig gegangen seien, so daß sie selbst nach Hamburg reisen und ihre Sachen reognosciren müsse. Louise war wenige Tage abgereist, als der Bürgermeister sich bei der Generalin melden ließ.

„Ich komme, gnädige Frau, in einer mehr als delikaten Angelegenheit,“ so begann der Beamte, „und bitte, mir die Mittheilung, die ich Ihnen zu machen habe, nicht zu verargen.“

„Sprechen Sie, Herr Bürgermeister!“

„Ich möchte Sie bitten, mir Auskunft über die persönlichen Verhältnisse Ihrer Nichte zu geben!“

„Meiner Nichte, sehr gern, aber — weshalb?“

„Weil ich vermuthen muß, daß Ihre Nichte — gar nicht Ihre Nichte ist.“

Die alte Generalin sank vor Schreck in den Stuhl zurück. „Nicht meine Nichte, mein Gott, wer ist sie denn?“

„Eine Schwindlerin, eine Hochstaplerin, die unter adeligem Namen in der Welt umherreist, leichtgläubige Personen bestiehlt und betrügt. Sie wird photographisch verfolgt, urtheilen Sie selbst.“ Dabei reichte der Beamte der Generalin eine Photographie. Die alte Dame griff nach ihrem Glase und prüfte zitternd das Bild. Endlich sagte sie kalt: „Herr Bürgermeister, Sie irren, das ist nicht meine Nichte!“

„Gnädige Frau, Sie sind im Irrthum; Ihr schwaches Auge täuscht Sie. Ich habe Ihre angebliche Nichte mehrfach gesehen und bin nicht im Zweifel, daß sie das Original zu dem Bilde ist.“

Statt aller Antwort nahm die Generalin das Bild der Nichte von der Wand und reichte es dem Beamten zum Vergleich. Dieser prüfte, blieb aber beharrlich bei seiner Ansicht.

„Darf ich Sie bitten, Frau Generalin, die Dame zu rufen?“

„Meine Nichte ist auf ein paar Tage nach Hamburg verreist, um ihre Effekten zu holen, ich erwarte sie aber morgen zurück.“

„Da werden Sie lange warten können, Frau Generalin. Aber haben Sie sich denn auch überzeugt, daß Ihnen nichts fehlt, insbesondere kein Geld, Silber, keine Juwelen und dergleichen?“

Die Generalin stand auf und öffnete ihren Sekretär, in welchem sie ihre Gelder aufzubewahren pflegte, deren Verwaltung zu häuslichen Zwecken sie schon seit langer Zeit ihrer Nichte überlassen hatte. Da lagen die Geldmünzen abgetheilt in kleinen Häufen in der größten Ordnung, Schmuck und Juwelen sowie das Silberzeug in ihren Kästen. Jetzt zog die Generalin noch einen kleinen im Hintergrunde des Schrankes befindlichen Schubkasten aus und langte mit der Hand hinein. Mit einem Ausrufe des Schreckens fuhr sie zurück.

„Was ist Ihnen, Frau Generalin?“

„Oh, mein Gott, die seidene Börse mit 50 Friedrichsd'or, die ich für mein Begräbniß bestimmt, ist nicht da!“

„Da haben wir's ja, gnädige Frau, die schlaue Betrügerin hat wohlweislich das Silbergeld liegen gelassen und ist mit dem Golde über alle Berge!“

„Schreiben Sie schnell nach Hamburg!“

„Nach Hamburg? Glauben Sie, daß sie Ihnen den Weg ihrer Flucht angegeben hat?“

Die alte Dame konnte sich vor Schreck und Aerger kaum aufrecht erhalten und zitterte an allen Gliedern. Auch der Beamte war unschlüssig, welchen Weg er einschlagen sollte.

Da im Augenblicke that sich die Thür auf und herein trat — die Flüchtige. Eine unbeschreibliche Verlegenheit bemächtigte sich der Generalin und des Beamten. Louise eilte auf ihre Tante zu und war nicht wenig erschrocken, als deren strenge Worte: „Wer sind Sie eigentlich?“ an ihr Ohr tönten. Betäubt fuhr sie zurück.

„Was ist hier vorgegangen?“ rief sie endlich, brach aber, als der Beamte ihr nun allen Ernstes erklärte, um was es sich handele, in ein fröhliches Gelächter aus.

„Hier sind meine Papiere, Herr Bürgermeister, hier der Bürgerbrief meines Vaters aus den Vereinigten Staaten, hier sein und meiner Mutter Todtenschein, hier mein Taufzeugniß und meine Schulatteste.“

„Wo ist die Börse mit den 50 Friedrichsd'or?“

Ueber Louizens Gesicht flog ein brennendes Roth. Dann brach sie ob des entsetzlichen Verdachtes in lautes Schluchzen aus.

„Du läßt den Schlüssel so oft stecken, liebe Tante, ich hielt die Börse nicht für sicher genug und verbarg sie im Kasten rechts hinter Deinen Handschuhen.“

Da lag die Börse, und kein Stück fehlte daran.

Der Bürgermeister hat nachher oft erzählt, daß er eigentlich nicht mehr recht wisse, wie er aus der Thür gekommen. Die Photographie hatte ihn getäuscht.

Aber das sind seltene Ausnahmen, und wir wollen hier gleich den Grund angeben, der nach unserer Erfahrung die Täuschung am leichtesten hervorruft. Es ist dies ein Fall, wenn das Bild mit vollem Gesichte en face abgenommen ist. Es verschwinden dann häufig charakteristische Merkmale der Physiognomie und es ist uns der Fall vorgekommen, daß das eben abgenommene Bild eines Verbrechers, der eine stark eingedrückte Nase hatte, von diesem ganz besonderen Kennzeichen so wenig darstellte, daß die Photographie als unähnlich verworfen werden mußte. Wird ein Bild dagegen im sogenannten halben Profil aufgenommen, so ist eine Verwechslung fast unmöglich. Am ausgedehntesten wird von solchen Photographieen in Amerika Gebrauch gemacht. In den dortigen großen Städten haben die Polizeihäuser ganze Galerien photographirter Verbrechergesichter, die freilich wieder einen Uebelstand mit sich bringen, daß mit der Zeit die Zahl der Bilder so kolossal anwächst, daß die Auffindung erschwert wird.

Hier zu Lande wird die Photographie von den Behörden nur bei hervorragend schweren gemeingefährlichen oder bei sol-



**Zum Photographiren gezwungen.**

Eine Scene aus der Stadtvoigtei.

chen Verbrechern angewendet, bei denen man sich der Flucht versehen kann. Unter den gemeingefährlichen bilden das Hauptkontingent die Taschendiebe, deren Photographien die Polizeibehörden großer Städte bei bevorstehenden Festlichkeiten, Ausstellungen zc. unter sich auszutauschen pflegen, so daß diese Herren dem geübten Auge der Beamten schon früher persönlich bekannt sind, ehe sie den Schauplatz ihrer Thätigkeit betreten. Es gelingt sehr häufig, diese Gauner auf Grund der Photographien schon auf den Bahnhöfen abzufassen und sie sofort, da sie meist unter Polizeiaufsicht stehen, ohne weiteres per Schub wieder nach Hause zu senden.

Ebenso häufig gelingt die Habhaftwerdung von Verbrechern auf Grund der Photographie in den Seestädten bei Revision abgehender Schiffe, wobei freilich zu bemerken, daß die großen und feinen Gauner, als betrügerische Bankdirektoren und Kassirer, deutsche Seehäfen nicht mehr als Ausgangspunkt wählen. Sie gehen durch Holland nach Amerika und sind dort ganz sicher, denn die Vereinigten Staaten, und mit diesen ist noch der günstigste Vertrag abgeschlossen, liefern nach der Kon-

vention vom 22. Februar 1868 nur wegen schwerer Verbrechen: als Mord, Brand, Münzfälschen zc., nicht aber wegen Unterschlagung von Geldern aus Privatbanken aus. Trotzdem reicht aber die Photographie häufig über das Meer.

Im Jahre 1856 war ein Kaufmann Scholl aus G., wo er ein Modewaarengeschäft besaß, urplötzlich mit Hinterlassung seiner Frau verschwunden. Man vermuthete zunächst einen Unglücksfall, kam aber bald zur Gewißheit, daß Scholl wegen Schulden das Weite gesucht habe. Wenige Monate nachher bestätigte ein Brief die Flucht. In demselben befand sich die Bemerkung, daß er in Amerika getreulich arbeiten und versuchen werde, seine Gläubiger nach und nach zu befriedigen, und daß er nur entflohen sei, um der Schuldhast, die damals noch existirte, zu entgehen. Scholl hielt auch Wort. Nach einigen Jahren gelangten an den Kurator des Konkurses hintereinander Wechsel aus amerikanischen Plätzen, durch welche die nicht übermäßige Schuldenlast hinreichend gedeckt wurde und noch genug für die Frau übrig blieb. Auch fernere reichliche Unterstützungen für letztere blieben nicht aus, doch kamen die-

selben stets durch Wechsel verschiedener Häuser aus verschiedenen Plätzen, ohne daß ein Brief mitgelangte. Schreiben der Frau nach Amerika blieben erfolglos oder kamen als unbestellbar zurück. Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, Scholl sei wieder da, und so war es auch. Er erzählte, wie es ihm ergangen, wie er Tag und Nacht gearbeitet und sich ein hinreichendes Vermögen erworben habe, um nun als Rentier leben zu können. So waren über zwei Jahre vergangen, als durch Vermittelung des auswärtigen Amtes in Form eines Circulars die Requisition eines amerikanischen Notars zu Händen des Bezirkskommissars gelangte, Inhalts dessen nach einem Kaufmann Schulmann, der der deutschen und polnischen Sprache mächtig und deshalb wahrscheinlich in den deutsch-polnischen Provinzen zu suchen, Nachforschungen angestellt wurden. Die Requisition behauptete, daß Schulmann sich im Jahre 1857 in New-York mit einer gewissen Therese Blank, einer Schulvorsteherin, verheirathet und im Jahre 1860 unter Mitnahme des sämmtlichen Vermögens seiner Frau dieselbe und seine beiden Kinder verlassen habe. Die Requisition bemerkte sonderbarer Weise, daß die Spur des Entflohenen auch deshalb nach jenen Provinzen führe, weil ein bei der Postanstalt einer der Hauptstädte jener Provinz aufgegebener Brief an die verlassene Frau gelangt sei, der einen Theil des gestohlenen Vermögens und die Bemerkung enthalte, daß er, der Mann, hoffentlich in die Lage versetzt werden würde, mit der Zeit auch das übrige zurückzuerstatten. Der Requisition lagen das Certificat des Civilstandsauszeuges, das Verzeichniß der gestohlenen Papiere und zwei Photographien bei, die des Schulmann und seiner amerikanischen Frau. Wenn nun auch das Certificat weder rücksichtlich der Vor- und Zunamen des Mannes, noch der Name dessen Eltern, noch des Bildes auf Scholl paßte, so ließ doch die höchst gelungene Photographie nicht den geringsten Zweifel, daß der Flüchtling in ihm gefunden sei. Scholl war kein verstorber Verbrecher. Er gestand sofort, als ihm das Bild seiner amerikanischen Frau vorgelegt wurde, gab die Papiere heraus und büßte die Bigamie mit zwei Jahren Zuchthaus. Nach Beendigung seiner Strafe ging er nach Amerika zurück und mußte von seiner dortigen Frau wohl wieder zu Gnaden angenommen sein, denn es langten sehr bald von Amerika an seine erste Frau bis zu deren einige Jahre später erfolgenden Tode so namhafte Unterstützungen an, daß dieselbe einer jeden Noth überhoben war.

Bei dem Kriminalgerichte zu D. wurde ein ganz anständig gekleideter Mensch, der in den dreißiger Jahren stand, eingeliefert, welcher der Herausgabe falscher Gulden und somit der Münzfälschung verdächtig war. Durch den Generalmünzwardein wurde festgestellt, daß die Gulden aus einer noch unentdeckten Fabrik stammten, deren Falsifikate weit verbreitet seien. Es galt, den Fälschern auf die Spur zu kommen. Dies war nicht leicht, denn der eingelieferte Unbekannte stellte sich taubstumm und hatte keine Papiere. Daß er simulirte und noch recht ungeschickt simulirte, darüber war nach ärztlichem Gutachten kein Zweifel, aber was half das alles, der Mensch war nicht zum Sprechen zu bewegen. Man photographirte ihn endlich und sandte das Bild an die Polizeidirektionen größerer Städte. Jedoch umsonst, seine Persönlichkeit war nicht zu ermitteln. Eines Morgens sehr früh, als die Frau des Gefangenwärters, durch einen Brandgeruch bewogen, die Thür des Korridors, in welchem seine verschlossene Zelle lag, öffnete, erhielt sie von dem Taubstummen einen betäubenden, sie niederstreckenden Schlag. Ueber sie weg war der Gefangene dann nach der Küche im Erdgeschos ohne weiteres Hinderniß gelangt und von da durch das Fenster entflohen. Der Durchbruch durch die Zellentür nach dem Korridor war einer der frechtsten und seltensten, die es vielleicht je gegeben. Der Gefangene hatte das Feuer zu Hilfe gerufen und zwar auf folgende Art. Man fand das große Schloß, welches in der drei Zoll dicken Thür gezeihen, ringsherum im Kreise herausgebrannt. Der Gefangene hatte augenscheinlich von innen Papierfugeln, die man noch am Boden fand, in eine Ritze der Breter gesteckt, die

Papierfugeln entzündet und nun durch die ganze lange Winternacht so fortgesetzt mit dem Munde geblasen, daß das Holz im Kreise um das Schloß herum verkohlt war und er dasselbe hatte herausnehmen, durch die Oeffnung der beiden großen Riegel außerhalb zurückschieben und so die Thür hatte öffnen können. Der Mensch war zu gefährlich, als daß man nicht alle Mittel angewendet hätte, seiner habhaft zu werden. Und doch war dies nur der Photographie zu danken. Einer der Aerzte, die über den angeblichen Taubstummen ihr Gutachten abgegeben, hatte sich eine der Photographien ausgebeten und trug dieselbe in seiner Brieftasche mit sich, um sie seinen Freunden zu zeigen. Dieser Arzt fuhr in einer sehr kalten Winternacht, ein Jahr später, mit einem Nachtzuge nach B., hatte sich tief in seinen Pelz gewickelt und die Pelzmütze bis auf die Augen herabgezogen, um sich gegen die Kälte zu schützen. Der Arzt schlief die Nacht hindurch und wachte erst auf, als der Tag zu grauen begann und die Laterne im Wagen erlosch. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er sich gerade gegenüber den Taubstummen gewahrte, der über Nacht auf einer Station eingestiegen sein mußte und ruhig schlief. Der Arzt wechselte seinen Platz, zog die Photographie hervor und übergab den Taubstummen an der nächsten Station einem Gensd'armen. Jetzt hatte der Taubstumme die Sprache wiederbekommen, er leugnete frech. Aber die Photographie siegte, und zum Ueberfluß fand man bei ihm eine Anzahl Stempel und Platten, auch einen Landwehrpaß, vermöge dessen er als ein Gelbgießer entpuppt wurde. Er wanderte für zehn Jahre in das Zuchthaus.

Nicht immer gelingt es, die Verbrecher zu bewegen, sich gutwillig photographiren zu lassen. Am meisten findet man Widerstand bei solchen, die ihre Persönlichkeit verleugnen, um ihre Antecedentien zu verdecken, und bei solchen, die sich zur Flucht rüsten. Um den Zweck zu erreichen, greift man entweder zur Gewalt, oder wenn die Lokalitäten es erlauben, zur List.

Unsre Abbildung zeigt den ersten Fall, in welchem es sich darum handelte, einen riesenstarken gefährlichen Einbrecher, der seinen Namen nicht nennen wollte, abzukonterfeien. Alle Mittel waren bisher vergeblich gewesen. Man hatte ihn nach fruchtlosem Zureden an eine Wand gebunden, aber man hatte nicht hindern können, daß er, sobald der Apparat arbeiten wollte, das Gesicht greulich verzerrte, von Sekunde zu Sekunde die Zunge herausstekte, mit den Zähnen stießte oder den Mund soweit er konnte aufriß. Man schritt nun zur Gewalt und bändigte den Riesen durch starke Männer, von welchen demjenigen, der ihm den Magen zusammendrückte, und dem, der die Ohren dirigirte, die Hauptrollen zugetheilt waren. Die Scene fand unmittelbar nach dem Mittagessen statt, und wenn auch einige der Angreifer außer Gefecht gesetzt wurden, so ließ doch der untere Druck zweier nerviger Fäuste auf dem gefüllten Magen bald das Wuthgebrüll des Unholdes verstummen. Während nur noch ein tiefes Stöhnen aus dem breiten Munde hervordrang, rückte der andere Beamte unter Assistenz eines dritten dem Verbrecher den Kopf in die zur Aufnahme nöthige Lage. Nach mehreren fruchtlosen Versuchen gelang die Prozedur, und wenn das Bild auch nicht den höchsten Anforderungen entsprach, so enthielt es doch die hauptsächlichsten Grundzüge der vollendeten Verbrecherphysiognomie.

Aber meist steht man von der Gewalt ab und greift beim Widerstreben zur List. In Amerika soll man eigens dazu bestimmte Zellen verwenden, die nur einen einzigen feststehenden Schemel besitzen. Sobald der Inculpirt sich auf denselben setzt, befindet er sich dem in der Wand befindlichen unsichtbaren Apparate gegenüber und ist im Augenblicke photographirt. Bei uns wählt man im Nothfalle die Gucklöcher in den Thüren, durch welche man den Apparat sein Werk vollenden läßt. Aber auch hier stößt man häufig auf Widerstand, denn es ist eine alte Erfahrung, daß der Verbrecher in der Einzelhaft sich nicht gern beobachtet läßt, und sobald er Geräusch an der Thür vernimmt, sich abwendet.

H. C.

## Am Familientische.

## Bücherschau. VII.

Sochalpenstudien. Gesammelte Schriften von F. F. Tudekt. Uebersetzung von Aug Cordes. Erster Theil. Mit einer Karte des Pelvoux und Umrisszeichnungen. Leipzig, Viebeck's 1873.

Bei den zahlreichen Alpenbüchern, die jetzt erscheinen, fragt sich der nicht gerade zur Kunst der Bergsteiger Gehörige wohl gerne: warum klettern denn die Leute neuerdings mit so unentwegter Energie auf die höchsten Spitzen, was suchen sie dort, und sind die vielen halbbrecherischen Geschichten, die Jahr aus Jahr ein vorkommen, nicht Lehre genug, fern zu bleiben von diesem Beginnen, bei dem entschieden auch Mode und Renommage mit unterlaufen? In früheren Zeiten scheint die Bergbesteigung geringere Reize auf die Menschen ausgeübt zu haben. Griechenlands und Kleinasien's mächtige Berggipfel würde die Volkssage schwerlich mit wunderbaren Mythen ausgestattet haben, hätte die Mythe sie nicht für Götteritze gehalten, oder wären den damaligen Bewohnern die Naturverhältnisse dieser Berge so bekannt gewesen, wie uns heute der Olympos, der Athos, Hekimon oder der ferne Ararat. Die feuerpeinenden Gipfel der Vulkane, die kalten Schneehörner unserer Hochgebirge waren selbst unseren Vorfahren im Mittelalter mehr ein Gegenstand des Grauens als der Witzbegierde. Der unschuldige, 3500 Fuß hohe Broden, auf dem alljährlich jetzt preussische Artillerie mit ihren Kanonen exerzirt, wurde erst gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts bestiegen, und wer dort oben auf dem Sammelplatz der Heren gewesen, konnte sicher sein, angestaunt zu werden. In alten Schriften finden wir wohl genug Nachrichten von Uebergängen über Alpenpässe — aber keine Versuche sind verzeichnet, daß man sich an die Erklommung der Gipfel wagte, die heute mit so vieler Vorliebe und Gewandtheit erklettert werden. Die Leute hatten damals anderweitig mehr Gelegenheit, Strapazen auszuhalten, und ehe sie bis an die Alpen kamen, mußten sie vielleicht eben so viele Monate, wie jetzt Tage, reisen. Das massenhafte Erklommen der Bergspitzen wird erst Mode, seit die Eisenbahnen überall bis an das Hochgebirge reichen, ja es überschienen und in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Italien, England Alpenklubs bestehen, deren Mitglieder alljährlich in Bezug auf Lungen- und Weinaufanstrengung ein Erkleckliches leisten, das Leben riskiren und die es mit Kunst und Geschick so weit gebracht haben, daß das Matterhorn und die Spitzen des Monte Rosa bezwungen, daß Montblanchbesteigungen etwas Gewöhnliches geworden sind.

Eine Liste derjenigen, die allein in den Alpen bei Bergbesteigungen in den letzten 20 Jahren ihr Leben verloren, würde schon jetzt sehr lang ausfallen und zu der Frage Anlaß geben, ob denn die Vortheile, welche durch das Klettern errungen werden, im richtigen Verhältnisse zu den großen Verlusten stehen, die vor der Hand mit dem Tode Zeitlos im September 1873 ihren Abschluß fanden. Moriz Wagner, der den Ararat und 17,000 Fuß hohe Vulkane der Nordkette ersteigen hat, meint, der wissenschaftliche Gewinn der Alpengipfelerklommungen sei gering. Für den Geognosten wie den Botaniker hat an der Grenze des ewigen Schnees das Interesse meist aufgehört; auch der Genuß der Aussicht von dominirenden Gipfeln, um ein Panorama zu überblicken, kann sehr oft von niedriger gelegenen, bequem zugänglichen besser erreicht werden; jedenfalls ist eine gute Aussicht von den Spitzen der mühsam erkletterten Alpenriesen eine Glücksfrage und drei Viertel der Berichtserfasser klagen über Wolken und Nebel, die ihnen die Frucht der mühevollen Kletterei entziehen. Sollte vielleicht der durch das civilisirte Leben beschränkte übermüthige individuelle Thatendrang, welcher sich nicht mehr wie vormals austoben kann in Fehden und Turnieren oder in Hatzjagden auf den „grimmen Elf“, die treibende Ursache zu diesen modernen Liebhabersunternehmungen so vieler Touristen sein? Diese erklärende Frage Wagners ist gesucht; aber eine bessere Antwort vermögen wir auch nicht zu geben, wenn wir von der Höhenbestimmung des Gipfels mittels Barometermessung absehen.

Doch genug der Rezerieren, die nicht böse gemeint sind. Ist man selbst nicht Gipfelkletterer, so müssen uns aber unwillkürlich derlei Erwägungen aufstoßen beim Durchsehen der massenhafte anschwellenden Alpenliteratur, in der ein Werk oder Aufsatz dem anderen ganz zweifelhaft ähnlich sieht. Wer die Feste des deutschen Alpenvereins oder die dicken Bände des österreichischen Alpenvereins zu lesen versucht, dem vergeht dieses bald, und er sagt sich: Hier hat bloß der Eingeweihte etwas zu suchen. Und für diese ist denn auch der Genuß beim Durchgehen der Werke genau der nämliche, den ein Käfersammler empfindet, wenn er die so und so vielste Art des Geschlechtes Carabus auf die Insektennadel spießen kann und dabei in ein Entzücken geräth, das nur der Entomolog verständnißvoll zu beurtheilen vermag.

F. F. Tudekt, von dem wir eigentlich sprechen sollten, ist einer der berühmtesten Alpenwanderer und Gipfelsteiger; er ist ein durchweg wissenschaftlich gebildeter Mann, der für Meteorologie, Geologie und Topographie der Alpen lange Jahre mit großem Eifer thätig gewesen ist und dessen gesammelte Schriften hier dem Kenner in guter deutscher Uebersetzung geboten werden. Alle entzückenden Bergsteiger werden bei dem Lesen dieses Buches entschieden ihre Rechnung finden, und wir finden es begreiflich, wenn dasselbe, schon um dem Widerspruchsgeiste gegen unsere Auslassungen zu fröhnen, von den Liebhabern tüchtig eingesehen wird. Auch derjenige, welcher über Gletscher belehrt sein will, findet in der Abhandlung über die „Schmutzbänder“ des Grindelwaldgletschers interessante neue Beobachtungen; der Freund von spannenden

Abenteuern wird befriedigt, wenn er in dem Abschnitt „Ein Rennen ums Leben“ erzählt, wie der Verfasser nebst Begleitern mit genauer Noth dem Verschütten durch eine Lavine entging. Wer wissen will, wo König Viktor Emanuel seine Steinböcke jagt, findet eine detaillirte Beschreibung des Jagdgebietes. Dadurch aber wird das Werk noch besonders interessant, daß es meist Alpengegenden schildert, die von den vielbetretenen Pfaden Tirols und der Schweiz abseits liegen. Die Alpen der Dauphiné, der Monte Biso, Pelvoux nehmen einen bedeutenden Raum ein und die in vier Farben gedruckte Karte des letzteren, welche die französische Generalstabskarte zu Grunde liegt, gereicht dem Buche zur nicht geringen Zierde. R. A.

Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reich nebst einer physiographischen und geognostischen Uebersicht des Gebietes. Von Dr. H. v. Dechen. Berlin, Georg Reimer 1873.

Es hat seinen guten Grund, wenn wir dieses scheinbar nicht vor das Forum unserer Bücherbesprechungen gehörige Werk hier erwähnen, denn abgesehen davon, daß man auch den Grund und Boden seines Vaterlandes kennen soll, hängt heute von den Schätzen desselben das Wohl und Wehe von hunderttausenden unserer Mitbürger ab. Wenn nämlich auf einer Karte Deutschlands diejenigen Gegenden mit einer besonderen Farbe bezeichnet werden, in denen 7000, 8000 und mehr Menschen auf einer Quadratmeile beisammen wohnen, und man forscht dann nach, welcher Erdbildung diese Gegenden angehört, so findet man zu seiner Ueberschau, daß hier die Steinkohlen vorkommen. Steinkohlen wirken verdichtend auf die Bevölkerung, das ist ein klar bewiesener Satz, und so sind denn an der Ruhr, in Rheinland-Westfalen, in Sachsen und Oberischlesien jene Centra zu finden, welche am stärksten bevölkert sind. Desgleichen weisen Belgien, Südwestschottland, Mittelengland solche Volksanhäufungen auf, die durch das Vorkommen der Kohlen bedingt werden. Und wieder ist heute der Aktienbesitzer, der Spekulant in Bergwerkspapieren darauf hingewiesen, sich mit dem Boden vertraut zu machen, von dem er Segen hofft oder aus dem er seine Rente zieht. Unter solch eminent praktischem Gesichtspunkte mag, neben seiner wissenschaftlichen Bedeutung, das vorliegende Werk des verdienten Veteranen deutscher Bergwissenschaft betrachtet werden. Es behandelt die Naturbeschaffenheit und Erzeugungsfähigkeit unserer deutschen Erdscholle und beantwortet dem Wissensbedürftigen jede wichtige Frage. Wenn z. B. der Grüneberger in Schlesien wissen will, wie es mit den Braunkohlenlagern in seiner Gegend beschaffen ist, so gibt ihm das vorliegende Buch genaue Auskunft; wer etwas mit lithographischen Steinen, mit Schleifsteinen, Wesssteinen, mit Serpentin oder Alabaster, mit Gyps oder Erdfarben, mit Flußspath oder Cement zu thun hat, findet hier die nöthigen Fingerzeige, und der Statistiker wie Volkswirth mag sich an den ungeheuren Zahlen und Werthen erfreuen, welche von dem Reichthum unseres Bodens Zeugniß ablegen. Wie kolossal dieses Reichthum ist, geht daraus hervor, daß die 6000 im Reich in Betrieb stehenden Bergwerke, Salinen und Hütten über eine halbe Million Arbeiter beschäftigen, die weit über eine Milliarde Centner Produkte im Werthe von 400 Millionen Thalern hervorbringen. Unter den eisenerzeugenden Ländern nimmt Deutschland den dritten Rang ein (nur Großbritannien und die Vereinigten Staaten liefern mehr) und das gleiche ist mit den Steinkohlen der Fall, während wir in Bezug auf Salzgewinnung alle anderen Länder ausstechen. Die Inschrift unter Simmering's Fries am Germania-Denkmal beim Einzuge der Truppen in Berlin hatte recht, wenn sie sagte: „Voll Korn und Wein, voll Stahl und Eisen — dich will ich preisen, Vaterland mein.“ R. A.

Das Nest der Zaunkönige. Roman von Gustav Freytag. Leipzig, S. Hirzel.

Die „Athen“, deren ersten Theil wir vor Jahresfrist (IX, Jahrg., S. 315 ff.) ausführlich besprachen, sind in der vorliegenden zweiten Abtheilung um einen guten Schritt weiter gekommen. „Ingraban“ spielte um 721; das „Nest der Zaunkönige“ verlegt uns ins Jahr 1003, in die Zeit Kaiser Heinrich II., der mit schweren Kämpfen und unsäglichlicher Mühe das deutsche Reich und den Kaiserthron wieder aufbaute. Die Bekämpfung und Vernichtung des mächtigsten seiner Gegner, des Markgrafen Heinrich von dem fränkischen Nordgau, des Babenbergers, dessen Geschlecht seit 974 mit der Dittmar (Oesterreich) selbständig beherrschte war, bildet den weltgeschichtlichen Mittelpunkt des Buches.

Der Held der Erzählung, Immo der Thüring, ein Sohn des Helden Imfried, unter dem man sich wohl einen Nachkommen Ingrabans zu denken hat, ist von seiner Mutter dem Himmel geweiht, obgleich er von Kind an zum Kriegsmann erzogen war, und weit sehr wider Willen als „Scholastikus“ im alten Benediktinerkloster Heroldsfeld, das zwei Gefährten des heiligen Bonifacius einst zu Blüte und Gedeihen gebracht, aus dem damals aber schon die alte Klosterzucht gewichen, weil die Mönche, die sich dem Herrn zu demüthiger Entsaugung und Buße geweiht, allmählich stolze Lehrer und Gebieter in weltlichen Dingen geworden waren. Auf einem Raubzuge, den des Klosters Nachbar, Graf Gerhard, gegen die im Felde befindlichen Mönche und ihre Knechte unternimmt, wird Immo nebst den Dienstleuten gefangen und in die Halle des Schlosses geführt. Dort erblickt er Hildegard, des

„Hegrim's“ sehr unähnliche Tochter, auf deren schlanke Gestalt die Mannen bewundernd schauten. Er versteht es, sich einen Platz an ihrer Seite zu erringen und ihr „Gefelle“ zu werden. Bald werden sie miteinander bekannt und vertraut, und Immo spricht es offen aus: „Es ist mir ganz lieb, daß sie mich gefangen haben. Ich weiß nicht, woher das kommt, wenn mir nicht darum so wohl ist, weil ich neben Dir sitze und mit Dir aus einem Becher trinke. Ganz wonnig ist mir zu Muthe, und ich möchte wohl einmal aus Herzensgrund aufsauchen oder auch stagen.“ Und als er, ins Kloster zurückgeschickt, um des Grafen Aufträge zu überbringen, auf das Pferd steigen will, empfängt er in ein großes Lindenblatt ein Blättchen Pergament gewickelt und auf dem Pergamente steht mit schöner Schrift der Reisegruß: „Die lieben Engeln sollen Dich hüten und segnen auf allen Deinen Wegen;“ rings um die Schrift war mit der Nadel ein Goldfaden durch das Pergament gezogen. Er drückte das Blatt an seine Brust und barg es in seinem Gewande.

Immos Botchaft an das Kloster bringt den dort gährenden Zwist zum Ausbruch; die Mönche empören sich unter dem Delan Tutilo gegen den Abt Bernheri; Immo mischt sich in den Streit, läßt sich zu einem Gewaltakt gegen den Delan verleiten, entkommt aber durch die Gunst des Abtes. Nun kann er seinem kriegerischen Hange folgen und sich dem von seinen Vasallen bedrängten König anschließen. Aber vorerst eilt er in seine Heimat, wo er indes nicht sofort den Muth hat, seiner Mutter, der edlen Edith, alles zu gestehen und erst durch den Streit mit seinen fünf jüngeren Brüdern — der sechste und jüngste ist ihm stets treu verbunden — zur offenen Aussprache gegen sie kommt. Ihr Zorn treibt ihn hinweg in die alte Stammburg seines Hauses, die „Mühburg“, welche die Feinde spöttlich „das Nest der Zaunkönige“ nannten, wo er nun frei ist wie ein Vogel, aber auch freudlos. Doch nicht lange verweilt er dort, bald zieht er aus an der Spitze von dreißig rüstigen Jünglingen, um Schwertgenosse der Mannen König Heinrichs zu werden.

Nun beginnt Immos Heldenlaufbahn, in welche sein Liebesleben sich vielfach hineinverwebt. Er schlägt an der Furt des Idissbaches die Helden des Babenbergers, nachdem er kurz zuvor seine Hildegard wiedergesehen und ihr leise zugeflüstert hat: „Geliebte, Dich selbst will ich gewinnen auf der Kampfhalde. Wenn ich mein Haupt stolz tragen darf, erbitte ich Dich von Deinem Vater zum Gemahl.“ Er deckt durch seinen Leib den König, wird verwundet, kommt aber wieder auf und schwingt sich als Erster mit seinen Genossen in die feindliche Festung, wo er Hildegard, die darin weilt, aus den Händen einiger auf sie eindringender böhmischer Krieger errettet. Seine Verwendung für ihren verrätherischen Vater erhält derselben das Leben, aber bringt ihr selbst in Ungnade beim König, der beschließt, des Grafen Tochter ins Kloster zu schicken. Von neuen Heldenzügen mit dem Sachsenherzog Bernhard gegen die Seeräuber kommt er gerade zur rechten Zeit zurück, um dieses Vorhaben zu verhindern. Von seinen inzwischen versöhnten Brüdern unterstützt, entführt er sie, wird dabei aber schwer verwundet und entkommt mit Mühe. König Heinrich, der bereits nach Italien aufgebrochen, eilt zurück, um Gericht über den Missethäter zu halten, begnadigt ihn aber, da er erkennt, wie edel und uneigennützig Immo stets gehandelt, nimmt ihn und seine Brüder dann mit auf seinen Römerzug und vermählt den „Zaunkönig“ endlich in dem alten „Neste“ mit dem schönen Grafentinde.

Dies in stüchtigen Umrissen das Gerippe der Erzählung, das der Dichter meisterhaft mit Fleisch und Blut zu umkleiden verstanden hat. Eine Fülle von charakteristischen Figuren, die sich dem Sinn und Gedächtniß des Lesers einprägen, als konnte er sie persönlich, belebt jeden Abschnitt — eine Reihe von ergreifenden Zügen der einzelnen Persönlichkeiten überraschen fast auf jeder Seite und sind doch tief psychologisch begründet; dazu die schon lichtere und doch noch geheimnißahnungsvoll fern zurückliegende Zeit, in der wir uns bewegen, und die den reicher stießenden literarischen Quellen mit poetischem Verständnis abgelaunte Sprache — alles das gewährt einen so hohen Genuß, wie wenige Prosafabulungen unserer Tage, einen Genuß, der durch wiederholtes Lesen nur erhöht wird. R. R.

### Eine Schafgeschichte.

Eben habe ich im Dabeim (Nr. 12) die Pferdegeschichte gelesen, die auf die Hundgeschichte gefolgt ist. Dies ist allerdings viel, aber wer bietet mehr? Ich mit meinem „Hans“, dessen Name überdies gut zur vorausgegangenen Lese paßt. Mein Hans — ich muß es von meinem Freunde gestehen — war ein Schaf, aber er war klug, daß soll statt vieler folgende Geschichte beweisen. Da durch meinen vielen Verkehr mit Hans meine lateinischen Exercitia wohl etwas zu kurz kamen, so ordnete mein Vater an, daß Hans, wie jedes andere ehrjame Schaf, mit auf die Dorfweide ginge, zumal da er ja schon ein Jahr oder zwei alt war. Als er nun mit der Herde zum ersten Male vor das Dorf kommt, da sieht er die kleinen Lämmer springen. Das gefällt ihm, und so alt wie er ist, versucht er doch noch, mit den kleinen

ausgelassen zu sein. Nun war er aber leider buntgefleckt wie ein Hund. So kommt er wohl von ohngefähr lustig auf ein altes Schaf zugezungen. Dieses, ein gewöhnliches Schaf, hält ihn für einen Hund und reißt aus. Abergläubische Furcht steckt an: die ganze Herde reißt aus. Hans in seiner Unschuld denkt natürlich, erst hinter ihm komme der böse Feind und sucht deshalb so schnell als möglich die Herde zu erreichen. Die wilde Jagd ums Leben beginnt, bald theilt sich die Herde, ein Theil rettet sich in das Nachbardorf, die übrigen zerstreuen sich in einen nahen Wald und müssen mühsam wieder zusammengeholt werden. In Folge des mußte mein Hans den größten Theil des Tages einsam im verschlossenen Schafstalle zubringen. Das hätte er gewiß nach seinem „Bildungsgrade“ mit stoischem Gleichmuth ertragen, wenn er nicht eben erst in Feld und Wald erfahren hätte, „was Freiheit heißt“. Sobald er mich nur auf dem Hofe sprechen oder gar sich rufen hörte, begann er kläglich in seinem Stalle zu schreien. Eines Tages, als ich ihn eben erst eingesperrt hatte, trachte hinter mir die Thür, Hans überschlug sich draußen auf der Erde, raffte sich wieder auf und kam in lustigen a-tempo-Sägen auf mich zu. Da mußte ich doch sehen, wie das zugegangen war, denn ich hatte bestimmt hinter mir zugemacht. Ich führte ihn also wieder in den Stall und schloß abermals auf folgende Weise zu: die Thür des Stalles war doppelt verschließbar, durch eine innere Lattenthür für die heißen Tage und durch eine äußere Bretterthür für die kalte Zeit und die Nacht. Die Lattenthür verschloß ich durch einen etwa sechs Zoll langen starken Drahtstift (Gestalt eines Pfeifenräumers), der in ein Bohrloch des Thürpfostens vor die Lattenthür gesteckt wurde und der, um nicht verloren zu gehen, durch einen 1—2 Fuß langen Bindfaden an einer der mittleren Latten festgebunden war. Die äußere Bretterthür lehnte ich wie vorher nur leise an. Dann schlich ich mich an die Stallwand und rief: „Hans!“ Anfangs antwortete er auf jeden Ruf kläglich schreiend, dann aber nur noch mit einem ganz leisen halb zustimmend halb selbstzufrieden klingenden Nuckeln. Gleichzeitig kam sein Maul durch die Latten und griff nach dem im Bogen hängenden Bindfaden, da wo er am tiefsten hing, aber er war nicht ganz zu erreichen. Da kamen die beiden Vorderpfoten durch die Latten und stellten sich auf die untere Querlatte der Thür, die von außen her die Latten zusammenhielt. Nun konnte er den Faden fassen und so lange daran zupfen, bis der Drahtstift aus dem Loche war. Dann verschwanden Maul und Pfoten, und ich hörte ihn auf dem Streustroh etwas nach hinten gehen; in wenigen Sekunden wieder ein Krach, daß beide Thüren auflogen (er war ein ungewöhnlich stämmiger und großer Bursche), und wieder überschlug sich mein Hans draußen von der Wucht seines eigenen Stoßes. Dann stand er vor mir und sah mich an — wie ein Schaf. So geschehen in einem Dorfe bei Burg im Regierungsbezirk Magdeburg im Jahre 1849. Wer war klüger: Hans oder Lise? R. R.

### Briefkasten.

Zur Geschichte der deutschen Gesangsvereine geht uns folgende Notiz zu: „Angeregt durch den höchst interessanten Artikel in Nr. 7: „Luther und der Sängerknecht Johann Walther von B. L.“ erlaube ich mir, einige Mittheilungen zu machen über einen Gesangsverein in Schlesien.“

Die Wahrnehmung, daß die Pflege der kirchlichen Musik in seiner Provinz nicht mehr den Schwung habe wie in früheren Zeiten, bewog den Kantor W. Voelkel in Goldberg, am Geburtstage Luthers 1868 einen Aufruf durch die gelehrtesten schlesischen Zeitungen zur Gründung eines „schlesischen Vereins zur Hebung der evangelischen Kirchenmusik“ ergehen zu lassen. Man hatte daselbst Bedürfniß auch anderweitig empfunden. Bald gingen Meldungen zum Beitritt bei Kantor Voelkel ein, so daß sich der Verein am 1. Mai 1869 in einer Versammlung in Jauer konstituieren konnte. Man wählte den Musikdirektor Kantor R. Thoma an der St. Elisabethskirche in Breslau zum Präses. Als weitere Vorstandsmitglieder wurden erwählt Kantor Voelkel zu Goldberg als Schriftführer und Kantor Fischer in Jauer als Rentant. Jedes Mitglied zahlt im ersten Jahre 15 Sgr. und in jedem folgenden Jahre 10 Sgr. als Vereinsbeitrag und erhält dafür alle zwei Monate die musikalische Zeitung des Vereins unentgeltlich und franks, und ihm steht die Bibliothek, die schon 200 Nummern stark und in Goldberg verwaltet wird, zur freien Verfügung, jede gewöhnliche Nummer ein Vierteljahr. Der Verein ist in 33 Bezirke über die ganze Provinz vertheilt. Jeder Bezirk hat seinen Dirigenten, der gehalten ist, Bezirksausführungen und Bezirkskonferenzen abzuhalten. Die Anzahl der Mitglieder ist seit 1869 bis über 520 gestiegen und es gehören denselben Geistliche, Kantoren, Lehrer, dazu Freunde und Freundinnen der Musik aus anderen Ständen an, und die Zahl der Anmeldungen vermehrt sich fortwährend. Durch diesen Verein sind die schlesischen Kantoreien entschieden in ein neues Lebensstadium zum großen Segen für die Gottesdienste der Gemeinden getreten. Gar manche Kirche, in der man bisher stumm blieb, hat jetzt einen reichgegliederten liturgischen Gottesdienst, im Jahre 1872 hat man ein größeres Geängst zur Förderung der Vereinszwecke in Breslau veranstaltet, und es soll 1874 wieder eins in Hirschberg stattfinden. — Gewiß ein Beispiel, das auch in anderen Provinzen unseres Vaterlandes Nachahmung verdient! — R. B. C. in Ologau. Die Sammlung für die durch die Sturmflut im Jahre 1872 Verunglückte ist längst geschlossen; wir haben deshalb die eingekaufte 3 Uhr. den Choleraepidemien in Ostpreußen, die augenblicklich der Unterzukung sehr bedürfen, zugewiesen, was gewiß Ihre Billigung finden wird.

**Inhalt:** Der Drossart von Jeyst. (Fortsetzung.) Roman von George Hefekiel. — Die „Schnarcher“ und „Walger“. (Schluß.) Von G. Hilll. — Vom Amazonasstrom und Mabeira. Von Richard Andree. Mit drei Illustrationen. — Die Photographie im Dienste der Kriminalpolizei. Von H. E. Mit Illustration. — Am Familientische: Wäckerichau VII. — Eine Schafgeschichte.

### Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Dabeim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Das Dabeim ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Schweden und Rußland durch jedes Postamt gegen Ablieferung des Quartalsbetrages; nach den übrigen Ländern durch die Postamt-Veranstaltung in Köln a. Rh. an welche der jedesmalige Quartalsbetrag franco vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist. Nach Frankreich für 1 Thlr. 1 Sgr. 6 Pf., nach England für 1 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf., nach Spanien und Portugal für 1 Thlr. 4 Sgr., nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika für 1 Thlr. 17 Sgr., nach anderen überseeischen Staaten via Suez und Panama für 1 Thlr. 15 Sgr. 3 Pf., nach anderen überseeischen Staaten excl. derjenigen via Suez und Panama für 1 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf. Außerdem durch alle Buchhandlungen. Einzelne Nummern zur Ergänzung, durch die Buchhandlungen pro Nr. 2½ Sgr., von uns direkt bezogen incl. Frantatur a 3¼ Sgr. Einbanddecken zu jedem Jahrgang durch die Buchhandlung oder von uns direkt a 14 Sgr.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Schlegel in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.  
Verlag der Dabeim-Expedition (Schäfer & Alack) in Leipzig. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 17. Januar 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N. 16.

## Der Drossart von Beyst.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Hefsiel.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Gef. v. 11./VI. 70.

### II. Das Stift am Berge.

„Sachsenstadt und Weiberstift.  
Da wo der Fuchs die Gänse triff.“

Das evangelische adelige freiweltliche Sankt-Mariensstift am Berge, auf der Ostseite der Stadt Herford höchst anmuthig gelegen, ist nebst seiner schönen echt gothischen Stiftskirche eine eble Stiftung der Väter, die auch der Schauplatz eines Wunders wurde, oder vielmehr ein Wunder zeigte den Platz dieser Stiftung an. An Sankt Gerbasius- und Protasiusstag Anno 1011 erschien dort die heilige Jungfrau in Gestalt einer Taube auf einem Baum, dessen Stamm, von einem eisernen Gitter umschlossen, noch bis auf diesen Tag hinter dem Altar der Kirche gezeigt wird. Zur Erinnerung an die Erscheinung der Jungfrau auf dem Berge, wo sie ihr Haus zu bauen befahl, wird noch immer der 18. Juni alljährlich durch ein Fest, die „Vision“ geheissen, durch Gottesdienst, Markt, Tanz und sonstige Belustigungen auf dem Platz dicht am Fuße des Bergstiftes gefeiert. Das Stift bestand unter der Fürstäbtissin aus einer Dekanissin, einer Propst:n, einer Küsterin und neun Fräuleins von Adel, denen es niemals an Erziehungsfräuleins gefehlt hat, seit die Kaiserin Mathilde, Heinrichs I Gemahlin, hier ihre Bildung erhalten.

In einem mittelgroßen Gemach zu ebener Erde in diesem Stift sitzt, es beginnt gerade Abend zu werden, eine hübsche alte Dame, in dunkle Seide gekleidet, ein goldenes Kreuz auf der Brust und das schlohweiße Haar von einer dicht anliegenden weißen und schwarzen Haube bedeckt. Die alte Dame, deren Augen noch feurige strahlende Blicke senden, während die kleinen feinen Hände nur zitternd das Buch halten, ist die Küsterin des Stifts, ein Fräulein aus dem edlen Hause Bedebur, das eines Stammes sein soll mit den alten Grafen von Ravensberg.

Die Küsterin des Stifts ist ungeduldig, sie sagt mit hastiger Stimme: „Wo bleibt er denn? Er ist doch kein vornehmer

Herr, daß er mich warten lassen dürfte, wenn ich auch seine Mutter aus der Taufe gehoben habe! Poffen! Ist schon wie eine Annahmung, daß er sich anmelden läßt. Konnte doch einfach kommen, weiß, daß ich nicht mehr ausgehe und daß ich ihn nicht allzu lange hätte warten lassen! Unangenehm, kann nun nichts anfangen —“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und ein altes Männlein in rothem Rock meldete hüstelnd: „Hochwürden, der Drossart von Beyst bittet um die Gnade, vorgelassen zu werden!“

„Poffen!“ entgegnete die Dame und drehte sich nach der Thüre um. „Laß den Menschen nur herein, Pfeffer!“

Der Drossart trat ein; seine Kleidung war durch Spizemannssetten und einen zierlich gefältelten Busenstreif, so wie durch einen braunen Sammetrock mit breiten Ärmelaufsclägen zu einer förmlichen Gallatracht verwandelt. Den Hut mit weißer Blumage in zierlicher Rundung mit der Rechten schwenkend, die Linke nach Vorschritt auf dem Degengefäß, so schritt der Drossart über die Schwelle, trat, die Haden im rechten Winkel aneinander gesetzt, an und vollbrachte glücklich die tiefe erste Verbeugung. Dann that er mit Lebhaftigkeit einen zweiten Schritt vorwärts und legte die zweite, die leichtere Verbeugung ab, bis er dann zum Handkuß gelangte und in ungezwungener Haltung vor der Stiftsdame stehen blieb.

Die Küsterin blickte ihn freundlich, ja mit offenbarer Befriedigung an.

„Willkommen, kleiner Drossart!“ sagte sie dann ziemlich in demselben Tone, in welchem man Kindern schmeichelt. „Ei, ei! Er kleidet sich wie ein Edelmann? Er benimmt sich aber auch wie ein solcher, und vielleicht denkt Er auch nicht viel anders, Poffen! Es kam mir immer so vor, als wäre nicht eben viel Unterschied zwischen uns Adamskindern? Poffen!“

Die alte Dame nahm eine zierliche Priße aus einer hübschen Agatdose mit goldenen Bändern.

„Sehe Er sich, kleiner Drossart!“ fuhr die Kusterin fort. „Er sieht Seinem Vater recht gröblich ähnlich; hätte Er die Wahl gehabt, so hätte Er wohl die Ähnlichkeit mit der Mutter vorgezogen, denn Seine Mutter war ein bildsauber Weibsbild, sein Vater aber war doch nur so so. Er weiß doch, daß ich eigentlich Seine Eltern zusammengebracht habe? Die Brautlächlin war eine Waise von Vater und Mutter, da kam der alte Drossart, ich meine Seinen Großvater, der war mein guter Freund, und that die Anwerbung für den Sohn bei mir, weil ich die Pathe von Seiner Mutter, also so was wie eine geistliche Mutter, gewesen bin. Nun, ich bin nicht dagegen gestanden, die Koketterie litt es schon nicht —“

Der Drossart machte eine höfliche Ablehnung merkbar gegen diese Bezeichnung.

„Was hat Er denn abzulehnen?“ fragte die geistliche Dame spitz und spöttisch. „Wenn ich Koketterie sage, so ist es Koketterie; ich bin noch heute sehr kokett, das will Er wohl nicht glauben? Denkt wohl, Seine Gänschen da unten zwischen Na und Werre hätten allein das Recht, kokett zu sein? Hör' Er zu, ich will Ihm gleich sagen, auf welche Weise ich nun seit einem halben Jahrhundert, gerade in meinem Alter, kokett gewesen bin. Vor einigen Tagen bemerkte ich auf dem Hofe einen alten Mann, der kummervoll nach meinem Fenster sah; ich ging hin und hörte seinen Klagen freundlich zu, ich fragte nach allen einzelnen Umständen, beklagte ihn theilnehmend, gab ihm etwas mit für seine Frau und dann für seine Kinder, dann ließ ich ihm durch meine Leute einen Scheffel Roggen und ein Glas Branntwein reichen. Wie Kugeln schossen die Thränen dem alten Mann über die Wangen; das war es, was ich gewollt hatte, aber in meinen jungen Jahren hat mir keine Liebesbetheuerung so angenehme Empfindungen erregt, wie jetzt die Dankbarkeit dieses Greises. Poffen! Koketterie! Ein andermal kam einer mit einem Arme. „Wo hat Er den Arm gelassen?“ fragte ich. Nun ließ ich ihn erzählen von seinen Heldenthaten unter Herzog Ferdinand. Dann fragte ich ihn nach allem, was ich vom Herzog Ferdinand wußte, und die Augen des alten Kriegers wurden immer heiterer, je mehr er von seinem Herzoge sprach. Zuletzt sagte ich ihm, er sei in seiner Jugend gewiß ein hübscher Kerl gewesen und drückte ihm etwas Silber in die Hand. Der Mann küßte mir die Hand mit einem Feuer, das bei einem Grafen Unverschämtheit gewesen wäre, so hastig, bevor ich sie ihm entziehen konnte. Ei, wird Er sagen, sich von einem Bettler die Hand küssen zu lassen! Ja nun, das ist geschehen, und ich sage Ihm, die Erinnerung daran macht mich nicht roth. Poffen! Ist das nicht offenbare Koketterie?“

Die Stiftsdame nahm wieder eine Priese aus der Agatdose und der gute junge Pedant erschöpfte sich in einer Reihenfolge von geschraubten Redensarten.

Die Alte sah ihn eine Weile durchbringend an, dann sagte sie höchst unbekümmert: „Ich will Ihm mal was sagen, kleiner Drossart; in meiner Jugend hatten wir ein Sprichwort, eine Redensart, die lautete: „In Gütersloh macht die Lust unfrei!“ Damit wollten wir sagen: Du mußt was opfern, um Dich aus der Verlegenheit zu befreien, wie jeder Hörige in Gütersloh in einer Echte oder Sode war, wo er im Sterbefall mit dem Opfer des Bestgewands davontam, während sonst die ganze Erbschaft des Hörigen dem Herrn heimgefallen wäre. Nun, klein er Drossart, Seine Gegenwart macht unfrei, Er denkt nicht frei, Er spricht nicht frei und Er benimmt sich nicht frei, Er ist auch kein freier Mann, denn für Ihn ist die Regel noch ein Zwang. Schaffe Er das ab, stoße Er lieber mal die Regel über den Rand des Grabens, als daß er immer ängstlich an der Linie der Regel hingehet. Wahrlich, auch mir wird ganz unfrei zu Sinn, wenn ich Ihn so angstvoll Sätze und Worte quälen und zählen höre, wenn ich Ihn so verlegen sich drehen und wenden sehe, schade! Er hat sonst einen ganz hübschen Anstand.“

Der Drossart wurde blutroth bei diesem unverhofften Anfall, aber die Stiftsdame legte sofort ein Pflaster auf: „Schneid' Er keine Grimassen, Drossart, wo sollte Er denn auch die Freiheit herhaben, die ich bei Ihm vermisse? Von der Lüberstraße doch wahrlich nicht? Und Seine Mutter hat sie Ihm

auch nicht beigebracht durch ihr ewiges Klagen und Winzeln um den unglücklichen und dunkeln Tod des Mannes; Sein Magister Marcellus aber war vollends ein Bärenhäuter, ein recht unverständiger Pedant, ein gewaltig dickköpfiger Priester aller Unfreiheiten, der geistigen wie der leiblichen. Weiß Er was, kleiner Drossart? Er muß auf Reisen gehen, Er hat einen guten Anstand, besuche Er etliche kleine Höfe oder auch eine Universität.“

Jetzt fand der Drossart endlich Gelegenheit, ein Wort anzubringen, denn er benutzte die Pause einer Priese, und in der Eile, zum Aussprechen zu kommen, sprach er wirklich kurz und gut, ohne Pedanterie; er sagte, daß es seine Absicht sei, zu reisen, er wolle erst nach Bielefeld gehen zur Hochzeit einer seiner Cousinen, dann nach Nürnberg und Altdorf; er sei jetzt nur gekommen, um die hochwürdige Kusterin um Auskunft über den Tod seines Vaters zu bitten; er wolle seine Vaterstadt doch nicht gerne verlassen, ohne über diesen Punkt Klarheit zu haben.

Die alte Stiftsdame schlürfte behaglich ihre Priese, dann sprach sie gleichgültig: „Kleiner Drossart, Er ist wahrlich gar nicht so unfrei als ich dachte; das war ja ein ganz hübscher Mund voll Dreistigkeit. Also erst die Hochzeit in Bielefeld, das wird eine Trogenburgische Schwestertochter sein? Dann nach Nürnberg und Altdorf? hm! Ich denke, ich kann Ihm ein paar gute Vorschreiben nach Nürnberg mitgeben an den Herrn von Tucher und an einen jungen Holzschuhler; na, mit der Jugend ist's da auch aus, er ist durch die Tochter alleweil Großvater geworden. Das wird sich also machen; was denkt Er sich aber dabei, daß ich Ihm Auskunft über den beklagenswerthen Tod Seines Vaters geben soll?“

Kurz und bündig — die Lehre der alten Stiftsdame war nicht auf den Weg gefallen — theilte der Drossart mit, was er von dem Larkenspar in Erfahrung gebracht und wie er nun geglaubt habe, daß die Hochwürdige als eine große Gönnerin und Patrin der seligen Mutter die näheren Umstände wohl wissen und sich nicht weigern werde, selbige mitzutheilen.

Die Stiftsdame drehte die Dose nachdenklich in der Hand, endlich sagte sie aufblitzend: „Larkenspar, schnüfflicher alter Kerl, habe ihn niemals recht leiden mögen, machte unserem Stift die Gerichtsbarkeit über Weddighen Hof streitig, dieser wüthende Stadtschreiber. Schnüffelt alles aus, ist dieses Mal freilich arg auf dem Holzwege. Sein Nest ist ja wohl auf der Mausefalle? Nun, da ist er doch nahe genug bei dem Ort gewesen, wo er die Wahrheit ganz genau hätte erfahren können. Poffen! Sieht Er, kleiner Drossart, die sieben Sonnen, die an der Südseite der Münsterkirche eingemauert sind, sind bekanntlich nur vergoldete kupferne Becken; weil nun der Larkenspar das weiß, so kommt er sich gewaltig klug vor und hält sich verbunden, nun auch nicht zu glauben, daß die sieben Becken die sieben Sonnen bedeuten, die einmal bei dem Bau der Sankt-Pusinentkirche am Himmel erschienen sein sollen, darüber ist er denn sehr glücklich; was die sieben Sonnen, wie sie das Volk kurzweg nennt, denn bedeuten sollen, das weiß er Ihm freilich auch nicht zu sagen. Das ist denn die gerühmte Weisheit aller Larkensparer und Larkensparlinge, Poffen!“

Die Kusterin nahm eine Priese und putzte ihre Dose, dann fuhr sie fort: „Es sind nur wenige Schritte von der Mausefalle bis zur Freiheit; nicht fern von der Abtei ist ein kleines Haus, in welchem bis vor kurzem eine Person lebte, welche Seinem überklugen Stadtschreiber die ganze Wahrheit über das traurige Ableben Seines Vaters hätte sagen können; die einzige Person, welche die ganze Wahrheit kannte. Er hätte die ganze Wahrheit erfahren können, wenn er die wenigen Schritte gegangen wäre, aber er ist sie eben nicht gegangen und hat lieber eine ganz Unschuldige bis ins Grab hinein mit einem bösen Verdacht verfolgt. Wahrlich, auf die Person zu kommen war leichter, als die Familie der heiligen Pusine, der Schutzpatronin unserer Münsterkirche, zu entdecken. Mir ist die Geschichte unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt worden; ich breche ein Versprechen, wenn ich spreche; aber ich würde unfrei handeln, wenn ich schwiege, und da ich keinem Menschenkinde einen Schaden thue, wenn ich den Mund aufmache, so

werde ich reden. Drei Wochen nach Seiner Mutter ist Leyneken Todrang, die ehemalige Silbermagd unserer hochseligen Fürstin-Abtissin Hedwig Sophia Augusta, so eine Prinzessin von Holstein-Gottorp war, in dem Süvernischen Häuslein auf der Freiheit, das ihr die Abtissin zum Sitze angewiesen, sanft und selig gestorben."

Nach einer kleinen Pause fuhr die Küsterin fort: „Er wird sich des Namens Todrang erinnern, Drossart; die Todrangs, die von einem heruntergekommenen Adelsgeschlechte dieses Landes stammen, waren mit Seiner Mutter verwandt und Seine Mutter, da sie Waise von Vater und Mutter war, kam in das Haus der Frau Todrang, Ihrer Mutter Schwester, der es als einer armen Frau recht zu Gute, kam, daß sie ein so wohlhabendes Ziehkind aufnahm. Bei dieser Frau Todrang ist Seine Mutter zusammen aufgewachsen mit Leyneken Todrang, die ist gar ein schmüdes und munteres Frauenzimmer gewesen. Durch meine Fürsprache kam sie als Dienerin auf die Abtei; ich freute mich, daß ich etliche Jahre bei allen meinen Erkundigungen nur Gutes von ihr vernahm, bis sie die hochselige Fürst-Abtissin Frau Hedwig zu ihrer Silberdienerin machte. Von da ab lauteten freilich die Nachrichten über ihr Betragen nicht weniger gut, im Gegentheil, aber ich erfuhr zu meinem höchsten Erstaunen, daß Leyneken Todrang, die immer Muntere, ernsthaft und stille, traurig, ja fast schwermüthig geworden sei. Ich ließ sie sofort rufen, als ich beim nächsten Besuche der Abtei zur Fürstin kam, konnte aber nichts herausbekommen, obwohl es an Seufzern und Thränen nicht fehlte. Possen! sagte ich, Liebeskummer! und ich hatte recht gesehen. Einige Jahre später, als ich mal wieder in die Abtei hinunter kam, fand ich Leyneken merklich abgezehrt, traurig, kummervoll und unruhig. Dieses Mal bat sie mich selbst, ich möge sie doch mal zu mir hierher aufs Stift kommen lassen, sie wolle mir ihr Unglück anvertrauen und mich um meine Hilfe ansehn."

Die Stiftsdame nahm eine Priese, dann sprach sie lebhaft: „Da, auf derselben Stelle ziemlich, wo Er sitzt, Drossart, hat Leyneken dann an einem Abende gegessen und mir ihr Herz aufgeschloffen. Liebesgeschichte, freilich, aber doch mit einer bitterbösen Wendung. Also, es ist einmal ein kaiserlicher Officier hier gewesen, Rodofredi mit Namen, das hat der Larkenspar richtig herausbekommen, Possen! aber es war doch mehr hinter dem Rodofredi als ein österreichischer Kapitän, nämlich ein italienischer Marchese, der wegen eines unglücklich ausgegangenen Duells hatte flüchtig werden müssen. Des Rodofredi Mutter war eine Deutsche von Adel, ein Bruder derselben war Domherr in Münster, zu dem Oheim in Münster nahm der Marchese seine Zuflucht; der aber, die mächtige Verfolgung nicht ohne Grund fürchtend, schickte den Herrn Neveu nach Herford, weil er ihn hier für so ziemlich gut versteckt hielt. Hier hat sich der Rodofredi sterblich in Seine Mutter verliebt, die damals noch ledigen Standes, unverheirathet und unverlobt, war. Seine Mutter scheint die Huldigungen des heißblütigen Italieners kühler aufgenommen zu haben, als dem lieb war, sie machte sich, kurzweg, nichts aus ihm. Da kam der Rodofredi auf den Gedanken, sich der Leyneken, die er als eine Cousine Seiner Mutter kennen lernte, als einer Mittelsperson, Vermittlerin, Vertrauten zu bedienen, und somit hatte er allerlei Teufelei losgelassen. Rodofredi war ein auffallend schöner Mann, hoch und stattlich gewachsen, mit feurigen dunklen Augen und einem feinen, weichen, schwarzen Barte. Possen! Er sah ganz so aus wie der Mann, von dem die Mädchen in gewissen Jahren zu träumen pflegen. Nicht zu verwundern, daß die Leyneken bis über die Ohren in den Herrn Marchese verliebt war. Sie war so verliebt, daß sie den Verstand darüber verlor, denn sie mußte den Verstand verloren haben, um das Münsterstück von Frechheit, das Tollmannswerk durchzuführen, was sie jetzt begann. Ich will Ihm hier nichts von all den Kniffen, Pfiffen und Ränken mittheilen, welche die Leyneken spann und spielte, um zu ihrem Ziel zu gelangen, ich weiß dieselben auch nicht mehr so genau, aber sicher genug ist's, daß sie zum Ziele gelangte. Rodofredi kam in der eigenen Dienstkammer der Leyneken in der Abtei mehrfach mit dem liebeglühenden Mädchen bei nächtlicher Weile zusammen

und glaubte mit Seiner Mutter zusammengekommen zu sein, Drossart!"

Der junge Mann seufzte erleichtert auf, denn Larkenspar hatte wirklich einen bösen Verdacht in seine Seele geworfen. Die Küsterin aber sprach schnupfend: „Es ist mir lieb, daß ich Ihm die Versicherung geben kann, daß Seine Mutter auch nicht die leiseste Ahnung davon hatte, in welcher schändlichen Weise die Verwandtin, die Leyneken, ihren reinen Namen gemißbraucht hatte, daß Seine Mutter in keiner Weise Beziehungen zu dem Italiener hatte und dessen ihr begreiflicher Weise völlig unerklärliche Vertraulichkeiten bei zufälligen Gelegenheiten befremdet zurückwies. Gegen Ende des Winters waren des Rodofredi Mißthätigkeiten zu Hause ausgeglichen und es wurde ihm zur Pflicht gemacht, sofort zur Heimat zurückzukehren. Der Marchese nahm Abschied, und Leyneken versprach, noch ein Jahr unvermählt zu bleiben und auf ihn zu warten. Rodofredi reiste ab und glaubte, Seiner Mutter Versprechen zu haben, Drossart! Damals war es, wo Leyneken Todrang traurig wurde. Gewissensbisse hatte sie damals noch nicht, weil ihr die Folgen ihres teuflischen Werkes noch nicht vor Augen getreten waren. Es blieb aber nicht aus. Denn nach Jahresfrist kam der Rodofredi wirklich zurück und wollte Seine Mutter zur Frau Marchese machen. Er begab sich sofort zu der Leyneken, zu seiner Vertrauten, und verfiel hier beinahe in Raserei, als er erfuhr, daß seine heißgeliebte Agnes vor Monaten schon den jungen Drossart geheirathet habe, ihm also, seiner Meinung nach, ihr Versprechen aufs grausamste gebrochen hatte. Rodofredi verschwand sofort wieder aus der Stadt, ohne daß Leyneken den Muth gefunden hätte, ihn über die arge Täuschung aufzuklären, in welche er verfallen. Seitdem hatte sie Gewissensbisse, doch mehr, weil sie den geliebten Mann unglücklich gemacht, als weil sie ein höllisch Spiel mit dem ehrlichen Namen der Freundin, der Verwandtin gespielt. So ging's wiederum zwei Jahre und darüber, die Leyneken war schon drauf und dran, sich über den Marchese zu trösten, da stand dieser eines Abends vor ihr; bleich, kränklich, abgemagert, sie konnte sein elendes Aussehen und die brennenden Augen in dem todtbläulichen Nuttz nicht schrecklich genug beschreiben. Er that viele hastige Fragen über Seine Eltern an die Dirne und entfernte sich unbemerkt. In der Nähe des Romthureihofes, vielleicht aus der katholischen Kapelle kommend, und dann wieder an der Radewiger Mühle glaubt ihm die Leyneken in den nächsten Tagen noch zweimal verkleidet begegnet zu sein. Wahrscheinlich hat sich die Dirne auch nicht getäuscht, zwei Tage nach der letzten Begegnung erfuhr sie, wie man Seinen Vater todt an der Landstraße gefunden habe. Sie war überzeugt, daß Sein Vater von der Hand des Marchese Rodofredi gefallen, nur betheuerte sie, daß der Italiener eines Mordes nicht fähig gewesen, es müsse ein ehrlicher Zweikampf stattgefunden haben, was ich billig dahingestellt sein lasse. Von Rodofredi hat die Leyneken nachmals niemals wieder etwas gesehen oder gehört. Wenn rechtschaffene Reue und Buße eine Schuld sühnen können, so ist die Schuld der Leyneken gesühnt, denn sie hat zwanzig Jahre lang, länger, Buße gethan. Sie war auch bereit, Seiner Mutter ein Schuldbekentniß abzulegen. Auf mein dringendes Abmuthen hat sie das unterlassen, denn ich wußte, daß Seine Mutter auch mit keinem Gedanken dabei an den Italiener gedacht hatte, ihrem wunden Gemüthe wäre durch solch entsetzlich Bekentniß nur neuer Schmerz bereitet worden. Ich denke, daß ich damit auch in Seinem Sinne gehandelt habe."

Die Stiftsdame rührte, ohne des Drossarts Antwort abzuwarten, eine Klingel, worauf der rothe Pfeffer mit einer Platte eintrat, die er glücklich auf den Tisch vor der Küsterin niederlegte, obwohl die Gläser, Flaschen und Teller ganz bedenklich in seinen zitternden Händen klirrten.

„Wie gut Du das gemacht hast, Pfeffer!" bemerkte die Dame mit einem so warmen Dankblick auf den greisen Diener, daß dieser stolz und glücklich mit leuchtendem Antlitz sich rückwärts zur Thür hinausshob.

Fräulein von Ledebur war wieder mal kokett auf ihre Art gewesen.

Vielleicht war sie auch kokett mit dem Drossart, denn sie

wußte so anmuthig die Wirthin zu machen und ihren Gast vorlegend und einschenkend zu bedienen, daß keine jüngere ihr gleichkommen konnte. Dem armen Drossart war das wohl zu gönnen, denn er hatte doch auch allerlei einstecken müssen.

Da fuhr die Thür jählings auf, und wie im Sturmwind platzte eine junge Dame ins Gemach, die mit lauter Stimme rief: „Ma tante, ma tante! Trösten Sie mich, es ist gräßlich, abominable, unverzeihlich!“

Jetzt erst erkannte sie, daß ma tante nicht allein war, warf einen rapiden Blick auf den jungen Mann und machte ihm einen flüchtigen Knix.

„Herr Wichmann Trautretter, Drossart von Zeist!“ präsentirte die Stiftsdame etwas förmlich. „Meine Niece, Fräulein Berengaria von dem Busche!“

Tiefe Verbeugung und leichter Knix.

„Setze Dich, Nichte, und laß uns Deinen Kummer hören, dann soll Dir Trost werden, wenn's nicht überhaupt nur ein Vorwand war mit dem Trost, und das ganze Absehen nicht lediglich auf meinen süßen Wein und mein Mandelbrot gerichtet war!“

Die alte Dame lachte laut, und die Nichte stellte entrüstet das Weinglas wieder auf die Platte.

So schmolend sah Fräulein Berengaria ganz allerliebste aus; sie trug ihre Taille durch die Schnürbrust eng zusammengepreßt, einen vollen Rosenstrauß am Busen und faltige Spitzenärmel bis auf die Mitte des Unterarms; dazu einen weitbausenden Reisrock von grauer Seide. Ihr Kopfpuz war ganz niedrig und das gepuderte Haar war an der Seite in drei Locken über einander zusammengenommen. Diese Haartracht stand ihr vorzüglich gut zu der etwas vorspringenden Stirne und der steilen Nase, während aus den grauen Augen ihre ganze heitere Seele lachte und der Mund sich schmolend verzog, wie um die weißen kleinen Zähne besser zu zeigen.

Mit einer pathetischen Bewegung zog Fräulein Berengaria einen Brief aus einer Tasche, die sie erst nach einer ziemlichen Weile in den Falten ihres Rockes finden konnte, präsentirte denselben der Stiftsdame und sprach: „Hier ist meine Rechtfertigung!“

„Von wem ist das Schreiben?“ fragte die Stiftsdame, den Brief mißtrauisch betrachtend.

„Von meiner herzlichsten Frau Schwägerin!“

„Herzliebste, Pöffen! Du liebst Deine Schwägerin ungefähr wie der Hund die Kaze, was ich durchaus nicht billigen kann, wenn ichs auch wohl begreife. Was schreibt die Närrin?“

„Lesen Sie, ma tante, lesen Sie!“ bat Berengaria.

„Ich werde mich hüten, kenne das Gefrösel der flamändischen Stute schon, lies Du vor!“

„Ich werde lesen!“ versetzte Berengaria entschlossen. „Uebrigens ist der Brief nicht an mich, sondern an Grand-Maman; aber der Schlag fällt auf mich eben so schwer. Hören Sie! „Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmutter! Sollten Sie jetzt Ihre kleine Bleiche, auf der Sie in Ihrer Jugend so manches schöne Stück Garn und Linnen gebleicht, — sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen haben, — sollten Sie das Kohlstück, worauf der große Baum mit den rothgestreiften Aepfeln stand, — suchen, nichts von alledem würden Sie finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige krumme Wege schlängeln, verwandelt. Die Hügelchen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Strauchwerkes bedeckt, und auf den Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Thälchen fänden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Lehm auf das Krautstück hat fahren lassen müssen, um etwas so Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich's recht verstanden habe, eine Shrubbery oder ein echt englisches Boskett. Ringsherum geht ein weißes Pflanzenwerk, welches so bunt wie ein Drellmuster gearbeitet ist; mein Mann hat eine Dornhecke darum ziehen lassen müssen, damit sich die Schweine nicht daran reiben.“

Von dem Hügel auf der Bleiche kann man jetzt zwei Kirchtürme sehen, und man sitzt auf einer chinesischen Bank unter einem chinesischen Sonnenschirm von vergoldetem Blech. Dicht daneben wird eine chinesische Brücke angelegt, wozu mein Mann das neueste Modell aus England bekommen; ein Fluß wird eigens dazu gegraben und ein halb Duzend Schildkröten, die darin liegen sollen, sind schon fertig. Jenseits der Brücke, gerade da, wo der Großmutter ihre Bleichhütte stand, kommt ein ganz allerliebster kleiner gothischer Dom zu stehen, weil mein Mann Goderich heißt. Das hat er in Stove in England angenommen, da sind auch so viele Tempel, weil der Besitzer Lord Tempel heißt. Der gothische Dom wird freilich nicht viel größer werden als das Schilderhaus, worin Onkel Toby mit Corporal Trim die Belagerungen in seinem Garten kommandirte. Sie werden das nicht gut verstehen, weil Sie Tristram Shandy nicht gelesen haben, aber die gothische Arbeit daran wird doch allemal die Augen der Neugierigen auf sich ziehen, und oben darauf kommt ein Fetisch zu stehen. Kurz, Ihr Gärtchen, liebe Großmama, gleicht jetzt einer verzauberten Insel, worauf man alles findet, was man nicht darauf sucht, und von dem, was man darauf sucht, nichts findet. Möchten Sie doch hierherkommen, um sich alle diese Herereien anzusehen. Sie waren sonst eine so große Bewunderin der Bären und Pfauen am Tagus, womit sonst fürstliche Gärten geschmückt wurden, was für ein Vergnügen würde es nun nicht für Sie sein, zu sehen, durch welche erhabenen Schönheiten diese altfränkischen Sachen verdrängt wurden! Sie müssen aber bald kommen, denn wir werden noch vor dem Winter nach Schevelingen reisen, um den englischen Garten zu sehen, welchen der Graf von Ventind dort auf den Sanddünen angelegt hat. Alles, was die Größe der Kunst dort aus dem elendesten Sande gemacht hat, das, denkt mein Mann, müsse auf gutem Ackergrunde gewiß gerathen, und er bebauert nichts mehr, als daß er die Sandhügel so mühsam anlegen muß, welche dort die See aufgepült hat. Von Schevelingen gehen wir dann vielleicht nach England und so weiter nach China, um die große eiserne Brücke, den porzellanenen Thurm von vier Stockwerken und die berühmte Mauer in Augenschein zu nehmen, nach deren Muster mein Mann noch etwas hinten bei dem Stück leeren Busche, wo Sie ihre Krausemünze stehen hatten, anzulegen gedenkt. Wenn Sie aber kommen, so bringen Sie uns doch etwas weißen Kohl mit, denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür —“

Die Stiftsdame brach in ein helles Gelächter aus, als die Vorlesung dieses Briefes beendet war, die Vorleserin hatte Thränen in den Augen, lachte aber gleichwohl von ganzem Herzen mit. Der Drossart aber kämpfte ritterlich mit dem Reiz zum Lachen, bis die Küsterin rief: „Ei, so lache Er doch, Drossart, lache Er, damit Er nicht noch erstickt!“ Da platzte er denn auch los und zwar ordentlich.

„Aber weshalb weinst Du denn, Berengaria?“ fragte die Stiftsdame, als einige Ruhe eingetreten war.

„Ich weine, weil sich Grand-Maman ärgert, ich weine, weil Goderich ein so großer Esel ist, und endlich weine ich, weil diese Schwägerin meinen Bruder als einen noch größeren Esel erscheinen läßt, als er schon ist.“

„Laß es gut sein, Schätzchen, ist nicht so schlimm, wie es aussieht,“ tröstete die Tante. „Meine gute Christine weiß schon, woran sie ist und hat bei Zeiten einen Kiegel vorge-schoben. Viel können diese beiden Anglomanen nicht verderben auf der Huße in Tergost, die sie ihnen überlassen hat; reisen können sie nicht, denn sie haben kein Geld und Christine gibt ihnen keins. Was aber Deinen letzten Grund betrifft, so wissen die Leute lange schon, daß Dein guter Bruder kein Adler ist und daß Goderichs Weib noch mehr Goderich als er selbst.“

Uebrigens ließ sich Fräulein Berengaria überaus leicht trösten; sie plauderte bald wieder so heiter, so harmlos und doch so anmuthig, daß dem Drossart wirklich der Mund offen stehen blieb dabei, so schlecht das auch aussehen mochte; er hatte niemals eine junge Dame sich mit solcher Leichtigkeit bewegen sehen wie Fräulein Berengaria. (Fortsetzung folgt.)



**Papst Pius IX, der Unfehlbare.**  
Nach einem Bilde im Vatikan zu Rom.

## Der Naturforscher Louis Agassiz.

Von Dr. Robert Abé-Lallemant.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

Am Schlusse des alten Jahres, am 14. Dezember, ist zu Cambridge bei Boston in den Vereinigten Staaten wieder ein Naturforscher ersten Ranges aus dem Leben geschieden, Ludwig oder Louis Agassiz, der es verstanden hat, wie nur wenige Menschen, ein reiches Wissen aus den Quellen aller Nationen zu schöpfen, und sein Schaffen und Wirken zu beiden Seiten des atlantischen Ozeans in bewundernswürdiger Weise zur Geltung zu bringen, so daß wir ihn, ohne in eine Paradoxie zu verfallen, vorzugsweise als den französischen Schweizer von deutschem Wissen, als den nordamerikanischen Professor und zugleich Erforscher des brasilianischen Amazonenstromes bezeichnen können, der bald dem scheinbar todtten und starren Gletscher der Hochalpen Leben und Bewegung gibt, bald in den stummen Felswänden Tausende von Versteinerungen reden läßt von ewigen Naturgesetzen, bis er dann noch in den letzten Jahren seines Lebens das Sentblei seines Forschens in die tiefsten Meeresabgründe hinunterwirft und auch dort Naturgesetze nachweist.

Louis Agassiz ward am 28. Mai 1807 zu Orbe im Kanton Waadtland in der Schweiz geboren. Sein Vater war dort protestantischer Geistlicher, so daß wir von vorn herein den Knaben unter einer edlen Geistespflege finden. Dazu liegt Orbe am Fuß des Jura, dessen Charakterformation schon früh den kleinen Agassiz beeinflusst haben mag und ihn zu einer ganz entschiedenen Forscherrichtung geführt hat. Der in der französischen Schweiz Geborene wird in Biel, der schon von deutschen Elementen beherrschten Stadt, weiter erzogen; dann treffen wir ihn auf der Akademie von Lausanne unter dem vollen Einfluß der besten französischen Schweizerkultur und umgeben von der großartigsten Naturscenerie. Beide beherrschen ihn voll und ganz. Und als begeistertster angehender Naturforscher besucht er die Universitäten von Zürich, von Heidelberg und von München. Die Döllinger, die Den, die Leonhard und Tiedemann können nicht umhin, den genial angelegten jungen Mann ganz zu fesseln. Wer jene Denker und Forscher kennt, wird sie sämtlich in dem Schüler wiederfinden, wie denn das eine Haupteigenschaft der genannten Naturforscher war, daß sie sich mit ganzer Seele ihren Schülern hingaben, ganz mit ihnen und ganz für sie lebten und nie müde geworden sind, ihre Geisteskräfte und ihre zum Theil großartigen Privatsammlungen der Jugend zu jeglicher Zeit zu öffnen.

Mit reichen Schätzen beladen waren damals die deutschen Naturforscher Spix und Martius von ihrer großen brasilianischen Reise zurückgekehrt. Während die Botanik in Martius einen Bearbeiter fand, der seiner Pflichtaufgabe bis in die spätesten Jahre seines Lebens treu geblieben ist, ward der Zoologe Spix, der im Jahre 1820 schon kränkelnd nach Europa zurückgekehrt war und nur einen Theil seiner zoologischen Ausbeute selbst hatte bearbeiten können, im Jahre 1826 vom Tode ereilt. Prachtwerke über brasilianische Affen, Fledermäuse, Vögel und Amphibien waren veröffentlicht; aber noch wartete eine Sammlung von mehr als hundert Fischen etner sorgsamem Bearbeitung. Dieser brasilianische Schatz sollte glücklicher Weise ein besseres Schicksal haben als z. B. die Matheronschen Sammlungen, eine Menge Kisten aus Brasilien, die über siebenzehn Jahre im Wiener Museum standen, ohne geöffnet zu werden! Der damals zwanzigjährige Agassiz ward von Martius ausgewählt, diesen ichtthyologischen Nachlaß von Spix zu bearbeiten. Auf das glücklichste löste der junge Naturforscher seine Aufgabe mit dem in München erschienenen Werke (1829—31), der Text lateinisch, 91 lithographirte Tafeln, ohne damals zu ahnen, welche Fülle von Fischen ihm selbst nach etwa fünfunddreißig Jahren der brasilianische Amazonenstrom liefern würde.

Diese bedeutende ichtthyologische Arbeit gab dem Bearbeiter eine ganz bestimmte Richtung, wenigstens für die nächsten zehn Jahre. Die Ströme, Landseen und selbst Meeresgestade Europas, so weit sie ihm zugänglich waren, wurden eifrig nach Fischen von ihm durchsucht und lieferten überall neue reiche Ausbeute.

Der Arbeit über die lebenden Fische folgte in den nächsten Jahren eine lange echt klassische Untersuchung über die fossilen Fische. Schon in den Jahren 1831 und 1832 hatte Agassiz sich in Paris ganz speziell mit den dortigen ungeheuer reichen Sammlungen bekannt gemacht, wie er denn auch die ausgedehnten Sammlungen Englands genau kennen lernte. In letzteren hatten ihn besonders die Versteinerungen des sogenannten alten rothen Sandsteins der devonischen Ablagerungen interessiert. Seine *Récherches sur les poissons fossiles* mit vielen Abbildungen geben ein volles Zeugniß für die scharfen Kenntnisse und die volle Arbeitskraft des Bearbeiters, welche von Humboldt schon im ersten Theil seines Kosmos als klassisch bezeichnet wurden. Agassiz, der von 1700 Arten fossiler Fische Kenntniß genommen und die Zahl der lebenden Arten, welche beschrieben sind oder in Sammlungen aufbewahrt werden, auf 8000 schätzt, sagt mit Bestimmtheit in seinem Meisterwerke, daß er mit Ausnahme eines einzigen kleinen, Grönland eigenthümlichen Fisches in allen Schichten kein Thier dieser Klasse gefunden habe, das spezifisch mit einem jetzt noch lebenden Fische identisch wäre. Er fügt die wichtige Bemerkung hinzu, daß in den unteren Tertiärgebilden, z. B. im Grobkalk und Londonthon ein Drittel der fossilen Fische bereits ganz untergegangenen Geschlechtern zugehöre; unter der Kreide sei kein einziges Fischgeschlecht der heutigen Zeit mehr zu finden, und die wunderbare Familie der Saurioiden (Fische mit Schmelzschuppen, die in der Bildung sich fast den Reptilien nähern und von der Kohlenformation, in welcher die größten Arten liegen, bis zu der Kreide vereinzelt aufsteigen) verhält sich zu den beiden Geschlechtern (*Pepidosteus* und *Polypterus*), welche die amerikanischen Flüsse und den Nil bevölkern, wie unjere jetzigen Elephanten und Tapire zu den Mastodonten und Anoplotherien der Urwelt.

Die merkwürdigen und klassischen Untersuchungen über lebende und fossile Fische führten den genialen und unermüdet fleißigen Naturforscher immer weiter und auch zu den zoologischen Gebieten, welche auf beiden Seiten, nach unten und nach oben an die Klasse der Fische angrenzen. Zunächst unterwarf er die Schinodermen, die er versteinert in der Schweiz vorfand, seiner genauen Untersuchung, jene Thiergruppe, die uns als Seeigel, Seeesterne u. s. w. geläufig geworden ist. Das so entstandene, mit Abbildungen versehene Werk ward bald noch erweitert und umfaßte nunmehr die lebenden und fossilen Schinodermen überhaupt. Dieses allgemeine Werk führte ihn weiter zu einer Untersuchung über eine ungeheuer weit ausgedehnte fossile Thiergruppe, vielleicht die größte von allen, die Mollusken. Der Titel des Werkes aber: *Etudes critiques sur les mollusques fossiles* zeigt schon an, daß von vorn herein wohl weniger eine umfassende Monographie dieser vielgestaltigen Thierklasse als vielmehr nur eine läuternde Untersuchung über wesentliche Formen in derselben gemeint war.

Seit längerer Zeit schon war Agassiz im Hauptort seines Kantons, in Neuchâtel, als Professor der Zoologie angestellt worden. Bei einem dadurch bedingten festen Aufenthalt in der Schweiz, der ihm nicht nur bedeutende Schüler, sondern noch mehr bedeutende Naturforscher von Fach zuführte, ward nunmehr Agassiz' Forschungsgeist in eine Bahn, ich möchte sagen in eine Welt geleitet, die allerdings auf den ersten Blick nur monoton und todt erscheint, dem Untersucher aber ein vielseitiges Feld zum Beobachten, ja an den todtten Massen ein gewisses Leben, ein Werden, Sein und Vergehen darthut.

Ganze Jahre hindurch haben damals helvetische Naturforscher die Gletscher untersucht, jene wunderbaren Eis Massen höherer Gebirge, deren Zustandekommen oder erstes Entstehen eigentlich ganz unbegreiflich ist, so daß man mit einer etwas kühnen Hypothese wohl annehmen möchte, die Gletscher seien ursprünglich zur sogenannten Eiszeit umherflutende Polareis Massen gewesen, die im weiteren Entwicklungsgang der Erde damals in aufsteigenden Gebirgen strandeten und seitdem dort

liegen geblieben sind, am unteren Ende langsam weghauend, langsam sich wieder ersehend am oberen, dem ewigen Schnee zugewandten. Um aber das Leben dieser Gletscher, welches schon früher von bedeutenden Forschern erkannt, aber noch lange nicht hinlänglich untersucht worden war, bis in seine kleinsten Zuckungen so sondiren, mußte inmitten dieses Gletscherlebens ebenfalls selbst gelebt werden. Man wohnte, man wachte, man schlief auf den Eismassen, gerade als ob man den Nordpol suchen und untersuchen wollte, und errang so allerdings höchst interessante Resultate, die in verschiedenen Werken niedergelegt wurden. Von allen seinen Untersuchungen hat vielleicht keine den Namen des Agassiz so berühmt gemacht wie diese Gletscheruntersuchungen; denn in keiner konnte ihm und seinen Genossen ein so großes gebildetes Publikum folgen wie gerade in diesen. Ja, sie haben über den Rand der Gletscher hinaus, über die ganzen Alpen und mit ihnen über alle Hochgebirge der Welt hinaus ein angeregtes untersuchendes Leben verbreitet. Es sind seitdem eine Menge von sogenannten „Alpenklubs“, zumal in England, entstanden und sogar hier und da zu einer förmlichen Manie geworden. Selbst in Nordamerika haben Agassiz' Gletscheruntersuchungen mächtig angeregt und zur Gründung von Alpenklubs geführt.

Diese Bewegung selbst in Nordamerika war es besonders, die unseren Forscher endlich auch nach den Vereinigten Staaten trieb. Im Jahre 1846, bald nach seiner Ankunft im transatlantischen Welttheil, ward er Professor der Zoologie in Cambridge bei Boston. Und so wie sich ihm hier nun ein viel ausgedehnteres Terrain zum Untersuchen bot, so wurden auch seine Leistungen viel weiter und allgemeiner. In Nordamerika hat man wirklich ungeheure Mittel für Untersuchungen, wenn sie einen praktischen Nutzen abzuwerfen versprechen. Und keinerlei Untersuchungen werden praktisch so nützlich wie die auf dem Felde der Naturforschung. Wir könnten von solchen Opfern für Naturforschung in den Vereinigten Staaten Beispiele aufstellen, die höchstens nur in England noch vorkommen, aber uns in Deutschland leider unbekannt sind.

In Nordamerika ward Agassiz' Darstellungsweise populärer, während sie immer ernst und wissenschaftlich blieb. Er schrieb für einen Staat, in welchem man Kenntnisse über alle Volksklassen zu verbreiten sucht und darin die Parität der einzelnen mit den einzelnen herstellen möchte. So entstanden mehrere zoologische Arbeiten, Einleitung in das Studium der Natur, Elemente der Zoologie u. s. w., und mehrere Bände von Beiträgen zur Naturgeschichte von Nordamerika, welche nicht nur in den Vereinigten Staaten anerkannt wurden, sondern auch ihren Weg nach Europa gefunden haben und aus dem Englischen in andere Sprachen übersetzt worden sind.

Und nun müssen wir eines Unternehmens gedenken, welches nicht nur im Leben unseres Forschers, sondern auch in den dabei gewonnenen Resultaten den eigentlichen Glanzpunkt bildet. Im Jahre 1866 machte Agassiz eine Reise nach Brasilien. Ein reicher Kaufmann von Boston trug die Hauptkosten der Reise, auf welcher Agassiz nicht nur von seiner Frau und seinem Sohne, sondern von einem förmlichen Stabe von Gehilfen zum Gelingen eines großen Unternehmens umgeben war. Auf einem ihm eigens gestellten Dampfboot ging er nach Brasilien. Hier fand er ein ungeheures Land, in welchem zwar bereits viel zur naturhistorischen Forschung geschehen war, aber doch noch eine ganze Welt zu untersuchen blieb. Hier fand er einen Kaiser, der, selbst ein über sein Land durch allgemeine Bildung und höchste Humanität herausragender Mann, von Jugend an Naturwissenschaften gepflegt hatte! Hier traf er endlich eine Bevölkerung an, welche in ihren maßgebenden Schichten förmlich eifersüchtig auf Europa, alle nur möglichen naturforschenden Institute längst eingerichtet hatte, aber selbst doch noch nicht mit ganzer Kraft, wenn auch oft mit dem besten Willen, dem Studium des eigenen Landes ergeben war, — kurz, hier traf er Menschen, Mittel, den entgegenkommendsten guten Willen und ein ungeheures Feld, zu dessen Eröffnung ihm in wirklich noch nie dagewesener Weise alles geboten wurde. So gewann seine Erforschung des Amazonasstromgebietes einen wirklich romantischen Anstrich. Keine Rede von Mühe, Gefahr,

Entbehrung! Dazu erleichterte der glückliche Wasserstand im Riesestrom jegliches Unternehmen. Seine Eskorte bestand aus den ersten Angestellten der Provinz und der einzelnen Ortsschaften. Alle halfen mit beim Fischen und Jagen.

Ungeheuer war dann auch die Ausbeute. Ich erinnere daran, daß Spix vom Amazonasstrom 116 Fischarten mitgebracht hatte. Agassiz hat dagegen ca. 1200 neue Arten von Fischen im Amazonasstrom erbeutet, worüber die damaligen brasilianischen Zeitungen und Privatbriefe mit Staunen Bericht erstatteten. Und was fast noch wichtiger war, als die Menge neuer Arten: Agassiz stellte es heraus, daß eine ganze Reihe von sogenannten Arten, nur verschiedene Altersstufen, gleichsam Lebensmetamorphosen eines und desselben Fisches waren, eine Entdeckung, die gewiß zu den schönsten in der ganzen Naturgeschichte gehört. Aber doch diente diese Fischumbildung nach verschiedenem Alter dem genialen Naturforscher dazu, vielmehr noch die Stabilität der einzelnen Arten auszusprechen im schroffen Gegensatz zur Theorie Darwins, der ein Ausarten, ein langsames Umarten und endlich ein vollständiges Ueberarten der einzelnen Thierformen in einander mit großem Scharfsinn, aber ohne alle innere Nothwendigkeitsgründe aufgestellt hat.

In Rio selbst ward Agassiz ganz einzig aufgenommen. Ueberall huldigte man ihm, überall wollte man ihn haben, ihn sehen, ihn bewirthen. Sogar ein Fackelzug ist ihm gebracht worden, ein in den Annalen jener Stadt bis dahin unerhörter Vorfall. Ausländer und Einheimische halfen dabei mit, denn der große Naturforscher gehörte allen Nationen an. Und es würde mich gar nicht gewundert haben, wenn es dem Agassiz in Rio vor dem Forum der Neger so gegangen wäre, wie Humboldt in Sibirien, wo man ihn für den Schwiegervater des Kaisers gehalten hat.

Auf Einladung des Kaisers hielt Agassiz einen Vortrag, sowie mehrere über seine Reise und über Naturgeschichte überhaupt, und es war ein entschiedener Ehrenpunkt der großen Welt in Rio de Janeiro, den seltenen Gast reden gehört zu haben. Und gewiß hat Petermann Recht, wenn er damals in seinen geographischen Mittheilungen erklärte: „Die Geschichte der wissenschaftlichen Reisen weist kaum ein Beispiel nach, das sich in Bezug auf Glanz und allseitige Hilfeleistung der Agassiz'schen Expedition an die Seite stellen könnte.“

Sowohl Brasilien wie Nordamerika haben endlich dem großen Naturphilosophen Agassiz durch ihre höchst gemischten Völkerstämme reichliche Gelegenheit gegeben, das höchste Kapitel: die Menschheit kritisch zu untersuchen, und vieles Scharfsinnige darüber aufzustellen. Bei der Gelegenheit ist es ihm wohl von Humanisten und Theoretikern zum Vorwurf gemacht worden, daß er die Negerrasse tiefer stellte, als andere Menschengruppen, und daß er damit eine Art von Entschuldigung der Sklaverei aufzustellen schien. Wir wollen hier nur kurz von Agassiz' Leben reden, und können darum nicht mit ihm rechten über seine Beurtheilung der Neger. Wer aber, wie ich selbst, zwanzig Jahre unter Negern und Weißen gelebt hat, der darf sich vielleicht doch ein Urtheil über die Anlagen, Fähigkeiten und Lebensmöglichkeiten der schwarzen Rasse machen, und das fällt immer dahin aus, daß allerdings die Neger tiefer zu stehen scheinen als wir. Ihre Parität mit uns haben sie uns noch nirgends bewiesen.

Damit aber hat Agassiz auch den Neger noch immer nicht als eine Durchgangsstufe des weißen vollkommenen Menschen zum Affen anzusehen. Vielmehr hat er sich, wie ich schon oben andeutete, scharf und bestimmt gegen die Darwinischen ganz unnötigen und ganz unhaltbaren Annahmen ausgesprochen, nach welchen das Entstehen, Bestehen und Vergehen der Arten ein von materiellen Einflüssen bedingtes, kein von einem entschiedenen Schöpfungsplan ein für allemal gemachtes, gewolltes ist. Kein Thiergeschlecht entsteht aus dem anderen, es besteht nur neben dem anderen. Hört die Bedingung zu seinem Leben auf, so geht es nicht durch Uebergangsstufen und Zwischenformen im Kampfe um sein Dasein in ein anderes Leben, sondern unter. Und wie wir auch philosophiren und deuten mögen, aus einem Affen, aus einem Gorilla, einem

Schimpanse wird nie ein Mensch herausarten, nirgends wird ein Mensch zu einem Affen überarten. Im Kampfe um ihr Dasein werden jene Affen allerdings verschwinden, aber sie werden nirgends als Menschen wieder aufstehen. Und im Kampfe um ihr Dasein werden nirgends die Menschen sich in Affennaturen verwandeln.

Das letzte große Werk, welches Agassiz unternahm, war eine Erforschung der Meere rings um den amerikanischen Continent herum, wobei ihm die Regierung der Vereinigten Staaten den Dampfer „Hagler“ zur Verfügung stellte. Die Erforschung der Meeresstiefen hat in unseren Tagen gerade einen unerwarteten Aufschwung genommen, man weiß jetzt z. B., daß in der Tiefe von einer deutschen Meile noch ein reges Thierleben auf dem Meeresboden sich findet und daß dort unten Wunder zu schauen sind, von denen wir bisher kaum eine Ahnung hatten. Agassiz, den Graf Pourtales als wissenschaftlicher Gehilfe begleitete, erhielt den Auftrag den Golfstrom zu kreuzen, sich nach Westindien, der brasilianischen und patagonischen Küste zu begeben, die Magellanstraße zu passiren und dann an der westamerikanischen Küste entlang nach San Franzisko zu fahren. Ehe er aber im Dezember 1871 den Hafen von New-York verließ, unternahm er ein wissenschaftliches Wagniß, trat er gewissermaßen als Prophet auf und verkündigte voraus, was er in den nie geschauten Meeresstiefen finden würde.

Schon oft hat die Theorie, der Beobachtung vorgreifend, gewagt, nie Geschehenes mit Sicherheit vorauszubestimmen. Aus den „Störungen“ des Planeten Uranus berechnete der Af.onom Leverrier die Bahn des unbekanntem Störers — Galle in Berlin richtete das Fernrohr nach dem Himmel und der Planet Neptun war entdeckt, genau da, wo er nach Leverriers Berechnungen stehen mußte. „Die Wissenschaft mag der Entdeckung von Thatsachen vorgreifen“, schrieb Agassiz bei seiner Abreise seinem Freunde Professor Peirce, und er hat theilweise Recht behalten. Er nahm an, daß in der Stufenfolge der Thiere, in ihren Strukturverhältnissen, in der Ordnung ihrer Aufeinanderfolge in geologischen Epochen, der Art ihrer Entwicklung aus dem Ei und ihrer geographischen Verbreitung auf der Erdoberfläche eine Wechselbeziehung herrsche. Ist dem so, dann dürfen wir in den größeren Tiefen des Ozeans auch lebende Vertreter jener Thiertypen erwarten, welche in früheren geologischen Perioden vorherrschend waren. Agassiz entwickelte dann, wie er Vertreter untergegangener Fischge-

schlechter, Krebse, Mollusken, Stachelhäuter u. zu finden hoffe. — Das war kühn und herausfordernd. Die einen sagten: der „gletschertolle“ Agassiz ist ein Phantast, die anderen verlegten sich aufs Abwarten. Nachdem aber die Berichte vom „Hagler“ eingingen, zeigte sich, daß Agassiz in vielen Punkten recht behielt, wie einige Beispiele beweisen mögen. Seit den Tagen des Columbus ist das Sargassomeer, die ungeheure schwimmende Seetangwiese im atlantischen Ozean ein Räthsel geblieben; man wußte nicht, ob es sich schwimmend fortpflanze oder am Boden wachse. Agassiz hat diese Frage gelöst, indem er zeigte, daß das Sargasso- oder Golfstromkraut auf dem Meeresboden wächst, aus einer gewöhnlichen Art Samen entsteht, sich dann ablöst, schwimmt und an der Oberfläche jene lündergroßen Wiesen bildet. Im Sargasso selbst entdeckte damals Agassiz eine bis dahin unbekannte Erscheinung, nämlich ein mit Eiern gefülltes Fischneß, welches die Gestalt einer Kugel hatte. Welcher Fisch aber hatte für seine Brut dieses wunderbare Gehäuse gebildet? Auch das zeigte Agassiz. Seit langem schon kannte man den „Handfisch“, dessen Vorderflossen einer Hand gleichen, und Agassiz bewies nun, wie er mit diesen seine eigenthümliche Fischwiege baut. Und nun häufen sich die Entdeckungen: Seelilien, einem längst untergegangenen Geschlechte der Juraformation angehörig, Schwämme, die man nur versteinert in der Kreide kannte, sie kommen aus der Tiefe zum Vorschein, wenn Agassiz sein Schleppnetz auswirft. Wir können nicht alle Einzelheiten jener Fahrt hier verfolgen und bemerken nur, daß Agassiz Stoff ansammelt, der Jahrzehnte zur Bearbeitung braucht. Als er mit seinen reichen Schätzen beladen in die Heimat zurückkehrte, beeilte man sich von allen Seiten ihm Dankesbezeugungen darzubringen, unter denen eine war, wie sie noch keinem Gelehrten zu Theil wurde. In der Nähe von Boston liegt eine mehrere Quadratmeilen große Insel, auf dieser wurde ein Haus erbaut, ein Laboratorium und ein Hörsaal eingerichtet; ein Dampfschiff wurde hinzugefügt, und als alles vollendet war, wurde es Agassiz zum Eigenthum übergeben, damit er ungestört hier seine Meeresstudien und Untersuchungen der Salzwasserthiere ausführen könne.

Diese Freude hat der große Forscher nicht lange genießen sollen. Allzufröhlich noch hat er die Augen schließen müssen, mitten in seinem besten Schaffen ward er abgerufen. In der Geschichte der Naturwissenschaften aber wird sein Name glänzen für alle Zeiten.

## Der Germanische Lloyd, ein deutsches Weltinstitut.

Vom Navigationslehrer W. Böring.

Nachdruck verboten.  
S. v. 11./VI. 70.

Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß die deutsche Technik in neuester Zeit in einigen ihrer Zweige ein Ansehen und eine Bedeutung erlangt hat, wovon man mit Recht sagen kann, ihr Einfluß erstreckt sich über die ganze Erde. Ein Institut, auf welches diese Worte sehr wohl angewandt werden können, ist der „Germanische Lloyd“, die deutsche Klassifikationsanstalt für Seeschiffe aller Nationen. Noch jung, hat derselbe fast gleichzeitig mit der politischen Wiedergeburt Deutschlands das Licht der Welt erblickt. Diese Erscheinung ist nicht zufällig, vielmehr liefert sie aufs neue den Beweis, daß mit der nationalen Entwicklung Deutschlands die industrielle, die technische, überhaupt die wirtschaftliche gleichen Schritt gehalten hat. Schlagender ist diese Thatsache jedoch auf der Wiener Weltausstellung zu Tage getreten. Denn selbst das Seewesen, welches bei uns noch bis vor wenigen Decennien in sehr geringem Grade entwickelt war, hat auf der gedachten Ausstellung eine rühmliche Anerkennung gefunden. Dabei ist allerdings der Uebelstand zu Tage getreten, daß die deutsche Abtheilung für Seewesen recht fühlbare Lücken gezeigt hat. Dem sei indes wie ihm wolle, wir freuen uns der uns gewordenen Anerkennung um so mehr, als wir, wie gesagt, gerade auf diesem Gebiete so sehr in der Entwicklung zurückgeblieben waren. Wenngleich auch hierbei im allgemeinen die langjährige politische Zerrissenheit Deutschlands das Grundübel bildet, so ist doch im besonderen die Schuld daran dem noch bis vor

wenigen Jahren, man kann fast sagen allmächtigen französischen Klassifikationsinstitute für Seeschiffe „Veritas“ zuschreiben. Die Befugnisse eines solchen Instituts bestehen bekanntlich darin, daß dasselbe die Regeln vorschreibt, wornach Seeschiffe gebaut, oder auch reparirt werden müssen. Je nachdem nun dieser Vorschritt in höherem oder geringerem Grade Genüge geschieht, wird der Grad des Vertrauens der Seetüchtigkeit eines solchen Schiffes durch eine von dem gedachten Bureau zu verleihende Klasse festgesetzt. Letztere dient dann wieder dem Versicherer als Anhalt für die Höhe der zu bemessenden Prämie bei Versicherungen von Kaufmannsgütern für Seegefahr. Eine wie hohe politisch-wirtschaftliche Bedeutung ein solches Institut daher hat, wird jedem erst recht klar, wenn wir bemerken, daß das gedachte Bureau mit schrankenloser Willkür über das Vermögen deutscher Rheeder und Schiffsbauer schaltete, indem es jede Verantwortlichkeit vor einer richterlichen Behörde von vornherein entschieden ablehnte und nur eine Berufung an seinen Vorstand gestattete. Es darf daher auch nicht befremden, wenn es in seinen Bauvorschriften für Schiffe, die in den preussischen Ostseehäfen gebaut wurden, eine 20—36 Prozent stärkere Verbolzung verlangte, als von Schiffen, die in andern Häfen fertig gestellt waren.

Mit Recht machten sachkundige deutsche Männer dem Bureau „Veritas“ daher den Vorwurf, daß seine Bauvorschriften allen Grundsätzen der Mechanik und technischen Erfahrung

Hohn sprächen, und bemerkten dazu, daß, wenn mit denselben noch länger so fortgewirksamkeit würde, unsere Schiffbauer und Rheber unfehlbar ihrem Ruin entgegengehen würden. Nach allem diesem war es daher auch augenscheinlich, daß dem gedachten Institut nicht die maritime Entwicklung Deutschlands am Herzen lag, sondern der Ehrgeiz desselben vielmehr darin gipfelte, Deutschland als ergiebige Domaine für seine finanziellen Zwecke auszubenten. Denn ein wie lukratives Geschäft die „Veritas“ in Deutschland machte, geht zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß dieselbe für die Klassifikation der Schiffe jährlich in runder Summe 60,000 Thaler einnahm, wovon nur höchstens 10,000 Thaler für Experten, Gehalt und sonstige Unkosten abgingen, die andern 50,000 Thaler aber Jahr aus Jahr ein nach Paris wanderten, wo sich der Sitz der Gesellschaft befand.

Ein solches Verfahren hatte aber längst den Unwillen aller Betheiligten wachgerufen, und die Forderung nach Konstituierung eines deutschen Klassifikationsinstituts wurde immer lauter. Endlich im Jahre 1867 traten eine Anzahl hochherziger deutscher Männer zusammen, um den Kampf gegen das so sehr gefürchtete Bureau „Veritas“ mit aller Energie aufzunehmen. Der Schiffsbaumeister Schüler aus Stettin und der Vizekonsul Franz Paetow aus Rostock waren die Seele dieser Bewegung. Noch in demselben Jahre wurde das deutsche Klassifikationsinstitut für Seeschiffe aller Nationen, „Germanischer Lloyd“ genannt, mit dem Sitz desselben in Rostock, ins Leben gerufen. Um diesen Kern scharten sich bald andere patriotische Männer und verdient unter diesen namentlich der Kapitän zur See R. Werner genannt zu werden, indem derselbe noch im selben Jahre mit seinen reichen technisch-seemännischen Erfahrungen ehrenamtlich als Dirigent in die technische Kommission des „G. Lloyd“ eintrat, welchen Posten er noch heute zur großen Zufriedenheit aller Betheiligten bekleidet.

Wie vorauszusehen war, sollten dem jungen Institute schwere und harte Kämpfe nicht erspart bleiben. Im Vertrauen auf ihre gerechte und gute Sache verlor die kleine Schar aber den Muth nicht, vielmehr verdoppelte sich ihre Energie in demselben Maße, als die Schwierigkeiten anfangen größer zu werden. Indessen der endliche Sieg ließ nicht lange auf sich warten, denn die von dem vorhin gedachten Schiffsbaumeister Schüler trefflich ausgearbeiteten und von der technischen Kommission gebilligten Bauvorschriften erfreuten sich bald in allen sachmännischen Kreisen des größten Vertrauens, was

zur Folge hatte, daß namhafte Rheber ihre Schiffe statt wie früher beim Bureau „Veritas“, jetzt beim „Germanischen Lloyd“ klassifizieren ließen. Ungeachtet die „Veritas“ ihre Opposition noch bis auf den heutigen Tag gegen den „Germanischen Lloyd“ aufs hartnäckigste fortsetzt, so gewinnt dieser doch von Jahr zu Jahr mehr Terrain. Um das Gesagte auch dem binnländischen Leser näher zu bringen, bemerken wir, daß behufs Klassifizierung der Seeschiffe von Seiten des Vorstandes des „Germanischen Lloyd“ in allen namhaften Seestädten der ganzen Erde Besichtigter (Experten) ernannt werden. Da die Zahl derselben noch längst nicht vollzählig, so werden solche noch fortwährend und zwar unter vortheilhaften Bedingungen angenommen. Von den gedachten Besichtigtern sind nun im Jahre 1873 während des Zeitraums von Anfang Januar bis einschließlich Ende November im ganzen 1110 Seeschiffe klassifiziert worden. Von diesen gehören 726 der deutschen Flagge an; die übrigen vertheilen sich auf die folgenden Nationen: 136 Holländer, 57 Dänen, 39 Russen, 39 Spanier, 38 Engländer, 37 Schweden, 13 Norweger, 6 Griechen, 4 Amerikaner, 3 Orientalen, 2 Kolombier, 2 Belgier, 2 Italiener, 2 Hawai, 2 Siamesen, 1 Guatemala.

Dieses Verhältnis, wonach sich die verschiedenen Nationen nach der Zahl ihrer Schiffe um das deutsche Klassifikationsinstitut gruppieren, ist nicht zufällig, illustriert vielmehr die erfreuliche Thatsache, daß Deutschland auf dem besten Wege ist, sich die Sympathien und zwar zunächst derjenigen Nationen zu erwerben, die noch während des deutsch-französischen Krieges ihre feindlichen Gesinnungen in offenkundigster Weise uns gegenüber zur Schau trugen.

Die Veröffentlichung der Liste über geschene Klassifikationen, „Internationales Register“ genannt, geschieht in der Regel jeden Monat. Zu Betreff der Organisation des „Germanischen Lloyd“ verdient es hervorgehoben zu werden, daß den Gründern desselben dabei der Gedanke an Erzielung eines Geldgewinnes von vorn herein fern gelegen hat, weshalb die Kosten der Klassifizierung auch nur so hoch bemessen sind, als zur Bestreitung der Selbstkosten erforderlich ist.

Nachdem dem jungen Institute die Schwingen an den Ufern der Ostsee (Rostock) soweit gewachsen waren, daß es flügge geworden, hat es am 1. Januar 1873 sein Nest verlassen und seinen Flug nach Berlin, der deutschen Metropole, Magdeburger Straße Nr. 6, gerichtet, woselbst es prächtig gedeiht und somit zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt.

## Jugenderinnerungen.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11. VI. 70.

Von einem süddeutschen Freunde des Daheim.

### 1. Buch. Aus der Kindheit.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit  
Klingt ein Lied mir immerdar:  
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,  
Was mein einst war!

#### 1. Erstes Erwachen und erster Ausflug.

Aus dem Nebeldunst, welcher über dem verlorenen Paradiese der ersten Kindheit sich mir gelagert hat, tauchen nur ein paar sonnenhelle Stellen in meiner Erinnerung inselartig auf. An einem lauen Frühlingsabend finde ich mich in der großen Wohnstube auf dem Arme der Kindsmagd, die mir meine Milchsuppe zum Abendbrot eingibt. Ehrwürdige Gäste langen zum Besuche an: die Großeltern, denen ich als Erstgeborener vorgestellt werde und auf Verlangen einiges aus meinem deutschen Wörterschatz preisgebe; ich mochte mich im zweiten Jahre meines Erdenwallens befinden.

Ein andermal wandte ich, zwar bereits auf eigenen Füßen, aber noch ohne die Hosen, welche der Stolz des Knaben sind, im kindlichen Flügelkleide, etwa dreijährig, mit lauter, einförmiger Wehklage und ergiebig rinnenden Thränen in der geräumigen Wohnstube des großelterlichen Pfarrhauses in D. kreisförmig umher, hinter mir eine kleine hölzerne Kutsche ziehend. Rascher Familienzuwachs hatte es räthlich gemacht, zur Schonung der guten Mutter den ältesten Knaben auf einige

X. Jahrgang. 16. g.

Monate aus dem Wege zu schaffen, und die liebevollen Großeltern holten ihn mit Freuden unter ihr ländliches Dach. Es war die erste Stunde nach meiner Ankunft, ich fühlte mich fremd und das Heimweh machte sich bei einbrechender Abenddämmerung in kindlichen Thränen Luft. Dabei war mir aber das stattliche kleine Fuhrwerk, mit welchem ich zum Empfang beschenkt worden, zu werthvoll, und der großväterliche Zupruch, mich mit demselben zu vergnügen, zu beachtenswerth, als daß ich es über mich vermocht hätte, die Deichsel fahren zu lassen, und so kutschirte ich zugleich mit meinem Gefährt meinen Schmerz im Zimmer umher, bis mich das Großmütterlein tröstend zu Bett brachte. Am andern Morgen waren die Thränen versiegt, bald war ich in der neuen Heimat so zu Haus, daß es nach drei Vierteljahren abermals Thränen kostete, mich im Elternhause wieder anzugewöhnen, und daß mir das Pfarrhaus zu D. mit Hof und Garten eines der Paradiese meiner Kindheit blieb, an die ich oft mit Sehnsucht zurückdachte und deren ich lebenslang mit ungetrübter Freude gedente.

#### 2. Die Großeltern.

Die könnte ich heute noch malen, so deutlich stehen sie mir in der Erinnerung. Etwas abgeblaßter und verwischter allerdings die Großmama, eine nicht große, zarte Gestalt,

mit schmalem, bleichem, aber sehr freundlichem Antlitz, das am Werktag ein schwarzjammetenes, am Sonntag ein weißes spitzenbesetztes Häubchen ehrwürdig umrahmte. Sie war von stillem schlichtem Wesen, in Haus und Garten hausmütterlich geschäftig, gegen den Eheherrn sanftmüthig und demüthig, für das Enkelköhnlchen lieblich besorgt; insbesondere gewöhnte sie ihm gegen mögliche Erkältungen sofort eine große weißgestricke Zipfelpappe, dieselbe wie sie der siebenzigjährige Großvater im Bette trug, mit der auch die Bauernkinder zur Schule gingen und in welcher die Künstler den deutschen Michel abzubilden pflegen, dermaßen aufs Haupt, daß dieselbe in Haus, Hof und Garten selten abgelegt werden durfte. — Sie schied etwa vier Jahre nachher aus der Welt.

Friischer und lebendiger steht die markige Gestalt des Großvaters vor mir. Er war hochgewachsen, breitschulterig, von würdevollem Profil, in welchem besonders Nase und Unterlippe hervortraten, von cholertisch lebhafter Gesichtsfarbe, zu welcher das dicke schneeweiße Haar, einmal im Jahr um Frühlingsanfang kurz geschoren, sodann ungehemmt wachsend und wallend, ihm gar schön anstand. Trotz seiner kurzfristigen etwas gebückten Haltung machte er einen stattlichen Eindruck, mochte er im weißen Flausrock, schwarzen Unterkleidern und schwarzer Samtmütze in Haus, Hof und Garten walten oder im blauen Leberrock mit hohen Lederstiefeln und langem goldbeknopftem Rohrstab durch die Korn- und Flachsfelder schreiten, oder im Predigertalar als ehrwürdige Simeonsgestalt auf seiner Dorfanzel stehen. Ein würdiger Pfarrherr alten Stils, war er fest im Glauben der Kirche, von Herzen gottesfürchtig, streng in Grundsätzen und Sitten, und regierte unumjchränkt nicht nur im Haus, sondern auch im Dorf, wo er unbedingten Gehorsam wie in geistlichen so in weltlichen Dingen um so mehr ansprach und genoß, weil er auch in Geschäften praktisch, in der Landwirthschaft erfahren, im Umgang leutselig, für das leibliche Wohl wie für das Seelenheil seiner Gemeindefinder väterlich besorgt und bei langer Amtsführung mit jedem Haus und jeder Person im Ort aufs genaueste bekannt war. Ein Auslug von Heiserkeit gab seiner schönen Tenorstimme einen etwas bedeckten, gleichsam matten Silberton, der sich aber zu gewaltigem Donner erheben konnte, wo er über irgend eine Unordnung in Haus oder Gemeinde zu schelten hatte. Da konnte es geschehen, daß der alte Herr in gerechter Entrüstung den „Deihenker“ citirte, dessen räthselhafte Persönlichkeit meiner kindlichen Phantasie viel zu schaffen machte. Hatte sich dann ein solches Gewitter mit einigem Thürzuschlagen fernabdonnernd verzogen, so war die Luft im Haus immer heilsam gereinigt, und ein ehrfürchtiger Schauer zitterte in der Kindesseele nach. Ueberhaupt hatte der alte Pfarrherr etwas Mitterliches und konnte an die mittelalterlichen Aebte mahnen, die wenn's Fehde gab zur Noth die Kutte mit dem Harnisch und den geistlichen Hirtenstab mit dem Schwerte vertauschten. In der Studirstube stand hinter dem großen eisernen Ofen unter einer Sammlung von Stöcken auch ein Stockdegen oder gar ein Reiterjabel, jedenfalls aber eine Finte. Sie diente gelegentlich gegen die unverkämten Späßen im Garten, wurde aber auch einmal bei russischer Einquartierung während der Befreiungskriege auf einen Kosaken angelegt, welcher gegen das Verbot des Hausherrn einen seiner reichbehangenen Zweischgenbäume bestiegen hatte und plünderte, worauf der Asiate wie eine reife Pflaume ins Gras purzelte und sich eiligst aus dem Staub machte. Mein Vater, damals auf Besuch im väterlichen Haus, erzählte nachher gern von dieser gelungenen Demonstration, die um so gewagter war, da mindestens ein Duzend Steppenreiter im Hause lag, darunter allerdings auch ein Officier, mit dem der Hausherr auf gutem Fuße stand.

Auch meine Urgroßeltern lernte ich wenigstens im Bilde kennen. In der etwas düstern und modrigen, nach dem Hof und Garten gelegenen Gaststube mit dem doppelschläfrigen Himmelbett und dem halberblindeten goldgerahmten Spiegel hingen zwei große Oelbilder, meinen Urgroßvater, den herzoglichen Vogt in N. und seine Ehefrau vorstellend; er eine hohe hagere Gestalt, mit ernstem blaßem Gesicht, in braunem, gold-

betreftem Rock, sie mit blühendem Infarnat, vollem Gesicht und kräftiger Büste, in gepudertem Haar und grauseidenem Schnürleib. An der Außenwand der Kirche zu N. finden sich noch die Grabsteine beider eingemauert.

### 3. Das Pfarrhaus zu D.

Jenes Bettlein, in welches die Großmama mich am ersten Abend tröstend brachte, blieb auch fernerhin ein trautes Nest für das noch weichbefiederte unflügge Vögelein. Wie sicher und geborgen schlief sich's da am frühen Abend ein, nachdem die Großmutter ein flüsterndes „das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist“ über dem Kindlein gebetet! Wie beruhigend tönten nachher in den ersten Schlaf hinein die Stimmen der zu Bett gehenden Großeltern, die in derselben Kammer hinter einem dunkelgeblühten Vorhang schliefen und unter dem Auskleiden noch häusliche Angelegenheiten besprachen! Wie schaurig brauste draußen der Herbststurm in den ächzenden Nesten des Baumgartens! Wie lieblich wachte sich's morgens, wie köstlich auch nachmittags vom Verdauungsschlafchen auf, wenn die Sonne ins Kammerlein schien, die Späßen vor dem Fenster lärmten und das Knäblein mit rothgeschlafenen Wangen sich leiz im Bett erhob, um durch den grünen Vorhang des Guckfensterchens zu seinen Häupten ins Wohnzimmer hinauszuschauen, wo man etwa beim nachmittägigen Kaffee saß! Welch wunderbare Schätze verwahrte der Großpapa in seiner hohen schweren altväterischen Kommode, die in dieser Kammer stand! Da waren große schillernde Perlmutterchalen, farbige Meeremuscheln, buntbemalte Tassen, Theebüchsen mit chinesischen Figuren, ein Obstmesser mit goldener Klinge. Wenn der alte Herr zu guter Stunde geheimnißvoll von diesen Schätzen etwas sehen ließ, dann bezweifelte ich nicht mehr, was mir Jakob Friedrich, des Schulmeisters Sohn, ein paar Jahre älter als ich, im Vertrauen offenbarte: „Dein Großvater ist ein Millionär, er hat's auf den Schiffen!“

Auch in der großen Wohnstube war's behaglich, wenn ich an dem kleinen Tischlein in der Ecke, das mir der Meister Schreiner hatte zimmern müssen, mein Wesen mit allerlei einfachem Spielzeug trieb, oder der Großmama bei ihren häuslichen Geschäften zusah, oder dem Großvater, der vor dem Essen den Salat nach erprobten Grundsätzen regelmäßig selbst anmachte, Essigkrug, Oelflasche, Salz- und Pfefferbüchse herbeitrug, oder auf seinem Arm mit dem Rohrstock an den hölzernen Schieber in der Zimmerdecke stieß, um den Herrn Vikar in seinem Stüblein oben zu Tisch zu rufen; oder wenn das Gesinde, Knechte, Mägde, Tagelöhner an ihrem besonderen Tisch im Familienzimmer morgens, mittags und abends ihr gemeinsames Mahl verzehrten und feierlich im Takt eins ums andere den Löffel in die Schüssel und zum Munde führten, nachdem die älteste Hausmagd das Tischgebet gesprochen. Wie kräftig dufteten die Leberhosen, wie landwirthschaftlich auch die Schürzen, mit denen ich allmählich Bekanntschaft machte! Welch wichtiges Ereigniß, wenn am Samstag in der Stube frische Butter ausgerührt wurde, wobei der Knabe jedesmal sein eigenes kleines Butterbällchen bekam, das auf Schwarzbrot gestrichen so wunderbar schmeckte. Wie festlich gepuht sah dagegen dieselbe Stube am Sonntag früh aus, wenn die goldene Morgensonne auf die frischgewaschenen Dielen schien, der neugestreute weiße Sand unter den Tritten knisterte und ein frischgebrodener Blumenstrauß auf der Kommode prangte! Aber herrlicher noch als der schönste Strauß von Tulipanen und Narzissen prangte zum Kirchgang geschmückt die kräftige Hausmagd in der malerischen Steinlacher Tracht; auf dem Kopf eine schwarze Spitzenhaube, welche vorn die Augen überschattete, während hinten die langen blonden Zöpfe den Rücken hinabsielen; über der Brust ein rothes Nieder mit silbernen oder goldenen Tressen, in welchem ein Sträußchen von Rosen und Gelbweigelstuck; die Hände auf dem Gesangbuch gefaltet in schneeweißen bauschigen Hemdärmeln, über welchen man nur im Winter ein kurzes, knappes, kokettes schwarzes Kittelchen trug. Dann von den Hüften abwärts der dunkelblaue, vielfaltige, kaum über die Kniee reichende Rock mit silberner oder goldener Borte, vorn mit einer feingefalteten weißen oder

schwarzen Schürze bedeckt. Darunter die schneeweißen Strümpfe und die Füße in Schnallenschuhen mit hohen Absätzen, die wie Holzstöckchen klapperten. Schade, daß die schöne alte Steinlacher Tracht seit einem Menschenalter mehr und mehr abgenommen ist. Ich sehe meine Freundinnen Anna-Marie, Kätherle, Agnes und Agathe noch in ihrem Sonntagspuß morgens zur Kirche gehen und abends Hand in Hand durch die Wiesen lustwandeln.

Aber auch ein paar ernstere Eindrücke aus der großelterlichen Wohnstube müssen verzeichnet werden. Dazu gehörten schon einigermaßen die halbjährigen Aderlässe, denen der kräftige Großvater nach älteren Gesundheitsregeln sich unterzog, wobei die Ader gewöhnlich am Fuße geschlagen ward und der biedere Enkelsohn mit sorglicher Besessenheit das Blutschüsselchen hielt. Noch bäuglicher gestaltete sich das abendliche Stiefelausziehen des Großpapas, das der stämmigen Stallmagd anvertraut war. Die Stiefeln waren hoch und eng, die Füße steif und angelauten, die Arbeit der treuen Dienerin langwierig und mühselig, die Seufzer des alten Herrn häufig und heftig; zahlreiche Kunstpausen hatten einzutreten; das Knäblein stand mit stiller Theilnahme daneben und athmete erleichtert auf, wenn das widerspenstige Stiefelpaar endlich bezwungen war und abgetragen wurde, um Wäsche zu bekommen.

Aber noch ernstere Offenbarungen wurden meinem jungen Seelchen unter dem braungerauchten Gebälk jener Stubendecke zu Theil. Ich war eines Morgens unter den Händen der Stubenjungfer mit meiner Toilette beschäftigt, als mir eine Frage

über das Räthsel des menschlichen Daseins durch den Kopf schoß. „Gelt, Luise,“ fragte ich, „wenn man jung gewesen ist, wird man alt, und wenn man alt ist, wird man wieder jung und dann wieder alt und so immer fort?“ — „Nein, Kind,“ hieß es unerbittlich, „wenn man alt ist, muß man sterben und wird begraben.“ — Ich ließ mir erklären, was sterben und begraben werden heiße, und ob ich's gleich nicht recht verstand, fiel doch zu jener Stunde ein dunkler Schlagschatten in meinen kindlichen Optimismus hinein.

Selbst ein unheimliches Streiflicht aus der Kirchenlehre von den letzten Dingen wetterleuchtete mir gelegentlich durch die Seele. Ich trieb in der Stube mit dem obgenannten älteren Freund Jakob Friedrich mein Wesen. Die Großmama, die durchs Zimmer ging, bemerkte ein paar Tröpflein auf dem Boden und fragte, ob etwa Karl seine Milch verschüttet habe, was ich entschieden in Abrede zog, ob mit gutem oder bösem Gewissen, erinnere ich mich nicht mehr. Die Fragerin ging ohne Weiterungen ab, mein junger Mentor aber, der mich auf alle Fälle für schuldig hielt, zog mich in die Ecke hinter dem Ofen und eröffnete mir mit freundschaftlichem Ernst, ich habe gelogen und habe somit Aussicht in den „Höllenhafen“ zu kommen, wo man braten müsse; eine Mittheilung, die mich zwar zu wiederholter Versicherung meiner Unschuld veranlaßte, aber doch auf einige Minuten nachdenklich machte. Indes — ein Lüftlein verwehte die Gewissenskrupel, ein Sonnenblick verscheuchte die Todeschatten aus der glücklichen Kindesseele — zumal wenn's hinausging in Hof und Garten. (Fortf. folgt.)

## Ein Besuch bei Schliemann auf der Stätte des alten Troja.

Nachdruck verboten.  
Jel. v. 11. VI. 70.

Von Gustav von Edenbrecher.

Mit an Ort und Stelle aufgenommenen Abbildungen von Themiastokles von Edenbrecher.

In der gelehrten wie ungelehrten Welt haben die Jahre lang fortgesetzten und von Erfolg gekrönten Ausgrabungen unsres Landsmanns Schliemann auf der klassischen Stätte des alten Troja gerechtes Aufsehen erregt. Ich selbst hatte schon früher diesen durch Homers unsterbliche Iliade geweihten Ort besucht, jetzt aber, da durch Schliemann die alten Mauern der Feste, um die einst die Griechen so lange im männermordendem Kampfe gestritten, ans helle Tageslicht gebracht worden waren, trieb es mich hinaus, mit eigenen Augen zu schauen, was der merkwürdige Mann aus Mecklenburg bisher geleistet hatte.

Am 30. Mai vorigen Jahres brachte mich der österreichische Lloydampfer von Konstantinopel mit meinem Reisegefährten nach der Insel Tenedos. Wir wollten von dort zur Küste von Troja hinübersegeln. Von Gasthäusern ist hier keine Rede, mit der Landesfittte vertraut lehrten wir im ersten besten Kaffeneh am Meere ein, und waren hier auch, den Umständen nach, sehr gut aufgehoben. Der Kaffeewirth Evangelii, ein freundlicher gefälliger Grieche, versprach uns mit Nachtlager und Abendessen zu versorgen, und hielt redlich Wort. Zunächst machten wir aber einen Spaziergang, um uns den Ueberblick über die kleine Insel zu verschaffen. Wie reizend sind diese Spaziergänge auf den griechischen Inseln! Die Weinberge, die felsigen Pfade, ein kühler Brunnen am Wege, die balsamische Seeluft unter heiterm Himmel, überall das blaue Meer im Hintergrunde der kleinen abgeschlossenen Welt!

Am Abend fanden wir unser Lager in der Kaffeebude bereitet, verriegelten die Thür, und schliefen sanft bis zum Morgen, das heißt mit einigen Unterbrechungen immer so lange, als das eingestreute Insektenpulver wirkte.

Mit Sonnenaufgang machten wir uns bereit zur Abreise. Wir hatten ein kleines Schiff gemiethet, außer dem „Kapitän“ mit drei Matrosen bemannt, brachten unsre Effekten nebst dem Essen und einer riesigen, etwa 6 Liter haltenden, Flasche vortrefflichen Tenedoswein an Bord und fuhren ab. Ein Herr Konstantinidis, den wir auf Tenedos kennen gelernt, hatte uns mit einem Empfehlungsschreiben an den Papas (griechischen Pfarrer) in Neochori, wo wir auf der trojanischen Küste landen wollten, versehen.

Es war ein wundervoller Morgen, aber der gestrige hef-

tige Südwind, den wir heut so schön hätten brauchen können, hatte sich in starken Nordwind verwandelt, und es mußte nun den ganzen Tag lavirt werden. Immer kreuzend gegen den Wind fuhren wir weiter. Es war vielleicht derselbe Weg, welchen Ulysses und Menelaos nahmen, als sie, wie die Sage erzählt, ihre Gesandtschaftsreise nach Troja machten, um sich die schöne Helena auszuliefern zu lassen. Unterwegs wurde unsrer Essen hervorgeholt, bestehend aus großen Eierkuchen und ausgezeichneten marinirten Seebarben, die mit zu den wohlriechendsten Fischen gehören, die ich kennen gelernt. Der mitgenommene Tenedoswein erwies sich auch als vortrefflich, und wir hatten Speise und Trank genug, um auch unsre Schiffer damit zu bewirthen. Endlich um 5 Uhr nachmittags waren wir an der trojanischen Küste bei dem großen Dorfe Neochori, wohin wir wollten. Aber die Zeit war uns nicht lang geworden, die hüpfenden blauen Wellen unter dem klaren Himmel, die Ansichten der Küste, wenn wir uns ihr beim Laviren näherten, die fernen Inseln gewährten uns Unterhaltung genug. An dem etwa 200 Fuß hohen Lehmwandufer bei Neochori ist ein schmaler sandiger Strand und sehr leichtes Wasser, so daß selbst unser kleines Schiff nicht anlegen konnte, und die Griechen uns auf dem Rücken ans Land trugen. Dann schleppeten sie unser Gepäck den hohen steilen Abhang hinauf, unter der Last noch mehr als wir bei der brennenden Sonne schwitzend, aber immer guten Muthes.

Endlich langten wir oben im Dorfe an. Ein freundlicher Kaffeneh nahm uns auf. Wir waren entzückt über die wundervolle Aussicht, die sich uns hier darbot. Hart am hohen Ufer war eine durch leichte Bedachung vor den Sonnenstrahlen geschützte Terrasse, umweht vom kräftigen Boreas; unten schäumte das weite blaue Meer, gegenüber erhoben sich die hohen zackigen Inseln Imbros und Samothrace. Wir schickten nun unser Empfehlungsschreiben an den Papas ab. Er begrüßte uns freundlich, sagte, daß Pferde bereit sein würden, und bewirthete uns zuvörderst mit einem Mastix-Raki. Dann lud er uns ein, in sein Haus zu kommen. Wir gingen zu ihm, aber mit so einem Pfarrhause, wie wir hier fanden, würde wohl schwerlich irgend ein Pastor, auch des kleinsten Dorfes bei uns zufrieden sein. Doch dem Manne genügte es für seine einfachen Bedürf-

nisse, und er schien sich wohl und glücklich darin zu fühlen. Denn unter diesem heiteren griechischen Himmel kann man schon eher mit apostolischer Einfachheit leben als in unserem Regenwetter- und Bärenklima. Diogenes sollte bei uns wohl sein Faß bald satt bekommen haben. Wir stiegen eine kleine hölzerne Treppe hinauf und traten in ein geräumiges Zimmer, das der einzige größere bewohnbare Raum im Hause zu sein schien. Einige Divans, ein kleiner Tisch, ein paar Stühle waren alle vorhandenen Möbel. Als Schmuck standen auf einem rings in der Mitte der Wände herumlaufenden Doppelgesims 142 bunte Teller aller Art aufgerichtet, für die man eine besondere Vorliebe hier zu haben schien; denn für die kleine Familie konnte wohl wenig davon in Gebrauch kommen. Als Fenster dienten einige etwa anderthalb Fuß hohe schmale Oeffnungen ohne Glas, durch hölzerne Läden verschließbar. Aber die Ausnahme

von — Schliemann, der hier überall hoch in Ehren gehalten wird.

Nachdem wir die Furt des altberühmten Scamander durchritten und kurze Zeit in der Mitte der Ebene an einem Brunnen unter zwei alten Platanen geruht, erreichten wir bald den Hügel Hissarlyk. Er ist das Ende eines niedrigen, von Osten und dem Idagebirge sich bis mitten in die Ebene erstreckenden Höhenzuges. Hier und auf den nächsten Hügeln liegt der Boden der Stadt, die im gesammten Alterthum „Iliion“ oder „Troja“ hieß, niemals „Neu-Iliion“, was ein in unserer Zeit erfundener Name ist.

Wir ließen unsere Pferde unten und stiegen den steilen Abhang über den Schutt und neben tiefen Abgründen der Ausgrabungen auf schmalem Pfade hinan. Oben kam uns Schliemann entgegen, eine markige Gestalt mittlerer Größe, sonnen-



Die Ebene von Troja mit dem Hügel Hissarlyk. (Fundstätte des angeblichen Schatzes des Priamus.)

An Ort und Stelle für das Daheim gezeichnet von Themistokles v. Edenbrecher.

war herzlich und liebenswürdig. Wir wurden, als wir auf dem Divan Platz genommen, zuerst mit einem Glase vortrefflicher Sahne erquickt, dann wurde das Mahl aufgetragen: Eier, Salat, Fische, Käse und trefflicher Tenedoswein. Die Bewirthung erinnerte an Philemon und Baucis, nur die Gans fehlte; wir waren ja aber auch nicht Jupiter und Merkur. Jedoch die Baucis war da, wiewohl noch in jungen Jahren.

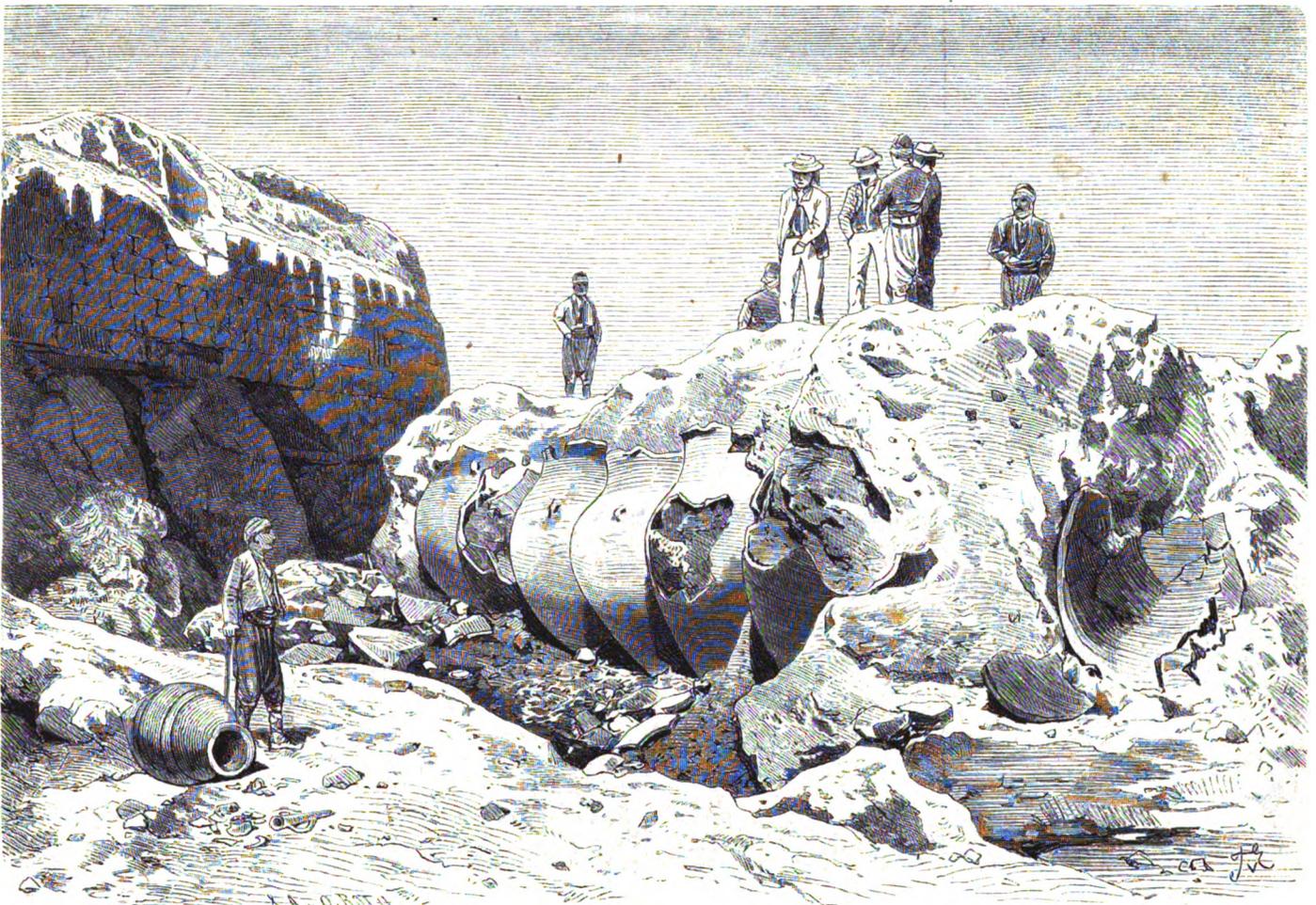
Nachdem wir solchergestalt bei der freundlichen Pfarrersfamilie uns gelabt, reisten wir ab und ritten wohlgenuth durch die schönen Wiesenfluren der trojanischen Ebene, die auffallend an die heimatlichen des Savellandes erinnerten und uns dadurch um so mehr erfreuten. Der unsere drei Pferde zu Fuß begleitende Agogiat war ein munterer griechischer Bursche, der uns den ganzen Weg über viel erzählte von der schönen Enten- und Waldschneepfenzagd in der Ebene, von dem reichen Ertrag der Korusfelder und Wiesen, von dem Abjaß der Produkte und

gebräunt, auf dem ganz kahl geschorenen Haupt den Strohhut nach indischer Weise mit weißem Schleier umwunden, der leinene Paletot und überhaupt die ganze Figur reichlich bedeckt mit dem Staub der Ausgrabungen. Er fragte uns, ob wir deutsch sprächen, ich nannte ihm meinen Namen, und nun wurde uns gleich die herzlichste Aufnahme zu Theil. Das größere der kleinen Häuser, die er sich auf Hissarlyk gebaut — denn sonst wäre weit und breit kein Unterkommen zu finden, — wurde uns zur Wohnung angewiesen, doch dann hat Schliemann, zu entschuldigen, daß er sich wegen dringender Geschäfte heute fürs erste nicht mehr um uns bekümmern könne. Es war, wie wir später erfuhren, der Abend, an dem er den „Schatz des Priamus“ nach Athen zu expediren hatte, was mit großer Vorsicht geschehen mußte. Seine Frau, eine junge Athenenserin, die sonstige stete Gefährtin bei seinen trojanischen Arbeiten, war nicht da, sie war nach Athen gereist.

Das steinerne Haus, worin wir nun, überall umgeben von tiefen, durch die Ausgrabungen entstandenen Abgründen, wohnen, bestand aus einem großen Zimmer, neben dem Küche und Kammer der Dienerschaft sich befanden. Zum Schlafen hatte uns Schliemann sein eigenes sehr geräumiges Bett angewiesen, ein noch vorhandenes Feldbett wurde von einem jungen Bremer Gelehrten, Herrn Balthaupt, benutzt.

Nachdem wir uns beim Nachtessen mit trefflichem Braten vom edlen asiatischen Fettschwanzhammel und ausgezeichnetem Tenedoswein gestärkt, war Schliemann wieder frei, und wir verlebten den Rest des schönen Frühlingsabends, vor der Thüre unseres Hauses sitzend, unter mannigfachen Gesprächen und in Erinnerung der Dinge, die hier im grauen Alterthum sich ereignet. Nach Sonnenuntergang erglänzten Himmel und Hellepont in leuchtendem Dämmerungslichte, scharf zeichneten sich

ten Steinen und Thonscherben fast nichts von antiken Resten bemerkte, ans Licht gebracht. Schliemann machte uns aufmerksam auf die verschiedenen Schichten Schutt, die von den zerstörten Städten verschiedener Kulturvölker hier übereinander liegen. Die tiefsten Schichten sind 11 bis 16 Meter (oder  $36\frac{3}{4}$  bis  $53\frac{1}{2}$  Fuß) unter der Erdoberfläche. Sie rühren nach Schliemann von einem Volke ariischer Rasse her, und er schließt aus ihnen, daß der Hügel von diesem Volke schon über 1000 Jahre vor dem trojanischen Kriege bewohnt gewesen sein müsse. Darauf, sagt er, kommen die trojanischen Schuttschichten in 10 bis 7 Meter Tiefe. In diesen Schichten hat er ein großes Doppelthor, das er, wie ich glaube mit Recht, für das Skäische Thor hält, aufgedeckt, so wie Reste des großen Thurmes über ihm, den Homer erwähnt, und Mauerwerk, das er für den Palast des Priamus nimmt. Durch die trojanische



Eine Ausgrabung Schliemanns auf der Stätte des alten Troja. (Große Wein- oder Delgefäße der Trojaner.)

An Ort und Stelle für das Daheim gezeichnet von Themistokles v. Edenbrecher.

die felsigen Spitzen von Imbros und Samothrace am Horizonte, auch der ferne Athos war sichtbar. Später lag die weite Ebene in tiefer nächtlicher Stille, die nur zuweilen durch die Stimmen und Glocken der weidenden Heerden oder den Ruf der Hirten unterbrochen wurde. Der Halbmond glänzte über dem Hellepont am heiteren Himmel, und ein leichter frischer Seewind kühlte uns anmuthig nach dem heißen Tage. Es war ein rechter Abend, um die Schatten des Achilles und Hector und aller jener Heroen und Heroinnen vor der Phantasie heraufzubeschwören und mit ihrem Kämpfen und Dulden, mit ihrem Haß und ihrer Liebe das magische Halbdunkel der Ebene zu beleben.

Am anderen Tage führte uns Schliemann in seinen Ausgrabungen herum. Ich erstaunte über die Menge von uraltem Mauerwerk, die er durch tiefe und weite Einschnitte in dem Hügel Hissarlik, auf dem man früher außer einigen zerbröckel-

Katastrophe, sagt Schliemann, wurden diese Monumente 10 Fuß hoch mit Asche und Trümmern bedeckt, und auf diesen Trümmern entstand eine neue Stadt, die hoch über Mauern und Thurm hinwegbaute und nach Jahrhunderten abermals zu Grunde ging. Auf ihren Trümmern baute wieder ein anderes, nicht griechisches Volk, dem dann erst die griechische Kolonie folgte, die das neuere Ilios bewohnte.

In der obersten Schicht sahen wir einen Theil der Mauer des Lysimachus, deren Länge nach Strabo eine deutsche Meile betrug, blosgelegt. Sie besteht aus regelmäßigen Quadern. In dem Schutt sind unzählige Reste alter Waffen, Thongefäße, Werkzeuge u. s. w. zum Vorschein gekommen, so wie auch die vielen Goldsachen — außer den großen 8750 Nummern kleinere — die Schliemann den Schatz des Priamus genannt hat. Sehr häufig sind in den blosgelegten Schutt- und Aichentwänden die Reste von Holzkohle, Knochen,

Eberzähnen, Hirschgeweihen. Die Schalen von verspeisten Austern und anderen Seemuscheln, welche sehr beliebt gewesen sein müssen, finden sich dort in ganzen Schichten. An einer Stelle sind 5 bis 6 kolossale thönerne Gefäße gefunden worden, über 5 Fuß hoch und 4 Fuß breit, die in einer Reihe stehen und als Del- oder Weingefäße gedient haben mögen. (Siehe Seite 253.)

Nur durch so gewaltige Anstrengungen, wie die, welchen Schliemann drei Jahre hindurch sich unterzogen, konnten solche Resultate gewonnen werden. Daß er aber auf dem wirklichen Boden des homerischen Troja seine Ausgrabungen gemacht, scheint mir, ganz abgesehen von dem, was er gefunden, schon aus Homer und den übrigen alten Schriftstellern zu erhellen. Denn er grub auf dem Boden der, wie oben gesagt, im frühesten wie im spätesten Alterthum ohne Ausnahme Ilios oder Troja genannten Stadt: diese Stadt nehmen aber alle antiken Nachrichten von ihr für identisch mit der homerischen, mit einziger Ausnahme des Demetrius von Scepsis, eines etwas obskuren Schriftstellers um 180 v. Ch., der sich auf die noch obscurere Schriftstellerin Histiaa stützt und dem der Geograph Strabo beizupflichten sich bewogen fühlte. Kein anderer im ganzen Alterthum nimmt irgend Notiz von seiner abweichenden Meinung. Dieser Demetrius setzte die Lage der homerischen Stadt  $\frac{3}{4}$  deutsche Meilen weiter nach Osten. Alles übrige, was sich hiergegen einwenden läßt, ungerechnet, ergibt sich schon die Nichtigkeit dieser Behauptung aus dem Geständniß des Strabo, daß dort keine Spur der alten Stadt vorhanden sei. Ich glaube aber, daß man als Axiom hinstellen darf: Es ist unmöglich, daß die Spuren einer Stadt wie Troja jemals vom Erdboden verschwinden könnten. Mochten die größeren Steine, wie wir wissen, ja mochten alle brauchbaren Steine zum Bau der umliegenden Städte verwendet werden, der Schutt mußte übrig bleiben, wie wir ihn auf jeder Stätte einer antiken Stadt nebst den unvergänglichen Scherben thönerner Gefäße, die natürlich niemand wegtrug, vorfinden. Auch scheint es mir unmöglich, daß so lange die alten Griechen existirten, die bald nach dem Sturz des trojanischen Reiches zahlreiche Kolonien auf seinem Boden gründeten, man jemals vergessen konnte, wo Troja, diese gewaltige Stadt, deren Brand gleichsam das ganze Alterthum durchleuchtet, gelegen hatte. Die umliegenden Städte waren, wie wir wissen, nicht zerstört, die Einwohner Trojas waren jedenfalls nicht alle todtgeschlagen, sondern viele mußten sich durch Flucht gerettet haben, so waren im Lande Menschen genug vorhanden, welche die Stätte Trojas kannten und ihre Kunde auf die Nachwelt fortpflanzten.

Die Meinung aber, das homerische Troja habe dreiviertel deutsche Meilen ungefähr nach Süden gelegen an der Stelle des neueren Ilios, bei dem heutigen Dorfe Bunarbaschi auf dem hohen Berge Bali-Dagh, hat keine einzige antike Autorität für sich. Nur auf Grund der höchst oberflächlichen Beobachtungen des französischen Gelehrten Lechevalier, der dort die warme Quelle neben einer kalten, welche nach Homer dicht bei Troja entsprungen, gefunden zu haben glaubte, hat diese Ansicht in der gelehrten Welt Fuß gefaßt. Die Quellen von Bunarbaschi sind alle von 12° R., also alle kalt. Uebrigens paßt auch die ganze Lage von Bunarbaschi nicht im entferntesten zum Homer. Denn, um nur das wichtigste hier anzuführen, es liegt nicht in der Ebene, es ist viel zu weit vom Meere, es hätte zwischen ihm und dem griechischen Lager sich der Scamander befunden, ein breiter tiefer reißender Fluß, der bei jedem Hin- und Herschwanken der Schlachten hätte durchschwommen werden müssen, wovon, wie jeder weiß, in der ganzen Iliade nicht die mindeste Rede ist.

Den Nachmittag besuchten wir mit Schliemann die südlich von Hissarlyk gelegenen Hügel. Ueberall hier finden sich mehr oder weniger Reste einer alten Stadt, des sogenannten neueren Ilios, das, wie gesagt, den Umfang einer deutschen Meile hatte. Der Boden ist theils mit Wald von Baloniaeichen, theils mit niedrigem Gebüsch oder Kornfeldern bedeckt. Gewiß ließen sich hier noch sehr wichtige Ausgrabungen machen. Es war Abend, als wir von unserer Wanderung zurückkehrten.

Bis spät saßen wir dann wieder im Mondschein vor der Thür unseres Hauses.

Der höchst eigenthümliche Lebensweg, welchen Schliemann durchgemacht, seine vielen Reisen, unter anderen auch eine um die Welt über Indien, China und Japan, gaben Anknüpfungspunkte genug für interessante Unterhaltung. Schliemann könnte übrigens für viele, die nicht wissen, was sie mit ihrem Reichtume anfangen sollen, als ein sehr lehrreiches Vorbild dienen. Als er mit unermüdblicher Thatkraft sich durch den Handel aus großer Armuth zu großem Reichtum emporgearbeitet, machte er Halt, hörte auf noch mehr erwerben zu wollen, und widmete fortan sein Vermögen und seine Thätigkeit wissenschaftlicher Forschung. Freilich fand er auch hierbei viel Mühe und Arbeit, aber ohne Mühe und Arbeit giebt es keinen wahren Lebensgenuß.

Schliemann hat die Gewohnheit, alle Morgen um Sonnenaufgang nach dem über eine Stunde entfernten Hellepont hinunter zu reiten, um in seinen reinen und kühlen Fluten ein Bad zu nehmen. Ich begleitete ihn heute. In der antiken Zeit würden wir das köstliche Bad näher gehabt haben. Denn nach den Berichten der Alten war das Meer vor 2000 Jahren nur  $\frac{1}{4}$  Meile von Ilios entfernt, da sich ein Meerbusen vom Hellepont tief in das Land hinein erstreckte, der durch die Anschwemmungen der Flüsse allmählich ausgefüllt wurde.

Die Arbeitskräfte für seine Ausgrabungen verschafft sich Schliemann aus den umliegenden griechischen Dörfern. So helfen jetzt die Nachkommen derjenigen, die einst Troja in Staub und Asche begraben, es wieder ans Tageslicht zu bringen. Manche mögen auch Abkömmlinge der alten Trojaner sein, warum nicht? Unter Schliemanns Dienerschaft fand ich eine Polhylene, einen Paris u. s. w., und freute mich über das Fortleben der alten trojanischen Namen in dieser Gegend, bis ich belehrt wurde, daß dies nur ein Scherz von Schliemann war, der Freude daran hatte, seine Leute mit antiken Namen zu belegen. Für die benachbarten Dörfer sind übrigens die Ausgrabungen ein ganz hübscher Verdienst gewesen: Drei Jahre hindurch sind jährlich etwa sechs Monate lang an jedem Tage 100 bis 150 Arbeiter beschäftigt gewesen. Der Lohn beträgt 20 Groschen täglich, und die Leute überarbeiten sich nicht.

Den andern Tag reisten wir ab von Hissarlyk. Wir ritten auf so holprigen Gebirgswegen nach dem etwa zwei Stunden entfernt gegen Osten bei Altische-kioi gelegenen Landgut des Engländers Calvert, der uns mit der erfreulichsten Gastfreundschaft aufnahm. Sein Gut, das, Wald und Felsen des Ida-gebirges mit eingerechnet, 10,000 Morgen groß sein mag, ist in vortrefflich auflühendem Zustande, und macht mit seiner europäischen Kultur einen sehr wohlthuenden Eindruck bei der lieblichen orientalischen Wirthschaft der Umgegend. Wir benutzten den Rest des Tages noch zu einer Ausflucht nach Bunarbaschi. Theils wollte ich meinem Gefährten die landschaftlichen Schönheiten dieses Orts sehen lassen, theils ihn durch den Augenschein überzeugen, daß nimmermehr Troja dort gelegen haben könne. Herr Calvert begleitete uns bis zum Kanai-tepe, einem großen auf seinem Gebiete liegenden Grabhügel, der vor kurzer Zeit geöffnet worden ist. Man hat ihn angefüllt gefunden mit einer ungeheuren Menge meist zu unförmlicher Kalkmasse gewordenen menschlichen Knochen, die von sehr vielen auf einmal Begrabenen aus uralter Zeit herrühren müssen. Es liegt nahe zu vermuthen, daß dieser große Tumulus den Ergebnissen einer trojanischen Schlacht seine Entstehung verdanke. Wir ritten dann bis zum Scamander an den reizenden Ufern des alten Thymbrius entlang durch eine fortlaufende Reihe der schönsten landschaftlichen Bilder. Die hohen buschigen Weiden, mit Platanen untermischt, bildeten überall eine Fülle der mannigfaltigsten prachtvollsten Baumgruppen. Uebrigens war jeder Busch von Nachtigallen belebt, üppige Kornfelder und Wiesen prangten auf der einen Seite des rauschenden Fließchens, auf der anderen erhoben sich felsige und waldige Vorberge des Ida.

Es war schon gegen Abend, als wir Bunarbaschi erreichten, doch ließen wir uns die Mühe nicht verdrießen, den

steilen Berg Bali-dagh noch hinan zu klettern, wo wir dann, wie schon viele vor uns, gar nichts von antiken Resten fanden, das irgend darauf Anspruch machen könnte, dem trojanischen Troja angehört zu haben. Auch die schönen Quellen, die am Fuße des Berges zwischen buschigem Laubwerke entspringen, entscheiden, wie gesagt, nichts für die Lage von Troja; es hilft nichts, daß sie schön sind, sie können doch nicht diejenigen sein, in denen die schönen Trojanerinnen ihre Wäsche wuschen.

Am andern Tage besuchten wir noch die kahle Stelle einer alten Stadt, die einst bei Altsché-kioi gelegen. So unbedeutend sie gewesen sein mag, hat sie doch, wie jede, auch die kleinste antike Stadt deutliche Spuren auf dem Boden zurückgelassen, den sie einst bedeckte. Auch besuchten wir ein großes Stück Wiesenland, das Calvert urbar gemacht hatte. Hier war früher eine weite Sumpfgegend mit dichtem Röhricht und Gebüsch bewachsen, für Jedermann unzugänglich, der ungestörte Wohnplatz für allerlei wilde Gethier. Herr Calvert versammelte die Schützen der umliegenden Dörfer, umstellte rings das ganze Röhricht und ließ es auf allen Seiten in Brand stecken, worauf dann eine unglaubliche Menge von wilden Schweinen, Füchsen, Schakals, Wölfen zum Vorschein kam und erlegt wurde. Diese Stelle war mir bei allen meinen früheren Besuchen der Ebene von Troja, die ich in allen Richtungen durchkreuzt, stets in geheimnißvolles Dunkel gehüllt geblieben, jetzt war hier schöner weiter Wiesengrund mit weibenden Rinder- und Schafherden,

die Wasser des quellreichen Bodens flossen in geregelten Abzugskanälen, man übersah die ganze Gegend.

Wir nahmen nun Abschied von Herrn Calvert und ritten nach den Dardanellen zurück, machten jedoch den langen Umweg nach der antiken Wasserleitung, welche im oberen Thale des Thymbrius in tiefer Einöde liegt. Der Weg führte bald über steile Berge, bald dem von Platanen beschatteten Thymbrius entlang. Der Aquädukt, der ein tiefes Thal mit hohen Bogen überspannt und einst das griechische Ikon mit Wasser des quellreichen Ida versorgte, ist der einzige Rest der zu dieser Stadt gehörigen antiken Bauwerke, welcher sich über der Erde erhalten hat. Keine andere so große antike Stadt in Griechenland oder Kleinasien ist mir bekannt, von der wie bei Troja nur der kahle Schuttboden übrig geblieben wäre. Keine Stadt ist auch wohl so oft und so gründlich zerstört worden als diese. Die Prophezeiung der Juno bei Horaz hat sich mehr als erfüllt, wenn sie singt:

Will Trojas Unstern, daß es sein Haupt erhebt,  
So wartet sein ein schrecklicher Untergang,  
So führ' ich selbst die Sieger an, ich,  
Jupiters Ehegemahl und Schwester.

Steigt dreimal seine Mauer aus Erz empor  
Durch Phöbus Hand, so soll mein Argivisch Heer  
Sie dreimal stürzen, die Gefangene  
Dreimal um Gatten und Kinder weinen.

## Am Familientische.

### Naturwissenschaftliche Umschau. VII.

Reizbarkeit bei Pflanzen. Die Stellung des Menschen zum Thierreich ist, auch wenn man von den neuen Theorien ganz abieht, eine sehr nahe. Das Thierleben ist uns in großen Zügen allgemein verständlich, weil es viele Ähnlichkeit mit unserem eigenen Leben darbietet. Aber dies gilt doch nur von den höheren Thieren und wer z. B. im Aquarium eine Seeanemone beobachtet, steht vor einem vollkommenen Räthsel. Gleichwohl zögern wir keinen Augenblick, einem solchen Thiere Empfindung zuzuschreiben, und sollten wir darüber gar noch in Zweifel sein, so gewinnen wir sofort unzweideutigste Gewißheit, wenn wir die Seeanemone etwa mit einer Nadel oder einem Messer reizen. Sie wird mit großer Schnelligkeit ihre Arme einziehen, und gerade diese Bewegung scheint uns Gewißheit zu geben, daß wir in dem blütenähnlichen Gebilde ein Thier vor uns haben. Aber nun suche man im Sommer einen blühenden Verbergenstrauch und reize mit einer Nadel die Staubfäden einer frisch erschlossenen Blüte. Man wird dann staunend bemerken, daß sich die zarten Fäden behend emporrichten und sich auf die Narbe herabbiegen. Auch bei vielen anderen Pflanzen bemerkt man solche Reizbarkeit, und fast erschreckt sieht man sich vor der Frage: Haben denn die Pflanzen auch Empfindung? Sinnige Beobachter haben von der schönen Mimosa pudica erzählt, daß sie „erschreckt“ die Blätter zusammenfalte, wenn sie durch einen vorübertrabenden Reiter erschüttert wird, und daß sie bei einer rohen Berührung gleichsam „beschämt“ die Blätter senke. Das Pflanzenleben steht uns als etwas Unbegreifliches gegenüber, und die größten Räthsel erblicken wir da, wo gewisse Erscheinungen und Lebensäußerungen an ähnliche Vorgänge im thierischen Leben erinnern. Wer hat nicht schon mit Staunen von der Venus-Fliegenfalle gelesen, welche in den Bräcken Nordcarolinias wächst, und ihre eigenthümlich geformten Blätter bei der Berührung durch ein Insekt so schnell schließt, daß dieses gefangen wird? Das Thier, welches sich zu befreien trachtet und sich heftig bewegt, reizt dadurch das Blatt immer von neuem, und seine Haft endet daher erst mit dem Tode. Man hat nicht gezauert, den ganzen Vorgang mit der Ernährung der Pflanze in Verbindung zu bringen und damit der letzteren offenbar eine ganz eigenthümliche Stellung unter ihres Gleichen zuerkennen. Ein Seitenstück haben wir freilich auch in unserer Heimat. Auf unseren Mooren wächst ein ungemein zierliches Pflänzchen, welches aus einer zarten Blattrosette einen wenige Centimeter hohen Blütenstiel emporreibt. Dies ist der Sonnentau, dessen runde Blättchen am Rande und auf der oberen Seite mit Drüsen besetzt sind, die mit einem durchsichtigen Knopf endigen. Diese Knöpfechen sondern eine klebrige Masse ab, welche sich in gallertartigen Fäden von einem zum andern erstreckt und, wie es scheint, auf Fliegen und andere kleine Insekten eine eigenthümliche Anziehungskraft ausübt. Setzt man ein solches Thierchen auf ein Blatt, so macht es alsbald kräftige Anstrengungen, sich von der klebrigen Masse zu befreien. Aber es verstrickt sich tiefer und tiefer, die Masse scheint sich reichlicher abzusondern und bald ist das Insekt in einen dichten durchsichtigen Schleim eingehüllt, in welchem seine Bewegungen allmählich nachlassen. Nun beginnt eine eigenthümliche Veränderung, die Drüsen gerathen in Bewegung und selbst diejenigen, welche weit vom Körper des Insekts entfernt sind, nehmen an der Bewegung Theil und beugen sich über das gefangene Thier; auch die Seiten des Blattes krümmen sich, und so wird das Insekt vollständig eingeschlossen. Welche weiteren Schicksale dasselbe hat, weiß man nicht,

die interessanten Versuche Vennetts gehen nicht über diesen Punkt hinaus; aber er weist darauf hin, daß bei dieser Pflanze die Bewegung erst beginnt, wenn das Thier bewegungslos geworden ist; er hat festgestellt, daß Stückchen Holz, Wolle oder dergl. auf den Blättern gar keine Veränderungen hervorbrachten, daß aber sonderbarer Weise ein Stückchen rohes Fleisch genau dieselben Erscheinungen hervorrief, wie das lebende Insekt! Die Drüsen neigten sich nach dem Fleische hin, und über Nacht wurde dasselbe völlig eingeschlossen. Nach 24 Stunden war es entschieden heller gefärbt; leider hinderte ein Unfall die weitere Beobachtung, und somit fehlen vor der Hand noch alle Anhaltspunkte zur Erklärung einer so auffallenden Erscheinung.

Beschleunigung des Keimprozesses. Die an vielen Pflanzen wahrnehmbare Reizbarkeit durch Erschütterung oder Berührung findet ein noch merkwürdigeres Seitenstück in der Empfänglichkeit der Pflanzen für gewisse Reizmittel, welche in ganz ähnlicher Weise zu wirken scheinen wie Alkohol oder Opium auf den menschlichen Körper. Schon im vorigen Jahrhundert bemerkte Barton, daß Tulpen- und Schwertlilienstengel in lanpherhaltigem Wasser viel lebhafter wachsen und dem Verwelken länger widerstehen als in reinem Wasser; diese Versuche hat Professor Vogel in München wieder aufgenommen und z. B. an blühendem Flieder vollkommen bestätigt gefunden. Man braucht nur Kampferpulver in einer Flasche mit Wasser anhaltend zu schütteln und kann mit der so erhaltenen schwachen Kampferlösung selbst halbweile Zweige auf einige Zeit zu neuer Frische anregen. Der Lebensprozeß der Pflanzen ist bekanntlich durchaus verschieden von dem der Thiere, sie nehmen Kohlenensäure und Wasser auf und bilden aus diesen Körpern unter Hinzutritt von Stickstoff die organischen Substanzen wie Holzfasern, Stärke, Zucker, Eiweiß, während Sauerstoff ausgeathmet wird. Das Thier athmet dagegen Sauerstoff ein, verbrennt mit dessen Hilfe die eingenommene Nahrung und gibt als ein Produkt der Verbrennung Kohlenensäure ab. Dieser thierische Athmungsprozeß fehlt nun auch den Pflanzen nicht ganz, wenn er auch gegen den als Ernährungsprozeß aufzufassenden Gasaustausch sehr bedeutend zurücktritt, und hierauf beruht vielleicht die Reizempfänglichkeit für Mittel wie der Kampfer. Wenn das aber richtig ist, so war von vorne herein zu erwarten, daß der Kampfer den Keimungsprozeß ungemein begünstigen werde, denn der keimende Same athmet genau wie das Thier Sauerstoff ein und Kohlenensäure aus. Diese Annahme fand Herr Professor Vogel bei seinen Versuchen vollkommen bestätigt. Er experimentirte mit Samen, welche nach ihrem Alter die Keimkraft fast vollständig eingebüßt haben mußten und in der That zwischen feuchtem Papier und in Erde kaum noch oder gar nicht mehr keimten. Wurden diese Samen nun mit Kampferwasser behandelt, so zeigte sich alsbald die günstigste Wirkung, sie keimten in großer Zahl und viel schneller als ganz frische Samen unter gewöhnlichen Verhältnissen. Eine Bohnenart, welche im günstigsten Fall erst nach 8—9 Tagen keimte, entwickelte sich im Kampferwasser schon nach 3 Tagen; von einer Gurkensaat war im fruchtbaren Gartenland kein Korn aufgegangen, aber im Kampferwasser keimten alle diese Samen sehr schnell. Und dabei zeigte sich die auffallende Erscheinung, daß die im Kampferwasser entwickelten Keimlinge, in gute Gartenerde gebracht, noch fortwährend deutliche Spuren der erlittenen Anregung erkennen ließen. Sie zeigten besondere Lebenskräftigkeit und Frische und glänzten in sattestem Grün. Offenbar kann der Gärtner und der Land-

wirth von diesen Beobachtungen in vielen Fällen Nutzen ziehen und besonders bei schwer feimenden kostbareren Samen wird man sich des Kampherwassers mit Vortheil bedienen.

**Karpfen in Amerika.** Ein hübsches Stück Akklimatisationsarbeit ist den Nordamerikanern gelungen. Mancher Deutsche, der sein Vaterland verlassen, mag mit Behmuth des Königs aller Fische gedacht und sich wenig befriedigt gefühlt haben, wenn ihm in einem deutschen Hotel von New-York Imitationskarpfen vorgelegt wurden. Den Amerikanern war der Karpfen bisher ganz unbekannt, aber die Fischzucht ist gegenwärtig in den meisten Theilen der Union sehr populär; fast alle Staaten haben eigene Kommissäre, welche für die Vermehrung und den Schutz der einheimischen und für die Akklimatization fremder Fische zu sorgen haben, und das Publikum unterstützt die Arbeit dieser Beamten nach Kräften. Ein Kalifornier, Julius Poppe, hat auf eigene Hand den Karpfen nach Amerika zu importiren versucht, und das schwierige Werk ist wunderbar gut gelungen. Poppe reiste lediglich zu diesem Zweck nach Deutschland und erwarb auf der Domäne Rheinstein in Pöfstein 83 Karpfen, welche sämmtlich 15 Cm. lang und etwas über drei Monate alt waren. Diese Thierchen wurden mit großer Sorgfalt eingekauft und auf der Reise gepflegt, aber nur 20 erblühten die neue Welt, und noch in der Mündung des Hudson endeten 12 weitere Karpfenjünglinge ein Leben, an welches so viele Hoffnungen geknüpft waren. Mit 5 matt und elend aussehenden Fischen erreichte der kühne Unternehmer endlich die Küste des großen Ozeans, und die Erwartungen, mit welchen er sie in den ersten Karpfenteich Amerikas verlegte, mögen wohl nicht sehr groß gewesen sein. Der Teich liegt etwa 6 Meilen südlich von Sonoma, enthält starke Quellen und ist in der Mitte etwa 1,25 M. tief, während er nach allen Seiten hin flach ausläuft. Die Temperatur des Wassers beträgt 18° R. Im August 1872 wurden die 5 Karpfen in diesen Teich gesetzt und mit Blut, saurer Milch und Abfällen aller Art gefüttert. Im Mai 1873 beobachtete man die ersten kleinen Fische in der Größe von Stahlfedern, und im August waren dieselben bereits über 30 Cm. lang. Diese Erscheinung ist höchst auffallend, denn gewöhnlich nimmt man an, daß der Karpfen erst im dritten Jahre fortpflanzungsfähig wird, das kalifornische Klima und die das ganze Jahr hindurch gleichmäßige Temperatur des Wassers haben mithin eine überraschende Frühreife und eben so eine enorm schnelle Entwicklung der jungen Brut veranlaßt. Die fünf eingewanderten Fische sind nun über 60 Cm. lang und ihre Brut zählt nach Tausenden. So schöne Erfolge regen natürlich zur Nachfolge an, Poppe will noch, dem Lauf des Quellwassers folgend, 20 andere Teiche anlegen; er bietet Zuchtthiere aus, und im Jahre 1874 werden die ersten in Amerika geborenen Karpfen auf dem Markt von San Francisco erscheinen.

**Photographie am Meeresgrund.** Die schönen Leistungen der Photographie auf den verschiedenartigsten Gebieten haben schon oft die Bewunderung weiter Kreise erregt, und man ist gewohnt, unglaublich Erscheinendes durch die Photographie realisiert zu sehen. Trotzdem klingt es fast wie ein Scherz, wenn man von einem Apparat liest, welcher auf photographischem Wege die Temperatur und die Richtung der Strömungen am Meeresgrunde verzeichnet. Aber ein solcher Apparat ist wirklich konstruirt und von Herrn Dr. Neumann in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin vorgezeigt worden. In einer verschlossenen kupfernen Büchse enthält derselbe ein Thermometer und eine Magnetnadel und an der Büchse befindet sich ein fahnenartiger Ansatz, welcher veranlaßt, daß sich die Büchse im Wasser der Stromrichtung parallel stellt; die Stellung der Magnetnadel zu diesem Ansatz ergibt dann offenbar die Stromrichtung. Aber wie nun photographiren? In jene Tiefen, von welchen der Apparat Kunde bringen soll, dringt bekanntlich kein Lichtstrahl, sie liegen in „purpurner Finsterniß“ und der empfindlichste photographische Apparat bleibt dort wirkungslos. Aber die Photographen haben das Innere der Grabkammern der ägyptischen Pyramiden photographirt, und wie sie dort mit Magnesium das Sonnenlicht ersetzten, so haben sie auch verstanden, am Meeresgrunde ein passendes Licht sich zu entzünden. Die Elektrizität, welche wir bei allen schwierigen Problemen zur Hilfe rufen, hat auch hier geholfen. Leitet man nämlich einen elektrischen Strom durch ein Glasrohr, welches Spuren eines Gases in höchster Verdünnung enthält, so entsteht ein prachtvolles Licht, dessen Farbe von der Natur des Gases abhängt. Stickstoff, der eine Bestandtheil der Luft, welche wir athmen, gibt ein violette Licht, welches eine äußerst kräftige photographische Wirksamkeit besitzt. Man hat also das Thermometer und die Windrose der Magnetnadel in der Büchse mit einer solchen Röhre, die verdünntes Stickstoffgas enthält, umgeben und außerdem eine kleine elektrische Batterie hinzugefügt. Im Ruhezustand liefert die Batterie keinen elektrischen Strom, aber es ist leicht, denselben in jedem beliebigen Augenblick hervorzurufen und

durch die Röhre zu leiten. Geschieht das nun, so strahlt das violette Licht auf und das undurchsichtige Quecksilber des Thermometers, wie auch die Magnetnadel werfen ihren Schatten auf ein Blatt photographischen Papiers, welches passend angebracht ist. In 3 Minuten ist der Stand des Quecksilbers und der Nadel auf dem Papier markirt, und wenn man nun das Licht erlöschen läßt und den Apparat herauswindet, so braucht man die gewünschten Abirungen nur vom Papier abzulesen.  
Dr. Otto Dammer.

### Das Bild des unfehlbaren Papstes im Vatikan.

(Zu dem Bilde auf S. 215.)

Der 16. Juni 1871 war ein bedeutungsvoller Tag für den Vatikan: zum ersten Male erreichte ein Papst die „Fahre des Apostels St. Petri“, der nach römischer Tradition 25 Jahre lang den päpstlichen Thron inne gehabt haben soll, obgleich es bis jetzt an jedem historischen Beweise fehlt, daß er auch nur vorübergehend in Rom gewesen! Da zogen denn Deputationen aller Völker der Erde zur Huldigung des Jubiläums herbei, englische Priester voraus, danach Abgeordnete der Republik von Ecuador, des einzigen Staates in der Welt, der nach Pio Nonos Ansicht in würdiger Weise gegen die Besetzung Roms durch Viktor Emanuel protestirt hat, dann deutsche Fürsten zc. zc. Zwei Tage danach überreichten belgische Deputirte eine prachtvolle Tiara, deren drei übereinanderstehende goldene Kronen in dem reichsten Edelsteinschmucke erglänzten; „ein Symbol“, wie es der Papst in seiner Dankrede selbst darlegte, „seiner dreifachen Königswürde im Himmel, auf Erden und im Feuer.“ Zum Andenken an dieses denkwürdige Jubiläum, wie zur Verewigung des Infallibilitätsdogmas, wurde sodann ein Bild in Rom ausgestellt und später auf Befehl des Papstes in den Vatikan gebracht, welches so charakteristisch ist, daß wir eine getreue Nachbildung für angezeigt und wünschenswerth halten.

Den Mittelpunkt des Bildes nimmt natürlich Pio Nono selbst ein, der in vollem Ornat und mit der Tiara geschmückt auf einem Piedestal thront, das nach den Worten des oberen Randes: „Petra Christus“ wohl den Fels vorstellt, auf den Christus seine Gemeinde bauen wollte. Oder soll es Christus, den „geistlichen Fels“, selbst bedeuten? Weiter unten erblicken wir eine lateinische Inschrift, welche verdeutschet lautet: „Pius IX., Pontifex Maximus (hoher Priester) im sechsundzwanzigsten Jahre (seines Amtes); der erste auf dem römischen Stuhle, der die Jahre Petri vollendet hat. 1871.“ In den Wolken, nicht sehr hoch über seinem Stellvertreter auf Erden, thront Christus, der Herr, hinter seinem Haupte ein hellleuchtendes Dreieck, das die heilige Dreieinigkeit darstellen soll, seine rechte Hand schützend ausgebreitet, eine große Kugel und einen Königszepter in seiner linken Hand. Zu seiner Rechten steht Maria, die nach der römischen Version (wie in der Vulgata zu lesen) der Schlange den Kopf zertritt, ihre Hände fürbittend zu dem himmlischen Vater erhoben. Ein Sternenkreis schwebt um den Kopf der Himmelskönigin, der „allmächtigen Madonna“. Zu seiner Linken kniet Petrus mit dem bekannten Schlüsselpaar, das ihm die Gewalt über Himmel und Hölle verleiht.

Auf des Papstes Haupt fährt der heilige Geist herab in Gestalt einer Taube, wie er gewöhnlich bei Christi Taufe über den Sohn Gottes kommend dargestellt wird. So verleiht ihm also Gott selbst durch Seinen Geist unfehlbare Weisheit und räumt ihm die Allmacht auf Erden gewissermaßen ein. Denn nicht vor Christus beugen sich die Kniee der Vertreter aller fünf Welttheile am Fuße des Piedestals, sondern vor dem Papste, der an Christi Statt sich zu regieren anmaßt, obgleich er ein sterblicher Mensch ist wie die Knieenden!

Dies neue vatikanische Bild spricht deutlich genug ohne jeden weiteren Kommentar und ist ohne Zweifel sehr lehrreich. Wenn vor der Erfindung der Buchdruckerkunst Bilder „der Armen Bücher“ (Biblia Pauperum) genannt wurden, so gehört dieses gewiß zu derselben durch Anschauung unterrichtenden Bibliothek, und die „arme“ protestantische Welt wird wohl thun, es fleißig zu studiren und daraus zu lernen.  
R. K.

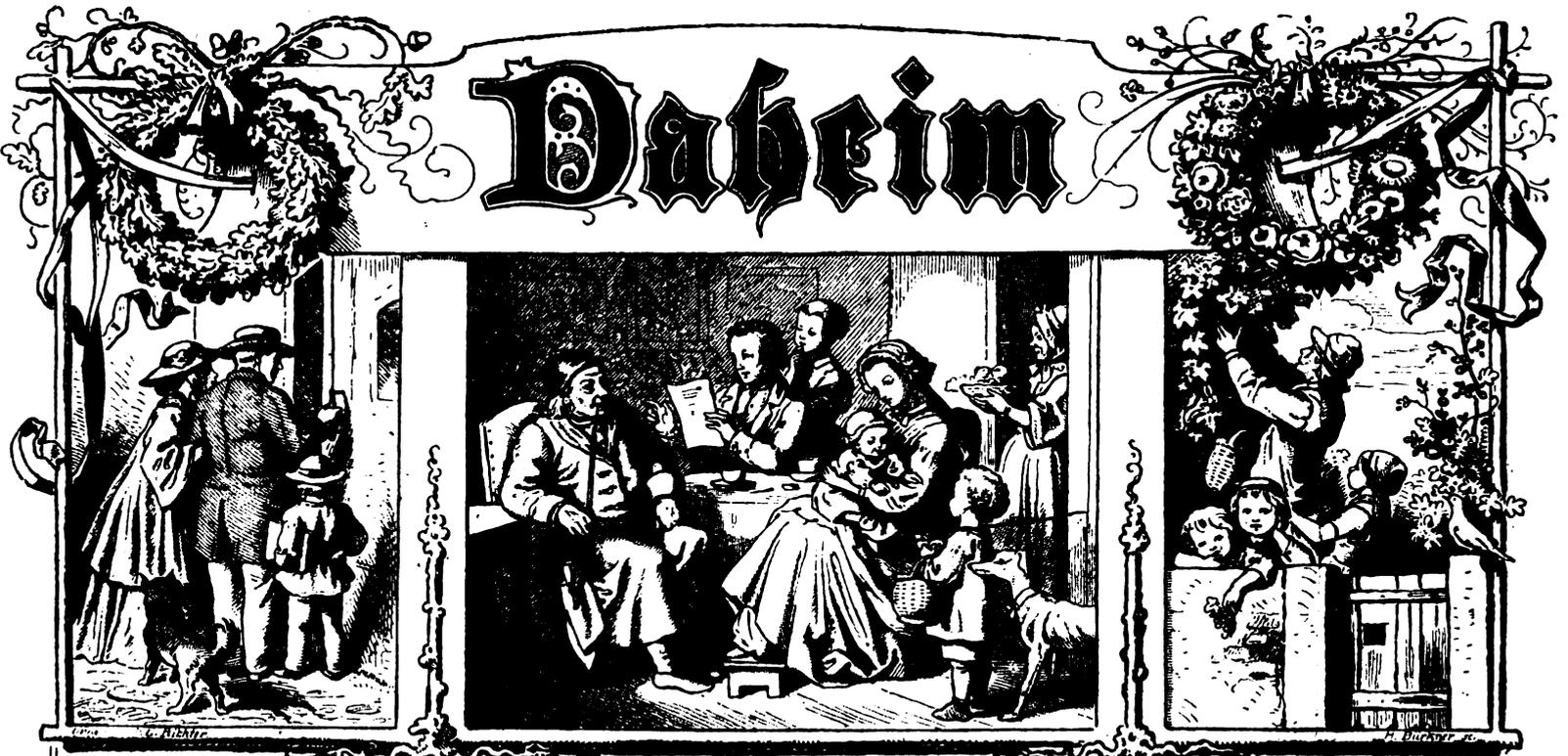
**Inhalt:** Der Droßart von Jeyst. (Fortsetzung.) Roman von George Hefekiel. — Der Naturforscher Louis Agassiz. Von Dr. Robert Ave-Lallemant. — Der Germanische Lloyd, ein deutsches Weltinstitut. Vom Navigationslehrer W. Döring. — Jugenderinnerungen. Von einem süddeutschen Freunde des Daheim. I. Buch. Aus der Kindheit. I—III. — Ein Besuch bei Schliemann auf der Stätte des alten Troja. Von Gustav v. Edenbrecher. Mit an Ort und Stelle aufgenommenen Abbildungen von Themistokles v. Edenbrecher. — Am Familientische: Naturwissenschaftliche Umschau. VII. Von Otto Dammer. — Das Bild des unfehlbaren Papstes im Vatikan zu Rom. Mit Illustration.

### Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Das Daheim ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland durch jedes Postamt gegen Zahlung des Quartalsbetrages; nach den übrigen Ländern durch die Postamt-Bettungs Expedition in Adm. A. an welche der jedesmalige Quartalsbetrag franco vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist. Nach Frankreich für 1 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf., nach England für 1 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf., nach Spanien und Portugal für 1 Thlr. 4 Sgr., nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika für 1 Thlr. 17 Sgr., nach anderen überseeischen Staaten via Suez und Panama für 1 Thlr. 15 Sgr. 3 Pf., nach anderen überseeischen Staaten exel. derjenigen via Suez und Panama für 1 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf. Außerdem durch alle Buchhandlungen. Einzelne Nummern zur Ergänzung, durch die Buchhandlungen pro Nr. 2 1/2 Sgr., von uns direkt bezogen incl. Frantatur & 3/4 Sgr. Einbanddecken zu jedem Jahrgang durch die Buchhandlung oder von uns direkt & 14 Sgr.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig.  
Verlag der Daheim-Expedition (Wesagen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. G. Schneider in Leipzig.

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Herausgegeben am 24. Januar 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N. 17.

## Der Drossart von Bepst.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./71. 70.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Gesekiel.

(Fortsetzung.)

Die Konversation war im besten Gange; die Stiftsdame bemerkte, daß Kurbraunschweig lediglich daran schuld sei, daß zu dem alten Laster der Gallomanie jetzt das neue Laster der Anglomanie im deutschen Reich in Schwange gehe; die Nichte stellte fest, daß beim Lachen der Männer immer der Vokal a zu hören sei, beim Lachen der Frauen aber der Vokal i, wozu denn der Drossart wieder etwas pedantisch bemerkte, der Vokal e deute beim Lachen auf Indifferenz, der Vokal o auf Rohheit, der Vokal u aber auf Wahnsinn. Die Küsterin schüttelte den Kopf, schnupfte und murkte: „Poffen!“ Und sie würde gewiß noch mehr gesagt haben, wenn nicht in diesem Augenblick der rotthe Pfeffer wieder unter der Thüre erschienen wäre.

Die Stiftsdame blickte bekümmert um.

„Der Herr Lieutenant von dem Bussche wünschen aufzuwarten!“ meldete Pfeffer.

„Bitte einzutreten!“ sprach die Stiftsdame gemessen.

„Ah, der Better Sittich!“ rief Fräulein Berengaria und wurde blutroth.

Die Küsterin drohte der Nichte mit dem Finger und machte ein sehr ernsthaftes Gesicht.

Der Drossart erhob sich, um seinen Besuch zu beenden; die Stiftsdame aber befahl sofort herrisch: „Er bleibt mir hübsch sitzen, Drossart; ich habe noch mit Ihm zu reden, wenn ich die junge Verwandtschaft abgefertigt habe!“

Herr Sittich von dem Bussche war ein hübscher Dragonerofficier und sah auch ganz martialisch aus mit seinen schwarzen Augen und gepuderten Locken; er schien aber der gnädigen Tante Lebedur gegenüber gar keine besondere Courage, sondern etwas wie ein böses Gewissen zu haben.

„Ist Er allein gekommen, Better Sittich?“ fragte die Küsterin, eine sehr energische Priese nehmend, mit einer Stimme, der man etwas Sauerfüßes anmerkte.

„Nein, ein paar Kameraden sind mitgeritten!“ stotterte der Herr Lieutenant.

„Sie werden wohl Tanten und Cousinen im Bergerstift haben?“ Die Frage mußte sehr unangenehm für den braven Dragoner sein, er stotterte ein „Ja!“, das ganz seltsam klang.

Fräulein Berengaria schaute verwundert bald auf die Nichte, bald auf den Herrn Better Sittich.

„Kennt Er das alte Sprichwort, Better, von unserem Stift? Da Er's nicht kennt, so will ich's Ihm sagen. Es lautet: „Sachsenstadt und Weibersstift, da wo der Fuchs die Gänse trifft!“ Ja, ja, Better Sittich von dem Bussche, Gänschen mögen wohl hie und da vorkommen im Stift; daß Er aber kein Fuchs ist, das will ich Ihm schriftlich geben, wenn Er's als Ausweis benutzen will!“

Die alte Dame lachte ziemlich boshaft und nahm eine Priese, der Lieutenant aber war geradezu vernichtet; der Drossart hatte nichts begriffen, er schaute ziemlich einfältig drein; Fräulein Berengaria aber hatte sofort begriffen, daß sich der Herr Better Sittich eine schwere Inkonvenienz hatte zu Schulden kommen lassen und daß ihn die alte Dame dafür bestrafe. Resolut genug stellte sie sich auf die Seite des Stiels, wo solche Peitschenhiebe fielen, und machte dem Herrn Lieutenant ein sehr stolzes und vornehmes Gesicht.

Herr Sittich von dem Bussche hatte nämlich jüngst ein paar Kameraden, die auch Verwandte im Stift hatten, aufgefordert, nach dem Stift zu reiten, und hatte sich dabei im Uebermuth der guten Laune jenes Reims bedient, den er jetzt so schwer büßen mußte. Er war zufällig belauscht worden und zwar durch einen der Dienstleute des Stifts, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als seiner nächsten Vorgesetzten, der hochwürdigen Küsterin, Meldung von so leichtsinniger Lästerung zu thun.

Der Lieutenant hatte von vornherein eine dunkle Ahnung davon gehabt, daß er belauscht worden, er beugte sich denn auch mit vollem Schuldbewußtsein unter die strafende Hand der alten Dame, die übrigens nicht zu hart traf, denn sie be-

gnügte sich mit diesem Hinweis, der übrigens vollkommen genügte, den jungen Herrn vorsichtiger zu machen.

Jetzt brachte der rothe Pfeffer zwei mit brennenden Kerzen besteckte blanke kupferne Armleuchter herein, denn es war fast dunkel geworden; es sah aber wirklich ängstlich aus, wie die Schwäche des alten Mannes das Hereinbringen möglich machte. Nur die Kusterin sah ihren Getreuen dabei aufmunternd und zustimmend belohnend an.

Es war eben wieder ein Stück Kofetterie ihrer Art.

Ziemlich herrisch befahl die Dame jetzt ihren beiden jungen Verwandten, zusammen eine Partie Schach zu ziehen. Sichtlich höchst befriedigt eilte der Dragonerlieutenant, der Cousine den Arm zu breiten, um sie zu einem Schachbrett zu führen, das die ganze Platte eines kleinen Tisches völlig einnahm; Fräulein Berengaria ließ sich sehr bitten, bevor sie die Spitzen ihrer weißen Finger auf den Arm des Cousins legte: das war auch Kofetterie — es war aber doch von der Kofetterie des Fräuleins Agneta Ledebur ein hübscher Schritt bis zu der des Fräuleins Berengaria von dem Bussche, und doch war die eine nicht so sehr verschieden von der anderen.

Während nun die beiden Verwandten die Schachfiguren aufstellten, legte sich die Stiftsdame weit vor über ihren Tisch, so daß sie dem Drossart gerade ins Gesicht sehen konnte, und sprach: „Er weiß, Drossart, daß die von Ledebur eine große Sippe sind?“

„Eine jüngere Linie der alten Grafen von Ravensberg, dargethan durch das gleiche Wappen —“

„Genau so,“ unterbrach ihn die Stiftsdame höhniisch, „wie es auf dem Sparenberg, rectius Sparrenberg, über Bielefeld hängt; ein Graf von Ravensberg sprach zu seinem jüngeren Sohn: „Lebe Du de Buren!\*“), d. h. er machte ihn zu einem Drossen, da haben wir Wappen und Namen. Er war mal wieder unfrei und pedantisch, Drossart, konnte sich's nicht versagen, seine genealogische Weisheit anzubringen. Konnte Er sich denn nicht denken, daß die Leute einer von Ledebur das Zeug bis zum Ueberdruß vorgesprochen? Ueberdem ist mir die Sache gar so bestimmt noch nicht vorgekommen; das gleiche Wappen kann auch auf andere Umstände zeigen als auf die Verwandtschaft; oder ist diese Stadt Herford vielleicht auch eine Cousine der Herren von Duernheim, weil sie mit ihnen einen rothen Balken im silbernen Felde führt? Und mit den „Leben der Buren“ ist's nun mal gar nichts, denn mein seliger Vater schon hat mir verrathen, daß in unseren ältesten Urkunden der Name „Lehdebur“ geschrieben wird. Sieht Er, mein lieber Drossart, ich bin mein Lebtag nicht unzufrieden gewesen, daß ich ein Fräulein von altem Adel bin, aber auf die zweifelhafte Abkunft von Ravensbergischen Grafen habe ich mir niemals etwas eingebildet. Poffen! Jetzt aber lasse Er mich zur Sache kommen; wenn ich vorher von der großen Sippe der Ledebure sprach, so wollte ich darauf kommen, daß eine große Verwandtschaft zuweilen recht nützlich werden kann. Der junge Lieutenant da will meine Cousine Berengaria zum Weibe nehmen, wie Er wohl schon gemerkt haben wird, sie will ihn vielleicht auch und wahrscheinlich werden sie sich auch bekommen. Poffen! Nun, der Betteer Sittich hat einen Mutterbruder, welcher General in sardinischen Diensten war und zu Turin lange Jahre in Garnison stand, auch am königlichen Hofe dort wohlgelitten war und noch in gutem Andenken dort steht. Was meint Er, wird mir der junge Mensch Empfehlungsbriefe für den Drossart von Jeyst nach Turin geben, wenn der einen fremden Hof besuchen wollte? Ich denke, er wird mir so viele Empfehlungen geben, als ich irgend wünsche. Poffen! Darum sprach ich vorher von der großen Sippe der Ledebur!“

Die hochwürdige Dame nahm eine Priese und putzte ihre Nagelose, der Drossart aber hatte gerade Zeit genug, sich hier durch eine Verbeugung zu bedanken und seine Worte zu sparen.

„Noch eins wollte ich mit Ihm besprechen, Drossart,“ fuhr die geistliche Dame fort. „Ich weiß, daß Er ein vermögender oder reicher Mann ist, ich weiß aber auch, daß sein Lehmann Adam Türke fast alles, was er bei Bewirthschaftung Seines

\*) Leite Du die Bauern.

Gutes gewinnt, anlegt, um Sein Gut zu vergrößern und abzurunden. Zum Reisen aber braucht Er Geld und abermals Geld und zum dritten Male Geld. Hat Ihm Seine selige Mutter gesagt, daß sie mir dreihundert Dukaten für Ihn aufzuheben gegeben hat?“

„Nein, die selige Mutter hat mir nichts von diesen dreihundert Dukaten gesagt, auch findet sich nichts schriftlich darüber!“ sprach der Drossart erstaunt.

„Nun, daß sich nichts Schriftliches darüber finden würde, ließ sich denken!“ meinte die Stiftsdame gleichmüthig. „Aber ich dachte, daß die Mutter davon gesprochen haben würde. Also, bevor Er Seine Reise antritt, wird Er die dreihundert Geharnischten als Geleitsreiter bei mir abholen. Es ist mir sehr lieb, daß ich dieselben bei dieser günstigen Gelegenheit aus dem Quartier loswerde, denn bei meinem hohen Alter kann mir jeden Tag etwas Menschliches begegnen, und niemand kann für das stehen, was nach seinem Tode passiert, wenn er's auch durch einen noch kniffligeren Advokaten, wie Sein Larkensparer einer ist, festsetzen ließe. Und wie steht's denn sonst mit Seinen baaren Mitteln, Drossart, kann ich Ihm etwa zu Hilfe kommen?“

Der Drossart dankte unnötig wortreich und meinte, daß er an den etwas über tausend Gulden, die er baar in seiner seligen Mutter Truhe gefunden habe, ausreichend genug haben werde, da der Lehmann vierteljährlich 600 Rthlr. an das Haus Laer zu Bielefeld zahlen werde, von dem er diese Summe dann nach Bedürfnis durch Wechsel beziehen wolle.

„Es ist mir ein Trost,“ sagte die Kusterin sinnend, „daß Er die dreihundert Dukaten außer seinen tausend Gulden hat, und wenn Er mir folgt, so richtet Er sich mit seinen Wesseln auf mindestens achthundert Thaler im Vierteljahr ein. Sein Vermögen kann das recht bequem tragen, und Er weiß gar nicht, in was für Ausgaben Er an fremden Orten kommen kann. Aber ich weiß das erstlich von meinem Bruder her in alten Zeiten, dann aber von Neveus und Großvettern her. Er wird an fremden Orten als Cavalier auftreten, wie Er denn auch als solcher ganz wohl betrachtet werden kann; die Erhebung in den Adelstand, Poffen! macht wahrlich keinen Cavalier. Sein Vater und Sein Großvater haben schon von ihrem freien Grundbesitz gezehrt, haben in Cavalierbedienungen gestanden und gelehrte Bildung gehabt. Auch ein Erbtitel wie Sein Drossart von Jeyst wiegt nicht allzu leicht bei solcher Betrachtung. Es gibt schlechtere Edelleute, die sich für was rechtes halten. Nun, gehabe Er sich wohl, Drossart, ich wünsche Ihm Glück zu Seinem Vorhaben, und wenn ich Ihm noch in irgend einer Weise nützen kann, so komme Er nur dreist ins Bergerstift.“

Die geistliche Dame stand auf und reichte dem Drossart die Hand zum Kuß; auch Fräulein Berengaria, vielleicht mit in der lobenswürdigen Absicht, den Betteer Sittich zu ärgern, beeilte sich, dem Abschiednehmenden die Hand zum Kuß zu reichen und ihm in ihrer artigsten Weise gute Nacht zu sagen.

Ja, die Boshafte sprach, als der Drossart das Gemach verließ, noch zu ihrem Schachspielpartner: „Nicht wahr, ein schöner Mann? Ein schmuder Cavalier?“

Der Herr Lieutenant aber war klug genug, nichts auf diese Herausforderung zu erwidern.

#### IV. Unter dem Sparrenberge.

Wohl unter dem Sparren, wohl über dem Berg.  
Das ist die Festung von Ravensberg.

Bei der umständlichen und höchst pedantischen Art und Weise, mit welcher der Drossart von Jeyst die Vorbereitungen zu seiner Reise behandelte — ich glaube, der junge Mann ist über fünfzig Jahr! hatte der Stadtschreiber Larkenspar kopfschüttelnd gesagt — war denn doch der Sommer ziemlich hingegangen und die Stürme der Herbsttag- und Nachtgleiche bliesen schon ganz lustig durch das Fürstenthum Minden, die Grafschaft Ravensberg und auch andere Länder, bevor sich der Drossart zur Abreise und zunächst nur nach Bielefeld entschloß. Auch hatte ein Reisegefährte nach Nürnberg, der sich

von Bielefeld aus anbot, eine sehr weitläufige Korrespondenz zu Wege gebracht.

Vielleicht wäre es jetzt auch noch nicht zur Abreise gekommen, wenn nicht eben die Trogenburgische Hochzeit zu gutem Glück eingefallen wäre und sie erzwungen hätte. Der Drossart hatte keine Ahnung davon, daß die Bielefeldische Cousine gar nicht darauf gekommen wäre, ihn zur Hochzeit ihrer Tochter einzuladen, wenn nicht Salome Tugendreich Trogenburg aus Herford sie dazu sein genug berebet hätte. Die lustige Jungfer Salome war denn richtig schon seit Wochen nach Bielefeld übergesiedelt, um bei Ausstattung und Hochzeit zu helfen und der Tante dann die Tochter zu ersetzen. Es war ihr übrigens ziemlich leicht geworden, ihre Tante zur Einladung des Drossarts zu bewegen, denn die Kaufmannsfrau war über die Maßen eitel, und der Erbtitel des Drossarts klang doch fast wie ein Adelstitel, dafür durfte die Verwandtschaft schon ein wenig weitläufiger sein. Daß der junge Mann aber die Einladung annehmen werde, das wußte Salome schon, dazu kannte sie den pedantischen Herrn Wetter gut genug.

Was aber wollte sie mit ihm in Bielefeld? Sie hatte doch hinlänglich Gelegenheit gehabt, sich davon zu überzeugen, daß dieser nichts als eine tiefe Gleichgiltigkeit für sie im Herzen trage? Jungfer Salome war eben eins von jenen eigensinnigen Frauenzimmern, welche durchaus den Mann haben wollen, den sie sich eingebildet haben, und die dreist ihre Hand auf das legen, was sie als ihr Eigenthum betrachten. Uebrigens war Salome klug genug, um nichts ertrogen zu wollen, aber sie hatte etwas, was die meisten Frauenzimmer nicht haben, nämlich Geduld.

„Ich bin achtzehn Jahr, kann also warten!“ damit tröstete sich die Jungfer Trogenburgin.

Heute endlich, an einem hellen aber stürmischen Septembertage war Wichmann Trautretter abgeritten von dem Siebelhause auf der Lübberrstraße; die alte Wasserfuhrerin hatte beim Abschiede ganz entsetzlich gehustet, das Türkenweib hatte geweint, der alte Türke beinahe auch, und der Drossart hatte der Türkenrose einen Kuß gegeben, einen wirklichen Kuß, auf den er ganz gewaltig stolz war, den sie aber als etwas sehr gleichgiltiges betrachtete. Die ganze Hausgenossenschaft hatte vor der Thür gestanden und hatte ihn nachgesehen, und viele Leute aus Herford hatten ihm ein gutes Abschiedswort nachgerufen, als er mit nassen Augen davon klappte.

Mit einem weiten braunen Roquelaure war er angethan, die eine Krempe des Hutes fiel fast drohend in die Stirn, und ein breiter Kaufdegen mit kupfernem Korbe klirrte gefährlich gegen den Sporn des Reiters, dessen starkes schönes eisengraues Roß außer dem Mantelsack ein Paar Halstern trug, aus denen die Küchenreuterischen Pistolen ganz verdächtig ihre Kolben herausstreckten.

Neben Roß und Reiter her trabte sehr munter Truewart, der edle braune Hund, und hinter beiden her ritt auf dem „kleinen Braunen“ Teklaff, der gute Türkenproß, im grauen Mäntelchen, mit einem sehr blank gepuzten und scharf geschliffenen Franzosenfäbel bewehrt.

Die Geschichte der Erwerbung dieses Säbels war sehr interessant, aber entsetzlich lang, zumal wenn sie Teklaff vortragen sollte, der ein recht zurückhaltender und mauksauler Westfale war und sich stets anstellte, als müsse er diese Geschichte als ein Staatsgeheimniß behandeln.

Was sich Teklaff nun dachte, als er so in seinem Gott vergnügt hinter seinem Drossart herritt, können wir nicht errathen, jedenfalls qualmte er ganz unverdroffen einen Tabak dazu, der nicht eben besonders gut roch.

Wichmann dagegen fühlte sich in sonderbarer Weise befreit von all den tausend kleinen Sorgen, von denen er sich in den letzten Tagen gequält gefühlt hatte; er ritt auf der ihm ganz wohl bekannten Landstraße von Herford nach Bielefeld dahin, als befände er sich nahe an hundert Meilen entfernt von seiner Vaterstadt und war vollkommen bereit, das erste Dugend der Abenteuer, die den Reisenden in fernen Ländern zu begegnen pflegen, entgegenzunehmen.

Da ihm nun aber gar nichts begegnete, nicht einmal ein

anderer Reisender, und nur der Wind ihm ziemlich unhold entgegenstob, so versank er nach und nach in immer tiefere Träumereien.

Zuerst sah er sich in Nürnberg und Altdorf; dort gewann er die höchsten Ehren der Wissenschaft; freilich war er rechtschaffen fleißig, aber er wurde auch professor publicus ordinarius, Autor vieler Bücher und kaiserlicher gekrönter poeta und Pfalzgraf, der mit der kleinen Komitive belehnt war. Plötzlich änderte sich die Scene: er befand sich an einem Hofe, an dem der Pfalz Zweibrücken nämlich, denn auf diesen hatten ihn die editiones Bipontinae aus dem gelehrten Traume gebracht; kurz, er war an einem Hofe und zwar Kanzler, erster Minister, denn er decretirte den Glanz von Hof und Land und sorgte höchst gewissenhaft dafür, daß alle Unterthanen seines Fürsten Sonntags ihr Huhn im Topfe hatten, daß die zweifelhafte Heinrichsage aus Frankreich eine Wahrheit wurde. Dann wechselte die Scene wieder: er war General und kommandirte ein Heer, groß war's nicht, 10,000 Mann etwa, der gute Kerl war selbst in seinem Traume bescheiden, er zog mit diesen zweifelsohne auserlesenen Mannschaften dem großen Friedrich als Succurs zu; er erfocht auf dem Marsche einen Sieg und kam ins Lager, der alte Friß ihm entgegen mit Pauken und Trompeten. Der König rief: „Umarmen Sie mich, mon cher Drossart, Sie sind nicht mehr mein General, Sie sind mein Freund!“ Dem Drossart aber rann wirklich eine Freudenthräne über die runde Wange.

Seltam war es, daß am Schlusse des gelehrten Traumes eine weibliche Gestalt vorkam, die eine verzweifelte Ähnlichkeit mit der Türkenrose hatte; das mochte wohl eine Folge der so heldenkühn applicirten Abschiedsküsse sein! Den zweiten Traum, den von seinem die Menschheit beglückenden Kanzleramte, krönte wiederum eine Dame, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Fräulein Berengaria von dem Bussche hatte. Das Fräulein hatte in Bergerstift ihm nicht umsonst so gnädig die hübsche kleine Hand zum Abschiede gereicht. Auch in dem kriegerischen Traume kam hinter dem Könige her noch eine weibliche Gestalt, welche den Sieger mit einem Vorbeerkränze und einem Kusse beglückte, aber der arme Drossart vermochte aus Mangel an mehrerer Damenbekanntschaft mit dem besten Willen nicht, ihr eine Ähnlichkeit zu verleihen.

Als er sich noch Mühe damit gab, galoppirte ihm ein Reiter entgegen, den der Träumer erst entdeckte, als er dicht vor ihm sein Roß, einen hübschen Fuchs, parirte und das halbrunde Kaskett grüßend vor dem Drossart zog, der zuerst nicht wußte, ob der Reiter noch zum Traume oder in die Wirklichkeit gehöre.

„Ich habe ohne Zweifel die Ehre, den Herrn Drossart von Jeyst zu begrüßen?“ fragte der bleiche hübsche Junge, sich mit seinem Scharlachmantel wieder drapirend, den ihn der Wind von der Schulter gezerrt.

„Ich bin der Drossart,“ so bemerkte Wichmann ziemlich kurz, denn er war verdrießlich über den gestörten schönen Traum.

„Und ich bin Ihr zukünftiger Reisegefährte,“ rief der bleiche Reiter lachend, „ich habe die Ehre, mich selbst vorzustellen: Titel Kobes Dreßler zu Rossau.“

„Ist mir sehr angenehm!“ bemerkte der Drossart kühl und kurz.

Herr Jakob, denn Kobes ist auf frankfurtisch Jakob, Dreßler zu Rossau brachte den schlanken Fuchs neben den starken Eisengrauen des Drossarts und sprach leicht: „Die Herren von Laer sagten mir, daß der Herr Drossart heute herüber kommen würden; ich beeilte mich, Ihnen entgegenzureiten, um Ihnen die Honneurs dieses Nestes zu machen, das die Ehre hat, sich meine Vaterstadt zu nennen. Sie werden hier noch der Hochzeit der Demoiselle Trogenburgin, sehr aimables Frauenzimmer, bewohnen; beharren aber hoffentlich noch auf dem Entschlusse, daß wir heute über acht Tage nach Nürnberg abreisen?“

„So ist es!“ nickte der Drossart lächelnd und zustimmend, der entschieden um so mehr Gefallen an der festen, frisch und



**Piccola.** Gemalt von H. Richter.

Nach einer Photographie der photographischen Gesellschaft in Berlin.



**Piccolo. Gemalt von S. Richter.**  
Nach einer Photographie der photographischen Gesellschaft in Berlin.

freien Art seines künftigen Reisegefährten fand, als sie von seiner Art gänzlich verschieden war.

Man konnte sich unmöglich zwei größere Gegensätze denken; der eine leichtlebig und leichtsinnig, offen und oberflächlich, der andere steif und verschlossen, pedantisch aber phantasiavoll, beide eitel, der Drossler aber nur auf das, was er scheinen, der Drossart aber auf das, was er sein wollte.

In der ersten Viertelstunde hatte Eitel Kobes Drossler dem Drossart seine ganze Lage und Situation anvertraut. Man bestritt ihm die Adelsqualität. Sein Großvater hatte ein schönes leibeigenes Weib geheirathet, die zum Gute des Herrn von Bradel gehörte; sie war in Frankfurt lutherisch geworden und ihr Gemahl war ihr gefolgt, war aber klug genug gewesen, sein Lehngut bei der Abtei Kempten vorher dem nächsten Better gegen eine gute Entschädigung abzutreten. Die Drossler zu Kossau waren Erb-Drossler, d. h. thesaurarii oder Schatzmeister der gefürsteten Abtei Kempten. Der Vater des Eitel Kobes hatte das gerettete Vermögen durchgebracht, dann eine wohlhabende Kaufmannswittve in Bielefeld geheirathet, einen Sohn mit ihr gezeugt und eiligt auf einer Jagd im Lüneburgischen den Hals gebrochen. Jetzt war auch die Mutter todt, und Eitel Kobes stand noch unter der Vormundschaft eines mütterlichen Oheims. Er sollte studiren, Advokat werden, denn er hatte zwar noch einige tausend Thaler Erbe, aber nicht genug, um als Cavalier davon zu leben; überdem bestritt man ihm den Adel, weil seine Großmutter ein leibeigenes Weib gewesen. Das alles erzählte Eitel Kobes dem künftigen Reisegefährten im ersten Anlaufe so zu sagen.

Dem Drossart war das alles neu und fremd, aber es gefiel ihm doch, die Kasse beider gingen gleichen Tritt, der Drossart bemerkte es wohl, der Drossler aber sagte es sofort.

„Ich denke ein sehr lustiges Leben in Altdorf zu führen,“ schwatzte der Enkel der schönen Leibeigenen in bester Laune, „außer Fechten und Tanzen, in welchen Stücken ich mich durchaus vervollkommen, Meister werden will, denke ich ja nichts zu arbeiten oder zu studiren. Sie glauben nicht, Monsieur Drossart, was man mich etliche Jahre daher auf dem Gymnasium mit gelehrtem Krame geplaget und verziret hat; ich habe diese Gelehrsamkeit satt bis an den Hals, fast so satt, wie diese meine liebe Vaterstadt, in der ich bekannt bin wie ein hunter Hund, wo ich keine Flasche Wein mit den Genossen trinken und zu keinem hübschen Mädchen schleichen kann, ohne daß es nicht an die große Glocke geschlagen, dem Vormund zuge tragen und von hundert Weibern beklatscht würde. Eine Weile trogte ich dem Gerede, aber Bielefeld ist stärker als ich, zuletzt habe ich mich unterworfen, ich trinke nicht mehr mit den Schulfüchsen, der Wein war ohnehin gar zu sauer und ich gehe auch nicht mehr zu Kiechen, zumal die sich an einen Schneidergesellen gehängt, der sie zu heirathen versprochen. Kurzum, meine conduite war exemplarisch, aber glauben Sie, Monsieur Drossart, daß mir das auch nur das allergeringste geholfen hat? Im Gegentheile, die alten Weiber, die im Unterrode sowohl wie die in Hosen, erzählten immer schneulichere Geschichten von mir, so daß sich denn endlich mein würdiger Oheim und Vormund entschlossen hat, mich nach Altdorf zum Studiren zu schicken. Studiren? Nun ja, der Alte soll sich garstig verrechnet haben; ein Bielefelder Stadtkind ist Professor in Altdorf, der ist befreundet mit dem Oheim, ich glaube, allein dem zu Liebe werde ich nach Altdorf geschickt. Hat der Gelehrte hübsche Töchter, so will ich als eleganter Cavalier gern in sein Haus kommen, in sein Kollegium aber komme ich sicher mit keinem Schritte.“

Hier konnte sich der gute Drossart doch nicht enthalten, zu bemerken, daß es doch mit dem Advokatwerden schlimm aussehn könne, wenn der Herr Kobes in gar kein Kollegium komme und gar nicht studire. Da brach der Drossler aber in ein helles Gelächter aus und fragte, ob sich denn Monsieur Drossart einbilde, daß er den Plänen seines Oheims nachleben werde.

„Ja, aber was wird denn aus Ihnen, Monsieur Drossler? Sie sagten mir doch, daß Ihnen kein ausreichendes Vermögen zur Seite stehe?“ fragte Trautretter höchst ehrsam.

„Nah,“ rief der Reisegefährte, „für einige Jahre reicht es noch und dann, nun bei meiner Figur kann es mir gar nicht fehlen, daß ich eine Stellung als Hofcavalier finde. An Empfehlungen mangelt es mir gar nicht, denn meine Betterschaft ist groß genug, und wenn ich von den Herren Bettern nichts als Empfehlungen verlange, so sind sie froh genug, mich damit abfertigen zu können.“

Dem Drossart gefiel freilich das leichtsinnige Wesen des künftigen Reisegefährten gar nicht, aber ihm gefiel die Art und Weise seines Auftretens gar sehr, und er war ganz zufrieden mit dieser Acquisition.

„Siehe da, Bielefeld!“ rief der Drossler pathetisch, „hübsch genug liegt sie da, die alte Kofette, aber es ist eitel Schminke, Außenpuß, denn drinnen ist's gar zu wüst und langweilig!“

Damit fertigte dieser böse Sohn Bielefelds die überaus anmuthige Lage seiner Vaterstadt ab. Weich und duftig schwangen sich in die Runde Osning und Egge mit ihren lieblichen Bergen; lieblich buchtete sich das Thal aus im Südwesten, wo die Lutter entspringt; nordwestlich erhob sich der Johannisberg und nordöstlich ragte, wie ein Kämpfer vergangener Tage, der Sparenberg auf mit seinen Kondelen und Bastions, seinen Linden und Eichen, Kastanien und Birken dazwischen.

„Da oben hat der große Kurfürst oft gefessen und freudig auf sein liebes Spinner- und Linnenland, wie er die Grafschaft Ravensberg gern nannte, hinab geblickt, dort oben hat die Kurfürstin Dorothea dem Helden von Brandenburg zwei Kinder geboren und die Ravensberger können sich darum rühmen, dem Herrscherhause näher zu stehen, als viele andere Provinzen!“

Der Drossart sagte das mit etwas steifem Tone, aber doch mit warmem bedächtigem Patriotismus; der Drossler sah ihn einen Augenblick erstaunt an, denn er begriff ihn nicht. Freilich war auch er in diesem Lande geboren, aber er war doch kein Ravensberger, kein Preuße. Es lag bei ihm nicht im Blute, es war in ihm noch der Edelmann aus dem Reiche mächtig, der Vasall des geistlichen Fürsten, der Mensch aus dem Süden, und die Erziehung hatte bei ihm nichts dafür gethan, das preußische Wesen zu wecken und zu entfalten.

Er begnügte sich, die warme patriotische Wallung des Drossarts mit der nüchternen Frage niederzuschlagen: „Wissen Sie nicht, Monsieur, woher die Namen: Marienrondel, Windmühlenrondel und Schusterrondel kommen?“

Der Drossart wußte es nicht, antwortete demnach gar nicht, versuchte es aber noch mit einem zarten patriotischen Anlaufe, für den er aber gar kein Verständniß fand, denn der Drossler sagte, ihn gänzlich mißverstehend: „Verzeihen Sie, Monsieur Drossart, der König hat, als er hier war, gar nicht auf dem Sparenberge gewohnt, sondern in der Pottenau, ich weiß das von meinem Ohm, der selbst in der Pottenau zur Aufwartung gewesen ist.“

„Ich weiß, ich weiß wohl,“ entgegnete der Drossart unwillig, „der große König brachte damals den Trinkspruch aus:

Aufrichtig gegen jedermann,  
Vertraulich gegen wenig;  
Viel gedacht, wenig gesagt,  
So macht es Euer König.

Aber er sagte noch etwas damals, es war 1755, das nachher bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges Bedeutung bekam. Er sagte nämlich zu den Officieren des Regiments von der Marwitz: „Meine Herren, bald werden wir uns im Grünen sprechen!“ Der Regierungsrath Pott, dem die Pottenau gehörte, hat übrigens erzählt, daß der große König sich sehr an der anmuthigen Lage Bielefelds erfreut und dann bis tief in die Nacht ganz wundervoll Flöte geblasen habe.“

Der Drossart war wieder in patriotischer Wallung, da ihn aber ein Blick auf das völlig unbekümmerte und theilnahmlose Antlitz seines Gefährten davon überzeugte, daß er in den Wind rede, so schwieg er stille und labte sein Auge an den weichen Contouren des Johannisbergs und des Sparenbergs, den die Bielefelder von jeher Sparenberg genannt haben, und an denen eben die Lichter der untergehenden Sonne

auf- und abbligten, während lichtgraues Gewölk sich stockig um die Gondelen ballte.

Die Straße machte plötzlich ein Knie und die Reiter ritten durch das Niederthor in die Altstadt Viefelfeld.

Hier traf sie der erste Aufenthalt, denn der wachthabende Unterofficier examinirte den Herforder ziemlich scharf nach dem Woher? und dem Wohin? entließ ihn jedoch, als er ihm seine Herberge namhaft gemacht.

Dann kletterten sie weiter, drei Mann hoch, die Niedernstraße hinunter bis zum Markte, wo sie an der Sankt Nikolauskirche vorüber kamen, dem ältesten Gotteshause der Stadt, und dem recht ansehnlichen Rathhause mit dem Koenpott, einem Treppentuhle, von welchem herab Edikte und Verkündigungen vorgelesen wurden. Uebrigens war weder die Kirche aus dem dreizehnten, noch das Rathhaus aus dem sechszehnten Jahrhundert ein Bauwerk hervorragender Bedeutung.

Menschen gab's genug auf der Straße, aber man widmete den Reitern keine besondere Beachtung, Kinder höchstens blieben stehen und sahen ihnen nach, den Finger im Munde, wie sich von selbst versteht; der Verkehr war in Viefelfeld viel stärker als in Herford; der Drossart war noch so knabenhaft, daß es ihn kränkte, Viefelfeld so seiner Vaterstadt überlegen zu finden. Dann ritten sie über den Markt und den Gehrenberg, wo der Dreßler seinen Gefährten ein Haus an der Ecke der Wellen-

straße als das beliebteste Weinhaus der Honoratioren von Viefelfeld bezeichnete. Ferner ritten die Herren über den Bach in die Neustadt, die breite Straße hinauf, an der schönen Sankt Marienkirche vorüber, wo Otto III Graf von Ravensberg, der an dieser Kirche ein Kapitel stiftete, mit seiner Gemahlin Hedwig begraben liegt. In dem großen Chore der Kirche, welches Graf Otto 1293 erbauen ließ, ist das schmucke Grabmal beider.

Gerade als das Licht angezündet wurde, hielten die Reiter am Eckhause der Burg- und Kreuzstraße, über dessen Thorsfahrt ein Blechschild mit drei rothen Sparren auf silbernem Grund im Winde schwankte. Das war das Wappen von Ravensberg und das Gasthaus hieß „Zum Wappen von Ravensberg“.

Hier empfahl sich zunächst Herr Eitel Kobes zu Rossau dem Drossart mit vielen und wohlgelegten Worten, brachte sein Ross auf den Papenmarkt in seinen Stall und lief dann auf dem Damm und dem Waldhof nach dem Oberthor, wo er bei der Madame Trozenburgin, an der Ecke der Obernstraße, dem von Weinderschen Freihoese gegenüber, in dem sich die Viefelfelder Legge befand, anzeigte, daß der Drossart von Beyst glücklich angekommen sei. Der schlaue Burische wußte sehr gut, daß er sich mit solcher Nachricht sowohl bei der hübschen Braut als noch mehr bei der eiteln Mutter derselben liebes Kind machen werde.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Wasserrose der Adria.

(Zu den Bildern auf S. 260 und 261.)

Nachdruck verboten.  
Erl. v. 11./VI. 70.

Von jeher habe ich nichts lieber studirt als die Wandermappen der gesegneten Künstleraugen, die den Himmel, die Sterne, die Berge, die Schönheit des Südens in all ihren Typen wirklich und wahrhaftig festhalten und mit sich forttragen können, und darum liegt auch heute für mich ein eigener Sonnenschein auf den Kinderbildern, die vor mir liegen, um ihren Flug unter die Daheimleser zu nehmen.

Gibt es wohl etwas Köstlicheres, als diese beiden kleinen Gestalten, wie sie aus einer solchen Wandermappe da vor euch treten, wie sie euch das braune Gesichtchen zuwenden, in dem ihr das rosige Blut so warm durchschimmern seht, und den Lockenwald über der trohigen, kleinen Stirn — den süßen Kindermund und jene Augen — so dunkel, räthselhaft und tief wie ein traumhafter Bergsee! Wenn ihr in diese Augen blickt und den entzückend trohigen Mund mehr und immer mehr anseht, der sein gewohntes Schelmglächeln heut gerade so geschickt verbirgt wie seine weißen Zähnen, dann werdet ihr den Maler verstehen, der sich am Strande der Adria mit seinem Stift und seiner Mappe in den Sand warf, um das kleine Bärchen zu zeichnen, und auch mich, der ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, aus dem Gemisch meiner Träume und dieser blauschwarzen Kinderlocken und Räthselaugen nachstehendes Bildchen als Unterschrift dazu zu malen.

„Ist Dein Troß gebrochen, Rabbiata?“ lachte ein junges, schönes Weib in der malerischen Tracht der venetischen Fischerinnen ihrem Liebling in das noch immer finstere, kleine Gesicht — „nun, figlia mia, so komm zur Stelle mit mir, damit Dir Dein Entschluß nicht wieder leid werde —“, dabei strich die Mutterhand durch das Lockendickicht, daß unzählige krause Wellen tief in des Mädchens Gesicht fielen, legte die dunkle Korallenschnur um den weichen bloßen Kinderhals — dann schmiegte sich Piccola an der Mutter buntgeflickten Zendaletto und man trat den schweren Gang an.

Piccola mußte nämlich Frieden schließen! Das ist immer eine schwere Sache, besonders wenn man so oft mit den kleinen Füßen trozig auf die Erde getreten und nichts davon wissen wollte, je wieder ein Wort mit dem Piccolo zu reden.

Sie sind mit einander aufgewachsen, die beiden, und trotz dieser furchtbaren Feindschaft liebt doch eines das andere wie sie das Marmeln der Wellen des Canal grande lieben und das Schwirren der Tauben auf dem Markusplatz wie den Sonnenschein und den Sternenhimmel. Sie führten ein Leben wie zwei an den Strand gewiegte Wasserrosen — lachend wie der

Himmel über ihnen, sorglos und frei, wie es nur dieses Kindervolk Venedigs führt. Den Tag über lagen sie gemeinsam am Strande, würfelten mit bunten Steinen und füllten Piccolos breitrandigen Hut mit dem blendend weißen Sande, den die Wellen ausspülten . . . zuweilen, wenn die Gondeln der Väter mit den Fremden hinauszogen, sandten sie dazwischen ein solches Vergehenswitzern über das Meer, daß die goldnen Töne ihrer kleinen Rehlen alle Guitarrrenklänge übertönten, die aus fernen Barken herüberklangen — und nun war alles vorbei: sie waren Feinde, trohige, heiße unversöhnliche Feinde wegen einer kleinen Streitigkeit beim Spiele.

Tag auf Tag verging . . . keins ließ sich sehen — endlich wagte Piccola wieder an den Strand zu gehen, um nun einsam Steine zu suchen, da — sie glaubte es kaum! da lag er mitten in einem Schwarm anderer Mädchen im Sande, mit denen er früher nie gespielt, steckte die kleinen rundlichen Beine mit den hochaufgerollten dicken Höschen hoch in die Luft und pfiß zur Unterhaltung seiner Umgebung ein ganz neues, übermüthiges, lustiges Lied, das sie noch nie von ihm gehört hatte! Und das so strahlend, so lachend und unbefangen, als hätte er sich nie, nie wohler gefühlt als jetzt, als wäre ihm nichts lieber wie jener böse Streit, der ihn von ihr fort unter diesen Mädchenschwarm getrieben . . . nein, das ging nicht länger so: sie preßte die weißen Zähnen auf einander und kämpfte einen harten Kampf, ob sie nicht ruhig, als wäre nichts geschehen, mit in den Kreis treten und wieder mit Piccolo sprechen sollte. „Aber nein,“ warf sie nach einigem Besinnen den Troßkopf zurück, „bei den Heiligen, ich thu's nicht. Könnte er nicht denken, ich brauche ihn, den trohigen Buben. Aber vorbeigehen will ich, damit er sieht, daß ich ihn nicht brauche,“ setzte sie mit entschlossen aufgeworfener Lippe hinzu: „mag er mich doch bitten, wenn er mich haben will!“

Und sie ging wirklich vorüber . . . aber den kleinen, krausen Kopf abgewandt und mit solcher Emsigkeit in die Wellen schauend, als sei es ihr nur darum zu thun, sich selbst da unten wiederzusehen mit der finsternen Stirn und den Blumenlippen, und doch sah sie nichts — nichts, sondern hörte nur das helle Lachen Piccolos und den Jubel der kleinen Mädchen . . . und wie sie die dicke Locke wegstrich, die ihr über das Auge gefallen und dabei schnell, ganz schnell zu ihm hinüber sah . . . nur ein kurzes, einziges Mal! Da sah sie, daß er auch gar nicht daran dachte, sie zu bitten, wieder zu ihm zu kommen — und das war der Tag, wo sie mit festgeschlossenen Zähnen und heißen, großen Thränen nach Hause kam, und nach langem,

langem Kampf endlich langsam zur Mutter trat. „Madro mia — ich will ihn bitten, daß er wieder Frieden macht . . .“

„Und ist Dein Troß gebrochen?“ lachte die schöne Fischerin, schmückte den Kinderhals mit den glutrothen Korallen, trocknete die Thränen, die wie große Perlen auf Piccolos Wangen hingen . . . Dann trat sie, dicht an die Mutter geschmiegt, den schweren Gang der Friedensunterhandlungen an, der durch weite, blühende Gärten zu Piccolo führte.

Auf dem Wege wurde noch ein duftender Strauß gepflückt zur Versöhnungsgabe — das Gesichtchen wurde immer trauriger und ängstlicher, die kleinen Füße in den großen, schweren Schuhen immer zögernder und unsicherer, je näher man der Hütte kam, und endlich stand man davor . . . noch ein großer, stehender Blick in das mit so viel Mühe ernst gehaltene Antlitz der Mutter, dann war die Thür geöffnet, und es gab kein Zurück.

Piccolo — wie ihn unser Bild bringt — war gerade bei der Reischüssel, als er, den großen Löffel in der kleinen sonnenbraunen Hand, mit gesenktem Auge die Friedensvorschläge entgegennahm, und der halb verlegene, halb trozige Zug, mit dem er die Bitte anhörte, „wieder Frieden zu machen“ sprach wirklich dafür, daß die äußerste Gefahr im Verzuge war bei dieser Versöhnung.

Aber langsam hob er das Gesichtchen — und zuerst nur ganz von unten herauf . . . dann etwas mehr, lachte er doch endlich wieder mit dem ganzen, prächtigen Guckauge zu ihr hinüber — hell und goldig fällt der Sonnenschein durch die offenen Fenster und Thürhaken und legt sich auf die beiden Kindergestalten . . . alles ist vergeben und vergessen . . . schon am nächsten Tage lagen sie gemeinsam wieder im Sande, sie waren versöhnt.

Und vollzog sich dieser Akt auch so ganz in der Stille — sah doch das lecke, lustige Gesicht eines Malers durch die sonnigen Thürhaken hinein, und die getreue Skizze, die er davon entwarf, zog in seiner Wandermappe mit heim, aus der sie jetzt in tausend und abertausend Häusern ihren Flug nimmt, wo es vielleicht ähnlich süße Troßköpfe gibt wie Piccolo und Piccola.

\* \* \*

„Ob die Versöhnung eine dauernde war?“ Das kann ich euch nicht sagen. Aber es ist mir so, als hätte ich gehört, daß derselbe Maler diese Kinderköpfe, die damals sein Auge entzückt, seinen Pinsel begeistert haben, lange vergessen hatte, als er nach Jahren zum zweiten Mal nach Venedig kam.

Eine unvergleichliche Mondnacht lag über der wunderbaren Stadt, als er, sein Ränzeln neben sich, eine Guitarre an einem blauen Bande um den Hals, auf dem weichen Kissen einer Barke lagerte, deren einsamer Schatten den Canal grande hin und wieder glitt, während ein Schwarm von Gondeln ihm nachzog um des Gondeliers willen, der mit seiner Wunderstimme alles an sich lockte.

„Ancora“ bat unser Maler, der träumend unter dem breitrandigen Hute hervorschaute. „Ancora!“ und noch einmal ließ der Gondelier den Ton in seiner Brust anschwellen — voll und immer voller — und das einfache, schwermüthige Lied mit den weichen Lauten Venedigs klang von neuem weit über das Meer, so wunderbar traurig, daß ein heißes Heimweh über das Herz des deutschen Malers flutete, der den Kopf in die Hand gestützt die Landschaft anstarrte, wie man eben ein altes, ewig neues Wunder anstarrt.

Der Gondelier fuhr weiter und weiter — immer weicher und hinsterbender klang die tiefe, goldne Weise . . . und dort drüben lag sie jetzt wieder in all' ihrer Pracht, die Märchenstadt mit ihren Kuppeln und Palästen — die Facaden traten hell hervor, die Rialto-Brücke spannte sich aus, Mondlicht hing über all den steinernen Wundern; der Fremde legte wie geblendet die Hand einen Augenblick über die Augen, da wiederholte der Sänger noch ein letztes Mal sein

„Sposi a rado a morir“

und man hörte nur noch das Murren der Wellen, die sich am Ruder brachen, und die Guitarren ferner Barken . . . es war eben der berausende Duft, wie er einzig und allein jener

Wunderblume der Adria entströmt, der Duft der Schönheit, der Liebe und des Lebensgusses, der in dieser Stunde auf der Landschaft ruhte.

„Ist Dein Lied zu Ende, Gondelier?“ richtete sich der Fremde endlich auf.

Dieser aber hatte die Ruder eingezogen und starrte in die Dämmerung der Nacht. Er war ein fesselndes Bild in diesem Augenblick; das Auge des Malers blieb erstaunt auf ihm haften. Der Widerschein einer vorübergleitenden Fackel beleuchtete sein Gesicht, die schön geschwungenen Brauen, den herben, trozigen Mund, die ernste, traurige Stirn.

Man sieht unter dem schönen sorglosen und leichtsinnigen Volke am Canal grande so selten einen Manneskopf, in den der Griffel des Lebens den Schmerz geschrieben — drum berührten die schwermüthigen Linien dieses jugendlichen Antlitzes den Fremden ganz seltsam, als er ihn so betrachtete.

„Warum so düster, amico mio?“ lächelte er ihn endlich an. „Ich bin ein lustiger Maler, der die bleichen Wangen und hingehärmten Schatten beim Manne nicht leiden mag, laß die Mädchen schmachten, Deine Augen sind viel zu hübsch dazu! Ich will Dir Deine Liebste malen, Bursche, wenn Du den Kopf lachend und übermüthig trägst wie ein echter Gondelier — und sie schön genug dazu ist,“ fügte er lachend hinzu.

Aber nur ein flüchtiges Lächeln, wie ein schattenhafter Gedanke flog über das schöne Antlitz. „Lasset es, Signore, ich bin lustig genug, und eine Liebste habe ich nicht.“

„Du lügst, Bursche, Du hättest noch keine Liebste gehabt —?“

„Laßt es, was thut es Euch!“ sagte er düster.

Und doch, wie es dem Maler gelang, ich weiß es nicht! Doch fuhren die beiden noch stundenlang den Weg nach Murano hin und wieder, und die Ruder blieben dazwischen lange, lange Zeit eingezogen, weil der junge Gondelier dem Fremden eine Geschichte erzählte von seiner Jugend und Piccola, die er geliebt, wie das Murren der Wellen und das Schwirren der Tauben auf dem Markusplatze, wie den Sonnenschein und den blauen Himmel.

„Sie hatte eine Stimme wie Nachtigallenlaut — und das war mein Unglück,“ erzählte er. Der Impressario di San Samuele, der sie zuweilen hörte, wenn sie im Hause und am Strande so goldig jubelte, beredete sie und die Mutter, und sie kam zu einem fremden Singmeister, der sie zur Primadonna, ja, man sagte ihr, zur principessa machen sollte. Aber er machte sie nur zu seiner Liebsten — fuhr Piccolo, der Gondoliere, fort und strich mit der Hand die Locken zurück, die über seine todtbleiche Stirn fielen, „sie ging mit ihm fort, ohne daß ich es wußte. Laßt mich, Signore, ich denke, sie wäre todt, und ich hätte sie begraben dort, wo wir als Kinder spielten . . . laßt mich —“

Dem Maler stand sie aber mit einem Male wieder vor Augen wie mit einem Zauberschlage, die trozige Kleine mit den märchenhaften Augen und dem duftigen Strauß in der Hand, wie er sie mit großen Thränen auf den Wangen damals bitten gehört, „doch wieder Frieden zu machen“ und ein warmes Mitleid für den armen Burschen stieg in seiner Seele auf, als er in die Bäume blickte, in die das Leid der Jugend so schmerzliche Schatten geworfen und die er jetzt, erst jetzt wieder erkannte.

Hier ist meine Erzählung aus, denn die beiden blieben stumm, bis die Gondel ans Ufer legte. Dann nahm der Fremde Piccolos Rechte in seine beiden Hände und drückte sie fest . . . im nächsten Augenblick war er schon unter den hundert fremden Gestalten verschwunden, die im bunten Gemische unter den Balkonen des Markusplatzes wandelten, wo die Klänge der Guitarre herabzitterten und geheimnißvolles Licht unter den rothseidenen Fensterbehängen hervorschimerte — und doch mußte er noch lange, lange immer wieder zurückdenken an den schwermüthigen schönen Gondelier und an Piccola, die Wasserrose vom Strande der Adria.

J. v. Sydow.

## Jugenderinnerungen.

Von einem süddeutschen Freunde des Daheim.

Nachdruck verboten.  
Scl. v. 11. VL 70.

(Fortsetzung.)

## 4. Hof und Garten.

Schon der kleine gepflasterte Hof hinter dem Haus hatte seine Merkwürdigkeiten. Da hausten die geschäftigen Hühner und schnatternden Gänse, bei denen man sich gern durch eine Futterspende beliebt machte. Da grunzten hinter ihrem säuerlich duftenden Roben die Schweine und fuhrten mit den feuchten Rüsseln hervor, wenn man den Deckel lüftete. Da lud der Viehstall ein mit seinem kräftigen Arom und seiner wärmenden Atmosphäre, dem Melken der Kühe zuzusehen, dem Kälblein etwas Grünes in die Kausse zu legen, dem frommen Pfarrschimmel auf dem spitzigen Rücken zu sitzen. Da öffnete die Scheuer ihr riesiges Thor, wo man dem Futterschneiden zuschaute, das so glatt und nett von statfen ging, daß das Kindlein meinte, es müsse es nachthun, bis die Magd ihm das schwere Fallmesser in die Hand gab, das nicht zu regieren war; oder man vergnügte sich an dem wunderbaren Schauspiel und melodischen Taktschlag des Dreschens, wo man erwartete, die sechs Knechte und Mägde zerschmettern einander mit den hochgeschwungenen Dreschlegeln die Schädel, und doch fiel jeder Schwengel regelrecht zu seiner Zeit und an seinem Ort auf die stäubende Tenne hernieder. Auch die Pfarrkutsche stand in der Scheuer, silbergrau angemalt, etwas zu hochrädig und schmal gebaut, daher zum Umwerfen auf Feldwegen bedenklich geneigt; aber wie unbedenklich konnte man sich im Hellbunkel der Scheuer hineinsetzen und träumen, man fahre über Berg und Thal.

Doch nun erst hinter dem Hofe der paradiesische Garten! Er war groß, für das Kind fast grenzenlos. Er war romantisch gelegen, denn es zog sich durch ihn, überpflanzt und überblümt, der Graben des alten Burgstalls von D., das schon in Urkunden aus der Hohenstaufenzeit vorkommt und dessen Namen jener sagenhafte Minnefänger des Wartburgkrieges trägt. Auch an Abwechslung fehlte es dem Garten nicht. Vorn vom Hof aus trat man in den lustigen Blumengarten mit seinen Ruhebänken und Lauben. Dann kamen, immer noch mit Blumen umrahmt, die Gemüse-, Wurzel- und Salatbeete der Großmama. Weiter zurück, wo der Graben sich um die Ecke der alten Burgmauer bog, begann der schattige Gras- und Obstgarten mit auserlesenen Aepfel-, Birn- und Zwetschgenbäumen, unter denen der Großpapa mit Beschneiden und Pfropfen der Äste, mit Bestreichen und Reinigen der Stämme als Kenner waltete. Ganz hinten aber, wo der Gartenzaun aus freie Feld stieß, schattete geheimnißvoll ein Wäldchen von Tannen, Birken und Akazien. Es ging die Sage, dort springe manchmal ein Hase durchs Gebüsch; ein Eichhörnchen sah ich entschieden einst an einem Stamm hinaufhüpfen. Wie ahnungsvoll streifte das Kind in jener kleinen Bildniß umher, wo die Farnkräuter ihm bis an die Brust reichten und die fetten Pilze mit ihren weißen und gelben, rothen und grauen Schirmen so gnomenhaft im feuchten weichen goldgrünen Moos am Fuße der Tannen Wache standen! Nicht unter den riesigen Föhren und bemooften Granitblöcken des Schwarzwaldes, noch in den romantischen Gebirgsthälern des Harzes haben mich die süßen Schauer der Waldeinsamkeit, die würzigen Gerüche der Fauna wieder so ursprünglich und wunderkräftig umwittert, wie in jenem kleinen Gartengehölz von hundert Kinderchritten im Umkreis.

Auf andere Weise schön war's vorn im heiteren Blumengarten, zumal im Frühling und beginnenden Sommer. Als mein Landaufenthalt begann, muß es Spätherbst gewesen sein, denn damals blieb mir der Garten noch ziemlich fremd. Nur selten, wenn die Großmama in einem ihrer Beete irgend ein Kräutlein oder Würzelein für die Küche zu holen hatte, durfte das Knäblein mit der großen weißen Pispellappe über den Ohren ihr an der Hand nebenher trippeln. „Horch, wie dort der Pappelbaum faust und braust,“ sprach sie einmal an einem trüben stürmischen Novembertag, und mit ehrfurchtsvollem Grauen sah ich auf zu der himmelhohen Pappel, die in der Gartenecke an des Nachbars Scheuer im Herbstwind ächzte und

X. Jahrgang, 17. b.

schwankte. — Aber im wunderschönen Monat Mai — wie wachte da der Garten auf mit seinen Blumenkindern, und mit den Blumen das Kindesherz!

Noch leuchtet mir in der Erinnerung ein sonnevoller Frühlingsmorgen, wo man mich allein auf ein Stündchen heruntergeschickt hatte. Dunkelblau glühte über mir der Himmel, der vergoldete Knopf eines Gartenhäuschens funkelte in der Sonne, die Sperlinge in den Bäumen wußten sich vor Lust nicht zu fassen, und hoch in den Lüften jubilirten die Lerchen. Die Herrlichkeit der Natur, die Wonne des Frühlings senkte sich wie eine Offenbarung des allgegenwärtigen Gottes zum ersten Mal überwältigend auf das kleine Kinderherz herab, und selig taumelte ich in ein buntes Blumenmeer bis an die Brust versunken zwischen den duftenden Beeten umher, über denen sich weiße und citronengelbe Schmetterlinge wählerisch wiegten.

Mir selber that die Wahl weh zwischen diesen mannigfaltigen Blumengeschlechtern; mit allen schloß ich damals Freundschaft fürs ganze Leben, von den bescheidenen weißen Gänseblümchen und gelben Schlüsselblumen im Grasgarten bis zu den stolzen Centifolien in den Blumenbeeten. Es war nichts da von der neumodischen Flora der Fuchsen, Kamelien u. s. w., aber nirgends haben mir die Blumen wieder so schön geblüht wie dort, und heute noch schwindelt mich je und je eine mit ihrem Duft und Schmelz auf einen Augenblick in jenes Eden der Kindheit zurück. Schon der dunkelgrüne wohlbeschnittene Busch, der die Wege einfaßte, mit seinen zierlich glänzenden Blättchen, wie roch er so würzig, wie funkelte er so frisch im Morgenthau! Und dann wie tratet ihr nach einander auf, Wunder über Wunder, ihr lieblichen Kinder des Frühlings, und entzücktet mit immer neuen Reizen Auge und Nase, Leib und Seele!

Da kamen zuerst die stillen, dunkeln, in sich gebückten Veilchen, die aufgesucht sein wollten, mit ihrem süßen, ahnungsvollen Duft. Es folgten die lustigen Scharen der Tulipanen, roth, gelb und buntgestreift, und wenn diese dem Geruch nichts boten, so dufteten um so köstlicher am schlanken Stengel die weißen Sterne der Narzissen und noch süßer, in ganzen Beeten gemischt, die Hyazinthen mit ihren blauen, blaßrothen, schneeweißen und hellgelben Glocken.

An der sonnigen Scheuerwand, nahe dem Bienenstand, entfalteten die heiteren Aurikeln ihre sammtenen Kelche in allen Farben, vom dunkeln Violett und flammenden Purpur bis zum Kaffeebraun, Orangegeleb und Vio. Gar sinnig blickten mit ihren zwei abstechenden Farben, gelb und violettbraun, die zarten Selängerjelieber; auch den sanften blauen Gartenvergißmeinnicht war das Kindlein hold und fühlte sich ihnen wahlverwandt, während es ehrfurchtsvoll zu den Rosen emporblickte, unter denen ihm, trotz des Schmalzgeruchs, besonders auch die orangerothen Feuerrosen merkwürdig waren. Zaubereich duftete den Haun entlang aus dunkeln Laub der weiße Jasmin und noch köstlicher, besonders morgens und abends, die Weißblatt- oder Jerichoroosenlaube. Trunken aber von Glanz und Duft schlich das Kind zwischen den hundertfarbigen Nelkenbeeten umher, unter denen besonders die dunkelbrennende, purpurbraune Gewürznelke es ihm angethan hatte. Doch auch die Leifoyen mit ihrem bescheideneren, hausbackeneren Arom und ihren mannichfachen Farbentönen von Goldlack oder Gelbweigel bis zum sanften Violett, ernsten Hochroth und seltenen Fleischfarb wurden nicht verachtet und gerne das purpurne Löwenmaul aufgesucht, das, wenn man ihm die Backen drückte, seinen sammtenen Rachen aufthat.

Zuletzt noch stellt ihr euch mir vor und ruft euch in freundliche Erinnerung, ihr bescheidenen Neseben mit eurem Nebenblütenduft, und ihr silbergrauen Salbeyblätter, mit denen das Knäblein die Bähne zu poliren jeden Samstag angehalten wurde, und ihr wohlriechenden Lavendelbüschel, die getrocknet die Leinwandchränke der Großmama durchwürzten! Man sagt: wie Kirschchen schmecken, müsse man Kinder und Sperlinge fragen; aber auch wie Blumen glänzen und duften,

weiß das Kind am besten, das mit frischen, unabgestumpften Sinnen Duft und Farbe auf sich wirken läßt. Und so lang noch jeder Frühling seine Blumen bringt, ist die Erde kein von Gott verfluchter Acker, und ist noch etwas vom Paradiesesjamen zurück in ihrem schweißbenetzten, thränenbefeuchteten und blutgetränkten Boden.

Nicht ohne Beschämung freilich kann ich daran denken, daß auch in jenem Paradies des großväterlichen Pfarrgartens ein kleiner Sündenfall vorkam; daß auch jene schuldblosen Kinder Florens an dem Knaben einst zu Verführerinnen wurden.

Es war eines warmen Sommertags, man hatte Gäste über Tisch gehabt, Verwandte aus der nahen Universitätsstadt T., und reichlicher als gewöhnlich gespeist, denn es war ein festlicher Tag, wahrscheinlich Großpapas Geburtsfeier, die um die Sommerwendetage fiel. Ich trug dem Feste zu Ehren meine ersten Höslein, blau und weiß gestreift, kurz zuvor vom Meißter Bez gefertigt, den man zu dem Ende einen Tag in Kost und Logis genommen hatte. Braten und Kuchen hatten trefflich geschmeckt und behaglich jaß man, des Kaffees gewärtig, beim Nachtmahl, als man mir empfahl, mich nun ein wenig im Garten zu ergehen. Willig wie immer folgte ich der Weisung; es war heiß im Freien, und träumerisch wandelte ich zwischen den Nelkenbeeten umher.

Allmählich ward mir etwas schwül zu Muth und in mir dämmerte ein Gefühl, als sei meines Bleibens nicht länger allhier. Aber — war es der Gehorsam gegen den großväterlichen Befehl oder war es der Zauber meiner geliebten Blumen, genug, ich säumte zu scheiden. Plötzlich, ehe ich mich's versah, trat ein kindliches Naturereigniß ein, gegen das der beste Wille nichts vermochte. Was war zu thun? Die Noth war groß. Länger unter Blumen zu wandeln, fühlte ich mich nicht angehan, auch zur Gesellschaft zurückzukehren, schien mir kaum räthlich. So schlich sich denn der kleine Adam leider ohne Feigenblatt, als ein Gefallener aus dem für diesmal verpflanzten Paradies und setzte sich bußfertig im kühlen dunkeln Hausöhrn auf die unterste Stufe der Treppe, ergebungsvoll der Dinge harrend, die da kommen sollten. Diese kamen denn auch, wie sie mußten. Der kleine Sünder ward entdeckt, befragt, gescholten, ausgelacht, losgesprochen und wie gewöhnlich nach Tisch zu Bett gebracht. Ein sanfter Schlaf war Balsam für allen Kummer, und als ich nach zwei Stunden neugeboren erwachte, zeigte mir das Dienstmädchen lachend die Höslein vor dem Fenster, die von der Sommerluft gewiegt in der Abendsonne trockneten. Auch später noch einmal brachte mich Großpapas Geburtstag zu Fall. Die Eltern waren mit uns Kindern zum Feste hinausgereist. Die Mutter hatte in der hintern Gaststube eine große Blumenguirlande gewunden. Bruder Theodor und ich sollten sie als kleine behofte Genien an beiden Enden hinübertragen und den verehrungswürdigen Greis damit umschlingen. Aber auf der Stubenschwelle stolperte der eine über das weitlichtige Laubgewinde und fiel schreiend ins Zimmer hinein. Der andere wußte nichts besseres zu thun, als in den Klagepsalm kräftig einzustimmen, und so hatte der Jubilar nur ein mißtönendes Duett und die nachteilende Mama die Beschämung zum Besten.

### 5. Ueber Feld. In der Kirche. Nach Hause.

Weiterer Abenteuer erinnere ich mich nicht aus jener neunmonatlichen Idylle. Ueber die Grenzen des Gartens kam ich selten hinaus. Nur einmal finde ich mich am Sommernachmittag in größerer Gesellschaft auf dem Wiesenpfade nach einem benachbarten Pfarrdorf. Die Sonne brannte heiß vom dunkelblauen Himmel, rechts über dem Wald stand eine große stahlgraue Wetterwolke mit silberglänzenden Rändern und die Wiese prangte von üppigen Blumen; Bergfarnmeinnicht, Feldnelken, Dotterblumen, Wiesenglocken reichten dem Knaben bis an die Brust. — Hier und da durfte ich abends mit dem Herrn Vikar spazieren reiten. Ich saß dann vor ihm im Sattel und hielt mich an der Mähne des frommen Pfarrschimmels; so ging's im Schritt und Trab durch Dorf und Feld; doch war der Sitz nicht der bequemste. Auch dem Sonntagsgottesdienst in der freundlichen Dorfkirche wohnte ich je und je bei. Da saß ich im Pfarrstuhl

sittig neben der Großmama; ringsum im Schiff der Kirche die gepuhten Frauen und Mädchen mit Blumensträußen am Nieder; im Chore die etwas unruhige Schulsjugend, die Knaben in kurzen Lederhosen und Schnallenschuhen; auf der Empore das Mannsvolk. Die Orgel, vom Vater meines Freundes Jakob Friedrich bemeistert, dröhnte gewaltig, der vollstimmige Choral brauste fast zu mächtig durch das kleine Gotteshaus, die Schulknaben insbesondere schrieen mörderisch und die dünnen Stimmen einiger älterer Weiblein schmetterten dazu im schneidenden Sopran. Ein schüchternes Citronenfalter, der sich von den Blumen des Kirchhofs durch ein offenes Chorfenster in die Kirche herein verirrt hatte, flatterte das Schiff entlang und suchte vergebens bald da bald dort auf dem Blumenstrauß am Busen einer Dorfschönen zu landen, bis er endlich wieder den Weg ins Freie fand. Dann trat der Großvater auf die Kanzel, eine ehrwürdige Predigergestalt, im schwarzen Chorrock und silberweißen Haar, und predigte mit Ernst und Feuer. Das Kindlein faßte zwar vom Inhalt nichts und glaubte z. B. unter dem „Evangelium“, von dem vielfach die Rede war, das vergoldete Altargitter verstehen zu sollen, dessen geschwungene Bögen und Schnörkel ihm einige Verwandtschaft mit jenem fremdartigen und doch wohlklingenden Worte zu haben schienen; aber wenn auch ohne Verständniß „halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen“, ich saß doch nicht ohne Andacht, nicht ohne eine Ahnung des Heiligen und darum nicht ohne Segen in der Kirche und profitirte in meinem geringen Theil von der Erlaubniß des göttlichen Kinderfreunds: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich. — Doch es ist Zeit, daß ich mich von D. losreiß, wie es damals nach acht oder neun Monaten Zeit war, daß ich ins Elternhaus zurückkehrte. Ich selbst fühlte mich zwar auf dem Dorfe vollständig daheim; aber es war immerhin Gefahr, das Männlein in der weißen Zippelkappe möchte bei seiner Großmama und seinem Jakob Frieder, wo nicht verbauern, so doch ein kleiner Sonderling werden. So finde ich mich denn eines Tages mit den Großeltern in der Pfarrkutsche auf der Reise. Unterwegs auf einer Steige zwischen Weinbergen, von der aus man die Thürme einer Stadt aus dem Thal emporragen sah, kam uns ein großer Herr und eine blühende junge Frau in braunem Haar und rothem Shawl entgegen; man stieg aus, küßte und begrüßte sich lebhaft und ich wurde belehrt, das sei Papa und Mama. Kurz darauf, am hellen Sommerabend, befand ich mich wieder in jenem städtischen Wohnzimmer, in welchem ich einst meine Milchsuppe verzehrt hatte. Ein paar Geschwister wurden mir vorgestellt, namentlich der dicke rothbackige Bruder Theodor, der mich wohlwollend an der Hand nahm und mit Gönnermiene durch die Zimmer führte, wobei er gelegentlich in der Schlafstube aus einem mit frischem Backwerk gefüllten Korb eine sogenannte „Seele“ nahm und mit mir theilte. Darfst Du denn? fragte ich verwundert. Ja wohl, erwiderte er, biß munter an, und ich zögerte nicht, desgleichen zu thun. So aßen wir Bruderschaft und waren vorerst „ein Herz und eine Seele“.

### 6. Das Elternhaus.

Mußtest denn auch du der alles nivellirenden Zeit zum Opfer fallen und zu besserer Raumausnutzung umgebaut werden, du gemüthlicher Tummelplatz unserer Kinderspiele, ehrwürdiges R...sches Haus in der stillen Kronprinzenstraße zu...? Laß dich wenigstens in der Erinnerung noch einmal aufbauen mit deiner langgestreckten, einstockigen Front, unten das große rundbogige Thor, oben die breiten Doppelfenster mit Marquisen von Segeltuch gegen die Morgen- und die Abendsonne, am hohen Dach die kleine Giebelmansarde, welche Papas Studirtübchen enthielt. Laß dich im Geiste noch einmal durchwandeln, von der untern geräumigen Hausflur an, wo Sommers und Winters ein kellerartiges Hell Dunkel herrschte, die bequeme Treppe hinauf, von deren erstem Absatz das niedrige Pförtchen zu Onkel Gottlieb's kleiner Orangerie im Hinterhaus abführte.

Dann kommt man im Wohnstock in unsere zwei Zimmer, die große rosagefärbte Wohnstube und die ebenso große hellgrüne Schlafkammer, woran sich der finstere Altob mit schwarzem Oberlichte anschloß, in den wir zum Nachtlager verwiesen

wurden, als die trauliche Schlafstelle zu Füßen der elterlichen Betten der jüngern Nachkommenschaft überlassen werden mußte. Auch als Küchenzelle und Geißelkammer für die unvermeidlichen kleinen Sündenfälle der drei Brüder diente jener dümmernde Raum und unvergessen sind mir die Gefühle, wenn die Mutter den kleinen Mißthäter mit kräftiger Hand an den Strafort befördert hatte, die Thüre hinter ihm ins Schloß fiel und man sich so rasch aus der Helle ins Dunkel, aus dem Lärm der Welt in die einsame Stille versetzt fand, zuerst ungeduldig an der Wand kratzte, allmählich aber prüfend in seinen Busen griff und zur bußfertigen Erkenntniß seiner Uebertretung kam. Da dämmerte dann aus dem kleinen Fensterlein oben am Geminis ein schwaches Gnadenlicht hernieder und strahlte Trost in das nasse Auge und in das zerknirschte Herz, bis draußen der Riegel klirrte und dem Gefangenen die Erledigung verkündete.

Und nun doppelt froh wieder ans Licht! Ueber die steinerne Hausflur hinaus auf den langen Altan, der sich an der ganzen Hinterseite des Hauses hinzog, mit der Aussicht auf den Hof, den Garten und die winkligen Hintergebäude der Nachbarschaft. Man kam über jenen Altan noch in einen Seitenflügel, der eine feuchte Gaststube und die Mägdekammern enthielt. Aber viel schöner wars außen. Da trippelten die Tauben auf dem Geländer, schnäbelnd, gurrend, nistend und mistend; da stand bei heiterem Wetter unser Tischlein zum Spielen; da lief man sich fangend und versteckend aus und ein; da kletterten die großen Vettern Pf. aus T. beim Besuche tollkühn außen die ganze Brüstung entlang auf die Gefahr, den Hals auf dem Pflaster des Hofes zu brechen. Ich aber saß dort oft einsam an stillen Sommerabenden auf meinem Schemel und sah in die leuchtenden Streifen der rosigen Abendwolken und hörte dem Flötenspiel eines jungen Mannes zu, das aus dem Fenster eines benachbarten Hinterhauses über die Gärten herüberklang und mich in süße Gefühle und bunte Träume einwiegte.

#### 7. Unsere Kinderspiele.

„Spielt Kinder und seid vergnügt!“ So lautete das Motto in einem unserer ersten Bilderbücher. Es ist eine glückliche Zeit, wie sie im Leben niemals wiederkehrt, auch nicht in den späteren Knaben- und Jünglingsjahren mit all ihren Freuden, diese erste harmlose Kindheit, von welcher der gute Hölty singt: „Wie glücklich, wenn das Knabenkleid noch um die Schultern fliegt,“ wo die jungen Füllen noch frei auf der Weide laufen vom Morgen bis zum Abend, unbeschnitten und ungezähmt, unbekannt mit dem Joch der Schule und mit dem Stecken des Treibers, ohne einen anderen Lebenszweck und Stundenplan, als Tag für Tag den einen: „Spielt Kinder und seid vergnügt!“

Wir habens auch redlich gethan. Nicht mit so vielerlei, so künstlichen und so kostbaren Spielsachen, wie sie jetzt an den Schaufenstern prangen und auf dem Weihnachtsstische funkeln, sondern mit sehr einfachem Apparat. Aber wir waren um so vergnügter dabei, weil man nie davon überfättigt war, weil die kindliche Phantasie immer noch etwas zu ergänzen, das junge Herz immer noch etwas zu wünschen und zu hoffen hatte.

Wo fang' ich an unter dem bunten leider immer etwas schadhafte und defekten Kram, der unsere Schubladen füllte und bald auf dem Tische der Mutter den Platz zum Nähen beengte, bald auf dem Stubenboden die Eintretenden zu einer Art von Eiertanz nöthigte? Es ist ein Novembertag, wo ich bei der Erdöllampe gegenwärtige Denkwürdigkeiten für kommende Geschlechter aufzeichne. Da treten mir denn jene langen Winterabende vor die Seele, wo die kleinen Unmündigen um den Familientisch saßen, standen und rumorten. — Der eine brütet über einem Bilderbuch, wobei ihm die Mama über ihre Arbeit weg hier und da etwas erklären muß, und wir hatten schöne Bilderbücher. Zwei namentlich hielten Jahre lang vor. Das eine war eine biblische Geschichte in Oktav mit zahlreichen Kupfern nach guten Mustern. Von dem ersten Elternpaar an unter den Palmbäumen und Rosenbüschen des Paradieses bis zu den Feuerzungen des Pfingstfestes auf den Häuptern der Apostel waren da die dramatisch bewegten alttestamentlichen, wie die friedlichen Szenen des neuen Testaments zu sehen. Es kam

immer eine stille Andacht über das Kindesherz, wenn man in diesem werthgehaltenen Buche blättern durfte, während Mama mit schlichten Worten die Bilder deutete. Fast noch beliebter allerdings war das große weltliche Holgenbuch in Querfolio, vom Meister Heflerich in starken Pappdeckel mit ledernem Ruck und Eck gebunden und vollgeklebt mit ganz braven kolorirten Bilderbogen, welche Papa selbst beim Kunsthändler ausgesucht hatte. Da waren heitere Darstellungen aus der Natur und dem Menschenleben: ein Kaufmann im Comptoir mit emsigen Schreibern und Ballen schnürenden Gehilfen; ein Familienspaziergang im April durch einen Gewittersturm komisch gestört; ein Sommerabend auf dem Dorfe, wo das Vieh zur Tränke geführt wird; eine fröhliche Weinlese; eine Schaffschur und eine exercirende Compagnie bairischer Infanterie; ungarische Husaren mit schwarzen Zwickelbärten und rothbackige Schweizerdirnen mit blonden Zöpfen; Blumenbouquets, so schön, daß man daran hätte riechen, und Fruchtstücke, so saftig, daß man drein hätte beißen mögen.

Während aber der stille Karl ins Bilderbuch vertieft ist, hat der kleine Fritz seine Arche Noah ausgeschüttet und läßt die hölzernen Thierchen paarweise aufmarschiren: graue Elephanten, salbe Löwen, braune Kühe, rothe Fische, getigerte Pferde, schwarze Raben, weiße Tauben, gelbe Kanarienvögel. Daß die Tauben so groß wie die Kühe und die Schafe kaum kleiner als die Kameele waren, störte uns nicht. Auch daß Herr Noah nebst Familie mit den schwarzen Quäkerhüten, den erbsenrunden Gesichtern und den cylinderförmig gebrechelten Leibröcken eher gestöpselten Arzneisläschchen als orientalischen Menschenkindern gleich sahen, verziehen wir gern, sie heimelten so uns Abendländer mehr an; fatal aber war, daß die vierfüßigen wie die zweibeinigen Creaturen auf etwas schwachen Füßen standen, weshalb immer eine ziemliche Anzahl von Invaliden im Noahkasten zurückbleiben mußte und verhindert war, sich am Festzug zu betheiligen.

Bruder Theodor ist inzwischen als Baukünstler beschäftigt. Zwar waren die vom Großvater in D. gestifteten nach seiner Angabe von einem ländlichen Schreinermeister gefertigten Baublöcke: sehr einfacher Konstruktion, doch ließen sich nicht nur solide Galgen, sondern auch ganz hübsche Ställe und respectable Häuserfronten herstellen, die sich mit ihren Fensteröffnungen und gestaffelten Giebeln im Schatten an der Wand riesenhaft vergrößerten, und selbst Papa, wenn er auf eine Viertelstunde in der Wohnstube einsprach, ehe er mit angezündetem Laternchen in sein Studirzimmer unter dem Dache hinaufstieg, verschmähte nicht, sich mit Rath und That an unseren Bauunternehmungen zu betheiligen. Der Triumph unserer Architektur war aber jederzeit jener hohe auf vier Pfeilern nach Art der Kaiserbauten aufgeschichtete Thurm, dem man nach einer klugen Verrückung des Schwerpunktes schließlich einen der vier Füße wegnehmen kann. Groß war der Stolz, wenn er fest auf drei Beinen stand, noch größer der Jubel, wenn er aus bekannten oder unbekanntem Ursachen mit Donneregepolter zusammenstürzte.

Ein seltener Kunstgenuß, der nur nach viel Bitten und Betteln vergönnt werden konnte, war das Schattenpiel an der Wand. Jenen springenden Hasen zwar, mit langen Löffeln, kurzen Vorderläufen und rundem Augenlicht im Kopfe ließ uns die gefällige Mama mit kunstfertigen Fingern mühelos im Schatten an der Wand sehen; umständlicher aber waren die Vorstellungen der Laterna magica. Das Blechlämpchen mit Del zu versehen, die Gläser zu reinigen, ein Leintuch an der Wand zu befestigen, verursachte der Theaterdirektion immer einige Mühe und Verdrießlichkeit. Um so ahnungsvoller war die Spannung des kleinen Publikums, wenn endlich das Zimmer verdunkelt war, und um so inniger der Genuß, wenn nun in dem lichten Rund an der Wand die farbigen Bilder vorüberwallten, zuerst klein und scharf, dann riesengroß anwachsend und ins Nebelhafte verschwimmend: Löwe, Elefant und Esel; Schornsteinfeger, Türke und Student mit riesiger Tabakspfeife; die Heze auf dem Besen reitend und der Bauer seine Kuh treibend; rothbedachte Häuser neben grünen Bäumen und ein Schiff auf dem Meer mit schwellenden Segeln und flatternden Wimpeln.

(Fortsetzung folgt.)

Von Oscar Schwebel.

## VI. Rheinfrankenzeit.

Kein Fürstendasein kann mehr an tragischen Momenten enthalten als das des Königs Heinrich IV. Das furchtbare Verhängniß, durch welches das glänzende, hochbegabte und kraftvolle Geschlecht der Rheinfranken gestürzt ward, ist gleicher Weise durch das Walten der Vorsehung, durch die eignen Fehler des jugendlichen Fürsten und durch fremde Schuld herbeigeführt worden. Der Arm der Kaiserin Agnes, welche für den Sohn die Regierung führte, vermochte es nicht, die Leidenschaften, durch welche das Reich zerrissen wurde, zu zügeln; ihre Klagen führten ihr den theuren Knaben nicht zurück, den die herrschsüchtigen Erzbischöfe von Köln und Bremen ihr entrißen hatten. Und als der kaum herangewachsene Jüngling selber die Zügel der Herrschaft ergriff, begann auch in seiner Seele das schlimme Spiel der Leidenschaften; der deutsche König war ein Mann ohne inneren Halt, bald ein Tyrann, bald ein Schwächling! Wie schmachvoll begegnete er der edlen Gemahlin, wie gewalthätig dem freiheitsstolzen Volke der Sachsen! Wie tief steht er unter dem hochgesinnten, sittenreinen Papste, der nun den letzten Stein zu dem großartigen Bau der römischen Kirche zu legen sich anschickte! Aber dieser furchtbare Kampf mit Gregor VII hat Heinrich geläutert und veredelt! Wenn wir den Kaiser in seinen späteren Lebensjahren unaufhörlich kämpfend finden, wenn wir ihn mit den unsäglichsten Anstrengungen, ungebeugt selbst durch das furchtbarste Unglück, durch den schmachlichsten Verrath der Fürsten und den noch schändlicheren Undank der aufrührerischen Söhne, das Panier des Kaisertums hochhalten sehen, — da erscheint er fast wie ein Märtyrer der deutschen Nation. Nach einem beinahe vierzigjährigen Kampfe starb Kaiser Heinrich im Jahre 1106 an dem äußersten Ende deutscher Erde, und wenn er auch auf seinem Todtenbette das stolze Wort des Papstes Gregor VII: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt, deshalb sterbe ich in der Verbannung!“ nicht von sich sagen konnte, so durfte er doch die wenigen Getreuen, die ihn umstanden, ermahnen, gleich ihm nie zu verzagen auch in der äußersten Trübsal.

Was menschliche Kraft leisten kann, ist von den beiden letzten rheinfränkischen Kaisern Heinrich IV und Heinrich V aufgeboten worden, um die Macht der Krone im Sinne der Vorfahren aufrecht zu erhalten. Aber der Geist der Geschichte wollte nicht, daß über Deutschland eine starre, despotische Gewalt herrschen sollte; wir sehen jetzt auch ein, warum: in voller Mannichfaltigkeit sollte sich der deutsche Nationalcharakter frei nach allen Seiten hin entwickeln. Deshalb waren auch Heinrichs V Anstrengungen vergeblich; ein Mann ohne sittliche Würde, versuchte er das Papstthum mit den Waffen der Rückslosigkeit, des Luges und des Truges zu bekämpfen; Erfolg, dauernder Sieg aber wird ihm eben so wenig zu Theil als dem Vater, der mit blankem Stahle gefochten. Mit Heinrich V erlosch am 23. Mai 1125 das Haus der rheinfränkischen Könige.

Zu Kaiserswerth am Rheine ist jene unglückselige Stätte, wo der junge König Heinrich IV vom Erzbischof Hanno seiner Mutter entrißen wurde; am Hofe zu Köln lernte der Knabe die Härte und die Grausamkeit, an dem zu Bremen den Leichtsinne, der seinen späteren Jahren so verhängnißvoll wurde. Als Heinrich zum Jüngling herangewachsen war, bewohnte er mit Vorliebe die von seinen Vorgängern erbauten Zwingsburgen, welche trugend in die grünen Waldthäler des Harzes herabschauten. Dort auf der Harzburg, so sprengten seine Feinde aus, wurden Feste voll wilder frevelhafter Luft abgehalten; dorthin wurden die Frauen der sächsischen Edlen geschleppt, dort verpraßte Heinrich des Sachsenvolkes Schweiß. Zum Unglück für den jungen König war nur zu viel. Wahrheit an solchen Gerüchten. Als nun der Herzog Magnus von Sachsen auf der Harzburg gefangen gehalten wurde, da waffneten sich im Jahre 1074 die Sachsen endlich zu seiner Befreiung. Heinrich selbst floh aus der Burg, gegen welche von allen

Seiten die wild erregten Haufen anstürmten; noch heute weiß die Sage den Weg, auf dem er mitten durch Dorn und Dickicht entkam, und den Brunnen, in den seine goldene Krone gefallen. Die Besatzung leistete tapferen Widerstand, und späterhin konnte dem Kaiser eine unabsehbare Reihe von Kreuzen gezeigt werden, unter denen seine Getreuen ruhten; aber der Feind überstieg die Mauern, zerstörte Burg und Kirche und verschleuderte die Gebeine der Mitglieder des Kaiserhauses, welche in der Gruft bestattet waren. Später erbaute der Kaiser eine neue Burg auf der Berges Spitze. Er feierte keine Feste mehr in ihr, sein von der Sorge gebleichtes Haupthaar paßte nicht mehr zu dem Kranze der Freude, den sich der Jüngling so unbekümmert um die Locken gewunden; der hartgeprüfte Mann sann nur noch nach, wie er des Reiches und des eigenen Lebens Ehre erhalten könnte. Seine geliebte Kaiserburg hat wechselvolle Schicksale gehabt. Nach den Rheinfranken hausten Staufer und Welfen auf ihr; 1218 schlug die Burgglocke über der Kapelle an, um den Tod des verlassenen und gebannten Kaisers Otto IV zu verkünden, der hier die letzte Zuflucht gefunden; dann wurde die Harzburg ein Raubschloß der Herren von Schwiechel. Ein Jahrhundert später, nachdem das Schwert der Bischöfe von Magdeburg und Halberstadt sie gebrochen, ist sie eine Wallfahrtskapelle der Jungfrau Maria, und endlich, nachdem nun die letzten Reste der mittelalterlichen Bauten abgetragen sind, der Aufenthaltsort fröhlicher Menschen, der Sommergäste des Bades Harzburg. Gern träumt sich an dieser Stelle der Geist des Besuchers in ferne Vorzeit zurück, da die liebliche Aussicht nur erst ein Blick auf düsteren, fast undurchdringlichen Forst war, und da die Getreuen des unglücklichsten deutschen Herrschers hier oben für ihn sich zu Tode bluteten.

In weiter Ferne jenseits der Alpen steht auf einem nackten einzeln stehenden Felsen unweit Reggios die Burg Canossa, das viel belagerte Schloß der toskanischen Markgrafen, auf welchem Heinrich vor dem gewaltigen Papste die schimpfliche Buße that. Nur braune Trümmer, dem Felsen gleichfarbig, krönen jetzt des Berges Haupt. Und solch eine Demüthigung erwarb dem Kaiser nicht einmal Frieden mit Rom. Fort und fort erstanden, durch fremde Einflüsterungen oder eigenen Ehrgeiz aufgestachelt, ihm neue Feinde, mit denen er um die Krone zu ringen hatte. Ein Gegenkönig Heinrichs, Rudolf von Rheinfelden, der Herzog von Schwaben, ruht in der Gruft des Domes von Merseburg. Ein langes verrätherisches Ringen um die Ehre, König der Deutschen zu sein, dann der goldene Reif aus Rom mit der anmaßenden Inschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho, ein kurzer Traum von Glück und Sieg, und endlich der Tag auf der Wahlstatt von Wölfen, 1080, da Rudolf durch die Spitze der Reichsfahne in Gottfried von Bouillons Hand zu Tode getroffen ward, — so steigt dies Königsleben vor uns auf. Im hohen Chore zu Merseburg vor dem Hochaltare befindet sich das eherner Denkmal Rudolfs; er ist im königlichen Ornat dargestellt, die rechte Hand hält den Scepter, die linke den Reichsapfel. Noch zeigt man die abgehauene Rechte, welche der Empörer in der Schlacht verlor; die Sage läßt ihn, als er den Armstumpf betrachtete, die Worte sprechen: „Das ist die Hand, mit welcher ich meinem Herrn einst Treue schwur!“

Eng verbunden mit den Schicksalen des späteren Lebens Heinrichs IV sind einzelne Pfälzer Burgen, so der Trifels und die Kästenburg, welche dem unglücklichen Herrscher hinter ihren festen Mauern ein Obdach gaben, und die Burg Bockelnheim bei Kreuznach, auf welcher Heinrich IV längere Zeit als ein Gefangener seines Sohnes sich aufhielt, und an welche sich die liebliche Sage von dem Kinde Hildegard, der Tochter des Burgvogts, knüpft, die dem greisen Kaiser zum Christfest die Tanne mit den Wachskerzen in das Burgverließ brachte. Aus dem Kinde wurde die berühmte Lebthigin zu Disibodenberg, die h. Hildegard. Keine Stätte auf deutschem Boden aber erzählt eindringlicher von dem Glanze und dem Unglück unserer

älteren Geschichte als das kaiserliche Speyer, des Reiches Todtenstadt.

Hier gründete Kaiser Konrad II das erhabenste Denkmal der Kaiserzeit, den herrlichen, kolossalen Dom. Welch reiche Geschichte schwebt um die Steine dieses Baues! Sie erzählen von der Hoheit und der Macht der Rheinfrankenzeit, von vielen glänzenden Fürstenversammlungen, von viel unseligen Stürmen, die hier vorbeibrausten, von dem zweiten Kreuzzuge, den in des Domes Hallen der h. Bernhard dem deutschen Kaiser und den tapferen Bürgern von Speyer predigte, von den Kämpfen um die neue Lehre, die zum Theil hier in Speyer ausgefochten wurden, und

von der Schmach jener Zeiten, da die Mordbrenner Ludwigs XIV die Stadt und den Dom in Asche legten, in das Geheimniß der Gräber drangen und die Gebeine der deutschen Kaiser entweihten. Sie suchten die Schätze des Reiches bei seinen alten Helden, sie fanden nichts als verrostete Schwertschwerter und ein paar silberne Reife. Das edle Bauwerk, in welchem eine kunstsinige Zeit ihr Bestes geleistet hatte, wurde von den französischen Freiheitspropheeten zum Heumagazin erniedrigt; ja, schon sollte es für 8000 Francs zum Abbruch verkauft, aus dem Giebel ein arc de triomphe und aus der Mutter Gottes eine Napoleonsstatue gemacht werden, da gelang es endlich noch den unermüdblichen Bitten des Erzbischofs Joseph Ludwig von Mainz, das Herz des Imperators zu erweichen und der deutschen Nation ihr erhabenstes Denkmal zu erhalten. Seit 1816 bis in die neueste Zeit hat das befreite Deutschland an der Wiederherstellung des hehren Münsters gearbeitet; nun leuchtet er in wiedererstandener Pracht über den königlichen Rhein,

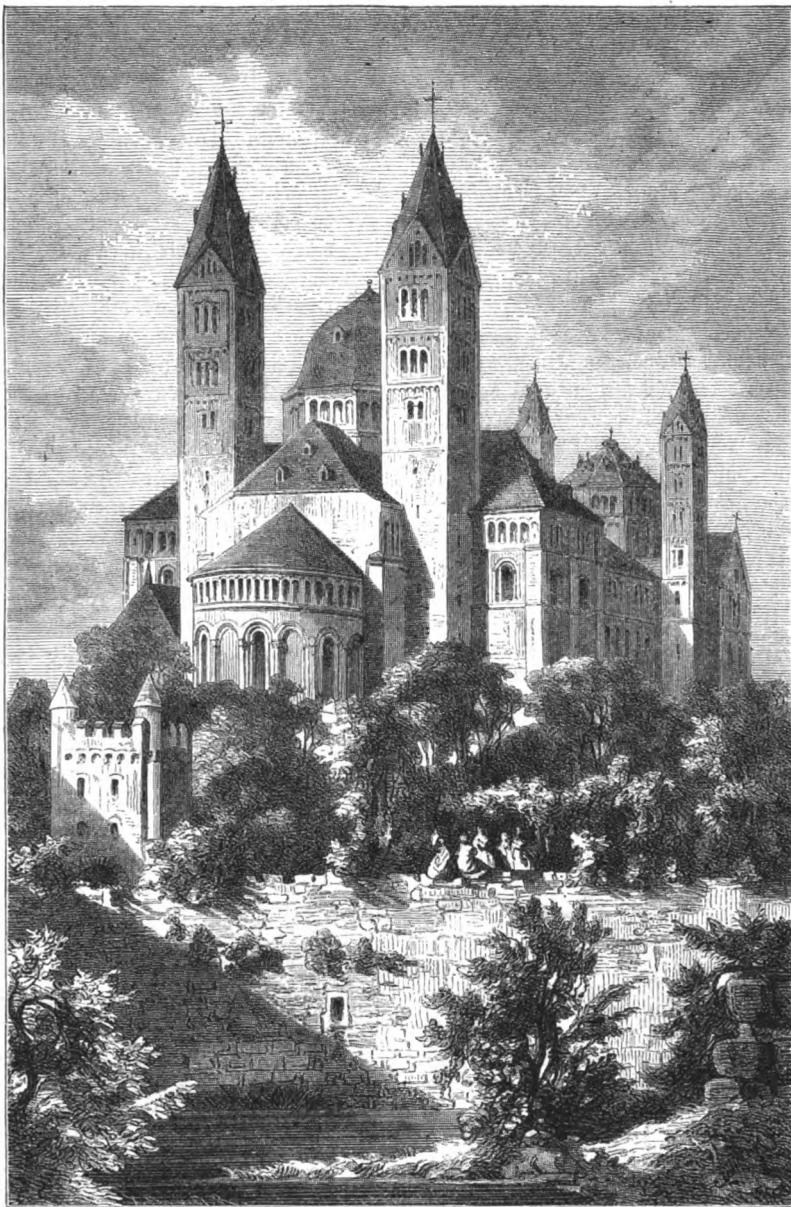
in der Sonne strahlend hell wie Gold, in der Mondscheinacht vom dunkleren Himmel sich abhebend wie Silbergestein.

Das Aeußere des Domes, diese vier mit Spitzdächern abgeschlossenen Thürme, die zwei mächtigen Kuppeln, die schöne Apfis des hohen Chores, alles das imponirt durch die kolossalen Höhenverhältnisse. Und wie wundervoll fein und zart ist das Ornament an allen diesen Theilen! Wenn wir in die gewaltige Basilika eintreten, wir möchten niedersinken, so überwältigt werden wir von dem Eindrucke des erhabenen

Bauwerks. Wie grazios sind diese 80 Fuß hohen Säulen, welche das Mittelschiff tragen, wie reich diese laubumrankten Kapitäle, wie edel diese reinen, hohen Rundbogen! Auf den Wandflächen, in der Hauptkuppel und auf dem hohen Chore erglänzt die Pracht der neueren Kunst; Meister Schraudolph hat die Sandsteinquadern mit Fresken geschmückt, welche sich auf die Geschichte der Heiligen und des Domes beziehen. In diesen dämmernden Hallen, diesen feurig gemalten Fenstern, diesen hochauftretenden Bogenreihen finden wir überall eine feierlich ernste Pracht, welche das Gemüth um so tiefer ergreift, je größer die historischen Erinnerungen dieser Stätte

sind. Von Kaiser Konrad II zur Gruft seines Geschlechts bestimmt, birgt der Dom die Gräber von acht Kaisern, drei Kaiserinnen und einer Kaiserstocher.

Die ältere Gräberreihe befindet sich auf dem Königshore, zu welchem aus dem Hauptschiffe zehn Stufen emporführen. Hier ruhen Konrad II, † 1039, und seine Gemahlin Gisela, † 1043, Heinrich III, † 1056, Heinrich IV, † 1106, und seine edle Gattin Berchtha, † 1088, sowie Heinrich V, † 1125, der letzte Sproß des Rheinfrankenhauses. Welchen Wechsel des Geschickes stellt uns die Geschichte dieser Kaiser dar! Dem Vater liegt Europa und das priesterliche Rom zu Füßen, der Sohn ist der demüthigste aller reuigen Pilger, verlassen von allen außer der hochsinnigen, erst verkannten Gattin, und den wenigen Getreuen, welche den Bannstrahl Roms nicht fürchteten, wie Bischof Rübiger Hüßmann, der ein geborener Speyerer, ohne Wanken bei dem Gedächtnen verblieb. Ein anderer Bischof zu Speyer, der eisenharte Gebhard, rief dem Kaiser, als er, der Reichskleinodien beraubt, ihn



Deutsche Kaiserstätten: VI. Der Dom zu Speyer.

Originalzeichnung von Karl Sprosse.\*)

hat, er möchte ihm doch eine Pfründe im Speyerer Dome geben, denn er könne ja lesen, schreiben und zu Chore dienen, erbarungslos zu: „Nein, bei der Mutter Gottes, das werde ich nicht!“ Heinrich IV starb im fernen Lüttich bei dem frommen und treuen Bischof Othert. Sein Schwert und sein Ring war die einzige Habe, die er seinem Sohne Heinrich V übersenden konnte; er ließ ihm dabei sagen: „Gern schickte ich Dir mehr, mein Sohn, wenn Du mir mehr gelassen hättest.“ Lange stand die Leiche auf der Maafinsel bei Lüttich, und ein ein-

\*) Eine der letzten Zeichnungen unseres langjährigen Mitarbeiters, der am 1. Januar 1874, erst 55 Jahre alt, in seiner Vaterstadt Leipzig starb. Gänzlich mittellos kämpfte Sprosse schon als Knabe den Kampf ums Dasein. So kräftig und entschieden auch seine Anlagen waren, es fehlte seinem schlichtern und ungelenten Wesen an alle dem, was bei Menschen modernen Schlages wohlgefällig macht. Er lebte nur der Kunst und haßte jede Spekulation mit künstlerischen Leistungen, so daß ihm das Geldverdienen fast unangenehm war. Er, der ausgezeichnete Aquarellist, der seine Malerradire, dessen venetianische Ansichten und römische Ruinen Meisterwerke in ihrer Art sind, ist blutarm gestorben. D. R.

samer Pilger aus Jerusalem war der einzige Barmherzige, der ein Gebet über sie sprach. Dann brachte man sie nach Speyer, aber noch bis 1111 blieb sie unbeerdigt in der St. Afra-Kapelle stehen, welche Heinrich IV selbst gebaut hatte; erst ein Sohn des Hauses Hohenstaufen wußte in schöner Pietät den Kaiser Heinrich V zu bewegen, daß er den unglücklichen Vater zu seinen Ahnen bestattete. Die Sage erzählt, daß bis dahin die treuen Speyerer täglich für des Kaisers Seele gebetet hätten, auch der treue Hugmann, der keine Ruhe im Grabe gefunden, habe, der Todte über den Todten, das Requiem gesprochen. Und dieser Heinrich V, — kann ein eindringlicher Beispiel gefunden werden, daß böse That auch bösen Lohn bringt? Er starb, wo möglich, noch elender als der Vater, und das Volk erzählte, das als er zu Utrecht verschied, das Armejünderglöckchen zu Speyer angeschlagen habe, während das große Todesgeläut der Kaiser auf dem Dome sich von selbst in Bewegung setzte, als sein Vater in dem fernen, niederrheinischen Bischofsitze starb.

In der jüngeren Gräberreihe ruhen Philipp von Schwaben, † 1208, die Kaiserin Beatrix, zweite Gemahlin Friedrichs I, † 1185, sowie ihre Tochter Agnes, Rudolf von Habsburg, † 1291, Adolf von Nassau, † 1298, und Albrecht von Oesterreich, † 1308, die beiden letzteren Kaiser zusammen 1309 beigelegt. Wir werden auf diese Kaisergräber zurückzukommen haben. Früher bestand die fromme Sitte, daß eine eigene Bruderschaft, die Stuhlbrüder, täglich siebenmal für die Ruhe der alten Herrscher ihre Gebete verrichteten; mit den Denkmälern der rheinfränkischen Kaiser, welche sämmtlich vernichtet sind, ist auch der alte Brauch abgekommen. Noch aber lebt das Gedächtniß der alten Fürsten in der Sage, die allzu reichlich den Speyerer Dom gefeiert hat, als daß wir vollständig hier wiedergeben könnten, welche Mythen sich um Deutschlands Kaisergruft gewunden. Nur die „Rheinüberfahrt“ der Kaiser sei erwähnt. In der Neujahrnacht, wenn die Glocken des Kaiserdomes die Mitternacht angeben, ertönt an der Rheinfähre der Ruf: „Hol' über! Hol' über!“ Dann trifft der Ferge am Ufer des Flusses acht schwarz verummte Gestalten, schweigend steigen sie in den Rahn, schweigend steigen sie drüben wieder aus, spurlos sind sie im Dunkel der Mitternacht verschwunden. Am

nächsten Tage um dieselbe Zeit kehren sie zurück. Das sind die Geister der deutschen Kaiser; sie haben den Flug gemacht über das deutsche Land und gesehen, wie es steht um ihres Volkes Wohl.

Die Stadt Speyer hat außer ihrem Dome noch einen alten Kaiserbau, eine Pfalz, die schon unter den Rheinfranken bestand, von Karl IV aber in Erinnerung des Prager Stadtschins „der Reitscher“ genannt worden ist. Neunundzwanzig Reichstage haben im Reitscher stattgefunden; hier hat Herzog Ernst, der Held des Volksbuchs, den Pfalzgrafen Heinrich vor des Kaisers Augen erstochen, hier hat der Sage nach der Graf von Eberstein mit des Kaisers Töchterlein getanzt. Sie warnte ihn, wie Ludwig Uhlands reizendes Liedchen uns erzählt, vor des Kaisers Ueberfall auf die Ebersteinsche Felsenburg bei Baden, entfloß mit ihm nach dem gefährdeten Schlosse, und schließlich wurde der Ebersteiner doch des Kaisers lieber Schwiegerjohn. Hier thronten die Staufer im Vollbesitze ihrer Macht, von hier aus traten die Deutschen ihre Römerfahrten, ihre Kreuzzüge an. Hier wurde der Grund der löchelburgischen Macht gelegt, indem Heinrich VII die Hand der böhmischen Königs-tochter seinem Sohne Johann verband; hier fand am 19. April 1529 die berühmte Protestation der evangelischen Stände gegen den Reichstagsabschied Karls V statt. Nach der Reformation verwaiste die Pfalz allgemach, heute steht von dem glänzenden Bau nichts mehr als ein Steinrest mit zerbrochenen Fensterbogen; üppig wächst die Birke und der Mauerpfeffer in den Fugen des Gebäudes. Aber mag immerhin das wehmüthige Gefühl über den Untergang menschlicher Größe den Beschauer des Reitschers ergreifen, der Anblick des gewaltigen, glänzend wiederhergestellten Kaiserdomes erhebt den vaterländischen Sinn. Die großen Gestalten unserer Geschichte sind unserem Herzen nicht entfremdet, und wir haben aus den Leiden der Vergangenheit gelernt. Wir träumen nicht mehr von jenem Ideal der Welt Herrschaft, welches die Feldenbrust der rheinfränkischen Herrscher erfüllte, wir begnügen uns jetzt damit, die beste Kraft der Heimat zuzuwenden und alles, was uns die Vorsetzung verleiht, nutzbar zu machen zum Wohle des theuren Vaterlandes!

## Um Familientische.

### Die Isolirhaft.

Wenn man das Verbrechen als den vorzüglichsten und rechtswidrigen Bruch der sittlichen Grundlagen des Zusammenlebens der Menschen durch das Individuum definiert, so muß man unter der Strafe die Wiederherstellung jenes Bruches durch Entgeltung der That von dem Individuum verstehen. Zweck der Strafe ist somit in erster Linie die Besserung des Verbrechers. Die Strafrechtstheorie der Neuzeit erkennt das unumwunden an, alle Gesetze zielen hierauf ab. Für immer sind die Zeiten vorüber, in welchen der Grundsatz galt: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“, vorüber die Jahrhunderte der Rache-theorie, die Zeiten der Folter und Marter, vorüber endlich das Princip der Abschreckung durch öffentliche Vollstreckung der Sühne.

Die höchsten todeswürdigen Verbrechen, den Mord im allgemeinen und den Mordversuch am Kaiser und den Landesherren abgerechnet, bei welchen man die Todesstrafe noch beibehalten, zielt die jetzige Gesetzgebung des deutschen Reiches dahin ab, den Verbrecher durch die Art und Weise der Vollstreckung der Strafe gebessert der Gesellschaft zurückzugeben. Drei Hauptmomente sind es insbesondere, welche sich das Gesetz, um jenen hohen Zweck zu erreichen, zu Hilfe gerufen hat. Das erste ist die Arbeit und zwar nicht nur die Pflicht zur Arbeit, sondern auch das Recht des zu Gefängniß Verurtheilten, beschäftigt zu werden, das andere ist das Beurteilungssystem, darauf berechnet, den Verbrecher bei sicheren Zeichen der Besserung der Gesellschaft auf Widerruf zurückzugeben, damit er dort die Besserung vollende. Das dritte dagegen ist die Einzelhaft.

Man hat mit Unrecht darüber gestritten, ob die Isolirzelle eine Scharfung oder Milderung der Strafe in sich schließt, wir sagen mit Unrecht, weil die Wahrheit in der Mitte liegt. Für den sogenannten geborenen Zuchthäusler, an dem alles verloren, der nur in Verbrechen und in Gemeinschaft mit Verbrechern sich wohl fühlt, ist die Isolirzelle unzweifelhaft eine Scharfung und steht, weil eben jeder sittliche Boden unwiederbringlich ausgeschlagen ist, in Beziehung auf die Besserung höchstens der körperlichen Züchtigung gleich. Bei Verbrechern dagegen, in denen noch ein Funke von Ehrgefühl glimmt, welche die Grundsätze der Moral übertreten, aber nicht vollständig mit ihnen gebrochen haben, bei Verbrechern, denen das Verbrechen die Fähigkeit gelassen, in das eigene Herz hineinzublicken und sich so zu Gott zu erheben, ist, wie

die Erfahrung dies unumstößlich lehrt, die Isolirzelle nicht nur eine wesentliche Milderung, sondern auch das hervorragendste Mittel zur Besserung.

Unter der großen Zahl der neueren Schriften, welche diesen Gegenstand behandeln, sind zwei besonders bemerkenswerth: „Die Reform des Gefängnißwesens“ und „Die Gefängnißverbesserung und das Strafvollstreckungsgesetz in Deutschland“, beide von Karl Fulda, Kreisgerichtsrath in Marburg, (Verlag von August Frenschmidt in Kassel). Wir folgen dem Verfasser, der durch persönliche Anschauung der Strafanstalten der verschiedensten Länder sein Urtheil gebildet, und heben in nachstehendem kurz die Vorzüge der Einzelhaft hervor.

Der große Faktor, mit dem wir rechnen, heißt die Einsamkeit, die den Verbrecher empfängt, der aus dem meist wüsten Leben, das er geführt, aus der Gesellschaft böser Genossen gerissen, plötzlich nur vier kahle Wände und ein vergittertes Fenster vor sich sieht. Er prüft zunächst die Lokalität, ist hiermit aber bald zu Ende, denn da ist nicht viel zu prüfen. Sehr bald stellt der erste Genosse der Einsamkeit, die Langeweile sich ein, und schon um diese zu verjagen, greift er willig zur Arbeit, deren Pensum er in seiner Zelle findet. Das Geräusch seiner arbeitenden Hände ist das einzige, das zu seinen Ohren bringt, pausirt er einen Augenblick, so ist es todenstill um ihn herum. Da bringt kein Ton der Außenwelt zu ihm, da hört er kein Geflüster eines Nachbarn, nicht einmal der Tritt des Aufsehers, der auf den Matten der Gänge wandelt, ist hörbar, höchstens der Sturm, der an den kleinen Scheiben rüttelt. Die tiefe Ruhe, die ihn umfängt, wird gleichmäßig nur einige Male des Tages durch die Glocke unterbrochen, die ihn zur Arbeit, zum Empfange der Speisen, zum Genuße der frischen Luft und abends zur Ruhe ruft. Wenn außerdem der Riegel an seiner Thür sich öffnet, so ist die Stunde gekommen, die der Verbrecher nutzen mag. Denn man führt ihn entweder zur Kirche, wo er in seiner Isolirloge das göttliche Wort hört, oder sein Direktor oder Seelsorger oder Lehrer sind es, die zu ihm in die Zelle treten, tröstende und freundliche Worte an ihn richten. In dieser Einsamkeit fallen jene Worte meist auf guten Boden, weil niemand vorhanden, der wie in der Gemeinschaft durch Spott und Hohn sie wieder verwohlt. Außerdem finden tägliche Berührungen mit den verschiedenen Werkführern, auch

mit einzelnen Fabrikanten, die in der Anstalt arbeiten lassen, statt. So geht es fort, Woche für Woche. Tag für Tag wird an seiner Seele gebessert, und die Verbesserungsmittel heißen ernste strenge Arbeit, gute Lehren und die Einsamkeit, in welcher er nur Gutes, nie Schlechtes hört und sieht. Und es kommt die Nacht, die er allein verbringt. Oft flieht der Schlummer von seinem Auge. Da tauchen sie auf die Bilder früher Jugend, wo er ein harmloses Kind war, da naht das Gedächtniß an die Lieben, die er draußen gelassen. Mächtig regt es sich in seinem Innern; er kommt zum ersten Male zur Ueberlegung, er beginnt sich zu sammeln, über sich selbst nachzudenken, und ein heißer Wunsch steigt in ihm auf, der Wunsch zu beten. Noch kann er es nicht, denn unübersteigbar ist noch die Kluft zwischen ihm und seinem Gott, aber schon der Drang, beten zu wollen, ist vorläufig genug und gibt den Beweis, daß ein herrlicher Morgen in seiner Seele zu dämmern beginnt. Nun rühtig ist, und das Werk schreitet der Vollendung entgegen; äußere schlechte Einflüsse beherrschen ihn nicht mehr, und so tritt bald die Wandelung ein, daß ihm die guten Gedanken so zur Gewohnheit werden, wie früher die schlechten es gewesen. Es versteht sich von selbst, daß das Resultat nicht in allen Fällen ein gleich günstiges ist, aber es ist doch in zahlreichen, und wer wollte sich dessen nicht freuen?

Alles dies ist in der Gemeinschaft nie zu erreichen, weil es bei der strengsten Aufmerksamkeit unmöglich ist, einen Verbrecher zur Selbsterkenntniß zu bringen. Jeder guter Gedanke wird im Keime durch die bösen Genossen erstickt, und schlechter als er gekommen, verläßt er die Anstalt.

Aber nicht nur den innern Menschen bessert die Isolirhaft, auch der äußere wird leichter zum Bortheil verandelt. Die Disciplin, die Erziehung des Verbrechers kann in der Isolirzelle viel wirkungsvoller betrieben und der Zweck viel leichter erreicht werden, den Gefangenen an Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit zu gewöhnen, Eigenschaften, die unentbehrlich sind, wenn er aus der Anstalt tretend vor neuer Versuchung geschützt sein soll.

Endlich ist es die Gesundheit des Gefangenen, welche, trotzdem er die Strafe ernstlich fühlen muß, einer Pflege um so mehr bedarf, als die meisten Verbrecher in Folge wüthigen Lebens mit Krankheitsanlagen befaßt die Zelle betreten. Auch hier leistet die Isolirhaft das Möglichste. Der Vorzug vor der Gemeinschaft ist ein doppelter, denn einmal athmet der Gefangene in seiner Zelle eine reinere, weniger mit Ausdünstungen erfüllte Luft, andererseits gehen ansteckende Krankheiten, wie Cholera, Pocken und Masern fast spur- und machtlos an der Isolirzelle vorüber.

Ganz falsch ist es, zu glauben, daß Wahnsinn und Selbstmord die häufigen Begleiter der Isolirhaft seien. Es kommen derartige Fälle zwar vor, aber nicht in größerer Zahl als in der Gemeinschaft, trotzdem die Isolirhaft an und für sich den Selbstmord erleichtern könnte.

#### Utan svafel og fosfor.

Das war wohl ein wichtiger Moment in der Geschichte des Menschengeschlechts, als unter den Augen unserer Ahnen zum ersten Mal Rauch emporwirbelte und die Flamme geheimnißvoll züngelnd daraus hervorsprang. Es wird ein Blitzstrahl gewesen sein, welcher das erste Feuer auf der Erde entzündete, und es war eine der größten Entdeckungen, als man fand, daß hartes Holz, kräftig und schnell an einander gerieben, so rauchen beginnt und endlich sich entzündet. Des Feuers heilige Macht hat der Mensch sehr früh geahnt, und auf allen Stufen der Kultur war er bemüht, sich dieselbe dienstbar zu machen. Aber lange blieb er auf das mühseligste aller Feuerzeuge angewiesen, und noch heute sind manche Naturvölker nicht darüber hinaus gekommen. Welch einen Fortschritt bezeichnete daher der Feuerstein, welchem der Stahl behende den Funken entlockt! Sein Reich erstreckt sich bis in unsere Zeit, und noch lebt wohl mancher, der in seiner Jugend kein anderes Mittel kannte, um Feuer zu entzünden, als den Stein. Unserem Jahrhundert war es vorbehalten, die bequemsten Feuerzeuge in größter Mannichfaltigkeit darzubieten. Schon 1805 erfand Chancel in Paris die Funkenfeuerzeuge, bei denen ein Hölzchen, am Kopf mit chlorsaurem Kali und Schwefel versehen, auf Asbest gebrückt wurde, der mit Schwefelsäure getränkt war; gleich interessante Erfindungen waren Mollets pneumatisches, Fürstenbergers elektrisches und Döberreiners Platinf Feuerzeug, welches letztere sich wohl bis in unsere Tage hier und da noch erhalten hat. Aber die Weltherrschaft trat nach dem Feuerstein der Phosphor an, dessen Leuchtentzündlichkeit ihn ohne Widerrede zum vorzüglichsten Feuerzeugmaterial macht. Die ersten schwächern Versuche seiner Benutzung datiren noch aus dem vorigen Jahrhundert, aber die heutigen Bündhölzchen müssen als eine Erfindung des Pariser Apothekers Derosne aus dem Jahre 1816 betrachtet werden. Etwa 15 Jahre später tauchten dann Reibzündhölzchen mit Phosphormasse nahezu gleichzeitig in verschiedenen Ländern auf, und seitdem ist die Herrschaft des Phosphors entschieden. Unruhige Gemüther haben sich freilich angelegen sein lassen, den Phosphor wieder zu verdrängen, und es muß ja zugegeben werden, daß es ungemüthlich ist, einem bei aller Mühseligkeit so gefährlichen Körper in unserer intimsten Häuslichkeit einen dauernden Platz einzuräumen. Die ersten Bündhölzchen mit 50% Phosphorgehalt waren in der That bedenkliche Gesellen, aber man ist jetzt bis auf 7 und 6% herabgegangen, und solche phosphorarme Fabrikate können nicht mehr große Besorgniß einflößen. Immerhin verdienen die Versuche alle Beachtung, welche der Auffindung einer phosphorfreien Bündmasse gewidmet sind, und in unseren Tagen haben sie es zu einem bedeutenden Erfolge gebracht. Im Jahre 1847 hatte Professor Schrötter die schöne Entdeckung gemacht, daß sich der gelbe durch-

scheinende, im Dunkeln leuchtende und so leicht entzündliche Phosphor durch Wärme in einen Zustand überführen läßt, in welchem er eine tiefrothe, viel schwerer entzündliche und sehr viel weniger giftige Masse bildet. Schon ein Jahr darauf zeigte dann der Professor Böttger, wie man Bündhölzchen mit phosphorfreen Köpfen herstellen könne, die auf einer Reibfläche, welche rothen Phosphor enthält, aber auch nur auf einer solchen, entzündlich sind. Diese Erfindung hat offenbar großen Werth, der giftige Phosphor war verbannt, und spielende Kinder konnten die Bündhölzchen nicht an jeder rauhen Fläche entzünden. Aber das deutsche Publikum fand es viel zu unbequem, sich an eine bestimmte Reibfläche zu binden, die Idee des deutschen Professors wurde mit Nachsichten abgefertigt, und eine von Fürth in Schüttenhofen gegründete Fabrik mußte alsbald wieder eingehen. Mehr Jahre später kamen aber Böttger'sche Antiphosphorhölzchen aus dem Auslande zu uns, und das war nun freilich etwas ganz anderes! Sie kamen noch dazu aus Schweden, das war neu, und so wurde denn die „neue“ Erfindung laut gepriesen, überall mit Jubel aufgenommen und — zur Modefrage aufgestuft. Heute sind die „Schwedischen“ die Schoßkinder des Publikums, und die Herren im Norden machen ein brillantes Geschäft. Man muß ihnen nachrühmen, daß sie eine treffliche Waare liefern, die in sehr praktischer Form, namentlich für Taschenfeuerzeug, in den Handel gebracht wird. Dazu kommt, daß ihr Land sie ungemein begünstigt. Schweden hat einen Ueberfluß an dem vorzüglichsten Esphenholz, welches äußerst billig zu beschaffen ist und sich für Bündhölzchen vorzüglich eignet, eben so ist die Arbeitskraft ungemein billig, und die Wasser-Verfrachtung unterstützt vollends die energischen Bestrebungen der Fabrikanten, jeder Konkurrenz zu begegnen. Die älteste und bedeutendste Fabrik zu Jönköping beschäftigte 1872 über 1300 Personen und produzierte über 128 Millionen Stück verschiedene Feuerzeuge; der Gesamtexport Schwedens bezifferte sich aber 1872 auf mehr als 12 Millionen Pfund Bündhölzchenfabrikate!

Die schwedischen Bündhölzchen sind nicht mit Schwefel überzogen, sondern mit Paraffin getränkt, ihre Bündmasse besteht aus chlorsaurem Kali, rothem chromsaurem Kali, Mennige, Schwefelantimon und Gummi, während die Reibfläche mit einem Gemisch aus rothem Phosphor, Schwefelantimon, Schwefelkies oder Schwefel und Gummi überzogen ist. Die Bündhölzchenindustrie steht in Schweden auf sehr gesundem Boden, aber ob nun gerade dem jetzigen Fabrikat eine große Zukunft beschieden ist, erscheint fraglich; die Mode wird wechseln, und dann werden die Hölzchen mit gewöhnlicher phosphorarmer Bündmasse wohl noch auf lange Zeit ihre Herrschaft behaupten. Otto Danmer.

#### Bajanes Gefängniß.

Die Franzosen sind doch ein liebenswürdiges Volk! Nachdem sie dem Bösen ihrer Eitelkeit den Mann von Reiz zum Opfer gebracht, gestalten sie sein ferneres Loos so milde und angenehm als möglich, indem sie ihn auf eine Insel schicken, die sich eben so sehr durch ihre klimatischen Vorzüge, als durch ihre historische Verhängnislichkeit auszeichnet, da sie ihn doch auch nach Neukaledonien oder in irgend eine obskure Kafematte hätten verbannen können.

Die Insel Sainte-Marguerite gehört zu der unter dem Namen „Iles de Lérins“ bekannten Inselgruppe, die unweit der ligurischen Küste, dem Cap de la Croisette gegenüber, aus dem mittelländischen Meer emporsteigt. Nur eine 1½ Kilometer breite Meeresstraße trennt sie von der Küste, an welcher Cannes mit seinen Orangen- und Limonengärten, mit seinen Oliven- und Weingeländen emporsteigt. Man hätte keinen gesünderen Aufenthaltsort für den verurtheilten Marschall wählen können. Während des ganzen Winters ist die Luft dort eben so mild wie in Cannes. Obgleich ins Meer vorgestreckt, ist die Insel durch die Nachbarberge gegen die Nordwinde geschützt; ein schönes Nadelgehölz bedeckt den ganzen östlichen Theil des Eilandes.

Gerade gegenüber diesem gesegneten Küstenlande liegt das alte Fort, welches Bajane aufzunehmen bestimmt ist. Dieses Staatsgefängniß liegt im Centrum der Insel und beherrscht das Meer.

Es ist hier althistorischer Boden. Nach dem sagenhaften Helden Lero, dem die Inseln ihren Namen verdanken, haben sich Griechen und Römer, Sarazenen und Spanier, Genuesen, Franzosen, Deutsche und Austro-Sarben um den Besitz jenes gesegneten Küstenlandes gestritten. Als der alte Verotempel gefallen war, erhob sich auf Ste.-Marguerite ein Kloster. Fast ein Jahrtausend nachher bemächtigte sich Cardinal Richelieu der Insel und ließ sie besetzen; das bereits erwähnte Fort stammt aus seinen Tagen, es ist später von dem berühmten Bauhan erweitert und verstärkt worden. Im Jahre 1746 eroberten die Oesterreicher und Piemontesen die Insel, konnten sie jedoch nicht lange halten. Das Cap de la Croisette scheidet den Golf de la Napoule — bei Cannes — von der reizenden Bucht von Antibes, dem Golf Juan, der durch Napoleons Landung am 1. März 1814 bei seiner Rückkehr von Elba berühmt geworden ist.

Vor allem ist aber die Insel Ste.-Marguerite und ihr Fort berühmt durch den „Mann mit der eisernen Maske“, um den sich ein ganzes Sagenweben gesponnen hat, seitdem er im Jahre 1686 von Saint-Mars, vormem Kommandanten von Pignerol, dorthin gebracht wurde. Nach den einen sollte der räthselhafte Mann ein Bruder Ludwigs XIV, nach anderen der Herzog von Beaufort, nach anderen gar ein . . . Sohn Cromwells sein! Später saß hier Lagrange-Chauceil, dessen Verbrechen darin bestand, den berühmten Ahnen aller „Gründer“, den Schotten Dav und seinen hohen Schutzherrn, Philipp von Orleans, in seinen Satiren scharf gegeißelt zu haben. Bis zum Jahre 1814 saß auch der Fürst Moritz von Broglie, Bischof von Gent, dort auf Napoleons Geheiß gefangen. Auch viele Mosammedaner

haben dort gewelt, und ein eigens für sie hergerichteter Begräbnisplatz birgt manchen Sohn der Wüste, der in den Jahren 1841—59 die Gefängnisse von Sainte-Marguerite bewohnt hat. — Ein französisches Blatt findet aus allen diesen Gründen Bazaines Schicksal sehr beneidenswert. „Der Verräther von Mex“, sagt es, „wird dort ohne

Zweifel die letzten Jahre seines Greisenalters als glücklicher Gefangener zubringen, umgeben von einigen Freunden und Verwandten, und sicherlich wird er zum Gouverneur keinen so unerbittlichen und harten Mann haben, wie ihn der unschuldige Märtyrer des Despotismus Ludwig XIV hatte. Etrange caprice du destin!“ L. F.

**Ein Werk aus der Reformationszeit.**

Die Verlagshandlung von R. Hoffmann in Leipzig hat so eben eine der interessantesten Streitschriften Luthers: „Das Passional Christi und Antichristi“, zu welcher Lucas Cranach der Ältere die Zeichnungen geliefert, in sorgfältiger Reproduktion neu herausgegeben.

Dieses Büchlein, das ein sprechendes Zeugnis des Kampfes ist, welchen das deutsche Volk damals gegen die Herrschaft Roms führte, erschien im Jahre 1521 und muß eine große Wirkung hervorgebracht haben, da es in mehreren Ausgaben, in lateinischer, hochdeutscher und plattdeutscher Sprache, sowie in zahlreichen Nachdrucken und Kopien erschien. Es stellt Szenen aus dem Leben des Heilandes dar, dessen Reich nicht von dieser Welt ist, und ihnen gegenüber zur Ver-

gleichung Szenen aus dem Leben des Mannes, der sich Christi Statthalter nennt, obgleich er aus Christi Reich ein weltlich-geistliches gemacht hat. Die Bilder Christi hat Luther mit Sprüchen aus dem neuen Testamente erläutert, die Bilder des Papstes mit Stellen aus dem päpstlich-lichlichen Rechtsbuche und Anmerkungen zu denselben.

Wir theilen aus den 26 Blättern zwei zur Probe mit, die eben so charakteristisch für den im Vatikan damals — und jetzt noch — herrschenden Geist sind, wie das Bild des unfehlbaren Papstes, das unsere vorige Nummer enthielt, es insbesondere für die heutige Zeit ist. Die Ausstattung des merkwürdigen Büchleins ist vortrefflich. — Um daran zu erinnern, wie noch heute der Kampf zwischen Deutschland und Rom nicht aufgehört, sind die Briefe Pius IX und Kaiser Wilhelms dem Bilderverke vorausgeschickt.

**Passional Christi und**

Der Herre ihre Füß den Jüngern wusch —

**Antichristi.**

Dem Papst sein Füß man küssen muß.



So ich eure Füße habe gewaschen, der ich euer Herr und Meister bin, vielmehr sollt ihr einander unter euch die Füße waschen. Hiemit habe ich euch ein Anzeigung und Beispiel geben: wie ich ihm than habe, also sollt ihr hinfur auch thuen. Wahrlich, wahrlich sage ich euch, der Knecht ist nicht mehr, dann sein Herr, so ist auch nicht der geschickte Bote mehr, darn der ihn gesandt hat. Wißt ihr das? Selig seid ihr, so ihr das thuen werdet. Johann. 13. (V. 17.)

Der Papst maßt sich an, irdlichen Tyrannen und heidnischen Fürsten, so ihre Füß den Leuten zu küssen dargereicht, nachzufolgen, damit es wahr werde, das geschrieben ist: Welcher dieser Bestien Wilde nicht anbetet, soll getödt werden. (Apokalyp. 13. (V. 15.) Dieses Küssens darf sich der Papst in seinen Decretalen unvorsichtsam rühmen, e. cum oli. de pri. cle. si summus pont. de sen. excom.

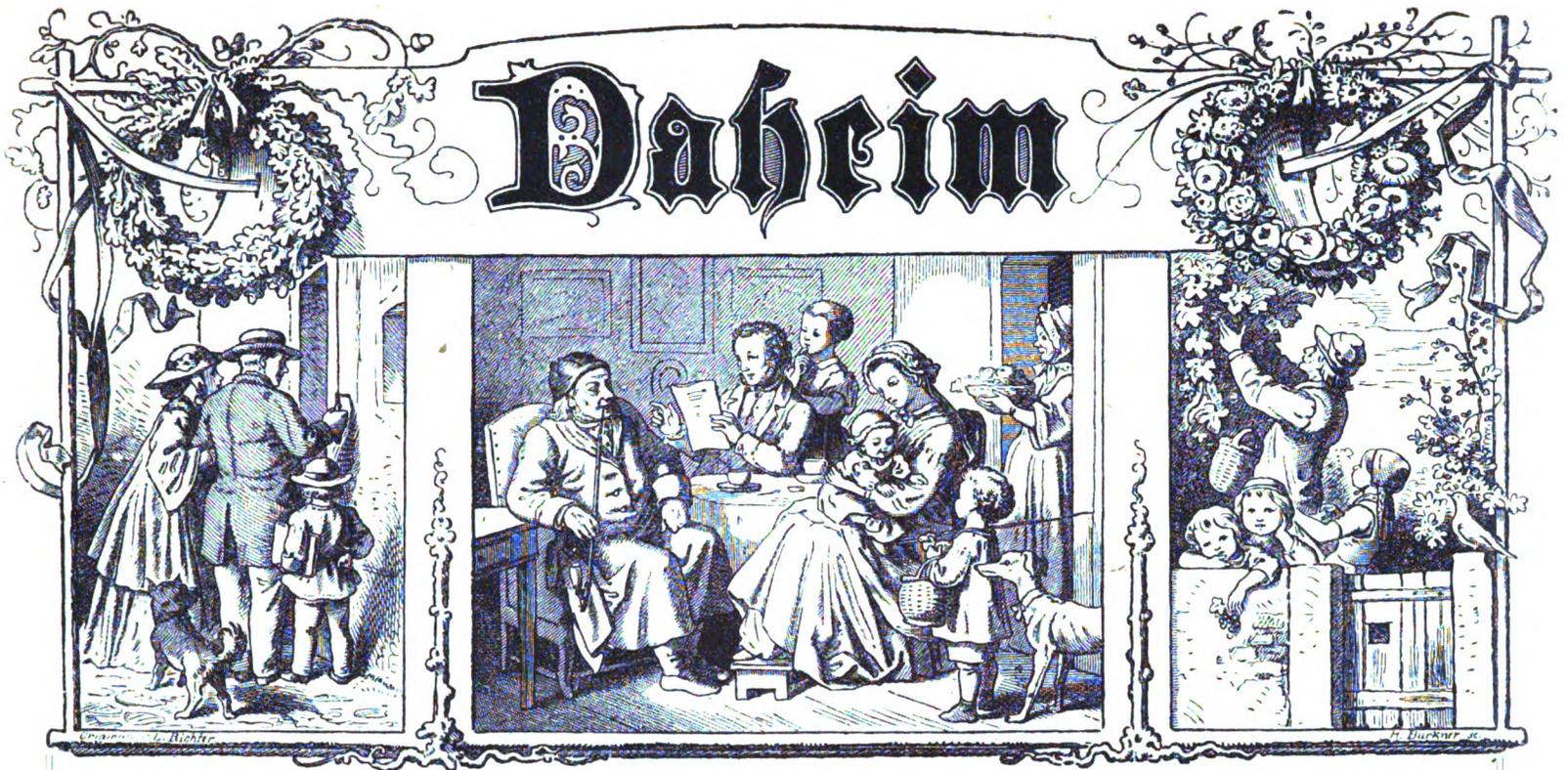
**Inhalt:** Der Droffart von Jehst. (Fortf.) Roman von G. Jesiel. — Die Wasserrose der Adria. Von F. v. Sydow. Zu den 2 Bildern: Piccola und Piccolo von H. Richter. — Jugenderinnerungen. Von einem süddeutschen Freunde des Daheim. I. Buch. Aus der Kindheit. 4—7. — Deutsche Kaiserstätten. VI. Von Oskar Schwebel. Mit Illustration von Karl Sprosse. — Am Familientische: Die Sozialhaft. Von G. E. — Utan svafel og fosfor. Von Otto Dammer. — Bazaines Gefängniß. — Ein Werk aus der Reformationszeit.

**Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.**

Das Daheim ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland durch jedes Postamt gegen Zahlung des Quartalbetrages; nach den übrigen Ländern durch die Postamts-Beitungs Expedition in Köln a. Rh., an welche der jedesmalige Quartalbetrag franco vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist. Nach Frankreich für 1 Thlr. 1 Sgr. 6 Pf., nach England für 1 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf., nach Spanien und Portugal für 1 Thlr. 4 Sgr., nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika für 1 Thlr. 17 Sgr., nach anderen überseeischen Staaten via Suez und Panama für 1 Thlr. 15 Sgr. 3 Pf., nach anderen überseeischen Staaten excl. derjenigen via Suez und Panama für 1 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf. Außerdem durch alle Buchhandlungen. Einzelne Nummern zur Ergänzung, durch die Buchhandlungen pro Nr. 2½ Sgr., von uns direkt bezogen incl. Frantatur à 3¼ Sgr. Einbanddecken zu jedem Jahrgang durch die Buchhandlung oder von uns direkt à 14 Sgr.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Alack in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Koenig in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Wolffagen & Alack) in Leipzig. Druck von H. G. Fendner in Leipzig.

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 31. Januar 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N. 18.

## Der Drossart von Benst.

Nachdruck verboten.  
Gef. v. 11./VI. 70.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Hefefiel.

(Fortsetzung.)

Unterdessen saß der Drossart ab und wurde von dem Wirth des „Wappens von Ravensberg“ mit einer Redseligkeit willkommen geheissen, die gar nicht westfälisch war; während Tetzlaff und der Hausknecht sich der Pflege der Kasse widmeten, leuchtete der Wirth seinem Gast vor eine Treppe hinauf in ein Zimmer, welches unglaublich kahl ausah, denn neben einem schmalen Bettlein bildeten ein Tisch und zwei Stühle, ein Waschtisch und ein ungeheurer hölzerner Stiefelknecht dessen einzige Ausstattung.

Doch hing an der kahlen Wand ein Bild des großen Friedrich, dessen abscheuliche Färbung durch die patriotische Absicht entschuldigt werden konnte, während die Blindheit des schmalen Spiegels zwischen den beiden Fenstern erbarmungswürdig war, aber auch mit einer gewissen Strenge aller Eitelkeit Hohn zu sprechen schien.

Der Wirth aber sah an, als beleuchte er mit einem gewissen Stolz den unglaublichen Comfort dieses vierzehn Tage vorher bestellten Zimmers und schien es durch eine bescheidene Talgkerze in das rechte Licht setzen zu wollen.

Der Drossart war sichtlich verlegen, nicht über die Einrichtung, die ihm völlig genügte, sondern über den immerfort schwagenden Wirth, und blickte wie Rath suchend auf den edlen Truewart, der sich, ermüdet vom Wege von Herford hierher, ohne weiteres zum Ausruhen niederstreckte.

Endlich sprach der Wirth: „Ich habe für den Herrn Drossart ein paar Würste zum Abendessen braten und vom Mittag einen Teller Kohl wärmen lassen; der Herr Drossart weiß, daß derselbe gewärmt besser schmeckt, wenn frische Butter daran kommt; wollen der Herr Drossart hier auf der Stube speisen oder mit hinunter in die Bierstube kommen, wo es, so zu sagen, plätscherlicher ist, weil allerlei hübsche Leute gern ihren Abendtrunk bei mir zu nehmen pflegen?“

Das war eine Rettung für den verlegenen Neuling in der Welt; es versteht sich von selbst, daß er dem Wirth wieder

hinunter folgte und daß selbst der edle braune Truewart sich etwas verdroffen erhob und ihm folgte. Mit seinem Instinkt mochte das edle Thier die Bratwürste ahnen, welche ihm in den unteren Regionen winkten.

Die versprochenen hübschen Leute beschränkten sich vor der Hand auf drei, welche an einer langen schmalen Tafel in dem niedrigen Gemach so weit von einander saßen, daß sie sich bei der Flamme der einzigen Kerze, welche den Raum erleuchtete, unmöglich erkennen konnten. Doch kamen nach und nach mehrere und füllten die leeren Räume zwischen den dreien, auch trug zur besseren Erleuchtung wesentlich des Wirthes Kerze bei, welche am oberen Ende der Tafel vor dem Drossart niedergesetzt wurde.

Die Gäste, ehrsame Bürger und Meister von der Neustadt Bielefeld, tranken mit kleinen Schlucken aus großen Gläsern ein ziemlich bedenklich aussehendes Bier und rauchten einen Tabak dazu aus kölnischen Gypspfeifen mit Federspulen als Mundstücken, der jedenfalls als ein kräftiges Kraut zu bezeichnen war. Uebrigens blieben diese guten Leute vollständig stumm und begnügten sich, den fremden Gast anzustarren; in der That schwagte der Wirth für sie alle zusammen.

Nach und nach wurden allerdings einige Redensarten und Stammgastspäße laut, aber ein Gespräch kam doch erst in Gang, als die Wirthin, eine ganz derbe Blondine mit weinerlicher Stimme, die Bratwürste und den Kohl gebracht und empfohlen hatte. Jetzt ließ sich der Drossart einen Krug Bier reichen und leerte denselben in einem Zuge; er war gewohnt, vor dem Essen seinen Trunk zu thun. Das aber gewann ihm die Herzen der Bürger von Bielefeld, die tief im Innern wohl fühlten, daß gehöriger Mannesmut dazu gehöre, einen so stattlichen Trunk von ihrem Bier zu thun.

Als der Drossart seinen Truewart mit dem noch sehr anscheinlichen Rest seiner Würst fütterte und für ihn in die Buttertunke große Brotsflocken schnitt, vermittelte der gesprächige Wirth

schon eine Bekanntschaft zwischen ihm und einem braven Kupferschmied aus der Kesselstraße, der sich sehr einsichtig über die trefflichen Eigenschaften Truewarts aussprach. Das war vollkommen ausreichend, des Drossarts Wohlwollen zu erwerben, denn der Schüler des klugen Magisters Marcellus hatte noch nicht einmal gelernt, dem Lobe seines Hundes, Pferdes, Schwertes oder allem, was sein, zu misstrauen.

Der junge Mann ließ sich seinen Krug noch einmal füllen, das war etwas so Unerhörtes von einem Fremden, daß jetzt die Bürger und Meister von allen Seiten heranrückten, um mit einem so ausgezeichneten Jüngling nähere Bekanntschaft zu machen.

Freilich hatte dazu der Wirth nicht wenig mitgewirkt durch seine unaufhörlichen Zuflüsterungen: „Der Herr Drossart von Zeyst aus Herford!“ wobei ein so mythisch bedeutsamer Ton auf den Erbtitel des Drossarts gelegt wurde, daß sich die Hörenden eine mindestens neunmal größere Vorstellung von einem Drossart machen mußten, als sich eigentlich rechtfertigen ließ.

Ein Schneider vom Sickerthor, entschieden der Schöngelst der Wirthsgenossenschaft, rückte nun auch mit den un vermeidlichen Vielefelder Stadtwitzen heraus, z. B. Vielefeld habe einen Baum, auf welchem fertige Leinwand wachse; da mußte man denn errathen, daß der Gadderbaum gemeint sei, die Vorstadt, wo Bleiche an Bleiche die ganze Flur weiß zudeckt. Mit patriotischem Feuer wurde von drei heiseren Kehlen angestimmt:

Weiß, weiß, weiß ist das Linnen,  
Glatt, glatt, glatt ist das Geld,  
Drum hat auch Rosen  
Für viele das Feld.

Der Kupferschmied aus der Kesselstraße unterließ nicht, den Drossart auf das lahme Wortspiel aufmerksam zu machen, das zwischen Vielefeld und „viele das Feld“ in der That vorhanden war, während die „Rosen“ in ein poetisches Halbdunkel gehüllt blieben.

Als sich der Drossart eine Pfeife angezündet hatte und wacker mitdampfte, verstieg sich ein Nachbar aus der Burgstraße sogar schon zu dem neckenden Spottvers:

Weiset ein wüstes Loch  
Herfords Reichsunterrod,  
Zahlen mit blankem Geld  
De Wittköpfe von Vielefeld.

Das war aber fehlgegriffen; das Gesicht des Drossarts verdüsterte sich augenblicklich, er nahm den Spott auf seine Vaterstadt schwerer als nöthig war und sagte sehr ernsthaft: „Ist so schlimm doch noch nicht mit dem wüsten Loch, wenn wir in Herford auch das nicht mehr sind, was wir waren. Und mit der Reichsäbtissin wollen wirs immerhin gut sein lassen, sie ist eine Prinzessin von Brandenburg und Preußen, übrigens allen Respekt vor dem Gelde der Herren von Vielefeld!“

Da wurde ein allgemeiner Beifall laut; der Drossart hatte es gewonnen damit, daß er so tapfer und bescheiden zugleich eintrat für seine Vaterstadt, und alle die Bürger von der Neustadt schwuren, „so wahr der Scheffel nur zwölf Mezen habe,“ der Herr Drossart sei ein ganz kapitaler Mann und werth, ein Bürger von Vielefeld zu sein.

Dabei aber war wieder ein Späß, denn hier wurde nach dem sogenannten Ledeburischen Scheffel gerechnet und der hatte allerdings nur zwölf Mezen. In Ledeburischen Scheffeln wurden alle Pachtkörner auf das Rentamt auf dem Sparenberge abgeführt.

Um die letzte Spur des Unwillens bei dem Drossart auszutilgen, kam der Schneider vom Sickerthor sofort mit der Reimfrage angestochen:

„Darüber steckt ein Hirschgeweih,  
Da klopfe an, thu's dreimal drei:  
Der Teufel fährt zum Schlot hinaus,  
Denn Gott behütet dieses Haus.  
Was ist das?“

Begreiflicher Weise wußte der Drossart das nicht und der Schneider sagte ihm höchst ernsthaft: „Das ist der Waldhof!“ während die anderen Meister dazu nickten.

Als nun der Drossart fragte, warum es denn der Waldhof sei, bekam er keine andere Antwort, als daß es eben der Wald-

hof sei, und die Leute wunderten sich, daß sich der Fremde mit dieser Auskunft nicht zufrieden geben wollte.

Es war das einer der uralten stehengebliebenen Reime, dessen eigentliche Beziehungen und Bedeutung verloren gegangen waren, während sich die Auflösung erhalten hatte. Die Leute sagten sie sich von Kindheit auf vor und ließen sich an dem, was geblieben war, genügen.

Uebrigens war der Waldhof, in der Nähe des Obernthors gelegen, mit den drei Vielerhöfen, die in der Nähe der Nikolauskirche lagen, wahrscheinlich der Stamm der ursprünglichen Stadlanlage. Er war schon vorhanden, als Bischof Hermann von Münster Anno 1202 Vielefeld eroberte, die Mauern der jungen Stadt niederriß und, ganz im Geiste der Zeit, die Vielefelder zwang, als Huldigungszeichen alle Eichen in der Nähe der Stadt zu köpfen. Die Vielerhöfe sollen ihren Namen von den „Vieler“, den Weilen haben, mit denen sie den Wald rodeten und der Kultur die erste Bahn brachen. Vielefeld würde demnach ein Feld sein, das mit dem Weil für die Kultur gewonnen ist.

Einem sich erhebenden Streit über die Höhe der Hünenburg und des Habichtsberges, die westlich und östlich von der Stadt in der Entfernung von etwa einer Stunde, für die höchsten Punkte gelten, lauschte der Drossart als Unbetheiligter; eben so einer hitzigen Erörterung, ob man die Thürme von Paderborn vom Habichtsberge aus sehen könne oder nicht. Dagegen wurde er wieder etwas betheiliget, als der Schneider vom Sickerthor mit etwas belegter hiersäuerlicher Stimme sang:

„Die Mädchen von Herford sind rosig und weiß,  
Die Mädchen von Halle, die lieben so heiß,  
Aber die Mädchen von Vielefeld  
Sind die schmucksten auf der Welt.“

„Und dabei ist des Jobst Leenpessels Frau Meisterin weder von Herford, noch von Halle, noch von Vielefeld, sondern von Schildesche!“ bemerkte der Kupferschmied trocken, worüber sich ein allgemeines Gelächter erhob.

Da aber zufällig erwähnt wurde, daß einer ihrer Bekannten, Namens Ubbelohde, mit „Löwend“ Verdruß auf der Legge gehabt habe, da sah man, wie tief das Interesse am Linnenhandel in alle Verhältnisse Vielefelds eingedrungen, denn alsbald erhob sich ein Hin- und Herstreiten, das so lebhaft geführt wurde, wie man es von diesen sonst so zurückhaltenden und meist älteren Männern kaum erwartet haben würde.

Die Legge ist bekanntlich eine der größten Wohlthaten, welche der große Kurfürst seinem geliebten Spinner- und Linnenlande erwies; es war eine Behörde, zu der alles gemehte Linnen gebracht werden mußte, damit sie prüfe, ob es die gehörige Länge und Breite, Dichtigkeit und Feinheit habe. Was probemäßig war, wurde mit dem Stempel der Legge versehen und angekauft, was nicht bestand, wurde eingeschnitten und dadurch für untauglich erklärt. Dadurch wurde dem Vielefelder, dem Ravensbergischen Linnen mit dem Vorzug der Solidität auch ein Vorzug im Absatz gesichert, der sich höchst segensreich erwies. Friedrich der Große hatte die Einrichtungen der Legge noch vervollkommen und ausgedehnt.

An dem Streit über das Löwend, d. i. eine Art von grobem Linnen, des Nachbars Ubbelohde nahm auch der Drossart Antheil, denn damals war in Ravensberg jeder Spinner, auch das Gesinde des Drossarts spannen, und Herford hatte ebenfalls seine Legge.

Nach und nach wurden die Bürger, angeregt durch das Bier und die eigene Unterhaltung, vielleicht auch durch die Anwesenheit des fremden Gastes, heiter und redselig weit über ihre gewöhnliche Art hinaus, und der schöngelstige Schneider begann ein Lied zu schluchzen, bei dem die anderen behaglich nur bei dem Refrain einfielen und ihn durchheulten.

„Der Gohgräf nahm ein junges Weib --  
Laß es sein, alter Kerl!  
Laß es sein, alter Kerl!  
Des Gohgräfs Weib zur Bleiche ging --  
Laß es sein, junges Ding!  
Laß es sein, junges Ding!  
Des Gohgräfs Weib blieb nicht allein --  
Junges Ding, laß es sein!  
Junges Ding, laß es sein!“

Des Gohgräfs Weib und Kränzelein —  
 Junges Ding, bleib allein!  
 Junges Ding, bleib allein!  
 Des Gohgräfs Weib zum Weizheu kam —  
 Bleib allein, alter Kerl!  
 Bleib allein, alter Kerl!  
 Des Gohgräfs Weib den Heuschreck jing —  
 Sei nur still, dummes Ding!  
 Sei nur still, dummes Ding!  
 Der Gohgräf nahm ein junges Weib —  
 Heuschreck, alter Gek!  
 Heuschreck, alter Gek!

Mehr weinerlich als tragisch hatte der Schneider diese Ballade vorgetragen, und die Meister hatten den Rundreim mit mehr, viel mehr Eifer als Kunst gesungen, aber sie hatten sehr viel Freude dabei gehabt, und siehe da, Monsieur Drossart hat sich am Rundreim nicht nur betheiliget, sondern auch solchen Spaß dabei verspürt, daß ihm die hellen Thränen über das lachende Antlitz flossen.

Tezklaff, der an einem Nebentisch seinen ewigen Maserkopf rauchte, blickte ganz erschrocken auf seinen ehrenfesten Drossart, der immer so dräuend ausschaute und nun plötzlich ein ganz anderer geworden zu sein schien. Er gab aber durchaus kein Mißfallen kund, sondern vielmehr eine fast ängstliche Unentschiedenheit, ob er das Betragen billigen solle oder nicht. Da war der edle Truewart viel entschiedener, der hatte sich erhoben und starrte seinen Herrn mit kläglichem Miene an. Das edle Thier fand das Benehmen seines Herrn ganz entschieden höchst beklagenswerth; nur seine exemplarisch gute Erziehung hielt den braunen Truewart davon ab, in ein entsetzliches Jammergeheul auszubrechen. Erst als die klägliche Geschichte von dem jungen Weib des alten Gohgräfen, das den Heuschreck jing, zu Ende war, zog sich der Hund zurück und legte sich sichtlich tief bekümmert ganz allein in eine Ecke.

Einzelu oder paarweise entfernten sich die Gäste des „Wappens von Ravensberg“, der Drossart aber nahm von ihnen Abschied wie von alten guten Freunden.

Dann stieg auch er hinauf in sein kahles Gastzimmer, bemerkte gar nicht, daß Truewart ihn sehr vornehm betrachtete und kopfschüttelnd unter den kalten Ofen kroch, schickte den geschwägigen Wirth fort und legte sich ermüdet auf sein sehr schmales Lager.

Wie entfernt war dieser Drossart schon von jenem in Herford, der allabendlich die Flöte spielte, bei dem alten Türken zur Abendandacht ging und sich dann noch redlich bemühte, in die Türkenrose verliebt zu sein!

So war's an einem Herbstabend unter dem Sparenberg!

## V. Das kleine Schäschen.

„Auf eine, die das Ding erprobte,  
 kommen immer drei Verlobte.“

Da vor etwa hundert Jahren in Bielefeld die „haabselige und fürnehme Kaufleute und Bürger, die von fürnehmen Eltern geböhren“, zum „andern“ Stand gerechnet wurden, so durfte die Trozenburgische als eine Kaufmannstochter auch bei ihrer Hochzeit nur die Ehren des zweiten Standes beanspruchen, welche durch die Polizeivorschriften des Rathes ganz genau bestimmt waren.

Damals hielt man noch ziemlich streng auf die Einhaltung dieser Vorschriften, aber schon mehr der ansehnlichen Strafgebel wegen, als um der Sache willen.

So hatte denn die Trozenburgische ihre Hochzeitgäste nur aus dreißig Häusern bitten dürfen, während der erste Stand aus vierzig Häusern Gäste heißen durfte. „Ausländische Personen“ waren in dieser Zahl nicht inbegriffen; von außerhalb der Stadt konnten sie daher einladen, soviel sie wollten, hatten es aber bei dem einzigen Drossart von Zehst bestehen lassen.

Sie hatte es auch bei den vorgeschriebenen zwei Tagen, welche für alle vier Stände galten, bewenden lassen; hatte am ersten Tage um elf, am andern um zwölf pünktlich angerichtet, und am ersten Tage um zwei, am andern um drei die Tafel aufgehoben. Es waren nur die erlaubten sechs Essen gegeben worden, außer Butter und Käse; auch hatte der Hochzeitstanz genau „wenn die Glocke Gilffe schlägt“ an beiden Tagen auf-

gehört. Kurz, es war alles sehr gefällig zugegangen, vermuthlich, weil doch auch Glieder des Rathes zugegen gewesen.

Daß keines der Hochzeitpräzente mehr als „zwei, höchstens dritthalben Reichsthaler“ werth gewesen, was das Geßez ebenfalls vorschrieb, müssen wir billig bezweifeln, da wir wissen, daß der Drossart von Zehst der jungen Frau eine silberne Kinderklapper verehrte, an welcher fünf gehenkelte Dukaten klapperten. Aber freilich, das war ein Familienstück, welches der verstorbene Vater der jungen Frau einst der Mutter des Drossarts zur Hochzeit gegeben; das kam nun auf diese sinnreiche Art zur Familie zurück.

Auch hatte niemand seine Kinder oder sonst wen von sich zur Hochzeit folgen lassen; das strenge Geßez machte nur zu Gunsten der noch säugenden Kinder eine Ausnahme, diese allein durften ihren Müttern nachgebracht werden.

Ferner hatte die Trozenburgin dem ganzen Dienstoff, dem Hochzeitbitter, dem Koch, dem Küchenjungen, dem Bierzapfer, dem Tischträger u. s. w. ganz genau nur das gegeben, was das Geßez verstattete.

Denn so weit ging die väterliche Fürsorge der Obrigkeit damals für die Bürgerschaft, vornehm und gering, daß sie keinem gestattete, freigebig oder großmüthig geleistete Dienste zu belohnen; das Erlaubte zu überschreiten war bei schwerer Pön verboten. Harter Zwang, unerträgliche Einmischung würde uns das heute dünken, aber auch unsere Väter schon empfanden es als drückende Quälerei.

Heute nun, am dritten Tage, erlaubte das Geßez den jungen Eheleuten ihre Nächsten, als Vater und Mutter, Vormünder und Pfleger, Schwestern und Brüder, Verwandte im zweiten Gliede, so wie auch die Brautjungfern mit ihren Chapeaug bei sich zu bewirthen.

So war doch wieder eine ganz ansehnliche Gesellschaft zusammen in dem Hochzeitshause, dem von Meindersschen Freihofe gegenüber. Im Meindershof, einem alten, weitläufigen Patrizierhaus, war damals die Legge, jetzt ist dort die Buchhandlung von Belhagen und Klasing.

An der offenen Thür des Wohnzimmer's, die einen verheißungsvollen Blick in das Speisezimmer, wo schon der Tisch gerichtet stand, frei läßt, steht unser guter Freund, der Drossart von Zehst, und unterhält sich sehr zierlich mit der hübschen Frau Hochzeiterin, deren gute Laune wir als eine gute Vorbedeutung für den künftigen Ehestand gelten lassen wollen.

Der Drossart mit der Taubenflügelstirn trägt einen Rock von Pflirsichblütenjammet, perlfarbene Schoofneste und silbergraue Kniehosen, weißseidene Strümpfe und Schuhe; er hat die Linke auf dem silbernen Degengefaß und suchelt fast leichtsinnig mit dem Federhute umher.

Die junge Frau trägt ein Unterkleid von weißer Seide mit Goldschnur besetzt, darüber eine vorn offene Robe von weißem Krepp, mit goldenen Sternen gestickt. Auch das Spitzenhalstuch und die weiten Manschetten an den kurzen Ärmeln sind mit Goldfäden durchlaufen, und um den Nacken schlingt sich eine dicke Goldschnur, die am Busen eine große Schleife bildet. Im Gürtel unter der Brust ist ein Bouquet besetzt, das aus einer blauen Blume und einem dicken Bündel goldner Knöpfe besteht. In dem hochtoupirten Haar sind ebenfalls zwei goldene Sonnenblumen besetzt.

Die Hochzeiterin lacht offen und heiter aus ihrem hübschen Gesichtchen und sagt neckend: „Der Herr Better Drossart denkt, daß wir in Bielefeld keine Augen haben — mein Mann und ich haben es wohl gesehen, welche feurigen Blicke der Herr Better auf die Jungfer Susanne Habergoh geschossen haben und wir haben auch gesehen, wie's gezündet hat!“

„Jungfer Susanne Habergoh thut ein sehr artiges Frauenzimmer sein,“ vertheidigte sich der Drossart äußerst schwach, „aber ich will doch nicht hoffen, daß ich in irgend welcher Weise bei aller schuldigen Bewunderung über die Grenzen der geziemenden Zurückhaltung hinausgegangen bin.“

Ah! der gute Junge war bis über die Ohren in die Jungfer Habergoh verliebt und plakte beinahe vor Entzücken darüber, daß es bemerkt worden war, und daß er nun mit der

Heißgeliebten geneckt wurde. Das gilt jugendlichen Liebesrittern immer für den ersten Triumph.

„Nun, der Herr Better ist nicht zu dreist gewesen,“ lachte die junge Frau, „o nein! Die Jungfer Habergoh wäre vermuthlich auch nicht böse geworden, wenn er noch viel dreister aufgetreten wäre. Der Herr Better Drossart weiß doch, daß sich an meinem Ehrentage schon drei neue Paare mit einander verlobt haben? Kämmererassistent Gante und Jungfer Eberhardine Lammers, Syndikus Belhagen und Jungfer Christine Hoffbauer, endlich Assistent Kurlbaum und Jungfer Tiemann. Es wäre doch ganz hübsch, wenn der Herr Better Drossart noch als vierter ausposaunt worden wäre.“

Diesem leichtsinnigen Drossart wäre das ganz recht gewesen, sein Antlitz glühte mehr vor Entzücken als vor Scham, und mit einer ganz falschen Bescheidenheit sprudelte er etwas von „nicht sicher sein“ und von „nicht allein auf ihn ankommen“ hervor, machte dabei aber einen ganz entschiedenen wenn auch völlig mißglückten Versuch, sich das Ansehen eines liebenswürdigen Leichtfußes zu geben.

Da neigte sich die Hochzeiterin zu ihm und flüsterte: „Soll ich mit der Jungfer Susanne Habergohin reden, Herr Better Drossart?“

Entzückt fuhr der Drossart zu und küßte die Hand der jungen Frau, so stürmisch, daß diese roth wurde und sich verlegen umsah; sie beruhigte sich übrigens sofort, da sie bemerkte, daß niemand aus der Gesellschaft auf sie acht gegeben. Nicht einmal der junge Ehemann, der mit dem Senator Lackemann einen Handel abzuschließen schien.

Da aber gerade die alte Trozenburgin gar tapfer angestampft kam, so slog die junge Frau davon, und dem Drossart begann das Herz zu klopfen, so laut, ach so laut, denn er bildete sich ein, daß die Ehefrau von vorgestern nun nichts Eiligeres zu thun haben werde, als die Jungfer Habergohin von seiner Liebe zu unterrichten.

Die Ruhme Trozenburgin, eine sanfte, gute und etwas fette Frau, war sehr anmuthig gekleidet; eine einfache blaue Coiffure mit einer weißen Rose umwand das hohe Haartoupet, zu der das hellblaue Seidenkleid mit weißen Spitzen sehr gut stand; ein weißes Spitzenhalstuch und eine gleiche Garnirung der kurzen Ärmel, welche einen allerdings sehr starken aber runden und weißen Arm sehen ließen, vollendeten diesen Anzug, den man recht „modest“ fand. Ohne einen besonderen kleinen Fuß war aber auch dieser Anzug nicht, derselbe bestand in einer Schärpe von noch hellerem Blau, welche mit einem Bouquet von weißen Rosen links am Kleide befestigt war.

Mit einem Fächer von bunten Federn sich lächelnd kam Frau Trozenburg auf den Drossart zu und bekannte ihm offen und ehrlich, daß sie herzlich froh darüber sei, nun endlich wieder in ihre Ruhe und Ordnung zu kommen.

„Wahrlich, Herr Better,“ jagte sie lachend, „jezt weiß ich das Glück zu schätzen, daß ich nur eine Tochter zu verheirathen hatte!“

Der Drossart wußte trotz des einfältigen Herzklopfens immerhin allerlei Komplimente über die vorzügliche Bewirthung und den ganzen guten Verlauf des Festes zu dreheln; die liebe sanfte Dame war ganz zufrieden mit ihm und der Drossart war eigentlich etwas enttäuscht, daß gar nicht die Rede von seiner Habergohin war, sondern vielmehr von der Ruhme Salome Tugendreich, deren Lob ihm aus allen Tonarten vorgefungen wurde.

Die arme Salome hatte entschieden einen unglücklichen Feldzug gemacht; freilich war es gelungen, den geliebten Herrn Better nach Bielefeld zu bringen, auch hatte sie denselben als erste Brautjungfer sofort zu ihrem Chapeau gemacht, hatte neben ihm gesessen allemal bei Tische, hatte mit ihm den ersten Tanz jeder Reihe getanzt, aber unglücklicher Weise sah auch an Drossarts anderer Seite ein Mädchen, will sagen ein Engel, das heißt eine Göttin, wie sich der phantasiereiche junge Mann ausdrückte; nämlich Jungfer Susanne Habergoh, die zweite Brautjungfer. Nun hatte diese allerdings auch von ihrem Brautjungferrechte Gebrauch gemacht und Herrn Adrian Denfsind, einen sehr geachteten Kaufdiener im Geschäfte von Arnold

Friedrich von Laer und Kompagnie, zu ihrem Chapeau ernannt, aber, wer will sagen, wie's zunging, der Drossart wendete sich fast immer zu seiner rechten Nachbarin bei Tafel, und die rechte Nachbarin tauschte mit sichtlichem Vergnügen lieber auf die ihr fremd und seltsam dünkenden Reden des finster blickenden linken Nachbarn, als auf die gutgemeinten, aber so gewöhnlichen Komplimente des armen Herrn Adrian Denfsind zur Rechten.

Da sich die Kaufleute Lubbert Oberz und Johann Geißebier jezt der Wittwe näherten, so entfernte sich der Herr Better Drossart mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit und eilte seiner Herzallerliebsten entgegen, die so eben erst mit ihrem Vater ankam, der also die junge Gattin noch keine Confidencen gemacht haben konnte.

Lächelnd und erröthend empfing Susanne den Ankommenden, ließ ihm ihre Hand nach dem Handkuffe weit länger als nöthig war, gab beruhigende Auskunft über das kostbare Befinden und hoffte endlich, noch eine Schattirung tiefer erröthend, daß auch dem Herrn Drossart von Jehst der gestrige Tag wohl bekommen sei. Solche holbe Freundlichkeit, solche milde Gunst versetzte den Drossart begreiflich in den siebenten Himmel, und seine ganze Bedanterie vermochte ihn nicht vor der puren Jugendeselei zu bewahren, die sich in seiner ganzen Haltung, in Blick und Miene ausdrückte. Glücklicher Weise für ihn war er damit ganz an den rechten Fleck gekommen.

Susanne war ganz so „allerliebste“, wie achtzehn Jahre, schwarze lachende Augen, weißer Teint und volles blondes Haar ein Mädchen machen können. Ihr niedliches Figürchen sah ganz „allerliebste“ in einem strohgelben Seidenkleide aus, über das ein Florhemd hing, welches hinten offen war. Gelbe Bandschleifen, jede mit einer Perle darin, zierten Busen und Taille, sowie die kurzen Ärmel mit Spitzenmanschetten. Dazu trug sie ein schönes Perlenhalstuch, und auch das Toupet, das hinten von gelben Bandschleifen gehalten wurde, war mit einer Perlenchnur durchflochten.

Man sieht, daß sich die Damen in Bielefeld auch vor hundert Jahren schon zu kleiden verstanden.

Wir finden nun wohl so auf den ersten Blick die Wahl des Drossarts gerechtfertigt und seine hochgestimmte Begeisterung begreiflich, aber je mehr wir die Dame betrachten, desto sicherer wird uns auch, daß die Jungfer Susanne Habergoh ein kleines Schäfchen ist, wenn freilich auch ein ganz allerliebste kleines Schäfchen.

Nicht die geringste Mühe gibt sich das kleine Schäfchen, den Eindruck zu verbergen, den der Drossart auf ihr Herzchen macht, sie blickt nach jedem Sage bewundernd zu ihm auf und lächelt glücklich dazu, was ihr dann wieder ganz allerliebste steht und dem Drossart natürlich über alle Maßen gefällt. Sie selbst trägt wenig mehr als einige einsilbige Interjektionen und Zustimmungsur zur Unterhaltung bei, welche der Drossart in gewaltigem, immer mehr anschwellendem Tone dahin fluten läßt.

Zunächst hat sich der feurige Liebhaber in die Geschichte von Pyramus und Thisbe verlaufen und kann sich gar nicht wieder herausfinden; durch lateinische Citate stellt er höchst pedantisch seine Aehnlichkeit mit dem Prinzen Pyramo fest und gelangt, obwohl sowohl die intrigante Spalte in der Wand, als der tragische Löwe fehlen, doch zu einer Aehnlichkeit zwischen Thisbe und einer jungen Schönheit, die mit exemplarischer Diskretion nicht näher bezeichnet, aber aus düstern Augen so gewaltig angeflammt wird, daß ihr selbst darüber nicht wohl ein Zweifel bleiben kann.

Ueber alle Maßen gefiel dem kleinen Schäfchen die Historie von Pyramus und Thisbe, obwohl sie eben nur begriff, daß unter Thisbe sie, unter Pyramus er gemeint sei, und daß er als der Liebhaber von ihr zu verstehen sei.

Sie erröthete dabei so allerliebste, schlug die Augen auf zu ihm und schlug sie verschämt wieder nieder, daß dem Drossart immer wärmer ums Herz, immer kühner zu Sinne wurde.

Mit einem geistigen Seiltänzerprunze, der keck aller Logik Sohn sprach, schwang sich der gelehrte Bögling des Magisters



Pater Bedz, der Jesuitengeneral.

Marcellus nun zu der Liebesgeschichte des Poeten Petrarca zu der schönen Laura von Sade über und beklagte, wenn auch nicht gerade in Sonetten, so doch in ziemlich stelzbeinigen Redensarten das Unglück, daß Laura schon verheirathet und an eine Erhöhung der keuschen Liebe nicht zu denken sei.

Auch eine klügere Person als das hübsche kleine Schäfchen würde das schwerlich begriffen haben, wir haben den Drossart in Verdacht, daß er selbst den Zusammenhang nicht nachzuweisen vermocht hätte; aber endlich, die schöne Frau Laura war Jungfer Susanne, und der Liebhaber Petrarca war der Drossart, das begriff das kleine Schäfchen doch und war gänzlich zufrieden damit.

Uebrigens beeilte sich der Drossart denn doch etwas, den gefährlichen Boden der Petrarcaliebe, auf den er sich eigentlich nur in seinem großen Eifer verlaufen, wieder zu verlassen. Er flüchtete sich wieder in das klassische Alterthum, wo er allerdings, wie's schien, besser zu Hause war als in der Ritterzeit. Er ließ die Thür zum Griechenhimmel ein wenig aufklappen, ließ die klassischen Nuditäten fein säuberlich im Reifrock und Puder paradiren, deckte den Mantel christlicher Liebe über etwaige Lieberlichkeiten und producirte endlich eine Hebe, die

einer gewissen Jungfer Susanne so ähnlich sah wie ein Ei dem andern.

Das gefiel dem kleinen Schäfchen so sehr, daß es einen fast bösen Blick auf ihren armen Chapeau warf, auf den ehrlichen Adrian Densind, als er kagenbuckelnd herantrat und sich ganz artig nach der kostbaren Gesundheit der werthen Jungfer erkundigte.

Es war aber wirklich schade, daß der Kaufdiener von Laer und Compagnie sich in das Gespräch mischte, denn des Drossarts poetischer Fluß versiegte plötzlich bei dem lächelnden Artigkeitserguß Adrian Densinds, der etwas mit der Zunge anstieß. Uebrigens schien Susanne nicht lange ihrem Chapeau zu zürnen, denn bald plauderte sie ganz freundlich über Vielefelder Stadtgeschichten mit ihm und warf nur zuweilen einen erstaunten oder fragenden Blick auf den bisher so redseligen Drossart, der jetzt verdrossen schwieg und mit finsterem Troß vor sich hinblickte.

Je länger aber der Bedant schwieg, desto mehr wendete sich die heitere und lachlustige Susanne dem Kaufdiener zu, und mit eiferfüchtigem Grimme erkannte der Drossart, daß auch Densind auf Thibbe, Laura und Hebe Anspruch mache und

mit einer so ruhigen Sicherheit vorging, wie sie einem „haab-seligen“ Kaufmann sehr wohl anstand.

Ueberlassen wir hier jetzt das kleine Schäfchen der regel-rechten Belagerung des Kaufdieners, den Droffart aber seinem verliebten Unmuth und den Qualen des eifersüchtigen Grolles, die an ihm zehrten.

Wo war die schmutze Hochzeiterin hingerathen, als sie sich von dem Herrn Better entfernte?

Zu Susanne, wie der Droffart mit mächtigem Herzklopfen anfänglich glaubte, konnte sie nicht gegangen sein, weil diese noch nicht anwesend war; sie war in eine kleine Kammer, deren einziges Fenster nach dem Hofe hinausging, getreten und hatte dort die Ruhme Salome Tugendreich überfallen, welche eben die letzte Hand an ihren Anzug legte.

Salome, mit Wirthschaftsorgen überhäuft, war spät zum Ankleiden gekommen, es war ihr aber auch desto besser damit geglückt, wie sie wähnte.

Da steht sie, die kräftige hohe Gestalt und die mächtigen Glieder in ein Kleid von rother Seide gehüllt; über der rothen Seide trägt sie ein schwarzes, hinten offenes Tüllhemd. Das Hemd sowohl wie Schultern, Aermel und Busen sind mit rothen Bandschleifen geziert und das schwarze Spitzenhalstuch ist am Halse von einer goldenen Ringnadel zusammengehalten. Der Kopfschmuck, mit rother Chenille und schwarzen Spitzen durchflochten, trägt zwei weiße Federn, die etwas anspruchsvoll niedernicken. Der kleine Kopf wendet sich hastig und zeigt das Feuermal auf der rechten Wange in voller Glut, es blicken aber ein paar große tiefblaue Augen so mächtig darüber hin, daß man das Feuermal recht gut übersehen kann.

„Nein, Salome, siehst Du nobel aus!“ rief die junge Ehefrau mit einem bewundernden Blicke und legte die Hände zusammen.

„Du bist nicht gekommen, mir das zu sagen!“ entgegnete Salome ruhig und wendete sich ab, um ihre Ringe anzustechen.

Es war gut, daß sie sich abgewendet hatte.

„Denke Dir,“ fuhr jetzt die Hochzeiterin lebhaft fort, „der Herr Better Droffart ist ganz entsetzlich in Susanne Habergoh verliebt, mein Mann hat es gestern schon bemerkt und Susanne läßt sich nur zu deutlich merken, daß sie ihn mit hoher Freude kommen sieht. Eben nur spreche ich mit dem Herrn Better, necke ihn so ein wenig mit der Susanne, da wird er Feuer und Flamme, und als ich ihn endlich frage, ob ich um seinetwegen mit der Habergohin sprechen soll, fährt er wie ein Wüthender auf mich los und küßt mir die Hand, als wenn ich, nun, als wenn ich seine Susanne wäre.“

Die junge Frau wurde bei der Erinnerung wieder roth, es mußte doch ein sehr schlimmer Handkuß gewesen sein.

„Was meinst Du, Salome, soll ich nun wirklich mit der Susanne reden? Darauf hin, denn ein eigentlicher Auftrag ist's doch nicht. Auch ist mir eingefallen, daß der Adrian Den-sind, der ein so guter Geselle ist, es mit der Susanne auch recht ernstlich vorhat. Freilich ist noch keine Bewerbung gethan, aber ich weiß doch, daß sie im Werke ist, sobald der Ohm des Den-sind stirbt, der schon lange bettlägerig. Freilich ist der Droffart unser Better, aber ich möchte doch dem Den-sind das nicht anthun. Was meinst Du, Salome?“

Es war ganz gewiß ein rechtes Glück für Salome Tugendreich, daß die besonnenen Zweifel der jungen Frau ihr Zeit ließen, sich zu fassen; ihr Herzensgeheimniß wäre sicher verloren gewesen. Jetzt sah sie sich in der Hoffnung auf den geliebten Mann sehr ernsthaft bedroht, denn die Hochzeiterin gab ihr nur Gewißheit über das, was sie schon seit dem ersten Hochzeitstage gefürchtet. Ihr war es nicht entgangen, daß der Droffart bei Tisch wenig mit ihr, desto mehr mit der andern Nachbarin sprach, daß er zwar die Pflichttänze ganz freundlich mit ihr tanzte, von den andern aber die meisten mit Susanne ausführte, auch hatte sie einige Blicke aus düsteren, finstern verhangenen Augen, die immer in ihre eigenen Träume blickten, aufgefangen und diese Blicke gefielen ihr gar nicht, weil sie Susanne galten. Jetzt nun brachte die verständige junge Ehefrau die Gewißheit einer neuen Niederlage. Aber Salome Tugendreich gab sich noch nicht besiegt; sie hatte eine

Schlacht verloren, das mußte sie einräumen, aber ihre Widerstandskräfte waren damit noch nicht gebrochen, sie brauchte sich noch nicht zu ergeben, sie mußte noch nicht ganz auf die süßeste Hoffnung ihres Lebens verzichten.

Mit einer Ruhe, die etwas Königlichcs hatte, wendete sie sich um zu der kleinen Frau und sprach mit unbewegtem Antlitz, nur das Feuermal hatte seine Glut verloren, und ohne Zittern in der Stimme: „Du, es ist sehr gut, daß Du nicht gleich mit Susanne gesprochen hast, es kann doch sein, daß es mit dem Monsieur Den-sind in den letzten Tagen weiter gekommen ist. Mit unserm Herrn Better Droffart ist das eine eigene Sache. Er ist so was man sagt, ein Träumer; möglich, daß er ganz was anders gedacht hat, als er Dir so stürmisch die Hand küßte. Wenn er Dir nicht mit klaren Worten den Auftrag gegeben, mit Susannen zu reden, so thäte ich's nicht.“

„Es ist mir schlimm,“ meinte die Frau bedächtig, „daß er vielleicht auf mich gerechnet hat und nun eine Antwort von mir ungeduldig erwartet.“

„Soll ich mit dem Herrn Better reden?“ fragte Salome, „ich kenne ihn doch von Jugend auf und wir sind zusammen Herforder Kinder und beide mit Werrewasser getauft.“

Hier konnte man der Stimme des muthigen Mädchens ein leises Beben anmerken, aber sie hatte nicht nöthig, einen Abschlag zu fürchten, denn die hübsche Hochzeiterin sagte rasch: „Ja, das ist das Beste, meine rothschwarze Salome, Du hast doch immer den besten Rath. Mir ist ein Stein vom Herzen, seitdem Du die Sache übernommen, in die ich mich so leichtsinnig eingelassen. Es wäre mir zu schmerzlich, wenn ich dem guten Den-sind das Spiel verdorben hätte, und das wäre sicher so gekommen; ich habe die Susanne beobachtet, ich kenne sie, wenn der Herr Better Droffart jetzt Ernst macht, so liegt sie in seinen Armen; glaub mir, sie zittert schon vor Begierde, sich in seine Arme zu werfen, ich kenne sie. Aber, Herr Gott! wir verplaudern uns hier und drüben warten die Gäste.“

Damit flog sie zur Thür hinaus.

„Es hat noch eine gute halbe Stunde Zeit, bevor wir zu Tisch kommen!“ sagte Salome leise vor sich hin, aber sie dachte an ganz etwas anderes dabei. Zur Zeit war sie nicht mehr „von Kopf bis auf die Zeh, die lustige Jungfer Salome“. Es waren wohl schwere Gedanken, welche ihr durch den hübschen kleinen Kopf gingen.

Wir wissen nicht, ob die Jungfer Salome damals gebetet hat, aber ernsthaft genug sah sie dazu aus.

Sie betupfte mit einem angefeuchteten Tuche die Augen, bevor sie hinüber ging; drüben aber trat sie mit freundlichem, leise lächelndem Antlitz unter die Hochzeitsgäste.

Mit einem raschen Blicke hatte sie gefunden, was sie suchte, nämlich den Herrn Better Droffart; derselbe hatte sie auch gesehen und nahm sofort mit einer Verbeugung von dem Herrn Diafonus, mit welchem er einen gelehrten Diskurs hatte, Abschied, denn es war seine Pflicht als Chapeau der ersten Brautjungfer, dieser entgegen zu gehen und sie zu empfangen.

Die Komplimente jener Tage waren vielfältig, doch wurden sie hier bald abgefertigt.

Jetzt richtete Salome einen Blick aus ihren dunkeln Blau-äugen auf den Droffart und sprach leise: „Herr Better, Er hat der Ruhme gesagt, daß Er die Jungfer Habergohin liebe, ist das wahr oder sprach Er nur im Scherz?“

„Ach, Salome, es ist die volle Wahrheit,“ brach der Droffart stürmisch los, „es ist so sehr die volle Wahrheit, daß ich verzweifelt bin über die faden Komplimente, mit welchen sie der rattenäugige Kaufmannsdieners so wie mit einer weißen Salbe einschmiert.“

„Will Er die Susanne heirathen?“ fragte Salome mit bebender Stimme.

Der Droffart stotterte in der Eile:

„Ja, gewiß, sobald ich von meiner Reise nach Nürnberg zurückkehre, und lange werde ich wahrlich nicht fort bleiben, soll Hochzeit sein.“

„Die Ruhme hat mir gesagt, daß Er ihr den Auftrag gegeben, mit Susanne zu reden; der Ruhme ist's eingefallen, daß sie sich ohne Zustimmung ihres Mannes, der des Den-sind

Freund, nicht gut in die Angelegenheit mischen kann; soll ich für Ihn bei der Susanne werben, Herr Better?"

„Ach, wenn Sie das thun wollte, wertheste Muhme Salome, ich wollte Ihr dafür ewig dankbar sein!“ Der verliebte Drossart drückte die Hand des Mädchens so feurig und blickte ihr so innig in die Augen, daß der Aermsten das Herz vor Jammer zu springen drohte, aber sie hielt sich tapfer und sagte: „Morgen soll Er eine Botschaft haben, lieber Herr Better!“

Man darf nicht glauben, daß die gute Salome nach einem vorbedachten Plane arbeitete und sich dem Drossart etwa darum zu einer Vertrauten angetragen hätte, um gute Gelegenheit zu haben, eine hübsche Teufelei zu spielen und seiner Liebe zu Susanne Hindernisse zu schaffen! Das lag der ehrlichen Herzforderin sehr fern. Sie ließ sich lediglich von ihrem echt weiblichen Gefühl leiten, das aber trieb sie dahin, ihre Hand so lange als möglich in der Angelegenheit des geliebten Mannes zu behalten und ihre Theilnahme für ihn zu bethätigen, auch wenn sich sein Herz in Liebe auf eine andere richtete.

Freilich hatte sie dabei immer den Gedanken, daß es doch möglich sei, den finsternen Drossart endlich für sich zu gewinnen, und in diesem Gedanken lag allerdings eine Versuchung, die denn auch nicht säumte, bei ihr anzuklopfen, erst nur leise und verstohlen, bald aber vernehmlicher und endlich unabweisbar.

Als die Gesellschaft endlich zu Tisch ging, war Salome schon handgemein mit der mächtig über sie gekommenen Versuchung; es war so leicht, bei dem Botschafttragen zwischen den Liebenden giftige Intriguen unterlaufen zu lassen. Wer konnte es ihr wehren? und hatte sie nicht ein Recht dazu? kämpfte sie nicht für ihre Liebe? kämpfte sie nicht um den Mann, den sie so lange schon begehrte?

Die Gäste standen um den Tisch, wie sie das Herkommen ordnete, der Drossart zwischen Susanne und Salome, der Herr Diakon sprach ein Tischgebet. Für Salome war es gleichgiltig, was der geistliche Herr sprach, aber sie hörte das Wort Gottes, das aber war bei dem fromm erzogenen Mädchen ausreichend, um alle Versuchungen von sich zu scheuchen. Als sie sich niedersetzte, war Salome Tugendreich fest entschlossen, dem Herrn Better Drossart ehrlich zu dienen in seiner Liebe. Ein leiser Seufzer entquoll ihrer Brust, denn wahrlich schwer und bitter war es, was sie sich vorgenommen, und die Bitterkeit nahm sofort ihren Anfang. Der Drossart wendete sich wieder, wie die Tage vorher, dem kleinen Schäschen zu, und sofort begann auch wieder das allerliebste Spiel mit bewunderndem Aufschlagen der schwarzen Augen und verschämtem Niederschlagen derselben; Susanne hatte wirklich kein Ohr mehr für den armen Denksind, der seinen verliebten Unsinn nur in gewöhnlichen Worten und mit den herkömmlichen Redensarten vorzubringen verstand, während der düstere Drossart mit flammender Begeisterung und in den seltsamsten Sprüngen seine Glut in halb oder auch ganz unverständlichen Worten kundgab.

Und seltsam, die allerwunderlichsten, die allertrauesten Redensarten des Drossarts verstand das kleine Schäschen am allerbesten; so sehr ist die Wissenschaft der Liebe in den Frauenzimmern von Natur rege; die Liebe spricht tausend verschiedene Sprachen, aber die Kenntniß aller ist dem Weibe gegeben; es stellt sich nur zuweilen, als verstehe es eine dieser tausend Sprachen nicht, wenn ihm nämlich der Mann nicht gefällt, der sie spricht.

Wie das Polizeigeſetz für den zweiten Stand gebot, standen auch heute wieder nur sechs Speisen auf der Tafel, aber man wird sehen, daß man auch damals schon sehr gut verstand, qualerische Geseze zu umgehen. Also, erstes Essen: ein gebratener Hirschrücken; rechts von gebratenen Krammetsvögeln, links von gebratenen Rebhühnern begleitet und von braunem und weißem Gelee gefolgt. Zweites Essen: ein gekochter Schinken, rechts von Würsten, links von gesottenem Rindfleisch begleitet, gefolgt von buntem Kohl, d. h. weißer und rother Kohl waren unter einander geschnitten. Drittens: eine gebratene Gans, die mit Häring und Kartoffeln gefüllt war, rechts und links von gebratenen Tauben und Hühnern begleitet. Viertens: eine große Kalbfleischpastete, von eingemachten Gurken und Kürbiß

begleitet. Fünftes Essen: eine mächtige Schüssel Mehlsbrot, leicht angesäuert und der Rand mit Sardellenköpfchen belegt. Sechstes Essen: eine Schüssel Milchreis, dick mit Zucker und Zimmet bedeckt und von fettem Eiergebäck begleitet. Darnach kam dann noch, was das Gesez erlaubte, das grobe westphälische Roggenbrot, Pumpernickel genannt, frische Butter und lange Streifen feines Weißbrot.

Man sieht, daß sich mit den erlaubten sechs Essen doch ein ganz opulentes Mittagessen herstellen ließ, wenn man eben nur verstand, etwas tiefer auf die Intentionen des Gesezgebers einzugehen.

Man speiste vor hundert Jahren an festlichen Tagen weit besser als jetzt, an gewöhnlichen Tagen nährte man sich nicht nur einfacher, sondern vielfach schlechter, immer aber aß man entschieden mehr.

Als Ehrentrunk war für jeden Gast ein tüchtiger Tummel mit altem Franzwein gefüllt aufgesetzt, daneben aber lief der Zapfer herum und füllte wader den „Bierkrug von Stein“.

Die Wittve Trogenburgin hatte ein Fäschen Dufstein auflegen lassen, das war ein Bier von Königsutter, welches dazumal sozuzagen das Modebier war.

Obwohl nun alle Gäste, selbst der verliebte Drossart, die allerliebste Susanne und die tieftraurige Salome nicht ausgenommen, den Speisen redlich Ehre anthaten und die „geringe Bewirthung“ keinesweges verachteten, wie die Wittve in hergebrachter Höflichkeit sehr oft zu befürchten sich den Anschein gab, so entging es doch keinem der Gesellschaft, daß der vornehme Herr Drossart von Jeyst entschieden die Absicht hatte, das hübscheste kleine Schäschen von Bielefeld zu seiner Frau Drossartin zu machen. Die Bewegungen des jungen Mannes waren so ungeschämt und so kühn jedes Geheimniß verachtend, daß kein Zweifel mehr bleiben konnte. Selbst die echt kaufdienerhafte, wie aus Holz geschnitzte Gleichgiltigkeit, die brettehafte Zuberficht des trefflichen Adrian Denksind litt auf eine klägliche Weise und so arg Schiffbruch, daß der arme Mensch zuletzt mit wirklich verstärkten Jügen da saß und nur zuweilen Blicke auf den Drossart warf, wie man sie etwa einem gefährlichen Hunde zuwirft, der eben im Begriff ist zuzuschnappen.

Als sich die Gesellschaft endlich erhob und der Herr Diakon das Dankgebet gesprochen, fuhr die sonst so feste Stütze des Hauses von Laer und Kompagnie ohne Gruß und Abschied zur Thür hinaus, um den Höllenqualen zu entgehen, die ihm der Anblick der Geliebten und des Drossarts bereiteten. Der Unglückliche hatte dabei nicht einmal den Trost, der allerliebsten Susanne seinen Abgang merkbar zu machen, denn so wenig dieselbe von seiner Gegenwart bei Tische Kenntniß gehabt zu haben schien, ebenso spürte sie sein Verschwinden gar nicht. Auf des Drossarts düsterem Antlitz, durch das jetzt scharfe Strahlen schossen wie Blitze durch den nächtigen Himmel, ruheten ihre lächelnden Augen, ihr lächelnd Angesicht war nur ihm zugewendet; das friische Mäulchen lächelte und die Grübchen erschienen auf der Wange, allerliebt und lächelnd das ganze Mädchenbild.

„Lächelnde Lappenpuppe,“ murkte Salome im tiefsten Unmuth vor sich hin. „Lappenpuppe ohne Herz!“ Und es war doch nur ein armes kleines Schäschen!

Rasch nähete sich sofort wieder die Versuchung, sie flüsterte Salome zu, daß sie die Pflicht habe, ihren theuren Better dieser herzlosen Kokette zu entreißen, aber seufzend wies Salome auch diese Lockung von sich.

Sie that ihre Pflicht; leise an Susanne vorüber streifend sprach sie: „Hat Sie nicht einen Augenblick für mich, Jungfer Susanne?“

Die Lächelnde schien nicht sehr geneigt, einen Augenblick für die Ernste zu haben.

„Die Mühme des Drossarts von Jeyst hat mit der Jungfer Havergohin zu reden!“ fuhr Salome ungeduldig fort.

Das that sofort seine Wirkung und sich fast zärtlich an die heimliche Nebenbuhlerin anschmiegend, sie schmiegte sich immer an, wenn sie nur irgend konnte, folgte ihr Susanne zu einem Fenster.

Es sah ganz so aus, als führe eine ernste Priesterin das

kleine Schäfchen zum Opferaltar, als die hohe Salome mit ihr dahin schritt. Ach, die Priesterin war hier das Opfer.

Als sie in der Fensterbrüstung standen, begann Salome fast odemlos flüsternd, denn ihre eigene Bewegung drohete sie zu ersticken, „Susanne Havergh, sprich, willst Du meinem Vetter, dem Drossart von Jehst, angehören als ein treues Weib? Er läßt fragen, ob Ihr seine Anwerbung recht sei?“

Ja, es war wieder ganz allerliebste, wie Susanne eröthete, allerliebste, wie sie halb verschämt und halb schalkhaft zu der ersten Jungfrau ausblickte, und vollends allerliebste, wie sie zwei- oder dreimal zum Sprechen ansetzte, das Mäulchen aufthat und doch still schwieg.

„Nun, eine Antwort wird Sie doch für meinen Vetter haben?“ fuhr Salome derb heraus.

„Ich weiß nicht!“ stammelte Susanne.

„Jetzt weiß Sie nichts? und vorher bei Tisch wußten Ihre Augen doch gut und verständlich genug zu reden, Jungfer!“ bemerkte Salome mit überquellender Bitterkeit.

„Ach, Salome, was bist Du so böse mit mir? Ich kann ja nichts dafür!“

Susanne verzog den Mund Weinerlich wie ein Kind, und auch das sah wieder ganz allerliebste aus.

Salome stampfte ungeduldig mit dem Fuße, Susanne trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Giebt Sie es zu, Jungfer, daß der Drossart um Sie wirbt?“

Fast drohend fragte es Salome Tugendreich.

„Dafür ist mein Vater da!“ antwortete das kleine Schäfchen plötzlich sehr trocken, machte der Freierberin einen tiefen Knix und entfernte sich eilig. Sie verließ die Gesellschaft fast ebenso hastig, wie kurz zuvor Herr Adrian Denfsind.

Fast erschrocken sah ihr Salome nach, aber sie hatte nicht lange Zeit, dem, was geschehen, nachzudenken, denn wie der edle Falke auf den Reiter stößt, so stieß der Drossart auf sie und fragte mit funkelnden Augen nach dem Erfolg ihrer Sendung.

Ganz ehrlich sagte das Mädchen, daß Susanne erst lange keine Antwort gegeben, dann aber den Herrn Vetter Drossart mit seiner Werbung an ihren Vater gewiesen habe.

Der Drossart schluckte gewaltig, er schluckte einen mächtigen Freudenschrei mit Gewalt hinunter, wurde dunkelroth dabei und zog sich mit einem so feurigen Dankblicke auf Salome zurück, daß diese in der Seele erbebt.

Was mußte der geliebte Drossart diese Lappenpuppe lieben!

Die Dual der armen Drossart-Muhme war noch nicht zu Ende, denn jetzt chaffirte die junge Ehefrau auf sie zu und flüsterte: „Ich habe Dich beobachtet, Du hast mit ihr gesprochen und mit ihm auch, nun, wie steht es?“

Salome schüttelte ihr Haupt, so daß die weißen Federn fast drohend nickten, und entgegnete mit gepreßter Stimme: „Ich weiß es nicht, Klärchen, aber der Drossart denkt, daß es gut steht. Denke Dir, erst konnte ich gar keine Antwort von der Jungfer bekommen, sie grinste mich an wie ein Affe, dann verwies sie den Herrn Vetter Drossart an ihren Vater!“

„Ich wußte es, ich wußte es,“ sagte die junge Frau mit leiser Stimme, klopfte aber derb in die Hände dazu, „die Susanne ist von gar verliebter Art, Du weißt, sie hat rothe Ohren; hätte sie den Herrn Vetter nicht gewollt, so würde sie ihn doch wahrlich nicht zu ihrem Vater geschickt haben; sie wird ihn zu dem Vater doch gewiß nicht geschickt haben, um sich einen Korb zu holen? Mich dauert nur der arme Adrian Denfsind!“

Und die junge Frau chaffirte wieder davon, wahrscheinlich um dem Herrn Gemahl Bericht abzustatten.

„Sie ist verliebt, sie hat rothe Ohren!“ flüsterte Salome Tugendreich; sie war fest entschlossen, zunächst auf ihrer Kammer im Spiegel nachzusehen, ob sie selbst rothe Ohren habe. Ob nicht ihre heimliche Liebe durch ihre rothen Ohren verrathen werde. Sie hatte ihre Ohren noch nie darauf angesehen, und was sollte sie thun, wenn sie wirklich rothe Ohren hatte?

(Fortsetzung folgt.)

## Vater Johann Beckx, der Jesuitengeneral.

(Mit Porträt auf S. 277.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Anch' io sono generale!\*) Das liegt in der strammen Haltung des großen Vaters und auf den scharf geschlossenen Lippen mit den energischen Falten zur Seite. Das Auge sendet den forschenden Blick in die Ferne. Mit Befriedigung hält er, auch ein „Schweiger“, Revue über die nach allen Richtungen der Windrose vordringenden Streiter der „Kohorte Jesu Christi“, wie sein Orden sich nennt. Zwar hat dieser in Deutschland eine Schlappe erlitten. Fatal! Aber es ist ja nicht die erste, und die Scharte muß wieder ausgeweht werden! So denkt er wohl, der Höchstkommandirende in einem Feldzuge, der nicht nach Wochen oder Jahren, sondern bereits nach Jahrhunderten zählt. Obgleich nur eine „Kompanie“ von einigen tausenden, ist es doch die Elitetruppe des römischen Streiterheeres, die er befehligt. Von einem Soldaten gestiftet, ist dem Jesuitenorden der kriegerische Charakter unausstößbar aufgeprägt. Wie eine militärische Ordnung beginnt die Bestätigungsbulle des Papstes Paul III (1540) mit den Worten: Regimini militantis —

Der Zweck des Ordens ist die Bekämpfung des Protestantismus, und er hat seinen Eroberungskrieg fortgesetzt bis in unsere Tage. Die Führer gehen aus den geistlichen Kriegsakademien in Rom, den Nationalkollegien, hervor. Schon zwölf Jahre nach Entstehung des Ordens gründete Ignatius von Loyola selbst das Collegium Germanicum, zu welchem später das Collegium Romanum hinzukam. Begabte Jünglinge, die sich dem Studium der Theologie widmen wollen, besonders aus Ländern mit vorwiegend protestantischer Bevölkerung, werden hier ausgebildet, und zwar recht eigentlich unter den Augen des Generals selbst. Papst Gregor XIII stellte in seiner Bestätigung der Stiftung (1573) als Zweck hin, daß diese Jünglinge, wenn sie wieder nach Hause kämen, in Predigten und

\*) Auch ich bin ein General.

Disputationen die Ketzer widerlegen und die Wahrheit des orthodoxen Glaubens aufhellen sollten, weil der Satan in Deutschland Religionszwist gestiftet habe. Zur Versicherung ihres Seelenheiles verspricht er ihnen bei ihrem Ein- und Austritt und besonders wenn sie in dem Kollegium sterben sollten, Ablass und gänzliche Nachlassung aller ihrer Sünden. Sie müssen dafür geloben, sich unbedingt senden und ihre Arbeit in der Heimat sich anweisen zu lassen. Auch wenn sie dort eine Anstellung gefunden haben, bleiben sie den Oberen des Kollegiums unterstellt, deren Weisungen sie zu gehorchen haben. Ein Monsignore, in dem Germanicum ausgebildet, hat vor einigen Jahren geäußert: „Das Ziel, welches die Jesuiten an diesen Jünglingen zu erreichen streben, ist — den Willen zu brechen und ihren Charakter zu vernichten. Bei den Deutschen gelingt es ihnen am leichtesten und an den meisten.“

Aus dieser Anstalt gehen die Doctores romani hervor, welche heute als Leiter von Klerikal- und Knabenseminaren fungiren, auf theologischen und philosophischen Kathedern, in Domkapiteln, auf Bischofsstühlen sitzen und den Jesuitismus vertreten und verbreiten, nachdem die Jesuiten selbst aus Deutschland ausgewiesen sind.

Wie in der Kirche, so sind auch auf politischem und sozialem Gebiete die Jesuitenschüler in den ultramontanen Kreisen die Tonangeber. In den Städten gründen sie „katholische Kasinos“, auf dem Lande „Bauernvereine“, arrangiren Prozessionen und Wallfahrten, alles, um das Volk zu alarmiren und zu fanatisiren. Von ihnen werden die zahlreichen Winkelblättchen geleitet, welche wie Pilze aus der Erde schießen, nebst den zugehörigen Pressevereinen. Die Jugend auf den Gymnasien wird in der „Marianischen Kongregation“ bearbeitet. Den Herz-Jesu-Schwindel in Frankreich mit seinen trains de plaisir haben die Jesuiten und ihre Schüler aufgebracht, um

das französische Volk zur „Revanche“ gegen Deutschland aufzuheben.

Das sind Früchte der Nationalkollegien in Rom. Die beiden wichtigsten schließen sich an die Hauptkirchen der Jesuiten an. Zu der Ignatiuskirche gehört das Collegium Romanum, ein mächtiges Gebäude mit stattlichen Sälen und Gängen sowie zahlreichen Zellen für die Studirenden. Bei der Jesuskirche ist das Jesuitenloster mit dem Collegium Germanicum. Die Jöglinge des letzteren zeichnen sich durch ihre Tracht in der Farbe der Kardinäle aus; in langen krebsrothen Röcken sieht man sie im Zuge durch die Straßen schreiten; das Volk nennt sie Preti rossi, d. i. rothe Priester. Hier befindet sich auch die von Loyola einst bewohnte Stube, welche in eine Kapelle umgewandelt ist. Seine Gebeine ruhen unter dem Altar in der mit Schmutz überladenen Kirche del Gesù, an welchem der Sieg des Jesuitismus über die Ketzer dargestellt ist, und zwar sind letztere durch zwei menschliche Mißgestalten symbolisirt, unter welchen die Namen Luther und Calvin stehen. Hier im Jesuitenloster hat, wie seine Vorgänger, auch Pater Beckx residirt, bis es vor kurzem von der italienischen Regierung in Besitz genommen wurde.

Die Organisation wie die Disciplin des Ordens entsprechen ganz seinem militärischen Charakter. Der unbedingte Gehorsam gegen die Oberen ist Gesetz. Wenn es aber unter den Soldaten heißt: erst Ordre pariren und dann räsonniren, so gilt für den Jesuiten nur das Pariren, er darf nicht einmal inwendig räsonniren oder eine andere Meinung haben. Nach der Konstitution des Ordens muß sich jeder von seinem Vorgesetzten leiten lassen „wie ein Leichnam“, der nur der äußeren bewegenden Ursache nachgibt, oder „wie ein Stod“, welcher der Hand seines Trägers willenlos dient. Je mehr das Individuum im blinden Gehorsam sich zu dem versteht, was dem eigenen Willen und Urtheil widerstrebt, desto völliger entspreche es dem göttlichen Willen. Auch von allen gottgeordneten natürlichen Lebensverbindungen wird der Jesuit losgelöst. Er soll daher nicht sagen: „Ich habe,“ sondern „ich hatte Eltern und Geschwister, nun aber habe ich sie nicht mehr.“ Eben so verhält es sich mit der Nationalität und dem Patriotismus: der Orden muß ihm ausschließlich als Heimat gelten. Noch im Jahre 1811 erklärte der Ordensgeneral der russischen Regierung: „Allerdings sind auch einige Ausländer in unserem Orden, aber so wie sie aufgenommen sind, haben und kennen sie keine anderen Grundsätze, keine anderen Interessen als die der Körperschaft, der sie unwiderwillig einverleibt sind.“ Die verderblichen Grundsätze des Ordens sind im allgemeinen bekannt.\*) Ihnen gemäß sind auch die Waffen und die Kampfweise.

Die Jesuiten und ihre Schüler werden auch „exercirt“. Die von dem Stifter erfundenen Exercitien macht man in vier Wochen ab. Dabei wissen sie es so weit zu bringen, daß sie riechen den Schwefelbampf und den Modergeruch der Hölle und an ihren Gliedern fühlen die Flammen, in welchen die Verdammten brennen; dann wieder, daß sie schmecken und riechen die Süßigkeit der himmlischen Liebe und mit Händen und Lippen berühren die Kleider der Seligen.

Das sind die Leute, heimatlos, blind ergeben und nach dem Reglement geschult, über welche gegenwärtig General Beckx das Kommando führt.

Ehe der Orden im Jahre 1773 aufgehoben wurde, hatte er in 39 Provinzen etwa 25,000 Mitglieder. Nach einer amtlichen Statistik zählte er im Jahre 1871, also 54 Jahre nach seiner Wiederherstellung durch Pius VII, in 22 Ordensprovinzen 8809 Mitglieder. Nach der Zahl der in ihr wohnenden Mitglieder nahm die Provinz Deutschland mit 738 die zweite Stelle ein.

Der General wird auf Lebenszeit von der Generalkongregation erwählt, deren Mitgliedern bis zur Beendigung dieses Geschäftes nur Wasser und Brot gereicht werden darf. Dem

\*) Wer sich über dessen moralische, politische und kirchenpolitische Grundsätze orientiren will, findet sie quellenmäßig dargelegt in meiner Schrift: Der Jesuitenorden nach seiner Geschichte und seinen Grundsätzen. 2. Aufl. Detmold, Schenk. 1873.

Erwählten wird alsbald gehuldigt, indem die Versammelten sich einzeln vor ihm auf die Kniee werfen und ihm die Hand küssen. In dieser Hand des Generals, welcher mit souveräner Macht bekleidet ist, ruht die ganze Verwaltung, Regierung und Jurisdiktion des Ordens; zur Unterstützung in den Geschäften hat er einen Sekretär, den er sich selbst wählt. Abgesetzt kann der General nur in bestimmten Fällen durch die Kongregation werden. Wird eine Anklage hierzu nicht als hinreichend befunden, so soll man nach der Konstitution zum Scheine, als wäre deswegen die Versammlung berufen, andere Gegenstände verhandeln und sich stellen, als sei von dem Vergehen des Generals gar nicht die Rede gewesen.

Der Orden zählt bis jetzt 22 Generale. Darunter sind 11 Italiener, 4 Spanier, 3 Belgier, 1 Tscheche, 1 Pole, 1 Holländer (Roothaan), 1 Deutscher (Goswin Nickel, welcher 1661 halb abgesetzt wurde), und kein Franzose, Engländer, Schweizer oder Ungar.

Peter Johann Beckx ist geboren am 8. Februar 1795 zu Sichern in Belgien. Er ist also drei Jahre jünger als Pius IX. Im Jahre 1819 trat er zu Hilbesheim in die Gesellschaft Jesu, nachdem er bereits die Priesterweihe empfangen. Sein erstes Arbeitsfeld fand er als Beichtvater des katholisch gewordenen Herzogs Ferdinand von Anhalt-Röthen und dessen zweiter Gemahlin Julie, einer Tochter des Königs Friedrich Wilhelm II von Preußen aus morganatischer Ehe und Schwester des bekannten Generals und Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg.

Es ist eine alte Taktik der Jesuiten, ihre Neze besonders nach regierenden Häuptern, Mitgliedern der Aristokratie und Gelehrten auszuwerfen. Die Jagd ist ihnen im vorigen Jahrhundert an etwa 50 Mitgliedern regierender und reichständiger Häuser in Deutschland gelungen. Gelehrte und Poeten sind ihnen besonders in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in das Garn gegangen.

Als man 1825 das vom Papste ausgeschriebene Jubiläum feierte, konnten die Jesuiten in Paris den im gegenwärtigen Jahrhundert seltenen Triumph damit verbinden, einen deutschen regierenden Herzog in den Schoß der allein selig machenden Kirche „zurückzuführen“. Dem schließlichen Uebertritt war schon vorgearbeitet durch Einflüsse von Hilbesheim aus und durch den mit den Jesuiten verbundenen Adam Müller, selbst ein Konvertit und damals österreichischer Gesandter an dem kühener Hofe. Es war der Mann, welcher zuerst auf die geistreiche Idee kam, die Dreifelderwirthschaft mit dem Dogma von der Dreieinigkeit zu begründen.

Auf die Konvertirung des Anhaltiners baute man kühne Hoffnungen. Ein Pariser Organ der Jesuiten erwartete nichts geringeres, als „daß dem Beispiele dieses erhabenen Fürsten bald alle protestantischen Regenten Deutschlands, vielleicht gar die Könige von Schweden, England und Niederland, und diesen Fürsten dann ihre Völker folgen werden“. Man gab damals wie heute vor, die katholische Kirche gewähre allein Garantie für die Sicherheit der Throne und die Jesuiten seien die besten Stützen für dieselben. Die Herzogin suchte auch bald einen Briefwechsel mit ihrem Stiefbruder, dem Könige Friedrich Wilhelm III von Preußen einzuleiten, indem sie ihn von der Konvertirung in Kenntniß setzte, die man eigentlich noch hatte geheim halten wollen. Der König antwortete in einem längeren Schreiben. „Was mich betrifft,“ sagt er, „so kann ich Sie nur aus dem Grunde meines Herzens bedauern und bemitleiden, in solche Irrthale, in solche Verblendung gerathen zu sein.“ Er weist sie an die Bibel, in welcher er seines evangelischen Glaubens sei gewiß geworden. „Gott verzeihe Ihnen, wenn Ihre „Ueberzeugung“ Sie irre führte. Denn was ist Ueberzeugung, wenn sie nicht mit Gottes Wort übereinstimmt? (Und haben wir ein Größeres als die heilige Schrift?) Nichts als Trug und Wahn!“

Hier war also nichts zu machen. Der Herzog aber führte die Jesuiten in Röthen ein, baute ihnen eine prachtvolle Kirche, Müller wurde zur Anerkennung in den österreichischen Ritterstand erhoben, und Pater Beckx war ausersahen, als herzoglicher Beichtvater auf Realisirung der Pariser Hoffnungen so

viel als möglich hinarbeiten. Nach dem Tode des Herzogs war er der beständige Begleiter der Herzogin, welche sich viel in Wien aufhielt. Ihr Salon war der Mittelpunkt der ultramontanen Kreise. Pater Bedx bewohnte mit ihr ein prächtiges Palais.

Die beichtväterliche Thätigkeit allein konnte die Zeit eines Mannes wie Bedx nicht ausfüllen, er war im Interesse der Kurie nach allen Seiten hin thätig. Aber es ist begreiflich, daß sich die Thätigkeit des Agenten eines geheimnißvollen Ordens nicht schildern läßt wie die eines Mannes, der auf dem offenen Markte des Lebens wirksam ist.

Als um die Mitte der dreißiger Jahre in Deutschland die Wirren wegen der gemischten Ehen entstanden, gab es auch für Pater Bedx reichlich Arbeit. Es ist bekannt, daß dieselben äußerlich die Veranlassung wurden zu dem Rücktritt des edlen Fürstbischofs Sedlnitzky in Breslau. Aber insgeheim waren es die jesuitischen Intrigen, die den evangelisch gesinnten Kirchenfürsten verdrängten und deren Fäden in der Hand unseres Paters zusammenliefen. Sedlnitzky kannte die „so zahlreiche, weit verbreitete, auf blindem Gehorsam ruhende Gesellschaft“ genau, welche „auch bei mäßigen geistigen Kräften auf Grund ihres Organismus, der alten Traditionen und ihrer moralischen Grundsätze ein außerordentlich brauchbares Werkzeug eines kirchlichen Absolutismus, ja selbst eine Weltmacht werden kann“. „Es war mir klar,“ sagt er, „daß bei der großen Macht des römischen Stuhls mit Hilfe der Kurie, der Jesuiten und der Diplomatie die von Gott in seiner Kirche gestiftete Ordnung nochmals zerstört werden könnte, aber auf Kosten des Friedens der Kirche, des christlichen Staates und der christlichen Familie.“

Auf die empörendste Weise suchte man den edlen Grafen, der sich nicht einschüchtern und beugen ließ, öffentlich in Zeitschriften zu verleumben, und drohte ihm in anonymen Schreiben, ihn unschädlich zu machen. Es blieb freilich nur bei der Drohung; man war noch nicht so weit gekommen wie unter dem Generalat des Paters, wo gegen den widerpenstigen Kardinal d'Andrea die Drohung wirklich ins Werk gesetzt wurde. Dieser starb vor einigen Jahren an Gift.

„Tief wurde ich erschüttert,“ schreibt Sedlnitzky in seiner Selbstbiographie, „wenn ich bedachte, wohin ein solches Treiben führen müsse, das im Finstern schleichend alle unlauteren Mittel anzuwenden sich nicht scheute.“ Wer die „Herzogin“ gewesen, durch deren Vermittlung ihm ein sehr verletzendes Schreiben des Papstes Gregor XVI zugeht, ist nicht schwer zu errathen.

Um jene Zeit verfaßte Bedx sein Andachtsbuch „Der Monat Maria“, dessen deutsche Ausgabe seit 1843 zwölf Auflagen erlebt hat. Kein anderer Orden der katholischen Kirche hat den Marienkultus bis zu einer so blasphemischen Höhe getrieben wie die Jesuiten. Sie haben geradezu der römischen Christenheit neben dem dreieinigen Gott auch eine Göttin verschafft. Dem protestantischen Schiboleth „Jesus allein“ haben sie das ihrige gegenüber gestellt: „Maria über alles!“ Denn nach ihnen haben die Menschen Heil und Seligkeit in erster Linie nicht dem Heiland, sondern der Maria, die ihn geboren, zu verdanken. Und sie haben nicht geruht, bis sie die völlige Vergötterung Marias in dem Dogma von der unbefleckten Empfängniß durchsetzten, eines Dogmas, zu dessen Proklamirung besonders ihr gegenwärtiger General durch seinen großen Einfluß auf Pius IX beigetragen hat.

Der Marienmonat ist der Mai. Nach Pater Bedx wählte man diesen Monat, um in demselben täglich die erhabene Gottesgebäuerin zu verherrlichen, weil er, als der schönste im Jahre, der Mutter der schönen Liebe (?) am allerersten geblühe. Zum Zweck der Andacht stellt man an einem passenden Orte ein Bild Marias auf und schmückt dasselbe mit Blumen u. dergl., so gut man kann. Vor diesem Bilde werden dann täglich die bestimmten Abschnitte aus dem Buche gelesen. Dieses enthält für jeden Tag eine Betrachtung, ein Gebet aus der lauretanischen Vitaner, Beispiele von Heiligen, „die sich durch ihre Andacht gegen Maria ganz vorzüglich auszeichneten“, darunter natürlich viele Jesuiten, und zum Schluß eine „Uebung“. Es ergeht die Weisung, „mit allem Eifer der himm-

lischen Gebieterin und Frau zu dienen, und besonders in diesem Monat alles Mögliche anzubieten, um ihren Beifall, ihre Gunst zu gewinnen. Wohl dir, wenn dir dieses gelingt.“ Also doch eine zweifelhafte Sache, an welche möglicherweise vier ganzer Wochen Zeit ohne Erfolg verschwendet werden kann!

Die Andacht beginnt mit einem Weihegebet an Maria, in welchem es heißt: „Dir weihe ich meine Person, meinen Leib und meine Seele, sammt allem, was ich habe und besitze. Vorzüglich aber schenke und weihe ich Dir mein Herz, und wünsche und verlange, daß es in Zukunft Dir stets angehöre.“ Aus den Betrachtungen erfahren wir, daß „Maria geboren wurde, um den Schaden, welchen der Himmel erlitten, zu ersetzen, um die Herrlichkeit des Himmels zu mehren, und um die Königin des Himmels zu werden“. Es ist die neueste Auflage von Jeremias 44, 16—19, mit dem Unterschied, daß jene alte Himmelskönigin den Mond auf dem Scheitel, die neue ihn unter den Füßen trägt. „Maria hat uns durch Jesum Christum ein neues Leben gegeben.“ „Sie hat den Teufel besiegt und ihr bloßer Name schlägt die höllischen Geister in die Flucht. Sie ist mächtig im Himmel, auf Erden und in der Hölle, weil Jesus mit ihr seine göttliche Allmacht theilt.“ Sie wird bald Tochter, bald Mutter Gottes genannt. „Durch Deinen Gehorsam, Maria, hast Du die Pforten des Himmels eröffnet: Du bist unsre Hoffnung, unsre Hilfe; durch Dich werden wir in das ewige Reich gelangen.“ „O Königin des Himmels und der Erde, auf Dich ist unser ganzes Vertrauen gegründet. Alles legen wir in Deine Hand; zeige, daß Du unsre Mutter bist, im Leben und im Tode, o gnädige, o gütige, süße Jungfrau Maria. Amen. Es lebe Jesus! Es lebe Maria! Amen.“ In den Gebeten empfängt sie auch die Titulaturen: „Du vortreffliches Gefäß der Andacht“, „Du Thurm Davids“, „Du elfenbeinerner Thurm“, „Du Arche des Bundes“.

Die beigegebenen Legenden wimmeln von leibhaftigen Erscheinungen der Mutter Gottes und dabei erfolgten wunderbaren Heilungen. Ein Rosenkranz trägt einen Schiffbrüchigen ans Ufer; das Scapulier, auf bloßem Leibe getragen, macht kugelfest; ein altes Haus wollte einstürzen, da hielt es Maria eine ganze Nacht hindurch „mit eigenen Händen“ fest; auch befördert sie glückliche Entbindungen. Lediglich Maria hat (1571) die türkische Flotte bei Lepante vernichtet und (1683) die Türken vor Wien vertrieben. Heilige Jesuiten werden gerühmt, daß sie „eine feurige und heftige Liebe“ zu Maria hatten und ihr Bild „mit der innigsten Zärtlichkeit küßten“. Von den „Uebungen“ für die einzelnen Tage seien folgende erwähnt. „Mache einem Muttergottesbilde einen Besuch. Thue Dir beim Essen einen kleinen Abbruch. Berrichte eine kleine Abtödtung. Erweise Deinem Nächsten, Maria zu Liebe, eine Gefälligkeit. Trage die Medaille der unbefleckten Empfängniß bei Dir. — Der Monat Mai ist die geistliche Exercirzeit.“

Siehe, Israel, das sind Deine Götter, und das ist der Weg des Heils, welchen der Pater Bedx seine Gläubigen gehen heißt!

Im Jahre 1847 ward Bedx Procurator der Provinz Oesterreich und nahm seinen dauernden Sitz in Wien. Hier pflegte er Verbindungen mit den auf Jesuitenschulen erzogenen österreichischen Diplomaten und sein Einfluß reichte auf verschiedenen Wegen bis in das Metternichsche Kabinet. Außerdem suchte er die Presse möglichst zu beeinflussen und auch nach Deutschland herein zu agitiren.

Aber die Revolution kam dazwischen. Da hätten die berühmten Thronstüben sich bewähren müssen. In den stürmischen Tagen sah man wohl den Pater Bedx mit dem bekannten Baron von Hübnert auf den Straßen, aber bald verschwand er mit den andern Jesuiten aus dem Kaiserstaate. Er wurde Rektor des Kollegiums in Löwen. Und als nach niedergerorfener Revolution die Thronstüben im Jahre 1852 zurückkehrten, kam auch Pater Bedx wieder als Superior von Ungarn und wurde bald Provinzial für Oesterreich.

Schon nach einem Jahre, am 2. Juli 1853, wurde er als Roothaans Nachfolger zum General erwählt und empfing die devote Huldbigung. Alle Mitglieder der Gesellschaft sollen nach der Konstitution „in ihrem Oberhaupt Christus als gegen-

wärtig verehren!" Die Kongregation hat sich nicht getäuscht, wenn sie ihre Wahl auf einen Mann lenkte, der ihr vermöge seiner Volubilität des Geistes und zähen Energie sowie seiner ausgezeichneten Bewährung in der jesuitischen Praxis ganz geeignet erschien, mit ebenso geschickter als rückwärtsloser Hand die Tendenzen des Ordens ihren Zielen entgegenzuführen. Der Jesuitengeneral tritt mit seiner Person nirgends in den Vordergrund, während er der Motor der ganzen Ordensthätigkeit ist, dessen inneres Getriebe sorgfältig mit einem dichten Schleier umhüllt wird. Des Ordens Agitationen beruhen auf des Generals Inspirationen, des Ordens Thaten sind des Generals Werk.

Auch von Rom aus — er war kaum ein halbes Jahr General — war Pater Bede mit Erfolg bestrebt, seinen Orden in Oesterreich wieder zu befestigen und ihm besonders unbeschränkten Spielraum in den von ihm geleiteten höheren Schulen zu verschaffen. Bei dem den Jesuiten sehr ergebenen Minister Grafen Leo Thun setzte er es ohne Mühe durch, daß die Leitung solcher Gymnasien ausschließlich den Ordensoberen zu überlassen sei, daß diese Oberen ihre Untergebenen ohne vorgehende amtliche Lehrfähigkeitsprüfungen zu Direktoren, Professoren etc. ernennen, sie von ihrem Amte entfernen und andre an ihre Stelle setzen können, ferner, daß sie die Lehrbücher bestimmen. Einem staatlichen Schulrath wird nur ein Besuch in der Anstalt gestattet; er muß zufrieden sein, wie weit man ihm einen Einblick gewähren will, fordern kann er nichts. Auch hat Pater Bede für diese öffentlichen Anstalten die alte unveränderte Ratio studiorum, d. h. Studienordnung der Jesuiten ausbedungen.

Was für eine Pädagogik in derselben herrscht, das mögen folgende Bestimmungen zeigen. „Der Lehrer bedenke: diejenigen, welche er schwach und unbedeutend sieht, werden in kurzem Jünglinge und Männer, und werden vielleicht zu Würden, Gütern und Macht gelangen, so daß man ihre Gunst suchen und von ihrem Winke und Willen abhängen muß; daraus ermesse der Lehrer, welche Strafe, ob in Wort oder durch die That, anzuwenden sich schicke.“ Wo also die ausgesprochene Vermuthung nicht besteht, da kann dreist geprügelt werden. Eine andere Bestimmung sagt: „Die Schüler, welche sich durch besondere Andacht hervorthun, sollen belobt und öffentlich ausgezeichnet werden, ihr Name soll in ein Ehrenbuch eingeschrieben werden. Wer dagegen in göttlichen Diensten trägt und nachlässig ist, der soll durch fromme Werke und Gebet für das Vergehen büßen“, er muß nämlich länger in der Kirche bleiben und — nachbeten, wie der Soldat nachgerenciren muß.

Bekannt ist, daß man in Rom den Jesuitengeneral den

schwarzen Papst nennt. Und der schwarze ist im Grunde mächtiger als der weiße Papst. Während Pio IX im Anfang seines Pontifikats den Jesuiten sehr abgeneigt war, wurde er in Gaeta ganz umgestimmt. Nach seiner Rückkehr nach Rom nahm er sich einen Jesuiten zum Beichtvater, führte Jesuiten in die Index-Kongregation ein und besetzte mit solchen die theologischen Lehrstühle. Sie haben seitdem die römische Kirche um zwei entsehlliche Lehren bereichert: die unbefleckte Empfängniß Mariä und die Infallibilität des Papstes. Pater Bede hat die Genugthuung, daß unter seinem Generalate das Ziel vollständig erreicht wurde, welches der Jesuitenorden für seine Stellung und Thätigkeit innerhalb der römischen Kirche sich seit lange gesteckt hat: ein unfehlbarer Papst als gefügiges Werkzeug in seinen Händen.

Unter den Auspicien des Pater Bede wurde in Rom die „Civiltà cattolica“ gegründet, welche fast die einzige Lektüre des Papstes bildet. In dieser Zeitschrift kann man einen Kommentar zu jener Stelle in dem Briefe des Papstes an den Kaiser Wilhelm finden, wonach alle, die getauft sind, dem Papste angehören sollen. Das Leiborgan des schwarzen und des weißen Papstes schrieb schon 1871: „Die katholische Kirche hat das Recht, mit körperlichen, auch mit schweren körperlichen Strafen die Christen zu belegen, welche ihre Befehle übertreten, namentlich Schismatiker und Häretiker, . . . und wenn sie von diesem Recht nicht Gebrauch machen kann, so ist das nur ein Zeichen und eine Wirkung der sehr traurigen Zeiten . . . Es ist irrig, wenn man meint, nur das geistliche Schwert gehöre der Kirche, und das materielle Schwert, welches die kirchlichen Vergehen strafft, gehöre nicht ihr, sondern allein den Fürsten. Nach der Bulle Unam sanctam gehören beide Schwerter der Kirche; das geistliche wird von der Kirche selbst geführt, das weltliche für die Kirche; jenes schwingt der Priester, dieses ist in der Hand der Könige und der Krieger (!), welche es gebrauchen nach dem Befehl des Priesters.“

Das ist das letzte Ziel der jesuitischen Kirchenpolitik, wie sie Pater Bede vertritt. Noch ist es nicht gelungen, dieses Ziel zu erreichen. Während der Orden seine Besitzungen in Rom an den Staat abgeben muß, wird in der ewigen Stadt an einer großen protestantischen Kathedrale gebaut. Der General selbst hat Rom verlassen und sich nach Florenz gewendet. Wie es heißt, soll er Belgien zur Niederlassung für sich und seinen Generallstab ausersuchen haben. Jedenfalls würde er da dem Schlachtfelde näher sein, wenn nach der Prophezeiung des Kardinals Wiseman die Machtfrage zwischen der Kirche des infallibeln Papstes und dem modernen Staate auf marktlichem Sande ausgefochten wird. Otto Thelemann.

## Jugenderinnerungen.

Von einem süddeutschen Freunde des Dageim.

(Fortsetzung.)

Gingen so die langen Winterabende mit ihrem Stubenarreste vergnüglich herum, so fehlte es auch nicht an Unterhaltung für andere Tag- und Jahreszeiten, an Spiel und Bewegung zu Haus und im Freien. Vom Soldatenpiel zwar erinnere ich mich aus jenen frühesten Jahren nicht viel; Papa liebte weder die Kindertrompeten noch die Knabentrommeln zu hören; auch waren die Flinten und Säbel, die etwa das Christfest brachte, zu wenig auf die Dauer konstruirt, da weder Dreyse noch Mauser ihre mörderischen Erfindungen damals schon gemacht hatten. Dagegen that ein Wiegenpferd Jahre lang treulich seine Dienste. Der Großvater zu D. hatte auch diesen werthvollen Hausfreund zu Weihnachten bescheert. Es war ein Schimmel mit gelber Tuchschabracke, ein frommes Thier von sanfter Gangart, das nur die Unart hatte, wenn es zu stark geritten und zu straff im Zügel gehalten wurde, sich mit seinem Reiter nach hinten zu überschlagen, was bei Bruder Theodor wegen seines raschen Temperaments im Durchschnitt wöchentlich einmal, bei jungen Gästen, welche das Ross zum ersten Male ritten, meist in wenigen Minuten der Fall war. Dieß man ihm dagegen gehörig Luft und gab ihm kräftig die

Waden, so konnte man stoßweise durchs ganze Zimmer kommen; ein Reiterstückchen, das übrigens von der guten Mutter des Stubenhodens wegen immer mißbilligt wurde. Bei sanfterer Stimmung konnte man sich auch, zumal in dämmernder Abendstunde, durch die gleichmäßige Bewegung und das melodische Knarren seines Galopps in allerlei Träume und Phantasieen einwiegen lassen. Da hatte er dann etwas vom Pegasus oder von Gellerts frommem Dichterschimmel, und Schreiber dieser Denkwürdigkeiten verdankt ihm wirklich einige seiner frühesten poetischen Anwandlungen. Behaglich war's auch, wenn in der Dämmerzeit der Papa drei oder vier Kinder im Korbwagen durchs Zimmer zog. Wir fuhren da gewöhnlich zu den Großeltern nach D. oder D. und zählten die Reifestationen, bis etwa beim Umwenden das überladene Fuhrwerk umschlug und wir am Boden lagen, während Papa, seine Amtsgeschäfte im Kopfe, gemüthlich weiter fuhr.

Eine ritterlichere Beschäftigung war wiederum das Bogenschießen, wozu sich der kleine Hof hinter dem Hause als Exercirplatz bot. Mama fertigte aus einem alten Fackreife mit etwas gewichstem Bindfaden ganz brauchbare Bogen und Papa

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11. VI. 70.

war so gefällig, nach Tisch aus tannemem Brennholz einige Holzstücke zu schnitzen. Vergnüglich war sowohl der scharfe Prellschuß gegen das Hoftor mit Rückprall, als der Hochschuß ins Blaue, wenn der Holzsonnebeglänzt wie eine Rakete in der Luft schimmerte. Als aber je und je eines der friedlichen Geschosse sich ins Blumengärtchen des Hausherrn verirrte, ein anderer Pfeil unter den Tauben auf dem Dach Schrecken und Bestürzung anrichtete und gar ein dritter, von Theodors kräftiger Hand geschleudert, klirrend durch eine Fenster Scheibe des Hinterhauses fuhr, protestirte der Hausbesitzer bei den Eltern, und sofortige Entwaffnung war die Folge der diplomatischen Intervention.

Unschuldiger und unschädlicher waren die leichten Kugeln, die wir in Gestalt von Seifenblasen in die Lüfte steigen ließen. Auch dies billige Spiel ergözte uns manche Stunde, bei gutem Wetter im Hofe, bei schlechtem trotz der Seifenflecken auch im Zimmer. Es gelangen uns sowohl die kleinen, bunteillenartig zusammengefügtten Blasen, die durch zeitweises Absetzen des Athems aneinandergehängt werden, als die großen wogenden Kugeln, welche bei sanftanhaltendem Hauch allmählich länglich-rund anschwellen, und mit andächtigem Entzücken lauschten wir dem Farbenspiele, wenn zuerst Smaragdgrün und Purpur, später Azurblau, Violett und Hellgelb zauberhaft durch und um einander floss. Der Farbensinn war überhaupt bei mir von früh auf sehr lebhaft. An kleinen Fleckchen bunten Baus, glänzenden Taffets und schillernden Seidenzeugen, welche Katharine, die Kindsjungfer, aus ihrem Kleiderkasten uns zum Spielen überließ, konnte ich mich viertelstundenlang träumerisch weiden. Noch einen löstlicheren Augenschmaus gewährte das Kaleidoskop, das Papa im Kulte verwahrte, mit seinen funkelnden Farben und blitzschnell wechselnden kristallinisch anschickenden Figuren.

Dagegen sah ich einen Guckkasten mit Ansichten fremder Städte zuerst bei einem Kameraden und zwar nicht ohne ein geheimes Grausen. Mir schwindelte, beim Blick ins Glas plötzlich in die Straßen irgend einer wildfremden Stadt oder unter die Schiffe eines fernen Seehafens hinein verlegt zu sein. Erst später brachte uns Weihnachten einen eigenen Guckkasten mit einer hübschen Reihe von Rheinsichten; die Burgen funkelten gar romantisch im Abendgold auf die grünen Rebenthügel und den dunkelblauen Strom hernieder, und ich verstand nachher vollständig, noch ehe ich den Rhein gesehen, das Lied von der Lorelei: „Die Luft ist kühl und es dunkelt, und ruhig fließet der Rhein, der Gipfel des Berges funkelt im Abendsonnenschein.“

Noch eine mehr mädchenhafte als knabenmäßige Unterhaltung, die lange bei uns in Blüte stand, muß ich nicht ohne einige Beschämung hier erwähnen. Eine der Hausmägde hatte einen der Brüder zum Geburtstag mit einer Schnur bunter Glasperlen höchlich erfreut. War schon der Anblick ergötlich, wenn die Kleinodien dunkelblau und silberhell, purpurn, weingelb und meergrün in der Sonne spielten, so war es noch lohnender, mit Hilfe von Koffhaar oder gewichstem Zwirn sich und den Hausgenossen, die man zu ehren dachte, Uhrketten, Fingerringe und Armbänder zu fertigen. Jahre lang wurde dieser Kunstzweig betrieben, manches Gröschlein wanderte für Perlen zu Nachbar Hieronymi, dem Madler; manches Juwelenstückchens Inhalt wurde bis aufs letzte Perlchen verbraucht, zerstreut und verloren, und noch erinnere ich mich eines trüben Wintertags, wo die lange Weile groß, jede Schublade leer war, und ich gleich dem Kaufmann im Evangelium, der gute Perlen suchte, alle Winkel in der Stube durchforschte, ja unter Kästen und Kommoden kroch, weil mich ein krankhaftes Verlangen nach einer grünen Glasperle, ähnlich der Sehnsucht der Romantiker nach der blauen Blume verzehrte. Leider fand ich keine und auch die gute Mama hatte damals keine Mittel.

Ueberhaupt trat je und je, besonders in den Wochen vor Weihnachten, völlige Ebbe im Spielzeug ein. Das alte war zerbrochen, das neue hielt das Christkindlein noch unter Verschluß, und wir waren für einige Zeit auf den Sand gesetzt und zwar in buchstäblichem Sinne, denn die letzte verzweifelte Unterhaltung, welche die Mutter anrieth, war, daß wir uns eine Schüssel Silberjand aus der Küche holten, woraus sich

jedes einen irdenen Teller füllte, um mit dem Finger Kreise, Schnörkel und andere Figuren darein zu zeichnen. Um so freudiger war in solchen düren Zeiten die Erwartung des nahen Christfestes. Wie hoffnungselig saß man am frühen Abend im dämmernden Zimmer beisammen und unterhielt sich von seinen Wünschen und Vermuthungen! Welch wundergläubige Augen machten wir, wenn die Kindsjungfer plötzlich flüsterte: „Habt Ihr's gesehen? Eben ist das Christkindlein mit goldenen Flügeln am Fenster vorbei geflogen!“ Bruder Theodor hatte es in der Regel gesehen, ich zu meinem Bedauern nie. Oder wenn uns Mama sagte, die Schneeflocken, die draußen vom Himmel wirbelten, seien lauter Flaum von den Puppenbetten, welche jetzt die Englein über den Wolken aufs Christfest fertig zu machen haben. Und dann die Wonne der Bescheerung mit ihrem Lichterglanz und Tannenduft, mit dem Freudenrausche des Weihnachtsabends und mit der Spielindustrie der nachfolgenden Feiertage. Wer wollte das schildern; es muß erfahren sein, und wem brauchte man's zu beschreiben, wir haben's ja allesammt erlebt.

## 8. Die Hausgenossen.

In mageren Zeiten, wo in der eigenen Stube die Unterhaltung erschöpft war, durften wir wohl auch auf ein Stündchen hinüber zu den Jungfern R., welche nebst ihrem Bruder Gottlieb auf demselben Stocke mit uns wohnten. Dort war alles schöner und vornehmer als bei uns, schon weil es anders war, auch noch es gleich beim Eintritt ins Zimmer so faust und mysteriös, wie meistens in den sauberen Haushaltungen älterer unvermählter Frauenzimmer. Ins zweite Zimmer zwar traten wir nicht gern ein, denn dort saß auf einem hohen, ledergepolsterten Sitzbock an seinem Rechnungspult mit der Tabakspfeife im Munde der „Onkel Gottlieb“ und verwaltete sein Vermögen. Er war eigentlich nicht unser Onkel, wohl aber ein hagerer, etwas hypochondrischer Hagestolz mit lederfarbenem Gesicht, aus welchem unter starken Brauen und dunklem buschigen Haar ein Paar braune Augen uns ironisch anblickten, während um den wortfargen Mund ein sauer süßes, halb spöttisches, halb gutmüthiges Lächeln spielte.

Schlimm meinte er's gar nicht mit uns, nur war er eben kein enthusiastischer Kinderfreund, weshalb es in beiderseitigem Interesse lag, daß wir ihm möglichst vom Leibe blieben. Am merkwürdigsten war er uns, wenn er während der Herbstübungen des Militärs als freiwilliger Bürgergardist mit anderen Wiedermaiern auf die Wache zog. Er vertauschte dann den braunen Hausrock gegen einen dunkelblauen Frack mit gelben Metallknöpfen und anliegende Weinkleider von derselben Farbe; auf dem Kopfe trug er einen ungeheuern preussischen Hut, an den Füßen blanke bis an die Kniee reichende Stiefel, und als einzige Waffe einen Schleppläbel. Uebrigens sah er in dieser Periode immer besonders ernst und bedenklich, fast jungfräulich verschämt aus; weniger vielleicht wegen der Kriegsgefahren, denen er sich exponirte, als wegen der respektswidrigen Blicke und spöttischen Bemerkungen von Alt und Jung, denen er mit den übrigen Vertheidigern der Stadt auf Straßen und Wachtposten sich ausgesetzt sah. Soviel von dem Manne im hinteren Zimmer der R. schen Wohnung, dem ich übrigens als einem Ehrenmann ein dankbares Gedächtniß bewahre.

Wohler war es uns Kindern in der vorderen Stube, wo die drei Schwestern walteten. Es war fürs erste Jungfer Christiane, blond mit einigem Embonpoint, die stattlichste von allen, der wir nicht so nahe kamen; auch verschwand sie bald aus dem Hause, denn sie wurde die zweite Gattin unseres mütterlichen Großvaters. Dann Tante Lotte oder Frau H., aschblond, still, sehr schüchtern, fast „verschüchert“, denn sie hatte aus einer unglücklich ausgefallenen Ehe sich wieder in den friedlichen Schooß ihrer Familie zurückgezogen. Endlich die freundlichste von allen, Jungfer Louije, mager, dunkellothig und rothwangig. Sie blickte aus braunen Augen uns gar herzlich an, hatte am meisten Verständnis und Geduld für Kinder, besaß eine sanfte meist heisere Stimme, trug goldene Ohringe und war uns besonders lieb wegen einer großen kaffeebraunen Linse an ihrem dünnen Halse. Bei diesen guten



Sachverständige Kritik.  
Nach dem Gemälde von Wagner.

Jungfern nun wurden andere Bilderbücher befehen und mit anderen Bauhölzern hantirt, als wir sie befehen. Auch hingen schöne Kupferftiche und Gemälde an der Wand. Ludwig XVI im Krönungsornate, der Tod des Generals Wolf, eine italienifche Landfchaft aus buntem Sande mosaikartig komponirt, ein Familientableau mit einem Duzend Miniaturporträts und dergleichen. Ließen diefe freundlichen Frauenzimmer mit vieler Geduld ihr geordnetes Stilleben manchmal durch unsern Rumor unterbrechen, fo fanden wir nicht ebenfo gut mit einem anderen Bewohner ihrer Zimmer, einem der letzten Abkömmlinge eines alten, nummehr bekanntlich ausgeftorbenen Gefchlechts. Es war ein echter gelber Mops. In feiner Jugend zwar war er poffirlich und neckte fich mit uns; fpäter aber ward er fett, hypochondrifch, mifanthropifch und knurrte oft unwirlich von feinem Lotterbette hinter dem Ofen, wenn wir die Ruhe des Zimmers zu ftören kamen. Desto bessere Kamraden waren uns die großelterlichen Pudel, im Pfarrhause zu D. der fchwarze Taylor, im Dekanathause zu D. der weiße Lagarde.

### 9. Die fchönen Künfte.

Diejenige Unterhaltung, die uns am stillften befchäftigte, am längften fesselte und mich wenigstens bis in die reife Jugend hinein am innigften vergnügte, kam mit der ersten Farbensachachtel ins Haus. Die Eltern kehrten an einem Sommerabend von einem mehrtägigen Besuch bei den Großeltern in D. oder D. zurück, während dessen wir unter Obhut der Jungfer Katharine hatten daheim bleiben müssen. Als Reifegefehen für Karl und Theodor wurde jedem ein Farbekästchen und ein paar Bilderbogen überreicht, mit dem Bedeuten, mittelst dieser Farben könne man die fchwarzen Bilder aufs schönste anmalen. Wie dies zugehen folle, dächte uns Zauberei, denn wir hatten noch nie einen Pinsel in der Hand gehabt, und im ersten Augenblicke nahm ich eine Farbenschale und deckte sie auf das Bild, ob etwa auf diesem trockenen Weg die Farbe auf das Papier zu verfehen sei, wurde jedoch sofort bedeutet, fo gehe es nicht, für heute sei es zu spät, morgen werde mir's der Papa zeigen. Der Morgen kam, der Vater fezte sich zu uns und offenbarte uns die Zauber des Malerpinsels, indem er den Federbusch eines Reiteroffiziers zinnoberroth, sein bäumendes Pferd kastanienbraun färbte. Nun konnte ich's kaum erwarten, den Pinsel selbst einzutauschen, und wer will die Bilderbögen zählen, die von Stunde an unsre immer kunstfertigeren Hände mit blühendem Leben überdeckten; wer die Massen von Zinnoberroth und Gummiguttgelb, von Saftgrün und Indigoblau berechnen, die wir im Laufe der Jahre verbrauchten! Man hätte den Nedar damit färben können. Da wurde einsam gemalt und in Gemeinschaft, fo daß man einander das Wasser trübte und zwei Pinsel in einer Farbenschale zusammenstießen; es wurde bei Tageslicht gemalt am kleinen Kindertischchen und am großen Familientisch bei Kerzenschein, wo man grün und blau wechselte, gelb und weiß nicht unterscheiden konnte. Es wurde in gefunden Tagen gemalt, fo daß man vom Vater gemahnt werden mußte, kein Stubenhocker zu sein, und wurde in Krankheiten gemalt, im Bette sitzend, vor sich auf einem Schemel Wasserglas, Farbenkästen und Bilderbogen, während man auf der Haut die rothen Masern und im Leib irgend eine Arznei hatte, deren Wirkung erwartet wurde. Mochten im leiblichen Organismus die Dinge ihren vorgeschriebenen Gang gehen: der Geist schwelgte in den erhabenen Regionen der Kunst.

Der Beharrlichste in diesen Bestrebungen war ich selbst, denn ich hatte nicht nur mehr Eifer als die Brüder, sondern auch einiges Talent, und bin heute noch überzeugt, daß ich bei künstlerischer Ausbildung einen empfindungsvollen Landschaftler, ja einen phantasiereichen Historienmaler gegeben hätte. Borerst aber befinde ich mich noch im fünften Lebensjahr, habe zur Lehrerin die gute Mama, die gar nicht übel Blumen malte, und kolorire Bilderbogen, das Stück zu einem Kreuzer, bei Meyderlen in der Kirchgasse oder bei Spring in der Königsstraße erkaufte. Lieber als die gleichförmigen Reihen der Soldaten malte ich kleine Landschaften oder Szenen aus dem Leben an, wobei mir nur einst der Spuk paßte, daß ich neben einer Eisbahn, auf der sich Knaben und Mädchen mit

Schlitten und Schlittschuhen tummelten, die weggeschaukelten Schneemassen am Ufer als üppiges Gebüsch saftgrün färbte, eine Gedankenlosigkeit, die mir Papa beschämend zu Gemüth führte. Bald gerieth ich auch ins Gebiet der Romantik. So wurde sicherlich ein halb Duzendmal ein gewisser Bilderbogen angeschafft und bearbeitet, der als eigentlicher „Solgen“ etwa 20 „Heilige“ darstellte: St. Peter mit dem Schlüssel, St. Paul mit dem Schwert, Andreas mit dem schrägen Kreuz, Sebastian mit Pfeilen gespickt, Laurentius mit dem Rost in der Hand, Martinus mit dem Mantel, Hubertus mit dem Hirsch, Georg mit dem Lindwurm, dazu die heilige Klara, Katharina und andere Frauen, lauter edle Gestalten, wohl werth, daß man Himmelblau, Karmin und Gummiguttgelb reichlich auf sie verwendete. Von da war es nicht mehr weit zu einem „Ritterholgen“, wo oben der Burgherr mit seinem Knappen auf Abenteuer zog, in der Mitte zwei geharnifchte Reiter turnirten und unten ein Ritterpaar zu Fuß seinen Zweikampf mit Schwert und Schild ausfocht.

Weil aber nicht genug Bilderbogen anzuschaffen waren, fo versuchte ich mich allmählich selbst als Zeichner, und zwar zuerst auf dem Felde der Landschaft. Ein Quartblatt Schreibpapier wurde genommen und ein Städtchen darauf gezeichnet, indem hart auf dem untersten Rande des Blattes ein Duzend winziger Häuschen nebeneinandergesezt ward, in der Mitte eine Kirche, daneben ein Brunnen und außen links und rechts drei kugelrunde Bäumchen. Auf dem Kirchturm war ein Kreuz, aus einigen Kaminen stieg Rauch auf, auch bot der weiße Raum oben reichlich Platz für die Vögel, die circumfliegartig in der Luft flatterten. Die Häuser wurden sodann blau, grün und gelb getüncht, die Dächer ziegelroth, die Bäume grün gefärbt und das gelungene Bild dem Papa, der Mama oder einer der Mägde verehrt. Noch besitze ich solch ein Blatt, auf welchem die Mutter als glückliche Empfängerin das Datum ihres Geburtstags, 26. Januar 1820, oben bemerkt hat. Man glaubt zuerst ein leeres Blatt zu sehen, forscht man aber genauer, so entdeckt man ganz unten dem Rande des Papiers entlang die vollständige Stadt.

Auch an das Meisterstück der Schöpfung, die menschliche Gestalt, wagte ich mich bald mit meinem kindlichen Bleistift. Doch da gab's schwere Probleme zu lösen. Deutlich entfinne ich mich eines Morgens, wo das Ideal eines Offiziers mir die kleine Künstlerbrust schwellte. Aber wie auf das Papier bringen, was das innere Auge sah? Ein erbsenrunder Kopf war am Ende keine Hexerei, ein Punkt fürs Auge und ein Querstrich als Schnurrbart deutete das Profil unverkennbar an, auch konnte eine Art Blumentopf darauf immerhin als Tschafogelten. Aber wie weiter abwärts? Das Reizende einer weiblich gewölbten Büste leuchtete bereits meinem Künstlerauge ein: warum sollte meinem Helben dieser Reiz nicht gegönnt sein, zumal da ich an Lieutenants diese Formen schon gesehen hatte? Ich wartirte also dem meinigen die Brust gewaltig aus. Je schöner sich aber diese Wellenlinie vorn ausnahm, um so weniger mochte ich sie hinten missen, demnach wurde der Rücken der Brust entsprechend gewölbt. Weiter niederwärts ergab sich sodann naturgemäß eine kleine Ausladung nach hinten, diese glaubte ich dem Gleichmaß zu lieb am besten vorn unterhalb der Schärpe zu wiederholen, und weil dadurch der Unterleib bedenklich aufgetrieben wurde, so suchte ich der Figur durch ein paar dünne, gerade, schwefelholzartige Beinchen ihre Grazie zu retten. Nun kam noch die Berlegenheit, wo der Arm anzufehen sei, der zu lang gerieth, und schließlich mußte ich mir mit Leidwesen gestehen, daß die Ausführung der Idee keineswegs entsprach; was mir auch das leise Lächeln der Mutter, die hinter mein Kunstwerk gerieth, und noch deutlicher das laute Lachen des Vaters bestätigte, als ihm diese Studie zum Nachtißch präferirt ward.

Auch andere Künfte, Musik und Poesie, klangen in primitivster Gestalt in die Kinderstube herein. Wenn der Vater in dämmernder Abendstunde einen der Knaben auf dem Knie reiten ließ und im Takte dazu recitirte: „Hotten, Hotten, Heren, so reiten Fräulen, so reiten kleine Kinder, die noch nie geritten sind“ — oder: „Ehnen Veendchen, Wick und Wack, reisen wir nach

Engelland, Engelland ist zugeschliffen, und der Schlüssel abgebrochen“, so war der Eindruck auf die Kinderphantasie nicht minder romantisch als späterhin der einer schottischen Ballade. Sang die Mutter mit sanfter Stimme: „Schlaf, Kindlein, schlaf, Dein Vater hütet Schaf zc.“, so war dies süße lyrische Poesie im schläfrigen Ohr, und besonders rührend klang mirs, wenn sie unter Sorgen am Bett eines kranken Geschwisters mit schmeichelndem Ton eines dieser Wiegenlieder zu singen sich zwang. Wenn Jungfer Katharine unter häuslichen Geschäften aufstimmte: „Fröhlich und wohlgenuth wandert das junge Blut über den Rhein und Belt, auf und ab durch die Welt“, so wäre ich am liebsten gleich mitgewandert in die märchenhafte Ferne, und wenn eine der Mägde in der Küche etwa am stillen Sonntag Nachmittag, während sie sich zum Ausgang putzte, eins ihrer Volkslieder sang, so that sich eine Welt voll heiterer Wunder vor der Kindesseele auf.

Ein musikalischer Hochgenuß aber war's, wenn Papa je und je abends zwischen Licht und Dunkel sich an das schmale, hochbeinige Klavier oder Spinnet setzte und eins der halb Duzend Stücke, die er aus seiner Knabenzeit noch kannte, einen Marsch aus dem siebenjährigen Krieg oder eine Romanze von Zunftsteg sehr taktfest spielte. Der harfenartige etwas näselnde und schnarrende Ton jenes schwindfüchtigen Instruments tönte mir so bezaubernd, wie heutzutage kaum der Metallklang des modernsten Flügels. Und kein Duett im glänzendsten Konzert hat mir so die Seele gerührt, wie die Stimme der Eltern, wenn sie zum Klavier das von ihrer Brautzeit her beliebte Lied zusammen sangen: „Sieh, Doris, wie vom Mond bestrahlt die Tanne glänzt, wie schön, Vor jedem Baum hab ich im Wald die Tanne mir ersehnt.“

Auch die erzählende Muse blieb natürlich unsrem Kinderzimmer nicht fremd. Die Märchenpoesie allerdings schüttete hauptsächlich erst auf die jüngeren Geschwister ihr buntes Füllhorn aus, indem ich selbst Hauffs, Grimms, Houwalds und andere Märchen ins Haus einführte. Der Vater nach seiner nüchternen Art begünstigte das lustige Völklein der Gnommen und Feen weniger, wenn er sich auch keineswegs

pedantisch ablehnend gegen dergleichen verhielt. Mama mußte uns unzählige Male die Geschichte vom Bären im zukrigen Häuslein erzählen oder von Hünjel und Gretel, die von den Eltern im Wald ausgehrt werden, oder vom Schneewittchen bei den sieben Zwergen; des blühenden Unsinns nicht zu gedenken, mit dem uns Kindsjungfern und Mägde herkömmlich unterhielten. Auch Christof Schmid's Oesterier und Genovefa wurden uns noch ehe wir lesen konnten, vorgelesen, und an einem trüben Wintertag hat mich bei einem solchen Vortrage die engelschöne und engelgute Dulderin mit ihrem Schmerzensreich und ihrer Hirschfuß in der Wildniß so inniglich erbarmt, daß mir die Thränen ins Auge traten. Die Brüder lachten mich aus, aber die Mutter nahm mich in Schutz.

Daß uns diese Märchen- und Bücherwelt damals oder später den Kopf verrückt hätte, wie einige strenge Pädagogen fürchten, wüßte ich nicht zu sagen; man mußte denn dahin den Wunsch rechnen, der mir einmal im Kopfe spukte: statt einer gesunden rothwangigen Mutter, deren wir uns erfreuten, lieber eine leidende, sehr bleiche und abgekehrte zu besitzen, weil mir eine solche in einer gewissen Kindergeschichte besonders rührend vorgekommen war; oder die Idee, wie schön es wäre, als arme Waise bei fremden Leuten oder hartherzigen Verwandten recht böse Tage zu haben, um dann Wunder der Tugend, Geduld und Entfagung zu üben, wie ein Knabe in irgend einer moralischen Erzählung. Auch trug ich mich eine Zeit lang mit dem Verdacht, nicht etwa wie der junge Schelm Goethe, ich sei der untergeschobene Abkömmling eines großen Herrn, sondern vielmehr: alles was man uns von Kind auf sage und lehre, von unsrem Stand und Herkommen, von Himmel und Erde, Gott und Welt, sei lauter abgeredete Fabel, hinter der eine ganz andere Wirklichkeit, ein unbekanntes „Ding an sich“ stecke. Dieser kindliche Skepticismus, der auch eines und das andere meiner Geschwister, wie sie mir später gestanden, untrieb, scheint mir die natürliche Rehrseite, der dialektische Gegenjaß und Rückschlag des unbedingten Glaubens, in welchem die Kindesseele als in ihrem naturgemäßen Elemente lebt und webt.

(Fortsetzung folgt.)

## Im Familientische.

### Italienischer Kinderhandel.

Habt Ihr den kleinen Burzchen in der Sammetjacke gesehen, der mit stehender Miene die schwere Orgel dreht, ein Almosen heischend? Begegnet Ihr nicht schon oft auf Jahrmärkten, Messen und Kirchweihen den kleinen Mädchen, welche Murmelthiere oder weiße Käufe zeigen und mit großen thränenfeuchten Augen Euch anblicken, als wollten sie sagen: „Gib, Herr, mit voller Hand, Du rettetest mich von harter Strafe dadurch.“ Für uns sind diese Kinder, zu denen sich noch andere, die mit Gipsfiguren hausiren oder ihren Affen Kunststücke machen lassen, stumm, denn sie reden die Sprache unsres Landes nicht, wissen sich nicht zu helfen, können nicht guten Menschen ihr Leid klagen, nicht davon erzählen, wie sie allabendlich, ehe sie auf die Streu in einer elenden Herberge hinsinken, noch von einem grausamen Herrn gezüchtigt werden, falls die erbettelte Tagessumme nicht den Erwartungen des Wütherrichs entspricht, der sie aus sonniger Heimat in unser kaltes nordisches Klima führte.

Diese armen Kinder sind Italiener und so, wie sie jetzt im Auslande erscheinen, eine Schmach für ihr Vaterland. Das Elend dieser Armen schreit laut zum Himmel, und ein so eben erlassenes italienisches Gesetz, welches die Anwerbung von Kindern zum Hausirhandel und zu wandernden Beschäftigungen verbietet, gibt uns Anlaß, auf diesen weißen Sklavenhandel zurückzukommen. Denn ein solcher ist es, und die Italiener selbst bezeichnen ihn im Gegensatz zu dem Handel mit Schwarzen als *La Tratta dei Bianchi*, Handel mit Weißen. Es ist jenes Gesetz in Interesse der Humanität hoch willkommen zu heißen, und Europa wie Amerika ist dabei theilhaftig, denn die Straßen unsrer Hauptstädte, sei es Berlin oder Wien, London oder Petersburg, New-York oder Philadelphia, werden dadurch frei von den armen bettelnden Geschöpfen.

Wie kommen sie aber zu uns? Die Kinder werden von ihren mehr bedürftigen als unmenlichen Eltern „vermietet“; sie werden irgend einem schurkenhaften Unternnehmer übergeben, der feierlich verspricht, Vaterstelle an ihnen zu vertreten, sie gut zu behandeln und, wenn er mit ihnen nach Verlauf einiger Jahre heimkehrt, eine Prämie für die „Benutzung“ des Kindes zahlt. Bitternd und weinend, nichts Gutes ahnend, ziehen die Kleinen, oft erst im zarten Alter von 8 Jahren stehend, mit ihrem Herrn hinaus in die weite Welt. Ihr Loos ist ein schreckliches, denn jener betrachtet sie nun als seine Sklaven; willenlos sind sie ihm hingegeben, sie müssen zufrieden sein mit dem, was er

ihnen gibt; Hunger und Elend sind ihr Loos und Schläge, viel Schläge sind die fast regelmäßige Zugabe. Selten hat man sich von anderer Seite um sie bekümmert, und erst in der letzten Zeit hat die amerikanische Presse in Wort und Bild die haarsträubenden Schändlichkeiten der Kinderhändler aufgedeckt.

Nun endlich griff die italienische Regierung ein, und das erwähnte Gesetz kam zu Stande. Bei den Parlamentsverhandlungen wurde der ganze schreckliche Abgrund aufgedeckt, welcher bei dieser modernen Sklaverei herrscht. Die Kinder sind alle an Leib und Seele gebrochen heimgekehrt; ist der Körper nicht siech geworden, so ist sicher der Charakter verdorben; sie haben Schändlichkeiten aller Art gesehen und sind selbst dazu mißbraucht worden. Zumal die Mädchen sind sämmtlich im frühesten Alter bereits geknickt worden und erreichen ihre Heimat oft nur wieder, um dort, nachdem die Gesundheit zerrüttet ist, das müde junge Haupt zum Sterben niederzulegen. Der Schurke aber, der sie aus den stillen Gebirgsthälern der Apenninen oder den Straßen Roms und Neapels entführt, lebt nun gut von seinem Sündenlohn, denn die Summen, die binnen Jahr und Tag die hungernden Kinder zusammenbitteln, sind nicht unbedeutend. Man hat berechnet, daß dem „Unternnehmer“ per Tag und Kind eine Lira (etwa 8 Groschen) Reingewinn bleiben, mithin kann ein solcher Mensch, der zehn Kinder in die Fremde führt, jährlich gegen 1000 Thaler erziparen, und er bleibt mit den Kindern manchmal 5 bis 6 Jahre in der Fremde, zieht von Moskau bis New-York oder San Francisco, denn überall trifft man diese italienischen Vaganten, und fragt man den Orgeldreher, was er für ein Landmann sei, so ist er ein Parmesaner, wie der Junge, der Gipsfiguren feil hält, ein Lucchese.

Das Gesetz nun verordnet, daß niemand unter 18 Jahren von Fremden zum Hausirhandel oder wandernden Künsten zc. angeworben werden darf; Seiltänzer, Jongleure, Charlatane, Wahrsager, Traumdeuter, wandernde Musikanten, Gipsfigurenhändler u. s. w. unterliegen diesem Gesetze und haben bis zu 150 Thlr. Strafe im Umgehungs-falle zu zahlen; die Hälfte der Summe oder entsprechende Gefängnisstrafe erleidet derjenige, welcher den genannten Leuten Kinder vermietet. Im Wiederholungsfalle wird die Strafe verdoppelt. Gewiß wird dies Gesetz wohlthätig wirken, aber der einmal eingetiffene schändliche Handel wird nur dann ganz ausgerottet werden können, wenn in der Fremde Menschenfreunde wie Behörden ihr wachsameres Auge auf die unglücklichen Opfer der schamlosen Sklavenhändler haben.

### Die große Theefeyer in Boston.

Für die Vereinigten Staaten von Nordamerika naht der hundertjährige Jubeltag ihrer Unabhängigkeitserklärung von England heran: der vierte Juli 1876. Inzwischen feiern sie die hundertjährige Wiederkehr jener bewegten Tage, welche dem eigentlichen Ausbruch des großen Freiheitskampfes vorausgingen. Ein solcher war der 17. Dezember 1873, der Gedenntag an die berühmte Theeexolution in Boston. Der Anlaß dazu war der folgende:

Im Jahre 1764 kamen die Minister König Georgs III von England auf den für ihre Landsleute sehr vortheilhaften Gedanken, die Schuldenlast des Mutterlandes dadurch zu erleichtern, daß sie die Steuern in den Kolonien erhöhten: die Einführung von fremdem Zucker, Kaffee, Indigo, Wein und ostindischen Stoffen wurde mit einem hohen Einfuhrzoll belegt. Dazu kam am 23. März 1765 der berühmte „Stamp-Act“, durch welchen festgesetzt ward, daß alle Dokumente, Verträge u. ungültig sein sollten, die nicht auf Stempelpapier geschrieben wären. Diese beiden Gesetze brachten eine große Aufregung jenseits des Meeres hervor: die Amerikaner behaupteten, ein Parlament, in dem sie nicht vertreten seien, könne sie überhaupt nicht besteuern. Ein großer Theil der englischen Nation stimmte dieser Ansicht bei — die Opposition unter Pitt trat auf die Seite der Kolonien: die Stempelsteuer fiel, aber die andere Bill blieb in Gültigkeit. Ja man ging noch weiter: im Jahre 1767 wurden auch Glas, Papier, Malerfarbe und Thee mit Zoll belegt. Der Geist des Widerspruchs und Demonstrationen gegen jede Art von Besteuerung mehrten sich: Massachusetts schritt an der Spitze der Bewegung. Die Kaufleute von Boston beschloßen, keinen der zollpflichtigen Artikel einzulassen, fast allgemein gelobte man sich, hinfort keinen Thee mehr zu trinken. Dieses Beispiel wurde von den anderen Provinzen nachgeahmt. Aber, obgleich dadurch der englische Handel empfindlich geschädigt wurde, beharrte die englische Regierung doch auf dem Besteuerungsrechte und suchte es mit allen Mitteln durchzusetzen, wiewohl sie andererseits soweit nachgab, daß im Jahre 1770 alle Zölle aufgegeben wurden, mit Ausnahme desjenigen auf den Thee, der so unbedeutend war, daß er, wenn bezahlt, höchstens 15,000 Pfund Sterling zu Englands Einnahmen hinzugefügt haben würde. Um des Princips halber setzten die Kolonien aber ihren Widerstand fort — häufige Zusammenkünfte zwischen dem Volke und den englischen Soldaten, die nach Boston gelegt waren, fanden statt, und nur selten liefen sie unblutig ab. Gegen Ende des Jahres 1773 lagen im Hafen von Boston drei mit Thee beladene Schiffe, die der ostindischen Kompagnie angehörten. Da beschloßen die Bostoner, daß der Thee weder ausgeladen noch nach London zurückgeschickt werden sollte. An verschiedenen Orten fanden Versammlungen der erbitterten Bürger statt: alles Geschäft hörte tageweise auf — von weit und breit strömte auch das Landvolk in die Stadt. Während so noch hin und her berathen wurde, schritten andere Männer zur That. Als Mohaw-Indianer verkleidet, den „war-whoop“ anstimmend, stürzten sie nach dem Hafen, dem heutigen „Liverpool Wharf“ (damals Griffin's Wharf), wo die Schiffe lagen, eilten auf dieselben und warfen alle drei Ladungen — 342 Kisten Thee — ins Meer.\*) Das führte mehrere scharfe Parlamentsbeschlüsse herbei, durch welche die Aufregung bald zur offenen Widersetzlichkeit gesteigert wurde; nie erreichte ein „Sturm im Theetopf“ — wie man den im „Wasserglas“ hier variiren konnte — einen so ersten Umfang — es war der Anfang des Endes der englischen Herrschaft in Nordamerika.

Zur Erinnerung an diesen Theesturm fanden nun am 17. Dezember 1873 in Boston, wie auch an anderen Orten von Massachusetts, großartige Festlichkeiten statt, bei denen patriotische Reden gehalten, patriotische Lieder gesungen und zum Schluß mit großem Behagen . . . Thee getrunken wurde. Die Damen, welche das historische Getränk ausboten und herumreichten, waren dabei in die Kostüme ihrer Großmütter gekleidet, und eine Anzahl Herren, als Mohaw-Indianer verkleidet, vertheilten kleine Theekistchen zur Erinnerung an ihre revolutionären Vorfahren. Einige greise Söhne und Töchter der Helden von 1773 waren gegenwärtig; von dem einzigen noch überlebenden Theilnehmer, George Robert Hewes, den sein Alter von der Feier zurückhielt, war ein Porträt aufgehängt.

\*) Nach einer anderen Darstellung, die wir im „Springfield Weekly Republican“ finden, hatte die Stadt selbst ein Meeting berufen und ein Komitee beauftragt, den Thee über Bord zu werfen; dieses Komitee hatte eine Anzahl junger kräftiger Männer zu der That erlesen, die als Indianer verkleidet eine Nacht dazu benutzten, in welcher der Kapitän abwesend war; sie öffneten jede Kiste sorgfältig, und nachdem sie den Thee ins Meer geschüttet, schlossen sie sie wieder und stellten sie an ihren Ort; schließlich legten sie das Deck von den letzten Ueberresten des nebenbei gefallenen Thees klar.

### Schellings hundertjähriger Geburtstag

naht heran, und da der Schreiber dieser Zeilen seit einigen Monaten Schellings Geburtshaus bewohnt, so erscheint es ihm als eine Pflicht der Pietät, bei Zeiten auf diesen Tag,

den 27. Januar 1775

aufmerksam zu machen. Hat ja doch die treffliche Biographie Schellings, die Runo Fischer geliefert hat, die Aufmerksamkeit in neuerer Zeit unserem Philosophen wiederum zugewandt.

Schelling ist geboren zu Leonberg, einem von Stuttgart etwa 2 Meilen entfernten Oberamtsstädtchen. Die Solitude, wo eben um

die Zeit von Schellings Geburt Schiller die Karlschule besuchte, liegt ungefähr in der Mitte zwischen Stuttgart und Leonberg.

Neuerdings scheint Leonberg freilich mehr als durch seine großen Männer bekannt geworden zu sein durch seine großen Hunde, die hier von F. Eßig gezüchtet und nach allen Weltgegenden verschickt werden. Doch ist schon seine topographische Lage merkwürdig genug; auf die Frage des Königs von Preußen, was denn Leonberg besonders habe, soll der kürzlich verstorbene Hof- und Domprediger Hoffmann in Berlin, ebenfalls ein Leonberger Kind (geboren daselbst am 30. Oktober 1806), geantwortet haben, es sei ein Städtchen, das zugleich auf dem Berge, im Thale und in der Ebene liege. Und da Leonberg auf einem Ausläufer der Stuttgarter Berge liegt, welcher auf der einen Seite ebenso steil abspringt, wie er sich nach der anderen Seite allmählich verflacht, so ist hiermit seine Lage allerdings nicht übel charakterisirt. In Leonberg nun war Schellings Vater W. (agister) Joseph Friedrich Schelling vom Jahre 1771 bis zum Jahre 1777 Diakonius oder Pfälzprediger (in Schwaben „Helfer“). Da er die Kirchenbücher führte, so hat er Geburt und Taufe seines Sohnes eigenhändig in ras „Leonberger Taufbuch“ eingetragen. Diese Einträge hat der Vater Schellings eröffnet mit den Worten: „I. N. J. C. Sub Ministerio M. Josephi Friderici Schelling, quod die 21 Nov. 1771 ingressus est, sequentes Infantes baptizati sunt. Favet DEVS, ut eorum omnium nomina consignata olim reperiantur in libro vitae.“\*) Wir hoffen, daß dieser fromme väterliche Wunsch für den Sohn in Erfüllung gegangen ist. Im Buche der Geschichte der Philosophie wird der Name Friedrich Wilhelm Joseph Schelling nie ausgelöscht werden.

Paul Lang.

\*) Im Namen Jesu Christi. Unter der Amtsführung des Magisters Joseph Friedrich Schelling, welche er am 21. November 1771 angetreten hat, sind die folgenden Kinder getauft worden. Gott gebe, daß ihrer aller Namen dereinst verzeichnet erfunden werden im Buche des Lebens.

### Ein Schuster, der bei seinem Leisten bleibt.

(Zum Bilde auf S. 285.)

Das geflügelte Wort des Hofmalers Alexanders des Großen, das uns der ältere Plinius in lateinischer Sprache erhalten: „Ne sutor supra crepidam“ ist in seiner deutschen Fassung: „Schuster bleib bei deinem Leisten“ in Jebermanns Munde. Auch sein Ursprung dürfte wenigen unbekannt sein. Apelles hatte die Gewohnheit, seine Bilder so auszustellen, daß er hinter ihnen das Urtheil der Vorübergehenden hören konnte. Da tabelte eines Tages ein Schuster, daß die Schuhe auf dem Bilde eine Dehse zu wenig hätten. Der Maler beeilte sich, dem Mangel abzuhefen. Als nun aber derselbe Schuster, durch den Erfolg seiner Kritik stolz geworden, weitere Ausstellungen machte und den Schenkel ebenfalls tabelte, rief der erzürnte Künstler aus seinem Berstecke ihm zu: „Was über dem Schuh ist, muß der Schuster nicht beurtheilen!“ Dem Schuster vor Herrn Wagners großem Porträt Bismarcks wird man gewiß nicht ein so anmaßendes und über seinen Veruß hinausgehendes Urtheil zutrauen — freilich hat ihm der Maler auch durch seine offenkundige Gegenwart alle Versuchung aus dem Wege geräumt, ja, er mag ihn wohl eingeladen haben, die glänzenden Reiterstiefel, zu denen er wahrscheinlich selbst das hinter der Staffelei prangende Modell geliefert, abzugeben — jedenfalls betrachtet der Meister mit großem Behagen und unverkennbarer Kennermiene das Konterspiel der Arbeit seines Handwerks. Und was er etwa zu tabeln hat, wird der schmunzelnd dahinter stehende Maler gewiß beherzigt haben, denn von einem Schuster, der bei seinem Leisten bleibt, kann selbst ein Künstler lernen.

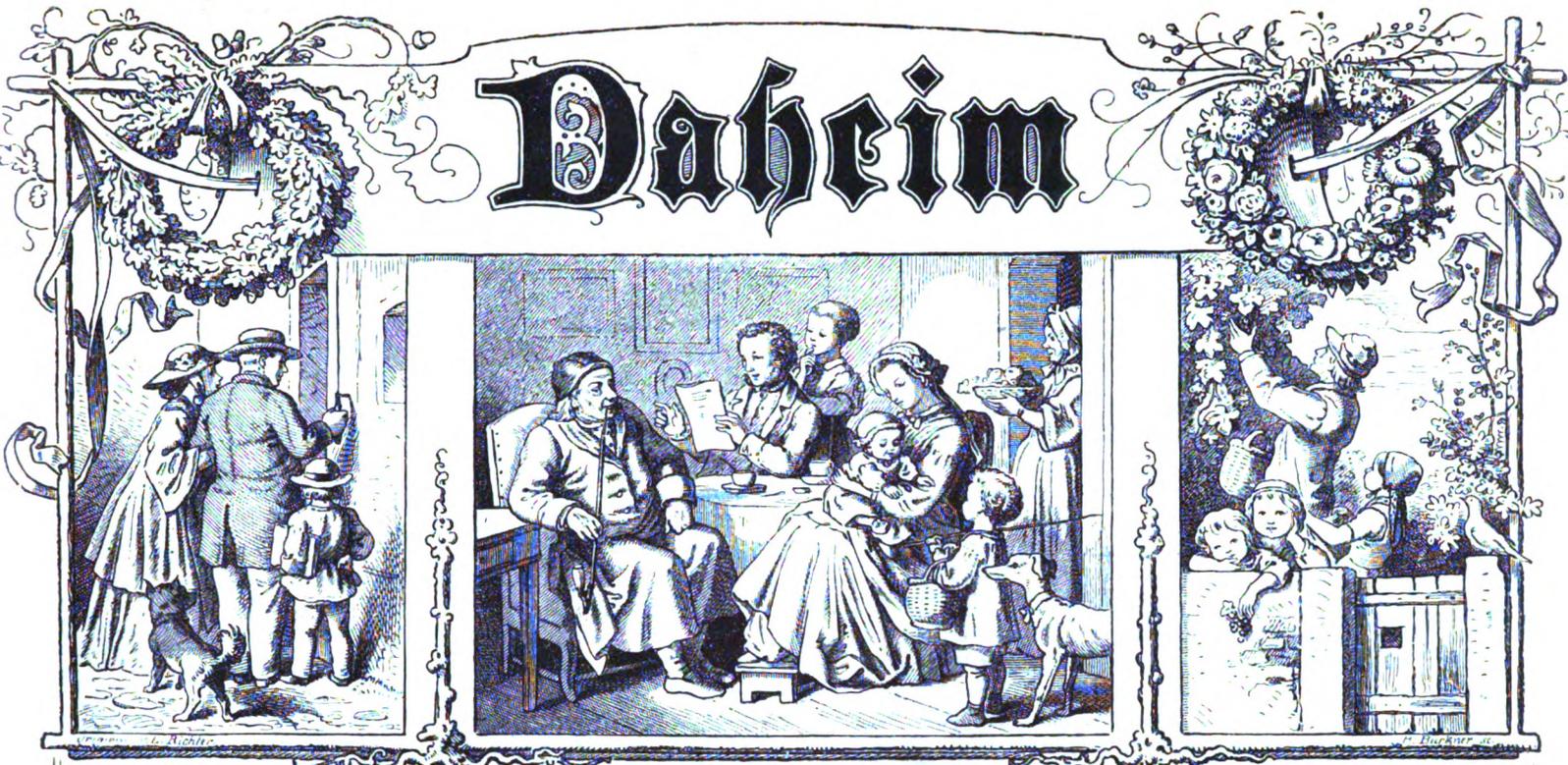
### Briefkasten.

Zur Ehre unserer lieben Landsleute in Friesland wollen wir gerne eine berichtigende Erklärung des von einem unserer Mitarbeiter neulich auf „Nichtlingen“ bezogenen Sprichworts: „Frisia non cantat“ hier mittheilen. „Jeder Dittsche“, wird uns von E. G. geschrieben, „welcher dieses Sprichwort kennt, weiß, daß dasselbe nur figurlich gemeint ist, daß es bedeutet, daß Friesland keine Berge oder Hügel besitzt, von denen die Wähe und Quellen murrend und rauschend herniederrieseln, daß vielmehr in der endlosen Ebene alle stehenden Gewässer träge und ohne Sang dahin-schieben. Gesungen wird in Friesland eben so viel als im übrigen ganzen Deutschland, welchem angehören der Friesen größter Stolz ist.“ — Hr. Dr. Kr. in E. Handzeichnungen von Ludwig Richter sind nicht so leicht zu haben, wie Sie meinen, und wo sie etwa käuflich sind, wird der Preis ein sehr hoher sein. Um so willkommener dürfte es Ihnen und anderen Freunden des seit so lange schon feiernden Künstlers sein, zu hören, daß die Herren Müller & Jonas in Dresden acht seiner Handzeichnungen, auch den Originalen in photographischem Druck vorzüglich ausgeführt und im Verlag von J. Neumann in Leipzig herausgegeben haben. Sie werden darunter wachsenden alten liebgewonnenen Bild in so treuer Wiedergabe der Originalzeichnung begegnen, als es der Lichtdruck nur irgend zu leisten vermag. Dem Einbinder der Postkarte mit dem Stempel Cammin in Pommerne diene zur Nachricht, daß seine Bestellung auf Dabeiunummern unausführbar ist, weil er verzeihen, seinen Namen hinzuzufügen.

In Nr. 16 haben sich zwei Druckfehler eingeschlichen, die wir nachträglich zu verbessern bitten. S. 247 Sp. II unten vorletzte B. ist hinter „Leben“ das Wörtchen „über“ fortgelassen. S. 254 Sp. I 3. 25 u. u. muß es heißen: von der Stelle anstatt: an der Stelle.

**Inhalt:** Der Drossart von Reyst. (Fortsetzung.) Roman von Otto Heßel. — Vater Johann Wedz, der Jeuitengeneral. Von Otto Heßelmann. Mit Porträt. — Gedenkerinnerungen. Von einem süddeutschen Freunde des Dageim. 1. Buch. 7—9. — Am Familientische: Italienscher Kinderhandel. — Die große Theefeyer in Boston. — Schellings hundertjähriger Geburtstag. — Ein Schuster, der bei seinem Leisten bleibt. Zu dem Bilde von Wagner.

# Dahheim



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 7. Februar 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N<sup>o</sup> 19.

## Der Drossart von Benst.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Gesekiel.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

### VI. Die mit dem Feuermal.

„Linke Reichen ungelogen,  
Rechte Reichen reiner Segen.“

Der Drossart, obwohl er hoch entzückt war, obwohl die Wogen liebender Begeisterung hochgingen in seiner Seele, war doch äußerlich so gehalten, so fest und ruhig, daß man seine Freude an ihm haben mußte.

Als er das Haus der Wittve Trozenburgin verlassen, wandelte er eine gute Weile ernst durch die Straßen Vielesfelds und kehrte erst mit dem Einbruch der Dunkelheit in seinen Gasthof zurück, als sei ihm nichts begegnet.

Dann saß er im Wappen von Ravensberg auf seinem kahlen Zimmer, ganz wie er auf seinem Hinterzimmer der Lübberstraße in Herford gefessen, rauchte gewaltig seinen Meerschamkopfs und verträumte die Stunden.

Truewart war ihm dabei eine gar angenehme Gesellschaft, denn er störte ihn nicht durch unnützes Reden.

Der Drossart legte sich ziemlich um die gewohnte Stunde zu Bett; vielleicht warf er sich etwas länger im Bett umher als sonst, dann aber entschlief er und wachte nicht eher auf, als bis ihm die bleiche herbstliche Sonne ins Gesicht schien.

Als er sich langsam des Wachens bewußt wurde, entsann er sich seines Traumes und fuhr mit der Hand über das Gesicht; leise sprach er dabei und nachdenklich vor sich hin: „Das war ja ein seltsamer Traum! Wie war's doch?“

Mit einiger Anstrengung entsann er sich des Geträumten, theilweise wenigstens, und flüsterte in sich hinein: „Kann nicht drauf kommen, wie sich's entspannt! Ja, ich war mit dem Herrn Eitel Kobes dort, ja, wo war's denn? Die Jäger trugen grüne Montur, nicht sehr merkwürdig! Ich hatte auch grüne Uniform und ein rothweißes Feldzeichen. Ich trug auch einen Orden, der ein weißes Kreuz in rothem Feld zeigte; da griff eine braune Hand aus der Finsterniß heraus und riß mir den Orden ab. Und mit dem Orden riß sie mir ein Stück aus

meinem Herzen. Das aber war nachher; erst stand ich Wache vor einer Thüre, vor einer Gartenthüre, welche von zwei Marmorstatuen gebildet wurde. Die nackten Marmorweiber schlangen Kränze in der Luft, welche sich in der Mitte vereinigten und so den Thürbogen formirten. Warum aber stand ich vor jener Marmorthüre Wache? Ja, jetzt weiß ich's, Eitel Kobes hatte in dem Garten ein Stellbischein mit einer Dame, deren Namen er mir nicht nannte, die aber was rechtes gewesen sein muß, wenigstens gab er mir das öfter zu verstehen. Er hatte mir einen Gegendienst versprochen, denn ich liebte auch eine Dame; aber ich lachte ihn aus, denn wenn ich zu meiner Donna Miniera ging, so brauchte ich keinen Wächter aufzustellen, weil mir der König, ja wahrlich der König, aber was denn für ein König? mir die Hand Minieras und die Kompagnie versprochen. War ich denn Hauptmann? Wahrlich, ich war Hauptmann in einem Jägerregiment. Der König aber konnte mir die Hand Minieras versprechen, denn sie war seine Tochter, wenn auch ihre Mutter und sie selbst keine Prinzessinnen waren. Wie war's denn weiter? Richtig, sie überfielen mich an der Thüre, rissen mich nieder, knebelten und banden mich. Sie verbanden mir auch die Augen. In der Ferne hörte ich Truewart grimmig heulen, er kämpfte noch, dann winselte er einen Moment, darauf endlich erstarb seine tapfere Stimme ganz, sie hatten ihn erdroffelt, ich wußte es!“

Der Drossart rief den edeln Hund zu sich und liebte ihn zärtlich, als wolle er ihn für das Erdroffeln im Traume entschädigen.

„Und weiter,“ fuhr er nach einer Weile fort sich zu besinnen, „ja, dann kam die braune Hand und entriß mir den Orden, es war ein blaues Band, das Kreuz war weiß und roth; aber die Hand riß mir nicht nur den Orden ab, sie riß mir auch ein großes Stück vom Herzen aus dem Leibe. Nein, ich weiß nichts mehr — halt doch, ich liege im Bett, sie streuen mir weiße und rothe Rosen auf meine Bettdecke; nein, ich liege

nicht im Bette, ich liege im Sarge, ich bin todt. Riniera kniet am Fußende des Sarges und weint, ihre Mutter steht hinter ihr und weint auch; ein Kürassier mit gezogenem Pallasch hält Leichenwacht. Warum nicht meine Jäger? Riniera geht, ihre Mutter folgt ihr. Dann tritt ein Herr ein, er ist in großer Hofuniform, er zieht den Handschuh aus und zeigt mir seine rechte Hand; ich kenne sie augenblicklich, es ist die braune Hand, die mir den Orden von der Brust, das Herz aus der Brust gerissen hat. Weiter weiß ich nichts, hm! Musik, sehr sanfte aber traurige Musik. Es kam noch etwas, es kam noch viel, aber ich weiß nichts mehr. Seltsam!"

Der Drossart stand auf und kleidete sich langsam und sinnend an; plötzlich stand er still und rief: „Vom Magister Marcello liegt in meiner Stube ein Manuscript, betitelt: „Von Träumen und ihrer Deutung!“ Es reizte mich nie, ungelesen hab' ich's weggelegt, und jetzt könnte ich's doch so gut brauchen. Ha! Herford ist nur einige Stunden von hier; ob ich's mir hole?"

Das hatte ihn in die Gegenwart zurückgeführt; das allerliebste Mädchen, dem er gestern so unverhohlen seine Liebe zu erkennen gegeben, trat vor seine Seele, ein Purpurstrom schoß ihm ins Angesicht. Da war denn freilich der Traum und seine Deutung vollkommen vergessen, und nur das wußte er, daß die Geliebte ihn gestern mit seiner Werbung an ihren Vater gewiesen.

Es versteht sich von selbst, daß er sofort entschlossen war, seine Werbung anzubringen; diese löbliche Ansicht aber scheiterte an dem kleinen Umstande, daß er nicht wußte, was der Vater seiner geliebten Susanne war und wo er wohnte.

Freilich konnte er fragen, aber sollte er fragen: „Eingeborener Bielefelds, wo wohnt der edle Haverghoh, der Vater der herzallerliebsten Susanne?"

Wiel anders konnte er nicht fragen, und dann wäre er zweifelsohne sehr derb ausgelacht worden, besonders wenn er dann noch dazu bemerkt hätte, daß er die löbliche Absicht habe, um dieses ihm unbekanntes Mannes Tochter anzuhalten. Er erinnerte sich dunkel, daß ein hagerer, sehr weiß gepudertes und immer lächelnder Mann in schnupftabakfarbenem Rod ihm am gestrigen Tage als Herr Haverghoh aufgeführt worden und daß er auch einige Worte mit ihm gesprochen; das aber half ihm nicht aus der Noth, wie er sich seufzend selbst gestand.

Es blieb ihm schon nichts weiter übrig, als zur lieben Muhme Salome zu gehen und diese um den Charakter und die Wohnung des r. Haverghoh zu bitten.

Nun war er freilich rasch genug angezogen; da es sich aber fand, daß es erst acht Uhr sei, so mochte er sich selbst sagen, daß er auch eine so nahe Verwandtin wie Salome nicht um acht Uhr morgens überfallen dürfe.

Der junge Pedant erklärte neun Uhr für die früheste Stunde zu einem Morgenbesuch bei Salome. Warum der Drossart nicht vor neun Uhr gehen wollte, ist nicht klar; es war ihm selbst auch nicht klar, er hatte aber neun Uhr bestimmt, und das wurde verhängnißvoll. Salome, die wirthliche Frühlustheerin, hätte ihn um acht Uhr sehr wohl empfangen, denn sie war längst mit der Wiederherstellung der Ordnung und Wirthschaft im Trogenburgischen Hause beschäftigt, welche durch die Hochzeit gänzlich verkehrt worden war.

Während sich der junge Mann in Ungebuld verzehrte, unterließ er es, sein Frühstück zu verzehren und war Schlag neun Uhr an dem Hochzeitshause, Meindershof gegenüber.

Freilich ward ihm hier aufgethan, aber auf seine Frage nach Jungfer Salome empfing er die Antwort, die Jungfer sei so eben auf ihre Kammer gegangen, um sich anzukleiden, da die junge Frau nach ihr geschickt und ihre Hilfe verlangt habe.

Nun, der Drossart ließ sich melden und wartete ziemlich lange, da die Jungfer Salome doch den Stachel der Eitelkeit veripürte, wenn sie auch den Herrn Better nicht mehr als ihren Zukünftigen betrachten sollte. Oder betrachtete sie ihn doch noch heimlich als solchen?

Endlich kam sie und lachte dem Herrn Better trotz aller Liebe geradezu ins Gesicht, als der ihr mit dem Spruch ent-

gegenfuhr: „Nehme Sie's nicht übel, Muhme Salome, daß ich so frühe komme; aber was ist der Vater meiner Susanne und wo wohnt er?"

Finstern starrte der Drossart auf die lustige Jungfer Salome.

„Herr Better Drossart von Beyst, will Er wirklich um die Tochter eines Mannes freien, den Er so ganz und gar nicht kennt?"

Salome lachte immer noch leise; die Absicht des Drossarts kam ihr gar so spaßhaft vor, und bildete dieselbe auch wirklich den hellsten Gegensatz gegen die Vorstellungen und Gewohnheiten jener ehrfamen und ängstlich erwägenden Zeit.

„Susanne hat mich ja aber gestern selbst an ihren Vater verwiesen!" sagte der Drossart etwas kleinlaut.

„Aber mein Gott, hat das denn so entsetzliche Eile? Muß denn das heute früh schon geschehen?"

Salome hatte keine böse Absicht, nicht die geringste, bei dieser Rede; sie wollte sich selbst gewissermaßen Genugthuung geben, indem sie über die Eile des Better's spottete; auch setzte sie mit gemachter Kälte gleich hinzu: „Herr Haverghoh ist ein habjeliger Kaufmann, wie sie hier in Bielefeld sagen, und wohnt gar nicht weit vom Ravensbergischen Wappen in der Breitenstraße, Ecke der Siederstraße; wenn Er über den Papenmarkt gegangen ist, Herr Better, so ist Er vorbeigekommen."

Der Drossart nickte dankend, ging aber nicht eilig fort, wie Salome erwartet zu haben schien, denn sie stand zum Abschied auf. Entweder hatte der Jungfrau Spott über seine Eile Wirkung gethan, oder er hielt es nicht vereinbar mit seinen Gefühlen für Anstand, nun eben so hastig abzuschließen, wie er gekommen. Kurz, er blieb sitzen und fing an, Salome über Susanne auszufragen, sehr offen und geradezu. Wir müssen aber zu Salomes Ehre bemerken, daß sie über ihre glückliche Nebenbuhlerin wahrheitsgemäß nur Gutes berichtete, wenn auch in einem allerdings etwas geringschätzigen Tone, den freilich der Drossart gar nicht bemerkte.

Unterdessen kam die, wie wir schon wissen, etwas fette Frau Trogenburgin dazu und nahm mit ganz guter Laune den Better Drossart in Beschlag, während die Jungfer Salome sich mit einem kleinen Schrei erinnerte, daß die junge Frau ihrer bedürfe und eilig davonging.

Aber wirklich freudig erschrocken war Salome, als sie den Better noch immer bei der Trogenburgin fand, als sie nach einer Stunde etwa heimkehrte. Er war also nicht bei Haverghoh und Kompagnie gewesen und hatte nicht um die allerliebste Susanne geworben.

Es wäre schwer, Antwort zu geben auf die Frage nach dem Grunde dieses Jügens; möglicher Weise war der Drossart bei der Muhme Trogenburgin sitzen geblieben, nicht aus Gedankenlosigkeit, sondern beschwert durch eine Ueberfülle von bewältigenden Gedanken und Gefühlen; er ward sich auch bei Salomes Erscheinen sofort seiner Energielosigkeit bewußt und sprang hastig auf, aber nun war es zu spät, denn die Muhme Trogenburgin ergriff ihn bei der Hand, zwang ihn Platz zu behalten und, da es ein Viertel vor elf war, bat sie ihn, zum Mittagessen zu bleiben, das damals in fast allen Häusern Bielefelds um elf Uhr eingenommen wurde.

Ziemlich widerwillig ergab sich der Drossart endlich, denn er konnte der Frau Muhme doch nicht sagen: „Lasse Sie mich um Gottes Willen gehen, Frau Muhme, denn ich muß eiligst um die Jungfer Susanne Haverghoh werben!"

Eine kleine Regung von Schadenfreude spürte Salome doch, als sie den Herrn Better also im Eisen sah.

Der Drossart war zwar oft in Bielefeld, niemals aber auf dem Sparemberge gewesen; da er nun am Tage vorher geäußert hatte, daß er die berühmte Landesfestung zu sehen wünsche, hatten Herr Roblant und seine junge Frau sich sofort freundlich erboten, den Herrn Better hinaufzuführen. Wie's nun in der Festlaune geht, mehrere der Gäste hatten sich zur Theilnahme erboten, und endlich hatte Frau Klärchen, die Hochzeitlerin, festgesetzt: um ein Uhr nachmittags begleiten wir den Herrn Better Drossart auf den Sparemberg und nach der Rück-

kehr nimmt die ganze Gesellschaft mit einem kleinen goutter in unserm neuen Hause in der Ritterstraße fürlieb.

Damals waren gouters, Bespermahlzeiten, noch sehr beliebt.

Gestern hatte die ganze Gesellschaft mit Jubel angenommen, heute hatten die Leute eine Menge von ganz vortrefflichen Vorwänden, sich dem allerdings ziemlich steilen Aufgang auf den Sparemburg zu entziehen, wenn sie auch ihr Kommen zu dem goutter in der Ritterstraße nochmals wacker zusagten.

So war denn die Gesellschaft, welche sich für den Sparemburgszug gegen ein Uhr in dem Hochzeitshause versammelte, nicht sehr groß; sie bestand aus dem jungen Koblanckschen Ehepaar, aus dem Wittwer Rademann und der etwas anfäuerlichen, aber schwer reichen Wittve Lammers, geborenen Heimsoth, dem Herrn Citel Kobes Dreßler zu Rossau, der als Reisegefährte des Droffarts eingeladen worden war, der Jungfer Susanne Habergoh, der Jungfer Salome Trozenburg und ihrem geliebten Better.

Als das kleine Schäschen eintrat, entschuldigte es, ganz allerliebft, wie sich von selbst versteht, das Nichtkommen des Herrn Waters, weil derselbe vor einer Stunde eine Reise nach Bremen angetreten habe.

Man sah es dem blühenden Kinde nicht an, was für Qualen dasselbe im Laufe dieses Vormittags ertragen, denn Susanne hatte mit Schmerzen auf das Erscheinen des Droffarts gewartet. Gar zu gerne hätte sie den Vater gebeten, seine Reise zu verschieben, aber sie hatte doch nicht gewagt, ihm zu sagen: „Bleib daheim, Vater, der Herr Droffart von Zeyst wird kommen und um mich werden.“ So sicher war die Jungfer ihrer Sache doch nicht gewesen und überdem wußte sie, daß der Vater nicht allzu zufrieden mit des Droffarts Bewerbung sein würde. Hatte er ihr doch am Abend zuvor noch ziemlich harte Worte gegeben wegen ihres Benehmens bei Tische gegen den braven Herrn Adrian Denfind. Nun, freilich würde er bald genug nachgegeben und sein kleines Schäschen auch mit dem Droffart verlobt haben, denn dazu war dieser Halbedelmann doch eine zu glänzende Partie, aber die Lage der Dinge war allerdings nicht dazu angethan, daß Susanne ganz dreist vorgehen konnte.

Auch kam die Jungfer Habergoh ziemlich schüchtern bei der Trozenburgin an, denn da der Droffart nicht erschienen, so fürchtete sie fast, daß sich dessen Absichten über Nacht geändert hätten, und das kleine Schäschen warf schon einige bereuende Blicke rückwärts auf den ehrlichen Denfind, was ihr wieder ganz allerliebft stand. Es gereichte ihr aber zu ganz besonderem Trost, daß der Droffart sich mit der vollen Wucht eines Kavallerieangriffs, d. h. alle Pferde im Durchgehen, auf sie warf; es hatte sich über Nacht nichts geändert, wahrscheinlich hatte Salome ihrem Better die Bottschaft nicht ausgerichtet. Diese böse Salome! so dachte Susanne einen Augenblick zürnend. Aber schon im nächsten Augenblick war Salome gänzlich vergessen, und Herzchen wie Köpfschen waren gänzlich erfüllt vom Droffart von Zeyst allein.

Die Gesellschaft setzte sich nun in Bewegung zum Obernthor hinaus und über den Rebelsthorwall aufwärts, immer aufwärts nach dem Sparemburg. Das junge Ehepaar, lebhaft mit sich selbst beschäftigt, zog voran, dann kam die reiche Wittve mit ihrem Verehrer, der natürlich keine Ahnung von ihrem Reichtum hatte, darauf folgte Salome Tugendreich, deren Feuerthal höher glühte als je, die aber mit einem tief mitleidigen Blick auf den Droffart dem Herrn Citel Kobes Dreßler zu Rossau ihren Arm geboten hatte, was jenem die Freiheit gegeben, mit seinem kleinen Schäschen glücklich hinterdrein zu ziehen.

Die Wittve Trozenburgin ging nur wenige Schritte mit und schwenkte schon in die Ritterstraße ein, nicht um die alten Freihöfe der ritterbürtigen Geschlechter der Glandorfe, der Kettler, der Ledebure u. a. zu begrüßen, nach denen die Straße ihren Namen hat, sondern nur um sich in die Wohnung ihrer Tochter zu begeben und für das goutter zu sorgen. Man konnte sich doch nicht ganz auf das Dienstmädchen verlassen, das war doch noch ein zu junges Ding!

Wir wollen nun nicht die intimen Gespräche des jungen Ehepaars auf dem Wege belauschen und bemerken von der Wittve und ihrem Begleiter nur, daß sie sehr oft stehen blieben und bewundernde Blicke auf Stadt und Landschaft warfen, weil ihnen das Steigen gewaltig sauer wurde und ihnen öfter der Odem ganz zu mangeln begann; bei weitem mehr Ausbeute verspricht uns das folgende Paar: Salome und der Dreßler.

Es versteht sich von selbst, daß Citel Kobes in leichtester Weise der Jungfer Salome Tugendreich den Hof machte, was diese sehr gewandt, aber doch mit einem leisen Anflug von Hohn mehr duldete als annahm. Sie hatte übrigens die Absicht, auf den Dreßler einen guten Eindruck zu machen, denn sie erwog vorausschauend, daß Citel Kobes, der Begleiter des Droffarts, diesen doch an sie erinnern könne, wenigstens auf der Reise.

Salome Tugendreich hatte nämlich wieder frische Hoffnung geschöpft, seit ihr der Herr Habergoh den großen Gefallen gethan, so ganz zur rechten Zeit nach Bremen zu reisen, denn sie erkannte sofort, woran weder der Droffart noch Susanne bisher gedacht, daß Herr Habergoh unmöglich vor der Abreise des Droffarts zurückkehren, daß also von einem sofortigen Verlöbniß nicht die Rede sein könne.

„Zeit gewonnen, wenn auch nicht alles, so doch viel gewonnen!“ sagte sich Salome zufrieden.

„Die wertheste Jungfer wird, wie ich höre, diesen Winter in Bielefeld verweilen,“ sprach Citel Kobes sein Bärtchen streichelnd, „ich will mir die Freiheit nehmen, der Jungfer zu sagen, daß ich Sie aufrichtig beklage, denn wirklich, es ist doch zu kleinstädtisch hier.“

Gewiß war der Dreßler ein vollgültiger Richter darüber, da er, etwa Schildesche ausgenommen, noch nie in einem anderen Ort gewesen war, während Salome lächelnd bemerkte, daß ihr Bielefeld gegen Herford großstädtisch vorkomme.

„Frau Trozenburg und die junge Frau Koblant,“ fuhr der unverschämte Bengel ungeschert fort, „sind fast die einzigen Frauenzimmer in Bielefeld, welche ich Damen nennen möchte!“

„Da wären denn doch wohl mehrere,“ lachte Salome lustig, „die Frau Generalin.“

„Bah! Sie war die Kammerjungfer der ersten Gemahlin des Generals!“ höhnte der Dreßler.

„Nein,“ bemerkte Salome wahrheitsliebend, „sie ist eine Ruhme der ersten Gemahlin!“

„Nun ja, eine arme Verwandtin, man kennt das,“ fuhr der edle Jüngling fort, „ist doch eine Art von Dienstmote!“

„Aber was sagt der Herr von Rossau zu der Jungfer Susanne Habergohin?“

Die Frage war entschieden boshaft, denn Salome war sicher, böses von dem kleinen Schäschen zu hören.

„Herr von Rossau“ hatte sie gesagt, das Herz des Jünglings mit dem bestrittenen Adel sprang wie ein Streitroß, welches die Trompete hört. Herr von Rossau, das hatte in Bielefeld noch niemand zu ihm gesagt, Monsieur Dreßler war das Höchste, Citel Kobes das Gewöhnliche; vielleicht gefiel dem jungen Menschen nur darum Bielefeld so schlecht.

Citel Kobes warf einen Blick rückwärts, der Droffart und seine Susanne waren sehr weit zurückgeblieben, dann sagte er frech: „Wertheste Jungfer, der edle Droffart von Zeyst, Ihr Herr Better und mein Freund, ist nahe daran, diesem eiteln Mädchen, das ein reines Schäschen ist, etwas in den Kopf zu setzen, er geht wirklich ein wenig zu derb vor. Sie weiß, daß der edle Droffart bis jetzt sehr einsam auf seinem Erbgut gesessen hat, es fehlt ihm noch etwas an Leichtigkeit, an Übung in der Gesellschaft. Da wir übermorgen abreisen, so hat es weiter nichts zu sagen, sonst würde ich mich doch zu einer kleinen Warnung an meinen edlen Freund, den Droffart, bewegen finden. Man nimmt hier in Bielefeld solche Galanterie bürgerlich ernsthaft und der Herr Droffart von Zeyst kann doch nicht daran denken, dieses kleine Schäschen zu heirathen. Wertheste Jungfer, darf ich Ihr eine ganz köstliche Geschichte von der Jungfer Habergohin erzählen? Sie streift freilich etwas an das Unglaubliche, aber sie ist doch zu hübsch. Denke Sie

sich, neulich macht ein Officier der allerdings ganz hübschen Jungfer Komplimente über ihre weißen Hände, und was glaubt Sie, das die Jungfer geantwortet hat? Sie hat wörtlich gesagt: „Ach, meine Hände sind lange nicht so weiß wie das Mehl, was mein Vater neulich aus Danabrück bekommen hat!“ Was meint Sie, wertheste Jungfer, ist das nicht das reine Schäfchen?“

Freilich lachte Salome, aber im Grunde konnte sie die Antwort der Nebenbuhlerin gar nicht so einfältig finden; sie sagte sich, daß auch sie sehr gut auf ein solches Kompliment mit einer solchen Antwort hätte dienen können.

„Uebrigens,“ fuhr der Dreßler frech fort, „ist ja die Jungfer Havergohin schon längst die Liebste eines ganz gewöhnlichen Kaufdieners, der bei den Herren von Laer in Brot steht, und hat sich von demselben neulich erst im Hausflur ihres Vaters tüchtig abküssen lassen!“

Wahrscheinlich log Citel Kobes ganz unverschämt, aber Salome sagte kein Wort dazu, sie glaubte die Verleumdung freilich nicht; sie war wohl geneigt, Susannen ohne weiteres das Küßlassen zuzutrauen, aber sie kannte Herrn Adrian Denßind und wußte, daß ein ernster Mann mit ernsthaften Absichten auf ein Mädchen dieses Mädchens nicht in einem Hausflur abgeküßt haben würde. Vielleicht war sich Salome Tugendreich nicht klar bewußt, daß sie Gefallen daran fand und daß sie einen Menschen, der so gering von Susanne dachte wie Citel Kobes, für einen sehr passenden Begleiter des Drossarts auf seiner Reise hielt. Sie war sich aber vollkommen bewußt, daß sie den Schlingel ganz für sich gewann, wenn sie ihn Herr von Rossau nannte, und daran ließ sie es denn auch nicht fehlen.

Wahrlich, klug genug war die Salome Tugendreich!

Von der Art und Weise, wie der Drossart mit dem kleinen Schäfchen sprach, haben wir schon Proben gegeben, aber auf diesem steilen Bergwege, wo die Gelegenheit zu zärtlicher Beihilfe weit öfter benützt wurde als nothwendig gewesen wäre, mußte er doch entschiedener vorgegangen sein, ohne sich in alte Liebesgeschichten zu verlaufen; wir sehen, daß Salomes Feuer mal in höchster Glut aufflammt, sie hat keine rothen Ohren, sie hat sich davon gestern Abend noch in ihrer Kammer überzeugt, sie hat keine rothen, aber sehr scharfe Ohren. Diese scharfen Ohren aber haben vernommen, daß das nachkommende Liebespaar schon mit den zärtlichen Anreden „mein theurer Wichmann!“ und „meine himmlische Susanne!“ sehr verschwenderisch umgeht.

Während Salome ziemlich gespannt auf die zärtlichen Anreden hinterher horchte, hatte sie den Herrn Dreßler ganz vergessen, was diesem die Kühnheit gab, ihr eine unverschämt schmeichelhafte Liebeserklärung, welche er natürlich für besten Styls hielt, ins Gesicht zu werfen.

Salome stand einen Augenblick überrascht still, dann aber sofort gefaßt, fuhr sie mit ihrem Kopf herum und rief, dem Redner die rechte Wange mit dem Feuer mal präsentirend: „Ei donc, Monsieur de Rossau, wie kann ein Cavalier von Seinem feinen Geschmacke einem Mädchen mit einem solchen Feuer male eine Fleurette sagen?“

Die arme Salome hatte allen Ernstes erwartet, der Dreßler werde bei diesem unvermutheten Anblicke schauernd zurückfahren, denn allerdings hegte Salome eine sehr große Meinung von der Abscheulichkeit ihres Mals, und seltsamer Weise setzte sie nur bei dem Herrn Better Drossart eine günstige Meinung von diesem Zeichen voraus, weil dieser niemals, auch als Kind nicht, sich spottend oder furchtsam darüber geäußert hatte.

Aber so arg war die Entstellung gar nicht, und mit zunehmendem Alter war die rothe Glut schon sehr viel matter geworden, kurz Citel Kobes entgegnete lachend und gar nicht erschreckt: „Das Zeichen gibt Ihrem holdseligen Antlitz, liebreizende Jungfer, etwas ganz besonderes, es ist so zu sagen ein Reiz mehr!“

„Das ist Sein Ernst nicht, Herr von Rossau,“ versetzte Salome mit ziemlichem Ernste, „Er kann eine Gezeichnete nicht hübsch finden!“

„Ha!“ rief der Dreßler lachend, „da thue ich die herrliche Jungfer auf einem sehr lächerlichen Aberglauben ertappen; Jungfer, ich will Ihr bekennen, daß ich von allerlei Aberglauben wenig halte, verträgt sich nicht mit meiner Philosophie, von diesem aber gar nichts. Ich glaube einfach durchaus nichts von der Bedeutung solcher Zeichen, weil ich deren natürliche Entstehung wissenschaftlich kenne. Aber wenn ich an Zeichen glaubte, so müßte ich ja erst recht entzückt darüber sein, denn vermuthlich weiß Sie, daß die Zeichen auf der rechten Seite alle Glück verheißend sind und uns nur die linken Unheil künden, mehr oder minder, je nach der Stelle des Körpers, auf der sie sich befinden.“

„Ich danke Ihm, Herr von Rossau, für den Trost, den Er mir über diese Entstellung gegeben!“

Salome sagte das sehr ernst, denn wirklich hatte sie die Erklärung, die sie freilich längst kannte, aus dem Munde des jungen Mannes gern gehört; übrigens aber war es ihr doch lieb, daß sie in diesem Augenblicke die vorderen Paare erreicht hatten und auf dem Brückchen zum Thore der Beste Sparemberg standen, denn ihre Unterhaltung mit dem Dreßler schien ihr eine Wendung zu nehmen, welche ihr nicht ganz zusagte.

Die drei Paare mußten eine ziemliche Weile auf das vierte warten, das sich am alten Bastion sehr lange aufhielt, wahrscheinlich um die gelben Viole, d. h. die Goldblatstauben zu betrachten, welche ein ehemaliger Drost auf dem Sparemberge, Herr Wolff Ernst von Eller, angepflanzt.

Ogleich nun der Sparemberg keine Festung mehr vorstellte, sondern schon in eine Gefangenanstalt verwandelt war, so zeigte er sich damals doch noch weit besser erhalten, als in späteren Tagen, nachdem der große Friedrich die Steine von seines Urgroßvaters Residenz zu einer Kaserne in Bielefeld verwendet hatte.

Der Profos, der im Thore, durch das man eintrat, links wohnte, führte die Gesellschaft und er erließ ihr kein Gemach, welches er zeigen konnte.

Es war das ziemlich langweilig und Citel Kobes machte auch schöne Wize genug darüber, aber der Profos blieb gewissenhaft, denn dieser hatte einen eifrigen Zuhörer in dem Drossart von Behst, der als ein echter Poet überall eine Spur von dem Schatten des großen Kurfürsten zu entdecken glaubte und dem Profos mit einer Aufmerksamkeit folgte, welche diesen Herrn zwar höchlich schmeichelte, aber von dem kleinen Schäfchen ganz entschieden mißfällig bemerkt wurde. Der Drossart hatte sogar vergessen, der himmlischen Susanne den Arm zu bieten, als sie aus der Kapelle auf den mittleren Hof hinab stiegen.

Salome, die es bemerkte, hatte ihre boshafte Freude über die trübselige Miene der armen Susanne und Citel Kobes lachte überlaut, denn ihm war es auch nicht entgangen.

Nun kam gar die Fürstentammer unter dem Dache; da waren noch etliche schlechte Stühle, auf dem der große Kurfürst doch gesessen haben konnte, und ein Bildniß hing halb zerrissen an der Wand, was zwar entschieden nicht die bekannten Züge des großen Helden trug, welches aber doch wahrscheinlich einen seiner tapferen Paladine darstellte. Spaen oder Sparr, Treffenselb oder Goerzde, Derffling oder Marwitz, der arme Drossart war sehr verlegen, für weissen Bild ers erklären sollte. Auf dem Gange zwischen der Fürsten- und Fürstentammer lagen zwei „lebige“ Kammern, der Drossart gab einige ganz hübsche Konjekturen zum besten über den muthmaßlichen Gebrauch derselben, Salome fand dieselben sehr sinnreich, der Dreßler lachte, das kleine Schäfchen weinte beinahe, denn der „theure Wichmann“ schien sie völlig vergessen zu haben, er war nur noch Kunst- und Alterthumsforscher, vor allem aber brandenburgischer Patriot.

Nun trat man in die Kammer der Fürstin, der Drossart hätte beinahe den Hut gezogen in seinem Respekte, dann erklärte er mit einer Sicherheit ohne Gleichen, auf die Mittelwand deutend: „Dort hat das Wochenbett der Kurfürstin Dorothea gestanden, dort ist am 24. Dezember 1672 Karl Philipp Markgraf von Brandenburg geboren, Herrenmeister der Johanniterordensballei Sonnenburg, der 1695 vor der Festung



Die Kurfürstin Anna von Brandenburg begrüßt Wallenstein in Berlin (1628).

Originalzeichnung von Fritz Schulz.

Casale in Piemont den Helbentod gestorben; in dieser Kammer ist auch Prinzessin Dorothea am 27. Mai 1675 geboren, welche leider schon im folgenden Jahre wieder mit Tode abgegangen."

Der Prosok blickte mit einem ungeheuren Respekte auf den kundigen Drossart und wußte später mit erstaunlicher Sicherheit den Besuchern die Wand anzugeben, an welcher das Bett der Kurfürstin gestanden.

Aber auch die Gesellschaft bekam Respekt vor dem Drossart; für das Bett der Kurfürstin interessirten sich nicht nur Salome und das neuvermählte Paar, sondern auch die ansäuerliche

Wittwe, während dem kleinen Schäschen die Geschichte von der Kurfürstin Dorothea lange so hübsch nicht vorkam, wie die vom Prinzen Pyramo und der Prinzessin Thisbe.

Der erschrecklich dankbare Prosok führte die Gesellschaft nun noch durch viele Kammern, Nebenkammern, Stuben und Gänge und wurde durch den Drossart reichlich belohnt, als die Gäste sehr bestaubt und sehr ermüdet endlich wieder auf der Brücke vor dem äußeren Thore standen.

Aber nun regnete es, leise zwar, doch dabei recht eindringlich, leider war es dazu ein ziemlich weiter Weg nach heimwärts.

Die junge Frau Koblant lachte, Salome war gleichgiltig; aber die habeselige Wittve und Susanne thaten um die Wette verdrießlich. Sie wurden allesammt gründlich eingeweicht und eilten deshalb nach dem Burgthore hinunter, um auf nächstem Wege zur Wohnung der Wittve und der Susannens, die beide in der breiten Straße belegen, zu kommen.

Jetzt ging der Drossart mit seinem Schäfchen voraus; begeistert von dem Sparemberge, sprach der junge Mann nur vom großen Kurfürsten, was gar nicht dazu beitrug, das höchst verdrießliche Mädchen aufzuheitern. Der Drossart aber bemerkte das gar nicht und stand sehr verduht vor dem Hause des alten Haverghoh, als Susanne seinen Gruß kaum erwidern und hineinhüpfte und verschwand.

Der brave Eitel Kobes kam endlich und riß ihn aus seiner Bestürzung mitten im Regen, indem er ihm meldete, die Frau Koblant erwarte ihn in einer halben Stunde ganz unfehlbar zum gouter, so viel Zeit wolle sie ihm zum Umkleiden gönnen, mehr aber keine Minute.

Der Drossart sah ein, daß Umkleiden freilich zur Nothwendigkeit geworden, denn sein höchst bestaubter Rock war durch den Regen in eine ziemlich klägliche Verfassung gerathen; er hatte in seinem patriotischen Eifer gar nicht bemerkt, daß es immer stärker regnete.

Aus diesem gewaltigen Regen erklärte er sich jetzt zur Genüge den eiligen Abschied der Jungfer Haverghohin; da nun auch der Dreßler mit einem eiligen „auf Wiedersehen!“ davonschoß, so bequemte er sich endlich auch zur Um- und Einkleidung in sein Wirthshaus und machte sich keine weiteren Gedanken, obgleich ihm ein unbestimmtes Gefühl sagte, daß mit dem kleinen Schäfchen und ihm nicht alles so gut stehe, wie bei dem Ausgange zum Sparemberge. Er hatte keine Ahnung von dem schlimmen Boöde, den er geschossen.

Uebrigens befand er sich eine gute halbe Stunde später in seinem weiten Reitermantel völlig vor dem Regen geschützt vor der Thür der jungen Frau Koblant, hinter der er zuversichtlich seine Herzallerliebste schon zu finden hoffte.

Der Drossart fand die junge Hausfrau mit ihrer Mutter und ihrem Manne nun allerdings schon um den Theetisch versammelt, aber außer der Muhme Salome und dem edlen Dreßler waren durchaus keine Gäste zugegen.

Auf der dunkelrothen mit Goldschnüren benähten Sammetdecke prunkte Silberzeug der schwersten Art; mächtige Leuchter und massive Platten, Kannen und Gießer umgaben den brodelnden Theekocher, die bauchigen und überaus dünnen und zarten Täschchen bildeten den äußeren Ring um das Theeungeheuer und seine Trabanten.

Aber zwischen dem Theetische und dem Spiegel am Fensterpfeiler steht noch ein Tisch, der ist der Träger von allerlei delikaten Dingen aus dem Thier- und Pflanzenreiche, von denen wir ein Bielefelder Lokalbawerk erwähnen, das vom feinsten Weizen gefertigt in der Form eines Schwanes, andere sagen einer Gans oder Ente, austritt und den Hüngrigen aus schwarzen kleinen Mergeln, die aus Korinthen gebildet sind, höchst verlockend anblinzelt.

Der Mangel an Gästen verstimmt Frau Klara Koblant gar nicht, sie lacht mit ihrer Mutter, die fast die Laune verloren hätte, sie lacht mit ihrem Manne, der sich pflichtschuldigt von seiner jungen Ehefrau fortreißen läßt, sie lacht mit dem Dreßler, der höchst begehrlische Blicke über Obstkörbe, Kuchensteller, Butter schnittpyramiden und Bratenanhäufungen fouragiren schickt; Frau Klara lacht mit allen und alle lachen mit ihr, zuletzt der Drossart, nur thut es dieser letztere etwas gezwungen und sehr zerstreut.

Die Abwesenheit seines kleinen Schäfchens hat dem edeln Herrn die Laune, ja selbst Ruhe und Haltung geraubt.

Auch Salome ist nicht in ihrer gewöhnlichen Ruhe, sie kann das Gleichgewicht nicht finden; soll sie sich freuen, daß der Regen die gefährliche Haverghohin fern hält von dem verehrten Herrn Better, oder soll sie klagen, daß der arme Drossart so schwer unter der Abwesenheit seines Schäfchens leiden muß? Es ist doch ein gar zu gutmüthiges Weibsbild, die Salome!

Alle zehn Minuten fast geht die Hausthürklengel und jedesmal erscheint ein Dienstmädchen, welches den obersten Rock kapuzenartig zum Schutz gegen den Regen über den Kopf geschlagen hat und ihrer Herrschaft Ausbleiben durch die Unbill der Witterung wortreich entschuldigt. Nur die Magd der habesiligen Wittve kommt unter einem sehr umfangreichen Regendache von derbem Linnen und Rohrstäben an, welches oben an der Spitze den Handgriff trägt, der heut zu Tage unten am Stiele zu sitzen pflegt. Die Magd der Jungfer Haverghoh meldet, daß ihre Herrschaft madennach nach Hause gekommen sei und sich sofort zu Bette gelegt habe.

Um den geliebten Better zu schonen, hütet sich Salome wohl, die ganze Botschaft im Zimmer zu melden; sie wußte sehr gut, daß Susanne jetzt ihr Kopfstücken nach weine aus purem Aerger über die poetisch-patriotischen Anwandlungen des Drossarts. Sie verspürt dabei nicht das geringste Mitleid mit dem kleinen Schäfchen, aber ihr Feuer mal brennt in höchster Glut, weil sie sich schämt, daß sie dem Herrn Better einen Theil der Botschaft aus der Breitenstraße verschweigt.

Sonst war's an diesem Abend ganz behaglich und heimlich um Frau Klaras Tisch, bei dem heulenden Winde und dem klatschenden Regen, selbst der Drossart wurde vergleichsweise heiter und richtete gemeinschaftlich mit dem Dreßler furchtbare Verheerungen auf dem Tische an. Man konnte da recht leicht zu der Ansicht kommen, daß sich die beiden Herren zu ihrer Reise verproviantiren wollten.

Es wurde selbstverständlich viel über diese Reise gesprochen, denn eine solche war kein alltägliches Ereigniß damals und war es selbst in Bielefeld, der Handelsstadt, wo Reisen verhältnißmäßig viel häufiger waren als anderswo.

Als gegen neun Uhr eine Regenspauze eintrat, wurde dieselbe aber höchst gewissenhaft zum Abzuge benutzt; die beiden Herren begleiteten die Muhme Trozenburg und Salome artig bis zur Obernstraße, was sie auch recht wohl konnten, da sie sich nichts umgingen. Der Drossart aber wunderte sich etwas, als ihm der Dreßler am Papenmarke etwas hastig sein „gute Nacht“ sagte und davon lief, erreichte aber selbst unbeschädigt das Wappen von Ravensberg, als es eben wieder mit Macht zu regnen begann.

Eigentlich war unser guter Freund doch mit diesem Abende sehr übel zufrieden und that das beste, was er thun konnte, er legte sich nämlich sofort zu Bette, um seinen Unmuth zu verschlafen.

Das hat der Held denn auch redlich gethan, und er erwachte am Morgen, am letzten Tage seines Bielefelder Aufenthaltes, ganz heiter und ahnte nicht, daß ihm der graue, nasse und windige Morgen eine Reihe von qualvollen Stunden bringen werde.

Der Unglückliche konnte nicht seinem kleinen Schäfchen die Aufwartung machen, das schickte sich nicht, das war unmöglich, da Herr Haverghoh auf Reisen war, Frau Haverghohin aber seit Jahren schon in ihrem Grabe schlummerte.

Den ganzen Morgen lief der arme Drossart zwischen der Obern- und der Ritterstraße hin und her, zwischen dem Hause der Frau Trozenburg und dem Hause der Frau Koblant. Die Hoffnung, daß seine himmlische Susanne, um ihren Wirthmann zu treffen, hier oder dort einen Besuch machen werde, verließ ihn nicht, aber es ward Mittag und sie kam nicht.

Freilich kostete das Nichtkommen dem armen Mädchen einen schweren Kampf, mehrere Male war sie drauf und dran, ihrem liebenden Herzen zu folgen, das gestern freilich empört über des Drossarts patriotische Rücksichtslosigkeit gewesen war, das nasse Kopfstücken war Zeuge ihres Zornes, am Morgen aber war derselbe gänzlich ausgeweint und Susanne wäre sicherlich gegangen, hätte sie nicht, von einem dunkeln Gefühle geleitet, die hohe Miene Salomes gefürchtet.

Um Mittag endlich erbarmte sich die Frau Koblant des vielduldbenden Drossarts, sie machte einen sehr nothwendigen Gang in die Breitenstraße und ging, da sie eben vorbei kam, zu Susanne mit heran. Plauderte ein wenig mit dem hocherfreuten Mädchen und lud dasselbe endlich zu einem Kaffee ein. Wobei denn ganz gefällig bemerkt wurde, daß der Herr

Better Droffart, der morgen abreise, auch zum Abschied da sein werde.

Hastiger als sie eigentlich dürfte, hatte Susanne die Einladung angenommen, und sie war so freudig bewegt, daß selbst die Erinnerung an die nahe Abreise die Freude nicht zu trüben vermochte.

Als der Droffart davon unterrichtet wurde, daß Susanne kommen werde, hatte er Thränen dankbarer Rührung im Auge und Frau Klara erntete wieder einen Handkuß, der sie erröthen machte.

Den ganzen Nachmittag saß der Droffart ziemlich allein mit seinem kleinen Schäfchen in der Ritterstraße, denn Frau Klara und ihr Mann waren sehr diskret und ließen sich

nur ab und zu sehen, um die „égards“ zu wahren, wie sie sagten; und wir wollen in der Discretion ihrem Beispiele folgen.

Am anderen Morgen ritten drei Reiter zum Thore hinaus, ade!

Die drei Reiter waren der Droffart von Beyst, der Dreßler zu Kossau und Teklaff, der würdige Türkenproß; Truewart, der edle Hund, geruhete zu Fuß zu reisen.

Das Thor aber war das Sickerthor, durch welches Vielefeld gen Detmold zieht.

Es war ein häßlicher Herbsttag, es heulte der Wind und piff hohl aus Nordwesten, zerrissen flogen die Wolken am Himmel hin und einzelne schwere Regentropfen fielen raschelnd zwischen fallend Laub.

(Fortsetzung folgt.)

## Wallenstein in Berlin.

Historische Skizze von G. Pittl.

(Zu dem Bilde auf S. 293.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Am Abende eines heißen Junitages, als eben ein Gewitter über die kurfürstlich-brandenburgische Haupt- und Residenzstadt Berlin hingezogen war, konnte man an all den Orten, welche den Bürgern und Handwerkern zu Versammlungen oder als Erfrischungsstellen dienten, zahlreiche Gruppen in eifrigem Gespräch erblicken.

Jene Stellen, die heute in der glänzenden großen Kaiserstadt die vielversprechenden Benennungen „Restaurant“ oder „Café“ tragen, hießen damals einfach „Bierbänke“ oder „Speisewirthschaften“, denn wir sprechen vom Jahre 1628, wo es in der guten Mark Brandenburg sehr traurig und wo Berlin nichts weniger als pomphast ausah, vielmehr trotz seines Titels „Residenz- und Hauptstadt“ den Städten zweiten und dritten Ranges gleich geachtet ward, denn es hatte eben 10,000 Einwohner, die in dreißig, meist nur auf einer Seite bebauten Straßen in 1209 Wohngebäuden hauseten.

Der unheilvolle Krieg, der unser Vaterland 30 Jahre lang verwüsten sollte, war mit allen Schrecknissen seit 8 Jahren aufgetreten. Die Mark hatte gewaltig gelitten.

Zu schwach, sich gegen den Feind zu halten, zu ängstlich dem drängenden Freunde gegenüber, war das Land des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg stets ein willkommenes Ruheplaz für Freunde und Gegner geworden, welche die Bewohner gemüthlich oder auch gewaltjam ausbeuteten. Dänische Truppen hatten im Vereine mit den wilden Schaaren Mansfelds in den Marken schrecklich gewirthschaftet, beliebige Steuern erhoben und Städte gebrandschatzt.

Endlich kam die kaiserliche Armee heran, trieb die Mansfelder und Dänen heraus und machte sich in den besreiten (!) Marken ein bequemes Lager zurecht. An der Spitze des kaiserlichen Heeres stand der gefürchtetste Mann seiner Zeit: Albrecht von Wallenstein.

Die Mark Brandenburg hatte bereits im Jahre 1626 die erste Bekanntschaft dieses furchtbaren Generals gemacht. Im August war die Armee des Friedländers vor Kottbus gerückt. Man hörte Namen von Regimentern nennen, die sich eines Rufes als Peiniger und Bedrücker erfreuten. Das Leibregiment Wallensteins, die altjächsischen Truppen des Lauenburgers, die Regimente Schlick und Colalto, die Tiefenbacher und die von Torquato Conti lagerten rings umher.

Der Kurfürst sendete damals schon seinen Oberst Burgsdorf an Wallenstein, um dem Feldherrn „aufzuwarten“. Man bewilligte ihm alles, übernahm seine Bewirthung und hielt den ganzen Troß frei. Wallenstein war gewöhnt, eine fürstliche Tafel zu halten. Die Lieferungen dazu übernahm der Kurfürst. Dabei kam Berlin nicht besonders gut fort. Es lieferte nach Kottbus: Wein, Gewürz, Pfeffer, Zucker, Safran, Confecte aller Art, Nürnberger Kuchen, Zimmet und Muskatnüsse. In Kottbus bewirthete man den General mit Stoddsch, Lachs und Schollen. Es war gerade Fasttag und die Wallensteiner thaten sich an den märkischen Fischen gütlich. Die Märker sahen mit Staunen den ungeheuren Troß an den Ta-

feln schmausen und sahen sich noch als Begünstigte an, da Wallenstein Miene machte, strenge Mannszucht halten zu wollen.

Am Abende seines Einmarsches in Kottbus ließ Wallenstein einige Wallonen von Merodes Regimente hängen, die am Peizer Hammer geplündert und ein Dorf in Brand gesteckt hatten.

Nummehr begann die Jagd auf den Mansfelder. Später kamen die Dänen an die Reihe. Wallenstein trieb sie durch die Mark bis Holstein. Bei diesem Treiben hatte die Mark das Vergnügen, mit kaiserlichen Soldaten besetzt zu werden, welche in der Folge drei Jahre lang daselbst blieben.

Zu Wien in der Kaiserburg war man dem Kurfürsten von Brandenburg besonders abhold. Seine unglückliche Lage, seine geringen Mittel hatten ihn in eine zweideutige Stellung gebracht. Er besaß nicht Macht genug, die erklärte Neutralität aufrecht zu erhalten, und man sprach in Wien schon von seiner Entsetzung. Als Wallenstein noch im Halberstädtischen lagerte, hatten seine Officiere bereits ganz offen von dem „neuen Kurfürsten von Brandenburg“ gesprochen.

Da Wallenstein schon Mecklenburg in der Tasche hatte, zweifelte niemand mehr daran, daß nach Georg Wilhelms Vertreibung der Kurhut des Friedländers Haupt zieren werde. Die Rathschläge des brandenburgischen Ministers Schwarzenberg, der dringend zum Anschluß an den Kaiser rieth, wurden von den Räten bekämpft. Verdächtig der Gemeinschaft mit Gustav Adolph, unbeliebt als Verwandter des geächteten Winterkönigs Friedrich und des Fürsten Bethlen Gabor, sah Georg Wilhelm die vernichtende Wetterwolke über seinem Haupte schweben. So sah es im Jahre 1628 aus.

Wallenstein rüstete zu jenem Zuge nach Stralsund, der für sein Ansehen so verhängnißvoll werden sollte. Er rückte aus Böhmen. Sein Marsch sollte wieder durch die Marken gehen und bebend sahen die Bewohner der Stadt Frankfurt an der Oder die ersten Reiter der kaiserlichen Armee herankommen.

In dieser schweren Zeit befand sich der Kurfürst Georg Wilhelm in Preußen, wo ihn die noch immer schwebende Verlehnung, die Kämpfe, welche Gustav Adolph gegen Polen führte, vollständig in Anspruch nahmen. Das Nahen des gefürchteten Feldherrn mahnte zur größten Vorsicht. Kam Wallenstein bereits, um von Brandenburg Besitz zu nehmen? Wollte er sich aufs neue mit seinen Truppen an den letzten Resten des Wohlstandes der Märker laben? Man mußte darüber Gewißheit haben, und zugleich schien es dringend nothwendig, die Gesinnungen Wallensteins kennen zu lernen, welche dieser dem Kurfürsten gegenüber hegte.

Am Hofe zu Berlin befanden sich zur Zeit des Anmarsches der Wallensteinischen Armee die Damen des kurfürstlichen Hauses. Die Kurfürstin, die Schwester Georg Wilhelms, die geistvolle Anna Sophie von Braunschweig, die jüngeren Geschwister des Kurfürsten und jene alten treuen Räte.

Es ist richtig, daß namentlich die weiblichen Mitglieder des brandenburgischen Hofes gern Politik trieben. Die Kur-

fürstin, eine Schwester der Gemahlin des unglücklichen Friedrich von der Pfalz, war es, welche stets zu entscheidenden Schritten gegen das kaiserliche Regiment rieth. Sie galt als Gegnerin Schwarzenbergs. Aber in der gefährlichen Situation, welche augenblicklich über das Land und den Fürsten gekommen war, würde jedes trotzige Auflehnen wider des Kaisers Machtvollstrecker Thorheit gewesen sein.

Schwarzenbergs Rathschläge drangen daher durch. Er schlug vor: Man solle dem Friedländer weit eher freundlich entgegen kommen. Sein Zug gehe durch die Mark — wie, wenn die Damen sich dazu verständen, ihn nach Berlin zu laden? Eine freundliche Aufnahme des Gefürchteten im kurfürstlichen Schlosse mußte ihn milder stimmen.

Er konnte den zarten Frauen gegenüber nicht als der Soldat auftreten, dessen Handwerk jede Schonung der Hauptstadt, die schon so viel gelitten hatte, verbot. Es galt oben ein, den Mächtigen für das brandenburgische Interesse zu gewinnen und vielleicht vermochten die klugen und liebenswürdigen Frauen weit mehr, als die so oft von Wallenstein irre geführten Diplomaten, wenn es nur gelang, den Generallissimus auf kurze Zeit nach Berlin zu locken.

Schwarzenberg war in diesem Momente der einzige, der eine solche Mission übernehmen konnte. Seine Familienverbindungen hielten ihn noch zum Theil an das kaiserliche Haus gefesselt, er war als katholischer Edelmann dem Hofe eine angenehme Person.

Am 16. Juni verließ er Berlin, um nach Frankfurt zu fahren, woselbst Wallenstein am folgenden Tage eintreffen sollte.

Die Nachricht von den bevorstehenden Unterhandlungen mit dem gefürchteten Manne war bald genug in das Publikum gedrungen, und an einem schönen Tage wurden die Berliner mit der Neuigkeit überrascht, daß Wallenstein seinen Einzug in die Mauern der kurfürstlichen Residenz halten werde. Dies war der Grund jener Aufregung, von welcher wir Eingang unserer Erzählung gesprochen haben.

Versehen wir uns um einige Stunden zurück, nach der freundlichen Stadt Frankfurt an der Oder, welche schon zu jener Zeit unter die besten und wichtigsten Städte des kurfürstlichen Gebietes gezählt wurde.

Am 17. Juni war Wallenstein in Frankfurt angekommen. Seine wahrhaft pompöse Haushaltung, welche er auch im Felde stets beibehielt, die imposante Haltung seiner Begleiter, die Masse von Wagen und Komitat aller Art, verfehlten nicht, auf die Bürger einen gewaltigen Eindruck zu machen. In allen Gassen wimmelte es von kaiserlichen Truppen. Der Feldherr selbst hatte auf dem Rathhause Quartier genommen. Auf Schwarzenbergs Veranlassung war ihm der Kammerjunker von Pfuhl nachgesendet. Abends langte Schwarzenberg sehr beschieden im wohlverwahrten Reijewagen fahrend an.

Pfuhl, der bereits für eine Audienz des Grafen bei Wallenstein gewirkt hatte, erschien mit der Nachricht, daß der Feldherr sehr mißgestimmt sei. Er hatte seinen bösen Tag; er pflegte an solchen Tagen selbst von sich zu sagen: „Ich habe meinen Schiefer.“ Als er die Thore von Frankfurt passirt hatte, befahl er, das Glockenläuten einzustellen, alle Hunde von der Straße zu jagen, und da bei seinem Aussteigen aus der Karosse ein Zank zwischen den Pagen entstanden war, ließ er ein Duzend dieser in Seide gekleideten Jungen ausprügeln.

Schwarzenberg wartete die Nacht ab. Am nächsten Morgen fuhr die Kutsche des brandenburgischen Gesandten an dem Rathhause vor. Pfuhl stieg heraus und begab sich zu Wallenstein. Unterdessen harrete Schwarzenberg erwartungsvoll in seinem Zimmer des Gasthauses auf die Entscheidung. Wenn Wallenstein die Audienz verweigerte, so war es sicher ein böses Zeichen. Da ward es in der Straße lebendig. Eine Menge Menschen eilten herbei, ihnen folgte ein schönes von vier Pferden gezogenes Fuhrwerk. Es hielt vor dem Gasthause. Der kaiserliche General Lorenzo del Mastro stieg heraus. Er kam im Namen Wallensteins: den Minister Grafen Schwarzenberg zur Audienz bei Wallenstein abzuholen. Der Graf schöpfte Athem. Als der Wagen sich dem Markte näherte, fuhr er durch die

Menschenmasse, welche rings um das Rathhaus wogte. Ganz Frankfurt war auf den Beinen.

Der Wagen hielt an der Treppe — sobald Schwarzenberg ausgestiegen war, erschien Wallenstein oben. Er hatte seine Staatsuniform angezogen und ging dem Minister sogar einige Stufen entgegen. Dann als der Graf bei ihm angekommen war, reichte er ihm die Hand und führte ihn durch die salutirenden Posten in das Gemach, welches er bewohnte.

Schwarzenberg nahm neben ihm Platz. Die Unterredung begann. Sie betraf Zustände Brandenburgs, die politische Lage und endlich den schwedisch-polnischen Krieg. „Die Schweden sind Leute,“ sagte Wallenstein, „denen man mehr auf die Fäuste, als auf das Maul sehen muß. Wenn sie in Pommern prosperiren, werde ich sie mit Gottes Hilfe daraus vertreiben.“ Nach der Unterredung ging man zur Tafel. Schwarzenberg hegte die besten Hoffnungen. Wallenstein wies ihm den ersten Platz an, obwohl die Herzoge von Sachsen und Anhalt zugegen waren, und als die Tafel aufgehoben war, unterredeten sich alle sehr freundlich mit einander; abends machte Wallenstein dem Grafen seinen Gegenbesuch.

So ging der erste Tag hin. Am zweiten fand wieder Verhandlung statt — inmitten des sehr lebhaften Gesprächs hielt Wallenstein plötzlich inne. Bisher sehr lebendig, ja selbst oftmals scherzend, ward der Feldherr still und ernst. Seine Blicke senkten sich, und er legte die Hand leicht auf des Grafen Arm: „Könnt Ihr mir Eures Kurfürsten Planeten zeigen?“ sagte er. Schwarzenberg bejahte. Wallenstein nahm hierauf eine Tafel, welche den Sternkreis zeigte. Die Planeten waren mit Namen versehen, und Schwarzenberg deutete die Zeichen an, unter welchen Georg Wilhelm geboren.

Wallenstein begann nun zu rechnen. Er schien urplötzlich ganz in die geheime Kunst verjunken zu sein. Alle politischen Gegenstände waren vergessen. Nachdem er allerlei seltsame Linien und Figuren auf ein Blatt Papier verzeichnet und eine Art von Abracadabra entworfen hatte, sagte er: „Hier habe ich eine Nativität Eures Kurfürsten gestellt. Er wird ein langes Leben, über 60 Jahre führen, aber viel Krankheit erleben.“

Diesem Ausspruche hat Wallenstein noch etwas hinzugefügt, das nie bekannt geworden, da Schwarzenberg es nur seinem Kurfürsten anvertraute. Vielleicht ist es eine genauere Prophezeiung gewesen als die anderen, welche Wallenstein machte, denn Georg Wilhelm erreichte keinesweges ein so hohes Alter, wengleich sein Leben in der That durch körperliche Leiden verbittert ward.

Eine Ausfahrt in die Umgegend Frankfurts, an welcher Schwarzenberg neben Wallenstein sitzend Theil nahm, folgte der Mittagstafel. Als der Graf den Herzog wieder in dessen Zimmer geleitete, wohnte er einer heftigen Scene bei. Wallenstein ließ den Gesandten von Straßlau hart an, der ihm den Bescheid brachte: daß die Stadt keine kaiserliche Besatzung einnehmen werde. „Ich will Euer Nest aus der bösen Gewohnheit bringen,“ rief der Herzog. Als der Gesandte sehr kühn entgegnete: Man hoffe auf Schweden, rief der Herzog: „Ich bin kein Polak — ich fürchte Schweden nicht.“ Er wendete sich zu Schwarzenberg und sagte: „Ich bin schiefzig — sehr schiefzig über die Pommern.“ Wahrscheinlich um sein Blut zu kühlen, ritt er noch einmal allein spazieren.

Am folgenden Tage brachte Schwarzenberg das Gesuch der Damen des kurfürstlichen Hofes an und bat Wallenstein, dem Hofe von Berlin einen Besuch abzustatten. Diese von allen gewünschte Einladung ward sehr freundlich aufgenommen und der Graf verließ, ganz entzückt von Wallensteins Leutseligkeit, Frankfurt, um schleunigst in Berlin die Vorbereitungen zum Empfange Wallensteins zu treffen. „Es ist alles im guten Terminis,“ schreibt er an den Kurfürsten, „der Herzog hat mich hoch geehrt und mir alles gesagt, was ich in Wien thun mußte.“ Offenbar hatte Wallenstein seine Gründe, dem Grafen so freundlich entgegen zu treten, da er des Kurfürsten Mitwirkung bedurfte, wenn er die Herzogswürde von Mecklenburg empfangen und behalten sollte.

Sobald Schwarzenberg Frankfurt verlassen hatte, gab Wallenstein Befehl, alles zum Ausbruche nach Berlin vorzu-

bereiten. Die Stadt Frankfurt glich denn auch bald einem in Auflösung begriffenen Feldlager. Der Zug des Herzogs nach der kurbrandenburgischen Hauptstadt ging über Angermünde.

Wallenstein hatte dahin seine Bagagewagen voraus gesendet. Es schien ihm daran gelegen, den Städten, durch welche er zog, stets einen Begriff von der Pracht zu geben, über welche er gebieten konnte.

Die Menge der mit Wallenstein ziehenden, seine Begleitung ausmachenden Personen belief sich auf 1500 Köpfe. Tausend Pferde schafften diese Menschen und die ihnen zugehörigen Wagen fort, 30 Fürsten, Grafen und Freiherren befanden sich als Begleiter des Friedländers in seinem Gefolge.

Für Wallensteins und seiner Adjutanten, Ordonnanzen u. persönlichen Gebrauch standen 390 Pferde zur Verfügung. Die nächste Umgebung des Feldherrn bildeten die Herren: Duca Savioli, Graf Terzky, Oberst Dohna, Merode und Bucquoi, denen pro Mann 50 Pferde bewilligt waren.

Ein kleines Heer von geringeren und höheren Officieren, Rittmeistern, Capitänen folgte. Die Kriegskanzlei, die Feldpost, Ingenieure, der Kaplan nebst zwei Jesuiten, die Aerzte, 16 Pagen, 6 Kammerdiener, 12 Lakaien, 2 Portiers, Wagen- und Zahlmeister, französische und böhmische Köche, Tafel- und Silberwäscherinnen, selbst Wachslichtzieher und Gärtner waren mit im Zuge, der sich Berlin am 22. Juni 1628 näherte.

Der Einmarsch fand durch das Stralower Thor, die Stralower Straße, über den Mühlendamm und durch die breite Straße nach dem Schlosse statt.

Mit einer aus Neugier, Staunen und Besorgniß gemischten Empfindung sahen die massenhaft versammelten Berliner dem Herannahen des Mannes entgegen, den die Sage zu einem Verbündeten höherer Mächte gestempelt hatte. Sein bisher unwandelbares Glück, sein schnelles Empforteigen zu den höchsten Ehrenstellen, die rathselhafte Gewalt, welche er auf seine Umgebung sowohl als auch auf die Tausende ausübte, denen er im Felde gebot, rechtfertigten jene Sagen und Annahmen zu einer Zeit, wo jede außergewöhnliche Erscheinung für einen Genossen überirdischer Wesen galt. Wallensteins Gang zur mystischen Wissenschaft, die eisige Kälte seines Wesens, die er, wenn es ihm gut dünkte, um sich zu verbreiten mußte, endlich seine wunderlichen Gewohnheiten mußten solchen Gerüchten Vorschub leisten.

Der Herzog war jedoch nur zeitweise, wenn es ihm gerathen schien, der ernste, abgeschlossene Mann. Wollte er durch persönliche Liebenswürdigkeit gewinnen, dann gab es kaum eine anziehendere Unterhaltung, ein leutseligeres Wesen, als es Wallenstein zur Schau tragen konnte.

Die Berliner starrten in ehrfürchtigen Schweigen die hohe hagere Gestalt des mächtigen Feldherrn an, der jetzt auf einem weißen Pferde durch ihre Straßen ritt. Wallenstein trug spanische Tracht. Ein schwarzsammetner Leibrock, mit Gold gestickt, darüber ein Lederwamms von Glendhaut, rothsammetne Beinkleider, hohe Stiefel, an denen goldene Sporen klirrten, eine scharlachne Feldbinde, ein Kastorhut mit langen wallenden rothen Federn, ein faltiger rother Sammetmantel, der bis über den Bauch des Pferdes herabhing, das war die Kleidung, in welcher er zu Berlin erschien. Sein Antlitz war ernst. Die gelbliche Farbe, die es bedeckte, stand ihm wohl an. Das kurzgeschorene Haar, welches zu jener Zeit noch nicht gebleicht war, der dunkle Knebel- und Stutzbart, die buschigen Brauen, unter denen seine feurig blickenden Augen funkelten, verliehen ihm eine Majestät, einen Ausdruck, dessen Gewalt sich niemand entziehen konnte. Rechts und links neben ihm ritten die Herzoge von Sachsen und Anhalt, Terzky und Bucquoi folgten.

Dem Feldherrn voraus gingen 24 Trabanten. Sie waren in rothen Sammet gekleidet, trugen kostbar gestickte Bändeliere, in denen breite Degen hingen. Die Hellebarden waren in Feuer vergolbet, mit mächtigen Quasten versehen. Die lange Reihe von Wagen folgte, geleitet von Pagen, deren Kleidung aus schwarzen mit gelbseidenen Passamentern versehenen Wämmsern bestand. Dann drängten sich hoch zu Pferde die Officiere dem Zuge nach — alle in Galauniform, hinter diesen eine Schwadron der Leibkürassiere.

X. Jahrgang. 19. b.

Sämmtliche Personen des abenteuerlichen Zuges blickten stolz und kühn. Das Glück und die Bedeutung des Feldherrn schien auf sie übergegangen zu sein. Die braunen Gesichter der Italiener, die schlanken kraftvollen Gestalten der Deutschen, französische, wallonische, böhmische Typen — all dieses gewahrte man in der Menge, die nur jenes Mannes Willen gehorchte und von dem Winke seiner Augen abhängig war.

Da ritt er hin, leicht nach allen Seiten grüßend, der dem Kaiser tausende von Menschen wie aus dem Boden stampfte, der an seinen Dienst dämonische Gewalten fesseln konnte; das goldene Bliß, welches von seiner Brust herabhing, bedeckte jenes geheimnißvolle Instrument, das dem Feldherrn bei seinen Berechnungen des Sternenlaufes diente, einen Krystall, in welchen der Zodiakus, mit Rubinen ausgelegt, geschliffen war. \*) Wissferte behaupteten: es sei ein spiritus familiaris. Man flüsterte sich zu von den nächtlichen Besuchen des kleinen grauen Mannes, der wie ein Schatten um die zwölfte Nachtstunde in des Herzogs Zimmer schlich, mit ihm zu berathen, und den die Posten vergeblich zum Stehen anriefen — von den Salben, die den Herzog kugelfest machen sollten — von der Gefahr, welche seine Gegner liefen, da er Gifte von schrecklicher Wirkung besitzen sollte, wie denn einst der Ban von Kroatien erfahren, den Wallenstein mit einem Rettig vergiftet hatte.

Am Thore des Berliner Schlosses harrten die Kurfürstin, die Prinzessinnen, Markgraf Sigismund und Schwarzenberg mit allen Räten. Wallenstein schwang sich aus dem Sattel. Er war, sobald er den Damen gegenüberstand, mit einem Schlage ganz verändert. Aus dem ernsten, kalten Gewalthaber verwandelte er sich in den liebenswürdigsten Cavalier. Er küßte die Hand der Kurfürstin, die ihn ins Schloß geleitete.

Während sein Gefolge sich im Schlosse und der Stadt einquartirte, führte man Wallenstein zur Tafel. Hier entfaltete er eine so geistvolle, alles belebende, witzreiche Unterhaltung, daß binnen wenig Stunden die Damen sowohl als auch die Herren von ihm bezaubert schienen.

Das hatte man am kurbrandenburgischen Hofe nicht erwartet — den finsternen, abstoßenden Vollstrecker kaiserlicher Gewalt fürchtete man zu sehen, obwohl Schwarzenberg bereits des Herzogs seines Wesen gerühmt. Die Eleganz, mit welcher Wallenstein sich bewegte, seine reizvolle Unterhaltung stellte die gesellschaftlichen Vorzüge aller übrigen Cavaliere in Schatten. Wie hoch die Bogen der Begeisterung für ihn gingen, illustriert wohl am besten das noch vorhandene Schreiben der geistvollen Anna Sophie von Braunschweig, welche dem abwesenden Kurfürsten, ihrem Bruder, berichtet:

„Ew. Liebden daneben zu sagen, daß wir die Ehre gehabt, den Herzog zu Friedland allhier zu sehen, es ist gewiß ein feiner Herr und nicht also wie ihn etliche Leute gemacht haben. Er ist gewiß sehr courtois und hat uns allen große Ehre erwiesen, ist gar lustig hier gewesen, ich habe so oft gewünscht, daß Ew. Liebden hätten mögen hier sein. Denn ich weiß, er Ew. Liebden wohl hätte gefallen sollen; der Herr Meister (Schwarzenberg) wird Ew. Liebden ferner Relation thun, was er sich gegen das Land erbeten hat, allzeit wird er mit seinem Willen E. L. nichts entgegen thun; er ist noch bei mir gewesen, wie er den Morgen ist weggezogen, allzeit hab ich Ursache, ihn vor meinen besten Freund zu halten, denn er hat es mir erwiesen und sich erbeten, noch ferner zu thun, und mehr als schon geschehen; er ist von hier nach Stralsund gezogen, der Allmächtige behüte ihm vor allen Unglück. Ich fürchte, es dürfte von der Stadt noch manch rechtshaffener Kerl bleiben, denn sie opponiren sich gar sehr, werden aber Niemand Schaden thun als sich selber. Fürchte aber, ich halte E. L. mit meinem Schreiben auf.“

Man sieht, wie Wallenstein die weiblichen Mitglieder des Hofes eingenommen haben muß, denn sie hofften wirklich auf Gelingen der Unternehmung des Herzogs gegen das Volk nordischer Freiheit: Stralsund.

\*) Noch heute im kaiserlichen Schatz zu Wien befindlich. Ein Krystall in Gold gefaßt.

Während der Gebieter durch persönliche Liebenswürdigkeit glänzte, machten sich die Untergebenen nicht besonders angenehm. Sie ließen ihr Uebergewicht den Angehörigen des Hofes fühlen, wagten es aber nicht in Wallensteins Gegenwart, der sehr leicht jede Rücksicht vergaß, wenn man seinen Namen mißbrauchte. Namentlich trug der Oberst Hannibal von Dohna ein sehr düntelhaftes und brutales Wesen zur Schau.

Die Diener reichten damals nach der Mahlzeit Waschwasser umher — eine Aufmerksamkeit, die man nur fürstlichen Personen erwies. Dohna aber, der zur Abendtafel kam, nahm sich das Handwasser für sich, da Wallenstein — der nur einmal des Tages speiste, nicht zugegen war. — Die Damen waren darüber eben so empört, als über Dohnas Prahlereien, der u. a. äußerte: „Er habe mit Hilfe von Soldaten mehr Meyer zum rechten Glauben gebracht, als die Apostel.“

Schwarzenberg scheint von des Obersten rüdem Betragen schon Kunde gehabt zu haben, denn er hatte ihn nicht ins Schloß, sondern in sein (des Ministers) Haus einquartirt.\*)

Vermuthlich theilten die Damen Wallenstein das Gebahren Dohna's mit. „Der Herr von Dohna,“ sagte Wallenstein,

\*) Es ist das noch heut stehende Haus Nr. 1 und 2 in der Bräuerstraße.

„war immer ein fecker Officier, wenn er keinen Widerstand hatte.“

In welchen Räumen des Berliner Schlosses der Friedländer übernachtete, ist nicht genau festzustellen — es sind Zimmer in dem Theile des Gebäudes gewesen, den man noch heut „Der Herzogin Haus“ nennt. Spät abends standen noch Gruppen der Berliner auf der schmalen Böschung, welche längs der Spree entlang lief (heut die Burgstraße), und blickten zu dem erleuchteten Fenster empor, hinter welchem der Gewaltige jetzt vielleicht stand und in dunkler Stunde den gestirnten Himmel betrachtete.

Am folgenden Tage verabschiedete sich Wallenstein in galanter Art von den Damen, dann brach er gegen Norden auf. Der Zug ging durch die Stadt — der Feldherr fuhr aber im Wagen. Er dirigierte seinen Marsch über Neustadt-Eberswalde und Prenzlau auf Stralsund, dessen Belagerung und hartnäckige Verttheidigung der Wendepunkt des Glückes war, das Wallenstein bisher nie verlassen hatte.

Nach dieser Katastrophe hatte Wallenstein noch ein Mal mit Schwarzenberg eine persönliche Zusammenkunft, welche wiederum günstig für Georg Wilhelm ablief. Kaum vier Jahre später fiel der Gewaltige durch Mörderhand zu Eger.

## Jugenderinnerungen.

Von einem süddeutschen Freunde des Dageim.

(Fortsetzung.)

### 10. Die Familie.

Indeß die Wirklichkeit behauptete ihr Recht, und daß es leibhaftige Personen waren, die groß und klein, sich um einander bewegten, stand um so weniger in Frage, je mehr das Haus allmählich sich bevölkerte.

Zu Karl und Theodor hatte sich früher schon ein Bruder Fritz eingefunden als dritter im Bunde. Doch war das Bundesverhältniß nicht immer gleich intim. Mit zwei bis drei Jahren wurde auch ihm aus denselben Gründen wie einst mir ein dreivierteljähriger Landaufenthalt und zwar bei den Großeltern mütterlicher Seite im Defanathaus zu D. vergönnt. Als er von dort zurückkam, ging es anfangs, mit Beschämung muß ich's gestehen, wie in einem Hühnerhof, in den ein neues Hühnchen eingesetzt wird: das erbgeseffene Federvieh betrachtet den Neuangekommenen als Eindringling, zaust ihn hie und da und will ihn beim Futterteller nicht mit ankommen lassen. Theodor und ich statt uns des kleinen brüderlich anzunehmen, neckten ihn einige Wochen lang und fanden ihn lästig bei unsern Spielen, was mir später immer ein Beweis für die Erbsünde war, die dem Knaben im Herzen steckt. Bald gewöhnten wir uns indes aneinander und später gestaltete sich das Verhältniß dahin um, daß Theodor und Fritz in der Regel gegen mich als den stilleren zusammenhielten. Zwei können friedlich miteinander auskommen, aber unter dreien werden immer zwei gegen den Dritten sein. Damit indes zum Starken auch das Parte sich gefelle und die Reihe am Tisch immer bunter werde, hatten im Lauf der Jahre zu den drei Brüdern drei Schwesternlein, Luise, Lotte und Amalie, sich eingefunden, die uns Knaben zuerst eine große Naturmerkwürdigkeit, dann ein erwünschtes Spielzeug und bald liebe Spielgenossen waren.

Die gute Mutter hatte unter solchen Umständen unruhige Tage und Nächte. Und doch blieb sie immer munter und unermüdet vom Morgen bis zum Abend, bald am Nähtisch arbeitend, bald im Zimmer aufräumend, bald in der Küche nachhelfend, bald Besuchen Rede stehend, bald unsre Spiele leitend, bald unsre Fehden schlichtend, je und je auch mit Hilfe der Ruthen, die damals noch keineswegs bloß eine figurliche Redeblume war, sondern als strammes Besenreis leibhaftig hinter dem Spiegel stak. Eine lebensgefährliche Krankheit überstand sie in jenen Jahren, ohne daß wir Kinder ahnten, welche Gewitterwolke über dem heitern Himmel unsrer glücklichen Jugend hing. Die einzige schmerzliche Folge für uns war, daß wir in jenem Winter auf den festlichen Christbaum verzichten und mit einer kurz abgemachten Bescheerung zu nüch-

terner Vormittagsstunde in den Zimmern der Jungfern R. vorlieb nehmen mußten. Später fand ich in des Vaters Papieren ein rührendes Lob- und Preisgedicht auf den nachfolgenden Geburtstag der neugeborenen Gattin.

Auch das Heer der Kinderkrankheiten, Majern, Scharlachfieber, Wasserblattern, ging glücklich an uns vorüber. So viel Sorg und Mühe die Eltern dabei hatten: mir sind nur die behaglichen Zeiten der Genesung, das neue Spielzeug, womit man uns beschenkte, die geselligen Unterhaltungen oder auch lustigen Kriege, die von einem Kinderbett zum andern geführt wurden, in freundlichem Andenken geblieben.

Etwas höher und ferner als die Mama stand uns der Papa. Viel beschäftigt im geistlichen Amt sahen wir ihn in der Regel nur zu bestimmten Stunden. Morgens vor dem Frühstück sprach er bei versammelter Familie mit Einschluß der Dienftboten das Morgengebet: ein Gesangsbuchlied, das Vaterunser und den Segen. Manche unsrer Sternlieder wurden dadurch meinem kindlichen Ohre vertraut, noch ehe ich sie verstand; so: „Wach' auf mein Herz und singe“; „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank“; „O Gott, Du frommer Gott“; „Befiehl Du Deine Wege“; „In allen meinen Thaten“. Besser aber als die besten gefiel mir das unbedeutende von Mütter: „Dir verjöhnt in Deinem Sohne“. Dort heißt es nämlich im zweiten Verse: „Alles Fleisch von allen Enden kommt mit aufgehobnen Händen, kommt mit Hoffnung und Begier, Gott, der gern erhört, zu Dir“! Das Kindlein dachte dabei an „alles Fleisch von allen Enden“ und ihm wässerte der Mund. — Beim Mittagstisch mußten die Kinder damals viel stiller sitzen als heutzutage, auch pflegten sie weder von einer beliebten Speise so viel zu bekommen als sie wünschten, noch von einem verhassten Gerichte dispensirt zu werden. Wie manche Thräne haben mich z. B. die weißen Mehlspeisen gekostet, die immer wieder den Hals heraufquollen! Unmittelbar nach Tisch tranken Vater und Mutter ein Täschchen Kaffee, und Tag für Tag durfte abwechselnd eins der Kinder das Sahntöpfchen mit Brot austunken. Ein kleines Fest war's, wenn Winters nach dem Essen Papa zur Luftreinigung bei geöffneten Fenstern ein Wachholderholzfeuer in der Rauchpfanne anzündete, das auf den Zimmerboden gestellt gar lustig knisterte und flackerte. Wir Kinder hockten im Kreis um das Feuerlein und sahen bewundernd zu, wenn der Vater mit der Hand langsam durch die Flamme fuhr oder in besonders guter Laune ein paar Mal leichtfüßig darüber wegsprang. Um die Besperzeit sprach er meist wieder im Wohnzimmer ein, um, etwa von seelsorger-

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11. VI. 70.

lichen Besuchen heimkehrend, sich ein Stündchen im Familienkreis zu erholen, ehe er sein Studirstüblein unter dem Dach bestieg. Er trat dann bei uns ein in dem Habit, den unsre Stadtgeistlichen damals noch auf allen Berufsgängen trugen, mit dreieckigem Hut, langem schwarzen Rock nebst weißen Wäffchen oder Ueberschlägen, schwarzseidenen Strümpfen und Schnalenschuhen; eine Tracht, die ihm trotz seiner damaligen Jugend bei seiner hohen Gestalt gar ehrwürdig stand. Beim Nachtessen sahen wir ihn gewöhnlich nicht, weil wir nach eingenommener Milchsuppe mit einem Handfuß bei der Mutter, von welchem ausgeschlossen zu werden die beschämendste Strafe war, ein paar Stunden vor den Eltern zu Bett geschickt wurden. Doch konnte es vorkommen, daß man noch wach war und neugierig horchte, wenn sie bei offener Zwischenthüre ihre einfache Abendmahlzeit hielten. Am Sonntag Abend drang dann wohl auch der Duft eines Bratens lockend in unser Schlafgemach und auf schüchternes, aber anhaltendes Hüpfeln kam vielleicht die gute Mama herein und stopfte dem lusternen Bettler den Mund mit einem Bratenschnittchen.

In würdevollster Gestalt bekamen wir den Vater auf der Kanzel zu sehen, und wenn es uns als evangelischen Predigerskindern ausgemacht war, die drei verehrungswürdigsten Personen auf Erden seien erstens der Heiland, zweitens der Doktor Luther (den wir in der Gipsbüste auf dem väterlichen Schreibtisch sahen), und drittens der liebe Papa, so wurde diese Ueberzeugung immer wieder bestätigt, wenn wir in der gedrängtvollen Kirche tausende zu seinen Füßen sitzen sahen und seinen gesalbten Vortrag, ohne noch vom Inhalt viel zu verstehen, durch die heiligen Räume hallen hörten. Unsererins saß dann im mütterlichen Kirchenstuhl auf der Fußbank, und war das Gesangbuch mit dem silbernen Schloß und den eingelegten Bildern durchblättert, so weidete man die Augen an den biblischen Gemälden, mit welchen die Brüstung der Empore geschmückt war. Unserem Stuhl gegenüber befanden sich die letzten in der Reihe: die Bekehrung des Saulus, der zu Füßen seines sich bäumendes Kosses liegt, und das neue Jerusalem mit seinen goldenen Gassen, das dem Seher Johannes von einem Engel gezeigt wird und in dessen mystischen Anblick sich die Kinderseele oft ahnungsvoll vertiefte. — Auch andere namhafte Prediger hörte ich damals und in späteren Knabenjahren auf der alterthümlichen Kanzel, zu deren Fuß der Reformator Brenz begraben liegt; so den geistvollen, beweglichen Flatt, den frommen Dann mit seiner ascetischen Eliastgestalt, den feurigen Klemm mit seiner körnigen Beredsamkeit. Für jezt aber zurück in die Kinderzeit!

Die elterliche Zucht vereinigte Ernst mit Milde, ersteren vom Vater, letztere von der Mutter vorherrschend vertreten; doch fehlte bei jenem keineswegs die Freundlichkeit und der Humor, während auch diese gelegentlich der Ruthe nicht schonte.

Wenn wir älteren Geschwister im ganzen unter einer merklich strengeren Zucht und rascheren Rechtspflege aufwuchsen, als später die jüngeren, so lag das in der Natur der Sache und wird wohl immer so sein. Jugendliche Eltern sind selbst noch rascheren Temperaments und werden in manchem Betracht von den Kindern erst erzogen, indem sie dieselben erziehen. Dazu kommt, daß junge Väter in den ersten Kindern meist kleine Normalmenschen, wo nicht Genies erblicken, von denen man alles fordern, bei denen man die korrekteste Erziehungstheorie ohne Abzug durchsetzen könne. Allmählich wird man bescheidener in seinen Erwartungen, milder in seinen Ansprüchen und weiß, daß man nicht von einem alles und nicht von allen dasselbe fordern kann. Ist man vollends einmal einem seiner Kindlein am Grab gestanden oder fühlt man sich selbst dem Abschied näher, so werden's die älteren Geschwister den jüngeren nicht mißgönnen, wenn diese oft des Stabes Sanft genieszen dürfen, wo jene den Stab Wehe zu fühlen bekamen.

Wo übrigens im wesentlichen die elterliche Liebe waltet, da wird auch eine gelegentliche Uebereilung oder eine kleine Härte keine tiefe Narbe im Kinderherzen zurücklassen. Noch entfinne ich mich gern eines heißen Moments, wo ich, nachdem irgend eine Unart im Hause vorgefallen, plötzlich, ich wußte nicht wie, hoch in der Luft schwebte, von des Vaters linker

Hand kräftig gehalten, während seine Rechte an dem vergeblich Zappelnden und Wehklagenden ihr Strafamt übte. Die Mama kam dazu und bezeugte meine Unschuld, worauf mich Papa auf den Boden stellte und laufen ließ mit den Worten: „Ei, so war's für ein andermal gut!“ Besser wußte sich bei ähnlichem Anlaß der kleine Fritz aus der Schlinge zu ziehen. Seine Schuld war bei irgend einem Scheltenstreich klärllich erwiesen und eben sollte die Exekution vollzogen werden nach Sprüche Salomonis 22, 15. Aber der Delinquent wurde von einem Bedürfnis überrascht, das für den Augenblick Strafausschub erheischte und dessen Erledigung unter den Augen des harrenden Vaters sich so ungewöhnlich in die Länge zog, daß dieser endlich, selbst inzwischen abgekühlt, lächelnd in sein Arbeitszimmer zurückkehrte und Begnadigung eintreten ließ.

Unter den Familiengliedern sind die Hausmägde nicht zu vergessen. Die Kinder schließen sich ihnen so zutraulich an und es war damals noch die gute Zeit, wo man Jahrzehnte an ihnen hatte. Nur drei unter diesen wechselnden Schurz- oder Schurzengeln unsrer Kindheit seien hier dankbar erwähnt. Zuerst aus frühester Zeit Jungfer Katharine K. aus Ravensburg, eine junge lebhaft Blondine; sie stand als „Hausjungfer“ auf einer höheren Rangstufe der Domestiken und durfte der Hausfrau gegenüber je und je ihre eigene Meinung aussprechen, wenn auch nicht durchsetzen, kleidete sich gern in bunte Farben und erzählte uns Merkwürdigkeiten aus ihrer ober- schwäbischen Heimat, namentlich von Truthähnen, welche durch die rothe Farbe zum Korn gereizt werden, und von Katholiken, denen gegenüber gleichfalls Vorsicht nöthig sei; weshalb in meiner kindlichen Phantasie Katholiken und welsche Fäbne eine Zeit lang zusammenfloßen. Später bin ich übrigens mit meinen katholischen Mitschwestern immer friedlich und freundlich ausgekommen. Nur einmal nach einer Kirchentagspredigt, in der ich, wie es scheint, zu entschieden Farbe gezeigt — aber keineswegs die rothe — wurde ich von einem geschätzten Blatt der Schwesterkirche nach den Mittheilungen meiner Freunde, denn selber las ich's nicht, so furchtbarlich angedonnert, daß mir der zornig daherrauschende welsche Hahn wieder einfiel. — Eine tüchtige Köchin hatten wir Jahre lang an unsrem Mabele, einer hochgewachsenen, blühenden, strammen Brünette. Ich habe sie einmal in ganzer Figur in ihrem Sonntagstaat gemalt und ihr selbst verehrt, nach vielen Jahren aber als die brave Hausfrau des noch lebenden ehrsamem Fuhrmanns St. zu Grabe begleitet. Eine sehr treue, nur etwas grämliche und von uns Kindern deshalb nicht nach Verdienst gewürdigte Kinds- und Stubenmagd war sieben Jahre lang die Karoline, spätere Ehefrau des biedereren Schneidemeisters S., der nach ihrem Tode bei einem Hausbrand sammt Tochter und Dienstmädchen elend in den Flammen umkam.

Auch der vieljährigen Büglerin, Jungfer Ailiane, einem sehr anhänglichen, aber eben so empfindlichen älteren Frauenzimmer, sowie ihrer Nachfolgerin, der kleinen immer heiteren und freundlichen Frau B. und den treuen Kindebettwärterinnen, Jungfer Nane und Jette W., welche so Interessantes zu erzählen wußten von der Bayreuther Reise, die sie mit ihrem Vater als herzoglichem Silberkammerling im Gefolge eines unsrer Prinzen gemacht hatten, sei zum Andenken ein Blättchen Immergrün in diese Annalen gelegt. Von Hausfreunden, die in jenen frühesten Zeiten bei uns aus- und eingingen, auch Sonntag mittags je und je zu Tische waren, ragt als Respektsperson Frau Sekretariuffin S. hervor, eine ehrwürdige alte Dame aus der Rokokozeit, mit seidnem Reifrock, Perlmuttersächer und großer Spitzenhaube.

Zu schriftstellerischen Konferenzen kam hier und da in seinem weißen Hausrock und gepuderten Haar der liebenswürdige christliche Menschen- und Kinderfreund Heinrich Lotter, Herausgeber der „Beispiele des Guten“ und des Buches: „Vorhebung und Menschenchicksale“. So ungefähr muß der gute Gellert ausgesehen haben. Ein erwünschter Vorbote der Weihnachtszeit war alljährlich Herr Veininger aus Nürnberg, der in Lebzeiten und wenn ich nicht irre, zugleich in christlichen Traktaten reifte. Er war ein lebhafter kleiner Mann in braunem Ueberrock und Halbstiefeln. Auch er ward gewöhnlich zu Tisch gehalten, und als einst neben seinem Stuhl

ein Weintrug auf dem Boden umgegossen wurde, war er untröstlich, tauchte seine Hand in das köstliche Maß und salbte damit, auf daß die edle Gottesgabe nicht ganz verloren gehe, seine Schläfe und seine glänzende bis in den Nacken hinabreichende Stirn.

### 11. Auf den Straßen.

Nun gilt es eine Umschau außer dem Haus, denn wenn wir gleich nicht auf der Gasse aufwachsen, so kamen wir unter gehöriger Obhut doch auch an Luft und Licht.

In unsrer Kronprinzstraße selbst zwar gab es wenig zu sehen und zu hören, wenn nicht hier und da ein Hausfeger mit seinem melodischen Ruf: „Kaufet au Spindla, Kimmich, Wachholderholz!“ am Hause vorüberging. Die parallellaufende nahe Königsstraße, damals noch meist „der große Graben“ genannt, diente als Hauptpulsader des Verkehrs. Auch hatten wir gegenüber keine Wohnhäuser, sondern die Hinterseite des mit Kanzleien besetzten sogenannten Stockgebäudes in seiner früheren unansehnlichen und finstern Gestalt. Die einzigen Bewohner desselben, die wir zu Gesicht bekamen, waren die Spaken auf dem hohen, alten Ziegeldach, mit denen ich eines Wintermorgens um ihres lustigen Flatterns und Zwitscherns willen meine junge Menschheit zu tauschen wünschte, bis mir Mama zu Gemüthe führte, wie ärmlich sie unter dem Schnee ihr Futter suchen müssen. Von den unwirthlichen Gefinnungen, die innerhalb jener Mauern damals walteten, wurden wir

Kinder einst sehr frostig berührt. Harmlos plaudernd saß ein Paar von uns auf der steinernen Staffel einer verschlossenen Hintertür, als uns ein eiskalter Strom, der hinter uns hervorquoll, unsanft aufschreckte. Ein boshafter Kangleidiener oder ein menschenfeindlicher Staatsämorrhoidarius hatte uns zum Schabernack einen Krug kalten Wassers hinter der Thür ausgeschüttet. Die sittliche Entrüstung in den Kinderherzen war tief. Noch einmal erfuhr ich mit innigem Schmerz im weichen Gemüthe, daß die Welt im Argen liegt. Mama wandelte eines Morgens ordnend durchs Zimmer. Ein Blumentopf mit Rosen hatte über Nacht seine Blätter haufenweise fallen lassen. Die sorgsame Hausfrau streifte sie in die hohle Hand, streute sie aus dem Fenster und lustig tanzten sie im Sonnenschein auf die Straße hinab. Plötzlich aber ging drunten ein höllisches Fluchen los. Himmel, Herrgott und die heiligen Sakramente wurden von einer heiseren Bassstimme angerufen, mit Millionen Donnerwettern dreinzuschlagen. Ein Packerträger, der unter der Hausthür lümmelte, hatte die Rosenfaat übel genommen, die sich über ihn ergoß. Die Mama ward feuerroth und schloß leise das Fenster, mich aber erbarmte es in tiefster Seele, daß der vieltheuren Mutter so etwas begegnen konnte, und noch nach Jahren dichtete ich darüber eine traurige Ballade, worin es heißt: „Fluchst Du so dem Rosenregen Von der schönen Frau, Du Tropf? Cia solchen Blumenfegen Ist nicht werth Dein laufiger Kopf!“ (Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Kaiserstätten.

Von Oscar Schwebel.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

### VII. Stauferzeit.

Als nach dem Aussterben des rheinfränkischen Hauses die deutschen Fürsten den mächtigen Willen eines Staufers oder Welfen nicht über das Reich herrschen lassen wollten, schmückten sie das Haupt Lothars, des Grafen von Supplingenburg, mit der Kaiserkrone. Seine kriegerischen Lorbeeren hatte sich der sächsische Graf in der Schlacht am Welfsholze gegen Kaiser Heinrich V erworben. Die Sage hat die Stätte dieser Schlacht, eine einsame Feldmark bei Hettstädt, mit reichen Blumen ausgeschmückt. Im heißen Gewühle des Streites ließen die geängsteten Weidenbäume den uralten sächsischen Hilferuf: „To Zodute!“ ertönen, und Graf Hoyer von Mansfeld, gleich dem Schotten Macduff ein „ungeborener Mann“, griff vor der Schlacht mit seiner Eisensaut tief in einen Granitblock hinein, der noch heute auf der Stätte liegt. Aber trotz dieses siegverkündenden Zeichens fiel der getreue Anführer der Kaiserlichen unter den Schwertstreichen des berühmten Grafen Wiprecht von Groitzsch, und die Sache Heinrichs V unterlag im nördlichen Deutschland. Diese sagenberühmte Schlacht war für Lothar der erste Schritt zum Throne, der erste Schritt aber auch auf einer Bahn, die ihn nur durch Streit und Mühsal hindurchführte. Lothar wußte die Würde des Reiches weder gegen die Hierarchie, der er feige bei seiner Krönung nachgab, noch gegen die Fürsten, denen er die Erblichkeit ihrer Leben zugestand, zu wahren; ohne dauernden Erfolg rang er mit dem mächtig sich erhebenden Geschlechte der Staufer, mit den oberitalischen Städten und mit der neu erstandenen Macht der Normannen, die ihre Schwerter in den Dienst des römischen Bischofs gestellt hatten. Ohne die Kraft zur Abhilfe zu haben, sah der Kaiser ein Hoheitsrecht des Reiches nach dem andern schwinden.

Lothars Monument, ein fast vergessenes Kaiserdenkmal, liegt unweit Helmstädt auf braunschweigischem Gebiete. In Königs-Lutter erbaute der Kaiser eine Stiftskirche, deren altherwürdiger Bau sich erhalten hat bis auf unsere Tage. Eine strenge, fast herbe romanische Kirche, vorn ein wuchtiger Thurm-vorbau mit zwei Spigen, ein Langschiff in Kreuzesform, über der Bierung ein hochtragender Hauptthurm, und hinten der Chor mit fünf kleinen Rotunden, so erhebt sich das Gotteshaus mitten auf einem Plage, den wunderschöne alte Kirchhofslinden überschatten und zu welchem man durch ein enges Gäßchen emporsteigt. Als Lothar im Winter 1137 in einer elenden Alpenhütte des Dorfes Breitenwang gestorben war, brachte Graf Wittekind von Waldeck die Leiche nach Königs-

Lutter. Hier wurde sie in der Mitte des Hauptschiffs beigelegt. Neben dem Kaiser fand Heinrich der Stolze, sein Schwiegersohn, † 1139, und Lothars Gemahlin Richenza, † 1141, ihre Ruhestätte. Durch den Einsturz der früheren Gewölbedecke wurden die alten Grabmonumente zertrümmert; jetzt machen Maaßstabdenkmäler, welche ein patriotischer Abt des Klosters im 17. Jahrhundert errichtet hat, die Gräber kenntlich.

Lebhaft führt das ernste Gotteshaus den wechselvollen Kampf des 12. Jahrhunderts uns herauf, dies blutige Ringen um Güter und Ehren, die niemandem zu Nutzen gereichten. Dort schläft der schwache, vermittelnde Kaiser, der den Geist der Zwietracht nicht zu bannen vermochte; dort seine heldenmüthige Gemahlin, welche die Erbschaft des Löwenherzigen Entels, des jungen Heinrich, mit so männlichem Arme zu verteidigen wußte, dort der harte, trogige Welfe, der von aller Welt verlassen und gehaßt, hier sein einsames Grab fand. Wohl haben die Freunde des deutschen Volkes damals gewünscht, daß mit Heinrich dem Stolzen der unselige Streit in die Gräfte von Königs-Lutter hinabstiege; aber leider ging auch Heinrich der Löwe den Weg der Ahnen, den Weg durch Schuld, Glück und Leiden zu seinem stillen Grabe im Braunschweiger Dome. Als Lothars Stern in Nacht versunken war, ging glänzend am Himmel Deutschlands das Zeichen der Staufer auf. Aber auch dem wohlmeinenden Konrad III brachte die Krone nichts als Sorgen und Mühe. Wohl gelang es ihm, die Welfen niederzudrücken, aber immer neue Feinde erhoben sich ihm jenseits der Alpen im italischen Lande, und als der Kaiser 1152 vom Leben schied, da mußte er sich gestehen, daß alle seine Bemühungen so vergeblich geendet hatten wie sein Kreuzzug. Konrad starb auf der Altenburg zu Bamberg, sein Andenken aber wird noch heute durch die „Weibertreue“ bei Weinsberg dem schwäbischen Landvolke lebendig erhalten, jenes Schloß, unter dessen Mauern 1140 die entscheidende Schlacht geschlagen wurde und aus welchem die treuen Weiber die Ehegatten auf ihren Schultern herausgetragen haben sollen, wie uns noch jetzt ein altes Bild in der Weinsberger Kirche den Vorgang darstellt.

Überall in deutschen Landen stehen noch die Ueberreste der Burgen des lebenswürdigsten, edelsten und deutschgefinntesten Staufers, Friedrichs I. Es ist hier nicht des Orts, die Thaten des gewaltigen Mannes zu erzählen; wir erinnern nur daran, wie er im Kampfe gegen seine mächtigen drei Feinde, den Papst, die Welfen und die oberitalischen Städte, nimmer den Muth verloren hat. Das heißt ein Kämpfer sein ohne Furcht

und Tadel! Und solchem unverzagten Herzen hat auch der Erfolg nicht gefehlt. Als er den Pflug über Mailands Trümmer gezogen hatte, als Heinrich der Löwe durch seinen Machtspruch von Deutschlands Erde verwiesen war, als der Papst das Haupt des jungen Königs Heinrich willig mit der Krone Apuliens und Siciliens geschmückt hatte, da konnte Friedrich sagen, daß seines Lebens Ziel erreicht sei, daß er die Herrschaft und Macht der alten Kaiser erneuert habe. Ehrwürdig sind dem deutschen Volke alle die Stätten, auf denen der Rothbart gewandelt hat.

Wir wenden uns zuerst dem vielbesungenen Kyffhäuser zu. Schon zur Zeit der Sachsenherrscher befand sich am Fuße des Berges in Tilleda ein kaiserliches Palatium, zu dessen Schutze später die Oberburg angelegt wurde. Die Staufer feierten auf dem Kyffhäuser oft ihre Waidmannsfeste; auch glänzendere Versammlungen, Zusammenkünfte der Fürsten des Reiches, fanden zu Tilleda statt. Aber schon zu des Rothbarts Zeiten, im Jahre 1178, wurde die Burg Kyffhausen einmal zerstört; der Aufruhr der Flegler unter Friedrich von Heflungen im Jahre 1412 und der thüringische Bauernkrieg brachen sie völlig. Aber noch immer trotz ein Rest des alten Baues, der Hausmannsturm, dem Zahne der Zeit, und noch erheben sich dessen Mauern, 13 Fuß stark, bis zu einer Höhe von 80 Fuß, obwohl der Sturm gar bedenklich an den alten Zinnen rüttelt, der Regen in den Rissen wühlt und die Wurzeln der jungen Birken die Steine von einander sprengen. Trümmer bedecken die ganze Oberfläche des Berges; tief unten in seinen Höhlen aber ruht der entrückte Kaiser, um einst am Vollendungstage der Welt mit seinen Einheriern hervorzubrechen und die große Entscheidungsschlacht zwischen den Guten und Bösen zu schlagen.

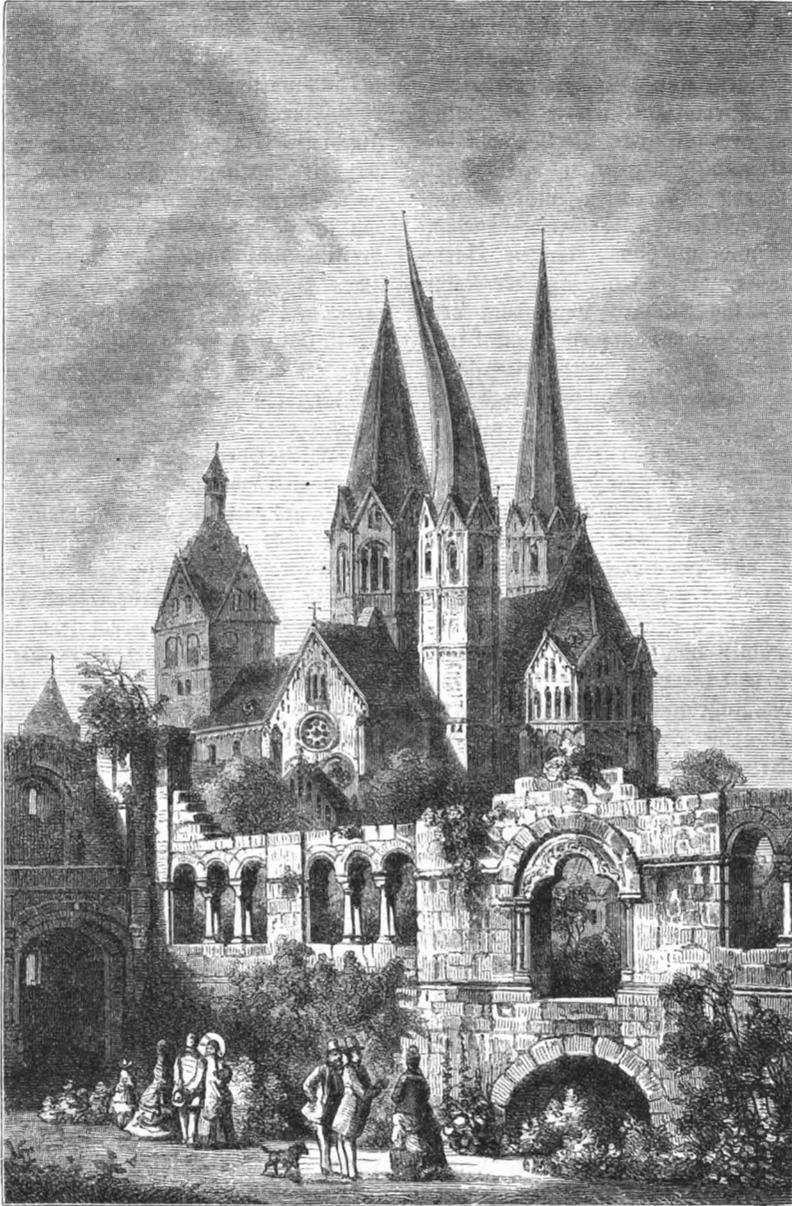
Auch um den schönen Rheinstrom schweben die Erinnerungen der Stauferzeit. Da liegt die alte Grafschaft Gelnhausen mit dem gleichnamigen Hauptstädtchen, welches durch eine alte charaktervolle Mauer mit zinnenbewehrten Thürmen und eine prächtige romanische Kirche mit schiefen Thurmspitzen geziert wird. Nahe dabei stehen die Ruinen des Lieblings-schlusses Kaiser Friedrichs I. Ein Arm der Kinzig umschließt im Osten und Süden den Burgberg, auf welchem in einem unregelmäßigen Siebened noch die starken Ringmauern und die halb verschütteten Gräben sichtbar sind. Im Süden liegen die Trümmer eines Wartthurmes; im Westen befand sich einst der Haupteingang. Friedrich I erbaute sich dies Palatium im

Jahre 1170, also schon im reiferen Alter; wie die Sage erzählt, feierte er mit diesem Bau das Andenken einer ihm sehr theuren Jugendfreundin Gisela oder Gela, die einst freiwillig der Liebe des Jünglings entsagt hatte, um ihn nicht fernzuhalten von dem glänzenden Pfade des Ruhms, den er beschreiten sollte. Sie war in ein nahe Kloster gegangen und bald darauf gestorben.

Die noch vorhandenen Trümmer der Burg zu Gelnhausen zeigen den schönsten romanischen Styl. Dreibogige Arkadenfenster, reich verzierte Kapitäle, auf deren einem der Reichsadler ausgemeißelt ist, phantastische Ornamente auf den Rundbogen und Wandverzierungen, die etwas von arabischem Style an sich tragen, schmücken die Burgruine. Ueber dem Hauptportal erhebt sich der Schmuck der Bildnerei zu einer Schönheit, wie sie so rein und so edel nur der Antike eigen zu sein pflegt.

Einen Blick denn in die alten Tage der Kaiserburg! Soeben begrüßt das Horn des Wächters mit fröhlichem Klange die fürstlichen Gäste, die auf dem festlich mit Tannenreisig bestreuten Pfade heranziehen. Jetzt halten sie vor der Zugbrücke; wir haben Muße, die Schaar zu betrachten. Was sind das für hohe Heldegestalten in den langen, wappengeschmückten Brunkgewändern, was für edle Damen in den faltenreichen, von wallenden Schleiern überdeckten Reitkleidern! Jetzt fällt die Brücke, der Zug trabt über sie hin; die Federn auf den Hüten und Varetten nickten und wogen, die Schwerter schlagen klirrend gegen die Sporen; dann und wann tönt ein fröhliches Lachen glücklicher Menschen zu uns herüber. Jetzt sitzen sie ab, im Hofraum empfängt der kaiserliche Burgherr seine Gäste.

Es ist noch früh am Tage; drüben über den Wäldern schwebt noch der bläuliche Duft des Morgens; bald reiten sie wieder aus, und anmuthig klingt aus der Ferne das Jagdhorn zur Burg herauf, in welcher sich die Hände der Dienerschaft gar rüstig regen müssen. Die heiterste Festesfreude aber entfaltete sich im Schloßhofe, wenn die Abendühle gekommen ist. Dann ertönt die Ritterharfe, und durch die glänzende Gesellschaft erklingen die Weisen Dietmars von Aist, des Rürenbergers oder Heinrichs von Beldeckin; der junge König Heinrich, der Erbe von Deutschland und Italien, singt auch wohl selbst ein Lied, wie er sich eher der Krone als der Geliebten begeben wolle. Nimmer kehrt solch ein Festesglanz in die Burg der Staufer ein, aber die Abendsonne umgießt das rothe Sandsteingemäuer mit goldigem Schein und die Quadern glühen dann wie Feuer



Deutsche Kaiserstätten: VII. Die Ruinen der Kaiserpfalz in Gelnhausen.  
Originalzeichnung von Karl Sprosse.

auf, als gedächten auch sie der alten großen Zeit und Friedrich Rothbarts, des Herrschers ohne Gleichen.

Zertrümmert, ja zum Theil bis auf den letzten Rest vernichtet sind die staufrischen Pfalzen zu Ingelheim am Rhein, zu Hagenau im Elsaß, wo einst der Rothbart seine Kleinodien aufbewahrte, zu Kaiserlautern, wo Friedrich wie im Kyffhäuser verzaubert in des Berges Tiefen schlafen soll; aber noch ragt stolz, wenn auch durch Feuer und des Wetters Gewalt gebrochen, der Trifels in der Pfalz mit seinen Nebenburgen Anebos und Scharfenberg über den Kluppen von prächtigen Buchenwäldern in die Luft. Diese gewaltigen zerfallenen Bauten, von romantisch wilder Natur halb überdeckt, prägen sich tief dem Geiste des Besuchers ein. An dem mächtigen Hauptthurm der Ruine Trifels sind noch die Spuren der alten romanischen Bauherrlichkeit sichtbar. Und welche Geschichte hat diese Burg! In der Kapelle lagen einst die Insignien des deutschen Kaiserthums, in dem Marmorsaale feierte der Rothbart seine Bankette! Oft nahm das furchtbare Verließ Staatsgefangene von hoher Wichtigkeit auf, so den Erzbischof Adalbert von Saarbrücken zu Mainz, so den Markgrafen Wiprecht von der Lausitz, dem wir in der Schlacht am Welfsholze begegneten. Abgezehrt bis auf die Knochen und mit einem langen Barte entstieg der Erzbischof von Mainz, wie er selbst sagt, der Nacht des Gefängnisses. Im Trifels lag Richard Löwenherz von England gefangen; hier klang das Lied des treuen Blondel tröstend in den Kerker hinein. Heinrich VI ließ seine italienischen Widersacher, den kühnen Seehelden Margaritone und den Grafen Richard von Apulien, nachdem er sie des Augenlichtes beraubt hatte, in das Burgverließ des Trifels hinabstoßen. Unter Philipp von Schwaben wurde Bruno von Köln, der aufrührerische Erzbischof, unter Friedrich II der rebellische König Heinrich hier gefangen gehalten. Nach dem Untergang der Staufer nahm König Wilhelm von Holland den Trifels ein; er holte sich nicht allein aus der Kapelle den kaiserlichen Schmuck, er nahm auch die Tochter des Schloßvoigts Philipp von Falkenstein als seine Gemahlin von dem düsteren Kaiserliche mit. Seit jener Zeit aber sank die Herrlichkeit dieser ersten aller Burgen Deutschlands von Jahrhundert zu Jahrhundert, bis sie zuletzt ein Steinbruch für die Landleute der Umgegend wurde. Wehmüthig flüstert es jetzt in den Kronen der hohen Buchen, daß so viel Glanz und Pracht vernichtet werden konnte.

Friedrich Rothbart ertrank 1190 im Kalykadnos im fernen Morgenlande; von seinen Nachfolgern starb nur einer, Philipp von Schwaben, 1208 auf deutscher Erde und noch dazu durch die mörderische Hand des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach. Die Altenburg in der Nähe von Bamberg ragt mit ihrem Thurme noch immer als eine Zeugin dieser entsetzlichen That empor, die an einem der besten deutschen Könige verübt ward. Heinrich VI, Friedrich II, Konrad IV und der junge König Konrad starben sämmtlich in Italien, Palermo birgt die Asche der beiden erstgenannten Kaiser.

Zwei Gebäude zu Palermo sind für den Deutschen von besonderem Interesse, weil sie Zeugen der Stauferzeit sind: das Schloß und der Dom. Ersteres erhebt sich auf den Resten einer uralten Befestigung, welche bis auf jene Zeiten zurückgeht, da hier Hamilkar und Hannibal, Marcellus und die Scipionen gekämpft haben. Wie am Schlosse, so haben auch am Dome fast alle Nationen gebaut, welche hierher kamen; der Normanne errichtete seine Thürme mit den luftigen Warten und zog um Portale und Fenster die bekannten Vorbüden von Haifischzähnen; der Kreuzfahrer thürmte seine gothischen Spitzen und schlug die Bogen des nordfranzösischen Stils in die eisenfesten Mauern ein; der Baumeister der Renaissancezeit brachte Nachbildungen der Antike und der des vorigen Jahrhunderts seine zopfigen Schnörkel an. So haben beide Bauwerke einen echt südlichen, phantastischen Charakter, dessen Reiz durch ihre große Geschichte noch um ein bedeutendes vermehrt wird. Hier erquicken sich die staufrischen Cäsaren in der hellen Sonne des Südens; hier trockten sie, auf die Treue der Sarazenen und die Kraft der Normannen sich stützend, dem Bannfluche Roms. Mit den Kaisern ist manch ein treues deutsches Blut hinüber-

gezogen über die Alpen und den Faro und hat ein frühes Grab in dem schönen, trügerischen Welschland gefunden.

Aber wenn die Entwürfe der Staufer auch nur eine Fata Morgana waren, wie sie an den Küsten des zauberischen Siciliens entsteht, — auch die irrende Heldengröße verlangt ihren Tribut. Berweilen wir ehrfurchtsvoll einen Augenblick an den fernern Gräften.

Der Dom zu Palermo übt einen überwältigenden Eindruck aus. Köstliche Reste alter römischer Kunst, feierlich ernste altchristliche Malerei sind sein werthvollster Schmuck. Die Dämmerung in den hohen Gewölben, der matte Schein des Goldgrundes auf den unzähligen Mosaiken, die Pracht des italienischen Kultus, das alles vereinigt sich hier, um uns in jene träumerische Stimmung zu versetzen, in welcher wir die Gestalten der Vorzeit so gerne in buntem, märchenhaften Zuge an uns vorüberschweben lassen.

Eine der Kapellen des Domes trägt die bedeutungsvolle Inschrift: *Hic regi corona datur*; es ist die Krönungskapelle der alten normannischen Fürsten. In derselben befinden sich zwei Steingräber, hier ruhen Heinrich VI und Friedrich II von ihres Lebens Kämpfen aus. Welch gewaltige Männer! Freilich nicht immer die Bahnen wandelnd, welche dem menschlichen Geschlechte durch das ewige Gesetz der Sittlichkeit vorgezeichnet sind. Durch blutige Gräuelt thaten demüthigte Heinrich VI die italischen Großen; ohne Rücksicht auf Sitte und Recht verfolgte er seine ehrgeizigen Pläne in Deutschland. Wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, so wäre die Krone des Reiches eine erbliche geworden. So aber durfte endlich noch einmal, nachdem Heinrichs Bruder Philipp sie eifrig schwere Jahre getragen hatte, im Winter 1208 der Welfe Otto IV sein Haupt mit ihr sich schmücken. In dem glänzenden Staufer Friedrich II verjüngte sich indessen das Glück des berühmten Geschlechtes; der Welfe wich vor dem jungen Helden in die sächsische Heimat; auf dem Boden des heiligen Landes setzte der Kaiser die Krone Jerusalems sich auf sein geanntes Haupt; in Italien und Deutschland drückte sein gewaltiger Arm Fürsten und Städte zu Boden. Aber ein Feind blieb unbefiegt: der arglistige Bischof von Rom. Immer von neuem ertönte der Bannfluch gegen den „meineidigen kirchenschänderischen“ Kaiser; immer von neuem erstanden Feinde, welche den Kampf gegen den Abtrünnigen bis auf den Tod zu führen bereit waren. Aber ungebeugt erhob sich auch die Kraft des Staufers nach jedem Schlage, bis die Gefangenschaft Enzios, seines geliebtesten Sohnes, und die Giftmischeri Peters de Vineis, seines nächsten Vertrauten, die Lebensgeister des Kaisers brachen.

Heinrich VI starb 1197 in der Fülle seiner Macht, Friedrich II 1250, als das Gestirn seines Hauses sich bereits zu senken begann. Beide erhielten auf ihre Grabsteine Inschriften, welche die Zeit verlöscht hat. Nur die Friedrich II geweihten Worte hat uns der Griffel der Gelehrten aufbehalten. Sie lauteten:

„Wenn ein erhab'nes Gemüth, der Güter und Tugenden Fülle,  
Ruhm und Glanz des Geschlechts die Macht des Todes bezwängen,  
Friedrich schlummerte nicht in dem Grab hier, das ihn umschließen.“  
und:

„Stolze Paläste, was sind sie? Was irdische Hoheit und Würde?  
Hat vor dem Tode mich doch keines zu schützen vermocht!“

Im Jahre 1783 wurden die königlichen Gräber zu Palermo geöffnet, beide Kaiserleichen waren noch wohl erhalten. Das Antlitz Heinrichs VI zeigte noch den finsternen Troß und die Härte, welche seine Regierung Deutschen und Italienern so verhaßt gemacht hatte.

„Italien, der Hohenstaufen Grab!“ Das alte Wort bewies sich auch an Konrad IV. Schon winkte ihm glücklicher Erfolg im Kampfe gegen die aufständischen Italiener, da befiel ihn ein schleichendes Fieber; erst sechsundzwanzig Jahre alt, starb er 1254 zu Lavallo. Der letzte Sproß der deutschen Staufer war damals ein zweijähriges Kind; — begeben wir uns nun nach der Heimat des Geschlechtes, um seine Jugend heranwachsen zu sehen und ihn auf seinem verhängnißvollen Zuge nach Welschland zu begleiten!

## Am Familientische.

### Bücherchau. VIII.

Hohenzollernsche Kolonisation. Ein Beitrag zu der Geschichte des preussischen Staates und der Kolonisation des östlichen Deutschlands von Dr. Max Deheim-Schwarzbach. Leipzig, Dunder & Humblot, 1874.

Glaubenskämpfe sind immer und stets von außerordentlicher Wirkung auf die Bewegungen der Völker gewesen. Die Puritaner, welche in England keinen Platz mehr fanden, siedelten nach der neuen Welt über, französische Hugonotten fanden zu tausenden im evangelischen Deutschland nach der Aufhebung des Edikts von Nantes Aufnahme, Mennoniten zogen aus Deutschland stromweise nach Rußland, und Oesterreich zumal sah infolge von Glaubenskämpfen völlige Völkerwanderungen. Wenn man sich erinnert, daß in der Stadt Graz um das Jahr 1590 die katholische Gemeinde nur aus der erzhertzoglichen Familie und ihrer Dienerschaft bestand, das Land Oesterreich unter der Enns im Anfange des 17. Jahrhunderts nur noch fünf katholische Mitglieder des Herrenstandes zählte, daß zur selben Zeit vier Fünftel des Landes ob der Enns protestantisch waren, daß selbst im heute ultramontanen Tirol neben Luthers Lehren die extremsten Richtungen des Calvinismus und des Biedertänzerthums Eingang fanden, wenn man sich an den Majestätsbrief und die Defensoren, an Stephan Bocskai und Bethlen Gabor erinnert und entgegenhält, daß im beginnenden 18. Jahrhundert nur noch Theile Schlesiens, Ungarns und Siebenbürgens die gesetzlich anerkannte Ausübung des evangelischen Bekenntnisses besaßen, daß nach der Schlacht am weißen Berge, wie völlig beglaubigt ist, über 30,000 protestantische Familien um des Glaubens willen Böhmen verlassen mußten, dann wird man begreifen, welche Wichtigkeit Glaubenskämpfe für die Wanderungen und Verschiebungen der Völker haben und wie dieselben, auch vom ethnographischen Standpunkte betrachtet, von hoher Wichtigkeit sind.

Diese Bemerkungen glauben wir der Besprechung eines Werkes vorausschicken zu müssen, welches Thaten verzeichnet, die zum guten Theil Wirkungen solcher Glaubenskämpfe sind. Dr. Deheim-Schwarzbach schreibt in seinen „Hohenzollernschen Kolonisationen“ in eminenter Weise Kulturgeschichte, und er legt damit dem brandenburgisch-preussischen Herrscherhause ein ehrendes Denkmal; denn gerade in den wesentlich deutschen Kolonisationen, die nach dem slavischen Osten vorgeschoben wurden, offenbart sich, wenn auch manchmal unbewußt, die germanisirende Kulturmission jener Dynastie mit am deutlichsten. Waren auch jene Bestrebungen zunächst nur Preußen gewidmet, sie kamen allemal dem Deutschthum zu statten, und für dieses, wie für die Kultur im allgemeinen, wurde unablässig vom großen Kurfürsten an bis herab auf Kaiser Wilhelm mit regem Eifer gearbeitet. Während im übrigen Reich eine Stagnation der Kräfte einzutreten schien, während sich hier gute Glieder von dem krankenden und morisch werdenden Körper selbständig lösteten oder von gierigen Nachbarn als gute Beute losgebrockelt wurden, wehte im Osten frischer Wind, erwuchs ein Neudeutschland in jugendlicher Kraft und Stärke, dem die Zukunft gehörte, das sich immer größere und neue Aufgaben stellte, dessen sich stets neu bildende Bevölkerung im ewigen Flusse blieb. Die Bestandtheile dieser Bevölkerung waren aus allen Gauen von Altdeutschland, vom Norden, Süden und Westen und darüber hinaus hier hereingeströmt und gaben die Kolonisten des Ostens ab. Während sie die neuen Länder einnahmen und civilisirten, den alten Einsassen deutsche Art und deutsche Wesen erschlossen, floß auch zu ihnen gelegentlich manch Tröpflein leichtlebigen slavischen Blutes hinüber, das der Güte der Mischung wahrlich nicht zum Schaden gereichte.

Es ist eine kolossale Stofffülle, die der Verfasser überall nach urkundlichem Materiale in dem vorliegenden 600 Seiten umfassenden Buche bewältigt. Viele hundert einzelne Kolonisationsunternehmungen werden in ihrem Verlaufe geschildert und mit statistischen Nachweisen belegt; wir sehen Holländer und Franzosen, Waldenjer, Wallonen, Elsässer, Salzburger, Böhmen, Schwaben, Deutsch-Polen herbeiziehen und in ihrer neuen Heimat sich ansiedeln; das Verdienst jedes einzelnen preussischen Fürsten wird dabei gewürdigt; vorzugsweise sind es aber der große Kurfürst und Friedrich der Große, die in dieser Beziehung hervorleuchten. Wie viel Segen und Kultur ist nicht durch diese Thätigkeit in wüßt und brach liegende Lande oder unter halb verkommene Polen gebracht worden; die Thatfachen liegen klar zu Tage und lassen sich nicht leugnen, so sehr polnisch-nationaler Eigendünkel sich dadurch auch verletzt fühlen mag.

Niederländer, durch den großen Kurfürsten herbeigerufen, erschließen Preußen dem Welthandel; sie kanalisieren das Land, bauen in Berlin, machen die Stadt zu einem Centrum der Kunstblüte. Sümpfe und Moräste der Mark werden durch sie ausgetrocknet; die Milchwirthschaft („Holländereien“) wird durch sie eingeführt und die Stadt Bützow empfängt den Namen Dranienburg zu Ehren der Kurfürstin Luise aus oranischem Blute. Fehrbellin, Tangermünde, Chorin, Liebenwalde und andere Orte erhielten eine große Anzahl holländischer Ansiedler.

Allgemein bekannt sind die Aufnahme der Réfugiés aus Frankreich und die Ursachen ihrer Vertreibung. Aus den Nachkommen jener verjagten Franzosen sind heute gute Deutsche geworden; in der „französischen Gemeinde“ in Berlin erinnert nur der Name noch an die weisse Abkunft; noch halten deren Abstammlinge alljährlich ein gemeinschaftliches Essen. Aber „die französischen Predigten, die noch von der Kanzel ertönen, werden fast mehr von Deutschen als den Réfugiésentelndern besucht und verstanden.“ Interessant ist, was über die Dörfer

Groß- und Klein-Platthen bei Angermünde berichtet wird, die am längsten sich französisch erhielten. Heute glimmen dort aber nur noch Funken der Erinnerung an die französische Sprache, wenn man auch äußerlich noch den Franzosen erkennt. Bis vor kurzem sagten die Kinder noch zu den Eltern mon pir, ma mir. Das Mistbeet bezeichnen sie allgemein als Kutsche (couché), die Johannisbeere heißt Gräffelschen (groseille); auch die Eigennamen sind ursprünglich französisch, wenn auch aus einem le Blond ein Bluhme, aus Quard Warte, aus Cholé Schule wurde. Am längsten hat die Kirche das Französische bewahrt; wer das Abendmahl empfangen will, erhält jetzt noch eine Marke, auf welcher „admissible“ steht, und noch heute verstehen einige alte Leute das Vaterunser und Glaubensbekenntniß französisch. Aber die Jugend spricht es schon nicht mehr, der letzte Laut, der letzte Gruß der alten heimathlichen Sprache ist ein Vallen zu Gott, das Bekenntniß, dessentwegen die Vorbäter vor beinahe 200 Jahren den Stab haben nehmen müssen und hier in der Fremde angesiedelt worden sind. Das ist aber auch alles, was noch französisch an diesen Réfugiésnachkommen; sie sind sonst und auch in allen anderen Kolonien durch und durch Deutsche geworden. Blieben diese Franzosen, so wanderten die Waldenjer, welche 1688 kamen und in Stendal, Burg, Magdeburg, Spandau, Angermünde angesiedelt wurden, wieder zurück. Sie wurden mächtig vom Heimweh ergriffen, in den Straßen von Stendal oder Spandau konnten sie ihre heimischen Berge nimmer vergessen, und bei den Bürgern der Städte waren sie auf Mißtrauen gestoßen. Ueberhaupt gediehen Kolonien auf dem Lande besser, hier konnte der neue Ansiedler sich ausleben, trat er keinen fremden Interessen so leicht in den Weg, wie in den Städten, wo Konkurrenz sich leichter fühlbar macht.

Nicht allgemein bekannt ist, daß Meß, Toul und Verdun am Ende des 17. Jahrhunderts zahlreiche Glaubensflüchtlinge nach Preußen lieferten, Meß allein 2000, die, eben so wie zahlreiche Straßburger und Elsässer unter deutscher Herrschaft sich sehr wohl fühlten und damals den Tabaksbau nach Brandenburg verpflanzten.

Wem aber fällt nicht eine der nichtswürdigsten Glaubensverfolgungen und der gebrandmarkte Name des Erzbischofs Firmian ein, wenn er von den Salzburger Vertriebenen liest, die Deheim-Schwarzbach mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit behandelt. Ostpreußen wurde ihre neue Heimat. Der moralische Einfluß der fleißigen redlichen Leute, die Friedrich Wilhelm I. hierher versetzte, war auf die Nachbarschaft nicht unbedeutend, Ackerbau und Industrie wurden durch sie gefördert. Daß der König durch sie den Kartoffelbau hat kultiviren lassen, ist bekannt; ob dagegen die Mittheilung auf Wahrheit beruht, daß die in jenen Strichen so beliebten Dampftrödel von ihnen herübergebracht wurden, dieser wichtige Umstand bleibe hier unerörtert. Gute Salzburger Eigennamen gibt es in der Zisterburger Gegend noch häufig, Sitten und alte Tracht dagegen sind verschwunden, doch noch immer trifft man in Ostpreußen Menschen an, die mit Stolz sich ihrer Salzburger Abkunft bewußt sind, die noch heute Kleidungsstücke aufbewahren, die ihre Vorfahren als Kinder trugen, als sie in süßer Unkenntniß um die Trauer und Sorge der Eltern durch den Arm der Mutter vom Süden nach dem Norden versetzt wurden.

Böhmen, gleichviel ob deutschen oder slavischen Stammes, wurden in der Mark herzlich und freudig aufgenommen, als sie um des Glaubens willen die Heimat lassen mußten. Diese Exulanten, die zunächst Sachsen aufsuchten, wandten sich erst später nach Preußen, wo rings um Berlin Dörfer von ihnen besetzt wurden, so Nowawes (deutsch Neudorf) bei Potsdam und Nizdorf bei Berlin. Der Gottesdienst wurde ihnen deutsch und tschechisch gehalten, und die letztere Sprache hat sich in Böhmischnizdorf bis heute erhalten. „Es ist höchst überraschend, mitten im märkischen Sande dicht neben dem Berliner Dialekt ein gutes reines, fast unverfälschtes Böhmisches (soll heißen Tschechisch) erklingen zu hören. Der Grund hierzu liegt auf der Hand; es sind die religiösen Sitten und Gebräuche der Böhmen. Sie haben von Anfang an die böhmische Predigt verlangt und genossen, und wenn auch die Könige eine deutsch-kirchliche Ansprache wünschten, so hat zwar diese Bestimmung um so schneller die Kenntniß der deutschen Sprache bei ihnen eingebürgert, aber die alte böhmische (tschechische) nicht auszrotten können.“ Nebenbei bemerkt sind des Verfassers tschechische Citate reich an Fehlern und Druckfehlern.

Unbedingt für das Deutschthum und die Kultur am wichtigsten ist jener Abschnitt, der sich auf die Kolonisation in den ehemals polnischen Landen bezieht; hier war am meisten zu leisten, und hier vollbrachte Friedrich der Große den Löwenantheil des ganzen großen Werkes. Friedrichsdorf, Friedrichshorst, Friedrichsau, Friedrichswald, Friedrichsthal, Friedrichshagen, ja sogar im Warthebruch eine Kolonie „Friedrich der Große“ sind solche Schöpfungen, die schon durch ihren Namen an ihren Stifter erinnern. So zahlreich waren übrigens die von Friedrich dem Großen angelegten Kolonien, daß man um Namen für sie in Berlegenheit geriet und zu den seltsamsten Auskunftsmitteilen griff. So gibt es in der Mark ein Quebeck, Philadelphia, Neu-Boston, Korissa, Konstantinopel, Klein-Malta. Im Sternberger Kreise besonders wimmelt es von Kolonien mit ausländischen Bezeichnungen; da gibt es ein Ceylon, Sumatra, Florida, Jamaica, Habanna, Saratoga, und ein Spinnerdorf trägt den verheißenden Namen Sosen.

Erbärmlich war das von den Polen verwirrhafte Land beschaffen, das 1772 an Preußen kam: „Das Land ist wüßt und leer, das Ackergeräthe bis auf die Flugschar ohne Eisen, die Aeder ausgejogen, voller Unkraut und Stein, die Wälder unordentlich ausgehauen

und gelichtet. Die alten festen Städte liegen in Trümmern, eben so die meisten kleinen Städte und Dörfer. Die meisten der vorhandenen Wohnungen scheinen kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen. Das Land ist entvölkert und entfruchtlicht. Die Justizpflege liegt eben so im Argen wie die Verwaltung. Der Bauernstand ist ganz verkommen. Ein Bürgerstand existirt gar nicht."

So war die Erwerbung beschaffen. Nun aber begann des großen Königs Kolonisations- und Zivilisationswerk, überall rührten sich fleißige Hände, und schon nach Jahresfrist konnte Friedrich II an Voltaire berichten: "Ich habe die Sklaverei abgeschafft, barbarische Gesetze reformirt, vernünftige in Gang gebracht, einen Kanal eröffnet, der die Weichsel, Odra, Neße, Warthe, Oder, Elbe verbindet, Städte wieder aufgebaut, die seit der Pest von 1704 zerstört gewesen, 20 Meilen Moräste trocken gelegt und eine Polizei eingeführt, die diesem Lande selbst dem Namen nach unbekannt war."

So war es überall, wo preussisch-deutsche und polnische Art einander stießen. Kultur und Unkultur begegneten sich. Wie anmaßend erscheinen uns unter diesem Gesichtspunkte nicht die polnischen "Schmerzschreie" von heute!

Musikalische Studientöpfe von La Mara. 2 Bde. Leipzig, bei Heinrich Schmidt. 2. Auflage 1874.

Bunte Blätter. Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst von A. W. Ambros. Neue Folge. Leipzig, bei F. C. Leuckart (Konstantin Sander). 1874.

So bezeichnend der Umstand, daß ein Verfasser eine Reihe von Aufsätzen "Studien" nennt, im allgemeinen nur dafür ist, daß er der Studien leider zu wenig gemacht hat, bei den vorliegenden Büchern verhält sich die Sache doch anders. Die "musikalischen Studientöpfe" sowohl, als die "Skizzen und Studien" sind Werke von gebiegenem Werth, denen der Vorwurf der Oberflächlichkeit am allerwenigsten gemacht werden darf. Es hat bereits seit Jahren ein Werk von Otto Gumprecht Aufsehen erregt, welches unter dem Titel: "Musikalische Charakterbilder" etwas ganz Aehnliches bietet als die Studientöpfe La Maras. Diese jedoch haben vor dem anregenden Werk des Berliner Schriftstellers den Vorzug der größeren Reichhaltigkeit. Davon abgesehen wüßten wir kein Buch, dem sie nach Art der Behandlung und des Stoffs treffender an die Seite zu stellen wären. Kurze Lebensskizzen von Schubert, Mendelssohn, Weber, Rossini, Mober und Meyerbeer bilden den Inhalt der Gumprechtschen Charakterbilder. Die beiden letztgenannten fehlen unter den Studientöpfen La Maras. Dafür enthalten aber diese, sämmtlich in der anziehendsten und gefälligsten Form geschrieben, außerdem die Biographien von Schumann, Chopin, Liszt, Wagner, Cherubini, Spontini, Boieldieu und Verlioz. Als wir das Buch zuerst in die Hand bekamen, konnten wir die lebhafteste Freude über diese Reichhaltigkeit nicht unterdrücken. Sind es nicht gerade die Namen, welche in ununterbrochener Abwechslung neben denen Beethovens, Mozarts und Haydns die Konzertprogramme in unseren Tagen füllen? Darunter mancher, dessen Lebensschicksale unseren meisten Musikfreunden noch fremd sind! Und doch leben wir glücklicher Weise in einer Zeit, welche sich um einen Künstler selbst fast eben so sehr zu kümmern anfängt, als um das, was er geschaffen. Die Zeit der kritischen Schriftstellerausgaben, der revidirten Klavier- und Ensemblewerke könnte man sie nennen, und vor allem: der biographischen Skizzen und Studien!

Ein willkommener Beitrag zu den letzteren sind La Maras Studientöpfe. So wenig uns die hier gebotenen Mittheilungen den Eindruck einer auf umfassendem Quellenstudium beruhenden Charakteristik der genannten Künstler, ihrer Tage und Werke machen, so sehr sind sie doch in Folge einer gewissenhaften Anordnung und lebendiger Darstellung geeignet, sich Eingang gerade in den weiteren Kreisen der Kunstfreunde zu verschaffen. Der Leser erhält ein anschauliches Bild in engem Rahmen von der Persönlichkeit und Bedeutung des Künstlers, dem die Zeilen gewidmet sind. Nach seiner allgemein menschlichen wie speziell musikalischen Individualität wird er ihm nahe gerückt; seine Kompositionen sind in innerem Zusammenhang mit den Lebensschicksalen aufgeführt und so das geeignetste Mittel gefunden, dafür das Interesse und Verständnis zu wecken. Eine höchst anziehende Seite des Buchs bilden die kurzen und bündigen Sätze, welche, meist zu Anfang stehend, die künstlerische Würdigung des betreffenden Musikers enthalten. Selbst wo man solchen Urtheilen nicht beipflichten sollte, wirkt der milde unparteiische Standpunkt veröhnend, und die feine psychologische Charakteristik (z. B. eines Schumann, Verlioz u. a.) befundet ein tiefes Verständnis und liebevolles Eingehen.

Von Chopin spricht die Verfasserin — denn eine solche ist es! — in schwärmerisch begeisterten Rede; aber ohne deshalb die Grenzen zu verweisen, welche seinem Streben gezogen waren. "Nicht mit den gewaltigen titanischen Gestalten eines Beethovens und Bach oder anderer unserer musikalischen Heroen dürfen wir ihn vergleichen, dessen Stufe keinen Aufschwung erhabenen Stiles kennt, in dessen Sein und Wesen nichts lag, was ihn zum heroischen Charakter befähigte. Er war ein Dichter, ein Träumer und Phantast, — nichts weiter, — freilich dies alles in hoch bedeutungsvoller genialster Art."

So und ähnlich weiß sie das Gebiet eines jeden richtig abzugrenzen und dabei treu und lebensvoll die zu schildern, "die voll unvergänglichen Lebens sind". Von Schubert spricht sie als "dem Liederfänger, der wie kein anderer in gleichem Maße Liebling unseres Volks geworden, dem dasselbe vor anderen den Ruhm des liebreichsten Volks der Erde dankt." Warme Worte und solche, die einem sagen, wie sehr des

Meisters geheimnißvolles Wesen hier verstanden worden, sind über Schumann zu lesen. Andere Aufsätze feilseln durch unterhaltende Einzeltzüge, interessante Details aus dem Leben der Musiker, durch historische Data, die man sonst nicht erfährt, wie die Feststellung des Geburtstages und -jahres von Spontini etc. — Noch ein Wort über das andere Buch.

Es gibt Bücher, für welche hauptsächlich der darin abgehandelte Stoff, und wiederum solche, bei denen in erster Linie der Verfasser selbst das Interesse wach ruft. Hier feilscht die Behandlung, dort das zu Behandelnde vorherrschend, beides in gleichem Maße nur sehr selten. Wir stehen nicht an, die "bunten Blätter" von Ambros unter die zweite Art von Büchern zu zählen, so gut wie die "Studientöpfe" mehr der ersten angehören.

Wenn es jemand vermag, anscheinend Unbedeutendes von einer neuen anziehenden Seite zu betrachten, so ist als solcher unter den musikalischen Schriftstellern vor allem A. W. Ambros zu nennen. Bereits während seines Aufenthalts in Prag hat derselbe in einer Reihe von Aufsätzen über Musik und bildende Kunst das Gesagte bewiesen. Seine Uebersiedlung nach Wien hat ihm die Anregung zu einer neuen Folge solcher Aufsätze, dem vorliegenden Buch, gegeben. Sie sind, wie er selbst sagt, zum Theil ganz unmittelbare Ergebnisse dieser seiner neuen Lebensstellung. Mehrere davon erschienen in Wiener und anderen Blättern, die übrigen sind im Hinblick auf deren Sammlung zu einem Buche entstanden, in welcher, entsprechend umgearbeitet, denn auch jene ersten Platz gefunden haben. Was sie alle kennzeichnet, ist eine ungemeine Belesenheit des Autors und die bereite Art, in welcher dem Leser bewiesen wird, daß er sich im Grunde für den in Rede stehenden Gegenstand interessiert, hätte er seiner Neigung bisher auch noch so fern gelegen. Wenigstens würde man es bei keinem Feuilletonschreiber so leicht über sich gewinnen, sich von "musikalischer Wasserpest", von "Halbopern und Halbtoratorien", endlich von "Hamlet, der Oper eines Ambroise Thomas", des weiteren vorerzählen zu lassen, wenn man nicht von allen dreien etwa ein ganz spezieller Freund ist; und doch — hier kann man es wagen. Schiefe Urtheile über Schumann u. a. muß man in dem zweiten der drei Abschnitte allerdings mit in Kauf nehmen. Es ist eben ein gefährliches Ding um die Gabe, subjektive Meinungen außs wirksamste durch Worte plausibel machen zu können.

Aber ohne Bekehrung, zum mindesten ohne die allerbeste Unterhaltung legt niemand das Buch aus der Hand, der es sich einmal gefallen läßt, daß über Dinge, welche Freunde der Musik und der bildenden Kunst interessieren, überhaupt geschrieben wird. Der Werth der einzelnen Aufsätze ist nach der oder jener Seite hin ein wesentlich verschiedener. Die einen enthalten vorwiegend geistreiche Apercüs, andere dagegen werthvolle Beiträge zur Musik- und Kunstgeschichte, noch andere nehmen einen mit ins Land Italien, ästhetisiren und interpretiren da; wer nicht dort war, bekommt Lust zum Reisen; die anderen haben doppelte Freude. An die Erfahrung ziemlich aller Knäpfe an die Abschnitte über Bach, Rubinstein, Schubert, ferner über Goethe, Kaulbach u. s. w. Zum Verständnis der Werke Kaulbachs trägt nicht unwesentlich bei, was Ambros über dessen Kartou: Die Christenverfolgung unter Nero (S. 254) und über den "Todtentanz" desselben Künstlers (S. 249 ff.) sagt.

Als Muster- und Meisterstück geistvoller Interpretation von Musik empfehlen wir dazu geeigneten Lesern das Kapitel: "Allerlei Beethovensche Humore" (S. 192). Wer in den Symphonieen und Quartetten des Meisters zu Hause ist, wird's mit Vergnügen lesen. Zur Unterhaltung beim Morgentasse besetzt man sich einmal den "Bilderbogen voll Figuren" (S. 328). Es wird darauf viel Häßliches gezeigt. Jede dieser Figuren aus dem schönen Italien ruft uns ihr "Halt, Signore!" zu, die eine gebieterisch, wie im Vorüberfahren der römische Droschkentritscher den Fremden, welche einsteigen sollen, damit er auf seine Rechnung kommt (S. 338); andere mehr gleichgültig dreinschauend, alle aber mit einem Aufgebot von bester Laune. Schließlich hat man genug gesehen und will Ruhe haben. Just in demselben Moment hat auch der Bildermann zu koloriren aufgehört und vermuthlich auch ganz aus demselben Grunde!

Man wird in diesem Buch noch andere als die bereits hervorgehobenen Ansichten finden, die man nicht zu den feinsten macht; so etwa die über das Requiem von Cherubini und mancherlei Aeußerungen, in welchen eine katholischirende Kunstanschauung zu Tage tritt. Doch verlohnt sich das Buch des Lesens durchaus, ja sogar der Mühe, welche man hier und da auf Ausmerzungen von Druckfehlern zu verwenden hat. Deren gibt's in dem Buche allerdings mehr denn erwünscht!

In demselben Verlage als das so eben besprochene Buch ist eine Sammlung von "Aussprüchen berühmter Tonsetzer über ihre Kunst" erschienen, welche wir als anregende Lektüre und nach Seite der Reichhaltigkeit und geschickten Anordnung des Stoffs als bis jetzt einzig dastehendes Buch empfehlen können. Auf verwandtem Gebiete ist derartige u. a. im "Paras am Meere des Lebens" vorhanden. Dasselbe ungefähr, ins Musikalische überfetzt, bietet dieses "Musikalische Gedankenpolyphonie" betitelt und von La Mara, der Verfasserin der obigen Studientöpfe, zusammengestellte Buch. C. B.

**Inhalt:** Der Drossart von Reyst. (Fort.) Roman von G. Heffertel. — Wallenstein in Berlin. Historische Skizze von G. Hütl. Mit Illustration. — Jugenderinnerungen. Von einem süddeutschen Freunde des Dabheim. I. Buch. Aus der Kindheit. 10. 11. — Deutsche Kaiserstätten. VII. Von Oskar Schwebel. Mit Illustration von Karl Sprosse. — Am Familientische: Bücherschau. VIII.



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 14. Februar 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. V. 20.

Der Drossart von Benst.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Gesekiel.

Nachdruck verboten  
S. 11./VI. 70.

(Fortsetzung.)

VII. Briefe.

„Warm das Wort in Laffen, Lieben,  
hart und hölzern wird's geschrieben.“

Tage und Wochen waren ins Land gegangen, seit jene drei Reiter zum Sieferthor hinausgezogen waren; das stille Aue von den Lippen liebender Mädchen hatte lange nachgezittert in sehnenden Herzen, aber der Winter hatte weich und sanft seinen bleichen Schneemantel ausgebreitet über Bielefeld, die Stadt der Bleichen, und unter diesem Schneemantel lag so manches schon vergessen und begraben.

Es ist ein bitterkalter Januarstag, und Jungfer Salome Tugendreich, die nie friert, weil sie das Feuer im Antlitz trägt, so hieß es einst in Herford, als sie noch ein Kind und Backfisch war, kann doch nicht umhin, heute sogleich nach dem Ofen zu schauen. Es ist wirklich eine klingende Kälte draußen, so daß selbst die Spazierer nicht nach Körnern suchen und der Mensch mit stiller Genugthuung den Gedanken hegt, daß es doch sehr gut sei, nicht hinaus zu müssen und im wärmenden Umkreis des Ofens bleiben zu können.

Die Ruhme Trozenburgin bewundert schon Salomes Muth, die es wagt, mit untergeschlagenen Armen an dem Fenster zu stehen und auf die Obernstraße hinaus zu blicken, wo doch durchaus nichts zu sehen ist, denn höchstens huscht einmal eine tief verhüllte Gestalt vorüber.

Kein Sonnenstrahl blinkt frostig an den Fenstern: von Meindershof drüben, kein Windstoß bewegt knarrend eine leichtsinnig lose Stallthüre; der Himmel ist bedeckt, Windstille herrscht überall, Windstille und klingende Kälte.

Salomes Spinnrad steht still, der oberste Trozenburgische Kater schnurrt auf dem warmen Polster am Ofen und die fette Ruhme auf dem Lehnstuhle daneben versinkt nach und nach in jenen Halbschlummer vollkommener Gleichgültigkeit, den die Kälte so mächtig befördert.

Auch die stattliche Gestalt Salomes ist etwas zusammen-

gedrückt, sie fröstelt am Fenster, trotzdem sie einen dicken Kon-  
tusch von braunem Tuch trägt und sich fest eingeschnürt hat in  
dieses Stück polnischer Nationaltracht, welches damals sehr  
Mode war. Gleichgültig blicken ihre tiefen blauen Augen ge-  
rade vor sich hin und dennoch denkt sie an den geliebten Dros-  
sart, der nichts von sich hat hören lassen seit jenem Oktober-  
morgen, an welchem er zum Siefertthore hinausgeritten ist.

Und doch hat ihm beim Abschied noch die gute Ruhme  
versprochen, seine Briefe an Jungfer Susanne Havergeh in  
Empfang zu nehmen und weiter zu befördern. Freilich hat sie  
anfänglich eine fast große Freude darüber empfunden, als eine  
Woche nach der andern verging und keine Zeile an die Jungfer  
Havergeh kam; aber diese Freude sollte sich schwer rächen, denn  
Woche auf Woche verstrich und der Drossart ließ nichts von  
sich hören. Einsam seufzte da Salome Tugendreich, denn das  
Herzchen wuchs ihr schmerzlich in liebender Sehnsucht.

In die gleichgültigen Züge der Jungfer kommt plötzlich  
einiges Leben; drüben trabt eine Gestalt die Straße herauf,  
es ist von derselben eben nicht viel zu erkennen, es scheint ein  
sehr junger Mensch in einem grauen Mantelrock, den man da-  
mals einen Roquelaure nannte, eine platte Mütze mit Ohren-  
klappen ist fest um den Kopf gebunden und die Hände sind in  
Fausthandschuhen von grauem Tuch versteckt.

Die Erscheinung erregt als solche schon an diesem Tage  
auf der Obernstraße Aufsehen; es ist nicht Salome allein, die  
nach dem jungen Burschen schaut; die Männer finden's kühn,  
die Weiber bedauern das arme Kind auf der Straße in  
solcher Kälte.

Aber Salome belebt sich mehr und mehr, sie thut einen  
Schritt vorwärts, denn der Junge kommt über die Straße her-  
über auf ihr Haus zu. Die Klingel tönt, Salome holt die  
braune Kaffeekanne aus der Ofenröhre, und als es an die Thüre  
klopft, tritt sie dem Jungen mit einer warmen Tasse Kaffee

entgegen; dem Erfrorenen war das gar willkommene Labe und ein seltener Trunk.

„Die Herren von Laer lassen der Jungfer Salome Trogenburg ihre Achtung melden und diesen Brief übersenden, welchen ein Reisender heute morgen mitgebracht hat, und wenn die Jungfer Antwort geben wolle, so möchte Sie dieselbe nur bis morgen Abend an die Herren von Laer gelangen lassen.“

Mit diesem Kompliment übergab der Junge einen dicken Brief; Salome zitterte in freudiger Aufregung, er war vom Herrn Better Drossart. Sie kannte zwar dessen saubere steife Handschrift nicht, sie hatte nie Geschriebenes von ihm gesehen, aber sie kannte das Wappen der Drossarts von Zehst, die silberne Kirchenfahne in blauem Felde.

„Soll ich die Antwort der geehrten Jungfer morgen gegen Abend abholen?“ fragte der dankbare Kaufbursche, dem der heiße Kaffee neues Leben verliehen zu haben schien.

Das nahm Salome gleich an und beredete rasch die Stunde; schweren Herzens riß sich der Junge vom warmen Ofen los und fuhr hinaus, muthig in den Winter hinein.

„Muhme, liebe Muhme! Ein Brief vom Herrn Better Drossart!“ jauchzte Salome, den Brief über den Kopf schwingend.

„Nun, wenn Dich's so freut, Schlomchen, so soll's mich auch freuen!“ versetzte die Muhme ungemein frostig, obwohl sie den wärmsten Platz am Ofen hatte.

Salomes Antlitz strahlte vor Entzücken, als sie sich am Fenster trotz der Kälte niederließ mit ihrem Brief. Sie genoß denselben wirklich, wie der Kenner die Artischocke, Blatt für Blatt. Zuerst betrachtete sie liebäugelnd das Wappensiegel, dann drehte sie den Brief herum und las halblaut die Aufschrift: „Der ehrsamem und tugendbesobten Jungfer Salome Trogenburgin Hochedelgeboren zu Bielefeld, Oberrstraße, im Trogenburgischen Hause, Meindershof gegenüber.“

Dann schnitt sie mit einer Scheere den Brief auf, um ja das treffliche Siegel nicht zu verletzen, und nahm drei Briefe heraus; der erste war überschrieben: „An die allerliebste Muhme Jungfer Salome.“

Salome wurde sehr roth, es war der erste Brief, den sie von einem Herrn erhielt. Der zweite Brief war gerichtet: „An meine theure und hochgeschätzte Jungfer Susanne Havergohin, mein liebes Herz!“

„Zu spät, vorbei, gibt es nicht!“ sagte Salome hart, und tiefe Falten liefen über ihre Stirne.

Der dritte Brief hatte die Aufschrift: „Ihrer Hochwürden-Gnaden, der Frau Küsterin des frei-adeligen Bergerstifts Fräulein Agneta von Ledebur, Wohlgeboren zu Herford.“

Nur dieses Schreiben war versiegelt, die beiden Mädchenbriefe nicht. Salome schlug den an sie überschriebenen Bogen auseinander und las, während sich die Lippen bewegten ohne Laut zu geben, folgendes: „Meine allerliebste Muhme Salome! Ich wage zu hoffen, daß diese Zeilen meine allerliebste Muhme bei guter Gesundheit und sonst vergnügt antreffen und daß Sie es gerne hören wird, wenn ich Ihr sage, daß es mir, seit wir von Bielefeld gereiset, immerdar gut gegangen bis auf diesen Tag. Des Weges sind wir leidlich gekommen bis gen Bamberg, eine freie Stadt, wo der Herr Dreßler gar krank hat liegen bleiben müssen, weil er zu Koburg sich unflätzig vollgetrunken, Händel bekommen, bis aufs Hemd ausgeplündert und nackt und bloß auf die Landstraße geworfen. Ist da in seinem Kausch liegen geblieben, bis ihn am Morgen der Teßlaff gefunden und zur Herberge gebracht. Wollte sich noch maufsig machen und das große Wort haben, aber ich vermochte ihn endlich doch, daß er sich mit uns in der Stille fortmachte. Bis Bamberg haben wir ihn gebracht, da lag er über acht Tage zu Bette, ich mochte ihn aber nicht allein lassen und blieb. Hat mich das nicht gereut, denn hat für mich zu sehen genug gegeben allorten; obgleich auch allerlei katholische Quisquilien dabei, so mir annoch ein Kopfschütteln abgewonnen. Als der Herr Dreßler wieder zu Ross steigen konnte, sind wir auf Christian-Erlang gezogen, haben die Universität besesehen, aber allorten nicht recht was gefunden. Das war nun freilich dann in Nürnberg eine andere Sache, und wollte ich davon in diesem Schreiben reden, so müßte ich meiner allerliebsten Muhme ein Buch

schreiben und keinen Brief. Wir haben im braunen Ross in Herberge gelegen, ich bin mit dem Teßlaff, der ein recht pffiger Kerl ist, herum in alle Schenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten, so daß wir an allen Tagen allerlei besahen; der Herr Dreßler dagegen hat gar nichts besesehen, lachte über uns und zechte mit etlichen Junkern aus dem Reich, da hatte er Verwandte darunter; er gab's gewaltig hoch und verpraßte das Seinige. Vor fünf Tagen erst sind wir hier in Altdorf eingezogen, will mir gar nicht gefallen. Ist ein armselig enges Wesen hier in alle Wege, bin auch entschlossen, mich alsbald wieder fortzumachen, habe deshalb an die Bathin meiner Mutter, die Küsterin vom Bergerstift, geschrieben wegen etlicher, schon zwischen uns besprochener Empfehlungsbriefe. Will die allerliebste Muhme auch geziemend gebeten haben, den Brief an das Fräulein von Ledebur mit alternächster Gelegenheit nach Herford zu befördern. Wie ich denn auch bitte, den anderen Brief an die geliebte Jungfer Havergohin abzugeben, wie mir die allerliebste Muhme bei unserem Abschied in Bielefeld so gültig versprochen hat. An dem Herrn Dreßler habe ich einen recht bedenklichen Reiseskupan gewonnen, aber doch auch wieder gut von ihm profitirt, was so den Umgang mit Menschen und allerlei Volk angeht. Ein Tugendspiegel ist er wahrlich nicht, ich aber auch nicht, und die allerliebste Muhme wird das auch von keinem von uns beiden erwartet haben. Es wäre mir ein großer Trost in der Ferne, wenn die allerliebste Muhme mal in mein Haus auf der Lübberstraße in Herford hinein grüßen thäte und dann ein Wörtlein schreiben wollte über die Türkenwirthschaft und die Wasserfuhrsche. Ich habe zuweilen eine ganz seltsame Sehnsucht nach Herford, und ich glaube, mein Trucwart hat auch Sehnsucht. Die allerliebste Freundin wird dieses dumme Zeug verzeihen, es ist aber recht ernsthaft gemeint, und wird es verstehen, fintemalen Sie selbst ein Kind von Herford geboren ist. Möge der allmächtige Gott die allerliebste Muhme und theuerste Jungfer Salome in seinen heiligen und mächtigen Schutz nehmen und Sie selbst ein wohlwollendes Angebenken erhalten dem in tiefster Achtung ersterbenden dankbaren Better Wichmann, Drossart von Zehst, Altdorf, an diesem 30. November 1770.“

In immer höherer Freude erglänzte Salomes Antlitz; sie überlas diesen Brief noch zweimal, dann sagte sie entschieden: „Gott sei Dank, der Herr Better hat sich schon am 30. November herzlich wenig mehr aus dem kleinen Schächchen gemacht. Geschrieben hat er ihr vorher nicht, er hat erst schreiben wollen, wenn er in Altdorf angekommen. Dieser Brief ist eine hübsche Weile unterwegs gewesen, nun, es schadet nichts, endlich ist er doch gekommen. Was aber mache ich mit diesem Briefe?“ Sie hob den an Susanne gerichteten auf. „Da er nicht versiegelt ist, da es keine Jungfer Havergohin mehr gibt, so halte ich mich für berechtigt, ihn zu lesen.“ Ohne Zaudern schlug sie zwei starke Bogen auseinander und las: „Holdseligste Jungfer, liebstes Herz! Wenn sich mein liebstes Herz nur mit einem kleinen Theile derjenigen Sehnsucht behaftet fühlt, welche ich nach Ihr verspüre, so wird dieselbe diese Zeilen auch mit Vergnügen genug aufnehmen, zumal da ich mir mit der Hoffnung schmeichle, daß sie solche bei vollkommener Gesundheit und recht vergnügt antreffen werden. Meine Reise hat mir nichts geboten, was der holdseligen Jungfer, meinem liebsten Herzen, zu besonderer Lust gereichen würde. Erst in Nürnberg haben wir, nämlich ich und mein guter Diener, der Teßlaff, sonderbare und merkwürdige Gegenstände genug gesehen und bewundert; und wenn ich mir gestatte, meinem liebsten Herzen hier einiges davon anzumerken, so hoffe ich, daß dieselbe die unvollkommene Darstellung nachsehen und sich daran vergnügen lassen werde. Nürnberg ist eine so köstliche und ausgezeichnete Stadt, daß einige dieselbe nicht nur für den Mittelpunkt von Deutschland, sondern für den Mittelpunkt von ganz Europa erklärt wissen wollen, welches man indessen doch wohl nicht ganz nach der mathematischen Schärfe wird nehmen können. Es hat mich anfänglich in Nürnberg sehr verwirret, daß die Hauptuhren daselbst die Stunden nach Aufgang der Sonne zählen und nach Sonnenuntergang wieder eins schlagen. Die Stadt ist zwar sehr wohl gebauet, doch fand ich nur wenige Häuser, die man

hätte Paläste nennen können, und müssen die Könige von Schottland ehedem sehr schlecht logirt gewesen sein, da uns Aeneas Sylvius versichert, er wüßte, daß die Könige der Schotten so vorzüglich wohnen möchten wie die mittelmäßigsten Bürger von Nürnberg. Der Handel ist nicht mehr so in Flor wie vor diesem, doch noch immer geht die „Nürnberger Hand durch das ganze Land“ und mit „Nürnberger Tand“, Spielwaaren, wird noch immer ein so großes Geschäft gemacht, daß die Nürnberger Kompagnie allein in Konstantinopel im Jahre 1718 für 17,000 fl. Spielwaare absetzte. Das Rathhaus zeigt einen großen Gemäldereichtum, das schönste von allen Bildern dorten aber ist Eva und Adam von Albrecht Dürer, wofür Markgraf Louis von Baden den Nürnbergern vergeblich 42,000 Rthlr. geboten. Mich hat's bedünken wollen, als zeige die Eva eine merkwürdige Ähnlichkeit mit meiner holdseligsten Jungfer, so daß ich meine Blicke lange nicht abzuwenden vermochte von dem kostbaren Tableau. Die Reichskleinodien und die Heiligthümer, welche dazu gehören, namentlich der Speer, mit welchem der Heiland durchstochen, ein Dorn aus der Dornenkrone und ein Stück aus der Krippe, in welcher das Jesuskind gelegen, hängen hoch an dem Gewölbe der Spitalkirche in einer silbernen und vergolbten Kiste frei in der Luft. Die übrigen Kostbarkeiten werden einzeln aufbewahrt, der ganze Schatz wird nur Herrschaften aus fürstlichen oder altgräflichen Häusern gewiesen: mir erzeigte der Graf und edle Herr zur Lippe, der mir ein lieber und gnädiger Herr geworden, die Gnade und nahm mich mit. Nürnberg hat nur einen einzigen römisch-katholischen Bürger, den nahmen sie ins Bürgerrecht, weil er ihnen versprochen, evangelisch zu werden, und hat es danach nicht gehalten. Da er indessen alle seine Kinder evangelisch erziehen lassen, so hat man sich billig davon contentiren lassen. Auf der Bibliothek zeigt man ein Glas mit den Bildnissen Lutheri und des Doktor Justus Jonas, das Lutherus selbst dem Jonas geschenkt, darunter aber steht:

Dem alten Doktor Jonas  
Bringt Dr. Luther ein schön Glas,  
Das lehrt sie alle Beide sein,  
Daß sie gebrechliche Gläser sein.

Im Zeughaus haben sie 274 metallene und 2 eiserne Kanonen und für 18,000 Mann die Bewaffnung. Es sind hier so viel Waffen und Kriegszusammenstellungen zu sehen, daß man es gar nicht bereuen, für den Eintritt 3 Gulden und einen halben gegeben zu haben. Bei Dr. Thomasius besah ich dessen Thalerkabinet, doch mit einiger Zerstreung, welche mir dessen gar nicht unebene Jungfer Tochter verursachte. Diese Jungfer hat es in auswärtigen Sprachen wie auch in der Philosophie, Moral, Historie und vielen anderen Wissenschaften so weit gebracht, daß sie billig mit in den ersten Rang des gelehrten Frauenzimmers zu setzen ist. Es hat ihr nicht an guten Partien gefehlet, es scheint aber, daß die Philosophie so stark die Oberhand bei ihr bekommen, daß sie auch dem Ehestande darüber abgesagt habe. So wie der Herr Dr. Thomasius, so haben zu Nürnberg sehr viele Patrien und Gelehrte besondere Kabinete von Merkwürdigkeiten, seltenen Steinen, mathematischen Instrumenten, Münzen, Büchern u. s. w., so daß man viele Tage herumgehen kann und kommt doch nicht zu Ende damit. Ein sehr berühmter Steinschneider, Herr Dorsche, hat die Päpste, 238 Stück, in Karniol von Anspach und von Böhmen wunderschön geschnitten. Er verkauft das Stück für 10 Thaler. Herr Dorsche ist mit seiner Frau darin übel daran, daß sie beide vom Durste stark geplaget sind und dabei die Gabe nicht haben, solcher Versuchung zu widerstehen. Hatte einen seltsamen Auftritt mit diesem Ehepaar, sehr zum Lachen und doch höchst betrüblich. Im Hofplaz des Hofischen Hauses in der Ledergasse steht über der Erde heraus der Stamm eines Baumes, welcher in Stein verwandelt worden. An etlichen Stellen desselben hat eine krystalline Materie die Poren dergestalt durchdrungen, daß man Ringe daraus geschliffen hat, und werde ich meinem liebsten Herzen bei meiner Rückkehr einen solchen Ring überreichen. Dieser Stamm ist ein so merkwürdiger, weil er noch vollkommen mit seinen Wurzeln in der Erde stehet. Man sagte mir, unter demselben werde sich eine Quelle befinden,

welche durch die Wurzeln in den oberen Theil des Baumes gewirkt und solchen versteinert habe. Ferner habe ich eine Frau von Sandrart gesehen, die ist achtzig Jahre alt und im zwei- undvierzigsten Jahre ihres Wittwenstandes, ihr Mann war siebenundsechzig Jahre, als er sie heirathete, und sie zweiundzwanzig, und so hat denn dieses Ehepaar das Jubiläum der Augustana zweimal gefeiert. Die alte Dame kennt jedes Stück ihrer sehr reichen Sammlung und weiß noch von allem Auskunst zu geben. Es ist meiner holdseligsten Jungfer wohl bekannt, wie ehemals eine Gesellschaft in Nürnberg unter dem Namen der Begnißschäfer zusammengesetzt, deren Absicht auf die Aufnahme und Verbesserung der deutschen Sprache und Poesie gerichtet war. Das Vorhaben war gut, die dazu erwählten Mittel aber nicht glücklich ausgefallen. Diese Begnißschäfer-Gesellschaft besteht zwar noch heutigen Tages, allein nur unter schlechten Leuten, und werden wenige Zusammenkünfte gehalten. Die Meisterfinger, welche mit den Bardis und Scaldis der alten Deutschen eine große G. meinschaft haben, versammeln sich gemeinlich an Festtagen, singen auch wohl in Privathäusern für ein Trinkgeld. Die Musik floriret stark in Nürnberg, die Zusammenkunft der Liebhaber oder des collegii musici wird „Kränzel“ genannt; und verdienet Fischer auf der Violine, Spener aber auf der heute traversiere gehört zu werden. Der Umgang mit dem Nürnbergischen Frauenzimmer ist viel eingeschränkter wie in Bielefeld. Man bekommt solches gar nicht zu sehen, in die Versammlungen, so es untereinander hält, haben selbst die einheimischen Mannspersonen, so sie nicht sonderlich bekannt sind, keinen Zutritt, und wenn gleich ein Fremder mit den besten Rekommandationschreiben an einen Nürnberger, der Frau und Tochter hat, versehen ist, so wird dieser doch die ihm empfohlene Person selten zu sich in sein Haus laden, sondern sich begnügen, daß er sie im Wirthshaus traktire und womöglich ihr mit einem angehängten Rausche eine Ehre antue. So sagen sie hier, hat mir schlecht gefallen, denn wo bleibt da unsere alte deutsche Gastfreundschaft? Von allem aber, was ich gesehen, hat mir das Häuslein am besten gefallen, das der Herr von Tucher hier in seinem Garten für seine Tochter hat einrichten lassen, die einen Volkamer nahm, aber mit ihrem Kindlein alsbald wieder verstorben ist. Da ich von meiner großen Gönnerin, der hochwürdigen Kästlerin im Bergerstift zu Herford, mit einem gar stattlichen Rekommandationschreiben an den Herrn von Tucher war versehen worden, so habe ich dieses Schatzkästlein aufs allergenaueste besehen dürfen und will versuchen, meinem liebsten Herzen hier eine kleine Beschreibung davon zu geben. Ein köstliches Halblicht liegt über dem mit rothen und weißgelben Platten belegten Vorplatz, und die große Standuhr mit dem Löwenkopf unterbricht die Stille durch ihr Tictack. Ueber den Thüren rechts und links sind Sopraportbilder von Snyderz, welche in barocker Einrahmung reizende Früchte zeigen. Im Hintergrund steht ein uralter dunkler Eichenholzschrant, dessen Glasausfah das täglich gebrauchte Kaffee- oder Theegeschirr sehen läßt. Zwei Basen mit gemachten Blumen, eine Garnwinde und ein Spinnrad stehen auf dem Schranke. Neben demselben führt die massive und schwarze Treppe hinauf, welche durch eine hängende Laterne von blankem Messingblech erleuchtet wird. Auf dem ersten Podeste der Treppe führt links eine Thüre zu einer sogenannten Babellage, einer unter der Decke eines Raumes angebrachten Gallerie, von der herab man die unten darin aufgehäuften Vorräthe des Haushaltes übersieht. Auf dem Vorplatz des oberen Gestocks sah ich eine sehr zierlich gearbeitete Serviettenpresse, zwei kunstreich gedrehte Sessel und ein schönes großes Bild „Daniel in der Löwengrube“. Links ist das Schlafzimmer der Hausfrau. Das Bett im Hintergrunde steht unter einem Himmel von blasser Rosafarbe, dessen goldene Schnuren und Quasten eine Krone bilden. Wie Schnee so weich legt sich der Ueberzug von Spitzen darüber, der an den Pfosten der Bettstatt durch ein Bouquet von Straußensehern aufgenommen ist. Der Wäschschrant ist von alter eingelegter Arbeit; die Toilette mit ihrem Spiegel ist durch einen Spitzenvorhang den Blicken entzogen. Die Stühle sind mit rohem Sammet bezogen, das Lavoir aus getriebenem Silber. Vor dem mit Wappen

geschmückten Ofen, neben dem bunten Paravent, im heimlichsten und wärmsten Winkel des Hauses, steht eine Wiege; ich habe sie nie anblicken können, ohne zu fühlen, daß mir die Augen naß wurden. Unten links neben dem Vorplatz ist die Besuchsstube, das Sitzzimmer, wie sie hier sagen; ein weicher mit großen Blumen durchwirkter Teppich bedeckt den Fußboden, die Tapete zeigt Goldarabesken und Blumenbouquets. Alles licht und freundlich, hell und lustig. Ein antiker Kronenleuchter hängt gerade in der Mitte nieder. Der große Kamin ist von Marmor, alle Geräthe haben goldschimmernde Griffe, auf dem Sims steht eine Reihe der merkwürdigsten Gläser. Dem Kamin gegenüber ruht unter dem großen Spiegel eine Kommode von Ebenholz, mit Gold eingelegt, auf Löwenfüßen. Rechts und links daneben stehen Lehnstühle und neben jedem Sessel ein kleiner runder Tisch. An der dritten Wand hängt wieder ein großer Spiegel und darunter steht ein Tisch, dessen rothe Decke mit dem Schwersten und schönsten Silberzeug bedeckt ist. Ich weiß nicht, warum ich meinem liebsten Herzen dieses Häuslein der Tucherischen Tochter so gerne geschildert habe, wenn es nicht der Wunsch gewesen ist, meine holdseligste Jungfer und himmlische Susanne recht bald in ein ähnliches Nestchen führen zu können, welches, wenn vielleicht auch nicht so kostbar geschmückt, hoffentlich doch ein längeres häusliches Glück darbieten soll als dieses Nürnbergsche sehen durfte. Mein liebstes Herz dem heiligen Schutze des treuen Gottes empfehlend bin ich mit dem Gruße der zärtlichsten Anhänglichkeit, holdseligste Jungfer, Ihr treugehorsamster Knecht für immer der Drossart von Beyst."

Als Salome diesen Brief zu Ende gelesen, sanken allgemach die frühen Dämmer des Wintertags nieder und verbargen mit anderen auch die Thränen, die das liebende Mädchen über dieses Schreiben, das nicht an sie gerichtet war, vergoß. Lange saß sie still weinend und dem Gelesenen nachdenkend am Fenster; sie fühlte nichts von der eisigen Kälte, welche durch die schlecht geschlossenen Scheiben hereindrang.

„Wie steif sich das alles anhört und welche Süßigkeit der Liebe sich doch herausfühlt!“ flüsterte Salome mehr in sich hinein, als aus sich heraus: „dieser gute, ehrliche liebe Drossart, wie mag er sich bemüht haben, alles herauszufuchen aus seinem Gedächtniß, von dem er glaubte, daß es diesem Mädchen Freude machen könne! Und wie weit hat er doch fehlgegriffen! Was hätte Susanne sich um all diese Nachrichten gekümmert? Ich glaube, selbst das Haus der Volkamerin hätte sie kalt gelassen. Aber freilich, dieser ehrliche Drossart hat sie auch nie gekannt, er hat sie nie gesehen, wie sie wirklich ist; er hat sie auch nie geliebt, ich meine so recht wahrhaft, er ist in das allertliebste Püppchen mit dem hübschen Lärwchen verliebt gewesen und hat das für Liebe gehalten. Ich weiß alles, ich sehe ihn, wie er sich müht, ihr hübsches Bild in seiner Erinnerung festzuhalten, auch das gelingt ihm nur noch mühsam, aber er ist ein ehrlicher Kerl, er hat ihr seinen Ring auf die Treue gegeben und nun will er auch treu sein, mag es ihm sauer werden oder süß, er bleibt treu. Der Herr Better ist ein ganzer Mann!“

Weiter wollen wir dem liebenden Mädchen jetzt nicht folgen in seinen Gedanken, zumal da wir ihr in späterer Stunde über die Schulter blicken können, während sie den Antwortsbrief an den Drossart schreibt.

Derjelbe lautet: „Hochgeehrter Herr und lieber Herr Better Drossart! Es soll dem lieben Herrn Better nicht verborgen bleiben, daß Sein heute am 9. Januar in meine Hände gelangter schätzbarer Brief vom 30. November vorigen Jahres etwas sehr lange auf sich hat warten lassen, was indessen nicht in der Schuld des lieben Herrn Betters gelegen haben wird, daß meine Wenigkeit indessen doch eine hohe Freude und wahre Genugthuung bei Anblick desselben empfunden. Es hat mich herzlich erfreuet, lieber Herr Better Drossart, daß Er sich bis zum letzten November wohl und munter befunden hat, und bitte ich Gott, daß der Ihm solche Gesundheit auch fürder verliehen haben möge. Hier in Bielefeld geht es allerdings nicht zum besten; die Ruhme Trogenburgin wird sehr beschwerlich und insgeheim hat mir der Doktor vertraut, daß sie schon

längere Zeit an der Wassersucht leidet, doch, meint er, könne sie noch ein langes Leben vor sich haben. Ruhme Klärchen, will sagen die junge Frau Koblantin, kränkelt auch immerfort, der Doktor will aber nicht viel daraus machen. Mir selbst aber gehl's gut, nur ist's mir wie Ihm, lieber Herr Better, ich sehne mich nach dem Hause auf dem Gehrenberg, wie Er nach dem auf der Lübbestraße in Herford. Komme ich mal zum Besuch heim, so soll mein erster Gang nach der Lübbestraße sein, und ich will ganz rechtchaffen nach den Seinigen sehen, das thu' ich Ihm versprechen, und Ihm auch redlichen Bericht geben. Nun muß ich wohl endlich auch von dem reden, was Ihm als einem verliebten Manne die Hauptsache sein wird, was ich aber, weiß mir blutauer wird, so lange wie möglich verschoben habe. Es wird Ihn sehr betrüben, was ich Ihm nun sagen muß, aber Er ist ja ein Mann und wird es nehmen wie ein Mann. Seinen Brief an die Jungfer Susanne Haverghin habe ich nicht abgegeben, sitemalen es zur Zeit in Bielefeld eine solche Jungfer gar nicht mehr gibt, und an die Frau Denfindin habe ich Seinen Brief nicht ausliefern wollen; hoffe damit in Seinen Intentionen gehandelt zu haben. So, nun weiß Er die Hauptsache, eigentlich brauchte Er gar nichts weiter zu wissen. Ich denke, Er wird sich als Mann und Christ trösten, mir wenigstens will's nicht geziemend dünken, Ihm Trostworte zu schreiben, da ich doch ein Mädchen bin. Lieber Herr Better Drossart, ich thu Ihn einfach berichten, wie sich das zugetragen hat, was Er wohl zunächst als ein großes Unglück betrachten dürfte, worin Er aber späterhin, wie ich hoffe, als ein evangelischer Christ, die Schickung Gottes erkennen und verehren wird. Etwa acht Tage, nachdem Er verreiset war, hat Herr Adrian Denfind seines Oheims Testament bekommen, er ist nicht Universalerbe gewesen, aber er hat neuntausend Reichsthaler baar geerbt und damit sofort das Lichtmannsche Geschäft in der Goldstraße gekauft. So, als ein habgieriger Kaufmann, ist er zum Herrn Havergh gekommen und hat um die Susanne angehalten. Der Vater hat ihm das Wort sofort gegeben und ist in harten Zorn gerathen, als Susanne nicht sofort zugestimmt. Das arme Mädchen, dem der Herr Better Drossart doch tiefer im Herzen gesteckt, als ich meinte, hat Schweres ausgehalten in jenen Tagen, und Klärchen behauptet, sie habe mehrere Male arge Prügel bekommen von ihrem Vater, was ich aber billig dahin gestellt sein lasse zu Ehren des Herrn Havergh, der ja immer ein so zärtlicher Vater mit ihr gewesen. Eines Abends stand Susanne in der Dämmerung vor mir; sie kam mir gar nicht so vor, als gehe ihr's sehr zu Herzen; kann aber wohl sein, daß ich mich darin irre. Sie erzählte mir, daß ihr Vater sie durchaus mit Herrn Adrian Denfind verheirathen wolle; wie ihr das eine sehr beschwerliche Sache sei, weil sie dem Herrn Better Drossart sich versprochen und auch dessen Ring empfangen habe auf die Treue. Wie es aber nun an dem sei, daß sie sich nicht länger weigern könne, der Vater habe einmal Gewalt über sein Kind, und es lasse sich eben auch an Herrn Adrian Denfind weiter nichts aussetzen; da wolle sie mich denn beteten haben, Ihm, dem Herrn Better, das Pfand der Treue, den Ring, zurückzuliefern und Ihn zu bitten, Er möge ihr als einer armen schwachen Person nicht zürnen, sondern vergeben und ihr ein mildes Andenken schenken. Sie sagte das alles so kalt und kurz heraus, mir gefiels nicht; aber ich hatte doch Mitleid mit dem armen Kinde, denn sie ist wirklich nur ein Kind, sagte ihr etliche Trostworte, nahm den Ring und übernahm die Bestellung an den Herrn Better. Im Advent sind die Aufgebote erfolgt und drei Tage vor Weihnachten ist große Hochzeit gehalten worden. Von der kann ich nichts melden, denn da die Frau Ruhme sich elend befand, bin ich mit ihr zu Hause geblieben; die Ruhme Klärchen, die Koblantin, hat mir gesagt, daß alles sehr ordentlich und anständig zugegangen ist, auch habe die junge Frau wie ein Engel ausgesehen; das aber will nichts sagen, denn Ruhme Klärchen findet, daß jede Hochzeiterin wie ein Engel aussieht. Aber es ist wahr, hübsch genug ist die junge Denfindin und ihre gute Laune muß sie auch wiedergefunden haben, das weiß ich von der Magd, denn die Ruhme läßt alle Kaufmannswaare bei ihr kaufen, obwohl wir's näher



Der zweite Geburtstag.

Nach einem Gemälde von Hornemann.

haben könnten. Seinen Brief, lieber Herr Better Droffart, an das hochwürdige und gnädige Fräulein von Lebebur im Bergersstift will ich morgen selbst zum Herforder Boten bringen, der logirt in der Schenke am Niederthor. Er kennt ihn wohl, es ist der alte Sack vom Radewig in Herford, den wir als Kinder den Stein-Sack taufte, weil so unter der Hand dabon gemunkelt wurde, er habe Steine aus der Jakobikirche gestohlen und seinen Backofen damit ausgebeffert. Behüte Jhn Gott, lieber Herr Better, und erhalte Jhn gesund, schreibe Er bald mal

wieder an Seine treu liebende und dienstwillige Muhme Salome Lugendreich Trogenburgin. Vielesfeld, am 9. Januar 1771."

Dieser Brief muß einer sehr schnellen Beförderung sich erfreut haben, denn kaum waren etwas über vier Wochen vergangen, als Salome abermals durch die Herren von Laer einen zweiten Brief ihres Betters erhielt. Darin stand kein Wort von der jungen Frau Denstuck; vom Herrn Dreßler nur, daß er sich immer noch herumtreibe, zuweilen aber doch Schreibübungen halte, wenn er auch noch keinen Brief oder sonst ein

Schriftstück fertig bekommen; etwas mehr fand sich über das eisengraue Ross und über den edlen Hund, den braunen Truewart, noch mehr über den schweigenden Teßlaff, das meiste aber über eine zu unternehmende Reise nach Italien, zu welcher das hochwürdige und gnädige Fräulein von Ledebur herrliche Rekommandationsschreiben gesendet. Wieder wurde der treuen Muthme die Aussicht über das Herford'sche Gut des Drossarts dringend anheimgestellt; Salome aber war glücklich über diesen Brief.

### VIII. Zwei Grenadiers zu Pferd.

„Mauricque kommt und Mauricque siegt.  
Das weiße Kreuz in der Fahne siegt!“

Schon unter Viktor Amadeus dem Großen, und bevor er noch die Königskrone an das herzogliche Haus von Savoyen gebracht, hatte ein redlich deutsches Blut unsern des Eufathores in Turin eine stattliche Herberge gebaut und sie „zum Reichsvikar“ genannt, weil der Herzog von Savoyen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation Vicarius per Italiam war. Ihm hatte Viktor Amadeus auch gestattet, das savyonische weiße Wappenkreuz im rothen Felde als Zeichen über seiner Thür aufzuhängen.

So lange nun Friedrich Kunsch, ein Fleischersohn aus Halle an der Saale, in seiner Wirthschaft gewaltet, war's redlich deutsch, reinlich und nahrhaft zugegangen im „Reichsvikar“ und die deutschen Kavaliere waren gewohnt, bei ihm abzutreten. Seit aber Friedrich Kunsch gestorben war und an seiner Statt ein Turiner Schwiegerohn befaß, war der „Reichsvikar“ heruntergekommen und kaum besser als die übrigen Gasthöfe Turins, die dazumal alle sehr schlecht waren.

Aber die deutschen Kavaliere pflegten noch immer am Eufathore abzutreten, und so war es gekommen, daß auch unsere alten Freunde von Herford und Bielefeld, der Drossart und der Dreßler, dort eingekehrt waren, als sie auf ihrer Reise durch die Schweiz und einen Theil von Südfrankreich im Herbst des Jahres 1771 nach Turin kamen.

Wir finden die beiden Herren eines Vormittags in einem ziemlich kahlen und sehr unsauberen Zimmer des Reichsvikars beim Frühstücke. Der Dreßler lacht über die jämmerliche Miene, mit welcher der Drossart die großen Kastanien, die Maronen kaut, welche die Hauptnahrung des genügsamen Volkes dort sind. Sie sind erhitzt, mit rothem Weine getränkt und nochmals erhitzt, haben so den Rang der höchsten Delikatesse und werden kalt genossen, doch dem Drossart wollen sie durchaus nicht behagen, dem wäre ein Stück dicker Pumpernickel schon lieber. Und wahrscheinlich tränke er selbst Bielefeld'sch Bier mit Vergnügen statt des süßen weißen Astiweines, den sie dort vino amabile nennen, oder statt des vino brusco, der fetten Personen dringend anempfohlen zu werden pflegt.

„Erbärmlich!“ sagt der Drossart, seine düstern Augen erhebend, mit Nachdruck und stellt das Kelchglas mit solcher Gewalt fort, daß es bedenklich klirrt.

„Wir sind in dem Lande, wo die Trüffel herkommen!“ bemerkte der Dreßler neckend. „Wir sind in dem Lande, nämlich in Piemont, wo es unter zehn Menschen nur einen ehrlichen Mann gibt, an den wir leider nicht gerathen sind, denn wären diese Weine nur einigermaßen rein gehalten, so wären sie schon trinkbar.“

Der Drossart hielt eine lange und ziemlich pedantische Rede über die Betrügerei als hervorragend piemontessische Eigenschaft, lobte dafür aber die Savoyarden, bei denen unter zehn Menschen immer nur ein Betrüger sei, wie das Sprichwort besage, und er selbst aus eigener Erfahrung bestätigen könne.

Der Dreßler versicherte lachend, daß denn doch das Thal von Nosta eine rühmliche Ausnahme bilde, dort fänden sich lauter Tröpfe und Kröpfe. Ein Fremder ohne Kropf sei jüngst von den Eingeborenen des Nostathales, die noch nie einen Menschen ohne Kropf gesehen, so jämmerlich verlacht worden, daß er zuletzt sie ganz beißeiden daran erinnert habe, daß es sich nicht schide, jemanden eines körperlichen Gebrechens wegen, für das er doch nicht könne, auszulachen. Da erst, versicherte der Dreßler, seien Männlein wie Fräulein von Nosta ernst ge-

worden und hätten sich begnügt, mit stillem Bedauern auf den armen Mann ohne Kropf zu blicken.

Der Drossart lachte, wie er stets that, wenn der Dreßler in seiner frischen, leichten und heitern Weise konversirte, obwohl er sonst gar nicht mit dem Leben und Treiben seines Reisekumpans zufrieden war und sich gelegentlich auch durchaus gar nicht scheute, ihm eine lange Strafrede zu halten. Ehedem hatte dem Drossart die leichte Art das Leben zu nehmen, und die klare Unverschämtheit des Dreßlers, ja selbst dessen offensbare Nichtsnutzigkeit imponirt, das war schon lange vorüber, aber der ehrliche Herforder hatte sich an das verlorene Kind von Bielefeld gewöhnt und litt es, daß der freche Burche unter dem Namen eines Herrn von Nostau mit ihm durch die Schweiz, Frankreich und Italien zog, auch überall auf seine Kosten zehrte. Denn mit den Geldmitteln des Dreßlers hatte es schon bei dem Zuge durch Süddeutschland mächtig bedenklich ausgesehen.

Der Drossart aber wußte, daß er reich genug war, sich einen Schildknappen zu halten, der ihn an die Heimat erinnerte, mit dem er von Bielefeld sprechen konnte, und er fühlte einmal das Bedürfnis, in der Fremde von dem lieben deutschen Lande zu schwärmen.

„Du hast nun alle Deine Empfehlungsbriefe abgegeben, Bruderherz,“ bemerkte der Dreßler, „aber ich kann nicht finden, daß diese vornehmen Herren hier sich besonders beeilen, uns die Honneurs ihres Landes zu machen.“

„Nun, wir sind erst am vierten Tage, Dreßler,“ meinte der Drossart gutmüthig und rechte gähnend die gewaltigen Glieder, „ich denke, die Herren hier werden nicht beeilt sein, sich ihre guten Golddukaten von Dir mit schlechten Karten abzunehmen zu lassen!“

Seltzam, der Drossart war beinahe überzeugt, daß sein Kumpen gelegentlich im Spiele betrüge, und dennoch hatte er Bruderschaft mit ihm gemacht.

Als sie noch so sprachen, meldete der Hausdiener, daß der Kapitän Herr Soler vom Rehbinderschen Regimente den Herrn Drossart im Auftrage des Herrn Generals Fürsten della Cisterna zu sprechen wünsche.

Der Drossart warf dem Dreßler einen Blick des Triumphes zu, denn an den Fürsten dal Pozzo della Cisterna war einer der Rekommandationsbriefe gerichtet gewesen, welche Fräulein von Ledebur ihm zu Wege gebracht.

Der Kapitän, ein noch junger Mann von den verbindlichsten Formen, meldete dem Drossart, daß der Fürst della Cisterna in vergangener Woche den Fuß gebrochen habe und ihn deshalb um seinen sofortigen Besuch bitten lasse. Kapitän Soler hatte einen Wagen bei sich, er bot dem Drossart einen Platz in demselben an, und betonte etwas schärfer, daß ihn der Fürst erwarte.

Da unser Freund vollständig angekleidet war, so war er sofort bereit, diesem Winke zu folgen; der kommandirende General und der große Herr sprach und der Drossart war viel zu bescheiden, um sich über die etwas peremptorische Art der Einladung zu wundern, während der Dreßler eine Grimasse schnitt wie ein Affe, der sich die Zähne stumpf beißt an einer harten Nuß.

Von raschen Pferden gezogen, schossen der Drossart und sein Begleiter durch die breiten volkreichen Straßen und hielten endlich vor einem schönen Hause am Plage des heiligen Carlo, der Franciskanerkirche gegenüber. Wachen schilderten vor der Thür, und im Vorplage wie auf den Treppen wimmelte es von Offizieren und Ordonnanzen.

Kapitän Soler, der unterwegs den Fremden auf verschiedene Merkwürdigkeiten aufmerksam gemacht hatte, führte den Drossart mitten durch diesen bunten und waffenblikenden Schwarm und ließ ihn endlich in ein großes Zimmer treten, nachdem er vorher hineingerufen: „Eccellenza, hier ist der Deutsche, Herr Drossart.“

„Treten Sie näher, Herr Drossart von Jeyst!“ rief in deutscher Sprache ein Herr, anscheinend vom höchsten Alter, der in einen prächtigen Pelz gehüllt auf einem Lehnstuhle saß und das gebrochene Bein auf dem Tabouret vor sich liegen hatte.

Der Droffart trat mit einer tiefen Verbeugung bis dicht an den Stuhl des Fürsten della Cisterna, der ihn mit ganz eigenthümlich scharfen Blicken musterte, aber sichtlich etwas getäuscht die Augen wieder abwendete und das weiße Köpfchen sinken ließ.

„Sind Sie mit dem General von Plettenberg, der Sie mir empfahl, selbst bekannt, oder haben Sie die Empfehlung durch die dritte Hand?“ fragte der Fürst nach einer Weile.

„Durch Fräulein von Ledebur, die Küsterin unsers Frauenstiftes, Excellenz!“ antwortete der Droffart.

„Sie haben sich alles angeeignet, was ein Cavalier können muß? Reiten, Fechten, Lanzen, Schießen u. s. w., wie, Herr Droffart? Ich frage darnach, weil der Brief meines alten Kameraden sagt, daß Sie in Deutschland nicht voll für einen Cavalier gelten!“

„Ich glaube, die Frage mit Ja beantworten zu können!“ sagte der Droffart, „und was meine Geburt betrifft, so habe ich mich nie für einen Edelmann ausgegeben, glaube aber auch von wegen meiner Geburt für einen vollen Cavalier gelten zu können; meine Väter waren Erbbeamte, wahrscheinlich erst der Kirche zu Best, denn mein Wappen zeigt eine Kirchenfahne, dann aber der Herren Prinzen von Dranien; mein Großvater war Geschäftsträger der Fürstin-Nebtissin von Herford, mein Vater war ein Gelehrter, der leider frühe schon durch Meuchelmord fiel, wir alle haben als freie Männer auf und von unserm Grundbesitz gelebt.“

Der Fürst hatte lebhaft aufgeblickt, über sein starres Gesicht war ein eigenthümlich Leben gekommen; langsam sprach er: „Wie? Ihr Herr Vater ist durch Meuchelmord umgekommen? Ich glaubte, das sei in Deutschland gar nicht möglich?“

Der Droffart erzählte, wie man die Leiche seines Vaters gefunden. „Und hatte man auf niemanden Verdacht?“ fragte der Fürst.

In seiner offenen und ehrlichen Weise erzählte der Droffart vom Marchese Rodofredi, von seiner Mutter und von dem unerhörten Verrathe und der späteren Reue der Beyneken Todrang. Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte der Fürst; als der Droffart schwieg, sagte er, rasch zu dem jungen Manne aufblickend: „Als ich fünfunddreißig Jahre alt war, hielt man mich für fünfundzwanzig, nun ich fünfundfünfzig bin, hält man mich für fünfundsiebenzig; diesen von Leidenschaft und Groll verzehrten Leichnam, dieses in Kummer gebleichte Haar, das alles, junger Mann, das alles verdanke ich Ihrer Vaterstadt Herford, ich bin jener Marchese Rodofredi, den Sie so freundlich für den Meuchelmörder Ihres Vaters erklären!“

Der Droffart starrte auf den Greis wie vom Schlage getroffen, aber es war ihm sofort klar, daß dieser Mann seines Vaters Mörder nicht war, nicht sein konnte.

Milde lächelnd fuhr der Fürst fort: „Ja, es ist so, Herr Droffart, ich heiße Enrico dal Pozzo und bin durch mein väterliches Lehngut Marchese Rodofredi; Fürst della Cisterna, Haupt des Hauses dal Pozzo bin ich erst nach dem Absterben meines Oheims geworden. Junger Mann, ich habe Ihre Frau Mutter leidenschaftlich geliebt, aber Ihren Herrn Vater habe ich nicht gemordet. Ich bin in Ihrer Stadt das Opfer eines unerhörten Betruges geworden, ich erinnere mich aller Umstände noch so genau, daß ich mich wohl noch einiger Dinge entsinne, welche mir schon damals bedenklich vorkamen. Ich habe Ihre Frau Mutter sehr geliebt, sie dann unschuldig viele Jahre lang der Untreue bezichtigt, aber Ihren Herrn Vater habe ich nicht ermordet; ich werde Ihnen das weiter nicht bethuern, damit würde ich mir Schande anthun, aber hier nehmen Sie meine Hand und versichern Sie mir durch Ihren Händedruck, junger Mann, daß Sie mich nicht mehr für den Mörder Ihres Herrn Vaters halten!“

„Es freut mich von ganzem Herzen, Excellenz, daß ich diesen Händedruck mit voller Aufrichtigkeit geben kann!“

Der Droffart bewegte sich und sprach mit einer Würde, welche dem Fürsten nicht entging.

„Ich liebe Ihre Frau Mutter heute noch,“ sprach er schwermüthig vor sich hin, „Agneta Brautlacht war das schönste Mädchen, welches ich auf Erden gesehen! Und so spitzbüßlich

betrogen, so jammervoll getäuscht, so abgeloct von einer schlechten Dirne! Wahrlich, für den Diplomaten, für den General ist das ein schöner Ruhm!“

Der Fürst lächelte.

„Wie muß Beyneken Todrang Cuere Excellenz geliebt haben, um solches zu vermögen!“

Der Droffart sprach das ganz einfach, und doch war's ein machtvoller Trost für den Diplomaten, der sich schwer in seiner Eitelkeit verletzt fand. Der junge Mann belehrte ihn, daß ihn nicht ein dummes Mädchen getäuscht und überwunden, sondern eine allmächtige Leidenschaft. Das war wohl ein linderndes Pflaster. Der Fürst blickte sehr wohlwollend auf den Droffart, obwohl er leise für sich hin sprach: „Er hat doch keine Spur von Aehnlichkeit mit seiner schönen Mutter!“

Nach einer langen Pause fuhr er fort: „Mein alter Kamerad Plettenberg schreibt, daß Sie unter Umständen eine Officierstelle in der königlich sardinischen Armee annehmen würden!“ — „So ist es, Excellenz!“

„Nun, ich kann Ihnen eine Officierstelle sofort verschaffen und zwar unter Umständen, welche Ihnen, wie ich glaube, ganz besonders vortheilhaft dünken werden.“

Der Fürst schwieg, der Droffart verbeugte sich und sprach: „Ich möchte mich aber nicht gern von einem Gefährten trennen, der mir seit Jahresfrist gefolgt, es ist ein sehr geschickter Cavalier, dem man bei uns in Deutschland den Adel bestreitet, weil sein Großvater ein schönes leibeignes Weib geheiratet.“

„Nun, hier wird man ihm seinen Adel nicht bestreiten,“ lächelte der Fürst, „wir sind in solchen Dingen toleranter als Ihr Deutschen; Ihr Vorschlag, Herr Droffart, kommt mir sehr passend; ich kann beide Stellen dann zugleich besetzen. Ich werde Sie und Ihren Freund, dessen Namen Sie mir aufschreiben wollen, zu Lieutenants im Regiment Maurienne, Grenadiers zu Pferd, ernennen und Sie beide dem Chef des Regiments, einem Prinzen von Geblüte, dem Grafen Thomas von Maurienne, als Adjutanten zuordnen. Der Prinz hat seine beiden Adjutanten verloren, sie waren beide Malkthejer und wurden nach Malta berufen. Nun quält mich der grüne Graf, so nennen wir ihn halb aus Spott, weil er seinen großen Ahnherrn, dem Grafen Amadeus von Savoyen, der auch der grüne Graf genannt wurde, gar nicht ähnlich ist, halb auch, weil die Uniform seiner Grenadiers grün ist; kurz, der grüne Graf will durchaus sofort Adjutanten, wahrscheinlich für den Dienst seiner Gemahlin. Nun, dieser Prinz ist ein durchaus braver Herr, aber gar nicht geistreich und furchtbar stolz auf seine Abkunft vom Hause Savoyen, dessen entferntesten Neben-zweig er allein bildet. Wollen Sie mir eine Freude machen, Herr Droffart, so equipiren Sie sich noch heute, damit Sie morgen in Uniform nach der „Bigna der Prinzessin“ fahren können, wo der grüne Graf residirt. Von Ihrem Regimente werden Sie zunächst nicht viel zu sehen bekommen außer den Ordonnanzen des Prinzen, denn Regiment Maurienne steht eben in der Grafschaft Maurienne. Mein Adjutant, Capitän Soler, wird alles aufs schleunigste für Sie besorgen.“

„Excellenz,“ nahm der Droffart noch einmal sehr ernst das Wort, „ich bin ein evangelischer Christ und denke das Augsburgische Bekenntniß in keinem Falle zu verlassen!“

„Und wer sagt Ihnen, mein junger Freund, daß wir hier darauf ausgehen, Eroberungen für die römische Kirche zu machen?“

Es spielte ein bitteres Lächeln um den blassen, aber schön-geformten Mund des großen Edelmannes. Man nennt dieses Lächeln ein sardonisches, man könnte es auch ein sardinisches Lächeln nennen, denn auf der Insel Sardinien wächst dieses Giftkraut *Sardonia herba*, dessen Genuß den Mund zu einem bitteren Lächeln verzieht.

Der Droffart verbeugte sich, und der Fürst von Cisterna reichte ihm in einer zwar verbindlichen, aber auch sehr vornehmen Weise die Hand zum Abschiede.

Der Brandschmied hatte ganz entschieden einen sehr guten Eindruck auf unsern Droffart gemacht, der Schüler des Magisters Marcellus war aber trotz eines fast Jahre langen Umganges mit dem leichtsinnigen Dreßler von Rossau noch immer

so pedantisch-schwerfällig, daß er sich darüber so bald nicht klar wurde, auch wußte er durchaus nicht, ob er sich wirklich darüber freuen sollte, daß er sardinische Kriegsdienste genommen, und als er das Haus della Cisterna verließ und nun über alle diese geschwinden Dinge nachdenken wollte, da er eilte ihn Kapitän Soler und hinderte ihn völlig daran.

„Herr Kamerad,“ begann der Infanterieofficier artig, aber nicht ohne Hochmuth, „mein Name ist Antonio Soler, ich bin aus dem Hause des Grafen Grifeo und Herzoge von Parta Bartanna, ein Sicilianer!“

„Mein Name, Herr Kamerad,“ antwortete der Drossart mit noch stärker betontem Hochmuth, „ich heiße Wichmann Trautretter und bin aus dem Hause der Drossarts von Beyst im Niederlande.“

Die beiden jungen Männer boten sich die Hände.

Der Adjutant des Generals führte den neuen Kameraden in den „Reichsvikar“ zurück, wo der Drossart zunächst seinen Reisetumpan mit der Ernennung zum Lieutenant überraschte. Einen Augenblick war der Dreßler wirklich überrascht und nahm mit einer gewissen Rührung die Hand seines Wohlthäters; im nächsten Augenblicke war freilich alles wieder verflogen, und schon bei der Vorstellung mit dem Kapitän Soler ließ er wieder seinen leichtsinnigen Uebermuth blicken und gab sich ziemlich stark als Baron von Roffau. Dabei gerieth er freilich sofort in eine höchst beschämende Verlegenheit, denn der Sicilianer, der stockernsthaft das fast possirliche Piemontesische, das eine kühne Mischung von schlechtem Französisch und noch schlechterem Italienisch darstellt, anhörte, wendete sich sofort an den Drossart und sprach: „Verzeihung, Herr Kamerad, Sie haben des Barontitels dieses Herrn nicht gedacht, lassen Sie mich eilen, die Unterlassung nachzutragen, sonst kommt der Titel nicht ins Officierpatent!“

Nun stotterte der Dreßler freilich, daß es ihm auf diesen Titel nicht antomme, der Drossart wendete sich schonend ab, aber der schlaue Sicilianer hatte auf der Stelle weg, weiß Geistes Kind der würdige Dreßler, und beschloß auf seiner Hut mit ihm zu sein. Die Folge davon war, daß gegen den Drossart ein ganz anderes Benehmen eingehalten wurde, als gegen den Dreßler, und zwar nicht nur von dem Kapitän selbst; es fühlte sich bald genug heraus, daß der Adjutant des kommandirenden Generals eine sehr mächtige und einflußreiche Persönlichkeit in Turin sei.

Den würdigen Titel Kobes verdroß das wohl zuweilen, eigentlich aber machte er sich doch sehr wenig daraus.

Nun erschienen nach und nach die Schneider und die sonstigen Handwerksleute, welche an der sofortigen Equipirung der beiden Lieutenants vom Regimente Maurienne zu arbeiten hatten, die ihre Anweisungen, in einfacher Befehlsform und sehr umsichtig, vom Kapitän Soler empfangen und fest versprochen, daß bis gegen Mittag des nächsten Tages alles vollständig fertig sein solle.

Darnach bat der Adjutant die Herren, ihn in den Hof zu begleiten und ließ ihnen dort zwei Pferde vorführen, welche er ihnen im Namen des Fürsten della Cisterna zum Geschenk machte. Der Drossart hätte vor Freuden hell aufgeschriehen, wenn das überhaupt in seiner Art gelegen hätte, denn das ihm bestimmte Roß war ein hohes und starkes eisengraues Thier, ganz wie das, welches er in Herford geritten und von Nürnberg aus dahin zurückgeschendet hatte.

Die Aehnlichkeit mußte auffallend sein, denn selbst der edle Truewart sprang freudig bellend vor, als wolle er seinen alten Kameraden begrüßen, freilich stugte er dann sofort, und zog sich mit eingeklemmtem Schwanz in höchster Verlegenheit über seinen Mißgriff zurück. Aber er kam doch noch zweimal wieder zurück und umschlich schnuppernd den Eisengrauen, machte demselben überhaupt hohel Avancen, als ein so edler Hund leisten kann, ohne seiner Würde etwas zu vergeben. Der Eisengraue nahm diese Avancen auch in sehr liebenswürdiger Weise auf. Er streckte den Kopf nieder zur Erde, bewegte verständnißinnig die Ohren, webelte gefühlvoll mit dem prachtvollen Schweife und scharrte höchst contentirt hinten aus.

Ein munterer Schrecken war für den Baron von Roffau bestimmt und erregte die Zufriedenheit dieses Herrn im höchsten Grade; Titel Kobes konnte sonst eben nicht viel, auf Pferdefleisch aber verstand er sich und er erkannte sofort, daß der Schreck ein ganz vorzüglicher „Courbettirer“ sei, wie man damals sagte, das aber schätzte der Baron von Roffau besonders.

Das Pferd war zugeritten für einen Cavalier, der am Wagenschlage einer Dame zu reiten hat; die Adjutanten des grünen Grafen hatten aber ganz besonders den Dienst bei der Prinzessin, dessen Gemahlin.

Man sieht, daß der Fürst della Cisterna die Pferde mit großer Umsicht ausgesucht hatte.

Darnach führte der Sicilianer die beiden deutschen Landsleute zu den Läden, wo sie das kauften, was ihnen noch zur vollen Adjustirung fehlte, speiste mit ihnen in einem Privatlosthause, wo sie die Kost doch viel besser fanden, als in ihrem „Reichsvikar“; ja, selbst der Wein war so, daß der Drossart gern ein Fläschchen mit dem neuen Kameraden geleert hätte, aber der mäßige Sicilianer mischte sich in seinem Kelch den Wein mit über halb Wasser und nachher war er nicht mehr durstig. Der Drossart war kein unmäßiger Trinker, aber er fand es als biederer deutscher Mann doch zu mäßig, den Wein nur aus Durst zu trinken und fragte sich innerlich etwas verstimmt, wozu denn das Wasser da sei.

Dann spielten sie im Kaffeehause des Rehbinderschen Regiments einige Partien Domino; Soler stellte die neuen Kameraden einer großen Anzahl von Officieren vor und führte sie zuletzt ins Opernhaus, wo es sehr artig und nüchtern zugeing, die Deutschen sich aber kläglich langweilten, weil sie nicht recht was von Musik verstanden und nicht genug hatten an dem Ohrenkizel der Töne, womit man damals jenseits der Alpen völlig zufrieden war.

Darnach gingen sie nach Hause, denn öffentliche Orte, die man nach dem Theater noch hätte besuchen können, gab es damals in Turin nicht und zu Familien hatten sie begreiflicher Weise noch keinen Zutritt.

Am andern Morgen früh schon erschienen freilich wieder die unglücklichen, kalten Maronen, die dem guten Drossart so wenig behagten, aber auch die Schneider und die anderen Duvriers mit den Uniformstücken, und bald standen zwei schmutzige Grenadiers zu Pferd fertig da, wie sich von selbst versteht zunächst erst zu Fuß.

Neben dem riesigen Drossart sah freilich der Dreßler etwas spärlich aus, aber es war doch ein fixer kleiner Kerl.

Uebrigens stand dem Drossart das grüne Kollet mit kirchrothen Sammetaufschlägen, goldenen Brandenbourgs und goldenen Achselbändern, weißen Lederbeinkleidern und hohen, weichen Stiefeln, kurz die ganze Uniform höchst vorzüglich. Wirklich, die hohe Grenadiermütze von Bärenfell mit der goldenen Granate machte ihn zu einer schier fabelhaften Erscheinung.

Degen trugen die beiden Officiere noch nicht, die hatte ihnen der General bei der Eidekleistung erst zu übergeben, denn erst mit Annahme derselben traten sie in die Dienste Seiner sardinischen Majestät; zu dieser Feierlichkeit holte sie jezt Kapitän Soler ab.

Sie ritten zu dreien nach der Wohnung des Generals; die Feierlichkeit wurde dort sehr ohne Feierlichkeit durch einen alten Obristlieutenant, der den General vertrat, abgemacht und der Drossart erschrak fast, als ihm Kapitän Soler einen Säbel überreichte, in dessen Goldgefäß ein Kranz von Rubinen eingelassen war, dessen Steine sichtlich vom höchsten Werthe waren. Selbst einem Laienauge, wie das des Drossarts, konnte das nicht verborgen bleiben.

„Seine Excellenz, der Fürst della Cisterna,“ sagte Kapitän Soler leise, „bittet den Herrn Drossart, diese Klinge von ihm anzunehmen; des Fürsten Großvater hat sie in der Schlacht bei Cuneo geführt. Excellenz bittet um des Herrn Drossarts Besuch nach unserer Rückkehr von der Wigna der Prinzessin!“

Auch der Dreßler bekam einen schönen Säbel, aber freilich hatte derselbe kein mit Edelsteinen besetztes Goldgefäß.

(Fortsetzung folgt.)

## Jugenderinnerungen.

Nachdruck verboten.  
Gr. v. 11, VI. 70.

Von einem süddeutschen Freunde des Daheim.

I. Buch der Kindheit. (Schluß.) \*

Liebreichere Nachbarn wohnten rechts und links von unserem Haus. Da war Schuhmacher L., der zugleich einen kleinen Weinschank führte, mit der rothen Nase in dem freundlichen Gesicht; Friseur H., der immer im blauen Frack ging, mit eleganten Söhnen, die bereits Gymnastiken waren und ins Theater durften; Spezereihändler K., der in seinem kleinen Laden Häringe, Pomeranzen, Del, getrocknete Feigen und einen preiswürdigen Emmenthaler führte, von welchem je und je ein halber Bierling um zwei Kreuzer zum Nachtisch für die ganze Familie geholt werden durfte. Bei Metzger S. an der Ecke sah man hier und da mit neugierigem Mitleid dem Abschachten eines armen Schäfleins oder Kälbleins zu. Bei Radler G. wurden Perlen gekauft, oder wenn unsre Mittel das nicht erlaubten, wenigstens am Schaufenster betrachtet. Eine besonders edle Augenweide boten gleich um die Ecke die zwei Ladenfenster des Schwertfegers A. Da waren schöne Waffen aller Art zu sehen. Krumme Türkenäbel mit reichem Griff und schwere Reiterpalasche mit stählerner Scheide; zierliche Galanteriedegen und unheimliche Dolche; kurze Hirschfänger und Karabiner und Pistolen mit damazirtem Lauf; nicht minder silberne, messingene und stählerne Sporen jeder Form und Größe. Und als später drinnen im Laden zwei lebensgroße Ritter in eiserner Rüstung Wache standen, da klimmte man manchmal an der Fensterbrüstung hinauf, um sich des romantischen Anblicks zu erfreuen. Bis vor wenig Monaten ging ich nie ohne eine glückliche Kindheits Erinnerung an diesen Schaufenstern vorüber, hinter denen noch die alte Herrlichkeit prangte. Jetzt ist auch dieses alt ehrwürdige Geschäft in andere Hände und in ein neues Lokal übergegangen.

Von den Waffen ist's nicht weit zu den Soldaten. Diese bildeten natürlich für die Knaben eine Hauptmerkwürdigkeit, zumal wenn sie auf der benachbarten Königsstraße zur Parade aufzogen oder unter den Kastanienbäumen des Schlossplatzes exercirten. Eines Tages waren alle Fenster dicht besetzt, weil, wenn ich nicht irre, ein paar Regimenter Okkupationstruppen aus Frankreich zurückkehrten; noch sehe ich ihre Gewehre blitzen und ihre Tschakos glänzen. Die Befreiungskriege waren überhaupt noch in frischem Gedächtniß. Papa hatte ein „Heldenbuch“ von Niemeyer, in welchem die Brustbilder aller Heldenführer der Allirten zu sehen waren und in welchem viel vom „Korsen“ die Rede war, was ich als einen andern Ausdruck für „Schurke“ nahm. Auf Silberbögen sah man den Marschall Vorwärts im Husarenpelz, die drei verbündeten Monarchen auf dem Schlachtfeld bei Leipzig im Dankgebet knieend, Blücher und Wellington in der Umarmung bei La Belle Alliance. Man sah auch häufig als Zimmerornat unsern heldenmüthigen Kronprinzen in der grünen Uniform der Jäger zu Pferd mit den weißen Generalsfedern auf dem Hut, den Säbel zum Kommando ausgestreckt, auf seinem Schimmel in den Pulverdampf von Brienne oder Montereau hineinsprengen. Derselbe hatte nun seit kurzem den väterlichen Thron bestiegen. Seine Truppen waren zwar nicht mehr so bunt uniformirt wie unter seines Vaters, des prachtliebenden Rheinbundfürsten Majestät. Von Kürassieren und Grenadiere, schwarzen Jägern und Chevaulegers hörten wir nur noch erzählen; hatte doch unter den Lehrern der Vater seinen einzigen Bruder Karl als blutjungen Lieutenant im österreichischen Feldzug 1809 verloren. Doch war auch jetzt noch besonders die Reiterei stattlich anzusehen, ulanenmäßig bewaffnet mit schwarzrothen Fähnlein an den Lanzen; am allerschönsten die Garbeschwadron mit Bärenmützen, rothen Spenzern und dunkelblauen Weinkleidern auf prächtigen Schimmeln und die martialischen Feldjäger auf behenden braunen

Pferden, gleichfalls mit den tief die Augen beschatteten Bärenmützen.

Sonst gab es in dem damaligen St. nicht viel zu sehen, am wenigsten von Gebäuden, weder alterthümlichen noch modernen. Daß diese Residenz, die doch schon im Jahre 1286 eine Belagerung von Kaiser Rudolf dem Hababurger aushielt, so gar wenig alte Gebäude aufweist und darin hinter so mancher jehigen Land- und früheren Reichsstadt zurücksteht, war mir immer demüthigend. In der inneren Stadt am Marktplatz und in dessen Nachbarschaft einige Giebelhäuser mit Erkeren und finsternen, von hölzernen Gallerien umgebenen Hinterhöfen, sodann aus den Kastanienalleen der Planie emporragend, das alte herzogliche Schloß mit seinem massiven Quaderbau, seinen wuchtigen runden Ecktürmen, seinen Bogenfenstern und Balustraden, seinem Burghof und der darum laufenden dreifachen Gallerie nebst dem bis in das dritte Stockwerk emporführenden „Reitschneden“, waren eigentlich die einzigen Alterthümer in der Stadt. Auch das Rathhaus gehörte damals noch dazu mit dem altdeutsch gestaffelten Giebel und den in Stein gehauenen Wappenschildern, welche die ganze Front von oben bis unten bekleideten. Für dergleichen Romantik hatte man aber zu jener Zeit keinen Sinn und hielt es für eine höchst geschmackvolle Verbesserung, als man eines schönen Frühlings diesen altersgrauen vierhundertjährigen Schmuck herunterbrach, den Giebel kommodenförmig ausschweifte und die kahlsirte Front lebergelb übertünchte. In heiterer Majestät allerdings stand wie jetzt noch unweit des alten Schlosses das neue, vom prachtliebenden Herzog Karl erbaute, nunmehr königliche Residenzschloß mit seinen breiten Flügeln, seinen imposanten Fensterreihen, seinem weiten Schloßhof und seiner von König Friedrich aufgesetzten kolossalen vergoldeten Krone. Auch das zum Hoftheater umgewandelte alte „Lusthaus“, ein zierlicher Prachtbau im Renaissancestyl aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, zeigte wenigstens auf der Seite gegen den königlichen Schloßgarten noch den Schmuck seiner Gallerieen und Bildsäulen.

Doch zurück zu unsern bescheidenen Ausflügen in der Stadt. Unglücklich fielen in der Regel die Fahrten in der Kinderkutsche aus, die ein großväterliches Geschenk aus D. war. Sie scheint wie die dortige Pfarrkutsche nicht in ganz richtigen Verhältnissen konstruirt gewesen zu sein und kippte gewöhnlich bei der Wendung an einer Straßenecke um; wir Kinder fielen dann aufs Pflaster und wurden schreiend und beschmutzt nach Hause gebracht.

Ein paar befreundete Häuser in der Stadt durften wir hin und wieder besuchen. Gern gingen wir zu Onkel Doktors in ihrer sonnigen Wohnung am Markt. Er praktizirte nicht, sondern lebte seiner Familie. Ein Bruder des obengenannten Onkels Gottlieb, war er heiterern Temperaments und freundlichern Wesens, blond, blühend, unterseht und gehörte zu dem erfreulichen Geschlechte der „Sommerwesten“, welches Eduard Mörike entdeckt und besungen hat: „Lieber Vetter, er ist eine von den freundlichen Naturen, die ich Sommerwesten nenne!“ Ganz ungeneckt ließ er uns auch nicht, aber wir verstanden seinen Spaß. Mit Papa kam er bei seinen abendlichen Besuchen, wenn er vom Museum heimkehrend, ein halbes Stündchen bei unsrem Nachteffen saß, nicht selten in scharfen politischen Disput. Er war nämlich ein entschiedener Liberaler und brachte aus den Konversationszimmern des Museums mit den neuesten Zeitungsnachrichten immer auch die neuesten Raisonnements mit, gegen welche der Vater seinen konservativen Standpunkt unerschütterlich vertrat. Seine Frau, die jüngere Schwester unsrer Mutter, war und ist uns heute noch eine freundliche, herzzute Tante. Ihre Kessel und Brezeln, ihre Bilderbücher und Farbenschachteln stehen mir in dankbarem Andenken. Mit den Jahren wuchs uns dort auch ein halb Duzend blauäugiger blondhaariger Vetter und Wäschen herauf, und man-

\* Das zweite Buch der von unsern Lesern mit so vielem Beifall aufgenommenen „Jugenderinnerungen“ unseres süddeutschen Freundes, welches die Knabenzeit umfaßt, wird nach kurzer Unterbrechung in der nächsten Zeit folgen. D. R.

chen vergnügten Sommerabend brachten wir in Dunkel Doktors blumen- und obstreichem Garten vor dem Thore zu.

Minder erfreulich, ja eine Art Schrecken war es uns, wenn wir an einem Nachmittag, wo wir zu Haus überflüssig waren, zum Onkel, eigentlich Großonkel L. durften. Er zwar war ein seelenguter alter Herr, der sich kinderlos und in behaglichen Vermögensverhältnissen von seiner ehrsamem Rinderprofessor zur Ruhe gesetzt hatte und kein Hühnchen beleidigte. Das Hausregiment aber führte seine lange, hagere Gattin mit scharfgebogener Nase und spitzigem Sinn, von welcher der höchstselige Karl Herzog, als er einst im Laden persönlich einen Einkauf machte, mit Beiseitesehung ihres Eheherrn so resolut bedient wurde, daß er lächelnd sprach: „Ich sag' hier hat die Frau die Hosen an.“ Sie war eine rechtschaffene Frau, aber hatte ihr Mann eine gestrenge Herrscherin an ihr, so erschien sie uns, ihr Schatten möge mir's verzeihen, immer als das, was man einen Drachen nennt. Ueberdies war bei ihr die Verköstigung ebenso dürftig als die Unterhaltung. Erstere bestand in der Regel in einer Hand voll durrer Zwetschgen und getrockneter Birnschnitze, letztere in einem Dominospiel, mit dem wir Häuser, Ställe und Gärten zu bauen hatten, sowie in einem Duzend kleiner runder Kuchenmodellchen von Blech, die wir auf dem Tische tanzen lassen sollten. Somit athmeten wir allemal auf, wenn nach ein paar Stunden das Kindsmädchen kam uns zu holen.

Lohnender für Körper und Geist, doch auch nicht ganz ohne Beklemmung liefen die Respektbesuche beim Großonkel D., einem Bruder der Großmama in D. ab. Zu Anfang unserer Kinderjahre war er noch im Amt als Generalsuperintendent und Ephorus an der Klosterschule zu Maulbronn, und da war's allemal ein Ereigniß, wenn er zum Landtag in die Residenz kam, und in der Prälatenkutsche, von uns Gesangbuch genannt, einem großen schwarzen silberbeschlagenen Kasten, mit vier Rappen feierlich am Hause anfuhr. Später lebte er als Pensionär in St., und wir Kinder mußten ihm je und je aufwarten. Doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit. Seine untersekte Gestalt, seine schwarze Stupperrücke, seine vorquellende Unterlippe und seine dunkelen Kollaugen in Verbindung mit seinen verkäuflichen Fragen nach dem Stand unserer Kenntnisse und unserm Plaze auf der Schulbank machten uns immer etwas bange. Uebrigens blieb er insbesondere mir als seinem Pathekinde in Gnaden gewogen, und mit Dank und Vertrauen blickten wir jederzeit zur Tante Prälatin empor, einer schönen ebenso freundlichen als ehrwürdigen alten Frau, zumal dieselbe in der Regel vortreffliche Zimmtsterne in der Kommode hatte.

Das Haus unserer vertrauten Schulkameraden K. behalte ich einem folgenden Abschnitte vor, und erwähne hier nur noch eine Gestalt aus den frühesten Kinderjahren, die sich mir eigenthümlich eingepägt hat. Unsere Jungfer Katharine hatte auf irgend einem Spaziergang die intime Bekanntschaft einer jüdischen Jungfrau mittleren Alters gemacht, die sie hin und wieder abends auf ein Blanderkindchen besuchte, wobei eins von uns Kindern mitdurfte. Den Vorzug, Israeliten jedes Standes, Alters und Geschlechts auf Schritt und Tritt zu begegnen, genoß man in dem St. der zwanziger Jahre, der kleinen altewangelischen Hof-, Beamten- und Weingärtnerstadt noch nicht wie heute, wo Fabriken und Bankhäuser wie Pilze aus dem Boden schießen und die glänzendsten Gebäude und Geschäfte meist den betriebsamen Söhnen Jakobs, die auffallendsten Toiletten auf Straßen und Promenaden durchschnittlich den schwarzäugigen Töchtern Rahels gehören. Es war deshalb immer ein Ereigniß, wenn wir unsere „Jüdin“ besuchen durften. Sie wohnte in der engen finstern Schulgasse in einem düstern alten Hause. Zwei oder drei steile Treppen stolperte man zu ihren Gemächern hinauf, in welchen auch am hellen Mittag im hohen Sommer ein geheimnißvolles Hellbunzel herrschte. Sie war eine hagere Gestalt mit edelgeformtem blaßgelben Gesicht, dunkeln Augen und schwarzen Haaren, aus denen ein Paar goldene Ohrgehänge hervorfunkelten, und trug sich immer dunkelbraun. Ihre Unterhaltung war, unähnlich der geräuschvollen Lebhaftigkeit ihrer meisten Stammeschwestern, ruhig,

ernst, oft geheimnißvoll flüsternd. Wunderbare Geräthschaften, hohe geschmückte Kästen und dunkle messingbeschlagene Schränke, in welchen wir allerlei orientalische Schätze mehr ahnten als sahen, erfüllten das enge Gemach. In der Osterzeit bekamen wir dort „Magen“, ungeäuerte Brotfladen zu kosten; wir fanden sie aber keinesweges schmackhaft und lobten uns dagegen unsere bunten Ostereier und süßen Osterhasen. Auch ein blasser schöner jüdischer Jüngling, der monatelang zum Vater kam, um sich im christlichen Glauben unterrichten zu lassen, dabei gegen uns Kinder sehr freundlich war und uns schöne Kreidezeichnungen machte, namentlich einen Christuskopf in der Dornenkrone, gab mir einen interessanten Eindruck von jenem wunderbaren Volke.

## 12. Spaziergänge.

Nun aber auch hinaus vor die Thore, ins grüne Thal, auf die sonnigen Berge! Die Eltern hatten die löbliche Sitte, regelmäßig am Sonntag Abend und wenn's die Zeit erlaubte, auch des Werktages mit den Kindern, soweit sie flügge waren, einen Gang ins Freie zu machen. Konnte die Mama von der Haushaltung nicht abkommen, so kommandirte Papa für sich seine zwei oder drei Knaben zum Ausmarsch.

Eine Zeit lang hatte er eine Vorliebe für die später von ihm eher gemiedenen königlichen Anlagen, den schönen fast eine Stunde weit sich erstreckenden englischen Park mit seinen prachtvollen Gruppen und Blumenpflanzungen. Doch liebte der Vater nicht die belebten großen Alleen, sondern schlug sich gern in die stillen Seitenwege mit ihren grünen Rasenplätzen und schattigen Bosketen. Der Rosenhügel mit seiner großen runden Laube, das Orangeriehaus mit seinen Palmen, Lorbeer- und Granatbäumen, die stolzen Geschlechter der Malven oder Herbstrosen, deren Farben vom zarten Blafroth und Paillegelb bis zum dunkeln Purpur und Schwarzbraun wir unterscheiden lernen mußten, stehen mir von damals noch lebhaft vor Augen. Führten uns dagegen einmal die Kindsmägde in die „Anlagen“, so blieb man gewöhnlich gleich am Eingange beim großen See hängen mit seinem Rosengehege, seiner kolossalen steinernen Nymphengruppe, seinem Kranze von duftenden Pomeranzenbäumen, seinen stolzrundernden Schwänen und munteren Goldfischen, welche zu füttern die Kinder jederzeit vergnügte.

Ein anderer Lieblingsgang der Eltern war und blieb die Eplinger Steige hinauf, den „Kanonenweg“ entlang, so genannt, weil dort die Geschütze aufzuziehen, welche das Neujahr, die königlichen Geburtstage, sowie die Geburt von Prinzen und Prinzessinnen aufschossen. Es ist ein heiterer sonniger Fahrweg, der längs den östlichen Nebenbergen in mäßiger Höhe zwischen Weingärten hinführt, mit freundlichem Ueberblick über die Stadt, die meist von leichtem Dunst verschleiert, altersschwarz und ehrwürdig damals dreimal kleiner als jetzt im baumreichen Thale dalag. Gegenüber hatte man die westlichen Berge, hinter denen die Sonne bald in flüssigem Golde, bald in dunklem Purpurgewölke oder lichten Rosenstreifen unterging. Das Schießhaus, das jetzt so viele Spaziergänger anzieht, stand zu jener Zeit noch nicht. Selten begegnete man einem Lustwandelnden, häufiger dem fleißigen Weingärtner, der am Feierabend mit seinem Butten und Geschirr auf dem Rücken heimkehrte und mit dem der Vater über Wind und Wetter, Stand der Trauben und Hoffnungen des Herbstes gelegentlich einige Worte wechselte. Zur Zeit der Weinlese sahen wir im Vorübergehen mit großer Begier die Trauben treten, und ein Glücksfall war's, wenn dann etwa eine biedere Weingärtnerfrau, Papas Berehrerin von der Kirche her, der Familie etliche frischgeschnittene Trauben übers Mauerlein reichte. Auf jenem Wege, wenn ich mich recht erinnere, war's auch, wo einst der originelle Weingärtner W. dem vierjährigen Prinzesschen, das auf dem Spaziergang der Gouvernante nicht pariren wollte, drohend zurief: „Jungferle, Jungferle, wenn Sie nicht brav ist, steck' ich Sie in meinen Butten,“ was den königlichen Vater nachher höflich ergötzt haben soll. Daß Kaiser Rudolf, als er unter Graf Eberhard dem Erlauchten St. belagerte, an diesem Bergabhang seine Wagenburg aufschlug, sagt jetzt die Inschrift an einer Weinbergmauer. Merkwürdig war uns

damals auch weiter oben ein steinernes Kreuz am Wege mit einer Jahreszahl aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dort soll während der Fehden zwischen Haus W. und der benachbarten Reichsstadt E. einer vom Adel erschlagen worden sein. Das Ziel jener Spaziergänge, welche der dicke Bruder Theodor häufig schlafend an der Hand des Vaters oder der Mutter mitmachte, war meist die von uns sogenannte Grube, eine haustiefe, grasbewachsene Mulde, in der wir herumkletterten, Schneckenhäuser suchten und Haideblumen, rothe Felsennelken, blaue Glocken, gelbe Leberblümchen, Skabiosen und wilde Asters für Mama zum Strauße pflückten.

Für einen weitem Spaziergang war uns besonders anziehend das „romantische Thälchen“, das südöstlich von der Stadt in einem engen Bergeschnitte gegen den schönen Tannenwald des „Bopsers“ hinaufführte. Zwischen stillen Baumgärten und grünen Bergabhängen, auf denen do und dort ein paar Ziegen weideten, führte hart neben einem melodisch murmelnden in Abfällen hernieder hüpfenden Bächlein der schmale Fußpfad sanft, dann immer steiler empor. Nichts unterbrach die Stille des Sommerabends als das Plätschern des Wasserleins, das Zirpen der Grillen im Grase und hier und da ein bescheidener Amselschlag in den Bäumen. Oben näher dem Walde, wo die Gegend wilder wurde, waren am steilaufsteigenden Abhänge rechts, in der jäh abfallenden Schlucht links vom Wege Erdbeeren, Brombeeren und Himbeeren reichlich zu finden. Jetzt ist dieser ganze idyllische Thälwinkel von einem biederem, mehr praktisch als romantisch denkenden Werkmeister mit Schutt zugebedt und wird mit Häusern überbaut. Doch hatten wir etwa tausend Schritte weiter oben unser eigenes romantisches Thälchen entdeckt, das sonst fast niemand kannte. Still, abgesehen, schwermüthig zieht es, abseits von der Straße, sich gegen den Tannenwald hinan, ein dürftiges Bächlein schleicht lautlos unter Weiden hin, im dunkeln Grase wachsen melancholische Herbstzeitlosen; links steigt der hohe Tannenwald empor, rechts ziehen sich schattige Baumgüter steil hinauf, endlich im Hintergrund, wo das Thälchen sich in den Wald verliert, endet der Pfad bei einer moosbewachsenen Brunnenstube, unter deren Steinplatten die Wasser geheimnißvoll rauschen. Dies Thälchen trat mir immer vor die Seele, wenn ich später in Dickens Genoscha das schwermüthig süße Lied las: „Dicht von Felsen eingeschlossen, wo die stillen Bächlein gehn, wo die dunkeln Weiden sprossen, wünsch' ich bald mein Grab zu sehn; dort im kühlen abgelegnen Thal such' ich Ruh für meines Herzens

Qual.“ — Unvergeßlich bleibt mir ein schöner Sommerabend, da die Eltern an jener Brunnenstube mit uns gelagert waren. Ringsum war Abendfriede und Waldeinsamkeit. Nur unterm Boden rauschte das Brunnlein und drüben im Walde schlug noch eine Drossel in abgebrochenen Tönen. Die Abend Schatten stiegen immer höher, ein einziger Tannentwipfel glühte noch im Sonnengold; es ward kühl und feucht; wir brachen auf und wandelten heim.

Materielle Naturgenüsse brachten die Einladungen in den Garten oder Weinberg irgend eines väterlichen Weichtindes. Es herrschte damals auch in der Stadt noch die ländlich patriarchalische Sitte, daß der Bürger und Weingärtner vom Segen seines Bodens dem Seelforger seine Liebespende darbrachte: Kirschchen und Johannisbeeren, Pflaumen und Aprikosen, Aepfel und Birnen, Trauben und süßer Weinmost kamen in guten Jahren reichlich ins Haus und gaben nicht bloß für uns ein köstliches Biberbrötchen, sondern wurden auch in den schönsten Exemplaren an die Grobkeltern verschickt oder in befreundete Häuser der Stadt durch uns Kinder ausgesandt. Der eine trug dann die Flasche mit neuem Weine, der andere die Platte mit Trauben. Je und je mußte dabei an einem Ecksteine Halt gemacht und dem Herabfallen überhängender Traubenbeeren dadurch vorgebeugt werden, daß man sie selber aß.

Ein besonderes Fest aber war die Einladung in einen Obstgarten oder in einen Traubenherbst, um die Früchte frisch vom Busch und Baum zu essen. Zum Garten des Obersten, späteren Generals v. P. hatten die Eltern durch die Güte des Besitzers einen eigenen Schlüssel; ungenirt fühlten wir Kinder uns aber im Baumgut irgend eines ehrjamen Weingärtners. Einen zur Plünderung preisgegebenen Johannisbeerstock oder Stachelbeerstrauch bis aufs letzte Beerchen abzuleeren, die süßen Pflaumen oder grünen Heubirnen schockweise vom Ast zu schütteln und ungezählt zu verzehren, war den jugendlichen Magen eine Kleinigkeit, wenn auch der Heimwandel hernach etwas schwerfällig von Statten ging. Nur durfte nicht etwa im Garten eine Schaukel sein, die nach der Obsttur leidenschaftlich benützt wurde, was dem Bruder Fritz einmal recht übel bekam. Es war in demselben Baumgarten, wo er, leider außer Stande weiter zu essen, den ansehnlichen Kropf der biederem Wirthin, auf deren Arm er saß, bewundernd betastete und fast neidisch ausrief: „Aber, Frau Schmeißerin, da müssen viel Birnen hineingehen!“

## Deutsche Kaiserstätten.

Von Oscar Schwedel.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

### VIII. Stauferzeit.

In Süddeutschland liegen die meisten der Stätten, welche an den tragischen Untergang der Staufer erinnern. Inmitten des alten Herzogthums Schwaben, dessen Löwenschild die Staufer so glanzvoll geführt haben, erhebt sich der Hohenstaufen selbst, der einst die Stammburg des Kaiserhauses trug. Stolz ragt sein Haupt über all die Berge rings umher empor, den Ramsberg, Helfenstein, Scharfenberg, Staufeneck, Reckberg und Drachenstein; sie alle waren einst die Sitze berühmter Geschlechter, welche dem stauffischen Hause Vasallendienst thaten. Friedrich von Biren, der Ahnherr der Staufer, ist der Gründer der Kaiserburg; er verlegte seinen Sitz von einem nun gänzlich zerstörten Bergschloße bei Wärschenbeuren auf den günstiger gelegenen Staufen. Die Kaiser weilten nur selten auf der Burg; ihr Leben war ein zu bewegtes, zu unbeständiges, nur ab und zu jagten sie in den Forsten, welche den Fuß des Staufen umgeben, und noch heute stehen in denselben Waldriesen, welche als junge Bäumlein den lustigen Hörnerklang des kaiserlichen Gejades vernahmen. Auf der Höhe des Berges selbst aber ist alles verschwunden, was an die Stauferzeit erinnern könnte; Gestrüpp, Dornen und Disteln überwuchern die spärlichen Mauerreste, unter denen Schatzgräber oft genug gewühlt haben. Die Schätze der alten Herrscher aber sind verschwunden wie der Nibelungenhort, oder die Zerstörer der

alten Zeit, die Bauernhorden George Meplers und Florian Meyers haben sie hinweggetragen.

Und doch bleibt diese wüste Bergtuppe des Staufen neben der Rotunde des Nacher Münster der denkwürdigste Platz auf deutschem Boden. Man hat beabsichtigt, den Berg mit einem Denkmal zu schmücken; was bedarf es dessen hier, wo die Natur ihre Reize so verschwenderisch ausgetheilt hat? Eine köstliche Aussicht bietet sich auf dem Staufen dem entzückten Auge dar. Im Westen erblickt man die Berge des reichbegünstigten württembergischen Vaterlandes, hinter ihnen ragen die blauen tannenbewachsenen Gipfel des Schwarzwaldes hervor, und von jenseits des Rheins grüßen aus weiter Ferne die Gebirge Lothringens in matten Violett herüber. Im Norden ziehen sich in sanft geschwungenen Linien die Bergketten Frankens vor uns hin; im Osten erblicken wir die steileren bairischen Höhen und im Süden die grüne schwäbische Alp. Ist's klares Wetter, dann blitzen aus der Ferne wohl auch die Firnen der Alpen und des bairischen Hochlandes in schneeigem Weiß hervor. Innerhalb dieses Kreises aber welch eine Menge blühender Dörfer und freundlicher Städte, welch liebliche Abwechslung von Feld und Wald, welch silberblühende Flußlinien! O, warum verweilten die Staufer nicht im schönen deutschen Land, in dieser ihrer vom Segen des Himmels so überströmten Heimat?

Südlich vom Staufeu liegt die Haide Spielburg. Eine alte Ueberlieferung sagt, daß hier der junge König Konrad, ehe er auß Schloß Meersburg am Bodensee kam, unter der Aufsicht eines treuen Vasallen, des Schenkens von Spielburg, seine Jugendzeit verlebte habe. Wohl that es noth, daß die Kinder des Geschlechts an die wenigen Getreuen ausgethan wurden; die Güter des Kaiserhauses waren verzehrt. Wie innig hat schwäbischer Dichtermund diese Stätte der Jugendspiele des letzten deutschen Staufers begrüßt:

„Graue Haide, sei gegrüßet; sei gegrüßet, Konradin!  
O wie leise schwebt Dein Name ob den Genzianen hin!“

Unwillkürlich denken wir an die letzten Ereignisse des Lebens, das hier in der Heimat so vielverheißend begann. Wir sehen den blondgelockten jungen König das letzte Erbe seines Geschlechtes verkäufeln, sehen ihn das letzte, was ihm geblieben, die Schutzvogtei über einige Klöster, dem treuen Grafen Friedrich II von Zollern übertragen, erblicken ihn dann in Italien, die Brust geschwellt von maienfrischen Hoffnungen, und endlich zu Neapel 1268 auf dem Blutgerüst. Da wirft er den Handschuh unter das Volk, den der treue Truchseß Heinrich von Waldburg auffing, und scheidet mit den Worten: „O Mutter, welchen Schmerz bereite ich Dir!“ vom Leben, des deutschen Volkes liebster, aber unglücklichster Sohn. Der Leichnam des letzten Staufers wurde am Strande des Meeres verscharrt; eine Säule von rothem Porphyr und eine Kapelle darüber bezeichneten noch bis in dies Jahrhundert hinein den Ort, wo Konrad und Friedrich von Baden starben. In Bologna, wo König Enzo, der letzte Sproß des italienischen Zweiges der Staufer, in der Gefangenschaft sein Leben beschloß, verkündet noch jetzt in der Kirche des heiligen Dominikus eine Säule mit lateinischer Inschrift die Stätte seiner Ruhe.

Alle die Orte des württembergischen Landes an der Jagst sind erfüllt mit Erinnerungen an das stauferische Geschlecht. So dies Gemünd, welches Friedrich I da erbaut haben soll, wo er den verlorenen Trauring seiner Gemahlin wiederfand. So Waiblingen, welches dem berühmten Kaiserhause seinen Schlachtrup gab, weil Kaiser Heinrich die Staufer vor Waiblingens Mauern mit ihren schwäbischen Besitzungen belehnte. Am Fuße des Burgberges liegt das Dorf Hohenstaufer mit seiner uralten Kirche. Durch die niedrig gewölbte Thüre derselben ist Kaiser Friedrich Rothbart oft zur Messe gegangen, um sein ritterlich Anie vor Gott dem Herrn zu beugen. Ein altes, jetzt erneuertes Gemälde des Staufers mit der Inschrift: „Hic transibat Caesar, amor honorum, terror malorum“ bezeichnet die Stätte. In weiterer Ferne blickt der künstlich durchbrochene Steinturm von St. Marien zu Reutlingen durch das Grün der Wälder. Die Sage stempelt auch dies schöne Gotteshaus zu einem Denkmal der Stauferzeit. Heinrich Raspe, der thüringer Graf, belagerte die treu an Konrad IV hängende Stadt. Doch schon damals färbten die Reutlinger Färber meisterlich mit Feindesblut, und die Reutlinger Gerber verstanden das Handwerk. Der treulose Graf mußte abziehen und ließ seinen Sturmbock vor der Stadt zurück; zur Erinnerung

aber haben die Reutlinger ihre Marienkirche nach dem Längenmaße von Heinrich Raspes Sturmbock gebaut.

Nicht gar weit vom Staufeu liegt Kloster Lorch. Da ist die Grabstätte der deutschen Staufer. Die Landschaft rings umher gehört zu den anmuthigsten in Deutschland; der alte fast vergessene Dichter von der Weibertreue bei Weinsberg, Justinus Kerner, hat sie mit den schönen Worten gefeiert:

„Es rauschen durch die Stille  
Die Aehren voll und schwer;  
Der Wald in üpp'ger Fülle  
Steht schwarz, ein nächtlich Meer;  
Und über ihm sich breitet  
Ein stolzer Fessentrang;  
Das ist die Alp, gelleidet  
In blauen Himmelsglanz!“

Auf dem Marienberge nahe beim Flecken Lorch erheben sich die Reste des Klosters. Die Vergangenheit hat arg genug gehaust, die Neuzeit hat wenigstens die Trümmer zu erhalten gesucht. So steht wenigstens die Grabeskirche der Staufer noch, wengleich kein Denkzeichen die Stätte mehr kenntlich macht, wo die Mitglieder des Kaisergeschlechtes ruhen. Hier wurden begraben: Friedrich von Bären, der Stifter des Geschlechtes, Kaiser Konrad III und sein Bruder Friedrich der Einäugige, des neu erhobenen Stauferkönigs männlicher Streitgenoff gegen die Welfen; ferner eine Menge stauferischer Frauen, so die holbe Irene von Byzanz, die Gemahlin des in Speyer bestatteten Philipp von Schwaben, eine der wenigen weiblichen Gestalten jener Zeit, von denen uns ein lebensvolles, mit allen Zügen zarter Anmuth geschmücktes Bild erhalten geblieben ist. Den stauferischen Herrschern aber zur Seite ruhen ihre Bannerträger und Mitstreiter, die Gefolgsleute aus den edelsten Geschlechtern des Schwabenlandes, deren Mitglieder sich so freudig für ihre Fürsten opferten, wie zu Regensburg der treue Ritter Friedrich von Evesheim für Konrad IV. Das Gemänd des Kaisers anlegend und dem geliebten Herrscher den Weg zur Flucht zeigend, stellte der edle Mann sich den Auführern entgegen und ward von ihren Schwertern durchbohrt. Wir können von der anziehenden Stätte nicht scheiden, ohne den alten nun zu Staub zerfallenen Helden den Gruß zuzurufen:

„Schlaff süß, die Ihr den Degen  
Für Deutschland habt geführt,  
Die auf des Sieges Wegen  
Ein sel'ger Tod berührt!“

Den späteren Geschlechtern aber ist von ihnen ein theures Vermächtniß geblieben, die Pflicht der Treue und der Opferwilligkeit für das Vaterland bis in den Tod, und mahnend ruft es uns aus den alten Gräbern zu:

„Hängt fest wie Baldeseichen  
Am heil'gen deutschen Land!  
Wollt ritterlich Euch reichen  
Zu Schutz und Trutz die Hand!  
Dies Land in Himmelschöne,  
Dies Land so segensreich,  
Will treue starke Söhne,  
Den ew'gen Alpen gleich!“

## Wie sichert die Frau bei Zeiten ihre selbständige Existenz?

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

An einem Novemberabend des vorigen Jahres waren die Eingänge zu Berlins prachtvollem Rathhause von der Königsstraße her von zahlreich herbeiströmenden Personen, vorwiegend weiblichen Geschlechtes, förmlich belagert. Aber nicht zu irgend einem der zahlreichen Geschäftsbüreaus des Hauses drängte man sich, sondern die stattlichen breiten Treppen hinauf zu dem Bürgeraal, wohin der Direktor des Viktoriabazars, Herr Karl Weiß, alle die beschieden hatte, welche Antwort begehrten auf die täglich an ihn gerichtete Frage:

„Wie sichern Frauen und Töchter, die darauf angewiesen sind, bei Zeiten ihre Existenz, und welches sind für sie die Mittel und Wege zu lohnendem Erwerb und zu ehrenvoller Selbständigkeit?“

Obgleich ich eine gute halbe Stunde vor dem angefügten Beginn gekommen, fand ich doch bereits den sehr schönen, hohen

und geräumigen Saal so angefüllt, daß ich nur an einem der auf den Korridor hinausgehenden Fenster einen Platz erhalten konnte, das bald auch geöffnet ward, um den hunderten, welche den Korridor und die Treppen besetzten, ohne in den Saal gelangen zu können, die Möglichkeit zu geben, den angekündigten Vortrag mit anzuhören. Hunderte mußten unverrichteter Sache umkehren.

Ein flüchtiger Umblid in der versammelten Menge zeigte, daß nicht die Neugierde die Zuhörer herbeigelockt hatte; auf den Mienen der Frauen und jungen Mädchen, wie auf denjenigen der spärlicher vertretenen Männer, las man das sorgenvolle Verlangen, auf die so viele Herzen ernst bewegende Frage Antwort zu erhalten. Auch mich hatte ein lebhaftes Interesse herbeigeführt; vergeht doch fast keine Woche, in welcher dieselbe Frage — verschiedenartig formulirt und oft mit Thränen augen-



Der Tanzsaal im Salzbergwerk Wieliczka. Originalzeichnung von Robert Adamus.

blicklich drängender Noth ausgesprochen — an mich mündlich oder schriftlich gerichtet wird. Den zahlreichen Anfragenden aus allen Theilen Deutschlands wünschte ich aus dem angekündigten Vortrage eine Antwort mitbringen zu können.

Nur mit Mühe gelang es, in der bewegten Versammlung die zum Beginn des Vortrags erforderliche Ruhe herzustellen, da das Gedränge auf der Treppe nicht aufhörte und so viele als möglich in den Saal hineinzugelangen suchten, was denn zu lautem Hin- und Herreden fortwährenden Anlaß gab. Endlich wurde es still, und Herr Weiß konnte seinen Vortrag beginnen, aus dem wir die Hauptpunkte — zum Theil mit seinen eigenen Worten — hier mittheilen wollen.

„Wenn ich von einem Nothstand der Frauen rede, so ist es nicht jener eingebilbete, der viele Frauen unserer Zeit aus den ihnen von Gott gesetzten Schranken heraus nach den politischen und socialen Rechten der Männer streben läßt; ich spreche von einem wirklichen und wahrhaftigen Stande der Noth unter den Frauen. Was ist die Ursache desselben?

„Vor allem die immer noch zunehmenden socialen Uebelstände unserer Zeit. Es ist Thatsache, daß ein Fünftel aller heirathsfähigen Männer heute nicht mehr heirathet, die entsprechende Zahl von Mädchen bleibt demnach unverorgt durch die Ehe; das ergibt auf Berlin allein nach den neuesten Zählungen gegen 55,000. Auf drei geschiedene Männer kommen immer zwölf geschiedene Frauen, auf drei Wittwen zwölf Wittwen. Während die Lage der Männer sich mit zunehmendem Alter verbessert, verschlechtert sich diejenige der Frauen; je älter dieselben werden, desto größere Anstrengungen müssen sie machen, um sich zu erhalten. Von hundert Wittwen in Berlin müssen sich fünf und achtzig ihr Brot verdienen; achtzig Prozent aller Almosenempfänger in Berlin sind Wittwen.

„Ganz besonders traurig ist die Lage der Wittwen und Waisen der geistigen Arbeiter unseres Volkes: der Geistlichen, Lehrer, Beamten und Künstler, auch der Aerzte. Da ist wirkliche Noth zu finden, die um so drückender ist, als sie sich verschämt zurückzieht, als sie heimlich und verborgen sich hinfrischt. Hier sind die tausende von Frauen, die gewiß gerne arbeiten würden, wenn sie wüßten, wie sie es anfangen sollen; und daß sie es nicht wissen, darin liegt der bitterste Stachel ihres Elends!

„Auf der anderen Seite fehlt es seltsamerweise an weiblichen Arbeitskräften jeder Art. Ein Blick in unsere Hauptzeitleitungen zeigt täglich ein massenhaftes Arbeits- und Stellenangebot, gute Versorgungsstellen auf allen Gebieten, wo Frauenthätigkeit verwendbar ist. Zahlreiche Geschäfte, Häuser, Familien, Hausfrauen suchen Gehilfinnen und finden sie nur mit Schwierigkeit. Das Restaurant des Viktoriabazars suchte jahrelang nach einer tüchtigen Frau für Küche und Wirthschaft und mußte beides schließlich doch einem Manne übergeben; auch das neu errichtete Damenrestaurant in der Königgräzerstraße wurde einem Manne anvertraut; wir suchten im Laufe dieses Jahres sechs Wochen lang in den gelesensten Zeitungen nach einer Dame, welche einfache Weißbiquearbeit liefern und wöchentlich ohne große Anstrengung 6 bis 8 Thlr. verdienen sollte, und — fanden keine.

„So ist es wahrhaft trostlos mitanzusehen, wie viele unbemittelte Frauen Arbeit und zwar sehr anständige und lohnende Arbeit die Hülle und Fülle haben könnten, aber wie wenig Frauen im Stande sind, den an sie gestellten Ansprüchen zu genügen. Ueberall begegnet man der Halbheit und Mittelmäßigkeit derer, die die Arbeit so dringend bedürften. Das meiste, was man von „Druck der Arbeiterinnen“ hört, ist auf ihre Unfertigkeit und Ungeschicklichkeit zurückzuführen.

„Was ist diesem doppelten Nothstand gegenüber zu thun? Fast unmöglich dürfte es sein, zahlreichen Frauen zu helfen, die zu alt oder sonst behindert sind, noch etwas zu lernen, was ihnen Arbeit und Erwerb sichern könnte. Für das jüngere Geschlecht wird man aber um so eher sorgen können — es gilt eben, bei Zeiten der Frau ihre selbständige Existenz zu sichern.“

Der Vortragende behauptete dieser Frage gegenüber mit

Recht, daß das gegenwärtige höhere Töchter Schulwesen im großen und ganzen gänzlich ungeeignet sei, diese Aufgabe zu lösen. Mögen auch solche Schulen, die jungen Mädchen Thematika stellen, wie: „Napoleons Gedanken auf St. Helena“ — „Ueber Goethes Wilhelm Meister“ — „Die Einheit der dramatischen Handlung, nachgewiesen an Lessings Emilia Galotti“ u. glücklicherweise nicht sehr zahlreich sein, auch wo solche außerordentliche Verirrungen nicht vorkommen, ist das Ziel doch häufig ein verfehdenes, und die Ursache liegt keineswegs allein an den Vorstehern und Lehrern, sondern eben so sehr an den Eltern, die namentlich Privatschulen gegenüber einen schädlichen Einfluß durch ihre unvernünftigen Forderungen üben. Da es unsere Absicht ist, in nächster Zeit auf diesen höchst wichtigen Theil des Unterrichtswesens und die in neuester Zeit angestrebten Reformen desselben in eingehender Weise zurückzukommen, beschränken wir uns dieses Mal auf die von Herrn Weiß gemachten praktischen Winke und Vorschläge für solche Mädchen und Frauen, denen die neuorganisirte Töchter Schule der Zukunft nicht mehr helfen kann.

Vor allen Dingen können und sollen junge Mädchen, die der Schule entwachsen sind, nachholen, was sie von dort oft nicht mitgebracht haben, d. h. in erster Linie nicht gelehrte Vorträge über „Philosophie“, „vergleichende Mythologie“, „Chemie“ u. anhören — womit wir nicht alle solche Fortbildungsmittel verworfen haben wollen — sondern sie sollen vor allen Dingen . . . ordentlich schreiben, rechnen und nähen lernen. Es klingt unglücklich, wenn Herr Weiß aus seiner langjährigen Erfahrung berichtet, daß der größte Theil aller Frauen, die im Viktoriabazar Hilfe suchen, nicht die bescheidenen Ansprüche erfüllen, welche die vielangegriffenen Stiehlischen Regulative hinsichtlich der Elementarbildung an die kleinste und geringste Dorfschule stellen; daß es ihnen an einer guten Handschrift, an Sicherheit in der Orthographie und Grammatik, an Festigkeit im einfachsten Rechnen und an Beherrschung der Nähabel für den täglichen Hausgebrauch fehlte; und doch ist es buchstäblich wahr! Ja, es sind viele darunter, die früher eine höhere Töchter Schule besucht hatten. Aus meiner eigenen Erfahrung kann ich diese Thatsache bestätigen. Es gibt Damen, die Novellen schreiben und sich an Uebersetzungen aus fremden Sprachen versuchen, und deren Orthographie und grammatische Correktheit doch viel zu wünschen übrig lassen. Wenn dieselben den Muth hätten, in einer Handels- und Gewerbeschule für Frauen, wie sie in Berlin zuerst der Viktoriabazar ins Leben gerufen hat, und wie es ihrer jetzt auch in vielen anderen Städten gibt, das Versäumte nachzuholen und etwas Tüchtiges für die Praxis des Lebens dazu zu lernen, so würde sich ihnen eine sicherere und einträglichere Existenz eröffnen, als sie es jemals von dem ohne großes Talent äußerst riskanten Novellenschreiben und dem noch viel aussichtsloseren Romanübersetzen hoffen dürfen!

Es ist eben ein bedauerlicher Irrthum, wenn man meint, daß sich für Töchter der s. g. höheren Klassen kein Beruf schicke, als der der Gouvernante, Lehrerin\*) oder Schriftstellerin! Nicht als ob wir den Beruf der Frau zum Lehramt und zum Schriftstellern, wie ihre unzweifelhaft tüchtigen Leistungen auf beiden Gebieten in Abrede stellen wollten; aber „eines scheidet sich nicht für alle“, und viele machen sich — und als Lehrerinnen auch andere — dadurch unglücklich, daß sie meinen, eine dieser beiden Berufsarten ergreifen zu müssen, um „standesgemäß“ versorgt zu werden, während sie in einem anderen Berufe sich und anderen zum Nutzen Tüchtiges hätten leisten können. Es ist das eben so bedauerlich für das Haus, wenn die von solchem Vorurtheil Befangene heirathet, als für ihre eigene selbständige Existenz, wenn sie ledig bleibt; das Haus gewinnt unendlich viel, wenn die Frau ordentlich zu rechnen, Buch zu führen u. versteht, und die Unverheirathete, die das ihrem Geschlecht oft angeborene Geschäftstalent schulmäßig entwickelt hat, findet leicht eine Stelle als Kassirerin, Buchhalterin, Korrespondentin, Inspektionsdame, Vorsteherin

\*) In Berlin ist etwa das 200ste weibliche Wesen Erzieherin, Lehrerin oder Gouvernante.

eines Büreaus von Stellenvermittlung zc. Das ganze Comptoirwesen — Bank, Börse und kaufmännisches Kombinations- und Spekulationsgeschäft ausgeschlossen — können Frauen verstehen; tausende von ihnen können hierdurch vortreflich versorgt werden. Der Kreis der Kenntnisse, dessen sie dazu bedürfen, ist keineswegs groß und kann in verhältnißmäßig kurzer Zeit und für verhältnißmäßig geringe Auslagen erworben werden; freilich müssen sie, was sie wissen, gründlich wissen und treu üben. Mit 200, 250 Thlr. Jahreseinnahme anfangend, können Wohlausgebildete nach Herrn Weiß' Versicherung auf 3—500 Thlr. Gehalt und höher steigen.

Wem solche Stellung nicht zusagt, der wähle die Küche, von der ein weiser Pädagog gesagt, daß selbst eine Prinzessin darin zu Hause sein müsse. Für die Ehe wie für den ledigen Stand wird eine gründliche Kenntniß der Küche heilsam sein. Sie begreift in sich nicht nur die Zubereitung von nahrhaften, schmackhaften Speisen, sondern auch die richtige Disposition in Wahl und Verbrauch aller dahin einschlagenden Gegenstände. Die ganze Kunst des Einmachens der Früchte zc., die richtige Aufbewahrung der Vorräthe, das Backen, die Erhaltung der Geschirre, die Verwerthung der Abfälle zc. gehören dazu. Freilich wird es weder fürs Haus noch für die selbstständige Existenz ausreichen, wenn die jungen Mädchen in die Küche gelegentlich hineinblicken, ein weißes elegantes Schürzchen vorgebunden, um zu sehen, wie es die Kochfrau oder der Koch machen; sie müssen die Küche lernen und von der Pike, d. i. vom Kartoffelschälen und ähnlichen untersten Arbeiten an in ihr dienen. „Ein junges Mädchen, das sich keiner Arbeit scheut und freudig mit angreift, wird einst ein Schatz für das Haus, und ihre Zukunft wird nie gefährdet sein.“

Der für Küche und Hauswirthschaft wohl ausgebildeten Frau und Tochter öffnen sich Stellen als Verwalterin und Haushälterin in großen Häusern und Hotels, als Wirthschafterin auf Gütern, als Vertreterin der Hausfrau; aber auch die ganze feine Kocherei, Bäckerei, Conditorei, Speisehaus und Kochschule können von ihnen mit Erfolg betrieben werden. Auch der Handel mit Dingen, die zur Wirthschaft gehören, die Fabrication von eingemachten Früchten zc. werfen, wohlbetrieben, großen Nutzen ab. Freilich zu jeder dieser Stellungen gehört eine gründliche praktische Ausrüstung, und daß Gesellschafterinnen, Haushälterinnen, „Stützen der Frau“ sich oft so unglücklich fühlen, liegt gewiß nicht selten daran, daß sie eher selbst gestützt und gehalten werden müssen, als daß sie andere stützen und Haus halten könnten!

Auch die vernachlässigte Ausbildung der gewerblichen Anlagen der Frau kann nachgeholt werden, dem Hause wird es von großem Nutzen sein, wenn sie das Kleider- und Wäschezuschnneiden, ja, das Puz- und Kleidermachen versteht; ist sie aber auf selbständigen Erwerb angewiesen, so findet sie gute Stellen im Konfektionsfach als Directrice, als Wäschezuschnneiderin und Verwalterin. Oder sie richtet einen Laden mit Fein- und Weißwäscherei ein. Hieran schließen sich zu selbständigem Betriebe das ganze kleine Handels- und Waarengeschäft in Posamenterie, Kurzwaaren, im Puzfach, Handschuhverkauf, Papeterie- und Galanteriearbeit, Puppenfabrication zc. Die Stellen der Directricen, Wäsche- und Kleiderzuschnneiderinnen werden, von 300 Thlr. beginnend, mit 400—600 Thlr. bezahlt, ja, bei sehr guten Leistungen mit 800—1000 Thlr. und darüber.

Anderer Erwerbszweige, die rasch zur selbständigen Existenz führen und auch in nicht zu weit vorgerücktem Alter noch gelernt werden können, sind die Gärtnerei, die Blumenzucht, der Blumenhandel, ferner die Fabrication von künstlichen Blumen — selten gewährt dagegen das Zeichnen eine einträgliche Erwerbsquelle. Als Arbeiterin an den Modejournalen, als Vor- und Aufzeichnerin, als Photographin finden allerdings manche Frauen Beschäftigung, aber doch verhältnißmäßig nur wenige.

Endlich sei noch eines Erwerbszweiges gedacht, der sich neuerdings den deutschen Frauen aufgethan hat. Es ist die Telegraphie, in der England und Amerika schon lange Frauen beschäftigt, Baden gegenwärtig über 400. Die Eisenbahnen im Norden von Deutschland und die kaiserliche Reichstelegraphie

beginnen ebenfalls Frauen auszubilden und anzustellen. Der Staat macht übrigens an diese neuen Staatsdienerinnen ganz bestimmte Ansprüche. Er verlangt von der Aspirantin, ein Alter zwischen 18 und 36 Jahren vorausgesetzt, bei normaler Beschaffenheit der Hör-, Seh- und Athmungsorgane, eine gute Schulbildung und Kenntniß der französischen und englischen Sprache. Der dreimonatliche Unterricht durch einen kaiserlichen Instruktor ist unentgeltlich. Nachdem treten die Lehrlinge als Gehilfen mit monatlich 15 Thlr. für die nächsten drei Monate in den Dienst, steigen bald auf 25 Thlr. und können dann im günstigen Fall es auf jährlich 360, 400 Thlr. und höher bringen. Die Arbeit geschieht ganz abgefordert von den Männern in lustigen, schönen Arbeitsräumen. Ist auch bei dieser Beschäftigung keine goldene Ernte zu halten, so ist sie doch jetzt, wo der Staat sich in seinem Interesse der Sache annimmt, für Frauen eben so passend als angenehm.

An den Eltern, Lehrern, Vormündern und an den jungen Mädchen selber ist es nun, das zu wählen, was ihrer Anlage und Neigung zusagt; wohl aber einer jeden, die solche Wahl und solche Vorbereitung nicht aufschiebt, bis die äußerste Noth sie dazu treibt! Es dürfte oft zu spät sein. Bei Zeiten sorge die Frau dafür, daß — wie ihr Loos auch falle — ihre selbständige Existenz gesichert sei.

\* \* \*

Einen praktischen Commentar zu diesen Auseinandersetzungen und Darlegungen des Herrn Weiß gewährte mir am folgenden Tage ein Besuch in dem von ihm seit 1865 geleiteten Viktoria-bazar, den der Letteverein einst ins Leben gerufen,<sup>\*)</sup> der aber seit kurzem eine von demselben unabhängige Stellung einnimmt. Es ist dies ein großes, elegantes Ladengeschäft in der Leipziger Straße, das sich in seinem Aeußeren durch nichts von anderen seines Gleichen unterscheidet. Aber sein Zweck ist ein anderer als der eines gewöhnlichen Ladens. Er will nämlich allein stehenden Frauen helfen, ihre Arbeiten aufs beste und vortheilhafteste zu verwerthen, ihnen Bestellungen vermitteln und sonst mit Rath und Hilfe beistehen, dann aber überhaupt die weibliche Arbeit in jeder Art, namentlich auch durch Errichtung von auf Erwerb zielenden Anstalten fördern. Ein Raum des Geschäftes ist zu einer Art Kunsthalle eingerichtet, in welcher vorzugsweise Malereien, insbesondere auf Holz, Marmor und Porzellan, Häkel- und Strickarbeiten, so wie fertige Tapissierarbeiten eingeliefert werden können. Die an Arbeitslöhnen vom Bazar ausgezahlte Summe belief sich Ende 1872 auf 20,000 Thlr., die größtentheils Frauen aus den besseren Ständen zu gute kamen. Während des letzten Krieges ließ der Bazar allen möglichen Lazarethbedarf durch Landwehrfrauen anfertigen, deren er etwa 500 ausreichend und einträglich beschäftigte.

Mit dem Ladengeschäft hängt ein Bureau für Arbeits- und Stellennachweisung zusammen, das für eine ungemein geringe Entschädigung seine Dienste leistet.

In dem Kriegsjahre (am 1. Okt. 1870) rief der Bazar auch die oben erwähnte „Handels- und Gewerbeschule für Frauen und Töchter“ ins Leben. In dieser wird Unterricht ertheilt in Schreiben und Rechnen, Comptoirarbeiten, deutscher, französischer und englischer Handelskorrespondenz, Buchhaltung, Handels- und Gewerbekunde zc. einerseits und im Zeichnen, praktischen Zuschneiden, Kleidermachen, Maschinennähen, Puzfach zc. andererseits. Dieselbe zählt gegenwärtig etwa zusammen 130 Schülerinnen, die nicht nur aus Berlin, sondern auch aus den Provinzen kommen. Solche Anstalten, deren es außer der genannten noch eine zweite in Berlin, die des Lettevereines, ferner eine in Leipzig, Hamburg, Brieg, Darmstadt, eine sehr tüchtige Frauenarbeitschule in Reutlingen zc. gibt, können gewiß viel dazu beitragen, zahlreichen Frauen bei Zeiten ihre selbständige Existenz zu sichern.

Eine andere Anstalt ist die mit einem Damenrestaurant verbundene Kochschule des Bazars, in der es Kurse für

<sup>\*)</sup> Vergleiche: Zur Charakteristik der Frauenfrage. Daheim, Jahrgang VI, S. 406 ff.

einfache Hausmannskost und andere für die feinere Küche gibt; in beiden wird aber nach den oben von uns charakterisirten Grundsätzen verfahren. Das Damenrestaurant beschäftigt täglich 80—100 von der Straße eintretende Frauen mit einfacher Speise für einen mäßigen Preis, und daneben die 20 Pensionärinnen des am 1. Okt. 1873 eröffneten Heimatshauses für Töchter aus den höheren Ständen, dessen Aufgabe es ist: bedürftigen Töchtern (15—25 Jahre alt) von Beamten, Officieren, Geistlichen, Lehrern, Ärzten und Künstlern während eines angemessenen Zeitraums Gelegenheit zu geben, ihre Erziehung zu vollenden und sich durch Vorbereitung zu einem bestimmten Lebenslaufe erwerbsfähig zu machen. Zu dem Zweck nimmt diese vom Bazar mit ins Leben

gerufene, übrigens aber von ihm ganz unabhängige Anstalt Zöglinge auf, die neben Wohnung, Beföstigung, Heizung, Beleuchtung, ärztlicher Pflege, Beaufsichtigung der Erziehung, den angemessenen Unterricht erhalten. Durch freiwillige Gaben sollen möglichst viele Freistellen errichtet werden, sonst ist auch das Pensionärgeld aufs billigste bemessen.

Diese flüchtigen Mittheilungen werden meinen Leserinnen gewiß denselben Eindruck machen, mit dem ich mich von Herrn Weiß und seinen Anstalten verabschiedete, daß er nicht nur mit guten Rathschlägen, sondern auch mit der That zu helfen weiß. Uebrigens ist er gerne bereit, allen auf die Titelfrage Antwort Suchenden weitere Auskunft und Berathung zu ertheilen.  
R. R.

## Am Familientische.

### Das Salzbergwerk Wieliczka.

(Zu dem Bilde auf S. 317.)

Wieliczka wird in der österreichischen Monarchie noch immer zu den Wundern Europas gerechnet, und trotzdem vor wenigen Jahren durch einen gewaltigen Wassereinbruch das ganze Salzbergwerk in Frage gestellt wurde und ein nach Hunderttausenden zu berechnender Schaden entstand, ist es immer noch eine Goldgrube für Oesterreich. Aber die Königin der europäischen Salzwerke ist es nicht mehr, seit Staßfurt in der Provinz Sachsen sich zum ersten Range emporgeschwungen hat.

Von Krakau aus erreicht man Wieliczka nach kurzer Eisenbahnfahrt; das Städtchen über der Erde zieht uns nicht an; es ist schmutzig-polnisch, und wir sind froh, wenn wir ihm den Rücken wenden und die „unterirdische“ Stadt besuchen können, denn einer Stadt gleich sind die ausgebehten Bergbaue, die seit dem 13. Jahrhundert hier betrieben werden und der Sage nach von einem Hirten Wielicz entdeckt wurden.

Mit dem deutschen Bergmannsgrüße „Glück auf!“ hat uns der Steiger begrüßt, der hier unseren Führer macht; und ist er auch ein echter Pole, wie alle Bergleute, so tragen sie doch deutsche Bergmannstracht und gebrauchen die deutschen Bergausdrücke, zum Zeichen, daß es Deutsche waren, welche den Salzbau hier rationell zu betreiben begannen.

Also „Glück auf!“ „Wir fahren an“ in dem tiefen Schacht, in dem unergündlichen Schlunde; matt stimmert das Grubenlicht, schauerliche Finsterniß empfängt uns dort unten, aber sie weicht bald vor dem regen Leben, das von allen Seiten uns entgegentönt, vor dem Hämmer und Fahren, dem Glanze zahlloser Lämpchen. Von Stodwerk zu Stodwerk steigen wir abwärts; wir kommen gleichsam vom Dache unten und wollen in den Keller, nur daß die Etagen weit großartiger sind als in unseren Palästen und daß deren größter vor diesem Labyrinth von Gängen, die oft in bedeutender Höhe durch Brücken verbunden sind, zurückstehen muß. Unser Führer, der vorsichtig jeden Schritt unserer Füße überwacht, erläutert uns, die Gänge seien so ausgebeht, daß die Wanderung durch dieselben ein weiterer Marsch wäre als von Krakau nach Wien und zurück, nämlich 90 Meilen. Im Bergwerke unten sind jahraus jahrein 1500 Arbeiter beschäftigt, welche das schöne reine und unvermischte Salz wie in einem Steinbruche ausschauen; Pferde sind mit der „Förderung“ desselben beschäftigt; sie haben ihre im Salzgestein ausgehauenen Ställe da unten und befinden sich wohl und munter, trotzdem sie das Tageslicht jahrelang nicht zu sehen bekommen.

Ich muß nun hier gestehen, daß alle Höhlen und Bergwerke sich im ganzen verweisselt ähnlich sehen und daß bei ihnen Beleuchtungseffekte die Hauptsache thun. Was uns indessen staunen macht, sind hier die ungeheuren künstlich ausgehöhten Räume, von denen mancher so

groß ist, daß eine Kirche darin stehen kann, und es wird unter diesen Umständen auch völlig glaubhaft, daß aus einem Raume schon für eine Million Gulden Salz mit Meißel und Hammer, mit Keil und Brechstange glücklich herausgeholt wurde. Die „Kapellen“ da unten sind unter den Sehenswürdigkeiten das erste, was uns gezeigt wird. In der dem heiligen Antonius geweihten, im gothischen Stile ausgeführten, mit 25 Fuß hohen, von schönen Säulen getragenen Gewölbe, mit Altar und Heiligenbildern, die alle aus Salz gemeißelt sind, wird alljährlich am Antoniusstage Messe gelesen, und dasselbe ist der Fall in der kleineren Frohnleichnamskapelle.

Wir besuchen noch zahlreiche zum Theil hundert Fuß hohe Hallen, in denen das bengalische Feuer magische Beleuchtungseffekte hervorbringt, schreiten über die Kaiser-Franz-Josephsbrücke, vorüber an den „Obeliskten“, am „Wappen“, fahren im Rahne über den See Prschifos, der fast 200 Fuß lang ist und noch ein Duzend andere unterirdische Kivale hat, bis wir endlich zum Glanzstücke des ganzen, zum Tanzsaal gelangen.

Der Tanzsaal ist wirklich großartig zu nennen; er wölbt sich hoch wie das Schiff eines Domes und erscheint im Halblichte der Beleuchtung so ausgebeht wie kein Saal auf Erden. Der Boden ist mit Holz gebleit, an den Wänden sind Transparente mit tausenden von Lämpchen angebracht, und von der Decke herab hängen Kronleuchter, alle aus Salz gehauen wie die Galerie, die sich ringsum zieht. Aber dieser Raum, den das Bild zur Anschauung bringt, heißt nicht nur Tanzsaal, er wird auch als solcher benutzt. Zu verschiedenen Malen im Jahre tanzen hier zu den munteren Klängen der Bergkapelle die Bewohner Wieliczkas und die Bergwerksbeamten; für Speise und Trank ist gesorgt, die tanzende von Flammen glänzen wider von den stimmernen Salzkrystallen an den Wänden, und das Ganze gleicht dann einem wahren Feenpalaste.

### Briefkasten.

Hrn. P. in Halle a. S. In Bezug auf unsern Artikel: „Dutcher und der Sängemeister J. Walther“ geht uns die Notiz zu, daß ein weiterer schätzbarer Beitrag zu der bisher so bunten Biographie Walthers auch in einer kleinen Schrift: „Geschichte der Pflege der Musik in Torgau vom Ausgange des 15. Jahrh. bis auf unsere Tage“ von Dr. Otto Taubert, Kantor und Gymnasiallehrer in Torgau (ebenfalls, Jachob, 1865) enthalten ist.

Inhalt: Der Drossart von Jehst. (Fortsetzung.) Roman von George Hefesiel. — Der zweite Geburtstag. Nach dem Gemälde von Hornemann. — Jugenderinnerungen. Von einem süddeutschen Freunde des Daheim. I. Buch der Kindheit (Schluß). — Deutsche Kaiserstätten. VIII. Von Oscar Schwebel. — Wie sichert die Frau bei Ketten ihre selbständige Existenz? Von R. R. — Am Familientische: Das Salzbergwerk Wieliczka. Mit Illustration von Robert Kpmus.

## Erklärung für unsere Postabonnenten.

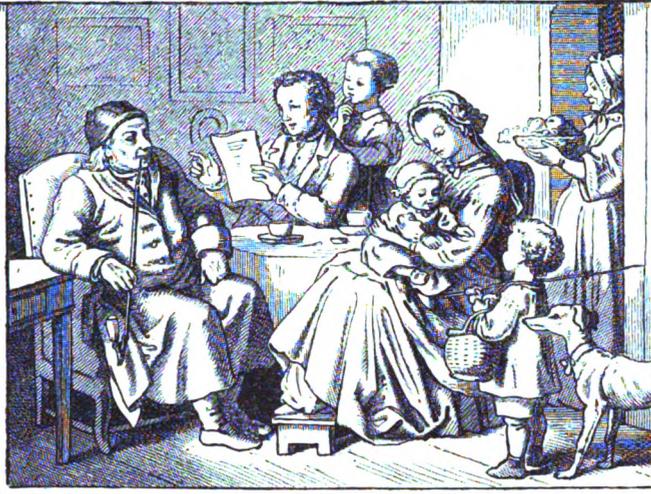
Es sind in letzter Zeit so zahllose Reklamationen wegen von der Post nicht gelieferter erster Nummern des neuen Quartals an uns gelangt, daß wir uns veranlaßt sehen, unsere geehrten Postabonnenten auf die neue, wenig dankenswerthe Verfügung des Kaiserlichen Generalpostamts aufmerksam zu machen.

Laut derselben werden von jetzt ab bei Abonnements, die erst in den letzten 2 Tagen vor Beginn des neuen Quartals oder später bei der Post aufgegeben, nur die noch erscheinenden Nummern geliefert, die bereits erschienenen aber nur auf besonderes Verlangen gegen Entrichtung einer Bestellgebühr von 1 Groschen nachgeliefert. Zu dieser Nachlieferung ist jede Postanstalt verpflichtet, was zahlreiche Beamte nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen scheinen.

Wir bitten also diejenigen unserer geehrten Postabonnenten, die noch nicht im Besitz aller Nummern dieses Quartals sind, die ihnen fehlenden Nummern gegen Entrichtung oben erwähnter Bestellgebühr bei ihrem Postamte zu bestellen und sich nicht abweisen zu lassen, unsere gesammten Postabonnenten aber, in Zukunft ihre Abonnements rechtzeitig, etwa 6 Tage vor Beginn des Quartals zu erneuern, um derartigen unangenehmen Reklamationen aus dem Wege zu gehen.

Die Daheim-Expedition.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 21. Februar 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. № 21.

## Erklärung für unsere Postabonnenten.

Es sind in letzter Zeit so zahllose Reklamationen wegen von der Post nicht gelieferter erster Nummern des neuen Quartals an uns gelangt, daß wir uns veranlaßt sehen, unsere geehrten Postabonnenten auf die neue, wenig dankenswerthe Verfügung des Kaiserlichen Generalpostamts aufmerksam zu machen.

Laut derselben werden von jetzt ab bei Abonnements, die erst in den letzten zwei Tagen vor Beginn des neuen Quartals oder später bei der Post aufgegeben sind, nur die noch erscheinenden Nummern geliefert, die bereits erschienenen aber nur auf besonderes Verlangen gegen Entrichtung einer Bestellgebühr von 1 Groschen nachgeliefert. Zu dieser Nachlieferung ist jede Postanstalt verpflichtet, was zahlreiche Beamte nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen scheinen.

Wir bitten also diejenigen unserer geehrten Postabonnenten, die noch nicht im Besitz aller Nummern dieses Quartals sind, die ihnen fehlenden Nummern gegen Entrichtung oben erwähnter Bestellgebühr bei ihrem Postamte zu bestellen und sich nicht abweisen zu lassen, unsere gesammten Postabonnenten aber, in Zukunft ihre Abonnements rechtzeitig, etwa sechs Tage vor Beginn des Quartals zu erneuern, um derartigen unangenehmen Reklamationen aus dem Wege zu gehen.

Die Dahheim-Expedition.

## Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

I.

Der Zug brauste durch den letzten Tunnel der tunnelreichen, durch den wilden Apennin gebrochenen Bahnstrecke von Bologna nach Florenz.

In einem der Coupés zweiter Klasse war die wegen der häufigen und langen unterirdischen Durchfahrten bereits bei der Abreise angezündete, aber möglichst knapp mit Del versorgte Lampe an der Decke im Verlöschen. Sie flammte nur noch von Zeit zu Zeit einmal blikartig auf, gleichsam an zu inspiciern, ob im Waggon noch alles richtig sei, und dann wieder einzunicken. Jedesmal öffnete auch eine ziemlich beleibte Italienerin, die mit übereinandergeschlagenen Armen recht breit und behäbig mitten auf dem schwarzen Polster des Rücksitzes lehnte, zwinkernd ein wenig die Augen, um sie sogleich wieder zu schließen. Ihr gegenüber, möglichst zurückgezogen, die Kniee nach rechts und links weit abgestreckt, den Hut aus der Stirn gerückt und in den schlaff zwischen die Oberschenkel hineinhängenden Händen eine erloschene schwarze Cigarre mit Rohrspitze haltend, saß ihr um so schwächerer Mann. Nach der vor einer Stunde noch sehr lebhaft geführten Konversation

zu schließen war er das. In einer Ecke kauerte ein Franzose, die Beine hochaufgezogen und mit den gefalteten Händen festgehalten, bunte Schlafschuhe auf den Füßen; das Gepäck zu seinen Häupten ließ den Handlungsreisenden erkennen. Aus der anderen Ecke blickte eine Brille auf, wenn das Leuchtfeuer sie traf, oder bewegte sich die glühende Kohle einer Cigarre langsam auf und ab, wenn wieder die Nacht einbrach. Der Herr war erst in Porretta eingestiegen und hatte aus seinen Taschen allerhand Steine in einen kleinen Reisesack gepackt, der zum großen Theil schon mit ähnlichem Material gefüllt schien. Nach seinem schwarzen Haar und Bart und dem ganzen Schnitt des Gesichts hätte man ihn für einen Sohn Italiens halten können, und er unterhielt sich auch geläufig in der Landessprache mit dem Schaffner, so lange der Zug stand. Gleich darauf aber hatte er den jungen Mann ihm gegenüber deutsch angedeutet und einige knappe Antworten in derselben Sprache erhalten. „Ich irrte also nicht, einen Landsmann zu finden,“ hatte er lachend gesagt. „Ja, so aufmerksam und sehnsüchtig zugleich sieht nur ein Deutscher während der drei oder vier Stationsminuten, die ein Aussteigen nicht räthlich erscheinen

lassen, zum Fenster hinaus, um die Gegend zu überschauen. Gesehen Sie nur, die vielen Tunnel, die es darauf abgesehen haben, Ihnen die romantischen Partien des wilden Apennins in Felsennacht zu begraben, sind Ihnen sehr ärgerlich, und Sie stiegen lieber aus, um zu Fuß in die Berge zu wandern, Land und Menschen zu sehen.“ Das hatte der Fremde bestätigt, mit dem Hinzufügen freilich, daß er sich wegen der sehr mangelhaften Kenntniß der Landessprache nicht weit von der großen Heerstraße entfernen dürfe, und daß man doch auch oft durch überraschend schöne Ausblicke in die Thäler und auf die Berg Höhen für die traurige Fahrt unter der Erde entschädigt werde; gerade der Gegensatz und plötzliche Wechsel wirke sehr eigenthümlich und immer anregend, ihm seien die Stunden noch selten so rasch hingeflogen. „Wir sind doch überall die Genügsamen,“ hatte der andere bemerkt, „und nie um einen rationellen Grund in Verlegenheit.“ Dann war die Unterhaltung bald ins Stocken gekommen.

Der „Genügsame“ behauptete während der ganzen weiteren Fahrt seine gegen das offene Fenster hin vorgebeugte Stellung; er hatte sich zur Seite gekehrt und den Ellenbogen aufgelegt, jeden Augenblick bereit, ein schönes Landschaftsbild zu erfassen. Und so saß er denn auch unbeweglich, so lange der Zug einen Tunnel passirte, immer auf die schwarze Felswand auschauend, an der mitunter wie Sternschnuppen die Funken aus dem Schornstein der Lokomotive vorüberhühten, und geduldig abwartend, bis sich ein Schimmer des einfallenden Tageslichts auf dem Gesteine bemerklich machte und dann plötzlich das Grab sich öffnete, um der blauen Himmel desto lichter erscheinen zu lassen. Dieses Abwarten, flüchtige Genießen und Wiederabwarten beschäftigte ihn so sehr, daß er zum Gespräch keine Zeit behielt. Als könnte ihm etwas entgegen, wenn er seine Aufmerksamkeit auch nur eine Minute abwandte, hatte er immer nur kurze Antworten gegeben und dabei kaum den Kopf ein wenig zur Seite gekehrt. Sein lebhafteres Gegenüber hatte aber doch schon erfahren, daß er in einer norddeutschen Handelsstadt zu Hause und Kaufmann, oder der Sohn eines Kaufmanns sei, auch Italien zum ersten Mal sehe und bis Palermo zu gelangen hoffe. Man müsse gleich die weiteste Tour ins Auge fassen, hatte er gemeint, da man ja nie wissen könne, wenn man sich wieder zu einer Reise bis jenseits der Alpen von Hause frei machen werde. Das war seine längste Auslassung gewesen, unmittelbar nach der Einfahrt in einen Tunnel, in dem es bald stockfinster wurde.

Und nun steckte man also im letzten. „Jetzt geben Sie Acht!“ sagte der Herr mit der Brille und klopfte dem Genügsamen leicht mit der Hand aufs Knie; „was jetzt zu sehen sein wird, ist wirklich des Sehens werth, wie ich mich von meiner letzten Reise her erinnere, wo ich ebenfalls die Bahn benutzte, weil ich Eile hatte. Ich ziehe sonst die alte Straße über Dojano, Pietramala und La Fiuta vor. Geben Sie Acht! Wir winden uns hier aus den Felsen heraus und haben so gleich zu unseren Füßen das schöne Arnothal. Die Sonne steht gerade tief genug, um ihm die richtige Beleuchtung zu geben. Da blihen schon ein paar Lichtstreifen über das feuchte Gestein — nun!“

Er hatte Recht, der Anblick war zauberhaft. In der Nähe noch rings umher die schwarzgrauen zerklüfteten Felsen, ganz in der Tiefe das freundliche Städtchen Pistoja, weiter hinaus das breite Thal übersät mit Willen, und bald auch in der Ferne die Kuppeln und Thürme von Florenz. Selbst die Italiener warfen einen befriedigten Blick durch das Fenster, und der Franzose reckte neugierig den Hals. Dem halboffenen Munde des Norddeutschen entschlüpfte ein leises „Ah!“ weiter ließ er sich aber über seine Empfindungen nicht aus. Es war auch nur kurze Zeit zur Bewunderung dieses gewaltigen Panoramas; pfeilschnell schoß der Zug auf gewundenen Wegen an der Berglehne nieder.

Von Pistoja bis Florenz hat man nur noch eine gute Stunde Fahrt durch Oliven- und Obstgärten, an reizenden Willen vorüber, und immer mit der Aussicht auf die das Thal abgrenzenden Ausläufer der Apenninen, oder nach der anderen Seite über die fruchtbare Ebene des Arno. Der Norddeutsche

schien sich nicht satt sehen zu können an allen diesen Herrlichkeiten. Erst ganz spät zog er ein Reisehandbuch hervor, ermittelte im Register Florenz, schlug das betreffende Blatt auf und vertiefte sich in das Verzeichniß der Gasthöfe, oder in die Drochkentage.

Der Zug lief in den Perron der Statione centrale ein und leerte sich bald. Die noch so eben den engen Raum eines Coupés getheilt hatten, nickten einander jetzt kaum flüchtig den Abschied zu; jedes war mit sich selbst und seinem kleinen Gepäck beschäftigt. Draußen in der Halle und auf den zum Platz hinabführenden Stufen standen rechts und links in ihren bunten Livreen die Abgesandten der Hotels, lockten die Vorübergehenden mit dem Zuruf: Gran Bretagna — Italia — La Pace, signor — Porta Rossa — Bonciani — Nuova York, ponte alla Carraja, signor — Roma, Roma . . .!“ und nahmen ihre Gäste in Empfang. In langer Linie hielt Omnibus an Omnibus, alle mit geöffneten Thüren an der schmalen Rückseite, zum Einsteigen einladend.

Der „Genügsame“ schien jetzt sehr wählerisch geworden zu sein. Oder war es nur Unschlüssigkeit, daß er sich sämtliche Hotelnamen von Florenz aussagen ließ und doch keine Wahl traf, und daß er dann langsam hinter den Fuhrwerken auf und nieder ging, die zierlichen Aufschriften las, stehen blieb, weiter ging und das Einsteigen vergaß? Als er am letzten Omnibus wieder kehrt machte, sah er seinen Reisebegleiter langsam auf sich zukommen. Sein Gesicht erheiterte sich. Du willst sehen, wo der bleibt, dachte er, und ihm dann folgen.

„Nun, Signor,“ redete der Herr mit der Brille ihn an, „hat Sie Ihr Bäckchen im Stich gelassen? Da heißt's wirklich: wer die Wahl hat, hat die Qual! Alle diese hübschen Fuhrwerke scheinen aus derselben Fabrik hervorgegangen — sie sind spiegelblank lackirt, haben einen bequemen Tritt zum Einsteigen, und die rothen Plüschpolster sind am Ende so hübsch, wie die grünen. Es ist ihnen so gar nichts von der Beschaffenheit des Hotels abzumerken, vor dem sie den Unglücklichen absetzen werden, den sie einmal gefangen haben. Einen Fuß da hinauf, und es ist kein Entrinnen mehr. Nun? können Sie sich nicht entschließen?“

„Ich hätte gern ein Gasthaus gewählt,“ antwortete der andere, „in dem man etwas Deutsch spricht, und auch deutsche Küche . . .“

„Ja, aber darüber geben diese Aushängeschilder doch keine Auskunft. Man ist übrigens in Italien in italienischen Wirthschaften allemal am besten aufgehoben. Ueberall nach den Seiten des Landes leben, ist meine Maxime.“

„Sie sind sicher hier bekannt, mein Herr; können Sie mir vielleicht . . .“

„Bekannt! Freilich sehe ich das schöne Florenz nicht zum ersten Mal, aber mein Aufenthalt ist immer nur sehr kurz gewesen, und ich habe das undankbarste Gedächtniß für die Stätten, die mich gastlich aufgenommen haben. Ueberall Roma — Italia — Gran Bretagna — wer merkt sich die spezifischen Unterschiede? Schließlich ist es ziemlich gleich, ob man da oder dort „hineinfällt“. Was meinen Sie, lassen wir's einmal auf den blinden Zufall ankommen? Er ist immer der beste Schutzpatron der Reisenden.“

„Ich bin's zufrieden,“ rief der Genügsame schnell, offenbar froh, ins Schlepptau genommen zu werden.

„Nennen Sie also eine Zahl!“

„Eine Zahl?“

„Eine beliebige Zahl.“

„Zwölf.“

„Gut! Von rechts oder links?“

„Von rechts.“

„Einverstanden. Also Augen rechts. Eins — zwei — drei . . .“ Er zählte die Wagenreihe entlang bis zwölf. „Der also! Vortrefflich! Grauer Plüsch, Spiegelscheiben, sauberer Fußteppich. Da hinein, wir werden hoffentlich das große Loos gezogen haben.“ Er warf seine Reisetasche auf das Polster, daß die darin befindlichen Steine rasselten, und half seinem Begleiter beim Einsteigen. „Haben Sie Gepäck? Natürlich. Geben Sie mir Ihren Zettel. Wie viel Stücke?“

Der Conducteur sprang hervor und übernahm die weitere Besorgung. Einige Minuten später polterten die Koffer aufs Verdeck, der Gepäckträger hielt die offene Hand in den Wagen hinein, und fort ging's über die Piazza Sta. Maria Novella in die alte Stadt hinein, am Palazzo Strozzi vorüber, die Via Porta Rossa entlang und in eins der Seitengäßchen der Via Condotta hinein. Dort hielt der Wagen vor einem sehr alterthümlichen Gebäude mit geräumiger Einfahrt und mächtigem Balkon darüber; es sah mit seinen schwärzlichen Steinquadern und den kleinen, viereckigen, mit verrosteten eisernen Gittern versehenen Fenstern im unteren Geschoß eher wie ein Gefängniß, oder wie ein Kloster aus, als wie ein Logirhaus für vergnügungslustige Reisende. Der so keck das Schicksal herausgefordert hatte, sah seinen vertrauensamen Begleiter an und lachte verschmüht. „Wir konnten es nicht glücklicher treffen,“ sagte dieser mit leuchtendem Gesicht, „ich liebe solche alte Häuser, und wohne in meiner Heimat selbst in einem ähnlichen. O! die Hansestädte bewahren auch noch ihre werthen Erinnerungen aus den Tagen, wo man gut that, sein Haus wie eine kleine Festung einzurichten. Hier in Italien ist freilich der Baustyl . . .“

Er hätte sich wahrscheinlich weitläufig über die Verschiedenheiten des norddeutschen und mittelitalienischen Baustyls ausgelassen, wenn nicht sein Mentor bereits aufs Pflaster hinausgesprungen und in Begleitung des würdigen Portiers und zweier Kellner unter den Balkon getreten wäre. „Um so besser, um so besser!“ rief er ihm zu: „Soll ich gleich für Sie ein Zimmer behandeln?“ — „Wenn Sie die große Güte haben wollen, mein Herr . . .“ Er folgte langsam, warf einen befriedigten Blick über die Fassade hin bis unter das weit vorpringende Gesims, betrachtete wohlgefällig die beiden Steinfiguren zu beiden Seiten des Einganges, von denen jede ein geflügeltes Rad in der Hand hielt, und schritt dann sogleich etwas gravitatisch an den in italienischer Sprache lebhaft Parlirenden vorüber auf den Hof, den in allen Stockwerken Galerien umliefen. In der Ecke plätscherte lustig ein kleiner Springbrunnen; dicht daneben und durch einen Gang von Topfgewächsen gleichsam vorbereitet, führte eine breite Steintreppe aufwärts, deren untere Stufen stark ausgetreten waren.

Die diplomatischen Vorverhandlungen schienen beendet; das Gepäck wurde aufgenommen und hinaufgetragen. „Wir können mit den Preisen zufrieden sein,“ bemerkte der fremde Herr, indem er seinen Schübling unter den Arm faßte und fortzog. „Freilich für so ein altes Rauchneß . . . Innen soll's freundlicher aussehen; der jetzige Wirth, heißt es, nimmt sich der Sache kräftig an und wird in Jahr und Tag aus diesem mittelalterlichen Albergo ein modernes Hotel ersten Ranges hergestellt haben, wovon wir freilich aller Wahrscheinlichkeit nach nichts mehr genießen werden. Signor Uccello ist übrigens — freuen Sie sich dessen — ein Deutscher von Geburt; wir würden ihn bei uns etwa „Herr Vogel“ nennen. Bei Tisch wird er die Ehre haben, sich vorzustellen. Sie essen doch? Es ist alles fertig.“

Inzwischen war man durch die obere, ganz mit ausgeblühener Wandmalerei bedeckte Gallerie und durch einen von Gaslampen erhellten Bogengang zu einer zweiten Treppe gelangt. „Hier ist der Speisesaal,“ erläuterte der Kellner, auf eine breite Flügelthür mit Steineinfassung deutend, „wenn die Herren sich später hierher bemühen wollen. Ein herrlicher Saal, erst vor wenigen Monaten restaurirt. Ihre Zimmer liegen darüber.“ Er schwebte voran, riß zwei Thüren auf und machte sich sofort mit den Fenstervorhängen zu schaffen. „Die Aussicht ist nicht weit,“ sagte er, „aber interessant. Wenn Sie sich ein wenig vorbeugen, sehen Sie den Thurm des Palazzo Vecchio; Sie sind hier mitten in der Stadt — eine bequemere Lage für den Fremden läßt sich kaum denken.“

Der Herr mit der Brille prüfte das Sopha und die Betten, ohne auf ihn zu achten; der „Genügsame“ hatte sofort sein Augenmerk auf die schwarzbraunen Holzschmuckereien geworfen, die ringsum bis zur halben Wandhöhe hinaufreichten. Das müsse jedenfalls deutsche Arbeit sein, meinte er; in Nürnberg seien ganz ähnliche Muster zu finden, doch zeigten sie

sich in Olivenholz zierlicher. Der Kellner, der ihn gar nicht verstanden hatte, versicherte, Signor Uccello werde schon im nächsten Jahr mit diesem alten Gerümpel gänzlich ausgeräumt haben; alle Zimmer würden „restaurirt“ und freundlich tapezirt, aber man müsse sich gedulden und vorläufig so vorlieb nehmen. „Verächtet man auch hier in Italien so barbarisch den alten Zimmerschmuck?“ rief der Fremde entsetzt. „Ich wäre glücklich, mein Leben lang in solchen Räumen wohnen zu können.“ „Ah! Sie sind ein Liebhaber von Antiquitäten,“ bemerkte der andere Gast, den Waschtisch inspiciend. „Da scheinen Sie also gerade an den rechten Ort gekommen zu sein. Denn wenn mich nicht alles täuscht, befinden wir uns in dem Palazzo irgend einer ausgestorbenen oder ausgehungerten florentinischen Familie, die einmal hochberühmt war, und deren Namen jetzt vielleicht nicht mehr zehn Menschen kennen. Ist dieses Haus schon lange ein Hotel?“ wandte er sich an den Kellner.

„Schon sehr lange,“ versicherte derselbe, „aber es ist viele Jahre in schlechten Händen gewesen und deshalb etwas verfallen. Ein alter Palazzo, Signor.“

„Welcher Familie gehörig gewesen?“ Der Kellner zuckte die Achseln: „Das weiß man nicht mehr. Es gibt hier viele Hotels, die einmal einen adligen Besitzer gehabt haben, und in anderen Städten Italiens auch. Man kümmert sich um die alten Geschichten nicht, außer wenn man ein gelehrter Professor oder dergleichen ist.“

„Da hören Sie's,“ bemerkte der Herr. „Wer dies Haus baute, hat sicher nicht daran gedacht, daß es dereinst eine Herberge für Fremde werden würde, die nicht einmal seinen Namen zu erkundigen vermöchten. Tempora mutantur!“

Eine Viertelstunde später saßen die beiden Fremden neben anderen Fremden im Speisesaal an der gedeckten Tafel. Das enthusiastische Lob des Kellners traf zwar nicht vollständig zu, gleichwohl ließen sich dem Saal sehr noble Verhältnisse keineswegs absprechen. Die gerühmte „Restauration“ hatte hier offenbar nur darin bestanden, daß man altes Silberwerk mit Tapete überklebte und das Marmorgetäfel des Fußbodens nothdürftig ausflachte; an die schöne Decke, obgleich auch sie nur zu deutliche Spuren des Verfalls zeigte, hatte man sich zum Glück nicht gewagt. Der „Genügsame“ sah mehr da oben hinauf, als in seinen Teller.

Sein Nachbar mußte ihn anstoßen und mahnen, die Schüsseln nicht vorbeigehen zu lassen. „Wissen Sie,“ sagte er lachend, „daß ich Lust bekomme, mit Ihnen Florenz zu besuchen?“

„Sehr freundlich! Aber kennen Sie es denn nicht?“

„Ich meine, das mittelalterliche Florenz. In dem modernen bin ich so ziemlich zu Hause, und da könnten wieder Sie vielleicht einen Führer gut brauchen. Ich kenne von dem mittelalterlichen Florenz noch recht wenig.“

„Reist man nicht gerade deshalb hierher?“

„Nun, die Arnostadt hat auch sonst ihre Reize. Ich glaube, es läßt sich vortrefflich in ihr leben, auch wenn man nicht täglich in die Uffizien läuft. Uebrigens bedingte es bisher noch stets mein Reisezwed, die Städte eigentlich nur als Durchgangsstationen zu betrachten. Bei der dereinstigen Hochzeitsreise meinte ich alles Veräumte gründlich nachholen zu können.“

„Sie genießen lieber Natur, als Kunst?“

„Um! Was mich an der Natur interessirt, genießt man schwerlich in Ihrem Sinne. Ich studire die Geschichte der Natur, und dazu muß ich freilich in die Berge.“

„Darum füllten Sie auch Ihren Reisefack —“

„Mit Steinen. Freilich! Ich ziehe auch allerhand Wasser auf Flaschen. Sie begreifen nun, weshalb ich Porretta mit seinen sehr merkwürdigen Schwefelquellen eine Woche geschenkt habe, während ich in Florenz nur eine Nacht bleiben wollte. Nun hätte ich, wie gesagt, beinahe Lust, noch einen Tag zuzulegen.“

Der junge Mann neben ihm zog ein kleines Taschenbuch heraus und reichte ihm eine Visitenkarte. „Darf ich mich Ihnen bekannt machen?“

Der Schwarzbärtige verneigte sich lächelnd. „Philipp Amberger,“ las er halblaut. „Ganz ohne Charakter? Ich witterte noch immer einen heimlichen Kollegen in Ihnen, muß ich bekennen. Denn für einen Kaufmann, wie Sie auf der Fahrt andeuteten . . .“

„Ich bin auch eigentlich nur ganz zufällig Kaufmann,“ half Amberger ein. „In unserer Familie ist dieser Stand seit Jahrhunderten erblich, und mein verstorbenen Vater wünschte dringend, daß seine beiden Söhne die Handlung übernähmen. Meine Neigungen bewegten sich schon früh in anderer Richtung.“

„Sie haben einen Bruder?“

„Moriz Amberger. Er ist der richtige Geschäftsmann, und wir lassen einander gewähren. Mein Vater hatte freilich an ein Zusammenarbeiten gedacht . . . Ah! ich danke bestens.“ Diese Unterbrechung galt dem Rärtchen, das nun auch sein Nachbar frei gemacht und ihm präsentirt hatte. „Dr. Kaver Schönrade, Professor — Professor, dachte ich's doch gleich.“

Sie schüttelten einander die Hand. „Das Dessert wird uns jetzt um so besser schmecken,“ bemerkte der Professor freundlich. „Wie denken Sie hinterher über einen Spaziergang durch die Stadt?“

Amberger war ganz einverstanden. „Im Mondschein!“ fügte er hinzu, „es kann sich nicht besser treffen.“

Signor Uccello stellte sich, als sie aufstanden, als einen deutschen Landsmann vor. Er heiße eigentlich Vogelstein, sagte er, habe aber, als er flügge wurde und sich ein Nest im Süden suchte — vor länger als zwanzig Jahren schon — den Stein abgeworfen, um sich etwas zu erleichtern, und dann den Nest des Namens in die Sprache der neuen Heimat übertragen, als er heirathete. „So haben wir verwandte Schicksale,“ äußerte der Professor. „Ich habe zwar keinen Stein abgeworfen und auch bisher nicht geheirathet, aber doch meinen Namen, und umgekehrt, aus dem Italienischen ins Deutsche über-

setzt — zum großen Leidwesen meiner Mutter, die sich nicht so willig acclimatirte, obgleich sie, wie ich, jenseits der Alpen geboren ist.“ Amberger kam sogleich wieder auf den alten Palazzo, der ihn höchlichst interessirte. Sein jetziger Besitzer wußte aber von seiner Vergangenheit nichts mehreres, als daß die Familie, der er gehörte, schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts ausgestorben, oder in den unruhigen Revolutionszeiten um ihren Besitz gekommen und verschollen sei. „Es ist in Italien nicht anders, wie in Deutschland,“ fuhr er fort. „Wo einmal der Adel gewirthschaftet hat, wirthschaftet jetzt die Industrie, oder die alten Stammhäuser verfallen zu Ruinen. Ich selbst bin in so einem Raubnest geboren, das gänzlich aufgegeben war. Meinem Vater, einem einfachen Gärtner, war es noch gut genug zur Wohnung. Es läßt sich eine Geschichte davon erzählen.“ Man war nicht neugierig auf diese „Geschichte“. Amberger meinte, die Industrie sollte doch schonender vorgehen und mit mehr Pietät das Alterthümliche konserviren. Er lobte das Holzgetäfel oben in den Zimmern. Die wenigsten Fremden seien Liebhaber einer so düstern Dekoration, meinte der Wirth, und man müsse dem Geschmack der Gäste entgegenkommen. „Wenn Sie übrigens noch mehr von diesem alten Schnitzwerk sehen wollen, meine Herren,“ setzte er hinzu, „und wirklich einige sehr merkwürdige, wenschon nicht besonders gut erhaltene Schildereien, so belieben Sie einmal freundlichst in meine Privatwohnung einzutreten. Ich habe da noch nichts restauriren lassen, und es hat auch Zeit damit. Meine Frau besißt ein verständiges Einsehen, daß wir selbst zuletzt bleiben müssen, und meine Tochter behauptet sogar, ein großes Gefallen an diesem wunderlichen Schnidschnad zu finden, ja, sie hat einen Theil von dem alten Hausgeräth, das wir auf dem Boden fanden, in ihr Zimmer tragen lassen. Sie werden Freude daran haben.“

Amberger nahm sein Anerbieten mit Dank an. Die Tochter gefiel ihm, bevor er sie gesehen hatte. (Fortsetzung folgt.)

## Aus der Werkstatt des Generalstabesbuches.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Von allen Lesern, die das viel besprochene Buch zur Hand nehmen, werden sich nur wenige einen rechten Begriff davon machen, wie viel Mühe und Arbeit mit seiner Herstellung verbunden ist. Kaum mag man es begreifen, wie immer Monate vergehen müssen, ehe ein neues Heft in dem bekannten blauen Umschlag sich den früher erschienenen anreihet, um einen, seiner Zeitdauer nach, nur winzigen Abschnitt des großen Krieges zu behandeln. Seit Beginn der Arbeit sind nahezu zwei und ein halbes Jahr vergangen, und bisher ist nur die Geschichte weniger Kriegswachen hergestellt worden. Diese brachten zwar schon sehr bedeutungsvolle Ereignisse, aber der Strom der vorrückenden Heere war doch immer noch räumlich in engere Grenzen gedämmt, und die Erzählung ließ sich daher leicht einheitlich zusammensassen. In den späteren Epochen des Feldzuges, in welchen sich die deutschen Armeen nach Norden, Westen und Süden wandten, zahlreiche Festungen belagert und genommen wurden, selbst auf den Etappenlinien überall kleine Gefechte vorfielen, wird die Aufgabe ungleich schwieriger.

Wer einen Blick in das Getriebe der Arbeit selbst hineintut, muß vor dem Riesenwerke staunen, das hier vollzogen wird, und die Langsamkeit begreifen, mit der es fortschreitet. Von den Hemmnissen, die jeder findet, der über die Thaten von Zeitgenossen Geschichte schreibt, soll hier ganz abgesehen werden. Das gehört mehr in den Bereich kritischer Untersuchung, nicht zu einer kurzen Wanderung durch die Werkstatt des Generalstabesbuches.

Am Königsplatze zu Berlin — nahe der neu errichteten Siegessäule — liegt das Palais des Generalstabes, in welches Feldmarschall Moltke nach Beendigung des großen Krieges seinen Einzug hielt. Das stattliche drei Stockwerke hohe Gebäude im neueren romanischen Stile, aus gelbem Backstein erbaut, im Oberbau reich verziert durch mattröthliche Pfeiler und Simse, bildet einen Haupt Schmuck für das in jenem Theile Ber-

lins aus dem Boden wachsende aristokratisch-luxuriöse Stadtviertel. In der Beletage liegt Graf Moltkes Privatwohnung. Dem gegenüber nach dem Hofe hinaus ist seine Kanzlei etablirt, die sogenannte Centralabtheilung des Generalstabes, in welcher sich die Fäden für die Leitung aller Geschäfte vereinigen, und von der aus des großen Strategen Bestimmungen, seine Entwürfe und Gedanken die Räume des Hauses durchströmen, um überall lebhaften Wiederhall zu finden und Anregung zu gewähren. Daneben in der Beletage und im zweiten Stockwerke arbeiten die drei Abtheilungen für die Kriegstheater, welche alles für den Soldaten Interessante verfolgen, was im Osten, im Westen und im Centrum Europas, so wie in den angrenzenden Gebieten geschieht, um es aufzunehmen und durch sorgfältig ausgearbeitete Denkschriften, die gleichsam einen geistigen Extrakt des gesammten Materials geben, als Lehrmittel für die eigene Armee nutzbar zu machen. Eine gesonderte Abtheilung für das Eisenbahnwesen bereitet alles vor, was sich auf den Transport von Truppenmassen und den Ausbau unseres Schienennetzes bezieht — ein Feld von großer Wichtigkeit. Die topographische Abtheilung, die allein an 100 Officiere und Beamte in Thätigkeit erhält, setzt alljährlich die Aufnahmen für die Generalstabskarte fort, deren Aufbeahrung für den Gebrauch der Armee wieder die sogenannte Plankammer zu übernehmen hat.

Im Erdgeschoß zur linken Hand liegt die geographisch-statistische Abtheilung, die leider vor kurzer Zeit ihren altbewährten und weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus bekannten Chef, den Oberst von Sydow, verloren hat. Dieser Abtheilung gegenüber führt eine breite Glashüre in den Bereich der historischen, deren Bestimmung es ist, für die Kriegsgeschichte aller Zeiten thätig zu sein und sie zu Ruh und Frommen der Kriegskunst zu durchforschen und auszubenten. Alle Kräfte werden hier zur Zeit durch die Geschichte des deutsch-



Spreebaldschale. Gemalt von Professor Krejtzmer. Nach der Photographie der photographischen Gesellschaft in Berlin.

französischen Krieges von 1870—71 in Anspruch genommen. Die ersten vier Lieferungen des Buches sind bekanntlich erschienen, eine fünfte steht wohl nahe bevor.

Die räumliche Ausdehnung dieser Abtheilung, in welche unser Weg führt, und die auch die Bibliothek und das Kriegsarchiv in sich schließt, ist keine sehr große. Alles dahin gehörende Personal und Material hat man in nur elf Gemächern untergebracht. Freilich sind diese aber auch mit der äußersten Sparfamkeit benutzt worden. Selbst der zum Theil dunkle Flur, der zwischen den Zimmerreihen hinläuft, hat die berühmte Mejer Bibliothek aufnehmen müssen. In der Frontseite dieses Flügels befindet sich die kriegshistorische Bibliothek des Generalstabes, die vollständigste, welche Deutschland besitzt, durch zwei Zimmer davon getrennt, sich in den Seitenflügel hineinziehend, das Gewölbe des Kriegsarchivs. Eiserne Thüren und Fensterläden schützen die hier aufbewahrten Schätze gegen Feuergefahr.

Das Archiv enthält bis hinauf zu Kurfürst Johann Sigismunds Zeiten alle noch vorhandenen Schriftstücke, die sich auf die Armee und ihre Feldzüge beziehen. Befehle, Instruktionen, Rapporte, Berichte, Notizen aller Art haben hier ein Asyl gefunden, das für den Forscher eine wahre Schatzkammer bildet. Alle berühmten Namen des Vaterlandes finden sich in den vergilbten Folianten von eigener Hand verzeichnet. Der schriftliche Nachlaß bedeutender Militärs ist gleichfalls sorgfältig gesammelt und als Ergänzung den von den Behörden aufbewahrten Dokumenten hinzugefügt worden. An fünfundzwanzigtausend Folianten füllen, auf hölzerne Gestelle geschichtet, das Archiv, geordnet nach den kriegshistorischen Epochen und innerhalb dieser nach Armeen, Korps, Regimentern u. s. w. Die drei Hauptgruppen bilden natürlich der siebenjährige Krieg, die Befreiungskriege und der Feldzug von 1870 und 71 — sie sind annähernd gleich stark. Auch der dänische und österreichische Krieg, so wie die Rheinexpeditionen zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben ein stattliches Material geliefert.

Alle Gruppen überragt natürlich der letzte Krieg. Er hat nicht weniger als 4600 starke Aktenbände aufzuweisen, trotzdem dasjenige, was sich nicht auf taktische und strategische Verhältnisse bezieht, dem Kriegsministerium und den verschiedenen Generalkommandos der Armee zur Aufbewahrung übergeben worden ist. So sind die Angelegenheiten der Intendantur, der Gesundheitspflege, sämmtliche Personalien u. s. w. ausgeschieden worden, um nicht die Menge des zusammengebrachten Materials so zu vergrößern, daß die Bewältigung unmöglich wird.

Fene viertausend sechshundert Folianten bilden nun die Quelle, aus der das Generalstabsbuch fließt. Da viele der Aktenbündel 350, 400, 450 und mehr einzelne Schreiben und Notizen enthalten, so greift man mit der Annahme gewiß nicht zu hoch, daß für die Dauer des ganzen Krieges eine halbe Million einzelner Dokumente zu berücksichtigen ist. Dazu kommt eine Literatur von mehr als hundert Werken aus französischer, englischer, russischer, deutscher Feder, die schon auf den internationalen Büchermarkt geworfen worden sind und die den letzten Krieg behandeln, also eine Durchsicht erfordern. Ferner sind zimmerhohe Stöße der im Kriege in Thätigkeit getretenen Telegraphenstationen zu sichten und in den Bereich der Betrachtungen zu ziehen, eben so eine täglich sich vermehrende Anzahl von Schreiben und Nachträgen, welche Lücken ausfüllen oder früher Gesagtes erläutern und berichtigen sollen. Kaum weniger bedeutend ist das Kartenmaterial. Was die einzelnen Truppen während der Gefechte erlebten, übertrugen sie auf Pläne, die zum Theil veraltet waren und die Formen des Bodenreliefs nur allgemein in großen Zügen wiedergeben. Oft ist es unmöglich gewesen, auch nur annähernd genau den Punkt zu bestimmen, an dem sich eine Handlung vollzog; Text und Zeichnung der Gefechtsbeschreibungen stimmen deshalb selten überein. Da sind Gehöfte und Weiler entstanden, welche die Karte nicht verzeichnet und von denen der Bericht doch wiederholt redet. Dieser wieder weiß oft nur von freiem Gelände, wo die Karte noch Wald und Busch angeben. Nun kommen die neuen sorgfältigen Aufnahmen der Schlachtfelder dazu, und alles, was in den ersten Dokumenten und Zeichnungen gegeben ist, muß diesen Terrainbildern angepaßt werden, die manches

Mal eine ganz veränderte Beurtheilung hervorrufen. Bei dieser Arbeit kommen die Differenzen der Originale erst in vollem Maße zur Sprache. Mehrere Truppentheile wollen denselben Boden zu gleicher Zeit inne gehabt und ihn mit niemand getheilt haben, andere wieder Punkte erreicht, von denen, nach französischen Quellen, der Gegner zu keiner Zeit verdrängt wurde. Schwer ist's dann, die Wirklichkeit von leicht erklärlicher Täuschung zu unterscheiden.

Die Reichhaltigkeit des Materials hat selbstredend für die Geschichte den größten Werth, aber sie erleichtert die Arbeit keineswegs, sondern gibt zunächst nur das Bild eines hin- und herwogenden Meeres von unzähligen Notizen. Diese sollten sich freilich der Theorie nach wie ein Mosaik ineinanderfügen, allein thatsächlich sperren sie sich an allen Ecken und Kanten, um sich durchaus nicht in das Ganze hineindrängen zu lassen. Daß es nach einem in höchster Erregung verbrachten Gefechtstage, während dessen mit Minutendauer die Scenen ununterbrochen wechselten, unmöglich ist, alles Erlebte chronologisch genau zu ordnen und im Zusammenhange mit dem großen Gange des Dramas zu schildern, begreift man leicht. Das Maß für Zeit und Raum schwindet nur zu sehr, wo man im Kugelregen in Busch und Feld, zwischen Mauern und Häusern vorwärts bringt, sich hier- und dorthin wendet, je nachdem der Feind sich zeigt und seine Kräfte braucht. Die Abtheilungen verschiedener Regimente mischen sich, die Officiere kommandiren schließlich Leute, die ihnen nicht angehören, Mannschaften schließen sich fremden Führern an, nachdem sie die ihren verloren. So würfelt die blutige Entscheidung alles bunt durcheinander, und dieser Wirrwarr spiegelt sich auch in den Gefechtsberichten und den Verzeichnungen der Tagebücher wieder. Dieselben Ereignisse werden von den verschiedenen Truppentheilen oft so abweichend dargestellt, daß man sie kaum aus der einen und der anderen Lesart wieder zu erkennen vermag. In den Zeitangaben über einzelne Gefechtsakte sind die größten Differenzen nicht selten. Was der eine um 11 Uhr vormittags erlebt haben will, scheint dem anderen in die vierte Nachmittagsstunde zu fallen. Der Stand der Sonne hat häufig den einzigen Anhalt für die Erinnerung abgegeben. Die in den Gefahren und den entscheidenden Krisen verlebten Augenblicke wachsen dem Gedächtniß zu Stunden an. Die weniger ereignisreichen Epochen schrumpfen über das Maß zusammen.

Nun aber werden die ersten Berichte unmittelbar nach den Schlachten, oft in regennassen Bivouaksstätten oder überfüllten Quartieren während der Marsche abgefaßt. Sind sie auch im einzelnen treu und zuverlässig, so mangelt ihnen doch natürlich oft die klare Gruppierung, das kritische Sichten des Wichtigen vom Unwichtigen, der Ausgleich in der Farbengebung für die einzelnen Scenen. Später gelieferte Nachträge sind dagegen meist nicht mehr frei von indirekten Einwirkungen. Da wird bereits Gehörtes und wirklich Erlebtes verwechselt, und im Interesse der dramatischen Wirkung ha auch die Mythe unmerklich schon ihre Thätigkeit begonnen. Die oberen Behörden, in deren Hand die Fäden der Gefechtsleitung zusammenlaufen, schildern große Züge, den geistigen Zusammenhang der Gefechtsbehandlungen, die unteren diese selbst, meist aber ohne Kenntniß des Aufbaues im großen. Was von oben her gewollt und befohlen wurde, ist unter dem Druck der Verhältnisse nicht ausführbar gewesen, was wirklich geschehen, war an höherer Stelle nicht beabsichtigt.

Wie soll da nun der Historiker ein getreues Gesamtbild entwerfen, das zugleich auch den ganzen Ausprägung an Einzelheiten schon enthält? Die Aufgabe kann für ihn kaum schwerer gedacht werden. Tausende von Zeitgenossen, die alle mit ihren Interessen theilhaftig sind, blicken auf seine Feder und jeder wird in einem bestimmten Theile des Buches zum strengen und kompetenten Richter, dort nämlich, wo seine eigene Person mitspielt. Wer sähe sich nicht gern möglichst weit im Vordergrunde — das ist nur menschlich, aber die Rücksicht darauf beengt die Komposition. Kräftige Licht- und Schattenstriche sind kaum anwendbar. Wie in einem Reliefbilde müssen die Figuren auf gleicher Fläche neben einander gestellt werden. Der Schriftsteller, der aber auf solche Weise bestrebt ist, allen

gerecht zu sein, läuft Gefahr, niemand ganz zu genügen. — Das erste für das Geschichtswerk nothwendige ist die Feststellung des auf die einzelnen Begebenheiten bezüglichen Materials, ein Auszug aus dem reichen Aktenhause. Schon da aber darf nicht alles ohne weiteres aufgenommen werden. Jeder Truppenführer meldet seinem Vorgesetzten, sobald er die Ausföhrung der ihm gegebenen Befehle anfängt, oft aber nicht, welche Nüancen der Verlauf hineinbrachte, oder die höheren Kommandeure überzeugten sich persönlich davon. Schriftliche Berichtigungen der ersten Meldung fehlen. Der Feind verändert allemal den Gang der Ereignisse. Auch ohne seine Einwirkung aber werden aus anderen Gründen die gesteckten Ziele nicht ganz erreicht, oder um ein wenig überschritten. Erst weit später in den Tagebüchern niedergeschriebene Notizen weisen darauf hin. Oft reißt der Faden ab, da zwischen den schriftlichen Auslassungen mündliche Verhandlungen liegen. Ein Korps hat z. B. den Befehl erhalten, eine kleinere Abtheilung nach einem wichtigen Punkte zu entsenden, der kommandirende General aber weilte gerade im Lager seiner Truppen und ordnete sogleich alles Nöthige an. Knüpften sich daran nicht Befehle, so enthalten die Akten des Generalkommandos oft nichts darüber, ob jener Befehl ausgeführt wurde. Da wird es nöthig, bis zu den Aufzeichnungen der Bataillone, Batterien, Eskadrons, Pionierkompagnieen zc. hinabzusteigen, um die Betheiligten zu ermitteln. Bierzig Tagebücher liefert hierbei allein die Infanterie eines Korps, zehn die Kavallerie, zwanzig die Artillerie, viele andere die Pioniere, Sanitätsstruppen zc. Nicht weniger als 110—120 Tagebücher sind für jedes Armeekorps durchzusehen, wenn man die Erlebnisse desselben zusammenstellen will. An Gefechtsstagen tritt noch eine fast gleiche Zahl von Berichten hinzu. Dann folgen 10—15 dickleibige Aktenbündel der höheren Kommandobehörden. Wo, wie bei Metz und Paris, Armeen von 7—8 Korps vereinigt gewesen sind, erfordert also der Verlauf eines jeden Tages zum mindesten das Studium von 8—900 Tagebüchern, 70—80 Aktenbänden und unter Umständen auch noch das von 100, 150, 200 Gefechtsberichten.

Das Resultat solcher Riesenarbeit aber sind oft nur wenige Zeilen, die eben angeben, daß an jenem Tage nichts Wesentliches vorgefallen sei. Für seinen Fleiß erobert der Arbeiter kein redendes Zeugniß, und die Mühe, die er aufgewendet hat, liefert nur das negative Ergebnis, daß da, wo wenig gesagt wird, doch nichts vergessen worden ist.

Am schwierigsten gestaltet sich die Arbeit, wenn die Forschung auf Wirkungen stößt, deren Ursache nicht zu ermitteln ist. Selbst bei wichtigen für den Gang einer Schlacht bedeutungsvollen Gefechts-handlungen sagen die Berichte nur zu häufig ganz allgemein: „In Folge höherer Befehle“, oder: „Da das Korps, die Division zc. den Auftrag hatte“, nicht aber, woher die Befehle, Aufträge gekommen sind. Langwierige Untersuchungen, an welcher Stelle Ansichten herrschten, die auch in dem Befehl enthalten sind und die Autorschaft wahrscheinlich machen, Korrespondenzen mit den Betheiligten entspinnen sich ganz naturgemäß daraus. Stehen nun gedruckt in Texten des Buches die einfachen Worte: „General N. N. befahl“, so läßt sich des Lesers Schulweisheit sicherlich nicht träumen, daß manches Mal erst wochenlange angestrenzte Arbeit diesen Satz an das Tageslicht förderte. Debatten, persönliche Zusammenkünfte sind unvermeidlich, um alles aufzuklären und dem vorhandenen Material die rechte Lesart zu geben. Auch das erfordert viel Zeit, Geduld und Kraftaufwand.

Bazines Prozeß hat ein Protokoll von vier starken gedruckten Bänden ergeben, und doch bezog sich dort alles nur auf die Thaten eines einzigen Befehlshabers. Das gewährt einen Blick in kriegshistorische Untersuchungen, welche wenn möglich alle Einzelheiten an dem Vorgefallenen aufklären sollen.

Der Zusammenstellung folgt von anderer Hand die erste stilistische Bearbeitung, alsdann wieder die Redaktion für den Druck. Dabei ergaben sich von neuem Zweifel und Fragen, und die Sisyphusarbeit, aus den Originalquellen zu schöpfen, beginnt von neuem. Ähnliches wiederholt sich immer noch bei den Korrekturen des Drucks. An dem ganzen Herstellungsprozeß aber nimmt der Feldmarschall selbst das regste Interesse.

Die Zahl der Arbeiter, welche an diesem Werke Theil haben, ist keine übermäßig große. Sie beschränkt sich auf 12—14 Officiere, die indessen oft noch mit anderen frisch hinzukommenden wechseln, da die militärische Erziehung künftiger Truppenführer das lange Verweilen auf einem solchen Posten verbietet. Die Nachfolger nehmen nun den Faden da auf, wo ihn die Vorgänger niederlegten, Jedermann aber bedarf einiger Zeit, um sich auf dem ihm vielleicht völlig neuen Gebiete zu orientiren. Eine Reihe von Nebenarbeiten, welche die Ausbildung zum Generalstabsdienste erfordert, muß von den Historikern nebenher erledigt werden; die Anforderungen an ihre Thätigkeit sind deshalb überaus hohe.

Außerlich ist die Werkstatt des Generalstabsbuches höchst einfach ausgestattet. Vergeblich sucht der Blick des Eintretenden bequem hergerichtete Arbeitsstätten, welche die Flügel des Geistes durch einen wohlthuenden Hauch von Behaglichkeit lösen. Selbst die erträumten Karten, Gypsmodelle an den Wänden umher, die reich ausgestatteten Bücher- und Journalische, die man dort wähen möchte, fehlen gänzlich. Die störrische Soldateneinfachheit hat ganz ihr altes Recht behauptet, und trotz der goldenen Wogen, die über Deutschland hereingebrochen sind, jedweden Luxus mit zweischneidigem Schwerte von diesen Räumen fern gehalten, in denen nur der Geist walten soll in abstrakter Majestät.

Ein Stuhl, ein Tisch, ein Aktenkorb und verschließbare Holzgerüste zum Aufspeichern der Akten bilden das gesammte Ameublement in den Zimmern unserer Kriegshistoriker, die daher gewiß auch manche rein technische Schwierigkeit beim Vergleichen der Dokumente, beim Ausbreiten der vielen Pläne und Karten zu überwinden haben. Zumal ist es wohl nicht leicht, bei so geringen Mitteln die nöthige musterhafte Ordnung in dem ungeheuren fortwährend benutzten Schatz von Dokumenten zu halten.

Aber alles das behindert die emsige Thätigkeit nicht. In getrennten Räumen werden die Ereignisse auf den verschiedenen Kriegstheatern bearbeitet, in einem Zimmer die Feldzüge der I. und II. Armee bei Metz, sowie im Norden und Westen Frankreichs, im zweiten Sedan und Paris, im dritten General Werders und Manteuffels Züge und die Kämpfe um die Festungen. Nach Neigung und spezieller Befähigung sind in diesen einzelnen Reichen die Themata vertheilt. Eine sorgsame Organisation hat das Zmeinandergreifen aller Kräfte geregelt. Nur so ist es auch möglich, das Riesentwerk zu bewältigen.

Lautlose Stille herrscht in diesen, dem energischen Fleiße gewidmeten Stätten, trotzdem in jedem Gemach 4—5 Officiere oder Beamte gemeinsam thätig sind. Die hohen Aktenstöße wandern in geschäftiger Eile von einem Tische zum andern, die Federn fliegen über das Papier, um zuerst unabsehbare Reihen von Notizen zu verzeichnen, sie dann zu ordnen und zu einem Ganzen aneinander zu schmieden. Mühsam wie eine Filigranarbeit in Worten baut sich allmählich der Text des berühmten Buches auf.

Noch ist die Zeit nicht gekommen, um völlig objektiv die denkwürdigen Jahre zu beurtheilen, die hinter uns liegen. Wir alle stehen mit unseren Interessen hier oder dort betheilig in mitten der Flut von Ereignissen, deren Fülle und Wucht uns und unsere Meinungen beherrscht. Spätere Geschlechter, die außerhalb des jetzt Geschehenen stehen, werden dessen Geschichte anders schreiben, als wir selbst es thun. Ihnen werden Personen und Handlungen deutlicher, einsamer gegenüber treten. Ihre Bewunderung wird sich konzentriren und ebenso ihr Forschertrieb sich zu einzelnen Männern und einzelnen Thaten wenden. Die Arbeit für die Geschichte wird von neuem beginnen, aber sie findet in dem heute schon Geschaffenen ein breites und solides Fundament, viel Mühe und Zeit ist ihr erspart. Das bleibt das unvergängliche Verdienst des Generalstabsbuches und derer, die es geschaffen haben. Dieselben Männer, die dem künftigen Deutschland mit dem Schwerte in der Hand goldene Tage der Sicherheit erstritten haben, arbeiten ihm nun auch mit der Feder vor, um der Entfaltung seines Geistes auf historischem Gebiet die ersten Hindernisse aus dem Wege zu räumen. W. v. Dönhcim.

## Der Drossart von Benst.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Geseffel.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Nunmehr gewaffnet stiegen die Herren wieder auf, um sich nach der Prinzessin-Bigna zu begeben. Kaum aber waren sie abgeritten, als Kapitän Soler sie anwies, zu halten, und zwar in einer Reihe mit ihm: „Der König kommt!“

Im stärksten Trabe ging ein Marechal de Logis und fünf Reiter von der Kompagnie der königlichen Gardes, die aus lauter jungen Edelenten besteht, vorüber, dann folgte ein vergoldeter aber sehr altmodiger Schwimmer mit Schwanenhals, darin saß ein Greis mit kleinem ernsthaften Gesichte in einer grünen Uniform, der sehr nachlässig mit kaum erhobener Hand grüßte, das war die sardinische Majestät, König Karl Emanuel II. Dem Schwimmer folgten wieder elf königliche Gardes. Das Ganze blitzte nur so vorüber, denn der König fährt ungeheuer schnell.

„Der König geht nach Rivoli,“ erklärte Soler, „nur dort befindet er sich wohl, weil dort klarste und leichteste Luft ist, während hier die Herbstnebel vom Po die Luft für ihn drückend machen!“

Es war nicht weit nach der Prinzessin-Bigna, aber es fiel dem Drossart auf, daß eine gewisse Verwilderung in der Landschaft herrschte, gleich als sie die Poststraße verlassen hatten. Freilich waren auch hier die Felder mit Nuß- und Kastanienbäumen eingefaßt, aber die Felder selbst waren nicht bestellt, und überall drängten sich riesige Buchsbäume hervor, die sich von einer Größe und Stärke zeigten, daß der Drossart höchlich erstaunte. Er kannte den Buchsbaum nur als niederes Zierkraut zur Einfassung und Ausschmückung der Blumenrabatten, hier trat er als Waldbaum und in wirklichen Wäldern ihm entgegen.

„Das ist eine Eigenheit Ihres Herrn Chefs,“ bemerkte Soler lächelnd, „der grüne Graf kann es nie wild genug um sich bekommen, alles soll Wildniß um ihn sein, und da das unmöglich ist, so befördert er wenigstens die Wüstenei.“

Die drei Reiter hielten schon vor einem Schloßlein, das in einem Halbzirkel erbaut war und von einem nicht unebenen Geschmade des Erbauers zeugte; hinter demselben stieg amphitheatralisch ein großer Garten den Hügel hinauf, der freilich wieder die breiten Spuren der Verwilderung trug.

Nach Kapitän Solers Beispiel sprangen die beiden Deutschen vom Pferde und salutirten, denn aus dem Schlosse eilte ein Herr die Stufen hinab, der wie sie die Uniform der berittenen Grenadiers von Maurienne trug. Es war das ein Herr von Mittelgröße, ziemlich beleibt, der ein hochgefärbtes Gesicht hatte, das wie auf einem Schraubstock zusammengedrückt erschien und einen seltsamen Ausdruck von Wildheit empfing durch zwei kleine flackernde Augen von schmutzig gelblicher Farbe.

Im Näherkommen schon rief Prinz Thomas, „Graf von Maurienne, hastig: „Ach, Soler, Sie sind es, Sie bringen mir meine beiden deutschen Adjutanten, die mir Fürst della Cisterna gestern angekündigt hat. Seien Sie mir willkommen, meine Herren!“ setzte er dann in deutscher Sprache sehr verbindlich hinzu. „Ich bedaure Sie, daß Sie meine Einsamkeit theilen müssen, aber wir haben nunmehr einige Hilfsmittel. Meiner Gemahlin werden Sie noch willkommener sein als mir, denn sie langweilt sich entsetzlich, seit uns diese flotten Herren Maltheseritter verlassen haben; unter uns, ich kann es den weißen Kreuzen nicht verdenken, daß sie sich fort gemacht haben, denn meine Gemahlin, eine edle Venetianerin, eine Contarini, hat abscheuliche Launen und ist oft stätisch wie ein Maulthier; Sie sind von hübscher Größe, wie heißen Sie? Drossart, Drossart, ah! das ist ein Erbittel, der zum Namen geworden ist, aber Sie sind nur klein, wie heißen Sie? Dreßler von Roffau, Dreßler? Dreßler?“

„Auch ein Erbittel,“ bemerkte der Dreßler led unterbrechend, „der Deutsche macht Dreßler aus thesaurarius!“

„Ah!“ rief der Prinz, „zwei Erbittel auf einmal, sehr

merkwürdig! Aber Sie irren, mein Herr Dreßler; Dreßler oder besser Treßler kommt nicht von thesaurarius, sondern von trésorier, trésor, das ist's.“

Der Prinz warf einen Blick der Ueberlegenheit um sich, und der Dreßler war klug genug, sich mit Anerkennung zu verbeugen; oder er wußte vielleicht ebenso wenig als der Prinz, daß trésor von thesaurus kommt. Der Drossart wußte es, aber bei ihm verstand es sich von selbst, daß er bescheiden schwieg.

Weiter erkundigte sich der grüne Graf sehr eilig nach dem engern Vaterlande der Herren und kramte dann ein großes Wissen über Westfalen aus. Zu ihrem Erstaunen vernahmten die beiden Westfalen ganz wunderbare Dinge von ihrem Vaterlande, von denen sie bis dahin keine Ahnung gehabt hatten und nicht gehabt haben konnten, weil sie gar nicht wahr waren, indessen der Prinz wußte sie, und das war genug. Endlich schloß der grüne Graf diese seltsame Auseinandersetzung mit der Erklärung, daß er die Herren nicht aufhalten wolle, weil die Prinzessin, seine Gemahlin, sie jedenfalls mit Schmerzen erwarte, und lief eilig wieder in das Schloß zurück.

Die drei Officiere standen wie vorher, Kapitän Soler, der den wunderlichen Better des Königs schon kannte, lächelte leise, der Dreßler lachte ganz ungeschweht, der Drossart blickte erstaunt dem davon eilenden Chef nach.

Kapitän Soler hob den Finger warnend gegen den Dreßler und sagte ernst: „Ich gebe zu, der Prinz ist etwas wunderlich, aber nehmen Sie sich in Acht, Herr von Roffau, man lacht niemals ungestraft laut über einen Prinzen von Savoyen.“

Dann wendete er sich an den Drossart: „Ich verfidere Sie, Herr Kamerad, der Prinz ist kein Narr, er hat nur wunderliche Manieren; er hat sehr schätzbare Eigenschaften, aber da er nichts, auf der Gottes Welt nichts zu thun hat, nie etwas zu thun gehabt hat und die Freuden der Gesellschaft nicht liebt, so lieft er immer, hat immer gelesen und wird immer lesen — davon mag eine gewisse Verwirrung in sein Wissen gekommen sein, trotz seines ungeheuren Gedächtnisses. Leider stimmt der Prinz auch nicht mit seiner Gemahlin überein. Es hätte aus diesem guten Prinzen — er ist ein ganz geschickter Militär und brav wie ein Löwe — wohl etwas werden können, wenn sich der König nur hätte entschließen wollen, ihn irgend wie zu beschäftigen, aber er ist geflissentlich von allen Geschäften fern gehalten worden, was sehr zu beklagen! Ah!“

Der Kapitän winkte ein paar Stalldienern, welche sich in der Ferne zeigten, und übergab ihnen die Koffe, dann sagte er: „Vorwärts, meine Herren, zur Frau Prinzessin, sie hat die „Hoheit“, Hofehren hat man dem armen Prinzen gegönnt, sonst nichts!“

Sie schritten jetzt zu einer Thür, die sich am linken Ende des Hofeisens, in dessen Form das Schloß angelegt war, öffnete, und traten in einen Saal, wo mehrere Lakaien sich faul herumtrieben.

Ein Vorzimmer war durch eine Glaswand abgeschnitten vom Saale, und hier warteten die Herren, während ein Kammerdiener, ganz in grünem Sammet, die Meldung übernahm.

Derfelbe kehrte fast augenblicklich zurück und beschied den Herrn Kapitän Soler zu Ihrer Hoheit, während er höflich bat, die beiden andern Herren möchten sich noch einen Augenblick gedulden.

Kaum hatte Soler das Vorzimmer verlassen, so fuhr draußen ein eleganter Wagen an, der Kutscher beschrieb geschickt einen Halbbogen und hielt vor der Pforte, die Diener eilten hinaus und geleiteten zwei Damen herein, welche langsam den Saal und das Vorzimmer durchschritten und den Gruß der Herren sehr artig erwiderten.

Der Drossart stand wie verzaubert.

„Drossart, Bruderherz,“ sagte der Dreßler hastig, „sind wir behert oder was sonst — das war Deine hübsche Ruhe,

die Jungfer Salome Trohenburg aus Herford, oder wenigstens sie könnte es sein, wenn sie ein Feuermaal auf der rechten Wange hätte!"

"Findest Du die Aehnlichkeit so groß?" fragte der Drossart sichtlich höchst zerstreut.

"Eine solche Aehnlichkeit ist noch nie dagewesen," rief der Kumpan lebhaft, "die ganze gewaltige Gestalt, die mächtigen Glieder, der kleine Kopf, die unergründlich tiefen blauen Augen, der lieblich und behaglich lächelnde kleine Mund, diese wundervollen Arme, die Aehnlichkeit kann nicht größer sein! Selbst die Art, wie sie die Büste neigte und doch den Kopf, ohne steif zu sein, dabei aufrecht erhielt, war ganz, wie Jungfer Salome sich in Bielefeld verneigte; ich möchte wohl wissen, wer diese Prinzessin wäre?"

"Ich möchte es auch wissen!" sagte der Drossart und faßte nach seiner Grenadiermütze, als brücte sie ihn.

Der neugierige unruhige Dreßler war nahe daran, sich bei der Dienerschaft nach der Dame zu erkundigen, als ihn die Rückkehr des Kapitäns Soler vor diesem Mißgriffe bewahrte.

"Hoheit ist genöthigt," sprach der Kapitän lächelnd, "ihre eigene Neugierde und Ihre Gehuld, meine Herren, noch länger auf die Probe zu stellen, denn so eben macht die Gräfin von Ivrea einen Besuch. Er wird nicht lange dauern, dieser Besuch, denn die beiden Damen finden kein besonderes Gefallen aneinander, was eben kein Geheimniß ist. Hoheit wird der Gräfin nicht freundlicher gestimmt sein dafür, daß sie herkommt und Hoheit hindert, die Bekanntschaft ihrer neuen Adjutanten zu machen. Sie hätte den Besuch auch ganz sicher abgelehnt, wenn die Gräfin von Ivrea eine Dame wäre, deren Besuche man ablehnen kann. Aber Gräfin Riniera von Ivrea ist des Königs Tochter und zwar des Königs jüngste und geliebteste Tochter, und Karl Emanuel würde einen Mangel an Respekt für seine liebe Tochter fürchterlich rächen. Ein Glück, daß dieses Mädchen so einfach und bescheiden und zugleich so großmüthig ist, wäre sie böse, sie könnte einen Tyrannen aus dem alten Karl Emanuel machen. Beiläufig, es ist eins der wenigen Geheimnisse dieses ordentlichen, fast durchsichtigen und nüchternen Hofes. Wer war die Mutter dieses königlich schönen Geschöpfes? Vor etwa sechszehn Jahren brachte eine Savoyardin ein zweijähriges Mägdelein nach der Veneria zum Könige. Karl Emanuel nahm das Kind auf, gab es einem seiner Jagdkapitäne, der seit ein paar Jahren verheirathet war und noch keine Kinder hatte, in Pflege und Erziehung und machte vom ersten Anfange an kein Hehl daraus, daß die kleine Riniera seine Tochter sei. Seit drei Jahren hat die junge Dame den Grafentitel von Ivrea und zwölftausend Goldstücke jährlicher Grundrente. Der König besucht sie fast täglich eine Stunde."

Soweit hatte Kapitän Soler erzählt, als sich die Thür öffnete und die Gräfin von Ivrea mit ihrer Begleiterin wieder durch das Zimmer kam. Sie erwiderte abermals mit königlicher Huld die Grüße der Herren und schien es sehr freundlich aufzunehmen, daß der Drossart sich plötzlich in Bewegung setzte, vor ihr her eilte, den Schlag des Wagens öffnete und ihr ehrerbietig hinein half. Sie grüßte ihn noch einmal mit holler Freundlichkeit, als der Wagen davon rollte.

"Bruderherz, Du bist in diese Gräfin von Ivrea verliebt," flüsterte der Dreßler dem Drossart zu, als der zurückkehrte, "sonst hättest Du das nicht gewagt, weißt Du, das hättest Du bequemer bei Deiner Muhme Salome in Bielefeld oder Herford haben können!"

"Narr!" versetzte der Drossart fast grob.

"Das war gewagt, Herr Drossart!" sprach Soler lächelnd, "Sie konnten übel ankommen, die Gräfin von Ivrea konnte einfach Ihren galanten Dienst ablehnen, da Sie ihr nicht vorgestellt waren; man nimmt hier solche Dienste von Unbekannten nicht an; aber es ist geglückt, und ich bin überzeugt, daß sich der Fürst Excellenza über diesen Vorfall sehr freuen wird."

Jetzt wurden die Herren bei der Prinzessin eingeführt;

X. Jahrgang. 21. f.

diese lag auf einem Ruhebette, in ein lauges weißes Gewand gehüllt, das am Halse mit einer Spange geschlossen war; wie Demanten funkelten die Augen in dem bräunlichen Gesichte, und weiß schimmerten die Zähne durch die halbgeöffneten feuchtrothen Lippen; Augen wie Mund sprachen eine fast kindliche Neugierde aus, während doch auf der von einer Flut ebendorfschwarzen Haars umwallten Stirn ein Ernst thronte, welcher „der Langeweile düsterer Sohn“ war, aber ihr doch gut stand.

Spähend flogen die Blicke der Prinzessin über die beiden jungen Männer, während sie Soler vorstellte, und nun ereignete sich etwas völlig Unerwartetes.

Der Titel Nobes trat plötzlich einen Schritt vor, verbeugte sich und richtete einige Worte in einem unendlich verderbtem Italienisch an die Prinzessin. Kaum vernahm diese die Worte, so fuhr sie auf aus ihrer liegenden Stellung, pfeilgerade stand sie da und sehnüchtig breitete sie die Arme aus, so daß die weißen Aermel zurückfallend die runden braunen Arme, mit unzähligen vielen Goldbändern und Steinen belastet, bis zur Schulter sehen ließen. Blicke schossen aus diesen prächtigen Augen, Blicke, wie Blicke in einer Gewitternacht; die volle Leidenschaft des Weibes war los, aller Fesseln lediglich. Sie stieß einige unartikulirte Laute aus, dann redete sie den Dreßler an mit einer Schnelligkeit, mit einer Beweglichkeit der Zunge, über welche Kapitän Soler nicht weniger erstaunt schien, als es der Drossart war.

Und nun entspann sich ein Zwiegespräch zwischen der Prinzessin und dem Dreßler, das gewiß für die Prinzessin sehr interessant war, aber für Soler und den Drossart völlig unverständlich blieb.

Die beiden sprachen nämlich im venetianischen Volksdialekte, sie sprachen pantaleonisch; als der Dreßler vom grünen Grafen gehört, daß seine Gemahlin eine edle Venetianerin, eine Contarini sei, beschloß er sogleich, seine Kenntniß dieser Sprache als ein Mittel in Gunst zu kommen, anzuwenden, denn er wußte, daß die vornehmen Damen in Venedig am liebsten in dieser Sprache, die sie mit ihren Ammen und Dienerinnen sprechen, plaudern und klatschen, und daß sie das Plaudern alle bis zur Thorheit lieben.

Wir haben gesehen, wie sein Mittel über alle Erwartung wirkte; die Prinzessin, seit Jahren der Möglichkeit beraubt, in ihrem geliebten Pantaleonisch zu plaudern, von der grausamsten Langeweile in der Wüstenei ihres Gemahls gequält, fühlte sich wie von einem Zauber angeweht von den Klängen ihrer geliebten Muttersprache.

Das hatte der Dreßler nicht gedacht, daß ihn diese Sprache, die ihm ein alter lustiger Salbenhändler aus Venedig, der einen Winter in Bielefeld krank lag, halb im Scherz halb aus langer Weile gelehrt, zum Günstling einer Prinzessin machen werde; Günstling aber war er entschieden schon, als er zum ersten Male die Gemächer der Prinzessin verließ.

"Herr Kamerad, Ihr Freund ist ein lediger Geselle, nehmen Sie sich in Acht!" flüsterte Soler dem Drossart als ernste Warnung zu.

## IX. Der Nachtgeschrei.

„Dann hörst Du gellend Hiltgeschrei,  
Als ob es Deine Stimme sei!“

Den beiden grenadiers à cheval war es im Laufe des Herbstes und Winters zu Turin ganz wohl gegangen; ihr Dienst war leichter und weit angenehmer, als sie bei der wunderlichen Persönlichkeit des Prinzen vermuthet hatten. Sie wechselten tageweise ab. Wer den Dienst hatte, begab sich gegen Mittag nach der Vigna hinaus, erledigte die geringen Geschäfte, hielt dem grünen Grafen Vortrag, speiste dann mit ihm, der Prinzessin und den Damen derselben, von denen immer drei oder vier den Ehrendienst hatten, begleitete dann zu Pferde die Prinzessin bei ihrer Spazierfahrt und wurde endlich entlassen, oder noch zur Abendtafel derselben geladen. An Sonn- und Festtagen speisten beide Adjutanten in der Vigna. Zwei oder

drei Mal in der Woche wohnte der Prinz, von seinem Adjutanten begleitet, der Wachtparade auf dem Waffenplatz der Citadelle bei.

Die Prinzessin zeigte ihre Vorliebe für den Dreßler, mit dem sie pantaleonisch sprechen konnte, von Anfang an dadurch, daß sie ihn fast regelmäßig zur Abendtisch besahl, während der Drossart unfehlbar nach der Spazierfahrt entlassen wurde. Auch lud sie den allerdings höchst belustigenden und immer heiteren Cavalier oft auch an Tagen ein, wo er den Dienst nicht hatte; eine Ehre, die dem Drossart niemals zu Theil wurde. Aber unser Freund war weder neidisch noch eifersüchtig, zumal da er bald genug durch den Dreßler in Kenntniß gesetzt wurde, daß dieser sich sterblich in ein Hoffräulein der Prinzessin verliebt hatte, mit welcher er natürlich so oft als möglich zusammen zu sein suchte.

Unterdessen saß der Drossart in seinem Stübchen, welches er sich in echt norddeutscher Weise heimisch zu machen gesucht hatte; auch einige Pedanterie war bei der Einrichtung wieder zu Tage gekommen. Unbegreiflich ist dem Italiener, auch schon dem Piemontesen, diese norddeutsche Vorliebe für ein Heim; er lebt ja nicht im Hause, er lebt auf der Straße, an öffentlichen Orten, er schmückt Straßen und öffentliche Plätze, der Norddeutsche schmückt sein Haus. Man hat wohl nicht ganz richtig aus dem Klima allein diesen Unterschied erklärt.

Dort saß der Drossart lange Abende und schwatzte mit dem getreuen Tezklaff von der Herforder Heimat, während Truewart zu seinen Füßen lag und sehr aufmerksam dem Gang des Gesprächs folgte; oder er studirte die italienische Sprache, die er fast vollkommen sprechen lernte, oder er bemühte sich, militärische Bücher zu studiren, da er doch nun einmal Soldat war; freilich war er es ganz unglaublich wenig in diesem Verhältnis. Gerade genug, um zu begreifen, daß er zum Soldaten herzlich schlecht taugte. Er war ein träumender Poet, ein stiller Gelehrter, allenfalls ein friedlicher Ackerbauer, nimmermehr ein stolzer Krieger. Schon lächelte er über manche ehrgeizige Träumerei, die noch im Jahre zuvor seine Seele eingenommen.

Einen Tag in der Woche erschien er zum Diner des Fürsten della Cisterna, der ihn stets, ohne den großen Herrn ganz bei Seite zu lassen, in der liebenswürdigsten Weise empfing und ihm nützlich wurde, viel mehr, als der Drossart ahnte. Auch mit Major Soler, er war eben avancirt, blieb er im besten Verhältnis, während sich der vornehme Sicilianer mit einer sehr betonten Kälte von dem Dreßler von Rossau zurückhielt. Es fehlte dem Drossart auch an anderen Bekanntschaften nicht, aber die Turiner Damen schätzten Fremde damals nicht besonders. Man empfing sie sehr artig, man stand sogar auf, was damals für besonders zuvorkommend galt, aber dabei blieb es auch. Ein Gespräch ab und zu in der Theaterloge war meist das ganze Ergebnis einer Bekanntschaft mit Turiner Damen.

Eines Tages ließ Fürst della Cisterna unseren Freund mit auffallender Eile zu sich beschneiden. Der kommandirende General schritt, den Drossart erwartend, in einiger Bewegung auf und ab und sprach laut mit sich selbst, ganz gegen die sonst so vorsichtige Art der Italiener.

„Ich liebe dieses himmlische Weib immer noch, obwohl sie über zwanzig Jahre im Grabe ruht und meine Leidenschaft niemals auch nur mit einem Blick, mit einem Hauch erwidert hat. Denn was ist es sonst, was mich immer treibt, für diesen jungen Mann zu sorgen, ihn zu leiten und ihn zu fördern! Er ist ein durchaus braver Mensch, seltsamer Anlagen voll, aber weder Soldat noch Staatsmann; ich denke, daß ich ihm eine Stellung hier machen könnte, und nun kommt dieses Billet des Königs, das alle meine Wünsche für den jungen Mann mit einem Male zu erfüllen scheint!“

Der Fürst nahm ein Schreiben von seinem Tisch und las langsam und überlegend: „Lieber dal Pozzo, Du hast bei Unserem Vetter, dem Herrn Grafen von Maurienne, zwei deutsche Cavaliere angebracht. Meine Kleine erwähnt des einen, eines Herrn Drossarts, öfter in einer Weise, die mir auffällt; offen-

bar hat der Lieutenant Drossart Eindruck auf das unschuldige Kind gemacht. Du weißt, daß des lieben Mädchens unvergeßliche Mutter mich öfter sehr inständig gebeten hat, unsere Miniera nur einem deutschen Manne zum Weibe zu geben. Es versteht sich, daß auch dieser Wunsch der Unvergeßlichen erfüllt werden soll. Deshalb ersuche ich Dich, mir alles mitzutheilen, was Dir von diesem Herrn Drossart bekannt ist, zugleich aber auch unter irgend einem Vorwande denselben zu einem Abendbesuche bei meinem Jagdkapitän, dem guten Humbert Templier, zu bewegen. Dort werde ich den jungen Menschen selbst sehen und selbst prüfen, da ich, wie Dir wohl bewußt ist, fast jeden Abend eine Stunde dort bei meinem geliebten Kinde zubringe. Mit den besten Wünschen für Dich, treuer dal Pozzo, Dein treuer König Karl Emanuel.“

Der Fürst legte den königlichen Brief wieder hin und ging mit auf dem Rücken gefalteten Händen wiederum auf und ab.

„Es ist kein Zweifel, daß ihr Sohn dem Könige so gut gefallen wird wie mir, vielleicht noch besser, denn ich möchte ihn lebhafter; aber er hat eine recht männliche Bescheidenheit, etwas poetisch-träumerisches, und dann die deutsche Riesengestalt, die der gute Karl Emanuel so hoch schätzt und selbst bei Damen bewundert. Es sind ein paar Riesenkinde, die der König da zusammenbringt.“

Der Fürst lächelte.

„Jedenfalls,“ fuhr er fort, „ist für meiner reizenden Agneta Sohn gesorgt, das große Leben von Ivrea gibt ihm allein schon Wohlstand.“

— „Der Herr Lieutenant Drossart!“ meldete der Diener, der im Vorzimmer den Dienst hatte. Der Fürst winkte, und der junge Mann trat in voller Uniform ein.

„Verzeihen Sie, Herr Drossart,“ rief der Fürst entgegen-tretend und die Hand reichend, „ich habe Sie heute rufen lassen, um meine Vergesslichkeit, meine Nachlässigkeit zu decken!“

Der Fürst sprach stets deutsch, wenn er mit dem Drossart allein war.

„Vor einiger Zeit schon,“ fuhr der Grandseigneur fort, „habe ich dem Jagdkapitän des Königs, dem Baron Templier, versprochen, Sie zu einem Besuche bei ihm zu bewegen. Ich will Ihnen verrathen, daß Baron Templier Sie über Jägeraberglauben und dergleichen Dinge, die ja in Deutschland wohl nicht selten sind, ausfragen will. Einladen kann er Sie nicht, denn da die Gräfin von Ivrea in seinem Hause lebt und der König seine Tochter zuweilen des Abends besucht, so darf er keine Gesellschaften laden. Kommt aber jemand von selbst, so ist es dem Könige, wenn er erscheinen sollte, meist sehr angenehm. Gestern nun hat mich Baron Templier an mein Versprechen gemahnt. Bitte, bester Herr Drossart, gehen Sie heute oder morgen in den alten Jägerhof und machen Sie mir keine Schande mit der deutschen Jägererei. Uebrigens ist der alte Jägerhof, als ältester Sitz der Herzoge von Savoyen in Turin, ganz interessant, und es kann doch auch sehr nützlich für Sie werden, wenn König Karl Emanuel Sie dort finden und zufällig Gefallen an Ihnen finden sollte.“

Es entging dem Fürsten nicht, daß sich des Drossarts düsteres Antlitz höher färbte in freudiger Bewegung, als die Gräfin von Ivrea genannt wurde. Aber er schwieg lächelnd und dachte: „Sollte die Neigung dieser unschuldigen Gräfin schon Erwiderung bei diesem unschuldigen Deutschen gefunden haben?“

Der Drossart begab sich, als er entlassen worden war, sofort nach dem alten Jägerhof; er glaubte nicht genug eilen zu können, freilich nicht um von deutschem Jägeraberglauben zu sprechen, sondern um dieses stolze weiße Mädchen wiederzusehen, das zuerst in der Bigna der Prinzessin einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte; ein Eindruck, der sich noch verstärkt hatte, als er die Gräfin von Ivrea jüngst in der Oper einen ganzen Abend lang von weitem und heimlich bewundert hatte.

Als die Gräfin abfuhr, hatte sie huldreich seinen ehrerbietigen Gruß erwidert, sie kannte ihn also noch? sie kannte

ihn wieder? sie hatte ihn nicht vergessen. Das hatte ihn sehr glücklich gemacht.

Der Drossart ließ sich im alten Jägerhof bei dem Baron Templier melden, er wurde sofort angenommen und in ein Gemach geführt, in welchem König Karl Emanuel mit seiner Tochter am Schachbrett saß, während Baron Templier und seine Gemahlin kritische Zuschauer vorstellten.

„Kommen Sie hierher,“ rief Karl Emanuel heiter, „spielen Sie eine Partie mit dieser schönen Dame, die mich und meinen alten Freund hier ganz unbarmherzig schachmatt gesetzt hat. Wenn Sie gewinnen, will ich's mir was kosten lassen zu einem Präsent für Sie. Hier, nehmen Sie Platz!“

Der Drossart nahm des Königs Platz ein; lieblich erröthend blickte ihn die Gräfin von Ivrea an, dann sprach sie heiter: „Fürchten Sie sich nicht zu sehr vor mir, mein Herr; ich glaube nicht, daß ich sehr stark in diesem Spiele bin, aber mein Herr Vater ist zwar ein sehr großer König und Baron Templier ein sehr großer Jäger, aber ich halte keinen von beiden für einen großen Schachspieler!“

Schachspiel ist das eigentliche Spiel für pedantische Träumer und Grübler, und der Drossart war der Schüler des Magisters Marcellus; er durfte sich der Meisterschaft in diesem Spiele rühmen, das eigentlich gar kein Spiel genannt werden kann. Nur selten wird eine Frau es zur Meisterschaft im Schachspiel bringen. Und so war es auch hier; der Drossart erkannte bald, daß die Gräfin von Ivrea eine ganz leidliche Routine hatte, aber nicht im Stande war, eine durchdachte Reihe von Kombinationen zu verfolgen. Nach wenigen Minuten war Riniera schach und matt zur ungeheuersten Freude des Königs sowohl, als des Barons Templier.

Der ehrliche Hersforder war gar nicht darauf gekommen, absichtlich schlecht zu spielen und die Gräfin aus Galanterie gewinnen zu lassen; die Ehrlichkeit, mit welcher er sein „matt“ rief, belustigte den König ungemein, es freute den alten Waidmann und entzückte die Gräfin, die, selbst eine lautere ehrliche Seele, das gerade ehrliche Spiel ganz dem Charakter des Deutschen angemessen fand, von dem sie sich also doch schon eine Vorstellung gemacht haben mußte.

Sie legte sich zurück in den Sessel, eine bei ihrer Körperfülle und Größe bedenkliche Stellung, die sie aber mit einer reizenden Ungezwungenheit ausführte; dann sagte sie ruhig: „Sie müssen mich wieder besuchen, Herr Drossart, Sie müssen mich das Schachspiel wirklich lehren, denn ich habe heute begriffen, daß ich's bisher gar nicht gekannt habe.“

Der Drossart verbeugte sich und versicherte sehr ernsthaft, daß er der Gräfin zu jeder Stunde zu Dienst stehe, wenn er nicht Dienst bei seinem Prinzen habe.

Die Gräfin ging sofort auf diesen Ernst ein, indem sie eine Stunde für den nächsten Tag besprach, die beiden Templiers sahen sich erstaunt an, der König ging auf und ab, rieb sich die Hände und warf forschende Blicke auf die beiden jungen Leute. Zuweilen hüftelte er trocken, was immer ein Zeichen von Befriedigung bei ihm war. Er blieb aber wirklich erstaunt stehen, als der ehrliche Drossart stodernsthaft sprach: „Der Herr Fürst della Cisterna hat mir gesagt, daß Sie, Herr Baron, von mir Aufschlüsse über deutschen Jägeraberglauben zu haben wünschen; ich bin bereit, Ihre Fragen zu beantworten, so weit das meine Kenntnisse in diesem Fache, die nicht sehr groß sind, erlauben.“

Also dieser ehrliche Kerl hatte in That und Wahrheit nicht erkannt, daß der Fürst nur einen Vorwand genommen? Das stach wirklich doch gar zu sehr ab gegen die schlauen Piemontesen!

Baron Templier war arg in der Klemme, doch fand er noch in seinem Gedächtniß den Jägeraberglauben vom Nachtgeschrei. Er erzählte wie folgt: „Das, was unsere Jäger unter dem Namen „der Nachtgeschrei“ personificiren, ist nichts Sichtbares, sondern nur etwas Hörbares, und dennoch sagen sie: er hat den Nachtgeschrei gesehen! Wenn der Jäger in einer windstillen kalten Mondnacht über eine Waldblöße wandert, tönt

plötzlich ganz nahe neben ihm ein heller Schrei, der das Eigenthümliche hat, daß jeder Jäger denkt, daß er seine eigene Stimme vernommen. Darin gerade soll das Schauerliche dieses Spuks liegen. Tönt nun der Schrei rechts, so hat es weiter nichts zu sagen, tönt er aber links, so geräth der, welcher den Schrei vernommen, oder, wie die Jäger sagen, den Nachtgeschrei gesehen hat, desselbigen Tages noch in eine Lebensgefahr, welche ihm einen schrecklichen Angstschrei auspreßt. Andere sagen, der Schrei zur Rechten bedeute die Todesnoth eines nahen Freundes, doch ist dieses nicht so sicher. Ich möchte nun gerne wissen, ob dieser Glaube oder Aberglaube nur diesen Waldthälern von Savoyen und Piemont eigen, oder ob er sich noch wo anders findet. In Italien sonst, auf Sicilien, Sardinien und in Südfrankreich findet sich keine Spur davon.“

Der alte schlaue Jagdkapitän hatte sich ganz gut herausgewunden und der Drossart, lebhaft angesprochen, begann sofort etwas professorenhaft: „Wir haben diesen Nachtgeschrei in Deutschland auch, freilich unter anderem Namen und nicht allgemein, sondern so zu sagen lokalisiert und aus der poetischen Höhe, in der er hier zu Lande erscheint, in eine gewisse Hausbadenheit niedergezogen. Ganz nahe bei der westfälischen Stadt Bielefeld, in der Grafschaft Ravensberg, befindet sich eine einsame Stätte, der Lutterkolt genannt; hier entspringt ein klares Wasser, die Lutter geheiß, welche ehemals ihren Lauf südwestlich nahm, nach der Grafschaft Rheda abfließend. Vor Jahrhunderten schon leiteten die Bielefelder die Lutter kunstreich nach Nordosten und ihrer Stadt ab; sie machten so das Wasser sich dienstbar. Nun ist bei den Leuten, welche die Lutter ableiteten, ein künstlicher Meister gewesen, ein Fremder, der um ein Bielefelder Mädchen warb und von dem Vater desselben auch schon die Zusage hatte. Das Mädchen aber war einem jungen Gesellen gut, dem sie ihr Herz geschenkt und ihre Hand zugesagt hatte. Da der fremde Meister des Nebenbuhlers inne ward, stellte er demselben eine Falle und schickte ihn eines Tages über ein Brückchen, dessen Pfosten durchgefäht war. Der junge Gesell ging über die falsche Brücke, stürzte und versank in dem Morast, nachdem er einen Schrei ausgestoßen, der so grell und gellend war, daß ihn das geliebte Mädchen in weiter Entfernung vernahm. Sie soll noch an demselben Tage, den Geliebten suchend, im Lutterkolt verunglückt sein. Seitdem nun hat schon mancher, der zur Nacht am Lutterkolt vorüberging, einen furchtbaren Schrei vernommen, von dem ihm dünkte, daß er selbst ihn ausgestoßen, und allemal ist er selbigen Tages von einem großen Unglück betroffen worden, wenn es ihm auch nicht immer den Tod bedeutet hat. Solchen Schrei aber nennen die Leute das Kollgewissen.“

Ueber diesen seltsamen Schrei ergab sich nun ein lebhafter Disput, denn der Jagdkapitän als ein alter Jäger glaubte steif und fest an den Nachtgeschrei, während der Drossart, ein scharfer Schüler des Magisters Marcellus und ein Kind der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, sich große Mühe gab, dem braven Templier die Grundlosigkeit dieses Aberglaubens zu beweisen. Er war selbst ganz naiv erstaunt, daß der alte Jagdkapitän trotz seiner glänzenden Beweise bei seinem Aberglauben verharrte. Konnte der Drossart aber auch den Baron für seine Meinung nicht gewinnen, so hatte er doch des Königs ganzes Herz gewonnen, denn Karl Emanuel war einer der Aufklärungskönige jener Zeit.

Was aber die Gräfin von Ivrea anging, so brauchte man ihr nur in das strahlende Antlitz zu sehen, um zu wissen, auf welcher Seite sie stand in diesem Kampfe.

Diesem ersten Abende folgten mehrere, der Drossart fuhr fort, reißende Fortschritte in der Gunst des Königs zu machen und in der Gunst der Königstochter stand er schon am ersten Abende oben an. Es dauerte gar nicht lange, so verging kein Abend, den nicht der Grenadierlieutenant in Gesellschaft der Gräfin von Ivrea zubrachte, gewöhnlich im Jägerhof bei Templiers, wo sich der König auch einfand, aber wenn der König abgehalten war, so ließ er seine Tochter die Oper besuchen und gab ihr den Drossart zum Begleiter.

(Fortsetzung folgt.)

## David Livingstone, der Erforscher Südafrikas.

Nachdruck verboten.  
Jel. v. 11./VI. 70.

Von Richard Andree.

Wie ein General mit der flatternden Fahne in der Hand im siegreichen Kampfe beim Sturm auf die feindlichen Stellungen fällt, so ist auch David Livingstone gefallen, ein Held in seiner Art und ein siegender, der ein Menschenalter hindurch gekämpft hat, um dem heimtückischsten aller Erdtheile, um Afrika, das unsrer Macht spottet, seine Geheimnisse zu entreißen. Kein Reisender, und sei es unser berühmter Landsmann Heinrich Barth, hat solche Strecken des schwarzen Erdtheils der Wissenschaft erschlossen, wie der schlichte und doch so tüchtige schottische Missionar, der als „selbstgemachter“ Mann noch besonders unser Interesse in Anspruch nimmt.

Waren Livingstones Eltern auch einfache Arbeitsleute, so war doch die Familie edlen Ursprungs. Ehemals saßen die Livingstones auf der Hebrideninsel Ulva, die ganz nahe bei dem berühmten Staffa liegt; sie waren alle katholisch, da wurden sie eines schönen Tages durch den Lehnsherrn, der in Begleitung eines Mannes erschien, welcher einen gelben Stab trug, protestantisch gemacht, und dieser gelbe Stab zog so die Aufmerksamkeit auf sich, daß der Protestantismus „die Religion vom gelben Stabe“ noch lange in jenen Gegenden genannt wurde.

Die Livingstones aber, die verarmt waren, zogen fort aus den Hochlanden in die industriellen schottischen Niederlande, da wo bei Glasgow das Dörfchen Blantyre am schönen Clyde liegt und hohe in die Luft ragende Schornsteine die dort mächtig blühende Baumwollenindustrie bezeichnen. Dort auch wurde im Jahre 1816 als drittes Kind dem würdigen durch Rechtschaffenheit ausgezeichneten Paare der kleine David geboren, an dessen Wiege die Sorge und die liebe Noth standen. „In meinem zehnten Jahre,“ erzählt Livingstone, „wurde ich als „Anseher“ in eine Fabrik gethan, um durch meinen Verdienst zur Verminderung der häuslichen Sorgen beizutragen. Mit einem Theile meines ersten Wochenlohns kaufte ich mir Kubdimans „Anfangsgründe der lateinischen Sprache“ und setzte das Studium dieser Sprache noch viele Jahre hernach mit ungemindertem Eifer in einer Feierabendschule fort, welche in den Stunden von acht bis zehn Uhr abgehalten wurde. Das Nachschlagen im Wörterbuche und ähnliche Hilfsarbeiten für diese Schule wurde sodann bis Mitternacht oder noch länger daheim fortgesetzt, wenn meine Mutter nicht Einhalt that, indem sie aufsprang und mir das Buch aus der Hand riß. Morgens um sechs Uhr mußte ich wieder in der Fabrik sein und meine Arbeit bis abends acht Uhr fortsetzen, ausgenommen die Feierstunden für Frühstück und Mittagbrot. Ich las auf diese Weise manche von den Schriftstellern des klassischen Alterthums und kannte mit sechszehn Jahren Virgil und Horaz besser als heutzutage.“

So bildete sich der wadere Bursche weiter, allein auf sich selbst angewiesen, zähe und eifrig fortstudierend. Und zu den lateinischen Schriftstellern gesellten sich bald Reisebeschreibungen, die seine Lieblingslektüre bildeten, und einige religiöse Werke, welche ihm bestätigten, „daß Religion und Wissenschaft nicht feindlich, sondern freundlich gegen einander seien“.

Durch Lektüre dieser Art, die geographischen wie die religiösen Schriften, wurde aber sein künftiger Lebensberuf bestimmt; er beschloß, sich als Laienbruder der Mission anzuschließen. „In der Liebesglut, welche das Christenthum erfasst,“ dies sind Livingstones Worte, „beschloß ich bald mein Leben der Vindication menschlichen Glends zu widmen. Als ich diesen Gedanken in meinem Innern reiflicher erwog, fühlte ich, daß, wenn ich mich zu einem Vorläufer des Christenthums in China begäbe, dies zur materiellen Wohlfart einiger Theile jenes ungeheuren Reiches führen könne; daher entschloß ich mich denn, mir eine medizinische Ausbildung zu verschaffen, um zu diesem Unternehmen geeignet zu sein.“

Bei all diesen Plänen spinnt der nun neunzehnjährige Jüngling seine Baumwolle weiter und hört daneben im Winter medizinische, im Sommer theologische Vorträge. Welche Energie setzt dies voraus, welche Qualen muß der tüchtige aufstrebende

junge Mann aber den Tag über bei der mechanischen Beschäftigung erlitten haben, die er einzig des Verdienstes willen betrieb, und doch ist er nicht undankbar gegenüber jener Zeit, denn, schon auf dem Gipfel des Ruhmes stehend, erinnert er sich später ihrer lebhaft und ruft aus: „Wenn ich gegenwärtig auf jenes Leben voll Mühe zurückblicke, muß ich mich wohl vom lebhaftesten Danke durchdrungen fühlen, daß es einen so wesentlichen Theil der Erziehung und Ausbildung meiner Jugend- und Jünglingsjahre ausmacht; und wäre es möglich, so würde ich gern wieder das Leben von neuem aus denselben unscheinbaren Anfängen und in derselben bescheidenen Weise beginnen und dieselbe harte Schule nochmals durchwandern.“

Daß ein Mann, der aus solchem Holze geschnitzt war, der diesen Grad der Entsagung und Energie besaß, es zu etwas Großem bringen mußte, falls er auf ein richtiges Arbeitsfeld geführt würde, liegt auf der Hand. Und dieses Feld findet sich bald: Livingstone legt zunächst an der Universität Glasgow sein Examen als Arzt ab, dann unterwirft er sich in England einer theologischen Prüfung und segelt 1840 als Missionar der Kirchenmissionsgesellschaft nach Südafrika, da der unterdessen ausgebrochene Opiumkrieg seinen Plan nach China zu gehen vereitelte. Nach dreimonatlicher Fahrt langte er in der Kapstadt an; er fuhr weiter zur See nach der Algoabai und trat von hier aus seine erste große Reise, die bis 1856 währte, an und die er in den „Missionsreisen und Forschungen in Südafrika“ so anschaulich und hochinteressant geschildert hat.

Das Gebiet, welches Livingstone als Missionar bearbeitete, lag fern im Norden der Kapkolonie, noch jenseits des Oranje-flusses im Lande der Betschuanen, die ein Kaffernstamm sind. In Kuruman ließ Livingstone sich nieder, und da er fand, daß der Mensch nicht gut allein sei, so heiratete er die Tochter des Missionars Robert Moffat, der bereits lange in Südafrika gewirkt hatte. Diese treffliche Frau wußte ihm unter den Kaffern eine Heimat zu bereiten, welche an Schottland erinnerte, und zog auch manchmal Noth und Elend ein, so kamen doch bald wieder bessere Zeiten. Oft fehlte es an Fleisch wie Nahrung überhaupt, und gar manchmal griff die Familie zu Heuschrecken mit Honig als Speise, oder die Kinder, die als junge Afrikaner angelsächsischer Abkunft munter zur Freude der Eltern heranwuchsen, verspeisten gleich den Eingeborenen fette Raupen oder Riesenfrösche, die gekocht wie junge Hühner aussahen. Neben der Noth fehlten die Gefahren nicht, und eins der ersten Abenteuer, welches der noch junge Missionar erlebte, war der Ueberfall durch einen verwundeten Löwen, der ihn schüttelte, „wie ein Dachshund eine Ratte schüttelt“, ihm die Haut vom Kopfe riß, die Knochen zu Splintern zermalmte und allein am Oberarm elf Wunden beibrachte. Aber er ward durch seine Begleiter glücklich gerettet und sollte auch bald die Freude haben, sein Missionswerk geheißen zu sehen.

Der Kaffernstamm, unter dem Livingstone lebte, hatte zum Häuptling einen Mann Namens Setfcheli, welcher in mehr als einer Beziehung hervorragte und erst im verflohenen Jahre hochbetagt gestorben ist. Mit ihm beschäftigte sich Livingstone besonders angelegentlich, und der Kaffer lernte bald lesen und fand solche Freude an der neuen Beschäftigung, daß er der Jagd entsagte. Er, der vorher spindelbürt gewesen, nahm nun an Körperfülle wie Weisheit zu und saß tagelang über der Bibel. Sein Liebling war der Prophet Jesaias, von dem er zu sagen pflegte: „Ein ganzer Mann dieser Jesaias, der verstand zu reden.“ Um seine Unterthanen auch mit den Segnungen des Christenthums vertraut zu machen, empfahl er Livingstone ein drastisches, echt afrikanisches Mittel. „Wähnst Du denn,“ sagte er ihm eines Tages, „diese Leute werden niemals dadurch glauben lernen, daß Du blos sprichst? Ich kann sie nur dadurch zu etwas bringen, daß ich sie tüchtig prügle, und wenn es Dir genehm ist, so wollen wir die Vornehmsten zusammenerufen und sie alle mit der Litupa (Peitsche aus Nilpferdhaut) gläubig machen!“



David Livingstone.

Nach einer 1865 in London aufgenommenen Photographie.

Drei Jahre lang war Setšeli Livingstones Jüdling; dann verlangte er die Taufe. Jeder von seinen nun überflüssigen Frauen gab er ein neues Kleid, ließ ihnen sämtliche Habseligkeiten und schickte sie zu ihren Eltern zurück. So einbeweiht empfing er nun mit seinen Kindern die Taufe, während sein Volk noch unter dem Einflusse der Regenmacher und Zauberer verblieb.

Wir können hier nicht Livingstones Thätigkeit als Missionar weiter verfolgen, die er an verschiedenen Orten in Südafrika ausübte, vielfach kam er dabei in Streit mit den holländischen Boers der benachbarten Transvaalrepublik, die er wiederholt besuchte. Wir wenden uns jetzt lieber dem Reisenden zu, der eigentlich erst 1849 beginnt, das Forschungswerk mit Eifer zu betreiben und zunächst beschließt, den im Norden gelegenen See Ngami aufzusuchen, von dem man wohl viel erzählen hörte, den aber noch kein Europäer gesehen hatte. Und damit beginnt die Laufbahn, welche Livingstone berühmt machen sollte, denn das ganze weite Gebiet Südafrikas, welches von seiner Station Kuruman, nördlich vom Kapland, bis fast zum Aequa-

tor reicht, ist in seinen Hauptzügen nach und nach von Livingstone entschleiert und entdeckt worden. Haben auch später, in seine Fußtapfen tretend, andere Forscher nicht unwesentlich mitgeholfen, so kann man doch sagen: Südafrika ist durch Livingstone der Wissenschaft erobert worden. Keiner hat so wie er die Sprachen, Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen Südafrikas kennen gelernt; er war völlig vertraut mit den Schwarzen, er rebete ihre Sprache (denn ganz Südafrika kennt nur eine große dialektisch wenig verschiedene Sprache) so fließend wie Englisch und mußte, als er später seine Werte in der Muttersprache niederschrieb, um Entschuldigung bitten, „daß sie ihm während des langen Aufenthalts ungeläufig geworden.“

Von Kolobeng aus brach Livingstone mit Weib und Kindern in großen Ochsenwagen auf und am 1. August 1849 entrollten sich vor seinen Blicken zum ersten Male die Fluten des Ngamisees, des ersten von ihm entdeckten und auch des kleinsten, denn Livingstone ist späterhin ein förmlicher Seenentdecker geworden, und die Wasserbeden Innerafrikas, die er später fand, den Njassa- und Schirwasee, den Bangweolo, Moero, Rama-

londo zc. sind alle weit bedeutender als der kleine Ngami, welcher indessen dadurch Bedeutung hat, daß er das Sammelbecken einer Anzahl unabhängiger Ströme ist.

Kolobeng, wo Livingstone nun seine Station aufgeschlagen hatte, wurde der Ausgangspunkt zahlreicher Reisen, die sich immer tiefer und tiefer ins Land erstreckten und jedesmal der Wissenschaft Gewinn brachten. So zog er 1851 in das Land der Makololo zu dem mächtigen Häuptlinge Sebituane, der eine Rolle in der innerafrikanischen Geschichte spielte. Dabei war viel wüßtes Land zu passiren, und das Zugvieh machte die Bekanntschaft der giftigen Tsetsefliege, jener Geißel Innerafrikas, welche auf weite Strecken hin jeden Transport durch Hausthiere verhindert, da sie alle ihren giftigen Stichen erliegen. Ochsen, Pferde, Hunde fallen ihr sicher zur Beute und Livingstone verlor auf dieser Reise durch sie allein 43 Ochsen. Natürlich ist ein solches Insekt ein völliges Hinderniß für den Verkehr, ja die Civilisation, und weite Strecken werden durch sie geradezu unpassirbar gemacht, denn ein Mittel zur Bekämpfung dieses Insekts, das nicht größer als unsere Hausfliege ist, kennt man bisher nicht.

Bei Sebituane und den Makololo fand Livingstone die freundlichste Aufnahme, man schenkte ihm neues Vieh und ehrte ihn hoch. Das tapfere Volk gefiel ihm dermaßen, daß er es besonders ins Herz schloß und zum Christenthum bekehren wollte; jedoch hat hier Livingstone sich wohl zu sehr hinreißen lassen, denn nach allen späteren Berichten zeigten sich die Makololo keineswegs als das, wofür Livingstone sie ausgab.

Indessen, was uns die Hauptsache ist, Livingstone hatte bei den Makololo einen festen Anhaltspunkt gefunden, und mit ihrer Hilfe konnte er weiter vordringen, und auch als Sebituane plötzlich starb, erwiesen sich seine Nachfolger dem Reisenden nur förderlich und gestatteten ihm, bis an den Sambesi vorzudringen, den er Ende Juni 1851 zum ersten Male mitten im Herzen Afrikas entdeckte. Es war der große, von Westen nach Osten fließende Strom, der in der ferneren Entdeckerlaufbahn Livingstones noch eine bedeutende Rolle spielen sollte. Hier erst im Angesicht dieses tiefen zwischen 300 und 600 Ellen breiten Stromes erwachte die eigentliche Entdeckerlust in Livingstone, jetzt beschloß er sich ganz dem Forschungswerke zu widmen und führte zunächst, um unabhängig und frei zu sein, seine Familie nach der Kapstadt zurück, wo er im April 1852 eintraf und zum ersten Male nach elf Jahren wieder den Anblick civilisirter Zustände genoß. Rührend war der Abschied; die in Afrika geborenen Kleinen segelten unter der Obhut der Mutter nach England, der Vater wandte seine Schritte zurück ins Innere, wo er neben seinem wissenschaftlichen Zwecke aber auch stets die Ausbreitung des Christenthums und die Unterdrückung der Sklaverei im Auge behielt; namentlich der letzteren hatte er ewige Feindschaft geschworen, und noch die letzten Depeschen, die er ein Jahr vor seinem Tode in die Heimat gerichtet, athmen glühenden Haß gegen die unmenschlichen Sklavenhändler Ostafrikas.

Auch die Schwarzen Südafrikas haben ihre Politik und als Livingstone wieder ins Makolololand kam und mit Sebituanes Nachfolger, Sefeketu, darüber berieth, wie er am besten seine Reise weiter ins Innere fortsetze, mußte zuerst ein großes Bittsch, eine Versammlung abgehalten werden, in welcher über die Reise Beschluß gefaßt werden sollte. Man kam überein, daß mit der Seeküste ein direkter Handel eröffnet werden müsse, und hierzu eigne sich der weiße Mann vortrefflich. Das paßte Livingstone; sollte, was er beabsichtigte, später im Makolololand eine Mission errichtet werden, dann mußte auch diese auf die Küste sich stützen können. Also frisch auf nach Westen, hin zum atlantischen Ozean, durch Gegenden, die noch keines weißen Mannes Fuß betreten! — So lautete die Losung.

Es war ein ernstes Beginnen, und Livingstone schloß vorher mit der Welt ab; er ließ deshalb in der Makololostadt Linjanti sein Tagebuch zurück; erhielt 27 tüchtige Makololomänner als Begleiter und machte sich nun auf den Weg. Das war am 11. November 1853. „Da ich aber immer der Ansicht war, daß, wenn wir Gott dienen, dies auf männliche Weise geschehen müsse, so schrieb ich an meinen Bruder und

empfohl ihm mein Töchterchen, da ich fest entschlossen war, meinen Plan, diesen Theil Afrikas zu erschließen, entweder zur Ausführung zu bringen oder umzukommen.“ Mit diesen Worten machte er sich auf den Weg. Und es hat an Gefahren wahrlich nicht gefehlt. Zwar hatte er den Vortheil, daß seine Leute mit Feuerwaffen bewaffnet waren, doch gingen sie mit den Flinten schlecht um und verlangten dann „Flintenmedizin“ zur Reparatur; aber Alligatoren, Löwen und mehr noch Menschen, darunter einige bössartige „Häuptlinginnen“ legten ihm genug Hindernisse in den Weg. Er entdeckte auf dieser Reise den obern Lauf des Sambesi, Liambaie genannt, kam durch zahlreiche Länder, zu Völkern, die noch nie einen Weißen gesehen und fand unter andern bei dem mächtigen Häuptling Schinte glänzende Aufnahme, „dessen Mund jedoch traurig war, da er kein Ochsenfleisch hatte,“ und als Livingstone ihm ein Rind schenkte, da war der Freundschaft kein Ende. Wollte alles nicht helfen, dann holte er seine Laterna magica hervor, zauberte deren Bilder an die Wand und sprachlos war alles vor Erstaunen.

So schlug er sich durch, bald durch traurige, bald durch schöne Gegenden, in denen herrliche Vögel in den Wäldern jangen, die wildreich waren, durch schlangenreiche Sümpfe, über die Wasserscheide zwischen dem indischen und atlantischen Ozean hinweg nach Angola hinein. Hier, wo von hohen Bergen herab die Gewässer schon dem atlantischen Weltmeer zurinnen, trat er, nachdem Kassabi und Quango, zwei dem Kongo zueilende Ströme überschritten waren, in das Gebiet der Portugiesen ein und traf er in Kasandsche die ersten Europäer. Es waren die ersten Weißen, die er seit langem gesehen und hier auch verkaufte er das Elfenbein, das ihm der Makololohäuptling Sefeketu mitgegeben und das er vortheilhaft anbrachte. So war zwischen dem Makolololand und den portugiesischen Besitzungen in Angola ein Handel eröffnet. Von Kasandsche eilte er schnell weiter nach Westen und am 31. Mai 1854 lag der blendende Spiegel des atlantischen Ozeans bei St. Paulo de Loanda vor Livingstone und den erstaunten Blicken der Makololo, jenen schwarzen Söhnen Innerafrikas, die zum ersten Male den Begriff des Weltmeers hier erfaßten, Kriegsschiffe und Kirchen sahen und in ernstes Staunen über die Wunder der Civilisation geriethen.

Bis zum 20. September dauerte der Aufenthalt Livingstones in der Hauptstadt von Angola, dann machte er sich, von seinen Getreuen begleitet, auf den Heimweg nach Linjanti im Makolololand, wo er, fast auf demselben Wege wie auf dem Hinwege, im September 1855 wieder anlangte. War das ein Wiedersehen und eine Freude und welche Mordgeschichten erzählten nicht die Makololo, die das Meer und die Kriegsschiffe gesehen! Nur eins war fatal — ihre Weiber hatten sich unterdessen wieder verheirathet, und sagte auch einer der Begleiter: „Nun, Weiber gibt's wie Heu, ich bekomme schon eine wieder!“ so war den Schwarzen die Sache doch nicht ganz recht. Livingstone verwandte sich für sie beim Häuptling und verschaffte wenigstens jedem eine Frau wieder. Damit war die Sache abgethan.

Sefeketu war mit den erreichten Handelsvortheilen und der Eröffnung eines Weges nach dem atlantischen Ozean zufrieden, aber wie schwer hatte Livingstone dies erkaufte; vom Morgen bis zum Abend schüttelte ihn das Fieber, ein Anfall löste den anderen ab; gezwungen, Monate lang auf dem feuchten Erdboden zu schlafen, heftigen Regengüssen ausgesetzt, als Nahrung fast nur auf Maniokmehl und wieder Maniokmehl angewiesen, oft bei einer Hitze von fast 40 Grad marschierend, war er dem Tode nahe. Und doch trug er sich bereits mit neuen Plänen; er wollte, nachdem er vom Makolololand aus nach Westen zu den Ozean erreicht, nun auch nach Osten zum indischen Ozean vordringen, indem er dem Laufe des Sambesistromes folgte.

So brach er denn im November 1855 abermals auf, um zunächst den wunderbaren Wasserfall Mosiwtatunja zu besuchen, dessen Name der „tönende Rauch“ bedeutet. Er hatte schon viel davon gehört, war aber erstaunt, als er, noch eine deutsche Meile von dem Skatarakte entfernt, fünf riesige Rauchfäulen

aufsteigen sah — den Gesicht des in den tiefen Felsenschlund stürzenden Wassers. Die Schilderung des Naturwunders, das Livingstone später noch einmal sehen sollte, ist enthusiastisch, permanent erhebt sich über ihm ein Regenbogen, „Götterstab“ von den Eingeborenen genannt, und der Vergleich, den spätere Reisende anstellen konnten, ergab, daß der Mosiwatunja den Niagara an Pracht, Großartigkeit und Schönheit übertreffe.

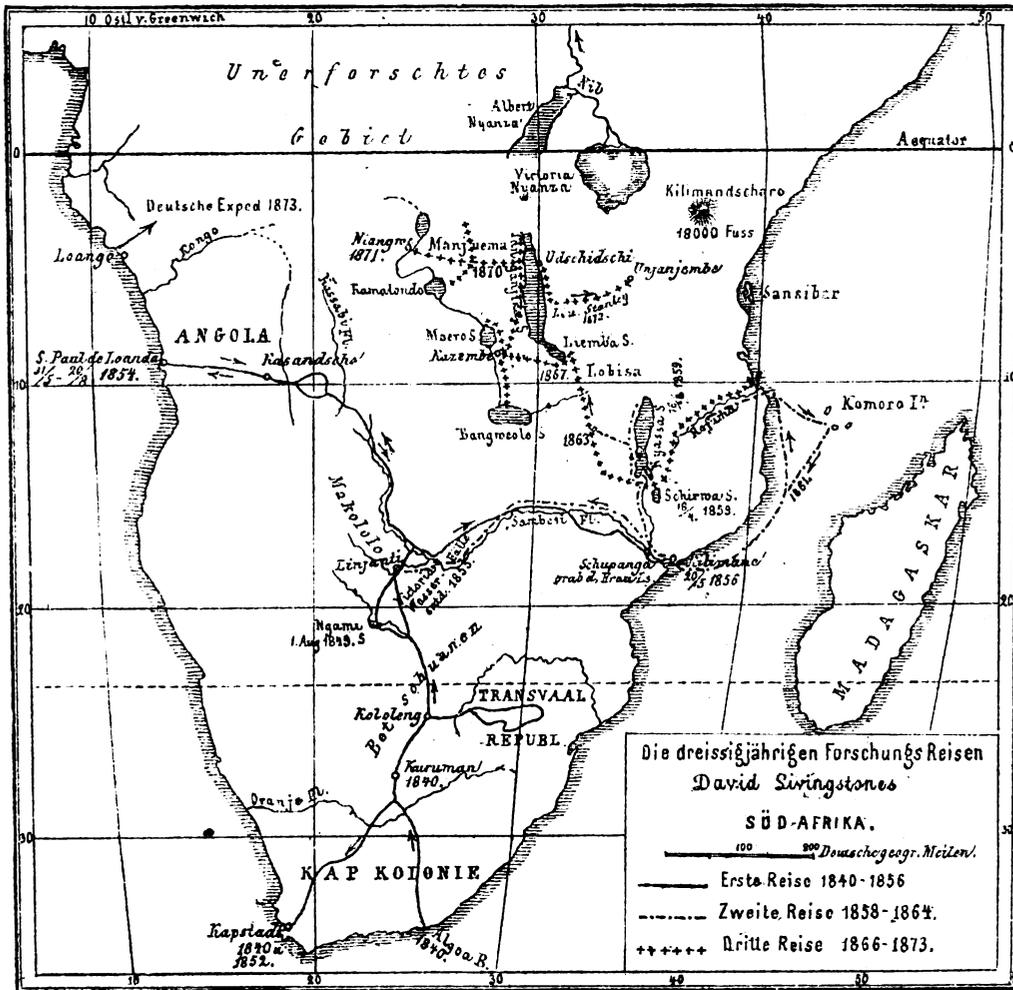
Theils im Kanoe fahrend, theils marschierend zog Livingstone den Sambesi abwärts, bis er Mitte Januar 1856 in dem zerfallenen Orte Zumbo die ersten Spuren von Portugiesen traf, die sich mehrten, je näher er der Küste kam, die er in Kilimane am 20. Mai erreichte. So hatte er zum ersten Male, was vor ihm kein Europäer gethan, den afrikanischen Kontinent von West nach Ost seiner ganzen Breite nach gekreuzt, von Loanda am atlantischen nach Kilimane am indischen Ozean! Hier erhielt er Nachrichten von seiner Familie, von der er drei Jahre nichts vernommen, und schiffte er sich nach England ein, nachdem er den Matololo, die ihn bis hierher begleitet, versprochen, daß er wiederkommen und sie in ihre Heimat zurückführen wolle. Und er hat Wort gehalten.

Wie ein Fürst ward der heimgekehrte Livingstone gefeiert; die Königin Viktoria, nach der er die entdeckten Wasserfälle benannte, empfing ihn, die Londoner geographische Gesellschaft verlieh ihm ihre große goldene Medaille, und des Ruhmes und Lobes war kein Ende für den bescheidenen Mann, der fast ohne Waffen, ohne Geld so Großes geleistet. Er entwickelte nun seine Ansichten, wie Afrika civilisirt werden müsse, empfahl die Ausdehnung des Baumwollenbaus bei den Schwarzen und die Anlegung einer Missionsstation im Matolololande. Geld war bald in großer Menge flüssig, und Livingstone entschloß sich zu einer neuen Reise. Zuvor aber verfaßte er sein Reisewerk, von dem binnen wenigen Monaten 30,000 Exemplare abgesetzt wurden; ein riesiger Erfolg!

Schon am 10. März 1858 schwamm Livingstone auf einem Dampfer wieder nach Afrika; diesmal reich mit Mitteln versehen und begleitet von seinem Bruder Charles und dem Arzte Dr. Kirk. Zunächst sollte der Sambesi näher erforscht werden, um darzuthun, ob er sich zu einer Handelsstraße nach dem Inneren eigne. Indessen die zahlreichen Stromschnellen, bis zu denen Livingstone in einem Dampfer vordrang, waren die Ursache eines negativen Ergebnisses. Nun wurde die Um-

gebung weiter erforscht; Livingstone untersuchte den Fluß Schiré, der in den Sambesi von Norden her mündet, und fand in dessen Nähe am 18. April 1859 den Schirwasee und endlich, indem er noch weiter nach Norden vordrang, am 16. September den Nyassasee, auf dem sein Boot weit nach Norden hin fuhr und dessen westliche Uferlandschaften er untersuchte. Damals konnte der kühne schottische Reisende nicht ahnen, daß fast zu derselben Zeit am östlichen Ufer ein erst dreiundzwanzigjähriger deutscher Forscher eintraf: Dr. Albrecht Roscher, der dort bis zum Frühjahr 1860 weilte, wo er zu Hifonguny dem vergifteten Pfeile eines Schwarzen erlag. Nur einen Monat später als Livingstone war er am See eingetroffen, sonst wäre Roscher die Palme der Entdeckung zugefallen, die nun dem großen schottischen Reisenden gebührt. Der Nyassasee ist, so kann man sagen, der Liebling unter den zahlreichen Seen geworden, die Livingstone entdeckte. Seine klaren schönen Fluten, in welche die bewaldeten Berge herabschauten, die zahlreiche gewerthätige Bevölkerung an seinen Gestaden wußte Livingstone nicht herrlich genug zu schildern, auch das Klima in den Hochlanden stellte er als prächtig dar. Das ganze sei ein Baumwollenparadies und dieser Ausdruck trug nicht wenig dazu bei, gerade diese Gegend in England als vorzugsweise zur Anlage einer Missionsstation geeignet zu betrachten.

Bon Seiten der Universitäten Cambridge und Oxford wurde 1860 unter Bischof Madenzie die Universitätsmission ausgerüstet, die aus sieben Mitgliedern bestand und sich zu Magomero in den Mangandscha-Hochlanden am Nyassasee niederließ. Der Verlauf dieser ganzen Mission aber, die auf fürchterliche Weise zu Grunde ging, zeigte, daß Livingstone einen Mißgriff gethan hatte. Bischof Madenzie gefiel sich im Kriegsführen; Hungersnoth und Pestilenz, die in das Baumwollenparadies hereinbrachen, thaten das übrige, und mit Ausnahme des Missionars Rowley legte sich einer nach dem andern nieder, um zu sterben. Livingstone mußte mit eigenen Augen diesem schmerzlichen Untergange seines Werkes im Jahre 1861 zusehen, ohne helfen zu können. Aber ein bei weitem größerer Schmerz stand ihm noch bevor, denn er sollte die treue Gefährtin seines Lebens, die ihm zuerst, als er seine Laufbahn in Afrika begann, zur Seite gestanden, in diesem heimtückischen Lande verlieren. Frau Livingstone langte im Januar 1862 in der Sambesimündung mit einem englischen Kriegsschiffe an,



Karte von Südafrika zu Livingstones Reisen.

welches für ihren Mann einen kleinen zerlegbaren eisernen Dampfer brachte. Herzlich war das Wiedersehen der lange Getrennten, aber nur kurz sollte die Freude des Weisammenweilens sein. Ueberall herrschte ringsum an der Sambesimündung Fieber, das selbst in großen Mengen die Eingeborenen dahin raffte, bei denen man überall Streifen von Palmblättern um die Stirn als Zeichen der Trauer erblickte. Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne entwickelte aus den Sümpfen böse Miasmen.

In diese ungesunde Atmosphäre wurde nun die zarte Europäerin gebracht, welche auch sofort, trotz aller Pflege und angewandten Hilfe, am Abend des 27. April 1862 dem Fieber erlag. Während der Nacht wurde für sie ein Sarg gezimmert und unter einem großen Baobabbaume bei Schupanga am Sambesi ein Grab bereitet. Dort bettete sie unter Thränen

der betrübt Livingston in die heiße afrikanische Erde, und der englische Geistliche Steward hielt ihr die Leichenrede. Schlag auf Schlag hatte jetzt Livingston getroffen — aber dieser war der härteste. In Livingstones Reisewerk heißt es über den Tod der edlen Frau: „Diejenigen, welche nicht sahen, wie dieses tapfere gute englische Weib zu Kolobeng ein gemüthliches Haus schuf, tausend englische Meilen landeinwärts vom Kap und als die Tochter eines Moffat und als Christin den wohlthätigsten Einfluß auf die rohen Stämme des Innern ausübte, werden sich vielleicht wundern, wie sie dazu kam, den Gefahren und Mühseligkeiten dieses niedergetretenen Landes zu trotzen. Sie kannte sie alle und wurde in dem uninteressirten und pflichtvollen Versuche, ihre Arbeiten zu erneuern, zur Ruhe berufen. Herr, dein Wille geschehe!“

(Schluß folgt.)

## Am Familientische.

### Spreewaldschule.

(Zu dem Bilde auf S. 325.)

Drückende Sommerschwüle lag auf der Landschaft; ruhig und träge floß die Spree dahin, überschattet von uralten Eichen und Erlen. Blaue Vögelchen spielten im Schilf des Ufers und auf den gelben und weißen Teichrosen, die an langen Stengeln im Wasser schwankten. Kaum ein Laut durchdrang die Luft, er komme denn vom Wasser, das plätschernd zurückfiel, wenn der Fährmann, der unseren Kahn lenkte, seine Stange zum Stoße ausholte.

Da lenkten wir um eine Ecke; der Kanal verbreiterte sich, und ein Gebäude, wohl doppelt so groß als die sonst so bescheidenen strohgedeckten Hütten des Spreewälders, wurde sichtbar. Die niedrigen Fenster waren alle geöffnet, um der Luft freien Zutritt zu gewähren, und als unser Kahn nahe genug herangekommen, um das Zimmer zu übersehen, bot sich uns ein überraschender Anblick.

Da saßen dicht gereiht die Kinder des Spreewalds beisammen; die Mädchen in ihrer sauberen kleidsamen Tracht mit dem bunten Zipseltuche über dem Kopfe, und dabei die Knaben, die in Ermangelung einer nationalen Kopfbedeckung so gerne die preussische Militärmütze mit der schwarzweißen Kokarde trugen.

Wir konnten, ruhig im Kahne sitzend, jedes Wort vernehmen, das der würdige alte Lehrer mit seinen Jünglingen sprach. Er erläuterte ihnen das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge. Ein kleiner Bursche mußte aus der Bibel die Stelle (Matth. 20) vorlesen. Er begann also:

„Das Jmmelreich is gleich 'n Ausvater, der 's Morgens ausging, Harbeiter zu miethen in sain'n Weinberg. Und wie a mit die Harbeiter jens wurde um 'n Groschen vor Tagelohn, schickt a sie in sain'n Weinberg. Und gung aus um die dritte Schtunde und sag Andire am Marchte miessig schtehende. Und saate zu sie: Gehst ihr auch hin in Weinberg, ich wer aich gän, was recht is. Und sie gangin in (hin). Und gung a aus um die sexte und nainte Schtunde und that wieder so — —“

Das war ein wunderbares Deutsch, mit einem Accente vorgetragen, der sofort verrieth, daß der Knabe das Deutsche nicht als seine Muttersprache gebrauchte. Und so war es auch. Lauter unverfälschte Wendenkinder saßen hier auf den Schulbänken, wo ihnen zugleich mit den Mythen des Lesens und Schreibens die deutsche Sprache beigebracht werden muß, die sie zur Zeit ihrer Konfirmation fast durchgängig bereits sehr gut reden. Aber, wie es wohl nicht gut anders möglich, schlägt überall bei ihrem Sprechen das Wendische leicht in Wörtern wie Redensarten wieder durch, und an der falschen Anwendung des *h* im Anlaut kann man sofort den Wenden erkennen. Er setzt es namentlich bei den mit a beginnenden Wörtern falscher Weise und läßt es andererseits, wo es hingehört, wieder weg. Da kann man Redensarten hören wie „der 'immel is 'eute sehr 'eiter“ oder „wir Menschen stammen von „Hadam hab“, und das Gebet schließt mit „Hamen“.

Soll der Wende im bürgerlichen Leben vorwärts kommen, so bedarf er unbedingt der deutschen Sprache; sein eigenes slavisches Idiom ist ihm ein Kapital, das nicht nur keine Hinfen trägt, sondern obendrein noch Kosten verursacht und den Besitzer hindert, in den großen Kreis der Welt zu treten. Darum wird darauf gesehen in Sachsen wie in Preußen, wo der noch 130,000 Seelen zählende Rest des einst mächtigen Volkes in der Lausitz wohnt, daß alle Wenden deutsch lernen und

in der deutschen Sprache ihre wesentliche Ausbildung erhalten. Aber fern davon, die wendische Sprache ganz zu verdrängen, bewahrt man ihr in der Schule immer noch ein bescheidenes Plätzchen und erteilt auch meistens den Religionsunterricht in derselben, desgleichen dient das Wendische zur Vermittelung des Deutschlernens.

Es ist ein mühseliges Werk, das der Lehrer im Wendenlande zu vollbringen hat. Er soll in zwei Sprachen unterrichten, und wenn er nun gar im Spreewalde wohnt, wird seine Arbeit doppelt erschwert. Wie die Leser wissen, ist dort aller Verkehr nur mittels Rähnen, die auf den Spreearmen fahren, herzustellen. Einsam, weit von einander entfernt, liegen im Walde die Hütten des Spreewälders, und von da aus fahren denn alltäglich die Kleinen zur Schule, vor der eine ganze Flotte von Rähnen bereit liegt. Ist's aber Winter und die Spree ist glatt gefroren, dann schnallt alles die Schlittschuhe unter und eilt in fröhlicher Fahrt auf der spiegelnden Eisbahn zur Schule.

Wir haben sie im Sommer belauscht. Jetzt schließt der Lehrer, und noch ein geistlich Lied erschallt zum Schluß aus den jungen frischen Kehlen. „Hach, bleib mit Deiner Gnade!“ stimmen die Kleinen an. Der Gesang ist zu Ende und alles stürzt hinaus ins Freie zu den Rähnen, während der würdige Lehrer ermahnt, recht vorsichtig zu sein, damit keines verunglücke. Aber er braucht kaum zu ermahnen. Jene sind halbe Wasserratten. Da fahren sie hin in die einsamen Spreewaldhäuser, in deren letztes sie deutsche Sprache tragen, die immer weiter und weiter im Wendenlande um sich greift und schließlich das Wendische ganz verdrängt haben wird.

### Briefkasten.

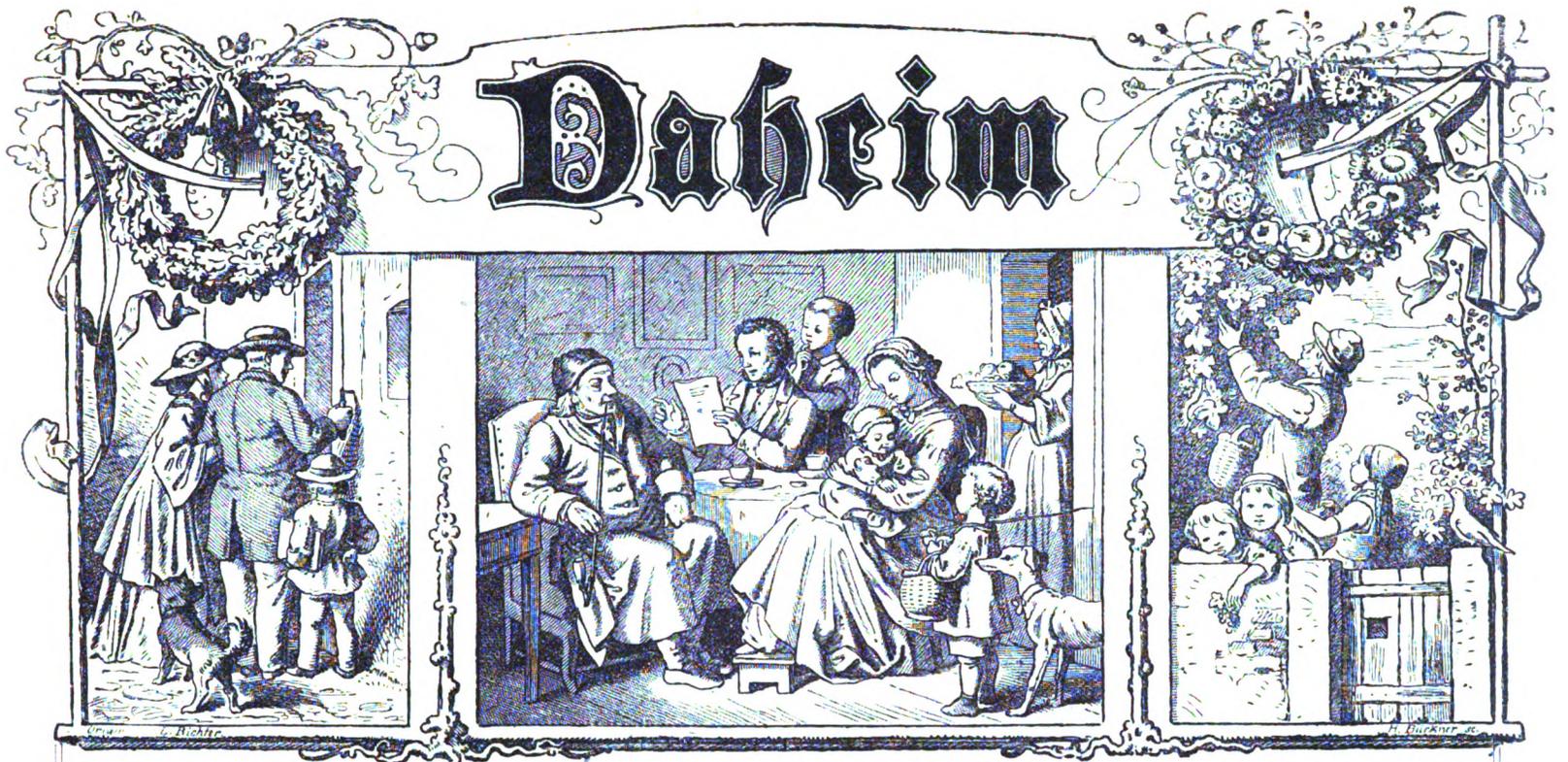
Herrn Lehrer W. L. in Ebersfeld. Wir haben Ihre Angabe geprüft und gefunden, daß die schwedischen Zündhölzer sich allerdings schon durch Weiben auf weißem glatten Papier entzünden. Wo bleibt nun der Vortheil gegenüber gewöhnlichen Streichhölzern? — N. F. in M. G. Der Verfasser der „Jugend-erinnerungen“ will nicht genannt sein, sonst würde er seinen Namen wohl zu seinen Mittheilungen hinzugefügt haben. Er ist zwar vielfach erathen worden, doch zieht er eine, wenn auch durchsichtige, Anonimität vor. — N. G. in C. und „Immergrün“. Nicht brauchbar. — N. in M. Soll berücksichtigt werden. — *Daheimfreund in New-York*. Das „Sonntagsblatt der N.-Y. Staatszeitung“, das Sie uns gütigst zuleiden, ist allerdings charakteristisch für die Zustände der deutsch-amerikanischen Presse. In einer Nummer mehrere Kapitel des neuen Freitaglichen Romanes: „Das Rest der Hann-Dinge“ und aus dem Daheim die Romelle Diebst. „Der Märzministe“ außer sonstigen kleineren Artikeln deutscher Blätter nachzubringen ist ein starkes Stück; freilich hängt kein Geiz bisher die deutsche Presse gegen ein berattiges Raubschloß, aber der literarische Zustand unserer Landsleute jenseits des Ozeans sollte uns davor schämen; zum mindesten sollte man die deutschen Blätter angeben, aus denen man nachdrückt, aber selbst diese Rücksicht beobachten jene Herren niemals. — Dr. F. in L. Die Kriegsberichte des berühmten William Russell sind zuerst in der Kölnischen Zeitung, dann aber ausführlicher und sorgfältiger bearbeitet als Buch bei S. Pitzel in Leipzig unter dem Titel: „William Russells Kriegstagebuch, mit Genehmigung des Verfassers bearbeitet von Mag. Schlessinger“ erschienen. Der Vorrath dieser ganz freien Bearbeitung besteht, außer der eleganten angenehmen lesbaren Sprache, in einer höchst erquicklichen Kürzung des 600 Seiten umfassenden Originals auf circa 200 Seiten. Sie werden es mit Vergnügen lesen, obgleich wahrscheinlich nicht ohne manche kritische Handglossen dabei zu machen.

**Inhalt:** Das grüne Thor. Roman von Ernst Wichert. — Aus der Werkstatt des Generalstabsbuches. Von W. v. Dünheim. — Der Droffart von Zehst. (Fortsetzung.) Roman von G. Hefekiel. — David Livingston, der Erforscher Südafrikas. Von Richard Andree. Mit Porträt und Uebersichtskarte. — Am Familientische: Spreewaldschule. Zu dem Bilde von Prof. Frejschmer.

### Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Das Daheim ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland durch jedes Postamt gegen Zahlung des Quartalsbetrages; nach den übrigen Ländern durch die Postamts-Zeitungsexpedition in Köln a. Rh., an welche der jedesmalige Quartalsbetrag franco vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist. Nach Frankreich für 1 Thlr. 1 Sgr. 6 Pf., nach England für 1 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf., nach Spanien und Portugal für 1 Thlr. 4 Sgr., nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika für 1 Thlr. 17 Sgr., nach anderen überseeischen Staaten via Suez und Panama für 1 Thlr. 15 Sgr. 3 Pf., nach anderen überseeischen Staaten exel. derjenigen via Suez und Panama für 1 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf. Außerdem durch alle Buchhandlungen. Einzelne Nummern zur Ergänzung, durch die Buchhandlungen pro Nr. 2½ Sgr., von uns direkt bezogen incl. Frankatur à 3¼ Sgr. Einbanddecken zu jedem Jahrgang durch die Buchhandlung oder von uns direkt à 14 Sgr.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Roemig in Leipzig.  
Verlag der *Daheim-Expedition* (Feldagen & Klasing) in Leipzig. Druck von J. G. Teubner in Leipzig.



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Hefen bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 28. Februar 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N<sup>o</sup> 22.

### Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

#### II.

Es war Abend geworden oder vielmehr, trotz der frühen Stunde, schon Nacht, als die beiden Männer auf die Straße hinaustraten. Der Mond stand am dunkelblauen Himmel und zeichnete die Umrisse der Facaden in tiefen Schatten auf das Pflaster von Quadern. Der Professor führte den jungen Mann, zu dem er schnell eine freundschaftliche Neigung gefaßt zu haben schien, die schöne Via Calzajoli hinauf nach dem Baptisterium und um den Dom herum, dann durch allerhand enge Gassen zurück zur Piazza della Signoria, wo Amberger staunend vor der im Mondlicht noch gewaltiger erscheinenden Steinmasse des Palazzo Vecchio und dem sich darüber schlang aufschwingenden Thurm stehen blieb, endlich unter den Arkaden der Ufficien hindurch nach dem wie Silber hingleitenden Flusse. Sie wanderten am Lung' arno auf und ab, lehnten sich am Wehr über die vorspringende Kaimauer, dem Spiel des Wassers zuschauend, und nahmen dann unter dem Zeltbache einer Konditorei Platz, um Eis zu essen. Nun erst zeigte Amberger sich wieder zu einem Gespräch willig.

„Ich hielt Sie, als Sie ins Coupé einstiegen, für ein Kind dieses schönen Landes,“ sagte er, „und Ihre Andeutung vorhin im Speisesaal beweist mir, daß ich mich nicht ganz täuschte. Ich verstand doch recht, daß Sie Ihren Namen verdeutsch haben?“

„Den Namen meiner Mutter — allerdings,“ antwortete der Professor, eine Cigarre aus dem Etui ziehend. Amberger legte die Hand darauf. „Versuchen Sie diese,“ fiel er schnell ein, seine eigene Tasche präsentirend, „ich habe ein paar Kisten eingeschmuggelt.“ Der Professor griff ohne Bedenken zu. „Der gleichen feltene Waare darf man sich nicht entgehen lassen. Ah! Man lernt die Heimat in der Fremde schätzen.“

„Den Namen Ihrer Mutter — sagten Sie?“

„Freilich! Die treffliche Frau, die ich liebe und verehere,

hat den Eigensinn, mir den Namen meines Vaters vorzuenthalten, obgleich sie sich, wie ich überzeugt sein darf, desselben durchaus nicht zu schämen hat. Ich für mein Theil bin geneigt, einen Namen als etwas an sich sehr Gleichgültiges anzusehen, und der meiner Mutter ist mir gerade so viel werth als der meines Vaters. So viel ist übrigens unzweifelhaft, daß meine Mutter verheirathet war und von ihrem Manne geschieden ist. — Sagte ich, sie enthalte mir den Namen vor? Das ist eigentlich nicht ganz richtig. Sie spricht nur von diesen Verhältnissen gar nicht, die ihr wahrscheinlich sehr traurige Erinnerungen erwecken, und ich frage nicht danach. So lange ich sie kenne, ist sie Opernsängerin gewesen — o, zu ihrer Zeit einmal eine kleine Berühmtheit. Jetzt lebt sie schon seit Jahren von den Renten des geringen Kapitals, das sie von ihren Gagen ersparte, und des größeren, das sie in mir angelegt hat, als sie mir eine gute Erziehung geben ließ. In der That danke ich ihr alles, was etwa an mir schätzenswerth ist; warum sollte sie nicht dafür das Recht in Anspruch nehmen, mir ihren Namen zu vererben, der für viele tausende den allerbesten Klang hatte? Sie nennt sich Kamilla Bellarota.“

„Ah! Und Sie machten daraus —“

„Das deutsche Schönrade, das Sie von meiner Visitenkarte ablesen. Schon auf der Schule überzeigte man mich, und ich ließ mir das lieber gefallen, als die Verunstaltungen des italienischen Namens, zu denen die Jungen allemal bereit waren. Als ich mein erstes Buch in Deutschland und in deutscher Sprache herausgab, verstand es sich für mich schon von selbst, daß ich die Umwandlung als dauernd vollzogen ansah. Wenn nun mein Name in der Wissenschaft genannt wird, so kann ich mit einigem Recht behaupten, daß ich ihn mir selbst gegeben habe.“

„Mit bestem Recht!“

„Meine Mutter gewöhnte sich allerdings nur schwer daran. Sie ist nicht frei von Familienstolz und rühmt gern, die Bella-

rota seien ein Geschlecht von altem Adel gewesen. Davon spricht sie sehr gern, so wenig sie auch darüber zu sagen weiß. Sie war nämlich erst zehn Jahre alt, als ihr Vater starb, der ebenfalls den größten Theil seines Lebens in Deutschland zugebracht hat. Er war Kammerfänger bei irgend einem deutschen Fürsten und nebenher Schauspieler, behauptete aber immer, aus altadeligem Geschlecht zu stammen, und heirathete auch ein armes adeliges Fräulein, übrigens von deutscher Geburt, das zum Theater gegangen war. Die Frau starb ihm im ersten Wochenbett, er selbst war damals schon in vorgeschrittenen Jahren, verlor nicht lange darauf die Stimme, damit aber auch seine Anstellung, scheint mit seiner kleinen Tochter in dürftigster Lage von Ort zu Ort gezogen zu sein und ist im Spital irgend einer norddeutschen Stadt, in der er früher einmal glänzende Gastrollen gegeben hatte, verstorben. Carlo Bellarota hinterließ keine Legitimationspapiere, es stand nur fest, daß er diesen Namen jederzeit geführt hatte, so lange er in Deutschland lebte, das heißt, seit dem Anfang dieses Jahrhunderts. Meine Mutter sagte oft, freilich ohne nähere Motivierung, es sei ihr ganzes Unglück, daß sich ihres Vaters Taufschein nicht vorgefunden hätte. Nach seinen kurzen Aufzeichnungen auf dem Deckel eines alten Gebetbuches war ein Pietro Bellarota, der sich auch als Eigenthümer des Buches auf das Titelblatt geschrieben hat, sein Vater und er dessen einziger Sohn. Er sagt, derselbe sei im Gefängniß gestorben, nachdem man ihm wegen politischer Vergehen den Prozeß gemacht hatte. Er wollte die Republik wieder aufrichten, schreibt er, unter der seine Vaterstadt einst groß und mächtig gewesen war, und verlor darüber die Freiheit und den letzten Rest eines verschuldeten Familienbesitzes, so daß sein Sohn ganz mittellos in die Fremde gehen mußte. Das Gebetbuch, in dem Pietro auf dem Krankenbette in seiner Zelle gelesen, nennt er sein einziges Erbe. Den Namen der Stadt, in welcher die Familie einst begütert gewesen, verschweigt er, aber er verjäumt nicht anzuführen, daß ein Zweig in Rom und ein anderer in Neapel zu hohem Ansehen in päpstlichen und königlichen Diensten gelangt sei und daß sein Vater wahrscheinlich auch ein besseres Loos gehabt hätte, wenn er nicht seiner republikanischen Gesinnung unwandelbar treu geblieben wäre.“

„Und haben Sie nicht weitere Nachforschungen auf Ihren Reisen durch Italien angestellt?“ fragte Amberger mit der größten Theilnahme.

„Nur ganz beiläufig,“ versicherte der Professor. „Ich muß gestehen, daß mir diese Dinge wenig Werth haben und daß ich meine Zeit allemal glaubte besser brauchen zu können, als zu Untersuchungen über eine Herkunft, die für mich ganz beziehungslos geworden ist. Meine Großmutter und mein Vater waren Deutsche; ich selbst gehöre, ganz abgesehen davon, Ihrer Nation durch Erziehung und Denkungsart an. Warum also eine ganz nutzlose Neugierde befriedigen wollen? Meiner guten Mutter wegen habe ich freilich in Rom und Neapel Nachfrage gehalten und in einigen alten Registern von Hofbeamten auch hin und wieder unseren Namen angetroffen, aber es hätte den größten Zeitaufwand erfordert, diesen Spuren nachzuforschen. Und was hätte es geholfen, wenn ich endlich auch auf einen Pietro Bellarota oder Bellarota getroffen wäre? Es fehlte ja noch immer seines Sohnes Carlo Tauffchein, nach dem, wie ich annehmen durfte, schon einmal ganz vergeblich gesucht war. Warten wir also ab, ob vielleicht der Zufall dieses Dunkel lichten will; und wenn nicht, so werde ich sicher als bürgerlicher Professor Schönrade so ruhig sterben, als wäre mir ein Platz in der Familiengruft der Bellarota gewiß. Italien liebe ich deshalb nicht weniger, und um ihm einen Beweis meiner Achtung zu geben, habe ich bisher meine wissenschaftlichen Untersuchungen hauptsächlich auf seinen Boden gerichtet. Das ist alles, was ich für mein Großvaterland thun kann.“

Er winkte den Kellner heran und bezahlte. Es war spät geworden, als sie sich zur Rückwanderung nach ihrem Hotel anschickten. Amberger konnte nicht eintreten, ohne vor den Steinfiguren am Thor stehen zu bleiben und sie von allen Seiten zu betrachten. Schweigend und nachdenklich folgte er dem Professor, der eine bekannte Arie piff und oft zwei Stufen

mit einem Schritt bewältigte, die zwei Treppen hinauf in die Schlafzimmern. Er konnte sich nicht zu Bett legen, ohne mit dem Licht an dem Wandgetäfel entlang zu gehen und einige der merkwürdigsten Arabesken mit Bleistift in ein Skizzenbuch zu zeichnen. Der Professor polsterte nebenan mit seinen Steinen, kam aber früher zur Ruhe.

Am anderen Morgen beim Frühstück verfehlten sie sich. Professor Schönrade klopfte im Vorbeigehen bei Amberger leise an, merkte aber, daß er noch schlief, trank deshalb allein seinen Kaffee und hinterließ beim Portier, daß er in Geschäften einige Besuche zu machen habe, nach ein paar Stunden aber den Herrn abholen wolle. Philipp Amberger hatte vollauf Zeit, in dem alten Palazzo treppauf und treppab zu gehen, sämtliche Galerien abzuschreiten, die verbliebenen Bildwerke in Augenschein zu nehmen und auf dem Hof das kühle Wasser der kleinen Fontäne über seine von Italiens Sonne schon gebräunten Hände rieseln zu lassen. Dort gesellte sich Signor Uccello zu ihm und erkundigte sich höflich, wie er geschlafen habe. Er ließ Stühle herausschaffen, und das Gespräch über alle Sehenswürdigkeiten von Florenz war bald im lebhaftesten Gange. Unter drei bis vier Wochen sei selbst bei oberflächlichem Beschauen nicht fertig zu werden, meinte der Wirth und verwahrte sich sogleich dagegen, daß er als Gastwirth eigennützige Rathschläge gebe; er selbst habe noch nicht einmal alles gesehen. „Ich will aber von mir nicht sprechen,“ fuhr er fort, „denn mein Geschäft läßt mich selten fort, aber meine Tochter Lucia weiß Bescheid wie der beste Cicero und versichert doch noch immer Neues anzutreffen. Gemeinhin gehen die Reisenden zu flüchtig über Florenz hinweg, um nur eiligst nach Rom zu kommen.“ Amberger erkundigte sich nach Antiquitätenhändlern; er selbst sammelte alte Bücher, Gläser, Mosaik, Münzen. Der Wirth nannte einige Namen, wollte sich aber die näheren Daten noch von seiner Tochter geben lassen, die selbst große Liebhaberei für dergleichen habe. Amberger glaubte nun an das gestrige Versprechen erinnern zu dürfen, ihn in seine Familienwohnung einzuführen. Dazu war jener sofort bereit. „Es ist am besten, Sie sprechen gleich mit meiner Tochter selbst über diese Dinge,“ sagte er und schritt voran, den Weg zu zeigen.

Signora Uccello, eine ziemlich korpulente Dame, war noch im Negligé und bat wiederholt, die Dreistigkeit ihres Mannes zu entschuldigen, der so unwohnliche Räume für werth erachte, von einem weitgereisten Fremden besichtigt zu werden. Sie beklagte sich bitter über Mangel an Licht und Luft und versicherte, sie werde nicht lange leben, wenn ihr Mann das Quartier nicht gänzlich umbauere; sie wolle lieber in San Miniato begraben sein, als in diesem Gefängniß leben. Ihr Mann suchte nur immer die Achseln oder lächelte diplomatisch; er kannte wahrscheinlich die ganze Titanei schon auswendig. Als sie nach der Küche abberufen wurde, meinte er: „Die Frauen müssen immer etwas haben, worüber sie ihren Ärger auslassen können; das beschäftigt sie angenehm. Wollte ich ihr heute im Ernst den Vorschlag machen, unsere besten, schon sauber restaurirten Gastzimmer zu beziehen, sie würde sofort opponiren und mich einen Verschwender schelten. Sieht sie auch wohl danach aus, als ob ihr Licht und Luft fehlten?“ Er klopfte dabei an eine fast schwarze Thüre, deren Schnitzwerk schon längst Ambergers Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und rief: „Lucia, Lucia! Kann man's wagen, bei Dir einzutreten?“

Die Thüre öffnete sich schwer und doch leise, und auf die breite Schwelle trat eine schlanke Mädchengestalt. Das Zimmer hinter ihr erhielt sein Licht von einer anderen Seite als das Gemach, in dem die beiden Männer standen, und wurde bereits von der Sonne gestreift. Dadurch bildete sich ein lichter Goldgrund hinter der Figur, die selbst im Schatten des Thürrahmens sich um so kräftiger wie aus einem alten Bilde heraus hob. Die Sonne spielte über das Holzgetäfel der Wand hin und über einige Stühle mit hohen gedrehten Lehnen und gelben Lederpolstern; der abwechselnd gelbliche und bläuliche Marmor des Fußbodens schien wie durchsichtig, und die hohen venetianischen Gläser auf der Gesimsplatte des Kamins

flimmerten vor dem aus kleinen Abschnitten zusammengesetzten Spiegel in etwas verblichener Goldbeinfassung wie hingehaucht. Lucia trug ein dunkelblaues Kleid mit kurzer Niedertaille über der weißen Blouse mit Puffärmeln; an einem schmalen, mit silbernen Buckeln besetzten Ledergürtel hing ein kleines Täschchen von alter Arbeit herab, eine Korallenschnur hielt die Spitzekrause um den Hals wie ein rothes Band zusammen. Sie hatte der Mutter schwarzes Haar und des Vaters blaue Augen. Philipp Amberger erinnerte sich nicht, schon jemals ein so anmuthiges lebendes Bild gesehen zu haben, und ließ seinen Führer mit aller Umständlichkeit den Zweck des Besuchs erklären, um sich möglichst lange daran erfreuen zu können.

Lucia betrachtete den Fremden dabei von Zeit zu Zeit mit ihren großen ruhigen Augen, lächelte dann freundlich, trat zur Seite und ließ ihn ein. Sie hatte eben an einer Staffelei in der tiefen Fensternische an der Kopie eines alten Madonnenbildes gemalt. Das Zimmer war ganz im Geschmack des sechszehnten Jahrhunderts eingerichtet, Möbel, Teppiche, Bilder, Tapeten durchweg alt. Lucia räumte vom Sopha die Laute fort, die in der Ecke lehnte, und nöthigte die Herren, sich zu setzen. Sie selbst nahm in einem Lehnstuhl Platz, den sie hinter der Staffelei vorzog. Signor Uccello entschuldigte sich mit dringenden Geschäften und entfernte sich; die beiden jungen Leute blieben allein.

Es dauerte einige Zeit, bis Philipp Amberger sich aus seiner Verzauberung frei machte; er sprach nur wenig italienisch und schien jetzt jedes Wort vergessen zu haben. Sie versicherte, daß sie deutsch verstehe, wenn auch nicht zu sprechen wage, und forderte ihn auf, ganz nach seiner Bequemlichkeit zu wählen, sie werde in ihrer Muttersprache antworten. Von dieser Erlaubniß machte er gerne Gebrauch, und nun kam die Unterhaltung bald in Gang. Lucia zeigte mit immer größerem Eifer alle ihre kleinen Sammlungen vor, freute sich, wenn er mit Kennerblick die werthvollsten Stücke herausfand, ertheilte Auskunft und erläuterte die allerdings stellenweise schon sehr defekten Arbeiten der alten Holzschneidekunst in dem Wandgetäfel. „Ich lasse nichts davon entfernen,“ rief sie, „mag auch sonst das ganze Haus seinen schönen Schmuck verlieren, um langweilig für die Fremden modernisirt zu werden.“ Er lobte diesen Entschluß und wies auf eine sich öfters wiederholende Figur im Schnitzwerk, einen Reif mit zierlichen radialen Durchkreuzungen, hin, die er auch in seinem Logirzimmer bemerkt habe. „Sie finden sie im ganzen Hause,“ erklärte sie, „immer mit kleinen Abweichungen, die vor dem Erfindertalent des alten Meisters allen Respekt einflößen, aber in der Grundform gleich. Auch die beiden Steinfiguren am Portal tragen diesen Reif; und schauen Sie einmal zur Decke des Speisesaals hinauf, da finden Sie dieselben Linien in Stud als Einfassung der Bilder. Es muß eine Lieblingsform der damaligen Besitzer gewesen sein.“ — „Oder es hängt dieser Reif mit dem Wappen der alten Familie zusammen,“ meinte er, „ich habe auch in deutschen Schlössern ähnliche heraldische Zeichen angetroffen.“

Sie lenkte das Gespräch auf Deutschland über. „Ich möchte gerne einmal über die Alpen,“ sagte sie, „und mir meines Vaters Heimat anschauen. Aber es mußte Winter sein, tiefer Winter. Wir haben hier wohl auch im Dezember und Januar unfreundliches Wetter und mitunter sogar Schnee; aber einen rechten Winter, wie ihn mein Vater beschreibt, haben wir doch nicht, und ich möchte wohl wissen, wie ein gefrorener Fluß und eine Landschaft von bereiften Bäumen und ein Fenster mit Eisblumen aussieht.“

„So lockt uns immer der Gegensatz von dem, was uns gehört,“ erwiderte er freundlich nickend. „Wir Deutschen suchen hier das Land mit dem ewig blauen Himmel und dem warmen Sonnenschein, und Sie möchten sich am liebsten einmal von dem nordischen Winter durchschauern lassen. Sollte dieser Wunsch aber nicht erfüllbar sein?“

„Schwerlich, Signor, schwerlich.“

„Ich lade Sie zu uns ein, mein Fräulein. Meine Mutter, eine sehr würdige Kaufmannsfrau, wird Sie mit Freuden beherbergen, so lange Ihnen unser Winter gefallen kann, und ich selbst haufe auch in einem Raritätenkabinet, ähnlich wie das

Ihrige, nur freilich nicht so hübsch und mehr erkünstelt. Was meinen Sie dazu?“

Sie lachte munter. „Das läßt sich hören! Sprechen Sie einmal mit dem Vater. Ah! Ich habe deutsches Blut in den Adern, darum bin ich wanderlustig wie Sie. Aber ein Mädchen —“

Sie wurde durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen. Professor Schönrade kam, um seinen Reisegefährten abzuholen. Er schien für alle die Herrlichkeiten, die noch auf Tischen und Stühlen ausgekramt lagen, gar kein Auge zu haben und auch in Lucia nur eine junge Dame, wie andere junge Damen, zu sehen, mit denen man sich in höflicher Weise bei zufälligem Begegnen einige Minuten zu unterhalten pflegt. Das ärgerte Philipp, und er hätte am liebsten abgesehen, um länger bleiben zu können. Aber der Professor wollte davon nichts merken und zog ihn fort. Er konnte nur noch, um die anscheinend gerne gewährte Erlaubniß bitten, ein ander Mal wiederkommen zu dürfen.

„Ein hübsches Gesichtchen,“ sagte der Professor auf der Straße.

Amberger antwortete gar nicht. Wie konnte man da von einem „hübschen Gesichtchen“ sprechen!

Sie besichtigten den Dom. Der Professor hielt vor den einzelnen Sehenswürdigkeiten nicht lange Stand. „Schade, daß wir weiter müssen,“ äußerte er, als man „herum war“, „es ist hier so hübsch kühl.“ Auch dafür hatte der junge Kunstfreund nur ein mißbilligendes Schweigen; er hätte in der ärgsten Sonnenhitze stehen und alle die Schätze stundenlang bewundern mögen.

Schönrade winkte einen Fiaker heran. „Nach S. Marco! — Da gib's etwas für Sie, hoffe ich,“ sagte er, als sie eingestiegen waren, „Erinnerungen an Savonarola — alte Bilder, bei denen kaum noch eine Farbe zu erkennen ist, — Klosterzellen — was weiß ich? Ich werde mich an Ihrem Entzücken weiden, wenn Sie weniger egoistisch genießen wollen als im Dom.“ — „Ich bin dem Schönen und Altherwürdigen gegenüber gewöhnlich sehr still,“ bemerkte Amberger. — „Das ist eine etwas pedantische Angewöhnung, mein bester Landsmann, von Vaters Seite,“ lachte der Professor; „unser Enthusiasmus muß kein Schneckenhaus brauchen und selbst einen schlechten Witz überwinden können, wenn er vollwüchsig ist.“

Man fand sich nach und nach in einander. Amberger wurde mittheilbarer und Schönrade empfänglicher. Das Frühstück in einer Bizzarria mundete trefflich. Der Professor machte den Vorschlag, eine Mosaikfabrik zu besichtigen, und sein gutmüthiger Genosse war mit allem einverstanden. Dort hatte nun jeder etwas zu bewundern, Amberger die künstlichen Bildwerke, Schönrade die mannigfachen zum Theil sehr seltenen Steinarten. So kam die Zeit heran, in der das Diner im Hotel einzunehmen war.

Das erste, was Amberger that, als er sich an die Tafel gesetzt hatte, war, daß er zur Decke hinausschaute. Er hätte sich einbilden mögen, daß aus der Rosette in der Mitte ein Mädchenkopf herausschaute, der Lucia auf ein Haar glich. Es war natürlich Täuschung, aber mit der Figur hatte sie ganz recht: da war wieder der Reif, diesmal mit einem zierlichen Laubgewinde, und nach der Rosette liefen Bänder, so daß rund herum Dreiecke ausgeschnitten wurden, in die dann Bilder eingefügt waren. Und bei näherem Hinsehen war der Reif eigentlich ein . . .

„Aber um Himmels willen!“ rief der Professor, „Sie werden sich ein steifes Genick sehen, Verehrtester. Ist der alte Plafond wirklich werth, darüber die Suppe kalt werden zu lassen?“

Amberger starrte ihn ganz vergeistigt an. „Ich habe plötzlich eine Idee, lieber Herr Professor,“ sagte er geheimnißvoll.

„Ideen hat man immer plötzlich,“ witzelte derselbe. „Nun? Kann man wissen?“

„Mein Gott, es geht Sie ja ganz nahe an!“

„Mich? Da bin ich doch neugierig.“

„Die Familie Bellarota, von der Sie gestern erzählten —“

„Ach, lassen Sie sich doch deretwegen nicht im Essen stören.“

„Nein, nein, es ist etwas an der Sache. Sie war in Florenz anfassig.“

„Kann sein.“

„Es ist so, und wir befinden uns — im Palazzo Bellarota!“

Der Professor griff nach seiner Serviette, rückte den Stuhl ein wenig zurück und sah ihn fragend an. Dieser Blick konnte bedeuten: Bist Du etwa gestört, lieber Freund?

Amberger ließ sich aber nicht irre machen. „Schauen Sie einmal da hinauf,“ flüsterte er. „Was sehen Sie? Einen von Blumen umwundenen Reif, der in Wirklichkeit nichts anderes ist, als ein Radkranz. Und da bemerken Sie nun auch die, Nabe in der Mitte und die Speichen rundum. Das ganze ist ein Rad, ein schönes Rad — bella rota. Es wiederholt sich überall im Hause, auf Gesimsen, Fußböden; die beiden Thürsteher von Stein tragen es mit Flügeln in der Hand. Es ist kein Zweifel.“

Der Professor lachte auf, so laut, daß die ganze Tischgesellschaft sich nach ihm umschau und sein Nachbar blutroth wurde. „Lassen Sie sich's also schmecken im Palaste meiner Väter,“ sagte er mit einer huldvollen Handbewegung, „und sehen Sie den sehr ehrenwerthen Signor Uccello lediglich als meinen Hausverwalter an, der ganz zu Ihren Befehlen steht. Muß ich auch gegenwärtig noch dulden, daß allerhand fremdes und aus allen vier Windrichtungen — besonders aber von Norden — hergelaufenes Volk für sein gutes Geld in der Halle meiner Ahnen schmarozt, so hoffe ich doch über kurz oder lang bei meinen geologischen Studien auf ein Goldlager zu stoßen, das ergiebig genug ist, dieses alte Familienpfand auslösen zu können. Sie aber, mein Vester, der Sie gleichsam den Stempel entdeckt haben, durch den der ursprüngliche Eigenthümer sich sichern wollte, müssen sich allen Ernstes gefallen lassen, heute wenigstens mein Gast zu sein. Herr Wirth! Eine Flasche von Ihrem Allerfeinsten!“

Amberger wollte böse werden und mußte doch lachen. „Aber habe ich denn nicht recht?“ sagte er; „und sollte es sich für Sie nicht der Mühe verlohnen, diesen sehr deutlichen Spuren weiter nachzuforschen? Wenn mir das passirte, ich hätte keine Ruhe —“

„Bis Ihr Wissensdurst gestillt wäre. O, Sie Karitätenkrämer! Hat es denn wirklich für die Entwicklung der Menschheit irgend welche Bedeutung, ob dieser hier anwesende Professor Dr. Schönrade aus Berlin aus dem adeligen Florentiner Geschlecht derer Bellarota stammt oder ob sein Großvater für gut fand, sich für den Theaterzettel einen hübschen Namen zurecht zu komponiren, auf daß die Welt — Sie wissen doch: mundus vult decipi! — an seinen italienischen Tenor in Originalverpackung glaube? Das sollen Sie mir erst beweisen!“

„Aber Ihnen selbst kann es doch nicht gleichgültig sein —“

„Böllig! Es müßte sich denn eines schönen Tages in den öffentlichen Blättern eine Bekanntmachung finden, wonach irgendwo ein unzweifelhaft den Bellarota gehöriger Schatz aufgefunden wäre, zu dessen Hebung die Beibringung einer Stammtafel erforderlich. Aber ich habe besten Grund anzunehmen, daß die edlen Herren gänzlich ausgewirthschaftet haben, ehe sich über ihnen die Familiengruft schloß, und ich möchte die Erbschaft nicht einmal cum beneficio inventarii antreten, wie die Juristen sagen. Es ist das gescheidteste, wenn ich mich als einen homo novus betrachte, der selbst eine neue Dynastie zu gründen unternimmt, wozu denn freilich noch — eine Frau gehört. Aber wie wär's — da kommt mir wahrhaftig ein erhabener Gedanke — wie wär's, wenn ich mich in den Palast meiner Väter — einheirathete? Das reizende Uccellinchen, bei dem ich Sie heute traf —“

Philipp Amberger bekam plötzlich sehr heftiges Nasenbluten, stand auf und kehrte nicht mehr an den Tisch zurück.

Der Professor machte ihm vor dem Schlafengehen noch einen Besuch auf seinem Zimmer und fand ihn schreibend. „O Sie Pflichttreuer,“ rief er ihm zu, „sollten Sie eine Braut zu Hause haben, die jeden Tag ein Gedentzeichen erhalten muß?“

„Durchaus nicht,“ versicherte der junge Mann. „Ich schreibe an meine Schwester.“

„Sie haben auch eine Schwester? Schreiben Sie ihr, daß Sie hier mit einem unleidlichen Menschen zusammengetroffen wären, der aber zum Glück schon morgen wieder in die Berge abreißen werde.“

„Wie, Sie wollen so bald scheiden?“

„Also Sie merken, daß ich mich selbst meine. Um so besser — schreiben Sie das nur.“

„Aber, lieber Herr Professor, wenn Sie dieses Blatt lesen würden —“

Schönrade reichte ihm die Hand und sah ihm freundlich in die treuherzigen Augen. „Ich weiß nicht, wie es kommt,“ sagte er, „aber es ist mir, als ob wir nicht für alle Zeit Abschied nehmen. Ich glaube an den thierischen Magnetismus und an sympathische Annäherungen, die ihren Grund darin haben. Für jetzt — leben Sie wohl!“

Amberger schüttelte ihm recht warm die Hand. Er hatte sich über ihn geärgert und wirklich im Stillen gewünscht, das schöne Florenz nicht in seiner Begleitung sehen zu dürfen; nun war das vergessen, und es blieb wirklich etwas wie Betrübnis zurück, als sich die Thüre hinter ihm schloß.

Er schrieb seiner Schwester, daß er wahrscheinlich „sehr lange“ in Florenz bleiben werde, um sich seine Kunstschätze ganz zu eigen zu machen. Daß er bei diesen Studien auf Lucia's Unterstützung rechne, schrieb er nicht. Ueberhaupt war von ihr kein Wort in dem ganzen Briefe.

(Fortsetzung folgt.)

## David Livingstone, der Erforscher Südafrikas.

Von Richard Andree.

(Schluß.)

Man wird sich erinnern, daß Livingstone im Jahre 1856 die Makololo zurück gelassen, die ihn bis Kilimane am indischen Ozean begleitet hatten. Damals hatte er ihnen versprochen, sie in ihre Heimat zurückzuführen, und jetzt löste er sein Wort; er wollte den früher nur flüchtig aufgenommenen Lauf des Sambesi genauer erforschen und zugleich sehen, was aus dem Makolololande und den unterdessen angesiedelten Missionaren geworden war. In letzter Beziehung machte er freilich die trübsten Erfahrungen; schon unterwegs liefen viele der „treuen“ Makololo weg, da sie an der Ostküste zarte Verhältnisse eingegangen waren, und als er endlich wieder nach monatelanger beschwerlicher Reise das Makolololand erreicht, fand er überall Verfall, Noth, Elend, Tod. Und doch freute man sich, als er nach mehrjähriger Abwesenheit wieder eintraf, und der alte Ausrufer in Binjanti lief durch die Straßen und schrie aus Leibeskräften: „Ich habe geträumt! Ich habe ge-

träumt! Ihr Aeltesten, öffnet Eure Herzen und glaubt alle Worte des Monare (des Doktors), denn sein Herz ist den Makololo gegenüber weiß wie Milch. Ich träumte, daß er kommen werde, und daß unser Stamm erhalten bliebe, wenn Ihr zu Gott betet und die Worte Monares befolgt.“

Sekelatu, der Häuptling, lag an unheilbarer Krankheit darnieder und hatte die ins Land gekommenen Missionare beraubt, als sie vom Fieber geschüttelt wurden. Die letzteren waren einer nach dem andern gestorben. Doch wir können hier nicht die ganze Jammergegeschichte erzählen; Livingstone fand die leere Stätte, und auch sein zweites Urtheil über die Makololo, die er einst so gepriesen, klingt bedeutend gedämpfter als das erste; die Jugend sei degenerirt, meint er, und der verdiente schwedische Reisende Andersson, der die Makololo sehr genau kennen lernte, nennt sie geradezu eine Plage Südafrikas. Das Makololoreich, auf das Livingstone so große Hoffnungen baute, ist

Nachdruck verboten.  
S. 11, VI. 70.



Römerin mit Kind.  
Nach dem Gemälde von Souchon.

längst zerfallen. Hier stießen wir auf eine Täuschung des großen Mannes, wie denn auch die Hoffnungen, die er auf den Sambesi als eine große Handelsstraße nach dem Innern Afrikas setzte, zu Schanden wurden, da dieser Fluß nur eine gewisse Zeit im Jahre hohen Wasserstand hat und auch dann wegen der Katarakte nicht für Dampfer passierbar ist.

Nach verschiedenen Kreuz- und Querzügen in der Umgebung des Nyassasees und Sambesi kehrte Livingstone im Sommer 1864 nach England zurück, wo er sein zweites Reisetagebuch schrieb, das gleich dem ersten großes Aufsehen machte. Kaum aber hatte er die Feder niedergelegt, als der Plan zu einer dritten Reise besprochen wurde, die so gewaltig angelegt wurde, daß sie alle früheren in Schatten stellen sollte. Aber es war die letzte.

Vierundzwanzig Jahre lang war er nun Missionar und Reisender und von dieser ganzen langen Zeit hatte er nur drei Jahre unter civilisirten Menschen in der Heimat zugebracht; unser Leben kam ihm schon in vieler Beziehung fremdartig vor; Afrika mit seinen Wüsten und Gefahren, mit seinen wilden Schwarzen und unbekanntem Regionen war das eigentliche Feld, auf dem er sich wohl fühlte; es war ihm gleichsam zum Bedürfnis geworden, und deshalb machte er sich 1865 freudigen Herzens und gerne abermals auf die Fahrt. Seine thatendurstige Feuerseele duldet das Stillliegen in der Heimat nicht, und so sehen wir ihn denn bald in Bombay in Indien eine Expedition ausrüsten, mit der er sich zum Flusse Rufuma, welcher nördlich vom Sambesi in den indischen Ozean fällt, begab, um von hier in das Innere vorzudringen. Die Kosten der Expedition waren in England gedeckt worden, und damit er kräftiger in Afrika auftreten könne, ernannte ihn die Regierung zu ihrem Konsul bei den unabhängigen Negerhäuptlingen im Innern. Zweck dieser dritten Reise war, das große Problem der Nilquellen zu lösen und zu erkunden, wo die Wasserscheide zwischen Nil und Kongo läge.

Kaum war der Reisende ein Jahr unterwegs, als höchst beunruhigende Nachrichten über ihn nach Europa drangen: seine zur Küste zurückgekehrten Leute sagten nämlich aus, daß er von räuberischen Masitu unfern des Nyassasees ermordet worden wäre. Alle Schiffe im Hafen von Sansibar senkten die Flaggen, als damals die Nachricht dorthin gelangte, in Europa trauerte die wissenschaftliche Welt und brachten die Zeitungen Nekrologe — bloß ein Mann, der alte Sir Roderick Murchison, Livingstones Freund und Präsident der Londoner geographischen Gesellschaft, sagte: „Er ist nicht todt.“ Und so war es auch. Eine nach dem Nyassasee 1867 unter Lieutenant Young abgesandte Expedition brachte bald die Nachricht mit, daß jene zur Küste zurückgekehrten Leute Livingstones ihm entlaufen waren und eitel Lügen verbreitet hätten. Livingstone war weiter gewandert, er hatte neue Länder und Völker entdeckt und die Geographie der bis dahin völlig unbekanntem Räume zwischen dem 4. und 12. Grade südlicher Breite aufgehell. Dort fand er einen mächtigen Strom, der zahlreiche große Süßwasserseen mit einander verknüpft, kam er zu dem menschenfressenden Volke der Manjema und bestimmte er die Ausdehnung des gewaltigen Tanganjikasees nach Süden zu.

Nur spärlich und theilweise unklar waren die Nachrichten, die Livingstone uns von dieser Reise zukommen ließ oder zukommen lassen konnte. Was Wunder, daß 1871, als er bereits fünf Jahre wieder im Innern Afrikas weilte, Besorgnisse um ihn laut wurden, die zu der Expedition des unternehmenden Korrespondenten des New-York-Herald, Henry Stanley, führten. Den Lesern des Daheim ist bekannt, wie dieser kühne und mit Unrecht angezweifelte Amerikaner Livingstone auffand\*), wie er ihn mit neuen Vorräthen versah, damit er sein Werk fortsetzen könne. Denn halb pflegte Livingstone nichts zu thun, und da er über manche Beziehungen der von ihm entdeckten Seen im Unklaren war, so brach er abermals von Unjanjembe, bis wohin er mit Stanley gegangen, nach dem Innern auf.

Am 14. März 1872 nahmen Stanley und Livingstone in Unjanjembe von einander Abschied. Der Schotte zog for-

schend zurück, der Amerikaner, freudig über ein gelungenes Werk, der Küste zu. Herzlich war der Abschied zwischen beiden, denn sie waren auf ihren gemeinschaftlichen Fahrten am Tanganjikasee Freunde geworden. Livingstone war halb verhungert und arg erkrankt, als ihn Stanley in Udschidschi traf, seine Zähne hatte er verloren, denn Monate lang hatte er nur von halbreifen Maiskolben gelebt; jetzt trank er mit Stanley Champagner aus silbernem Becher und schmauste frisches Brot, das dessen Diener zu bereiten verstand. Mehr als einmal sagte er jenem: „Ihr habt mir neues Leben gegeben!“ Und so viel er auch auf seiner letzten Reise erduldet, seinen guten Humor, der auch seine Schriften auszeichnet, hatte Livingstone nicht verloren; er unterhielt Stanley stundenlang mit Jagdanekdoten und citirte ganze Gedichte von Byron, Burns, Tennyson, Longfellow, die eben so viele Zeugnisse für sein wunderbares Gedächtnis waren. Tief im Innern Afrikas wandernd, abgeschnitten von unserer Kultur und Civilisation, war er doch nicht verwildert, zum Afrikaner geworden, und das will nach dreißigjährigen Wanderungen in einem solchen Lande, nur im Umgange mit Schwarzen, gar viel heißen!

Stanley entwirft uns von dem Manne, den er enthusiastisch verehrte, folgendes Bild. „Dr. Livingstone,“ schreibt er, „ist gegen sechzig Jahre alt, obgleich er, als er seine Gesundheit wieder erlangt hatte, wie ein Mann von fünfzig aussah. Noch hat sein Haar eine bräunliche Farbe, doch hier und da zeigen sich an den Schläfen schon weiße Streifen; Waden- und Schnurrbart sind aber sehr grau. Seine haselbraunen Augen sind ungemein funkelnd; er hat einen Blick scharf wie ein Falke. Nur seine defekten Zähne zeigen sein Alter an; die schlechte Kost von Lunda hat Breche in ihre Reihen gelegt. Seine Gestalt, welche ein kräftiges Ansehen hat, ist etwas über dem Mittelmaß und an den Schultern ein wenig gebeugt. Wenn er geht, hat er einen festen doch schweren Schritt wie ein überarbeiteter oder ermüdeteter Mann. Er trägt eine Marinemütze mit rundem Deckel, durch die er in ganz Afrika bekannt ist. Seine Kleidung zeigte, als ich ihn zuerst sah, Spuren von Flecken und Reparaturen, war aber strupulös sauber.“

„Man hat mich glauben gemacht, Livingstone sei Menschenhaffer geworden; andere berichteten, er sei geschwätzig und daß der ehrwürdige Missionar von ehemals völlig in ihm verloren gegangen sei; auch mache er keine Beobachtungen und Aufzeichnungen mehr; ja sogar eine afrikanische Prinzessin sollte er geheiratet haben. Ich erlaube mir nun, in allen diesen Dingen entschieden anderer Ansicht zu sein. Ich weiß wohl, daß er kein Engel ist, aber unter den Lebenden kommt er sicher einem solchen am nächsten. Ich sah keinerlei Spleen oder Misanthropie bei ihm und er ist das Gegentheil von geschwätzig, ja sogar zurückhaltend. Im übrigen ist er ganz der Alte, voller Humor, den er gerne zeigt, wenn er unter Freunden ist. Lächerlich aber ist zu behaupten, daß er keine Beobachtungen und Aufzeichnungen mehr mache; ich habe seine eug geschriebenen Tagebücher gesehen und seine Beobachtungen an Sir Thomas Maclear überbracht. Jeden Tag machte er während der vier Monate, die ich mit ihm lebte, seine Aufzeichnungen, und die von ihm entworfenen Karten zeugen von Sorgfalt und Fleiß. Was endlich die afrikanische Prinzessin betrifft, so ist es genug, zu sagen, daß an dieser ganzen Geschichte kein wahres Wort ist.“

Während wir diese Zeilen niederschreiben, liegen über den Tod Livingstones nur noch flüchtige Nachrichten vor, die der Telegraph von Aden aus nach Europa beförderte. Er starb an der Ruhr nach vierzehntägiger Krankheit im Lande Lobisa, nachdem er durch die Sümpfe am Bangweolossee gewatet war, und sein einbalsamirter Körper wurde von seinen getreuen Schwarzen nach Sansibar geschafft.

Sein Tod erregt allgemeines Leidwesen; der tüchtige großherzige Mann, der „König der afrikanischen Pioniere“, wie man ihn genannt hat, ist auch nicht ungestraft unter Palmen gewandert. Auch er hat dem schwarzen Erdtheil seinen Tribut geleistet, auch er ist dort gefallen wie Richardson und Overweg, Harnier und v. d. Decken, Steudner und v. Beurmann, Vogel und Kolscher, Mungo Park und Baikie und so viele andere. Seine Willenskraft, seine Ausdauer, ja Hartnäckigkeit

\*) Daheim VIII, S. 729.

in der Verfolgung des einmal gewählten Zieles, seine Gewissenhaftigkeit und seine Befähigung zu der erwählten Lebensaufgabe waren außerordentlich. Aber die Erfolge waren dem auch angemessen; so wie er hat keiner es verstanden, mit den Schwarzen umzugehen, sich in ihr Vertrauen festzusetzen oder ihre Feindschaft mit einem Blicke zu entwaffnen. Nachdem er in Afrika südlich vom Aequator das Hauptforschungswerk vollbracht, bleibt folgenden Reisenden nur die Ergänzungsarbeit

übrig. Ueberfieht man aber seine weit ausgedehnten Entdeckungsrouten, dann kann man dreist behaupten: Es gab keinen Reisenden, der gleich viel unbekanntes Festland unserer Erde entdeckte, und es wird auch niemals einen zweiten geben, der es Livingstone in Bezug auf die Ausdehnung der Routen gleich thäte, aus dem einfachen Grunde, weil die unbekanntes Räume unseres Planeten ein so weites Zummelfeld, wie Livingstone es 1840 noch vorfand, nicht mehr darbieten.

## Deutsche Bischöfe.\*)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

### I. Graf Mieczyslaw Ledochowski, der Gefangene von Ostrowo.

Es ist kaum ein Menschenalter verflossen, seit ein preussischer Bischof, welcher der Staatsgewalt Trotz geboten hatte, verhaftet und nach einer Festung gebracht werden mußte, damit ein aufgeregtes Volk deutlich und klar es erkennen möge: Preußen weiß das „suum cuique“ nach allen Seiten hin zu handhaben.

Und schon wieder hat in den letztverfloffenen Tagen der Staat zu dieser Nothwehr greifen müssen, einem stolzen Kirchenfürsten zu zeigen, daß Gesetze auch für ihn gesetzt sind, daß ein Erzbischof und „Primas“ nicht zu hoch steht, um es nicht in einem Kreisgefängniß zu lernen, daß heute noch gilt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“

Es ist ein wunderbares Widerspiel der Geschichte, daß in demselben Posen, aus welchem im Jahre 1839 Erzbischof Dunin nach Kolberg abgeführt werden mußte, bei Gelegenheit des Kirchenstreites, der die letzten Jahre Friedrich Wilhelms III. so verbitterte, heute auch der brennende Konflikt, der seit zwei Jahren seine Funken drohend ausspricht, zuerst in das Stadium einer thatächlichen Entscheidung getreten ist. Schlag auf Schlag waren in den letzten Monaten die Nachrichten einander gefolgt von den Widersprüchlichkeiten, mit welchen seit der Veröffentlichung der Maigesetze ein Mann der Regierung Trotz bot, dessen Name früher unter den warmen Freunden des preussischen Königshaus und der preussischen Sache durch Freund und Feind genannt wurde.

Von Woche zu Woche vernahm man's mit Erstaunen, mit welcher rascher Steigerung die Strafen zunahmen, die über ihn verhängt wurden. Unbeirrt fuhr der Mann, den jedenfalls Rom sich als das geschickteste Werkzeug für seine Pläne ausersehen hatte, immer fort, dem Drohen des Staates und dem Gebieten des Gesetzes gegenüber sein „non possumus“ auszusprechen und auszuüben, bis der Tag kam, wo er in anderer Weise als durch Schließung seiner Seminare, durch Temporalienperre, durch Geldstrafen, durch Aufforderung, sein Amt niederzulegen, es erfahren sollte, daß wie der einfachste Bürger auch ein Erzbischof dem Gesetze Gehorsam schuldet, und wenn er ihn nicht leisten will, seine Freiheit einbüßen muß.

Wer ist der Mann, der in den Augen seiner Partei als der erste Märtyrer einer heiligen Glaubenssache im Glanze unverdienter Leiden dasteht, während wir in ihm nur den ersten erblichen können, den die gerechte Strafe für Uebertretung gesetzlicher Gesetze getroffen hat?

Jedermann weiß, daß Graf Mieczyslaw von Ledochowski, einem adeligen Geschlechte Galiziens entsprossen, welches im Jahre 1800 in den Grafenstand erhoben wurde, im Jahre 1866 zum Erzbischof von Posen und Gnesen ernannt wurde. Er ist der älteste Sohn des Grafen Joseph Falka von Ledochowski, vormalig polnischer Kammerer (gestorben im Jahre 1859), und ward geboren den 29. Oktober 1822, steht demnach in seinem zweiundfünfzigsten Lebensjahre. Obgleich ein Pole von Herkunft, ist er durch seine Erziehung durch und durch zum Italiener geworden. In Rom erhielt er seine ganze Bildung; dort wurde ihm das Siegel aufgeprägt,

das ihn durch alle Lebensführungen begleitet hat: das Siegel, welches sich gleichsam jedem Volksmetalle in unzerstörbarer Weise eindrückt, das kein Gebrauch des Lebens abzuschleifen vermag, und dessen ganze Bedeutung in dem einen Worte liegt: „Ultramontanismus“. Roms Vertreter und gefügiger Sohn war Ledochowski in einer südamerikanischen Republik, die er als erstes Arbeitsfeld betrat. Roms kluger und geschickter Agent war er in Brüssel, wo er so vortrefflich den Polen zu verleugnen, den weltgewandten lokalen Kirchenfürsten darzustellen verstand, daß bei Erledigung des wichtigen Erzbischofsitzes an der preussischen Ostgrenze des Ministers Blick keinen besseren finden zu können wähnte als ihn, um in bewegter Zeit dem unruhigen Polenvolke eine Garantie und seiner Nationalität eine Befriedigung und wiederum dem preussischen Staate einen zuverlässigen Unterthanen nach Posen berufen zu können. Auch war zu Anfang seiner Amtswirklichkeit Ledochowskis Polonismus den Heißspornen unter den Polen lange nicht warm genug. Seine Politik war ihnen viel zu wenig national; verbot er doch gleich bei seinem Antritt dem Klerus der Provinz, sich irgendwie bei Wahlagitationen zu betheiligen, verpönte er doch anscheinend die polnische Sprache, da er seinen Priestern gebot, beim Bespergesang, bei Prozessionen, beim Spenden der Sakramente, bei Krankenbesuchen immer nur sich der lateinischen zu bedienen.

Selbst persönlich scheint sich der Mann, dem heute die Huldigungen aus allen Theilen der katholischen Welt entgegengebracht werden, nicht der größten Liebe erfreut zu haben: vielen, die an ein „dolce far niente“, an eine völlige Ungebundenheit gewöhnt waren, war der strenge Vorgesetzte, der mit einschneidender Schärfe Mißbräuche abzuschaffen, scharfe Zucht einzuführen anfang, bald ein unbequemer Oberhirte.

Dem Adel war er zu ungesellig, dem Klerus zu hochfahrend — soll er doch von seinen Untergebenen verlangt haben, daß sie stets nur knieend sich ihm nahen — den weltlich Gesinnten unter seinen Priestern war er zu ernst und sittenstrenge.

Mit dem Jahre 1870 änderte sich aber seine ganze Stellung. Mit welchen Hoffnungen er sich getragen haben mag, als draußen die Wogen des Kampfes in den großen Völkerschlachten schwannten und die Gesichte der Weltgeschichte in vieler Augen an einer einzigen Stunde hängen mochten, darüber wird sich ja schwer ein Urtheil fällen lassen; aber unzweifelhaft ist es, daß auch ihm, dem Ultramontanen, dem Schüler und Vorkämpfer der Jesuiten, mit der Erstarkung Preußens und mit der Errichtung eines protestantischen Kaiserthrones die Pläne zu Grabe getragen wurden, die er mit seinen Gesinnungsgenossen auf dem vatikanischen Konzil gehegt hatte, und die ein Sieg Frankreichs zur Erfüllung gebracht hätte.

Mit seinen Volksgenossen durchlebte er die Wendung, daß Polonismus und Ultramontanismus sich zum Bunde verschwifteten, und in dem Maße, als der deutsche Adler seine Schwingen immer weiter im Siegesfluge bis nach Frankreichs Hauptstadt trug, erstarkte in Polen das Band, das beide zum Kampfe gegen Deutschthum und Protestantismus vereinte.

Der historische Verlauf des Konflikts, der vor nun bald drei Jahren im Reichstag mit der Bildung der Centrumsfraktion entstand, ist in jedermanns Gedächtniß. In der Diöcese aber, wo ein uns feindlich gebliebener Volksstamm unverböhlen seine antideutsche Gesinnung zur Schau trug, und wo der Erzbischof dieses Sprengels diese Tendenzen klugerweise

\*) Wir beginnen hiermit eine Reihe von Porträts und Lebensbildern deutscher Bischöfe, besonders derjenigen, die im Vordergrund der kirchlichen Wirren stehen. Wir werden damit fortfahren, soweit es die Schwerkugänglichkeit der Quellen gestattet.

dem Zwecke seiner Kirchenpolitik dienlich machte, mußten die Gegenstände sehr bald einen heftigen Charakter annehmen, der bis heute seine Schärfe noch in keiner Weise verleugnet hat. Das Schulaufsichtsgesetz, der Kanzelparagraph, die Jesuiten-austreibung, das alles stieß in Posen auf Widersprüche, die, auf nationalem und religiösem Boden zugleich entsprossen, den Erzbischof zwangen, wenn er seinen Einfluß nicht verlieren wollte, an die Spitze der Opposition zu treten.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, die einzelnen Züge dieses Konflikts zu schildern, von der Räumung des Frauenklosters zum „heiligen Herzen Jesu“, dieses Prachtbaues auf der Wilba vor den Thoren der Stadt Posen, bis zum Verbot des polnischen Religionsunterrichts, von der Revision des Dementeriklosters in Storchneft bis zur Schließung des Posener Priesterseminars.

Noch weniger können wir uns darüber ein Urtheil erlauben, wie weit in der Anhäufung von Widerseßlichkeiten, wo allen Anforderungen der Regierung gegenüber Schritt vor Schritt jede Position bis zur Erschöpfung der allerletzten Mittel verteidigt wurde, der Erzbischof das treibende oder das getriebene Moment ist. — Wer vermöchte es, nach allem, was das vatikanische Konzil Unberechenbares an Wendungen und Wandlungen, an Schwächen und Charakterlosigkeit bei den stärksten Männern geoffenbaret hat — bei einem Hefele und einem Haneberg, einem Dupanloup und einem Pater Gratry — wer vermöchte es, in die Tiefen eines bischöflichen Gemüths hinabzusteigen und zurecht zu legen, was diese Männer selbst, allzu gut erzogen in Roms Casuistik, sich nicht zurechtzulegen verstanden?

Daß es zu einer Entscheidung kommen mußte, konnte sich der kluge Mann nicht verhehlen. Seine Mißachtung der Gesetze zog ihm eine Strafe nach der andern zu, die zur Auspflanzung führen und schließlich, wie ihm voraus angekündigt wurde, mit der Haft enden mußte.

In seinem vor kurzem veröffentlichten Fastenbriefe ermahnt der Erzbischof Ledochowski alle Gläubigen seiner Diocese zur Nachahmung des Leidens Christi, in geduldigem Ausdauern unter schwerer Trübsal: er weißagt ihnen, allen „Kindern der Kirche“ noch schwerere Niederlagen, Leiden und Drangsale.

Und so kam der 2. Februar heran und ging zu Ende.

Die tiefe Stille einer Winternacht liegt auf den Straßen der Stadt Posen. Der Frost hat die Wellen des Flusses unter der Wallischiebrücke festgebannet; glitzernd wirft der Vollmond seine Strahlen über die schneebedeckte Landschaft; selbst dem schmucklosen Warthaus verleiht die zauberhafte Beleuchtung eine ernste feierliche Schönheit. Im Hintergrunde droht schwarz vom bewaldeten Hügel herunter das Kernwerk, die berühmte Citabelle Posens; auf dem linken Ufer ragen die schlanken Thürme der Altstadt zum Nachthimmel empor; so eben hat auf dem Markte die Uhr des alten Rathhauses die dritte Stunde geschlagen.

Da plötzlich unterbricht der Schall von Männertritten die lautlose Stille. Ueber die Brücke schreitet ein Kommando Schutzleute der Dominsel zu: die eisernen Thore, welche dieselbe von der Wallischiestraße abgrenzen, schließen sich rasselnd.\*) An allen Straßenausgängen, die von der Dominsel nach den Vorstädten Sagorczy und Schrodka führen, werden Posten aufgestellt, und jetzt, als eben die Uhr das erste Viertel auf vier anschlägt, sehen wir eine Gruppe von Männern auf das Thor der erzbischöflichen Residenz zugehen.

Hinter dem alten Dome mit seinen zackigen Thürmen liegt umgeben von zahlreichen Kapellen und Klostergebäuden das Palais, dessen weiße Mauern aus den frostbedeckten Bäumen des Gartens hervorleuchten.

Der scharfe Ton der Thorklingel weckt den Portier.

„Wer ist da?“ tönt es auf polnisch aus dem geöffneten Fenster der Loge heraus.

„Das Gericht!“ lautet die kurze Antwort.

\*) Die Wallischiestraße und Dominsel sowie die Vorstädte Sagorczy und Schrodka sind beinahe ausschließlich von Polen bewohnt.

Sofort öffnet sich das Thor; es erscheint ein Licht in den Fenstern des Hauses, und der herbeigerufene Hauskaplan, Dr. Meszczynski, beeilt sich, dem Primas die Gegenwart der Gerichtsbeamten anzuzeigen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde kehrt er zurück und meldet, daß der Herr Erzbischof bereit sei, die Herren zu empfangen.

In seinem Empfangszimmer steht Graf Ledochowski und nimmt mit Würde den bedeutungsvollen nächtlichen Besuch an. Er trägt seinen gewöhnlichen Priesteralar, und als einziges Abzeichen seiner Würde ein rothes Käppchen auf dem Haupte. Sein Auftreten hat wie immer den Stempel feinsten Bildung. Die hohe Gestalt, das feingehaltene Gesicht mit dem ruhigen Blicke der dunkeln Augen läßt sogleich den vornehmen Weltmann erkennen. Grüßend wendet er sich an die Beamten und bittet dieselben, ihm ihren Auftrag mitzutheilen.

Der Gefangeneninspektor des königlichen Kreisgerichts eröffnet ihm in vorgeschriebener Weise, daß er ihn behufs Abbüßung einer zweijährigen Gefängnißstrafe zu weiterer Veranlassung dem Herrn Polizeidirektor zu übergeben habe.

Herr Direktor Staudy theilt nun dem Grafen Ledochowski mit, seine Pflicht gebiete ihm, den Herrn Erzbischof zum gerichtlichen Gewahrsam abzuführen, und bittet denselben, er möge ihm folgen.

Graf Ledochowski richtet an die Gerichtsherren die Frage, welche Frist ihm vor der Abreise gewährt werden könnte. Worauf ihm erwidert wurde, er möge sofort seine Vorbereitungen treffen, um in einer Viertelstunde zur Reise gerüstet zu sein.

Nun verlassen die Herren die Gegenwart des Prälaten, welcher mit seinem Kaplan und seiner bestürzten Dienerschaft in der anberaumten Frist die Reise vorbereitet.

Ehe es noch vier Uhr geschlagen hat, verläßt Graf Ledochowski seinen Erzbischofsitz; in einen Reisepelz gehüllt, besteigt er mit den Polizeibeamten den bereit gehaltenen Wagen.

Ringsumher herrscht die tiefste Ruhe; kein Mensch ahnt, was sich auf dem Domplatze so eben vollzieht. Nur in der Kaserne des Forts, das die Insel beherrscht, sind Soldaten konfirmirt, und die Officiere bereit, auf das erste Signal herbei zu eilen. Aber diese Vorsicht erweist sich glücklicher Weise als unnöthig, ganz Posen schläft, und niemand achtet der Wagen, die in der frühen Morgenstunde durch die dunkeln Straßen rasselten. Mag doch der Primas selber, trotz der vorhergegangenen Benachrichtigung, eben so durch die That überrascht worden sein, als jeder andere. Nur in einem Hause der Wallischie, so erzählt bereits die Sage, sei wenige Augenblicke nach dem Eintritt der Beamten ins erzbischöfliche Palais ein Fenster hellerleuchtet gewesen; aus diesem Hause sei eine tiefverschleierte Dame in einen Wagen gestiegen und sei den Droschken, die den Prälaten nach dem Bahnhofe führten, nachgefolgt. Wohin — wozu, das berichtet die Sage nicht!

Durch das Berliner Thor wird Graf Ledochowski nach dem Centralbahnhofe gebracht; dort erwartet er, im Damensalon ruhig sein Breviarium lesend, den Frühzug, der von Posen nach Breslau abgeht.

Um fünf Uhr besteigt er mit dem Polizeidirektor ein Coupé erster Klasse; den daranstoßenden Wagen nehmen einige Schutzbeamte mit dem Gepäck ein. Beim Morgenschein des dritten Februars erreicht der Zug die Station Rawicz, wo ein geschlossener Wagen mit Extrapostpferden die Reisenden erwartet. Ohne Aufenthalt geht die rasche Fahrt vor sich durch die winterlichen Gefilde über Kobylin und Krotoschin nach Ostrowo zu.

Ostrowo ist eine freundliche Stadt von 7000 Einwohnern im Weltnauer Kreise. Es war eben Jahrmarkt dafelbst, und die polnischen Bauern drängten sich auf dem Marktplatze, als der Extrapostwagen vorbeifuhr, der den hohen Gefangenen in das Kreisgefängniß brachte.

Welch anderer Einzug als der, den der Erzbischof-Primas von Posen und Gnesen vor sieben Jahren in seinen Erzbischofsitz hielt, wo, wie ein ihm ergebener Organ sagt, man in Berlin bis ins genaueste Detail hinein alle Punkte der Etikette



Graf Mieczysław Ledochowski, Erzbischof von Gnesen und Posen.

über den, dem Grafen Ledochowski gebührenden Empfang feststellte! Welch andre Reise als seine zahlreichen Visitationen, die er, umgeben von allem fürstlichem Pomp, der einem erregbaren Völkchen, wie die Polen sind, imponiren kann, zu halten pflegte, um seinen Untergebenen die Macht und Herrlichkeit der Kirche recht vor Augen zu führen!

Schon seit mehreren Tagen war in Ostrowo das Gerücht verbreitet, daß eine vornehme Persönlichkeit im Kreisgefängniß erwartet werde. Die neue Einrichtung eines Zimmers im Gefangenenhause, die Verstärkung der Patrouillen, und zulezt das rasche Einfahren einer Extrapost in den innern Hof des Gebäudes erregte die Aufmerksamkeit, und wie es bei solchen Gelegenheiten immer geht, wußte bald die Menge den Namen dessen, der so eben seinen Einzug gehalten hatte. Auch wurde ihre Neugierde bald befriedigt durch die wohlbekannte Gestalt des Erzbischofs selber, der bei seiner Ankunft sich an dem Fenster seines Zimmers zeigte.

Dede ist die Landschaft, die sich ringsumher vor dem ausblickenden Auge des Beschauers ausdehnt, keine Bergezhöhen unterbrechen die einförmige Fläche, nur dunkle Kiefernwälder begrenzen den nördlichen Horizont. Gegen Süden zu sieht man die Schaaren der Arbeiter an der Bahn Kreuzburg-Posen bauen, welche auch in diese entlegenen Gegenden den Wohlthaten des Verkehrs den Weg bahnen soll.

Auf der Schwelle seines Zimmers verabschiedete sich Graf Ledochowski von dem Beamten, der ihn nach Ostrowo geleitete; dieselbe unveränderte Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, die

er während der achttündigen Fahrt bewahrt hatte, drückte sich auch in den Abschiedsworten aus, womit er dem verdienstvollen Polizeidirektor von Posen seine aufrichtigste Anerkennung aussprach für die Art, wie er seine schwere Aufgabe gelöst.

Bald zerstreute sich die Menge, die mehr Neugierde als Theilnahme gezeigt hatte. Stille wurde es in der Umgebung des Kreisgefängnisses von Ostrowo; nur ergebene Priester, theilnehmende polnische Adelige der Umgegend eilten herbei, dem gefangenen „Primas“ ihre Huldigung darzubringen.

Stille ist es auch in der Provinzialhauptstadt geblieben, trotz der schwarzberänderten Exemplare des „Kurjer poznański“, trotz der aufreizenden Reden, die in manchem Kreise gefallen sein mögen. Am Tage der Verhaftung hatte sich wohl auf die erste Kunde hin eine ansehnliche Menge vor dem Palais versammelt, welche suchte, sich bei der Dienerschaft und bei den auf der Dominel postirten Schutzleuten Gewißheit über das Loos des Oberhirten zu verschaffen. Einige wollten sich, da sie nichts gewisses erfahren konnten, auf den Bahnhof begeben; wieder andre eilten nach der Polizei — doch von einer wirklichen Volkserregung war keine Spur zu sehen. Die gläubige Menge begnügte sich damit, sich in die schwarzbehängten Kirchen zu drängen, vor welchen man die Schaaren bis auf das Straßenpflaster heraus knien und beten sah.

Im Uebrigen dreht sich alles in Posen in seinem ruhigen Kreislauf weiter fort, und wird das Volk, das so manche Zuckung durchlebt hat, bei allen Demonstrationen, in denen es vielleicht äußerlich seinen Schmerz noch zur Schau tragen mag,

auch dieses Ereigniß hinnehmen, das es allein Rom's verderblicher Kirchenpolitik zu verdanken hat. — Die eigentliche Höhe des Konflikts zwischen Staat und Kirche ist übrigens bei Ledochowski noch nicht erreicht; ist der Gefangene von Ostrowo doch zunächst nur ein Mann, der eine Anzahl von Geldstrafen, die er nicht erlebigen wollte, mit einer Haft verbüßt.

In der nächsten Zeit aber, wenn der geistliche Gerichtshof über den Antrag auf Amtsentsetzung des Erzbischofs Ledo-

chowski entscheidet, wird die wichtigste Seite des gegenwärtigen Kampfes zum Austrage kommen. — Die Entscheidung wird es zweifellos darthun, daß, wenn der preußische Staat nach allen Seiten hin dem religiösen Gewissen die unbeschränkteste Freiheit gewährt, er sich weder von den Theorien eines Syllabus, noch von den Machtsprüchen eines vatikanischen Konzils in seinem Wege beirren läßt, und daß, wo er Gesetze erlassen hat, er auch die Macht besitzt, denselben Geltung zu verschaffen.

## Der Drossart von Zeyst.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Hefeliel.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bd. 8. 11./VI. 70.

Kam der König zum Jägerhof, so sah er zu, wie seine Tochter Schach spielte, oder wie sie dem Drossart Tanzfiguren einübte, oder er sah auch im Spiegel, wie im andern Zimmer seine Tochter am Herzen des deutschen Kavaliere lag, wie sie sich küßten in inniger Umarmung.

Dann rief er wohl den Jagdkapitän und sagte leise hüftelnd: „Sollte man's glauben, daß diese beiden riesenhaften Kinder da sich einbilden, sie könnten ihre Liebe uns verbergen? Mir, einem alten Staatsmanne und Dir, einem alten Jägermanne? Welche Naivetät?“

Nun, ganz so naiv war der Drossart von Zeyst denn doch nicht; erst als er sich überzeugt zu haben glaubte, daß der König seine Liebe zu der Tochter billige, wagte er, denselben Worte zu geben; der Glückliche, wo er leise und ängstlich antlopfte, da fand er schon aufgethan.

Seine Gunst gab der König in sehr zarter Weise dem jungen Manne immer nur durch Kiniera kund, um ihr so einen höheren Werth zu verleihen.

„Es ist doch hübscher, wenn Dich ein Kapitän ins Theater begleitet als ein Lieutenant, Kindlein!“ Damit reichte er ihr das Patent, durch welches der Drossart zum Hauptmann im Regiment Maurienne ernannt wurde.

„Eine Kompagnie bekommst Du, wenn Du heirathest, eher brauchst Du keine Einkünfte!“ lachte er heiter, und schnitt damit die Dankfugungen ab.

Ein andermal brachte er seiner Tochter das Ritterkreuz des Sankt Mauritius- und Lazarusordens und sagte: „Kindlein, schmücke Deinen Ritter mit diesem Ritterschmucke, denn wenn er vielleicht in kurzem eine vornehme Dame bei Hofe heirathet und dann alle Ehren über ihn kommen, können die Leute doch nicht sagen, daß der Drossart alles seiner Frau verdankt.“

Er war unendlich liebenswürdig, der alte schlaue Karl Emanuel in solchen Stunden, und seine alten Freunde, die Templiers, waren es mit ihm; während alles das zur Erhöhung des Glücks bei dem liebenden Paare wesentlich nicht beitragen konnte, wenn es auch stets mit ernster Dankbarkeit angenommen wurde.

Zuletzt kam Karl Emanuel niemals, ohne irgend eine Gabe, eine Ueberraschung für seinen Günstling, den Drossart, in Bereitschaft zu haben. Der alte König liebte den Geliebten seiner Tochter wirklich schon wie seinen Sohn, oder vielmehr mehr wie diesen, denn bekanntlich machte er sich nicht viel aus dem Prinzen von Piemont und hielt den guten blaffen Viktor Amadeus für einen Schwachkopf; nun, so ganz weit schoß er nicht fehl damit.

Eines Abends kam der Drossart vom alten Jägerhofe in seine Wohnung in der Poststraße zurück und war nicht wenig verwundert, dort den Dreßler zu Rossau, seinen Kameraden zu finden, obwohl längst Mitternacht vorüber war.

Er mußte aber laut lachen über die Situation, in welcher sich sein Herzbruder befand; Teßlaff saß nämlich in einem Stuhle an der Thür und bewachte schweigend und Tabak rauchend jede Bewegung des Dreßlers, das Gleiche that der edle Hund Truewart, nur daß er keinen Tabak rauchte. Sofort erkannte der Drossart, daß die beiden Getreuen von einem Gedanken bewegt den Herrn Kameraden bewachten, weil sie ihn für fähig hielten, einen Diebstahl zu begehen, und er fühlte sich dadurch höchlich belustigt.

Der Dreßler hatte keine Ahnung von dem schmachvollen Verdachte der Getreuen, er schwakte hin und her mit dem braven Teßlaff und machte sich auch nichts daraus, daß er keine Antwort erhielt von dem Schweigsamen.

Als der Drossart eintrat, fuhr der Dreßler lebhaft auf ihn los und rief: „Bruderherz, Du mußt mir einen großen Gefallen thun.“

„Nun, wenn ich muß, kann ich nichts dagegen machen,“ lächelte der Drossart, „wie viel willst Du denn?“

Er dachte, es handle sich um eine der kleinen Anleihen, welche der Kumpan in ziemlich regelmäßigen Zeitabschnitten bei ihm zu machen pflegte.

„Bon Geld keine Rede,“ sprach Eitel Kobes sehr hochmüthig und klimperte mit Goldstücken, an seine Westentasche klopfend.

„Du willst Dich schlagen, und ich soll Dein Sekundant sein?“ fragte der Drossart ernster.

„Noch weniger, Du kommst nicht darauf, Drossart, Bruderherz! Morgen will mir die göttliche Emilie im Sonnenpavillon ein Rendezvous geben, Bruderherz! Laß Dich erbitten und beschütze unsere Liebe, bewahre den Zugang zum Sonnenpavillon nur eine halbe Stunde!“

Der Drossart war betroffen, ihm gefiel die Zumuthung nicht, er fand dieselbe sehr dreist, und verdrießlich sagte er: „Ich kenne die göttliche Emilie nicht, will sie auch nicht kennen lernen, ich kenne den Sonnenpavillon nicht, auch nicht den Zugang dazu, und Dein ganzer Vorschlag gefällt mir nicht!“

„Bester, herrlicher Drossart!“ bat nun der Dreßler, „die göttliche Emilie kann ich Dir freilich nicht näher bezeichnen, Bruderherz, die Diskretion gebietet mir Schweigen; Du kannst mir aber glauben, daß mein ganzes Glück, meine ganze Zukunft in den Händen, oder vielmehr den Händchen dieses himmlischen Weibes liegt. Der Sonnenpavillon ist in der Bigna der Prinzessin, der verfallene Pavillon, zu dem der Ausgang mit den Marmorstatuen führt. Du sollst nur eine halbe Stunde dort warten, morgen nach Mitternacht, sobald jemand kommt, ist es genug, wenn Du anrufst mit Werda! oder wenn Du auch nur in die Hände klatschest!“

Wirklich ganz erbärmlich konnte der Dreßler bitten, bis es endlich dem Drossart dünkte, er könne ihm diesen geringen Dienst immerhin leisten, obwohl er ihm unangenehm war; und endlich sagte er sogar lächelnd zu, als der Dreßler versicherte: er werde ihm mit Vergnügen gleichen Dienst leisten, wenn der Drossart einst ein Stelldichein mit seiner Dame habe.

Das kam dem Herrn Hauptmann so lustig vor, daß er heftig lachen mußte. Uebrigens entfernte sich Eitel Kobes sofort, wie er gewöhnlich that, wenn er erreicht hatte, was er wollte.

„Ihr hättet das nicht versprechen sollen, Drossart!“ sagte Teßlaff, als er mit seinem Herrn allein war.

„Mir ist's auch nicht angenehm,“ entgegnete der Officier sich entkleidend, „aber am Ende ist's eine Kleinigkeit!“

Teßlaff knurrte und brummte.

„Was hast Du?“ fragte der Drossart.

„Nun,“ sagte der treue Diener, „bei uns in Herford ist's noch keine Kleinigkeit, wenn ein Mann mit der Frau eines andern im Finstern zusammen kommt und sein Freund steht Wache dazu!“

„Alter Teßlaff,“ rief der Drossart lachend, „muß es denn die Frau eines andern sein? Kann es denn kein Mädchen sein?“

„Nun, dann ist's vielleicht eines ehrlichen Mannes Schwester oder Tochter, die dieser heillose Bube zu beschwägen denkt!“ polterte der derbe Türkenknaube von Herford heraus.

Der Drossart wendete sich verlegen ab und sagte gar nichts. Er schämte sich vor seinem Diener, denn es war gar zu viel Wahrscheinlichkeit, daß derselbe das Rechte getroffen.

Aber der wackere junge Mann war der Sklave seines Wortes, und als ihn am folgenden Tage der Drehler abholte, ging er ruhig mit und that die versprochene Wache an der Tagushede. Es ereignete sich nichts, und ruhig kehrte er nach Hause zurück, hatte auch den Gang sehr bald vergessen.

Als er am folgenden Abende im Jägerhose war, wollte es ihm einige Male so vorkommen, als sei der König nicht ganz so herzlich und vertraulich gegen ihn wie sonst, da es aber Kiniera an der gewohnten Zärtlichkeit nicht fehlen ließ, so achtete er dessen wenig, er schob es endlich auf Geschäfte, da sich der König ziemlich zeitig entfernte.

Von den Küffen der Königsstochter noch glühend, trat er aus dem Jägerhose und wurde bei den ersten Schritten schon von dem Drehler mit der Bitte überfallen, ihm heute nochmals treuen Wachtdienst zu leisten. Liebestrunken, das Herz voll Seligkeit, machte heute der Drossart gar keine Umstände; er vergaß seine eigenen widrigen Empfindungen, er vergaß des treuen Tezlaßs Warnungen, er nahm den Arm des Drehlers und ging mit ihm die Poststraße hinunter nach der Bigna der Prinzessin. Die Märznacht war sehr kühl, aber der Mond schien hell, als Citel Kobes den Freund an der Tagushede verließ und an dieser hinschlüpfend den Sonnenpavillon gewann.

Der Drossart ließ seine Uhr repetiren, es war ein Viertel nach Mitternacht. Er hüllte sich fester in seinen Mantel und blickte auf zwei verstümmelte nackte Marmorbilder an der Hede — Mäna den, die sich gegenüberstanden — es fuhr ein kalter Schauer über seinen Leib.

Das war ja der Traum, den er zu Bielefeld in jener Herbstnacht geträumt! Warum hatte er daran nicht gestern gedacht?

Ja, hier waren die Marmorweiber, die ihm jener Traum gezeigt, dort im Sonnenpavillon war der Drehler mit der unbekanntenen Dame; er liebte eine Königstochter und der König war ihm hold, so weit war alles wie in jenem Traume, wird es auch weiter so gehen? Der Orden ist auch schon da, den ihm die braune Hand abreißen soll — aber Truewart fehlt, der im Traume erdroffelt wurde.

Der Drossart schüttelte sich und faßte nach seinem Degen; es beruhigte ihn, daß er die edle Klinge an seiner Seite fühlte; er war fest entschlossen, sich nicht knebeln zu lassen, wie ihm der Traum gezeigt.

In dem Augenblicke gestellte ein entsetzlicher Schrei dicht an seiner Seite durch die kalte bleiche Mondnacht — der Drossart fühlte, wie ihm ein eisig Entsetzen in die Seele griff. Es war seine eigene Stimme, die er vernommen.

„Der Nachtgeschrei!“ flüsterte er nach einer Weile mit bebenden Lippen und blickte sich schen um. „Also doch der Nachtgeschrei! Es war keine Täuschung möglich!“ Er zitterte, der starke Mann, so hatte ihm der gräßliche Schrei Markt und Wein durchdrungen; mühsam versuchte er einige Schritte.

Da schoß Citel Kobes hinter der Hede hervor, überschüttete ihn mit einer Fülle von Dankesworten für den geleisteten Dienst und zog ihn davon.

„Ich werde Dir keinen Dienst wieder leisten!“ sprach der Drossart wie verloren, und verloren gingen die Worte auch für den Drehler, der sie gar nicht hörte. Als sich der leichtsinnige Kamerad am Eingange in die Poststraße mehrmals dankend entfernte, um seine Wohnung zu gewinnen, ging der Drossart fast taumelnd weiter; ihm war ganz grausam wehe zu Muth, es war ein Zustand der Schwäche über ihn gekommen, von dem er bis dahin noch keine Ahnung gehabt. Etwas Entsetzliches drückte schwer auf ihn. Er erschrak, als dicht vor seiner Wohnung eine Stimme sprach: „Ei, der Herr Hauptmann Drossart? So spät noch Dienst in der Bigna?“

Es war einer der königlichen Garbereiter, die alle Officierrang hatten. Der arme Drossart hatte ihn kürzlich bei Major Soler kennen gelernt; jetzt vermochte er ihm keine Antwort zu

geben, unverständliche Worte murmelnd wendete er sich ab und ging in sein Haus.

Der Drossart ist in dieser Nacht nicht zu Bett gegangen, er hat sie ruhelos auf- und abschreitend durchwacht. Am Morgen kleidete er sich sehr sorgfältig an und nahm, als sein Pferd vorgeführt wurde, eine Art von Abschied von Truewart und Tezlaß, der diese beiden Getreuen sehr erstaunte, dann ritt er in den trüben Nebelmorgen hinein der Bigna der Prinzessin zu.

Er hatte heute den Dienst und mußte den grünen Grafen zur Parade begleiten, welche auf dem Waffenplatze der Citadelle am Morgen in der ersten Stunde abgehalten wurde. Der Prinz wohnte derselben nicht regelmäßig bei, hatte aber heut sein Erscheinen fest bestimmt. Welche Gedanken den Reiter verfolgte, welche ihm beim Anblicke der Tagushede mit den Marmormäna den davor entgegen geslattert, wir wissen es nicht; der Graf von Maurienne hatte an ihm nichts Auffallendes gefunden, war aber auch freilich nicht der Mann der Beobachtung. Die Wachtparade war bereits aufgezo gen auf den Waffenplatz, als Prinz Thomas, vom Drossart begleitet und von zwei Ordonnanzen gefolgt, durch das Thor der Citadelle ritt.

Es ist mehreren aufgefallen, daß das schöne eijengraue Kopf des Drossarts unter dem Thore scheute und bäumte, daß er's aber durch mächtigen Schenfeldruck bändigte.

Der grüne Graf und sein Adjutant schlangen sich aus dem Sattel, die Ordonnanzen nahmen ihre Pferde am Zaum, die beiden Herren näherten sich mit raschen Schritten dem Trupp der Officiere, welcher vor der Front der Wachtparade stand. Die Tambours schlugen an, den Prinzen von Savoyen begrüßend. In dem Augenblicke trat der erste Adjutant des Königs, Obristlieutenant Maffei durch das Thor, ihm folgten sechs bis acht Blauröcke, gefürchtete Gesellen, eine Art von Polizeitruppe oder Armeepolizei. Der Obristlieutenant kam flüchtig grüßend auf den grünen Grafen zu, neben welchem der Drossart in trübes Sinnen versunken stand.

Alles wurde aufmerksam und blickte auf die befreundliche Erscheinung, das ungewohnte Vorgehen.

Vorschriftsmäßig salutirte der Obristlieutenant dem Prinzen, dann rief er mit kreischender Stimme so laut, daß es über den ganzen Waffenplatz zeterete: „Hauptmann Drossart, im Namen Seiner Majestät des Königs, ich bitte um Ihren Degen!“ Alles stand starr und überrascht.

Der Drossart wußte wohl kaum, was er that, ganz mechanisch zog er seinen Degen aus dem Bandelier und reichte ihn hin. Maffei nahm ihn und behielt ihn in der Linken, dann kreischte er wieder: „Drossart, wegen Felonie, Meineid und Schurkerei erkläre ich Dich für ehelos, rechtlos, hablos und namenlos, im Namen Seiner Majestät des Königs! Du wirst für Deine Lebenszeit nach dem Fort Brunette gebracht. Dem gefangenen Felon gebührt der Orden nicht —“

Mit der Rechten faßte der Obristlieutenant nach der Brust des Unglücklichen und riß ihm den Orden vom Hals.

Da stieß der Drossart einen so furchtbaren Wehe- und Wuthschrei aus, daß die anwesenden Kriegsmänner erbebten, zugleich aber sprang er hoch auf, riß dem Ritter seinen Degen wieder aus der Hand, stieß ihm denselben mit solcher Gewalt durch die Brust, daß die Spitze zwischen den Schulterblättern wieder herausdrang, brach dann die Klinge einige Zoll über dem Gefäß ab und zerschmetterte mit einem furchtbaren Schläge den Schädel des Nächsten der Blauröcke, die sich alle auf ihn stürzten. Es entstand ein gräulicher Kampf, die riesige Gestalt des Drossarts rang und kämpfte gegen sechs zugleich an, er schleuderte seine Gegner zu Boden, daß sie besinnungslos liegen blieben, endlich aber mußte er doch erliegen.

Das alles aber hatte sich so plötzlich, so blickschnell zugezogen, daß erst, als der Drossart aus vielen Wunden blutend ohnmächtig zusammenbrach, Prinz Thomas, der bis dahin wie bezaubert in den gräulichen Kampf geblickt hatte, seine Besinnung wieder fand.

„Halt! halt!“ rief er vorjpringend, „der König hat nicht befohlen, daß mein Adjutant gemordet wird!“

Aber das Blut der Blauröcke war durch den Kampf auch in Bewegung gerathen, sie hatten sich verbissen in ihre Beute,

sie wollten sie nicht lassen. Der Prinz zog den Degen und schrie: „Maurienne, Maurienne, her zu mir!“

Da ließen die Ordnonnzen des Regiments die Handpferde laufen, zogen blank und trabten zu ihrem Prinzen, mit ihren Rossen die Blauröcke bei Seite werfend.

In diesem Augenblicke erschienen zwei neue Personen auf dem blutigen Schauplatze dieser Ereignisse und eine mächtige Stimme rief: „Was geht hier vor?“ Es war der kommandirende General Fürst dal Pozzo della Cisterna.

„Eure Excellenz sehen es,“ rief der grüne Graf unmutig und warf seinen Degen in die Scheide, „dieses blaue Geschmeiß ermordet einen Officier der Grenadiere zu Pferd unter den Augen des Regimentschefs!“

„Eure Hoheit werden Genugthuung im vollsten Maße erhalten,“ entgegnete dal Pozzo, dann ließ er sich von dem kommandirenden Officier rapportiren, während Major Soler den Drossart aufheben und in das nahe Lazareth bringen ließ. Der Chirurgus vom Plaque erklärte den Adjutanten Ritter Maffei sowohl wie den einen Blauröck für völlig todt; noch zwei Blauröcke waren schwer, die übrigen alle leichter verwundet.

„Ich denke, Hoheit,“ sprach der General zum Prinzen mit eigenthümlichem Tone, „ich denke, Maurienne hat sich seine Genugthuung selbst genommen; die armen Teufel!“

„Was wollte man von meinem braven Adjutanten?“ fragte der grüne Graf, „ich habe kein Wort begriffen, der Maffei aber taugte den Teufel nichts!“

„Hoheit sehen mich tief betrübt, erschüttert,“ sprach della Cisterna ernst, „es ist eine teuflische Intrigue gegen den unglücklichen Drossart gespielt worden, es kann gar nicht anders sein!“ — „Dann hat sicher der Schurke, mein anderer Adjutant, der große Günstling der Prinzessin, meiner Gemahlin, seine verfluchte Hand im Spiele!“ sagte der grüne Graf ruhig.

„Was bringt Eure Hoheit auf diesen Verdacht?“ fragte Fürst della Cisterna dringend.

„Nun, der Kerl war durch und durch falsch und neidisch auf meinen armen Drossart; der Neid aber gebiert Unthiere wie Ammianus Marcellinus, scheußlicher noch!“

Der Fürst begriff zwar nicht, worin der kleine römische Schriftsteller Marcellin ein solches Vorbild des Neides sein sollte, aber er kannte den wunderlichen Prinzen schon und ließ es auf sich beruhen.

Soler aber mußte sofort ein Kommando absenden, um den Dreßler von Kossau in seiner Wohnung zu verhaften. Endlich kam der Rapport über das Befinden des Drossarts, er lebte noch, der Arzt glaubte aber nicht, daß er den Tag überleben, noch daß er wieder zur Besinnung kommen werde.

Es wurde nun freilich den Truppen ewiges Stillschweigen auferlegt, man wußte aber wohl, daß die Kunde von den blutigen Vorfällen in der Citadelle sich rasch verbreiten werde, ja wahrscheinlich jetzt schon verbreitet sei.

Der Fürst begab sich tiefbetrübt über das Schicksal des Drossarts — er war zu spät gekommen, um es aufzuhalten — in seine Wohnung zurück und ließ sich sofort ankleiden, um nach der Veneria zum Könige zu fahren.

Während des Ankleidens las er mehrere Male den Handbrief des König, den er an diesem Morgen erhalten. Derselbe lautete: „Mein treuer dal Pozzo! Der elende Deutsche, der vermalebeite Drossart, hat Dich, mich und leider auch mein unglückliches Mädchen auf das abscheulichste betrogen. Gott wolle sich meines armen Kindes erbarmen! Ich weiß noch gar nicht, wie es mit der Gräfin von Ivrea werden soll! Doch ich will Dir in der Ordnung erzählen, wie ich hinter diesen stinkenden Verrath gekommen bin. Beim Kreuz von Savoyen, so arg wie dieser deutsche Teufel hat mich noch niemand betrogen und getäuscht, und das will viel sagen, denn wer ist je so viel betrogen worden wie meine sardinische Majestät! Es ist Dir noch erinnerlich, daß ich Dir am letzten Sonntage mittheilte, daß diese lustgierige Venetianerin, die Gemahlin unseres armen grünen Grafen, wiederum eine Liebesintrigue spielte — ich war weit entfernt zu denken, daß mich die schmutzigen Abenteuer dieser Hündin so nahe angehen könnten. Am Montag wurde mir aus dem Hufeisenpalais selbst gemeldet, daß die Prinzessin

im Sonnenpavillon Zusammenkünfte mit einem Fremden habe. Nun befohl ich Maffei, Blauröcke auszusenden und zu erkunden, wer der heimliche Liebhaber sei. Gestern wurde mir gemeldet, daß der Drossart der Liebhaber sei. Ich war wie vom Blitz getroffen, aber ich zweifelte, oder vielmehr ich glaubte an einen Irrthum. In dieser Nacht mußte ich Gewißheit haben, und ich habe sie erhalten; die Blauröcke haben den Drossart vom alten Jägerhof, mein armes Kind! höllischer Verräther! hin nach der Wigna der Prinzessin begleitet, sie haben ihn zurück begleitet und endlich hat Graf Thurzo, einer meiner Garden, den schändlichen Verräther beim Eintritt in sein Haus begrüßt und angerebet. Freilich hat er keine verständliche Antwort erhalten, der Verräther schien höchst bestürzt über diese Anrede zu sein, aber er wurde doch von Graf Thurzo auch vollkommen erkannt, so daß gar kein Zweifel mehr sein kann. Ich lasse dem höllischen Verräther meiner armen Tochter heute auf der Parade Degen und Orden abnehmen, lasse ihn für infam erklären und schicke ihn für sein ganzes Leben nach Fort Brunette. Komm doch noch vor Mittag heraus zu mir, wir müssen berathschlagen, wie wir's meinem unglücklichen Kinde beibringen, ich fürchte mich vor meiner Tochter, denn sie liebt den Verräther ehrlich, komm ja zu Deinem treuen Könige Karl Emanuel.“ Ein Stück vom heidnischen Despoten steckte in allen diesen Aufklärungskönigen.

Eben als Fürst della Cisterna in den Wagen steigen wollte, meldete Major Soler, daß der Lieutenant Baron Kossau um fünf Uhr morgens einen geheimnißvollen Besuch empfangen habe und gleich darauf davon geritten sei. Der Major reichte dem Fürsten ein Blatt Papier in den Wagen. Der zur Gefangennahme ausgesendete Officier hatte dieses Blatt in des flüchtigen Lieutenants Zimmer am Fußboden gefunden. Auf dem Blatte standen die Worte: „Alles ist entdeckt, nur die schleunigste Flucht vermag Sie zu retten.“

„Die Handschrift ist verstellt, aber ich kenne sie doch!“ sagte der Fürst.

„Excellenza kennen sie, es ist die Handschrift des Obristleutenants Ritters Maffei!“ sagte Major Soler mit größter Bestimmtheit.

Der Fürst nickte; er fuhr in vollem Trabe von dannen; er sollte aber heute nicht in die Veneria kommen, denn kaum hatte er die Landstraße erreicht, als er das Geleit der reitenden Garden des Königs und den vergoldeten Schwimmer bemerkte. Der Fürst winkte, Geleit und Karosse hielt an, der Fürst stieg in des Königs Karosse. An Karl Emanuels nassen Wimpern hingen dicke Thränen, Thränen flossen über des Jagdkapitans Baron Templiers braunes wetterhartes Gesicht.

„Sage Du es ihm,“ flüsterte der König mit versagender Stimme, „sage Du es ihm!“

„Die Gräfin von Ivrea hat sich vor einer halben Stunde selbst den Tod gegeben!“ sagte der rauhe Jägermann leise und weinte dann laut auf; „am Fenster stehend hatte sie gehört, wie ein Officier einem Kameraden erzählte: der Drossart sei auf der Parade für infam erklärt worden, habe den Obristleutenant Maffei durchstochen und sei endlich nach blutigem Widerstande von den Blauröcken zusammen gehauen worden!“ „Sie hat Gift genommen?“ fragte der Fürst unheimlich flüsternd. — „Sie hat sich auf das Pflaster des Hofes hinab gestürzt und sich den Schädel zerschmettert!“ fuhr der rauhe Weidmann heraus. Karl Emanuel stöhnte.

„Er sagt,“ sprach der König nach einer Weile tonlos, indem er auf den Jagdkapitän deutete, „er sagt, ich dürfe sie nicht sehen, denn meine Miniera sei gräßlich verstümmelt. Es ist unnatürlich, einem Vater sein todt's Kind nicht sehen zu lassen. Nicht wahr, es ist unnatürlich, dal Pozzo?“

Anfangs schien Karl Emanuel halbstarrig, als aber der Wagen nach dem alten Jägerhofe ablenkte, schauderte er plötzlich zusammen und befohl nach dem Schlosse zu fahren. Fürst della Cisterna brachte seinen Monarchen in seine Gemächer; er ließ den Leibarzt rufen und sorgte, daß er zu Bett gebracht wurde. Karl Emanuel war ein gebrochener Greis, Fürst della Cisterna begab sich sofort zu dem Prinzen von Piemont.

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Kaiserstätten.

Von Oscar Schwedel.

Nachdruck verboten.  
Jel. v. 11./VI. 70.

### IX. Die ersten Habsburger und ihre Zeitgenossen.

Zwanzig Jahre dauerte nach Konrads IV Tode die „herrenlose, die schreckliche Zeit“ des Interregnums. Da erhielt die deutsche Nation in Rudolf von Habsburg 1273 wieder einen Herrscher. Das Stammschloß der Habsburger ist im Aargau auf der Höhe des Wülpselberges gelegen; noch sehen von dort zwei verwitterte Thürme ins Thal herab. Die Habsburg war das stärkste und hochgelegenste all der alten allemannischen Adelshäuser ringsum. Graf Radpot hatte sich die Befestigung 1020 erbaut, und als einst Bischof Werner von Straßburg, sein Bruder, warnend auf die geringen Befestigungen des Schlosses hinwies, bot der Graf über Nacht die Schaar seiner Mannen auf und führte sie dem Bruder in der blühenden Morgen-sonne als eine Mauer von Stahl und Eisen vor. Graf Rudolf aber, der deutsche König, war wenig zu Hause auf seinem Felsen- und Felsenschloß; ein Hofhalten, wie es die Staufer gethan, war weber dem Sinne des Herrschers gemäß noch nach dem Geiste der kampferfüllten Zeit, und bald brach die aufblühende Schweizerfreiheit mit den andern Burgen im Aargau auch die Habsburg. Die tapfern Habsburger Grafen und Erzherzöge aber, welche so männlich gegen die Eidgenossen gestritten, fanden in der reichen Benediktinerabtei Muri drunten im Thale ihre Ruhestätte.

König Rudolf hat viel zu kämpfen gehabt in seinem Leben und seinem verantwortungsvollen Berufe. Wir übergehen die anziehenden Fehden mit den Bischöfen von Basel und

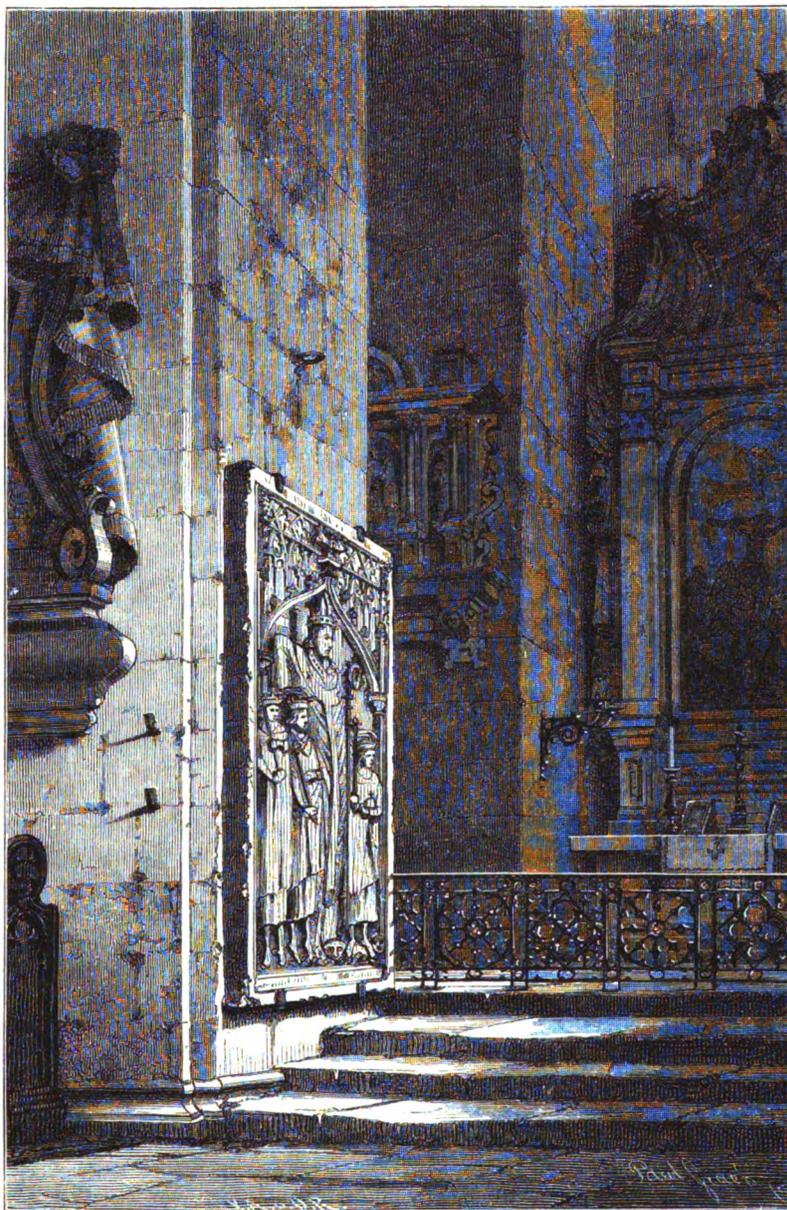
dem, unter dem Banner des Sittichs (Papageien) vereinigten Adels der Stadt, sowie die späteren Kämpfe mit dem Betrüger Tilo Kolup, der sich für den wiedererstandenen Friedrich II ausgab, und mit dem wilden Grafen Eberhard von Württemberg, der sich Gottes Freund und aller Welt Feind nannte. Wenn wir an Rudolfs Leben denken, tritt besonders eine Stätte in deutschen Landen in den Vordergrund; wir meinen das Marchfeld, wenige Stunden nördlich von der österreichischen Kaiserstadt. Es ist der 26. August 1278; da stehen sich auf der Ebene zwei gewaltige Gegner, Rudolf und der glänzende König Ottokar von Böhmen gegenüber. Am Abend vorher hatte der deutsche Herrscher seine treuesten Anhänger, die Edlen des Burggrafen Friedrichs III und der Stadt Zürich zu Rittern

geschlagen; jetzt hielt der Bischof von Basel ein feierliches Hochamt. Die deutschen Herren bereiteten sich zum Tode vor; „Christus“ war ihre Losung, „Die Rom und römisches Reich all Tag“ ihr Feldgeschrei. Während nun die Heere langsam gegen einander vorrückten, beginnt der Bischof von Basel den Schlachtgesang:

„Sancti Martini, Mutter und Magd,  
All unsere Noth sei dir geklagt!“

und „Gospodi pomilui!“ schallt es aus den Reihen der Böhmen.

Da plötzlich sprengt ein Basler Ritter, durch das Ungestüm seines Schlachtrosses fortgerissen, auf die Feinde los; die Schlacht ist eröffnet. Ein furchtbares Ringen beginnt; nicht allein die Kaiserlichen, auch ihre Feinde, Ottokar, die Markgrafen von Meißen und der finstere Otto der Lange von Brandenburg, thun Wunder der Tapferkeit. Schon wanken überall die Reihen der Deutschen; soll das junge Glück des Hauses Habsburg so schnell untergehen? Da ergreift Burggraf Friedrich, unter dessen Helm bereits weiße Locken hervorbringen, des Reiches Sturm- und Fahne und bringt von neuem vor. Die kühnen Söhne der Steirer und kärntner Gebirge folgen ihm mit Todesverachtung; das Glück hat sich gewendet. Aber Ottokar weicht nicht; der Helm ist ihm vom Kopfe gehauen, der weiße Löwe Böhmens auf dem königlichen Gewande blutroth gefärbt, da trifft ihn ein wichtiger Schlag in die Stirn. Man sagte, der Fürst sei durch die Blutrache des Herrn von Mehrenberg gefallen, dem er einst grausam den Vater getödtet hatte. Von siebzehn Wunden entstellt, wurde der Leich-



Deutsche Kaiserstätten IX: Denkmal des Peter von Aspelt im Dome zu Muri.  
Originalzeichnung von Paul Graeb jun.

nam später durch den Edlen von Bertholdsdorf aufgefunden; Rudolf selbst weinte dem hochgesinnten Feinde Thränen tiefer Rührung nach, und die Kaiserin Anna, deren lieblichen Zügen wir auf ihrem Grabsteine im Dome zu Basel begegnen, schmückte ihn zu Wien mit der Pracht, welche der Entseelte so sehr geliebt hatte.

Von dieser für Rudolf so bedeutungsvollen Stätte, auf welcher Oesterreich für das Haus Habsburg gewonnen wurde, wenden wir uns dem stillen Städtchen Germersheim zu, wo der Ausspruch der Aerzte dem kranken Könige kund that, daß die Stunden seines Lebens gezählt seien. „Auf denn nach Speyer,“ rief der greise Fürst, „wo meine Vorfahren ruhen, die auch Kaiser waren; lebendig reit' ich in mein Grab zu ihnen hin!“

Durch die lachenden Gefilde der Pfalz bewegte sich langsam der Zug; zwei Ritter stützten den König auf seinem Rosse; wehmüthig blickte Rudolf zu den weinbelaubten Höhen der Harzt auf und nieder zu Deutschlands königlichem Strome. Da winken ihnen die schlanken Thürme und die Riesenkuppel des Kaiserdoms entgegen, der Abendschein ruht auf dem hehren Bau; lautlos fast ziehen die Reiter in die Stadt ein. Bald darauf schallte das Todtengeläut über den Speyergau hin. Noch lallte aber erzählte das deutsche Volk sich Legenden und Schwänke von Kaiser Rudolfs Milde und Gerechtigkeit, seiner Sparsamkeit und Gutmüthigkeit.

Weil er viel gekämpft, hat König Rudolf wenig gebaut; er war ja auch ein ökonomischer Herr, und die Minnesänger beklagten seine Kargheit; nur in Eger, soweit wir wissen, hat er in einem alten Palaste, welcher in der Stauferzeit gegründet worden war, die Kaiserkapelle nach einem Brande im Jahre 1270 neu angeführt. In unveränderter Form hat sich das merkwürdige Stück Architektur bis auf unsere Tage erhalten. Das Aeußere des Baues ist einfach, düster und wenig ansehnlich; im Innern treffen wir zwei Kapellen über einander, welche durch eine Oeffnung in der Decke soweit in Verbindung gesetzt sind, daß man auch unten den oben celebrirenden Geistlichen vernehmen konnte. Die untere Kapelle hat wuchtige, fast plumpe Formen; die obere zeigt den zierlichen Styl der Zeit Rudolfs. In die Säulenkapitäl sind in mittelalterlicher Reivität Symbolisirungen der Zeitläster in ihrer ganzen Nacktheit eingemeißelt.

Der Grabstätte König Rudolfs sind wir zu Speyer auf dem Königshore begegnet; dort hat sich auch noch sein alter Grabstein erhalten, der ihn in Krönungsgewande darstellt, die Hände auf der Brust gefaltet. Ottokar von Horned schreibt in seiner Reimchronik, daß man nie ein Steinbild gesehen habe, „einem Manne so ähnlich“, wie dieses Denkmal, und allerdings, noch heut zeigt die Skulptur deutlich in dem magern, greifen Antlitz des Königs die Furchen, welche die Sorgen hinein gezogen hatten.

Auf den löblichen König Rudolf folgte 1292 Adolf von Nassau, ein tapferer, ritterlicher Herr, aber der Bürde der Krone nicht gewachsen und durch seine Ländergier den deutschen Fürsten bald verhaßt. Die Noth zwang den ursprünglich redlich gesinnten König, schließlich seine Zuflucht zu Mitteln zu nehmen, die wie der Thüringer Länderkauf und die Verwüstung des Osterlandes durch gemietete Räuberschaaren dem Könige selbst seine entschiedensten Anhänger entfremden mußten. In Albrecht von Oesterreich erstand ihm ein tüchtiger, lauernder Gegenkönig. Die Schlacht von Göllheim am Hasenbühl von 1298 steigt vor unserem Auge auf. Der König Adolf sprengt auf den finstern habzburgischen Gegenkönig Albrecht los: „Heut sollst Du mir Krone und Leben lassen!“ Klingt es durch die Bügel des Helmes, doch schon fallen die Streiche der österreichischen Ritter hageldicht auf sein Haupt. Es ist ungewiß, wer ihn erschlagen, ob Albrecht selbst, ob der Raugraf von Stolzenberg oder der junge Fürst von Zweibrücken.

Es war heiße Mittagstunde, in den drei benachbarten Klöstern Dreieisen, Bolanden und Rosenthal läutete es eben die Hora. Selbst der ränkevolle Erzbischof Gerlach von Mainz, welcher Adolf erhoben und gestürzt hatte, konnte sich nicht enthalten, beim Anblicke der blutigen Kaiserleiche auszurufen: „Hier liegt das tapferste Herz Deutschlands erschlagen!“ und als Albrecht ihm einen Blick des Vorwurfs zusandte, antwortete er mit dem drohenden Wort: „Ich habe noch mehr Könige in der Tasche!“ In dem Blase, wo Adolf fiel, steht unter einer uralten Rüste das Königskreuz, ein Kreuzifix aus rothem Sandsteine, welches 1298 die Kaiserin Imagina ihrem Gemahl setzte; eine halbverlorenene Inschrift meldet den Jahrestag des Kampfes. Nicht gar weit von dem Schlachtfelde liegt Kloster Rosenthal, die schönste der Ruinen in dem an Trümmern so überreichen Pfälzer Lande. In einem stillen, einsamen Grunde erhebt sich das schlanke gothische Thürmchen des ehemaligen Nonnenklosters; noch sind Thurm und Kreuz von den Rosen der Ebersteine umzogen, welche nach ihrem Wappen dem Kloster den Namen gaben. In dem Thale liegt ein spiegel-

glatter Weiher, ein Bächlein zieht sich durch den Grund, der stille Wald tritt nah heran; solch ein Ort paßt prächtig zu der Sage von der Nonne Imagina, in welche die Volkspoesie Adolfs königliche Gemahlin verwandelt hat. Das ledige Pferd des erschlagenen Kaisers und seine Hunde kamen nach der Schlacht zu dem nahen Kloster, wo die Nonne Imagina Tag und Nacht für den Sieg des geliebten Mannes gebetet hatte. Sie folgte ihnen auf das Schlachtfeld nach und fand die Kaiserleiche. Diese wurde zunächst im Kloster beigelegt, und Adolfs Geliebte starb mit den treuen Hunden über der Gruft des Kaisers. Elf Jahre waren seitdem vergangen, da fiel auch Albrecht von Oesterreich nach vielen vergeblichen Versuchen, seine Hausmacht zu vergrößern, und nach dem ruhmlosen Kampfe mit den Eidgenossen im Jahre 1308 angesichts seiner Stammburg durch die Hand seines Neffen Johann von Schwaben und seiner eignen Lehnsleute, der edlen Herren von der Wart, von Palm, von Eschenbach und Tegernfeld. Auf der Stelle, wo sich der Kaiser an der Landstraße im Schoße eines armen, verlorrenen Weibes verblutete, stiftete seine Wittve das berühmte schweizer Kloster Königsselden. Der wadere Baseler Chronist Wurstisen aus dem 16. Jahrhundert hat uns einen Holzschnitt überliefert, welcher die Grabkapelle mit den Denkmälern des Kaisers und seiner Gemahlin Elisabeth in ihrem damaligen Zustande zeigt; ein ehernes Gitter umschloß die Steinsärge und matt nur fiel der Sonnenschein durch die wappengeschmückten Fenster auf die in Todesruhe hingestreckten Königsbilder hinein.

Die Grabstätten Adolfs in Rosenthal und Albrechts in Königsselden sind nur Kenotaphien gewesen; ihr Nachfolger Heinrich VII ließ ihnen im Jahre 1309 beide Kaiserleichen entnehmen und bestattete die Todtsinde frieblich neben einander auf dem Königshore zu Speyer. Ueber den Grüften der alten Herrscher in der jüngeren Gräberreihe sind von späteren Geschlechtern Denkmäler errichtet worden; zwei Gedächtnistafeln des 15. Jahrhunderts zeigen in halb erhabenen Figuren und dem Schmucke reicher Vergoldung sämmtliche zu Speyer begrabene Kaiser, und zwei Monumente des 19. Jahrhunderts feiern das Andenken Rudolfs von Habzburg und Adolfs von Nassau. Der erstere thront auf dem kaiserlichen Stuhle Karls des Großen, der letztere hat das Knie betend gebeugt; der ihn umhüllende Panzer deutet auf den Augenblick vor Beginn der Göllheimer Schlacht.

Nach dem Tode Albrechts I wurde das Reich durch einstimmige Wahl an einen König aus neuem Hause übertragen, welcher mit entschiedenster Thatkraft die Verhältnisse Deutschlands zu ordnen und sein Ansehen auch nach außen hin zu festigen bestrebt war. Aber der König Heinrich VII, der thatenfrohe Lützelburger, welcher die beiden Gegner im Tode versöhnte, ist auf italienischer Erde 1313 mitten in seinem Siegeslaufe gestorben, der Sage nach durch Gift, welches ihm der Dominikaner Bernhard von Montepulciano im Sacramentsweine gereicht hat. Ein merkwürdiges Denkmal dieser Zeit und eines Mannes, welcher bedeutenden Einfluß auf dieselbe gehabt hat, befindet sich in dem Dome zu Mainz. Dort liegt der berühmte im Jahre 1321 verstorbene Erzbischof Peter von Aspelt begraben, von dem es in der stolzen Grabchrift heißt: Sceptra dat Heinricho regni, post haec Ludovico, Fert pius extremo Joanni regna Boëmo. Der Kirchenfürst legt segnend die Hände auf drei gekrönte Figuren, welche nur die halbe Höhe seiner Gestalt erreichen. So unkünstlerisch eine solche Darstellung ist, so bezeichnend ist sie für die Zeit und das hohe Selbstgefühl der in den Regierungsgeschäften so mannichfach thätigen Mainzer Erzbischofen. Der Bischof die Hauptperson, die Könige seine Pflegebefohlenen! Die Köpfe der Figuren sind wahrscheinlich Porträts, und so sehen wir hier die Züge Heinrichs VII, Ludwigs des Bayern und Johanns von Böhmen vor uns. Die Herrscher sind in der einfachen Fürstentracht der Zeit dargestellt; über dem Untergewande und dem weiten Pallium tragen sie einen Hermelinragen, auf welchem das Wappen ihres Hauses sich befindet; die Krone hat, um sie als Kaiserkrone vor der Königskrone Johanns von Böhmen auszuzeichnen, den spitz zulaufenden byzantinischen Bügel; Scepter

und Reichsapfel bilden die übrigen Insignien ihrer Würde. Interessant ist es, daß uns solch ein lebensvolles Bild des berühmten Kirchenfürsten aufbehalten ist, der mit echt vaterländischem Sinne ein Jahrzehnt lang die Geschichte Deutschlands leitete und dem Lützelburgischen Hause den Weg zur Größe ebnete. Es ist ein schönes Zeugniß für den hellen Blick Peters von Aspelt, daß er, nachdem der frühe Tod Heinrichs VII die Hoffnungen der deutschen Nation geknickt hatte,

in Ludwig dem Baiern den Mann erkannte, der, wenn es überhaupt noch möglich war, dem zerrütteten Vaterlande helfen konnte, und daß er mit vollem Eifer die Wahl desselben betrieb; die Geschichte Deutschlands hätten sich sicherlich glücklicher gestaltet, wenn dem treuen Erzbischofe eine längere Wirksamkeit verstattet gewesen wäre. Noch aber hatte der junge bairische Löwe einen äußerst gefährvollen Kampf mit den habsburgischen Gegnern anzufechten.

## Am Familientische.

**Die deutschen Gefangenen in Aschanti.**  
Christiansborg bei Accra, an der Goldküste in Westafrika,  
1. Januar 1874. \*)

In Nr. 3 des X. Jahrgangs Ihres Blattes geben Sie einige interessante Mittheilungen über den Krieg der Engländer gegen Aschanti; und ganz richtig wird dort ein Vergleich zwischen der abessinischen Expedition von 1867 und der jetzt in Angriff genommenen Expedition nach Aschanti gemacht. Erlauben Sie mir, dazu noch einen weiteren kurzen Beitrag zu geben.

Einen zweiten abessinischen Krieg nennen die englischen Officiere die Expedition; erstens im Blick auf die großartigen Schwierigkeiten, welche Natur und Klima diesem Kampf entgegenstellen, dann aber auch, weil es sich bei dieser Expedition um Befreiung einiger Europäer handelt, welche seit 4 1/2 Jahren Gefangene in Kumassi (Aschantis Hauptstadt) sind. Die Befreiung dieser Leute wird allerdings nicht in erster Linie in die politischen Unterhandlungen aufgenommen, aber der Obergeneral Sir Garnet Wolseley hat den Baseler Missionaren erst kürzlich wieder die Zusicherung gegeben, daß es ihm eine besondere Freude sein werde, durch die Expedition auch zur Befreiung der gefangenen Europäer zu helfen. Ihre Geschichte ist kurz folgende.

Im letzten Kriege der Aschantis gegen die Küstenstämme kamen die Heerhaufen jenseits des Volta, da wo Ihre Karte in Nr. 3 „Ewe“ zeigt, in das Gebiet des Anum-Gäupflings; bei Anum auf einem schönen Hügel lag die Station der Baseler Missionare. Diese hatten mit dem Kriege gar nichts zu thun und erhielten verschiedene Zusicherungen, daß sie ohne Gefahr auf ihren Posten bleiben könnten. Durch Verrath wurde aber ihre Station dem Feinde preisgegeben, umringt und die Missionare Ramsayer mit Frau und Kind aus Neuenburg und Kühne aus Schlesien (Gnadenberg) unter allerlei Täuschungen und Gewaltthatigkeiten von ihrer Station getrennt und in die Gefangenschaft geführt. Das war am 12. Juni 1869. Unter unbeschreiblichsten Drangsalen, im Kampfe mit Hunger und Durst, all ihrer Habe, selbst theilweise der Kleider beraubt, kamen sie auf fürchterlichen Märschen Ende Juli in die Nähe von Kumassi, wo sie bleiben mußten, bis sie im April 1870 in die Hauptstadt selbst gerufen wurden, wo sie (bis heute?) noch sind unter verhältnißmäßig erträglicher Behandlung. Ein vierter Leidensgenosse, ein französischer Kaufmann Bonat, kam noch auf dem Marsche nach Aschanti zu ihnen und hat bisher ihr Loos getheilt. Bonat war beim Ueberfall einer der Stationen der Bremer Mission gefangen genommen worden. Das Kind Ramsayers war auf dem Marsche aus Mangel an passender Nahrung gestorben.

Alle Versuche der englischen Regierung, so wie der Baseler Missionare, die Gefangenen auf gutlichem Wege durch Lösegeld frei zu bekommen, scheiterten an der Politik der Aschantis. Im November 1872 waren die Gefangenen schon freigegeben und hatten nur noch zwei Tagereisen zum Grenzflusse Brah, wo 1000 Pfd. Sterling Lösegeld für sie bereit waren, als sie in Folge des Umschlages der politischen Pläne der Aschantis wieder zurückkehren mußten, um aufs neue dem sechs Tage zuvor verlassenen Ort der Gefangenschaft zuzuwandern.

Es ist nicht meine Aufgabe, die Geschichte dieser 4 1/2 Jahre weiter auseinander zu setzen, das bleibt für ruhigere Zeiten vorbehalten; ich wollte Ihnen nur zeigen, wie auch in weiterer Beziehung diese Expedition ganz mit Recht ein zweiter abessinischer Feldzug genannt wird. Wir sehen hier mit Spannung den nächsten Monaten entgegen; von dem Erfolge der Expedition gegen Kumassi hängt sehr viel ab; die Baseler Mission hat auf 8 Stationen an der Goldküste 34 Männer und 18 Frauen (3/4 Deutsche, 1/4 Schweizer) in Gemeinden, Anstalten, Schulen, Handels- und Industrieetablissements, Oekonomie etc. Die deutsche Flagge weht von ihren Handelsfactorien, alle unsere Stationen, und das bewegliche und unbewegliche Besitzthum waren bei dem kühnen Einfall der Aschantis im Januar vorigen Jahres in Gefahr, zerstört oder geplündert zu werden; heute aber können wir in Ruhe und Frieden weiter arbeiten, während im Westen Sir Garnet Wolseley seine Truppen gegen den Erbfeind unserer Küste führt und im Osten dem Volta entlang Kapt. Glover an der Spitze seiner meist von ihm selbst geworbenen und unter seinen Augen gedrückten schwarzen Mohamedaner mit den Verbündeten der Aschantis abrechnet. Wir stehen am Beginn der sogenannten Harmatan oder trockenen Zeit; die Wege sind wohl überall ordentlich zu passiren, aber von oben herab wird die afrikanische Sonne ihre glühenden Strahlen senden, und mancher weiße und schwarze Krieger wird dahinsinken im Kampfe mit Klima und den Feinden. Aber wir hoffen dennoch, daß auch der Erfolg der ganzen Expedition, die Befreiung der gefangenen Europäer, es rechtfertigen wird, wenn wir sagen: „Ein zweiter abessinischer Feldzug.“

\*) Erhalten in Leipzig am 29. Januar.

Wollen Sie die Güte haben, durch Aufnahme meiner gedrängten Mittheilungen Ihre Leser darauf aufmerksam zu machen, daß wir als Deutsche neben dem allgemeinen noch ein ganz besonderes Interesse an der Expedition haben, so wäre ich Ihnen sehr zu Dank verbunden.

Geht die Expedition glücklich und mit Erfolg zu Ende und werden die Gefangenen frei, so will ich später gerne weiteres folgen lassen, wenn es Zeit und Umstände erlauben. \*) Chr. Buhl, Missionar.

### Friedrich der Große und die Jesuiten.

Friedrich der Große stand in so freundlichem Vernehmen mit den Jesuiten, daß er, als sie aus anderen Ländern vertrieben wurden, ihnen eine Zuflucht in Schlesien gewährte. Um so unerklärlicher war ihnen deshalb die plötzliche Versteigerung ihrer kostbaren Bibliothek in Breslau. Da dieser Vorgang sehr wenig bekannt ist, theilen wir denselben, wie er hauptsächlich durch den Prior des Jesuitenkollegs in Breslau, Zephichal, welchen der König sehr hoch schätzte, bekannt wurde, mit.

Eines Tages begegnete der König in seinem Garten zu Potsdam einem jungen Manne von fremdartigem Ansehen, welcher ihm aufstieß, weshalb er fragte, wer er sei? Der junge Mann nannte sich Hedhessi, sagte, er sei in Frankfurt a. O. gewesen, habe dort Theologie studirt, stamme aus Ungarn und wolle dorthin zurückkehren, sich indeß zuvor noch Berlin und Potsdam ansehen. Hierauf ließ sich der König in ein längeres Gespräch ein, fand in dem reformirten Theologen einen sehr unterrichteten, tüchtigen und gewandten Mann, welcher ihm der Art gefiel, daß er zu demselben sagte: „Weißt Er was? Bleibe Er in meinem Lande! Ich will für Ihn sorgen. Hört Er?“ Der Ungar beteuerte, das würde ihn überaus glücklich machen, allein seine Familienverhältnisse gestatteten es ihm leider nicht. Der König antwortete: „Das ist fatal! Hör Er, bitte Er sich eine Gnade von mir aus.“ Der Ungar: „Ich wüßte nicht — ich weiß wirklich augenblicklich nicht.“ Der König: „Kann ich Ihn denn aber gar keinen Gefallen thun?“ Der Ungar: „Etwas könnten Eure Majestät doch für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten. Ich habe mir verschiedene theologische und philosophische Bücher gekauft, die, wie ich glaube, in Wien verboten sind; und dort haben die Jesuiten die Revision der Bücher unter sich. Wollten nun Ev. Majestät die Gnade haben —“

Der König ließ ihn nicht ausreden, sondern fiel eifrig ein: „Nehme Er nur seine Bücher mit; kaufe Er noch dazu, was Er braucht, und wovon Er denkt, daß es in Wien recht verboten ist. Hört Er? Wenn sie Ihn in Wien die Bücher wegnehmen wollen, so sage Er nur, ich habe sie Ihm geschenkt! Darauf werden die Herren Patres wohl nicht viel geben; das schadet aber nichts! Laß Er sich die Bücher nur wegnehmen; gehe Er aber gleich zu meinem Gesandten, melde sich bei ihm, erzähle die ganze Geschichte und was ich Ihm gesagt habe. Hernach gehe Er in den vornehmsten Gasthof und lebe Er recht kostbar! Er muß aber täglich wenigstens einen Dukaten verzehren. Da bleibe Er denn so lange, bis sie Ihn seine Bücher wieder ins Haus schicken. Das will ich schon machen.“

Nach dieser langen und eifrigen Rede ging er eilend in das Schloß, aus dem er einen Zettel mit zurückbrachte, auf den er eigenhändig geschrieben hatte:

„Bon pour rester à Vienne aux dépens de moi.

Federik.“

So schrieb nämlich der König merkwürdiger Weise seinen Namen. „Da,“ sagte er, „hat Er meinen Namen! Das zeige Er nur meinem Gesandten und damit ist's gut! Er kriegt seine Bücher wieder. Aber leb' Er flott in Wien, alle Tage einen Dukaten, ich sag's Ihm.“ Ungar: „Aber, Ev. Majestät —“ König: „Nichts aber! Verlaß Er sich nur auf mich; und Er soll auch die beste Pfarre in Ungarn haben. Nun reise Er in Gottes Namen und schreibe Er mir einmal. Hört Er?“

Hedhessi empfahl sich dankend, aber höchst aufgeregt durch diese merkwürdige Unterredung und tief ergriffen von dem ganzen Wesen des großen Königs. Als er an die Grenze kam, geschah, was er erwartete hatte. Seine Bücher wurden versiegelt und darauf in Wien konfisziert, worauf er sagte, was ihm der König aufgetragen hatte. Allein die Herren Jesuiten erwiderten: „Was geht uns der König von Preußen an?“ Hedhessi ging nun zum preussischen Gesandten, dem er seinen Zettel präsentierte und die ganze Unterhaltung mit dem Könige erzählte. Der Gesandte hatte aber auch schon aus Berlin die bezüglichen Befehle, weshalb er einen seiner Diener rief und demselben Auftrag, den Ungarn in den besten Gasthof zu führen und zugleich dem Wirth anzudeuten, der Gast werde auf Kosten der preussischen Gesandt-

\*) Unterdessen meldet der Telegraph ihre Befreiung. Eine Schilderung der Schicksale der Gefangenen unter den Aschantis wird uns willkommen sein. D. R.

schaft verpflegt. Darauf berichtete der Gesandte den Stand der Sache nach Berlin.

Kurz darauf traf in Breslau bei dem Gouverneur und dem Minister v. Münchow der überraschende Befehl ein, es solle sofort eine Kommission, bestehend aus einem Stabsoffizier, einem Kriegsrath, einigen Unterbeamten und Soldaten, sich nach dem Jesuitenkollegium begeben, die Bibliothekthüren versiegeln und zwei Schildwachen dort zurücklassen. An jedem Morgen solle durch einen Offizier und einen Kammerkalkulator sorgsam nachgesehen werden, ob die Siegel unverfehrt seien. Jeder von diesen Visitatoren werde für den Gang 1 Thlr., die 6 Soldaten für drei Ablösungen pro Tag gleichfalls zusammen 2 Thlr. erhalten, die Kommission aber für Versiegelung 30 Thlr., und zwar von dem Jesuitenkollegium.

Die Herren Jesuiten waren wie aus den Wolken gefallen und stumm vor Entsetzen, als die große Kommission auf Spezialbefehl des Königs bei ihnen erschien und die kostbare Bibliothek versiegelte. Man fragte, man zerbrach sich den Kopf, rieth hin und her, aber niemand konnte ergründen, wodurch man die Gnade des Königs, welcher doch immer ihr Gönner gewesen, so gänzlich verscherzt habe. Der Gouverneur, der Minister wurden vergeblich um Aufschluß gebeten; sie wußten in der That nichts.

Was blieb anders übrig, als eine Deputation solcher Ordensglieder nach Potsdam zu senden, welche der König kannte und gern hatte. Die Deputation reiste von Breslau nach Potsdam, erbat Audienz, wurde indes nicht sofort vorgelassen, sondern von einer Zeit zur andern vertröstet. Endlich — nach vier Wochen — kam der ersehnte Tag der Audienz; der König empfing die Deputirten unerwartet gnädig und begann sogleich von mancherlei Dingen mit ihnen zu reden, so daß sie ihre Frage durchaus nicht anbringen konnten, deshalb wie auf Kohlen standen. Nach längerer Zeit fand sich denn aber doch ein Augenblick, wo sie unterthänigst fragen konnten, wodurch das Kollegium das Unglück gehabt habe, Sr. Majestät Gnade zu verlieren? „Aha,“ sagte der König, „wegen der Bibliothek? Wegen der Versiegelung? Ganz recht; ja, das habe ich befohlen. Die Antwort müssen Sie aber von meinem Gesandten in Wien erbitten. Adieu, Messieurs! Ich lasse mich Ihren Herren Konfratres, den Herren Bücherrevisionskommissarien in Wien, empfehlen. Wider Euch habe ich nichts. Adieu!“

So waren sie entlassen und nicht klüger als vor 5—6 Wochen; im Gegentheil waren noch einige neue ganz unerklärliche Dinge hinzugekommen. Sie eilten mit ihren Neuigkeiten schleunigst nach Breslau. Hier wurden sie mit Ungebuld erwartet, denn die Bibliothek war noch immer versiegelt, die beiden Beamten visittirten, die Schildwachen hüteten die Eingänge. Das Kollegium versammelte sich, um zu vernehmen, was die Deputirten mitbrächten; allein auch der Rektor und die Professoren, obgleich kluge Jesuiten, standen vor lauter Räthseln. Das aber sahen sie ein, es müsse alsbald eine Deputation nach Wien abgehen. Dies geschah auch sobald als möglich, und die beiden Deputirten eilten zum preussischen Gesandten, welcher sie nicht wie der König warten ließ. Sie erzählten ihm, was ihnen in Breslau begegnet sei, was der König ihren Deputirten gesagt und daß er sie an ihn gewiesen hätte, weshalb sie angelegentlich um Aufschluß bäten. „Ja, meine Herren,“ sagte der Gesandte, „den genauen Zusammenhang der Sache kenne ich auch nicht so ganz. Hier ist ein junger Mann, dem haben Ihre hiesigen Herren Konfratres, die zur Bücherrevisionskommission ge-

hören, einen Kasten mit Büchern fortgenommen.“ Da fiel es den Herren Jesuiten wie Schuppen von den Augen; sie eilten zu den Revisionskommissarien, ihren Ordensgenossen, und in kurzer Zeit hatte der Ungar alle seine Bücher wieder. Aber die Sache war damit doch keineswegs beendet, vielmehr mußten sich die Herren Jesuiten in Wien bequemen, die Beehrungskosten für Hedhesi mit 96 Dukaten zu bezahlen.

Darauf stellte der Gesandte ein Attest aus, daß der junge Ungar sowohl seine Bücher zurück erhalten habe, als auch seine Rechnung im Gasthose berichtigt sei. Mit diesem Attest reisten die Deputirten nach Breslau zurück und sobald die anderen Deputirten von dort wieder nach Potsdam, wo sie um Audienz baten, auch sofort vorgelassen wurden. Nachdem sie das Attest überreicht hatten, ließ der König einen Befehl an den Gouverneur und den Minister in Breslau ausfertigen, die Universitätsbibliothek der Jesuiten zu entsiegeln. Diese Depesche empfingen die Deputirten nebst der Versicherung der Gnade des Königs. Zugleich hatte der König an den Vater Rektor ein eigenhändiges Schreiben beigefügt, worin er auch schriftlich dem Konvent seine Gnade versicherte, aber noch die Worte beifügte:

„Ihr werdet Eure Herren Konfratres in Wien und das Personale des dortigen Konsistorii wohl warnen, daß sie an dem Kandidaten Hedhesi keine Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlsein dieses Menschen erkundigen; bekomme er nicht die beste Pfarre in Ungarn, oder er und die Seinen werden kantonirt oder chikanirt, so müßt Ihr und Euer Kloster dafür stehen; da halte ich mich an Euch.“

Inzwischen hatten sie, da die Visitation wohl ermäßigt war, 124 Thlr. Kosten bezahlt. Die Bibliothek ward entsiegelt; Hedhesi erhielt eine sehr gute Pfarre, blieb ungeneckt und war wenigstens 1780 noch am Leben. W.

**Inhalt:** Das grüne Thor. Roman von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — Livingstone, der Erforscher Südafrikas. (Schluß.) — Römerin mit Kind. Nach dem Gemälde von Souçon. — Deutsche Bischöfe. I. Graf Mieczyslaw Ledochowski. Mit Porträt. — Der Drossart von Jehst. Roman von George Hesel. (Fortsetzung.) — Deutsche Kaiserstätten. IX. Von Oscar Schwebel. Mit Illustration. — Am Familientische: Die deutschen Gefangenen in Aschanti. — Friedrich der Große und die Jesuiten.

Die Verlagshandlung des Daheim beehrt sich, die Leser der Wochenausgabe ihres Blattes darauf aufmerksam zu machen, dass sich der den Wochennummern beigegebene **Daheimanzeiger** zu einem sehr wirksamen Organ für Personalgesuche, Stellengesuche, Stellenanerbietungen und Pensionsanzeigen ausgebildet hat. Da dem Anzeiger in Daheimkreisen eine sehr dankenswerthe Aufmerksamkeit geschenkt wird, so haben derartige Gesuche in diesem bestimmten bezielten Kreise in der Regel einen baldigen Erfolg. Heirathsgesuche und irgendwie zweifelhafte Annoncen finden keine Aufnahme.

## Kapitän Werner's Buch von der Deutschen Flotte.

Neue, fortgeführte, wohlfeile Auflage vom Buch von der Norddeutschen Flotte.

Sobald erschienen:

Das

# Buch von der Deutschen Flotte.

Von

**N. Werner,**

Kapitän zur See.

Zweite, vermehrte und fortgeführte Auflage

des Buchs von der Norddeutschen Flotte.

Illustrirt von Wilhelm Diez.

Preis broschirt 6 Mark (2 Thlr.), in elegantem Originalband, grün mit Gold in maritimen Emblemen 8 Mark (2 Thlr. 20 Ngr.).

Dieses Buch des den Daheimlesern wohlbekannten Verfassers, noch immer das Hauptwerk über die Deutsche Flotte, ist in der ersten theueren Auflage seit einiger Zeit vergriffen gewesen.

Es besteht aus einem belehrenden, einem geschichtlichen und einem unterhaltenden Theile. Der letztere, die unvergleichlich humoristischen „Seebilder“ des Verfassers enthaltend, sichert ihm eine nachhaltige Dauer. Außer den Schiffsbildern enthält das Flottenbuch eine große Menge der schönsten Illustrationen Wilhelm Diez's.

Verlag von **Verhagen & Klasing** in Bielefeld und Leipzig.

Unter Verantwortlichkeit von **Otto Klasing** in Leipzig, herausgegeben von **Dr. Robert Roentgen** in Leipzig.  
Verlag der **Daheim-Expedition (Verhagen & Klasing)** in Leipzig. Druck von **H. G. Teubner** in Leipzig.

# Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 7. März 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. Nr. 23.

## Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bd. v. II, VI, 70.

### III.

In dem zu seiner Villa in der Thiergartenstraße gehörigen maurischen Pavillon saß der Kommerzienrath Wiesel, ein behäbiger Herr in mittleren Jahren, mit glattrasiertem runden Gesicht, schlichtem blonden Haar und blendend weißem Hals-tuch, und löffelte bedächtig aus einer zierlichen Schale von hellrothem Glase Eis.

Ihm gegenüber an dem kleinen Tische, dessen Platte aus dem Atelier eines japanesischen Künstlers hervorgegangen war, wiegte sich auf einem Schaukelstuhl, den Kopf auf dem langen Halbe weit zurückgestreckt, die Augen auf eine von der Decke herabhängende chinesische Laterne gerichtet und in regelmäßigen Zwischenräumen den Rauch seiner Cigarre zwischen den dünnen Lippen fortblasend, ein etwas jüngerer Mann mit hagerem gelblichen Gesicht, das bereits von der Nase und den Mundwinkeln abwärts tiefe Falten gezogen hatte, die sich auch bei ganz ruhigem Verhalten nicht ausglätten wollten. Herr Otto Feinberg schien sich die ausgesuchteste Mühe zu geben, einen behaglichen Zustand zur Schau zu stellen, als ginge ihn in diesem weichen Schaukelstuhl und bei dieser dufenden Savanna die ganze Welt nichts an, am allerwenigsten aber das, wovon er eben sprach. Er sprach eigentlich nicht, sondern warf nur von Zeit zu Zeit monoton einige Worte nach der Decke hinauf, gleichsam abwartend, ob sie vielleicht zufällig auf den Kommerzienrath niederfallen und von ihm aufgefangen werden würden. Wenn derselbe, was mit aller Beharrlichkeit geschah, schwieg und einen neuen Vöffel Eis zwischen die Zähne schob, setzte er dann seinen Vortrag in derselben Weise fort. Es handelte sich um eine Eisenbahnangelegenheit.

Hinter ihnen, näher dem Bogensfenster zu, das einen Blick auf eine schöne Gruppe von Palmen und anderen fremdländischen Blattpflanzen gestattete, lag auf einem türkischen Polster die Kommerzienrätthin in gewähltester Toilette. Sie hatte ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, das, nach der Verfassung

des Deckels zu schließen, einer Leihbibliothek entnommen sein mußte, ließ aber ihre Aufmerksamkeit oft durch einen Kakadu mit gelber Haube ableiten, der in der Ecke über ihr auf einer hohen Messingstange mit Querbalken seine Männchen machte. Sie konnte die Mitte der Dreißiger noch wenig überschritten haben und mußte in der Jugend schön gewesen sein. Jetzt fehlten alle frischen Farben, und ein grämlicher Zug von den matten Augen abwärts deutete auf körperliche Leiden oder dauernde Langeweile.

Auf den sauber geharkten Kieswegen des Gartens lustwandelten Arm in Arm zwei junge Damen. Jung waren sie wirklich beide, aber die eine doch wohl ein paar Jahre jünger als die andere. Sie waren auch beide hübsch, wie sich das von selbst verstehen kann, aber doch in sehr verschiedener Weise. Die jüngere, schlank aufgeschossen und mit länglichem feinen Gesicht, sah der Kommerzienrätthin ähnlich; die andere war kleiner, voller, dabei beweglicher, hatte perlweiße Zähne, Grübchen in Baden und Kinn, blanke Augen und prächtiges blondes Haar. Ein langer junger Mensch in modernstem Anzuge mit dünnem Rohrstöckchen und prall sitzenden gelben Handschuhen ging neben ihnen her und suchte bei jeder Wendung die Seite zu gewinnen, auf der er die schlankste Dame neben sich hatte.

Die Blonde führte das Wort. „Besuchen Sie häufig das Theater, Mr. Fairfax?“ fragte sie.

„Nicht sehr häufig,“ antwortete der junge Mann mit englischem Accent. „Das deutsche Schauspiel gefällt mir nicht.“

„Und was haben Sie daran auszusetzen?“

„D, es ist matt. Man bemüht sich gar sehr, natürlich zu spielen, nicht zu übertreiben, aber das wird langweilig auf der Bühne.“

„Ich habe mir eingebildet, es sei das größte Lob für einen Schauspieler, daß er natürlich spiele,“ bemerkte die junge Dame verwundert. „Wie denkst Du darüber, Lilli?“

Die Schlankste schien auf das Gespräch wenig geachtet zu

haben. „Ach, ich —“ jagte sie stockend und warf einen schnellen Blick auf ihren Nachbar, als ob sie denselben auffordern wollte, für sie zu antworten.

„Die Deutschen sind so gutmüthig,“ meinte derselbe, „immer selbst nachzuhelfen und zu ergänzen; sie sehen immer mehr, als was sie wirklich sehen. Aber wenn ich im Theater sitze, will ich so beschäftigt werden, daß ich selbst ganz unthätig sein kann und gleichsam gezwungen werde, Antheil zu nehmen.“

Man hatte sich dem Pavillon genähert. Die Kommerzienrätthin erhob sich ein wenig und winkte Mr. Fairfax heran. Die jungen Damen setzten ihren Spaziergang fort.

„Erzählen Sie mir etwas,“ sagte die leidende Dame, indem sie auf einen kleinen Sessel deutete; „das Buch langweilt mich.“

„Wohl ein deutscher Roman? Die deutschen Romane sind sehr langweilig.“

„Wir hätten längst ins Bad gereist sein sollen; aber mein Mann kommt diesmal von seinen Geschäften gar nicht los. Werden Sie uns nach Wiesbaden begleiten, Mr. Fairfax?“

„Ich füge mich gänzlich Ihren Dispositionen, gnädige Frau. Sie wissen, daß mein Hiersein diesmal gar keinen anderen Zweck hat, als mich Ihrer werthen Familie bekannt zu machen.“

„Finden Sie meine Lilli nicht noch sehr — kindlich?“

„Ich wünschte das Fräulein gar nicht anders zu finden. Wäre ihre Entwicklung abgeschlossen, so versuchte ich vielleicht vergebens, sie mit mir zu beschäftigen. Jetzt darf ich hoffen, daß der erste Eindruck, den diese reine Seele empfängt, ein bleibender sein wird.“

Die Kommerzienrätthin reichte ihm die Hand. „Sie fühlen sich also nicht getäuscht?“

Er drückte einen Kuß darauf. „O, gnädige Frau — wäre ich sonst noch hier? Ich muß gestehen, daß ich das Arrangement der beiden Häuser immer nur unter der stillschweigenden Voraussetzung verstanden habe, daß sich bei persönlicher Annäherung eine gegenseitige Neigung nicht vermissen lassen werde.“

„Gewiß, gewiß! Auch auf unserer Seite —“

„Ich würde nie einen Bund schließen ohne Neigung, aber ich leugne gar nicht, daß ich es als praktischer Mann für ein besonderes Glück schätze, wenn sich damit zugleich die Förderung sehr wichtiger materieller Interessen vereinigt. Das englische Kapital findet in Deutschland einen ergiebigen Boden, und die beste Garantie wird ihm sicher durch Familienverbindungen gegeben, die auf dem soliden Boden älterer Geschäftsverbindungen stehen.“

„Ich verstehe davon nichts,“ jagte die Kommerzienrätthin, den Blick senkend; „aber mein guter Mann denkt wie Sie, und er liebt Lilli von Herzen. Wie gefällt Ihnen Käthchen Amberger, die Freundin meiner Tochter?“

„O, sie ist ein sehr hübsches und munteres Mädchen — unzweifelhaft.“

„Wissen Sie, daß ich einen Augenblick schwankte, ob ich ihren Besuch diesmal annehmen sollte? Ich mußte fürchten, meine Lilli ein wenig in den Schatten zu stellen.“

„Ah, das ist nicht Ihr Ernst, gnädige Frau. Miß Lilli kann bei diesem Gegensatz nur gewinnen.“

„Meinen Sie?“

Das Gespräch stockte. Nach einer Weile fuhr der Engländer in loser Anknüpfung fort:

„Moriz Amberger scheint mir etwas waghalsig zu spekuliren. Ich weiß nicht, ob die Mittel des Hauses — Fräulein Katharina ist hoffentlich wegen ihres Vermögens gesichert?“

„Ich weiß das nicht, aber ich muß es wohl annehmen,“ antwortete die Rätthin leichtthin. „Herr Otto Feinberg, der ja ein sehr vorsichtiger Mann ist, bemüht sich um ihre Hand, und ihr Bruder Moriz, glaube ich, ist ganz einverstanden.“

Die Unterhaltung wurde leiser und zuletzt nur flüsternd weiter geführt. Der Gegenstand derselben befand sich in zu großer Nähe. Herr Otto Feinberg wiegte sich noch immer auf seinem Schaukelstuhl und blies den Rauch seiner Cigarre aufwärts; um die chinesische Laterne hatte sich eine leichte blaue Wolke gesammelt. „Es kann nach alledem nicht zweifelhaft sein,

bester Kommerzienrath,“ setzte er seinen Monolog in derselben eintönigen und affektirt gleichgültigen Weise fort, „daß die projektierte Bahn in wenigen Jahren eine der rentabelsten sein wird. Wir haben auf der ganzen Strecke keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden. Das Material ist leicht heranzuschaffen, der Waarenabzug von unserem jährlich an Bedeutung gewinnenden Handelsplatz wird unfehlbar diesen kürzeren und bequemeren Weg nehmen, die Industrie auf dem ganzen durchschnittenen Gebiet ist im Aufblühen und findet ein großes Absatzgebiet. Der Vortheil für die Unternehmer muß einleuchten —“ Er pausirte eine Weile, schob dann, ohne seine Lage im ganzen zu ändern, den Kopf ein wenig zur Seite und warf einen schielenden Blick auf sein Gegenüber, das so eben den letzten Löffel Eis vom Teller zum Munde wandern ließ. Da auch jetzt weder eine zustimmende noch eine kritisirende Aeußerung erfolgte, so blieb nur noch die direkte Frage übrig: „Nun? Was sagen Sie? Wollen Sie sich betheiligen? Wollen Sie englisches Kapital heranzuführen, und unter welchen Bedingungen?“

Der Kommerzienrath schien jetzt erst anzufangen, die Sache in Ueberlegung zu nehmen. Wenigstens zeigte sich auf seiner bis dahin ganz glatten Stirne eine sanfte Wellenbewegung, und der Kopf neigte sich sanft auf die Seite. Aber es dauerte wohl noch eine Minute, bis er sich entschloß, den Mund zu öffnen, und dann sagte er nur wie beiläufig: „Wollen Sie Amberger mitnehmen?“

Feinberg zog die Achsel auf. „Ich möchte ihn nicht an die Vorstellung gewöhnen, daß er uns unentbehrlich ist, wenigstens nicht früher, bis ich seiner ganz sicher bin. Moriz ist verlobt mit meiner Nichte Sidonie, aber meine Nichte Sidonie hat schon mehrmals ihre Neigung gewechselt, und mein Bruder Ignaz ist schwach in dem Punkte. Ich selbst habe zwar Moriz Ambergers Wort wegen seiner Schwester Katharina, aber Moriz ist von seinem Bruder Philipp abhängig, und Philipp gehört zu den Unberechenbaren. Sie sehen also, daß wir guten Grund haben, etwas für alle Fälle in der Hand zu behalten. Liegt Ihnen aber viel daran —“

„Von mir kann vorläufig noch gar nicht die Rede sein,“ bemerkte der Kommerzienrath mit einer abwehrenden Handbewegung. „Ihr Projekt, so lobenswerth es an sich ist, hat zwei Bedenken, die erst gehoben sein müssen, wenn ich hoffen dürfte, bei meinen Freunden in England dafür volles Vertrauen zu gewinnen.“

Feinberg richtete sich im Stuhl halb auf. „Zwei Bedenken?“

„Zwei Bedenken. Wenn die Bahn werden soll, was sie allerdings werden kann, muß sie die Landesgrenze überschreiten. Sie werden es also mit zwei Regierungen zu thun haben, und die Interessen beider lassen sich schwer vereinigen.“

Feinberg lächelte. „Wir werden deshalb einige Häuser dort zu engagiren haben, die zu eigenem Vortheil ihren Einfluß für uns geltend machen. Es ist alles Nöthige vorbereitet.“ Der Kommerzienrath zündete mit aller Umständlichkeit eine Cigarre an, paffte einige Male zu und führte das edle Kraut langsam unter der Nase hinweg, den bläulichen Duff einziehend. „Lieber Freund,“ sagte er dann, den Kopf wendend, „sie werden sich dort sehr gut bezahlen lassen, und was jene gewinnen, werden Sie hier einbüßen.“

„Wer aber? Man stellt natürlich diese ganz unvermeidlichen Unkosten dem Publikum in Rechnung.“

„Wenn man sie im voraus berechnen kann. Aber es mag so sein — Sie werden sich's ja überlegt haben, und es würde vielleicht unter allen Umständen noch genug bleiben, das Geschäft lohnend erscheinen zu lassen. Aber glauben Sie nicht, daß unsere eigene Regierung bei der Konzessionsvertheilung Schwierigkeiten verursachen wird?“

„Schwerlich! Warum sollte sie —?“

„Ich bin also besser unterrichtet als Sie selbst. Es wird Schwierigkeiten geben. Verstehen Sie nämlich recht, so rechnen Sie auf die Erweiterung und Mitbenutzung des jetzigen Bahnhofes?“

„Freilich, freilich!“

„Sie dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß diese Forderung aufs entschiedenste abgelehnt werden wird, aufs entschiedenste!“

Feinberg glitt bis auf die Kante des Stuhles vor und stützte beide Arme auf den Tisch. „Warum aber in aller Welt?“

„Warum? Aus einem sehr triftigen Grunde, mein Vester. Ihre Stadt ist in den alten Hanszeiten, als man noch mehr an Ueberfall und Verttheidigung, als an freie Kommunikation dachte, sehr enge zusammengebaut. Schon jetzt sind die aus der Mitte nach dem Bahnhof führenden Straßen kaum im Stande, den Verkehr in Fluß zu halten; fast täglich passiren kleine und größere Unglücksfälle und mitunter soll die Stopfung der Lastwagen so arg sein, daß selbst bei energischem Eingreifen durch die Polizei erst in längerer Zeit wieder Ordnung zu schaffen ist. Die Regierung wird unter keinen Umständen leiden, daß die Hindernisse des Verkehrs noch gesteigert werden —“

„O, sie sind übertrieben!“

„Ich weiß es nicht, man sieht die Sache im Ministerium so an, wie ich durch einen ganz zuverlässigen Freund erfahren habe. Es wird also jedenfalls der Bau eines neuen Bahnhofs auf einer anderen Seite der Stadt zur Bedingung gemacht werden müssen, und da fragt sich nun doch, ob sich das Terrain wird beschaffen lassen und, was viel wichtiger ist, ob überhaupt der Regierung eine Stelle angezeigt werden kann, zu der aus dem Innern der Stadt ein so leichter Zugang möglich ist, wie ihn der durch die neue Bahn hervorgerufene ausgedehnte Verkehr erfordert. So weit ich Ihre Stadt kenne, gibt es überall an der Peripherie enge Thore nach dem alten Graben hin und Gassen, in denen einander zwei Fuhrwerke nur mit Mühe ausbiegen können. Es würden ganze Reihen von an sich sehr stattlichen Häusern niedergelegt werden müssen, um freie Wege zu gewinnen. Daran haben Sie und Ihr Herr Bruder sicher noch nicht gedacht.“

Feinberg blies die Asche von seiner Cigarre. „Wer konnte daran denken?“ stieß er ärgerlich vor. „Man wird mit dem Oberbürgermeister verhandeln müssen, man wird — ah! Fatal!“

Der Kommerzienrath stand auf und zog die Weste zurecht. „Jedenfalls ist also das Projekt noch nicht so weit reif, Verehrtester,“ sagte er gelassen, „daß wir beide zum Schluß kommen können. Promeniren wir ein wenig?“

Der Gast erhob sich nun gleichfalls und stieg verdrießlich die Stufen hinab. Den neu angelangten Zwergpalmen, die Wiesel im Vorübergehen zeigte, schenkte er sehr geringe Aufmerksamkeit.

Die beiden Mädchen hatten sich inzwischen in ein sehr ernstes Gespräch vertieft, bei dem ihre Schultern und Köpfe sich einander immer mehr näherten und die Stimmen immer flüsternder wurden. Lilli war gar nicht mehr so wortkarg als während Mr. Fairfay's Anwesenheit. Von ihm war gleich nach seiner Abberufung durch die Mama die Rede gewesen. Lilli hatte wissen wollen, was Rätchen von seinem ganzen Benehmen ihr gegenüber halte, und Rätchen hatte lachend geantwortet, daß doch wohl ein Blinde sehen könne, wie er sich um sie bemühe. Das schien Lilli zu erschrecken, und gleich darauf hatte sie doch eingestehen müssen, daß sie selbst schon diese Beobachtung gemacht habe und sogar zu errathen glaube, daß die Eltern einverstanden seien und den jungen Engländer begünstigten. Ob sie ihm denn abgeneigt wäre? hatte Rätchen gefragt, und Lilli geantwortet, das könne sie keineswegs sagen; Mr. Fairfay bezeuge sich ja stets sehr liebenswürdig und sei ein hübscher Mann, aber es wolle ihr doch nicht in den Sinn, daß so gleichsam hinter ihrem Rücken die Partie gemacht werde und daß sie die Freiheit der Wahl verliere, und es sei auch eigentlich noch etwas anderes im Wege. Das hatte die Freundin nun natürlich wissen wollen, aber Lilli war lange nicht zu bewegen gewesen, das Geheimniß zu offenbaren, obgleich Rätchen ihr's abmerkte, wie gerne sie es los zu sein wünschte. Und so hatte das denn ein Reden und Sichverstecken gegeben, bis Rätchen erklärte, sie wolle nun gar nichts mehr wissen. Dann hatte Lilli sich allertiefste Verschwiegenheit versprechen lassen und nun ganz purpurroth gebeichtet, daß sie im letzten Winter an Vorlesungen theilgenommen, die einem engen Kreise

junger Damen zur Ergänzung des Unterrichts abwechselnd in den Häusern der beteiligten Eltern von einem berühmten Professor gegeben worden, daß der Professor — ein noch junger und wenn nicht bildschöner, so doch höchst interessant aussehender Mann — auch wiederholt zu Gesellschaften eingeladen und zu Besuchen ohne Einladung nicht vergeblich aufgefördert sei, und daß sie sich damals gleich gesagt habe, der oder keiner sei der Rechte. Leider sei es auch anderen von den Zuhörerinnen eben so ergangen, und man sei schließlich auf einander recht erbittert gewesen. Inzwischen hätten sich freilich Emmy Finkenstein und Theodore Hellmann bereits mit Officieren verlobt, und Melinde Wanderbeeren, die am auffallendsten ihren Enthusiasmus habe merken lassen, sei mit einem Wetter so gut wie veriprochen; sie selbst aber könne solchen Wankelmuth doch nicht billigen und halte sich im Herzen noch immer an ihr Wort gebunden. So weit waren die Mittheilungen gediehen, und eben jetzt fragte Rätchen überrascht: „Hast Du ihm schon Dein Wort gegeben?“

„Gott bewahre!“ versicherte Lilli eifrig. „Wie hätte ich so etwas wagen können? Aber mir selbst habe ich es doch gegeben und feierlich gelobt, daß keiner, wenn nicht er —“ Sie stockte und wandte das Gesicht ab.

„Hat er Dir denn mit Worten oder auf andere Weise zu verstehen gegeben —?“

Lilli schüttelte den Kopf.

„Hat er Dich irgendwie ausgezeichnet, so daß Du glauben kannst —?“

„Ach! Die Mutter war ja immer in der Nähe und führte die Unterhaltung fast allein. Wie hätte er können —? Aber er bezeugte sich immer sehr freundlich gegen mich und hat mich während der Vorlesungen oft angesehen, und er könnte doch gefühlt haben —“

„Weiter seid Ihr also mit einander nicht gekommen!“ konstatarie Rätchen Amberger. „Hat er denn seine Besuche fortgesetzt?“

„Bis ins Frühjahr hinein — freilich. Und dann ist er verreist, und Mr. Fairfay machte bei uns Visite und war bald täglicher Gast. Es war recht schlecht von mir, aber ich hatte wirklich den Professor schon fast so sehr vergessen wie seine Vorlesungen; da —“

„Da?“

„Da sah ich ihn vorgestern beim Spazierenfahren auf der Straße; er grüßte freundlich, und es war mir ein Stich ins Herz. Mr. Fairfay, der mir gegenüber saß, bemerkte gleich darauf, daß ich sehr bleich geworden sei, und ich fühlte mich wirklich unwohl. Rätchi! Wenn er nun wieder zu uns kommt — und er wird jedenfalls kommen —“ Sie drückte den Arm der Freundin fest an ihre Brust.

„Ja, aber das kann ich doch nicht so ängstlich finden, Kind,“ beruhigte dieselbe. „Wenn er Dich wirklich liebt —“

„Ach! Das wäre ein Unglück!“

„Wieso denn ein Unglück?“

„Die Eltern würden es nie zulassen. Bedenke doch, ein Professor, der wahrscheinlich gar kein Vermögen hat! Wenn er wenigstens von Adel wäre!“

„Aber wenn Du ihn liebst, Lilli —“

„Ja, wie kann man denn das so recht wissen? Und wenn ich ihn auch liebe, ich darf's ihm ja doch nicht zu verstehen geben, und ich hätte auch nie den Muth, gegen der Eltern Willen. Ach, ich bin sehr unglücklich!“

Lilli sagte das recht weinerlich und drückte Rätchens kleine weiche Hand. Rätchen schwieg eine Weile, und dann fragte sie leise und prüfend: „Eigentlich hast Du gegen Mr. Fairfay gar nichts einzuwenden?“

„Wie sollte ich?“ antwortete Lilli. „Aber ich bin es doch meinem Herzen schuldig —“

„Thu Deinem Herzen keinen Zwang an,“ mahnte Rätchen lachend. „Und weißt Du was? Wenn der Professor kommt, will ich selbst einmal sehen, ob es lohnt, sich in ihn zu verlieben. Aus Freundschaft, Kind!“

„Scherze mit so etwas nicht,“ verwies Lilli ganz leise. Die beiden Herren kamen ihnen gerade entgegen und hielten

sie auf. Der Kommerzienrath klopfte seinem Töchterchen recht wohlgefällig auf die Wacke, und Feinberg reichte Rätchen eine Rosenknoſpe, die er kurz vorher in ärgerlicher Stimmung abgeriffen hatte. „Ist es wahr, was die Mama sagt,“ flüsterte Lilli, als sie sich wieder nach entgegengesetzten Richtungen getrennt hatten, „daß Herr Feinberg sich Hoffnung machen darf?“

Rätchen ließ die Rosenknoſpe, die sie an der Spitze des Stengels gefaßt hatte, nahe vor ihrem Gesicht auf- und abnickn. „Sagt das die Frau Kommerzienrätin? Dann mag es wohl im hohen Rath der Weifen beschloffen sein wie eine andere Geschäftsjache. Zum Glück habe ich selbst —“

In diesem Moment zuckte Lillis Arm so heftig in dem ihrigen, daß ihr die Rose aus der Hand fiel. „Was hast Du?“ fragte sie erstaunt, ohne sich danach zu bücken.

„Der Professor!“ hauchte Lilli ganz matt und zitternd.

Die Freundin schaute auf. Durch das Gitterthor war ein Herr eingetreten, dessen gebräuntes Gesicht und schwarzes lockiges Haar unter dem breiten Filz sofort als charakteristisch in die Augen fielen. Nun zog er vor dem Kommerzienrath den Hut ab, und eine breite und hohe Stirne wurde frei. „Ich habe doch nicht versäumen wollen, Ihnen nach meiner Rückkehr von der Studienreise im Vorbeigehen guten Tag zu sagen,“ ließ sich die klangvolle Stimme vernehmen. „Störe ich etwa?“

Wiesel schüttelte ihm die Hand und stellte Feinberg vor. „Professor Schönrade,“ wandte er sich an seinen Begleiter, „einer der ausgezeichnetsten Gelehrten unserer Residenz und der Lehrer meiner Tochter in — in —. Worin haben Sie doch schon unterrichtet, bester Herr Professor? Man vergißt das so leicht!“ Der Professor überhörte die Frage und wandte sich sogleich zum Pavillon, in welchem er die Kommerzienrätin bemerkte. Sie erhob sich und ging ihm entgegen. Er küßte ihre Hand und wurde mit Mr. Fairfax bekannt gemacht, „zweitem Chef des großen Hauses Fairfax & King in London“. Der Engländer begrüßte den Gast etwas förmlich, und der Professor andererseits nahm von ihm nicht weiter Notiz, als daß er ihn einer flüchtigen Verbeugung würdigte. Der Akadru schob sich auf seiner Stange unruhig hin und her und sträubte seine gelbe Haube. „Bist Du auch da, alter Freund?“ rief der Professor ihm zu, trat heran und kraute ihm den Hals. „Ja, wir sind gute Bekannte.“

Die beiden Mädchen kamen nun auch die Stufen hinauf. Schönrade nickte Lilli zu, heftete seinen Blick dann aber sogleich auf ihre blonde Begleiterin, die ihrerseits mit gewiß berechtigter Neugierde vielleicht etwas aufmerksamer, als sonst bei zufälligen ersten Begrüßungen üblich, den Mann betrachtete, der so vielen jungen Damen die Köpfe verdreht hatte. Es begegneten einander da vier sehr schöne Augen, und was sie sahen, schien ihnen zu gefallen. Die Kommerzienrätin zog ihre Tochter zu sich herüber, so daß sie nun den Engländer zur Seite hatte, und stellte vor: „Fräulein Katharina Amberger, Schwester eines lieben Geschäftsfreundes meines Mannes und Freundin meiner Lilli.“

Rätchen neigte sanft den Kopf und senkte den Blick, der Professor aber betrachtete sie noch theilnehmender als vorhin. „Amberger?“ fragte er. „Verstand ich den Namen recht?“

Die Kommerzienrätin bestätigte es mit dem Bemerkn, daß ihm dabei etwas aufzufallen scheine. „O, es wäre ein närrischer Zufall,“ rief er, „und warum nicht? Sie haben einen Bruder Philipp, mein Fräulein?“

„Allerdings. Gegenwärtig auf Reisen.“

„In Italien, ganz recht. Wissen Sie, daß ich in Florenz vor wenigen Wochen seine lebenswürdige Bekanntschaft gemacht und sogar mit ihm zusammen Thüre an Thüre im Palast meiner Väter logirt habe?“

Rätchen mußte lachen. „Im Palast Ihrer Väter? Wie das?“

„Es wäre zu weitläufig, Ihnen das hier stehenden Fußes aus einander zu setzen, aber es findet sich wohl noch Zeit und Gelegenheit dazu. Die Thatsache ist richtig,“ versicherte Schönrade, „denn Herr Philipp Amberger hat sie selbst konstatiert, und ich habe allen Respekt vor seinen archäologischen Kenntnissen.“

„Also er reitet auch in Italien seine Steckenpferde?“ bemerkte die Schwester schalkhaft. „Wie verließen Sie ihn?“

„O, anscheinend im besten Wohlsein, nachdem er sich einen Tag lang über mein sehr mangelhaftes Verständniß für alte Kunstwerke zu ärgern allen Grund gehabt hatte. Ich würde mich gar nicht sonderlich wundern, wenn er das ganze Haus, in dem er wohnte, zerlegen, in Kisten verpacken und über die Alpen transportiren ließe, natürlich sammt dem Signor Uccello und seiner schönen Tochter, die eine gewiegte Kennerin des antiquarischen Inhalts aller Trödelbuden von Florenz sein soll.“

„Ja, er verbringt mit seinen Liebhabereien ein entseßliches Geld, das besser in der Handlung stecken bliebe,“ mischte sich nun Feinberg ein.

Rätchen sah ihn etwas spöttisch von der Seite an. „Ich glaube, meines Bruders Moriz Reitpferde verzehren mehr als diese Steckenpferde,“ sagte sie leichtsin.

„Und es muß auch solche Käuze geben,“ fügte Wiesel hinzu, zum Niederlassen nöthigend. Er bediente sich eines geflügelten Wortes, ohne sicher auch nur zu ahnen, woher dasselbe seinen Ursprung ableitete. „Ich für meinen Theil kaufe gerne Bilder,“ fuhr er fort, „aber nur von modernstem Genre; man hat's ja, Gott sei Dank, dazu, sich seine Zimmer anständig auszukupfen. Für den alten Plunder gib't Kirchen und Museen genug. Wir Leute von heute,“ wieder ein geflügeltes Wort, diesmal nicht aus einem Klassiker angeflogen, „verlangen frische Farben. Geben Sie mir recht, Herr Professor?“

Schönrade wehrte mit der Hand ab. „Ich bin wahrhaftig kein kompetenter Richter,“ antwortete er. „Was ich selbst thue und treibe, werden Sie noch künftlicher finden. Für den bloßen Steinabdruck eines Fisches, der vor einigen Millionen Jahren in einem Wasser geschwommen ist, aus dem damals unsere jetzigen hohen Berge als Inseln hervorragten, oder meinetwegen nur einer Fischgräte zahle ich allemal mit Vergnügen mehr als Sie für das luxuriöseste Champagnerfrühstück, bester Herr Kommerzienrath. Um Citat gegen Citat zu setzen: Jedes Thierchen hat sein Manierchen!“

Wiesel lachte, daß sich der runde Bauch schüttelte. „Gegen die Gelehrten ist nicht aufzukommen,“ sagte er. „Man muß jedem seinen Appetit lassen!“

„Es fragt sich nur, ob man satt wird,“ sekte Feinberg hinzu, den Mund breit verziehend. Er bildete sich ein, eine satirische Bemerkung gemacht zu haben.

Der Professor nahm keine Notiz davon, sondern wandte sich schmunzelnd an Lilli: „Nun, mein Fräulein, haben Sie Ihre Studien in der vorhistorischen Erdkunde, die ich im Winter die Ehre hatte einzuleiten, eifrig fortgesetzt?“

Lilli erröthete bis zur Stirne hinauf. „Die Wahrheit zu sagen, Herr Professor —“ stotterte sie.

„Haben Sie das schauerliche Buch, das ich empfahl, gar nicht mehr aufgemacht und das wenige, das Sie aus meinen Vorlesungen profitiren konnten, gründlich wieder vergessen?“ fiel er freundlich ein. „Das finde ich ganz in der Ordnung. Diese Dinge befehen sich die jungen Damen einmal, wie andere merkwürdige Kuriositäten, aber daran ist's auch genug. Nur nicht das Gedächtniß mit Ballast beschweren.“

„O, ich weiß noch recht viel,“ versicherte Lilli, „und ich habe neulich bei einem Streit mit Mr. Fairfax —“

„Ihr seid im Streit gewesen?“ fragte die Kommerzienrätin, mit dem Finger drohend.

„Ueber die Kreide, und ich bin Sieger geblieben.“

„Miß Lilli hat nämlich über Ihre Vorlesungen Buch geführt,“ ergänzte der Engländer, „und schwört auf diese Kollektion.“

„Das halte ich denn doch für etwas gewagt!“ rief Rätchen mit einem schalkhaften Blick auf die jüngere Freundin, die sie verstand und noch mehr erröthete.

„O, wissenschaftliche Meineide stecken zum Glück nicht unter dem Stragefegbuch,“ beruhigte der Professor. „Die Kreide verliert übrigens von Jahr zu Jahr mehr an Bedeutung. Man wird bald gar nicht mehr wissen, was das einmal geheißen hat: Einer stehe hoch an der Kreide. Es waren doch schöne



Miriam, des Äthiopen Königin auf der Insel Siphia.  
Nach der Skulptur von Prof. G. Berner.

Zeiten, als man sich mit einer so einfachen Buchführung begnügen konnte."

"Wer tief in der Tinte steckt, ist jetzt schwerlich besser daran," meinte Rätchen. "Die Sache bleibt leider immer dieselbe."

So ging die Unterhaltung munter fort; Schönrade behielt die Leitung und brachte bald so viel Leben in die Gesellschaft,

daß dieselbe sich über sich selbst hätte verwundern müssen. Am liebsten wendete er sich freilich an Rätchen Amberger, die immer schlagfertig auf seine Scherze eingugehen wußte. Der vortreffliche Wein beim Abendtisch erhitzte zu neuen Wortkämpfen. Man trennte sich spät, und der Professor mußte versprechen, recht oft wiederzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Festungskrieg der Zukunft.

Von Hauptmann Albert Schmidt.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

### I.

Als vor zwei und einem halben Jahrhundert der dreißigjährige Krieg Deutschlands Wohlstand zerstörte und, fast keinen Winkel deutschen Gebietes unberührt lassend, den unfählichsten Jammer verbreitete, war das Geschick der Bürger und Bewohner befestigter Städte im allgemeinen noch ein beneidenswertes; denn hinter Wall und Mauer einer Festung lebte die Einwohnerschaft immer in einer gewissen Sicherheit des Lebens und Eigenthums. Magdeburg, in welchem Feuer und Mordlust einer zügellosen Soldateska, und Breisach, in dem der Hunger eine graufige Ernte hielt, bilden immer noch Ausnahmen, während das flache Land überall jeder Brutalität oft beider Parteien willenlos preisgegeben war. Ziemlich alle bewegliche Habe, welche sich nicht hinter jenen Schutz bergen konnte, ist damals dem Raube und der Vernichtung anheim gefallen. Die Belagerung war ein verhältnißmäßig schweres, kaum Erfolg versprechendes Unternehmen, wenn die Festung eine verlässige Besatzung und genügenden Proviant besaß; der goldbeladene Esel des Macedoniers Philipp immer noch dasjenige Angriffsmittel, welches den sichersten Erfolg versprach.

Jene Zeiten haben sich jäh geändert. Die fortschreitende Civilisation hat es vermocht, daß der friedliche Bewohner des flachen Landes auf dem Kriegstheater mit seltenen Ausnahmen eine Sicherheit der Person und des Eigenthums genießt, wie sie demjenigen der belagerten Festung nicht geboten wird. Das Schicksal der belagerten französischen Festungen in dem jüngsten Kriege, die Erfolge, welche mehr noch wie Feuer und tobbringendes Eisen selbst die Furcht vor denselben dort errungen, sind bekannt. Und dennoch ist nichts irriger als die scheinbare Konsequenz, die man etwa aus jenen Resultaten ziehen dürfte, diejenige der Nutzlosigkeit der Festungen für die Jetztzeit.

Wir haben in unserem letzter Aufsatz\*) die gewaltigen Anstrengungen zu skizziren gesucht, welchen speziell die beiden Großstaaten Frankreich und das deutsche Reich zum fortifikatorischen Schutze ihres Gebietes sich unterziehen. Der beschränkte Raum verbot, die wenn auch bis jetzt verhältnißmäßig geringe Geldopfer heischenden doch immer bedeutenden Festungsbauten der anderen Militärstaaten Europas, Rußlands, Oesterreich-Ungarns und Italiens in den Kreis unserer Besprechung hineinzuziehen. Die nächste Ursache dieser allseitigen Thätigkeit suchten wir im Eingang jenes Aufsatzes darzulegen. Sie ist die erwiesene Unzulänglichkeit der bisherigen Befestigungen gegenüber den Streitmitteln der Neuzeit. Andererseits weist jene Thätigkeit aber auf einen weiteren Anlaß hin: die Erkenntniß der hohen Ueberlegenheit der taktischen Defension gegenüber dem Angriffe, wie sie die gegenwärtige Entwicklung der Feuerwaffen naturgemäß mit sich bringt, eine Ueberlegenheit, welche durch eine richtige Benutzung des Terrains und eventuell künstliche Herrichtung deshalb seitens des Vertheidigers noch ungemein erhöht. Kurz gesagt: trotz des Fiaskos der französischen festen Plätze ist allgemein durch den letzten Krieg die Ueberzeugung maßgebend geworden, daß die Wichtigkeit der Festungen, anstatt sich zu mindern, sich vielmehr ungemein erhöht hat.

Gaben die Erfahrungen jenes Krieges nun zwar hin-

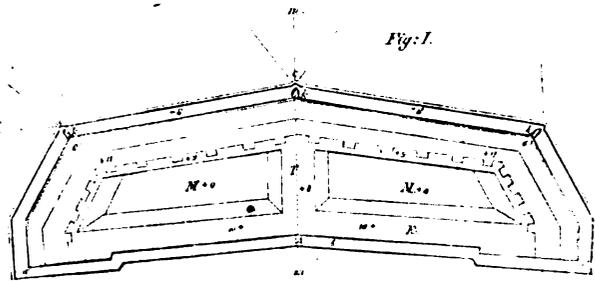
länglichen und deutlichen Anhalt für die wesentliche Aenderung, welche die leitenden Grundsätze des Festungsbau es erfahren müssen, so bieten sie doch andererseits in Bezug auf den Festungskrieg, d. h. die Lehre vom Angriff und der Vertheidigung der Festungen, nur sehr indirekte Konsequenzen dar. Uns Deutschen blieb es glücklicherweise erspart, in der letzten Hinsicht selbst Erfahrungen zu sammeln, und von den Franzosen haben wir im Grunde, Belfort ausgeschlossen, nur lernen können, wie wir es eben nicht machen müssen. Und damit haben denn auch unsere reichlichen Erfahrungen bezüglich des Angriffs viel von ihrem praktischen Werthe für die Zukunft verloren. Eine der namhaftesten Autoritäten auf diesem Gebiete, der Generalleutenant Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, präcisiert die Quintessenz unserer Erfahrungen nur in dem Satze: „daß wir nicht mehr so belagern können, wie wir es früher gelernt haben.“ Darüber, wie es in Zukunft werden soll, gehen die Ansichten von Franzosen und Deutschen, von Artilleristen und Ingenieuren noch vielfach auseinander. Wenn wir es trotzdem wagen, hier die nachstehende Skizze zu entwerfen, unter Anschluß an die Grundsätze, wie sie auf der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule zu Berlin gelehrt werden, und im Juli und August des verfloffenen Jahres bei der Belagerungsübung vor Graudenz auch theilweise praktisch geübt sind, so vermag dieselbe darum, wie wir beantwortend bemerken, nichts weniger für sich beanspruchen als eine Unfehlbarkeit, selbst nicht in ihren leitenden Ideen, geschweige denn in ihrer weitern Ausführung.

Legen wir unserer Betrachtung eine nach modernen Grundsätzen ausgebaute Festung ersten Ranges, einen großen Centralpunkt der Landesvertheidigung zu Grunde. Sehen wir dabei von dominirenden, mit starken Forts gekrönten Höhen ab, wie sie beispielsweise Metz und Koblenz aufweisen, sondern wählen eine in der Ebene gelegene große Stadtfestung, beispielsweise Köln-Deutz oder Straßburg. Eine moderne Festung besteht aus zwei Theilen, der Stadtumwallung und dem Fortgürtel. Die erstere ist im wesentlichen gegen die frühere Zeit, in der sie noch den alleinigen Schutz der Festung ausmachte, unverändert geblieben. Wo sie umgebaut oder erweitert wird, sind die Beweggründe nicht direkt militärische, sondern vorwiegend nur nationalökonomische. Jene Erweiterung, wie sie in so vielen größeren Festungen, Magdeburg, Mainz, Köln, Straßburg in der Ausführung begriffen oder schon vollendet ist, geschieht in erster Linie nicht im Interesse der Festung, sondern der eingeschlossenen Stadt. Aber während vordem in jener Stadtumwallung der Schwerpunkt der Vertheidigung lag, ja, wie in den meisten französischen Festungen noch 1870/71 die ganze Befestigung des Platzes sich auf sie beschränkte, ist er jetzt weit hinausgerückt in den überall erst neu erstandenen Gürtel der detachirten Forts.

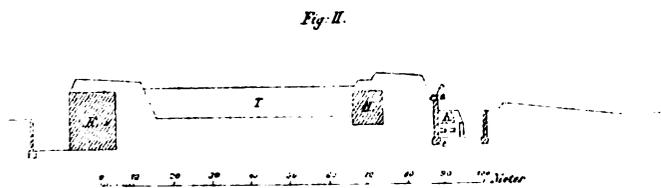
Ein detachirtes Fort ist sozusagen eine kleine Festung für sich, welche aber den Vorzug besitzt, nur von einer Seite, in der Fronte angegriffen werden zu können, dagegen rückwärts mit der Stadtfestung, seitwärts mit den Nebenforts im steten Anschluß zu bleiben. Man unterscheidet in den deutschen Festungen kleinere und größere, welche sich indes nur in den Größenverhältnissen unterscheiden und die hinsichtlich ihrer Lage entweder regelmäßig mit einander abwechseln, oder je nach der Wichtigkeit der Fronten vertheilt sind. Solche Forts sind wie bekannt gegenwärtig vor so vielen unserer Festungen im Bay begriffen, zum Theil, wie vor Straßburg, schon der

\*) Die deutschen und französischen Festungsbauten nach dem letzten Kriege. Daheim X. Jahrg. Nr. 10.

Vollendung nahe. In Fig. 1 sei ein solches Fort im Grundriss, in Fig. 2 ein Profil in Richtung der Kapitale oder Mittelinie (mem' Fig. 1) skizzirt. Die beiden Facen be und be',



welche sich unter sehr stumpfem Winkel  $c$  schneiden, sind 90—150 m, die zur Bestreichung der Nebenforts bestimmten Flanken ab und a'b' circa 60 m, die der Stadtfestung zugekehrte, nach



innen etwas gebrochene Kehle aa' 2—300 m lang. Facen und Flanken bestehen wie früher aus Wall und vorliegendem Graben. Der erstere ist auf den Facen unter ihrer ganzen Länge kasemattirt und bildet völlig geschützte Wohn-, Magazin- und Munitionsräume, die sogenannten Hangards (H). Der Graben ist sehr schmal und tief, um ein Durchschießen aus der Ferne unmöglich zu machen; die Grabenbestreichung wird wie früher durch gemauerte Raponieren (kk) bewirkt. Aus dem Graben laufen ausgedehnte Mauergalerien bis 200 Meter unter das Vorterrain. Vor der Brustwehr befindet sich ein Rondengang (r) und vor diesem eine auf die Eskarpenmauer (ee) aufgesetzte niedrige freistehende Mauer ef.

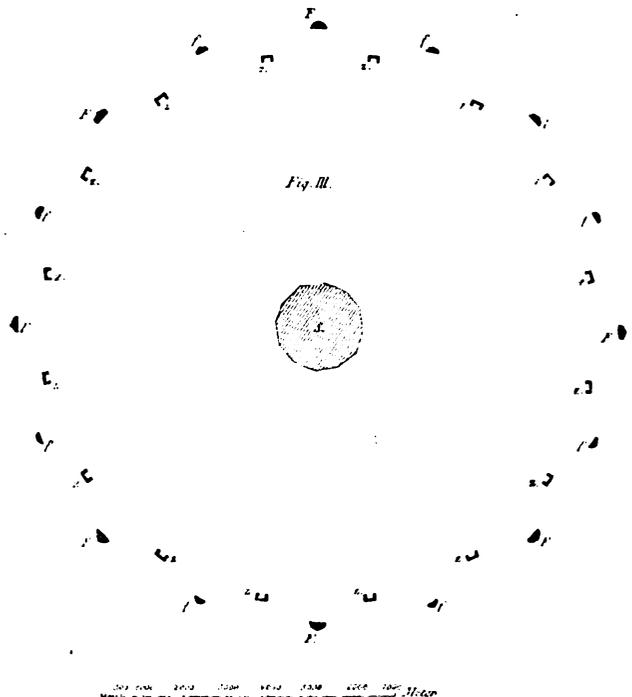
Die Kehle des Forts wird durch eine zweistöckige Kaserne (kk) abgeschlossen, welche indes nur nach rückwärts Fenster hat, nach vorn wie auf dem Dache mit Erde beschüttet und so nicht nur gegen die schwersten Projektile vollkommen gesichert, sondern zugleich mit Brustwehr und Wallgang versehen ist und daher auf ihrer Plattform mit Geschütz armirt werden kann. Eine große Kapitalhohltraverse (T) verbindet, das Innere des Forts in zwei Hälften theilend, die Kaserne mit den Hangards, sodaß also der Durchgang durch die beiden dem feindlichen Feuer ausgesetzten Höfe (MM') durchaus unnötig ist. Der Wallgang ist auf seiner ganzen Ausdehnung transversirt, d. h. auf den Facen je zwei, auf den Flanken je ein Geschütz sind durch Quermälle oder Traversen eingeschlossen. Diese Traversen sind meistens hohl; starke Krähne in ihrem Innern besorgen das Heraufwinden von Geschütz und Munition, andere Auffahrmaschinen, ähnlich den bei uns in großen Hotels bestehenden Einrichtungen, befördern die Besatzung auf den Wall und zurück in die Wohnräume. Alle Gänge sind mit Gas erleuchtet, selbst in dem Pulvermagazine brennt stets helles Licht in Sicherheitslampen.

Wie die vorstehende kurze Andeutung\*) zeigt, bietet ein solches Fort vollkommen sichere Unterkunft für die nicht gerade kämpfenden Mannschaften, und auch diese sind durch die starke

\*) Es versteht sich von selbst, daß diese wie die nachfolgenden Skizzen auf absolute Genauigkeit, namentlich der Maße, keinen Anspruch machen dürfen. Befassen sie die letztere, so würde ihre Veröffentlichung eine strafbare Indiskretion enthalten. Sie bezwecken vielmehr nur, dem Leser ein ungefähres Bild unserer modernen Befestigung zu geben, um ihnen die Verschiedenheiten derselben mit den Prinzipien des älteren Festungsbaues zu veranschaulichen und daraus dann die Eigentümlichkeiten des Festungskrieges der Zukunft abzuleiten.

Brustwehr, die sie fast ganz decken, und durch die Hohltraversen, in denen sie nöthigenfalls bei momentan allzuhartigem feindlichen Feuer Schutz finden können, mit früheren Verhältnissen verglichen, ungemein sicher gestellt.

Der Gürtel FIF (Fig. 3), den diese Forts (bei größeren



Festungen 12, 15 und mehr) um die Stadtbefestigung (S) bilden, läßt sie etwa 6000 Meter von derselben und 2500 bis 3000 Meter eines von dem andern entfernt sein. Natürlich spricht die Konfiguration des Terrains, welche z. B. die Besetzung besonders dominirender Punkte mit einem Fort oder mit einem Panzerdrehthurme fordern, die Offenlassung unwegsamen Terrains gestatten kann, hier mit und modificirt diese Maße. Laufgräben, im Frieden theilweise unausgeführt, verbinden die einzelnen Forts und Eisenbahnen und Telegraphen ebenso unter einander, und mit der Stadtfestung. In der Intervalle zwischen zwei Forts und einige hundert Meter hinter denselben liegen je ein oder zwei detachirte Werke von geringerer Selbständigkeit und Sturmfreiheit, thunlichst durch das Terrain gedeckt, die sogenannten „Zwischen- oder Annexbatterien (Z). Auch von diesen unterscheidet man größere und kleinere. (Beiläufig bemerkt sind in der Reichstagsvorlage vom 13. März 1873 die Kosten eines größeren Forts auf 600,000 Thaler, eines kleineren auf 450,000 Thaler, einer größeren Zwischenbatterie auf 120,000, einer kleineren auf 60,000 Thlr. veranschlagt; alle Zahlen excl. Armirung.)

Denken wir uns nun unter Zugrundelegung der vorstehend skizzirten Lagerfestung den Kriegsfall. Der Feind habe entweder eine Schlacht gewonnen oder die diesseitigen Heere seien ihr vorerst ausgewichen. Das offene Land bis in den Feuerbereich jenes Platzes werde von ihm überflutet und eine Aufnahme der Offensive seitens des anderen Theils ist in der nächsten Zeit nicht zu gewärtigen. Es wird daher die Belagerung der Festung beschlossen und dieselbe zunächst cernirt, d. h. die zu ihr führenden Straßen besetzt und jeder Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten, während gleichzeitig der Belagerungspark aus den rückwärtigen Depots herbeigeschafft wird. Die Stärke dieses Belagerungscorps richtet sich nach der räumlichen Ausdehnung und Stärke der Festung, nach Zahl und Tüchtigkeit ihrer Vertheidiger, nach der Möglichkeit eines Entsatzversuchs u. s. w. Früher rechnete man bei kleineren Festungen das fünffache, bei größeren das dreifache der Besatzungsstärke. 1870/71 haben mehrfach die Besatzungen der eroberten Festungen einen sogar größeren Mannschafbestand nachgewiesen, wie ihr Belagerungscorps. Immer aber gilt als feststehend, daß der Angreifer, wenn auch der überlegene Werth

der Truppen die Zahl ergänzen kann, erheblich stärker sein muß, als der Verteidiger. Wir wollen hier in dem von uns zu wählenden Beispiele die numerische Stärke des Belagerungsheeres als die doppelte derjenigen der Besatzung annehmen.

Die Festung hat inzwischen Zeit gehabt, sich vollständig in Verteidigungszustand zu setzen. Ihre Besatzung — bei großer Centralfestung wie Straßburg, Metz, Köln 40 bis 50,000 Mann — ist auf Kriegsfuß gesetzt; sie bestehe zu gleichen Theilen aus Linie und Landwehr (resp. Territorialarmee), darunter Feld- (Ausfall-) Batterien und 1 bis 2 Regimenter Kavallerie. Die Forts sind armirt, die verbindenden Laufgräben vollendet, die Zwischenbatterien zur Armirung vorbereitet. Das Vorterrain ist rasirt, etwaige Fundationen ausgeführt, Brücken abgebrochen u., Munition wird angefertigt, das Pulver in die Kriegspulvermagazine geschafft, einzelne Minen wohl jetzt schon geladen. Der artilleristischen Armirung wird bei besonders bedrohten und wichtigen Plätzen auch wohl eine Verstärkung aus dem Belagerungspark des Staates zugeführt, ebenso wird der Proviant, soweit er nicht schon im Frieden aufgespeichert ward, herbeigeschafft, er umfaßt außer Mehl, Hülsenfrüchten, Wein, Bier, Branntwein, Tabak, lebendem Vieh und Salzfleisch u. auch große Quantitäten Fleisch- und Gemüsepräparaten. Endlich werden thunlichst kurz vor Vollendung der Einschließung die Brieftauben aus den Centralpunkten des Landes in die Festung geschafft.

Die Besatzung ist derart vertheilt, daß alle Werke und namentlich die Forts ihre feste Besatzung erhalten haben, und außerdem ein größeres Arbeitskommando und eine aktive Division zu Ausfallszwecken in der Stadtfestung disponibel ist. Zu letzterer wird man vorwiegend die Linientruppen, zur Besatzung der Stadtumwallung und zum Arbeitskommando die Landwehr verwenden. Meistens sind auch die außerhalb des Fortsgürtels der Festung umliegenden Dörfer von jener aktiven Division besetzt, um den Beginn der Cernirung zu verzögern und erst Kämpfe zu ihrer Besitznahme nöthig zu machen.

Unterdessen ist der Belagerungspark des Angreifers vor der Festung erschienen und wird auf dem für ihn aufgesuchten Platz aufgeföhren. Der letztere muß thunlichst nahe der Eisenbahnlinie, womöglich durch direkt anzulegenden Schienenstrang mit ihr verbunden sein und gegen das Feuer wie die Einsicht des Feindes aus Thürmen, Observatorien u. geschützt sein. In den meisten Fällen wird sich kaum ein solcher Platz finden lassen, der weniger wie eine Meile von den äußersten Festungswerken entfernt liegt. Auf dem Platz werden nicht nur Geschütze, sondern auch die Munition, das Batterie-Baumaterial u. aufgeföhren, Laboratorien und Pulvermagazine eingerichtet. Der weniger umfangreiche Geniepark liegt in der Regel in der unmittelbaren Nähe des Artillerieparkes; einige Feldwerke zu seinem Schutz gegen Ausfälle des Belagerten anzulegen werden häufig zweckmäßig sein.

Die Geschütze des Belagerungsparks sind fast ausschließlich gezogene Kanonen und Mörser, nur kleine glatte Mörser für die letzten Stadien der Belagerung sind sowohl im deutschen wie im französischen Belagerungspark noch beibehalten. Die Geschütze kann man nach ihrer Verwendung spezifizieren in:

Lange gezogene Kanonen, bestimmt zum Demontiren d. h. Unbrauchbarmachen von Erd- und Mauerarten, von Geschütz und Geschützständen durch direktes Feuer und zum direkten Brescheschuß, endlich unter Umständen zum Beschießen lebender Ziele und auch zum Bombardement speziell auf große Entfernungen. Da jene erstgenannten theils mehr, theils weniger Perkussionskraft erheischen, auch das Erforderniß größerer Beweglichkeit oft beschränkend sich geltend macht, so bedarf man verschiedener Kaliber, bei uns 15 cm, 12 cm, 9 cm Kanonen. Hat die Festung starke Panzerthürme, so sind außerdem noch schwere Geschütze, 21 cm und 24 cm Kanonen, freilich nur in beschränkter Zahl erforderlich.

Kurze gezogene Kanonen bedarf der Belagerer zum indirekten Schuß, d. h. um mit verhältnißmäßig kleiner Ladung im Bogen über eine vorliegende Deckung hinweg das Ziel zu treffen. Die geringere Perkussionskraft muß hier die starke Sprengwirkung des Geschosses ersetzen, daher sind kleine

Kaliber hier unzulässig. Bei uns ist bis jetzt nur die kurze 15 cm Kanone für diesen Zweck vorhanden und wird muthmaßlich noch die kurze 21 cm Kanone eingeföhrt werden. Gerade der Umstand, daß, die Kanonen des Verteidigers ausgenommen, die übrigen Ziele mindestens nur aus der nächsten Nähe zu sehen und damit im direkten Schusse zu treffen sind, gibt dieser Geschützart für den modernen Festungskrieg eine überwiegende Bedeutung. In Oesterreich besteht z. B. der halbe Belagerungstrain aus ihr.

Gezogene schwere Mörser dienen als Ersatz der frühern schweren glatten Mörser, die sie sowohl an Wurfsweite wie Treffsähigkeit bedeutend übertreffen, dann zum Hinabstürzen des Erdreichs hinter einer bereits in Bresche gelegten Mauer und überhaupt zum Auseinandersprengen von Erdwerk, Traversen, Brustwehren u.; der deutsche Belagerungstrain führt bis jetzt 21 cm gezogene Mörser und wird außerdem die Einföhrtung des 28 cm Kalibers beabsichtigt.

Leichte glatte Mörser sind endlich unter Umständen wünschenswerth zur Ermöglichtung eines Vertikalfeuers gegen lebende Ziele auf nächste Entfernung (bis 500 Meter); bei uns wird der zwei Mann Bedienung fordernde 15 cm Mörser geföhrt.

Um gegen eine, nach neueren Grundsätzen ausgebaute Lagerfestung den förmlichen Angriff unternehmen zu können, werden mindestens 400 Geschütze der oben bezeichneten Arten oder ein vollständiger deutscher Belagerungstrain\*) erforderlich sein. Vor Straßburg, das keine Forts besaß, genügte 1870 noch 160 gezogene Geschütze und 81 glatte Mörser, total 241 Geschütze in Thätigkeit. Der für Koblenz französische Seits 1870 bereitgehaltene Belagerungstrain zählte sogar nur 222 Geschütze, darunter 160 gezogene. Dagegen wurden in Straßburg deutscherseits fast 1200 Geschütze erbeutet und bei anderen Festungen stellte sich jenes Zahlenverhältniß noch weit ungünstiger für uns. Heutzutage dagegen muß es, wie wir im Weiteren sehen werden, als Axiom gelten, daß eine Belagerung eines großen Platzes nur dann Erfolg verspricht, wenn der von derselben geföhrt Artilleriepark eine erhebliche Ueberlegenheit seiner Geschütze an Zahl, Kaliber wie überhaupt Leistungsfähigkeit über diejenigen der Defension aufweisen kann.

Während der Belagerungspark aufgeföhren wird, werden gleichzeitig Gefechte stattfinden, um dem Verteidiger die von ihm außerhalb des Fortgürtels besetzten Dörfer abzunehmen. Diese Kämpfe müssen, wenn sie auch schließlich ein erfolgreiches Resultat geben, doch dem Angreifer sehr verlustreich sein, denn sein Gegner kämpft hinter vorbereiteter Stellung, und die Nähe des Festungswerks schließt, wenn er geworfen ist, doch jede weitere Verfolgung aus. Eine energische Verteidigung vermag in diesen Kämpfen den Angriff lange hinzuhalten und dadurch vollauf Zeit zur Vollendung ihrer Armierungsarbeiten zu gewinnen.

Dann erst, nachdem der Belagerte vollständig das Vorterrain geräumt und sich hinter seine Fortgürtel geborgen hat, kann der sogenannte „förmliche Angriff“ seinen Anfang nehmen.

\*) Der deutsche Belagerungspark (vgl. Römische Ztg. v. 5. Jan. 1874) besteht zur Zeit aus zwei Trains zu 400 Geschützen, von denen der eine in Spandau, der andere in Polen und Koblenz lagert. Jeder Train zählt:

- 40 lange 9 cm (Bronze) Kanonen,
- 120 lange 12 cm (Bronze) Kanonen,
- 120 kurze 15 cm (Gußstahl) Kanonen,
- 40 lange 15 cm Ringkanonen (Gußstahl und Schmiedeeiserne Ringe),
- 40 21 cm gezogene (Bronze) Mörser,
- 40 15 cm glatte (Bronze) Mörser,
- 150 Wallbüchsen, System Mauer.

21 cm Ringkanonen und 28 cm gezogene Mörser werden muthmaßlich noch dazu kommen. Außerdem ist eine Vermehrung der 15 cm Ringkanonen (Modell 1872) aus den Beständen der größeren Festungen beabsichtigt. So halten u. A. Straßburg und Metz 50, Mainz 40 Stück von diesem vorzüglichen, erst 1871 nach den neuesten Prinzipien konstruirten Belagerungsgeschütz für einen eventuellen Belagerungspark in Bereitschaft.

## Der Drossart von Benst.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Geseffel.

Nachdruck verboten.  
Jes. v. 11/VL 70.

(Fortsetzung.)

### X. Am Grabe Marsins.

„Hinschleichen die Tage, die Stunden, sie rinnen  
In Tropfen, doch willst Du gewinnen  
Das Leben, so zähle die Tage und zähle die Stunden.“

Wiederum war es Frühling geworden in dem blühenden Piemont, an den Ufern der Dora; echter Welschlandfrühling mit ungeheurer Hitze, betäubenden Düften und erstaunlicher Triebkraft, so daß dem deutschen Menschen weh und bang wurde unter dem unverändert blauen Himmel, in dem ewigen süßen Würzhauch und bei der Leib und Seele erschlassenden Hitze.

Etwas eine halbe Stunde vor der Stadt Turin, linker Hand von dem Wege nach dem königlichen Schlosse der Benetria, liegt das Kapuzinerkloster zu unserer lieben Frauen. Ein Gang von mächtigen Rußbäumen, schattig und kühl, führt aus der Infirmerie ober dem Lazareth des Klosters nach der von einem offenen Kreuzgang umgebenen Kirche. Auch die Infirmerie ist von einem offenen Säulengange umgeben, und die Bewohner derselben haben ihre Wohnung in demselben aufgeschlagen; wenigstens die Refonvaleszenten. Es sind fast nur Männer, nahe dem Greise, die mit ersten bleichen Leidensgesichtern in ihren dunklen geistlichen Gewändern dort sitzen und der erfrischenden Kühlung genießen.

Dort ist aber eine Gruppe mit noch jungen Gesichtern in nicht geistlichen Gewändern. Die Gruppe besteht aus drei Männern und einem Hunde. Den Mittelpunkt derselben bildet ein hochgewachsener Mann, dessen Gestalt aber zusammengebrochen, gebückt auf einem Lehnstuhl sitzt. Die grünseidene Mütze bedeckt ein kahlgelborenes Haupt, dessen dürftiges Haar an den Schläfen sich schlohweiß zeigt; weiß sind die dichten Brauen und Wimpern der trübe flackernden dunklen Augen, weiß der kurzgeschorene Bart um Lippen, Kinn und Wange, nicht geeignet, die schreckliche Fackennarbe zu bedecken, die tief und dunkelroth von der Schläfe bis fast zum Munde an der ganzen rechten Seite des Kopfes hinläuft. Zitternd ruht die Hand des Geseffels auf dem mächtigen Kopf des edlen braunen Hundes, der neben ihm steht und sich wohl bewußt scheint, daß er der Pfleger seines Herrn auch mit ist.

Wir finden so, nachdem Jahr und Tag vergangen, nach den Ereignissen, die wir im letzten Kapitel schilderten, den Drossart von Benst wieder.

Seine beiden Getreuen, Teglass, der Türkensohn von Herford, und Ventrup, ein deutscher Chirurgus aus Bielefeld, den der Drossart kurz vor seiner Katastrophe in Dienst nahm, stehen vor ihm. Ventrup reicht ihm einen beruhigenden Mischtrank und versichert, daß dieser Trank dem seligen Herrn Inspektor immer sehr wohl gethan habe.

Der Drossart trinkt ohne Dank, ohne Gruß.

Ventrup war Chirurgus bei einem deutschen Cavalier in Turin gewesen, der nach langer Krankheit als Generalzuginsektor gestorben. Die Treue, mit der Ventrup seinem früheren Herrn gedient, hatte den Drossart bewogen, ihn in seine Dienste zu nehmen. Und er konnte sich dazu gratuliren, denn in dieser langen Krankheit hatte ihn der Chirurgus ganz wundervoll und nicht wie ein Miehling gepflegt. Was wäre aus dem armen Kranken unter den licherlichen Italienern geworden? Denn Teglass verstand sich, trotz des guten Willens, auf Krankenpflege in That und Wahrheit wenig besser als der edle Truewart.

Jetzt aber nahm Teglass seine Revanche, jetzt war er der einzige, der seinem apathischen Herrn doch zuweilen ein Lächeln entlockte; es irrte ein schattenhaftes Lächeln wirklich um des Drossarts bleiche Lippen, als er den treuen Teglass mit der silberbeschlagenen Meerschampfeise kommen sah, er streckte die Hand aus nach der Pfeife, er sog mit einer gewissen Begehrlichkeit den herb süßen Duft des Feuerschwamms ein, den Teglass mit Stahl und Stein entzündete, und dampfte dann höchst behaglich große Wolken um sich her.

X. Jahrgang. 23. b.

„Das ist das erste, was dem Drossart wieder schmecken thut!“ meinte Teglass vergnügt blinzeln; Truewart blinzelte auch.

„Es war gut, Teglass,“ nahm Ventrup das Wort, „daß Du vorgestern auf den Gedanken kamst, dem Herrn eine Pfeife anzubieten.“

Höchst selbstbewußt nickte Teglass, und Truewart nickte auch, als habe man ihm ein Kompliment gesagt.

„Ich hätte früher daran denken können, denn der selige Herr Inspektor rauchte immer!“ meinte Ventrup. „Das ist die vierte Pfeife, Drossart, nach einem Jahr!“

„Die vierte Pfeife!“ wiederholte der Drossart gedankenlos.

Einen Augenblick darauf fuhr's wie ein Blitz durch das bleiche abgezehrte Gesicht, und sich mit einem Ruck aufrichtend sagte er nachdrucksvoll: „Teglass, Ventrup, treue deutsche Landsleute!“ und reichte jedem die Hand, dann legte er sie auf des Hundes Haupt und sagte: „Edler Truewart!“

Da brachen die beiden Männer und der Hund in ein so lautes Geheul aus, daß die frommen Ordensleute näher heranschlichen und verwundert die seltsamen deutschen Rezer beobachteten.

Unter denen aber war die Ruhe schon wieder hergestellt, denn sie saßen jetzt schweigend um den Tisch und rauchten sehr gewaltig.

Als der Drossart seine Pfeife ausgeraucht, erhob er sich, nickte seinen Getreuen freundlich zu und schwanke an einem hohen Stabe von Pappelholz durch die Rußbaumallee der Kirche zu. Das war sein Nachmittagsspaziergang schon seit mehreren Tagen, da durften sie ihm nicht folgen.

Abenteuerlich genug sah der biedere Herforder aus in der grünen Mütze mit wehendem grünen Schleier, dem weiten grünseidenen Raftan und dem hohen weißen Stabe.

Aber wie jammervoll zusammengebrochen schwankt die Riesengestalt des breitbrüstigen Drossarts dahin, wie mühsam und schwer ist sein Gang; fünf Schritte und er muß schon ruhen!

Für ihn war es ein weiter Weg bis zum Kirchlein der Kapuziner, aber er legte den Weg zurück und stand endlich in dem Kirchgange zur Linken. Da blieb er sinnend stehen und betrachtete und las aufmerksam immer wieder eine Inschrift, welche lautete: „Ferdinando de Marsin, Franciae Mariscallo, Supremi Galliae Ordinis Equiti Torquato, Valencenarum Gubernatori, Quo in Loco 7. Septembris. Ann. Dom. 1706, Inter suorum cladem et fugam, Victoriam, Exercitum, Vitam amisit, Aeternum in hoc Tumulo Monumentum.“

„Das heißt,“ sprach der Drossart leise vor sich hin, „in diesem Grabe besteht das ewige Gedächtnißmal für Ferdinand von Marsin, Marschall von Frankreich, Ritter vom heiligen Geistorden, Statthalter von Valence, der an dieser Stelle am 7. September 1706 zwischen der Seinigen Niederlage und Flucht Sieg, Heer und Leben verlor.“

Sinnend blieb er lange stehen und flüsterte wieder und immer wieder: „Er verlor Sieg, Heer und Leben an einem Tage, amisit victoriam, exercitum et vitam. Ich verlor an einem Tage Liebe, Ehre und Leben! Nein, ich lebe ja: wer doch rief einst nach verlorener Schlacht: „Alles verloren, nur die Ehre nicht?“ Ei, so könnte ich ja rufen: Alles verloren, nur das Leben nicht!“

Der arme Mensch weinte.

Es näherten sich langsame Schritte, der Drossart vernahm sie nicht; eine helle Stimme rief ihn beim Namen, er hörte es nicht; eine feste Hand legte sich auf seine Schulter, er achtete es nicht.

Es war der Fürst dal Pozzo della Cisterna, der das ganze Jahr hindurch erst täglich, dann wenigstens einen Tag um den anderen selbst nach dem kranken Drossart gesehen.

Als der Fürst endlich die Aufmerksamkeit des Drossarts

erregt, verneigte sich dieser achtungsvoll vor dem vornehmen Besuch, antwortete ausführlich auf dessen Fragen nach seinem Befinden, stellte aber genau dieselben Fragen nach des Fürsten Befinden und verfuhr dabei mit einer Bedanterie, über die sich selbst der selbige Magister Marcellus nicht gefreut haben würde.

Offenbar war etwas im Geiste des Drossarts noch nicht recht wieder in Ordnung; der Fürst fügte sich höchst lebenswürdig in die Launen des Kranken, war aber doch froh erstaunt, als der Drossart, auf zwei in den Stein gehauene Fische über der Grabchrift des Marschalls Marsin deutend, fragte: „Zu welcher Familie gehörte der Marschall Marsin? Sind wohl die Fische sein Wappen?“

Das war das erste Zeichen selbständigen Denkens.

„Seltsam,“ rief der kommandirende General, „ich habe dieses Denkmal zwanzig Mal gesehen und nie auf die Fische geachtet und habe mich auch nie darum bekümmert, welcher Familie der Marschall angehört hat; Marsin, Marsin? Von den großen Adelsgeschlechtern Frankreichs ist das kein Name.“

Sichtlich hatte der Drossart eine Auskunft erwartet; er wendete sich mit enttäuschem Antlitz ab und flüsterte wieder: „Er hat Sieg, Heer und Leben an einem Tage verloren, ich Liebe, Ehre und Leben auch an einem Tage.“

Das gab dem Fürsten Licht über des Drossarts Zustand; der unglückliche junge Mann hatte nur lückenhafte Erinnerungen von dem, was mit ihm vorgegangen, sein Geist lag in einem Bann; er fühlte sich verdammt, fort und fort sich zu bemühen, diese Lücken auszufüllen. Der Fürst begriff, daß eine Mittheilung, eine gründliche Relation den Geist des Drossarts von diesem Banne befreien und ihm die Freiheit wiedergeben würde.

Sofort nöthigte er den Drossart, auf einer dort liegenden Marmorsäule wuchtigem Schaft, dem Grabe Marsins gegenüber, Platz zu nehmen, und auf der Stelle, wo der französische Marschall gefallen war, begann der sardinische General folgende Erzählung: „Sie erinnern sich, lieber Drossart, daß ich Sie vor etwa anderthalb Jahren nebst Ihrem Reisegefährten, einem Herrn Dreßler von Kossau, als Officiere bei den Grenadieren zu Pferd in sardinische Dienste nahm und Sie beide als Adjutanten zu dem Prinzen Thomas von Savoyen, dem Grafen von Maurienne, den wir gewöhnlich den grünen Graf nennen, brachte?“

Das ganze Gesicht des Drossarts wurde hell; es war ihm, als würde ein Vorhang vor seinen irren Augen aufgezo- gen.

„Sie wissen, daß Major Soler Sie und Ihren Kameraden der Prinzessin Gemahlin präsentirte und daß Ihnen an diesem Tage die Gräfin von Jurea begegnete?“

„Kiniera!“ flüsterte der Drossart, und sein Antlitz nahm einen tieftraurigen Ausdruck an.

„Major Soler hat mir erzählt,“ fuhr der Fürst fort, „daß Baron Kossau, wie er sich gern nennen hörte, obwohl er gar nicht zu dem Titel eines Barons berechtigt war, die Prinzessin in venetianischem Dialekt anredete und dadurch den Anfang einer Liebesintrigue legte, die unsägliches Unglück über Sie, mein armer Drossart, gebracht hat.“

Mächtige Spannung sprach sich in den Zügen des Drossarts aus.

„Sie erinnern sich, daß ich Sie einst zu dem Jagdkapitän Baron Templier schickte, um ihm Auskunft über deutschen Jägeraberglauben zu geben?“

„Der Nachtgeschrei, das Koltgewissen!“ flüsterte der Drossart vor sich hin.

„Das war ein purer Vorwand,“ sprach der Fürst leicht lächelnd, „der König Karl Emanuel hatte Ihren Besuch im Jägerhause verlangt, weil er Sie kennen lernen wollte. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß Sie einen tiefen Eindruck auf seine schwärmerisch geliebte Tochter, die Gräfin von Jurea, gemacht hatten. Sie gingen in den alten Jägerhof, gewannen die Liebe der Gräfin, die Gunst des Königs, die Freundschaft Templiers, Sie standen auf dem höchsten Gipfel Ihres wohl verdienten Glücks, als die schlechte Liebesintrigue des leichtsinnigen Kossau und der leichtfertigen Prinzessin Ihr Glück in Trümmer schlug. Eine Dame der Prinzessin, die Marchesa Ottoboni, welche den Kossau selbst liebte, verrieth dem Könige

die Intrigue der Prinzessin. Karl Emanuel wollte zunächst volle Sicherheit über die Person des Amanten der Prinzessin haben und befahl seinem ersten Adjutanten, dem Ritter Maffei, ihm diese zu verschaffen. Der Ritter meldete dem Könige am folgenden Tage, der heimliche Geliebte der Prinzessin sei der Hauptmann Drossart vom reitenden Grenadierregiment Maurienne. Wie der Maffei zu diesem Irrthum gekommen, wissen Sie, Drossart; Sie hatten den Herrn von Kossau auf dessen inständiges Bitten, wie uns Teplaff sagte, nach dem Sonnenpavillon begleitet, um dort Wache zu halten. Eben auch durch Teplaff erfuhren wir, daß der Kossau Sie hatte glauben machen, daß er dort mit einer schönen Dame, Namens Emilie, zusammenkommen werde und daß von der Prinzessin nicht die Rede gewesen sei. Ihre Loyalität ist demnach über jeden Zweifel festgestellt, denn wenn der von Kossau dort mit einer Ehrendame der Prinzessin, der Ottoboni etwa, zusammentraf, so war, was Sie thaten, nichts weiter als ein kameradschaftlicher Freundschaftsdienst. Der König erschrak mächtig, als er Ihren Namen vernahm; er dachte zuerst an seine betrogene Tochter, aber er hatte doch auch Sie genau genug kennen gelernt, um nicht sofort von Ihnen zu glauben, was ihm gemeldet wurde. Er befahl deshalb dem Ritter, nochmals zu forschen, Sie selbst nach dem Sonnenpavillon heimlich zu begleiten und seine Maßregeln so zu nehmen, daß kein Zweifel an Ihrer Person mehr sein könne. Zugleich befahl Karl Emanuel einem Edelmann seiner Gardekompagnie, von Mitternacht an Ihr Haus zu beobachten und Sie beim Heimkehren anzureden, so daß Ihre Identität festgestellt sein mußte.“

Der Fürst hielt einen Augenblick inne; mit gespannter Aufmerksamkeit, mit fast angstvollem Ausdruck hingen des Drossarts Blicke an des Fürsten Lippen.

„Ritter Maffei war vielleicht guten Glaubens,“ fuhr della Cisterna fort, „als er seine erste Meldung machte, auch steht es nicht fest, daß er selbst die Erkundigung unternahm, und es ist immerhin möglich, daß die Blauröcke es verschwiegen, daß der von Kossau mit Ihnen gewesen. Die zweite Erkundigung aber machte der Ritter persönlich, er mußte den von Kossau wahrgenommen haben, und er verschwieg ihn absichtlich; noch mehr, er schickte ihm in der Nacht noch eine Warnung und trieb ihn zu schleunigster Flucht; er wollte, daß es nicht auskomme, daß Sie nicht allein gewesen, seit er Sie auf Wache gesehen und nunmehr überzeugt sein mußte, daß nicht Sie, sondern der von Kossau der Liebhaber der Prinzessin. Ritter Maffei aber hatte einen Grund, Sie zu verderben, denn er kannte die Absichten, die der König mit Ihnen und der Gräfin von Jurea hegte; Maffei aber hatte sich um die Gräfin beworben und war von ihr abgewiesen worden.“

„Armer König!“ seufzte der Drossart.

„Jawohl, mein armer König, mein armer Karl Emanuel!“ rief der Fürst. „Er vertraute dem Ritter und schwur, schreckliche Rache an dem Manne zu nehmen, der seiner geliebten Tochter Liebe gelogen und ihrer Neigung in den Armen eines buhlerischen Weibes gespottet hatte, wie er wähnte. Er befahl sofort, Ihnen auf der Parade Degen und Orden abzunehmen, Sie für infam zu erklären und Sie lebenslang in Fort Brunette einzuschließen. Sie wissen, mit welcher unanständigen Hast Maffei das alles ins Werk gesetzt hat; ich kam zu spät, um zu interveniren, ich kam erst, als Sie den Glenden bereits niedergestossen hatten und als der grüne Graf den Feldruf: „Maurienne! Maurienne, her zu mir!“ ausrief, um Ihrem blutigen Kampfe mit den Blauröcken ein Ende zu machen!“

„Hat das Prinz Thomas gethan?“ fragte der Drossart eifrig. „Dafür will ich ihm Dank schuldig sein, großen Dank!“

„Er hat noch mehr gethan,“ sprach der Fürst, „er hat in die Officiersliste geschrieben hinter Ihrem Namen: „Zu meinem höchsten Bedauern ehrenvoll verabschiedet, auf meinen Antrag als Major.“ Hinter dem Namen des Herrn von Kossau aber lieft man von seiner Hand: „Infamer Deserteur!“

„Also doch Einer!“ sagte der Drossart.

„Nun, bin ich Keiner?“ fragte der Fürst vorwurfsvoll.

Der Drossart senkte die Stirne, und Thränen fielen aus seinen Augen auf die Hand des Fürsten.

„Sie werden sehen, mein junger Freund,“ sprach della Cisterna ruhig weiter, „daß noch sehr viele sofort für Ihre Unschuld eintraten, z. B. der Baron Templier und dessen Gemahlin, mein Adjutant Major Soler und dann endlich auch die Person, die es allein sicher wissen konnte. Etwa vier Wochen nach Ihrem Unglück ist die Prinzessin von Savoyen-Maurienne, geborene Contarini, gestorben; auf ihre Bitte hat der Kapuziner, der die letzte Beichte der Dame hörte, dem Könige ein Schriftstück mitgetheilt, in welchem die Dame ihre Sünden bekannte, aber auf den Leichnam Christi schwur, daß sie den Hauptmann Drossart nie anders als im Beisein des Hofes gesehen und nie eine Intrigue mit demselben gehabt habe. Es versteht sich von selbst, daß beim Tode der Prinzessin sofort von Gift gesprochen wurde. Gewiß waren in vorigen Zeiten die Fürsten Italiens ziemlich freigebig mit Gift, aber sicherlich war das Volk zu allen Zeiten noch viel freigebiger mit der Beschuldigung des Giftmordes. Hier bin ich allerdings überzeugt, daß Gift im Spiele war, aber es war die Prinzessin selbst, welche sich vergiftete. Prinz Thomas wäre nie auf Gift gekommen, um sich zu rächen, aber er mißhandelte die Prinzessin drei Tage hintereinander auf die roheste Weise mit der Reitpeitsche, so daß sie beim letzten Male vier Stunden ohne Besinnung blieb. Der Kummer über den Verlust dieses Liebhabers, der Groll über den Verrath der Ottoboni, diese abscheuliche Mißhandlung trieben sie dazu, Gift zu nehmen. Sie hat auch kein Hehl daraus gemacht und hartnäckig jedes Gegengift verschmäht.“

Der Drossart schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte: „Sie war wie eine ägyptische Königstochter!“

Der Fürst dal Pozzo zögerte etwas, er kam jetzt zu dem Theil seines Berichtes, den er für den schwierigsten hielt; er wollte flüchtig darüber hin und begann: „Als der König fast zu gleicher Zeit das Unglück seiner Tochter und Ihre Unschuld erfuhr —“

Da unterbrach ihn der Drossart und fragte mit tiefem Ernst: „Wie starb meine Niniera?“

Der Fürst entschloß sich rasch und erwiderte: „Durch einen unglücklichen Zufall erfuhr die Gräfin von Ivrea fast in derselben Stunde noch alles, was sich auf dem Waffenplatz der Citadelle zugetragen, mit dem damals ziemlich gerechtfertigten Zusätze, daß Sie im Kampfe mit den Blauröden getödtet worden seien, und gab sich in der ersten Verzweiflung selbst den Tod, indem sie sich aus dem Fenster stürzte und den Schädel zerbrach.“

„Und wohin hat man meine Niniera begraben?“ fragte der Drossart mit fester Stimme.

„Unter den zwei Pinien am Brunnen des alten Jägerhofs, fast an der Stelle, an welcher sie den Tod fand.“

Der Fragende verneigte sich dankend.

„Nach diesen Ereignissen,“ fuhr Fürst della Cisterna fort, „muß der Zustand meines armen Königs Karl Emanuel ein qualvoller gewesen sein; er sagte sich, daß er durch seine Ueber-eilung nicht nur Sie, sondern auch seine geliebte Tochter in den Tod getrieben. Er hat seine Tochter nicht als Leiche gesehen, er hat den alten Jägerhof nicht wieder besucht, er hat seinen besten Freund, den Baron Templier, nicht wieder mit Augen gesehen, er hat mir nie wieder ins Gesicht geblickt, obwohl er oft noch geschäftlich mit mir verkehrte. Alles, was sich auf seine Tochter und auf Sie bezog, was ich ihm in Bezug auf Ihre amtliche Stellung meldete, ließ er ohne Antwort, ohne Bescheid. Er blieb nur scheinbar noch am Leben, obwohl seine Geisteskraft ungebrochen erschien. Als der Jahrestag des Todes seiner Tochter kam, fast in der Stunde ihres Hintritts, schlugen die Glocken von La Superga zusammen: König Karl Emanuel der Andere war abgeschieden von dieser Welt!“

„Er war mir immer ein lieber und gnädiger Herr, er war der Vater meiner Niniera!“ sprach der Drossart mit weicher Stimme.

„Jetzt, mein lieber junger Freund,“ sprach der Fürst, sich die nassen Augen trocknend, „jetzt wissen Sie alles, und mir bleibt nur noch übrig, Ihnen zu melden, was König Viktor Amadeus, des jetztregierenden Königs Majestät, über Ihre

Affaire beschlossen haben. Zunächst ist Ihnen der ehrenvollste Abschied als Major bei den Grenadiern zu Pferde ausgesetzt worden. Ferner hat Sie der König zu seinem Kammerherrn in außerordentlichem Dienst ernannt und Ihnen einen Auftrag an die Höfe von Paris, Madrid, Lissabon und London übertragen, über den ich später näher mit Ihnen sprechen werde. Haben Sie diesen Auftrag erfüllt, so soll es Ihnen freistehen, sich mit Ihrem Kammerherrngehalt und Ihrer Majoratspension in Ihr Vaterland zurückzuziehen. Der Orden des heiligen Mauritius und Lazarus wird Ihnen selbstverständlich zurückgegeben, wie Sie denn überhaupt niemals in der Ordensliste gestrichen worden sind.“

Der Drossart verbeugte sich dankend, er nahm alles einfach an, ohne große Worte zu machen. Gewiß ließ sich nicht wieder gut machen, was der Drossart verloren; ließ man aber einen Ersatz gelten, wie es im Sinne der Zeit lag, so muß man zugeben, daß alles anständig nicht nur, sondern auch zart-sinnig geordnet war. Die diplomatische Mission barg nicht nur eine Genugthuung, sondern auch eine sehr bedeutende Geldsumme, welche der König für das Leben von Ivrea zahlte, welches der Drossart mit der Gräfin Niniera geheirathet hätte.

Als der Fürst heute den Sohn des von ihm einst so geliebten Weibes an dem Grabe des Marschalls Marsin verließ, war derselbe geistig vollkommen verwandelt; er war klar über die Lücke in seiner Vergangenheit, und klar blickte das dunkle Auge, das nicht mehr unsicher hin und her flackerte, sondern fest auf einen Punkt sich richtete; statt der matten und ängstlichen Spannung lagen Sicherheit und Ruhe, wenn auch tiefe Traurigkeit auf diesen abgekehrten Zügen. Es schwankte der Leib noch, aber fest stand der Geist wieder.

Das zeigte sich gleich an dem folgenden Tage.

„Zehrlaff, mein alter Junge,“ fragte der Drossart, „hast Du während meiner Krankheit nach Herford geschrieben?“

„So, so etliche Beilen, wie alle Halbjahre an meinen Bruder,“ nickte Zehrlaff; „habe mich aber wohl gehütet, von des Drossarts Krankheit was zu schreiben, kein Wort!“

Der gute Zehrlaff lächelte ungemein schlau, als habe er durch sein Schweigen ein Meisterstück von Diplomatie zu Stande gebracht.

Der Drossart schrieb nun an seine Muhme Salome Tugendreich, an seinen Lehmann Absalom Türcke und an seine Bankiers, die Herren von Laer in Bielefeld.

An diesem Tage besuchte Major Soler den Rekonvaleszenten; nach und nach kamen der Besuche mehrere. Einer der ersten war der Jagdkapitän des Königs Karl Emanuel, Baron Templier. Bei seinem Anblick, der seiner Niniera Pflegevater gewesen war, verlor der Drossart seine ganze Haltung und weinte laut auf in der Umarmung des Greises.

Acht Tage später war unser Held im Stande, zu Pferd zu steigen; das eisengraue Pferd kannte seinen Herrn wirklich wieder, laut wiehern kam es auf ihn zu und leckte ihm das Gesicht, was der edle Truewart sehr unanständig fand, denn er wendete sich indignirt ab. Aber er verfähnte sich bald wieder mit seinem alten eisengrauen Freunde, zumal da dieser fast täglich herauskam zu den Kapuzinern.

Nach wieder einer Woche hatte der Drossart so ziemlich alle seine Kräfte wieder, und der treffliche Chirurgus Bentrup erklärte alle weitere Schmiererei an dem Leichnam seines Herrn für eitel Thorheit, sondern meinte, daß jetzt ein Duzend Bäder in der heißen Quelle bei Chivasso, einem Städtlein, ein paar Meilen von Turin, im Nothfall auch ein paar Duzend gewöhnliche heiße Wasserbäder die Kur vollenden würden.

Der Drossart schien durch diese Erklärung außerordentlich erfreut zu sein; dennoch machte er gar keine Anstalt, sein Zelt am Grabe Marsins abzubringen und weiter zu ziehen, obwohl ihm Fürst della Cisterna auch seine diplomatisch-militärischen Aufträge nun ausführlich mitgetheilt hatte.

Nur auf verschiedene Fragen Zehrlaffs und Bentrups empfangen diese Aufträge zum Ankauf von allerlei Gegenständen, welche er zur Reise nöthig hatte. Endlich aber, nachdem er einen Abend nur in Gesellschaft des edeln Truewart, der nichts verrieth, in Turin zugebracht hatte und sehr spät zurückgekehrt

war, befahl er am anderen Morgen in der Frühe den Aufbruch und zog mit Ventrup, Teßlaff und Truewart nach Chivasso ab.

Die Kapuziner mochte er reichlich bedacht haben, denn sie segneten ihn wortreich.

Den letzten Abend in Turin aber hatte der Drossart im alten Jägerhause am Grabe seiner Kiniera zugebracht.

Es läßt sich eben nicht viel sagen von dem Zuge nach Chivasso; der Drossart ritt seines Weges dahin ernst und in sich gekehrt, aber seine ganze Haltung war weder die eines Kranken, noch eines Konvaleszenten. Er war ein schwermüthiger Mann. Chirurgus Ventrup, der ihn genau beobachtete, bemerkte sogar einmal ein leises Lächeln in den Mienen seines Gebieters, als derselbe einige nachtheilige Frauen bemerkte, welche sonderbare Regenmäntel von Strohhalmen trugen, die um den Hals festschlossen, sonst war das Stroh nirgend verbunden, sondern hing frei in seiner ganzen Länge bis auf die Waden herab und ließ das darauf fallende Wasser sauber abtropfen. Ein Kostüm, welches freilich an die Wilden Amerikas erinnerte.

Um Chivasso gab es nur Sumpf und Maisfelder; der Drossart kümmerte sich nicht darum, er nahm jeden Morgen und jeden Nachmittag ein heißes Moorbad und zog, nachdem er eine Woche damit zugebracht hatte, wiederum ab von dort.

Der Drossart reiste jetzt in einem kleinen Bogen um Turin herum und zog Savoyen zu; er kam nur sehr langsam vorwärts, denn er hielt sich sehr oft auf, wie's schien, durch die Schönheit des Landes gefesselt; es war aber nicht die landschaftliche Schönheit, welche ihn fesselte, sondern es war die Heimat der geliebten Kiniera, deren Namen er nie mehr aussprach, an die er aber doch unaufhörlich dachte. Die Heimat der Geliebten hielt ihn durch starke Erinnerung gefesselt.

Vor dem Fort Brunette unweit Susa aber hielt er eines Nachmittags und sendete einen Paß des Fürsten della Cisterna hinein; sofort kam der Kommandant zu ihm heraus, führte ihn zuvorkommend in die Festung und zeigte ihm alles. Das Fort mit seinen acht Bastionen und allen seinen Außenwerken ist in

Felsen gesprengt. Alle Kommunikationen zwischen den Bastionen und Werken sind breite Galerien, in Felsen gehauen, große Wagen und schwere Kanonen können mit ihren Bespannungen ohne Schwierigkeiten auf- und abfahren. Von außen sieht man kein Haus, von der ganzen Besatzung nur etliche Schildwachen. Weder mit Geschütz, noch mit Minen ist dieser aus einem Stein gemeißelten Festung beizukommen, und von hier aus beherrscht ein wenig zahlreicher Truppentheil zwei Thäler und zwei Straßen.

Der Drossart fragte lauernd: „Und die Staatsgefängnisse?“ „Sie befinden sich unter der östlichen Galerie, Herr Major,“ antwortete der Kommandant, „aber es ist niemand darin, da Viktor Amadeus bei seiner Thronbesteigung allen ohne Ausnahme die Freiheit gegeben hat!“

„Waren es viele, die dieser Gnade theilhaftig wurden?“ fragte unser Freund weiter.

„Nur ein Edelmann aus Alessandria,“ antwortete der Kommandant lächelnd, „der saß seit vierzig Jahren, weil er aus Eifersucht sein Weib getödtet, er wollte nicht fort. Der König hat ihm in Susa eine Wohnung angewiesen; er kommt an jedem schönen Tag hierher, er liebt Brunette!“

„Vielleicht hätte ich's auch liebgewonnen!“ sprach der Drossart ernst.

Der Kommandant verstand seinen Gast nicht, aber Ventrup und auch Teßlaff erinnerten sich wohl, daß ihr Herr einst zu lebenslänglicher Einsperrung in Brunette verurtheilt worden war.

Als die drei über das große Kreuz aus Piemont nach Savoyen gekommen waren, beschleunigte der Drossart seine Reise eben so sehr, als er bis dahin gezögert hatte; nur in St. Jean de Maurienne hielt er sich einige Stunden auf und sah den Uebungen der Grenadiere zu Pferd zu. Es war das erste und das letzte Mal, daß er sein Regiment sah. Prinz Thomas, der grüne Graf, war in der Stadt. Der Drossart besuchte seinen ehemaligen Chef nicht, aber er freute sich, daß der neue König seinem Vetter auch einige Thätigkeit gönnte.

(Fortsetzung folgt.)

## Deutsche Bischöfe.

Nachdruck verboten.  
Bd. v. 11./VI. 70.

### II. Bischof Dr. Konrad Martin von Baderborn.

Vor zehn Jahren machte Bischof Martin sich in weiteren Kreisen zuerst bekannt durch sein „Bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands“. Diese im Konversationsstone gehaltene Kontroverschrift erregte ein ungewöhnliches Aufsehen, nicht wegen der Tiefe ihrer Gedanken, sondern wegen der Höhe des Anspruchs, der darin erhoben wurde. Es war dieselbe Präntension, welcher Pio IX in seinem Briefe an den Kaiser Wilhelm Ausdruck gegeben hat. „Von Gottes- und Rechtswegen,“ heißt es, „bin ich Bischof der Diocese Baderborn, d. h. nicht bloß der Katholiken dieser Diocese, sondern aller Christen, die innerhalb der Grenze derselben wohnen, welchem Bekenntnisse sie auch angehören mögen.“ Durch die Taufe gehörten sie alle der katholischen Kirche an, welche „alle einmal gültig Getauften für ihre Kinder anerkenne, vielleicht für ihre irrefeleiteten, verblendeten, ungehorsamen und abtrünnigen Kinder, aber doch immer noch für ihre Kinder, die ihrer Gerichtsbarkeit unterworfen sind.“ Sein Streben gehe dahin, die in Vorurtheilen und Mißverständnissen befangenen Protestanten aufzuklären und sie in den einen rechtmäßigen „Schaffstall“ zurückzuführen. Dabei macht er sich die Sache sehr leicht, indem er verschiedene Reiseabenteuer einschließt, bei welchen er protestantische Schwachköpfe in nachher zurecht gemachten Gesprächen in die Enge treibt und entweder ganz oder halb bekehrt. Die Lehre der evangelischen Kirche wird dabei gehörig entstellt und verzerrt, um sie als absurd hinzustellen, und gegen den Protestantismus werden die schwersten Beschuldigungen erhoben. Derselbe sei aus einer Revolution, und zwar der allerschlimmsten entstanden, ja er sei ein „perennirender Zustand der Re-

volution.“ Martin stellt die Protestanten mit den Wiedertäufern zu Münster und mit den heutigen Mormonen auf eine Linie. Man könnte ihm und seinen Mitarbeitern hierauf sein eigenes Wort zurück geben, daß er damals über den Reichstagsabgeordneten Professor Ewald schrieb: „Entweder sie reden und schreiben nicht wie alle übrigen ehrlichen Leute, oder es sind die ausgemachtesten Ignoranten, die über Dinge reden, wovon sie nichts verstehen.“

Es ist natürlich, daß bei wirklichen Protestanten Bischof Martin durch solche Liebenswürdigkeiten seinen Zweck nicht erreichte, und höchstens einige schwache Seelen dadurch einnahm. Dagegen brachte ihm sein „Wort“ von evangelischen Synoden und einzelnen Männern eine ganze Schaar von Antworten ein, welche die bischöfliche Anmaßung in die Schranken zurückwiesen. Dem ersten ließ er auch ein „zweites Wort“ folgen, welches ein langweiliges Gespräch enthält, mit einer Verherrlichung des „Proselytenmachens“ und einer Vertheidigung der jesuitischen Moral.

Wie mit dem „bischöflichen Wort“, so trat Martin auch in der That seit 1859 als Präsident des im Jahre 1849 gestifteten „Bonifaciusvereins“ an die Spitze der katholischen Propaganda in Deutschland. Die Theilnahme an diesem Vereine ist ihm „die Hauptpflicht des katholischen Deutschlands“, da von einem neuen Aufschwunge des Vaterlandes keine Rede sein kann, als bis ganz Deutschland wieder katholisch ist. Der Verein hat nicht bloß die Aufgabe für die katholische Kirche, welche der Gustav-Adolfs-Verein für die evangelische erfüllt, die zerstreuten Glaubensgenossen zu sammeln und zu pastoriren, sondern er verfolgt offenbar auch propagan-



Bischof Martin von Paderborn.

distische Zwecke. Bezeichnend ist hierfür auch, daß die von demselben unterhaltenen Seelsorger „Missionspriester“ heißen. Auf den Gustav-Adolfs-Berein und seine Taufpaten ist Bischof Martin nicht gut zu sprechen. Er sieht in dem großen Schwedenkönig nur einen „ehrgeizigen eroberungsfüchtigen Soldaten“, von dessen Stirne „der Glorien- und Heiligenschein, womit heuchlerische und schmeichlerische Tendenzhistoriker und Phrasendreschler sie umwunden haben“, müsse abgestreift werden.

Wenn man jene Schriften voll Liebeserklärungen gegen die Protestanten und voll Schmähungen gegen den Protestantismus liest, hat man eine ähnliche Empfindung, wie beim Genuß der giftigen Frucht von Dulcamara, der päpstliche Vorgeschmack wird durch die nachfolgende Bitterkeit verdrängt.

Konrad Martin wurde als der Sohn eines reichen Dekonomen am 18. Mai 1812 zu Weismar auf dem Eichsfelde geboren, einer Gegend, in welcher zweimal die Reformation sich ausgebreitet hatte, und beide Male von den Mainzer Kurfürsten mit Hilfe der Jesuiten und durch Gewaltthätigkeiten unterdrückt wurde. Es ist nicht unmöglich, daß unter den Vorfahren des Bischofs Martin auch „revolutionäre“ Protestanten sich befanden.

Nachdem er das Gymnasium in Heiligenstadt, wo er beim Jubelfeste der Augsburgischen Konfession „die erste und letzte protestantische Predigt“ hörte, absolviert hatte, wandte er sich dem Studium der Theologie zu. Obwohl von Haus aus

katholisch, besuchte er doch die Universität Halle, besonders um orientalische Sprachen zu studiren, für welche Gesenius damals als erste Autorität galt. Er fällt ein richtiges Urtheil über diesen Mann, der „in frivoler Art mit dem alten Testamente umsprang, mit den heiligen Patriarchen seine ungeziemenen Späße trieb, aus dem Psalmenbuch den Geist Gottes heraus erklärte, und die erhabenen Weissagungen der Propheten ins Lächerliche zog.“ Ebenso stieß ihn Wegscheider ab, der „mit seinem marmorkalten Gesichte und in seiner unaussprechlich nüchternen und frostigen Manier das Johannesevangelium auslegte,“ und die Wunder für Täuschungen wunderfächtiger Juden erklärte. Aber auch mit Tholud konnte er sich nicht befreunden, der ihn in sein theologisches Kränzchen-aufgenommen hatte, und ihn öfter einlud, auf den bekannten Spaziergängen ihn zu begleiten. Er ärgerte sich über dessen „Born- und Feuereifer über die katholische Wertgerechtigkeit und über die Lage Jesuitenmoral,“ und als er glaubte, Annexionsgelüste in Bezug auf seine Person bei ihm zu bemerken, zog er sich ganz von ihm zurück. Dagegen erfreute er sich an Leo, weil dieser den Papst Gregor VII herausstrich und den Kaiser Heinrich IV „einen Lumpen“ nannte, natürlich nicht deswegen, weil er nach Canossa ging. In München hörte er dann auch bei dem „träumenden“ Schelling und bei dem „ausschneiderischen“ Oken Kollegien.

Nach Beendigung seiner Studien habilitirte sich Martin

als Privatdocent in Münster, wo er auch mit einer Promotionschrift über die Verleugnung Petri sich den theologischen Doktorgrad erwarb.

Im Jahre 1836 in Köln zum Priester geweiht, ward er bald darauf Rektor an der Bürgerschule zu Wipperfurth im Rheinlande, welche unter ihm zum Progymnasium erhoben wurde. Von da kam er als Religionslehrer an das Jesuitengymnasium in Köln.

Es waren schon Verhandlungen im Gange, um ihn als Lehrer der Dogmatik an das Theodorianum in Paderborn zu ziehen, als er im Jahre 1844 zum außerordentlichen Professor für Moral und Pastoraltheologie an der katholisch-theologischen Fakultät in Bonn berufen wurde, wo er 1850 die ordentliche Professur für altes Testament und Moral erhielt. Während der Zeit seiner akademischen Lehrthätigkeit erschienen von ihm ein Lehrbuch der katholischen Religion und eines der katholischen Moral, sowie eine mit Anmerkungen versehene Uebersetzung der „Jüdischen Alterthümer“ des Josephus.

Zum Nachfolger des Bischofs Franz Drepper von Paderborn am 29. Januar 1856 erwählt, wurde Konrad Martin am 19. Juni von Pio IX präconisirt und am 17. August konsekriert als der 59. Bischof auf dem Stuhle des h. Pothamar. Sein ausgedehnter Sprengel erstreckt sich, wie er sich selbst ausdrückt, „über einen großen Theil des protestantischen Deutschlands und namentlich über das eigentliche Wiegenland der sogenannten Reformation.“ Seines bischöflichen Amtes nimmt er mit großem Eifer wahr und ist auf seinen häufigen Visitationen unermüdetlich.

Auch in der Stadt Paderborn hatte in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts trotz alles Widerstrebens des Domkapitels die Reformation die Ueberhand gewonnen, wurde aber schließlich 1611 gewaltsam unterdrückt. Doch hat sich daselbst wieder eine ansehnliche evangelische Gemeinde gebildet, welche durch königliche Munizenz und durch die Hilfe des Gustav-Adolfs-Vereins seit einigen Jahren im Besiz der schön restaurirten Kirche des ehemaligen Klosters Abbinghof sich befindet. Aus der 1592—1819 bestehenden Universität ging das Theodorianum hervor, welches ein Priesterseminar und eine theologische Lehranstalt umfaßt. Daneben wurde von Bischof Martin ein Convict eingerichtet, welches sich mit der Vorbereitung der Theologiestudirenden befaßte, aber ebenso wie die theologische Lehranstalt im vorigen Jahre geschlossen wurde, weil sich der Bischof weigerte, einem Regierungskommissar die Statuten vorzulegen und Einsicht in den Unterricht zu gestatten. Auch haben seine geistlichen Mitarbeiter, die Jesuiten, welche schon sein Vorgänger kurz nach 1850 berufen hatte, in Folge des Jesuitengesetzes Paderborn verlassen müssen.

Auf dem vatikanischen Konzil, wohin er den bekannsten, inzwischen verstorbenen Jesuitenpater Roh als seinen „Theologen“ mitnahm, schloß sich Bischof Martin von vornherein der Majorität an und war aufs eifrigste bemüht, um das Infallibilitätsdogma helfen zu Stande zu bringen. Bis dahin hatte er in seinem „Lehrbuch der katholischen Religion“ von einer Infallibilität des Papstes nichts gewußt, sondern gelehrt, daß „nur die Gesamtheit der Bischöfe in der Unterordnung unter den römischen Papst die Unfehlbarkeit besitze.“ Auf dem Konzil unterstützte er den Antrag auf Verbot der Pfarrersköchinnen und brachte den selbständigen Antrag ein, daß den Geistlichen die Annahme von Ordensinsignien verboten und das Tragen von Bärten gestattet werden solle. Ebenso trug er sich, im Gedanken an die Gewinnung der Protestanten für die römische Kirche, mit dem Plane, daß den Konvertiten der Laienkelch gewährt und solchen protestantischen Pfarrern, welche katholisch und Priester werden wollten, erlaubt werden sollte, Wein und Kinder beizubehalten. Hierzu wurde er veranlaßt durch die berühmten „Pastorenbriefe“, welche er von evangelischen Pastoren der Provinz Sachsen wollte erhalten haben und seinen Kollegen vorzeigte. Dadurch, daß sie Professor Friedrich in München, der als Theologe des Kardinals Hohenlohe während des Konzils in Rom weilte, in seinem Tagebuch

abdruckte, erhielt auch das Publikum Kenntniß von denselben. Auf eine später vom Konsistorium in Magdeburg erhobene Klage wurden diese Briefe, da Bischof Martin ihre freiwillige Herausgabe verweigerte, polizeilich bei ihm abgeholt. Schließlich hat sich ergeben, daß die ganze Sache nur eine Mystification war, die man sich mit dem eifrigen Propagandisten erlaubt hatte. Priesterere und Laienkelch waren die Themata dieser Briefe. Die beiden folgenden Stellen mögen sie kennzeichnen. „Sobald wir dem Priester gestatten werden, sein Weib aus jedem beliebigen Stande zu wählen, so kann jedes beliebige Mädchen sein Auge auf einen Priesteramtskandidaten werfen, was eine Herabwürdigung des Priesterstandes ist. Dies ist ausschließlich Priester- und Lehrertöchtern vorzubehalten. Es heißt gerade die Perle vor die Säue werfen, wenn Schuster- und Schneider-, Tischler- und Fleischartöchter ihr Augenmerk auf einen Geweihten des Herrn richten dürfen.“ In Bezug auf den Laienkelch heißt es in einem Briefe: „Der Laienkelch ist kleiner als der Priesterkelch und besizt unten einen Einschnitt dergestalt, daß bis zum Einschnitt genau ein Eßlöffel Wein hineingeht. . . . Der Küster hat genau so viel Eßlöffel Wein, als Kommunikanten da sind, in die Abendmahlskanne zu gießen. Hierauf wird die Abendmahlskanne neben den Priesterkelch gestellt und consecriert. . . . Der Küster hat für jeden Kommunikanten genau so viel von der Gestalt (!) des Weines aus der Abendmahlskanne in den Laienkelch zu gießen, als zum Einschnitte hineingeht. Da nun bis zum Einschnitte des Laienkelches genau ein Eßlöffel hineingeht, so kann von der Gestalt des Weines weder etwas übrig bleiben, noch es an der Gestalt desselben fehlen.“

Es ist unbegreiflich, wie man solchen Blödsinn auch nur einen Augenblick für baare Münze nehmen konnte!

In dem zwischen den preussischen Bischöfen und der Staatsregierung in Folge der Maigesetze entstandenen Konflikte gehört Bischof Martin nicht zu den Heißspornen. Er hat es bisher vermieden, Geistliche weder mit noch ohne Anzeige an den Oberpräsidenten anzustellen. Aber wer der Charybdis entgegen will, geräth in die Scylla. Der Konflikt droht nun auch ihm gerade deshalb, weil er eine Stelle nicht besetzen will. Doch ist überall Vorsicht die Mutter der Weisheit, und darum hat auch Bischof Martin gegen etwaige Auspfindungen, wie sie mehrere seiner bischöflichen Kollegen erfahren haben, bei Zeiten seine Zuflucht zu einer eigenthümlichen Mobilienversicherung genommen. Er hat nämlich durch einen notariellen Kontrakt sein ganzes Mobilien an seinen Bruder, einen Gutbesizzer, zu eigen abgetreten, sich aber den lebenslänglichen Nießbrauch vorbehalten. Ruhm wird ihm diese Klugheit nicht einbringen.

Auch mit dem durch die Maigesetze geschaffenen kirchlichen Gerichtshofe ist Bischof Martin durch einen Fall, der als verjährt erscheinen konnte, in Berührung gekommen. Vor mehreren Jahren hatte er einen Kaplan Mönikes in Lippspringe, der sich in einer Predigt noch vor Publikation des Dogmas etwas zweifelhaft über die Infallibilität aussprach, und sich dann weigerte ferner zu predigen, da er hierzu nicht verpflichtet war, von seiner Stelle entfernt. Obwohl der Gerichtshof den Maigesetzen eine rückwirkende Kraft nicht beilegte, erkannte er sich in der Sache doch kompetent, weil der Kaplan ohne Urtheil abgesetzt war, und sprach dessen Restitution aus. Wie dieser früher auf Requisition des Bischofs durch die weltliche Behörde aus seiner Dienstwohnung exmittirt wurde, so wird es nun seinem Nachfolger von Staatswegen ergehen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Maigesetze ihre Härten haben und der katholischen Kirche in Preußen manches entziehen, was ihr bisher durch Konnivenz zugestanden war. Aber von einer Zerstörung dieser Kirche innerhalb des preussischen Staates und von einer Gewissensbedrückung ihrer Bischöfe zu reden, dazu hat man so lange noch keinen Grund, als die Bischöfe anderer Länder denselben Forderungen genügen, ohne daß die Kirche oder ihr Gewissen dabei Schaden leidet.

Otto Thelemann.

## Am Familientische.

### Bücherschau. IX.

Kulturhistorische Studien aus Meran. Von D. Frh. v. Reinsberg-Düringsfeld. Leipzig, List & Franke. 1874.

Wenn ich verreise und mich längere Zeit an einem Orte aufzuhalten wünsche, veräume ich es niemals, mich mit der Literatur über diesen Ort womöglich schon vorher vertraut zu machen oder einschlägige Schriften an der Stätte, von der sie handeln, zu studiren. Der Gewinn des Reisens ist dann ein doppelter, und wie man Kleider und Wäsche als unentbehrliche Reiseutensilien bei sich führt, sollte man außer dem Wädel auch seine kleine Reisebibliothek mit sich nehmen. Und nun gar, wenn wir „ins Tirol“ wollen, über den Brenner ins Etschland, von dem wir so wenig im Norden wissen, und das uns doch, wenn wir Italiens Vorgeschnack genießen oder in milder Luft die kranke Brust baden wollen, als das erste und beste empfohlen wird, wie sollten wir uns da nicht literarisch wappnen! Wenn man so mit der Brennerbahn vorbei an schäumenden Wassern durch die herrliche Berglandschaft gen Süden fährt und die grauen Schlösser an den Halben, die Wachttürme auf den Höhen, die Dörfer im Thale betrachtet, dann steigen eine Menge alter Geschichten vor uns auf, und romantische Namen tönen wieder in unserm Ohr: Dietrich von Bern, Wolfdietrich und Hugdietrich, Kaiser Ortnit von Lamparten, Hilburg von Salonike und Similde, die wonnensame, sie alle haben hier gehaust, und das Etschland klang in der deutschen Sage wie noch jetzt das Rheinland. Auch das üppige freudensreiche Weinland an dem wildrauschenden Bergstrom war uns lieb, bis so eine dunkle Wolke sich über's Tirol lagerte und nur schwarze Schatten von dort herüberzogenen —

Ja, aber wir wollten eigentlich Interesse für Tirol und speziell das Burggrafenamt, die Meraner Gegend, erregen, und Freiherr von Reinsberg würde es uns übel dank wissen, wenn wir das Ländchen, dem er so viel Sorgfalt, Fleiß und Liebe in seinen kulturhistorischen Studien entgegenbringt, nur anschwärzten. Er hat dort verschiedene schöne Sommer gelebt und wie ein Botaniker gesammelt; was er in sein Herbarium eingelegt, bietet er nun allen denen, welche die Kulturgeschichte lieben. Es kann doch mit der Verfinsternung der Köpfe nicht gar so entseßlich sein, wenn man bedenkt, daß der Verfasser ein Duzend Seiten fast nur mit Namen und Titeln derjenigen füllt, die neuerdings in Meran als Schriftsteller aufgetreten sind und ganz Erfleddliches auf den verschiedensten Gebieten geleistet haben; Historiker, Ethnographen, Sprachforscher ragen besonders hervor, und wer wissen will, wie einige centrafrikanische Völker (die Bari und Dinka am weißen Nil) reden, kann das nur vom Chorherrn Dr. Mitternugner in Brigen erfahren.

Im übrigen sind die Menschen mit ihren Schwächen und guten Seiten uns dort vielfach ähnlich, und die alten Jungfern im Burggrafenamt besitzen genau so viel Heirathsgelüst wie ihre Kolleginnen im Norden. Inbessn haben sie vor letzteren etwas voraus, nämlich den heiligen Antonius von Padua als Schutzpatron, an den sie, männersiehend, sich um Abhilfe wenden. Das Gebet zu diesem ehrwürdigen Heiligen klingt freilich etwas derb:

Heil'ger Anton von Padova,  
Schid mit 'nen Mann von Mantova,  
Der niets verfrist und niets verkauft,  
Und zu koan ander Mensch'er lauft.

Probatum est. Die alten Jungfern des Burggrafenamts sind praktisch, sie verlangen nach einem Welschen „von Mantova“, der ist frugaler als ein Deutschtiroler, der allweg was zu schnabuliren haben muß, und da unser Gewährsmann in seiner gewissenhaftigkeit auch in die Kochtöpfe der Burggräfer geguckt hat — natürlich bloß aus ethnographischem Interesse — so erfahren wir von ihm, daß

Knödel, Nudel, Mueß und Blente  
Sind die vier Tiroler Elemente.

Hierbei wäre nur zu erklären, daß Blente das italienische „Polenta“, die Nationalspeise aus Mais, ist.

Wo Frh. von Reinsberg alten Festen, Volksbräuchen, dem Kunstwesen und sprachlichen Eigentümlichkeiten nachspüren kann, ist er in seinem Elemente, schafft er massenhaften Stoff herbei. So bringt er vielen etwas, und darum sei die Schrift nicht nur Kulturhistorikern und Sprachforschern empfohlen, sondern auch allen jenen, die sich in der milden Luft Merans wohl fühlen wollen und dort ihren Aufenthalt nehmen.

Asiatia: Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sage, Sitte, Sprache und Literatur. Herausgegeben von August Stöber. (Colmar 1873. Eug. Barth.)

Ich seh' ihn noch immer den Bibliothekar Jung, den Ordner, ja beinahe den Schöpfer unserer alten Straßburger Bibliothek, das forpultente Männchen mit den kleinen stehenden Augen und der zwisgernden Distantstimme, wie begraben hinter einem ungeheuren Pulte, auf dem sich zerfetzte Bücher, verrostetes Eisen und die neuesten Sendungen der Buchhändler in gemüthlichem Durcheinander aufstürmten. Jung war nicht nur ein Bücherkenner, ein Biblioman in des Wortes edelster Bedeutung, sein stupendes Gedächtniß umfaßte auch noch sämtliche elsässische Alterthümer, und sein historischer Scharfblick stand jedem zu Gebote, der eine Auskunft wünschte. Mit großwichtiger Miene tritt Colonel „Morlot“, eine Hauptstütze der „société pour la conservation des monuments historiques“, wie sich damals der elsässische Alterthumsverein pompös nannte, zum Pulte des Bibliothekars heran und zieht einen in Seitenpapier eingewickelten Ziegelstein aus der

Tasche hervor. Jung springt vergnügt auf, schiebt seine Brille zurecht, untersucht den Cadaver von allen Seiten und docirt dem Colonel Morlot über die verschiedenen Formen der Ziegelsteine bei Kelten, Römern und Allemanen. Hierauf produziert er seinerseits ein nicht minder interessantes Gufeisen, das dem biedern Kriegsmann einen Auf des Erstaunens entlockt.

Gufeisen und Ziegelstein sind mir eingefallen, als ich diesen neuen Band der Stöber'schen Asiatia durchblättere. Lange habe ich Anstand genommen, denselben dem Leserkreis des Daheim zu empfehlen; diese liebevoll zusammengelesene Sammlung elsässischer Alterthümer aus Handschriften, Gezebüchern, Briefen und Dokumenten aller Art vor dem gleichgültigen oder kritisirenden Blick des Fremden aufzustellen. Höre ich doch schon etwas von einem „Wagner“ munkeln, der „mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt, und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.“

Wir sind eigentlich übel dran, wir Elsaßer! Wir haben so lange ein Stilleben für uns gelebt, wir haben geschrieben, gedichtet, gesammelt, geforscht im eignen Lande, und zwar lediglich zu unserm Privatvergnügen; uns wenig gekümmert um die Meinung der Welt; trozig sagten wir: „Was geht's Dich an? Ich hab' einmal meine Freude daran.“ Nun kommen uns die ältern Geschwister über den Hals und öffnen unsere Schubladen, und wühlen in unsern Brieftaschen und mustern unsere tausend Säckelchen.

Wenn Du Dir, lieber Leser, die Asiatia von Stöber anschauen willst wie ein Engländer die gothischen Kirchen, so kann ich Dir nur einen Rath geben: Bleib lieber zu Hause, denn das Buch würde Dir am Ende herzlich unbedeutend vorkommen. Hast Du aber wirklich Interesse an der deutschen Vergangenheit des Elsaßes, hast Du einen regen Sinn für diese alten Sitten und Gebräuche, liebst Du es, Dich in den Gedankengang unserer Altvordern hineinzuversetzen, dann magst Du diesen, beiläufig gesagt starken Band durchlesen, und die 22 Stücke, die er enthält, werden Dir mit den dazwischen eingeflochtenen kurzen Citaten eine wahre Fundgrube sein. Nur einiges mag hervorgehoben werden, das mir besonders interessant gewesen ist: Zunächst ein im Jahr 1675 gedichtetes Lied auf die Uebergabe von Colmar mit den Namen derjenigen, „so sie vor 18 Jahren treuloher Weise verkauft und 1673 übergeben haben.“ Es klingt ganz melancholisch:

Das Reich Colmar! Ach wo willst Du jetzt hin  
jagt: Daß Du aufgibst die Freiheit Din  
Denkst nicht wer Dich hat frei gemacht  
Und Dich zum römischen Reich gebracht?

Colmar: Was ich gethan, das ist jetzt hin  
Ich gehe nun zu dem König  
Ich nehm die Schlüssel von der Wand  
Und bring Sie ihm mit eigner Hand:  
Bonjour Monsieur! Ein guten Tag  
Herr König reit' nun in die Stadt  
Die Schlüssel nehmet zu der Hand  
Das Thor Euch jetzt thut offen stehn . . .

Wenig Jahre zuvor hatte der Magistrat eine Verordnung erlassen müssen gegen „das mehr als ärgerlich Zöhlen, Schreien und Danken der welschen Tagelöhner, Knechte und Mägde auf dem Münsterplatz.“ Vom Jahr 1677 ist ein merkwürdiger altemänniger Bericht über „die jämmerliche Zerstörung der uralten bischöflichen Straßburgischen Residenzstadt Zabern.“ Charakteristisch für die damalige Stimmung des Elsaßes ist die Beschreibung einer Reise des bekannten Fabeldichters Pfeffel im Jahre 1783 in die Pfalz. Es heißt darin u. a.:

„Von meiner ersten Tagereise bis Straßburg habe ich nichts anzumerken, als daß in dieser Hauptstadt unserer Provinz, im Schooße des Friedens, die Strenge der Thorsperre mit einer Genauigkeit beobachtet wird, die man sonst in allen Theilen der französischen Kriegszucht vermißt, und wovon ich nun zum drittenmal das Schlachtopfer geworden bin. Weder das despotische Preußen, noch das preußelnde Oesterreich liefern uns bis jezo Beispiele von dieser kindischen und empörenden Pedanterey, die oft in eine boshafte Begierde zu tranken ausartet.“ Die jehr unterhaltende Beschreibung einer „Reise in Frankreich die der Sedelmeister von Mühlhausen Hans Caspar Dolfuß im Jahr 1663 gemacht“ darf nicht vergeffen werden. — Einer Menge alter Stücke aus den Gezebüchern können wir hier gar nicht gedenken. Die Sprüche, die auf den alten Straßburger Bürgerfahnen standen, haben uns besonders gefallen:

Greift muthig zur Wehr  
Für Vaterlands Ehr.  
Tapfer, muthig, frisch daran  
Gott ist mit uns auf dem Plan.  
Wir werfen auf, Herr, Dein Panier!  
Streit Du für uns, so siegen wir!

Des höchsten Schutz — der Feinde Trug!

Der umfangreichste und allgemein interessanteste Artikel ist aber eine von dem Herausgeber (dem bekannten elsässischen Sagenjammler Aug. Stöber von Mühlhausen) geschriebene Biographie des Straßburger's Röderer, der zum Kreise des Actuars Salzmann, des Tischgenossen Goethes (von welchem auch zwei kostbare Briefe aus den Jahren 1772 und 1773 produziert werden) gehörte und später Pfarrer in Mühlheim wurde.

Das sind nun Sachen, deren wir uns nicht zu schämen brauchen. Goethe hat dem Elsaß vor 100 Jahren durch seine Gegenwart eine besondere Weihe verliehen. Er hat an dem Sonderleben unserer Provinz das regste Interesse genommen; dadurch ist dasselbe gewissermaßen geadet. Wir aber berufen uns auf dieses durch den Dichtersfürsten erteilte Aeltdiplom, wenn man uns vorwirft, ein Buch empfohlen zu haben, das zu ausschließlich dem Privatleben eines einzigen Volksstammes gewidmet ist.

Ein Elsaßer.

Historische Bilder aus dem Elsaß. Von Oskar Schwebel. Berlin, bei Otto Güller & Co. 1874.

Ein schmucker Bildersaal ist es, in den der unseren Lesern aus seinen „deutschen Kaiserstätten“ rühmlich bekannte Verfasser uns einführt. In zwölf farbenreichen Gemälden zeichnet er mit kräftigem und gewandtem Pinselstrich die deutsche Vergangenheit des Elsaßes. Von den Tagen grauer Vorzeit an, wo sich „die rund gewölbten Hütten gälischer Männer hinter gewaltigen Felsenmauern von chypriischer Bauart mitten im Waldesdunkel erhoben,“ bis zu jenem verhängnisvollen 23. Oktober, wo Ludwig der Große mit der Königin und einem prächtig geschmückten Gefolge in die Stadt eintritt und im „babischen Hofe“ die Huldbigungen der Bürgerschaft entgegennahm, tritt alles in deutliche und lebensvollen Zügen dem Leser vor die Augen. Zuerst ist es Straßburg, seine Verfassungskämpfe, sein hervorragender Einfluß im Elsaß, seine herrlichen Denkmäler, das uns vorgeführt wird; nachher einige andere Reichsstädte: Hagenu, „des deutschen Reiches Kleinodienbewahrerin“, Schlettstadt im Riech, Kronweissenburg, Colmar. Ein besonderes Kapitel ist den „Voesteen aus alter Zeit“ gewidmet; und zwar ist es besonders Gottfried von Straßburg, der Sänger von Tristan und Isele, über den sich Schwebel mit verdienter Ausführlichkeit verbreitet. Man fühlt ihm an, daß er sich hier auf dem festen Boden eigenen Studiums bewegt, mit größerer Selbständigkeit als anderswo tritt er hier auf und sucht, nicht ohne Geschick, den sittlichen Charakter des großen Epos den Angriffen Wilmar's gegenüber in Schutz zu nehmen; auch die „Blicke in die elsässische Sage“ zeugen von gründlichen Vorstudien, während das Kapitel über „die Reformation“ weniger Selbständigkeit aufweist.

Der Hauptvorzug des Büchleins liegt aber, unseres Erachtens, in dem klassisch reinen Stil, sowie in der lebensvollen anregenden, manchmal packenden Darstellung. Wir kennen wenig geschichtliche Bücher, die zugleich anmuthiger und begeisternder auf das Herz der deutschen Jugend zu wirken im Stande wären. „Möge diese Kunde von des theuren Landes Herrlichkeit und Glend den Weg zum Opre der deutschen Jugend finden und in ihrem Herzen festigen die Liebe zu Vater und Reich“, ist der Wunsch des Verfassers, und allerdings ist das Gemälde auch in einer Weise zusammengestellt, die, abgesehen von einigen kleinen Irrthümern, die nicht weiter besprochen zu werden brauchen, die Erfüllung dieses Wunsches ermöglicht.

Uns aber im Elsaß haben Schwebel's „historische Bilder“ — wir dürfen es wohl gestehen — mit Wehmuth erfüllt. Ein wahrhaft deutsches Herz ist es, das uns auf diesen Blättern mit Liebe und Begeisterung entgegen schlägt. Der Schmerz über die noch immer dauernde Entfremdung des verhärteten Brudersammes tönt wie ein melancholischer Akkord durch alle heiteren Weisen des Buches hindurch, und wir auf des Rheinstroms linker Seite müssen Zeugen sein dieser Entfremdung, dieser scheinbar so tief gewurzellen Feindschaft. Niederdrückende Zahlen antideutscher Majoritäten trug vor kurzem der Telegraph nach allen Richtungen der Welt, und laut genug scheinen sie zu predigen von dem unauslöschlichen Groll, der alles deutsche Entgegenkommen von sich stößt. Noch lauter aber als diese Zahlen möchten wir, die wir Zeuge davon gewesen, wie sie zu Stande gekommen sind, in die Welt hinausrufen: Wir sind besser, viel besser, als die Ziffernsprache der Reichstagswahlen uns verleumdet. Die Zeiten, wo einst deutsche Majoritäten aus der Urne hervorgehen werden, sind näher, als ein fernstehender Beobachter sich denken mag. Mit eben so fester Ueberzeugung und in besserer Kenntniß der Verhältnisse können wir einstimmen in den Schluß von Schwebel's Buch:

„Die Zeit wird wieder kommen, wo auch diese jetzt noch bei Seite stehenden Söhne des deutschen Reichs mit Freunden kommen werden, um unter dem Schutze des Reichsadlers mit uns zu wetteifern in den Künsten des Friedens.“

Ein Elsaßer.

### Das Juwel des Nils.

(Zu dem Bilde auf S. 357.)

In Nr. 11 besprachen wir die neuen, nach Aquarellen Professor Werner's angefertigten Chromolithographien aus der weithin bekannten Kunstanstalt von Gustav Seiz in Wandersbed und verbrachten unsern Lesern, eine derselben in Holzschnitt nachgebildet zu bringen. Heute lösen wir unser Wort ein und führen ihnen die schöne Nubierin Mirjam vor, wie sie in den Ruinen des alten Nilstempels der Nilsinsel Philä sitzt. Ueber letztere unterrichtet uns der hochverdiente Aegyptologe Johannes Dümichen näher, und wir geben hier, zur Orientirung über das Bild, einen kurzen Auszug aus seiner Schilderung.

Die Gegend um den sogenannten ersten Nilkatarakt, das Wasser- und Felsenchaos zwischen Philä und der von Griechen und Römern Elephantine genannten Insel, ist eine historische Landschaft im großartigsten Stile. Im Strome jene in Trümmern liegende Granitmauer,

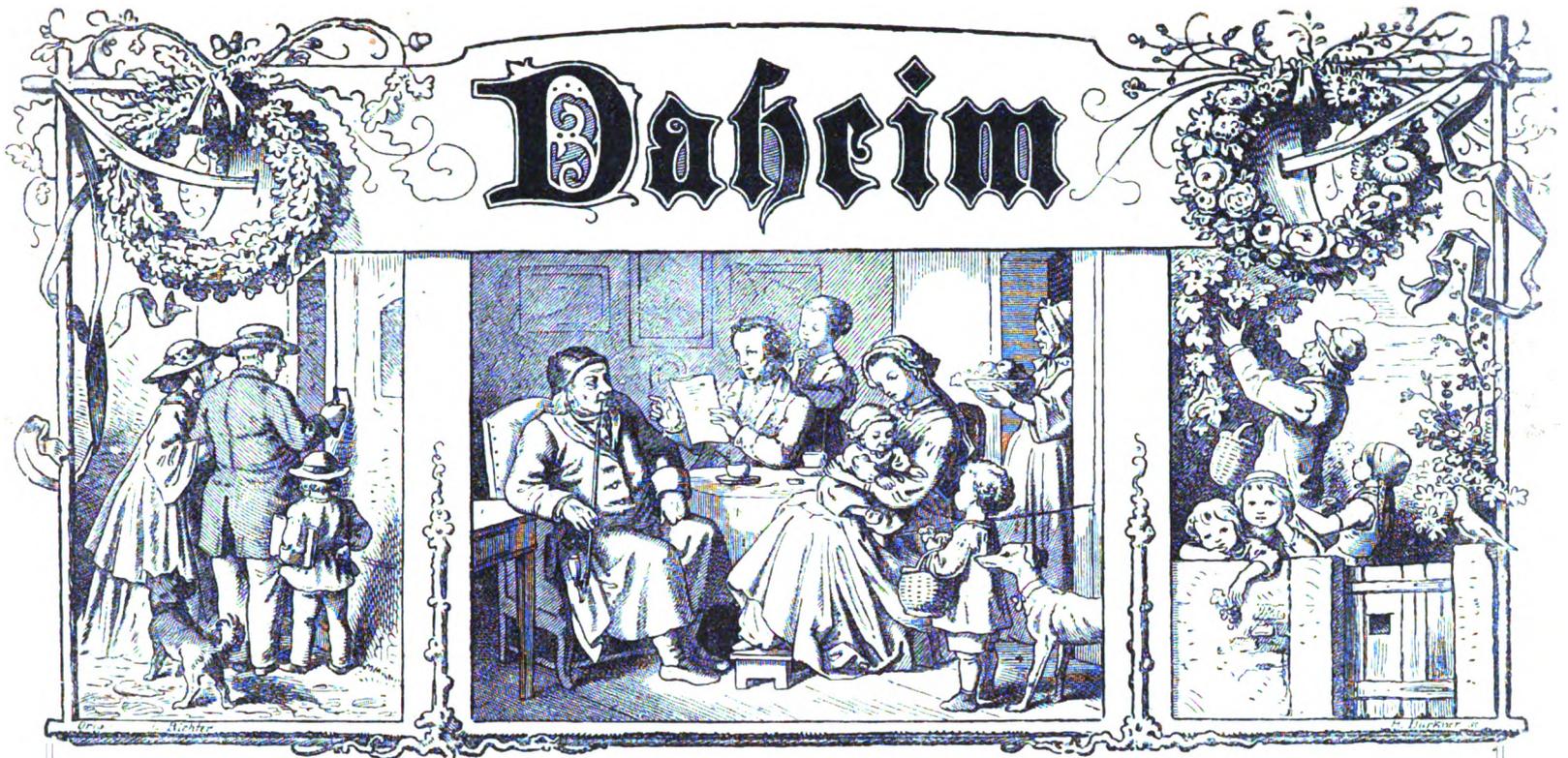
die des Feuers treibende Kraft einst aus der Erde emporhob und des Wassers andringende Macht dann wieder niederriß; eins der merkwürdigsten Schlachtfelder der Naturgewalten, diese wogenumbrautten Felsen des Assuaner Katarakts! Und nordostwärts davon in der Einsamkeit der Wüste, dort haben wir eine nicht minder merkwürdige Stätte menschlicher Berthätigkeit: die verlassenen Gänge und Kammern der einst so ergiebigen Seibrüche von Syene, aus denen man Jahrtausende hindurch den im Alterthume so hochgeschätzten Syenit förderte. Und wie die Stätte des griechisch-römischen Syene, auf und aus dessen Trümmern dann das arabische Assuan entstand, so ist nun nicht minder auch Philä, das am südlichen Anfange der Katarakten so reizend gelegene Eiland, ein Punkt von hohem historischen Interesse. Bis zur Besitzergreifung Aegyptens durch die Araber können wir die Geschichte dieser Insel an den uns dort erhalten gebliebenen Monumenten verfolgen, auf denen wir, wie dies nirgends anderswo im Niltale in ähnlicher Weise der Fall ist, sämtliche Schriftgattungen, die in den verschiedenen Epochen der ägyptischen Reichsgeschichte in Gebrauch waren, vertreten finden. Hieroglyphische, hieratische und demotische, altäthiopische und koptische, griechische, römische und arabische Inschriften treten auf den Denkmälern von Philä uns entgegen.

Von den einheimischen Königen Aegyptens ließ noch der letzte derselben, wie wir aus diesen Inschriften erfahren, Nektanebus II, bevor er in unglücklicher Schlacht gegen die Perser an diese sein Reich verlor, den Wiederaufbau einzelner Monumente von Philä ins Werk setzen, und nach ihm waren es dann die über Aegypten gebietenden Ptolemäer, wie einzelne der römischen Kaiser, die für die Wiederherstellung und Verschönerung der Monumente von Philä Sorge trugen und auch einige großartige Neubauten an verschiedenen Punkten der Insel aufrichten ließen. Aber auch aus der späteren christlichen Kaiserzeit noch geben uns einzelne Inschriften über das Schicksal dieser Insel und die Geschichte ihrer Tempelgebäude Aufschluß. So erfahren wir beispielsweise aus einer griechischen Inschrift, die an einer Wand auf dem Dache des großen Tempels angebracht ist, daß im Jahre 453 n. Chr. also über ein halbes Jahrtausend nach dem bekannten Oidit des Kaisers Theodosius im Jahre 391, welches alle heidnischen Tempel im ganzen Umkreise des weiten Römerreichs zu schließen befohl, das Priesterkollegium auf Philä sich noch im ungeführten Besitze des uralten Nilstempels befand. Erst unter dem Kaiser Justinian gelang es, den Nisdiendienst auf Philä vollständig zu beseitigen, erst im Jahre 560 wagte man es, das Heiligthum der Philenischen Göttin zu schließen, ihre Priester gefangen zu setzen und die von den Blemjern so hochverehrten Kultusbilder nach Konstantinopel zu schaffen. Sehr bald darauf zog nun das Christenthum in den Tempel der Isis ein. Das der ägyptischen Göttin geweihte Heiligthum wurde nun in eine christliche Kirche des h. Stephan umgewandelt; der Abt und Bischof Theodoros vollbrachte im Jahre 577 dieses gottgefällige Werk, wobei er selbstverständlich es nicht versäumte, seinen heiligen Eifer durch Zerstörung der an den Wänden befindlichen Bildwerke und Inschriften zu bekunden. Das Patronat des h. Stephan im Tempel der Isis auf Philä war aber nicht von langer Dauer; schon im nächsten Jahrhundert, als die Araber sich der Herrschaft über Aegypten bemächtigten, wurde es ihm durch das Schwert des Islam wieder abgenommen. Die jüngste unter den historischen Inschriften Philä's datirt vom 3. März des Jahres 1799. Es ist dies die zum Andenken an den französisch-ägyptischen Feldzug auf einer Tafel von Assuaner Granit eingegrabene Inschrift, welche das siegreiche Vordringen der von Desaix befehligten Armee bis zur Insel Philä meldet.

So viel über die Landschaft des sogenannten ersten Nilkatarakts, welche durch die Stätte des alten Syene und Elephantine im Norden, durch die Insel Philä im Süden begrenzt wird. Ein paar Worte zum Schluß nun noch über die junge Nubierin, deren so anprechendes Bild, gewiß ein glücklich gewähltes Motiv für eine Philälandschaft, Herr Werner in dem Vordergrund seines Gemäldes gestellt hat. Wir wundern uns keineswegs darüber, daß die anmuthige Gestalt und die lieblichen Gesichtszüge des schönen Mädchens die Aufmerksamkeit des Künstlers erregten und ihn veranlaßten, in seiner Philälandschaft gerade ihrem Bilde den hervorragendsten Platz anzuweisen.

Die etwa 14jährige Mirjam, ein Darabramädchen von in der That auffallender Schönheit, ist die jüngste Enkelin des wohl den meisten Besuchern Philä's bekannt gewordenen Tempelwächters Abdallah. Ihren heimatischen Herd hat das schöne Kind auf der gegenüber liegenden Felseninsel Bigeh; dort wohnt sie bei ihren Eltern, in der Hütte des würdigen Familienoberhauptes Abdallah, der, zum Wächter der Philenischen Tempel ernannt, in treuer Pflichterfüllung dem ihm übertragene Ehrenamte vorsteht. Der würdige Großvater der schönen Mirjam hat, einige wenige Besuche in dem etwa anderthalb Stunden entfernten Assuan abgerechnet, während seiner ganzen Lebensdauer niemals andere Reisen unternommen, als seine Schwimmsfahrten in den seine Heimat umrauschenden Fluten.

Inhalt: Das grüne Thor. (Fortsetzung.) Roman von Ernst Wichert. — Der Fehurgkrieg der Zukunft. I. Von Hauptmann A. Schmidt. Mit 3 Figuren. — Der Droßart von Bent. (Fortsetzung.) Roman von G. Hefekiel. — Deutsche Bischöfe. II. Martin von Paderborn. Von D. Thelemann. Mit Porträt. — Am Familiensitze: Bäckerhan. IX. — Das Juwel des Nils. Zu dem Bilde: Mirjam. Von Prof. Werner.



### Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 14. März 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. № 24.

## Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

### IV.

Der Professor hielt mit überraschender Gewissenhaftigkeit Wort.

Schwerlich zog ihn Wiesel an — Feinberg war schon am nächsten Tage abgereist — und Mr. Fairfax erwies sich zwar bei näherer Bekanntschaft als ein recht unterrichteter und trotz seines etwas steifen Wesens umgänglicher junger Mann, den der Professor mehr und mehr der Beachtung werth fand, aber daß er seine Gesellschaft aussuche, glaubte doch die Kommerzienrätthin keineswegs. Es verging bald kein Tag, an dem Schönrade nicht wenigstens „im Vorbeigehen“ ansprach, und in den meisten Fällen vergaß er dann gänzlich seinen Spaziergang und blieb Stunden lang. „Es geht mir wirklich sonderbar,“ gab er selbst zu. „Jedesmal, wenn ich meine Bücher zuklappe, gedenke ich einen anderen Weg einzuschlagen, und jedesmal vergeße ich mein Vornehmen und lenke in diese Straße ein, die ich allerdings sehr liebe.“

„Aber warum wollen Sie uns denn durchaus vorbeigehen, bester Herr Professor?“ fragte die Dame mit einem ermunternden Blick.

„Weil ich ein schwacher Mensch bin,“ antwortete er, „der dem Zauber dieses Gartens nicht zu widerstehen vermag. Mein Fuß fühlt sich wie von magischer Gewalt abgelenkt, meine Hand an das Gitter gezogen, und ehe ich's selbst weiß, bin ich da und versuche nicht einmal mehr, jeden Tag eine andere Entschuldigung zu stammeln.“

„Als ob es einer solchen überhaupt bedürfte! Wir freuen uns schon alle auf die Abendstunde, die Sie uns durch Ihre interessante Unterhaltung kürzen helfen,“ versicherte sie, die Augen niederschlagend; „nicht wahr, Mr. Fairfax? Nicht wahr, meine Fräulein?“

Der Engländer beeilte sich zuzustimmen, Lilli wurde purpurroth und nickte Rätthin statt ihrer Mutter zu; Rätthin lachte so eigen in sich hinein und dann wieder unter den langen

Wimpern vor — der Professor ließ kein Auge von ihr. „Ich will's also darauf ankommen lassen,“ sagte er, „mich Ihnen so alltäglich zu machen, daß Ihnen wieder eine Abwechslung erwünscht wird. Es wäre hübsch, wenn Sie mir's zu rechter Zeit freundschaftlich mittheilen wollten.“

Es verstand sich von da ab ganz von selbst, daß er an keinem Abend fehlte. Selbst das schlechte Wetter, das trotz des Hochsommers bald darauf eintrat und fast eine Woche lang mit Sturm und Regen wüthete, verringerte sein Bedürfnis, sich nach der Arbeit „einen Gang ins Freie“ zu gönnen, durchaus nicht und verzögerte sein Eintreffen um keine Minute. Er lachte sich selbst über diese ganz ungewohnte Pünktlichkeit aus, hatte aber nicht einmal die Uhr nöthig, sich mahnen zu lassen.

Die Wahrheit zu sagen: die Kommerzienrätthin war sehr geneigt, sich selbst die Zugkraft zuzuschreiben, die der Professor für einen geheimen Zauber erklärt hatte.

Sie wäre sehr entrüstet gewesen, wenn ihre vertrauteste Freundin sie einer Untreue gegen ihren Mann hätte fähig halten können, dem sie zwar nie mit leidenschaftlicher Reizung zugethan war, aber auch in jüngeren Jahren und gegenüber mannigfachen Versuchungen stets die Achtung bewahrte, die das Verhältniß forderte, so daß er besten Grund hatte, sich ganz sicher zu fühlen und gänzlich frei von Eifersucht zu erklären. Auch jetzt fiel es ihr nicht ein, dem interessanten Professor irgend welche Konzessionen zu machen, die ihren Mann beleidigen konnten, aber sie las, um sich zu beschäftigen, so viel Romane, daß ihr Kopf immer von allerhand spukhaften Vorstellungen erfüllt war, die sich nun auch in die Wirklichkeit drängten, und es unterhielt sie angenehm, ihre Phantasie spielen zu lassen und sich selbst als eine Romanheldin zu denken, die ihre Liebesabenteuer hatte oder haben konnte, wenn sie nur wollte. Es war ihr mitunter gar kein angenehmer Gedanke, eine große Tochter zu haben, die bald selbst Frau sein sollte; sie war ja selbst noch jung, durchaus nicht über die Jahre

hinaus, in denen das Herz seine Bedürfnisse hat, die ein ruhiger und etwas phlegmatischer, überdies ganz in seine Geschäfte vertiefter Gemahl so wenig zu befriedigen versteht. Auf das weiche Polster hingestreckt und ein Buch in der Hand, das über kleine Verirrungen so nachsichtig urtheilte und am Schluß alle Verwickelungen so gefällig und befriedigend löste, konnte sie sich die aufregendsten Scenen ausmalen, bei denen sie selbst die Hauptrolle hatte, und den Zukunftsroman je nach ihrer Stimmung ins Tragische oder Heitere dichten. Der Professor war der Hausfreund, der sich sehr unschuldig einzuführen gewußt hatte und als ein gefährlicher Mann entpuppte. Wenn er sie einmal hier, wo sie einsam ihre Nachmittage hinzubringen pflegte, überraschte, ihr zu Füßen fiel, ihr seine Liebe gestände; wenn sie nicht Zeit behielte, ihn in seine Schranken zurückzuweisen, und Wiesel käme dazu oder ihre Tochter oder auch nur das Hausmädchen! Drei Kombinationen von größter Tragweite für die Phantasie. Und es wäre eigentlich von ihrer Seite nichts geschehen, was sie zu bereuen hätte. Aber Wiesel könnte sie freilich durch höchst unwürdigen Verdacht kränken und zu weiteren Schritten reizen, seine Eifersucht könnte erwachen und ihn zu einem blutdürstigen Tiger umgestalten, oder Lilli könnte im Geheimen den Professor lieben und nun ein Kampf zwischen Mutter und Tochter entbrennen, in den natürlich auch Mr. Fairfax verwickelt werden müßte, oder die Jose mißbrauchte ihr Geheimniß und würde der entsetzlichste Plagegeist, bis seine Macht durch ein offenes Geständniß und eine rührende Verzeihung gebrochen würde; dergleichen war ja in Büchern so oft dagewesen, warum sollte es nicht einmal in der Wirklichkeit passiren? Sie glaubte selbst nicht daran, daß es passiren würde, aber das Ausdenken aller dieser Möglichkeiten hatte doch seinen unerschöpflichen Reiz. Und gänzlich in der Luft schwebte der Roman nicht; es mußte seinen Grund haben, daß der Professor ihr so viel Zeit schenkte. Das war ja so liebenswürdig, warum sollte sie nicht dankbar sein, natürlich ohne daß er aus ihrem zu lebhaften Entgegenkommen merken durfte, wie viel mehr Zeit sie ihm schenkte. Warum sollte ihre Hand nicht ein wenig zittern, wenn er sie bei der Begrüßung und beim Abschied küßte; warum sollten sich die Finger nicht zu leisem Druck zusammenziehen; warum hätte diese bleiche Wange sich nicht unter seinem Blick röthen, dieses matte Auge nicht aufleuchten dürfen? Es war ja nicht Ernst damit, nur Spiel, nichts als Spiel, die Langeweile des Tages zu tödten, die erschlaften Lebensgeister anzuregen. So lange er sich in respectvoller Entfernung hielt, warum ihn nicht durch kleine Beweise von Zuneigung zur Annäherung ermutigen, deren Grenzen zu bestimmen ja noch immer in ihrer Macht blieb.

Es war nur schade, daß von dieser wirklich ziemlich harmlosen Koketterie niemand weniger merkte, als Schönrade selbst. Die Kommerzienrätthin mit ihrem schmachtenden Wesen, ihren überreizten Nerven, ihrer Unthätigkeit und Schläffheit, ihrer Halbbildung, war ihm von der ersten Bekanntschaft an keine sympathische Natur gewesen; jezt freilich hätte er ihr als der Dame des Hauses, dessen Gastfreundschaft er in so extravaganter Weise in Anspruch nahm, den Hof gemacht, auch wenn er sie sonst unausstehlich gefunden hätte. Er hatte keine Ahnung davon, daß sie die Häufigkeit und Länge seiner Besuche ihrer anziehenden Persönlichkeit auf die Rechnung stellte, und war weit entfernt, sie absichtlich in diesem Wahn bestärken zu wollen, aber er fühlte zu gut, wie unentbehrlich ihm ihre Freundschaft sei, um irgend eine Pflicht der Höflichkeit zu vernachlässigen, und that vielleicht in dieser Hinsicht manchmal des Guten zu viel. Wiesel selbst war der Meinung, daß seine Frau es dem Professor angethan haben müsse, beschwerte sich aber deshalb nicht mit Gedanken. Er fürchtete nicht für seine theure Hälfte und war ganz zufrieden, auch selbst von der erheiterten Wirkung, die der Gast übte, zu profitiren. Es war in letzter Zeit viel weniger als sonst von ihrer Krankheit und der Verzögerung der Badereise die Rede.

Lilli legte sich die gesteigerte Aufmerksamkeit gegen die Mama in ihrer Weise aus. Sie schien die Kunstfertigkeit, mit Einbildungen so lange zu spielen, bis sie eine erschreckende Gestalt annahm, von der Mutter geerbt zu haben. Mit jedem

Tage wurde es ihr gewisser, daß Schönrade schon während der Vorlesungen ihre Neigung bemerkt hatte, daß er durch sie selbst ermutigt worden war, ernstlich um sie zu werben, und daß er nun der Kommerzienrätthin schmeichelte, um sich im entscheidenden Moment, der ja nicht mehr lange ausbleiben konnte, ihrer Zustimmung zu versichern. Daß er sich über den Erfolg täusche und eine kränkende Abweisung erfahren werde, stand bei ihr fest; aber wenn sie davor zitterte, so geschah es doch nicht deshalb, weil sie fühlte, ohne ihn nicht leben zu können, und feinetwegen in einen schweren Kampf gegen die Eltern eintreten zu müssen, sondern aus Mitleid mit dem braven Manne, dessen Unglück sie verschuldet hatte. Wenn sie aufrichtig ihr Herz befragte, mußte sie sich antworten, daß sie ihn eigentlich doch nicht liebe. Er hatte ihr in seiner Gelehrsamkeit, in seiner Ueberlegenheit, in seiner Männlichkeit und Sicherheit imponirt, aber es war eine gewisse Entfernung nöthig, um der schwärmerischen Verehrung Raum zu lassen; jezt in der Nähe und im gesellschaftlichen Verkehr gewann die Gestalt zu viel Realität, um sich in so nebelhaften Empfindungen bewegen zu können. Er kam ihr nun viel älter vor als früher und viel weniger schön; sie meinte immer scheu zu ihm aufblicken zu müssen und nie die rechten Worte finden zu können, sich ihm verständlich zu machen. Er paßte besser zu Mutter und Vater als zu ihr, und es wurde ihr mehr und mehr eine undenkliche Vorstellung, seine Frau zu sein, während sie sich den jungen Engländer, der gar nicht so gelehrt und gar nicht so interessant war, doch recht gut als Bräutigam denken konnte. Und daß es ihm gar nicht einmal einzufallen schien, Mr. Fairfax könne ihm gefährlich werden und den Rang ablaufen, daß er ihn so ruhig und gleichmäßig behandelte wie einen Freund, mit dem man nie im Leben meint in Kollision kommen zu können, daß er so sicher seinen Weg ging, als sei ein Fehltritt ganz unmöglich, das ängstigte das arme Kind entsetzlich. Lilli hätte gerne den Professor warnen, ihm zu verstehen geben mögen, daß er sich keiner Hoffnung hingeben solle, wenn sie nur gewußt hätte, wie das anzufangen. Wenigstens meinte sie ihm eine verständliche Andeutung geben zu können, wenn sie sich auffallend kühl gegen ihn benahm und dafür den Engländer um so freundlicher behandelte. Sie schmollte ernstlich mit Katharina, daß sie ihr nicht Wort gehalten habe. „Du hast mir doch versprochen,“ sagte sie, „den Professor in Dich verliebt zu machen, damit ich mit gutem Gewissen mir mein Wort brechen kann; und nun thust Du nichts, gar nichts für mich, und siehst doch, wie die Sache steht. Kennst Du das Freundschaft?“ Käthchen drückte ihr die Hand und flüsterte beruhigend: „Warte doch nur noch ein Weilchen, es gelingt vielleicht. Was kann ich denn dafür, daß er mich so wenig beachtet?“

Der Schalk wußte es besser.

Schönrade kam ja nur des schönen blonden Käthchens wegen und gab sich so viel Mühe, sie davon heimlich zu überzeugen, als seine schnell erwachte Neigung vor allen anderen Hausgenossen zu verstecken. Zum Glück hatte jeder derselben so viel mit sich selbst zu thun und auf sich selbst zu beziehen, daß das Spiel trefflich gelang. Es waren immer Sekunden und Minuten, in denen es ihm vergönnt war, sich unbeobachtet Käthchen zu nähern und zu äußern, aber er benutzte sie aufs beste, und die Liebe machte auch ihn erfinderisch und zu kleinen Wagnissen muthig, sobald er nur erst merkte, daß er verstanden war. Und er war verstanden von jenem ersten Moment an, als diese einander ganz fremden Menschen sich Auge in Auge sahen und ein Wohlgefallen empfanden, das nur aus einer Vorbestimmung schien erklärlich werden zu können. Dieses wohlthunende Gefühl des Erkennens war bei Schönrade ganz Ueberraschung, bei Katharina anfangs mit der Neugierde gemischt, die Lilli erregt hatte, bewies sich aber schon am ersten Abend in seiner ganzen Reinheit.

Ein Mann wie der Professor war ihr eine ganz neue Erscheinung, zu der sich ein von Grund aus neues Verhältniß bilden mußte. Da konnte es ihr nun freilich wunderbar vorkommen, daß sie gleichwohl so wenig Bemühung nöthig hatte, sich darein zu finden, sondern daß sich das alles gleichsam von selbst fügte. Ihr früherer Umgang im väterlichen Hause, aber auch

hier, war ihr immer etwas dürrig erschienen, ohne daß sie hätte sagen können, wo es ihr mangelte; die jüngeren Leute nahmen das Leben oberflächlich, und ihre früheren Lehrer, die freilich bei Gesellschaften nicht fehlen durften und auch sonst im Hause stets gerne gesehen wurden, waren alte Herren, mit denen sich doch nur ein respektvolles Gespräch über ernste Dinge führen ließ. Nun zum ersten Male trat ihr ein jüngerer Mann entgegen, der auf der Höhe geistiger und gesellschaftlicher Bildung stand und sich ihr, dem einfachen und bei aller Schulgelehrsamkeit recht unwissenden Mädchen, so menschlich näherte, der so viel verstand und so wenig mit sich prunkte, der das Leben so heiter nehmen konnte und doch in seine tiefsten Tiefen hinabgestiegen war. Auch Rätchen war eine heitere lebensfrische Natur, der jeder Zug von Sentimentalität abging; ihr heller Verstand sah schnell in die Dinge hinein und räumte mit den Nebeln auf, in die sie sich jungen Mädchen gegenüber so gerne hüllten; ihr Mutterwitz gab ihr leicht und gefällig das rechte Wort ein, und der Professor fand in der scherzhaften Unterhaltung, die er selbst liebte, in ihr stets die schlagfertige Partnerin. Und sie lachte so reizend und schmolte so nedisch und hatte so wunderschönes blondes Haar und so liebe Augen!

Die Augen, die Augen! Rätchen fand die seinen auch so merkwürdig, gar nicht wie andere. Sie konnten sprechen, und sie glaubte ihre Sprache zu verstehen, mit den Augen zu verstehen, und es reizte sie nun immer hinüber zu blicken, ob sie sprächen, und zu fragen, was sie sprächen. Sonderbar! Es mußte ihm eben so ergehen, und es war gewiß nicht seine Schuld, wenn er nicht verstanden wäre. In Worte ließ sich dieses Gespräch gar nicht übersetzen; aber wozu auch in Worte? Und dann, wenn er ihr etwas reichte und seine Hand dabei die ihrige streifte, wenn er in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung mit den Fingerspitzen ihren Arm berührte, wenn er beim Auf- und Abgehen im Garten gerne die engsten Wege wählte, die zu nahem Zusammenhalten nöthigten, wenn er eine Blume zeigte und sie sich darüber bückte und er auch, und nun ein paar Worte hin und her geflüstert wurden, die mit der Botanik gar nichts zu thun hatten — es war beides so noch nie zu Muth gewesen und sie fühlten sich glücklich wie nie zuvor.

Jeder neue Tag brachte neue Beweise dieses innigsten Verständnisses, und jeder letzte Blick beim Abschied schien zu sagen: Auf Wiedersehen!

Wer wollte es dem Professor verdanken, daß er den Kommerzienrath sehr angenehm, die Rätchen sehr interessant, Lilli sehr liebenswürdig und sogar den jungen Engländer sehr umgänglich fand? Rätchen wußte, was sie wußte.

Eines Abends nun, als er sich zur gewohnten Stunde in der Villa meldete, mußte er zu seiner großen Betrübnis von der Dienerschaft im Hause erfahren, daß die Herrschaften ausgefahren wären und nicht vor Nacht zurückkehren würden. Er ließ sich ihnen empfehlen und ging mit gesenktem Kopfe und sehr herabgestimmt langsam durch den Garten nach dem Gitter. Er kam an einem prächtigen Rosenstock vorbei, an welchem er gestern mit Rätchen gestanden und eine Knospe bewundert hatte. Sie war jetzt aufgeblüht und er konnte sich's nicht versagen, die volle Rose in die Hand zu nehmen und an sein Gesicht zu führen. Er sog nicht ihren Duft ein, er küßte sie; und als ob sie ihm nun ganz gehören müßte, brach er sie vom Stock. Da hörte er ein bekanntes Stimmchen seitwärts aus der Entfernung rufen: „So, so! Eigenthum ist Diebstahl!“

Er sah überrascht um und bemerkte Rätchen Amberger im Pavillon. Sie saß vor einem der kleinen Tische, hatte Schreibzeug und Papier vor sich und hielt drohend die Feder in der Hand. Er hätte auffauchen mögen vor Wonne.

„Sind Sie zu Hause geblieben?“ rief er, sofort auf den Pavillon zusteuern.

„Wenn Sie nicht einen Geist sehen —“

„Wahrhaftig! Das könnte mir passiren, mein Fräulein!“

„Ach! Sie glauben ja gar nicht an Geister.“

„Meinen Sie? Aber freilich nur an gute, an die aber auch von ganzem Herzen.“

„Woran erkennt man nun, Herr Professor, ob ein Geist ein guter Geist ist?“

„Daran, daß er nicht verschwindet. Ich spreche den alten Beschwörungspruch: Alle guten Geister loben den Herrn! Stehen Sie dann noch, wo Sie stehen, so weiß ich, was ich weiß. Nun, soll ich?“

Sie lachte.

„Alle guten Geister loben den Herrn!“ Er hob die Hände auf wie Doktor Faust. „Sie sind ja noch da.“

„Ja, durch die Luft fliegen wie die Fexen, kann ich allerdings nicht,“ bestätigte sie.

„Also erlauben Sie gnädigst, daß ich Sie für einen so guten Geist halte, als irgend einer in menschlicher Hülle existirt. Darf ich eintreten?“

Sie schloß mit beiden Armen den Raum zwischen den schlanken Pfeilern. „Halt! Das geht nicht. Ich habe Kopfschmerzen.“

Er stand schon auf der untersten Stufe, den Hut fast wie ein Bettler in der Hand und die Augen gerade wie ein solcher aufwärts gerichtet nach einer milden Gabe. „Ach! Sie haben Kopfschmerzen!“ sagte er bedauernd mit aller Gläubigkeit.

„Ich bin ja deshalb zu Hause geblieben,“ versicherte sie, wieder die Arme senkend, „denn ich muß durchaus Briefe schreiben. Die Mama erwartet einen und Bruder Philipp —“

„Der kann gewiß noch warten!“ fiel er ein. „Sie glauben gar nicht, wie man in Italien die Heimat vergißt.“

„Ist Ihnen das auch so ergangen?“

„Ich hatte nichts zu vergessen als eine Mutter, und die ist immer gegen mich sehr nachsichtig gewesen.“ Er trat auf die zweite Stufe.

„Mütter sind nicht immer so nachsichtig,“ bemerkte sie. Sie zog dabei die Stirne kraus und setzte den silbernen Stahlfederhalter unter das Kinn, lachte aber schalkhaft mit den Grübchen in den Backen.

„Auf eine Minute wird sie es wohl nicht ansehen,“ meinte er.

„Wer weiß?“

Er zögerte. „Darf ich Ihnen diese wunderschöne Rose anbieten?“ Dabei überschritt er die letzte Stufe und stand neben ihr.

„Um mich zur Mitschuldigen Ihres Raubes zu machen,“ lehnte sie, die Hände zurückziehend und an das Tischchen tretend, ab.

„Es ist die Rose,“ sagte er, „deren Knospe uns gestern erfreute; morgen wäre sie verblüht gewesen.“ Und dann dringlicher und ernster: „Ich bitte, weisen Sie die Rose nicht zurück!“

Auch ihr Gesicht wurde plötzlich ernst. Sie streckte die Hand aus und nahm die Blume. Sie hielt sie vor sich hin und sah darauf hinab. Sie schien zu erwarten, daß er sich verabschieden werde; ein gleichgültiges Wort wollte nicht über die Lippen.

Er fühlte, daß er nicht länger bleiben dürfe und konnte doch nicht von der Stelle. Wann kam die Gunst dieses Augenblicks wieder? Vielleicht nie mehr. Rätchen allein zu treffen — alle Himmel! Wer da mit einem Büdling fortginge und nähme sein volles Herz mit — unverzeihlich, in alle Ewigkeit unverzeihlich! Wagen gewinnt — diese Minute ist Dein, verliere sie nicht! Das Herz schlug ihm plötzlich stürmisch; er juchte Rätchens Augen, aber sie hob die langen Wimpern nicht.

„Mein liebes Fräulein,“ begann er ganz leise und mit Mühe athmend, „habe ich eine Frage an das Schicksal frei?“

„Es wird nicht antworten,“ sagte sie eben so leise.

„Sie sind mein Schicksal,“ versicherte er rasch und hastig, so daß sie sichtlich erschreckte, „und Sie können antworten, wenn Sie wollen.“ Er wartete einen Moment, ob sie etwas entgegen werde, aber sie schwieg und wurde ganz bleich. Langsam hob sie die Rose und drückte sie auf den Mund.

Das hatte ihm Bedeutung; er selbst hatte die Rose ja geküßt.

„Was ich Ihnen zu sagen habe,“ fuhr er fort, „das wissen Sie freilich längst: ich bin Ihnen herzlich gut! Sie müssen es wissen, wie ich selbst es weiß — aber nein! Das darf mir nicht genügen. Ich muß Sie fragen —“

Die Rose zitterte heftig in ihrer Hand. „Nein, nein!“

bat sie. „Fragen Sie nicht — nicht jetzt — nicht hier — nicht so — fragen Sie nicht!“

„Und wenn ich gehorchte, was nähme ich mit? Ein unruhiges Herz! Und was ließe ich zurück? Ein unruhiges Herz! Nein, es muß sich entscheiden — jetzt, hier, so Auge in Auge, und von Mund zu Mund. Fürchten Sie nicht, daß das Glück mir die Besinnung raubt, daß ich vergesse, welche Rücksicht ich Ihnen in einem fremden Hause schuldig bin. Aber antworten Sie mir, antworten Sie mir, wie Sie's vor Ihrem Herzen verantworten können: Wollen Sie mir gehören fürs ganze Leben?“

Sie faltete die Hände um die Rose, sah rasch mit einem vollen Blicke zu ihm auf und sagte mit einem Ausdruck, in den Schmerz und Freude sich wonnig mischten: „Ich will!“

Es war, als ob alle seine Muskeln sich zu einer schnellen Bewegung vorwärts spannten, als ob er im nächsten Augenblick ihr hätte zu Füßen liegen oder sie stürmisch umarmen und an seine Brust drücken müßten. Aber er behielt die Herrschaft über sich und verließ seinen Platz nicht. Nur seine Augen, glückselig und siegesgewiß, suchten ihre Nähe. So standen sie eine Weile einander anschauend und Seele in Seele sendend, und dann sagte er leise: „Ich küsse Dich, Rätchen, fühlst Du das?“ Und sie erröthete und zuckte doch nicht mit der Wimper und flüsterte nur: „Geh nun, geh! Es ist nicht zu ertragen. Wir dürfen einander so nicht wiedersehen.“

„So nicht!“ rief er. „Du hast recht. Ich reise morgen mit dem frühesten nach Deiner Heimat, entdecke mich Deiner Mutter, Deinem Bruder, fordere von ihnen Deine Hand.“

Ihr Blick wurde unsicher, ängstlich flimmernd. „Und wenn sie widersprechen?“

„O, wie können sie,“ fiel er ein, „wie dürfen sie unser Glück stören? Wenn ich geliebt bin! Nein, fürchte nichts. Bin ich nicht ein Mann, der wagen darf, um eines Mädchens Hand zu werben? Und was will ich als Dich?“

Rätchen lächelte ihm dankbar zu, aber die Sorge wich nicht ganz von ihrem Gesicht. „Sie wissen nicht, Sie ahnen nicht, was in einem alten Kaufmannshause — das Testament meines Vaters gibt den Brüdern große Rechte über mich, und meine Mutter —“

„Sie wird sich überzeugen, daß die Wahl ihres Kindes einen Ehrenmann traf, dem sie Vertrauen schenken darf.“

„Sie hat Anschauungen und Grundsätze, die Sie befremden werden. Es wird ihr ganz unfasslich sein. O, mein Himmel! Was that ich, ohne mich ihrer Zustimmung zu versichern?“

„Bereuen Sie, Rätchen?“

„Nein, nein, nein!“

„Nun denn: hoffen wir das Beste! Und wenn wir einig sind und muthig für einander eintreten, wer will uns im Herzen trennen?“

Er hielt ihr die Hand hin, und sie schlug ein. Dann wandte er sich rasch, rief ein frohes „auf Wiedersehen!“ und eilte die Stufen des Pavillons hinab dem Gitter zu.

Rätchen sah ihm nach. Noch einmal trafen sich grüßende Blicke, dann war er hinter den Bäumen verschwunden.

Die Briefe blieben ungeschrieben. (Fortsetzung folgt.)

## Der deutsche Kronprinz auf der Auerochsenjagd.

Nachdruck verboten.  
Jes. v. 11./VL 70.

Als der Held unserer nationalen Sage, als Siegfried im Wasgenwald jagte, da „schlug er“, wie das Nibelungenlied bezeugt, einen „Wisent“, jenes Thier, das wir heute als Auerochsen bezeichnen. Dieser König der germanischen Wälder ist nun freilich aus Deutschland verschwunden, aber im Bialowizer Forst in Russisch-Lithauen lebt noch heute eine sorgfältig gehegte wilde Herde, von der die in unseren zoologischen Gärten befindlichen Exemplare stammen. Von dort bezog Fürst Heinrich von Pleß auch im Jahre 1865 einen dreijährigen Auerstier und drei Althiere, die er nach seinen sumpfreichen, dicht mit Unterholz bestandenen Forsten in Emanuelstegen (bei Rattowitz in Oberschlesien) schaffen ließ. Seit jener Zeit war die Herde schon auf 14 Stück angewachsen, bis vor zwei Jahren der deutsche Kaiser den eingeführten Stier abschoss und am 19. November vorigen Jahres sein Sohn, der Kronprinz, einen in Emanuelstegen geborenen Bullen erlegte, der noch schwerer als der Stammvater der Herde war. Da eine Jagd auf Auerwild in Deutschland jedenfalls etwas Außergewöhnliches ist, so werden die Leser wohl mit Interesse meiner auf Augenschein gegründeten Darstellung folgen.

Ueber die Ausdehnung und Rentabilität der ausgezeichneten fürstl. Pleßischen Forsten an dieser Stelle zu schreiben, würde Ziel und Raum der Jagdskizze überschreiten; es genüge, um einen Ueberblick über beides zu gewinnen, die Erklärung, daß bis vor kurzem die Länge der Einzäunungen volle 32 Meilen betrug, so wie daß eine der vier Oberförstereien im letzten Jahre gegen 94,000 Thaler brutto für verkaufte Hölzer an die Forsthauptkasse ablieferete.

Bis zur Ankunft des Kronprinzen, die nach der Jagdinstruktion gegen 9½ Uhr erfolgen sollte, waren fast noch zwei Stunden Zeit, doch vergingen dieselben schnell genug im Anschauen des belebten Wildes, welches das Rendez-vous bot. Schon waren die Massen der Treiber um die mächtig lodernnden Feuer versammelt, und die kommandirte fürstl. Jägerei langte nach und nach zu Pferde und zu Wagen an, bis wir gegen dreißig stattliche Männer zählten; der stattlichste darunter der frühere Leibjäger des Fürsten, der seinen Herrn getreulich auf allen Jagdausflügen nach Aegypten, Ostafrika u. s. w. begleitet hatte, und mit seiner Pünnegestalt sämtliche Kollegen um Fußlänge übertraf. Zuletzt erschien auch der Herr Forstmeister B. mit zwei

Oberförstern, begrüßte uns, die wir uns vorstellten, und erlaubte uns, daß wir die Jagd, „freilich“, wie er lächelnd bemerkte, „nur als Treiber“ mitmachen dürften. Es dauerte nicht lange, so erschien der Kronprinz.

Sofort ordnete sich auf Kommando des Forstmeisters die gesammte Jägerei, welche mit Jagdjuppe, Manchesterbekleidern und hohen Stiefeln bekleidet war, in zwei lange Linien und erwartete so, das Hifthorn in der rechten, die haarstarke Saufeder in der linken Hand, die Jagdgesellschaft, die in zwei großen eleganten Jagdwagen, je mit vier herrlichen Blutspferden bespannt, herannahte. Der Kronprinz stieg zuerst aus und trat vor die Jägerei, die er mit einem heiteren „Waidmanns Heil“ begrüßte, welches kräftig erwidert wurde.

Auch die übrigen Herren, von denen wir den Jagdgeber Fürst Heinrich von Pleß, den Herzog von Ratibor, den Herzog von Ujest, den Graf Kleist, Graf Eulenburg, Graf Maltzahn, Graf Brandenburg erwähnen, hatten sich inzwischen neben und hinter dem Kronprinzen gruppiert, worauf dieser erklärte, er wolle sich den „Auer“ nicht zutreiben lassen, sondern wünsche denselben zu „bürschen“. Dieser Ausspruch war anfangs ein Donnererschlag für meinen Begleiter und mich, da wir dadurch des ersten interessantesten Theils der Jagd so gut wie verlustig gingen, doch in Anbetracht der waidmännischen Freude über den Prinzen, der in echter Jägerart die schwierigere und gefährliche „Bürsche“ auf das Anthier vorzog, wußten wir uns schließlich zu trösten und folgten wenigstens mit den Augen dem Kronprinzen, welcher, den vom Wildmeister gelenkten Bürschwagen verschmähend, zu Fuß in Begleitung des Fürsten Heinrich und gefolgt von einem seiner Leibjäger den interessantesten Schleichgang begann, während die gesammte übrige Jagdgesellschaft sich um die behagliche Wärme ausströmenden Holzstöße scharrte.

Es folgte nun eine längere ziemlich stille Pause der Erwartung, nur hier und da zuweilen von Debatten unterbrochen, ob das Glück auch auf diesem Wege dem Hohenzoller lächeln werde, als jeder Streit sich durch einen scharfen Büchsenfall schlichtete, der aus dem nächsten Jagen herüber tönte. Eine freudige Erregung gab sich sofort unter den Anwesenden kund und wurde nur durch den Ausspruch etlicher einheimischer Förster gedämpft, die behaupteten, daß eine Kugel unmöglich genüge, den Kolos zu Fall zu bringen.



Kuerjagd des deutschen Kronprinzen auf den Fürstlich Pleß'schen Besitzungen in Oberschlesien.

• Nach einer Skizze von G. von Fronszt.

Als wollte das Schickal ihre Worte bestätigen, hörten wir in diesem Augenblicke zum zweiten, zum dritten Male den peitschenähnlichen Klang der Büchsfinte, und gleich darauf erschallte aus weiter Ferne das von Fürst Heinrich selbst komponirte Signal:

„Auerochs todt!“

Das Ungethüm war also erlegt.

Es waren zur etwaigen Sicherheit keinerlei Vorkehrungen getroffen; im Gegentheil durchschritt der Prinz nur in Begleitung des Fürsten und gefolgt von dem erwähnten Leibjäger das halbe Jagen und fand die acht Stück zählende Auerherde auf einer Waldwiese äsend. Das Terrain erlaubte ein Anschleichen bis auf ungefähr 80 Schritte, aus welcher Entfernung der Prinz dem Auer die erste Kugel etwas hinter dem Blatte beibrachte. Sofort stob die Herde davon, indes der verwundete Stier mit den Läufen grimmig den Wiesenboden zerstampfte. Die zweite, offenbar tödtliche Kugel, welche dicht unter der ersten saß, brachte das Ungethüm zum Wanken, stieren Wuthblickes schaute es auf den verwegenen jetzt frei dastehenden Schützen, doch glücklicher Weise zu schwach schon, um sich auf denselben zu stürzen, bis das dritte mitleidig entsendete Geschöß es dröhnend zu Boden warf.

Sofort zierte der Jagdgeber seinen hohen Gast mit dem üblichen Tannenreis, dann lehrte der Kronprinz ohne Verzug zu dem Rendezvousplatze zurück, unterwegs schon beglückwünscht von den übrigen Jagdherrn, die nach dem ersten Schusse ihm entgegengeeilt waren. Nun begann der zweite Theil der Jagd.

Der Jagdzug ordnete sich, indem die ganze Jägerei mit geschulterten Saufedern und lustige Weisen blasend nach dem eingestellten Jagen vorauszog; ihnen folgte der Kronprinz mit der Jagdgesellschaft, und zuletzt kamen wir bescheidenen Treiber.

Eine Viertelstunde Wegs brachte uns nach dem eingestellten Jagen hin. Dasselbe hatte die Form eines länglichen Rechteckes von ungefähr 400 Morgen Flächeninhalt und war mit mächtigen Tannen, Eichen, Buchen und Ulmen ohne jegliches Unterholz bestanden. Auf zwei Seiten von Wildgatter umgeben, hatte man die dritte durch über 12 Fuß hohe Leinwandtücher, sogenannte Lappen, eingehegt, indes die vierte durch Netze, aus fingerstarken Stricken geflochten, geschirmt wurde.

Abends vorher waren unter der Aufsicht des Wildmeisters diese Netze niedergelassen und während der Dunkelheit das Wild in das Jagen getrieben worden. Auch jetzt, wo der Jagdzug vor der Netzwand anlangte, ließen zwei dort postirte Förster einen Theil derselben nieder, der Zug schritt hindurch, und mit dem letzten berechtigten Manne flog das Flechtwerk wieder in die Höhe und wurde schnell durch Pflöcke gegen jeden Angriff des Wildes gesichert.

„Wir waren Gefangene“, wie der Wildmeister lachend bemerkte, und mußten nun ohne Gnade bis zum Ende der Jagd mittreiben. Mit dem Rathe „uns nicht von einem ungemüthlichen Reiter die Hosen schlüßen zu lassen“ eilte er an die Spitze der Jägerei.

Vielleicht hundert Schritte von dem Eingange befand sich der Kronprinzenstand unter einer mächtigen Eiche, und schon von weitem kenntlich durch verschiedene weiße Tafeln an den nächststehenden Tannen, welche anzeigten, daß der deutsche Kaiser, so wie der Kronprinz auf diesem Stande an dem und dem Tage so und so viel Wild erlegt hatten.

Bei dem durch Fichtenreiser gebildeten kanzelähnlichen Stande angelangt, hielt der Zug; der Kronprinz, gefolgt von seinen beiden Leibjägern, dem Wildmeister, so wie einem mit der Saufeder bewaffneten Förster, verabschiedete sich vom Fürsten, und weiter ging es am Wildgatter entlang dem etwa 200 Schritte entfernten nächsten Stande zu. Wieder sonderte sich einer der Herren ab, und derartig wurden noch zwei Stände besetzt, wobei jedesmal ein „Saufedermann“ zu dem Schützen trat.

Endlich hatte sich auch die ganze Treibkolonne geordnet, das Signal des Wildmeisters zum Beginn der Jagd ertönte, und „Vorwärts“ hieß es die ganze Linie hinunter.

Schon nach wenigen Schritten bemerkten wir ein starkes Rudel Sauen von vielleicht 40—50 Stück gerade vor uns; sie standen dicht aneinander gedrängt, die borstigen Köpfe uns

entgegengewandt, und bildeten eine solch kompakte Masse, daß die Kugel des famossten Sonntagschützen hätte mehrere Stück verwunden müssen. Bei unserm Näherkommen fing der dichte Knäuel an, sich zu lösen, grunzend trotete der Haufe davon, auf den Kronprinzen zu, und gleich darauf hörten wir auch den ersten Schuß von dorthier fallen.

Der Widerhall schien den Zauberbann gelöst zu haben. Sofort knatterte es von allen Seiten, und besonders vom Stande des Kronprinzen, der zwischen den riesigen Stämmen uns bereits sichtbar wurde, erblickten wir wieder und wieder die Wolke des aufsteigenden Pulverdampfes.

Zu längerer Betrachtung blieb uns jedoch keine Zeit mehr.

„Die ganze Linie Front!“ tönte das Kommando, und wir schickten uns an, dasselbe Terrain nun rückwärts abzutreiben. Dieser zweite Gang war jedenfalls der interessanteste der Jagd. Es war noch nicht genug Wild gefallen, daß das Wild etwa dadurch leerer geworden wäre; im Gegentheil boten die erschreckten Rudel jetzt einen theils prächtigen theils kläglichen Anblick dar.

Als wir nämlich gerade einer solchen von Entsetzen zusammengepferchten Schar Schaufelhirsche näher rückten, wollten die herrlichen Geschöpfe naturgemäß vor uns Reißhaus nehmen; durch die Schüsse hinterwärts jedoch stuzig gemacht und vom Instinkte belehrt, daß wir die wenigst gefährlichen Feinde seien, bot plötzlich das Leitthier uns mit einem energischen Rucke die Stirne und trabte, von dem Rudel treulich gefolgt, auf uns zu. Selbstverständlich durften wir trotz alles Erbarmens einen Durchbruch nicht leiden und warfen uns mit lautem Geschrei den anstürmenden Thieren entgegen; doch je mehr wir lärmten, desto ungefährlicher mußten wir dem klugen Anführer vorkommen, denn kaum einen Augenblick vor dem tosenden Schwarme stuzend flog er in mächtigen Sägen heran und „huffah“ über einen verduhten Treiber hinweg, der sich schnell genug bückte. Was half es, daß man den nachfolgenden Thieren Stöcke, oder was man gerade in die Hand bekam, entgegenwarf — Stück nach Stück durchschnitt in prachtwoll edlem Schwunge die Luft und „durch“ waren die Tapferen — wenigstens für dieses Treiben gerettet. Noch schaute ich dem flüchtigen Wilde nach, als mich ein kräftiger Arm zur Seite riß und zugleich die barsche Stimme eines Försters mir zuschrie: „Herr, nehmen Sie sich in Acht, der schwarze Kerl da vor uns will Sie eben annehmen!“

Ueberrascht, doch keineswegs arg erschreckt wandte ich die Augen nach der angedeuteten Richtung und fühlte nun doch, daß es Zeit sei, einen Stamm als Deckung zu suchen, denn, bisher durch das hohe Gras verborgen, präsentirte sich, auf den Hinterläufen kauern, da vor mir ein offenbar angeschossenes Schwein, welches mich, der ich ihm zunächst stand, keinen Moment aus den Augen ließ und dabei mit lautem Klappen das Gewaff schärfte, wobei reichlicher Schweiß seinen Flanken entquoll.

Da half kein langes Besinnen. Der Förster, ein junger kräftiger Mann, sprang einen Schritt vorwärts, beugte dann den rechten Fuß, bis das Knie fast die Erde berührte, streckte die haarscharfe Saufeder dem Gegner entgegen und erwartete so den Wüthenden, der denn auch nicht eine Sekunde zögerte, die Herausforderung anzunehmen.

Unter heiserem Grunzen galoppirte er heran und rannte sich die Waffe so heftig mitten in die Brust, daß der Förster den Stoß nicht auszuhalten vermochte, sondern halb zur Seite fiel. Es drohte ihm jedoch keine Gefahr mehr, denn das Eisen hatte sich bis zur Parirfange in das Schwein vergraben, und zum Ueberfluß waren schon zwei andere Förster bei der Hand, die es vollends abthaten.

Solche angenehme Intermezzi passirten nach und nach noch mehrere in unserer Nähe, hier und da einmal abwechselnd mit dem Anblicke eines Schaulers, der stark angeschossen im Grafe lag und in Todesschauern uns entgegen sah, bis ihm ein mitleidiger Stoß mit dem Hirschfänger oder Nickmesser den Garaus machte. Dabei knallten die Büchsen ohne Unterlaß. Ueberall sah man das erlegte Wild von den Treibern zu den Ständen der glücklichen Schützen tragen, und eine Abnahme des ersteren,

besonders des Schwarzwildes, wurde stark bemerkbar. Bei dem vierten Treiben zählten wir nur noch wenige Schweine; dieselben mußten also entweder dem Blei zum Opfer gefallen oder durch die Neze gebrochen sein, wie der Wildmeister, der überhaupt nachgerade mit halb finsternem halb schmerzlichem Blicke auf seine gehezten Waldlieblinge schaute, mit derbem Fluche erklärte.

Auch wir waren des Gemehels müde und bedauerten besonders die zierlichen Wildkälber, die halb todt vor Angst und Ermattung immer noch versuchten, der Mutter nachzukommen, doch hin und wieder von den Kräften verlassen zu Boden stürzten, bis ein Förster oder Treiber ihnen wieder auf die Beine half, wobei jedesmal ein „Hurrah“ ertönte, wenn das arme Thierchen davonsprang. Mochte vielleicht der Kronprinz gleiche Gedanken hegen, daß es genug sei, oder drängte die Zeit — kurz, nach dem sechsten Treiben erschallte von seinem Stande das Signal „die Jagd sei beendet“, und befriedigt eilten wir dem Ausgange zu.

Schon manches schöne Stück Wild hatten wir beim Herankommen an die Stände der verschiedenen Jagdherrn erblickt, was war dies jedoch gegen die brillante Strecke, die der Kronprinz zum Schlusse des Treibens aufweisen konnte! In schönster Ordnung lagen da vor dem hohen Herrn, der jetzt in heiterster Laune über sein Waidmannsglück aus der kurzen Holzpfeife dampfte, in erster Reihe 14 stattliche Schaufelhirsche, dahinter 3 Dammtiere und zuletzt 7 Keiler, darunter mehrere Hauptschweine. Wahrlich ein Resultat, auf das der königliche Schütze um so stolzer sein durfte, als er, wie der Wildmeister versicherte, beim Vorbeifiliren eines Rudels Damm- oder Schwarzwildes sich jedesmal nur ein starkes Stück herausgesucht, die übrigen jedoch unbelästigt hatte davongehen lassen.

Als alle Jäger beisammen, ließ Fürst Heinrich das Signal „zum Frühstück“ blasen, und in derselben Ordnung, wie beim Anfange des Treibens, bewegte sich der muntere Zug nach dem Plage, wo das Dejeuner servirt wurde. Hinterher aber zogen volle sechzehn mit Ernteleitern versehene Wildwagen, welche die gewaltige Menge der Wildbeute zur großen Strecke führten. Inzwischen die Herren sich für das lange Fasten entschädigten — es war mittlerweile gegen 2 Uhr nachmittags geworden — wurde unter der Aufsicht des Wildmeisters die große Wildstrecke schnell in Stand gesetzt. Auf grünen Tannenreisern

lagernd, jedes Stück Wild noch einzeln mit dem Bruche bedeckt, ordneten sich nach und nach, je nachdem die Wagen ankamen, die langen Reihen. In der Mitte der ersten präsentirte sich die kolossale Figur des Auers, der nach der Aussage eines Wissenden volle 16 Centner wiegen sollte, zu beiden Seiten von je 12 der stärksten Schaufler flankirt. Dahinter lag eine zweite Reihe Schaufelhirsche und hinter ihnen eine desgleichen von Dammtieren. Die letzten beiden Linien bildeten die Sauen.

Da die Zeit drängte, so ließen die Herren nicht lange auf sich warten. Zuerst erschien der Kronprinz, an seiner Seite Fürst Pleß, und dicht hinter ihnen der Herzog von Ratibor mit den übrigen Herren. Sobald der Kronprinz die Jagerei begrüßt hatte, verließ der Forstmeister die Jagdresultate. Danach waren erlegt: 1 Auerochse, 36 Schaufelhirsche, 2 Spießhirsche, 16 Dammtiere und 43 Sauen.

Es war ein überaus frisches Bild, welches nun die letzten Minuten bis zur Abfahrt boten, und unser Künstler hat mit seinem Griffel dasselbe in glücklicher Weise festzuhalten gesucht. Inzwischen die Jagerei lustige Fanfaren und Weisen in die empfindlich kühle Luft schmetterte, schritt der Kronprinz zum Forstmeister, den Oberförstern, jedem zum Abschiede in herzlichster Weise die Hand reichend, und verhandelte dann noch eine Weile mit dem Fürsten über die beste Verwendung des Auerochsenfelles, welches ihm der Jagdgeber verehrt hatte. Es wurde endlich beschlossen, den Kopf abzutrennen, um denselben auszustopfen, die Läufe dagegen am Felle zu belassen.

Um dem herrlichen Vergnügen den heitersten Abschluß zu geben, mußte der Herzog von Ratibor, einer der ausgezeichnetsten Waidmänner, im Eifer, seine Beute auszulesen, da der Fürst die Geweihe den glücklichen Schützen als Andenken belassen wollte, es versehen haben, denn er trat über die Läufe eines Schaufers hinweg in die Strecke hinein. Der Kronprinz bemerkte sofort dieses nicht waidgerechte Verfahren. Launig rief er dem fürstlichen Wirth zu: „Lieber Fürst! Der Raubener Herzog ist so eben widerrechtlich über die Strecke getreten. Damit wir heute alles gehabt haben, müssen wir ihm zur Strafe einen Waidmann setzen.“

Das fröhliche Lachen, welches diesen Worten folgte, war das letzte, was wir vom Kronprinzen hörten. Eine Minute später fuhr er davon. Otto Hoffmann.

## Der Drossart von Zehst.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Geseffel.

(Fortsetzung.)

### XI. Wieder am Köffelbrink.

„An Lutter- und Wohlenbach —  
Ich denk' schon nach!“

Der Köffelbrink, jener weite Platz, einst der Stolz Bielefelds, war damals schon zu einem etwas verwilderten Spaziergange herabgesunken, dem die schönen Lindenalleen, die Lieutenant Hausmann nach dem siebenjährigen Kriege dort angelegt, einen Zug von Bornehmheit und Melancholie verliehen. Der dort sprudelnde Quell, dessen Heilkraft einst hunderte von Kranken herbei gezogen, der Herr Konrad Medeker, den Bielefelder Bürgermeister und Arzt, zu einer so warmen Lobsschrift begeistert, daß Lahme, Blinde, Taube, Gichtbrüchige hier Heilung zu finden hofften, hatte seine Heilkraft verloren. Der vom Sparenberger Drost Wolff Ernst von Eller angeordnete Morgengottesdienst unter den Buchen um den Heilquell wurde nicht mehr gehalten; die Buchen selbst waren verschwunden und mit ihnen die großen eßbaren Schnecken, welche der treffliche Drost vom Sparenberg auf den Köffelbrink verpflanzt; nur hier und da blühte noch eine wildwachsende Goldlackstaude und erinnerte mit ihrem sanften Dufte leise an Wolff Ernst von Ellers Zeiten.

Der Sommermorgen war kühl und frisch, an dem ein einsamer Spaziergänger in den Lindenalleen des Köffelbrinks wandelte; nachdenkend vergangenen Zeiten hatte er das mächtige Haupt auf die Brust geneigt und blickte stumm vor sich nieder.

Eine runde Ledermütze, fast helmartig geformt, bedeckte das kurze weiße Haar, unter dem ein rundes und gesundes, fast rosiges Antlitz sich gar seltsam ausnahm; dunkle Augen leuchteten in mildem Glanze unter weißen buschig drohend überhängenden Brauen und Wimpern über die intelligenten Züge des sauber rasirten Gesichtes. Die beinahe riesenhafte, breitbrüstige Gestalt war ganz modern in englische Tracht gekleidet. Brauner Tuchrock mit großen Messingknöpfen, dem Schnitt nach fast schon ein Frack, weißes Halstuch mit Spitzen, mächtiges Jabot in dem herzförmigen Ausschnitte der gelben Weste, graue Kasimirbeinkleider und hohe weiche Kniestiefeln mit silbernen Sporen; wildeberne Handschuhe und Reitpeitsche von Fischbein, das war ganz die Tracht eines englischen Gentleman von 1778.

So kehrte der Wichmann Trautretter, der Drossart von Zehst, nach fast achthähriger Abwesenheit in sein Vaterland zurück.

Als er gestern bei seiner Ankunft vernahm, daß der Gasthof zum Ravensbergischen Wappen sein Zeichen eingezogen hatte und eingegangen war, hatte der Drossart in den drei Kronen auf der Obernstraße Quartier genommen und heute in der frühesten Morgenstunde schon einen Spaziergang durch die alte, für ihn an Erinnerungen so reiche Stadt gemacht. Er hatte die neue Kaserne gesehen, zu welcher der große Friedrich mit bellagenswerther Sparsamkeit die Steine dem alten Sparenberge aus den Rippen gebrochen; er war über den Papenmarkt

Nachdruck verboten.  
Gel. n. 11. V. 1. 00.

an den Kollegiatkuren hingewandert, hatte seinen alten Gasthof besucht, und war durch das Siefertor über den Niedertorwall dann endlich in die neuen Lindenalleen des Köffelbrinks gelangt, ohne eigentlich zu wissen, wohin er ging. Die Erinnerungen waren zu mächtig für ihn gewesen, um ihn auf seinen Weg achten zu lassen.

Die zunehmende Wärme des Sommermorgens machte sich endlich doch merkbar und trieb den Drossart, den Rückweg zu suchen; er kehrte durch das Niederthor in seinen Gasthof zurück.

Draußen waren ihm nur wenige Menschen begegnet, die ihm höflich nach Landesitte einen guten Morgen geboten hatten; in der Stadt grüßten ihn auch nur wenige meist schon ältere Leute; die meisten aber starrten ihn erstaunt an, viele auch nach. Die mächtige Gestalt erregte, das rothe junge Gesicht bei dem weißen Greisenhaar fesselte die Aufmerksamkeit. Vielleicht thaten auch die modische Englandstracht und die weltmännische Freiheit, mit welcher der Drossart stehen blieb und alles genau betrachtete, was ihm auffiel, das ihrige.

Das Schhaus am Markte, Ecke der Piggensstraße und der Oberstraße, ausgezeichnet durch einen schönen alterthümlichen Giebel, gefiel dem Drossart sehr, er betrachtete es von verschiedenen Standpunkten aus, und plötzlich sah er sich von einem ganzen Schwarm Eingeborener, Männlein und Fräulein, groß und klein umgeben.

Der Drossart war etwas erstaunt, aber er vergaß sein Erstaunen, denn dicht vor ihm stand, ein Körbchen an dem Kleinen, biden, runden Armechen, ein allerliebstes Kind von etwa fünf Jahren. Ein glattes Blondköpfchen mit schönen dunklen Augen in dem weißen Gesichtchen. Eine wehmüthige Erinnerung durchzuckte den Drossart, er beugte sich tief nieder zu dem Mägdelein und fragte freundlich: „Wie heißt Du, liebes Kind?“ Die Kleine schaute den fremden Herrn mit den großen Kinder-Augen gaffend eine Weile an, dann sagte sie: „Susanne Densindin!“ und machte einen ganz allerliebsten kleinen Knick dazu. Der Drossart küßte das Kind auf die Stirn, wendete sich ab und eilte mit weiten Schritten davon, die Oberstraße hinauf dem drei Kronengasthose zu. Mit offenstehendem Mäulchen blickte die Kleine dem Enteilenden nach und etliche Jungen stießen ein kreischendes Hurrah! aus.

Ein hübsches Stück seiner Vergangenheit, seiner Jugend, war sonnig vor dem Drossart aufgestanden bei dem Anblicke des Kindleins, es war ein Kind des kleinen Schäfchens, das er einst so sehr geliebt, und jenes braven Adrian Densind. Er hatte in den Zügen des Kindes die Züge der Mutter augenblicklich erkannt.

In der etwas zugigen Thorsfahrt der drei Kronen stand Chirurgus Ventrup, in brauner Chenille, wie man damals einen vielknöpfigen Ueberrock nannte; der hatte schon seine Mutter besucht, die in Bielefeld ein Häuschen besaß; den trefflichen Türkensohn Teglass hatte der Drossart als Boten nach Herford vorausgeschickt und Truewart, der edle braune Hund, lag in vornehmer Ruhe unter einem Marmorstein an den fernen Gestaden des Tajo begraben.

„Nun, die Mutter gesund?“ fragte der Drossart.

„In gutem baulichen Zustande beide, die Mutter und das Haus!“ erwiderte der Chirurgus, indem er das Gesicht grinsend zusammenzog, als hätte er in einen Holzapfel gebissen. „Möchte den Herrn Kammerherrn fragen, ob ich heute gebraucht werde, die Alte will mich zu meiner Schwester führen, die in einen Bauerhof nahe bei geheirathet hat. Die Alte ist un-menschlich stolz auf diese Heirath, weil sie auch die geborene Tochter eines Wehrfesters, ein Bauermädchen.“

„Sie sind ein Narr, Ventrup,“ entgegnete der Drossart lächelnd, „erstlich sollen Sie mich nicht Kammerherr nennen, das war gut für Frankreich und die Fremde, hier in Westfalen bin ich der Drossart; dann zweitens sind Sie gar nicht mehr in meinen Diensten, brauchen also auch nicht um Urlaub zu bitten!“

„Zu Befehl, Herr Kammerherr!“ versetzte Ventrup, „aber mich soll der Teufel holen, wenn ich den Drossart, bei dem ich mir gar nichts denken kann, über die Lippen bringe, und

abermals soll mich der Teufel holen, wenn ich mich je anders als einen Diener des Herrn Kammerherrn betrachte, der mich mit Gefahr seines eigenen Lebens aus dem Weltmeer geholt hat!“

Das letzte hatte Ventrup mehr für sich in seinen dünnen und spärlichen blonden Bart gemurmelt, denn der Drossart war schon die breite Treppe links hinauf in sein Stübchen geeilt, wo eine blasse kränklich aussehende Magd das Bett machte und sofort eine Vitanei über ihre schwere Arbeit begann, welcher, wie wir fürchten, unser Feld nur geringe Aufmerksamkeit widmete.

Der Drossart nahm eine kleine silberne Damenuhr, eine englische Uhr, aus seinem Koffer, welche er seiner Muhme Klara Koblantkin, geborene Trozenburgin schenken wollte, bei deren Hochzeit er damals in Bielefeld gewesen. Wer vor hundert Jahren von einer Reise zurückkehrte, der mußte etwas mitbringen, so gebot es die Sitte, bei hübschen Leuten wenigstens.

Von dem Tode der Muhme Trozenburgin war er unterrichtet, auch wußte er, daß die Koblantkin in ihrer Mutter Hause, Meindershof gegenüber, wohne.

Dahin begab er sich jetzt, nachdem er mit dem sehr wohlhändig ausschauenden drei Kronenwirth, der seine kölnische Pfeife in dem zugigen Hausflure rauchte, einige geistreiche Bemerkungen über das Wetter ausgetauscht.

Damals traten die Gastwirthe noch in ein persönliches Verhältniß zu ihren Gästen; sie waren noch nicht unsichtbare und unnahbare vornehme Herren wie jetzt, die höchstens sich noch zum Vorstz an der Wirthstafel herablassen. Auch ärgerte man sich damals noch nicht über den gräulichen Schwarm von Marqueurs und Kellnern mit wedelnden Servietten über dem Arme, der sich jetzt überall eingenistet hat. Nun, in den drei Kronen amirte statt des ganzen Schwarms ein einziger Hausknecht mit seinem Sohne. Aber was für ein Exemplar von Hausknecht war das auch! Furchtbar breit und furchtbar stark! Und welch eine flinke Range war sein Söhnlein, dem das Haar hüschelweise in das speckfette Angeficht hing!

Der Drossart zog die Klingel an der Hausthür der Muhme Koblantkin; wahrlich, er kannte den Ton jener Klingel noch von jener Hochzeit her, wo das kleine Schäfchen so sehnsüchtig von ihm erwartet wurde.

Nicht ohne Rührung stand der gereifte Mann vor der Frau, die noch immer hübsch war, in den wohlbekannten Hochzeitsesträumen.

Die Koblantkin starrte einen Augenblick in die ihr so vertraut vorkommenden Züge des Eintretenden, das weiße Haar machte sie auf einen Moment irre, gleich darauf aber flog der Sonnenschein des Wiedererkennens über ihr fleischiges Antlitz und die Hände zusammenschlagend rief sie: „Herr Gott, nun sieh' mal einer an, ich will nicht gesund hier stehen, wenn das nicht der Herr Better Drossart ist!“

„Er ist es, Frau Muhme!“ sprach er lächelnd.

Beide Hände und die rechte Wange zum Kusse reichte die Frau dem Verwandten dar, dann aber schoß ein Strom von Fragen unaufhaltsam dahin, Fragen, die sehr indiskret gewesen wären, wenn die gute Muhme eine Antwort verlangt hätte; eine solche war aber nicht nöthig, die Frage war hier nur die Form der Verwunderung, freudiger wie trauriger.

„Herr Gott, wo hat denn der Herr Better das weiße Haar her? Dazu hätte es bei Ihm doch noch Zeit gehabt! Herr Gott, und die rothe Narbe, gerade wie Muhme Salome auf der rechten Wange ihr Feuermal hat. Aber wie gesund Er aussieht, Better Drossart, und wie hat Er's nur angefangen, so lange draußen zu bleiben? Und ein Major ist Er geworden da, na dort unter den Wälschen? Und auch ein Kammerherr des Königs von Sardinien? Na, aber nun bleibt Er doch heim?“

So ging's noch eine ziemliche Weile fort, bis sich die Frau plötzlich unterbrach und rief: „O Gott! und ich lasse den Herrn Better Drossart stehen! Was wird Er von mir denken?“

Mit der Schürze fuhr sie über einen völlig reinen Stuhl, auf dem kein Stäubchen lag, und als der Drossart sich lächelnd

niedergelegt hatte, schoß sie wie der Blitz hinaus und kam wieder, in dem Arme einen dicken dreijährigen Jungen tragend, nicht ganz reinlich, der entsetzlich schrie und strampelte, sichtlich unangenehm berührt durch den plötzlichen Ueberfall der Mutter.

„Das ist mein Junge,“ erklärte die stolze Mutter, „unser Junge; mein Mann ist gestern nach Detmold,“ fügte sie flüchtig ein; „wir haben den Jungen dem Herrn Better zu Ehren Wichmann genannt, obwohl der Name sonst nicht in der Familie vorkommt, ich wollte es so und mein Mann hatte nichts dagegen; ein kleines Mädchen, ach, wie lieb war die kleine Salome! haben wir seit vorigem Herbst auf dem Kirchhofe!“

Sie ließ den Jungen vom Arme, um mit dem Schürzenzipfel an die Augen zu kommen. Ihre Thränen flossen reichlich, und damit war der erste Sturm beruhigt.

Der Junge stand zwischen den Knien des Drossarts und starrte den fremden Herrn, den Finger im Munde, sehr aufmerksam an; dem aber war's ganz heimlich, ganz familienhaft zu Muthe; weich und warm, aber auch eng und klein legte sich die westfälische Heimat wieder um seine Seele. Es that ihm diese Empfindung wohl, und doch war's ihm beinahe zum Lachen; es war das kleine bürgerliche Leben doch gar zu abstechend gegen das große Weltleben, in dem er sich seit Jahren bewegt.

Jetzt brachte er auch die englische Uhr, sein Reisegeheim, an, und dem Jungen, der seinen Namen trug, schenkte er einen Portugaleser, ein größeres Goldstück, das er zufällig bei sich hatte. Das gab denn, wie sich von selbst versteht, eine Freude und höchst wortreichen Dank.

Die Freude schlug aber sofort in ihr Gegentheil um, als der Drossart sich erhob und Abschied nehmen wollte, da sah er sich von der Ruhme Koblantkin sehr ernsthaft in die Schranken des Vielefeldsich Schickslichen gewiesen.

„Was denkt Er denn von uns, Herr Better Drossart?“ erklärte Frau Klara Koblantkin fast böse, „was würde denn mein Mann sagen, wenn Er nicht bei uns zu Mittag gespeist hätte? Meint Er, ich sollte einen so geschätzten Verwandten wie Ihn in den drei Kronen essen lassen? Mit den fremden Ellenreitern etwa? Das wäre ja eine Schande für die ganze ehrbare Familie! Nun, Er muß sich an einen Löffel Suppe bei der armen Stroh Wittwe genügen lassen. Freilich, solche feine Gerichte, wie Er bei Seinem sardinischen Könige zu essen bekommt, kann ich Ihm allerdings nicht vorsezen, aber der drei Kronenwirth kann's auch nicht, dafür will ich Ihm gut stehen!“

Mit Mühe nur erreichte der Drossart einen Urlaub von ein paar Stunden, während welcher er seine Geschäfte mit den Herren von Laer ordnen konnte, aber er mußte feierlich geloben, zur Vielefelder Essenszeit um elf Uhr unfehlbar sich zum Essen einzufinden zu wollen. Die gute Frau machte sich damit keine geringe Last, denn sie hatte für sich und ihr Kind zu Mittag, weil der Hausherr in Detmold abwesend war, an eine sehr einfache Delikatesse, etwa einen Eierkuchen und einen Brei gedacht; wahrlich, die Hausfrauen waren damals noch wirklich sparsam, und nun mußte ein Mittagessen in ein paar Stunden gerichtet sein; das war durchaus nicht leicht, es war aber auch ein großer hausfraulicher Triumph, wenn's gelang.

Als sich der Drossart, also auf kurzen Urlaub entlassen, entfernte, hörte er noch das Getöse, mit welchem die Frau Koblantkin ihre Kräfte in Bewegung setzte, um ihr Bestes zu leisten. Und als er pünktlich zur befohlenen Stunde zurückkehrte, fand er das Haus in festlicher Stille zum Empfang des Besuches.

Er hatte übrigens keine angenehme Ueberraschung bei den Herren von Laer gefunden, denn es fand sich bei Vorlegung der Wechsel und Vergleich der Bücher, daß der Drossart, während er besinnungslos krank zu Turin gelegen, ganz bedeutende Summen gezogen hatte, ja, daß er selbst während seines Aufenthaltes zu Paris Anweisungen gegeben hatte. Das heißt, der Drossart hatte Anweisungen zu einer Zeit gegeben, wo er keine geben konnte, und dann auch wieder zu einer Zeit, wo er ganz bestimmt wußte, daß er keine gegeben hatte. Er schwieg nun freilich, was eben nicht besonders großmüthig war, da er

gar nicht anders konnte, aber es war ihm doch eine tiefe Kränkung, daß ihn sein alter Kumpan, Herr Citel Kobes Dreßler zu Rossau um dreitausend Reichsthaler betrogen hatte durch Wechsel- und Handschriftenfälschung. Jetzt wußte er das Geheimniß der Schreibübungen des würdigen Genossen, dieselben waren doch nicht so resultatlos, wie er geglaubt hatte. Es bedurfte nur kurzen Nachdenkens, um zu begreifen, daß Citel Kobes sich in dieser Weise die Krankheit und das Gefängniß des Drossarts zu nuzen gemacht und das fortgesetzt hatte, bis er durch das Erscheinen des Drossarts in Paris sich mit Entdeckung bedroht sah. Ueberdem hatte er zu seinen Anweisungen sich sehr schlaue des Papiers bedient, auf welchem der Drossart zu schreiben pflegte, dessen konnte er sich sehr leicht bemächtigen, während in Frankreich und Italien damals schwerlich ein anderer nur auch ein ähnliches Papier haben konnte. Wie gesagt, schwieg der Drossart den Herren von Laer gegenüber, zum Familienmittagstisch aber kam er doch ziemlich verstimmt, denn daß ihn der Dreßler über seine Liebe zur grünen Gräfin getäuscht und ihn ins Verberben gebracht, war allenfalls zu entschuldigen, die Wechselfälschung aber stempelte ihn einfach zum Verbrecher.

Als der Drossart wieder bei der Koblantkin eintrat, fand er dort einen zierlich gekleideten Herrn, der ganz stattlich aussah, und eine lange, bleiche und magere Frau, welche ihm entgegen eilte und ihm freundlich die Hand bot.

Der Drossart nahm freilich die gebotene Hand, aber seine höchst verlegene Miene verrieth augenblicklich, daß er nicht wisse, wer die so freundlich Entgegenkommende sei.

„Wahrlich, der Drossart kennt mich nicht mehr!“ rief die Frau fast betroffen.

„Die Türkenrose?“ fragte der Drossart zweifelnd, denn die Stimme klang ihm bekannt.

„Ach, es ist vorbei mit den Türken sowohl als mit den Rosen,“ versetzte die Frau lebhaft, „ich heiße nicht mehr Türke, sondern seit sechs Jahren Kettberg, und habe vier Kinder geboren, da sind auch die Rosen ausgegangen. Ich stelle dem Drossart meinen Mann, den Kaufmann Kettberg vor.“

Es war sichtlich eine kreuzbrave und resolute Frau, die ehemalige Türkenrose.

Nachdem die herkömmlichen Komplimente ausgetauscht, erzählte Frau Kettberg sehr tapfer, daß sie in Herford gewohnt, so lange der alte Larkenspar noch am Leben, als er aber vor drei Jahren das Zeitliche gesegnet, hätten sie das Haus in der Mäusefalle verkauft und sich nach Vielefeld verzogen, weil Herr Kettberg hier mit einem Hauskauf hätte vortheilhaft ankommen können. Es zeigte sich, daß die Türkenrose, die den alten Larkenspar hatte heirathen wollen, doch für den Kettberg eine treue und sorgsame Gattin geworden war.

Dann aber erzählte die Kettbergin auch, was den Drossart mehr interessirte; nämlich, wie die beiden Brüder der Ruhme Salome sich auf die liebliche Seite gelegt, das Thirige durchgebracht und die Mutter, die immer zu schwach gegen die Huben gewesen wäre, gänzlich ruiniert hätten. Sie hatte müssen das schöne Haus zum Herfordischen Wappen auf dem Gehrenberge verkaufen und wäre sicher ganz ins Elend gerathen, wenn nicht Salome Tugendreich von Vielefeld zurückgekommen wäre und sie und den jüngsten Bruder, der jetzt auf das Gymnasium ging, zu sich genommen hätte. Die alte Ruhme Trogenburgin, der Koblantkin Mutter, hatte der Salome, als ihrer immer freundlichen und getreuen Pflegerin, ein kleines Kapital vermacht. Jetzt wohnte nun die Salome mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in zwei kleinen Stübchen auf der Lübberstraße, dem Hause des Drossarts gegenüber, und es gehe ihr doch ziemlich knapp, weil die Mutter noch Schulden der liebliehen Söhne auf ihre Wittwenpension übernommen. Uebrigens sei, so versicherte die Kettbergin, Salome noch immer so ausgeräumt und stets guter Dinge wie früher.

Auch über den Tod ihrer Mutter, des Türkenweibes und der alten hustenden Magd, der Wasserfuhrschin, berichtete die Frau geziemend, ebenso, daß der alte Absalom Türde, ihr Vater, noch lebte, wobei sie als eine gebildete Frau doch nicht unterlassen konnte, spöttisch zu bemerken, daß er noch immer

Abendandacht halte und aus Arnds Wahrem Christenthum vorlese, aber nur noch seinen alten Knecht, nicht mal seinen Sohn mehr, zum Zuhörer habe.

So aufklärungsstolz auch der Drossart war, dieser Spott verdroß ihn doch, weil ihn die Tochter gegen den Vater richtete.

Soweit hatte die Rottbergin erzählt, als sich die Thür öffnete und die Koblantkin mit triumphirenden Mienen eine allerliebste kleine Frau hereinführte, deren zartes weißes Antlitz durch die schwarze enge Haube, deren zierliche Gestalt durch die schwarze Wittwentracht an Reiz zu gewinnen schien.

„Frau Susanne Denzind,“ fuhr die Hauswirthin fast prahlend heraus, „Herr Better Drossart! Ach, ich entsinne mich, die Herrschaften kennen sich ja schon!“

„Wir haben unjere Bekanntschaft in diesem Hause gemacht,“ sagte der Drossart lächelnd, freundlich der Wittwe die Hand reichend, „und zwar an Ihrem eigenen Hochzeitstage, Frau Mähme!“

Die gute Frau hatte ihre eigenen, sehr wohlwollenden Absichten dabei gehabt, daß sie die Wittwe also anführte, es kam ihr aber sofort der richtige Gedanke, daß sie mit ihren sehr wohlwollenden Absichten gescheitert sei, als sie die feste Stimme des Drossarts hörte und sein kühles Lächeln sah.

Das allerliebste Gesicht der jungen Wittwe röthete sich leicht; möglich, daß sie geneigter gewesen wäre, auf die sehr wohlwollenden Absichten der Koblantkin einzugehen, aber auch sie begriff sofort, daß in diesem Falle die Vergangenheit keinen Anspruch auf die Zukunft verleihe, und begnügte sich, wie einer Wittwe zukommt, mit der Erinnerung.

Uebrigens schien sie sich in ihrem Wittwenstande sehr wohl zu befinden. Ihr Adrian, sie ließ eine kleine Thräne in ihren Augen glänzen, als sie ihres Seligen Namen nannte, hatte sie in einem vollkommenen Wohlstande hinterlassen, und sie war so hübsch noch, daß es mehrere Herren in Bielefeld gab, welche nur das Ende des Trauerjahres geziemend und ungeduldig abwarteten, um mit ihren Werbungen vorzurücken.

Es waren freilich Unterhaltungen ganz anderer Art, welche der Drossart jetzt mit dem kleinen Schäschen pflog als damals; nichts von Pyramus und Thisbe, nichts von Laura, diesesmal sprach der Drossart von der kleinen Susanne, deren Bekanntschaft er am Morgen auf der Straße gemacht, und freute sich doch, als die Wittwe verschämt versicherte, sie habe den Herrn Drossart gleich in der Beschreibung erkannt, die ihr die Tochter von dem fremden Herrn gemacht, der sie auf der Straße geküßt.

Vielleicht hatte Frau Denzind wieder mehr an den Drossart gedacht, seit sie Wittwe war.

Uebrigens hatte sich Haus Koblant übertroffen, und Frau Klara feierte mit ihrer Bewirthung einen großen Triumph. Eine Taubensuppe, Krebse, junge Bohnen mit Carbonaden und Eierkuchen, eine Mehlspeise und eine gebratene Leber mit sechs Compois, das alles aber in zwei Stunden, das wollte wirklich viel sagen. Mit Recht warf die Hausfrau mit stolzen Blicken um sich.

Der alte Franzwein war auch nicht übel, und Herr Rottberg, der einen kleinen Spiz bekam, müdete sich, reimweise zu parliren, was freilich auf traurige Weise mißlang und endlich ein Einschreiten der Türkenrose zur Folge hatte, welche dem theuren Eheherrn sein Glas wegnahm und so den Quell verstopfte, aus welchem diese Fülle schändlicher Reime floß.

Nach Tisch begab sich die Gesellschaft in den Hausgarten, um dort den Kaffee einzunehmen; hier waren auch die kleinen Rottbergs, die kleine Susanne Denzind und die Hoffnung des Hauses, der junge Wichmann Koblant versammelt, welche von nun an nicht nur ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, sondern auch der Gespräche der Gesellschaft blieben. Die drei Mütter wurden nicht müde, von den hohen Qualitäten ihrer Kinder zu sprechen, auch sich zuweilen allerlei Geheimnisse der Kinderstube ins Ohr zu raunen. Der arme Drossart fing doch an, sich ganz entsetzlich zu langweilen und war zuletzt froh, den Herrn Rottberg auf holländisch Leinen, auf das Bleichen und die Legge zu bringen, Dinge, in welchen der Ehemann sehr gut Bescheid

wußte und selbst dem Drossart ganz gute Einsicht und einen Ueberblick zu geben verstand.

Nach dem Kaffee kam ein Weßerbrot, zu welchem der Drossart so genöthigt wurde, daß er mit wahrer Todesverachtung einhieb und sich sehr tapfer den Magen verdarb, denn er mußte ganz unglaubliche Quantitäten verzehren, weil er doch um sein Abendbrot komme. Er wollte nämlich in der Abendkühle noch nach Herford reiten.

Als er sich endlich von der allzu großmüthigen Gastfreiheit befreit sah und in den drei Kronen sein Roß bestieg, seufzte er sehr erleichtert auf. Das bürgerlich enge Leben schien ihm nicht mehr wie am Morgen, halb wohlthuend, halb spaßhaft fast, nein, es kam ihm entsetzlich hölzern und peinlich drückend vor.

Bis an die Stelle, wo der Drossart rechts von der Straße Miße erblickte, wo die Lutter durch den Zufluß anderer Wasser zum Afluß wird, hatte der Reiter zu thun, um die unangenehmen Eindrücke des ihm so ganz fremd gewordenen norddeutschen Bürgerlebens abzuschütteln, als er aber links an Stedefreund vorüber kam, sah er geistig schon wieder auf eben so hohem Roße wie leiblich, und trotz des engen Bürgerlebens gestalteten sich seine Zukunftspläne ebenso reich und lieblich wie der Abenddämmer, der ihm das Dorf Heide verbar.

Als der Drossart vor acht Jahren auf dieser Straße ritt, träumte er von dem Ruhme eines großen Gelehrten, von dem Verdienste eines hochstehenden Staatsmannes, ja endlich von dem Tubaklang, mit dem der Name eines großen Generals in die Welt schallt, und auf jedem Felde stand am Ziele, sich ihm zuneigend, eine holde Frauengestalt.

Auch jetzt träumte der Drossart, er träumte sich das einge Leben eines bürgerlichen Adermannes, qui paterna rura bobus exercet suis,\*) ein Leben, das im milden Glanze der Resignation vor ihm auftauchte, an dessen Ziel aber keine winkende Frauengestalt sich ihm zuneigte. Ein Leben war's voller Entsagung und Pflichttreue, denn die holde Frauengestalt, welche allein vor seiner Seele stand, ruhte unter den Pinien am Brunnen des alten Jägerhofs in Turin.

Und dennoch waren's wieder Jugendträume, beglückende Jugendträume!

Von Land zu Land war unser Held gezogen, stoßernsthaft die diplomatischen Aufträge erfüllend, die doch nur ein Vorwand waren, um ihm eine Genugthuung zu geben und ihm ein großes Stück Geld zu zahlen für das, was er in Piemont unschuldig gelitten, für das, was er durch seiner verlobten Braut jammervollen Tod verloren.

Wie sich von dem ernsten Sinne des Drossarts erwarten ließ, hatte er seine Reisen und sein Leben in der großen Welt gewissenhaft benutzt, um sich weiter zu bilden, um Studien zu machen nach der Weise der vornehmen Leute des achtzehnten Jahrhunderts, und so kehrte er denn freilich gereifter und an Kenntniß reicher in die Heimat zurück. Im kleinen hatte er auch die pedantischen Formen abgestreift, welche ihm von seiner Erziehung anklebten; im großen und ganzen aber war er noch immer der pedantische Grübler, der schwärmerische Träumer, mit einem Wort der Poet von ehedem, kaum, daß er sich rühmen durfte, ein größerer Menschenkenner geworden zu sein. Eitel Kobes würde ihn heute noch ebenso leicht durch seines leichten Wesens eiteln Schein bestochen haben, wie vor acht Jahren. Das wußte er allerdings nicht und würde es lächelnd in Abrede gestellt haben, wenn man es ihm gesagt hätte, aber es war doch so.

Außerlich freilich war der steife, hochmüthig schüchterne Drossart ein ganz vollkommener Cavalier geworden, der sich mit Leichtigkeit bewegte und seine riesigen Gliedmaßen mit einer recht männlichen Würde trug. Sein Antlitz hatte durch das weiße Haar etwas Fesselndes erhalten, und die düster sinnenden Dichteraugen flammten oft in schöner Begeisterung auf. Anscheinend war der Drossart sonst schon finster und verschlossen gewesen, auch jetzt war seine Düsterteit und Verschlossenheit nur anscheinend; mochte ihn auch anfänglich der Tod der geliebten

\*) Der den väterlichen Acker mit seinen Stieren pflügt.

Riniera und der grausame Fall seines Turiner Glücksgebüdes wirklich verbüstert haben; es hielt gegen die Jugend und das täglich erneute große Leben, welches ihn in gewaltigen Wogen umflutete, nicht lange Stich. Und nach Jahresfrist schon war es eben nur ein pedantischer Traumbegriff noch, der ihn die Augen gewissenhaft abkehren ließ von den schönen Frauen und Jungfrauen; welche seinen Lebensweg kreuzten.

Der Poet wollte seiner Braut, der Geliebten seiner Jugend treu bleiben, neben dem Namen Rinieras, der Königs-tochter, sollte kein zweiter in seinem Herzen stehen.

Die Königstochter, ja, auch dieser Umstand wirkte mächtig mit; nur eine Königstochter, wenn auch eine unechte, konnte die Geliebte, die Braut des Dichters sein. Das klang so poetisch, wenn auch nicht in den Elegien ohne Zahl, die der Drossart auf Rinieras Tod dichtete, denn dieselben waren zwar herzbrechend genug, sonst aber recht schwache Nachwerke und sehr übel gereimt.

So mit Erbauung eines Lustschlosses für den künftigen Aderbürger von Herford beschäftigt, erreichte der Drossart den Stadtgraben, als es schon fast ganz dunkel geworden war. Als er durch das Deichthor eben einreiten wollte, erscholl plötzlich ein rauher Schrei, der das entsetzte Ross hoch aufbäumen machte.

Der Nachtgeschrei war's nicht, denn gleich darauf sagte ein Mann, im Dämmer vortretend: „Es ist der Drossart!“ worauf sich ein zweiter in vollem Laufe entfernte.

Eine rauhe Hand faßte die Rechte des Drossarts, und die rauhe Stimme jagte flüsternd: „Drossart, ich bin's, der Lehmann, der alte Absalom Türke. Ach, Drossart, wenn das die selige Mutter erlebt hätte! Gott jegne Seine Heimkehr in die Heimat!“

Dem Drossart faßte eine tiefe Rührung ans Herz, er drückte die Hand des Graufopfs mit Liebe und Ehrfurcht, als sei es die Hand eines Vaters gewesen, und der Lehmann ging neben dem Rosse her, von Zeit zu Zeit seines Herrn Hand leise streichelnd. Es sah es ja niemand bei der Dunkelheit.

So zog der Drossart, von der Treue begrüßt, in die alte Heimat ein, über den Radewig an der St. Jakobikirche vorüber; über die Brücke über die Aa in die Altstadt; am Rathhause vorüber über den Markt, den Gehrenberg hinauf, am Gymnasium vorbei über die Werrebrücke; durch die Höderstraße auf den Neustädter Markt mit der St. Johanneskirche; durch Schatten an Schatten vorüber, aber die Schatten alle grüßten den Sohn Herfords so lieb und traut.

Und nun kamen sie in die Lübberstraße, da lag das Vaterhaus, und Pechfadeln flammten vor dem Hause, und als der Drossart aus dem Sattel sprang und Tzklaff, der Vorkausgezogene, den Zügel nahm, da strahlte freundlicher Lichterglanz aus Blumen- und Laubgewinden dem heimkehrenden Hausherrn aus dem geschmückten Flur entgegen.

Auch fehlte es an theilnehmenden Verwandten nicht, denn die ganze Freundschaft, alles, was mit den Brautlachten und Trozenburgern auch nur einigermaßen verwandt war, hatte sich zu des Drossarts Begrüßung eingefunden, der ja ein großer Herr in fremden Landen geworden war, ein königlich sardinischer Major und Kammerherr! Das war doch mal ein Sohn Herfords, der seiner Vaterstadt Ehre gemacht hatte im Auslande!

Die Väter und die Mütter kannte der Drossart noch ziemlich gut, der verlegenen Jünglinge und der lächelnden Jungfrauen erinnerte er sich dunkel als entsetzlicher Schlingel und unschöner Backfischchen, die Kinder begrüßte er als seine besten Freunde auch hier.

Nur Eine sah er zuerst gar nicht, sie stand etwas im Dunkel neben ihrer Mutter und blickte mit wahrhaft strahlenden Blicken auf ihn.

Aber sich erinnernd, rief er plötzlich: „Salome, wo ist denn meine treue liebe Ruhme Salome?“

„Hier, Herr Vetter Drossart!“ antwortete die liebende Jungfrau mit ihrer sonoren Altstimme und trat holdselig lächelnd einen Schritt vorwärts.

Der Drossart aber fuhr einen halben Schritt zurück, denn

nicht die Ruhme Salome trat ihm entgegen, sondern die sardinische Königstochter, seine verlobte Braut, die verstorbene Riniera, wie sie lebte und lebte.

Wirklich, die Aehnlichkeit konnte nicht größer sein!

Salome war in ihrem silbergrauen, mit rothem Sammet durchpufften Gewande eine wahrhaft königliche Erscheinung; die hohe Gestalt, Salome war jetzt fünfundzwanzig Jahre alt, hatte an Fülle gewonnen, was vielleicht ihrer Schönheit etwas Eintrag that, aber ihre Aehnlichkeit mit Riniera vergrößerte und dadurch den tiefsten Eindruck auf den Drossart machte.

„Riniera!“ flüsterte der ehemalige Grenadier à cheval entzückt, dann trat er vor und küßte des Mädchens beide Hände, so warm und zärtlich, daß Salome wie mit Purpur übergossen dastand. Die Mutter Trozenburgin nickte befriedigt.

Der Rathsherr Brautlacht aber, der nicht mehr von seiner jeligen Frau erzählte, seit er eine neue Frau im Hause hatte, sagte ziemlich laut zu seinem Schwiegersohne Franz Barnefanz: „Du, Franz, die werden ein Paar noch vor Allerheiligen!“

Uebrigens that sich der Drossart auch weiter keinen Zwang an, er führte die Jungfer Salome die Treppe hinauf, und die Mutter Trozenburgin hielt es nicht einmal für nöthig, als Ehrenwache hinterdrein zu feuchen.

Das war des Drossarts Heimkehr in sein Vaterhaus zu Herford.

## XII. Die heilige Pusinna.

„Früh im Hafen eingelaufen.  
Frieden läßt sich nicht ertausen.“

Den ersten Morgen nach seiner Ankunft besuchte der Drossart die Gräber seiner Eltern, seiner Großeltern und seines Lehrers, des Magisters Marcellus, die alle neben einander lagen im Tode, wie sie dicht neben einander gepilgert waren durchs Leben.

Herford wurde durch diesen Besuch sehr erbaut, die Väter janden's anständig, die Mütter zerbrüchten eine Thräne der Rührung im Auge, die Jungfrauen priesen's als zart und gefühlvoll in allen Häusern der Stadt, und nur die Jünglinge jagten nichts.

An diesem Tage blieb der Drossart still für sich auf seinem Zimmer.

Am zweiten Morgen machte der Drossart gegenüber bei der Ruhme Trozenburgin einen Besuch und zog mit Salome und ihrer Mutter am Nachmittag nach der Klitterung, einer Besingung, die er vor dem Steintore hatte.

Ueber diesen zweiten Tag hatte man in Herford lange die günstige Meinung nicht, wie über den ersten; der dritte dagegen fand wieder glänzende Anerkennung, als man erfuhr, der Drossart sei im höchsten Staate nach dem Bergerstift hinaus, um der hochwürdigsten Klitterin, dem hochgeehrten Fräulein Agneta von Ledebur seinen Besuch zu machen.

Während sich der gepuzte Drossart dem Bergerstifte näherte, war dort vor ihm schon ein anderer Besuch eingetroffen. Dort saß in dem Vorzimmer der Klitterin der alte, eisgraue Diener im rothen Rocke mit Silbertresse, der rothe Pfeffer geheißt; er war jetzt ganz invalide, aber es war sein Stolz, seine Freude, sein Glück, daß er noch immer im Vorzimmer der Klitterin sitzen durfte, wenn er auch niemanden, den er nicht kannte, mehr anmelden konnte, denn da er stocktaub war, so war's nicht möglich, daß ihm jemand seinen Namen gab. Der rothe Pfeffer begnügte sich deshalb, den Besuchern die Thür zu öffnen, seine rothe Herrlichkeit auf der Schwelle zu zeigen als genügendes Abertissement und dann dem Besucher das weitere selbst zu überlassen.

Auch die Klitterin, sie war zwar nicht ganz so alt wie der rothe Pfeffer, aber doch auch über achtzig, war ziemlich hilflos geworden und konnte fast gar nicht mehr gehen, dagegen konnte sie noch vollkommen gut sehen und hören und das Alter hatte ihren geistigen Fähigkeiten gar keinen Eintrag gethan.

So lag sie auf ihrem Ruhebetten, bis zum Rinn mit einer seidenen Decke zugedeckt, das kleine Gesichtchen bemerkte man kaum unter den Spitzen der Haube, doch bligten die dunklen Augen noch lebhaft genug und die kleinen weißen Hände der

Greisfin spielten auf der schwarzen Decke und putzten die Agatdose.

An diesem gesegneten Morgen nun polterte es plötzlich ganz gewaltig im Vorzimmer, und lange, bevor das rothe Avertissement auf der Schwelle erscheinen konnte, flog die Thür auf, und mit zwei kleinen berben Jungen an der Schleppe plagte eine noch junge Dame herein, die zwar nicht schön, aber doch recht hübsch voll, roth und gesund aussah.

Die Küsterin hatte sich etwas erhoben und blickte ruhig dem herantobenden Sturme entgegen.

„Ma tante, ma tante!“ rief die junge Frau, „kennst Du mich noch? Ach! ich habe Dich so lange nicht gesehen!“

Es war was wie eine Thräne in dem aufgeregten Klange dieser Stimme.

Die Küsterin überließ ihre winzigen Händchen mit einer Art von Resignation den stürmischen Liebkosungen der Mutter, den schüchternen Küffen der Söhne.

„Oh, Berengaria!“ sagte die geistliche Dame freundlich, „meinst wirklich, daß ich Dich nicht erkennen würde, weil Du als Frau Sittichin ins Bergerstift kommst. Es ist ja gar nicht so lange her, daß Dich der schmude Dragoner als ein rechter Sittich hier umflatterte! Und das sind Deine Jungen, Frau Sittichin? Wie heißt Du, Du großer grauäugiger Junge?“

„Sittich von dem Bussche!“ antwortete der Knabe ehrenfest.

„Und ich heiße Leopold von dem Bussche!“ fuhr der kleinere dreister fort.

„Da hast Du einen schönen Namen,“ lachte die Küsterin, „der ist zu Euch von den Leheburen gekommen.“

„Ma tante, Du bist noch ganz so wie sonst,“ rief Frau Berengaria von dem Bussche, „und hier ist noch alles so wie sonst, auch der alte Pfeffer hat noch denselben rothen Rock!“

„Ja, ist denn das so lange her, daß Du hier warest?“ fragte die Stiftsdame lächelnd.

„Mein Gott, damals war ich ja noch Mädchen,“ rief Frau Berengaria, „und mein Sittich suchte sich unter tausend Vorwänden hier einzuschleichen!“

Der jungen Frau schienen die acht Jahre ein halb Jahrhundert, der alten Dame war's, als wäre es gestern gewesen.

Aber die Stiftsdame hatte außer dem rothen Dienstrepräsentanten doch auch wirkliche Diener zu ihren Befehlen, und eine Klingel rief alsbald eine Schaffnerin herbei, welche für die Unterbringung der Frau von dem Bussche und ihrer Knaben sorgte.

Kaum aber war für die Gäste geforgt, so stand auch schon wieder das rothe Avertissement auf der Schwelle und ließ sich zurückziehend, den Drossart eintreten.

„Ist Er es wirklich, Drossart?“ rief die Küsterin mit frohem Blicke, „das freut mich doch, daß ich Ihn noch gesehen habe. Er hat mir freilich geschrieben, daß Er heim kommen werde, aber in meinem Alter ist's doch nur ein Zufall, daß Er mich hienieden noch angetroffen hat; sei Er mir herzlich willkommen im alten Stifte!“

Die alte Dame reichte dem Drossart ihre Hand zum Kuß.

„Das ist doch ein seltsam Zusammentreffen,“ meinte sie lächelnd, ihre Dose putzend, „daß Er gerade heute kommt und meine Großnichte Berengaria auch, die ich vor acht Jahren, da Er seine Tour antrat, zum Besuch hier hatte. Erinnert Er sich noch? Er hat ja damals auch den Dragonerlieutenant gesehen, der jetzt ihr Eheherr ist; der hat längst quittirt, sitzt auf seinem Erbgute, und sie hat zwei derbe Jungen. Wichtig, des Bussche Oheim, der Plettenberg, hat mir ja die Empfehlungsbriege für Ihn nach Turin geschickt. Es freut mich recht, daß sie Ihn genügt, denn wie Er mir schrieb, hat der Fürst della Cisterna doch Werth auf des Generals von Plettenberg Empfehlung gelegt.“

„Gewiß,“ antwortete der Drossart, „auf diese Empfehlung hin wurde ich Lieutenant bei den Grenadiers zu Pferde.“

„Halt,“ sagte die Küsterin, „ich sollte Ihm nun wohl meine Glückwünsche bringen dazu, daß Er sardinischer Major und königlicher Kammerherr geworden ist; na, ich freue mich auch, daß es Ihm so gut geglüct ist, aber es ist mir doch auch lieber, daß Er nun als ein ordentlicher Mensch und ge-

machter Mann wieder zu uns zurück gekommen ist. Wir können hier Leute, wie Er einer ist, auch brauchen, und Ihre königliche Hoheit die Frau Fürstin-Abtissin rechnet schon sehr darauf, daß Er durch Seine diplomatischen Künste dem Stifte die braunschweigischen Lehnstücke wieder zu Wege bringen wird. Ich habe schon gehört, daß man Ihn als residirenden Minister in Hannover und Braunschweig, auch am Regensburger Reichstage bevollmächtigen wird. Es ist Ernst, Drossart, freilich wird Er dabei keinen Gewinn machen, denn Gehalt wird man Ihm nicht geben, man kann es ganz einfach nicht; aber man gibt Ihm damit eine Thätigkeit, welche Ihn in Verbindung mit der großen Welt setzt, man gibt Ihm einen Spielraum für Seinen Ehrgeiz.“

Wie ein Blitz schlug das ein; der Drossart hatte nämlich am ersten Tage nach seiner Heimkehr schon gesehen, daß neben dem alten Abjalom Turde kein Platz für ihn war, bei der Bewirthschaftung seines städtischen Grundeigenthums; daß alle seine Ackerbürgerphantasien hinfällig waren.

„Kann ich der Reichsabei irgendwie nützlich sein als Diplomat,“ antwortete der Drossart, „ich bin zu jedem Dienste gern bereit!“

Er war in diesem Augenblicke schon ganz Diplomat, denn er stellte seine Dienste sehr großmüthig in Aussicht, während er sich innerlich ganz begeistert schon fühlte für den diplomatischen Dienst der Reichs-Abtissin.

Jetzt bemerkte die Küsterin, daß der Drossart ein zusammengelegtes Blatt Papier in der Hand hatte.

„Ist das für mich?“ fragte sie lächelnd.

„Hochwürden Gnaden äußerten vor acht Jahren den Wunsch, etwas über die Familie der heiligen Pusinna, der Patronin unserer Münsterkirche zu erfahren; hier ist, was ich zu Chalons und Besançon in Frankreich und in andern Orten in Erfahrung bringen konnte.“

„Das hat Er nicht vergessen!“ rief das alte Fräulein lebhaft, „darnach hat Er gefragt und geforscht, Drossart? Er wird es weit bringen als Diplomat, denn durch die Erfüllung so kleiner nebenher abgelauschter Wünsche verbindet man sich die Menschen am festesten. Solche kleine Freundlichkeiten vergißt so leicht kein Mensch. Nun lese Er mir vor, was Er für mich so freundlich zusammengebracht hat.“

Der Drossart entfaltete das Blatt und las: „Die heilige Pusinna war eine edle Jungfrau fränkischen Geschlechts. Sie wurde im fünften Jahrhundert zu Berte, elf Lieues von Chalons, geboren; ihr Vater hieß Siegward, ihre Mutter Lutrudis. Sie wurde von dem Priester Eugenius an zehn Jahre unterrichtet. Der Bischof Sankt Alpen von Chalons weihte sie zum Dienste der Kirche. Zunächst diente sie ihrem sterbenden Vater. Sie liebte sehr die Einsamkeit, betete stets, befließ sich der Demuth, war liebevoll und mit allen christlichen Tugenden gezieret. Endlich wurde sie krank, ließ ihre Schwester Lutrudis zu sich kommen und obgleich sie seit sechs Tagen sprachlos gewesen, konnte sie bei deren Ankunft sofort wieder reden, da sie dann von den Ihrigen Abschied nahm, bald darauf ihren Geist aufgab und zu Bisanz begraben wurde. Nach Herford wurde der Leib der Heiligen gebracht am 24. Januar 860 auf Bestimmung Kaiser Karls des Großen. — Das ist alles, was ich habe in Erfahrung bringen können, lieb aber soll's mir sein, wenn etwas dabei ist, was Hochwürden Gnaden noch nicht gewußt haben!“

Die alte Stiftsdame war über diese Aufmerksamkeit des Drossarts mehr gerührt, als die Sache verdiente, und viele Tage lag das Blatt mit dieser Notiz vor ihr auf der seidenen Decke. Sie erzählte jedem, der sie besuchte, von der Aufmerksamkeit des Drossarts, das aber brachte dem letzteren große Anerkennung zu Wege bei den Stiftsdamen.

„Und wie hat Er das Seinige hier gefunden nach so langer Abwesenheit? Gut, ich weiß schon, aber weiß Er auch, wem Er das verdankt? Nicht etwa Seinem Lehmann, der ist ein ganz guter und ehrlicher Verwalter, aber einen rechten Ueberblick hat er doch nicht; nun, das verdankt Er lediglich Seiner Ruhme Salome, der Trozenburgin. Sie ist tüchtig, umsichtig, subtil auch. Ei! und was ist das für ein Prachtweib! Dros-



Dr. Heinrich Förster, Fürstbischof von Breslau.

sart, die sollte Er zur Frau nehmen, die paßt so recht für Ihn, auch äußerlich ein Riesenkind wie Er!"

Der Drossart wurde gar nicht verlegen, sondern sagte sehr ruhig und ernsthaft: „Ich habe auch schon daran gedacht, Hochwürden Gnaden!"

„Das lobe ich!" rief die Stiftsdame, welcher der Drossart immer besser gefiel, „nur lasse Er es nicht beim Denken bewenden, sondern mache Er sofort Ernst, lasse Er sich mit der großmüthigen Salome kopuliren, gehe Er als stiftlich herfordischer Minister nach Hannover oder Braunschweig, und mache Er ein hübsches Haus. Seine Mittel erlauben Ihm das ja, nach dem, was Er mir über Seine Turner Angelegenheiten geschrieben hat. Er wird es sicher nicht bereuen!"

„Ich mache gewiß Ernst!" sprach der Drossart und legte betheuernd die Hand aufs Herz, dann erhob er sich und grüßte die eben eintretende Frau von dem Bussche.

„Berengaria," rief die Küsterin heiter, „obwohl Du Dir nach acht Jahren hier ein Rendezvous mit diesem Herrn gegeben, so weißt Du wohl gar nicht, wer der Herr ist?"

„Oh! ich habe den Herrn Drossart nicht vergessen!" rief die angenehme Dame lächelnd.

„Aber der Herr Drossart," bemerkte die Stiftsdame mit Gewicht, „ist indessen Kammerherr Seiner sardinischen Majestät geworden und auch Major!"

„Das wundert mich weiter nicht," fuhr die Frau von dem Bussche scherzend fort, „ich habe ihm das und wohl noch mehr zugetraut!"

Der Drossart verbeugte sich dankend und erinnerte sich lächelnd des tiefen Eindrucks, den diese lachenden grauen Augen vor acht Jahren auf ihn gemacht.

Als die junge Edelbame hinauseilte, um einer gar zu laut werdenden Fehde zwischen ihren Söhnen ein Ende zu machen, beugte sich die Küsterin etwas vor und sagte leise: „Weiß Er, Drossart, daß ich neulich entdeckt habe, wie Sein seliger Vater ums Leben gekommen ist?"

„Und weiß Hochwürden Gnaden, daß ich den Marchese Rodofredo gefunden habe?" fragte der Drossart hastig dagegen.

„Der ist aber des Todtschlags an Seinem Vater nicht schuldig!" bemerkte die Stiftsdame bestimmt.

„Oh, davon bin ich lange überzeugt," sagte der Drossart, „Fürst dal Pozzo della Cisterna, der große Edelmann in Turin, mein treuer Gönner hieß in seiner Jugend, bevor er Fürst wurde, Marchese Rodofredi."

„Nun, und Sein Vater," fuhr die Küsterin fort, „ist weder durch Selbstmord noch durch Mordmord gefallen, er ist im Duell erlegt worden. Es ist mir lieb, daß ich Ihm das sagen kann, denn ich weiß, daß es Ihm lieb sein wird, es zu erfahren. Ich für meine Person kann freilich keine besondere Verschiedenheit sehen, er ist durch Gottes Zulassung gestorben, so oder so, macht nicht viel Unterschiede, Selbstmord freilich wäre etwas anderes, daran hat freilich niemand gedacht. Nicht einmal sein Freund, der alte Larkenspar; hat doch nun auch sterben müssen, ganz wie alle Dummköpfe, und kam sich doch immer so mächtig klug vor."

Dem guten Larkenspar trug das Fräulein von Ledebur seinen kleinen Groll noch nach über Grab und Tod hinaus. Er hatte ja — nicht sie, das hätte sie kaum bemerkt, oder doch sehr bald verziehen — ihr Stift verlegt.

„Wenn Er dort in das Nebenzimmer gehen will, so liegt dort auf dem Fenstertische ein an mich adressirter Brief, ich habe Seinen Namen darauf geschrieben und ein Kreuz daneben gemalt; den Brief kann Er sich mitnehmen. Er ist vor vielen, vielen Jahren, als ich mal verreist war, hier angekommen und uneröffnet mit anderen Papieren verkrant worden. Vor etwa sechs Wochen suchte ich ein Altkleid durch, dabei fiel mir derselbe in die Hände. Kann nicht finden, daß wir sonderlich viel verloren hätten dadurch, daß dieses Schreiben verlegt

wurde. Ist vielleicht recht gut, daß es also gekommen. Jetzt kann Er gehen, Drossart, denn die Frau Sittichin und ihre zwei kleinen Sittiche lassen uns doch zu keinem ruhigen Gespräch kommen. Besuche Er mich am Freitag Morgen wieder, ich denke, daß ich Ihm dann schon Bestimmteres über Seine diplomatische Mission werde sagen können. Ihre Durchlaucht, die Frau Coadjutorin haben sich zu morgen bei mir anmelden lassen. Vergesse Er Seinen Brief nicht. Sans adieu!“

Der Drossart leistete seine Verbeugungen zur Zufriedenheit der alten Dame, fand im Nebenzimmer einen Brief mit sehr verbläster Adresse, über welche die Küsterin mit zitternder Hand geschrieben hatte: „Pour monsieur le Drossart!“, steckte ihn zu sich und ging davon. (Schluß folgt.)

## Deutsche Bischöfe.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

### III. Dr. Heinrich Förster, Fürstbischof von Breslau. (Mit Porträt auf S. 381.)

Unter den Lebensbildern hervorragender deutscher Bischöfe beansprucht das des Fürstbischofs von Breslau schon deshalb ein besonderes Interesse, weil sein Bisthum das größte in Europa ist und unmittelbar unter dem Papste steht. In Preußen und Oesterreich gelegen, erstreckt es sich von der Ostsee bis an die Karpaten und umfaßt mehr als 1½ Millionen Katholiken. Aber auch seiner Person nach gehört Dr. Förster jedenfalls mit zu den bedeutendsten Erscheinungen im deutschen Episcopat.

Am 24. November 1800 in Großglogau als der Sohn eines Malers geboren, besuchte er das dortige Gymnasium und wurde dann auf der Universität zu Breslau namentlich durch den als Homileten ausgezeichneten Derefer veranlaßt, sich ganz der Kanzel zu widmen. Seine große Begabung hierzu zeigte sich schon, als er, kaum 25 Jahre alt, als Kaplan in Liegnitz angestellt wurde mehr aber noch in Landeshut, wo seine Predigten gern auch von Protestanten gehört wurden, um so mehr, als er schon damals durch Milde und Wohlthätigkeit, durch wissenschaftliche Bildung und Kunstsinne seine Umgebung zu gewinnen wußte und die damalige Zeit noch ein friedliches Nebeneinanderwohnen der Konfessionen gestattete. Wer möchte es heute für möglich halten, daß der erbitterte Gegner des Kultusminister Dr. Falk mit dem Vater und Großvater desselben damals in dem innigsten und freundschaftlichsten Verkehr stand und letzterem sogar die Leichenrede hielt, die ihrer Vortrefflichkeit wegen im Druck erschien. Diese Freundschaft hatte solchen Bestand, daß noch bei der Ernennung des jetzigen Kultusministers der Fürstbischof ihn telegraphisch begrüßt haben soll mit den Worten: „Ehre sei dem Sohne wie dem Vater in demselben Geiste!“

Nachdem er im Jahre 1837 als Domherr, erster Domprediger und Inspektor des fürstbischöflichen Alumnats nach Breslau berufen wurde, strömten nicht bloß Evangelische und Katholiken in großen Scharen in den Dom, um sich an seinen Predigten zu erbauen, sondern er trat auch bald in innigen Verkehr mit dem Professor der evangel. Theologie und späteren General-superintendenten Dr. Hahn. Seine Anlehnung an vorzügliche Muster evangelischer Kanzelberedsamkeit soll sich sogar oft zu wortgetreuen Reproduktionen derselben gesteigert haben. Als in den zwanziger Jahren in dem jüngeren schlesischen Klerus sich ein reformatorischer Geist zeigte, welcher Einführung der deutschen Messe, Vereinfachung des Ritus und Abschaffung des Celibats forderte, brachte auch Förster im innigen Anschluß an die beiden Brüder Theiner demselben lebhafteste Sympathien entgegen; erst als nach Ausstellung des „heiligen Kodex von Trient“ im Jahre 1844 der Christkatholicismus auftauchte und mit dem berechtigten Protest gegen das abergläubische Unwesen zugleich an den Fundamenten der Kirche — nicht bloß der römisch-katholischen — zu rütteln begann, da entbrannte sein Eifer zum Schutze der Kirche und verband er sich mit dem scharf dialektischen Kanonikus und Professor Dr. Walzer zur Bekämpfung der Irrlehren, wiewohl letzterer ein offener Anhänger des Hermesianismus war, welcher bekanntlich die Dogmatik der römisch-katholischen Kirche mit Hilfe

der kritischen Philosophie als wahr zu beweisen suchte und im Jahre 1835 durch ein päpstliches Breve als kaiserlich verurtheilt wurde. Eine Predigt: „Der Feind kommt, wenn die Leute schlafen“ erlebte zehn Auflagen und war der Anlaß zu einer Reihe von Streitschriften. Muthig und ausdauernd ward er mitten in den furchtbaren kirchlichen und politischen Stürmen des Jahres 1848 immer mehr ein hervorragender Streiter für die katholische Kirche, um ihr „endlich den ihr gebührenden Antheil an Recht und Freiheit, der ihr zum großen Unsegen der Völker schon so lange und so hartnäckig vorenthalten worden, zu gewinnen.“

Gefürchtet von den Gegnern, hoch gefeiert von den Sinnesgenossen, war er ein treuer Gefährte des Fürstbischofs Cardinal Melchior v. Diepenbrock, begleitete ihn in die deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. und vertrat ihn auf der Synode deutscher Bischöfe zu Würzburg, aus welcher die Denkschrift hervorging, in der die Trennung der Kirche vom Staate als nicht in dem Willen der Kirche liegend dargestellt, wohl aber Freiheit und Selbständigkeit in Lehre und Erziehung, in Kultus und Verwaltung, in der Bildung des Klerus und dem unbeschränkten Verkehr mit Rom gefordert wurde. Am 19. Mai 1853 ward er nach Diepenbrocks Tode dessen Nachfolger und schrieb bald darauf sein sehr populär gemordenes Lebensbild, welches in edler und warmer Begeisterung von seinem innigen Verhältnisse zu diesem vortrefflichen Manne Kunde gibt.

Am 18. Oktober durch den Cardinal Fürst-Erzbischof von Prag, Friedrich Fürst Schwarzenberg consecrirt und inthronisirt, ward er schon im folgenden Jahre vom Papst Pius IX zu seinem Hausprälaten und Thronassistenten ernannt.

Da er mit dem ihm noch befreundeten Walzer, wie Fürst Schwarzenberg, den Lehren Günthers anhing, welcher in geistreicher Weise die sinnlichen Aufstellungen des Katholicismus zu idealisiren suchte, so wurde er von vielen Seiten mit großer Freude begrüßt. Als aber Rom über Günthers Lehre den Stab brach, offenbarte sich sofort, wie der Gehorsam gegen Rom ihm die erste Pflicht sei. Walzer wurde desavouirt, von seinem Amte als Professor der Universität entsetzt, und es entspann sich ein Streit mit der Breslauer katholisch-theologischen Fakultät, in welchem die Regierung in ihrer damals noch maßgebenden Scheu vor einem Konflikte mit der römischen Kurie wohl nicht genugsam die Rechte der Facultät schützte. Auch mit dem jetzigen Bischof der Altkatholiken, Dr. Reinkens, welcher zum Breslauer Universitäts-Jubiläum im Jahre 1861 durch seine Festschrift „Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Diadrina mit der Leopoldina“ großen Anstoß erregt hatte, fehlte es schon damals nicht an heftigen Reibungen.

Andererseits hielt es der Fürstbischof aber für seine Pflicht, durch Gründung von Vereinen, Instituten, geistlichen Orden etc. das katholische kirchliche Leben in Schlesien mit großer Energie zu stärken und zu kräftigen, den gesammten Klerus in seinen Hirtenbriefen und bei sonstigen Veranlassungen an seine Pflicht zu erinnern, in den gemischten Ehen und in der Armenpflege der katholischen Kirche Seelen zuzuführen. Es läßt sich nicht leugnen, daß er für kirchliche Zwecke auch die größten persönlichen Opfer nicht scheute, die ihm freilich durch seine bedeutenden Einnahmen (namentlich aus der in Oesterreich-Schlesien

belegenen Herrschaft Johannisberg) wesentlich erleichtert wurden. Im Jahre 1865 begann er ganz aus eigenen Mitteln mit einem Aufwand von 300,000 Thalern außer einem bedeutenden Fonds zur Unterhaltung des Pfarrsystems den Bau der erst am 8. November 1871 feierlich eingeweihten St. Michaeliskirche, eines vollendeten Musters reinster und reichster gothischer Bauart mit zwei hohen und doch überaus zierlichen Thürmen, deren Konstruktion allerdings von dem Architekten so kühn entworfen war, daß der eine derselben im Jahre 1869 mit einem gewaltigen Krach in sich zusammenstürzte und die ihn umgebenden Gerüste — ein Grausen erregender Anblick — derart mit sich fortriß, daß die Balken wie ein unentwirrbares Knäuel hoch in die Luft hineinragten, so daß sie nur unter den allergrößten Gefahren entwirrt werden konnten. Nachdem im Jahre 1867 als Mittelpunkt für die mannigfachen Arbeiten der Inneren Mission in Breslau das evangelische Vereinshaus gegründet war, wurde bald darauf vom Fürstbischof ein großes schönes Gesellschaftshaus, „die Humanität“ genannt, für 60,000 Thaler erworben und zu einem St. Vincenz-Hause umgestaltet. Doch hielt ihn diese außerordentliche Fürsorge für die ihm besonders am Herzen liegenden nächsten kirchlichen Zwecke nicht ab, auch andere wohlthätige Bestrebungen, ohne Unterschied der Konfession, in freigebigster Weise zu unterstützen und seiner hohen Stellung entsprechend, sich in mannigfachster Weise als Beförderer von Kunst und Wissenschaft zu zeigen. — Ueber sein häusliches Leben fehlt uns nähere Kunde; so oft wir ihn aber in seiner einfachen Equipage oder früher fast täglich auf der Promenade, gefolgt von dem Livreebedienten, in eifrigem Gespräch mit seinem stetigen Begleiter, dem Kanonikus Gleich, oder auf der jährlich sich wiederholenden Assemblée bei dem kommandirenden General sahen, hatten wir stets den Eindruck, daß der würdige Greis in seinen Silberhaaren von untersepter Statur und mit freundlicher milder Miene, aber zu Zeiten auch mit flammendem Auge und lebhaftester Gesticulation kein anderes Ziel im Auge habe, als seine ihm ans Herz gewachsene Kirche zu bauen, zu pflegen, zu schützen, und wenn nöthig, um dieselbe zu eifern.

So brach das verhängnisvolle Konzilsjahr herein. Bangen, schweren Herzens zog er nach Rom, denn er wußte, was dort im Werke war, und daß die furchtbarsten Stürme über die Kirche herein brechen mußten, wenn die Kurie es wagte, mit dem Unfehlbarkeitsdogma dem Staate den Krieg zu erklären. Der Verlauf des Konzils, auf dem Förster zur Opposition gehörte, ist bekannt. Die opponirenden Bischöfe wurden immer mehr zu Gefangenen; wurde doch dem greisen Breslauer Fürstbischof ein kurzer Urlaub versagt, um seine durch die inneren Kämpfe, sowie durch die Fieberdünste und die Hitze Roms angegriffene Gesundheit in dem schönen Neapel wieder zu kräftigen, ja als aus seiner Diocese eine Schar von Ultramontanen in einer an den Papst gerichteten Adresse der Unfehlbarkeit zuzuschützen, wurde er — der Gegner der Infallibilität — beauftragt — sei es aus Taktik oder aus Hohn — dieselbe mit dem päpstlichen Segen zu beantworten. Inzwischen entbrannte der Kampf in seiner heimischen Diocese immer heftiger. Die von Ultramontanen gegründeten „Hausblätter“ überschütteten mit dem furchtbarsten Fanatismus die Breslauer theologische Facultät mit Hohn und Schmähung. Am Geburtstage des Königs schwiegen sie völlig über dies dem Vaterlande so theure Fest, und als das Domkapitel ein mißbilligendes Schreiben an das Komitee der Redaktion sandte, kam es zu einem völligen Bruch. Als aber der Kaplan Fänsch in Siegnitz sich öffentlich gegen die Infallibilität erklärte und sich darauf berief, daß er nicht wenige Gefinnungsgenossen habe, suspendirte das Generalvikariat ihn und erließ an den Klerus Schlesiens eine Warnung vor vermessenen Urtheilen und eine Mahnung zu unbedingtem Gehorsam gegen das kirchliche Oberhaupt in Rom. Auch dort beugte sich, wie bekannt, die opponirende Minderheit, wenn auch mit Zähneknirschen! Auch Förster widerstand nicht, wiewohl er noch von Rom aus im tiefsten Unmuth schrieb: „Was ich seit einem Jahre gelitten, und welche Bitterkeiten und Kränkungen ich still habe müssen hinnehmen, ist Gott allein bewußt.“

Raum zurückgekehrt, sandte er nach Rom die Bitte, sein Amt niederlegen zu dürfen, und sprach sich in einem Hirtenbriefe zur Motivirung dieses Gesuchs folgendermaßen aus: „Längst haben wir uns mit diesem Vorjag getragen, davon werden alle Zeugniß geben können, welche im täglichen engeren Verkehr mit uns stehen, wobei wir allerdings nicht leugnen wollen, daß schmerzliche Erfahrungen, die wir in der letzten Zeit haben machen müssen, daß namentlich ein ungeführtes, vorgreifendes, aufregendes Eifern auf der einen und ein unfrommes, hochmüthiges, auflehndes Vorgehen auf der anderen Seite unseren Entschluß zur Ausführung gebracht haben, weil unter solchen Verhältnissen eine heilvolle Verwaltung unmöglich gemacht wird. Falls der Papst seinen Willen dahin ausspricht, daß wir trotz unseres Alters und unserer Kränklichkeit und Schwäche in unserem Hirtenamte verbleiben sollen, so werden wir uns mit dem Gehorsam, dem wir mit Wissen und Willen nie untreu geworden sind, in Demuth unterwerfen, die Stimme Gottes ehren, und unsere heißersehnte Ruhe dem Wunsche unserer theueren Diocese zum Opfer bringen. Sollte aber der Papst unserer Bitte nachgeben und uns der Verantwortlichkeit und der Bürde des Oberhirtenamtes entheben, die wir nun bald 18 Jahre getragen haben, so wird man uns wohl die langersehnte Ruhe am Spätabend des Lebens gönnen.“

Der Papst aber nahm das Demissionsgesuch des Fürstbischofs nicht an, welcher dieses in einem neuen Hirtenbriefe dem Klerus seines Sprengels mit folgenden Worten meldete: „So schwindet denn die langgenährte Hoffnung auf einen stillen ruhigen Lebensabend; wir müssen in unserem Alter zu neuer Arbeit und neuem Kampfe uns aufmachen. Die Zukunft liegt wie ein drückender Berg auf meiner Seele, und ich muß den Gedanken, daß Gott alles so gefügt hat, recht fest halten, wenn ich im Gefühle meiner Ohnmacht und Untüchtigkeit nicht in eine bittere Flut versinken will.“ Und der Kampf entbrannte mit aller Macht nach innen und nach außen.

„Professor Reinkens begann,“ um seine eigenen Worte aus einem Briefe an den Verfasser zu gebrauchen, „seine Arbeiten zur Bekämpfung des neuen großen Unheils, welches durch die vatikanischen Dekrete vom 18. Juli 1870 über die katholische Kirche gekommen, bis dieselben bekanntlich in der Bildung einer altkatholischen Kirche und in seiner Wahl zum Bischof derselben den Abschluß der ersten Phase erreichten.“

Dr. Balzer widmete sich, von schwerem Krankenlager kaum erstanden, gleichfalls mit warmer Theilnahme der Reformbewegung. Auch der Religionslehrer des katholischen Mathiasgymnasiums, Dr. Weber, sowie die übrigen Lehrer dieser Anstalt erklärten sich gegen die Infallibilität. Der Fürstbischof antwortete mit der Exkommunikation, doch gelang es ihm nicht, damit auch der Humor in dem bittersten Ernste nicht fehle, das betreffende Dekret in die Hände des Dr. Reinkens zu bringen: die Boten kamen stets unverrichteter Sache zurück; dem Briefträger gegenüber verweigerte der Adressat die Annahme des rekommandirten Schreibens, das Stadtgericht, welchem zugemutet werden sollte, den Exkommunizirten zu einem Termine behufs Annahme der Exkommunikation zu citiren, erklärte sich hierzu nicht kompetent.

Und nun ermannte sich auch bekanntlich der Staat. Fürst Bismarck sprach das große Wort: „Nach Canossa gehen wir nicht.“ Die Exkommunizirten wurden in ihren Staatsämtern gelassen und geschützt. Der altkatholische Pfarrer v. Richtigshofen ward zum Domherrn in Breslau ernannt, und, als er von Dr. Förster exkommunizirt wurde, dem Domkapitel eröffnet, daß kein Beschluß desselben rechtlich anerkannt werden würde, wenn nicht Herr v. Richtigshofen rits zu der betreffenden Sitzung eine Einladung erhalten habe. Mit den Maßregeln des Jahres 1872 warf der Staat dem Ultramontanismus mit ganzer Energie den Fehdehandschuh hin, und die deutschen Bischöfe und ihnen voran der greise Förster hoben ihn mit derselben Energie auf. Ein Pfarramt nach dem andern wurde vom Fürstbischof besetzt, ohne dem Oberpräsidenten die gesetzmäßige Anzeige zu machen, das Gericht erließ eine Citation nach der andern zu seiner Verantwortung, doch er erschien nicht; in contumaciam ward er zu einer Geldstrafe nach der andern

verurtheilt, doch er zahlte sie nicht; und als vor wenigen Wochen dieselben die Höhe von vielen tausend Thalern erreicht hatten, kam die Exekutionskommission und pfändete das ganze erzbischöfliche Palais aus. Aus dem Stalle wurden die Pferde, aus der Remise die Equipagen, aus den Salons die kostbaren Delgemälde, aus der Bibliothek die Bücher, aus der Schlaf- und Studirstube die Möbel und Hausgeräthe, aus der Kapelle das Betpult und die Heiligenbilder genommen; nur als auf dem Hausflur auch an eine thönerne Statue der heiligen Jungfrau die Hand gelegt werden sollte, stürzte dieselbe in sich selbst zusammen, und der Portier rief triumphirend aus: „Die Mutter Gottes läßt sich nicht pfänden.“

Am folgenden Sonntage aber versammelten sich das gesammte Domkapitel und die hervorragenden Männer unter den Ultramontanen in den öden Räumen des Palastes und zogen, gefolgt von großen Scharen des Volkes, in feierlicher Prozession mit dem greisen Kirchenfürsten in die Kreuzkirche, um nach Pfändung der Equipage „den ersten Kirchgang zu einem Triumphzuge des Märtyrers zu machen.“

Es ist ein gewaltiges Drama, welches sich in dieser kurzen Skizze vor unseren Augen entrollt hat; vier Akte sind bereits vorüber: als die Oppositionsbischöfe in geschlossener Phalanx sich gegen die vom Jesuitismus geschaffene Unfehlbarkeit zusammen thaten und in den Reden Strofmeiers, Hefeles und Schwarzenbergs ihr erschütterndes „Caveant consules“ riefen,

schloß der erste Akt. Als dieselben Bischöfe geknechtet und unterjocht an den Stufen des Stuhles Petri lagen, war der zweite Akt vorüber; im dritten Akte beschwört der tief gebeugte Greis, des Kampfes müde, den heiligen Vater, er möge ihn seines Amtes entbinden und ihm einen friedlichen Lebensabend schenken, aber der Herr der ecclesia militans versagt den Frieden und gebietet neuen Kampf; im vierten Akte nimmt der gehorsame Sohn der Kirche den Kampf aufs Messer mit dem Staate auf bis zur Höhe des Martyriums; der fünfte Akt liegt noch verschlossen vor uns, aber bald wird der Vorhang sich öffnen und uns den Schluß des erhabenen Schauspiels bringen. Was aber dieser Schluß sein wird, welcher noch so scharfsichtige Beobachter der Gegenwart möchte dafür ein Prognostikon stellen?

Wird die Hierarchie sich dennoch endlich beugen vor dem mächtigen Staate? Oder wird der Staat gezwungen werden, den Rückzug anzutreten und doch noch in Canossa landen? Wir wissen es nicht, aber eins wissen wir, was uns einst Herr v. Mühlner vor Antritt seines Ministeriums als Resumé einer vertraulichen eingehenden Schilderung der damaligen politischen und kirchlichen Zustände Deutschlands sagte: „Hominum stultitia et Dei providentia regitur mundus,\*“) und bei diesem Dei providentia wollen wir getroßt bleiben!“ v. C.

\*) Durch die Thorheit der Menschen und durch die Vorsehung Gottes wird die Welt regiert.

## Am Familientische.

### Vom Metall unserer neuen Groschen.

Gold, Silber und Kupfer, diese drei Metalle sind seit alter Zeit fast überall zur Herstellung von Münzen benutzt worden und sind allgemein bekannt und gekannt; weniger dürfte sich diese Kenntniß auf die Münzen von Nickel erstrecken. Nur die Schweiz und Belgien haben bis jetzt das eben genannte Metall in einer Legirung (Metallmischung) zu Geldstücken verwendet.

Auch uns Deutsche hat das Jahr 1874 bei seinem Einzuge unter anderem Guten und Nützlichen mit einem neuen Geldstück erfreut, das aus diesem immerhin seltenen und wenig besprochenen Stoffe geprägt ist. Wir lassen deshalb einige Bemerkungen von allgemeinem Interesse darüber folgen.

Die Zeiten liegen noch gar nicht so fern, wo der Bergmann in seinem Schachte von dem Thun und Treiben der Berggeister guter und böser Art vollkommen überzeugt war; auch heutigen Tages werden in einzelnen Gegenden von dem Wesen solcher unterirdischen Wesen gar abenteuerliche Geschichten erzählt. Nickel und Kobold wurden sie genannt, die in böswilliger Schadenfreude das Silber beim Schmelzen in den vermeintlichen Silbererzen zu Schanden machten und aus ihnen verschwinden ließen; und so ist es gekommen, daß im Laufe der Zeit jene scheinbar werthlosen Erze und Hochöfenschladen spöttischer Weise mit dem Namen der Erdgeister belegt wurden, welche Schuld an dem Mißlingen der sauren Arbeit und der geträumten Ausbeute der armen Bergleute sein sollten.

Das Jahr 1751 zerstörte theilweise jenen Aberglauben, indem es Cronstedt und Bergmann gelang, aus diesen allmählich verachteten Silbererzen ein neues Metall ans Licht zu fördern. Zur Beruhigung der geängstigten und gequälten Gemüther legten sie ihm wirklich den Namen Nickel (Niccolum) bei. Zwei Jahre später (1753) entdeckte Brandt darin ein anderes Metall und nannte es seinem Vorgänger gemäß Kobold, resp. Kobalt (Cobaltum). Schneeberg im sächsischen Erzgebirge ist der Ort, welcher lange Zeit auf Grund dieser trügerischen Erze hin für besessen von bösen Berggeistern galt. Jetzt ist glücklich der Zauber gebannt, und die Ausbeute jener Erzerze bildet unumkehrbar einen nicht unbedeutenden und Gewinn bringenden Handelsartikel.

Wenngleich die Entdeckung des genannten Metalles (Nickel) in Europa lange auf sich hat warten lassen, so braucht man deshalb nicht zu glauben, daß das Metall nicht, so zu sagen, schon in grauen Zeiten gekannt war. Die Chinesen haben bereits seit Jahrhunderten eine silberweiße Metallmischung unter dem Namen „Pachong“ in den Handel gebracht; aber erst im Jahre 1776 unternahm man sich der Mühe, dieselbe in ihre einzelnen Bestandtheile zu zerlegen, wobei sich die Gegenwart von Nickel unzweifelhaft herausstellte.

Wie schon angedeutet, findet sich das Metall hauptsächlich in Gesellschaft von anderen Erzen, besonders von Kupfer, Arsen, Eisen und Antimon. Durch einen Scheidungsvorgang von recht zusammengesetzter Art muß es von ihnen getrennt werden. Gediegen, d. h. als reines Metall hat man es bisher nur angetroffen in den Meteorsteinen, jenen

feurigen Gebilden, die von Zeit zu Zeit aus dem unendlichen Himmelsraume mit gewaltigem Sausen auf unsere Erde niederfallen, und an deren Erscheinen sich manche böse Prophezeiung knüpft.

Unsere neuen Groschen mit dem Gepräge „10 Pfennige“ bestehen jedoch nicht aus reinem Nickel; als solches ist seine Farbe ein schmutziges Weiß mit einem Stiche ins Gelbliche. Sie sind vielmehr ein Metallgemisch von Kupfer und Nickel. Daher kommt es auch, daß die genannten Geldstücke beim Lichtscheine einen ins Röthliche spielenden Schimmer durchblicken lassen. Der Klang der Münze darf nur einigen Anspruch auf die Bezeichnung „glockenhell und silberrein“ machen.

Von den Eigenschaften des Nickels sei hier nur so viel gesagt, daß dieselben in vieler Beziehung denen des Eisens ziemlich nahe kommen. Wie das Eisen, so werden auch seine Genossen Nickel und Kobalt vom Magnet angezogen. Dieses eigenthümliche Verhalten gab Veranlassung, die drei genannten Metalle als „magnetisches Reebblatt“ zu bezeichnen, um so mehr, als sich alle drei vereint im Meteorereisen vorfinden. Daß man das Nickel technisch vornehmlich zur Darstellung von Neusilber (Argentan) und Alfenide verwendet, sei beiläufig erwähnt. Ob aber durch die gegenwärtige Verarbeitung desselben zu Münzen die Preissteigerung herbeigeführt werden wird, welche einzelne sorgenschwere Fabrikanten in wohlmeinendem Interesse befürchteten, dürfte wohl fraglich sein. Freuen wir uns immerhin, daß wir, mit oder ohne Nickel, ein einheitliches Münzsystem im deutschen Reiche haben.

Dr. A. Franz.

### Briefkasten.

Herrn A. T. in M. Wenden Sie sich wegen Braßiens an Herrn Dr. Henry Lange, Geograph in Berlin. — E. S. Carlsruhe. Für die Ergebnisse Ihres hochschwarzen Käshens „Murettchen“ haben wir keinen Platz. — W. e. in Hamburg. Im Briefkasten No. 4 finden Sie eine ausführliche Antwort auf Ihre Anfrage wegen des Kunstgewerbevereins in München. — Fr. Melanie L. in Erfurt. Uebersetzungen aus fremden Sprachen sind durchaus von unserem Blatte ausgeschlossen. — Herr A. S. in L. Das parlamentarische Handbuch für den Preussischen Landtag (Ausgabe für die XII. Legislaturperiode des Preussischen Landtages, Berlin 1874. Fr. Fortkamp), dem ein zweites für den deutschen Reichstag in Kürze folgen wird, enthält alles, was Sie wünschen: im ersten Theile die Gesetzgebung und Staatsverwaltung, im zweiten Theile alles Specielle über die beiden Häuser des Landtages, Verzeichniß der Mitglieder, biographische Nachrichten, die Geschäftsordnung u. s. w.

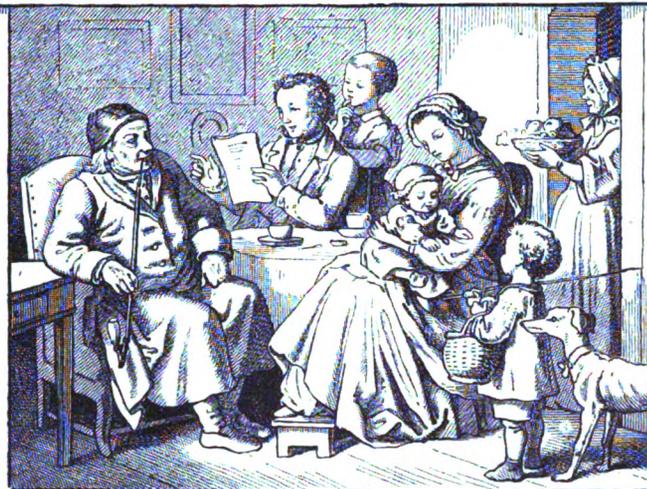
No. II des Artikels: „Der Festungskrieg der Zukunft“ wird in No. 25 erscheinen.

**Inhalt:** Das grüne Thor. Roman von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — Der deutsche Kronprinz auf der Auerochsenjagd. Von D. Hoffmann. Mit Illustration von C. Reclin Sohn. — Der Droschkar von Beht. Roman von George Hefel. (Fortsetzung.) — Deutsche Bischöfe. III. Dr. Heinrich Förster, Fürstbischöf von Breslau. Von v. C. Mit Portrait. — Am Familientische: Vom Metall unserer neuen Groschen. Von Dr. A. Franz. Mit Abbildung.

### Fehlende Anfangsnummern der Quartale betreffend.

Wenn bei der Post erst in den letzten zwei Tagen vor Beginn eines neuen Quartals oder noch später abonniert wird, so liefert die Post nur die von da ab erscheinenden Nummern, die vorher erschienenen dagegen nur auf besonderes Verlangen gegen eine Extrabestellgebühr von 1 Groschen. Wir liefern der Post in allen Fällen solche Anfangsnummern gratis, jede Postanstalt ist also verpflichtet, dieselben gegen 1 Groschen Bestellgebühr gratis nachzuliefern.

# Dahheim



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 21. März 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. № 25.

## Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

V.

Der Professor schlug den ersten Querveg ein, der ihn in den Thiergarten führte, und verfolgte denselben eine Strecke lang ohne bestimmte Absicht. Dann wandte er sich aber der Chaussee zu, winkte der ersten Droschke, die leer nach der Stadt zurückfuhr, und dirigierte sie nach einem Hause der Charlottenstraße. Dort wohnte seine Mutter.

Er erfuhr von der alten Hanna, die ein Mittelglied zwischen Dienerin und Freundin würdig repräsentirte — sie war früher Choristin und dann lange Zeit Garderobiere gewesen — daß ihre Herrin im Theater sei. Ob er sie nicht hier erwarten wolle? fragte sie, indem sie die Thür zu dem kleinen hübschen Salon öffnete. Aber die Unruhe trieb ihn fort, er hätte es jetzt im Zimmer keine halbe Stunde ausgehalten. Wahrscheinlich werde er noch einmal vorsprechen, sagte er, wenn es nicht zu spät werde, sie solle nur grüßen. Er ging dann langsam durch die Straßen bis zu den Linden und dem Opernhause zu. Es fiel ihm ein, daß er seine Mutter dort erwarten könne.

Er hätte sich schwerlich darüber Rechenschaft zu geben gewußt, weshalb er sie heute noch sehen müsse, aber daß er sie sehen müsse, stand darum nicht weniger fest. Zu sagen hatte er ihr eigentlich nichts, denn was jetzt alle seine Gedanken füllte, davon sollte vorläufig zwischen ihnen nicht gesprochen werden. Aber es war ihm Bedürfnis, mit seinem vollen Herzen nicht allein zu bleiben, wenn er es auch nicht ausschütten konnte und wollte, und auf der ganzen Welt lebte ihm kein Mensch, der ihm so nahe stand, wie seine Mutter. Er machte sich Vorwürfe, daß er sie in letzter Zeit vernachlässigt habe, und meinte jetzt das Versäumte nicht schnell genug nachholen zu können. So schritt er vor dem Hause auf und ab, von Zeit zu Zeit nach dem Ausgange hinschauend, ob sich dort schon Menschengewühl zeige.

Er bedachte, ob seine Mutter sich einen Wagen werde nachbestellt haben. Er wußte, daß sie lieber fuhr als ging,

aber in der theuren Stadt ökonomisch alle nicht unumgänglich notwendigen Ausgaben vermied. Zu den unumgänglich notwendigen gehörte die Oper, um so mehr sollte aber hintennach gespart werden — sicher gab's auch zu Hause das spärlichste Abendessen, und er hatte keine Einladung zur Theilnahme daran zu gewärtigen. Es war das entschieden ein mütterlicher deutscher Zug der edlen Signora Camilla Bellarota, über den ihr Sohn mit seiner noch stärkeren Mischung germanischen Blutes innerlich lachen mußte, wenn er sich auch hütete, seine Beobachtungen laut werden zu lassen. Heute drängte es ihn, ihr irgend eine besondere Liebe zu erweisen. Hätte er auch die besten Beweise dafür gewünscht, daß dieses Gefühl, ungleich anderen Schätzen, sich durch Theilung nicht vermindere, wenigstens dann nicht, wenn es grundverschiedenen natürlichen Richtungen folge; so traute er doch diesmal lieber dem instinktiven Triebe, als dem philosophischen Raisonement. Verlor irgend jemand deshalb etwas, weil er „liebte“, so konnte es ja nur seine Mutter sein, die bisher keine Rivalin gehabt hatte.

Er fürchtete nicht, sie in dem Schwarm des sich hinausdrängenden Publikums zu verfehlen. Sie hatte ihre unschuldige Freude, wenn auch nicht an auffällender Kleidung, so doch an lebhaften Farben, und trug gewöhnlich ein Tuch von feinstem rother Wolle, das weithin leuchtete. Auch überragte sie die meisten andern Frauen um einige Zolle und hatte von ihrem Auftreten auf der Bühne her einen unverwechselbaren Schritt. Ihr Sohn hätte sie aus Hunderttausenden heraus erkannt, ohne ihr Gesicht zu sehen. So schaute er denn diesen Abend nur aufmerksamer hin, wenn sich etwas Rothes blicken ließ, und verfehlte auch wirklich seine Dame nicht. Der schmuckste Fiaker, den er in der langen Wagenreihe hatte ausfindig machen können, hielt schon wenige Schritte zur Seite, seines Winkes gewärtig.

Camilla lachte ihm freundlich zu, als sie sich von dem

dichten Zuge der Passanten trennte, um seitwärts freien Weg zu gewinnen, und den Professor da mit abgezogenem Hut, sonst freilich gar nicht bedientenmäßig, stehen sah, und grüßte mit der Hand, in der sie noch den Fächer und das Opernglas hielt. Er rebete sie in ihrer Vatersprache an und lud sie zum Wagen ein. Diese Aufmerksamkeit entlockte ihr keine Bemerkung, sie war dergleichen wohl von ihrem Sohne gewöhnt; sie nahm vielmehr sogleich mit einer graziösen Wendung seinen Arm. „Warum hast Du mir nicht sagen lassen,“ fragte er, „daß Du heute die Oper besuchen wolltest? Ich glaubte, so über die Saisson hinaus, und nachdem unsere Primadonnen bereits längst ihren Urlaub angetreten haben —“

„Ich liebe diese Oper,“ unterbrach sie lebhaft, „und sang selbst oft genug darin. Auch prüfe ich gern einmal unsere zweiten Kräfte, die einer andern Bühne noch immer zur Bierde gereichen würden. Ich weiß aus Erfahrung, welche schmerzliche Ungerechtigkeit in ihrer Zurücksetzung gegen die von der Intendanz und vom Publikum begünstigten Sterne ersten Ranges liegt, deren Glanz nicht einmal immer ganz echt ist. Man erfreut sich gern einmal rücksichtslos an einer vorzüglich schönen Stimme, aber dann muß auch ein andermal wieder der Oper als solcher ihr Recht werden, und sie läßt sich jedenfalls besser gesehen bei einem untadelhaften Ensemble. Ich bin recht befriedigt.“

Sie hatte sich nicht dadurch unterbrechen lassen, daß er ihren Arm freigab und sie in den Wagen hob; setzte er sich doch zu ihr. „Du weißt, daß ich Dir ein für allemal meine Begleitung angeboten habe,“ antwortete er mit sanftem Vorwurf, „da meine Mittel es mir leider noch nicht erlauben, Dir eine Equipage zu halten.“ Sie lehnte leicht ihre Schulter an die seinige, tupfte mit dem Fächer seine Hand und sagte lachend: „Die Zeit wird kommen! Du scheinst ja seit Deiner Rückkehr ganz in Büchern begraben zu sein. Gestehe nur, daß Dir's recht lieb ist, wenn ich nicht störe.“

Wär's heller im Wagen gewesen, so hätte Camilla sein plötzliches Erröthen bemerken müssen. Nun konnte sie bei der zitternden Bewegung nicht einmal sein Stottern auffallend finden, als er irgend eine Entschuldigung wegen seines selteneren Besuches murmelte. Er hatte ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen, und das kam ihm selbst wunderbar genug vor; wenige Wochen zurück hätte er noch geglaubt, daß es zwischen ihm und seiner Mutter, von seiner Seite wenigstens, gar kein Geheimniß geben könne. Was ihm passirt war, konnte freilich für etwas so Wunderbares gelten, wie es ihm im ganzen Leben nur dieses eine Mal vorgekommen war.

Der Wagen hielt vor dem Hause. Der Professor reichte seiner Mutter zum Aussteigen die Hand, und sie nahm's zugleich für eine Verabschiedung. „Wann sehe ich Dich bei mir?“ fragte sie. Er glaubte zu wissen, weshalb sie ihn diesmal los sein wollte, nahm aber darauf keine Rücksicht. „Hast Du nicht heut noch ein Stündchen Zeit für mich?“ erkundigte er sich, „Du kannst ja doch nach der Oper nicht so bald einschlafen.“

„Freilich, freilich,“ sagte sie; „aber wenn Du nicht zu Abend gegessen haben solltest —“ Sie mußte nun doch auf den Punkt kommen, den sie am liebsten übergangen hätte.

„O, was mich anbetrifft, ich bin satt,“ versicherte er eilig und übrigens auch der Wahrheit gemäß, wenn es ihm auch schwer geworden wäre, zu sagen wovon?

„Mir selbst genügt nach dem Theater in dieser Jahreszeit ein Glas Limonade und ein Stückchen Bisquit,“ bemerkte sie und hielt ihn nun für genügend orientirt, das frugale Mahl würdigen zu können. Oben angelangt, gab sie Befehl, die beiden großen Lampen anzuzünden. Der Professor ließ es lächelnd geschehen; er kannte seiner Mutter Liebhaberei, ihren kleinen Salon möglichst zu erhellen, wenn sie Gäste bei sich hatte, und ihn betrachtete sie stets wie ihren liebsten Gast. Sie steckte auch die beiden Wachskerzen am Piano an und versäumte dabei nicht, einige Tasten zu greifen. Es war eine Reminiscenz aus der Oper, die durch die Finger aus dem Kopfe hinauszufloß.

Der Professor hatte, wie schon angeführt, durchaus nicht die Absicht, seiner Mutter eine wichtige Mittheilung zu machen,

es war ihm nur darum zu thun, ein Stündchen mit ihr zusammen zu sein. Und so saß er denn behaglich in den Lehnstuhl zurückgestreckt, und dampfte die ein für allemal erlaubte Cigarette, während Camilla auf dem Sopha Platz nahm und ihre Limonade präparirte. Sie sprachen von allerhand gleichgültigen Dingen in jener leichten Weise, die immer nur den Gegenstand berührt, um sogleich wieder mit einem Scherz abzuspringen und einen andern zu ergreifen. Die noch immer schöne Frau mit dem schwarzen, sanft gewellten Haar und den großen klaren Augen zeigte sich als Meisterin in dieser Art von Konversation, die sie während ihres Theaterlebens reichlich zu üben Gelegenheit gehabt hatte. Der Professor konnte sich von anstrengenden Arbeiten nicht besser erholen, als wenn er eine Weile ihrem lebenswürdigen Geplauder zuhörte. Sie schien ihr Herz auf der Zunge zu haben, gleichwohl war es nicht so leicht hineinzuschauen.

Er war heute doch zerstreuter, als gewöhnlich. Sonst der geschickteste Steuermann, ließ er heute unversehens die Unterhaltung immer wieder ganz nahe an die Stelle treiben, die er doch umfahren wollte. Er hatte nach seiner Rückkehr aus Italien gelegentlich auch von seiner Begegnung mit Philipp Amberger in Florenz erzählt, ohne den Namen des jungen Mannes zu nennen, der den „Palazzo seiner Väter“ entdeckt. Der Name war damals sehr gleichgültig. Jetzt kam er wieder auf die Geschichte zurück und mußte sich darauf aufmerksam machen lassen, daß er sie schon einmal erzählt habe. „Aber sie hat zu meiner eigenen Ueberraschung eine Fortsetzung erhalten,“ sagte er. „Ich lernte ganz zufällig im Hause des Kommerzienrath Wiesel eine Schwester jenes Philipp Amberger kennen.“

„Amberger?“ wiederholte sie fragend.

„Ist Dir der Name bemerkenswerth?“ Es war ihm lieb, daß seine Mutter auf die Sache einging.

„Ich kannte eine Familie dieses Namens,“ sagte sie zögernd, „aber es ist lange her . . .“

Er nannte die Stadt, in der sie angeessen, und sie nickte nachdenklich, ohne etwas darauf zu antworten. „Eine sehr lebenswürdige junge Dame,“ bemerkte er, und ärgerte sich gleich darauf, daß er etwas so Triviales von Katharina Amberger habe sagen können! Die Sängerin nahm keine weitere Notiz davon, als mit einem ganz beiläufigen „So —?“ und wandte sich einem anderen Gegenstande zu.

Er lenkte doch nach und nach wieder in das Fahrwasser, in dem er schon einmal auf eine Klippe gestoßen war. Er habe wieder eine kleine Reise vor, äußerte er; das interessirte sie, und sie fragte, wohin und auf wie lange? Nun nannte er wieder jene Stadt und fügte zugleich, um sie nur ja nicht den wahren Zweck vermuthen zu lassen, mit vieler Wichtigkeit hinzu, die Stadt habe immer dem mächtigen Hanserbunde angehört und solle noch viele sehr merkwürdige und sehenswerthe Baureste aus jener großen Zeit bewahren. Erst dann sah er auf, um ganz unbefangen zu scheinen, bemerkte nun aber, daß seine Mutter sehr bleich geworden war und einen ängstlichen Blick auf ihn heftete. „Wie kommst Du darauf, dorthin —?“ fragte sie. Von ihrem Gesicht war alle Heiterkeit gewichen, und ein kalter und strenger Zug hatte sich darauf eingezeichnet. „Ich sagte Dir ja —“ erwiderte er und wagte doch nicht auf seinen Vorwand zurückzukommen; „es scheint, daß Du irgend ein mir unbekanntes Bedenken hast.“ Sie nickte mehrmals rasch und kurz: „Das habe ich — das habe ich allerdings. Geh nicht dorthin, lieber Sohn.“ — „Warum aber nicht? Kennst Du die Stadt?“ — Ihre dunkeln Augen glänzten plötzlich feucht. Sie stand auf und durchschritt das Zimmer bis zu ihrem Schreibtisch, nahm ein kleines Bronzegeßel auf, in das ein Bild in Medaillonform eingelassen war, sah eine Weile darauf und stellte es wieder an den früheren Platz. Der Professor ließ seine Cigarette ausgehen und betrachtete sie verwundert.

„Der Name jener Stadt weckt Dir eine Erinnerung, die Dich augenscheinlich tief bewegt,“ hub er nach einer Weile an, „darf ich wissen, welche Ergebnisse —“

„Nein, nein,“ rief sie, sich zurückwendend, „es ist nichts.“

„Nichts, Mutter?“

„Es ist mir lange — lange nichts mehr und soll mir nie wieder etwas werden. Nur das Eine — Dein Großvater Carlo Bellarota ist dort gestorben.“

„Dort?“

„Im städtischen Hospital, wo die Armen und Heimatlosen sterben. Er — ein solcher Sänger! Ich habe Männer und Frauen gesprochen, die ihn singen gehört hatten in seiner besten Zeit; sie sprachen von ihm mit Begeisterung. Und auch in jener Stadt hatte er wenige Jahre vor seinem Tode noch Triumphe gefeiert; sie hatten ihm Vorbeerkränze auf die Bühne geworfen. Und was war er ihnen, als er die Stimme verloren hatte, sein einziges Besitztum? Ein Bettler, den man im Hospital sterben läßt. Er — aus einer so alten Familie! War's nicht hart genug, daß er, aus seinem Vaterlande verbannt, wandernd seinen Unterhalt erwerben mußte? Daß er seine Gattin verlor, als sie mir das Leben gegeben, daß er mich ohne Vermögen zurücklassen mußte, ein kaum zehnjähriges Kind? O! Es gab damals noch nicht diese nach Tausenden zählenden Gagen, diese Gastspielhonorare, die jetzt selbst mittelmäßige Tenore in wenigen Jahren zu reichen Leuten machen. Und er haßte immer das Virtuosenhum, er war ein Sänger von Gottes und der Kunst Gnaden, wie sie jetzt seltener und immer seltener werden. Darum ist er auch arm gestorben. Aber daß sich unter denen, die ihm zugejauchzt hatten, nicht einer fand, nicht einer, der sich's zur Ehre rechnete, dem kranken gebrochenen Manne ein Asyl in seinem Hause zu bieten — auch jener Amberger nicht, der sich einbildete, an keinem Opernabend hinter den Coullissen fehlen zu dürfen, das kann ich nicht vergessen, Xaver, das will ich nicht vergessen, und das sollst auch Du nicht vergessen, wenn Du in das Thor jener Stadt einfährst, deren Patrizier so elende Krämer sind.“

„Waren, Mutter, waren,“ verbesserte er. „Du sprichst von einer Zeit, die über vierzig Jahre zurückliegt. Was hat sich seitdem nicht geändert? Und Du warst damals ein Kind, konntest kein eigenes Urtheil über diese Dinge haben, konntest nicht wissen —“

„Aber sehen, sehen!“ rief sie, nahe an ihn herantretend und die helle Stimme noch mehr erhebend. „Habe ich ihn nicht liegen sehen in seinem einfachen Holzarge, meinen Vater Carlo? Hat man nicht einige Jahre später, als ich ihm ein Kreuz setzen wollte, seinen Grabhügel suchen müssen an der Stelle, wo die Namenlosen begraben werden? Auch selbst der eine — sprich mir nichts zur Entschuldigung einer so kläglichen Gesinnung; die jetzt dort wohnen, sind vom Stamme ihrer Väter!“

Das Gesicht der Signora glühte, ihre dunklen Augen funkelten; sie hatte die rechte Hand aufgehoben und drohte damit in die Luft. Ihre Erscheinung hatte in dieser Attitude entschieden etwas Theatralisches, während sie sonst die Würde der angeborenen Bornehmheit nicht leicht verlor. Den Professor, der ihre Pietät für das Andenken Carlo Bellarotas kannte, überraschte auch ihre leidenschaftliche Ausdrucksweise nicht. Sie hatte sich oft schon in ähnlichen Klagen ergangen, gerade so oft sie überhaupt auf ihn zu sprechen kam. Neu war ihm nur die Erwähnung der Stadt, in der seine bewegte Künstlerlaufbahn ihr ruhmloses Ende gefunden hatte. Seine Mutter vermied sonst geflissentlich, einen Namen zu nennen. Er wußte nun auch, wo sie ihre erste Jugend verlebte. Sollte die Familie Amberger in irgend einer näheren Beziehung zu ihren eigenen Schicksalen stehen? Es erschreckte ihn, daß sie den Vater oder Großvater Käthchens nannte.

Er entgegnete nichts, sondern senkte den Blick zur Erde und grübelte in sich hinein, während Camilla aufgeregt durch den Salon schritt und sich dann wieder auf Sopha niederließ, den Rest ihrer Limonade ausschürfend. Je mehr er sich's überlegte, desto unwahrscheinlicher wurde es ihm, daß ihre Abneigung gegen jene Stadt nur in der unwürdigen Behandlung wurzelte, die ihr kranker Vater dort erfahren hatte. Auch an Selbsterlebtes mußte sie denken; was sie bisher stets als ein Geheimniß vor ihm gehütet hatte, ging ihr in diesem Augenblicke durch den Sinn und stand nahe vor ihren Gedanken.

Was war das? Sollte es Zusammenhang mit seinen eigenen Wünschen und Hoffnungen gewinnen?

Nach einigen Minuten fühlte er ihre Hand auf seinem Arme. „Geh nicht dorthin,“ sagte sie jetzt wieder ganz weich und ruhig; „gib diese Reise auf, Xaver!“

Er beugte sich zur Seite und küßte ihre Hand. „Carlo Bellarota schläft so sanft unter dem grünen Rasen, wie er nur unter einem marmornen Epitaphium schlafen könnte,“ entgegnete er ernst. „Sein bestes Denkmal steht ihm in Deinem Herzen errichtet. Du selbst — wie Unzählige hast Du durch Deinen Gesang entzückt! Und erwartest Du jetzt noch einen Lohn dafür? Soll ich alle die Undankbaren hassen, die Dich vergessen haben? Das Leben geht über uns alle hinweg — fügen wir uns gelassen darein.“

„Es ist auch nicht nur das,“ sprach sie vor sich hin, — als ob er's eigentlich nicht hören sollte. „Es ist nicht nur das. Ich habe noch andere Gründe, zu wünschen, daß Du jenem Orte fern bleibst.“

„Und diese anderen Gründe — darf ich sie wissen, Mutter?“ Sie zog die Lippen zusammen und stützte nachdenklich das Kinn in die Hand. „Nein,“ sagte sie dann mit harter Stimme, „nein, Xaver, ich habe mir's gelobt, zu schweigen, und ich werde schweigen. Du sollst nie erfahren, wie Schweres mich betroffen hat, bevor ich wurde, was ich war, so lange Du denken kannst, die Sängerin Camilla Bellarota. Du wirst Deine Mutter deshalb nicht weniger lieben, hoffe ich.“

Er nickte ihr freundlich zu. „Du kennst mich,“ sagte er, „ich habe stets Dein Geheimniß geehrt, es ist mir auch jetzt heilig. Nur eine Frage gestatte mir, Mutter, und antworte darauf, wenn Du willst, einfach mit ja oder nein. Jener Amberger, den Du erwähntest — hast Du ihm oder seiner Familie noch etwas anderes vorzuwerfen, das auf Dich selbst Bezug hat?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht ihm, noch einem andern.“ „So werde ich reisen,“ sagte er und stand auf. „Auch ich habe zwingende Gründe, zu handeln, wie ich handle, und ich bitte Dich, an sie zu glauben, ohne daß ich sie nenne.“

Camilla seufzte tief, machte aber keinen weiteren Versuch, ihn von der Reise abzuhalten; sie schien sich zu überzeugen, daß dieselbe fest beschlossen sei, und wußte, daß der Professor sich in solchen Fällen nicht bestimmen ließ. Das Gespräch wurde nicht wieder aufgenommen, nur beim Abschiede bemerkte er wie zu ihrer Beruhigung: „In dem Professor Schönrade vermuthet kein Mensch den Sohn der Sängerin Camilla Bellarota.“

„Auch die Sängerin Camilla Bellarota kennt man dort nicht,“ entgegnete sie kopfschüttelnd und entließ ihn mit einem Kusse.

Der Professor suchte nicht sogleich seine Wohnung auf. Der heutige Tag ließ sich nicht so leicht wie die übrigen in das Buch seines Lebens einregistriren, das er in der besten Ordnung zu halten gewohnt war. Er fühlte, daß er einen Wendepunkt bezeichnete, aber so klar auch die Straße hinter ihm lag, die er bisher zurückgelegt hatte, nicht eben so deutlich und sicher wollte sich nun der neue Weg überschauen lassen. Wie viel er auch auf Rechnung der leidenschaftlichen Natur seiner Mutter schrieb, die oft an sich unbedeutenden Vorfällen eine gesteigerte Bedeutung gab, wenn sich persönliche Beziehungen einmischten, diesmal handelte es sich sicher um die wichtigsten und entscheidendsten Vorgänge ihres und wahrscheinlich auch seines Lebens. Zum ersten Male reizte es ihn, den Vorhang ein wenig fortzuziehen, den seine Mutter gerade über die nächsten zehn Jahre nach dem Tode ihres Vaters gedeckt hatte. Seine Geburt fiel in diese Zeit. Er gehörte jetzt nicht mehr nur sich allein an, setzte nicht mehr allein das ein, was er selbst aus sich gebildet hatte; fremde Menschen sollten ein Recht haben, Auskunft über Verhältnisse zu fordern, die ihm selbst räthselhaft geblieben waren. Was konnte geschehen sein, und welche ganz zufälligen Entdeckungen konnten seinen Wünschen und Bestrebungen hinderlich werden? Er fing an zu bedauern, daß er sich nicht doch lieber seiner Mutter entdedt hatte. Vielleicht hätte er sie so genöthigt, sich auch ihm zu eröffnen. Nun war's zu spät, und die Dinge mußten ihren Lauf haben. (Fortsetzung folgt.)

## Aus den Tagen der Christenverfolgung im alten Rom.

(Zu dem Bilde auf S. 389.)

Es war im Jahre 107 unserer Zeitrechnung, als Kaiser Trajan auf seinem Feldzuge gegen die Armenier und Parther nach Antiochia, der großen Hauptstadt des römischen Asiens und der zweiten Mutterkirche der Christenheit, kam. Der Gemeinde stand damals ein Schüler des Apostels Johannes, der hochbetagte Ignatius vor, der die Seinen unter den Stürmen der Verfolgung Domitians zusammengehalten hatte und selbst den Mordhänden der Heiden entgangen war. Jetzt sollte auch für ihn die Stunde kommen, wo er mit seinem Blute seinen Glauben bezeugen durfte.

Der kühne hochstrebende Kaiser Trajan, der es bei aller sonstigen Tüchtigkeit nicht verstand, die neue Religion zu würdigen, ließ den Greis, dem sein frommer Sinn den Namen Theophoros (der Gott in sich trägt) verschafft hatte, vor sich kommen und fuhr ihn barsch an: „Wer bist Du, böser Dämon, der Du so unerläßlich Dich abmüßst, meine Befehle zu übertreten?“ — Ruhig entgegnete ihm Ignatius: „Niemand nennt den Theophoros einen bösen Dämon. Die Dämonen weichen zurück vor denen, die dem Herrn dienen.“ — „Was ist denn ein Theophoros?“ fragte der Kaiser. — Ignatius antwortete: „Der, welcher Christum in seinem Herzen trägt.“ — Nach einer längeren Unterredung über diesen Ausspruch fragte ihn Trajan noch einmal: „Du hast also den, der gekreuzigt worden, in Deinem Herzen?“ — „Ja,“ betheuerte Ignatius festen Tones; „denn es steht geschrieben: Ich will in ihnen wohnen und in ihnen wandeln.“

Des Kaisers Geduld war zu Ende. Zornig sprach er das Urtheil über den Bischof:

„Ignatius, der ausgesagt hat, daß er den in sich trage, der gekreuzigt worden, wird verurtheilt, gebunden von Soldaten nach Rom geführt und dort zum Vergnügen des Volkes den wilden Thieren zur Speise vorgeworfen zu werden.“

Der Befehl ward wörtlich ausgeführt. Zunächst mußte der greise Bekenner die lange beschwerliche Reise nach Rom, seiner fernern Richtstätte, machen, um dort „zum Vergnügen des Volkes“ einen gräßlichen Tod zu erleiden.

Nächst den Gladiatorenspielen bildeten damals Thierhezen das Hauptvergnügen des römischen Volkes. Die Thiere wurden gehetzt und erlegt, indem man sie abwechselnd mit einander und mit Menschen kämpfen ließ. Bald waren die Thierkämpfer nicht mehr bloße Verbrecher und Kriegsgefangene, sondern auch gemiethete und geworbene, wie die Gladiatoren. Es gab Familien von Thierkämpfern, die in besonderen Schulen unterrichtet wurden; Domitian bestimmte eine der vier von ihm erbauten kaiserlichen Schulen hauptsächlich zu ihrer Ausbildung.

Mit dem Wachsthum des römischen Reiches wuchs auch dieses Schauspiel; jedes neueroberte Land schickte seine seltensten und wildesten Thiere nach der Welthauptstadt. Als der Besieger Aetoliens, M. Fulvius Nobilior im J. 186 v. Chr. die erste Thierheze veranstaltete, sah man bereits Löwen und Panther in großer Fülle und Mannigfaltigkeit; später kamen dazu Leoparden, Hyänen, Bären, Elephanten. Doch auch dabei blieb es nicht; gegen Ende der vorchristlichen Zeit wurden schon Thiere dem Volke vorgeführt, deren Namen bis dahin kaum nach Rom gedrungen und die man mit großen Schwierigkeiten gefangen hatte: die Ungeheuer des Nil, Krokodil und Hippopotamus, ferner Rhinoceros und Giraffe, ja Tiger und Luchs.

Die Zahlen der zusammengebrachten Thiere scheinen fast unglaublich. Bei den Spielen des Pompejus sah man angeblich 18 Elephanten, 5—600 Löwen, 410 andere afrikanische Thiere, bei den Spielen des Kaisers Augustus 4—500 Bären u. s. w. Mit den Thieren, die in jener Zeit zu einem einzigen großen Fest in Rom zusammengebracht wurden, könnte man heutigen Tages sämtliche zoologische Gärten Europas versorgen. Bei dem hunderttägigen Fest, das Titus zur Einweihung des Flawischen Amphitheaters im J. 80 nach Chr.

gab, sollen an einem Tage 5000 wilde Thiere aller Art gezeigt, im ganzen 9000 zahme und wilde getödtet worden sein. Deshalb waren denn die kaiserlichen Zwinger und Thiergärten immer mit den seltensten und kostbarsten Thieren versehen, was alljährlich erhebliche Summen kostete; und tausende von kühnen Jägern bestanden in allen Theilen des großen Weltreiches entsehlliche Gefahren, um die nöthige Anzahl Thiere für die Schauspiele zu liefern.

Damit ein einziges großes Fest, sagt Friedländer in seiner „Sittengeschichte Roms“, mit der Pracht gefeiert werden konnte, an die man in Rom gewöhnt war, richtete der Hindu seine zahmen Elephanten zur Jagd der wilden ab, stellten die Bewohner der Rheinufer Neze um das sumpfige Rohrdickicht, in dem der Eber hauste, jagten die Mauren auf ausdauernden Wüstenpferden den Strauß in immer engeren Kreisen und lauerten in den grauenvollen Einöden des Atlas bei ihren Fanggruben auf den Löwen. Waren diese gefährlichen Jagden von glücklichen Erfolgen gekrönt, dann forderte die Sorge für die Fortschaffung der erbeuteten Thiere eine neue Thätigkeit. Nun klang die Art, knirschte die Säge des Zimmermanns, rauchte die Esse des Schmiedes, und bald ließen die furchtbaren Gefangenen ihre Wuth an den Gitterstäben ihrer Käfige aus. In seinem Gedicht auf Stilicho besingt Claudian eine von diesem gegebene Thierheze. Seinem Gönner zu Ehren läßt der Dichter Diana selbst mit ihren Nymphen in allen Wäldern, Wüsten und Gebirgen der Welt jagen, und da freilich reichen die Zimmerleute gar nicht aus, um für alle erforderlichen Käfige auch nur die Balken zu behauen; aus rohen Buchen- und Ulmenstämmen werden sie zusammengefügt und sind von dem daran gebliebenen Laube noch ganz grün.

Der Transport erfolgte theils zur See, wo denn die betreffenden Schiffe nicht selten durch widrigen Wind zurückgehalten wurden, bis es zu spät war, oder mit ihren kostbaren Ladungen Schiffsbruch litten; theils kamen auch zu Lande lange Züge schwerfälliger, mit Käfigen beladener Wagen von Stieren gezogen. Bei den ungeheuren Entfernungen, die diese Züge zum großen Theil zurückzulegen hatten, waren sie sehr oft Monate lang unterwegs, wobei es denn leicht geschehen konnte, daß die Thiere massenhaft umkamen, oder in unbrauchbarem Zustande an ihren Bestimmungsort gelangten.

Die Thierhezen begannen gewöhnlich am frühen Morgen: Rhinoceros wurde auf Elefant, Bär auf Büffel, Tiger auf Bär u. s. w. gehetzt. Ihre natürliche Wildheit wurde noch künstlich gesteigert: Peitschknall trieb sie empor, Stacheln und Brände reizten sie, oder vorgeworfene Strohpudding, mit Lappchen behängt, brachten sie in Wuth, so daß sie rasend auf ihre Gegner losstürzten und einander zerfleischten. Dazu kamen die Kämpfe mit erfahrenen und gutbewaffneten Jägern, die mit ausgezeichnet dressirten Hunden die wilden Bestien angriffen. Auch Stiergefechte kamen seit Cäsar häufig vor.

Das vornehmste Vergnügen aber gewährten dem entarteten Volke die Hinrichtungen durch wilde Thiere. Bald wurden die Verurtheilten an Pfähle gebunden und so völlig wehrlos preisgegeben, bald durften sie mit Waffen versehen den gefährlichen Kampf aufnehmen. Die gräßliche Raffinirtheit der Spielveranstalter begnügte sich aber damit nicht — man suchte das blutige Schauspiel mit dem Prunk der Bühne zu umgeben. Durch Dekoration und Maschinentwesen war dafür aufs großartigste gesorgt: der Boden der Arena, in welcher die Kämpfe vor sich gingen, ruhte auf gewaltigen Unterbauten, d. h. unterirdischen Räumen, in welche Menschen, Thiere und Maschinen außerhalb des Gebäudes von den Zuschauern ungesehen gelangen konnten. So konnte man die ganze Scenerie mit allen handelnden Personen und den dazu gehörigen Thieren aus der Tiefe aufsteigen und wieder verschwinden lassen. Ja, in vollständige Pantomimen kleidete man die Hinrichtungen! Die Schauspieler waren verurtheilte Verbrecher, dazu einge-



Ein letzter Gruß. Scene aus den Christenverfolgungen im Amphitheater zu Rom.  
Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

schult, die in prachtvollen golddurchwirkten Tuniken und Purpurmänteln auftraten, aus denen dann aber plötzlich Flammen herausfuhren, in denen die Glieder grauenvoll umfamen. „Es gab wol kaum eine aus der Geschichte und Literatur bekannte Folter oder furchtbare Todesart, mit deren Ausführung das Volk nicht im Amphitheater unterhalten worden wäre. Man sah hier Herkules auf dem Deta den Flammentod sterben, Mucius Scävola die Hand über das Kohlenbecken halten, bis sie verzehrt war, den Räuber Laureolus, den Helden einer bekannten Posse, am Kreuz hängend, von Bestien zerrissen werden. Ein anderer Verdammter stieg bei demselben Schauspiel als Orpheus aus der Versenkung auf, als ob er aus der Unterwelt zurückkehrte. Die Natur schien von seinem Spiel bezaubert, Felsen und Bäume bewegten sich auf ihn zu, Vögel schwebten über ihm, zahlreiche Thiere umgaben ihn; als das Schauspiel lange genug gewährt hatte, ward er von einem Bären zerrissen.“

Zu einem solchen Tode war der ehrwürdige Greis von Antiochia bestimmt. In Rom angekommen, wurde er dem Präfecten überliefert und ohne Verzug, da die Spiele bereits ihrem Ende nahen, an dem letzten Tage der Saturnalien, in das prachtvolle Flavische Amphitheater, das Vespasianus erbaut, und dessen kolossale Ruinen noch heute Staunen erregen, geführt. Das Amphitheater ergänzte den Halbkreis des griechischen Theaters zum vollen Kreise, der sich rund um eine Arena von elliptischer Form schloß. 86,000 Menschen saßte das Werk der Flavier, und kein Platz war heute unbesetzt, von den hoch oben befindlichen Sitzen der arbeitenden Klassen bis zu den von Gold, Seide und Purpur glänzenden Logen der reichen Patrizier und der Ritterschaft.

Alle die tausende und tausende sind herbeigeströmt, sich an dem blutigen Tode eines wehrlosen, unschuldigen Greises zu legen.

Flammende Dreifüße, genährt mit Arabiens Wohlgerüchen, durch Rosenguirlanden an einander gekettet, zieren die Pfeiler und Säulen; Trophäen bligender Rüstungen und Waffen die Portale. Sinnig erdachte Maschinen leiten Weine und Safranwasser in die Höhe, die in dustendem Thau wieder niederfallen. Prachtvolle syrakusische Teppiche hängen über Lehnen und Brüstungen der Patrizierlogen herab und tauchen ihre Franzen in die Wasserbeden, welche riesige Löwenmäuler speisen. Bronze-Statuen, Jaspis- und Porphyrsäulen, Vasen von künstlicher Arbeit schmücken den Schauplatz.

Die Arena deckt sorgfältig geglätteter Sand, welcher das Blut des Verurtheilten auffangen soll; in einem Kanal, der rings um den Kampfplatz sich hinzieht, schwimmen ein gezähmter Hippopotamus und ein Krokodil; aus den unterirdischen Behältern vernimmt man nur je und je das Gebrüll der ein-

gesperrten hungrigen wilden Thiere. Aber noch ungeduldiger ertönt das Stampfen der versammelten Menge, ihr Rufen und Schreien. Endlich öffnet sich die Thüre des Gefängnisses, und Bischof Ignatius, die hohe, ruhige Stirn von silberweißem Haar umkränzt, erscheint. Das Händellatschen, das Freuderufen, das Stampfen mit den Füßen, welches seine Erscheinung erregt, rührt ihn nicht. Den Blick muthig himmelwärts gerichtet, ruft er aus: „Ich bin ein Weizen Gottes; durch die Zähne der wilden Thiere soll ich zermahlen werden, damit ich als ein reines Brot Gottes erfunden werde.“ — „Die Thiere! die Thiere!“ brüllt's dagegen laut von den Galerien. Der Märtyrer kniet nieder. Die Gitter, welche die eingemauerten Thierbehälter schützen, erheben sich; zwei Löwen stürzen hervor, und bald ist der Unglückliche in Stücke zerrissen. Nur die größten Gebeine blieben übrig, die von seinen Freunden gesammelt, in weiße Linnen gehüllt nach Antiochia gebracht wurden, um sie an der Stätte seines Wirkens beizusetzen.

Doch auch Frauen, zarte Jungfrauen, wie Mütter, wurden wilden Thieren vorgeworfen, und das Bild, das uns zu vorstehender Skizze Anlaß gegeben, ist keineswegs aus der Phantasie des Malers gegriffen. Keine der großen Christenverfolgungen von Nero bis auf Decius und Diocletian ist ohne weibliche Zeugen des Glaubens, und vielleicht haben diese nicht am geringsten zum Siege desselben beigetragen. Unter den zahlreichen Märtyrerinnen ragt jene Römerin Felicitas hervor, die mit sieben gleichgesinnten Söhnen unter Marc Aurel freudig in den Tod ging; in der diocletianischen Verfolgung wird einer anderen Römerin, Agnes, „der weißen Lilie“, Erwähnung gethan, die erst 13 Jahr alt, hingemordet wurde; endlich soll nur noch die heldenmüthige Jungfrau, Blandina von Lugdunum (Lyon), genannt werden, die mit triumphirender Freude, als ginge es zum Hochzeitsfest und nicht den wilden Thieren entgegen, das Amphitheater betrat. Wohl mochte ein heidnischer Redner Libanius ausrufen: „Was für wunderbare Frauen gibt es doch unter den Christen!“ Darum ob dem Namen nach bekannt, ob vor Menschen unbekannt, unbergessen soll ihr Andenken bleiben, und die ergreifende Scene unseres heutigen Bildes wird dazu unzweifelhaft beitragen. Was die Rose bedeutet und der Blick der Glaubenszeugin nach oben? Ob etwa ein junger Patrizier, von dem Anblick ihrer Festigkeit und ihres Muthes ergriffen, die Blume ihr zugeworfen, ob es ein heimlicher Glaubensgenosse gewesen? Jedenfalls lenkt es ihren Blick hinweg von der langsam nahekommenden Tigerin, die ihre Beute lauernd ins Auge faßt, und kennt sie auch einen bessern und höheren Trost, als die Blume ihr gewähren kann, dieser Gruß einer theilnehmenden Seele mag ihr doch wohlgethan und sie erquickt haben, ehe sie ihrem grausen Schicksale erlag!

## Der Drossart von Zehst.

Roman aus der Zeit vor hundert Jahren. Von George Gesekiel.

(Schluß.)

Seltzam, er war lange Zeit wenig durch das Geheimniß, welches über dem Tode seines Vaters lag, belästigt worden; seit dieser Brief in seiner Tasche, brannte es ihn stärker als je, und fast laufend erreichte er die Mindener Straße, und da er das Leichenhaus, in dessen Nähe man einst die Leiche seines Vaters gefunden, vor sich liegen sah, so ging er dort hin, es als den passendsten Ort für diese Lektüre erachtend.

Er saß unter der Linde, an die man seines Vaters Kopf gebunden hatte — ein Bäumchen mochte es damals gewesen sein, jetzt nach mehreren dreißig Jahren war's ein schöner Baum.

Langsam zog er den Brief aus der Umhüllung und las sehr aufmerksam:

„Wohlgeborenes, hochwürdiges Fräulein, tugend- und ehrsame Ruhme! Es wird Ihr seltzam bedünken, daß ich überhaupt Ihr schreibe, denn ich bin in der Familie nicht als ein fixer Schreiber bekannt, und zweitens, daß ich Ihr in einer Duellangelegenheit schreibe. Ich vernehme von der Ruhme Marjory, so sich bestens empfehlen läßt, daß an der Mindener

Straße, nicht weit von Ihrem Stifte ein Herr, den sie den Drossart von Zehst nennen, todt gefunden und ein abgeschossenes Pistol neben ihm. Ruhme Marjory sagt, einige beklagten den Drossart als Selbstmörder, andere wollten gar eine Kriminaluntersuchung eröffnen und auf den Mörder fahnden. Es ist aber daselbst weder ein Mord noch ein Selbstmord geschehen, denn der Drossart von Zehst ist im Duell gefallen. Ich muß das wissen, denn ich bin Zeuge bei diesem Duell gewesen und zwar einziger Zeuge. Das aber hat sich zugetragen wie folgt. Einige Tage vor dem Duell hat sich bei heraufziehendem Gewitter mein guter Freund Wolff Brabed in die Klaus bei Enger geflüchtet, wo der Wirth ein so starkes Bier schenkt, daß dem keiner widersteht. Als der Wolff Brabed, mit dem ich unter des Bischofs von Münster schweren Panzerreitern sechs Jahre gebient, schon tüchtig bezechet war, ist der Drossart zur Klaus gekommen, bereits durch und durch eingeweicht vom Regen. Hat auch vom starken Bier jählings getrunken. Da sind sie dann aneinander gerathen, wie's trunkene Leute thun,

Nachdruck verboten.  
Cl. v. 11, VI. 70.

über das seltsamste Ding. Hat der Wolff Brabek über den Sachsenherzog Wittekind gespöttelt, das hat den Drossart als einen Herforder geärgert, hat Brabek alle Wittekindreliquien für nachgemachtes schlechtes Zeug erklärt und den ganzen Wittekindschlag zu St. Johannes in Herford für eitel Fabel und Narrethei. Des Drossart hat sich da gewaltig erboht und grimmig widersprochen. Endlich hat Wolff Brabek, der doch sonst ein frommer Katholik, die heilige Puffina für ein fröhlich französisch Mädchen, Sie versteht mich schon, tugendsame Muhme, und dergleichen mehr erklärt, da hat ihm der Drossart den Bierkrug an den Kopf geworfen, so daß er blutend hinter sich gestürzt. Also die Schmach, der Patronin seines Stiftes angethan, auf der Stelle rächend, hat sich der Drossart eine Herausforderung des Brabek zugezogen. Und war die Forderung, daß sie sich mit Pistolen bewaffnet vor dem Lübbert Thore auf der Heerstraße nach Minden treffen und zweimal auf einander feuern und dann erst absteigen und blank ziehen wollten. Jeder sollte einen Freund mitbringen. Sei es nun, daß der Drossart in Herford keinen passenden Zeugen finden konnte, oder daß er keinen wollte, kurz, er kam uns erst entgegen, als ich mit dem Brabek nicht hundert Schritte mehr von dem Siechenhause entfernt war. Schon in der Ferne grüßte er uns höflich durch Abnehmen des Hutes. Ich ritt vor und fragte ihn, ob er eine Ehrenerklärung geben wolle. Er sagte ganz lustig und guter Dinge: „Ach, Herr von Ledebur, das ist eine Lächerlichkeit, aber ich kann nun nichts anderes thun, als auch noch ein paal Mal auf mich schießen lassen zu Ehren der heiligen Puffina, der Patronin der Münsterkirche, in der ich getauft bin. Ich fand keinen passenden Zeugen, ich bitte Euch, Herr von Ledebur, wollet auch als mein Zeuge zugleich mit verfahren!“ Da reichte er mir die Hand und ritt an die Stelle, an der ich ihm zu halten gebot. Ich nahm darauf etwa zwanzig Schritte Raum und stellte den Brabek an seine Stelle. Sie feuerten zugleich auf mein Kommando, und der Drossart stürzte durch die Brust geschossen vom Rosse. Wolff Brabek, da er gewahr wurde, daß sein Gegner todt war, geberdete sich sehr unglücklich, und ich will's betennen, daß ich auch heiße Thränen geweint habe. Aber was sollten wir machen? Wir banden des Drossarts Kopf allda an einen Baum, trugen die Leiche von der Straße fort auf den Wiesenfeld, saßen auf und jagten davon, als wenn der Teufel hinter uns drein wäre. Wohlgeborenes, hochwürdiges Fräulein, ehr- und tugendsame Muhme, das ist der wahrhaftige Hergang dieser überaus lamentabeln Affaire und verhoffe ich, daß Sie, als eine hohe Charge im Stifte, dahin wird wirken können, daß keine weitere Nachforschungen angestellt werden, denn Wolff Brabek, der eben in heftige Dienste getreten ist, würde durch dieselben sehr gestört werden. Auch wollte ich doch nicht gern, daß der arme unglückliche Drossart über sein Unglück nun noch als Selbstmörder angesehen werde. Das zu verhindern, ist auch meine ritterliche Pflicht, als sein angenommener Zeuge. Wohlgeborenes, hochwürdiges Fräulein, ehr- und tugendsame Muhme, mich überzeugt haltend, daß Sie in verwandtschaftlicher Theilnahme für mich Ihr bestes thun wird, verbleibe ich wie immer in vollkommenster Devotion der Ihrige treuester Better und Verehrer Gud von Ledebur. Schildbesche, den 10. Oktober 1749.“

Selbst, der Drossart hatte nun erreicht, wornach er so lange gestrebt, er hatte wirklich das Geheimniß gelichtet, welches über dem Tode seines Vaters gelegen, und nun er's erreicht hatte, nun fand er sich gar nicht befriedigt. Er mußte sich selbst sagen, daß sein Vater eigentlich in höchst frivoler Weise ums Leben gekommen; ein Katholik hatte im Bierrausch eine katholische Heilige beschimpft, und sein Vater, ein Protestant, hatte sich für die Ehre der heiligen Puffina geschlagen. Es half nichts, es blieb eine Lächerlichkeit, trotzdem, daß der Zweikampf einen so tragischen Ausgang genommen. Das aber war ein wundres Gefühl für den Sohn.

Aufgeregt, aber in sehr unbehaglicher Stimmung machte sich der Drossart auf den Heimweg, fest entschlossen, niemandem das Geheimniß von seines Vaters Tode mitzutheilen und den Brief des Herrn von Ledebur zu verbrennen.

Als er aber eine Stunde später die Muhme Salome in

dem etwas verwilderten Ziergarten seines Hauses spazieren führte, hatte er an andere Dinge zu denken, als an die heilige Puffina und den thörichten Zweikampf zu ihrer Ehre.

Wie ein verwundeter Hirsch zu Holz zieht, stolz und doch besiegt, so zog der Drossart, die Salome am Arme, von einer nasenlosen Latona zu einer handlosen Venus von schön angestrichenem Sandstein zwischen zwei Taxushecken, auf denen abwechselnd Vasen und Federbüsche prankten. Und wenn er bei der Venus angekommen war, kehrte er um und zog wieder zu der Latona. Jedesmal, wenn er bei der Venus war, nahm er sich fest vor, wenn er bei der Latona, für die Salome um ihre Liebe zu bitten, und wenn er bei der Latona war, verschob er's wieder bis zur Venus. So marschirte er denn wohl zwanzig Mal am Taxus herauf und am Taxus herunter und sprach kein Wort, was denn für die Salome vielleicht sehr angenehm, aber doch wirklich nicht unterhaltend war.

Endlich verriethen des Drossarts Blicke dem klugen Mädchen, wo der Herr zwischen Latona und Venus eigentlich hinaus wollte, und beschloß, da sie doch acht Jahre schon darauf gewartet hatte, ihm es so leicht als möglich zu machen.

„Herr Better Drossart,“ sprach die Jungfrau Salome Tugendreich gar sittig mit niedergeschlagenen Augen, „kann ich etwas für Ihn thun? Er sieht ganz so aus, als wolle Er etwas von mir!“

„So ist es, Muhme Salome, so ist's,“ fiel der königliche Kammerherr in Röthen eilig ein.

„Ei, so spreche Er doch, Herr Better Drossart!“ fuhr das Mädchen, anmuthig erröthend, fort, „Er weiß doch, daß es nicht viel Dinge gibt, welche ich nicht für Ihn mit großem Vergnügen thun würde.“

„Würde Sie sich mit mir in der Münsterkirche ehelich zusammen geben lassen, Muhme Salome?“ fragte der Drossart mit einer Kühnheit, welche die Tochter der Zaghaftigkeit war.

„Das war mein heißer Wunsch seit vielen Jahren!“ sagte Salome treuherzig und blickte dem Drossart frei in die Augen.

„Gott segne Dich für dieses gute ehrliche Wort, meine Salome!“ flüsterte der liebende Mann, legte seine beiden riesigen Hände auf Salomes stattliche Schultern, neigte sein Haupt und küßte sie auf Stirn, Wange und Mund.

Das war der Brautkuß; eine Latona ohne Nase und eine Venus ohne Hände waren die stummen Zeugen.

„Drossart, nun bist Du mein verlobter Bräutigam, nun kann ich Dich Du nennen,“ begann die entzückte Salome, deren heiteres Temperament den Ernst der Stunde ungeduldig abschüttelte; „es schwebte mir das Du immer auf der Lippe, so oft ich mit Dir sprach, schon vor acht Jahren in Bielefeld. Ich mußte mich immer in Acht nehmen, daß mir's nicht wider Willen entchlüpfte. Jetzt aber kann ich's sagen, und niemand kann mir's wehren: Du, Du, Du geliebter Drossart, Du!“

Sie warf sich an des Bräutigams Brust und begann zu weinen.

Das waren echte und rechte Freudenthränen.

„Und wann lassen wir uns in der Münsterkirche trauen, meine Salome?“

„Wann Du willst, Du, je eher je lieber!“ jauchzte Salome.

Es kam ein Uebermuth über die gewaltige Gestalt, wie Spielen und Reden spukte es in den mächtigen Gliedern; es war doch gut, daß niemand den beiden riesigen Liebesleuten zuschaute in dem verwilderten Ziergarten; denn sie sahen wirklich aus wie schätzernde Wallfische oder Elephanten.

Nachdem sich die beiden riesenhaften Liebesleute eine ziemliche Weile also den Gefühlen des erlangten Glückes hingegen, wurden sie wieder gesehrt und begannen einander fragend auszuforschen über Vergangenheit und Geschichte ihrer gegenseitigen Liebe; da ergab sich's denn, daß die Jungfer Salome schon als kleines Schulmädchen dem Herrn Better Drossart gut gewesen und die Mutter desselben sehr ernsthaft als ihre künftige Schwiegermutter betrachtet hatte. Vor acht Jahren aber war sie sich der Liebe bewußt geworden an jenem Tage, wo der Drossart ihrer Mutter so kühl gerathen, sie solle ihre Tochter nach Bielefeld schicken, und an jenem Tage hatte

sie auch den festen Entschluß gefaßt, einst Frau Drossart zu werden. Sie bekannte das alles jetzt mit einer Offenheit, die vielmehr in ihrem eigenen Wesen, als sonst in der Natur des Weibes begründet war, und dem Drossart wurde sie nach und nach lieber durch solche Bekenntnisse. Sie war auch gar zu lieblich in der ungeschminkten Offenheit, mit der sie die Kämpfe schilderte, die sie durchgemacht, als der Drossart in Liebe zu dem kleinen Schäschen, die Jungfer Susanne Habergohin gefangen. Zu der Zeit, als der Drossart gen Italien gezogen, hatte Salome sich bereits vollständig für die Siegerin gehalten, ohne daß der Drossart ihr auch nur ein geringes Zeichen von Liebe gegeben. Von dessen Verhältnis zu Riniera, der schönen Königstochter, erfuhr sie das erste Wort, als dieselbe bereits todt war. Später hatte ihr der Drossart, wenn auch selten, so doch ziemlich regelmäßig geschrieben, und sie war überzeugt gewesen, daß derselbe nur heimkommen könne, um sie zu heirathen.

Und der Drossart erzählte dagegen, daß er nicht eine Ahnung von ihrer Liebe zu ihm gehabt, daß er aber in seinem Verhältnis zur Susanne ein mächtiges Vertrauen zu ihrer Tüchtigkeit gefaßt, darin auch immer mit großer Hochachtung ihrer gedacht und vertrauensvoll ihr seine irdische Habe anempfohlen, bis er sich endlich in die Königstochter verliebt, wo der Dreßler von Rossau ihm zugerufen, das hätte er ja bei seiner Ruhme zu Herford bequemer haben können. Da sei ihm klar geworden, daß er doch eigentlich nur die allerliebste Ruhme Salome liebe, daß Riniera doch nur wie ein Bild Salomes sei, ein unvollkommener Ersatz, daß die Brautenschaft in Turin nur ein rasch dahin schwindendes Rebelbild sei, und daß sein eigentliches Glück lediglich in der Heimat, zu Herford bei der Ruhme Salome sei.

Kein Zweifel, daß der Drossart jetzt wirklich so von seiner Brautenschaft in Turin dachte, jetzt nach acht Jahren mochte sie ihm freilich wie zerronnenes Rebelbild vorkommen; damals war es doch wohl anders, als er jetzt glaubte und der Jungfer Salome erzählte. Auch hütete er sich instinkartig vor dem Bekenntnisse, daß seine Liebe eigentlich doch nur größer geworden war und Sprache bekommen hatte bei der wirklich unglaublichen Ähnlichkeit Salomes mit Riniera. Es ist nicht eben immer gut, den Frauen alles zu sagen. Salome war vollkommen überzeugt, daß sich der Drossart in Riniera nur verliebt hatte, weil die Königstochter ihr so ähnlich gesehen; daß er sie selbst aber liebte, weil sie der Königstochter so ähnlich war, davon schien das sonst so kluge Mädchen keine Ahnung zu haben. Oder wußte auch sie zu schweigen?

Als Salome heute ziemlich spät aus dem Garten nach Hause kam, stellte sie sich lächelnd vor ihre Mutter hin und sagte: „Mutter, wirklich, Sie hat recht gehabt; daß Sie vor acht Jahren zu mir sagte, der Drossart werde um mich werben; heute hat er's gethan, und ich bin des Drossarts Braut!“

Daß die darauf folgende Umarmung gehörig mit Thränen benetzt wurde, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Am anderen Morgen sah Salome schon ziemlich früh nach ihrem Drossart aus, wir erinnern uns, daß sie ihm in der Lübberstraße, dem Drossarthause gegenüber wohnte, aber sie gewahrte ihn weder am Fenster, noch vor der Thür. Sie sah nur den Rath Siebigt bei ihm eintreten. Das war ein Desfauer, die Coadjutorin des Stifts war eine Prinzessin von Anhalt, der damals die diplomatischen Geschäfte der Stiftsabtei leitete.

Rath Siebigt kam, um mit dem Drossart dessen diplomatische Mission nach Hannover und Braunschweig zu besprechen, wegen der braunschweigischen Lehnstücke der Reichsabtei. Der Drossart war mit der Lage der Angelegenheit sehr gut bekannt, denn sie lag noch ebenso, ganz ebenso, wie vor fünfzig Jahren, weil seit dieser Zeit kein Schritt weiter gethan worden war. Der Magister Marcellus aber hatte die Frage wegen der braunschweigischen Lehnstücke mehrere Mal nach allen Seiten hin bis in die kleinste Kleinigkeit ganz genau mit dem Drossart durchgesprochen.

Rath Siebigt war ganz entzückt, daß er den künftigen

Geschäftsträger so gut unterrichtet fand, und prophezeite ihm den günstigsten Erfolg, der auch wirklich eingetroffen ist. Der Drossart hat die braunschweigischen Lehnstücke für die Reichsabtei zurückgewonnen. Vielleicht war er schuldig, dem Andenken des Magisters Marcellus dafür einen Hahn zu opfern!

Nach dieser Konferenz, Rath Siebigt war sicher noch nicht über den neuen Markt, fuhr der Drossart höchst despektirlich und undiplomatisch mit seiner Pfeife im Munde über die Lübberstraße, wuschte in seiner Braut Haus herein und zerbrach seine Thonpfeife dabei.

Lächelnd stand er vor der lächelnden Salome.

„Sehr spät gekommen, Du!“ flüsterte die Braut.

„Werde nun desto rascher weiter gehen —“ bemerkte der Drossart mit Betonung.

„Aber doch mit mir?“ fragte Salome.

„Gewiß, wenn Du rasch genug bist, mir zu folgen!“ lachte der Bräutigam.

„Um Dir zu folgen, bin ich wie ein Hirsch!“ sagte Salome und schob die Ärmel von ihren tadellos schönen Armen, als wenn nun der Lauf auf der Stelle beginnen werde.

„Halt!“ rief der Drossart lachend, „heute ist noch Ruhetag, aber morgen —“

Es schien dem Drossart doch schwer zu werden, mit der Wahrheit herauszurücken. Wirklich, er ging auch mit etwas ganz Ungeheueren um. Endlich nahm er einen Anlauf und fuhr mit der Wahrheit heraus: „Morgen Vormittag um 11 Uhr wird Jungfer Salome Tugendreich Trogenburgin mit dem Drossart von Jeyst im Chor der Münsterkirche copulirt; vor der Thür der Pustinnakirche unter den sieben Sonnen hält ein englischer Reisewagen mit vier Pferden, da hinein steigt der Herr Minister und seine Frau Ministerin, und sie fahren zunächst nach Minden und dann weiter in das Land hinein!“

„Bei dem Laufe komme ich, im Wagen sitzend, schon noch mit!“ sagte Salome, heldenhast ihren Kummer niederkämpfend, darüber, daß des Drossarts Entschluß sie um eine regelmäßige Hochzeitsfeier brachte, wie sie die Väter für nöthig hielten, eine Feier, wie sie sich so oft geträumt für den höchsten Ehrentag im Leben der Frau.

Der Drossart wußte wohl, daß er ein großes Opfer heiße damit von Salome, aber er hatte keine Ahnung, wie viel dem konservativen Sinne der Frau, der Herfordischen Patricierin es kostete, auf ein Hochzeitsfest in alter Weise zu verzichten.

Der Drossart dagegen, ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts in jeder Beziehung, schickte, wie um sein Gewissen zu beschwichtigen, eine bedeutende Summe an jede Kirche Herfords für die Armen; seltsam, die Armen gerade waren am wenigsten mit dieser Armenbüchsenhochzeit zufrieden, wie sie dieselbe nannten; sie hätten es viel lieber gesehen, wenn drei Tage getafelt, getanzt und musikt worden wäre; es wäre doch mal was anderes gewesen, wenn auch eben nicht viel für sie dabei abgefallen wäre.

Das ist ein Umstand, den die Nützlichkeits-theoretiker des achtzehnten Jahrhunderts viel zu gering anschlügen, und wenn die großen Hochzeits-, Tauf- und Begräbnißfeste jener Tage der Armuth gar nichts brachten, so brachten sie doch Abwechslung in das öde Einerlei ihres Arbeitslebens, hauptsächlich aber brachten sie die Vornehmen den Beringen immerhin menschlich näher.

Aber der Drossart hatte die Stadt Herford, welche eine Art von Anrecht an sein Hochzeitsfest hatte, um dasselbe gebracht, nicht etwa aus Eitelkeit, um eine Neuerrolle zu spielen, sondern auch, weil die Mutter seiner Braut arm war und die Verhältnisse in keiner Weise so lagen, wie sie erfordert wurden durch eine große Hochzeit.

Mochte sich Salome auch betrübt haben über die kahle Armenbüchsenhochzeit, jedenfalls war jede Betrübniß von ihr abgefallen, als sie am andern Tage an der Seite des Drossarts in dem englischen Reisewagen saß und auf der Straße nach Minden rollte.

## XIII. Am Tage nachher.

„Je mehr dir Gott genommen,  
Je leichter auch der Tod.“

Der Drossart hat seine diplomatische Laufbahn verfolgt und zwar mit großem Glücke, wie ihm die hochwürdige Kaiserin im Bergerstifte vorausgesagt; schon auf seiner ersten Mission in Hannover machte er eine Menge von Bekanntschaften, die in der Folge ihm sehr nützlich wurden. Er hatte in seinem Wesen etwas was Vertrauen erweckte, und selbst die geriebten Diplomaten verkehrten lieber mit Persönlichkeiten, die Vertrauen erwecken, als mit anderen. Auf der anderen Seite hatte der Drossart auch noch etwas, er hatte Glück. Möchten die Erfolge, welche er erlangte, noch so klein sein, es waren Erfolge, und Fürsten wie Minister waren stets geneigt, einem Manne Missionen zu übertragen, welcher Glück hatte. Allerdings waren es eben nur kleine Geschäfte, welche kleine Fürsten dem Drossart übertrugen, aber er besorgte sie mit gewissenhafter, ja mit pedantischer Treue und mit Glück.

So kam unser Freund als Geschäftsträger mehrerer kleiner Fürsten nach Regensburg und wurde dort ein deutscher Reichstagsdiplomate im besten Sinne des Wortes, treu und fleißig, gelehrt, gewissenhaft und scharfsinnig, freilich auch kleinlich und pedantisch, wie es damals in den Verhältnissen des absterbenden Reiches lag. Dadurch, daß er die Geschäfte mehrerer kleinerer Fürsten in einer Hand vereinigte, erlangte die Stellung des Drossarts immerhin eine gewisse Wichtigkeit und gab seinem Auftreten, seiner Haltung eine Bedeutung, welche beim Reichstage nicht unterschätzt werden durfte. Seine Charge als sardinischer Kammerherr hatte namentlich im Anfange nicht wenig dazu mitgewirkt, ihn in der diplomatischen Gesellschaft zu heben und nützte ihm immerhin in seinen Verhältnissen viel mehr, als das heute der Fall sein würde.

Dazu kam seine Wohlhabenheit, die es ihm möglich machte, ein anständiges Haus zu führen, dem seine Gemahlin in ganz vorzüglicher Weise vorstand. Unter der Reichstagsdiplomatie herrschten damals wechselseitige Hungerleideri und Schuldenmacherei in einer Weise, von der wir uns gar keine Vorstellung mehr machen können. Salome wußte ihren Haushalt in verständiger Weise gleich weit entfernt von Aufwand wie von Knäuferei mit den eigenen Mitteln ihres Gemahls zu führen, ohne die spärlichen Gehalte der Fürsten zu beanspruchen, die zwar in ihrer Gesamtheit sich als eine ganz stattliche Summe darstellten, in Wirklichkeit aber meist sehr unregelmäßig und in vielen Fällen gar nicht gezahlt wurden.

So galt das Haus des Kammerherrn von Drossart sehr bald für eines der angesehensten in Regensburg, und es kam nicht leicht ein Fremder an den Sitz des Reichstags, der nicht das Cabinet des Herrn Geheimraths von Drossart besucht hätte. Ein Cabinet mußte der Drossart haben, wie sich von selbst versteht, er wäre ja sonst kein Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Und ganz im Sinne seiner Zeit hatte er etwas gesammelt, was ihm gerade durchaus von keinem weitem Nutzen war, sondern lediglich als Curiosität diente. Der Drossart hatte nämlich optische Gläser und Instrumente gesammelt und eine große Menge derselben zusammen gebracht, welche Sammlung von der gebildeten Welt höchlich bewundert wurde.

Der Drossart lebte ein glückliches friedliches Leben mit seiner Salome, und da ihre Ehe nur mit einem Töchterlein gesegnet war, so blieben ihm auch diejenigen Sorgen und Stürme fern, welche mit der Erziehung einer größeren Anzahl von Kindern verknüpft zu sein pflegen.

Während eines mehr als zwanzigjährigen Aufenthaltes am deutschen Reichstage blieb der Drossart doch immer in regster Verbindung mit seiner Vaterstadt Herford. Zunächst vertrat er die Reichsabtei in den seltenen Fällen, wo dieselbe sich noch zu der Annahme einer Reichsgliedsstellung aufraffte, dann aber behielt er seinen Grundbesitz in der Stadtflur, welcher die Grundlage seiner Wohlhabenheit war, und besuchte auch Herford öfter mit seiner Gemahlin und seiner Tochter. Zuerst wohnte er dort in seinem väterlichen Hause in der Lübberstraße, als das aber wenige Jahre nach seiner Vermählung ein Raub der Flamme geworden war und seine Hof-

und Gartengrundstücke dort vortheilhaft verkauft waren, hatte er das Trogenburgische Haus zum Herfordischen Wappen auf dem Gehrenberge, in dem seine Gemahlin geboren worden war, gekauft und sehr anständig möbliren lassen.

Das hatte er der treuen Salome zum Wittwenstige bestimmt. Dort sollte sie als Wittwe wohnen mit Tetzlaff und dem Chirurgus Ventrup, der nach seiner Mutter Tode das Häuschen in Bielefeld verkauft und nach Regensburg gepilgert war, um wieder in die Dienste des Drossarts zu treten, die ihm denn auch sofort wieder geöffnet worden waren.

Es war aber immer fast wie ein Fest für Herford, wenn der Drossart mit seiner Familie zum Besuch kam. Absalom Türck, der getreue Lehmann, war hochbetagt gestorben, die Drossartsche Verwaltung hatte sich aufgelöst. Einen Theil der Grundstücke hatte der Diplomat dem Türkensohne Balthasar verkauft, einen andern hatte er ihm verpachtet. Die Stadtgrundstücke aber hatten meist Bürger in Pacht, welche damit prangten; sehr einträglich war das eben nicht, aber es war für den Drossart ausreichend.

Im Frühling des Jahres 1801 verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß die Frau Geheimrätthin von Drossart zu Regensburg nach kurzer Krankheit das Zeitliche gesegnet habe. Die Trauer um die theure Salome war in Herford fast allgemein, denn ihre milde Hand hatte der Armuth ihrer Vaterstadt im Stillen viel Gutes gethan. Die Leiche wurde mit schweren Kosten nach Herford gebracht und von dem jüngsten Bruder der Heimgegangenen, einem städtischen Beamten, empfangen. Am anderen Tage zur Beisezung traf auch der Drossart mit seiner Tochter ein. Das Begräbniß war sehr kostbar und sehr feierlich; die Heimgegangene hatte es so gewünscht, um ihrer Vaterstadt einen Ersatz für die Armenbüchsenhochzeit zu geben. Schon damals erklärte der Drossart dem Schwager und den Herfordischen Freunden, daß er sich nach Herford zurückziehen und den Rest seines Lebens in dem Hause auf dem Gehrenberge zubringen wolle.

„Ich will nicht fern von dem Grabe meiner Salome sein!“ sagte er ernst und traurig. Uebrigens klagte er nicht weiter um den herben Verlust, der ihn um so härter getroffen haben mußte, als er seit Rinieras Tod eben keinen Verlust, kein Unglück, kein Leid erlebt hatte, aber man bemerkte an ihm eine Gleichgültigkeit, die ihm sonst sehr fern gewesen war, die aber jetzt nur verschwand, wenn es sich um seine Tochter Salome handelte. Dann wich der gleichgültige stumpfe Blick, dann flammten die düsteren Drossartaugen auf, dann hob sich die Hinnengestalt, dann suchten sie nach dem Mädchen, welches ihrer Mutter gewaltige Figur und des Vaters düstere Augen geerbt hatte. Sonst aber hatte sie nichts vom Vater und der Mutter, im Wesen gar nichts, und die Frau Drossartin hatte öfter zu ihrem Gemahle gesagt, halb lächelnd und halb seufzend: „Wichmann, glaub mir's, unsere kleine Salome wird ganz wie das kleine Schäschen, die Susanne Haverghin in Bielefeld.“

„Nun dann möge sie nur auch so glücklich als Mutter und Gattin werden, wie die Susanne in zwei Ehen geworden!“ hatte dann der Drossart lachend geantwortet.

Im Spätherbst des Jahres 1805 empfing der Rendant Trogenburg, nachdem er längere Zeit nichts von seinem Schwager gehört, einen Brief von dem Chirurgus Ventrup, in welchem der Herr Rendant aufgefordert wurde, die Wohnung des Herrn Kammerherrn in Stand setzen zu lassen, eine Magd zu miethen und dergleichen, denn der Herr Kammerherr, der sich gar nicht wohl befinde, wolle den Winter in Herford zubringen.

Es fiel dem Schwager auf, daß der Chirurgus Ventrup und nicht seine Nichte geschrieben, daß von der kleinen Salome überhaupt gar nicht die Rede in dem Briefe war.

Einige Tage später rollte denn auch wirklich an dem ziemlich hellen Abende eines stürmischen Oktobertages ein stattlicher Reisewagen durch das Steinthor von Herford, fuhr an der Abtei und der Münsterkirche vorüber nach dem Altmarkte und hielt vor dem Trogenburgischen Hause auf dem Gehrenberg.

Im Fond des Wagens lag ein Herr, ganz gehüllt in einen weißen Mantel; gestützt auf Ventrup und Tetzlaff, die auf dem Boode gesessen hatten, stieg der Drossart schwerfällig aus und

erwiderte mit sichtlich erzwungener Freundlichkeit die herzliche Begrüßung seines Schwagers. Er verschwand dann in seinem Zimmer für diesen Tag.

Es war wohl begreiflich, daß der Rendant sich sofort nach Salome, seiner Nichte, bei Ventrup erkundigte.

„Beter!“ rief dieser sichtlich in höchster Verlegenheit, „ich habe den Herrn Kammerherrn gar nicht gefragt, was wir in Bezug auf das Fräulein sagen sollen? Aber freilich, wenn ich gefragt hätte, so hätte ich doch nur zur Antwort bekommen, was Ihr wollt. Nun, Sie sind von der Familie,“ fuhr Ventrup schwankend fort, „ja, ich will's dem Teplaff sagen, der kann Ihnen die ganze Geschichte viel besser mittheilen wie ich, denn ich habe ja diesen Herrn Dreßler von Rossau kaum und seinen saubern Herrn Sohn gar nicht gekannt, weil ich im vorigen Jahre gerade nach Wien verreisen mußte.“

Der Chirurgus war gewandt genug entschlüpft, und von dem Teplaff bekam der Rendant auch erst nach langen Fragen sehr dürftige Mittheilungen, aus denen er sich ungefähr folgende Geschichte zusammensetzte.

Im vorigen Jahre war ein französischer Lancieroffizier in das Haus des Drossart gekommen, ein roher großsprecherischer Gesell, ein Jakobiner vom reinsten Wasser, dem hatte der Drossart von Anfang an eine besondere Freundschaft gezeigt, denn er hatte aus der Ähnlichkeit sowohl als dem Namen Rossau in ihm einen Sohn seines ehemaligen Genossen, des Dreßlers von Rossau erkannt. Der Officier versicherte plump, daß er seinen Vater nie gekannt, daß aber seine Mutter, eine hübsche Wirthsmagd, stets einen Ci-devant angegeben, um dessen Namen er sich aber weiter nicht bekümmert habe. Obwohl nun dem Drossart das ganze Wesen dieses rohen Reiters und Jakobiners höchlich zuwider war, so litt er doch, daß der Kerl, „der noch ein viel größerer Hallunke war wie sein Herr Vater“, so drückte sich der ehrliche Teplaff aus, öfter in sein Haus kam. Was nun weiter geschehen, wußte der treue Diener nicht, eines Morgens aber war die Tochter mit ihrem Schmuck und einer bedeutenden Geldsumme verschwunden. Sie hatte sich von dem Lancierlieutenant Rossau entführen lassen.

Begreiflicherweise hatte der Drossart die unerhörtesten Anstrengungen gemacht, seine Tochter wieder zu finden, aber sie waren alle vergeblich geblieben. Es war, als habe die Erde den kocken Officier mit seiner Beute verschlungen. Die Kriegswirren jener Tage machten solch ein Verschwinden erklärlich.

Sein Weib begraben, seine Tochter verloren, so kehrte dieses Mal der Drossart in seine Vaterstadt zurück, und er hat sie nicht wieder verlassen.

Erst lag er lange krank, aber er erholte sich wieder, und es leben in Herford vielleicht heute einige alte Leute, die den riesigen Drossart in seinem weißen Mantel auf den Straßen ihrer Stadt haben wandeln sehen. Hoch und steil aufgerichtet, aber allen Kindern mild zulächelnd.

Er war nicht theilnahmlos geworden, unser Drossart, nein, der deutsche Patriot kränkte sich tief über die Niederlage Preußens; er knirschte über die westfälische Herrschaft, die so diese Griffe in den Wohlstand so vieler Städte, auch Herfords, that. Er half damals so mancher Noth im Stillen ab. Thränen traten ihm ins Auge, als er auf dem Radewig die Grenzpfähle des französischen Reiches sah, die Napoleon dort aufrichten ließ.

Die Erhebung und Befreiung des Vaterlandes erlebte er nicht mehr; der Verlust der Tochter fraß ihm am Herzen.

„Sorgt, daß Salome alles in Ordnung findet, wenn sie wieder kommt!“ sagte er eines Abends zu Ventrup und Teplaff. Am andern Morgen fanden sie ihn todt in seinem Bette. Er ward bei seinem Weibe und bei seinen Vätern begraben.

Mehr als zehn Jahre nach des Drossarts Tode erschien ein mit ausweisenden Vollmachten versehenen Vertreter der Frau Salomo Dreßler von Rossau, geborenen Drossart von Beyst, welchem auf seinen Antrag die Hinterlassenschaft des Vaters ausantwortet wurde.

Teplaff Türcke ist auf seinen Wunsch zu den Füßen des Drossarts und seiner Salome begraben worden; von Ventrups Ende haben wir nichts erfahren.

## Deutsche Bischöfe.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11. VI. 70.

### IV. Bischof Ketteler von Mainz.

(Mit Porträt auf Seite 397.)

Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler stammt aus einem alten Adelsgeschlechte Westfalens. Schon in der Bewegung der Reformationsperiode begegnen wir zwei Repräsentanten des Namens Ketteler. Ein Droste Gobbert in Elberfeld warnte öffentlich vor dem bergischen Reformator Klarenbach, indem er vor dem ganzen Kirchspiel aussprach, daß, wenn dieser sich wieder blicken lasse, er einen solchen Gang mit ihm gehen wolle, daß er so bald nicht mehr predigen sollte. Diese Drohung veranlaßte Klarenbach, seine Heimat zu meiden, denn der Droste war ganz der Mann dazu, sie auszuführen, da er die Macht hatte. Ein anderer Ketteler dagegen begünstigte als Bischof von Münster die Reformation, resignirte aber, da er sich der Ausführung nicht gewachsen fühlte.

Hier in Münster wurde Wilhelm Emanuel auf Weihnachten, den 25. Dezember 1811 geboren. Er studirte zuerst (1830—33) Jura und Kameralia in Göttingen und Berlin, und trat als Referendarius in Münster ein, wo er 1837 Regierungsassessor war, als er sich dem Dienste der Kirche zuwandte.

Nachdem Ketteler im beginnenden Mannesalter (1840—43) zu München, wo Döllinger zu seinen Lehrern gehörte, Theologie studirt hatte, trat er, behufs der praktischen Vorbereitung zum geistlichen Amte, in das Priesterseminar zu Münster ein und wurde daselbst am 1. Juni 1844 zum Priester geweiht. Im Herbst kam er als Kaplan nach Beckum und wurde 1847 als Pfarrer in Hopsten angestellt.

Dort traf ihn das Revolutionsjahr, und sein heimlicher Wahlkreis, welcher auch die reformirte Grafschaft Tecklenburg umfaßte, wählte ihn zum Abgeordneten in das Frankfurter Parlament. Er war mit unter denen, die sich rechtzeitig einfanden und feierlich vom Römer nach der Paulskirche zogen, wo der erste deutsche Reichstag wieder sich konstituiren wollte. Und als Bischof Müller von Münster den Antrag auf Abhaltung von Eröffnungsgottesdiensten in den Kirchen der verschiedenen Konfessionen stellte, war Ketteler unter denen, die ihn unterstützten. Dem Antrag wurde bekanntlich von der hohen Versammlung keine Folge gegeben; man hielt ihn nicht für zeitgemäß!

Im Jahre 1849 kam Ketteler nach Berlin als Propst an die Hedwigskirche, wo aber seine Thätigkeit nicht von langer Dauer sein sollte.

Der Mainzer Bischofsstuhl war mit dem Schluß des vergangenen Jahres erledigt worden, und der im Februar 1849 vollzogenen Wahl des Gießener Professors Dr. Leopold Schmid, eines Mannes von evangelischer Gesinnung und mildem Geiste, verweigerte der Papst die Bestätigung, bewogen durch ultramontane Intriguen. Die Kurie wollte für diesen wichtigen Posten, von welchem aus das obere und untere Kirchengebiet des Rheinstromes, der alten „Pfaffengasse“ des weiland heiligen römischen Reichs deutscher Nation, geistlich dominiert werden kann, einen streitbaren und ihr völlig ergebenen Mann. Pio IX. ermahnte daher auch das Domkapitel, „eine solche Wahl zu treffen, die Euch zu Lobe, der Kirche zum Frohlocken und Uns zur Freude gereiche.“ Der Mann, von dem man

dies erwartete, wurde in dem Berliner Propste gefunden, welchen man während seiner parlamentarischen Thätigkeit hatte kennen gelernt, da er öfter von Frankfurt aus das nahe Mainz besuchte und daselbst predigte. Vom Papste bestätigt, wurde er am 25. Juli 1850 von dem Erzbischof Herman v. Vikari von Freiburg in Mainz zum Bischof consecrirt und inthronisirt.

In Berlin hatte Ketteler noch eine wenig beneidenswerthe Acquisition für seine Kirche gemacht, die ihm nach Mainz folgte. Es ist die Gräfin Ida Hahn-Hahn, welche nach dem Tode ihres Geliebten in Berlin weilte und bei dem Propst an der Hedwigskirche konvertirte. „Ich mit meinen Allüren der Unabhängigkeit ging mit meinem ganz natürlichen Schritt unbefangen in die Kirche (wie in eine Falle?) hinein.“ Das ist vielleicht das einzig wahre Wort der eiteln Dame in ihrem ganzen phrasenhaften Buch „Von Babylon nach Jerusalem“, das keine Spur von Reue über ihr früheres skandalöses Leben verräth, aber angefüllt ist mit eingelernten Verunglimpfungen der evangelischen Kirche, für die sie noch nie auch nur das geringste Verständniß gehabt hatte.

Raum war Ketteler in die Reihen des deutschen Episkopats eingetreten, als eine Bewegung in demselben begann, deren Ziel kein anderes war, als mit kluger Benutzung der Verhältnisse die Macht der Kirche über den Staat zu erheben, der noch aus den Wunden, welche die Revolution ihm geschlagen, blutete. Ketteler wurde die Seele und treibende Kraft zunächst in den Kämpfen des Episkopats der oberrheinischen Kirchenprovinz, zu welcher sein Bisthum gehört, gegen die Landesregierungen. Mit den Mittel- und Kleinstaaten glaubte man am leichtesten fertig zu werden. Das protestantische Preußen sollte erst den Schluß machen.

Es wurden Bischofskonferenzen eingerichtet. Auf der im Februar 1851 in Freiburg abgehaltenen formulirte man in einer Denkschrift an die Regierungen die Forderungen des Episkopats dahin: 1) Das Befetzungsrecht für alle niederen Kirchenstellen; 2) Errichtung und selbständige Leitung von Priesterseminarien und Knabenkonvikten; 3) die unbedingte Ausübung der vollen Gerichtsbarkeit über den Klerus; 4) die Umgestaltung der Domkapitel und der akademischen Studien nach den kanonischen Vorschriften; 5) die selbständige Verfügung über die der Kirche zukommenden Zuschüsse aus Staatsmitteln.

In den nächsten Jahren folgte Konferenz auf Konferenz, Denkschrift auf Denkschrift. Unter Kettelers kirchenpolitischer Führung hielten die Bischöfe an ihren Forderungen fest und gewannen den kraftlos widerstrebenden Regierungen Schritt für Schritt größtentheils das begehrte Terrain ab. Schon beim Beginn dieses Kampfes mit dem Staate wurde die Losung ausgegeben: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen,“ welches Apostelwort von der römischen Kirche schon so oft, wo es äußerliche Vortheile betraf, gemißbraucht worden ist. Unter allen jenen Forderungen legte man mit richtiger Berechnung das größte Gewicht darauf, die Heranbildung des Klerus in Knabenkonvikten und Priesterseminaren, für deren Leitung die Jesuiten schon bereit standen, ausschließlich in die Hand zu bekommen. Man bedurfte zu dem in Aussicht genommenen Eroberungszuge vor allem tüchtig geschulter Unterofficiere.

Nach dem Beschluß des tridentinischen Konzils sollen solche Seminare an jedem Bischofsstuhle sich befinden. Dieselben haben aber mit den alten Domschulen nichts gemein, sondern sind eine Erfindung der Jesuiten aus dem 16. Jahrhundert und haben ihre Vorbilder in den bekannten Kollegien dieses Ordens zu Rom. Schon mit dem 12. Lebensjahre sollen Knaben darin aufgenommen werden, um ganz außer Berührung mit der wirklichen Welt nach klerikaler Schablone zugefugt zu werden. Als nach den Freiheitskriegen die kirchlichen Verhältnisse in Süddeutschland wieder geordnet wurden — Republik, Empire und Rheinbund hatten sie ziemlich derangirt — da forderte die Kurie die Errichtung solcher Seminare genau nach ihrer Vorschrift, gab aber nach, als der Staat zu einem Verzicht auf

die Oberaufsicht über die aus seinen Mitteln dotirten kirchlichen Anstalten sich nicht herbeiließ. Diese Oberaufsicht nunmehr dem durch die Revolution geschwächten und bei der Kirche nach Hilfe suchenden Staate zu entziehen, das war ein wesentliches Ziel, welches Ketteler in jenem Kampfe zu erreichen suchte.

Es gelang ihm auch für seinen Sprengel, alle Forderungen in der geheimen Konvention durchzusetzen, welche er am 23. August 1854 mit der großherzoglich hessischen Regierung abschloß, wodurch ihm besonders in Bezug auf die Befetzung der geistlichen Stellen, die Leitung der klerikalen Bildungsanstalten und die geistliche Gerichtsbarkeit willfahrt wurde. Wenn dieser Vertrag auch der Form nach später wieder aufgehoben wurde, so ist doch thatsächlich bis in die neueste Zeit in diesen Verhältnissen eine Aenderung nicht eingetreten.

Neben den Kämpfen des Episkopats ging, von derselben Hand geleitet, zu gleichen Zwecken eine Agitation unter dem katholischen Volke her. Als Mittel gebrauchte man vorzugsweise das Vereinswesen und die klerikale Presse, deren ursprünglicher Moniteur das „Mainzer Journal“ ist. Unter den Vereinen war es zunächst der Piusverein, dessen statutenmäßiger Zweck ist: „Die sozialen und politischen Fragen vom katholischen Standpunkt aus zu behandeln, insbesondere die Freiheit, Unabhängigkeit und das Wohl der katholischen Kirche zu wahren und zu fördern.“ Als sein Ziel ist hingestellt: „Ein einiges Deutschland nur auf dem Boden des katholischen Christenthums.“ Mainz wurde ein Hauptstich dieser oder ähnlicher Bestrebungen, deren neueste Pflanze der „Katholikenverein“ ist. Es werden darin Kirche und Politik in widerlichster Weise verquickt, und diese von dem Bischof Ketteler protegirten Leistungen in kirchenpolitischer Agitation sind es im letzten Grunde, welche den gegenwärtigen Kampf der preussischen Staatsregierung gegen die katholische Kirche herausbeschworen haben, einen Kampf, den man in mancher Hinsicht beklagen kann, dessen Schuld aber auf jene Bischöfe fällt, welche vermeinen zu schieben und nur selbst — geschoben werden.

Wie zuerst in der oberrheinischen Kirchenprovinz, so übernahm der Mainzer Bischof bald im ganzen deutschen Episkopat die Führung. Auf den Fuldaer Bischofskonferenzen gab seine Stimme den Ausschlag. Die Protestation der Bischöfe gegen die preussischen Waigesetze soll ihn zum Verfasser haben. Als er von dem 14. badischen Wahlkreis an der Tauber im Jahr 1871 in den ersten deutschen Reichstag gewählt wurde, fiel ihm selbstverständlich die Führung der katholischen Centrumsfraktion zu. Seine hohe Stellung, seine Energie, seine vielseitige Bildung, das ihm zu Gebot stehende Wort und sein imponirendes Aeußeres machten ihn ganz dazu geeignet. Unwillkürlich haftete das Auge bei der ersten Reichstagsitzung an der interessantesten würdevollen Erscheinung des Bischofs, auf dessen Lippen doch auch ein Lächeln trat, als Präsident Simson — was sonst nicht leicht vorkommt — sich versprach: „Der Abgeordnete Dr. Meppen hat das Wort!“ Auch der also bezeichnete Windthorst lachte mit. Als die Centrumsfraktion mit ihren Anträgen, daß die „Grundrechte“ in die Reichsverfassung aufgenommen und das Prinzip der Intervention zu Gunsten der weltlichen Herrschaft des Papstes anerkannt werden sollte, durchgefallen war, legte Ketteler sein Mandat nieder und schied aus dem Reichstag.

Wer es wußte, mit welchem Eifer Bischof Ketteler in Deutschland die Interessen des Papstthums verfolgte, dem mußte die Stellung auffallen, welche derselbe anfänglich auf dem vatikanischen Konzile einnahm. Hier stand er an der Spitze der Minorität, welche sich gegen die Dogmatisirung der Infallibilitätslehre aussprach, und besonders war er es, welcher als Grund dagegen geltend machte, es sei in gegenwärtiger Zeit nicht „opportun“, während andere Bischöfe dem Dogma als einer unkatolischen und widerchristlichen Irrlehre abgeneigt waren. In einer während des Konzils abgefaßten lateinischen Schrift erklärte er, daß die Definirung des Dogmas in der Kirche ein Schisma und von außen bei ihren Gegnern eine heftige Erbitterung erwecken werde, so daß das Konzil, anstatt Uebel zu beseitigen, nur die Ursache sein werde, neue

Uebel hervorzurufen. Wie richtig hatte Ketteler damals vorausgesagt! Aber er fügte sich zuletzt, und es sieht fast so aus, als ob es den Jesuiten in Rom, bei welchen er wohnte, und den Jesuiten in Mainz, die bei ihm wohnen, gar nicht unlieb gewesen sei, daß ein Ketteler die Opposition auf dem Konzil in der Hand hatte. Und welch ein Ruhm für sie und welch ein Exempel für andere Bischöfe, wenn hernach eine solche Autorität sich beugt!

Bischof Ketteler ist nicht bloß der Führer des deutschen Episcopats, er ist auch der Anführer im Streit. In zahlreichen Schriften hat er seine Stimme erhoben und seine Anschauungen über die kirchlichen, politischen und sozialen Zeitfragen vertreten. Diese literarischen Produkte haben ein eigenthümliches Gepräge. Ganz in der Art und Weise der alten Mainzer Schule eines Decanus sind die darin ausgesprochenen Prinzipien ein Gemisch von Wahrem und Falschem, die Beweisführung ist eine oft meisterhafte Sophistik, die Sprache bald einnehmend, bald zügellos in Poltern und Schimpfen ausbrechend. In einer seiner ersten Schriften „Freiheit, Autorität und Kirche“ führt er den Kampf gegen den „falschen Liberalismus“, und man kann sich mit manchen seiner Ausführungen bis zu einem gewissen Punkte vom christlichen Standpunkt aus einverstanden erklären. Aber dann schießt er wieder über das Ziel hinaus. So auch in seiner Beurtheilung des Krieges von 1866 und dessen Folgen. Seine Liebe gehört dem katholischen Oesterreich und den Habsburgern, sein Haß dem „Rorussianismus“, wie er das bezeichnet, was andere Leute „den besondern Beruf Preußens in und für Deutschland“ nennen. Es wäre gut, wenn der preussische Freiherr auf dem Mainzer Bischofsstrome gedächte an das Sprüchlein eines seiner alten Vorgänger: „Willigis, Willigis, nit vergiß, woher Du kommen bis!“

Wie in seinen Schriften, so ging Bischof Ketteler auch in seinen Hirtenbriefen darauf aus, das katholische Volk in seinem Sinne zu bearbeiten. Jene waren mehr für die gebildeten Stände, diese für die Massen berechnet, und in diesen trat noch mehr als in jenen die Unfähigkeit des Autors hervor, das Wesen und die Geschichte des Protestantismus richtig zu beurtheilen. In dem am Vorabend der Säcularfeier des Bonifazius 1855 erlassenen Hirtenbriefe hat er alle andern an Invektiven überboten. Die schwerste Anschuldigung wälzt er auf die Reformation, indem er, wenn auch in wohlbedachter zweideutiger Weise, ihr die sittliche Vernichtung des ganzen deutschen Volkes beimißt. Deutschland habe ja doch nur seine einstige Größe lediglich dem Bonifazius und der durch ihn hergestellten Glaubenseinheit zu verdanken. „Wie das Judenvolk seinen Beruf auf Erden verloren hat, als es den Messias kreuzigte (sic!), so hat das deutsche Volk seinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es (durch die Reformation) die Einheit im Glauben zerriß, welche der h. Bonifazius gegründet hatte. Seitdem (d. h. doch auch infolge der Reformation!) hat Deutschland fast nur mehr dazu beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zerstören und eine heidnische Weltanschauung hervorzurufen. Seitdem (d. h. doch auch infolge der Reformation!) ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr geschwunden, und alle Schlösser und Riegel, alle Zuchthäuser und Zwangsanstalten, alle Kontrollen und Polizeien vermögen uns nicht das Gewissen zu erlösen.“

Ob Bischof Ketteler später zu besserer Erkenntniß kam, oder ob er es gerade für „opportun“ hielt, um die von seiner Seite gewünschte Annäherung zwischen der katholischen Centrumsfraktion und den evangelischen Konservativen zu befördern: kurz, im Schlusssatz seiner Schrift über die Centrumsfraktion (1872) spricht er sich ganz anders aus. „Die Reformation“, heißt es da, „hat uns kirchlich zerrissen; aber in Betreff der letzten Prinzipien der staatlichen Ordnung hat sie eigentlich nichts geändert. Man hielt die alten großen Grundsätze fest, daß das Christenthum die Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft sei, daß die weltliche Obrigkeit auch eine Stellvertreterin Gottes

sei, daß sie deshalb den Geboten und dem Worte Gottes unterworfen und verpflichtet sei, die christliche Religion zu schützen, daß endlich die Schule und die Kirche auf das innigste verbunden sein müssen. Alle diese Grundsätze blieben von der Reformation unberührt. . . So blieb es bis zur französischen Revolution in allen christlichen Staaten Europas, in den katholischen wie in den protestantischen, oder noch richtiger, bis dahin, wo die Grundsätze der französischen Encyclopädisten, der geistigen Väter der Revolution, an den Höfen der deutschen und nichtdeutschen Fürsten Aufnahme fanden.“ Die von diesen Philosophen aufgestellte Grundidee der französischen Revolution ist „die Säcularisation der ganzen bürgerlichen Gesellschaft“. Demnach datirt also die Depravirung der öffentlichen Verhältnisse nicht „seit“ der Reformation, sondern erst reichlich zwei Jahrhunderte nach derselben.

Die „französischen Encyclopädisten, die geistigen Väter der Revolution“ sowie der widerchristlichen modernen Weltanschauung haben aber bekanntlich der katholischen Kirche angehört. Diderot, von den Jesuiten in Langres und Paris erzogen, d'Alembert, Neffe des Cardinal-Erzbischofs von Lyon, Voltaire, Helvetius und La Mettrie, sie waren Söhne der katholischen Kirche. Rousseau gehörte während seiner Verbindung mit den Encyclopädisten derselben Kirche an. Abbé Mallet, Doktor und Professor der Theologie in Paris, hat die meisten theologischen Artikel in der Encyclopädie geschrieben. Dagegen war ein gläubiger Reformirter, der Naturforscher, Philosoph und Theologe Charles Bonnet aus Genf, einer der ersten und bedeutendsten Bekämpfer der Encyclopädisten.

Die neueste Kundgebung des Bischofs Ketteler ist seine Broschüre gegen den Kultusminister Dr. Falk, anlässlich dessen Rede vom 10. Dezember v. J. im preussischen Abgeordnetenhaus, in der er gesagt hatte: „Wenn ich mich dabei auf den Standpunkt der Staatsregierung stelle, so sehe ich zunächst, daß sich die Bischöfe Preußens mit einander verbündet haben, das Gesetz des Staates, dem sie angehören, das Gesetz des Landes, das für die meisten unter ihnen das Vaterland ist, geringer zu achten, als den Wink eines Mannes außerhalb des Vaterlandes.“ Diese Bezeichnung des Papstes und der Vorwurf, daß die preussischen Bischöfe ganz nach seinem „Wink“ operiren, hat den Mainzer Bischof so in Harnisch gebracht, daß er seiner natürlichen Festigkeit ganz die Zügel schießen läßt und alle Schranken einer wohlstandigen Mäßigung durchbricht. Wie er früher den bayerischen Minister Luz mit Ronge verglich, so stellt er jetzt den Minister Falk mit David Strauß und Proudhon zusammen und spricht ihm alle Berechtigung auf den Namen eines Christen ab!

Bischof Ketteler scheint nach allem den „hohen Beruf“ eines zweiten Bonifazius zur Wiederherstellung der „Glaubenseinheit“ in Deutschland und des Primats für den Mainzer Stuhl sich zu vindiciren. „Zur Zeit des h. Bonifazius bildete fast ganz Deutschland eine Kirchenprovinz, und diese Einheit in der Kirche wirkte so mächtig, daß sie zugleich die Grundlage des nationalen Bodens der deutschen Völker wurde.“ So schildert er das goldene Zeitalter, dessen Wiederkehr er herbeisehnt. Aber auf der einen Seite ist das Evangelium in Deutschland nicht mehr so leicht zu unterdrücken, wie in dem Kampfe jenes alten Bonifazius, des ersten Sendboten des römischen Stuhles unter den deutschen Stämmen, gegen die Missionen der Froschotten auf deutschem Boden.

Es ist noch nicht so weit, wie Herr v. Mallinckrodt neuerlich meinte, daß „die protestantische Kirche nicht zufrieden sei, selbst wenn man die Laterne des Diogenes anzündete.“ Auf der anderen Seite ist der Reichskanzler des deutschen Kaisers von jeher nicht so zugänglich gewesen für Pläne ultramontaner Kirchenpolitik, wie weiland der Majordomus des fränkischen Merowingers. Der Führer, welchen Bischof Ketteler in seinem Briefe vom 1. Oktober 1870 an den Grafen Bismarck in Versailles ausstreckte, mußte ihn davon überzeugen.

Otto Thelemann.



Freiherr von Retteler, Bischof von Mainz.

## Der Festungskrieg der Zukunft.

Von Hauptmann Albert Schmidt.

(Schluß.)

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

### II.

Wir haben im ersten Theile unseres Aufsatzes\*) die Streitmittel, über welche Vertheidigung wie Angriff verfügen, erörtert, und wenden uns jetzt zur Ausführung der Belagerung selbst, also zu dem förmlichen Angriffe gegen eine moderne Lagerfestung.

Spätestens während der Ausführung der Cernirung durch das Belagerungsheer haben Artillerie- und Ingenieurkommandeur desselben den „Belagerungsentwurf“ vereinbart, nämlich die speziell anzugreifende Front gewählt und auch im allgemeinen alle zu ergreifenden Maßnahmen festgestellt. Die Wahl jener Angriffsfront richtet sich nach verschiedenen Rücksichten, so den relativ schwächsten Festungswerken, die zu bekämpfen sind, nach dominirenden Höhen, nach der Möglichkeit versteckter Aufstellungen u. s. w. Auch strategische Rücksichten, wie die Erhaltung einer günstigen Rückzugslinie bei möglichem feindlichen Entsatze, können hier mitsprechen. In den meisten Fällen wird der Belagerungsentwurf für die wichtigen Festungen der Nachbarstaaten in den Archiven jedes Großstaates schon im Frieden auf Grund eingehender Refognoszirungen ausgearbeitet vorliegen und nur für die spezielle Sachlage noch der Modifikationen bedürfen.

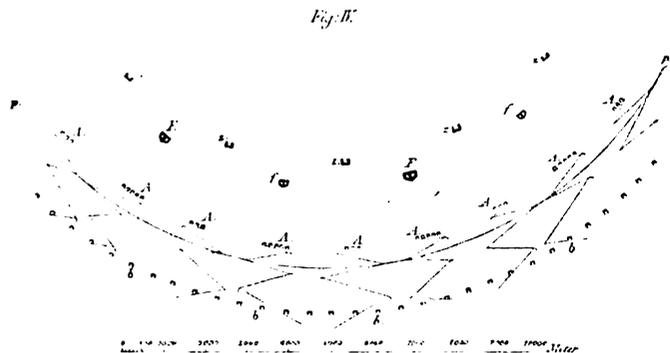
\*) Vergl. I in Nr. 23.

Nachdem die Auffahrt des Parkes vollendet, die nöthige Zahl von Batteriebaumaterial (Schanzkörbe, Faschinen, Surden etc.), wenn nicht schon mitgebracht\*), im Parke angefertigt, die Munition vorbereitet ist, erfolgt in günstiger Nacht die erste Artillerieaufstellung (bb Fig. 4, S. 398). Schon vorher bei Beginn der Cernirung sind rund um die Festung Feldgeschütze in Emplacements eingegraben, in ebenem Terrain mindestens 3000 m von den äußersten Werken entfernt. Vielleicht auf 2500 m werden nun, einen größeren Theil des Fortgürtels umfassend, nächtlich Belagerungsbatterien eingegraben, leichte und schwere Bombardementsbatterien. Ist dieser Bau geschickt eingeleitet, so wird der Vertheidiger ihn nicht wahrnehmen und daher in der Nacht selbst nicht zu hindern vermögen. Die Beleuchtung des Vorterrains mit elektrischem Lichte läßt nur auf Entfernungen von 1100 m noch ein Erkennen zu, andere ältere Mittel wie Leuchtkugeln noch weit weniger. Aber darum muß der Bau der Batterien, da wo solche nicht versteckt angelegt werden können, so gefördert werden, daß sie, wenn irgend möglich, in der ersten Nacht vollendet und armirt sind; bei den Erdstärken, wie sie die Perkussionskraft heutiger Projektile

\*) Ein großer Theil des vor Straßburg verwendeten Batteriebaumaterials wurde z. B. in Mainz gefertigt. Eben dasselbe ward später noch vor Neu-Breisach, Schlettstadt, Belfort benutzt. Ähnlich war es vor sämtlichen deutscherseits belagerten französischen Festungen.

fordert, ein nur mit großer Kraftanspannung zu erreichendes Resultat. Denn mit Anbruch des nächsten Morgens erkennt — die Eventualität starken Rebels ausgeschlossen — die Festung die begonnene Arbeit. Sie ist im Stande, ein überlegenes Feuer auf die unfertigen Bauten in wenig Stunden richten zu können, in der folgenden Nacht wird Schuß auf Schuß auf dieselben regnen und vielleicht überhaupt die Möglichkeit ihrer Vollendung schon in Frage gestellt sein. Hieraus erhellt, daß, von starkem Froste abgesehen, der Winter dem Belagerer, der Sommer dem Vertheidiger günstig ist. Mit Erfolg wird der erstere wohl in vielen Fällen List anwenden, scheinbar an der einen Stelle Batterien bauen und das Feuer der Festung dorthin ablenken, während — dadurch unbemerkt — an anderer Seite der wirkliche Bau statthat.

Aber nehmen wir an, der Bau der sog. Bombardementsbatterien ist gelungen; sie können ihr Feuer eröffnen. Ihr Zweck kann nur ausnahmsweise das eigentliche Bombardement sein, denn sie liegen zu weit, um die Stadt anders als mit vereinzelt Schüssen erreichen zu können, und im Innern der Forts sind, wie oben gezeigt, alle Baulichkeiten hinlänglich geschützt. Resultate, wie sie 1870/71 noch durch Bombardement möglich waren, sind also nicht mehr zu erwarten. Sene Batterien werden vielmehr nur noch vermögen, dem Feinde den Aufenthalt im Vorterrain unmöglich zu machen, die Vertheidigungsarbeiten zu stören, größere Ansammlung von Ausfalltruppen hinter den Forts zu hindern; sie müssen vor allem das Feuer der Festungswerke auf sich zu lenken suchen, um dadurch die Anlage der vorgeschobenen ersten Parallele (pp) zu erleichtern. Diese Parallele — kurz definiert, ein der Lage der gegenüber liegenden Festungslinien annähernd parallel laufender langer Graben mit vorgeworfenem Walle und zur gedeckten Aufstellung einer größeren Truppenmenge dienend — ist nöthig,



um zur zweiten Artillerieaufstellung (AA), von wo aus der eigentliche Artillerieangriff zu beginnen hat, zu schreiten. Mit jedem Schritte, den der Angreifer jetzt weiter vorgeht, wird er mehr und mehr durch kleinere nächtliche Ausfälle gestört und aufgehalten, und nur eine starke Ueberlegenheit vermag hier einige Sicherheit zu bieten. Stößt in der Nacht ein energischer Ausfall, und mag er auch von einem halben Hundert Leuten unternommen werden, auf die Erdarbeiter, so ist deren Batteriebau auf Stunden unterbrochen und die rechtzeitige Vollendung bis Tagesanbruch eine Unmöglichkeit. Die Bedeckungstruppen, bei Tage in den Parallelen angesammelt, müssen daher in der Baunacht das Terrain vor jenem Batteriebau selbst mit den größten Opfern zu behaupten suchen, um eine Störung desselben zu hindern. Daß bei nächtlichem Kampfe der Vertheidiger — wenn ungebrochenen Muthes — im Vortheil ist, liegt nahe, er kann sich jederzeit hinter den Schutz seiner Werke zurückziehen und von dort den Angriff erneuern. Der Belagerer darf daher von besonderem Glücke sagen, wenn der größere Theil der Batterien der zweiten Aufstellung schußbereit sein wird. Diese zweite Artillerieaufstellung wird sich zunächst gegen etwa zwei Forts richten, deren Eroberung in erster Linie erzwungt wird. Zwei sind mindestens nöthig, um eine genügend breite Basis zum späteren Angriffe auf die Stadtfestung zu schaffen. Außerdem aber müssen alle übrigen Forts, welche die gegen diese „Angriffsfront“ gerichteten Batterien zu bekämpfen vermögen, ebenfalls durch besondere Batterien bekämpft und

so zu sagen mundtot gemacht werden. Dies sind mindestens weitere zwei, bei großen Festungen vier, selbst sechs Forts. Die zu erbauenden Batterien sind ihrer Art nach zunächst Demontirbatterien, bestimmt, gegen die feindlichen Geschütze und ihre Aufstellungsorte zu kämpfen; Demolitions- und Wurfbatterien, endlich, wenn möglich, Enfilir- und Risoschettbatterien, bestimmt, ganze Festungsfronten oder einzelne Facen derselben der Länge nach zu bestreichen. Wir sagen „wenn möglich“, denn bei einer oben skizzirten Festung fehlt das Umfassende, was früher der Angriff hatte, fast gänzlich, beide Theile stehen vielmehr frontal einander gegenüber, und alle Saillants oder Spitzen der Forts schneiden sich unter so stumpfen Winkeln, daß diejenige Batterie, welche eine Linie der Festung der Länge nach fassen will, sich auf wenige hundert Meter den Nachbar- oder Collateralfronten zu nähern gezwungen ist.

Am anderen Morgen erkennt im ungünstigsten Falle der Vertheidiger die neu erbauten Batterien, der Geschützkampf beginnt. Anfangs sind es nur die Geschütze der Armirung gegen den gewaltsamen Angriff (logischer, da von solchem Angriffe gegen eine moderne Festung bei nicht ganz erbärmlicher Besatzung gar nicht die Rede sein kann, mit der französischen Bezeichnung „Sicherheitsarmirung“ zu nennen), welche ihn aufnehmen. Aber nach wenig Stunden wächst die Geschützzahl. Ein Geschütz nach dem anderen erscheint zwischen den Traversen der Forts. Die Wälle der direkt und am heftigsten angegriffenen Forts wird man mit leichten (9 und 12 cm), die seitlich gelegenen, sogenannte Collateralforts, mit schweren 15 cm-Ringgeschützen vorwiegend armiren, die kurzen Kanonen und gezogenen Mörser dagegen in den Höfen der Forts und im hinterliegenden Terrain, auch in den Zwischenbatterien, thunlichst verdeckt placiren. Die letzteren, bis jetzt größtentheils noch ohne Armirung, erhalten dieselbe rasch durch die unmittelbar hinter ihrer Kehle laufende Verbindungsbahn. Eine nach der anderen eröffnet überraschend ihr Feuer. In den Kommunikationen tauchen leichte (9 cm), die sog. ambulanten Batterien auf.

Den Angreifer begünstigt das Glück, er überwältigt das Feuer eines Forts, demontirt mehrere Geschütze, und die anderen werden, der Uebermacht weichend, zurückgezogen. Da plötzlich wenden sich, von der sicheren Hand des Artilleriekommandeurs telegraphisch geleitet, eine Menge anderer kaum sichtbar an verschiedenen Punkten verdeckt placirter Geschützgruppen gegen die empfindlichsten Batterien des Angreifers und während diese sich auf das neue Ziel einschließen, ist das Fort wieder neu in Vertheidigungszustand gesetzt, die in die Brustwehr geschossenen Löcher mit Sandsäcken gefüllt, die demontirten Geschütze auf das neue ergänzt, das Fort nimmt den Artilleriekampf wieder auf; die Nacht sinkt, ohne Entscheidung gebracht zu haben. Fort und fort fliegen auch während derselben die Geschosse von beiden Seiten durch die Luft, die Elevation ist bei Tage erschossen, man vermag die bekannten Ziele auch beim Dunkeln zu treffen; vorwiegend aber benutzen beide Theile die Nacht, um neue Kräfte heranzuziehen, so immer mehr Geschütze hinter schützender Brustwehr gegen einander in die Kampflinie zu bringen. Die Vorbereitung des Terrains schon im Frieden, die vorhandenen Eisenbahnen und gute Kommunikationen begünstigen hier ungemein den Vertheidiger, der Angreifer vermag nur durch eine hohe Ueberlegenheit an Arbeitskräften und Geschützmaterial ihm gleich zu kommen.

Außerdem besitzt der Belagerte meist hochgelegene Observatorien; er kann daher die Arbeit des Gegners bei Tage größtentheils genau beobachten, dieser dagegen wird selten eine Menge von Vertlichkeiten finden, wo er selbst bei Tage völlig unbemerkt „indirekte“ Batterien (gezogene Mörser und kurze 15 cm-Kanonen) placiren kann. Es ist daher ein besonderer Glücksfall, wenn der Angreifer am zweiten und den folgenden Tagen mehr erreicht wie am ersten, wo sein überraschendes Auftreten ihn begünstigt, und nur das Entfallen einer solchen artilleristischen Ueberlegenheit, daß das Material der Festung dagegen nicht mehr aufkommen kann, wird — und immer erst nach langem, oft Wochen ja Monate dauernden Ringen — die

Artillerie des Gegners zum Schweigen bringen. In diesem hier entsponnenen Geschützkampfe beruht die eigentliche Entscheidung, der Schwerpunkt des modernen Festungskrieges; gelingt es dem Angreifer, darin abzusteigen, so wird die Festung vielleicht noch einen längeren Widerstand leisten können; ihr schließlicher Fall ist indes, ohne Hilfe von außen, nur eine Frage der Zeit.

Diese Darstellung möchte auf den ersten Blick partiisch erscheinen; dennoch sind wir überzeugt, Sonne und Wind hier völlig gleich auf beide Seiten vertheilt zu haben. Man erinnere sich nur an den artilleristischen Angriff gegen Paris vom 27. Dezember 1870 bis 27. Januar 1871, wo die Vertheidigung, nur theilweise und mehr instinktiv als auf einheitliche höhere Leitung basirt, die vorstehend angegebenen Principien befolgte. Obwohl die französische Geschützbedienung, wie ihre Geschütze selbst, in ihrer Qualität weit hinter denjenigen des Angreifers zurückstanden, sind — von dem höchst unvollkommen fast nur mit Feldwerken besetzten Mont Avron abgesehen — die Außenwerke und Forts von Paris niemals dauernd zum Schweigen gebracht, und, ehrlich gestanden, hätte nicht der Hunger sein Werk gethan, unsere Kanonen hätten noch Monate Zeit bedurft, um jene nach veralteten Principien gebauten Forts Issy, Vanves, Montrouge in unseren Besitz zu bringen.

Doch nehmen wir an, es gelänge dem Angreifer schließlich, seinen Gegner, wenigstens alle sichtbaren direkt wirkenden Geschütze desselben, mundtot zu machen. Eine Menge derselben sei demontirt, er gibt den ungleich gewordenen Kampf auf, zieht die ihm noch gebliebenen Geschütze hinter den Wall zurück und wartet das weitere Vorgehen des Gegners ab. Einem wachsamem und energischem Vertheidiger gegenüber vermag dieser, sobald er sich auf mindestens 1300 Meter den feindlichen Werken genähert hat, seine Laufgräben und sonstigen Erdarbeiten nur unter besonderen Umständen noch durch gleichzeitiges Anstellen einer Reihe von Arbeiten, der gemeinen oder der flüchtigen Sappe, sondern nur durch schrittweises Fortwälzen der ausgeworfenen Erde, der sog. „Erdwälze“ oder Türken-sappe zu ermöglichen. Denn bis auf jene Entfernung reicht die wirksame Erleuchtungssphäre des elektrischen Lichtes, der Vertheidiger sieht wie im Tageshell, während er selbst, wenn der Angreifer nicht das gleiche Mittel anwendet, in schützendes Dunkel gehüllt bleibt. Früher wandte man beim Belagerungskriege, doch auch nur auf die nächsten Entfernungen vom Fuße des Glacis an, die sog. völlige Sappe an, bei der ein starker bis 4 Fuß Durchmesser haltender cylindrischer, mit Erde und Holz gefüllter Korb, der Wälzkorb, die mit dem Fortschreiten der Arbeit vorgewälzte Deckung bot. Heute sprengt eine einzige 15 cm-Langgranate den festesten, selbst den drahtgeflochtenen Wälzkorb vollständig auseinander, derart, daß seine umhergeschleuderten Trümmer noch mörderischer unter den hinterbefindlichen Arbeitern aufräumen, wie es die eisernen Sprengstücke des Geschosses selbst vermögen. Die Schwierigkeit, eine Erdmasse, die, um einige Sicherheit zu bieten, selbst bei Anwendung eingelegerter dünner Panzerplatten doch eine Stärke von mindestens 3 Metern haben muß, auf größere Strecken zu, bei der beschränkten Zahl von Sappeuren, die ohnehin nur dahinter Platz finden (8 Mann), vorwärts zu „wälzen“, leuchtet ein. Wenn eine Erdwälze auf diese Art 2 Meter täglich vorschreitet, so bedarf es schon angestrenzter Arbeit ohne ernste Störung durch den Feind und wiederholter Ablösung. Der Belagerer wird also stets suchen, sich dieser beschwerlichen Mühe zu entziehen und unter dem Schutze des Nebels oder durch List und Ueberraschung schneller vorzuschreiten suchen; jeder solche Versuch freilich opfert, wenn er rechtzeitig entdeckt wird, erfolglos eine Menge Menschenleben.

In dieser Periode macht sich die Ueberlegenheit der modernen Befestigung außer in den Vorzügen der verdeckten Geschützaufstellung noch in einer anderen Richtung vorzugsweise geltend. Es ist dies die absolute Sicherheit der Wohn- und Vorrathsräume gegen den Demolitionschuß des Angreifers, wie wir selbe in unserer Skizze des detachirten Forts in der vorigen Nummer veranschaulichten. Bei früheren Belagerungen wurde jenes schrittweise Vorschreiten am Fuße der Festungswerke da-

durch so sehr erleichtert, daß fortgesetzt das Innere der Festungswerke bombardirt, wie die Festungslinien selbst eskirt wurden und dadurch der Aufenthalt in denselben zu einer Unmöglichkeit wurde.

Die weiteren Grundsätze des Verfahrens des Angreifers sind im wesentlichen dieselben wie zu Marschall Baubans Zeiten. Der indirekte Brescheschuß, welcher z. B. vor Straßburg auf 700 Meter Bresche schuf, ist bei Profilen, wie sie unsere detachirten Forts zeigen, nicht mehr möglich. Die Gräben sind zu schmal und tief, um die Eskarpenmauern mit einem Einfallswinkel unter  $15^{\circ}$  zu treffen, und ein größerer Fallwinkel macht die Erzeugung einer praktikablen Bresche unmöglich. Der Angreifer muß also wie zu Baubans Zeiten zum Couronnement des Glacis schreiten, und seine Breschbatterien hier, von der zu Breschirenden Mauer auf wenige Meter entfernt, die Bresche legen. Je weiter der Angreifer vorrückt, je mehr kommt er in das flankirende Feuer der Nebenforts. Auf dem Glacis gelangt er außerdem in das Bereich der Minengalerien, die ihn auch zu schrittweisem unterirdischen Vorgehen nöthigen. Nun endlich sei in zwei Forts die Bresche gelegt, die Brustwehr des Walls abgekämmt, so daß kein Vertheidiger sich mehr auf ihm zu behaupten vermag. Es wird zum Sturme der Bresche geschritten trotz des flankirenden Feuers der Nebenforts, trotz des Widerstandes, welchen im Innern und aus der Kehlkaferne die Besatzung leistet, gelingt es — mit Strömen Blutes gewiß nur. Was nun? Der Vertheidiger ist während der vergangenen Zeit nicht müßig gewesen; hinter den Forts 1000—1200 Meter weiter rückwärts sind von ihm neue Verschanzungen — passagere Forts — aufgeworfen und armirt; der mit solchen Opfern von Zeit und Menschenleben gebahnte Weg ist, wenn auch mit weniger starken Werken, doch wiederum gesperrt, die Arbeit des Angreifers muß von neuem beginnen. Das Fort, wenn nicht dessen überall untermauerte Erdwälle schon während des Sturmes von der Besatzung in die Luft gesprengt sind, ist, da es wie nach vorwärts nur Erde, so nach rückwärts nur Steinmassen zeigt, vom Vertheidiger leicht niederzulegen und in einen Erdklumpen zu verwandeln.

Wir schließen hier ab. In dem Vorstehenden haben wir nur eine passive Vertheidigung behandelt, eine aktive, durch häufige energische Ausfälle unterstützte außer Augen gelassen. Es erhellt, daß durch eine solche, wenn sie geschickt, namentlich unvermuthet und mit Ueberraschung auftretend angewendet wird, der Angreifer noch bedeutend geschädigt und aufgehalten werden kann. Eben so können wir bei dem gestatteten Raume die Verwendung der Brieftauben, der Luftballons, der Landtorpedos mit elektrischer und mit selbstthätiger Zündung, der gepanzerten Eisenbahnwaggons, endlich der durch die gegenwärtig von den Belagerungsparks geführten schwersten Geschütze unverwundbaren Panzerdrehthürme nur andeuten.

Diese Skizze, welche einen Stoff behandelt, dessen Erschöpfung Folianten fordern möchte, kann ihrem Wesen nach nur lüdenhaft sein und auf Gründlichkeit keinen Anspruch erheben. Eins aber glauben wir mit derselben gezeigt zu haben: Unsere deutschen Centralfestungen und Hauptwaffenplätze — wir nennen beispielsweise hier nur Straßburg, Metz und Köln, Königsberg und Posen, Küstrin und Spandau — sind nach Vollendung ihres jetzigen Ausbaues, wenn, wie zu erwarten, bei Ausbruch eines Krieges mit einem energischem Kommandanten und einer braven und vaterlandsliebenden Besatzung versehen, zwar nicht uneinnehmbar, aber doch dürfte eine schließliche Eroberung derselben Opfer an Zeit, Material und Menschen erfordern, die mit dem schließlich erzielten Gewinn nicht im Verhältniß stehen. Wir kommen hier noch schließlich auf einen einzigen noch nicht berührten Punkt. Jede Festung ist einmal durch ein Mittel zu nehmen, durch Hunger. Unsere Festungen sind bereits im Frieden, je nachdem sie näher oder entfernter der Grenze liegen, auf 4—8 Monate für die etatmäßige Kriegsbesatzung verproviantirt, und bei unserem heutigen Eisenbahnnetze dürfte unter allen Umständen die Zeit vorhanden sein, noch vor Eintritt der Armirung hinreichende Lebensmittel für die ganze Einwohnerschaft selbst auf ein Jahr und

länger hineinzuschaffen. Man denke nur an Paris, wo fast 2½ Millionen zu ernähren waren, und wo vor dem Bekanntwerden der Schlacht von Wörth kein Mensch der Möglichkeit einer Belagerung auch nur im Traume gedacht hatte. In der Zeit vom 8. August bis 19. September — denn an diesem Tage ward die Cernirung eine vollständige — hatte man für jene ungeheure Menschenmasse die Lebensmittel anhäufen kön-

nen, um damit auch fast 4½ Monate dem Hunger Trotz zu bieten. Das Schicksal Bazaines aber, welcher sich mit über 170,000 Mann zwischen den Forts von Metz einsperren ließ und dadurch für jene Festung den Beginn der Wirksamkeit des Hungers so beschleunigte, glauben wir unseren Heeren, wenigstens so lange der Geist ihrer jetzigen Führer lebt, nimmer in Aussicht stellen zu können.

## Am Familientische.

### Der Weiberkrieg gegen den Branntwein in Ohio.

Es passiren merkwürdige Dinge in der „freien“ Republik jenseit des großen Salzwassers, von denen wir in unserer europäischen Einfachheit oft nur schwer uns einen richtigen Begriff zu machen vermögen. Urtheilen wir darüber, wie wir es recht finden, so werfen uns Amerikaner vor, uns mangelnde das richtige Verständnis für transatlantische Dinge. Um solchen Vorwürfen zu entgehen, enthalten wir uns bei dem Falle, über den wir hier berichten wollen, lieber des Urtheils und begnügen uns mit einer streng wahrheitsgemäßen Darstellung der Thatfachen, welche ein nicht uninteressantes Bild amerikanischer Sitten und Zustände liefern.

Seit Beginn dieses Jahres ist im Staate Ohio der „Weiberbranntweinkrieg“ (Women's Whisky War) ausgebrochen, der sich namentlich über die südlichen Städte dieses Staates erstreckt, wo mit Hilfe der Mäßigkeitsgesellschaft Damen ein neues System erfunden haben, um den Verkauf berausender Getränke zu hintertreiben, indem sie sowohl die Verkäufer wie die Trinker zur Aufgabe ihres lasterhaften Treibens „moralisch“ zwingen. Die befolgte Methode besteht einfach darin, daß der Restaurateur aufgefordert wird, sein Geschäft zu schließen. Folgt er nicht, was natürlich anfangs immer der Fall ist, so wird sein Lokal in „Belagerungszustand“ erklärt, und die verbündeten Damen beginnen friedfertig aber kraftvoll ihre Operation. In wohlgeordnetem Zuge ziehen sie, oft hunderte stark, vor die Restauration, stellen sich vor der Thüre derselben auf, beginnen Psalmen und andere Lieder zu singen und beten für die verstockte Seele des Sünders. Jeder Besucher, der in die Restauration eintritt, wird aufgeschrieben, und sein Name am nächsten Tage im Lokalblatte öffentlich bekannt gemacht. Dabei vergessen die kriegsführenden Damen niemals anzuführen, ob der lasterhafte Restaurationsbesucher verheirathet ist, wie viel Kinder er besitzt, wie er Weib und Kind behandelt — kurz sein ganzes häusliches Leben wird an die Deffentlichkeit gezogen, und wehe ihm, wenn es nicht rein ist! Natürlich versammelt sich eine ungeheure Menschenmenge vor der Restauration, viele Besucher geniren sich einzutreten, und da die Damen sich ablösen, so ist das Haus den ganzen Tag über belagert. Dauert das Stehen zu lange, so lassen sie sich Stühle bringen und harren unentwegt aus, bis der Restaurateur sich ergibt und seine Bude schließt.

Dieses System ist bisher von großem Erfolge begleitet gewesen, und in der Zeit von wenigen Wochen ist es den kriegsführenden Damen gelungen, alle „Liquorshops“ in Franklin, Waynesville, London, MacArthur, Neu-Wien, Neu-Leverington, Hillsborough, Greenfield, Neu-Holland, Washington, Gallipolis, Moskau, Leesburgh, Cambridge, Blanchesfer u. s. w. auszurotten, so daß im südlichen Ohio der Schnaps-handel nun auf ein Drittel seines ehemaligen Umfangs herabgesunken ist. Die deutschen Zeitungen stellen sich auf Seite der in ihrem Gewerbe beeinträchtigten Restaurateure, die amerikanische Presse dagegen schweigt oder billigt die Sache.

Berschiedene Einzelheiten bei diesen Vorgängen sind von Interesse, so daß wir sie erwähnen wollen. In Franklin hielt ein deutscher Restaurateur lange Zeit aus, und als die Damen vor sein Haus rückten, ließ er eine Musikbande kommen und gab einen Ball, während die Belagernden ihre Lieder sangen. Aber ihre Kehlen hielten besser aus, als die Trompeten, sie siegten, und der Deutsche schloß seinen „Salon“. In London hat die Bewegung derart um sich gegriffen, daß täglich zweimal alle Geschäfte für eine Stunde geschlossen wurden, damit Alt und Jung sich an der Demonstration betheiligen kann, und die Stadtglocke gibt amtlich durch Läuten das Zeichen zum Beginn der Belagerung! Der berühmteste Fall des Branntweinkriegs kam aber zu Neu-Wien vor, wo ein gewisser Van Pelt außerordentlich hartnäckig sich vertheidigte. Schon mehrere Tage war sein „Salon“ belagert, und der Besizer stand mit einer Art an der Thür, um sich mit denselben gegen

unbefugte Eindringlinge zu wehren. Aber kein Besucher wagte es, bei ihm einzutreten, da Jedermann sich fürchtete, Spießruthen durch die Schaar der aufgeregten Weiber zu laufen. Schon vierzig Salons waren in Neu-Wien der Belagerung erlegen, aber stolz hielt Van Pelt aus, mehr als einmal erklärend, daß er nie und nimmer weichen würde. Er ward der Brennpunkt der Aufmerksamkeit aller Neu-Wiener, und da die Belagerung bereits früh um 8 Uhr trotz Wind und Wetter begann und bis in die Nacht dauerte, so lagerte alles vor seiner Thür, um den Schluß des Spektakels abzuwarten. Wetten wurden geschlossen, ob die Damen oder Van Pelt siegen würde. Da neigte sich auch hier die Waagschale zu Gunsten der ersteren. Van Pelt zog mildere Saiten auf, er legte die drohende Art bei Seite, wurde galant und bot den Damen, wenn sie erschienen, leere Viertönnchen als Sitze an, welche sie grazios annahmen und im Halbkreis um die Thür sitzend die Belagerung fortsetzten; denn auch das Bier war von den Damen in Verruf gethan, und alles, was nach Alkohol schmeckte oder roch, sollte vernichtet werden. Von acht Uhr früh bis zehn Uhr abends sangen die Damen, das Trommelsell erschütternd, Steine erweichend. Das hielten schließlich Van Pelts Nerven auch nicht mehr aus, er trat vor seine Thür und erklärte feierlich und förmlich, daß er nachgäbe.

Ueber hundert Damen traten in den Salon, sangen einen Psalm, und als Van Pelt nun den Rest seiner Branntwein- und Biervorräthe opferte, da erschienen zwei Geistliche, rollten die Fässer hinaus, ein Gebet wurde gesprochen, und Van Pelt ergriff selbst die Art, mit der er anfangs die Damen erschreckt, und zerschlug mit derselben die Fässer. Zuvor aber war ein Photograph bestellt worden, der das schöne Bild aufnehmen mußte. Alle Kirchenglocken Neu-Wiens läuteten bei dem Akte, und die über ihren Sieg erfreuten Damen veranstalteten eine Sammlung, deren Ergebnis, 150 Dollars, sie Van Pelt als Schmerzensgeld einhändigten. Er ist nun ein fanatischer Anhänger der Mäßigkeitsache geworden und zieht an der Spitze eines belagernden Damenkorps von Schenke zu Schenke, um seinen ehemaligen Kollegen das Handwerk zu legen.

### George Hefekiel †.

Während wir das letzte Werk unseres zehnjährigen treuen Mitarbeiters, George Hefekiel, den „Drossart von Zeyst“ zu Ende führen, erreicht uns die Nachricht seines allen unerwarteten Todes. Wir werden in einer der nächsten Nummern auf den unter uns in seinen Schriften noch fortlebenden Dichter in Bild und Text zurückkommen.

Daheim-Redaktion.

**Inhalt:** Das grüne Thor. (Fortsetzung.) Roman von Ernst Wichert. — Aus den Tagen der Christenverfolgung im alten Rom. Zu dem Bilde von Gabriel Max. — Der Drossart von Zeyst. (Schluß.) Roman von G. Hefekiel. — Deutsche Bischöfe. IV. Ketteler von Mainz. Von O. Thelemann. Mit Porträt. — Der Festsungskrieg der Zukunft. II. Von Hauptmann A. Schmidt. Mit einer Figur. — Am Familientische: Der Weiberkrieg gegen den Branntwein in Ohio.

**Berichtigung.** In Nr. 23 S. 365 Sp. links B. 12 v. o. bitte: „säkliche“ statt „päpstliche“ zu lesen.

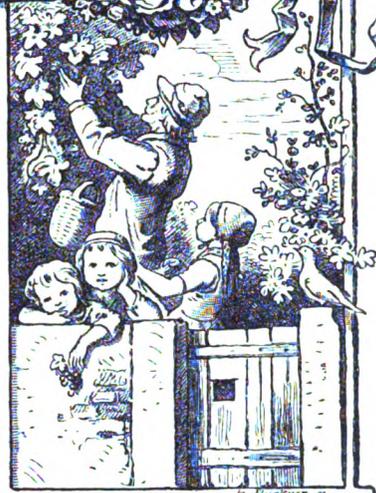
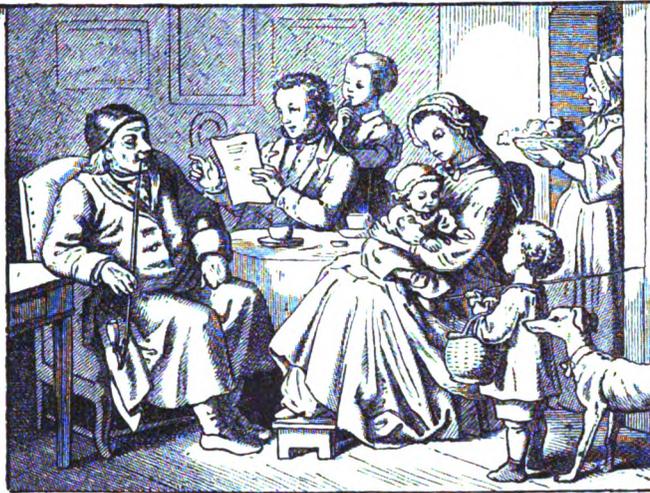
## Bur gefälligen Beachtung.

Mit der nächsten Nummer schließt das laufende Quartal des Daheim. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnenten, die Bestellung auf das dritte Quartal baldigst aufzugeben, damit keine Unterbrechung entstehe.

Die geehrten Postabonnenten machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß, wenn sie erst in den letzten zwei Tagen vor Beginn des neuen Quartals oder später abonniren, nur die noch erscheinenden Nummern, die etwa schon erschienenen aber nur gegen eine Extrabestellgebühr von 1 Groschen geliefert werden; für diesen Groschen muß aber jede Postanstalt solche Nummern liefern, wir bitten also, sich nicht abweisen zu lassen, was leider sehr oft geschieht.

Daheim-Expedition.

# Daheim



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierjährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 28. März 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. № 26.

## Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Gez. v. 11./VI. 70.

### VI.

Mit leichtem Gepäck bestieg Schönrade am nächsten Morgen die Eisenbahn.

Je mehr er sich seinem Ziele näherte, desto beflommener wurde ihm zu Muth. Freilich hatte er alle Veranlassung, über die Veränderung nachzudenken, die ihm bevorstand. Er war zweiunddreißig Jahre alt geworden, ohne durch eine ernstliche Neigung bestimmt zu sein; er hatte sich eifrig seinen wissenschaftlichen Arbeiten hingegeben und nachgerade an die Vorstellung gewöhnt, daß Leuten von seiner Beschaffenheit nicht vergönnt sei, Rosenketten zu tragen. Und nun mußte er sich verlieben wie ein Student von zwanzig Jahren, blindlings, ohne alle Vernunft, in ein reizendes Kind von achtzehn Sommern, in prächtiges blondes Haar, in ein paar helle Augen, in die schalkhaften Grübchen auf Wangen und Kinn. Er hatte nach nichts, gar nichts gefragt, als ob sie ihm gefalle, und er war doch Professor, hatte dicke Bücher über die aller subtilsten Dinge geschrieben und drucken lassen und glaubte alle Jugendthorheiten weit hinter sich zu haben. Er kam sich stets viel älter vor, als er wirklich war, weil er bereits geleistet hatte, was gewöhnlich erst in späterem Alter geleistet wird, und weil er Kollegen mit grauen Köpfen neben sich sitzen hatte; und nun entdeckte er plötzlich in seiner Brust die Gefühle eines jungen Mannes, der das beste Recht hat, eben nichts zu sein als ein junger Mann, fühlte seinen Kopf verwirrt durch allerschand ganz fremde Einwirkungen. Er hatte sich bisher auch für etwas gehalten, das man in weiten Kreisen werthschätzte, und es war nicht Eitelkeit, was ihn dazu verleitete. Nun aber hatte er seinen jüngsten Sieg ganz ohne Beistand aller seiner wissenschaftlichen Errungenschaften erfochten, und was dazu fehlte, ihn zu vervollständigen und praktisch nutzbar zu machen, ließ sich wieder keineswegs durch ein Einwerfen seiner bisherigen Verdienste ergänzen. Es hatte etwas Beängstigendes, Menschen entgegenzutreten, die sicher von ihm und seinen Unter-

suchungen und Büchern nicht das mindeste wußten, wahrscheinlich noch nicht einmal seinen Namen gehört hatten, und von denen er doch für sich einen Schatz fordern sollte, den sie sorglich hüteten und voraussichtlich in ganz anderen Händen gut geborgen glaubten. Er schaute diesmal, wie der genügsame Philipp Amberger, viel zum Fenster hinaus, aber nicht um die Gegend zu studiren, sondern nur sich durch irgend etwas Außerlichem zu zerstreuen.

Er mußte über sich selbst lachen, als er zu Fuß dem Burschen in die Stadt folgte, der seinen kleinen Handkoffer vorantrug. So zieht ein Mann ein, der um eine reiche Kaufmannstochter zu freien kommt!

Der Bursche, der offenbar aus ihm nicht recht klug werden konnte, hatte gefragt: nach welchem Hotel? und zu seiner Verwunderung die Antwort erhalten: „nach dem nobelsten!“ Er hatte ihn darauf hin noch einmal von oben bis unten angesehen und dann seinen Weg auf eine Straße genommen, die sich durch stattliche Häuser auszeichnete. „Lange Straße“ stand an allen Ecken. In der Mitte ungefähr erweiterte sie sich zu einem kleinen Markte, dessen eine Seite das Rathhaus, ein alter sehr eigenartiger Bau mit tiefen Hallen im Erdgeschoß, unregelmäßigen gothischen Fenstern und einem gewaltigen Spitzgiebel einnahm. Ein Brunnen mit mächtiger Steineinfassung und einem riesigen Neptun auf dem in der Mitte aufragenden Felsstück schien des Wassers leider sehr bedürftig zu sein; dasselbe rann durch zwei oder drei dünne Röhren, die über das leere Becken gespannt waren. Das Gebäude gegenüber, nicht viel weniger alterthümlich, bezeichnete der Gepäckträger als das Zeughaus. Es seien aber jetzt keine Kanonen mehr darin, fügte er hinzu, wie in der „alten Zeit“, sondern es diene als Markthalle, und in den obern Räumen sei ein Museum. Nicht weit hinter diesem Plage zeigte sich links mitten unter alten Spitzgiebelhäusern ein breiter Neubau von modernster Konstruktion; „Hotel Europa“, erklärte der Bursche, darauf hindeutend; „be-

fehlen Sie, mein Herr?" Der Professor nickte zustimmend. — Er mußte noch tiefer in sich hineinlachen, als der Wirtz Anstalten traf, ihn mehrere Treppen hinauf zu dirigiren, er aber zwei Zimmer im ersten Stock verlangte, in denen man, „ohne erröthen zu dürfen, Visiten annehmen könne“, und als er dann bald darauf vor dem großen Spiegel mit vergoldetem Barockrahmen stand und Toilette machte. Er hielt es für das Beste, sich mit weitem Vorbereitungen nicht lange aufzuhalten, sondern sofort den wichtigen Besuch zu wagen, dem die ganze Reise galt.

Es fand sich unvermerkt bei ihm etwas von jener wunder-tiefen humoristischen Stimmung ein, die man Galgenhumor nennt. Er fragte den Zimmerkellner, eine hochaufgeschossene Figur mit einem wohlfrisirten Kalbskopf, ob er aussehe wie ein Millionär, und weidete sich an der in einige Höflichkeitsphrasen eingewickelten Verlezenheit des armen Menschen, der die Blicke über den stumpfen Nasenrücken weg nach seinem nicht mehr neuen Leibrock und dem kleinen Handtoffer kreuzte, der so verloren auf dem geräumigen und für die Koffer eines Lords eingerichteten Gurtengestell stand. Er brachte ihn endlich durch die Frage, wo der Kaufmann Amberger wohne, wieder auf sicheren Boden. „Die Herren Amberger,“ rief der junge Mensch dienstbeflissen, nach dem Fenster laufend und beide Flügel weit aufreißend, „die Herren Amberger — ja, sogleich, da ist gar nicht zu fehlen. Belieben der Herr gefälligst näher zu treten. Das Haus ist gar nicht zu verfehlen, wahrhaftig, eins der ältesten Häuser in der Stadt, sagt man, aus den Zeiten der seligen Hansa.“

„Der seligen Hansa! Ist sie wirklich selig entschlafen?“ fragte der Professor mit betrübtem Gesicht.

„O, das muß schon lange her sein,“ meinte der Kellner wichtig. „Ich freilich bin erst seit wenigen Jahren hier und hab's nicht selbst erlebt. Aber eine sehr vornehme und reiche Dame ist sie jedenfalls gewesen, wenn man so hört, wie viele Häuser und Waarenräume sie besessen hat, und vornehme reiche Damen, wissen Sie — die entschlafen immer selig — ja!“

Das letzte äußerte er so pfißig, daß der Professor sich den Späß nicht versagte, dazu das ernsteste Gesicht zu zeigen. „Also, die Herren Amberger haben die selige Frau Hansa — Wittwe — wahrscheinlich beerbt?“ fragte er.

Der Kellner zog den Kopf gegen die linke Schulter und den Mundwinkel hoch nach dem Ohr hinauf. „Ich kenne die Verhältnisse nicht so genau,“ entgegnete er mit mehr Aufrichtigkeit, als seiner Dienstbeflissenheit zuzutrauen war, „aber reich genug sind sie dazu, obgleich...“

Der Kopf duckte bei diesem problematischen Obgleich ganz tief in beide Schultern hinein, und beide Hände öffneten sich mit einer Bewegung der Unterarme von den Hüften ab.

„Obgleich?“

„O, die Herren Amberger gehören noch immer zu den ersten in der Stadt,“ versicherte der lange Mensch süß lächelnd, „und wer kann wissen...? Aber man erzählt sich, daß der Herr Peter Amberger, wenn ich nicht irre, Großvater der jetzigen Herren Amberger, doch noch ein anderer Mann gewesen sei, ein Mann nach dem Herzen der seligen Hansa, sagen sie. Möglich, daß er mit ihr ein naheß Verhältniß gehabt hat, wer kann wissen? Er soll viel mit Weizen gehandelt und viele Speicher besessen und die größten Flußkähne für die spätere Seeverladung befrachtet haben. Die jetzigen Herren Amberger haben das Geschäft so gut wie aufgegeben und sind Banquiers, das heißt, eigentlich nur Herr Moritz Amberger, denn Herr Philipp Amberger kümmert sich um das Geschäft gar nicht, und Frau Barbara Amberger zählt da nicht mit.“

„Warum zählt sie nicht mit?“

„Ja, man jagt so — ja! Wenn von ihr die Rede ist, heißt es gewöhnlich, sie zählt da nicht mit, obgleich —?“

„Noch ein Obgleich?“

„Stark genug ist sie dazu, man kann sie eigentlich schwer übersehen; wenn sie in ihrem Landauer ausfährt, nimmt sie allein den ganzen Rücksitz ein.“

„Und die Wohnung, lieber Freund, die Wohnung?“

„Ja wohl! Dort die lange Straße hinauf bis an die

Biegung, wo die Fleischbanken anfangen, dann aber links durch das Bremer Thor, und über die Brücke, dann sehen Sie sogleich auf dem Berge den alten Dom mit den beiden ungleichen Thürmen, und unter dem Berge steht das Haus.“

„Unten am Berge! Daher heißen die Besitzer auch wohl Amberger?“

Der Kellner sah ihn verdutzt an. „Ich glaube nicht, Herr, sie sind jedenfalls so getauft worden.“

„Also auf Wiedersehen!“

„Befehlen der gnädige Herr die Equipage des Hotels?“

„Ein andermal vielleicht.“ Er nahm Hut und Handschuhe und ging nach der Thür. „Zeigt man etwa unter den Merkwürdigkeiten der Stadt das Grab der seligen Hansa?“ fragte er zurück.

Der Kellner zuckte die Achseln. „Da müssen der gnädige Herr sich schon beim Küster im Dome erkundigen; er hat die Schlüssel zu den —“

Der Professor wartete den Schluß der Anweisung nicht ab. Er hatte seine heitere Stimmung wiedergewonnen und glaubte sich so zu dem schweren Gange am besten gerüstet.

Das Ambergersche Haus hatte einen Umbau noch nicht völlig überstanden. Fenster mit Spiegelscheiben waren in allen Stockwerken bereits eingesezt, der auf die Straße weit vorspringende Balkon mit einer neuen für die breiten und schweren Steinmassen viel zu zierlichen Treppe versehen, aber die in der engen Nebengasse gelagerten Gerüststangen und Leitern ließen erwarten, daß die vom Alter grau und rauh gewordenen Mauern auch noch einen glatten Abputz erhalten sollten. Schönrade war sonst kein Liebhaber von architektonischen Alterthümern, aber wie er hier die Fronte des altherwürdigen Patrizierhauses hinauf sah, schüttelte er doch den Kopf und murmelte vor sich hin: „Schade, schade.“

Ihm schoß der Gedanke durch den Kopf, daß wohl Philipps Abwesenheit zu diesen baulichen Veränderungen benutzt sein mochte, die ihm die Heimkehr denn doch recht verleideten könnten. Während er die Treppe aufwärts schritt, fiel sein Blick auf eine große Zahl von Schildern zu beiden Seiten der steinernen Thüreinfassung; nach den Aufschriften waren die Herren Amberger Agenten und Generalagenten aller möglichen Versicherungsgesellschaften, Lotteriekollektoren, Leiter einer Dampfbootkompagnie, Wechselstubeninhaber.

Die unteren Räume des Hauses schienen ganz zu Geschäftszwecken gebraucht zu werden. Obgleich es schon spät am Nachmittage war, gingen Leute in allerhand Röcken eilig ab und zu, aus dem Zimmer neben dem großen Flure hörte man ununterbrochen das rasche Aufeinanderklippen des Silbergeldes, nur gleichmäßig unterbrochen von dem lauterem Geräusch, das beim Einwerfen des in der Hand abgezählten Geldes in eine Bütte oder einen Kasten verursacht wurde. Als sich zufällig während seines Vorbeigehens die Thür öffnete, sah er in einen Saal, in dem die Fensterreihe entlang viele Schreibpulte standen, an denen eifrig gearbeitet wurde.

Er hatte nicht Papiere zu kaufen oder zu verkaufen, Wechsel zu präsentiren oder Versicherung zu nehmen. Einen Augenblick dachte er daran, sich des Späßes wegen ein Lotterielos zu erstehen, das doch gewiß gewinnen mußte, falls er kein Glück in der Liebe haben sollte, aber er verwarf den Einfall sofort wieder und schritt sogleich die stattliche Treppe zum ersten Stock hinauf, wo er die Wohnräume erwarten konnte. Ein Diener in Livree nahm ihm die Visitenkarte ab und nöthigte ihn gleich darauf in ein Gesellschaftszimmer mit der höflichen Bitte, hier die gnädige Frau zu erwarten.

Ihm, dem sonst so Ruthigen und Schnellgefaßten, schlug doch ein wenig das Herz. Die ganze Einrichtung machte den Eindruck des soliden, lang eingewohnten Reichthums, die englischen Teppiche, die schweren Fenstervorhänge, die Bilder an den Wänden, die gewichtige Glaskrone und was sonst bei einer schnellen Umschau sofort in die Augen fiel, es war alles vom Besten, Kostbarsten. Diesen Leuten bist du doch mit all deiner Gelehrsamkeit nichts als ein Lump, sagte er sich zwei, dreimal vor. Daß doch Gott Amor so blind die Menschlein zusammenführt!

Der Diener hob die Portiere zurück, und Frau Barbara Amberger erschien auf der Schwelle, eine kleine korpolente Dame von unverkennbarer Ähnlichkeit mit Katharina, wenn schon nicht ganz so blond wie sie. Das schwarze Seidenkleid saß ihr straff und knapp um die runde Taille, ein sehr kleines Spitzenhäubchen schwebte auf dem Kopfe, eine schwere goldene Kette legte sich um Schultern und Brust, die Finger der sehr kleinen und weißen Hände waren mit Ringen besetzt. Sie warf einen schnellen und prüfenden Blick auf den Professor, der mitten im Salon stehen geblieben war und sich unwillkürlich tiefer verbeugte, als sonst seine Gewohnheit. Er konnte aussehen wie ein Supplikant, und Frau Barbara Amberger hielt ihn wahrscheinlich auch für einen solchen, denn sie nöthigte nicht sogleich zum Niedersetzen, sondern fragte in möglichst vornehmer Haltung: „Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr, oder meinen Sohn? Im letzteren Falle müßten Sie sich eine Treppe tiefer bemühen.“

„Ich habe um die Ehre gebeten, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen, gnädige Frau,“ antwortete er, einen Schritt vortretend und sich nochmals verbeugend. „Ich bin vor einer Stunde von Berlin angelangt, und mein erster Gang war hierher.“

Die Dame vom Hause errieth deshalb nicht besser den Zweck seines Besuchs. Sie musterte ihn von neuem und sagte, um doch etwas zu sagen: „Herr Professor Schönrade, wenn ich den Namen recht behalten habe, nicht wahr?“

„Professor Schönrade, gnädige Frau. Ich bitte zu entschuldigen —“

„Nicht doch — nicht doch!“ fiel sie ein. „O! ich stehe gern zu Diensten. Sollte es sich etwa um Vorlesungen handeln? Freilich die jetzige Jahreszeit —“

„Ein so sträfliches Attentat auf die Geduld der geehrten Herrschaften hier habe ich keineswegs im Sinne,“ versicherte er lächelnd, „danke gleichwohl aber für die gütige Zusage der Unterstützung, die mir vielleicht noch in anderer Weise sehr nöthig ist. Ich komme vorläufig nur, um einen Gruß von Ihrem Fräulein Tochter zu bestellen, die ich im Hause des Herrn Kommerzienrath Wiesel kennen zu lernen das Glück hatte.“

„Ah, von meiner Tochter! So, so!“ rief Frau Amberger, und über ihr Gesicht zog es wie Sonnenschein im April. „Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Professor? Also bei Kommerzienrath Wiesel, ja, ja! Da ist Rätchen zum Besuch, um einmal das großstädtische Leben gründlich kennen zu lernen. Mein Sohn steht seit längerer Zeit mit dem Hause in Geschäftsverbindung, ein sehr angesehenes solides Haus! Und die jungen Mädchen lernten einander im vorigen Sommer im Bade kennen. In solchem Alter schließen sich Freundschaften schnell. Lilli ist freilich etwas jünger, aber sehr wohl erzogen, sehr unterrichtet, fast schon ein bißchen zu gelehrt. Die Kommerzienrätthin liebt es so. Waren Sie vielleicht Hauslehrer dort?“

Diese letzten Worte fielen wieder aus dem gemüthlicheren Plaudertone heraus, wurden auch mit einem Blitze begleitet, der sagen könnte: ich weiß Dich noch immer nicht recht unterzubringen und möchte doch gern vollständig informiert sein. Der Professor verstand diesen Blick. „Obgleich ich auch ein wenig Philologie studirt habe,“ sagte er kopfschüttelnd, „habe ich's doch bis zum Hauslehrer nie gebracht, gnädige Frau. Nachdem ich mir den Doktorhut auf mein damals noch sehr jugendliches Haupt hatte drücken lassen, begab ich mich sofort auf Reisen, um meine Studien praktisch fortzusetzen, habilitirte mich dann als Privatdocent bei einer Universität, und bin seit Jahr und Tag als Professor der Naturwissenschaften nach Berlin berufen.“

Es kam ihm selbst sehr wunderlich vor, über seine Titel und Würden vor einer unbekanntem Dame ausführliche Auskunft zu geben, aber es mußte, wie er fühlte, irgend etwas geschehen, um ihm eine Art von Stellung zu sichern, ehe er einen Schritt weiter wagen konnte. Seine Mittheilung verfehlte den beabsichtigten Eindruck nicht ganz, war aber doch zu knapp, um Frau Amberger über ihn nun nach ihrem eigenen Bedürfniß genügend aufzuklären; sie fühlte nur die Noth-

wendigkeit, ihn mit einer gewissen rücksichtsvollen Scheu zu behandeln, wie einen Menschen, den zu tagiren noch der rechte Maßstab fehlte. Am faßlichsten war ihr noch seine Erwähnung der Reisen; dazu gehörten unzweifelhaft Mittel, und wer sie besessen hatte, mußte wohl von Hause aus gut situiert sein. Sie säbelte deshalb auch den Faden der Unterhaltung in diese Nadel ein und erkundigte sich, welche Länder er besucht habe.

Schönrade war nicht sehr zufrieden damit, sie von Katharinen ganz abbringen zu sehen, glaubte aber doch folgen zu müssen. „Ich bin überall hin dem Schwefel nachgegangen, gnädige Frau,“ sagte er, „und habe mich vorzugsweise gern auf Gebieten vulkanischen Ursprungs aufgehalten. Soll ich die fernsten Punkte meiner Fahrten bezeichnen, so habe ich Island und Mexiko zu nennen. Mein Buch über die erloschenen Krater wird von Fachgenossen geschätzt, hat aber freilich keine Hoffnung, auf den Schreibtischen der Damen Glück zu machen.“

Frau Barbara Amberger räusperte sich ein wenig, wickelte die goldene Kette um das Handgelenk und sah verlegen darauf hin. Nach einer Weile erst bemerkte sie: „Ich habe vor kurzem in einem illustrierten Journale etwas über feuerpeiende Berge gelesen, das hatten Sie wohl auch geschrieben? Es war recht unterhaltend.“

Der Professor bedauerte, in seinen Schriften nicht so unterhaltend zu sein, ließ nun aber nicht unerwähnt, daß er im letzten Winter einem Kreise von Damen, zu denen auch die Kommerzienrätthin und Lilli gehörten, populäre Vorlesungen gehalten habe. — „Also hatte ich doch nicht ganz Unrecht, Sie Lilli's Lehrer zu nennen,“ trumpfte die Gnädige sehr befriedigt! — „Ich bin stolz auf meine weiblichen Studenten,“ versicherte er galant.

Es entstand eine Pause im Gespräche. Frau Amberger hatte sich in Fragen erschöpft und schien zu finden, daß die Visite lange genug gedauert habe; der Professor überlegte den weiteren Feldzugsplan. Er mußte sich bekennen, der Festung noch um nichts näher gekommen zu sein. Da er nicht aufbrach, äußerte sie vor sich hin: „Es ist recht schade, daß Sie meinen Philipp nicht zu Hause treffen, er gilt auch für einen Gelehrten und würde Ihnen interessante Sammlungen zu zeigen haben.“

Damit war nun ein willkommener Anknüpfungspunkt gewonnen. Schönrade erzählte nun von dem zufälligen Begegnen in Florenz und wurde mit Aufmerksamkeit angehört. „Es muß ihm sehr gefallen haben in Florenz,“ sagte die Mama, „er ist mehrere Wochen dort geblieben und schreibt nun aus Rom, daß er wahrscheinlich nicht weiter südlich gehen, sondern dahin zurückkehren werde; er habe die günstige Jahreszeit verpaßt.“

Der Professor lächelte diplomatisch. „Er hat in Florenz die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht,“ bemerkte er, „die bei allen Raritätenhändlern Bescheid weiß und vielleicht selbst eine kleine Rarität ist. Ob sie, wie die etruskischen Vasen, sich in eine Kiste packen und über die Alpen bringen lassen wird, steht freilich sehr dahin.“

Sie merkte oder wollte nicht merken, worauf sein Scherz zielte. „Es ist ein vortrefflich lieber Junge,“ sagte sie ablenkend, „aber zum Kaufmann verborben. Mein seliger Mann hätte seinen Wünschen nachgeben und ihn Latein lernen lassen sollen; es wäre ja nicht gerade nöthig gewesen, daß er als Schulmeister sein Brot verdiente!“

Diese letzte Bemerkung schien so bezeichnend für ihren Standpunkt, daß der Gast zu zweifeln anfang, ob man ihn in diesem Hause noch für gesund im Kopfe halten werde, wenn er mit seinem eigentlichen Anliegen vorrückte. Es war ihm unter solchen Umständen gar nicht unlieb, daß die Visite durch das schnelle Eintreten eines jungen Mannes unterbrochen wurde, in dem der Professor ganz richtig den Chef des Hauses Amberger vermuthete. Frau Barbara stellte die Herren einander vor. Man setzte sich nicht wieder.

Moriz zeigte in seinem Aeußeren wenig Ähnlichkeit mit seinem Bruder. Ein rundes glattes Gesicht, muntere bewegliche Augen, blondes, sehr sauber gecheiteltes Haar, ein schon merklicher Anjaß zur Wohlbeleibtheit kennzeichneten den Lebemann.

Er hielt ein kleines Reitflöckchen in der Hand und steckte den Daumen der anderen mit Vorliebe in den Armelausschnitt seiner Weste, mit den Fingern auf die Brust trommelnd. Wenn er etwas sagte, zwinkerte er gern mit dem linken Auge, was vielleicht ursprünglich hatte heißen sollen: merkt auf, nun kommt etwas Schlaues. Vielleicht hat er sich diese Miene im Geschäftsverkehre angewöhnt, wo er „den Kaufmann“ zu zeigen hatte. Er erzählte, daß er mit Feinbergs bei dem schönen Wetter eine Partie zum Abend verabredet habe. Er und Sidonie würden in Begleitung einiger Offiziere reiten; für Madame Feinberg, ihren Mann und Schwager sei der Wagen schon bestellt. Wenn Frau Barbara sich aber betheiligen wolle, wie man hoffe, werde Otto Feinberg ihr Gesellschaft leisten. In Seehausen wolle man anfahren und ein Souper einnehmen; der Wirth sei darauf eingerichtet und werde jedenfalls ein gutes Gericht Fische vorsehen; den Wein könne man aus dem eigenen Keller einpacken. „Ich wundere mich, daß man mir so spät davon Nachricht gibt,“ bemerkte Frau Amberger etwas pikirt. „Warum sagtest Du mir nichts bei Tische davon?“

Er küßte ihre Hand. „Weil ich selbst erst vor einer Viertelstunde erfuhr, was im Gange sei,“ verantwortete er sich blinzelnd. „Vormittag stand noch eine Wasserfahrt auf dem Flusse mit unsern neuen Barken fest; aber Sidonie hat beim Diner mit Herrn von Otten gewettet, daß ihre Fuchsstute einen Graben, vor dem sein Brauner gestern gestuzt hatte, glatt nehme, und die Wette soll nun sofort ausgemacht werden. Du weißt, wenn Sidonie eine Idee hat —“

Sie seufzte, „ja, sie hat oft Ideen! Du solltest ihr eben so etwas aus dem Kopfe reden, Moriz.“

Er sah sie verwundert an. „Ich?“ fragte er, und es klang, als ob er sagen wollte: ich wäre der Letzte, der das vermöchte. Die Mama achtete nicht darauf. „Eine solche Wette!“ äußerte sie sich mißbilligend weiter. „Sidonie kann Arm und Bein brechen, wenn sie so toll reitet, und nun gar mit einem Offizier um die Wette!“

„In meiner Begleitung, Mama,“ gab er zu bedenken.

Sie schüttelte den Kopf. „Es gefällt mir doch nicht. Ich habe Euch neulich aus dem Fenster nachgeschaut; Du rittest so bescheiden hinterher wie ein Stallmeister.“

„Das siehst Du nur so, Mutter,“ meinte er, den Kopf aufwerfend. „Es wäre doch zu lächerlich, wenn ich meine Brut nicht von der Seite ließe. Darf ich also Deinen Halbwagen bestellen? Man fand es neulich bei Feinbergs schon etwas auffällig, daß Du in letzter Zeit stets Abhaltungen hattest.“

„Fand man das auffällig?“ fragte sie zurück. „Ich denke, Madame Feinberg weiß —“ Moriz winkte ihr mit den Augen und deutete auf den Gast. „Es ist viel darüber zu reden,“ schloß sie.

Erst jetzt hatte der Professor Gelegenheit, sich zu empfehlen. Er hoffte auf eine Einladung zur Partie, aber sie erfolgte nicht. Moriz nahm überhaupt von ihm nur sehr oberflächlich Notiz, Frau Barbara schien durch das Gespräch mit ihrem Sohn ganz abgelenkt zu sein. Sie dankte kurz für seinen Besuch und fragte nicht einmal, ob er sich längere Zeit hier aufzuhalten gedenke. Weiteres Zögern schien unmöglich. Ehe er recht zur Besinnung darüber kam, daß er eigentlich nichts erreicht und nur durch einen Abschied dieser Art das Wiedersehen erschwert habe, war er schon auf der Treppe. Die Thüre nach dem Flur war jetzt verschlossen und mit eisernen Kreuzstangen verwahrt! Es klang ihm ins Ohr, als ob hinter ihm vor die Thür, durch die er so eben ausgetreten war, gleichfalls ein solches Kreuz von Eisen gelegt und der Schlüssel ausgezogen würde.

Noch nie war er sich so dumm erschienen, als da er nun langsam die Straße zurückschritt, die er gekommen war, und bei sich überschlug, was weiter zu thun sei. Am liebsten wäre er sogleich wieder nach dem Bahnhof gelaufen und mit dem nächsten Zuge abgefahren. So konnte er aber doch nicht seinem Rächchen vor Augen kommen. Es mußte ein günstiger Zufall abgewartet werden, der ihn in nähere Verbindung mit der Familie brächte; es mußte irgend etwas geschehen — irgend etwas! Aber was mit der Zeit anfangen bis morgen und

wieder bis morgen in dieser Unruhe, ohne Bücher und an einem Ort, an dem er so gar keine verwandte Seele hatte?

Der Kellner fragte ihn, ob er das Haus gefunden habe. „Nicht wahr — ein präsentables Haus?“ rief er; „so baute die selige Hansa immer. Wenn Sie sich einmal den Stadtgraben ansehen wollen —“

„Wie? auch der Stadtgraben ist ihr Werk?“

„Sie hat das Geld dazu gegeben, wahr und wahrhaftig, sie muß eine merkwürdige Frau gewesen sein.“

„Nun, die Damen lieben die Sicherheit.“

„Ganz recht, mein Herr, ganz recht! und bei so kolossalem Reichthum — es ist nicht zu verwundern in den unruhigen Zeiten. Damals sollen die Dänen noch ganz andere Kerle gewesen sein, man hört so davon.“

Der Professor war nicht aufgelegt, den Scherz weiter zu spinnen. „Ist es weit bis Seehausen?“ fragte er. Wie ihm die Frage kam, wußte er selbst nicht.

„D, eine gute Stunde,“ antwortete dienstbeflissen der Kellner; „der Weg ist wunderschön und gar nicht zu verfehlen, passiert das Krämerthor und die Neustadt, den englischen Garten und die breite Allee bis zur großen Fähre, behält immer den Fluß rechts, durchschneidet dann ein hübsches Fichtenwäldchen und kommt an einen kleinen See. Drüben liegt Schloß Seehausen, das jetzt einem von unsern Prinzen gehört — er trifft dort manchmal im Herbst zur Jagd ein und bleibt ein paar Tage — links im Grunde haben Sie die Mühle, und der Müller ist zugleich Gastwirth — o! seit einem Jahre trifft man ihn vortrefflich eingerichtet; die ganze noble Gesellschaft verkehrt dort. Darf ich die Equipage des Hotels für Sie bestellen?“

„Man kann auch wohl zu Fuß gehen?“

„Ja, man kann auch zu Fuß gehen,“ bestätigte der Kellner herabgestimmt; „aber bequemer jedenfalls —“

Dem Professor kam ein Gedanke. „Kann ich ein Reitpferd haben, guter Freund?“

„Ein Reitpferd? Nein, mein Herr, damit können wir nicht dienen. Aber beim Stallmeister.“

„Beschaffen Sie mir ein gutes Pferd, und Sie sollen mit Ihrem Trinkgeld zufrieden sein — aber ein gutes Pferd, verstehen Sie? Und in einer halben Stunde.“

Der Kellner sah ihn eine Weile verduht an, nickte dann zustimmend, machte kurz Kehrt und verschwand wie fortgelassen.

Zwanzig Minuten später führte der Reitknecht des Stallmeisters einen muthigen Grauschimmel vor dem Hotel am Bügel auf und ab.

## VII.

Schönrade war ein geschulter Reiter; er saß gut zu Pferde und führte mit aller Eleganz die Zügel. Wer ihm begegnete, sah sich nach dem stattlichen Manne um, der eine fremde Erscheinung in der Stadt war. Er ritt am Ambergerischen Hause vorbei. Vor demselben stand ein Halbwagen. „Frau Barbara fährt also doch,“ sagte er sich. Im englischen Garten ließ er den Schimmel austraben, dann ritt er wieder im langsamen Schritte durch die schöne schattige Allee. Er wollte die Gesellschaft nachkommen lassen.

Bald darauf hörte er auch hinter sich her das Geräusch von antrabenden Pferden. Er hielt für gut, sich nicht umzuschauen, sondern setzte in aller Ruhe eine neue Cigarre in Brand. In kurzer Entfernung von ihm fiel die Kavalkade in Schritt; bald darauf tauchten ihm zur Seite vier Pferdeköpfe auf. Ihm zunächst ritt ein Offizier, dann eine junge Dame in langem blauen Reitkleide, dann wieder ein Offizier, dann ein Herr in Civil; sie würdigten ihn sämmtlich eines prüfenden Blickes, während er sie, ohne selbst sein Pferd zu verhalten, vorüber ließ. Der Herr in Civil schaute dann noch einmal zurück und küftete winkend ein wenig den Hut. Moriz Amberger hatte den Professor erkannt, der ihm wahrscheinlich hoch zu Ross beachtenswerther erschien, als im Bisitenfrack in seiner Mutter Salon. Schönrade konnte bemerken, daß an ihn Fragen gerichtet wurden, die er lachend beantwortete. Hundert Schritte weiter wandte die Reiterin den Kopf zurück und inspicierte ihn



### Unsere Lieblinge.

Originalschnitt des Daheim nach dem Gemälde von Thomas Lawrence.

nochmals flüchtig. Dann setzte sie ihr schönes Pferd in Trab, und die Herren folgten.

Hinter dem Föhrenhause bog der Weg links ab in das Wäldchen. Sobald die Reiter durch das Gebüsch gedeckt wurden, ließ Schönrade auch seinem Schimmel mehr Freiheit; er prüfte, was derselbe etwa in jeder Gangart leisten könne. Der Waldweg schlängelte sich eine Strecke weit durch junges Laubholz und hohe Fichtenstämme, dann öffnete sich der Wald zu einer weiten moorigen Wiese, durch die tiefe und breite Abzugsgraben gezogen waren. Der Hauptgraben durchschnitt den Weg und war überbrückt. Vor demselben mitten auf der Wiese hielten die Reiter. Moriz Amberger hatte sein Pferd parallel dem Graben mit dem Kopfe der Brücke zu gestellt, als wollte er den Zuschauer abgeben, der eine Offizier ritt bis an die Böschung und setzte seinem Gaul die Sporen ein, konnte ihn aber nicht zum Sprunge vermögen, der andere machte Volte, war dann aber nicht glücklicher. Jetzt bemerkte die junge Dame den Professor und schien diesen Augenblick für den günstigsten zu ihrem Wagestücke zu halten, rückte den Zügel an,

ließ die Fuchsstute einige Schritte zurücktreten, wobei sie mit den zierlichen Hufen tief in den Moorboden einsank, schlug dann plötzlich mit der Reitgerte scharf auf sie ein und ließ dabei Laute hören, wie sie bei den Parforcereiterinnen im Circus beliebt sind, wenn sie sich als echte Amazonen beweisen wollen. Die Stute sprang hastig an und riß dabei den hintern Sattelgurt entzwei, trat mit den Vorderfüßen auf den Rand der Böschung, scheute aber vor dem Wasser zurück, bäumte sich schnaubend und warf sich mit der Reiterin, die sich auf den Hals gelegt hatte und hinter sich mit der Peitsche den Schenkel des Pferdes unbarmherzig bearbeitete, so wild herum, daß der schon lose Sattel zur Seite glitt und sie mit hinüberriß. Der Hut mit dem blauen Schleier schwankte auf der hohen Haarfrisur, sie wollte danach greifen und verlor den einen Zügel. Zum Glück hatte sie noch genug Geistesgegenwart, den Hals des Pferdes zu umfassen, das nun in rasender Eile über die Wiese dem Wege und der Richtung drüben zu sprengte, die mit kürzlich gerobeten Stubben, zum Theil unter hohem Farrenkraute versteckt, wie besät war. Der junge Kaufmann und

die Offiziere eilten nach, machten dadurch aber das scheue Thier noch wilder.

Schönrade überblickte schnell die Gefahr und versäumte keine Zeit, sie von dem Fräulein abzuwenden. Er winkte den Reitern, zurückzubleiben, ritt in kurzem Galopp bis zu der Stelle des Weges vor, auf welche die Fuchsstute ihren Lauf nahm, drängte sie zur Seite ab, jagte eine Strecke dicht neben ihr her, hob den nachschleifenden Jügel auf und unterstützte die junge Dame in ihrem Bemühen, wieder einen festen Sitz zu gewinnen, so geschickt, daß beide schon in guter Ordnung neben einander her galoppirten, ehe noch die Brücke erreicht war.

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ sagte Sidonie, indem sie das Haar glatt strich und das Hüthen zurecht rückte, mit erkünstelter Ruhe; „es war zwar nichts Gefährliches dabei, aber meine Situation konnte immerhin im Augenblick für unbequem gelten und — ich danke Ihnen.“ Sie hatte inzwischen das Pferd völlig beruhigt, klopfte ihm den Hals und betrachtete dabei den Professor mit halb neugierigen, halb befriedigten Blicken. „Ich bleibe dabei, mein Fuchs nimmt den Graben mit Leichtigkeit,“ fuhr sie fort, „aber die andern Pferde hatten geschont, und böse Beispiele verderben gute Sitten. Ach, Sie wissen von unsrer Wette nichts! Herr von Otten, da sprengt er ritterlich heran. Triumphiren Sie nicht zu früh, Herr von Otten, es ist noch nicht aller Tage Abend; Sie sollen sich mit eigenen Augen überzeugen, daß ich recht habe.“

Moriz Amberger reichte ihr die Hand. „Gott sei Dank,“ sagte er gutmüthig, „daß es so gut abgelaufen ist; ich war in größter Besorgniß um Dich, Du solltest unter keinen Umständen —“

Sie lachte laut auf. „Was war denn zu besorgen? Der Fuchs wäre auf dem Wege bald zum Stehen gekommen, und schlimmstenfalls konnte ich mich ja freiwillig abwerfen. Mein Reitknecht trägt die Hauptschuld, er hat die Gurten nicht fest genug angezogen. Wenn sich das Versäumte nachholen ließe.“ Sie richtete sich im Sattel auf und schaute um. In einiger Entfernung weidete ein Hirt eine Herde Rindvieh am Waldrande. Sie winkte ihn herbei, die Offiziere hatten inzwischen mit Schönrade Bekanntschaft angeknüpft. Der andere war ihm als ein Herr von Oshersdorf vorgestellt; er sagte ihm die Cloge, daß des Stallmeisters „Almansor“ unter seinem heutigen Reiter kaum zu erkennen gewesen sei. „Wahrhaftig,“ rief Herr von Otten, ein wenig näselnd, „ich erkannte ihn nicht. Doch noch immer ein superbes Pferd! Wo in aller Welt hatten Sie Gelegenheit, sich fattelfest zu machen, Herr Professor?“

Schönrade verzog keine Miene. „Ich habe in Mexiko weite Reisen abgeritten,“ äußerte er leichtsin; man entleiht dort die Pferde nicht vom Stallmeister.“ Die Herren legten unwillkürlich die Finger an die Mähe, wie zu einem militärischen Gruß, und auch Amberger sah sich seinen Mann genauer an. Indes war der Hirt herangetreten. Sidonie brachte durch Hin- und Herrücken das Sattelzeug in die beste Lage und befahl ihm, den gesprengten Gurt so aufzubinden, daß er den Gaul nicht inkommodire, die übrigen Gurte aber fest anzuziehen. Sie verließ dabei nicht ihren Platz und parlirte sehr ungenirt mit den Herren, nahm auch eine Papiercigarre an, die ihr Herr von Otten präsentirte, und setzte sie in Brand. „In Mexiko rauchen ja wohl die Damen alle?“ wandte sie sich fragend an Schönrade.

„Die Unsitte des Rauchens ist dort sehr verbreitet,“ antwortete er. — „Sie dampfen aber selbst, mein Herr Professor,“ bemerkte sie, einen Augenblick über seine Dreistigkeit stehend.

„Ganz recht, mein Fräulein,“ entgegnete er galant, „ich bin betheilig, sonst würde ich mich anders ausgedrückt haben.“

Der Hirt hatte sein Geschäft beendet. Sidonie warf ihm ein Trinkgeld in den Sand und lenkte den Fuchs sofort wieder vom Wege ab auf die Wiese.

„Was hast Du im Sinne, Sidonie?“ rief Amberger ihr zu.

„Natürlich den Sprung nochmals und jetzt mit besserem Glück zu wagen,“ entgegnete sie mit großer Ruhe. Er ritt an sie heran und flüsterte ihr etwas zu. „Ach, gib Dir keine Mühe,“ bedeutete sie ihn ganz laut, „ich weiß, was ich zu thun und zu lassen habe.“

„Aber Sidonie, ich bitte Dich —“

Sie trieb den Fuchs zu rascherer Gangart an. „Bitte nicht, lieber Freund, es ist vergebens, ich habe nun einmal meinen Kopf darauf gesetzt. Uebrigens ist ja für Leute, die einen Sprung über den Graben für gefährlich halten, dort die Brücke gezimmert.“ — „Stehen Sie ab davon, mein gnädiges Fräulein, stehen Sie ab davon,“ riefen die Offiziere, „der Grabenrand ist zu weich, das Terrain zu ungünstig.“ Sie achtete nicht darauf, sondern stellte ihr Pferd. Es trat unruhig den Moorboden und warf bei jedem Hiebe der Peitsche den Kopf zur Seite.

„Sie reiten sämmtlich junge Thiere, meine Herrschaften,“ äußerte der Professor, sich zu der Dame dirigirend, „und werden mit Gewalt nichts über sie vermögen. Sie scheuen, weil Sie Ihre Kraft noch nicht bei einer solchen Aufgabe erprobt haben, werden aber gern nachfolgen, wenn Sie das Hinderniß als überwindlich erkennen. Mein verständiger Almansor, ob schon er auf den Vorderfüßen nicht mehr der stärkste ist, wird sich sicher als Leithammel brauchen lassen. Folgen Sie getroßt! es ist kein Wagniß.“ Während der letzten Worte schoß er schon an Sidonie vorüber, gab dem Grauschimmel einen letzten kräftigen Schenkeldruck und setzte mit einem ermunternden „Hopp, Almansor!“ elegant über den Graben. Sidonie folgte ihm unmittelbar, so daß die Pferde fast zu gleicher Zeit zum Stehen kamen, und wenige Sekunden später sprengten auch die beiden Offiziere heran. Nur Amberger konnte seinen Gaul nicht zum Sprunge bringen und mußte den Umweg über die Brücke nehmen. Sidonie ersparte ihm eine höhnische Bemerkung darüber nicht.

„Herr von Otten räumt ein, daß ich meine Wette gewonnen habe,“ setzte sie hinzu. „Sie wäre auch gewonnen worden, wenn der Herr Professor sich noch eine Minute geduldet hätte. Glauben Sie nicht?“ Die Herren wagten natürlich keinen Zweifel. Amberger war ärgerlich über sein „Malheur“ und erklärte, daß er in den nächsten Tagen seinen Braunen verkaufen werde, um sich ein zuverlässigeres Reitpferd anzuschaffen.

„Ich wette, lieber Freund,“ rief ihm Sidonie zu, „daß Du nur mit dem Herrn Professor zu tauschen brauchtest, um Dich sofort zu überzeugen, daß des Stallmeisters Almansor zu solchem Sprunge nicht genug kräftige Weine hat, Dein Brauner aber das unbedeutende Wässerchen gering achtet. Jedes Pferd hat allemal so viel Courage als sein Reiter.“ Der junge Kaufmann bezeugte keine Lust, diese Wette anzunehmen. „Diese Behauptung möchte doch etwas gewagt scheinen,“ warf er nur mürrisch ein und verhielt sich dann schweigend. Als gleich darauf die Equipagen vorüber kamen, begab er sich an den ersten Wagen und unterhielt sich mit Madame Feinberg, die in großer Toilette neben ihrem unter den tiefgebauchten Köden fast verschwindenden Herrn Gemahl saß.

Es verstand sich nun schon ganz von selbst, daß Professor Schönrade von der Partie war. Sidonie wenigstens schien seine Gesellschaft sehr angenehm zu finden und nöthigte ihn beständig, an ihrer linken Seite zu bleiben, indem sie ihn in ein Gespräch verwickelte, zu dem sich immer neuer Stoff fand, da sie in Fragen dreist war und am liebsten gleich seine ganze Lebensgeschichte ausgekundschaftet hätte. Die Offiziere mühten sich nur gelegentlich ein und mußten sich kleine Hänseleien gefallen lassen. Um ihren Bräutigam kümmerte sie sich weiter gar nicht. Als man bei der sehr romantisch am Landsee gelegenen Mühle von Seehausen anlangte, war er bereits abgestiegen und hatte den Damen aus dem Wagen geholfen. Madame Feinberg und Frau Barbara Amberger begrüßten einander sehr förmlich. Ignaz Feinberg, ein kleiner etwas schief gewachsener Herr mit zusammengedrückttem Gesichte, blinzelnben grauen Augen und breitem fast lippenlosen Munde, ging, die Hände in den Rocktaschen, auf und ab; Otto Feinberg reichte Frau Amberger den Arm und führte sie unter eine große Linde, die einige Bänke und Tische beschattete. Sie begrüßte den Professor freundlich in ihrer gemeffenen Weise und ließ es dahin gestellt, wie er sich zur Gesellschaft gefunden habe.

Der dicke Müller und Hotelier von Seehausen hatte es

offenbar mit sehr guten Kunden zu thun; er war die Aufmerksamkeit selbst und bot sein gesamtes Dienstpersonal auf, den Gästen in schneller Ausführung ihrer Aufträge gefällig zu werden. Aus den Wagenkästen wurden mehrere Flaschen Wein herbeigetragen. Man kostete den Feinbergischen und Ambergerischen Keller, forderte Eis und erhielt dasselbe in einer kleinen Wanne, die der Wirth mit dem Bedauern heranbringen ließ, daß seine Champagnerkühler noch nicht fertig geworden seien, obgleich er sie schon vor Monaten bestellt habe. „Thut nichts,“ meinte Herr von Otten jovial, „ländlich, sittlich! Wie, meine Gnädige?“ Madame Feinberg, an welche die letzten Worte gerichtet waren, eine ältliche Dame mit auffallend schönen Zähnen, zog die Locke, die von ihrem gewaltigen Chignon herabhängt, über die Schulter und äußerte mit lächelnder Stimme: „Ich liebe die reine unverfälschte Natur.“ Frau Amberger lächelte still vor sich hin; sie hatte aus einem zierlichen Arbeitskörbchen ein Strickzeug ausgepackt und auf die lebhafteste Einsprache Dschersdorfs, der diesen „göttlichen Abend ganz dem süßen Nichtsthun geweiht“ wünschte, geantwortet, daß sie immer gerne „beschäftigt“ sei.

Moriz Amberger, der seinen Aerger vergessen hatte oder in Vergessenheit bringen wollte, bemühte sich viel um seine Braut, fand aber nur geringe Beachtung. Sie hatte sich nachlässig in einen Lehnstuhl geworfen, der erst mit einigen Wagenkissen gepolstert werden mußte, bis sie ihn bequem genug fand, leerte Glas auf Glas und gefiel sich in allerhand Redereien mit den Offizieren, die sich keineswegs immer in ihren Antworten übergroßer Zartheit befleißigten. Es schien ihr unlieb, daß der Professor sich viel mit Frau Amberger unterhielt und ihr selbst nicht die gewünschte Beachtung schenkte; so oft es möglich, mischte sie sich in das Gespräch und suchte ihn abzu ziehen. Frau Feinberg betrachtete ihre Tochter von Zeit zu Zeit über den Tisch hin wohlgefällig, äußerte auch wohl, die Hand vor den Mund haltend, heimlich und doch hörbar genug zu Herrn von Otten: „Ist sie nicht reizend, ist sie nicht geistreich, ist sie nicht heute brillant?“ und erntete stets das reichste Lob. Nicht so freigebig damit war Frau Amberger, die nach der anderen Seite in ähnlicher Weise interpellirt wurde und nur bedächtig auf ihr Strickzeug hinabnickte. Herr Ignaz Feinberg fand die Luft sehr abgekühlt und den Platz am See zu sehr dem Zugwinde offen; er ließ sich seinen Paletot reichen, entdeckte in demselben das Börsenblatt und vertiefte sich in den Kurszettel. — Die Sonne war im Untergehen. Die tieferen Baumpartien lagen schon im Schatten, nur das rothe Dach und die hohen weißen Schornsteine von Schloß Seehausen drüben leuchteten noch wie angeglüht hervor. Schönrade machte auf das schöne Bild aufmerksam. „Gott, wie natürlich!“ rief Frau Feinberg emphatisch und streckte die Hand mit dem blaßgelben Handschuh gegen den Horizont hin aus. Ihr Mann blinzelte nicht einmal mit den kleinen grauen Augen über das Zeitungsblatt hin. Herr von Dschersdorf aber fand aus Gefälligkeit „den Himmel und besonders das Ganze magnifique“, und Herr von Otten leerte auf die scheidende Sonne ein Glas mit der allseitig gut aufgenommenen Bemerkung, daß man ihr nie „trauriger nachweinen möchte“.

Sidonie wurde plötzlich sentimental. „Wenn einmal ein letzter Sonnenuntergang —“ seufzte sie.

„Sie haben nichts zu fürchten, mein Fräulein,“ versicherte der Professor. „So lange sich die Erde um ihre Achse dreht, werden wir das schöne Schauspiel der Sonnenauf- und Untergänge haben — mindestens der Untergänge, denn daß jemand aus dieser ehrenwerthen Gesellschaft „mit der Sonne früh sattelt und reitet“, ist nicht gut anzunehmen.“

Sidonie stützte den Arm auf und sah schwermüthig zum Sprechenden hinüber. „Sie scherzen,“ sagte sie, „aber wär's denn so unmöglich, daß einmal über Nacht die ganze Herrlichkeit auseinander fielen, wie sie ja aus lauter Theilen und Theilchen besteht?“

„Ganz und gar nicht!“ rief Schönrade nun mit großem Ernste. „Denken wir uns die Erde als eine mächtige Bombe mit dünner fester Decke, lojer Füllung von allerhand Gestein und einer Sprengladung in der Mitte, die feuerpeienden

Berge sind nichts als die Bündstollen, wie Ihnen das wahrscheinlich Herr von Dschersdorf besser als ich technisch wird erklären können. Sie sind angefüllt mit Brennstoffen, und das Feuer in ihnen nährt sich von der Luft. Wenn nun der ganze Bündkanal ausgebrannt ist und das unterirdische Feuer die Füllung faßt, sprengt die Bombe und statt unserer schönen Erde fliegen einige hundert kleine Planeten um die Sonne herum, deren Bahnen zu berechnen den Astronomen des Jupiter einige Schwierigkeiten verursachen wird.“

„Späßen Sie nicht so abscheulich,“ erinnerte Madame Feinberg, „so etwas wäre unnatürlich.“ Sidonie aber stand auf und sagte salbungsvoll: „Genießen wir die Stunde!“ Sie schritt auf das Seeufer zu und löste den Rahm des Müllers von der Kette. Die Herren schauten neugierig zu und folgten dann, als sie ihre Absicht merkten.

Man hätte ihr vielleicht ohne weiteres den Willen gelassen, wenn nicht gerade jetzt die Thüre der Mühle sich weit geöffnet und das Dienstpersonal mit dampfenden Schüsseln, Tellern und sonstigen nothwendigen Requisiten zu einem guten Mahle ausgelassen hätte. Nun machte Moriz Amberger Gegen vorstellungen. „Jetzt willst Du auf den See hinausfahren, Sidonie?“ äußerte er sich, bis zum Boote folgend. „Die Luft ist sehr kühl, und die Nebel steigen sichtlich auf. Du hast nicht einmal einen Shawl um; ich bitte Dich, trenne Dich nicht von der Gesellschaft.“ Sie zog das Boot an der gelösten Kette bis dicht ans Ufer heran und auf den Sand. „Ich fordere Dich ja nicht auf, mich zu begleiten,“ erwiderte sie gelassen, „bleibe doch, wenn Dir der Nebel unangenehm ist, der mir diese Fahrt in die kühle Dämmerung hinein erst recht romantisch macht. Meine Natur braucht eine solche Erfrischung; aber ich lege Dir deshalb keine Verbindlichkeiten auf.“ Moriz trat ganz nahe an sie heran, suchte ihr die Kette aus der Hand zu nehmen und sagte leise: „Du weißt, wie unzufrieden meine Mutter sich über dergleichen Extravaganzen äußert. Beobachte gegen sie die Rücksicht, die Du gegen mich —“

„Verdirb mir mit Deiner Schulmeisterei den Abend nicht, lieber Freund,“ verwies sie ihn einfallend, stützte sich auf seine Schulter und sprang über Bord. „Aber, meine Gnädigste,“ rief Herr von Otten in komischer Aufregung, „haben Sie nur die Gewogenheit, einen Blick unter die Linde zu werfen, wo man so eben die allertrefflichsten Fische aufträgt.“ — „Herr Otto Feinberg spricht von einem Gericht Spargel, das zu erwarten steht,“ fügte Herr von Dschersleben hinzu, „nach seiner Versicherung magnifique!“ Er schnalzte mit der Zunge. „Sollen wir angesichts dieser Herrlichkeiten auf den nebelgrauen See hinaus, die Schüsseln kalt und den Wein warm werden lassen? Ein ander Mal, meine Gnädigste, ein ander Mal! Die Bombe wird so bald nicht plagen.“ Sidonie nahm das Ruder auf und stützte sich darauf. „Aber wer hindert Sie denn, meine Herren, sich ganz nach Belieben den Tafelfreuden hinzugeben?“ rief sie hinüber. „Es macht mir Spaß, einmal von der Luft zu leben. Herr Professor, gehören Sie auch zu den materiellen Naturen, denen ein Gericht Fische oder Spargel über eine einsame Wasserfahrt geht? Geniren Sie sich doch nur meintwegen gar nicht.“ Sie machte Anstalten, den Rahm mit dem Ruder vom Lande abzuschieben, wandte aber augenscheinlich nicht die genügende Kraft an und erreichte deshalb den Zweck nicht sogleich.

„Ich bin der einzige, der bei jenem lukullischen Mahle ganz unbetheilt ist,“ sagte Schönrade, „und ich habe versäumt, für mich besonders ein Souper zu bestellen.“

„D, o!“ unterbrach Moriz Amberger, „ich glaubte, eine ausdrückliche Einladung nicht nöthig zu haben. Es versteht sich ganz von selbst, daß Sie unser Gast sind.“

„So wird mir's nach einer kleinen Motion um so besser schmecken,“ äußerte der Professor, ihm die Hand reichend. „Gehen Sie nur unbesorgt zu Tische; ich bringe Ihnen Ihr Fräulein Braut unverfehrt wieder auf's trodene Land. Wir können sie doch nicht ganz ohne Begleitung fortlassen,“ setzte er leise hinzu.

Amberger stand zögernd. „Aber ich bin ja bereit,“ murmelte er. Der Professor war schon ins Boot gesprungen und hatte dasselbe zugleich auf den See hinausgetrieben.

(Fortsetzung folgt.)

## Die gefangenen Missionare in Aschanti.

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

Wer einen Blick auf den vorzüglichen „*Missionsatlas*“ von Dr. Grundemann wirft, der findet in demselben an der Goldküste Afrikas und namentlich an dem dort mündenden Rio Volta zahlreiche Missionsstationen verzeichnet, welche die thätige Baseler Gesellschaft errichtet hat, deren Sendboten zum großen Theil aus Deutschen bestehen. Während das Land an der eigentlichen Goldküste, also bei dem jetzt viel genannten Kap Coast Castle und von da bis Aschanti, aus einem dichten, stellenweise undurchdringlichen Urwalde besteht, wird es nach Westen hin, dem Rio Volta zu, offener. Es zeigt weite grasige Ebenen, die in der Regenzeit zu Sümpfen werden und mit verschiedenen Bäumen bestanden sind, unter denen der riesige Affenbrotbaum und der Butterbaum hervorstechen. Namentlich sind diese Ebenen an der Küste gelegen; weiter nach dem Innern zu ist das Land wieder waldiger.

Die Stationen der Baseler Mission liegen nun theils in der Ebene, theils im Waldgebiete, und je nach dieser Lage haben die Glaubensboten mit sehr verschiedenen Menschen zu thun, denn im Walde wohnen die Obschi, zu denen auch die Aschanti gehören, während in den Ebenen ein Volk haust, welches die durchaus verschiedene Ga-Sprache redet. Die Leute der Ebene üben die Beschneidung aus, ohne Mohammedaner zu sein, während dieser Gebrauch bei den Obschi im Walde unbekannt ist. Das ganze Gebiet ist ungesund, und gar mancher Verkündiger des Evangeliums ist dort dem bösen Klima erlegen, aber stets ist aus Deutschland für ihn Ersatz gekommen, und mit demselben Eifer, mit dem einst die ersten Glaubensboten in die dichten Urwälder Deutschlands eindrangten, diese auszuroden und das Evangelium predigten, so dringen auch die Baseler Missionare weiter und weiter in das unwirthliche Land der Fetischanbeter vor. Neben der eigentlichen Missionsthätigkeit verbreiten diese Missionare auch die Kenntniß nützlicher Gewerbe unter den Schwarzen. Sie lehren und predigen ihren Jünglingen gerade so viel wie andere Missionare, sie haben Schulen errichtet, in denen Eingeborene in der Theologie, im Griechischen und Hebräischen (eine Sprache, welche die Schwarzen verhältnißmäßig leicht erlernen), im Englischen, der Geographie und Arithmetik unterrichtet werden. Unterdessen sind die Laienbrüder nicht müßig; sie bilden Zimmerleute, Schlosser, Schuster, Maurer heran. Und für alle diese angestrengte Arbeit erhalten die eifrigen Männer keinerlei Gehalt, sondern nur so viel, um sich zu kleiden und zu ernähren. Haben sie einen kleinen Ueberschuß, so geben sie diesen der Gesellschaft zurück. Sind sie alt in ihrem Dienste geworden, dann verleiht ihnen die Gesellschaft eine Pension, die auch die Erziehung ihrer Kinder übernimmt.

Am weitesten nach dem Innern zu, im Lande der Kripi, liegt die Station Anum, in welcher der Missionar Ramseyer nebst seiner Frau und einem kleinen Kinde, sowie der Missionar Kühne lebte, eifrig mit der Belehrung der Schwarzen beschäftigt. Da brach im Sommer 1869 wieder einmal einer jener Kriege aus, die fortwährend das Land verwüsten und mit endlosen Blutlachen überziehen. Die Aschantis brachen, vom Westen kommend, in das Kripland ein, dessen Bewohner sich unter ihrem General Domprey zu hartnäckigem Widerstande anschickten. Auch in die Nähe der Station Anum wälzte sich der Zug, wo die Missionare, als völlig unbetheiligt an allen kriegerischen Vorgängen, ruhig den Verlauf der Dinge abwarteten. Ihr Haus lag auf einem kleinen Hügel nahe bei der Stadt, die von allen Eingeborenen beim Heranrücken der Aschantis verlassen worden war. Von der Station hatte man eine prächtige Aussicht, man überschaute den blauen Voltastrom, der sich seinen Weg durch Gebirge sucht, und weit im Norden eine große Ebene, „die Wildniß“ genannt. Fern im Nordwest erblickte man in schwachen Umrissen die bewaldeten Quowberge, welche die Grenze gegen Aschanti ausmachen. Auf dem Hügel der Missionsstation gab es kein Trinkwasser; es mußte täglich aus der Stadt heraufgeholt werden, und da die Missionare von allen Dienern verlassen waren, mußten sie sich selbst jetzt darum be-

kümmern. Anum war ganz verödet, es glich einer Stadt der Todten, in welcher nur das Summen der tropischen Insekten und das Hu-Hu-Geschrei des Tufans widerklang.

Da kam der 12. Juni 1869 heran. Frau Ramseyer stand auf der Galerie des Missionshauses und hing Wäsche zum Trocknen auf, als sie über den Spitzen des mannhohen Grases Flintenläufe erblickte. Etwa zwanzig bewaffnete Schwarze erschienen und richteten ihre Gewehrläufe gegen das Haus. Frau Ramseyer grüßte sie in der Landesprache und eilte dann zurück zu ihrem Manne. Die beiden Missionare, Kühne und Ramseyer, traten nun heraus, fragten die Schwarzen, ob sie Aschantis seien, und als dies bejaht wurde, bemerkten die Missionare, daß sie friedliche Leute seien, die mit niemandem im Kriege lebten. Man reichte sich gegenseitig die Hände, und auf Verlangen des Führers der Truppe mußten die Missionare von ihrem Berge herabkommen, um den Aschantigeneral in Anum zu begrüßen. Klüchtig kleideten sie sich an; Frau Ramseyer nahm ihr zehn Monate altes Kindchen auf den Arm, dann befahlen sie ihre Seelen Gott und schritten, eskortirt von den Schwarzen, den Hügel hinab. Anum besteht aus drei aneinander gereihten Ortschaften. In der ersten angelangt, sagte man ihnen, der General befinde sich in der zweiten, und hier verwies man sie nach der dritten Stadt. In der letzteren bezeichnete man ein benachbartes Dorf als des Generals Hauptquartier. So schickte man sie den ganzen Tag über weiter und weiter, bis die Nacht hereinbrach und sie einsahen, daß man Böses mit ihnen im Schilde führe.

Am nächsten Morgen begannen sie ihren trübseligen Marsch von neuem; Frau Ramseyer verlor einen Schuh, der im Sumpfe stecken blieb, durfte aber keine Minute zögern, um ihn zu suchen, sondern mußte barfuß weiter wandern, bis ihr die Füße bluteten. Missionar Kühne begann zu ermüden und langsam zu gehen — man drohte ihm mit der Peitsche. Vom Himmel sandte die glühende afrikanische Sonne ihre versengenden Strahlen herab, keinerlei Erquickung wurde den armen Gefangenen zu Theil, und um ihnen den letzten Schutz zu rauben, nahm man ihnen ihre Sonnenschirme fort.

Nachdem sie wieder eine Strecke weit gewandert, hörten sie plötzlich schießen. In der Nähe wurde eine Schlacht zwischen den Kripis unter Domprey und den Aschantis ausgefochten; verschiedene Verwundete zogen an ihnen vorüber; sie schossen wüthende Blicke auf die Gefangenen, drohten ihnen mit Gebarden und riefen aus: „Ihr seid es, die jenen das Fechten gelehrt haben; doch wir Aschantis können auch Weiße fressen!“ Dann kamen sie hinter der kämpfenden Aschantiarmee vorbei. Polizisten rannten hin und wider, um die Marodeure und Feiglinge mit furchtbaren Peitschen aus Milpferdhaut in die Schlacht zurückzutreiben; tausende von Lastträgern, der Troß des Heeres, standen in einer langen Linie aufmarschirt, und jeder von ihnen schlug auf ein kleines Rissen mit der Hand, wodurch ein Geräusch wie das Pfeifen der Kugeln entstand, so daß die Missionare sich unwillkürlich duckten, als wollten sie den tausenden Geschossen entgehen. Weiter geführt, passirten sie ein Dorf, in welchem die Todten lagen, umgeben von heulenden Weibern, welche die Leichname in Körbe verpackten. Noch eine Anzahl anderer Schreckensscenen mußten sie erleben, bis die Nacht hereinbrach und sie im Hauptlager der Aschantis anlangten. Hier führte man sie zu einem Gegenstande, den sie zuerst für ein Zelt ansahen, der bei näherer Betrachtung sich aber als ein ungeheurer Schirm erwies, unter dem ein ganz in weiße Gewänder gehüllter Mann saß. Es war Abu Busfo, der Aschantiberggeneral. Die Schwarzen von der Eskorte knieten vor ihm nieder und stellten ihm die Gefangenen vor, die nun in eiserne Fesseln gelegt, gestoßen und von einander getrennt wurden. Jetzt glaubten sie, ihre letzte Stunde habe geschlagen; sie nahmen Abschied von einander, suchten sich zu trösten, und weinend zeigte Frau Ramseyer ihrem Manne nochmals ihr Kindchen, das auf dem beschwerlichen Marsche faust an der Mutterbrust geruht hatte. Es war der Mutter

eine süße Bürde gewesen, und so schwer ihr auch der Weg mit ihren wunden Füßen geworden, sie hatte ihr Theuerstes doch gern getragen.

Wieder brach ein Tag heran, wie die Missionare glaubten, ihr letzter. Doch obwohl ihrer Habe völlig beraubt und in Eisen gefesselt, behandelte man sie von nun an nicht mehr schlecht, ja Abu Buffo verkündigte ihnen sogar mit freundlicher Miene, er werde sie zu ihren Brüdern zurückschicken, wünsche jedoch zuvor, daß sie sich in einer ruhigen Stadt ein wenig von ihren Strapazen erholen möchten. Titel Lug und Trug! Bald wurden die Missionare gewahrt, daß der alte Häuptling, dem sie übergeben waren, sie direct nach Kumassi, der Hauptstadt der Aschantis, führe. Sie kreuzten den Voltafluß, von wo sie in gerader Linie mindestens 24 deutsche Meilen bis Kumassi zu marschiren hatten, und dieses in der ungesunden Jahreszeit. Zunächst kamen sie in die „Wildniß“, eine unbewohnte Prairie mit wenig Wasserläufen; nach fünftägigem Marsche war das Quowland erreicht, wo der dichte Wald beginnt, der sich ununterbrochen bis Kumassi erstreckt.

Als die Missionare ihre Station in Anum verlassen mußten, hatte Frau Kamscher vorsichtigerweise und in mütterlicher Sorgsamkeit eine Blechdose mit condensirter Milch eingesteckt, mit der sie ihr weinendes Kindchen ernährte. Aber der kleine Vorrath war bald zu Ende und verzweifelt schaute das gepeinigte Mutterherz sich nach neuer Nahrung für den Liebling um. Betraten sie ein Dorf, dann gingen alle drei betteln von Hütte zu Hütte, um einige Eier aufzutreiben. Manchmal reichte man sie ihnen gern, oft aber baten sie vergebens, und dann litt das Kindchen Hunger. Zusehends magerte es ab, es wurde schwächer und schwächer und starb endlich in den Armen der Mutter.

Man stelle sich die Lage der unglücklichen Gefangenen vor. In eisernen Fesseln werden sie einem ungewissen Schicksale entgegen getrieben, sie entbehren alles, was zur Bequemlichkeit gehört, Lumpen decken nothdürftig ihre Blöße, glühend brennt die Tropensonne herab, und nur Gottvertrauen erhält sie noch aufrecht. Der Verlust des Kindes war aber der härteste Schlag, und kaum hatten sie dasselbe in die heiße afrikanische Erde gebettet und Thranen an dem kleinen Grabe geweint, da traf der Botschafter des Königs bei ihnen ein, der ihnen Geschenke überbrachte und sie ermunterte, guter Dinge zu sein.

Jetzt wurden sie in der That besser behandelt, wenn sie auch alle Nacht in Eisen gelegt wurden, und am 9. August, am 57. Tage ihrer Gefangenschaft, trafen sie in einem kleinen Dorfe bei Kumassi ein, wo man sie vorläufig unterbrachte. Hier fanden sie einen Leidensgefährten, einen Franzosen Namens Bonnat, welchen die Aschantis auf einem ihrer Streifzüge gefangen genommen und hierher geschleppt hatten. Nachdem die Missionare, völlig ungewiß über ihr Schicksal, längere Zeit in dem Dorfe zugebracht, erlaubte man ihnen, die Hauptstadt Kumassi zu betreten und dort im Missionshause der Wesleyaner ihren Aufenthalt zu nehmen; der Vorstand desselben, Watis mit Namen, wurde auch bereits seit sieben Jahren wie ein Gefangener behandelt. Hier machten unsere Missionare auch die Bekanntschaft des Aschantiprinzen Ansa, der von seinen eigenen Landsleuten wie ein wildfremder Mann betrachtet wurde. Im Jahre 1836 nämlich war Ansa den Engländern als Geißel übergeben worden, die ihn erziehen ließen und später als Gesandten nach Aschanti schickten. Hier aber wollte man den von unserer Kultur beleckten Schwarzen nicht mehr als echt anerkennen und behielt ihn gleichfalls als Gefangenen zurück.

Vor den König gebracht, erklärte dieser den Missionaren, er würde sie mit dem größten Vergnügen frei lassen; da sie jedoch von Abu Buffo gefangen genommen seien, so müsse er dessen Rückkehr aus dem Kriege erst abwarten. Diese Rückkehr erfolgte, aber Abu Buffo war schlechter Laune, der Krieg war nicht günstig ausgefallen, und um nicht mit leeren Händen zu kommen, trieb er ein paar tausend Sklaven in die Stadt hinein, die er im befreundeten Lande zusammengerafft, da er dem Feinde keine Gefangenen abnehmen konnte. Als Abu Buffo mit den Missionaren zusammentraf, erwähnte er mit keiner

Silbe deren Freilassung, sondern sagte nur: „Ich brauche Geld.“

Nach Aschantibegriffen ging es den Gefangenen in Kumassi nicht schlecht. Der König setzte ihnen ein Monatsgehalt aus, für das sie sich Nahrung kaufen konnten; auch beschenkte er sie gelegentlich recht reichlich. Von ihrer Missionsgesellschaft erhielten sie einige Kisten mit Kleidern gesandt, die ihnen unerschlossen ausgeliefert wurden, und die englische Regierung an der Goldküste bemühte sich auf „diplomatischem Wege“ für sie, so weit dies einem barbarischen Fürsten gegenüber möglich ist.

Am 17. Februar 1872, nach fast dreijähriger Gefangenschaft, begann der König die Entlassung der Missionare endlich in Erwägung zu ziehen. Ein großes Palaver wurde veranstaltet, in dem alle Häuptlinge und auch die Gefangenen erschienen. Die Verhandlungen begannen und ließen sich gut an — da ertönte plötzlich schrill das Alarhorn. Es war Feuer in der Stadt ausgebrochen. In einem solchen Falle hat nach dem Landesgesetze der König sich an Ort und Stelle zu begeben und die Oberaufsicht bei den Löscharbeiten zu führen. So ward die Verhandlung unterbrochen und konnte erst wieder aufgenommen werden, als das Feuer gelöscht war. „Meine Freunde,“ so begann die schwarze Majestät von neuem, „so eben sendet mir der englische Gouverneur von der Küste einen Brief, in dem er die Freigebung der Gefangenen verlangt. Ich für meine Person habe nichts dagegen einzuwenden, was aber meint Ihr?“

Da erhob sich Abu Buffo, der Mann mit dem teuflisch verschmierten Gesichte, der Feind der Weißen, und sprach: „Die weißen Männer haben uns nur Böses erzeugt; sie sind in unser Land gekommen, sie haben Dentira und Assin, Wassaw und Alim von uns genommen — darum dürfen wir auch jenen keine Gnade erweisen. Mögen sie Gefangene bleiben.“

Abu Buffos Rede machte gewaltigen Eindruck. Sie verdunkelte die Worte des Königs, der nun zur Abstimmung schreiten ließ. Die Mehrheit schloß sich Abu Buffo an und gab nur zu, daß gegen 800 Periguins (beinahe 50,000 Thlr.) die Befreiung der Missionare erfolgen könne. Mit dieser Antwort wurde ein Bote an die Küste gesandt.

Man kann sich wohl vorstellen, daß die Baseler Missionsgesellschaft nicht 50.000 Thlr. bereit liegen hatte, um ihre Brüder sofort zu befreien, aber sie bot 7000 Thlr. Ein schwarzer Christ, Namens Plange, wurde nun von der Küste mit diesem Angebot nach Kumassi gesandt. Wieder wurde ein großes Palaver gehalten, in welchem der König Plange fragte: „Was wird denn aber geschehen, wenn ich die weißen Männer nicht frei gebe?“ Etwas voreilig erwiderte Plange: „Dann gibt es Krieg.“

Kaum war dies Wort gefallen, das den Aschantistolz aufs höchste entflammte, so erhob sich ein unbeschreiblicher Aufruhr unter den Großen. Alle Hörner bliesen, Schwerter, Federn und Elefantenschwänze wurden in die Luft geschwenkt, die Trommeln wirbelten und ein furchtbares Geheul durchdröhnte die Luft. Da erhob sich die Königin-Mutter von ihrem Sitze, und sofort trat eine beängstigende lautlose Stille ein. Sie sprach: „Sehet her, dies ist meine linke Hand, mit ihr allein kann ich die Feinde schlagen!“ und der Häuptling von Fomana, einer der kleinsten im Lande, vermaß sich dasselbe zu thun. Nun war wieder die Reihe an Plange zu reden, der all diesen Aufruhr hervorgerufen, und er zog sich schlaue genug aus der Schlinge. „Was ich gesagt,“ so lauteten seine Worte, „war nur meine Privatansicht. Im Briefe steht kein Wort von Krieg.“

Da ward die Stimmung wieder friedlicher, und man beschloß, sich mit den 7000 Thalern zu begnügen. Unterhandlungen wurden eingeleitet, aber der unterdessen ausgebrochene Krieg zwischen den Aschantis und Engländern zerschlug die Sache wieder. So mußten die armen Hartgeprüften, oft Enttäuschten sich abermals in ihr Schicksal fügen. Eine Befreiung schien weiter denn je in die Ferne gerückt, und als im Ansfange die Aschanti Sieg auf Sieg erfochten, da stieg der Uebermuth der schwarzen Fetischbeter aufs höchste. Der König tanzte vor den Gefangenen, schwang sein Schwert und erklärte, alle Weißen niedersäbeln zu wollen. Als aber die ersten Nach-

richten von englischen Erfolgen eintrafen, da tanzte Se. Majestät Koffi-Kalkali nicht mehr.

Amantua, „der Moltke der Aschantis“, wie englische Federn ihn genannt, der sonst stets siegreiche Feldherr, kehrte zu Beginn des laufenden Jahres, ohne Gefangene gemacht zu haben, heim. Die Engländer marschirten über den Grenzfluß Brah, und eine Katastrophe schien unvermeidlich. Palaver auf Palaver wird zu Kumassi gehalten und in einem derselben erklärt die einflußreiche Königin-Mutter: „Bisher haben die Aschantis stets gesiegt, denn sie verfolgten eine gerechte Sache. Dieser Krieg aber ist ein ungerechter. Laßt die Weißen gehen,

wir haben es ihnen versprochen, aber unjer Wort nicht gehalten.“ — Tiefe Stille folgte diesen Worten. Alle Häuptlinge, die einst den Mund so voll genommen, waren niedergeschlagen, und der König ließ die Gefangenen rufen: „Geht,“ so sprach er, „Ihr seid frei; helft mir den Frieden vermitteln. Aber um eins bitte ich Euch noch. Geht nur bei Nacht aus der Stadt, damit Euch niemand sieht und das Volk nicht sagt: der König fürchtet sich.“

So erhielten die Gefangenen ihre Freiheit wieder. Sie haben viel erduldet in 4½ Jahren und verdienen unsere Theilnahme und unjer Mitleid im höchsten Grade. Th. M.

## Deutsche Bischöfe.

Rechtbrud verboten.  
Bel. v. 11./VI. 180.

### V. Paul Georg Marie Dupont des Loges, Bischof von Metz.

Unter den Reichstagsabgeordneten von Elsaß-Lothringen ist der Metz'er Bischof wenn auch nicht der beredteste — denn er versteht wirklich kein Wort Deutsch — doch gewiß der interessanteste. Ein echter Vollblutfranzose und ein echter Kirchenfürst von hoher Geburt und höherer Stellung, beherrscht von all den Traditionen seiner Nation und seiner Konfession: ein solcher Mann auf dem deutschen Reichstage ist gewiß eine merkwürdige, aber eben so gewiß eine unpolitische Erscheinung. Wenigstens meinte kürzlich ein Bonapartist seiner Diocese, es wäre gescheidter gewesen, einen Mann, der kein Deutsch versteht, in seiner Sakristei zu lassen; „und Französisch,“ fügte er mit Sarkasmus hinzu, „versteht er auch nicht; nur seine Bekanntschaft mit den Orleans hat ihn zum Bischof gemacht, sonst wäre er noch heute Curé an irgend einer einfachen Stadtkirche in Frankreich.“ Wir denken nicht so geringschätzig von dem Prälaten, den das Vertrauen seiner Diocesanen nach Berlin gesandt hat, und von dem wir wenigstens so viel in Wahrheit behaupten können, daß er von allen katholischen Lothringern, die nicht Freigeister sind, aufrichtig geliebt ist. Bei der Wahl aber haben sogar französische Protestanten und Juden ihre Stimmen für ihn abgegeben; galt doch sein Name für eine Standarte unverföhnlichen Protestantismus. Und in der That gehört er zu denjenigen unserer neuen Reichsbürger, die sich mit Deutschland nicht verständigen werden, schon deshalb, weil sie es nie verstehen werden. In dieser Beziehung ist er denn doch eine repräsentative Figur; er vertritt Französisch-Lothringen. Daß er sich dazu hergegeben hat, in der Komödie, welche seine Kollegen in Berlin zu spielen gedachten, als Statist mitzuwirken, nimmt er trotzdem Wunder; ein Metz'er Bischof ist für diese unbedeutende Rolle eigentlich zu vornehm.

Durch Sage und Geschichte ist das uralte Bisthum von Divodurum über viele seinesgleichen erhoben. Von Aeneas leitet die Stadt ihren Ursprung, von Petrus ihre Kirche ab; deutlich ersieht man aus beidem das römische Vorbild. St. Petrus selbst, so erzählen die alten Chroniken, sandte Clemens nach der schon damals berühmten Feste an der Mosel; er kam, sah und siegte; zum Dank dafür, daß er die Stadt von einem Drachen befreite, nahmen alle Bürger das Christenthum an und Clemens wurde ihr erster Bischof. Er war der erste in einer langen Reihe von Heiligen, die den Stuhl von Metz schmückten. Der berühmteste war Arnulf, der Urgroßvater Karl des Großen; noch heute erinnert der aufgelöste Jesuitenkloster St. Clement und die Kriegsschule, ein ehemaliges Kloster des heiligen Arnulf, von welchem freilich nur noch ein Straßensname übrig geblieben ist, an die einstigen Helden der Kirche. Es ist immerhin eine Ehre und ein Hochgefühl, der Nachfolger solcher Vorgänger zu sein; und der gegenwärtige Bischof ist dessen nicht unwürdig.

Paul Georg Maria Dupont des Loges ist am 11. November 1804 zu Rennes in der Bretagne geboren; sein Vater war Präsident am Appellhof. Früh wandte sich der fromme Knabe der Kirche zu; sehr jung empfing er die Weihen. Er muß doch seinen Oberen einen tüchtigen Eindruck gemacht haben, denn in einem Alter, in welchem viele kaum Priester sind, wurde er Generalvikar von Orleans. Er gewann in dieser

Stellung viele Beziehungen zum Hofe; der Königin Amelie, der Gemahlin Louis Philipps, stand er sehr nahe. Die Regierung vergibt in Frankreich die Bischofsstühle; so wurde der neun- unddreißigjährige Mann Bischof von Metz. Im Januar 1843 wurde er präkonisirt, am 5. März durch den Erzbischof von Tours in Paris geweiht, und in der Predigt zu dieser Feier wurde die Hoffnung laut: das Vertrauen auf Maria werde das Amt des jungen Bischofs ohne Zweifel erfolgreich machen. Am 17. März geschah der feierliche Einzug in die Kathedrale von Metz in einer großartigen Prozession. Unter dem Portale der Kirche empfing ihn der Dechant des Kapitels und begrüßte ihn mit den Segenswünschen der Diocese und erinnerte ihn an den Schutz der vielen Heiligen von Metz, wie an die Tugend der vielen Kloster- und Weltgeistlichen, über die er zu herrschen habe. In der Antwort des Gefeierten sprach sich ein bescheidener Sinn aus: „Fast fühle ich von neuem die Angst, die mich zittern machte und die mich so lange zurückhielt, die furchtbare Last zu übernehmen, welche heute meiner Schwachheit aufgelegt wird.“ Man führte darauf den Bischof durch das prachtvolle Schiff der Kathedrale in den Chor, wo jeder neuernannte Bischof sich auf einen alten steinernen Bischofsstuhl, der Sage nach aus der Zeit Clemens', setzen muß. Messe und Predigt waren die geistlichen Höhepunkte des Festes. Auch auf der Kanzel redete der Bischof Worte, die ihm die Herzen gewannen. „Ihr alle,“ sagte er, „die Ihr meine Heerde geworden seid, sehet mit freundlichen Augen Euren Hirten an; verachtet seine Jugend nicht, erblicket in ihm einen Vater und einen Freund; vertrauet seiner Liebe und seid seine Familie, denn für Euch hat er seinen Vater verlassen und sich von allem getrennt, was ihm das theuerste war.“ Zwei Tage nach der Einführung erließ er einen feierlichen Aufruf für die westindische Insel Guadeloupe, wo durch Erdbeben eine furchtbare Noth entstanden war. Sein Amt führte er tadellos; strenge gegen die Priester seines Sprengels wie gegen sich selbst, weihte er seine ganze Kraft der Verwaltung des Bisthums und der Stiftung kirchlicher Anstalten. „Er ist ein heiliger Mann,“ sagen mit Stolz die guten Katholiken von Metz.

Bischof Dupont des Loges ist Bretoner; darin liegt, daß er treu bis zum Eigensinn ist. Diesen Zug bewies er, als die Revolution die Orleans vom Throne und Napoleon auf den Thron führte. In seinem Hirtenbriefe verteidigte er muthig die gestürzte Dynastie, und als Napoleon ihn zu der Taufe seines Sohnes einlud, ging er nicht nach Paris. Ja, als der Kaiser nach Metz kam und in der Kathedrale von dem Bischof feierlich empfangen werden wollte, lehnte dieser das Ansinnen ab; seitdem hat sich Napoleon um den trotzigsten Mann nicht mehr bekümmert. Freilich dient diese Hartnäckigkeit nicht immer dem Frieden. Seit der französischen Revolution waren in Metz die Friedhöfe paritätisch; als in den sechziger Jahren ein neuer Gottesacker eingerichtet wurde, verweigerte der Bischof die Einweihung, wenn die Konfessionen nicht getrennt würden, und die Municipalität wich dem Eigensinne des alten Mannes. Eben so zäh bewies sich Bischof Dupont in Rom auf dem Konzil; er war und ist noch heute Antinfallibilist; kein Geistlicher seiner Diocese, kein Gemeindeglied seines Sprengels wird um der Unfehlbarkeit willen belästigt; der „Univers“, die böseste der ultramontanen Zeitungen Frankreichs, eine französische „Ger-

mania", ist noch heute aus dem bischöflichen Hause verbannt. Man erzählt, daß in einigen ultramontanen Klöstern während des Konzils für die Befehlung des Hochwürdigen eine Neubaine, d. h. ein neuntägiges Gebet, angeordnet sei. Daß ein solcher Charakter mit der deutschen Regierung sich nicht befreunden wird, ist von vorn herein klar; er versteht sich amtlich nur zu dem, was er muß. Zudem ist er, die Infallibilität ausgenommen, ultramontan durch und durch, und verwünscht die preussischen Siege von 1870 eben so wie die Maigesetze von 1873. Doch erfordert die Gerechtigkeit zu sagen, daß er für die durch die Sturmflut Verunglückten der Ostseeküste 1000 Franken gezeichnet hat. Alles in allem gerechnet wird man gestehen müssen, daß der Metzger Bischof, wenn auch kein großer Geist, doch ein tüchtiger Charakter ist.

Im Jahre 1868 feierte der Bischof ein seltenes Fest, sein fünfundsingzigjähriges Jubiläum. Die Diocese zeigte allgemeine Theilnahme und große Verehrung. Hohe Gäste waren zugegen: die Bischöfe von Straßburg, Verdun, Nancy und die apostolischen Vikare von Luxemburg und Genf, Adames und Mermillod. Der letztere, vom Konzil und von den schweizerischen Händen her wohl bekannt, hielt damals die Festpredigt. In Rom während des Konzils hat er einmal von der Inkarnation Gottes in Pius IX gepredigt; damals redete er von der Inkarnation Gottes im Bischof. „Das Leben des Bischofs ist das Leben Christi“, „die Thätigkeit des Bischofs ist die Thätigkeit Christi“, das waren die beiden Theile der Predigt, in welcher er mit glänzender Beredsamkeit seinen Helden pries. „Ja, Monseigneur,“ redete er ihn an, „Ihr Hirtenstab war eine gewaltige Feder, mit der Sie jenen Hirtenbrief schrieben, der als ein Denkmal der Wahrheit und des Muthes so berühmt geworden ist, der wie ein Alarmruf ganz Frankreich aufweckte und die Kirche zum Danke veranlaßte. Ich weiß, daß die glorreiche Stadt Metz allezeit den Anstrengungen der Eroberer getrotzt hat; ich weiß, daß sie unbezwinglich ist; aber der heutige geweihte Tag hat ihre stolze Devise Lügen gestraft: Metz ist erobert durch das Herz eines Bischofs.“ Bei dem Festmahle, das darauf folgte, brachte der Divisionsgeneral, damals der aus dem Kriege bekannte Aurelle de Paladines, den ersten Toast auf den Jubilar aus. Bischof Räß von Straßburg als Vertreter der Kirche ließ seinen Amtsbruder gleichfalls leben: Mermillod habe das Bild eines Bischofs mit den glänzendsten Farben gezeichnet, seit fünfundsingzig Jahren sei der Jubilar ein Exemplar dieses Bildes *avant la lettre*.

Die Zeiten ändern sich: Metz ist nicht mehr unüberwindlich; Aurelle de Paladines gehört zu den geschlagenen Generälen Frankreichs; der berebte Mermillod ist aus der Schweiz exilirt; der Jubilar von 1868 ist deutscher Bischof geworden und sitzt mit Räß im Reichstag; und wir vermuthen fast, er würde von seinem Straßburger Kollegen kaum so freundlich denken wie dieser von ihm geredet hat. Den Franzosen, und einem Bretonen doppelt, ist ein Elsäßer, der den Frankfurter Frieden anerkennt, kein Exemplar *avant la lettre*, sondern ein Verräther.

#### VI. Andreas Räß, Bischof von Straßburg.

Es war am 10. September 1866. Eine Reise führte mich an jenem Tage nach Straßburg im Elsaß, wo ich liebe Verwandte besuchen wollte. Auf allen Bahnstationen begegneten mir schon unterwegs Scharen von Priestern und barmherzigen Schwestern, die, umgeben von ihren in bunte Farben gekleideten Gemeindegliedern, nach der Stadt zogen.

„Es ist morgen das Jubiläum unseres hochwürdigen Bischofs,“ sagte mir ein junger Abbe, den ich um die Bedeutung dieser Bewegung befragte, während einer langen Pause des Zugs, die durch den außergewöhnlichen Verkehr an einer kleinen Station veranlaßt wurde.

„Ein Jubiläum,“ fragte ich neugierig, „ein silbernes oder ein goldenes?“

„Beides zugleich,“ war die Antwort. „Vor fünfzig Jahren hat unser Herr Bischof Räß seine Priesterweihe erhalten, und morgen werden es fünfundsingzig Jahre, daß er zum Bischof im Straßburger Münster geweiht worden ist. Darum sehen

Sie unser ganzes Volk in Bewegung. Bischof Räß ist ein Kind unseres Landes und ein Mann des Volkes, der bei den Geringsten wie bei den Vornehmsten, bei den Laien wie bei den Geistlichen in höchstem Ansehen steht, und gerne wollen ihm alle, die es können, ihre Theilnahme an seinem Feste bezeugen.“

„Wird denn ein Fremder auch etwas von der Feier sehen können, oder begehen Sie dieselbe im engeren Kreise?“

„O, Sie können sehr vieles sehen: vor- und nachmittags ist öffentlicher Gottesdienst im Münster; da können Sie zuerst den berühmten Domkapitular Mousfang aus Mainz und nachmittags den Bischof Mermillod von Genf hören, die beide zu den bedeutendsten Kanzelrednern der deutschen sowohl als der französischen Kirche gehören. Besonders aber müssen Sie sich der großen Wallfahrt anzuschließen suchen, die wir alle nach Marienthal, im Hagenauer Forst, machen werden; dort wird übermorgen eine prachtvolle Kirche eingeweiht, die der Herr Bischof an wunderthätiger Stätte erbaut hat. Die Kaiserin hat der heiligen Mutter Gottes ein goldenes Kleid geschickt, das ganz von Perlen und Edelsteinen glänzt, und wir hoffen immer noch, sie werde von Paris selbst herkommen, um das Fest durch ihre persönliche Gegenwart zu erhöhen.“

So plauderte mein freundlicher Reisegefährte weiter, bis ich ihn auf dem Bahnhofe von Straßburg mit bestem Danke für seine Mittheilungen verließ.

Den folgenden Tag, es war ein Dienstag, brachte ich fast ganz im Straßburger Münster zu. Es war eine pompöse Versammlung, die sich in dem ungeheuren Schiffe hin und her bewegte; es war ein Fluten der Menge, wie man es selten sieht, und dessen Bewegung allein schon dem Gemüthe einen großartigen Eindruck hinterlassen muß.

In prachtvollen Karossen kamen in langer Reihe die hohen Kirchenfürsten angefahren, welche aus dreizehn Diocesen Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz zu dem Feste gekommen waren; sie versammelten sich auf den Stufen des großen Portals und begrüßten feierlich den Straßburger Bischof am Eingange seiner Kathedrale.

„Jetzt kummt's *veni creator*, jetzt ufgebaßt, do kummen unfri Herre,“ flüsterte mir eine ehrenfeste Straßburger Bürgerfrau zu, die sich neben den guten Platz, den ich mir der Kanzel gegenüber erobert hatte, unerschütterlich aufgepflanzt; sie mußte mir und dem Freunde neben mir jedenfalls die Protestanten angemerkt haben, denn sie erklärte uns alles mit überlegener Sicherheit.

Beim Klange des uralten Liedes, das durch die Hallen brauste, zog die Schar der Priester nach dem Chore und bahnte den Kirchenfürsten den Weg durch die Menge.

„Dies isch der Erzbischof vun Besançon, der alt Mann vorne, un dies isch der vun Ranzig, e herziger Herr, nit mohr?“ unterwies unsere Nachbarin weiter. „Un der zwische beide, dies isch unser Herr,“ setzte sie mit stolzer Freude hinzu. Und in der That, er war eine ehrwürdige Erscheinung, der zweiundsingzigjährige Mann, der in ungebrochener Kraft, in hehrer Haltung einherschritt, das Angesicht, auf dem sich freundliches Wohlwollen mit feiner Klugheit paarte, umrahmt von dem Silberhaar, das unter der Mitra hervorkam!

Hinter ihm drängten sich Mitra an Mitra, Goldgewänder und lange Purpurschleppen der Karbinale in großartigem Zuge; den hohen Würdenträgern folgten die Scharen der Priester in weißen Messgewändern oder im schwarzen Talar mit Kreuzen und Fahnen, bis die ganze große Kirche mit Geistlichen erfüllt war.

Rauschende Militärmusik zur Verherrlichung der „grande messe“ tönte durch die hohen Hallen, Gesänge und Liturgien wechselten mit den schmetternden Klängen ab, bis endlich alles verstummte und aller Blicke sich auf den Mann richteten, der auf der Kanzel erschienen war, und dessen tönende Stimme, ein wahres Labfal für unser Ohr, den ganzen Dom erfüllend, die Worte seines Textes las: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, siehe, es ist inwendig in euch.“ Ein kühner Griff war's von dem Redner Dr. Mousfang, Angesichts all der äußerlichen Geberden, von denen die Apostel und ersten



Dupont des Loges, Bischof von Metz.

Bischöfe der christlichen Kirche keine Ahnung gehabt haben, wenn sie ihre Jubiläen in Armuth und Banden, in Verfolgung und Leiden feierten, einen solchen Text zu wählen, der die schärfste Geißelung des ganzen entfalteten Poms war! Doch: „texto = prétexto!“ Das zeigte die katholische Homiletik auch diesmal wieder; und eben so wie der deutsche verstand es auch der französische Redner am Nachmittag, ein ähnliches Gotteswort dazu dienen zu lassen, eine Apotheose des Episcopats im allgemeinen und des Bischofs Räß insonderheit aus den gefügigen Schriftworten zu deduciren. Interessant war in hohem Grade der Unterschied, der sich in der Redeweise beider Prediger, so ganz dem Volkstypus entsprechend, den sie vertraten, kundgab. Ruhig, logisch, in geschlossenen Reihen seine Folgerungen entwickelnd, predigte Mousfang: um so größer war die Wirkung, die er ausübte, wenn einmal ein Bild oder eine lebendige Schilderung seine Rede durchbrach, während der glühende Franzose gleich von vorne herein im höchsten Pathos begann und sein Exordium zu einer Verherrlichung sämtlicher Kirchenfürsten gestaltete, die zu seinen Füßen saßen, und die er nach einander in fabelhaft rascher Sprache begrüßte: „Je vous salue, vous, o ange de Nancy, vous qui etc. — je vous salue, ange de Troyes, vous qui — soyez béni, ange de Metz, vous qui etc. (Ich grüße euch, o Engel von N. etc. — seid gesegnet etc.“

Daß bei den Anreden die Hauptsache dem Jubilar selbst galt, versteht sich, und das konnte ihm ja auch in vollster Wahrheit nachgerühmt werden, daß er als ein treuer Diener seiner Kirche, als ein tüchtiger Kämpfer für den katholischen

Glauben, und als ein würdiger Vertreter des römischen Episcopats dieses sein Jubelfest feierte.

Bischof Andreas Räß ist ein Elsässer von Geburt. In einem kleinen Flecken des Oberelsaßes, in Siegolshausen, zur Zeit der Schreckensherrschaft, im Jahre 1794, als das siebente Kind schlichter Winzer geboren, erhielt er seine ersten religiösen Eindrücke von einer frommen Mutter, die ihn sammt einem älteren Bruder zum geistlichen Stande bestimmte, und die, trotz der Ungunst der Zeiten, ihren Zweck mit Aufwand größter Opfer zu erreichen wußte.

Die Seminare von Schlettstadt und Ranzig gaben seinem Geiste die erste Vorbildung; seine theologische Erziehung und Ausbildung erhielt er aber von 1812 an im großen Seminar zu Mainz, dessen Name damals am ganzen Rhein und weiter hinaus noch den besten Ruf regen Glaubenseifers und tüchtiger Wissenschaftlichkeit genoß. Räß gehörte bald zu den begabtesten Schülern Liebermanns, des bekannten Dogmatikers; und schon im Jahre 1816, wo er die Weihe empfing, konnte er mit Glüd die ersten Schritte in der Laufbahn eines Docenten wagen. Er wurde zuerst mit den Vorlesungen über Rhetorik, später mit der praktischen Theologie betraut, und die Pflichten seiner Lehrthätigkeit waren es zunächst, die ihn zur Schriftstellerei trieben.

Auf diesem Felde hat Räß Bedeutendes geleistet, und er ist unstreitig einer der fleißigsten und gelehrtesten Theologen unter den deutschen Bischöfen. Lange Jahre hindurch hat er mit seinem Jugendfreunde, dem späteren Bischof Weiß von Speyer, die Zeitschrift „Der Katholik“ herausgegeben, und blieb noch Mitarbeiter desselben, als er längst Mainz verlassen



Andreas Räß, Bischof von Straßburg.

hatte. Durch seine Aufsätze, durch Uebersetzungen, Biographien und selbständige Werke über praktische Theologie hat er der katholischen Jugend viel gelehrtes Material zugeführt. Endlich hat er in neuester Zeit in einem eifsbändigen Werke die (protestantischen) Konvertiten seit der Reformation, die Frucht fleißiger Geschichtsforschung während seines ganzen Lebens, gesammelt und herausgegeben.

In allen seinen Schriften bekundete sich Andreas Räß von Anfang an als ein eifriger Vertheidiger der katholischen Kirche, in ihrer Lehre und ihrer Machtenfaltung; und die entschiedene Stellung, die er im vatikanischen Konzil zu Gunsten der Infallibilität eingenommen, die Schärfe, mit welcher er die Bestrebungen eines Dupanloup, eines Abbé Gratry verurtheilt hat, lassen sich füglich schon, dem Reime nach, in seinen Zeitungsartikeln aus den zwanziger Jahren nachweisen. Räß hat aus seinem Ultramontanismus niemals ein Hehl gemacht; nur hat er allerdings, ganz dem Zuge des Volksstammes, aus dem er hervorgeht, entsprechend, als echter rheinischer Oberländer niemals veräußt, die Klugheit dieser Welt bei all seinem Thun und Reden mitwalten zu lassen, um, während er für die Kirche eintrat, doch auch mit dem weltlichen Regiment auf möglichst gutem Fuß zu bleiben.

Das Jahr 1830 brachte eine große Veränderung in seine äußere Lage. Er folgte, nachdem mehrere Versuche, ihn in Mainz festzuhalten, fehlgeschlagen waren, einem Rufe nach Straßburg, wohin ihn der damalige Bischof Lepappe de Trevern an die Spitze seines Seminars berufen hatte. Trevern war ein Bischof eigener Art, wie sie wohl selten mehr vorkommen. Aus

altadeliger Familie stammend, hatte er als brillanter Kavallerie-Officier die napoleonischen Kriege mitgemacht; dann hatte er, nach dem Tode seiner Frau, seinen Abschied genommen und war Priester und Bischof geworden; ein Bischof, der die feinen Manieren des vornehmen Officiers nie verleugnete, und bei dem es die Straßburger eigenthümlich berührte, wenn sie ihn in Gesellschaft seiner zwei Söhne, die ebenfalls Officiere waren, ausfahren sahen!

Mit welchen Plänen sich der „Abbe“ Räß tragen mochte, als er die Stelle am Seminar antrat; wie ihm der ältere, durch seine lange Abwesenheit ihm fremd gewordene Klerus entgegen trat, vor allem sein Bischof, der so völlig von ihm verschieden war, darüber fehlen uns selbstverständlich die näheren Angaben. Nur so viel will man aus der Zeitgeschichte noch wissen, daß die Ankunft des wissenschaftlich hochgebildeten, in der deutschen Theologie wohlbewanderten neuen Superior's des Seminars in den protestantischen Kreisen Straßburgs, die damals in den dreißiger Jahren noch tonangebend waren, mit Wohlwollen begrüßt wurde; versprach man sich doch von seinem Einfluß auf den jüngeren Klerus eine Ära tüchtiger Wissenschaftlichkeit und verträglichen Zusammenlebens, wozu ja schon die seit den Julitagen (1830) wehende Freiheits- und Brüderlichkeitsluft in Frankreich allen Vorschub thun konnte. Räß verkehrte damals oft und gerne mit den Vertretern der evangelischen Theologie an der protestantischen Fakultät; man rühmte allgemein seine Toleranz, seine Gelehrsamkeit, die Verbindlichkeit seines Umgangs.

Ob es diese, beinahe freundschaftlichen Beziehungen zu

den Protestanten gewesen sind, die ihn plötzlich (im Jahre 1836) vom Seminar entfernen ließen, oder ob es die Stellung war, welche er in dem Baintain'schen Streit einnahm, der damals Straßburg (ähnlich dem Hermes'schen in Bonn) bewegte? — Er brachte vier Jahre in der unfreiwilligen Muße eines Domkapitulars zu, bis er, unerwarteter Weise, auf Vorschlag des Ministeriums Thiers im Jahr 1840 zum Bischof von Helipolis in partibus und zum Coadjutor des alt und kindisch gewordnen Lepappe de Trevern, mit Zusage der Succession, vom Papste ernannt wurde.

Wohl mögen weittragende Rheingebanken den klugen Thiers bewogen haben, einen mit allen Fasern seines Lebens im deutschen Rheinland wurzelnden Mann auf den wichtigen Bischofsstuhl zu erheben; vielleicht hatte man auch gehofft, eine mächtige Sympathie für Frankreich am ganzen linken Rheinufer dadurch zu erwerben, und später die Dienste des in Speier, Mainz und Köln so populären Bischofs reichlich verwerthen zu können!

Die elsässische katholische Geistlichkeit wird von Sachverständigen als die gelehrteste, aber auch als die ultramontanste in der Reihe der früheren französischen Diözesen geschildert. Mehrmals haben unter Räß sehr unangenehme religiöse Konflikte stattgefunden, z. B. der alte Hader in Bezug auf die protestantischen Stiftungen des Thomastiftes; so oft sogar, daß sich das Gerücht davon bis in jene militärischen Regierungskreise verbreitete, aus denen heraus der vielgenannte Marschall Bazaine (damals kommandirender General in Mainz) die Straßburger Geistlichen, Dekane und Professoren beider Konfessionen bei einer feierlichen Vorstellung mit der Begrüßung anfuhr: „Na, zankt Ihr auch noch immer unter einander?“ Bei diesen Konflikten trat die Person des Bischofs allerdings nicht in den Vordergrund; man wollte sogar wissen, daß er darunter seufzte und die Streitjucht unbequemer Freunde im Stillen tadelte.

Bei Gelegenheit des vatikanischen Konzils hat sich Räß vor vielen andern durch seinen Infallibilitätsseifer hervorgethan, und seine Reden in Rom sind nicht bloß um des fließenden Lateins, sondern auch um ihres glühenden Ultramontanismus willen bemerkt und belobt worden. Von dort aus hat er durch ein feierliches Rundschreiben, das auf allen Kanzeln seiner Diözese verlesen wurde, die Briefe des Pater Gratry, eines der beredtesten Zeugnisse wider die Unfehlbarkeit verdammt, — widerlegt allerdings nicht! — und den Mann, der in Straßburg durch seine Hand die Priesterweihe empfangen hatte, öffentlich als einen Abtrünnigen gebrandmarkt.

Bald nach seiner Rückkehr aus Rom, die einem großartigen Triumphzug gleich, brach der Krieg aus, von dem wir, nach der ganzen Lebensführung des Bischofs, uns denken können, daß er ihm einen wahren Schmerz verursachen mußte. Hatte er doch viele Freunde jenseits des Rheins; war er doch in den letzten Jahren besonders mit den fürstlichen Häusern Preußens und Badens in freundliche Berührung gekommen, und mußte er, so warm er für Frankreich fühlte, doch die Ruchlosigkeit der Kriegserklärung in ihrer ganzen Blöße durchschauen.

Es ist noch in Aller Erinnerung, wie der greise Herr nach besten Kräften versucht hat, Schritte zu thun, um die Schrecken der Belagerung zu lindern. Er fuhr am 25. August, trotz der Gefahr, zum Thore hinaus ins deutsche Hauptquartier nach Mundolsheim, in der Hoffnung, daß es ihm durch die Vermittelung des Großherzogs von Baden gelingen würde, die Beschießung der Stadt sistiren zu lassen.

Daß sein Gang fruchtlos sein würde, war vorauszusehn: er wurde vom Generalstabschef empfangen, der ihm sein Bedauern ausdrückte, in dem Augenblick keine andern, als militärische Rücksichten obwalten lassen zu können. Es muß für den Bischof ein niederdrückendes Gefühl gewesen sein, als er, vom Oberst Leszczynski selbst mit der größten Courtoisie bis ans Stadthor zurückgeleitet, erleben mußte, wie vom Wall herab, als er kaum das Thor erreicht, auf die Parlamentärfahne geschossen wurde, und der Oberst knapp den Kugeln entging!

Das bischöfliche Palais, ein kleines, alterthümliches Hotel (ehemals Hotel Luchner genannt) zwischen Hof und Garten

in nächster Nähe der Präfektur und des Montirungsdepots gelegen, wurde von zahllosen Granatschüssen getroffen während der langen Belagerung Straßburgs. Räß brachte die ganze Zeit in Straßburg zu, mit seinen Kaplänen und einigen Nachbarn im Keller Zuflucht suchend, wenn der Hagel der Geschosse allzudicht fiel. Sein guter Muth, seine kräftige Natur leisteten ihm auch in jener schweren Zeit die besten Dienste; auf seinem Kellerlager überwand er eine heftige Erkältung, die er sich in Mundolsheim geholt, und fand selbst Muße, beim Schein der Kellerlampe an seinen Folianten über die Konvertiten weiter zu schreiben, während über seinem Haupte der Dachstuhl mehrmals vom Feuer ergriffen wurde!

Mit der neuen Reichsbehörde wußte sich der Bischof von Straßburg nach der Annexion des Elsaßes äußerlich auf friedlichen Fuß zu stellen. Seine natürliche Gutmüthigkeit und wohl auch Klugheit kamen ihm dabei trefflich zu statten, und persönlich ist er, soviel man erfährt, in keine mißliebige Lage der deutschen Regierung gegenüber gerathen.

Wohl hat es sich je länger je klarer herausgestellt, daß die größten Hindernisse, die sich der Verschmelzung des Reichslandes mit dem Mutterstamme entgegensetzten, aus dem geheimen und offenbaren Widerstand des ultramontanen Klerus hervörühren, und die letzten Reichstagswahlen haben gezeigt, wie groß dessen Feindschaft gegen Deutschland ist. Es ist aber stets zweifelhaft geblieben, ob und wie weit der ehemalige Mainzer Professor diese Feindschaft theilt, und ob das bekannte, durch Bismarcks jüngste Rede wieder so trefflich illustrierte Gleichniß vom Zeiger und dem verborgenen Räderwerk auch auf den Oberhirten der Provinz passe, und nicht vielmehr, wie wir zu denken geneigt wären, auf die glaubenseifrigen Heißsporne, die ihn umgaben, die bischöflicher als der Bischof selber, den Haß lebendig zu erhalten suchen?

Was darin noch unaufgelöst und dunkel ist, dürfte durch die letzten Debatten im Reichstag mit ihren Folgen bald leicht aufgeheilt werden.

Der Jubilar von 1866 hatte bereits längst die Grenze der Jahre überschritten, wo ein Mann sich als kühner Seefahrer zuerst auf die Wogen des politischen Meeres wagt, da vernahm man zu männiglichem Erstaunen im Elsaß und in Deutschland, daß Bischof Räß als Kandidat für die Reichstagswahlen im Bezirk Schlettstadt aufträte.

Er wurde mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Stimmenmehrheit gewählt.

Trotz seiner 80 Jahre übernahm er in den kältesten Tagen dieses Winters die Reise nach Berlin, und traf mit seinen Kollegen eben zur rechten Zeit ein, um Molitkes unvergleichliche Rede über das Militärgesetz mit anzuhören.

Aber des großen Strategen wie in Erz gehauene Worte, so lehrreich sie für Freund und Feind sein mögen, haben im Elsaß und jenseits der Vogesen lange nicht so viel Eindruck gemacht, als der kleine Satz, den der Abgeordnete Räß zwei Tage später, am 18. Februar, nach des Abgeordneten Teutsch langer Protestation, klar und deutlich in den Reichstag und darüber hinaus in sein Heimatland gerufen hat:

„Um einer mißliebigen Deutung vorzubeugen, die uns, mich und meine Glaubensgenossen, berühren könnte, fühle ich mich in meinem Gewissen gedrungen, eine einfache Erklärung abzugeben: Die Elsaß-Lothringer meiner Konfession sind keineswegs gemeint, den Vertrag von Frankfurt, der zwischen zwei Großmächten abgeschlossen worden ist, in Frage zu stellen.“

Wie ein gewaltiger Stein, ins trübe Wasser geschleudert, so wirkte dies Wort, das allerdings einen eigenthümlichen Nachtrag bildete zu dem maßlosen Protest der Elsaßer Abgeordneten, den Räß selbst mit unterzeichnet hatte!

Was dasselbe an Staub unter den Kollegen, unter dem eignen Klerus, im ganzen Elsaß und auch in Frankreich aufgewirbelt hat, deutet Bischof Räß selber in einem Briefe an, den er an die Zeitungen gerichtet hat. Unstre Aufgabe kann es nicht sein, Räß mit Räß in Einklang zu bringen, den Unterzeichner des Protests mit dem Widerleger desselben. Es wird jedem Fernerstehenden auch schwer werden, die tiefen Motive zu ergründen, die den Bischof von Straß-

burg bewogen haben, ein Wort zu reden, das auszusprechen gewiß ein bedeutendes Maß von Mannesmut in dieser Zeit erforderte, das aber seine Wähler, die verbündeten Chauvinisten und Klerikalen im Elsaß, ihm jedenfalls nicht in den Mund gelegt hatten; er hat sich damit unter allen Umständen das Recht gewahrt, im Reichstag zu bleiben, und die Zukunft wird lehren, in welchem Sinne er für die Interessen seiner Sache einzustehen gedenkt.

Wird aber, wenn der greise Oberhirte der Katholiken im Elsaß aus Berlin heimkehrt, der Pomp des Jubiläums, der sich bei seiner Rückkehr vom Konzil erneuerte, auch zum dritten Mal sich entfalten? Werden die Scharen der Gläubigen, die hunderte von Priestern den Mann wiederum jubelnd begrüßen, der es gewagt hat, seinen Landsleuten zu sagen, es sei nun an der Zeit, die Gefühlspolitik aufzugeben, und Gott zu geben, was Gottes ist, aber auch dem Kaiser, was des Kaisers ist?

## Am Familientische.

### Naturwissenschaftliche Umschau. VIII.

**Wasserdampf in der Luft.** Die mannigfachen und prachtvollen Schaupiele, welche uns die Atmosphäre bietet, verdanken wir größtenteils ihrem Gehalte an Wasserdampf, der die phantastischen Wolkengestalten in rastlosem Wechsel erzeugt und mit den verschiedenen Strahlen des Sonnenlichts alle Farbenwunder vor den staunenden Augen entfaltet. Der Gehalt der Luft an Wasserdampf schwankt in sehr weiten Grenzen; ohne alle Hilfsmittel unterscheiden wir die feuchte Luft, welche die schönsten Wälder ins Maßlose verlängert, von der trocknen, welche die Athmungsorgane ausdörrt und das empfindlichste Brennen im Halse erzeugt. Aber diese trockene Luft enthält oft mehr Wasserdampf als die feuchte, und mancher würde staunen, wenn man mit einem einfachen Apparate den Wasserdampf aus etwa einem Kubikmeter „trockener“ und „feuchter“ Luft abschiede und wöge. Uns interessiert ja im gewöhnlichen Leben fast niemals die absolute Menge Wasserdampf, welche die Luft enthält, sondern nur der Grad ihrer Sättigung. Denn für jeden Temperaturgrad vermag die Luft nur eine ganz bestimmte Menge Wasserdampf aufzunehmen, in der Wärme sehr viel mehr als in der Kälte, und wenn sie nun von ihrem Sättigungspunkte sehr weit entfernt ist, so verdampft jede Flüssigkeit sehr schnell, und die Luft erscheint trocken, während sich andererseits aus gesättigter Luft bei der geringsten Abkühlung der Wasserdampf in flüssiger Form so lange abscheidet, bis das der niederen Temperatur entsprechende Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Dove erzählt eine hübsche Geschichte aus dem Norden, welche diese physikalischen Verhältnisse prächtig illustriert. „Ein berühmter Virtuose hatte in dem Konzertsale einer nordischen Residenz die seine Welt zahlreich versammelt. Es war eine jener eifigen sternhellen Winternächte, die man in Schweden so bezeichnend eiserne nennt, im Saale ein fürchterliches Gedränge und solch eine Hitze, daß mehre Damen ohnmächtig wurden. Ein Offizier wollte, um diesen Jammer zu enden, ein Fenster öffnen, aber es war unmöglich, so feht war es zugefroren. Ein zweiter Alexander zerriss den gordischen Knoten, er schlug das Fenster ein. Was geschah — es schneite im Saale.“ So günstige Verhältnisse mögen sich selten bieten, aber häufiger bildet sich wohl ein Nebel, wenn im dicht gefüllten Ballsaale die Balkenthüren plötzlich geöffnet werden. Die warme Luft des Saales ist mit Wasserdampf stark beladen, nun wird sie plötzlich abgekühlt und ist bei weitem nicht im Stande, die ganze Menge des Wassers dampfförmig zu erhalten, folglich verdichtet sich der Dampf und scheidet sich in feinste Partikelchen aus, welche die Luft undurchsichtig machen, Nebel erzeugen. Merkt man genau an, bei welchem Temperaturgrade zuerst sich Wassertropfen bilden, so erfährt man, für welche Temperatur die Luft gesättigt sein würde und damit zugleich, wie viel Wasserdampf in der Luft enthalten ist. Darauf gründet sich ein viel gebrauchtes Ingotometer, welches eine hohle vergoldete Glasgugel enthält, die man schnell und gleichmäßig von innen heraus so lange abkühlt, bis sie mit Thau beschlägt. Ein Thermometer gibt zugleich die Temperatur der Kugel an. Wie oft beschlägt ein frisch mit kaltem Wasser gefülltes Wasserglas im Wohnzimmer! Stellt man ein Thermometer ins Wasser, so hat man etwas ähnliches. Aber am schönsten kann man den Wassergehalt der Luft auf folgende Weise erkennen. Es ist bekannt, daß die feuchte Hand sich stark abkühlt, wenn man sie lebhaft bewegt. Das ist die Verdunstungskälte, die noch viel intensiver wird, wenn man die Hand mit Spiritus oder gar mit Aether befeuchtet. Taucht man nun einen Streifen Filterpapier in Schwefelkohlenstoff, so steigt die farblose Flüssigkeit alsbald im Papier in die Höhe und verdunstet mit großer Schnelligkeit. Dabei aber wird eine so starke Kälte erzeugt, daß der Papierstreifen nicht nur mit Thau, sondern mit dickem Reif beschlägt! Selbst Sonnenwärme und eine Temperatur von 60 Grad verhindern nicht diese energische Eisbildung. So ist also die Kälte ein sicheres Mittel, der Luft den Wasserdampf zu entziehen. Es ist das eine der alljährlichsten Erscheinungen im Winter, wenn die Fenster scheiben „schwitzen“ und oft erstaunliche Mengen Wasser herabrinnen lassen. Man sollte nun erwarten, daß dies Wasser ganz rein sei, da es ja hauptsächlich wie durch Destillation gebildet ist, und vielleicht hängt mit solcher Meinung auch der hier und da auftretende Glaube zusammen, daß Fensterdampf ganz besonders heilsam sei für Augenleiden und andere Uebel. Aber auch der entgegengesetzte Glaube ist verbreitet, daß Fensterdampf giftig sei, und dieser Glaube ist jedenfalls berechtigter als der andere, denn das sich verdichtende Wasser nimmt in seinem neuen Zustand viele gas- und dampfförmige Luftbestandtheile mit hinüber, die als Verunreinigungen betrachtet werden müssen und der Athmung oder anderen Quellen entstammen. In der That ist Fenster-

schweiß aus stark bewohnten Zimmern keineswegs geruch- oder geschmacklos. Den Vorgang, der hier angedeutet ist, hat man nun kürzlich praktisch verwertet. Fensterdampf aus einem Zimmer, in welchem geraucht wird, riecht nach Tabak, aus einem mit Hyazinthen gefüllten Zimmer läßt der Schweiß sehr deutlich und stark den Blütengeruch erkennen. Würde man also Blüten mit zartem Geruche unter einer Glocke anhäufen und gleichzeitig unter die Glocke eine Glasgugel stellen, die von innen heraus sehr stark abgekühlt werden kann, so würde sich fort und fort auf der Kugel Wasser, welches die Blüten aushauchen, verdichten und mit dem Wasser auch das feine Parfüm. Man brauchte nur den herabrinneuden „Schweiß“ zu sammeln, um bedeutende Mengen des wundervollsten Blütenwassers zu erhalten. Dies ist aber ungemein wichtig, denn es gibt sehr viele Blüten, deren Geruch zum Vergänglichsten gehört, was wir kennen. An eine Destillation ist gar nicht zu denken, denn die geringste Erwärmung zerstört den Geruch, auch Extraktionsmittel sind nicht anwendbar, und so stand die Parfümerie bisher vor vielen Pflanzen rathlos, unfähig, das Feinste, was die Natur hervorgebracht, in erwünschte Form zu bringen. Jetzt ist ein neues Mittel gefunden, und wie man gesehen muß, ein Mittel von äußerster Subtilität, so daß man vielleicht hoffen darf, nunmehr doch zum Ziele zu gelangen.

**Wie alt sind die Braunkohlen?** Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Dauer gewisser geologischer Prozesse, das Alter an Gesteinen und Fossilien zu bestimmen. Man kann bisher nur sagen, daß solche Versuche resultatlos geblieben sind, und seitdem die Revolutionsgeologie alle Anhänger verloren hat, erwartet man die Vollendung geologischer Vorgänge nur noch von einem langsamen beständigen Wirken kleinster Kräfte, welche sich der oberflächlichen Beobachtung so gut wie vollständig entziehen und gewährt diesen Kräften gern ungemessene Zeiträume. Wer möchte die Zeit berechnen, welche seit dem Untergange der Steinkohlenflora vergangen ist, welche nötig war, um frische Pflanzensubstanz in jene schwarze Masse umzuwandeln, die wir heute auf unserm Kofte verbrennen! Selbst die sehr viel jüngere Braunkohle ist für unsere Begriffe uralte, und daran zweifeln wir um so weniger, wenn wir sehen, daß die Holzpflocke der Pfahlbauten, ja sogar die in den oberen Diluvialschichten eingeschlagenen Holzstämme in ihrer Umwandlung nicht annähernd so weit vorgeschritten sind, daß sie der jüngsten Braunkohlenvarietät auch nur entfernt gleichgestellt werden könnten. Die Umwandlung des Holzes in Braunkohle ist ein chemischer Prozeß, welchen man allenfalls mit der Vermoderung vergleichen könnte. Nun lehrt aber schon die tägliche Beobachtung, daß animalische und vegetabilische Substanzen sich je nach den äußeren Verhältnissen mit sehr ungleicher Schnelligkeit zersetzen, und sogar für Gesteine wird von berühmten Forschern die Ansicht geltend gemacht, daß ihre mehr oder minder weit vorgeschrittene Umwandlung in bestimmter Richtung keinen sichern Schluß auf ihr Alter gestatte. So steht man rathlos vor der Frage und muß eine Gelegenheit doppelt fröhlich begrüßen, welche sichere Anhaltspunkte zu gewinnen erlaubt. Zu den ausgedehnten Grubenbauten des Burgstädter Hauptzuges bei Clausthal und vorzugsweise in denen der Grube Dorothea finden sich von Alters her mehrfach Stollenstrecken, welche der frühesten Zeit des dortigen Bergwerksbetriebes angehören und zum Theil mit Abraumgesteinen erfüllt sind. Nicht selten sind diese Strecken später selbst zu Bruch gegangen, und die Zimmerung derselben ist in dem Abraum, welcher vorzugsweise aus Thonschieferbrocken besteht, begraben worden. Das Holz, welches man aus dieser von Grubenwässern stark durchdrungenen Masse hervorzieht, ist in der Grube vollständig naß und von lederartiger Beschaffenheit, an der Luft erhärtet es aber schnell und bildet dann eine feste vollständige Braunkohle, die außen braun mit deutlicher Farbenstruktur, auf dem Querbruch dagegen völlig schwarz und glänzend, der Pechkohle ähnlich erscheint. Die am meisten umgewandelten Partien zeigen einen schon muschigen Bruch und sind leicht zerreibbar. Nun ist der Oberharzer Bergbau nachweisbar zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Betrieb gesetzt worden; die Anlage der tieferen Baue, aus denen der in Rede stehende Fund entnommen wurde, datirt jedoch erst aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, so daß es sich hier um einen Zeitraum von höchstens vier Jahrhunderten handelt, in welchem Holz vollständig in Braunkohle umgewandelt werden kann. Dazu müssen freilich die Bedingungen ganz besonders günstig sein und nach den vorliegenden Beobachtungen scheint also hoher Druck, gleichmäßige verhältnismäßig hohe Temperatur, außerordentlich geringe Luftzirkulation und Einlagerung der sehr feuchten Schieferletten, deren Siderenwasser die Produkte der Schwefelkieszersetzung (Eisenvitriol u.) aus den oberen Teufen aufgenommen haben, vor allem den Prozeß

ungemein zu beschleunigen. Daß übrigens nicht eine oberflächliche äußere Ähnlichkeit den Beobachter getäuscht hat, lehrte die chemische Analyse der fraglichen Produkte, nach deren Ergebnissen diese letzteren auch substantiell als wahre Braunkohle zu betrachten sind, ja sogar eine tiefere Umwandlung erlitten haben, als viele Braunkohlen der oberen Tertiärformation, welche offenbar ungleich älter sind.

**Krähenbeißer.** Es ist hinlänglich bekannt, daß mehrere Mitglieder der großen Krähenfamilie besonders in der Jugend einen wohl-schmeckenden Braten liefern, und es geht die Sage, daß manche schöne Restaurationstabe vor ihrem letzten Gange in die Küche die alten Thürme der Stadt als Dohle umkreiste. Gelegentlich wird auch bei uns der graue Better der letzteren verweist, aber solch ein Braten will nur wenigen behagen, und man hört deshalb mit einiger Verwunderung, daß es eine Gegend im deutschen Reiche gibt, wo die Krähe die fast ausschließliche Fleischnahrung der Bewohner bildet. Herr v. Droste-Hülshoff gibt hierüber im „Zoologischen Garten“ einen interessanten Bericht und erzählt, wie ausgiebig der Krähenfang auf der kurischen Nehrung und dem südlichen Ufer des kurischen Haffs betrieben wird. Sehr alt scheint dieser Krähenfang, wie er jetzt von den Einwohnern der Dörfer betrieben wird, noch nicht zu sein, denn in früheren Zeiten behielten sich die Landesherren die Krähenbeize selbst vor, und sie werden nicht geduldet haben, daß ihrer Jagdleibenschaft von anderer Seite ein erheblicher Eintrag bereitet wurde. In der Bestellung des Falkenmeisters Johann von Winkelrode vom Jahre 1617 heißt es ausdrücklich: „Insonderheit soll der Falkenmeister jedesmal zur rechten Zeit einen Flug Falken für die Reiher, einen Flug für die Krähen und einen Flug für die Elstern auf seine Kosten zu verschaffen und zu halten schuldig sein.“ Seitdem solch hohes Jagdvergnügen andere Wege eingeschlagen hat, ist nun der Krähenfang besonders für die Bewohner der Nehrung von hoher Wichtigkeit geworden. Zahlreiche Zugvögel nehmen ihren Weg diese langgestreckte Landenge entlang, ein anderer Theil der Vögel geht aber in mehr südlicher Richtung und berührt das östlich von Labiau gelegene Wiesen- und Bruchterrain, wo die meist lüthauische Bevölkerung nicht minder dem Krähenfang obliegt. Während die Leute aber hier verhältnismäßig wohlhabend sind, lebt die größtentheils kurische Bevölkerung der Nehrung zum Theil in höchster Dürftigkeit, und die Krähen bilden hier die hauptsächlichste Fleischnahrung ganzer Dörfer. Der Hauptfang ist im Spätherbst und zwar meist vom Beginn des Oktobers ab etwa vier Wochen lang. Die Krähen ziehen dann in zahllosen Scharen nach Süden, vermeiden es aber, über große Gewässer zu fliegen und drängen sich daher an der Küste und auf der Nehrung zusammen. Im Frühjahr kehren sie auf demselben Wege zurück, doch ist der Fang dann weniger ergiebig und wird auch nicht so stark betrieben, weil die Krähen weniger feist sind als im Herbst. Das Verfahren, welches mit nur geringen Variationen überall befolgt wird, ist sehr primitiv und wird auf der Nehrung von Frauen, Kindern und Greisen, aber, wenn der Fischfang nicht lohnend ist, auch von Männern ausgeübt. Der Fangapparat besteht aus einem viereckigen Garn, welches platt auf der Erde liegt und mittelst einer Zugleine leicht umgeklappt werden kann, wie man ein Blatt im Buche umschlägt. Der Krähenfänger verbirgt sich in einer niedrigen Hütte aus Kiefernästen, während einige an Pflocken gebundene lebende oder auch wohl ausgestopfte Krähen als Lockvögel auf dem mit einigen Fischen oder Fleischstücken aufgelegten Fangplatz dienen. Hat sich eine Gesellschaft von Krähen niedergelassen, so genügt ein kräftiger Ruck der geübten Hand an der Leine, um mit Blitzgeschwindigkeit das Netz über die Köpfe der armen Betroffenen zu decken. Der glückliche Jäger ist schnell am Plage, nimmt die Vögel aus dem Garn und tödtet sie, indem er sie in den Hinterkopf beißt. In höchstens zwei Minuten ist alles wieder geordnet, der Fang ist in der Hütte untergebracht, und der „Krähenbeißer“, wie er im Volksmund heißt, steht wieder auf seinem Posten und späht nach weiterer Beute. Bisweilen gelingt es ihm, an einem Tage hundert Krähen und darüber zu fangen. Um die Verwerthung ist er trotzdem nicht verlegen, in Labiau werden die gerupften Vögel auf dem Wochenmarke für 1 Sgr. verkauft, und auch sonst ist überall

Nachfrage nach dem geschächten Wildpret, von dem erhebliche Vorräthe für den Winter eingelagert werden, während die Federn zum Stopfen der Betten dienen.

**Fühner, Bienen und Honigmotten.** Zu den schlimmsten Feinden unserer Bienenstöcke gehört die Wachsschabe oder Honigmotte, deren Raupe die Waben gangartig durchfrisst und bisweilen das ganze Bienenvolk zum Auswandern bringt. Der Schmetterling fliegt bei Nacht und bringt dann um so leichter in den Stock ein, um seine Eier darin abzulegen. Es ist jedenfalls nicht leicht, sich vor diesem Feinde zu schützen, und der im folgenden beschriebenen Erfindung, welche sich ein Amerikaner patentiren ließ, wird man zugestehen müssen, daß sie origineller nicht wohl gedacht werden konnte. Sie gründet sich auf die Lebensgewohnheiten der Bienen, der Honigmotten und — der Fühner. Die letzteren gehen bekanntlich früh zu Bett, aber noch etwas früher kehrt die Biene von ihrer Tagesarbeit zurück und begibt sich zur Ruhe, während, wie erwähnt, der Feind, unsere Honigmotte, zur Nachtzeit sich einzuschleichen sucht. Der Erfinder hat nun Fühnerhaus und Bienenstand in Verbindung gebracht, so daß die Fühner Hausknechtsdienste thun und den Bienenstock verschließen müssen, sobald sie auffliegen. Sehen sie sich nämlich auf die Sitzstangen, so wirkt der auf letztere ausgeübte höhere Druck auf einen Mechanismus, durch welchen die Oeffnungen der Bienenstöcke geschlossen werden. Die Ratte sucht dann vergeblich einzudringen, die Bienen aber finden am Morgen, wenn sie von neuem ihrem Tagewerke nachgehen, die Hausthür bereits wieder geöffnet, da die Fühner geraume Zeit vor ihnen vom Hahne geweckt worden sind! — Ob es sich wohl bewährt? D. Dammer.

#### Unsere Lieblinge.

(Zu dem Bilde auf S. 405.)

Das anmuthige Geschwisterpaar, zu dem sich gewiß in zahlreichen Häusern unserer Leser lebende Pendant finden, ist eine im Holzschnitt meisterhaft gelungene Nachbildung eines der schönsten Gemälde des berühmten englischen Porträtmalers Thomas Lawrence (geb. 1769, gest. 1830) und auch sonst durch des Etich des Kupferstechers Georg Thomas Doo unter dem Namen: „Nature“ bekannt. Lawrence, von dem man sagt, daß er „drei Generationen von Schönheiten“ gemalt, hat eben so Männer in großer Anzahl, darunter neben Wellington und Canning auch Blücher und Hardenberg, porträtiert. Die beiden sich umarmenden Kinder sind wohl auch Porträts, obgleich es nicht bekannt ist, welches die Originale waren.

#### Briefkasten.

**Deutsche Kaiserhütte** betreffend. Es sind uns über diese Aufsätze sehr zahlreiche zustimmende Briefe eingelaufen worden; einige enthalten auch kritische Bemerkungen, auf die wir hiermit antworten. 1) Herrn Buchhändler G. C. in Hamburg. Der Herr Verfasser hat keineswegs geglaubt, Wemünd liege an der Jagt, sondern die Stadt nur als einen Ort des Landes an der Jagt ausgeführt, wie auch der Wortlaut besagt. In ähnlicher Weise spricht man auch wohl von Straßburg als einer Stadt des Landes am Rhein, obwohl dasselbe eigentlich an der Ill liegt. 2) Herrn Oberlehrer M. in Walsar. Ihre freundlichen Mittheilungen mit Dank empfangen. 3) Herrn H. C. in Samalde. Es scheint dem Verfasser nicht glaublich, daß eine Uebertragung des Beinamens eines Mannfeld von 1524 auf einen von 1111 stattgefunden hat; eher umgekehrt! In der Schilderung der Schlacht hat er sich einfach an die alte jagenhafte Ueberlieferung gehalten. Rag jenes VGBOREN auf dem Thaler von 1524 immerhin Wohlgebornen bedeuten, — der alte Stammvater des Geschlechts heißt der Ungeborene und weiter nichts wie die Sage über ihn sollte angeführt werden. — Hr. Dr. K. in W. Der Vortrag unseres Generalpostdirektors Dr. Stephan über Weltpost und Luftschiffahrt ist so eben im Druck (Berlin, Verlag von Julius Springer) erschienen. Es ist eine starke Brochüre von 75 Seiten geworden und enthält neben den durch alle Zeitungen gegangenen statistischen Notizen, neben kulturhistorischen Rück- und Vorbliden des Interessanten und Belehrenden so viel, daß ihm ein dauernder Werth gesichert erscheinen darf.

**Inhalt:** Das grüne Thor. Roman von Ernst Wichert. (Fortsetzung.) — Die gefangenen Missionare in Askani. — Deutsche Bischöfe. V. Dupont des Loges, Bischof von Metz. VI. Andreas Maß, Bischof von Straßburg. Mit zwei Porträts. — Am Familientische: Naturwissenschaftliche Umschau. VIII. Von Otto Dammer. — Unsere Lieblinge. Zu dem Bilde nach Thomas Lawrence.

### Zur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das laufende Quartal des Daheim. Wir ersuchen unsere Leser, besonders die Postabonnetten, die Bestellung auf das dritte Quartal baldigst aufzugeben, damit keine Unterbrechung entstehe.

Die geehrten Postabonnetten machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß, wenn sie erst in den letzten zwei Tagen vor Beginn des neuen Quartals oder später abonniren, nur die noch erscheinenden Nummern, die etwa schon erschienenen aber nur gegen eine Extrabestellgebühr von 1 Groschen geliefert werden; für diesen Groschen muß aber jede Postanstalt solche Nummern liefern, wir bitten also, sich nicht abweisen zu lassen, was leider sehr oft geschieht.

#### Daheim-Expedition.

#### Briefe und Sendungen sind zu richten an die Redaktion des Daheim in Leipzig, Poststraße Nr. 5.

Das Daheim ist zu beziehen: in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, Holland, Belgien, Dänemark, Schweden und Rußland durch jedes Postamt gegen Zahlung des Quartalbetrages; nach den übrigen Ländern durch die Postamts-Zeitungs Expedition in Köln a. Rh., an welche der jedesmalige Quartalbetrag franco vor Beginn jedes neuen Quartals zu senden ist. Nach Frankreich für 1 Thlr. 1 Sgr. 6 Pf., nach England für 1 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf., nach Spanien und Portugal für 1 Thlr. 4 Sgr., nach den vereinigten Staaten von Nordamerika für 1 Thlr. 17 Sgr., nach anderen überseeischen Staaten via Suez und Panama für 1 Thlr. 15 Sgr. 3 Pf., nach anderen überseeischen Staaten ercl. derjenigen via Suez und Panama für 1 Thlr. 8 Sgr. 9 Pf. Außerdem durch alle Buchhandlungen. Einzelne Nummern zur Ergänzung, durch die Buchhandlungen pro Nr. 2 1/2 Sgr., von uns direkt bezogen incl. Frantatur à 3 1/2 Sgr. Einbanddecken zu jedem Jahrgang durch die Buchhandlung oder von uns direkt à 14 Sgr.

Unter Verantwortlichkeit von Otto Klasing in Leipzig, herausgegeben von Dr. Robert Henig in Leipzig.  
Verlag der Daheim-Expedition (Fehlgan & Klasing) in Leipzig. Druck von P. G. Teubner in Leipzig.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang.

Ausgegeben am 4. April 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874.

1874. N<sup>o</sup> 27.

## Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

„Wollen Sie mir das Ruder reichen, mein Fräulein?“ sagte Schönrade, die Hand ausstreckend.

„Nein, nein! Ich rudere selbst,“ rief sie, „o! das ist ja gerade das Hauptvergnügen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gesellschaft leisten. Machen Sie sich's nur recht bequem, zünden Sie eine Cigarre an, strecken Sie sich lang aus. Ist's nicht zur Abwechslung einmal ganz amüsant, von einer jungen Dame gefahren zu werden, statt allemal den Galanten zu spielen? Gott sei Dank, daß die Herren von Otten und von Oschersdorf am Lande geblieben sind; sie hätten einen Kampf um das Ruder aufgeführt und im Eifer das Boot zum Kentern gebracht. Für mich wäre freilich keine Gefahr dagewesen, ich schwimme gut.“

„Sie schwimmen auch?“

„Freilich. Ich bin das einzige Kind meiner Eltern und habe alles gelernt, was mir Vergnügen versprach, zu können. Nun, wohin fahren wir?“

„Mitten auf den See, meine ich, damit man uns unter der Linde im Auge behält.“

„Eben deshalb ziehe ich es vor, hinter jener Waldecke unterzutauchen. Ich bin nicht gern beobachtet.“

„Aber Ihr Herr Bräutigam wird sich Ihre Wege ängstigen.“

„Ach, Moritz! Das mag er sich nur abgewöhnen, wir werden sonst schlecht mit einander fertig werden.“

Schönrade fand, daß sie das Verhältniß richtig schätzte, schwieg aber natürlich.

Er hatte sich über den Bord gelehnt und die Hand ins Wasser getaucht, eine leise Furche durch die spiegelhelle Fläche ziehend. Sidonie ließ das Ruder eine Weile ruhen und sah darauf hin.

„Haben wir Mondschein im Kalender?“ fragte sie.

„Wir werden ihn nicht erwarten können, mein Fräulein.“

„Warum nicht?“

„Wenn ich nicht irre, wird er erst gegen elf Uhr sichtbar.“

„Lassen wir die andern abreiten, wir finden den Weg nach der Stadt auch allein.“

Die Worte waren ganz ruhig gesprochen, aber Schönrade erschrak innerlich darüber. Er konnte sich nicht entschließen, sie als die naive Aeußerung eines jungen Mädchens aufzufassen, das den Mondschein schwärmerisch liebt und für solche Situation kein Verständniß hat. Die wenigen Stunden hatten hingereicht, ihm ihre Sentimentalität sehr zu verdächtigen. „Sie fahren auf den Strand, Fräulein,“ sagte er, ein Büschel Schilf fassend.

Sie blickte rasch zurück. „Wahrhaftig!“ rief sie, „ich habe zu sehr rechts gehalten.“ Einige kräftige Ruderschläge brachten das leichte Boot wieder ins freie Wasser. Man hatte die Waldecke vor sich; die dunklen Bäume hinter den Schilfkampen spiegelten unten; sie selbst und ihr Spiegelbild hoben sich am Rande scharf gegen den gelbrothlichen Himmel und seinen Widerschein im Wasser ab. Eine Rohrdrommel ließ sich vernehmen und weiter in die stille Bucht hinein der Ruf der Unke. Sidonie steuerte um den Waldsaum — die Mühle mit den hohen Linden verschwand, nur das Schloßchen blieb links sichtbar, aber wie vom Nebel verschleiert. Der See erweiterte sich und trat in der Ferne an ein flaches Wiesenland heran, über dem jetzt die graudunstige Masse wogte. Große Blattpflanzen schwammen auf dem Wasser und wurden mit den langen Stengeln vom Ruder aufgehoben; gelbe Mummeln nickten auf den kleinen Wellen, die das Boot hinter sich ließ. Es war tiefer Frieden in der Natur, so recht ein Abend zu seligster Rück Erinnerung an die freudigsten Stunden des Lebens.

Der Professor sah ins Wasser hinab auf seine Hand, die nicht müde werden konnte, mit dem weichen Raß zu spielen. „Woran denken Sie so eifrig?“ fragte Sidonie. Er dachte an sein Rädchen, aber er sagte es nicht.

Sidonie gab dem Boot eine raschere Bewegung unter den überhängenden Baumstämmen hin, zog dann das Ruder ein und ließ es nach Belieben weiter treiben. Sie setzte sich auf

das Brett, das zwischen ihr und dem Professor leer geblieben war, und stützte das Gesicht in die Hand. „Wie gefallen Ihnen die Menschen?“ fragte sie nach einer Weile.

„Welche Menschen, mein Fräulein?“

„Ah — die da! Mein Vater, meine Mutter, mein Bräutigam, meine künftige Schwiegermama, mein Onkel, meine Tante — nein doch! meine Tante ist diesmal nicht dabei, aber die beiden Herren von — wie heißen sie doch schon?“

Er mußte lachen. „Sie werden darauf keine Antwort erwarten,“ sagte er, den Rest seiner Cigarre ins Wasser werfend.

„Keine Antwort ist auch eine Antwort,“ sprach sie halblaut vor sich hin, „wie vorhin, als ich Sie fragte, woran Sie dächten.“

„Ich finde die Herrschaften sehr liebenswürdig,“ wich er vorsichtig aus, durch diesen Ton nicht angenehm berührt.

„Gewiß,“ bestätigte sie, „sehr liebenswürdig. Aber Sie würden, wie Sie beschaffen sind, eine Ewigkeit mit ihnen leben können, ohne ein Verhältniß zu ihnen zu finden. Nicht so?“

„Ich kenne sie zu wenig.“

„Mein Vater ist ein sehr reicher Mann, aber er hat damit angefangen, den Bauern vor dem Thor aufzupassen und ihnen ihr Getreide wegzulaufen, ehe sie es auf den Markt brachten; meine Mutter hält sämtliche Modejournale und ist Paris allemal um einen Tag voraus. Meine Schwiegermama gibt die würdige Patriizierfrau von ehemals zum Besten — mich betrachtet sie nicht als ebenbürtig und verlangt, daß ich eine besondere Ehre darin sehe, ihrem Moriz als eine gute Partie erschienen zu sein. Onkel Otto ist ein sehr geschickter Kaufmann, er sieht das Gras wachsen und weiß immer, was es an der Zeit ist; wenn die Curse herabgehen, könnte er seinen besten Freund sinken lassen, ohne ihm den kleinen Finger zu reichen. Moriz —“

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, womit habe ich so viele Offenheit verdient?“ unterbrach Schönrade mit einiger Heftigkeit. Das Gespräch nahm für ihn die peinlichste Wendung.

„Moriz ist ein guter lieber Mensch,“ fuhr sie fort, ohne sich dadurch stören zu lassen, „aber ich weiß nicht, ob die guten lieben Menschen auf die Dauer erträglich bleiben —“

„Er ist Ihr Bräutigam —“

„Freilich — das ist so gekommen. Es könnte auch anders sein — das hängt nur von mir ab; wenn Sie wollen, von meinen Launen. Ist es nicht traurig, daß so etwas von einer Mädchenlaune abhängt? Ich wünschte nicht von Ihnen verkannt zu sein — ich selbst bilde mir manchmal ein, das Recht zu haben, mich nicht nach ihrem Maß messen zu lassen. Finden Sie das übermüthig?“

„Mein Fräulein —“

„Sprechen Sie sich ehrlich aus. Ich kann Widerspruch ertragen, wenn er von einer kräftigen selbstbewußten Natur ausgeht. Unsere Bekanntschaft rechnet freilich erst nach Stunden —“

„Allerdings.“

„Aber ich täusche mich in Ihnen sicher nicht. Sie sind ein Mann! Auf den ersten Blick erkannte ich —“

Er nahm das Ruder auf, sagte es kurz wie eine Schaufel und schob das Boot geräuschvoll unter den Bäumen vor ins offene Wasser, ohne sich von seinem Sitz zu erheben. Sidonie legte ihre Hand auf die seinige und nöthigte ihn, in dieser Bewegung einzuhalten. „D, das ist häßlich,“ sagte sie, „das stört die ganze Illusion. Sie machen ja einen Lärm mit dem Ruder, als ob Sie meine Worte übertönen wollten. Sind Sie zu stolz, aus dem Munde eines jungen Mädchens ein Lob zu hören, das eigentlich gar kein Lob sein sollte?“

„Und auch nicht ist!“ sagte er ernst. „Es klingt im Gegentheil wie eine Beleidigung, wenn man einen Mann männlich, ein Weib weiblich nennt.“

Sidonie schien den Stachel zu fühlen, der in dieser Entgegnung steckte. Sie zog ihre Hand zurück und schwieg eine Weile; dann sagte sie, langsam Wort nach Wort hinsprechend, ohne irgend welche Erregung zu zeigen: „Und doch bleibt uns armen Geschöpfen nur die Wahl, unweiblich zu scheinen, wenn wir uns nicht zu Tode langweilen lassen wollen.“

„D, Sie übertreiben!“ fuhr er auf.

Sie schüttelte energisch den Kopf. „Ich übertreibe nicht.

Das Ideal des Weibes gedeiht in engen, beschränkten Verhältnissen, unter dem beständigen Druck der Noth, unter dem Zwange eines eisernen Willens. Vollkommene Passivität heißt die Tugend, die man an ihm am höchsten schätzt. Nun setzen Sie aber ein Leben im Wohlstande, soweit die Erinnerung reicht, den Mangel jeder ernstern Erziehung, den Gang zur Freiheit, das Gefühl von Selbständigkeit, das Bedürfniß der Eigenbestimmung, und führen Sie daneben die ganze Kläglichkeit alles dessen auf, was ein Herrschaftsrecht präntirt, welche Wahl haben wir, als ein trauriges Unterwerfen unter das, was wir verachten, oder ein trotziges Zerbrechen der Schranken, um uns dem zu nähern, was uns harmonisch ist?“

„Was aber sicher nach der Stimmung des Tages wechselt,“ warf er ein.

„Nicht, wenn es sich bewährt.“

„Und wann bewährt es sich?“

„Wenn es fesselt.“

„Den Menschen fesselt nichts auf die Dauer, als die Pflicht. Jeder Genuß überfättigt!“

„Das Recht, glücklich zu sein, ist uns angeboren.“

„Das wäre noch zu beweisen. Aber es mag so sein. Die Pflicht, glücklich zu machen, jedenfalls nicht minder.“

„Wir können nur glücklich machen, was durch uns beglückt sein will.“

„Was die Fähigkeit hat, durch uns beglückt zu werden.“

„So sind Täuschungen unvermeidbar.“

„Gewiß, mein Fräulein.“

„Und wenn man sie erkennt — was bleibt übrig? Die Resignation?“

„Für weiche Gemüther.“

„Oder die Reue?“

„Für fromme Seelen.“

„Und wenn man weder über ein weiches Gemüth noch über eine fromme Seele gebietet — was dann?“

Schönrade ruderte leise weiter. „Ich bin kein Seelenarzt, mein Fräulein,“ sagte er ausweichend, „und — Sie brauchen wahrscheinlich auch einen solchen nicht.“ Sie seufzte. „Ich will Ihrer Professorenweisheit nachhelfen: Da bleibt — das Leben. Man nimmt es mit allen seinen Unvollkommenheiten und Mängeln, aber auch mit allen zufälligen Glücksgewinnen.“

„Und spielt damit, bis es zerbricht,“ schloß er.

Vom Lande ließ sich ein lautes Halloh vernehmen, das Boot war bemerkt und wurde von den Herren am Ufer erwartet. Schönrade ruderte schnell darauf zu und ersuhr dabei keinen Widerspruch von Sidonie. Sie saß, den Kopf in die Hand gestützt und schaute auf die sich mehr und mehr verdichtende Nebelwand, aus der die Konturen der walbigen Vorsprünge nur schattenhaft hervordunkelten. Beim Aussteigen nahm sie die Hand des Professors an und drückte dieselbe beim flüchtigen Dank leise. Auf die tausend Fragen der Herren Officiere hatte sie keine Antwort, oder die kürzeste und gemessenste.

Frau Barbara Amberger war schon abgefahren; ihr hatte die improvisirte Wasserpartie höchlichst mißfallen. Moriz war darüber verstimmt gewesen, hatte sich aber in die Situation mit der ihm natürlichen Leichtlebigkeit gefunden. Es war ihm im Grunde ganz lieb, von seiner Mutter nicht beaufsichtigt zu sein, die ja, wie er wußte, so ziemlich mit allem unzufrieden war, was sein Verhältniß zu Sidonie und überhaupt zu den Feinbergs anging. Sein Benehmen nach ihren Wünschen einzurichten, hatte er längst aufgeben müssen, da er dann nach der anderen Seite hin sich unmöglich auch nur einen Tag hätte halten können. Nun von ihr nicht beobachtet und im Innersten beschränkt, wurde es ihm leichter, seiner Braut mit freundlichem Gesicht entgegenzugehen und sie zur Linde zu führen.

Zu großer Ueberraschung aller Anwesenden erklärte hier Sidonie, daß sie für den Rückweg um einen Platz im Wagen bitte. Ihre Mutter äußerte die zärtlichste Besorgniß, daß ihr die Wasserfahrt schlecht bekommen sei, und Ignaz Feinberg be-

merkte in seiner unfeinen Weise laut: „Es ist ja auch eine Tollheit, sich in diesem Nebel auf dem Sumpf herumzutreiben.“ Die junge Dame aber versicherte, daß sie sich sehr wohl und gestärkt fühle und nur keine Lust zum Reiten habe. Ihrer Mutter sagte sie heimlich: „Sorge dafür, daß Professor Schönrade unser Haus besucht; er ist ein höchst interessanter Mann.“ Madame Feinberg war daran gewöhnt, auf dergleichen Winke des verzogenen Töchterchens zu achten.

Moriz Amberger entforckte noch eine letzte Flasche Champagner und ruhte nicht eher, bis Schönrade einige Gläser getrunken hatte. Er schien vor seiner Braut den Beweis führen zu wollen, daß er wegen der einsamen Wasserfahrt hinter der Waldboullisse durchaus nicht eifersüchtig sei und ebenfalls einen Mann seiner Art zu schätzen wisse. Er selbst hatte dem Glase schon tüchtig zugesprochen, trank jetzt weiter und wurde ganz lustig und redselig. Zuletzt erbot er sich, sein Pferd an Otto Feinberg abzutreten und selbst als Dame Sidoniens Fuchsstute nach der Stadt zu reiten; der Spaß wurde von den Officieren gut aufgenommen und weiblich belacht. Man schritt sofort zur Ausführung. Moriz band einen Plaid wie einen Reitrock um den Leib, befestigte auf seinen Hut ein Taschentuch als Schleier und nöthigte Herrn von Oschersdorf, ihm den Bügel und die Hand zum Aufsteigen zu halten. Sidonie, der er sich empfahl, suchte die Ärseln, konnte aber das Lachen doch nicht verbeißen. Es schien ihr langweilig zu werden, die Leidende zu spielen, vielleicht bereute sie schon, um den Platz im Wagen gebeten zu haben.

Schönrade begleitete die Damen dahin. Unterwegs aber fragte ihn Madame Feinberg, ob er sich längere Zeit hier aufzuhalten beabsichtige und ob man wissen dürfe, welche Geschäfte ihn fesselten. Er erwiderte, daß sein Aufenthalt wahrscheinlich nur nach wenigen Tagen zählen werde und daß er hauptsächlich die ihm unbekannt Stadt zu besichtigen wünsche, übrigens sei auch einem noch lebenden Infusorienlager auf der Spur sei, das sich unter dem Flußthal hinzuziehen scheine und von dem er eine bei der Ausbohrung eines Brunnens gefundene Probe zugesandt erhalten habe. Er rebete sich so in etwas ihm selbst Glaubliches hinein. Madame Feinberg aber nahm von den Infusorien nicht die mindeste Notiz, sondern rief, während er sie in den Wagen hob: „Aber wenn Sie die Merkwürdigkeiten der Stadt kennen lernen wollen, bester Herr Professor, dürfen Sie unserem Hause nicht aus dem Wege gehen. Es gehört zu den ältesten Patrizierhäusern der Stadt — mein Mann hat es nur vor wenigen Jahren für schweres Geld angekauft und ausgebaut — und es schaut auf den alten Graben und hat einen Garten, bei dessen Anlage Theile der alten Stadtmauer benutzt sind. Das müssen Sie durchaus sehen — ach Gott! auf der untersten Terrasse glaubt man in der reinen Natur zu sein!“ — Er würde einen Besuch abstatten, versprach er, wenn er nicht befürchten dürfe, die Damen zu belästigen. Sidonie folgte ihrer Mutter und sagte accompagnirend: „Kommen Sie nur, wir haben gar nichts auf der Welt zu thun.“ Ignaz saß schon auf dem Rücksiß, ganz in Tücher gehüllt, und gab ungeduldig dem Kutsher einen Wink zur Abfahrt. „Die Pferde wollen nicht mehr stehen,“ setzte er gleichsam entschuldigend hinzu. „Sie holen uns wohl bald ein,“ bemerkte seine Frau schon im Abfahren aus dem Wagen heraus.

Schönrade bestieg seinen Grauschimmel und verhielt anfangs die Bügel; es wäre ihm das liebste gewesen, ganz allein mit seinen etwas konfusen Gedanken zu bleiben. Dann aber schien es ihm doch unhöflich, so ohne eigentlichen Abschied zu verschwinden, und vielleicht konnte ja auch die Einladung ins Feinberg'sche Haus seinen Zwecken dienlich sein. Wobor fürchte ich mich denn auch? murmelte er ärgerlich vor sich hin und setzte seinem Gaul kräftig die Hacken ein. Wenige Minuten darauf war er an der Seite der Damen.

Er mußte nun dort Stand halten, obgleich die Unterhaltung durch die schnelle und geräuschvolle Bewegung sehr behindert war. Gewöhnlich rief der eine oder andere etwas hinüber, und es erfolgte eine ganz allgemein gehaltene Zustimmung, obgleich man eigentlich kein Wort verstanden hatte. Die

Kavalkade wurde eingeholt, und der Wagen war eine Strecke weit von den Reitern umschwärmt. Moriz nahm sein Damenspiel wieder auf und wurde von Madame Feinberg beklatscht, von Sidonie aber aufgefordert, hinter dem englischen Garten zurückzubleiben, da sie sich bei der Maskerade in der Stadt „nicht mit lächerlich machen wolle“. Er gehorchte pflichtschuldigst.

Bei der Ankunft vor dem Feinberg'schen Hause sprang ein Diener entgegen und öffnete den Schlag. „Sind Sie morgen zu Mittag verfaßt?“ fragte Madame Feinberg den Professor. Er verneinte. „So wär's hübsch, wenn Sie bei uns vorlieb nehmen wollten.“ — „Ohne viel Bistken-Drimborum,“ setzte Sidonie hinzu.

Schönrade ritt langsam durch die matterleuchteten Straßen. Er kannte den Weg nicht, dachte aber auch nicht daran, sich zwischen den hohen Giebelhäusern, über welche nun der Mond auftauchte, zurechtzufinden. Er wußte überhaupt nicht, daß er ritt, und überließ es seinem stadtkundigen Pferde, rechts und links nach Gefallen einzubiegen. Erst als dasselbe vor einem breiten Thor hielt und munter wieherte, schaute er auf.

Ein Stallknecht kam heraus, und es war nun kein Zweifel, daß das kluge Thier es vorgezogen hatte, geradewegs auf seine Schlafstelle zu marschiren, statt ihn im Hotel abzusetzen. Er ließ sich's gefallen, gab es ab und ging zu Fuß weiter.

So hatte er nun also die Menschen kennen gelernt, mit denen er's zu thun haben sollte, und er fühlte sich wenig sympathisch berührt und zu ihnen hingezogen. Frau Barbara Amberger flöhte ihm einen gewissen Respekt ein, aber sie war die unnahbarste von allen. Moriz bemitleidete er, wie man jemand bemitleidet, dem zu helfen man keinen Beruf hat. Die Unähnlichkeit mit seinem Bruder Philipp leuchtete auf den ersten Blick ein, Rätchen mit ihrer lebenswürdigen Gemüthlichkeit wollte sich nicht recht in diesen Kreis stellen lassen. Er beschied sich, die Leute noch näher beobachten zu müssen, um sich ein Urtheil über sie bilden zu können. Mit den Feinberg's war leichter fertig zu werden, nur Sidonie bot einige Schwierigkeit. Er wagte nicht sofort zu entscheiden, ob sie eine garstige Kokette sei und mit Ungewöhnlichkeit affectire, oder ob sie doch einen tieferen Fond habe, nur verzogen und in eine unpassende Umgebung gestellt sei, wie sie selbst behauptete. Ihr Benehmen ihm gegenüber war zu auffallend gewesen, als daß er darüber ganz hätte hinwegsehen können. Wie kam ihr dieses überraschend schnelle Vertrauen? Was beabsichtigte sie, wenn sie ihn so herausfordernd auszeichnete? Passirte das jeder neuen Erscheinung von einigem Gehalt? oder hatte er sich wirklich einer außergewöhnlichen Aufmerksamkeit zu erfreuen? Ihr emancipirtes Wesen, ihre Launenhaftigkeit, ihr Betragen gegen Moriz stießen ihn ab, er konnte sie nicht einmal schön oder sonst verführerisch finden, und doch regte ihn die Erinnerung an die Kahnfahrt auf, doch fühlte er, daß er sich ihr gegenüber nicht völlig frei gehen lassen dürfe. Sie konnte nie seinem Herzen gefährlich werden, aber es hatte vielleicht doch seinen Reiz, von ihr auf die Probe gestellt zu sein und seinen Machtinfluß über eine so schrankenlose Natur zu prüfen. So weit durfte es nicht kommen, jetzt nicht mehr, nachdem er seine Wahl fürs Leben getroffen hatte.

## VIII.

Nach einer ziemlich unruhigen Nacht beschloß der Professor, kurzen Prozeß zu machen und sich der Mutter seiner Braut zu entdeden.

„Sie hatten sich gestern so unerwartet früh entfernt,“ begann er nach den ersten ziemlich kühlen Begrüßungsworten, „daß ich um mein „Gute Nacht“ kam; hoffentlich war nicht Unwohlsein der Grund?“

„Sie werden eine alte Frau schwerlich vermißt haben,“ antwortete sie, den Kopf schüttelnd, „in so interessanter Gesellschaft.“

„D doch!“ versicherte er. „Ich muß gestehen, daß ich nur Thretwegen Anstalten getroffen hatte, Seehausen kennen zu lernen.“

Sie sah ihn zweifelnd an. „Sie hätten sich dann aber nicht ins Boot locken lassen sollen,“ sagte sie, „um mit einer jungen Dame bei Nacht und Nebel spazieren zu fahren.“ Sie versuchte diesen Worten einen humoristischen Ton zu geben; aber es glückte nicht damit, der Aerger über Sidonie blickte durch.

„Ich durfte das Fräulein doch nicht allein auf den See hinauslassen,“ entschuldigte er, „und da die anderen Herren durch das Souper —“

„D, das Fräulein wäre nach fünf Minuten umgekehrt,“ fiel sie nicht ohne Festigkeit ein, „ich kenne den raschen Wechsel solcher Stimmungen.“

„Wenn Sie aber mit der Fahrt unzufrieden waren, warum erklärten Sie nicht der jungen Dame —?“

Sie seufzte und tupfte das Taschentuch auf den Mund. „Es gibt Dinge,“ sagte sie nach einer Weile, „die man so hinnehmen muß. Sidonie ist sehr selbständig, und mein Sohn steht nicht mehr unter meiner Vormundschaft. Die heutige Jugend lebt nach eigenem Maß, und meine Ansichten — ich bin sehr streng erzogen — werden wohl überall für veraltet gelten.“

„In diesem Falle dürfen Sie übrigens völlig beruhigt sein,“ bemerkte er, sich vertraulich verbeugend. „Ich bin nicht der Mann —“

„D, ich bitte Sie,“ unterbrach die Matrone, „es ist nicht davon die Rede. Ich würde gerne zu einer Eroberung gratuliren, wenn ich nicht wüßte — doch, warum darüber sprechen? Sidonie ist die Braut meines Sohnes und wird bald seine Frau sein. Sie wird in dieses stille alte Patrizierhaus Leben bringen; schon jetzt hat es ein anderes Kleid anziehen müssen, und mein armer Philipp wird sich darüber verwundern; nun, es ist ja groß genug, und ich habe testamentarisch meinen Wittwenfug, in dem auch für Katharina Raum ist, bis sie einmal — sprechen wir nicht davon.“

„Beste gnädige Frau,“ antwortete er, die günstige Gelegenheit beim Schopfe ergreifend und sich mit seinem Lehnstessel nahe an sie heranrückend, so daß sie verwundert den Arm zurückzog, „von diesem letzteren erlauben Sie mir gütigst zu sprechen. Es ist gegenwärtig das Allerwichtigste, wovon ich sprechen kann, und es drängt mich, Ihnen endlich reinen Wein einzuschmecken. Ich bitte Sie, hören Sie mich an.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte sie ein wenig scheu.

Er sah ihr fest ins Auge. „Sie erwähnten vorhin Katharinens und dachten an den Fall, daß sie Ihres Schutzes nicht mehr bedürfte. Wenn nun dieser Fall schon jetzt —“

„Wie, mein Herr?“

„Gerade heraus, gnädige Frau! Ich habe das schöne und treffliche Rätchen Amberger im Hause des Herrn Kommerzienraths Wiesel kennen und lieben gelernt, hab's gefragt, ob es mich lieben könne, und es hat ja gesagt. Meine Reise hierher hatte nun gar keinen anderen Zweck, als mich Ihnen vorzustellen und um Ihren Segen zu bitten. Versagen Sie uns denselben nicht, theuerste gütigste Frau!“

Frau Barbara Amberger saß auf ihrem Staatssofa da wie eine Bildsäule, den Mund ein wenig geöffnet und die Augen starr auf den Professor gerichtet, der ihre Hand ergriffen hatte und dieselbe an seine Lippen zog. „Aber wie ist das möglich?“ fragte sie nach einer Weile etwas sonderbar und doch so ihr Erstaunen am natürlichsten in Worten ausdrückend.

„Ja, wie es möglich ist, das wäre schwer zu sagen,“ antwortete er ohne Besinnen nun schon ganz frei und mit leicht humoristischer Färbung, „ein Philosoph fände vielleicht auch dafür die Formel. Aber es ist gewiß, und man muß also damit rechnen. Ich liebe Ihre Tochter und glaube im Besitze des unzweifelhaften Beweises zu sein, daß ich geliebt werde. Das ist zugleich etwas Unabänderliches, das keine Zustimmung braucht und fordert. Nur ob wir in unserer Liebe glücklich sein dürfen, das hängt von anderen ab, und darum meine inständigste Bitte um Ihren Segen.“

Frau Barbara zog ihre Hand zurück. „Aber daß Katharina in keinem ihrer Briefe —“

„Sollte sie ein Geheimniß ihres Herzens offenbaren, das sie noch vor sich selbst hütete? Erst am Tage vor meiner Abreise erklärte ich mich; ich verließ sie mit dem Versprechen, so-

fort Sie, theure Frau, aufzusuchen, um bei Ihnen förmlich anzuhalten.“

Sie wand unruhig eine Hand in der anderen, senkte die Augen und schien nachzusinnen.

„Weiß sonst irgend jemand, wissen Wiefels davon?“ fragte sie dann.

„Wie sollten sie? Sie waren außer Hause, und ich habe mich von ihnen nicht weiter verabschiedet.“

„So wissen sie nicht einmal, daß Sie hierher gereist sind?“

„Nein.“

Sie athmete auf. „Gott sei Dank! Herr Professor, ich fordere Ihnen das Wort ab, daß niemand etwas von dem erfährt, was ich so eben habe hören müssen. Niemand! Sie sind mir diese Rücksicht schuldig.“

Schönrade nickte zögernd. „Es versteht sich ja meines Denkens ganz von selbst, daß niemand von der Verlobung Kenntniß erhält, bis die Mutter der Braut sie publicirt.“

Frau Amberger bewegte sich unruhig hin und her. „D, Sie sprechen von Verlobung, mein Herr,“ sagte sie unsicher, „aber so weit ist's denn doch nicht, durchaus nicht. Katharina hat sehr unbedacht gehandelt, sehr unbedacht. Ich begreife nicht, wie es möglich war, daß ein solches Gespräch unter vier Augen stattfinden konnte im Wiefelschen Hause — das begreife ich nicht. Ich habe Katharina für einige Zeit dorthin gegeben, weil ich sie bis zur Hochzeit ihres Bruders Moritz mit Sidonie im fremden Hause besser vor allen schädlichen Einflüssen gehütet glaubte als hier, und nun muß ich erleben, daß meine Tochter ein heimliches Verhältniß mit einem ganz fremden Manne anspricht, sich zu einer Unterredung unter vier Augen bestimmen läßt, ja sogar so wenig rücksichtsvoll gegen ihre Mutter verfährt, ohne deren Wissen und Willen eine Erklärung zu geben, die Sie als ein Geständniß der Liebe anzunehmen sich berechtigt glauben dürfen — mein Herr, das verwirrt mich völlig, das ist unerhört!“

Er hatte sie aussprechen lassen, aber dabei immer freundlich angeschaut wie jemand, der im voraus weiß, daß der andere sich ganz umsonst ereifert und seine Worte sparen könnte. „Gnädige Frau,“ sagte er dann mild, „ich gebe mein Ehrenwort, daß nichts geschehen ist, was Ihre Fräulein Tochter auch in den Augen der strengsten Mutter beschämen oder herabsetzen könnte, es müßte denn ein Verbrechen sein, das sie mich liebte. Meine Eröffnung kam ihr selbst zu der bestimmten Zeit ganz unerwartet — ich überraschte sie damit und benutzte die Gunst des Augenblicks, ihr ein Geständniß zu entreißen. Welche Vorwürfe Sie daher auch mir nicht sparen dürfen. Fräulein Katharina und die Freunde, deren Haus sie theilt, werden kaum einer Rechtfertigung bedürfen.“

Frau Amberger schüttelte heftig den Kopf. „Wir sehen die Dinge von sehr verschiedenem Standpunkte an, mein Herr Professor,“ entgegnete sie. „Es mag in den Kreisen, deren Lebensgewohnheiten Sie theilen, so Sitte sein, daß ein junger Mann sich mit einem jungen Mädchen verspricht, wenn sie einander gefallen, und daß dann der Segen der Eltern erbeten wird, die ja gemeinhin auch nichts anderes zu geben haben. In dieser alten Handelsstadt aber, müssen Sie wissen, pflanzen sich in gewissen Häusern noch alte gute Gewohnheiten fort, die von jener neumodischen Sitte weit abweichend sind. Es gibt hier noch patrizische Familien, die zwar längst ihre städtischen Vorrechte, aber nicht zugleich ihren soliden Besitz und ihren Stolz verloren haben, und in denen Verbindungen nach anderen Grundstücken eingeleitet und beschlossen werden, als die in den Häusern der Kleinbürger gelten. Zu diesen patrizischen Familien und zu den ältesten derselben gehören die Amberger und die Vorbringer, deren Namen ich bis zu meiner Verheirathung führte. Es hat mir Schmerz genug bereitet, daß mein Sohn Moritz sich in eine plebejische Familie hinein verlobte. Feinberg ist ein Aufkömmling, und er durfte sich an der Börse nicht blicken lassen, so lange mein Vater lebte; aber sein Reichthum macht ihn wenigstens angesehen, und Sidonie ist sein einziges Kind; meine Tochter aber steht unter meiner Gewalt, und wie sie ihre Hand vergeben oder versagen soll, wird von mir und von ihren Brüdern abhängen, denen meines Mannes



Im Eise fischende Elstern.

Nach einer Skizze von Graf Reichenbach gezeichnet von F. Specht.

Testament ein Mitbestimmungsrecht einräumt. In diesem Sinne werde ich Katharinen bescheiden."

Sie hatte sich hoch aufgerichtet und blickte stolz auf den Professor nieder, der den Kopf gesenkt hatte und finster vor sich hinsah. „Ich hätte nicht geglaubt, derartigen Vorurtheilen anders als in gewissen hocharistokratischen Birkeln begegnen zu können," erwiderte er nach einer Pause. „Lassen Sie mich jetzt fragen: wie ist das möglich? In unserer aufgeklärten Zeit möglich, in der es in Wahrheit doch nur zwei Stände gibt, den der Gebildeten und den der Ungebildeten? Fragen Sie Ihr Herz, gnädige Frau, ob Sie es beantworten können, das Glück Ihrer Tochter einem solchen Gözen zu opfern, und dann sprechen Sie Ihr letztes Wort."

Frau Barbara Amberger preßte die Lippen auf einander

und sah streng zu ihm hinüber. „Sie nennen es sehr zuversichtlich das Glück meiner Tochter," erwiderte sie, „Ihnen anzugehören. Ich weiß nicht, worauf sich diese Zuversicht gründet, mein Herr."

„Auf mein ehrliches Gefühl," rief er, „Katharina unaussprechlich zu lieben und von ihr geliebt zu sein. Alles andere tritt dagegen an Bedeutung weit zurück."

„Nicht für mich!" antwortete sie schnell. „Wie leicht täuscht sich das Gefühl, wie gefällig und nachgiebig sind wir gegen unsere flüchtigsten Neigungen? Ein unerfahrenes Mädchen — ein dreister Liebhaber — eine unbewachte Stunde — da spricht sich so ein Glück für die Ewigkeit leicht zusammen, das doch hinterher beim ersten ernstlichen Anstoß zerbricht wie ein glühendes Glas. Was Sie für sich anrufen, gibt mir nicht die min-

beste Bürgschaft, mein Herr. Ich kenne Sie nicht, ich kenne Ihre Familie nicht, ich hörte gestern Ihren Namen zum ersten Mal, ich weiß nicht, ob ich auch nur Katharinens Vermögen Ihren Händen anvertrauen dürfte, wie viel weniger ihre Person. Ich liebe meine einzige Tochter zu sehr, um so fahrlässig handeln zu können, wie Sie es wünschen."

Schönrade lächelte betrübt. „Wie soll ich Ihnen nur deutlich machen, gnädige Frau," sagte er, „wer und was ich eigentlich bin? Ich habe die Nothwendigkeit einer solchen Erörterung vorausgesehen und bin doch nicht vorbereitet. Ein Mann, dem an einer berühmten deutschen Universität ein Lehrstuhl eingeräumt ist, von dem aus er die studirende Jugend, nach gewöhnlicher Annahme die Crème der bürgerlichen Gesellschaft, zu einem geachteten Berufe vorbildet; ein Mann, der verhältnißmäßig nicht unbedeutende Mittel aufgewendet hat, sich auf weiten Reisen in fernen Welttheilen ein nicht gewöhnliches Wissen zu erwerben; ein Mann, der seine wissenschaftlichen Erfahrungen in einem Schriftwerke niedergelegt hat, das in wenigen Jahren drei Auflagen erlebte und von den kenntnißreichsten Kritikern des schmeichelhaftesten Lobes würdigt ist — ja, ich weiß nicht, wie ich diesen Mann, der sich Ihnen als Bewerber um die Hand Ihrer Tochter vorstellt, charakterisiren soll, wenn dies nicht genügt. Daß ich eine Frau, auch ohne Vermögen, standesgemäß zu unterhalten im Stande bin, wird doch wohl keiner ausdrücklichen Versicherung bedürfen?"

Die Matrone überlegte. „Das alles schafft Ihnen gewiß bei Ihren Studiengenossen ein gutes Ansehen," antwortete sie etwas milder und beinahe gedrückt. „Aber in einem alten Kaufmannshaufe —" „Sollte es nicht weniger gelten," fiel er ein. „Auch in der Wissenschaft gibt es ein Patriziat, und der Verbindung mit demselben hat sich keine Fürstenfamilie zu schämen."

Diese stolzen Worte imponirten ihr. Sie senkte den Blick und zog verlegen die goldene Kette durch ihre Hand. „Sie werden mir's nicht verdenken," sagte sie, „daß ich nur mit Vorsicht aufnehme, was ich nicht kenne. Sie haben ein Amt, so viel ich davon verstehe — nun, man hat in unserer Familie stets einen großen Werth auf vollständige Unabhängigkeit gelegt. Unter dem alten Regimente haben die Amberger oft genug den Bürgermeisterstuhl inne gehabt, und im Senate sind sie allezeit vertreten gewesen, einige meiner Vorfahren haben als Befehlshaber von Schiffen und Landtruppen in den häufigen Kriegen Dienste geleistet; alle bekleideten sie aber Ehrenämter und blieben dabei Kaufherren. Von der Zeit ab, wo die Stadt besoldete Beamte an die Spitze der Verwaltung nahm, hat kein Amberger und kein Vorbringer wieder nach einem solchen Posten gezeit. Amt und Amt — es ist ein Unterschied."

„Den doch wohl nicht allein der Umstand bedingt, ob die Arbeit fürs gemeine Beste angemessen ihrem Werthe bezahlt oder ohne Entschädigung geleistet wird. Ist irgend ein Amt ein Ehrenamt, so ist es das des Lehrers an einer Hochschule, sollte ich meinen."

Sie brach davon ab. „Haben Sie Familienanhang?" fragte sie nach einigem Bedenken.

„Meine Mutter lebt. Sie war, bis sie sich zur Ruhe setzte, eine sehr geachtete Künstlerin."

Frau Barbara schreckte auf. „Eine Künstlerin?"

„Opernsängerin, gnädige Frau. Der Name Camilla Bellarota ist Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt geblieben."

„Camilla Bellarota — ich könnte mir einbilden, den Namen schon gehört zu haben, aber gewiß in sehr früher Jugend — Camilla Bellarota — ja, ja! Es wurde da einmal eine Geschichte erzählt — ich bin jetzt verwirrt. Eine Opernsängerin also Ihre Mutter — so, so! Und Ihr Vater?"

Schönrade merkte, daß der kaum gewonnene Boden wieder wie Sand unter seinen Füßen zerrinne. „Ich habe meinen Vater nicht gekannt," antwortete er etwas kleinlaut, „er muß sehr früh verstorben sein." — „So, so! Verstorben!" sagte sie sehr kühl. „Er war ein Italiener?"

Der Professor hatte schon nicht mehr den Muth, mit der ganzen Wahrheit herauszugehen. „Sehr wahrscheinlich," bestätigte er, „jedenfalls ein Ehrenmann, sonst würde ihn meine Mutter nicht geheirathet haben. Was kann es aber überhaupt

auf diese Dinge ankommen? Ich bin, was ich bin." — „Freilich, freilich!" warf sie zerstreut hin und mit größter Gleichgültigkeit. Die Unterredung fing ihn an zu peinigen. Er stand auf und sagte: „Darf ich nun Hoffnung mitnehmen, gnädige Frau?"

Die stattliche Dame erhob sich ebenfalls, blieb aber auf ihrem Platze stehen und stützte die eine Hand auf die Lehne des Sophas und die andere auf den Tisch. „Ich sage ehrlich meine Meinung, lieber Herr Professor," äußerte sie sich, „damit Sie wissen, woran Sie bei mir sind. Ich kann, so weit ich nach unserem heutigen Gespräche zu urtheilen vermag, die Wahl meiner Tochter nicht billigen und werde meine Autorität einwerfen, sie auf andere Gedanken zu bringen. Das darf für Sie in keiner Weise kränkend sein, denn einestheils handelt es sich bei mir um Grundsätze, die älter sind als Ihre Ansprüche, und andernteils kenne ich Sie zu wenig, um Ihren persönlichen Werth mit in Rechnung ziehen zu können. Ich glaube, daß Katharina sich täuscht und daß sie sich in den gesellschaftlichen Kreisen, die ein Professor und Gelehrter ihr öffnen würde, ihren anerzogenen Gewohnheiten nach sehr unbefriedigt fühlen würde. Daran muß ich festhalten, bis ich etwa vom Gegentheile überzeugt werde. Uebrigens habe ich mehr nur das Recht des Widerspruchs als das der Zustimmung. Mein seliger Mann war sehr besorgt, das ererbte und vermehrte Vermögen der Familie zusammengehalten zu wissen. Deshalb verfügte er in seinem Testamente, daß nichts Wichtiges in und außer dem Geschäfte geschehen dürfe, worin nicht seine beiden Söhne, sehr verschieden geartete Menschen, einig wären. Läßt nun auch Philipp im Geschäfte mehr, als vielleicht gut, seinem Bruder freie Hand, so müßte ich bei einer so wichtigen Frage, wie Katharinens Verheirathung, auf einen Familienbeschluß bestehen, zumal das Testament selbst an den — wie Gott wolle — nicht zu erwartenden aber doch möglichen Fall denkt, daß ein solcher von Katharina nicht respektirt würde. Ihr Erbtheil soll dann unter Kuratel ihrer Brüder bleiben. Warten Sie also ab, bis Philipp aus Italien zurückkehrt, und fragen Sie inzwischen bei meinem Sohne Moriz an. Das weitere müssen wir für jetzt der Zukunft zu entscheiden überlassen."

Der Professor hatte sie ruhig angehört. „Gnädige Frau," antwortete er mit offenem Gesichte, „das heißt ehrlich gesprochen, und ich danke Ihnen. Hätte ich nur auf mich Rücksicht zu nehmen, so würde ich sagen: ich habe, als ich Katharina Amberger lieben lernte, nicht daran gedacht, daß sie eine Erbschaft zu erwarten hat, und es ist mir auch heute noch eben so gleichgültig, ob sie dieselbe erhält oder nicht. Wäre sie ein blutarmes Mädchen, ich würde sie doch zur Frau begehren, und bringt sie mir ein großes Vermögen zu, so wird deshalb in meinem Haushalte nicht ein Pfennig mehr verbraucht werden, als den ich verdiene. Aber so egoistisch darf ich nicht denken. Es würde mir ein großer Kummer sein, das Mädchen, das ich liebe, mit seiner Familie zu veruneinigen und in Abhängigkeit von Geschwistern zu lassen, die sich gekränkt glauben. Ich werde daher zwar unabänderlich an meinem gegebenen Worte festhalten, aber zugleich nichts unversucht lassen, den Frieden zu erhalten. Das, gnädige Frau, wird die Maxime meines Handelns sein."

Er trat nahe an sie heran, verbeugte sich und küßte ihre Hand. Zum ersten Male ging ein Zug von Wohlwollen über ihr Gesicht und verschönte dasselbe. „So handeln Sie wie ein Ehrenmann," sagte sie freundlich und drückte ein wenig seine Hand. Er wollte gehen. „Noch eins!" rief sie ihm nach. „Ich hoffe, daß Sie die Ruhe Katharinens schonen und nichts zur Fortsetzung eines Verhältnisses thun werden, dem noch die Billigung der nächsten Verwandten fehlt."

Schönrade richtete sich stolz auf. „Sie soll wissen," antwortete er, „daß ich sie unter allen äußeren Umständen lieben werde, wie ein Mensch den anderen lieben kann; im übrigen, gnädige Frau, werde ich auch ihr gegenüber wie ein Ehrenmann handeln, verlassen Sie sich darauf."

Ihr Gesicht verfinsterte sich wieder. Er verbeugte sich nochmals und ging. „Wann werde ich wieder über diese Schwelle treten, und mit welchen Gefühlen wird es geschehen?" mußte er unwillkürlich denken.

## IX.

Es war ein Uhr geworden, als er nach seinem Hotel zurückkehrte. Um zwei wurde er im Feinbergischen Hause zum Diner erwartet. Am liebsten hätte er seine Reisetasche gepackt, seine Rechnung bezahlt und den Dreihurzug zur Rückreise nach Berlin benutzt. Er fühlte sich geistig wie zerschlagen und in Folge dessen auch körperlich nicht gut disponirt. Und nun Stunden lang unter Menschen zuzubringen, die ihm gleichgültig oder gar widerwärtig waren — schreckhafter Gedanke!

Aber er durfte doch nicht abreisen, ohne Moriz gesprochen zu haben. Stand auch nicht zu erwarten, daß er sich günstiger auslassen werde, als seine Mutter, deren Gefinnungen er als guter Kaufmann wahrscheinlich theilte, so durfte er doch ihn am wenigsten übergehen. Er mußte wenigstens von seinen Wünschen unterrichtet, mit dem, was er zu bieten hatte, bekannt gemacht werden. Es wäre gegen Käthchen nicht ehrlich gehandelt gewesen, wenn er jetzt nach dem ersten mißglückten Anlaufe die Flucht ergriff. Nach seinem Behagen oder Mißbehagen durfte er dabei nicht fragen. Nun konnte aber seiner Reputation bei Moriz Amberger nichts dienlicher sein als die Aufmerksamkeit, deren er sich im Feinbergischen Hause zu erfreuen hatte. Es wäre eine unverzeihliche Nachlässigkeit gewesen, die schon angenommene Einladung unbeachtet zu lassen, und der üble Eindruck, den sie auf die freundlichen Wirthe machte, mußte sich nothwendig auch dem Bräutigam Sidoniens mittheilen, eine Folge, die er in seiner auch ohnedies schon mißlichen Lage möglichst zu vermeiden hatte. Also den Kopf hoch halten und sich ins Unvermeidliche fügen.

Während er noch so bei sich simulirte, klopfte es an seine

Thüre. Er glaubte nicht anders, als daß der lange Schlingel von Kellner ihm irgend eine neue Nachricht über die selige Hansa zu bringen habe, und rief ziemlich mürrisch: „Herein!“ Zu seiner nicht geringen Verwunderung trat aber statt seiner Moriz Amberger ins Zimmer.

„Ich veräume nicht, Ihnen eine Gegenvisite abzustatten, bester Herr Professor,“ sagte der junge Mann beim Eintreten und nickte ihm dabei freundlich wie einem alten Bekannten zu. „Ich nehme wohl mit Recht an, daß Sie gestern nicht allein meiner Mama, sondern unserem Hause einen Besuch geschenkt haben, das ich zur Zeit männlich repräsentire.“

„Das ist sehr liebenswürdig,“ antwortete Schönrade, ihm die Hand schüttelnd, „und ich danke Ihnen für eine Aufmerksamkeit, die ich weit entfernt war zu beanspruchen. Wie ist Ihnen denn der gestrige Damenritt bekommen?“

„Ach, sprechen Sie mir nicht davon,“ bat der Kaufmann lachend. „Der Spaß zog sich zu lange aus, und bei meinen nicht gerade sehr geistreichen Begleitern hielt der Humor kaum für die Hälfte des Weges vor. Wo waren Sie denn übrigens geblieben? Wir wollten Sie auffordern, mit uns zur Stärkung nach der Strapaze noch im Garten unseres alten Junterhofes ein Glas Bier zu trinken, ritten Ihnen deshalb bis zum Hotel nach, konnten aber keine Spur von Ihnen entdecken.“

„Mein Gaul führte mich andere Wege,“ erklärte Schönrade, „und er wußte sein Stammlokal sehr gut zu finden. Ich bedaure, um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft und um ein gutes Glas Bier gekommen zu sein, das auch ich zu würdigen weiß.“

(Fortsetzung folgt.)

## Fischende Elstern.

(Zu dem Bilde auf S. 421.)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Bei den herbstlichen Fischereien der Karpfenteiche geschieht es oft, besonders wenn der Fischzug einen ergiebigen Ertrag liefert, daß mit den Fischen nicht allzusant verfahren wird. Wie eine todte Hackfrucht werden die Wasserbewohner heftig aus dem überfüllten Neze in große Körbe geschüttet und aus diesen wieder mit plätscherndem Geräusch auf den harten Holzboden der breiten Sortirungsgefäße. Durch diese Behandlungsweise werden viele der Thiere gequetscht, getreten oder bei dem Aufschlagen innerlich verletzt. Die Verletzungen an Fischen sind der Schuppendecke wegen äußerlich nur schwer wahrnehmbar, und deshalb kommen viele der beschädigten Thiere wieder unter den Neubesatz der Teiche; sie sterben indessen bald ab und ihre Kadaver treiben an der Oberfläche des Wassers.

In der Nähe eines vor kurzer Zeit durchgefißten Gartenteiches bemerkten wir nun eines Tages ein auffallend lautes Getreibe einer Elsternschar. Ein Theil der Wasserfläche hatte sich mit einer spiegelglatten durchsichtigen Eiskruste überzogen. Auf dieser promenirend, bemerkte eine der Elstern bald unter derselben einige der todtten Fische und that nun den kostbaren Fund ihren Kolleginnen nach Art dieser Thiere mit lautem Geschäcker kund. Die letzteren erschienen sofort in Menge und hielten, fortwährend auf dem Eise hin und her hüpfend und durch den kristallklaren Spiegel mit den Lederbissen liebäugelnd, Rath, wie zu denselben zu gelangen sei. Lange waren ihre Bemühungen vergeblich; das Herumhüpfen fruchtete nichts, und die vereinzelt, versuchsweise pickenden Schläge mit dem Schnabel prallten erfolglos an der festen Decke ab. Hier galt es nun, mit Ueberlegung an das Werk zu gehen, durch systematische Arbeit das Ziel zu erreichen.

Wir waren höchst gespannt, was die Thiere beginnen würden. Allmählich wurden ihre schnellen Bewegungen langsamer, beschränkten sich auf ein bedächtiges Umhererschreiten dicht um einen Fisch, wurden zuletzt fast kriechend, und mitunter blieb sogar der eine oder der andere der Vögel unbeweglich sitzen. Was bedeuteten all diese Manöver? Endlich fing es an uns klar zu werden. Die Thiere waren zu der Einsicht gekommen, daß sie mit ihrer Körperkraft allein nichts auszurichten vermöchten, sondern in ihrer natürlichen Wärme ein besseres Hilfsmittel finden würden.

Einige der Elstern setzten sich jetzt wie brütend gerade über die unten angefrorenen Fische, und sobald das Eis durch die Wärme anfang mürber zu werden, begann ein so eifriges Arbeiten mit dem spitzen Schnabel, daß die Schläge die dünne Eisdecke förmlich erdröhnen ließen, ganz in der Weise des Spechtes, wenn er die Baumrinde schallend bearbeitet, um die darunter befindlichen Insekten zu suchen. Sobald ein kleines Loch fertig war, begann der spaßhafteste Theil, „das Scherzo“ der ganzen Aufführung. Eine oder zwei Elstern fuhren mit dem Schnabel hinein, packten den Fisch und zogen nun, auf der glatten Fläche immer ausgleitend, aus allen Kräften, um den dickleibigen Körper aus der noch viel zu engen Oeffnung herauszubringen. Natürlich sank der Fisch zurück, und schnell fuhr eine der Elstern mit dem Schnabel nach, um ihn festzuhalten.

Von neuem begann das eifrige Hacken, und lautes Geschrei begleitete wieder die Arbeit; die augenblickliche Niedergeschlagenheit bei dem ersten Mißlingen war schnell neuer Hoffnung gewichen.

Durch den Lärm aufmerksam geworden, erschienen jetzt auch einige Krähen; sie ließen sich auf den in der Nähe befindlichen Bäumen nieder und betrachteten von dort das Treiben. Hin und wieder flog eine herab, um die Arbeit in Augenschein zu nehmen, doch keine betheiligte sich an dem Werke; es schien sogar, als ob ihnen das Verständniß der Sache gänzlich abginge. Sie drehten nur die Köpfe hin und her und ließen von Zeit zu Zeit ihren eintönigen Ruf erschallen, als wollten sie damit ihre Verwunderung ausdrücken.

Endlich, nachdem es den Elstern gelungen war, mit großer Anstrengung einige der Fische an die Oberfläche zu ziehen, schienen auch die Krähen zu begreifen, um was es sich handle; breit gespreizt stolzirten sie jetzt näher, um ihren Löwenantheil in Empfang zu nehmen, sich von fremder Intelligenz zu nähren. Auch ein im Teiche befindlicher Schwan ruderte herbei und hätte gern das Recht des Stärkeren geltend gemacht, doch gelang es ihm nur, soweit zu kommen, als die Wassereinflüsse das Zufrieren der Oberfläche verhindert hatten, auf die glatte Eisfläche selbst vermochte er nicht zu gelangen.

Wir zogen uns jetzt zurück, um die schwer erworbene Mahlzeit nicht zu stören und das reizende Genrebild sofort zu skizziren. Unsere etwaige Intervention zu Gunsten des schwächeren verdienstvolleren Theiles hätte auch wenig genützt; denn man kann bei solchen Mahlzeiten, die Elstern und Krähen namentlich in der kalten Jahreszeit oft gemeinschaftlich halten, leicht bemerken, wie bei einer Annäherung die Elster schon die Flucht ergreift, während die Krähe dreist ausharrt und den Nahenden herausfordernd anblickt.

Wie übrigens im Winter Vögel ihre Körperwärme benutzen, um zu einer Mahlzeit zu gelangen, kann jeder beobach-

ten, der in der Umgebung von Hofräumen nach Futterplätzen ausflieht, die vielleicht durch Ausschüttung häuslicher, durch Nachtfrost erhärteter Abfälle gebildet wurden. Hier sitzen Sperlinge, Elstern und in solchen Fällen auch Krähen die längste Zeit und thauen sich ihr Frühstück auf.

Nach geraumer Zeit begaben wir uns an den Teich zurück und bemerkten dort eine Anzahl abgenagter Fischstelette liegen, von denen einige wohl die Länge von zwölf Zoll hatten. Welche Anstrengung mußte das den Thieren gekostet haben, einen so schweren Fisch auf die Eisbede zu ziehen!

E. Graf Reichenbach.

## Deutsche Kaiserstätten.

Von Oscar Schmebel.

Rachdruck verboten.  
Gel. v. 11/VL 70.

### X. Ludwig der Baier.

Neun Jahre lang durchtobte der Kampf zwischen den beiden Gegenkönigen Friedrich von Oesterreich und Ludwig von Baiern das Reich; da fiel am 28. September 1322 bei Mühlendorf oder Ampfingen die Entscheidung. Die Sage hat den Hauptantheil am Siege Ludwigs dem Ritter Seiffried Schweppermann zuertheilt. Noch findet sich zu Burg Castell in der Oberpfalz die halbverlöschte Grabchrift des tapferen Kämpen:

Hier lait begraben Herr Seiffried Schweppermann,  
Alles Thuns und Wandels wohl gethan,  
Ein Ritter led und vest,  
Der zu . . . dorf im Streit that das Best',  
„Der ist nun todt,  
Dem Gott genod.  
Obiit 1337.  
Jedem ein Ei,  
Dem frommen Schweppermann zwei.

Allein die neuere Zeit hat nachgewiesen, daß in der Grabchrift nicht Mühlendorf, sondern Gamelsdorf — ein früherer Schlachort Ludwigs — gestanden, und daß Burggraf Friedrich IV von Nürnberg mit seinem Feldhauptmann Konrad Rindsmaul die Ehren des Mühlendorfer Tages gewonnen hat. Wir versetzen uns im Geist auf die Ampfinger Ebene an jenem Herbstmorgen. Noch kämpften die Nebel mit der Sonne, da begann der Ritter von Schlüsselberg in glänzender Rüstung, die Adlerfahne in der Hand, den Angriff gegen die Reihen der Oesterreicher. Seiffried Schweppermann führte die Mitte der Schlachordnung, Konrad Rindsmaul den linken Flügel. Noch um Mittag stand der Kampf, nur Ritter Konrad hatte etwas an Terrain gewonnen; da stürmt vom Dorfe Jangenberg her eine Reiterfahne auf die Wahlstatt zu. Sehnsüchtig schaut Friedrich der Schöne ihnen entgegen, er glaubt österreichische Feldzeichen, glaubt das Hilfsheer seines Bruders Leopold zu erkennen, welches mit jeder Stunde sich nähern muß. Jetzt brechen die Reiter in die Reihen ein, und Friedrich erkennt mit Schrecken seinen Irrthum; der Burggraf ist's, der mit unwiderstehlicher Gewalt die Oesterreicher zurückwirft. Gleichzeitig läßt Schweppermann seine Reiter absteigen und zu Fuß gegen die Feinde vorgehen; da war das Geschick des Tages entschieden. Erbittert kämpft Friedrich der Schöne fort, alle seine Begleiter sind um ihn gefallen, der blutbedeckte Reiter aber spornt sein Roß und will nun mit mächtigem Saße durch die Reihen der ihn einschließenden Nürnberger hindurchbrechen, als eine Lanze sich dem Thiere in die Brust bohrt. „Ergebt Euch, Herr,“ ruft Ritter Albrecht von Maspach dem Könige zu. „Nur einem Fürsten ergebe ich mich!“ schallt es durch das Schwerterklirren zurück. Da naht Burggraf Friedrich, der König senkt seine Klinge und ergibt sich dem Hohenzoller.

In der schönen, bairischen Oberpfalz liegt auch Trausnitz, die Beste, auf welche Ludwig der Baier seinen gefangenen Gegner nach dem Ampfinger Siege brachte. Noch zeigt man in der düstern Burg das Gemach, in welchem der schöne Erzherzog lange Jahre gefangen saß. Der Fürst der Finsterniß versprach der Sage nach dem Könige, ihn zu befreien; Friedrich aber wollte nichts wissen von einer Flucht, wie er auch später seinem Gegner glänzend die „deutsche Treue“ gehalten

hat. Eine andere melancholische Sage erzählt, daß, als Friedrich endlich von den Fesseln gelöst, seiner treuen Gemahlin entgegnetrat, diese ihn nicht mehr zu erkennen vermochte; während der Gefangene auf der Trausnitz seine Zeit mit Pfeilschnitzen hinbrachte, hatte die jugendliche Fürstin um ihn sich blind geweint.

Nun war Ludwig Herr im Reiche, aber seine Regierung war eine Zeit unaufhörlicher Kämpfe. Eng ist mit denselben der Kaiserstuhl zu Rense verknüpft. Er bildete in damaliger Zeit den gewöhnlichen Ort der Fürsterversammlungen. Auch Ludwig war auf ihm erwählt worden. Wahrlich, einen schöneren Platz, den Herrscher der Deutschen zu küren, konnte man nicht auffinden; hier mußte dem neuen König, der von seinem lustigen Throne den Blick über den prächtigen Rheinstrom schweifen ließ, das Herz weit aufgehen für sein Reich! „Die Luft des Rheins macht frei und froh,“ — das haben die Reichsversammlungen zu Rense oft bewiesen; mehrfach ist auf ihnen das Wort der Fürsten zu kräftiger Wahrung der deutschen Selbständigkeit und zu entrüsteter Abwehr römischer Anmaßung männlich erklingen; am begeistertsten aber hat 1324 auf dem Königsstuhle zu Rense ein Deutschordens-Komthur, der edle Berthold von Bucheck, den Gesandten des Papstes Johann XXII geantwortet von der Ehre der deutschen Nation und der Liebe des Volks zu seinem rechtmäßigen Könige Ludwig!

Kaiser Karl IV hat nachmals auf dem Königsstuhl eine Halle erbauen lassen, wie man sie häufig in Deutschland auf Gerichtsstätten findet — unten ein Pfeilergewölbe, oben ein plattes Dach mit acht Eichen, einen für den Kaiser, sieben für die Kurfürsten. Die Wappenschilder der letzteren, die Kreuze von Trier und Köln, das Rad von Mainz, die Löwen von der Pfalz und von Böhmen, Sachsens Kautenschild und Brandenburgs Adler schmückten ehemals den Bau des für Deutschlands Geschichte so bedeutamen Königsstuhls.

Hoffnungsfroh und reich begann Ludwigs Regierung; — zwei Adler schwebten bei seiner Huldigung im Pastorhofe zu Koblenz über seinem Haupte, und man deutete dies als ein glückverheißendes Zeichen; — lebensmüde und an Erfolgen arm stieg der Kaiser ins Grab. Es war am 11. Oktober 1347, da ritt er zu Münchens Thoren hinaus zur Herbstjagd, auf daß er Leib und Seele erquide draußen im grünen Hage und in der Bergeflucht. Als Leiche wurde er wieder heimgebracht. Mitten in der Jagdfreude sank der Kaiser, vom Schläge getroffen, vom Roße herab, und mit freubelndem Wort sprengten seine Feinde es aus, daß die Rache Gottes den Gebannten getroffen, und der Herr selbst sein Strafgericht am Kaiser auf die Anrufung des Papstes vollzogen habe. Die Liebfrauenkirche in Ludwigs geliebtem München, deren wunderbarlich bekuppeltes Thurmppaar den von den Alpen herniedersteigenden Wanderer als erstes Wahrzeichen vom deutschen Lande grüßt, wölbt sich über Ludwigs Grabe, ein gewaltiger, über die Maße moderner Architektur weit hinausgeredter Bau.

Die jetzige Gestalt der Kirche datirt aus der Zeit des kunstliebenden Herzogs Siegismond von Baiern, 1468—1488, der über seinen Bauten der Regierung vergaß; Meister Georg Ganghofer thürmte das großartige Gotteshaus auf und legte sich, wie eine fromme Inschrift in der Kirche meldet, zum Ster-

ben nieder, als er den letzten Stein zu seinem Werke gefügt. Nur die schlanken Münsterspizen des Thurmpaares fehlen noch; statt ihrer schließen geschmacklose Kuppeln den schönen, hochstrebenden Bau.

Das Innere der Liebfrauenkirche stimmt das Gemüth zu ernster, feierlicher Ruhe. Der Dämmerchein der Glasmalereien schwebt um die großartigen, 115 Fuß hohen Säulen; reich hat die kirchliche Kunst ihren Schmuck in dem Gotteshause vertheilt. Ein Meisterwerk der Schnitzkunst erhebt sich die Kanzel bis in die mattblaue, gestirnte Gewölbefüllung, und im hohen Chöre hat die Glasmalerei unserer Zeit ihr Bestes gethan. Wer kann sie dem Meister Joseph Knabl recht nachschilbern, diese Engel mit dem überirdischen Ausdruck des Erhabenens über alles Schwere und Drückende dieser Erde, diese Heiligen voll apostolischen Ernstes und friedlicher Milde, diese jungfräuliche Himmelskönigin in ihrer kindlichen Demut und strahlender Glorie!

Im 17. Jahrhundert wurde ein großartiges Erzwerk über die Gruft Ludwigs des Baiern gesetzt. Ein ehernes Gitter umschließt einen Katafalk von rothem und schwarzem Marmor, welchen vier standartenhaltende Ritter, sowie zwei Herzöge von Baiern, Wilhelm V und Albrecht V, in fürstlicher Tracht umringen. Das Werk, 1622 von Peter Candidus entworfen, zeigt alle Vorzüge und Mängel der Rococozeit. Das Detail, diese Kaiserkrone, Engelsköpfe und Todtenlarven, die Ornamente an den Rüstungsstücken sind mit bewundernswerther Kunst ausgeführt, das Ganze zeigt eine imposante Größe, und doch läßt das Denkmal kalt; man kann es sich nicht denken, daß ein Ritter, wie Ludwig, unter diesem Monumente ruht.

Aber unter dem pomphaften Werke liegt ein sehr schöner, alter Grabstein des Kaisers, der ihn im Krönungsornate auf dem Throne Karls des Großen darstellt. Ludwig ist bereits ein alternder Mann, die Brauen sind zusammengezogen, so daß das Antlitz einen etwas finstern Ausdruck erhält, die Wange ist faltig und der Mund scharf umrandet, wie dies bei Menschen der Fall zu sein pflegt, welche viel in ihrem Leben gestritten und gelitten haben.

Und was war das Dasein dieses Kaisers anders als ein fortwährendes Ringen und ein immer erneutes Leid! Noch sind die lästerlichen Worte erhalten, mit welchen Clemens VI den Deutschen anbefahl, „von dem verfluchten Ludwig zu lassen“. „Dein Eingang und Dein Ausgang sei verflucht! Der Herr schlage Dich mit Narrheit und Blindheit! Er vertilge Dich

mit seinem Blic! Die ganze Erde waffne sich wider Dich, der Abgrund thue sich auf und verschlinge Dich! Die Elemente mögen Dir zuwider sein, Deine Kinder mögen aus ihren Wohnungen vertrieben und vor Deinen Augen umgebracht werden.“ Ludwigs Waffe gegen alle die entsetzlichen Mittel, welche der Menschen teuflischer Witz erfunden, war sein gutes, blankes Schwert; aber das drang nicht durch, wo man den Sohn gegen den Vater, die Gattin gegen den Gemahl, den Bruder gegen den Bruder zu erregen wußte, wo man die Unterthanen zu Eidesbruch und Meuchelmord aufreizte! Da wäre dem Kaiser schon früher der Muth gebrochen worden, wenn ihm nicht ein

kleiner Theil der Seinen beständige Treue gehalten hätte. So die großen Städte im Reich, vor allen Straßburg, dessen Schutzherr, Ritter Niklas Horn, es entriestet von sich abwies, als man die Stadt aufforderte, dem Andenken des todtten Kaisers zu fluchen. So die großen Juristen und Scholastiker der Zeit, ein Johannes von Sandun, ein Wilhelm Occam, welcher des Schwertes Schutz vom Kaiser verlangte und ihm stolz die Feder dafür bot; so jener oben erwähnte, für Ludwig unermüßlich thätige Zoller, Friedrich VI, den der Kaiser selbst nach der Ampfinger Schlacht mit dem Titel „salvator imperii“ begrüßte.

Der alte Grabstein Kaiser Ludwigs führt uns zugleich eine tragische Familiengeschichte, den Tod der schönen Agnes Bernauerin, in das Gedächtniß zurück. Unter dem Throne des Kaisers reichen sich ein älterer Fürst und ein jüngerer Ritter die Hände. Die Scene bedeutet die Versöhnung, welche die Herzöge Ernst und Albrecht der Junge von Baiern schlossen, nachdem der letztere wegen der Hinrichtung seiner Gemahlin einen furchtbaren Krieg gegen seinen

Vater, den erstgenannten Fürsten, geführt hatte. Danach wird der Grabstein etwa um 1440 gearbeitet sein. Dankbar scheint also damals das Wittelsbachsche Geschlecht die Erinnerung an den kaiserlichen Ahn gepflegt zu haben, dessen Brust so hochfliegende Pläne für deutsche Selbständigkeit und Geistesfreiheit nährte; erst spätere Nachkommen haben seiner vergessen und Fuß und Herz vor jenem Rom gebeugt, das Ludwig den Baiern so bitter und unveröhnlich verfolgt hat. Uns aber ist es insonderheit ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß in dem Kampfe, den der Wittelsbacher in lebendigem Gefühl für Deutschlands Ehre und Recht durchgeföhrt hat, ein Hohenzoller ihm als unwandelbar treuer Freund in Freud' und Leid zur Seite gestanden hat!



Deutsche Kaisergräber: X. Das Grabmal Ludwigs des Baiern in der Münchener Frauenkirche. Originalzeichnung von Erdmann Wagner.

## Ueber die palästnische Volkssprache, welche Jesus und seine Jünger geredet haben.

Von Professor Franz Delitzsch.

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

Wenn wir vermöge eines unserm Denkgeiste eingegründeten Gesetzes jedes Ding als Wirkung einer Ursache und diese Ursache wieder als Wirkung einer höheren Ursache betrachten, und so die Kette der Wirkungen und Ursachen bis zu dem Wesen verfolgen, welches aller Verkettungen von Ursache und Wirkung letzte Ursache ist und selber keine Ursache hat — wenn wir da mit unserem Denkgesetze zu Ende sind und uns dieses Wesen, welches aller Dinge Urgrund, vorstellen wollen: so finden wir uns trotz alles Entgegenringens an einer nicht wegzubringenden Schranke; wir fühlen, daß alle unsere Gedanken und Aussagen in unendlicher Entfernung von ihrem Ziele bleiben, und müssen uns gestehen, daß nicht nur rednerische Bilder, sondern auch philosophische Formeln unser Unvermögen nur entweder bemänteln oder geradezu konstatiren.

Und wenn wir uns Jesus vorstellen wollen, den sündlosen und doch in sterblichem Fleischeleibe lebenden Menschen, den universalen und doch in die Schranke jüdischen Volksthum hingeingeborenen Menschen, den idealen und doch ringsum von der Prosa gemeinster Wirklichkeit umgebenen Menschen, den zeitgeschichtlich bedingten und doch über seine Zeit, ja über alle Zeit erhabenen Menschen, den Menschen, welcher mehr als alle Menschen wahrer Mensch und doch zugleich auch mehr als wahrer Mensch war, welcher sich als den Menschensohn und den Gottessohn in einzigartiger Weise bezeichnete, welcher von sich sagte, was kein Mensch je von sich zu sagen gewagt hat: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“; wenn wir uns diesen eben so göttlichen als menschlichen Menschen, sei es in seinem himmlischen Sinn oder seinem diesseitigen Wandel, vorstellen wollen: so will es uns nicht gelingen, das doppelte Wesen seiner Person einheitlich zusammenzudenken, und wenn es der Spekulation gelänge — die Phantasie ringt, ohne sich zu genügen, bis heute danach, seine Worte und Thaten, welche die Evangelisten berichten, beschreibend oder malend durch das Bild seiner äußeren Erscheinung zu ergänzen.

Wenn wir einen Menschen lieben, so finden wir alles, wodurch er unsere Liebe gewonnen, in seinem Angesichte sich aussprechen, und selbst wenn dieses an sich nicht schön sein sollte, verklärt es sich uns. Die Liebe gilt immer dem ganzen Menschen; wir lieben nie einen Menschen seiner Innerlichkeit halber, ohne zugleich Interesse an seinem Äußeren zu haben. Und wenn wir einen Menschen, den wir noch nicht gesehen, um seiner Werke willen lieben und bewundern, so entwerfen wir uns ein Bild seiner Persönlichkeit nach seinen Werken. So ist es auch mit Jesus. Wir sollen hienieden im Glauben leben und nicht im Schauen, und sollen ihn lieben, obwohl wir ihn nicht sehen. Aber wenn wir lesen, daß er seine Augen gen Himmel aufhob, daß er seine Hand über seine Jünger ausstreckte, daß Johannes an seiner Brust lag, daß die Sünderin seine Füße küßte und salbte, daß die Kranke seines Kleides Saum anrührte: so können wir doch nicht umhin, ihn uns vorzustellen, wie er lebte und lebte, und wir thun das unwillkürlich, was der Maler mit unbefristeter Berechtigung geflüßentlich thut. Wir thun es, obgleich wir durch die Erfahrung belehrt sind, daß das Bild, welches wir uns von einem Menschen machen, den wir nicht von Angesicht gesehen und doch gerne sehen möchten, gewöhnlich hinterdrein sich als nicht zutreffendes ausweist. Wie wird nun vollends das Bild Jesu, das in unserer Phantasie auftaucht oder das der Künstler fixirt, gegen die Wirklichkeit seines Anblicks zurückstehen! Fast möchten wir den Evangelisten zürnen, daß sie uns so wenig Haltpunkte gewähren. Durften sie besorgen, unserer Ehrfurcht vor dem Herrn Abbruch zu thun, wenn sie uns das Äußere seiner Erscheinung etwas näher beschrieben? Gewiß nicht, denn sie haben ihn gesehen, und ihn gesehen zu haben, ist ihre apostolische Prärogative, und Er selbst pries die Augen selig, welche sahen, was seine Zeitgenossen sahen, und Johannes, der an seiner Brust gelegen, ruft frohlockend aus: „Wir sahen seine Herr-

lichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“, und er feiert mit allen Aposteln den, welchen sie gesehen mit ihren Augen, den sie beschauen, den ihre Hände betasteten konnten, als das Leben, das ewig ist und war bei dem Vater und ist uns erschienen. Der Grund ihres Schweigens kann kein anderer sein, als daß das kurze diesseitige Leben des Herrn für ihr Bewußtsein ganz und gar verschlungen ist in das jenseitige ewige, und daß das, was an jenem für sie noch bleibendes Interesse hat, nichts anderes ist als sein Wort und Werk, an die sich der Glaube zu halten hat. Sie sind eben keine Historiker, sondern Prediger des Wortes und Werkes der Verjöhnung.

Gibt es denn aber nicht außerhalb der neutestamentlichen Schriften Nachrichten über Jesus, welche die historische Wissenschaft zur Ergänzung des von den vier Evangelien dargereichten Bildes verwerthen kann? Man sollte meinen, daß das Auftreten Jesu vor allem in seinem eigenen Volke, obwohl es ihm den Glauben versagte, doch manche Erinnerungen an charakteristische Neußerlichkeiten zurückgelassen haben werde. Aber in dem Wenigen, was die Talmude über Jesus sagen, leistet ihr Mangel an Geschichtssinn sein Neußerstes: sie irren sich sogar in dem Jahrhundert, in welchem er auftrat, und lassen ihn in Dybda statt in Jerusalem gekreuzigt werden; nur der Ausspruch: „Ich bin nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen“, wird da in einer durch Mißverständnis entstellten Form berichtet, und nur der Ausspruch: „Ich habe Macht, mein Leben zu lassen, und habe Macht, es wieder zu nehmen“, wird bezeugt, um verurtheilt zu werden; übrigens wird die Ehrbarkeit seiner Mutter verdächtigt und seine Wunder werden für aus Egypten mitgebrachte und durch Mißbrauch des geheimnißvollen Gottesnamens ermöglichte Zauberkünste erklärt. Das ist alles. Und während die Talmude und Midraschim von palästnischen Ortsnamen wimmeln und die armeligsten Dörfer und Weiler die Ehre haben, der Geburtsort des und des Rabbi zu sein, wird nur Nazaret nirgends auch nur mit Namen genannt; es ist, als ob das nationale Kulturleben dieses Nazaret, seit der Nazarener daraus hervorgegangen, ganz von sich ausgeschlossen und wie nicht vorhanden betrachtet hätte.

Es will uns also nicht gelingen, an die Neußerlichkeit Jesu auf historischem Wege hinaanzukommen. Die alten Beschreibungen und Abbildungen Jesu, z. B. in dem Schreiben des Publius Lentulus an den römischen Senat, hält nur die Leichtgläubigkeit für mehr als freie Dichtung, legendarische Erdichtung. Und gesetzt auch, daß zwei Statuen, welche Eusebius in Paneas, d. i. Cäsarea Philippi am Fuße des Hermon, sah, den Heiland und die von ihm geheilte Blutflüssige dargestellt hätten, und daß der Kopf der Christusstatue, welcher, wie Philostorgius erzählt, einige Zeit über ihre Zertrümmerung hinaus erhalten blieb, noch jetzt zu sehen wäre: er würde uns doch nicht viel helfen, denn er wäre doch nur ein Phantasiestück des heidnischen Künstlers, und überdies war jene Statuengruppe vielleicht nur eine vom Volke irrig gedeutete Darstellung des Kaisers Hadrian und der ihm huldigenden Provinz. Wir besitzen nur Ein authentisches Christusbild. Es ist das Bild des dem Seher auf Patmos erscheinenden Christus im Eingange der Apokalypse. Aber der hier Beschriebene ist der Verklärte und das Bild ist visionär — die Wirklichkeit verhält sich zu dem Geschaute wie das Sonnenlicht zu dem Spektrum. Wir aber möchten mit Geistesaugen den Herrn sehen, wie er mit Sinnesaugen gesehen ward, als er hienieden wandelte. Und könnten wir ihn nicht sehen, wie ihn die drei Jünger sahen, als er auf dem Berge verklärt ward — wir wären zufrieden, wenn wir mit Jo-Häus auf einen Maulbeerbaum steigen könnten, um einen Blick auf den Vorüberziehenden zu erhaschen. Aber es ist vergeblich: die Person dieses Geschichtlichsten aller Menschen, welche der Weltgeschichte ihr gei-

stiges Bild eingepägt und ihr dadurch eine neue Wendung gegeben, bleibt allen Versuchen, ihre sichtbare leibliche Erscheinung zu reproduciren, schlechtthin jenseitig, als wäre sie der leibhaftige Mythos. Er ist es auch wirklich, denn das Eigenthümliche des Mythos ist dies, daß er Götter und Geister auf Erden auftreten läßt, Jesus Christus aber ist, wie die Schrift sagt, Gott geoffenbaret im Fleisch und also die Wahrheit aller Mythologie, aber eben deshalb ein Mysterium, welches wissenschaftlicher Forschung oder gar neugierigem Begreifenwollen keinen Stand hält. Wir können uns den Bergprediger vorstellen, wenn er hingeseßen anhebt: „Selig sind die geistlich arm sind,“ aber wenn er mit seinem: „Ich aber sage Euch“ seine Worte gegen die Worte des Gesetzes vom Sinai setzt, beginnt er schon über unsere Fassungskraft hinauszuwachsen, und wenn er am Schlusse sich als den künftigen Weltrichter gibt, so wenden sich unsere Augen geblendet ab und seine Gestalt verschwindet uns, wie wenn Höhenrauch, wenn Sonnennebel die Fernen verschleiert.

Daß die Evangelisten so wenig und fast nichts über die äußere Erscheinung Jesu sagen, ist gewiß auch darin mit begründet, daß sie sich ihres Unvermögens bewußt waren, in der Wiedergabe seines Bildes die Wirklichkeit zu erreichen. Unter diesen Umständen darf es als ein Glück angesehen werden, daß wir wenigstens ein Stück seiner äußeren Erscheinung sicher bestimmen und beschreiben können, nämlich die Sprache, die er redete. Aber die Evangelisten kommen unserem historischen Interesse auch hierin nicht durch ein direktes Zeugniß entgegen. Es hat nicht an solchen gefehlt, die dies zur Begründung tendentiöser falscher Behauptungen mißbrauchten. In der römischen Kirche fand die Ansicht, daß Jesus und seine Jünger lateinisch gesprochen, zu Ehren der lateinischen Kirchenväter vereinzelte Vertreter, und der Engländer Black suchte mit nicht geringer Gelehrsamkeit in seinen Palaeoromica 1822 zu beweisen, das neutestamentliche Griechisch vertrat durchweg lateinische Grundlagen. Aus der Luft gegriffen ist diese Ansicht nicht: das weltgebietende Volk waren damals die Römer; Palästina mit Syrien war römische Provinz; Paulus operirt in seinen Briefen theilweise mit Begriffen des römischen Rechts wie testamentum, tutela, cura; das neutestamentliche Griechisch enthält nicht nur gräcisirte lateinische Wörter wie census, legio, quadrans, sondern auch Latinitäten, und die Ueberschrift über dem Kreuze war ja griechisch und hebräisch, mitteninne aber lateinisch. Dennoch ist nicht anzunehmen, daß der Herr jemals auch nur Einen Satz in lateinischer Sprache gesprochen, auch mit Pilatus nicht; denn die eigentliche Weltsprache war seit Alexander dem Welteroberer das Griechische; die römischen Magistrate verhandelten mit den Provinzialen griechisch; selbst innerhalb des römischen Senats debattirte man unter Kaiser Tiberius griechisch; Kenntniß des Griechischen setzte man bei jedem Gebildeten voraus; „Griechisches,“ sagt Cicero in der Rede pro Archia, „liest man fast unter allen Völkern, während das Lateinische auf seine Grenzen, und das gar enge, beschränkt ist.“ Darum durfte Paulus nicht nur an die Galater, d. i. die asiatischen Gallier, sondern auch an die Römer selber griechisch schreiben, und darum sind überhaupt alle neutestamentlichen Schriften, selbst die speziell oder doch vorzugsweise für jüdische Leserkreise bestimmten, griechisch geschrieben; sogar das Matthäusevangelium, wie es vorliegt, verräth sich durch nichts als Uebersetzung. Daß Paulus des Hellenischen ganz besonders mächtig war, brachte seine hellenistische Abkunft mit sich, aber auch den palästinischen Aposteln kann es wenigstens nicht schwer gefallen sein, sich für ihren Apostelberuf des Griechischen zu bemächtigen. Hiernach legt sich wirklich die Frage nahe, ob nicht auch Jesus griechisch gesprochen habe, wenigstens in seinen Lehrvorträgen. Der Neapolitaner Domenico Diodati in seiner Schrift De Christo Graeco loquente (Ueber den griechisch sprechenden Christus) 1767 ging freilich zu weit, indem er behauptete, man habe damals in Palästina gar keine andere Sprache als die griechische gesprochen; Alexander Roberts in seinen „Discussions on the Gospels“ (Untersuchungen über die Evangelien) 1862 und in 2. Aufl. 1864 beschränkt dies dahin, daß das Griechische die vorherrschende Sprache und die eigentliche Sprache des öffentlichen Lebens in Palästina

gewesen sei, deren auch der Herr in seinem öffentlichen Auftreten sich bedient habe, so daß also seine Reden in den Evangelien seine in ursprünglicher Gestalt überlieferten verba ipsissima (eigensten Worte) seien. Aber auch das ist nicht der wahre Sachverhalt. Denn in der Frage, um die sich's uns handelt, kommt es gar nicht darauf an, welcher Sprache sich damals die Juden Palästinas bedienten, wenn sie mit Heiden, besonders Griechen und Römern, verkehrten, oder wenn sie im weitesten Kreise lesbare Bücher schreiben wollten, sondern welche Sprache ihre Muttersprache und die Sprache ihres eigenthümlichen nationalen Lebens war. Noch besitzen wir ganze Folianten jüdischer Schulgelehrsamkeit aus den ersten christlichen Jahrhunderten, welche uns so unmittelbar, so handgreiflich als möglich belehren, daß die Sprache des nationalen Lebens nicht die griechische war. Die Nationalsprache war die hebräische, wie sie, ohne die Dialekte innerhalb ihrer selbst zu unterscheiden, im Gegensatz zur hellenischen genannt wird (Apg. 21, 40 u. ö.). Unterscheiden wir genauer, so ist der Sachverhalt dieser: die Sprache des Gottesdienstes im Tempel war ausschließlich hebräisch, die Sprache des Gottesdienstes in den Synagogen war mit Ausnahme einiger aramäischen Formeln und einiger den Hellenisten gemachten Konzessionen gleichfalls hebräisch, die Volkssprache aber war ein provinziell palästinisches Aramäisch, welches Surfi genannt ward, und die Sprache der palästinischen Gelehrtenschulen war zumeist hebräisch, aber nicht ohne häufig in jenes Surfi überzugehen, welches die populäre Sprache war und von dem Volke in allen Schichten gleichmäßig verstanden wurde. Da nun die Berufsthätigkeit unseres Herrn innerhalb seines kurz bemessenen diesseitigen Lebens nach Gottes Rath lediglich auf sein Volk oder, wie er selbst sagt, auf die verlorenen Schafe vom Hause Israel bezogen war und da er, als am letzten Passa Hellenen ihn näher kennen lernen wollen, dies als ein Vorzeichen seines nahen Uebergangs aus der Schranke der Niedrigkeit zu entschränkter Herrlichkeit ansieht — denn mit den Hellenen zu sprechen hat er keine Zeit in den drei Jahren, in denen er sich seinem Volke opfert, mit den Hellenen wird er gemäß dem Zeichen des Propheten Jona als der durch ein dreitägiges Grab hindurchgegangene Auferstandene sprechen — so ist es schlechterdings unbenkbar, weil in Widerspruch mit seinem vorerst rein nationalen Verufe, daß er auch nur einen einzigen seiner Lehrsprüche in hellenische Sprachform gefaßt haben sollte. Er sprach, wenn wir von den seinen Reden hegemischten Rückbezügen auf die Schrift absehen, auch nicht das Hebräisch, was wir jetzt so nennen; denn seine Reden hätten dann, um vom Volke genau verstanden zu werden, eines Thurgentan oder, wie dieses Wort, aus dem Semitischen ins Romanische übergegangen, lautet, eines Dragoman, d. h. eines Uebersetzers in die Volkssprache, bedurft. Nein, er sprach als ein Kind des Volkes und als ein Freund und Lehrer des Volkes das palästinische Surfi. Der berühmte Hebraist Bernardo de Rossi, dessen Privatbibliothek unter anderen Schriften 1377 von ihm durchforschte hebräische Handschriften zählte, welche jetzt der königl. Bibliothek in Parma angehören, hat in drei Dissertationen „Della Lingua propria di Cristo“ (Ueber die Sprache Christi) 1772 diese Thatsache dem Irrthum Diodatis entgegengehalten. Zwei deutsche Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, Pfannkuche in einer Abhandlung über die Sprache Palästinas und Reiske, der bewunderungswürdig gelehrte und geistvolle Rektor der Leipziger Nikolaischule, in einer Dissertation „De lingua vernacula Jesu Christi“ vertreten gegen Diodati, wie neuerdings Ed. Böhl in seiner Schrift über eine aramäische Volksbibel zur Zeit Jesu gegen Roberts, eben dieselbe über allen Zweifel erhabene Ansicht.

Das Surfi war eine aramäische Mundart, ein Abzweig des von Damask bis jenseit des Tigris verbreiteten aramäischen Dialekts, welcher jetzt nur noch in dem durch amerikanische Missionare bekannt gewordenen Neuschyrischen Urumias, Persiens und Kurbistans fortlebt. Es war ein sehr komplizirter Hergang, durch welchen das Volk Palästinas in den Besitz des Surfi kam; das babylonische Exil ist nur ein Hauptglied in der Kette dieses Hergangs. Schon lange vor dem Exil äußerte die Sprache der nördlichen Nachbarn ihren Einfluß auf das

Hebräische, schon die alte Buchsprache ziert sich mit Aramaismen und in der letzten Königszeit beginnt sie schon zu aramaisiren, ohne es zu wissen; es geschah also nicht unvorbereitet, daß die Exulanten nach und nach ihre Muttersprache mit der Verkehrssprache der Euphrat- und Tigrisländer, dem Aramäischen, vertauschten. Auch war es nichts neues, denn es wiederholte sich da, was schon in der Patriarchenzeit geschehen war: Jakob nennt das auf dem Gileadgebirge errichtete Steindenkmal hebräisch gal 'ed, Laban aber, dessen Familie die Sprache ihres Stammhauses mit der Sprache Mesopotamiens, d. h. des zwischen Euphrat und Tigris mitteninne gelegenen Landes, vertauscht hat, nennt es aramäisch jogár sahadütha, was wie jenes „Hügel des Zeugnisses“ bedeutet. Diese Sprache Labans brachten die Exulanten mit. Die Muttersprache Abrahams, der, ohne sich in Mesopotamien festzusetzen, nach Kanaan zog, war (wie Keil in seiner Einleitung 1873 erkannt und begründet hat) nicht aramäisch, sondern ursprünglich eins mit der babylonisch-assyrischen Sprache der Keilschriften und mit der Sprache der Kanaaniter oder, was dasselbe, der Phönizier, welche eben so wie die Hebräer aus dem Lande am unteren Euphrat in das Jordanland eingewandert waren. Wie nun aber die Sprache Israels eben so wie die Sprache der Phönizier sich weit von der Sprache der chaldäischen Heimat entfernte und eine eigenthümlich nationale Gestalt annahm, so entfernte sich auch das Aramäische der palästinischen Juden von der Sprache ihrer Volksgenossen in den babylonisch-assyrischen Ländern. Die Sprache der babylonischen Juden nahm eine Menge babylonischen und besonders persischen Sprachguts in sich auf und die Sprache der palästinischen, welche mitten unter Griechen und mehr griechisch als lateinisch sprechenden Römern lebten, eine Unzahl griechischer und theilweise lateinischer Wörter, und übrigens schlug die nationale Ausprägung des Aramäischen dort und hier auch in Wortbildung und Wortbiegung ihre eigenen Wege ein. Das Aramäische Palästinas galt wegen seines buntscheckigen Kolorits und seiner vielen Gewaltthatigkeiten und Unregelmäßigkeiten den Babyloniern als lischna kallila, d. h. als eine tief stehende Sprache.

Das ist die Sprache, welche Jesus und die Zwölf und die christlichen Muttergemeinden Palästinas redeten. Wir besitzen nicht allein eine reichhaltige palästinisch-jüdische Literatur, welche größtentheils in dieser Sprache geschrieben ist, sondern auch einige Ueberreste einer palästinisch-christlichen Literatur, welche nie ein sehr bescheidenes Maß des Umfangs überschritten zu haben scheint und jedenfalls weit hinter der christlichen Literatur Syriens, welche sogar Homer, Plato, Aristoteles und andere Klassiker in sich aufnahm, zurückgeblieben ist. Der umfangreichste dieser Ueberreste ist das sogenannte jerusalemische Evangelium oder Evangelien-Perikopen-Buch einer mittelalterlichen, in einer Zeit, wo diese Sprache längst ausgestorben war, geschriebenen palästinischen Handschrift der Vatikan, welches 1861—64 der Graf Francesco Miniscalchi Grizzo in Verona herausgegeben hat; außerdem gibt es einige Evangelienstücke, Psalmen und Hymnen im British-Museum, mit denen uns der Leydener Orientalist Land in seinen „Anecdota Syriaca“ 1862 vorläufig bekannt gemacht hat; auch einige von Tischendorf aus Egypten mitgebrachte und in den Besitz der kaiserlichen Bibliothek in Petersburg übergegangene Palimpseste enthalten nach Lands Untersuchung unterhalb ihrer georgischen Texte palästinisch-christliche Fragmente, z. B. einer Uebersetzung der Homilien des Chrysostomus. Alle diese Ueberbleibsel einer palästinisch-christlichen Literatur sind in syrischer Estrangelo, d. h. der alterthümlichen Evangelienchrift, geschrieben und gehören also einer Zeit an, in welcher die palästinischen Muttergemeinden sich der blühenderen, gebildeteren und deshalb stimmführenden Kirche Antiochiens, Edessas und überhaupt Syriens untergeordnet hatten, und sie geben im alten Testament die griechische Uebersetzung der Septuaginta, im neuen Testament den griechischen Text der Evangelien in slavisch buchstabischer Weise wieder, was so handgreiflich ist, daß sich die Täuschung des Grafen Grizzo, welcher jenes Evangelium Hierosolymitanum für die hebräische Urschrift des Matthäus hält, nur aus blinder Ueberschätzung des von ihm gehobenen kostbaren

Schatzes begreifen läßt. Selbst der Name Jesu lautet da meistens nicht Jeschua oder Joschu, wie er in der Landessprache lautete, sondern mehr griechisch Isos. Die Sprache aber befundet sich in Wörtern und Wortformen als eine und dieselbe mit der jüdisch-palästinischen, und wenn z. B. der Anfang der Bergpredigt hier lautet: „Tabehön meskinajja berächa“ (selig sind die geistlich arm sind), so dürfen wir annehmen, daß dies wirklich der Klang der Worte ist, mit denen Jesus anhub. Und wenn die Worte des Bergpredigers: „Thun nicht auch die Heiden also“ hier übersezt werden: „La uf bene minajja hada abdin,“ so sehen wir hieraus, was bisher niemand wußte, daß man die Judenthümer, indem man sie minim nannte, als Nichtjuden, als Heiden brandmarkte.

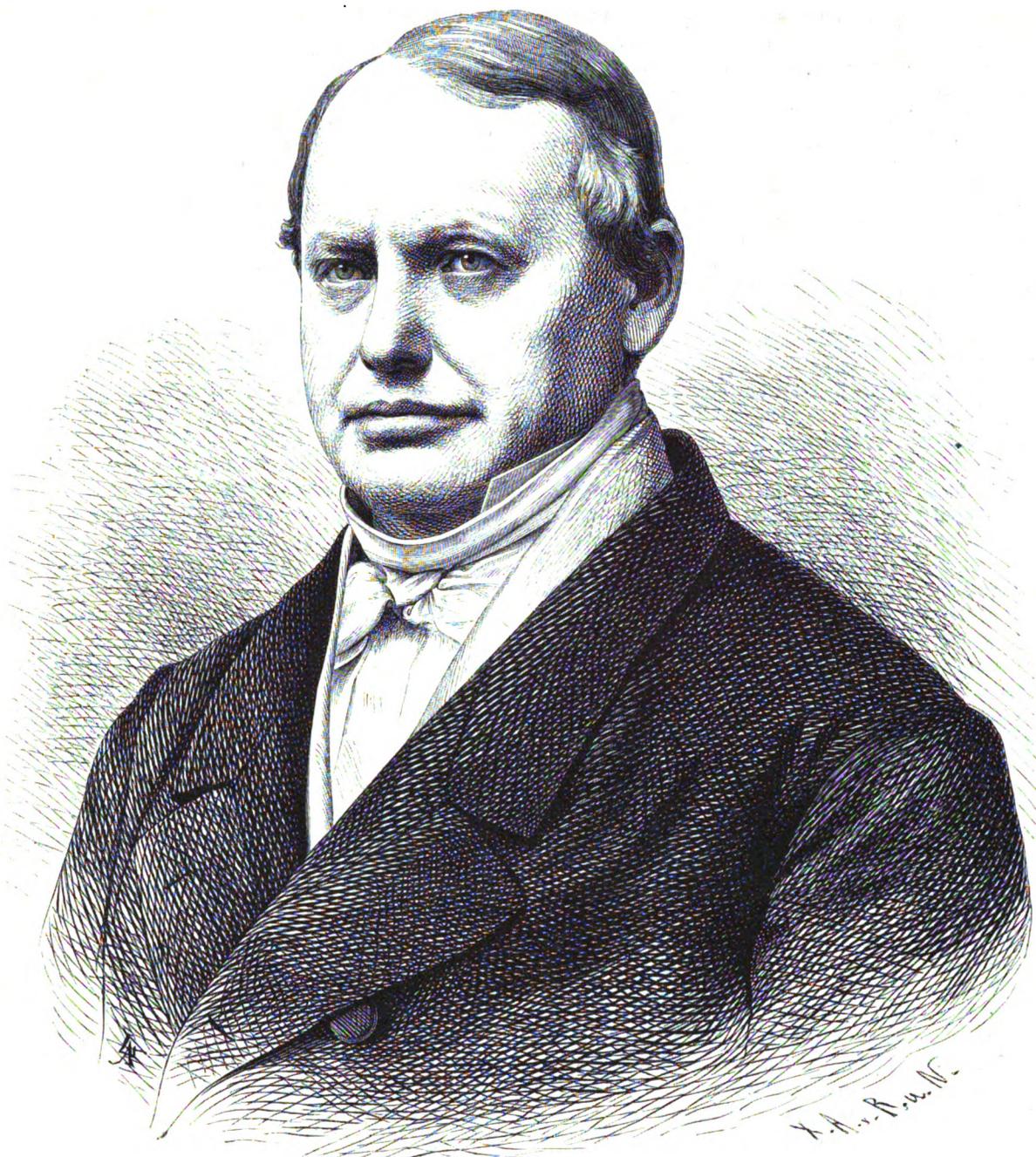
Daß der Herr diese Sprache gesprochen, bezeugen die Evangelisten selbst, indem sie einige seiner denkwürdigsten Worte nicht blos in Uebersetzung, sondern auch in ihrer Urform mittheilen. Die Tochter des Jairus ins Leben zurückrufend, sagt der Herr: „Talitha kumi“ (Mr. 5, 41); talitha (taljetha) bedeutet im palästinischen Syrisch das Mädchen oder o Mädchen. Den Taubstummen heilt er durch das Machtwort effatha oder effetha (Mr. 7, 34), welches kontrahirt ist aus etpathah oder etpethah, d. h. thue dich auf, oder: öffne dich, nämli. du taubes Ohr! Am Kreuze hangend, bricht er in den Gebetsruf aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ so aber, daß er sich nicht der hebräischen Psalmworte bedient: „Eli eli lama azabtani“, sondern sie in die entsprechenden Worte der Landessprache umsezt: „Eli eli (oder nach Mr. 15, 34 elohi elohi) lima schebaktani“ (im Griechischen, welches weder ein sch noch ein halbgutturales k hat und dem e die Färbung des benachbarten Vokals gibt: sabachtani).

Der Ausruf „elohi elohi“ lautet halb hebräisch, halb aramäisch; rein aramäisch und zwar palästinisch-aramäisch wäre elahi elahi, denn man sprach in Palästina das lange a nicht o wie die westlichen Syrer, sondern ä, wie es noch jetzt die östlichen Syrer sprechen. Der Herr hieß mär, nicht mor. Man sieht dies nicht nur aus den Worten maran atha, d. h. unser Herr kommt, womit Paulus 1. Cor. 16, 22 sein Anathema bekräftigt, sondern auch aus dem Frauennamen Martha, welcher die Herrin bedeutet. Die westlichen Syrer sprachen moron atho und mortho.

Eine andere Eigenthümlichkeit der Aussprache ersehen wir daraus, daß die samaritanische Ortschaft Schar Joh. 4, 5 Schar geschrieben wird; man spielte also das u mittelst des Mischlauts ü in i hinüber, wie die persischen Namen der Rose und Nachtigall gul und bulbul türkisch gül und bülbül gesprochen werden und im Lateinischen optimum mittelst optumus in optimum übergegangen ist, und man umschrieb demgemäß auch griechisches Ipsilon durch u, wie z. B. indem man das palästinische Syrisch Sursi oder Suristin nannte und dies Sürsi, Süristin aussprach. Der Name Syriens selbst, welcher aus Assur entstanden ist, beruht auf dieser Lautverschiebung.

Für die gewaltsamen Verkürzungen, welche sich diese Sprache gestattete, liefert uns das neue Testament mancherlei Beispiele. In Lazar (Lazaros) für Elazar ist der Anlaut abgeworfen. Golgotha für Golgolta (der Schädel) hat verkürzten Inlaut. Am häufigsten ist die Apokope, d. i. die Verkürzung des Auslauts. Aus Jeschua wurde Jeschu (Jesus), aus Jochanan Jochana (Vater des Petrus), aus Joseph Jose (einer der Brüder Jesu), aus Mattijja Mattaj (Mattaios der Evangelist), aus Schelomith Schelomi (Mutter des Johannes und Jakobus), was griechisch Salome oder vielmehr Salomi lautet. Denn man sprach das Griechische schon ganz in neugriechischer Weise. Den Rath nannte man nicht bule, sondern huli (wuli) und den Rathsherrn, wie Joseph von Arimathia einer war, nicht buleutes, sondern bulevtis (wulevtis). Die Sprache wimmelt von solchen griechischen Wörtern. Sogar althebräische Namen wanderten gräcisirt zurück. So ist z. B. Symeon die gräcisirte alte Namensform, Simon die unter Einfluß des Griechischen entstandene palästinische.

Wie die Sprache im Zwiegespräch klang, mögen zwei alte Geschichten aus der Fastenzeit des großen Verhöhtages gegenwärtigen. Die eine wird erzählt, um zu zeigen, daß der



George Feskiel. († 24. Februar 1874.)

Mensch nach Verbotenem verlangt, hingegen auf Erlaubtes leicht verzichtet. Rabbi Chanaj lag krank und klagte dem Rabbi Mana, der ihn besuchte: „Ssachena,“ mich dürstet. Dieser sagte: „Schethi,“ trinke (ohne Dich dadurch, daß Fasttag ist, abhalten zu lassen)! Als er weggegangen war und zurückkam, fragte er: „Ma abdat hahi ssachjüthach,“ was macht Dein Durst? Der Kranke antwortete: „Kad scheretha li azlath lah,“ als Du mir's erlaubt hast, ist er vergangen. Die andere Geschichte wird erzählt, um zu warnen, daß man einem Kinde im Fasten nicht zu viel zumuthen soll. Ein Mann ging mit seinem Töchterchen über die Straße; sie rief: „Abba, ssachja ana,“ mein Vater, ich bin durstig, und er antwortete: „Urchin ssibchar,“ warte ein wenig. Nach einer Weile rief sie wieder: „Abba, ssachja ana,“ und er antwortete wieder: „Urchin ssibchar,“ sie aber sagte nichts weiter und war bald eine Leiche.

Es muß auffallen, wie tonangebend da überall der a-Laut durchklingt. Ein Rabbi Jonathan aus Beth-Gubrin sagte deshalb: „Vier Sprachen sind würdig, daß die Welt sich ihrer bediene, das Griechische zum Gesang, das Römische zum Kampf, das Syrische zur Elegie und das Hebräische zum Vortrag. Wenn Jesus sich in der Passanacht zum Passamahl niederließ, so eröffnete er dieses gewiß mit eben denselben Worten, mit

denen es noch jetzt der Hausvater eröffnet, indem er auf die ungesäuerten Brote hinzeigt: „Ha lachma anja di achalu ahathana“ (das ist das armselige Brot, das unsere Väter gegessen haben). Klingt das nicht feierlich und zwar in elegischer Weise?

Diese Sprache sprach Jesus und, weil herangewachsen in Galiläa, war er und galt er für einen Galiläer, und seine zwölf Jünger mit Ausnahme nur des Verräthers, des Mannes aus Kerijoth, waren Galiläer. Die Galiläer, sagt der babylonische Talmud, verwendeten keine Sorgfalt auf Korrektheit der Sprache. Ein Galiläer, wird dort erzählt, fragte einmal: „Amar leman?“ (wem gehört dieß amar?) und man erwiderte: „Närrischer Galiläer, meinst Du einen Esel hamar zum Reiten oder Wein hamar zum Trinken, Wolle 'amar zur Kleidung oder ein Lamm imar zum Schlachten?“ Sie unterschieden die Kehls- und Hauchlaute nicht gehörig und hatten dieß mit den Samaritanern, und, wie die Sprache und Schrift der Denkmäler zeigt, mit den alten Babyloniern und Assyriern gemein. Daher kam es, daß Petrus im Hofe des Hohenpriesters sich nicht verleugnen konnte, obwohl er wollte. „Wahrlich,“ sagten die Umstehenden zu ihm, „Du bist auch einer von denen, denn Deine Sprache verräth Dich!“ (Mt. 26, 73.) Auch die

Sprache Jesu wird trotz des alle nationale Bildung überbietenden Inhalts, den er in sie hineinlegte, in Lautirung, Accent und Wortformen auf seine Heimat haben schließen lassen; denn das Provinzielle an der Sprache, die wir sprechen, ist, wenn auch nicht in gleicher Dosis, eine unveräußerliche Mitgift der uns angestammten Natur. Die neutestamentliche Schrift enthält galiläische Provinzialismen. Die Benennung des Donners *regōsch*, wonach Jesus die Donnerstinder benannte (Mr. 3, 17), die weibliche Namensform *Ginnesōreth* für den Ginnesarsee, die dunkle Aussprache *rabbāni* für *ribbōni*, womit Maria von Magdala dem göttlichen Meister huldigt — alles das sind in der uns vorliegenden Nationalliteratur unbelegbare Wortformen und Wortklänge.

Der Sohn Davids ist weissagungsgemäß in Bethlehem Judas geboren, aber seine Vaterstadt ist Nazaret Galiläas. Wie Sulamith, die Braut des Hohenliedes, aus Sulem (Sunem) am Fuße des kleinen Hermon in nächster Nähe Narns und unfern von Nazaret und dem Tabor stammt, also aus Unter-galiläa, und wie Salomo aus seiner Königsstadt zu der Niedrigkeit dieser ihrer Heimat herabsteigt: so ist auch die Kirche, die Braut des himmlischen Salomo, ihrer irdischen Abkunft nach eine Galiläerin. Mit Recht sagt einmal Hamann in seiner tief sinnigen Weise: „Man gehe, in welche Gemeinde der Christen man wolle — die Sprache an heiliger Stätte wird das Vaterland und die Genealogie der Christen verrathen, daß sie heidnische Zweige sind, gegen die Natur auf einen jüdischen Stamm gepflanzt; je erbaulicher der Redner sein wird, desto mehr wird uns sein galiläisches Schibboleth in die Ohren fallen.“ Joachim Jungius, jener geniale Denker und Forscher, dessen Andenken Goethe wieder aufgefrischt hat, erregte in Hamburg seit 1630 einen nicht zu beschwichtigenden Sturm, als er behauptet hatte, das neue Testament sei so wenig in reinem Griechisch geschrieben als Christus reines Hebräisch geredet. Ein Jahrhundert später durfte Bengel das Paradoxon münzen: „*Dei dialectus soloecismus*“ (Gottes Mundart ist Regelwidrigkeit), welches sich aneignend Hamann vom Stile

der neutestamentlichen Schrift sagt: „Das äußerliche Ansehen des Buchstabens ist dem unberittenen Füllen einer lastbaren Eselin ähnlicher als jenen stolzen Hengsten, die dem Phaethon den Hals brachen.“

Der Herr hatte auch schlechthin nur ihm eigenthümliche Worte und Wendungen, wie wenn er besonders feierliche Aussprüche mit *amen amēna* (bei Johannes: *Wahrlich, wahrlich, ich sage*) zu beginnen pflegte, weshalb er in der Apokalypse als der treue und wahrhaftige Zeuge der Amen genannt wird (3, 14). Aber ihrer Grundlage nach war seine Sprache die seines Volkes und Landes. Das Christenthum ist ein galiläisches Gewächs. Schon die Namen, die wir führen, verrathen es; der Name Thomas ist griechisch = aramäisch, der Name Simon ist eigenthümlich palästinisch-aramäisch und der Name Magdalena stammt aus Magdala in der schönen Landschaft am galiläischen Meere. Ja wir alle reden, auch ohne es zu wissen, in aramäischen, in palästinischen Worten. Wenn wir Jesus als Messias bekennen, wenn wir des Herrn Mahl das neutestamentliche Passa nennen, wenn wir zu Gott mit dem kindlichen *Abba* beten, so sind dies die aramäischen Worte *meschicha*, *pas-cha*, *abba*, und wenn wir den Namen Jesu aussprechen und mit dem Mariarus *Rabbuni* ihm zu Füßen fallen, so sind dies palästinisch-galiläische Formen. Mit dem Friedensgrüße „*Schelama lechōn!*“ begrüßte auch noch der Auferstandene seine Jünger, und mit einem Zurufe in dieser Sprache: „*Schaul, Schaul, lemā redāft jathi?*“ (Saul, Saul, warum verfolgst Du mich?) brachte der Erhöhte den Saulus vor Damask zur Besinnung (Apg. 26, 14). Wie Saulus Worte hörte, ohne eine Gestalt zu sehen, so müssen auch wir zufrieden sein, uns den Klang und die Art seiner Rede näher gebracht zu haben — er selbst bleibt über die Möglichkeit der Beschauung erhaben; nicht nur seine Herrlichkeitsgestalt, auch schon seine Knechtsgestalt blendet uns, daß wir die Augen abwenden müssen, nämlich die ihn sinnlich fixiren wollenden Augen — wir werden ihn einst sehen von Angesicht, aber diesseits läßt er sich nur erschauen mit Augen des Glaubens.

## George Hefekiel.

Nachdruck verboten.  
Gef. v. 11./VI. 70.

Das Daheim erfüllt eine Ehrenpflicht, wenn es heute den Dichter schildert, der ihm nahe gestanden und seine letzten Gaben in ihm niedergelegt hat. Einem großen Theile unserer Leser ist er ein vertrauter und befreundeter Schriftsteller gewesen. Hefekiel war eine durchaus eigenartige Natur, zu deren Verständnis man einige unerläßliche Eigenschaften mitbringen muß. Wer nicht einigermaßen historisch gerichtet ist, wird ihm kaum näher treten, und wer nicht aus einem Lande gebürtig ist, das zu des großen Kurfürsten Zeiten preussisch war, wird ihn in seiner eigentlichen Stärke schwer verstehen. Denn er war durchaus ein historischer Poet, und um ihn zu genießen, muß man Freude haben an seinen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Feinheiten; er war ferner in seinem besten Empfinden ein Poet der brandenburgisch-preussischen Herrlichkeit, und um das nachzufühlen, muß man einige hundert Jahr alte Tradition im Leibe haben. Das war seine innerste Eigenart, daneben hat er sich erwärmt für die Glanzzeit der Bourbonen wie für das stattliche Treiben der Wiener Hofburg, für die stolze Kraft deutschen Städtelebens und für noch weiter zurückliegende Erscheinungen, denn alle Zeiten und Stände der vaterländischen Geschichte waren ihm vertraute Stoffe, aber die besten Werke stammen doch von seiner auserwählten Domäne, dem brandenburgisch-preussischen Boden.

Wer sich von einem solchen Manne angezogen fühlt, dem konnten nicht leicht angenehmere und interessantere Plauderstunden geboten werden, als wie er sie an dämmerigen Nachmittagen, wenn die Pflichten seiner Redaktion hinter ihm lagen, in dem hohen Arbeitszimmer seiner Berliner Wohnung hielt. Er pflegte dann im bequemen Hauskleide am Fenster zu sitzen, oft den Kopf auf die Brust gesenkt, die kurzfristigen Augen wie ausruhend halb geschlossen. Da liebte er es, sich vom Gespräch behaglich führen zu lassen, bald hier eine Anekdote

einzustreuen, bald dort ein Schlaglicht auf eine dunkle Episode der Geschichte fallen zu lassen. Er spazierte durch die Staatsgeschichte wie ein Hausherr durch die Reihe seiner Gemächer, und wenn er bei einem glorreichen oder auch einem verkannten Ereignisse der brandenburgisch-preussischen Geschichte ankam, so verweilte er bei ihm, wie wenn der Hausherr bei einem Lieblingsgegenstande sinnend stehen bleibt. An den Wänden von Hefekiels Arbeitszimmer stand das Arsenal seiner historischen Schriftstellerei: die geschichtlichen und heraldischen Werke, die Städtechroniken, die Familien- und Spezialgeschichten und was er sonst gesammelt hatte in seiner Fachwissenschaft.

In solchen Stunden genußreichen Gesprächs wurde einst „das Buch vom Grafen Bismard“ geplant, und ich erinnere mich, als wenn es gestern gewesen wäre, seines bestimmten „da haben Sie Recht“, als ich ihm gesagt hatte: „Sie sind der Einzige, der das machen kann, Herr Hofrath, und das müssen Sie machen und werden Sie machen.“

Er wußte in solchen Stunden vertraulicher Besprechung mit großer Feinfühligkeit auf Ideen anderer einzugehen. Da er niemals auf Borrath schrieb, auch niemals etwas anbot, so bedurfte es immer einer besonderen Anregung, wenn das Daheim ein Werk von ihm haben wollte. Solchen Anregungen verdanken die beiden Romane „Der Buchführer von Lemgo“ und „Der Drossart von Jeyst“ ihre Entstehung. Gern ging er auf die Idee ein, die alte Hansestadt Lemgo zum Schauplatz eines kulturgeschichtlichen Romans zu machen, und als ein Jahr darauf wieder ein ähnliches Ansuchen gestellt wurde, antwortete er gleich mit der Gegenfrage: „Haben Sie denn wieder einen Stoff?“ Herford und Bielefeld wurden vorgeschlagen und acceptirt. Die Spezialgeschichte solcher Einzelorte war Hefekiel aus dem Zusammenhange der Territorialgeschichte so vertraut, daß er nur eines kurzen Auf-

enthaltens an Ort und Stelle bedurste, um seiner Darstellung die nöthige Lokalfarbe zu geben. Die Handlung erfand er dann treu im Tone und Geiste der Zeit und gern mit möglichster Anlehnung an historische Persönlichkeiten und Vorkommnisse in die Lokalität hinein. So entstanden die Romane, welche die Bewohner durch Ortskenntniß und Lokalfarbe sowie durch Wiederbelebung längst vergessener Personen und Vorkommnisse in Erstaunen setzten. Wie behaglich lächelte Hefekiel, wenn ich ihm erzählte, daß die Hinteler und Lemgoer die Landstraße abgeschritten hätten, auf welcher der Buchführer zwischen ihren Städten dahin gefahren war! „So gut hat's selten der Dichter, daß er die Wirkung seines Werkes so unmittelbar erfahren kann,“ meinte er. Ueber den „Drossart“, und daß die Herforder sich im Wochenblatte über das Haus den Kopf zerbrechen, in dem er gewohnt hat, habe ich dem Dichter leider nicht mehr berichten können.

Der alte Herr war durchaus nicht, was man einen schönen alten Mann nennt; die Jahre und das Podagra hatten ihn schwerfällig im Bewegen gemacht, sein Gesicht war so kurz, daß man die Vorstellung hatte, er sähe den vor ihm Sitzenden kaum. Aber wenn er sprach, so machte er sofort den Eindruck einer bedeutenden und wohlwollenden Natur. Für jemanden, der seiner Anschauungsweise fern stand, mußte er in seinem festgeschlossenen und unabänderlichen Ideenkreise total unverständlich sein. Leute seines Gepräges sind wie seltene Münzen, die keinen gewöhnlichen Kurs haben. Für kongeniale Naturen war er außerordentlich sympathisch und erfrischend. Seine Ausdrucksweise hatte oft ein historisches Kolorit; wie er es in seinen Schriften verstanden hat, durch den Ausdruck oft so überaus fein den Parfüm und die Klangfarbe bestimmter Zeiten wiederzugeben, so konnte er das auch in mündlicher Rede. Das Malerische und Kernige dieser seiner Ausdrucksweise hat mich oft behaglich angeweht. Ob ihm auch der höfische Ton nicht fremd war, so beherrschte er den derben doch besser, und ich bewahre in meinem Gedächtnisse herzerquickliche Erinnerungen an unumwundene Ausdrücke aus den letzten Jahren, als sie anklingen, ihm nicht mehr zu gefallen, die in Friedrich Wilhelms I Geiste gedacht waren.

George Hefekiel ist 25 Jahre lang Redakteur an einer Zeitung gewesen, und doch werden die meisten seiner Freunde der Meinung sein: Er war kein politischer Mensch. Er war ein Dichter, kein Politiker. Er war Royalist und Brandenburger, — Royalist mit der Phantasie, Brandenburger mit dem Herzen. Als er einst an einem jener Nachmittage, es war eine dunkle regnerische Stunde, mit wehmüthiger Resignation klagte, er könne nicht mehr mitkommen, er behalte seinen alten König von Preußen, für den er gekämpft und gelebt, für das Neue sei er zu alt — ein Klagesenzer des alten vereinsamten Kämpen, der etwas ergreifendes hatte — da warf ich ihm tröstend ein, er gemahne mich an die Getreuen Kurfürst Friedrichs III von Brandenburg, denen der König von Preußen auch nicht in Herz und Kopf gewollt hatte, und behauptete scherzend, wenn er zu jener Zeit gelebt hätte, würde er auch hernach stets über die alte brandenburgische Herrlichkeit geklagt haben. Der Vergleich schien ihm zu gefallen, und er erwiderte lächelnd, die Weltgeschichte möge ja Recht haben, aber ihm spiele sie etwas grausam mit.

Das war aber alles nicht bewußte Feindseligkeit gegen das Neue, sondern Liebe zum Altvertrauten. Es war das Herz, das eigensinnig liebende anhängliche Herz, was den kühlen Verstand beherrschte. Und deshalb war er kein politischer Mensch, wohl aber war er eine historische Natur in allem Fühlen und Denken. Er kannte die Geschichte nicht nur mit dem Kopfe, er erkannte sie mit dem Herzen. Er wußte nicht nur die Ereignisse, sondern er fühlte sich auch hinein in das Empfinden und Denken, Dichten und Trachten der Menschen in den Jahrhunderten. Er war ein Freund jeder kräftigen, farbigen und scharf geformten Erscheinung in der Geschichte; deshalb verherrlichte er nicht nur den deutschen Adel, sondern auch das deutsche Bürgertum, wie seine Städtegeschichten und seine beiden letzten Romane im Daheim beweisen. Auch darin zeigte er sich als Dichter, daß ihn besonders die glänzenden

prächtigen Stoffe anzogen, wie er sie in seinen französischen Royalistenromanen behandelt hat. Er war ferner stets ein Mann der Minorität, politisch wie dichterisch. Wer seinen inneren Lebensgang genauer kennt, wird vielleicht ausführen können, wie zuerst sein Herz aus Bewunderung und Mitleid für unglückliche Königsfamilien und verkannte Stände und Menschen ihn auch politisch bestimmt hat. Bei Hefekiel dem Dichter tritt die Scheu vor Gemeinschaft mit der Mehrzahl im großen und Kleinen klarer hervor. Er liebte besonders in letzter Zeit eine knappe gebrungene, oft herbe Sprache, ungewöhnliche Wortbildungen, die aber stets etwas haarscharf Bezeichnendes haben; er verschmähte gerne den ihm geläufigen Reim, kehrte zu älteren Versformen zurück und liebte verborgene Mitteilungen und Klangmalereien. Das hat besonders seinen Gedichten in der Popularität viel geschadet und doch gibt es kaum mächtigere, energischere, durch Anlaut und Silbenklang wie Säbelgeklirr und Handgemenge wirkende Gedichte, als z. B. seine kurzen Verse über die blaue Dragonerbrigade von Mars la Tour und ähnliche.

So schwebt das Charakterbild des Dichters vor meiner Erinnerung als eines der letzten einer entschwindenden Generation. Möge es dem neuen Reiche nie an Dichtern fehlen, die mit dem liebenden Herzen, dem hellen Auge und der gestaltenden Feder Hefekiels sich zurückwenden in die Zeiten, die vergangen sind.

George Hefekiel ist ein Kind der alten Musenstadt Halle. Dort wurde er am 12. August 1819 dem Diakonus von St. Moritz, dem auch als Dichter und Jugendschriftsteller seiner Zeit geachteten Dr. Friedrich Hefekiel geboren. Dort wuchs der Knabe auf, zuerst als Schüler der Bürgerschule, dann des Pädagogiums; dort erzählte er seine ersten Geschichten der andächtig lauschenden „kleinen“ Schwester, dort machte er seine ersten Reime unter Anleitung seines Großvaters, des Land- und Stadtgerichtsdirektors Schwarz, eines zu dem Gleimschen Kreise gehörigen Dichters, dort schlug er sich tapfer mit den Söhnen der „Halleoren“ herum, denen er später in seiner Erzählung „Im Thale“ ein Denkmal gesetzt hat. Im Jahre 1832 sandten ihn seine Eltern auf die Klosterschule zu Rosleben in Thüringen, wo ihm eine Wigleben'sche Freistelle das Studium bis zur Universität erleichterte. Seine Schulkameraden, die Söhne des thüringischen Adels, begleitete er in den Ferien oft auf die umliegenden Schlösser und Landitze, wo er den Grund legte zu seinen heraldischen Kenntnissen und einen Vorrath von alten Familiengeschichten sammelte, auch schon manches Gedicht und manche Novelle aufs Papier warf, die von seiner früh gewonnenen Vorliebe für den deutschen Adel zeugten.

Nach siebenjähriger Pensionszeit verließ er Rosleben, ein lang aufgeschossener blonder Bursche von 20 Jahren, der kurz zuvor bei einer Schulfeierlichkeit mit großem Beifall „Minna von Barnhelm“ gespielt hatte, und bezog, auf Wunsch seines Vaters, der inzwischen als Generalsuperintendent nach Altenburg gekommen, als Student der Theologie die Universität Jena, die er aber bald mit seinem heimathlichen Halle vertauschte. Doch auf beiden Universitäten scheint der Fectboden ihn mehr angezogen zu haben, als das Studium, namentlich befürmerte er sich nicht viel um die Theologie. Heinrich Leo war der einzige Professor, der ihm imponirte; seine Vorträge besuchte er mit fleißigem Eifer, unter seiner Anleitung vertiefte er sich in historische Quellenstudien. Gern erzählte er noch später davon, wie er mit Leo bei strömendem Regen spazieren gegangen und dabei ein Privatissimum über Beornulf gehört, zu dem er als einziger Zuhörer sich hatte einschreiben lassen. Daneben diente er im 32. Infanterieregimente sein Jahr als Freiwilliger ab. Während dieser Zeit verlor er seinen Vater und gab nun die Theologie vollends auf. Neben der Geschichte studirte er seitdem Philosophie.

Nächst Leo hatte der Vorkämpfer der Romantik, Friedrich de la Motte-Fouqué, auf den Studenten Einfluß gewonnen; der Dichter der „Undine“ führte ihn auch in die Lesewelt ein, indem er zu seinem ersten Bändchen Gedichte: „Der Sagg-Saal“ eine Vorrede schrieb. Bald folgte sein erster Roman: „Licht und Schatten aus einem Dichterleben“, in wel-

dem sich Fouqués Einfluß noch durchweg zeigte. Im J. 1846 übernahm er — nach Altenburg übergesiedelt — die Redaktion eines belletristischen Journals: „Die Rosen“, und vermählte sich bald darauf mit Elisabeth Förster, der Tochter des Gotha'schen Hauptmanns a. D. Förster, der unter dem Namen „Alexis der Wanderer“ damals ein beliebter Schriftsteller und der erste Uebersetzer des Don Quixote war.

Aus mancherlei Schwankungen in seinen kirchlichen und politischen Anschauungen, die zum Theil in seinen damaligen Romanen sich treu abspiegelten, riß ihn das Jahr 1848 heraus; dasselbe bezeichnet einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben. Im April zog er nach Zeitz in der Provinz Sachsen, und übernahm dort die Redaktion eines konservativen Blattes: „der patriotische Hausfreund“, das er unter großen Schwierigkeiten sechs Monate lang wider den politischen Zeitstrom hindurchsteuerte. Länger ließ es sich nicht halten, und länger duldete es auch Fesekiel nicht in Verhältnissen, die nicht ungemüthlicher gedacht werden konnten.

In jenen Septembertagen, wo ihm Abend für Abend das Volk eine Kapelmusik brachte, wurde er zum Korrespondenten der neugegründeten Kreuzzeitung ernannt, und im November siedelte er ganz nach Berlin über, wo ihn Wagner wenige Tage später als Mitredakteur an seinem Blatte fest anstellte.

In dieser Stellung ist er dann bis an seinen Tod geblieben, und in seinem Retrolog konnte ihm die Kreuzzeitung bezeugen: „25 lange Jahre hindurch hat er seine Pflichten mit seltener Treue erfüllt, und nie sind sie ihm schwer geworden; denn die Arbeit war ihm eine Freude.“ Neben seinen Redaktionsarbeiten vernachlässigte er aber auch nicht seine Dichtergaben; er verkehrte viel mit Ludwig Tieck, war unter dem Namen: „Matthias Claudius“ ein reges Mitglied des literarischen Sonntagsvereins: „Tunnel über der Spree“; 1855 begann er in der kürzlich eingegangenen „Berliner Revue“ mit dem Roman: „Von Turgot bis Baboens“ jenen Cyklus französischer und vaterländischer, namentlich preussischer Romane, die seinen Namen so allgemein bekannt und beliebt gemacht haben, und deren letzter: „Der Drossart von Beyst“, erst kurz vor seinem Tode vollendet wurde. In seinen freien Stunden beschäftigte er sich mit historischen und heraldischen Studien, wie er denn auch Mitglied des Vereins

für Berlins Geschichte und des Vereins für Wappenkunde Herald war. Die Kriege von 1864, 66 und 70/71 begeisterten ihn zu patriotischen Liedern ohne Zahl, unter denen manches unvergessen bleiben wird; dazwischen wanderte er zu Fuß in der Mark umher, mit der er mehr und mehr verwich, und als ihm das immer heftiger auftretende Podagra die Fußtouren verbot, setzte er seine Ausflüge zu Wagen fort. Sein Gesundheitszustand nöthigte ihn auch bald zu alljährlichem Besuche der böhmischen Bäder. Im Jahre 1869 und 70 bereifte er Westfalen, auf dessen „rother Erde“ er die Stoffe für seine zwei letzten, im Daheim erschienenen Roman suchte und fand.

Was Fesekiel als Biograph geleistet, ist allen Lesern seines Bismarckbuches bekannt; eine andere Reihe von Lebensbildern ist erst unlängst erschienen unter dem Titel: „Gefangene Frauen. Alte Bilder in neuen Rahmen.“ (Leipzig, C. G. Theile); das von Adolf Neumann nach dem in der Gemäldesammlung des regierenden Herzogs von Dessau befindlichen Originale in Stahl gestochene Porträt der 1751 von Friedrich d. Gr. nach Colberg verbannten Markgräfin Leopoldine von Brandenburg-Schwedt ist diesem höchst interessanten Buche, das zehn solcher Frauenbilder enthält, beigegeben. Ein zurückgelassenes Werk, dessen erstes Heft so eben herausgekommen, das „Sieben-Königsbuch“ (Darmstadt, lit.-art. Anst.), wird die Könige von Preußen schildern.

Im Sommer 1873 machte er eine Reise nach Thüringen, um die Stätten seiner Jugend noch einmal zu sehen; auf der Wartburg feierte er seinen letzten Geburtstag. Das hatte ihn geistig erfrischt, wie ihn der Besuch von Karlsbad körperlich stärkte. Wie seit seinem 25. Jahre lebte er auch nach seiner Rückkehr mit wenigen Ausnahmen in seinem Hause für sein Haus. Man könnte unter sein Bild die Gvetheschen Worte setzen: „Tages Arbeit, Abends Gäste, Saure Wochen, frohe Feste.“ So floß sein Leben still dahin, bis es im Februar d. J. einen plötzlichen Stoß erhielt. In der Nacht zum 24. Februar stellten sich plöglich heftige Beklemmungen ein, die er sofort als Zeichen des Todes erkannte, dem er stets mit der Ruhe des Christen ins Auge geschaut hatte. Gegen Morgen schief er ein, halb sechs öffnete er die Augen noch einmal, ein Athemzug, und ohne Todeskampf hatte ein Herzschlag seinem Leben ein Ende gemacht. D. R.

## Am Familiäntische.

### Ein päpstliches Breve.

Wir leben in einer Zeit, wo unsere Augen fast mit Gewalt auf die katholische Kirche gerichtet werden. Wenn nun auch einzelne fromme Katholiken uns die Hand reichen und sich freundlich zu uns stellen, so müssen wir doch auch sagen, die katholische Kirche hat niemals eine freundliche Stellung zu uns eingenommen, und die Päpste sind fast durchgängig von einer ganz ungläublichen Anmaßung gewesen. Dafür ist ein neuer Beweis ein Dokument, welches aus dem siebenjährigen Kriege stammt, den der damalige Papst in seinem Fanatismus auch zu einem Religionskriege machen wollte. Behe uns, wenn der König unterlegen wäre!

Friedrich der Große nannte spottend den Feldmarschall Daun „den Mann mit dem geweihten Gute“. Wie er dazu kam, wissen wir nicht, indem der Papst an Daun zwar einen geweihten Degen sandte, aber sich nicht wohl annehmen läßt, es sei demselben früher oder später ein geweihter Hut verliehen. Möglich, daß mit dem Degen auch ein Hut ankam, dessen nicht Erwähnung geschieht. So bekannt nun die Aeußerung des Königs ist, so wenig scheint uns das päpstliche Breve bekannt zu sein. Man höre und staune!

„Unserem geliebtesten Sohne in Christo, dem Feldmarschall von Daun, erstem kommandirenden General Ihrer apostolischen Majestät, Papst Clemens XIII.

„Geliebtester Sohn in Christo, Unseren Gruß und apostolischen Segen zuvor!

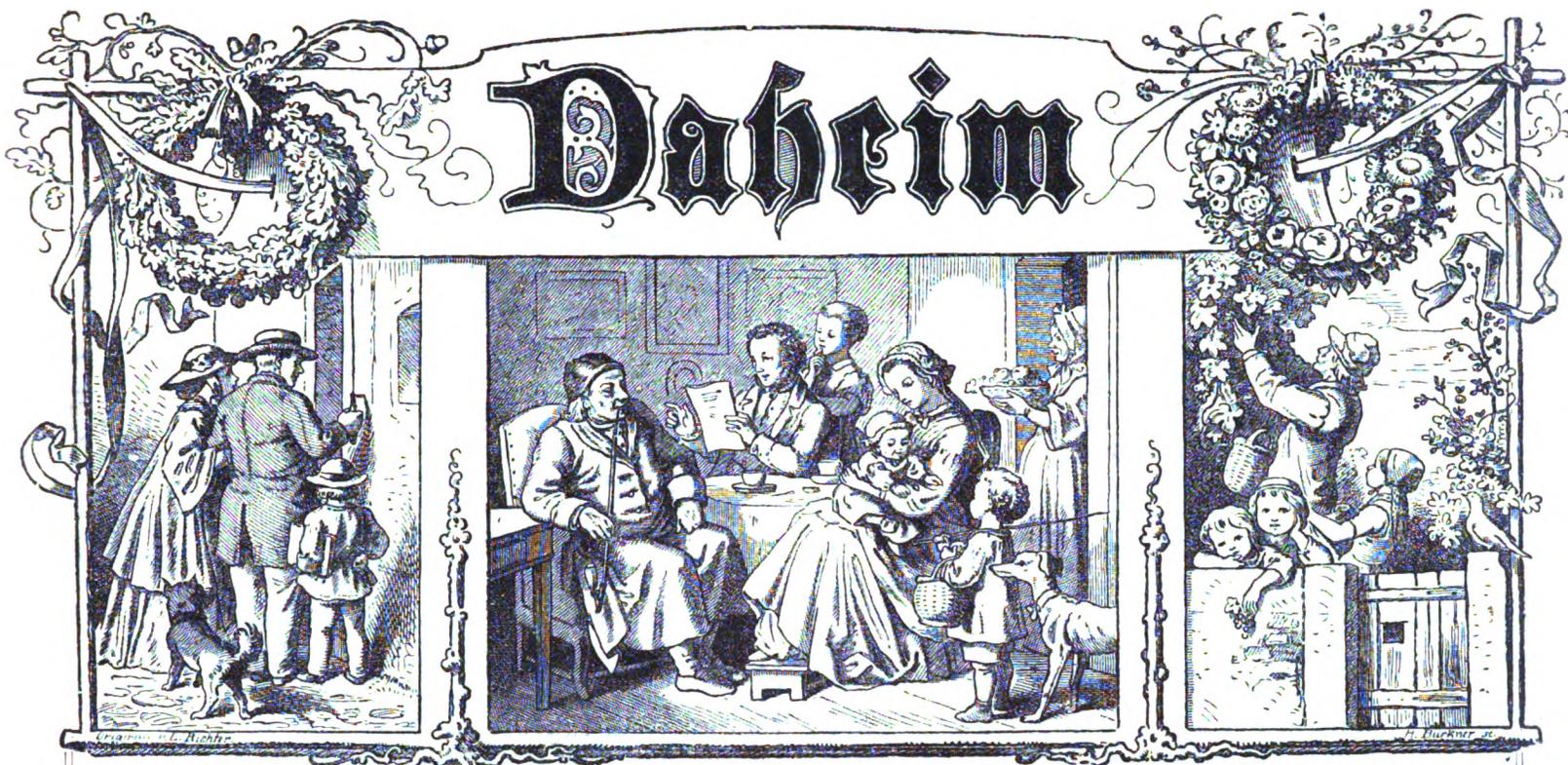
„Wir haben mit lebhaftester Empfindung des Vergnügens die Nachricht von Deinen im Kriege gegen die Keger verrichteten Heldenthaten, vornehmlich von dem bewunderungswürdigen Siege vernommen, welchen Du am 14. October letztvergangenen Jahres über die Preußen davongetragen. Wir haben deshalb als Vater der Rechtgläubigen Unseres Amtes gemäß gehalten, die wundervollen Wirkungen Deiner Tapferkeit mit der Kraft Unseres Segens noch zu verstärken, und finden für gut, das Beispiel Unseres Vorfahren auf dem päpstlichen Stuhle nachzuahmen, der die Heldentugenden des Prinzen Eugen, seligen Andenkens, wegen seiner gegen die Ungläubigen erfochtenen öfteren Siege mit einem geweihten Hut und Degen belohnte. Wenn Du nun diesen Helden und

Beschützer der Kirche an Tugenden weit übertriffst und gegen Keger streitest, die mit einer viel beharrlicheren Bosheit als die Ungläubigen selbst den abscheulichsten Irrthümen anhängen, so ertheilen wir Dir den himmlischen Segen dahin, daß Du vermittelt des hier beikomenden Degens die Keger vertilgen mögest, deren pestilenzialischen Gestank die Hölle ausgebrüht hat. Der Würgeengel soll Dir zur Seite stehen; er wird das schändliche Geschlecht der Anhänger Luthers und Calvins umbringen, und der höchste Rächer aller Verbrechen wird sich Deines Armes bedienen, um das gottlose Volk der Amalekiter und Moabiter bis auf den Grund auszurotten.

„Dein Arm rauche stets von dem Blute dieser Gottlosen; lege diesem Baume, der so verfluchte Früchte getragen, die Axt an die Wurzel und lasse die nördlichen Gegenden Deutschlands nach dem Beispiele des heiligen Karl des Großen mit Schwert, Feuer und Blut wiederum zum wahren Glauben gebracht werden. Entsethet bei den Seligen im Himmel eine so große Freude über ein vertrretes, aber wiederergundenes Schäflein, mit welcher Freude wirst Du dann nicht erst die Heiligen und Rechtgläubigen erfüllen, wenn Du diese Menge der Verfluchten und Gottlosen in den Schoß der göttlichen Mutter, der Kirche, zurückführst! Die akerheiligste Jungfrau Maria, welche zu Mariazell mit höchster Andacht verehrt wird, helfe Dir in Deinen Unternehmungen! Es bete für Dich der heilige Nepomuk aufs inbrünstigste, und der ganze Himmel mit allen Seligen und feierlich erklärten Heiligen verleihe Deinen Thaten einen glücklichen Fortgang! Von dieser Hoffnung belebt ertheilen wir Dir nochmals den apostolischen Segen!

„Gegeben zu Rom unter dem Fischerringe am 30. Januar 1759, im ersten Jahre Unserer päpstlichen Regierung.“

**Inhalt:** Das grüne Thor. (Fortsetzung.) Roman von E. Wichert. — Fischende Elstern. Von Graf E. Reichenbach. Mit Illustration von F. Specht. — Deutsche Kaiserstätten. X. Von D. Schwebel. Mit Illustration von Erdmann Wagner. — Ueber die palästinsche Volkssprache, die Jesus und seine Jünger geredet haben. Von Professor Franz Delitzsch. — George Fesekiel. Mit Porträt. — Am Familiäntische Breve.



## Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 11. April 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. № 28.

### Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11./VI. 70.

Amberger warf sich aufs Sopha und zog den Handschuh von der rechten Hand. „Sie haben doch nicht vergessen,“ warf er wie beiläufig hin, „daß Sie zu Mittag bei Feinbergs erwartet werden? Sidonie hat mir noch vor keiner Stunde, wo ich mich nach ihrem Befinden erkundigte, aufgetragen, Sie zu erinnern. Sie hält die Herren Gelehrten für so zerstreut, daß ihr eine Mahnung erforderlich schien. Hatte sie recht?“

„Keineswegs!“ rief der Professor, der nun leicht errieth, welchen Grund eigentlich die Visite hatte. „Ich habe für dergleichen freundliche Einladungen das allerbeste Gedächtniß. Uebrigens bin ich auch für die Freuden eines guten Tisches durchaus empfänglich.“

Der junge Mann warf den Kopf auf. „Also kein richtiger Bücherprofessor! Dachte ich's doch gleich, als ich Sie so forsch zu Pferde sah. Ja, was die Weisen auch sagen mögen, Essen und Trinken hält heute wie vor tausend Jahren Leib und Seele zusammen. Nun, im Feinberg'schen Hause versteht man's; Sie werden mit der Aufnahme zufrieden sein.“

„Ich zweifle nicht,“ versicherte Schönrade. „Ihr künftiger Herr Schwiegervater scheint ein sehr reicher Mann zu sein.“

Amberger zog ein möglichst schlaues Gesicht. „So etwas schämt sich schwer, und was sich allenfalls schämen läßt, ist das geringste dabei. So seine spekulative Köpfe gibt's wenige in der Welt. Ich sage Ihnen, wo der Mann die Hand hinlegt, wächst Gold; es ist aber eben sein Geheimniß, sie nur da hinzulegen, wo Gold wächst. Er kennt die Menschen, mit denen zu arbeiten ist, kennt ihre Vermögensverhältnisse wie der beste Bankdirektor, macht seine Feldzugspläne wie ein Generalstabsoffizier und manövriert so sicher, daß seine Truppen sämmtlich an den passendsten Stellen und zur richtigsten Zeit ins Gefecht kommen und nichts verloren geht, als was er von Anfang zu opfern beschlossen hat. Manchmal ist mir selbst himmelangst, aber er bleibt im allertollsten Depeschenbombardement

ruhig und kühl, seines Sieges gewiß. Ein höchst merkwürdiger Mann in seiner Art.“

„Ist Herr Otto Feinberg sein Kompagnon?“

„Nein, nicht sein Kompagnon; Ignaz Feinberg leidet niemand in einem so nahen geschäftlichen Verhältnisse neben sich und läßt sich selbst von seinem Bruder nicht in die Bücher sehen. Aber er ist seine rechte Hand, wie ich seine linke bin. Bei allen großen Unternehmungen schiebt er ihn vor, die Wege auszukundschaften — er selbst rührt sich nicht aus seinem Comptoir; dafür hat er dann hinterher seinen Antheil ohne großes Risiko. Ein geschickter Mann, der Otto Feinberg, ein geschickter Mann, aber kein guter Gesellschafter; so einer von den Menschen, wissen Sie, die essen, wenn sie hungrig sind, und trinken, wenn sie durstig sind. Es ist eine Sünde, ihm ein Glas feinen Rheinwein oder eine Schüssel mit Austern vorzusetzen; das einzige, was er zu würdigen weiß, ist eine gute Cigarre.“

„Warum nannten Sie sich seines Bruders linke Hand?“

„Ja, sehen Sie, mich braucht er wieder in anderer Weise. Das Haus Amberger ist eines der ältesten in der Stadt und mithin angesehen. So eine alte Kundschaft gilt etwas, sogar in der Kaufmannswelt; sie vererbt sich vom Vater auf den Sohn und Enkel, und ein Menschenleben, auch das kräftigste, reicht nicht aus, sie zu schaffen. Wer wußte vor dreißig Jahren etwas von Ignaz Feinberg? Aber vor fünfshundert schwammen schon die Schiffe der Amberger auf der Ost- und Nordsee. Feinberg braucht, so reich er ist, auch heute oft noch die Deckung durch einen guten Namen, und dazu steht ihm der meinige an. Wir machen also gemeinsame Geschäfte, und ich möchte schlecht meinen Vortheil kennen, wenn ich mich weigern wollte, mit ihm so weit hineinzugehen, als er mich mitnimmt. Auf seinen Rath habe ich den alten Waarenhandel, bei dem nicht mehr viel zu verdienen ist, mehr und mehr eingeschränkt und auf die Vermittelung des Geldverkehrs das Hauptgewicht gelegt. Ich bringe durch meine Wechsel mit Leichtigkeit einen Theil der

Mittel auf, die seine großartigen Spekulationen erfordern, und schließe dabei schon seit Jahren glänzend ab. Mein Vater würde verwunderte Augen machen, wenn er jetzt in unsere Bücher sehen könnte!" Er steckte dabei die Hände in die Taschen, lehnte den Oberkörper weit zurück in die Sophaecke und lachte verschmigt.

„Aber eine solche Verbindung setzt ein unbegrenztes persönliches Vertrauen voraus," bemerkte der Professor, „wenn sie nicht sehr beängstigend sein soll."

„Freilich, freilich!" bestätigte Amberger, und seine Augen zwinkerten noch schlauer. „Aber ich habe ihn am Bande, Verehrtester. Ich möchte keinem rathen, mit ihm so weit zu gehen, der nicht sein Schwiegerjohn zu werden gedenkt. Für wen arbeitet und schafft er, als für seine einzige Tochter? Und — nun, Sie wissen ja, Sidonie ist meine Braut."

Mit so viel Zuversicht diese Worte auch gesprochen waren, auf Schönrade verfehlten sie den besten Theil der beabsichtigten Wirkung. Er mußte sich erinnern, was er gestern von Sidonie selbst gehört hatte, und wie sie sich's nur von einem Macht-sprüche ihrer Laune abhängig dachte, ob Moritz sich einbilden dürfe, die Rechte eines Bräutigams zu haben oder nicht. Fand sie es eines Tages spahhaft genug, den Faden zu durchschneiden, an dem diese Fliege zappelte, so hatte er freilich seine Freiheit wieder, aber auch das andere Band war zerrissen, an dem die wichtigsten Existenzbedingungen hingen, und es konnte ein Fall die Folge sein.

Der glückliche Bräutigam ließ ihm keine Zeit, diese Gedankenreihe zum Schluß zu bringen. Er zog die Uhr aus der Tasche, hielt sie mechanisch gegen das Ohr, obgleich er an ihrem richtigen Gange zu zweifeln nicht die mindeste Veranlassung hatte, und bemerkte: „Es wird Zeit sein. Darf ich Ihnen den Weg zeigen? Kommen wir eine Viertelstunde zu früh, so ernte ich einen schönen Dank. Sidonie interessiert sich ungeheuer für Sie, aber sorgen Sie gefälligst dafür, daß Ihnen der Stoff nicht ausgeht: Sidonie konsumirt erstaunlich viel davon in ungläublich kurzer Zeit. Ich lache manchmal meine Mutter aus, wenn sie in wenigen Stunden wieder einen neuen Roman durchgelesen hat, aber ihr Verbrauch an Leihbibliotheksbüchern ist doch unbedeutend gegen Sidoniens Verbrauch von Unterhaltungstoff. Richten Sie sich ökonomisch ein, bester Herr Professor; auch ein mehrfacher Millionär kann sich da ausgeben."

Schönrade zog ein frisches Paar Handschuhe aus der Reisetasche und lächelte dabei vor sich hin. Wollte Moritz ihm andeuten, daß sein schnelles Glück bei der jungen Dame auf sehr schwankem Boden stand? Regte sich doch bei ihm etwas wie Eifersucht, oder plauderte er ganz harmlos aus der Schule? Jedenfalls konnte er ihn mit dem besten Wissen beruhigen. „Es würde mir leid thun," sagte er, „wenn von mir irgend eine virtuose Leistung erwartet werden sollte. Ich pflege der lebernste Geselle zu sein, sobald ich mich aufspielen soll. Zum Glücke hängt für mich nicht Sein oder Nichtsein daran, wenn ich schon nach dem ersten verfehlten Versuche in Ungnade falle."

„Da Sie, wie ich höre, sehr bald abreisen," scherzte der junge Kaufmann, „kann es Ihnen dabei unter allen Umständen nicht so schlecht gehen wie den Herren von Otten und Ochsersdorf und Konsorten, die jetzt den Kometenschweif bilden, nachdem sie sich einen Tag lang Sterne erster Größe dünken durften."

Der Professor sah ihm aufmerksam ins Gesicht; dieser junge Herr führte seine zweifelhafte Sache gar nicht so übel.

Das Feinberg'sche Haus hielt, was seine Bewohnerinnen davon versprochen hatten. Es war ein merkwürdiger Bau, der mit bestem Geschmacke mehr im Inneren als im Aeußeren nach der Straßenseite hin den modernen Bedürfnissen gemäß umgestaltet war. Er hatte sich früher an die Stadtmauer und links an einen in den Garten vorspringenden Thurm gestützt; nun war die Mauer längst abgebrochen oder in den Graben gestürzt, das Terrain aber zum Hause gezogen, das nun auf den gewaltigen Fundamenten einen Anbau leichtesten und luftigsten Stils, hauptsächlich von Eisen und Glas, erhalten konnte, an den sich der terrassirte und durch eine kostbare Drangerie geschmückte Garten anlehnte.

In dem oberen Geschosse dieses Anbaues befand sich ein großer Saal, dessen den Zugängen gegenüber liegende breite Seite fast nur ein einziges Fenster schien, und von welchem eine zierliche Treppe erst zu einem tieferen Balkon unter dem alten Thurme und dann in einem zweiten Absätze zum Garten hinabführte. In diesem Saale war gedeckt; Schönrade konnte sich nicht erinnern, schon je eine so freundliche Tafel gesehen zu haben, und sprach seine Anerkennung der Dame vom Hause aus, die schon auf einen Ausbruch des Entzückens zu warten schien. „Nicht wahr," sagte sie, „das hat unser Baumeister gut gemacht? Wenn man sich hierher stellt und den Blick auf die Glaswand richtet — ich bitte, hierher, Herr Professor — könnte man sich einbilden, die reine Natur zu sehen. Jede Scheibe ist elf Fuß hoch, und sie sind so gut zusammengepaßt, daß man die Verbindungen kaum bemerkt. Die schmalen Goldbleisten stellen die zierlichen Stützen eines Zeltes vor und dem entsprechend ist denn auch die Decke zeltartig drapirt. Ja, es läßt sich schon etwas zu Stande bringen, wenn die Mittel unbeschränkt zur Verfügung gestellt werden."

Sidonie hatte dem Professor zum Willkomm wie einem alten Bekannten die Hand gereicht. Sie trug ein leichtes Sommerkleid von feinstem Stoffe, fast nur aus Spitzen bestehend, und einen Schmuck von großen Perlen, den Hals tief entblößt. Mit dieser luftigen Kleidung kontrastirte doch sehr merklich das etwas robuste Gesicht mit der starken Nase, den energischen Augenbrauen und dem strengen Munde, der beim Lachen eine Doppelreihe blendend weißer, aber etwas zu großer Zähne zeigte. Für schön hatte Schönrade sie auch gestern nicht gehalten, aber in der männlicheren Tracht des hohen dunkeln Reittkleides und des schwarzen Hutes war sie ihm angenehmer und jedenfalls interessanter erschienen. Nur die Augen hatten denselben fast stehenden Glanz und besteten sich zubringlich auf den Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit erregte, wie ihm dies schon beim ersten Begegnen aufgefallen war. Es gehörte viel Dreistigkeit oder Unbefangenheit dazu, ihre Blicke zu pariren. „Wissen Sie, daß ich die ganze Nacht auf dem Wasser herumgeschwommen bin?" flüsterte sie ihm zu. „Im Traume natürlich. Ich sah den Mond über dem Nebel aufgehen und wir sangen zusammen das deutsche Nationallied: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" — singen Sie überhaupt in wachem Zustande? Und dann erhob sich plötzlich ein Sturm, viel zu groß für den Seehausener Mühlenteich, und warf das Boot um. Ich hatte aber gar keine Angst und war nur furchtbar neugierig, ob Sie mich retten würden. Und richtig, Sie retteten mich, aber sehr komisch; nachdem Sie sich nämlich mit aller Ruhe Glacehandschuhe aufgezogen hatten."

„Ich wußte ja, daß Sie vortrefflich schwimmen konnten, mein Fräulein," antwortete er schalkhaft, „hatte also nur die Pflichten der Galanterie zu erfüllen und glaubte darin nicht gewissenhaft genug sein zu können."

Moritz klatschte in die Hände und rief: „Bravo, bravo! Das nenne ich einen Cavalier!"

„Abscheulich!" verwies sie schmolend und den Fächer laut zusammen klappend. „So sieht unsere moderne Romantik aus." Das Gespräch ging in diesem Tone weiter.

Ignaz Feinberg saß auf einem Rollstuhle, die Knie unter einer warmen Decke, und durchblätterte wieder Zeitungen. Er allein hatte zum Empfange des Gastes nicht Toilette gemacht, sondern war in dem grauen Rocke erschienen, den er in seiner Comptoirstube und gestern bei der Fahrt getragen hatte, und auf dessen linken Armel oft genug die Feder abgegriffen sein mußte. Er faltete von Zeit zu Zeit ein Blatt zusammen, so daß irgend eine wichtige Notiz die Mitte der abgegrenzten Fläche einnahm, und reichte es so Moritz Amberger oder seinem Bruder zu, je nachdem der eine oder der andere sich zufällig in seiner Nähe befand, immer schweigsam und ohne den Gesichtsausdruck erheblich zu verändern. Es folgte dann von der anderen Seite ein lakonisches „hm, hm!" „so, so!" „also doch!" „nicht übel!" und dergleichen, mitunter von so zweifelhafter Färbung, daß man fragen konnte, ob die Pointe verstanden sei. Ignaz Feinberg setzte sich aus solchen Mosaikstückchen ein Bild von der Weltlage dieses gegenwärtigen Tages zusammen,

und es hing vielleicht wesentlich von dem größeren oder geringeren Gefallen desselben ab, ob ihm das Essen schmecken würde oder nicht.

Die beiden Offiziere von gestern waren gleichfalls eingeladen. Sidonie raunte, als sie geräuschvoll eintraten, dem Professor zu: „Des Gegenfahes wegen! Und meine Mutter liebt Uniformen.“ Man hatte ihm aber auch die besondere Aufmerksamkeit bewiesen, den alten Dr. Sperling, Oberlehrer an der höheren Realschule und seit langen Jahren Stadtarchivar, zur Tafel zu ziehen, einen Mann, der nach Annahme der Wirthschaft auf Fragen über Raritäten, wie sie den Fremden interessiren könnten, am besten müßte antworten können. Er war ein Graukopf mit einem Gesichte wie aus Holz geschnitten, etwas eckig in seinen Bewegungen und augenscheinlich nicht recht zu Hause in dem engen schwarzen Frack, den er zur Ehre des Tages angelegt hatte; übrigens aber bei aller Höflichkeit frei in seinem Benehmen und sicher in seinem Auftreten. Man behandelte ihn dem entsprechend sehr zuvorkommend.

Schönrade hatte den Platz zwischen Mutter und Tochter angewiesen bekommen. Ignaz Feinberg saß neben seiner Frau, Moriz Amberger neben seiner Braut, die vier Herren besetzten die Rückseite des Tisches. „Wir haben möglichst für bunte Reihe gesorgt,“ bemerkte Madame Feinberg, auf die durch den Frack des alten Archivars geschiedenen Uniformen deutend.

„Ich freue mich, keine Dame zu sein,“ ließ sich derselbe in seiner etwas langamen Weise vernehmen; „ich würde sonst zwischen zwei so anziehenden Tischnachbarn schwerlich zum Speisen kommen.“ Der Witz wurde allseitig gut aufgenommen, selbst Ignaz Feinberg lachte in seinen Suppenteller hinein.

Er, der eigentliche Gastgeber selbst, genoß übrigens von den exquisiten Gerichten, die in raschem Fluge aufgetragen wurden, zur Verwunderung des Professors nichts, sondern erhielt seine eigene sehr einfache Kost, wozu er ein Glas Rothwein schlürfte. Seine Frau fand es nöthig, den Kommentar dazu zu geben. „Mein lieber Mann fürchtet, durch jede Unregelmäßigkeit in der Lebensweise seine Gesundheit zu stören,“ jagte sie, „und hofft dabei auf die Nachsicht der Gäste.“

„Es ist nicht der Gesundheit wegen,“ verbesserte er, „sondern ich esse eben am liebsten, was mir nach alter Gewohnheit schmeckt, und ich denke, in seinem Hause müsse man sich diesen Luxus erlauben dürfen.“ Schönrade stimmte bei, und Sidonie, die heraus fühlte, wie sehr ihm diese allernatürlichste Rücksichtslosigkeit zusagte, fügte hinzu: „Papa ist überhaupt darin ein sehr merkwürdiger Mensch; wenn wir ein Feenschloß hierher zaubern könnten, er würde nichts dagegen haben, aber seine Comptoirstube müßte bleiben, wie sie gewesen ist. Es wäre leichter, ihm einen Wechsel über hunderttausend Thaler, als die Genehmigung abzulisten, den defekten Roßhaarbezug auf seinem Sopha oder die gänzlich ausgeblichene Decke auf seinem Tische ergänzen zu lassen. Er liebt für seine Person das Einfache.“

Der Banquier verzog den Mund zu einem spöttischen Lachen. „Die Erklärung wäre zu künstlich,“ sagte er abweisend, „die Sache ist die: ich bin abergläubisch wie ein Schauspieler. Auf jenem alten Sopha und an jenem alten Tische habe ich mich zu einem respektablen Mann gearbeitet, der mit aller Gemüthsruhe Frau und Tochter zaubern lassen kann, wie's ihnen Spaß macht; wer weiß, ob ich auf Plüsch und Springfedern so weich sitzen würde.“

Frau Feinberg fand diese Antwort nicht nach ihrem Sinne. Der Professor aber half nach, indem er äußerte: „Warum wollen Sie das einen Aberglauben nennen? Es ist etwas dabei, daß wir in unserer Geistesthätigkeit von der gewohnten Umgebung nicht unabhängig und oft rechte Sklaven von Kleinigkeiten sind. Eine neue Tapete in meiner Studirstube könnte mich für Tage und Wochen unfähig machen, mit der sonstigen Aufmerksamkeit in mein Buch oder auf meine Schreibmappe zu sehen. Wenn sich aber der Kaufmann verrechnet, läßt sich der Fehler sicher nicht so leicht redressiren, als wenn der Gelehrte sich einmal verschreibt.“

„Ein falsches Kommando kann ein ganzes Regiment in

Unordnung bringen,“ bestätigte Herr von Otten, und Herr von Dschersdorf bemerkte, sich wohlgefällig mit der Damastserviette den Schnurrbart wischend und seine Schale Sekt schlürfend: „Ich kann nicht sagen; ich lese mein Romanchen auf dem einen Sopha so gern, als auf dem andern, vorausgesetzt, daß er nicht langweilig ist.“

„Wie kann man überhaupt Romane lesen?“ fragte der Archivar, und es war damit ein anderes Thema gegeben, das den nächsten Gang überdauerete.

Zwei Stille gab es am Tische: Moriz Amberger und Otto Feinberg. Der erstere erhielt von der Unterhaltung, die seine Braut lebhaft mit Professor Schönrade führte, kaum den kleinsten Brocken ab. Nachdem er mehrmals den vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich einzumischen, zog er sich ärgerlich in sich selbst zurück und war nur noch Kaumaschine. Otto Feinberg beobachtete überhaupt gegen den Professor eine sehr reservirte Haltung. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß derselbe sich nur Vergnügens halber in der Stadt umthue, es war ihm von einer gewissen Bedeutung, daß er ihn im Wiefelschen Hause getroffen hatte, und daß er dann hier nirgends als im Ambergerischen Hause eine Visite abstattete. Er kombinirte und das Resultat gefiel ihm wenig, wenn es auch noch nicht ganz durchsichtig war. Jedenfalls meinte er, sich so fremd halten zu müssen, daß er jederzeit gegen ihn beliebige Stellung nehmen könnte. Schönrade hatte keinen Grund, sich ihm aufzudrängen.

„Was ist das für ein wunderliches Gebäude?“ fragte er, durch die Glaswand ausschauend, „das da nach dem Hügel links? Mein Auge reicht nicht weit genug, um diese architektonische Hieroglyphe zu entziffern.“

Dr. Sperling räusperte sich; das war Wasser auf die Mühle des Archivars. „Es ist die Ruine Höneburg, mein Herr Professor,“ erklärte er, „ehemals ein sehr mächtiger Bau, und als solcher noch in seinen Grundmauern zu erkennen. Was da noch steht, ist nichts als ein kleiner Theil des alten Haupthauses und der Rest des Wachtthurms, der sich einmal einhundertdreißig Fuß rheinländisch über die Kuppe des Berges erhob, der dort den Fluß beherrscht.“

„Warum nicht hundertvierundzwanzig Fuß?“ fragte Sidonie ein wenig spitz.

„Einhundertdreißig Fuß, meine Gnädige,“ versicherte der alte Mann mit großem Ernste. „Wir bewahren im Archiv die Urkunde darüber auf, wie die Burg zum ersten Male von der Stadt gebrochen wurde, nachdem anno 1478 der Freiherr Botho von Höneburg von den reisigen Bürgern gefangen eingebracht war. Da steht es zu lesen, und seitdem ist der Thurm nie mehr zur früheren Höhe aufgebaut, obschon die Stadt von den späteren Freiherren noch viel auszustehen hatte. Sie müssen wissen, daß die Höneburg ihren Namen davon hat, weil sie ein Hohn der Stadt sein sollte, und daß unter derselben eine eiserne Kette über den Fluß gespannt war, die nur gegen schweren Zoll gehoben wurde und uns in Fehdenzeiten gänzlich die Zufuhr von der Landseite sperren konnte. Es war eine schlimme Situation. Da haben die Amberger mit den andern oft genug ausdrücken müssen.“

„Das wäre nichts für Dich, Moriz,“ hänzelte Sidonie.

„Wofür hätten wir denn unser tapferes Kriegsheer?“ antwortete er, schlau zu den Offizieren hinüber blinzeln, „wenn wir Banquiers Schwert und Harnisch tragen müßten?“

Die Fehden zwischen der Stadt und der Höneburg ziehen sich durch Jahrhunderte,“ fuhr der belehene Archivar fort, „und so eigentlich haben sie nie ganz aufgehört. Die Kette hängt freilich schon lange in unserm Rathhaussaale, und die Waffen klirren seit dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr auf dem Anger vor der Stadt. Nicht weit von hier ist das Thor, durch das gewöhnlich die Ausfälle erfolgten, man nennt's von Alters her das grüne Thor, weil es den Freiherren zum Aerger grün angestrichen wurde, und mancherlei Inschriften darauf geben Kunde von den Kämpfen auf der Brücke davor und jenseits des Grabens. Aber die Thorflügel sind längst ausgehoben und das eiserne Fallgatter fortgeschafft, man stritt später mit anderen Waffen. Die Freiherren kamen in Vermögensverfall,

borgten bei der Stadt, konnten nicht zahlen und mußten Hufe nach Hufe von den großen Burgländereien verpfänden. Da gab es dann hinterher Prozesse über Prozesse und kostspielige Exekutionen und allerhand Schabernack hüben und drüben, bis die Freiherren im Hof- und Militärdienste ganz verarmten und nur noch die Ruinen und die Sandscholle zwischen Stadtanger und Fluß behielten, um die sie niemand beneidete. Gleichwohl konnten sie die alten Räden nicht lassen und huben noch bis in die letzte Zeit mit den Bürgern Handel an; es sind schwerlich mehr als dreißig Jahre, daß wir völlige Ruhe vor ihnen haben."

"Leben noch Nachkommen?" fragte der Professor nicht ohne Theilnahme.

"Der letzte Freiherr von Höneburg, den wir hier gesehen haben, war ein sehr flotter Offizier," erzählte Dr. Sperling, die Achsel zuckend. "Er hatte eine Affaire mit einer Tochter oder Pflgetochter des sehr ehrenwerthen Kaufmanns und Patriziers Equidius Köstling, dessen Haus und Garten Sie neben dem grünen Thore sehen, und gab seiner Zeit viel Vergnügen. Doch, das ist eine lange Geschichte." Man forderte ihn nicht auf, sie zu erzählen. Inzwischen war das Eis herumgereicht und verpeist. Herr von Otten hielt Sidonie ein Knallbonbon über den Tisch hin und rief: "Bergegenwärtigen wir uns die Fehden mit der Höneburg recht lebhaft, indem wir den erforderlichen Kriegslärm loslassen." Der Vorschlager fand Beifall; es knallte bald lustig um den ganzen Tisch herum. Endlich hob die Wirthin die Tafel im ärgsten Feuer auf.

Die Gesellschaft theilte sich nun. Der Hausherr ging auf seinen Rollstuhl zurück und vertiefte sich wieder in seine Zeitungen. Otto Feinberg bot Cigarren an und führte die Offiziere in den Garten hinab, nachdem er Sidonien im Vorübergehen zugestüstert hatte: "Sei vorsichtig, Kind!" Madame Feinberg bestellte den Kaffee auf den Balkon unter dem Thurm, hielt Moritz, der ihr die Hand zu küssen kam, bei sich fest und beschäftigte auch den Archivar. Sidonie promenirte an der Seite des Professors durch den Saal.

"Sie haben noch nichts von dem alten Hause gesehen," sagte sie so laut, daß sie überall verstanden werden konnte, "und doch verdient es mehr als dieser Umbau Ihre Aufmerksamkeit. Kommen Sie, ich will Sie durch die Räume führen."

Sie legte ihren Arm in den seinigen und dirigierte ihn durch eine offene Flügelthüre in das anstoßende Zimmer, dann durch ein langes nur vom Hofe her matt erleuchtetes Kabinet in eine Reihe von Gemächern, deren Fenster auf die Straße und auf das schmale Thurmstäbchen hinausgauten. Die Einrichtung war überall die reichste, doch nicht durch besondere Originalität ausgezeichnet. Die junge Dame hielt sich auch nicht dabei auf. "Meiner Mutter Geschmack," warf sie gelegentlich hin. Endlich gelangten sie zu einer überaus reizend mit Vorhängen und lebenden Blumen geschmückten Treppe von sechs oder acht Stufen, die anscheinend durch eine sehr starke Mauer führte; in zwei halbrunden Nischen zu beiden Seiten standen Statuen. "Hier beginnt mein Lustkulum," sagte Sidonie, löste ihren Arm und ließ ihn vorangehen.

Man betrat einige größere und kleinere Gemächer, die sämmtlich gegen die so eben durchwanderten etwas erhöht waren, gewölbte Decken hatten und ihr Licht durch Bogenfenster erhielten, zu denen tiefe Mauergänge führten. Die junge Dame ließ ihren Gast an eins der nächsten treten und hinausgauten; er hatte unter sich den Balkon, auf welchem so eben der Kaffeetisch servirt wurde, seitwärts die Glaswand des Vorbaues und gerade aus die Fernsicht über den Graben und die Feldmark jenseits. Er wußte nun, daß er sich in dem alten grauen Thurme befand, der geschickt zum Hause gezogen war. "Hier sehen Sie meinen Salon," erklärte sie, "hier meine Bibliothek und Lesehalle, hier mein Atelier, hier eine kleine Waffensammlung." Sie hob bei den letzten Worten einen Vorhang von einer tiefen kammerartigen Nische, in welcher außer einigen alten Schilden, Schwertern und Armbrüsten auch Pistolen mit sehr reicher Silber- und Eisenverzierung hingen. "Sie sind auch Pistolenjägerin?" fragte Schönrade lächelnd. "Jede

meiner Thorheiten hat ihre Zeit gehabt," antwortete sie, "und diese ist schon ziemlich lange aus der Mode."

Der Professor nahm die Ausstattung dieser Zimmer in Augenschein, mehr wie jemand, der aus Höflichkeit, als der aus Neugierde beseht. Auch ein flüchtiger Ueberblick konnte ihn überzeugen, daß es sich mehr um eine hübsche Dekoration, als um den ernstlichen Gebrauch der hier postirten Gegenstände handelte. Die Bibliothek zeigte Reihen der prächtigsten Goldschnittbände, alle so neu und glatt, als ob sie eben vom Buchbinder gekommen wären. Das kleine Atelier hätte einen Maler entzücken können und enthielt alles, was ein solcher brauchte; sogar die große Gliederpuppe mit einer faltigen Draperie von Wollzeug über einer etwas gewagten und auf die Dauer nur für eiserne Gelenke möglichen Stellung fehlte nicht, aber die Staffelei sah aus, als ob überhaupt nur das eine halbfertige Bild darauf gestanden hätte, das wahrscheinlich auch mit anderen Pinseln gemalt war, als die in aller Sauberkeit aus der Daumenöffnung der Palette hervorschauten. Schönrade wagte nicht zu fragen, ob sie auch Malerin sei. Sidonie hob von einem Mahagonigestelle eine Mappe auf den Tisch vor der Chaiselongue, schlug sie auf und fragte, zum Sitzen einladend: "Besehen Sie gern Stahlstiche? Es sind darunter einige seltene Blätter, wenn wir unserm Hoflieferanten glauben dürfen."

Er nahm Platz und ließ einige Stiche durch seine Hand gehen. "Ich bin nicht Kenner," sagte er, flüchtig die Bildwerke überschauend.

"Ich auch nicht," antwortete sie mit affectirter Aufrichtigkeit, "aber ich kann über einzelne wichtigere Stücke Auskunft geben, wie ein Papagei, der sein Verslein gelernt hat; dies zum Beispiel —" Sie rückte ihm ganz nahe, lehnte sich über seinen Arm, der das Blatt hielt, und machte auf die Strichführung bei einer Kleopatra aufmerksam.

Es wurde ihm mehr und mehr peinlich, hier mit Sidonie allein zu bleiben; es würde ihm noch peinlicher gewesen sein, wenn einer von den Angehörigen oder Gästen sie überrascht hätte. Er sah immer flüchtiger auf die Blätter, die sie ihm zuschob und lüftete zuletzt nur den Stapel an der einen und anderen Stelle, um anzudeuten, daß es unmöglich sein würde, die ganze Sammlung in Augenschein zu nehmen. Sidonie stand auf, zog eine Schieblade aus dem Schränkchen seitwärts und stellte sie auf den Tisch. Es befand sich darin eine Kollektion von Mineralien, zierlich geordnet, wie man sie kaufen kann. "Das schlägt in Ihr Fach," sagte sie, sich wieder zu ihm setzend, "und möchte Sie mehr interessieren." Darin irrte sie freilich; gerade in seiner Wissenschaft war ihm jede dilettantische Schaustellung zuwider. Aber sie erreichte ihren Zweck, ihn hinzuhalten.

"Ist es denn wahr, daß Sie uns morgen schon verlassen wollen?" fragte sie, während er die einzelnen Kästchen heraus hob und aus Gefälligkeit besehtigte.

"Sehr wahrscheinlich, mein Fräulein."

"Also möglicherweise auch nicht?"

"Meine Geschäfte werden sich noch heute beenden lassen."

"Legen Sie noch einige Tage zu, Herr Professor. Ich verpfehle Ihnen eine Dampfbootfahrt flußabwärts, die Ihnen Vergnügen bereiten soll."

"Sie sind die Güte selbst, aber ich darf meine Arbeiten nicht so lange unterbrechen."

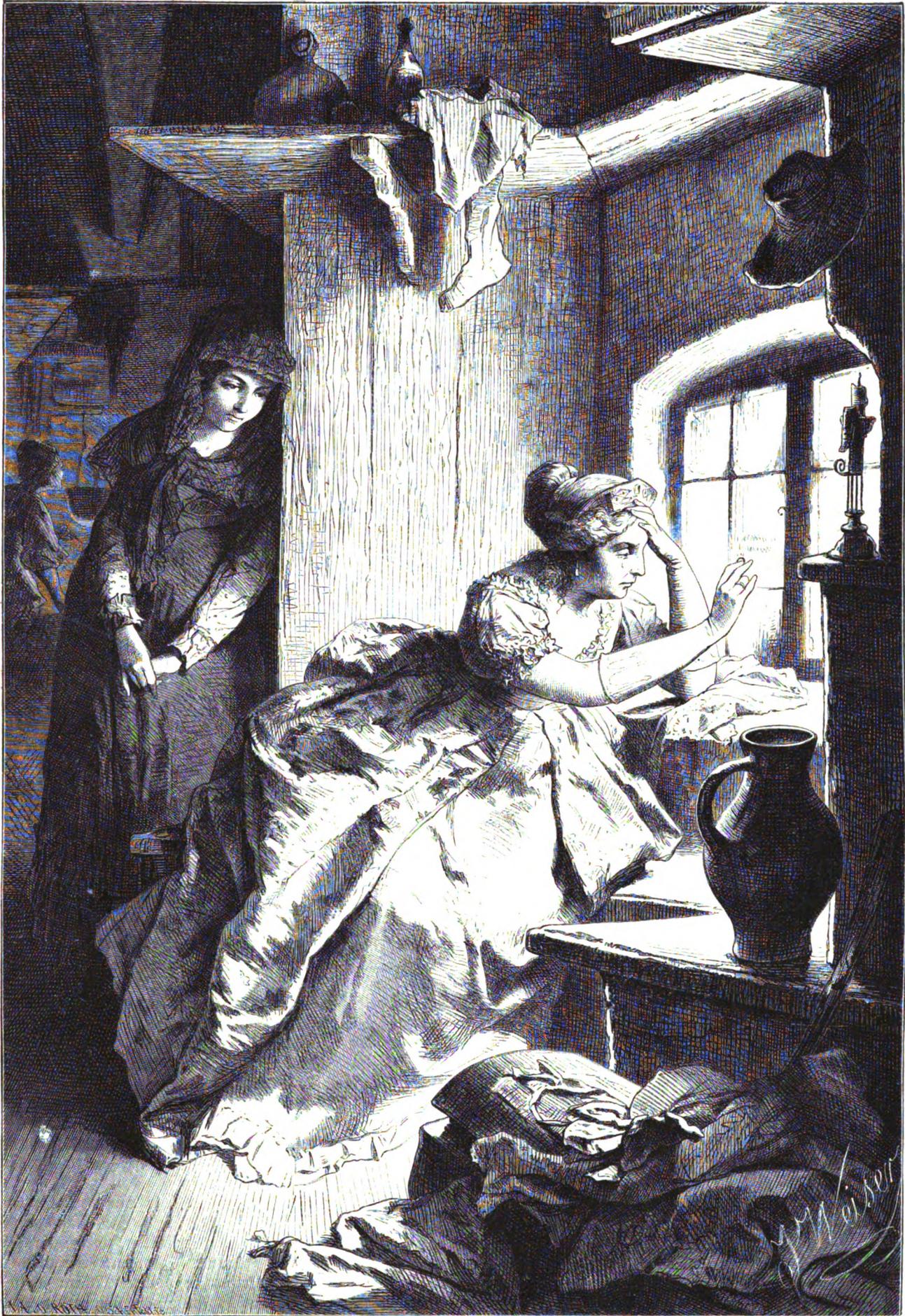
"Das sind Ausreden. Gestehen Sie, es gefäl. Ihnen nicht sonderlich bei uns."

"Oh! da müßte ich sehr übermüthig sein."

Sie sah ihn zweifelnd von der Seite an. "Es gefällt mir selbst hier wenig, unter uns gesagt. Ich möchte nach Berlin, wenn auch nicht gerade, wie meine künftige Schwägerin, zu Kommerzienrath Wiesel, dessen Frau eine Märrin ist."

Die Erwähnung Rätchens verursachte ihm eine unangenehme Empfindung, er lenkte sofort ab. "Wie kann man hübscher und bequemer wohnen, als in diesem mit allem erdenklichen Komfort ausgestatteten Hause?"

Sidonie seufzte. "Glauben Sie mir, es wird in kurzem sehr langweilig. Das Einrichten macht Spaß; ist's fertig, so



**Königin Luise von Preußen auf der Flucht nach Königsberg 1806.**

Originalzeichnung von J. Weiser.

bleibt höchstens noch das Vergnügen, andern zu zeigen, was man selbst längst satt hat."

"Sie schätzen doch wohl die Gunst des Schicksals zu gering, mein Fräulein, das Ihnen vergönnt, sich mit den Mitteln des Reichthums eine Umgebung ganz nach Ihren Wünschen zu schaffen. Sie wissen eben nicht, was entbehren heißt!" Ein noch tieferer Seufzer. "Ich weiß nicht, was entbehren heißt! Ach, wie wenig kennen Sie mich, Herr Professor! All diesen Tand, wie nichtig und kaum einer flüchtigen Spielerei werth erscheint er mir oft! Ich weiß, daß ich glücklicher wäre, wenn die Armuth, in der ich geboren bin, mich durchs Leben begleitet hätte. Ich würde nicht eingebüßt haben, was ich jetzt so oft sehnlichst vermissen und was ich mir doch nicht geben kann: die Sorge ums Dasein."

Es war dies wieder der elegische Ton, der ihn schon bei der Raufahrt stutzig gemacht hatte. Er schien nicht gänzlich angelernt zu sein, weil er nicht bloße Trivialitäten herausbrachte, sondern manchmal für sich Sprachlaute fand, die aus einer in ihrer Lage möglichen Mißstimmung hervorgewachsen sein konnten. Wäre sein Herz frei gewesen, er hätte sie vielleicht in solchen Momenten ernstlich bemitleidet, und es wäre damit ein Anknüpfungspunkt gewonnen gewesen, an dem sie ihn auch bei einem Wechsel der Laune hätte halten können. Nun beängstigten diese Sprünge auf ein Gebiet, das ihrem geistigen Wesen so fernabliegend schien, den zu jeder anderen Zeit und in jeder anderen Situation so selbstbewußten und sicheren Mann unglaublich, als ob sie unternommen wären, ihm, dem vorsichtig Fliehenden, um so schneller nachzueilen.

"Man hat es billig," entgegnete er schärfer, als er beabsichtigte, "sich nach dem als nach einem Glücke zu sehnen, was Millionen als das Hinderniß jeder menschenwürdigen Existenz verwünschen, wenn man sicher ist, sein Leben lang davon verschont zu bleiben."

Sie stützte den Ellenbogen auf und sah ihn mit den merkwürdigen Augen sehr ernst an. "Sie mögen recht haben," sagte sie, "man hat es wirklich billig. Aber was folgt daraus? Etwa, daß diese billige Sehnsucht deshalb auch weniger schmerzlich ist? Denken Sie sich das Unerfüllbarste und darum Berückteste, daß ein Mädchen wünschte, ein Mann zu sein; kommt es nicht allein auf die das Gemüth ergreifende Gewalt dieses Wunsches an, wie unglücklich er das arme Geschöpf machen soll, das in den Augen der Leute vielleicht den besten Grund hätte, sich vor vielen Tausenden glücklich zu fühlen?"

"So ist es," bestätigte er, ein Stüchchen Quarz aufnehmend und während des Hin- und Herdrehens zwischen den Fingern unverwandt anblickend.

"Ich möchte ein Mann sein!" rief sie lebhafter. "Nachen Sie doch — ich habe schon ernstlich daran gedacht, ob es nicht lo!nte, wenigstens das zu scheinen, was ich nun doch einmal nicht sein kann. Ich hätte studirt, das Leben in allen seinen Tisfen erforscht, große Reisen unternommen! Ha, ha, ha! man ha! es billig, dergleichen zu träumen, nicht wahr? Wissen Sie, daß ich mir's bis ins einzelne schon ausgemalt hatte, wie ich's anstellen wollte, mir die nöthige Freiheit zu schaffen? Ich beging die tollsten Tollheiten, verfeindete mich mit meinen Eltern, brachte die Gesellschaft gegen mich in Harnisch, machte mich als Mädchen unmöglich, da mußte man mich am Ende wohl meine Wege gehen lassen. Oder doch nicht? Ach, Sie wissen nicht, was es heißt, das einzige Kind reicher Eltern zu sein." Er bröckelte kleine Stücke von dem Steine und warf sie ins Kästchen. "Verzeihen Sie," sagte er, durch die Ueberreibung nüchterner gestimmt, "das sind gefährliche Grillen."

"Ich wünsche, ich fände jemand, der sie verschluckte," sprach sie die Augen senkend, vor sich hin, "vielleicht suchte ich das Ideal nicht mehr in mir, wenn ich es außer mir verkörpert entdeckt hätte. Ich glaube, einer Hingebung fähig zu sein." Sie brach plötzlich ab, nahm ihm den Quarz aus den Händen, warf ihn in den Kasten und sagte in ganz verändertem Tone: "Warum spielen Sie doch mit dem dummen Steine? Es stört mich." Er schreckte aus Gedanken auf und sah sie überrascht an wie ein Kind, das man auf einer Unart ertappt. Es that ihr Leid, sie griff wieder in den Kasten, raffte so viel Steine

auf, als ihre Hand fassen konnte, legte sie hastig in die feinnige und bedrückte sie mit ihren beiden Händen. "Da spielen Sie, so viel Sie wollen," rief sie, "aber hören Sie mir zu!"

Der Professor wollte etwas erwidern; in diesem Augenblicke hob Moriz Amberger die Portiere zurück und trat schnell an den Tisch. Er zeigte ein finsternes Gesicht und sagte geärgert: "Die Mama läßt fragen, ob sie den Kaffee hinaufschicken soll, er möchte eiskalt werden, bis die Herrschaften sich auf dem Balkon einzufinden belieben."

"Das hat die Mama nicht fragen lassen," herrschte Sidonie ihn an, indem sie aufstand und ihm einen wüthenden Blick zuwarf. "Nun, so frage ich's selbst," entgegnete er aufgeregt. "Es wäre mir lieb, wenn Du den verehrten Herrn Professor auch der übrigen Gesellschaft gönnen wolltest."

"Und mir wär's lieb," rief sie zornig, "wenn Du diese Räume, in denen ich gebiete, künftig nicht unangemeldet betreten möchtest." Das gutmüthige Gesicht verlor den letzten Rest seiner sonst so frischen Farben und wurde kreidebleich. "Das mir —" stammelte er, "in eines Fremden Gegenwart!"

Sidonie schien zu fürchten, zu weit gegangen zu sein. "Der Herr Professor ist kein Fremder, sondern ein Freund," sagte sie gelassener mit einem besorgten Blick auf dessen sich sehr ernst abwendendes Gesicht. "So erlauben Sie, daß ich als solcher eintrete," nahm er das Wort, "und bitte Sie, mir, Arm in Arm, wie es einem ehrbaren Brautpaare geziemt, zum Kaffee voranzuleuchten. Ich finde den Weg nicht."

Sie überlegte einen Moment und reichte Moriz dann laut auflachend die Hand. "Wie er dasieht!" rief sie, dabei anscheinend wieder in bester Laune, "wie ein armer Sünder, der ein Gnabengesuch eingereicht hat. Muth, Muth! ich verzeihe huldreichst." Sie nahm seinen Arm. Auf der kleinen Treppe wandte sie den Kopf zurück und nickte dem Professor zu: "Sie wünschen es."

Dieses etwas hastige und unschickliche Dazwischentreten war die Folge eines Gesprächs, das Otto Feinberg mit Moriz ganz im Stillen gepflogen hatte. Er machte ihn auf das lange Ausbleiben der beiden aufmerksam und ließ merken, daß dem Professor nicht zu trauen sei. Leichte Sticheleien der Offiziere vermehrten seinen Aerger, und so vergaß er die Rolle, die er noch bei der Gegenvisite im Hotel mit so viel Glück gespielt hatte, und gab Anlaß zu einem Wortwechsel, bei dem er, wie er sich hätte vorher sagen können, den Kürzern ziehen mußte. Führt er nun auch seine Braut zur Gesellschaft zurück, so fühlte er doch nur zu gut, daß er nicht der Sieger war. Außerlich freilich war den theilhaftigen Personen nicht anzusehen, was im Thurmzimmer vorgegangen war. Sidonie scherzte munter über die Besorgniß, daß kalter Kaffee sie zu schön machen könne; Schönrade rühmte zu großem Behagen der Mama die brillante Einrichtung, und Moriz schilderte, wie er den Professor in Sidoniens Mineraliensammlung vertieft gefunden hätte. Sobald sich die Gelegenheit dazu bot, flüsterte dieser ihm zu: "Kann ich Sie demnächst eine Viertelstunde allein sprechen? Ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen." Amberger betrachtete ihn etwas verwundert und bei sich mit Blickesschnelle herumrathend, worauf sich dieselben etwa beziehen könnten. Dann sagte er möglichst heroisch, als ob es sich um die Verabredungen zu einem Duell handelte: "Ich stehe zu Diensten, mein Herr." Es konnte fast scheinen, daß der Professor demselben Gedanken folgte, indem er antwortete: "Bestimmen Sie gefälligst den Ort," nur daß sich in seinem Gesichte keine Spur von Feindseligkeit aussprach, was allerdings Maske sein konnte.

Man promenirte noch eine Weile durch den Garten, dann empfahlen sich die Gäste. "Ich sehe Sie nicht zum letzten Male," prophezeite Sidonie zuversichtlich, indem sie sehr lebhaft mit den Augen gestikulirte. "Kommen Sie nicht hierher, so kommen wir nach Berlin," und ihre Mutter fügte hinzu: "Sehen Sie dieses Haus, so lange Sie sich in der Stadt aufhalten, als das Ihrige an, geehrter Herr Professor. Nicht wahr, es geht bei uns recht natürlich zu? Man kann sich wohl fühlen." Er hielt es für das Beste, zu schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Um jede bedeutende Persönlichkeit der Geschichte, die sich die Liebe oder den Haß der Zeitgenossen und Nachkommen erworben, rankt sich sehr bald ein Gelechte von sinnreicher Erfindung und poetischer Umgestaltung der wahren Vorgänge und Umstände, das nicht selten in späteren Zeiten für unumstößliche geschichtliche Thatsache ausgegeben wird. Zu solchen historischen Legenden gehört die von J. Weiser dargestellte Scene aus dem Leben der Königin Luise von Preußen, die selbst in Geschichtsbüchern als ein durchaus zuverlässig vorgefallenes Ereigniß mit allen Einzelumständen erzählt wird.

Nach dem verhängnißvollen Schlachttag von Jena befand sich die Königin auf der Flucht, erzählt man wahrheitsgemäß, und fährt dann fort, ja fügt sogar genaue Daten zu: Am 20. Oktober traf sie in Küstrin ein, am 26. befand sie sich mit dem König auf der Reise nach Graudenz, am 18. November auf der Flucht von Ortelsburg nach Königsberg allein ohne ihren Gemahl.\*) Es war eine dunkle stürmische Nacht. Der Wind heulte durch den Tannenwald und jagte den Schnee in dichten Wolken von der Landstraße empor, die sich durch den Wald hinczog. Da tauchte plötzlich ein Licht vor den Augen der Dahinfahrenden auf. Es kam aus der Hütte eines Waldhüters. Dieser eilte das Gefährt zu, welches die fliehende Königin mit ihrer Begleitung trug. Jetzt ist es erreicht — man klopft heftig an die Fensterscheiben, durch welche das hochauflodernde Herdfeuer seinen Schein auf die Straße wirft; eine alte Frau öffnet zögernd und furchtsam die Thüre — sie ist mit einer Magd ganz allein in dem einsamen Häuschen. Wie erstaunt sie, als ihr eine hohe Frauengestalt in einem dunklen Sammetmantel gehüllt und mit verschleiertem Antlitz entgegentritt! Hinter ihr kommen noch eine Frau und ein Herr. Das kleine Gemach hat kaum Platz genug für die Obdach Begehrenden, die sich im Schneesturm vom rechten Wege verirrt haben. Doch die Waldhüterin tritt gutmüthig ihr Bett der Königin ab, die Gräfin Truchseß schläft sitzend zu Füßen desselben, und der Kammerherr von Schladen findet ein Unterkommen auf dem Heuboden. Am nächsten Morgen ist die Königin früh auf, die Alte macht ein frisches Feuer an, da bemerkt sie, daß ihr vornehmer Gast erbleicht und sich matt an die Wand lehnt. Kummer und Entbehrung haben sie entkräftet — die Waldhüterin führt sie zu einem Sitz, bringt ihr frischgekochte Milch und Brot, und ihre Gäste greifen zu. Nach diesem so einfachen Mahl lehnt die Königin auf der schmalen Bank am Fenster, während Herr von Schladen draußen die Weiterreise rüstet; die Thränen fließen ihr über die Wangen, sie läßt ihren Ring vom Finger gleiten und zeichnet in die Fensterscheibe die Worte des rührenden Gesanges aus Goethes Wilhelm Meister:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,  
Wer nie die kummervollen Nächte  
Auf seinem Bette weinend saß,  
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!  
Ihr führt ins Leben uns hinein,  
Ihr laßt den Armen schuldig werden;  
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,  
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Bald darnach wird ihr gemeldet, der Wagen sei bereit, sie dankt ihrer Wirthin, der sie eine goldgefüllte Börse als Bezahlung hinterläßt, und setzt ihre Weiterreise nach Königsberg fort.

Also lautet diese weitverbreitete Legende. Viel nüchterner ist die Geschichte selbst. In einem Werke\*\*), das der bekannte Geh. Oberregierungsrath Hahn, der Leiter der Provinzialkorrespondenz und verdiente preussische Historiker, dem Kaiser Wilhelm an seinem 77. Geburtstag überreicht hat, und das nur Thatsachen und die eigenen Aeußerungen des Herrschers

von 1797 — 1873 zusammenstellt, heißt es in einem Abschnitt: „Die Unglückszeit“

1806 14. Oktober Schlacht bei Jena.

18. Die königlichen Kinder verlassen Berlin.

Königin Luise trifft mit den Kindern in Schwedt zusammen.

Dann folgen als „der Mutter Vermächtniß aus den Unglückstagen“ die bekannten Aeußerungen der Königin, die dem damals neunjährigen Prinzen Wilhelm und seinem ältern Bruder, dem Kronprinzen, die beide bereits den Hof des Königs und der Armee trugen, zurief:

„Ich sehe ein Gebäude an einem Tage zerstört, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet haben. Es gibt keinen preussischen Staat, keine preussische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimjuchen, fassen und fühlen kann! Ruft künftig, wenn Euer Mutter nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück. Weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie in diesem Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine. Aber begnügt Euch nicht mit Thränen allein! Handelt, entwickelt Eure Kräfte! Vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder. Befreit dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es schmachtet. Suchet den jetzt verdunkelten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte!“

Flucht über Stettin nach Königsberg.

Die Schmach der Kapitulationen.

Zuversicht der Königin Luise:

„— denn der politische Glaube ist wie der religiöse, eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet und nicht siehet.“

Aus dem Tagebuche der Königin Luise.

Ortelsburg, den 5. Dezember 1806.

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß u. c.“

Das lautet allerdings sehr nüchtern und dürr, ist aber der streng wahrheitsgemäße Kern der vorhin erzählten Legende. So muthig die seltene Frau in jener ganzen schweren Zeit war, es kamen doch auch ihr Augenblicke, wo sie zweifelte, ob der von ihr gut geheißene Widerstand gegen Napoleon nicht als ein vermessener Troß erscheinen könne gegen Gottes Heimjuchungen, die immer schwerer ihr Haus, ihr Land, ihr Volk trafen. In solchem vorübergehenden Seelenkampfe, aus dem ihr frommes Gemüth sie allerdings stets wieder zum inneren Frieden führte, schrieb sie jene Worte in ihr Tagebuch. Schon im Jahre 1814 hat Frau von Berg das eigenhändig von der Königin geschriebene Blatt mit der obenangeführten Orts- und Zeitbezeichnung veröffentlicht.

Wenn aber auch dem Historiker obliegt, haarfarr Ge-sehene und Erfundene von einander zu scheiden, der Künstler und der Dichter haben größere Freiheit. In einem unlängst erschienenen Drama von Karl Schulz, das die Königin Luise zur Heldin hat und das bereits mit Erfolg über die Bühne gegangen ist, sagt die Königin ein Jahr nach der Schlacht bei Jena zu ihrem Gemahl:

„Was ich an jenem Tage auf der Reise  
Gelitten, als ich Dich voll trüber Ahnung  
Verlassen mußte, ach! es war entsetzlich.  
Schon sah mein Geist die Trümmer unseres Glückes.“

Diesen Worten gibt das Bild unseres Künstlers einen tiefgefühlten Ausdruck. Es ist treu in allen wesentlichen Einzelzügen. Das Gesicht ist nach einer Todtenmaske der Königin genau porträtirt — die Gewandung, die langen, den Arm halbbedeckenden Handschuhe, die eigenthümliche Haartracht sind streng der Zeit entsprechend. Was liegt schließlich daran, ob sie die Borse auf eine Fensterscheibe oder in ihr Tagebuch, mit einem Diamantringe oder mit einer Feder geschrieben? Einen tiefergreifenden Moment des Seelenleidens aus den schwersten Tagen der königlichen Dulderin uns vor das Auge und das Herz geführt zu haben, wird immer das unbestreitbare Verdienst der Legende und ihrer bildlichen Darstellung bleiben. R. R.

sind, mit demselben Fleiß und derselben Kritik zusammengestellt, wie die früheren Werke des Verfassers. Dieses interessante Gedächtnißbuch zeichnet urkundlich in großen Zügen das Bild stetig aufsteigender persönlicher und staatlicher Größe, welches das lange Leben des Kaisers darbietet.

\*) Die Entfernung von Ortelsburg nach Königsberg beträgt 25 Meilen. Diesen weiten Weg machten der König und die Königin in Wirklichkeit gemeinsam über Wehlau im Dezember 1806.

\*\*) Kaiser Wilhelms Gedächtnißbuch. Berlin, Wilhelm Herz. Eine höchst werthvolle und durchaus vollständige Sammlung der eigenen politischen Aeußerungen Kaiser Wilhelms, soweit sie bekannt geworden

# Die socialistischen Parteien der Gegenwart. \*)

Nachdruck verboten.  
Bef. v. 11./VI. 70.

## I. Die Internationale.

„Paris steht in Flammen!“ So meldete der Telegraph in der Woche vor Pfingsten 1871 dem erstaunten und entsetzten Europa. Brand und Mord wütheten damals in der Hauptstadt Frankreichs, und seit den bluttriefenden Schreckenstagen des Convents von 1793 war keine so unheilvolle Zeit mehr über Paris gekommen. In der Stadt herrschte seit 70 Tagen ein socialistischer Aufstand; als sein Ende nahte, als das auf Schreckensherrschaft und Volksverführung gegründete Regiment zusammenbrach, da erschossen die Wahnsinnigen die gefangenen Anhänger der rechtmäßigen Regierung und schleuderten die Brandsackeln in die wichtigsten Gebäude, die reichsten Quartiere der Stadt; die schönsten Paläste des modernen Babel sanken in Trümmer. Die Regierung der Nationalvertheidigung zu Versailles, die deutschen Truppen, welche das französische Kaiserreich zertrümmert und Paris bezwungen hatten, die Bewohner der fruchtbaren Umgebung der Riesstadt, ja man kann sagen ganz Frankreich, alles schaute entsetzten Blickes auf das furchtbar großartige Schauspiel des Brandes von Paris. Das Gewehr- und Geschützfeuer, das in der Stadt tobte, bildete die gewaltige Tonbegleitung zur Flammenschrift. Himmelhoß schlug die feurige Lohe über der Stadt empor und verkündete weithin, daß die Pariser Commune nicht anders zu Grunde gehen wolle, als unter den Trümmern und dem Schutt der französischen Hauptstadt.

Wie war es soweit gekommen? Der ruhmvolle Tag von Sedan hatte die auf Trug gegründete Herrschaft Napoleons III gebrochen; zwei Tage später hatte die demokratische und radikale Opposition in Paris das Kaiserreich für abgesetzt erklärt und die Reste desselben verjagt. Frankreich folgte der von der Hauptstadt gegebenen Parole, die Regierung der Nationalvertheidigung wurde eingesetzt und anerkannt. Die deutschen Armeen schlossen einen eisernen undurchdringlichen Gürtel um die Stadt und zwangen sie endlich zur Uebergabe und Frankreich zum Frieden. Die socialistische Partei in Paris, die ohnedies schon sehr stark war, hatte sich während der Belagerung fester organisiert und zweimal, wenn auch vergebens, einen Aufstandsversuch gemacht. Das drittemal, am 18. März, gelang es ihr, die Herrschaft über die Stadt zu ergreifen; damit begann der 73tägige blutige Lebenslauf der Pariser Commune, einer Nachahmung jener ersten Commune, welche während der großen Revolution eine so bedeutende, aber unheilvolle Rolle gespielt hatte. Diese neue Commune von 1871 war die Schöpfung des französischen Zweiges der Internationalen Arbeitergesellschaft, welcher fast alle socialistisch gesinnten Arbeiter Frankreichs angehörten und mit welcher die vorgeschrittenen Mitglieder der radikalen Bourgeoisie befreundet waren.

Das schlimmste Erbtheil, welches Frankreich von seiner großen Revolution überkommen hat, ist die zunehmende politische und sociale Zerklüftung des Landes. Sie nimmt mit jeder Generation und zumal mit jedem Regierungswechsel zu, zieht immer größere Massen in ihren Bereich und greift stets tiefer in die socialen Schichten hinein. Eine leidenschaftliche Entfremdung schießt die Parteien von einander ab. Dies trat besonders hervor, als in Folge der Schlacht von Sedan die radikale und die socialdemokratische Partei ihre Zeit gekommen und die Republik für immer gründen zu können glaubte. Und doch waren diese beiden Parteien durch einen tiefen Zwiespalt getrennt. Die bürgerliche Demokratie war das wiedererstandene Jacobinerthum aus der Schreckenszeit; sie wollte die Republik, aber als Endziel und als rein politische Einrichtung an Stelle aller bisherigen monarchischen Regierungsformen. Die Socialdemokratie schwärmte auch für die Republik; sie war ihr aber bloß Mittel zum Zweck,

sie wollte die Republik nur als den ersten Schritt zur erstrebten socialen Umwälzung, zur Vernichtung der ganzen bisherigen Gesellschaft. Die Socialisten wollten durchaus nicht die Republik schlechthin, ihr Ideal war und ist die sociale Republik, La Sociale, wie sie kurz sich ausdrückten. Diese ihre sociale Republik soll die „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ von 1789 zur vollen Wahrheit machen und zu diesem Zwecke das Privateigenthum, als das größte Hinderniß der „Freiheit und Gleichheit“ beseitigen. Als die richtige Zeit gekommen war, wurde, wie es immer geht, die gemäßigtere Partei von den Radikalen überflügelt und die Socialdemokratie hatte in Paris das Heft in der Hand.

Bei den entschiedenen Socialisten fand der Aufruf der Regierung der Nationalvertheidigung nur kühle Aufnahme. Der Generalrath der Internationalen Arbeitergesellschaft in London hatte bald nach dem für alle Parteien unerwarteten Schlage von Sedan die Parole gesandt. Eugen Dupont, Sekretär des Generalrathes für Frankreich, gab im September und Oktober 1870 die Weisung: Laßt das Bourgeoisie-Geschmeiß (vermine bourgeois) seine Sache allein mit den Deutschen ausmachen; bereitet einstweilen im Stillen die sociale Revolution vor, organisiert die Arbeitermasse, und wenn unsere Zeit gekommen ist, schlagen wir los! — Viele Arbeiter und socialistische Führer folgten diesem Lodertrufe; er kam ihnen aus dem Herzen, denn der socialistische Haß gegen die bestehende Gesellschaft ließ sie die Noth des Vaterlandes vergessen. Es mag nicht unerwähnt bleiben, wie der Schriftsteller Albert Richard, einer der Führer der Socialisten Lyons, sich zur Landesvertheidigung stellte. Er sollte, wie alles was Waffen tragen konnte, in die mobilisirte Nationalgarde eingereiht werden, entzog sich aber dem Dienst und wurde deswegen am 21. Febr. 1871 zu 6 Monaten Gefängniß verurtheilt; Richard erklärte damals seinen Freunden: „Mich tödten zu lassen für ein Land, in dem ich so viel gelitten, und damit das Eigenthum, das Capital, die Monopole und die Macht der Bourgeoisie erhalten bleiben, das fällt mir gar nicht ein. Wer etwas zu vertheidigen hat, der mag ein Held werden, wenn es ihn gelüftet.“

Da und dort suchten die Socialisten noch während des Krieges mit wechselndem Erfolge die Oberhand zu erhalten; aber die Schläge der deutschen Truppen, die meisterhaft berechnete Führung der deutschen Heere beherrschten die Situation. Der wuchtige Gang der großen Politik ließ die socialen Leidenschaften nicht aufkommen und zwang Gesamtfrankreich zum Frieden. Die Nationalversammlung wurde gewählt, und ihr Ausfall gab das Signal für den Bürgerkrieg. Nur in Paris gelang der Aufstand, Dank dem kopflosen Benehmen der Behörden und der strafwürdigen Disciplinlosigkeit der Truppen. Die socialistischen Arbeiterbataillone wurden am 18. März Herren der Stadt und proklamirten die revolutionäre Commune. Nach langem mörderischen Kampfe zogen endlich die Truppen der gesetzlichen Regierung mit Hilfe des bekannten goldenen Schlüssels in die Stadt. Der Straßenkampf dauerte vom 21.—29. Mai und ließ in seiner gräßlichen Wildheit selbst die Scenen der Junischlacht von 1848 weit hinter sich zurück. Die Arbeiter schlugen sich wie die Löwen, und ihr Todesmuth wuchs, je mehr sie ihre Sache verloren sahen. Man hatte sie ja immer gelehrt, daß sie nur auf den Barrikaden ihre „Befreiung“ erkämpfen könnten; die Commune bedeute für sie die Heilung alles socialen Leides, den Anbruch des tausendjährigen Reiches. Aber immer mehr schwindet die Hoffnung auf den Sieg der socialen Republik; da bricht die dämonische Natur des Aufstandes vollends sich Bahn, und die Brandsackel fliegt in die schönsten Gebäude; Pulver und Petroleum zerstören sie in gemeinsamem grauen Zusammenwirken; was vorher den Stolz von Paris bildete, das sinkt in wenigen Stunden zu wüsten, rauchenden Trümmerhaufen zusammen. Es ist nicht ein heldenmüthiges Volk, das in antiker Großartigkeit sich selbst mit seinen Hoffnungen, Heiligthümern und Schätzen verbrennt;

\*) Wir machen unsere Leser auf die mit obigem höchst unterrichtenden Artikel beginnende neue Serie aufmerksam, die aus der Feder zweier der gründlichsten Kenner unserer socialen Verhältnisse stammt.  
D. R.

nicht schleudern die Mütter ihre Kinder in die Flammen, damit sie nicht den Untergang des Vaterlandes überleben; es ist nicht das großartige Ende des meerbeherrschenden Karthago, nicht die furchtbar tragische Wiederholung der Zerstörung Jerusalems. Dieses Meer von Blut und Flammen ist das Werk einer Handvoll Glender, die kein Vaterland besitzen, in deren Brust alle edlen Regungen des Menschen erlöschen sind und sich in einen wahrhaft infernalischen Haß gegen die gesammte menschliche Gesellschaft, gegen Sitte und Religion, gegen Eigenthum und Ehe, gegen Staat und Familie umgewandelt haben.

Die Pariser Commune mit ihrer 73tägigen Schreckensherrschaft kann mit vollster Berechtigung als das Werk des französischen Zweiges der „Internationalen Arbeitergesellschaft“ betrachtet werden. Was ist nun diese Gesellschaft?

Der Gedanke, die Arbeiterparteien aller Kulturländer zu gemeinsamem Kampfe gegen die bürgerliche Gesellschaft zu organisiren, ist nicht neu. Schon Louis Blanc deutete 1841 in seiner „Organisation der Arbeit“ darauf hin. Der wahre Schöpfer der gegenwärtigen „Internationale“ aber ist ein deutscher Philosoph, Namens Carl Marx. Er sprach den Satz aus: „Die Emancipation der Arbeiter ist weder eine locale, noch eine nationale, sondern eine sociale Aufgabe.“ Sein Leben ist der Verwirklichung dieser Idee, der Herausbildung der internationalen, socialen Revolution gewidmet. Ueber diesen Mann mögen daher nachstehende Angaben folgen.\*)

Carl Marx wurde am 4. Mai 1818 zu Trier als der Sohn eines Advokaten geboren und stammt von getauften Juden ab. Er studirte von 1836—1841 in Berlin und Bonn, machte ein glänzendes juristisches Examen und wollte sich 1841 in Bonn als Privatdocent der Philosophie niederlassen. Er hatte sich in der Hegelschen Dialektik tüchtig umgesehen und war allmählich vom Liberalismus zu einem Radikalismus gekommen, der an Kühnheit und Rücksichtslosigkeit der Sprache seines Gleichen suchte. Die Jung-Hegelianer Kölns hatten damals die „Rheinische Zeitung“ gegründet, und Marx wurde Redakteur derselben. Aber schon im Sommer 1843 wurde das Blatt wegen seiner scharfen Sprache, die aller Censur spottete, unterdrückt. Marx hatte kurz vor der Katastrophe seine Entlassung gegeben. Er heirathete jetzt ein Fräulein von Westphalen, die Schwester des späteren Ministers. Philosophie und Nationalökonomie führten ihn stets mehr zum Socialismus. Marx verzichtete daher auf jeden Staatsdienst, obgleich ihn seine Begabung und seine verwandtschaftlichen Beziehungen gewiß eine schnelle Carriere hätten machen lassen. Er wählte sich die Rolle des Verbannten und den Beruf des socialen Revolutionärs. Eigener Besitz erleichterte ihm dieses. Er ging nach Paris und begann eine umfassende literarische Thätigkeit in der bezeichneten Richtung. Im Herbst 1845 wurde er auf Verlangen der preussischen Regierung von dort ausgewiesen, und begab sich nach Brüssel, wo er mit seinem Freunde Friedrich Engels, ebenfalls einem Rheinländer, im dortigen deutschen Arbeitervereine wirkte. Beider Ziel war die Gründung einer internationalen communistischen Revolutionsgesellschaft. Nachdem sich Marx zuerst an einer demokratischen, aus der radikalen Bourgeoisie und dem socialistischen Proletariat gemischten Gesellschaft betheiligte, trat er mit Engels in den Bund der Communisten. Dieser Bund war eine geheime Gesellschaft und hatte seinen Centralitz in London. Er war gebildet durch deutsche Arbeiter, die 1839 zur geheimen Gesellschaft der beiden bekannten Revolutionäre Blanqui und Barbès gehört hatten. Ihre Lehre war ein Gemisch von demokratisch-französischer Erabition, von deutschem Humanismus und utopistischem Socialismus.

Sie wurde gänzlich umgewälzt durch das communistische Manifest, das Marx und Engels im Auftrage jenes Bundes der Communisten kurz vor der Februar-Revolution abfaßten, und das seitdem etwa 12 Auflagen in den verschiedensten Sprachen erlebt hat. So entschieden revolutionär Marx und Engels waren, ebenso energisch traten sie gegen die damals in

radikalen Kreisen beliebte Geheimbündelei auf. Die Gesellschaft war nur noch insofern eine geheime, als sie sich wegen der Polizei nicht öffentlich zeigen konnte; aber was sie erstrebte, lag Jedermann klar vor Augen. Die Satzungen, welche Marx ihr gab, sind im wesentlichen die Grundlage der gegenwärtigen „Internationalen Arbeitergesellschaft“. Lassalle war nach 1849 einer der Agenten des Bundes in Deutschland. Als die Februar-Revolution ausbrach, rief die provisorische Regierung in Paris Marx wieder nach Frankreich zurück. Er ging von dort bald nach Köln, denn in Deutschland trat neben dem Liberalismus, der damals noch in den Kinderschuhen stak, auch die communistische Partei bereits sehr mächtig auf. In Köln redigirte Marx vom Mai 1848 bis April 1849 die „Neue Rheinische Zeitung“. Zweimal sprach ihn das Schwurgericht, da er wegen Preßvergehen angeklagt war, frei, dann wies ihn die Regierung aus. Im Oktober 1849 wurde er auch aus Frankreich ausgewiesen und seitdem lebt er dauernd in London. Marx hat seitdem noch viele polemische Gelegenheitschriften geschrieben. Seine Feder ergeht sich mit gleicher Gewandtheit in deutscher, französischer und englischer Sprache. Selbst seine Gegner müssen ihn als einen sehr begabten und scharf denkenden Philosophen anerkennen. Marx ist schon seit längerer Zeit in Folge geistiger Ueberarbeitung leidend, und daher haben ihm die Aerzte im vorigen Herbstes Landausenthalt verordnet und jede geistige Thätigkeit untersagt. Aus diesen Gründen ist auch sein Einfluß in der „Internationale“ nicht so groß, als eine sensationsfüchtige Presse es oft darstellt.

Seine socialistischen Lehren hat Marx bereits im Jahre 1867 in seinem Buche „das Capital“ niedergelegt, einem dicken Bande, der mit der Schwerfälligkeit des deutschen Gelehrten geschrieben ist, und in welchem es von krausen philosophischen Formeln wimmelt. Wäre das Buch einfacher gehalten, so würde es unstreitig das socialistische Evangelium des vierten Standes geworden sein. So aber bedarf es, um diesen Massen vertraut zu werden, noch besonderer Bearbeitungen. Der Grundgedanke der Marxschen Lehre ist folgender: Er geht aus von dem Satze, den Adam Smith noch unklar ausgesprochen, den aber die neuere Nationalökonomie sich vollständig angeeignet hat, daß nämlich die Arbeit die Quelle aller Werthe in der Gesellschaft (aller Tauschwerthe) sei. Dieser Satz ignorirt die werthbildende Kraft des Eigenthumes und damit dieses selbst. Nun schließt Marx und mit ihm der ganze moderne Socialismus: Ist die Arbeit die Quelle aller Werthe, so müssen auch die Früchte der Arbeit dem Arbeiter gehören; das Eigenthum hat keinen rechtmäßigen und naturrechtlichen Antheil am Ertrage der Arbeit; das Lohnsystem der Gegenwart speist den Arbeiter aber mit dem möglichst niedrigen Lohne ab, und den Rest vom Arbeitsertrage behält der Capitalist als Geschäftsgewinn für sich; durch dieses System wird also der Arbeit widerrechtlich ein großer Theil ihres Ertrages vorenthalten, es muß daher fallen, denn was das Capital vom Arbeitsertrage für sich nimmt, ist Diebstahl.

Das communistische Manifest, das Marx und Engels im Jahre 1847 an die Arbeiter aller Kulturstaaen richteten, schloß bereits mit dem Ausrufe: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ Dieser Gedanke wurde 17 Jahre später in der „Internationalen Arbeiter-Association“ verwirklicht. Am 28. September 1864 gründeten deutsche, französische und englische Arbeiter gemeinsam mit den geistigen Leitern der kosmopolitischen Umsturzpartei die genannte Gesellschaft. Im Namen des provisorischen Komitees verfaßte Marx einen Ausruf „an die Männer der Arbeit“ und schloß denselben ebenfalls mit der Aufforderung: „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“ Dieser Ausruf fand günstigen Boden; denn seit 1859, während die Großen der Erde sich mit Veränderung der Landart beschäftigten und der wieder erstehende Liberalismus allmählich mehr Einfluß auf die Regierungen gewann, hatte auch die Partei der socialen Revolution ihr Haupt wieder erhoben. Die neue Gesellschaft breitete sich aus, und gleichzeitig damit wuchs auch die Zahl der Arbeitseinstellungen. Die Häufigkeit und Festigkeit derselben kann als der sicherste Maßstab für den Umfang und die Tiefe der socialistischen

\*) Wir bemerken, daß diese Angaben in fast allen Punkten als authentisch betrachtet werden können.

Bewegung betrachtet werden. Den fruchtbarsten Boden fand die „Internationale“ in Frankreich. Je altersschwächer und greisenhafter das Kaiserreich dort wurde, je mehr es mit verborgenem Grolle, aber aus Furcht vor schlimmerem Uebel die Schranken vor der radikalen Agitation hinwegnahm, desto mehr Anhänger fand der Socialismus in den Arbeitermassen der großen Städte, besonders von Paris und Lyon. Die verschiedensten Schulen begannen sich zu bilden, die aber alle auf einen atheïstischen und materialistischen Communismus hinausliefen.

Die „Internationale“ hielt ihre allgemeinen Kongresse im September jeden Jahres in Genf (1866), Lausanne (1867), Brüssel (1868) und Basel (1869). Stets fand sich dabei eine große Anzahl Vertreter des arbeitenden Standes und des socialen Umsturzes aus den wichtigsten Ländern Europas ein. Für den September 1870 hatte man den Kongreß nach Paris zusammenberufen, weil man bis dahin sicher den Sturz des Kaiserreichs erwartet hatte. Es war auch zur erwarteten Zeit gefallen, aber nicht durch eine Schilderhebung der Socialisten, sondern unter dem gewaltigen Siegestritte der deutschen Armeen. In Folge des Krieges trat der nächste Kongreß daher erst im September 1872 in Haag in Holland zusammen. Auf ihm kam die Spaltung zum Ausbruche, welche der Russe Michael Bakunin veranlaßt hatte. Dieser hatte im Schweizer Jura eine „Allianz der socialistischen Demokratie“ gegründet und starken Anhang gefunden, denn sein Radikalismus übertrumpfte noch den von Karl Marx. Da war der unbedingte Atheismus, die Leugnung jeder menschlichen Autorität, der Widerspruch gegen alle Gebote der Sittlichkeit und der Ehe, die unbedingteste Gleichmacherei von Mann und Weib ausgesprochen. Bakunin hatte in seinem Programm den politischen, religiösen und ökonomischen Radikalismus fast bis zur Tollheit getrieben. Außerdem ging er darauf aus, den gegliederten Rahmen der „Internationale“ zu sprengen, um auf ihren Trümmern seine Herrschaft aufzurichten. Der Generalrath sollte ganz abgeschafft werden. Diese nihilisirenden Bestrebungen machten den Kampf unvermeidlich. Die Deutschen, Franzosen, Oesterreicher, Polen, Portugiesen, Irländer stimmten vereint gegen die Anhänger Bakunins, die Jurassier, Spanier und die radikalen belgischen Advokaten, welche dort die Führung der Arbeiterklasse haben. Auf diese Weise entstand ein Schisma; die Spanier gingen ihre eigenen Wege, und die Belgier sagten sich ganz von dem Generalrath und der Marx'schen Richtung los. Diese letztere aber verfolgte nun Bakunin derart mit Enthüllungen, daß er im Herbst 1873 öffentlich jeder fernern Betheiligung am Parteileben entsagte. Ob der alte Verschwörer von seinem Handwerke lassen kann, mag dahingestellt bleiben. Sein ganzes Leben hat er der offenen und geheimen Vorbereitung zur Revolution gewidmet; dabei griff er jedoch in den letzten Jahren selten persönlich ein, und zog es vor, andere ihre Haut zu Markte tragen zu lassen. Bei den Aufstandsversuchen, die im Herbst 1870 in Lyon und Marseille seitens der international-socialistischen Arbeiter unternommen wurden, hatte Bakunin stark die Hand im Spiele. Er ist in Dresden aus dem Aufstande von 1849 her noch wohl bekannt und heißt in socialistischen Kreisen aus Anlaß seiner damaligen Diktatur noch heute „der König von Sachsen“. Sein ganzes Wesen und Treiben hat viel Geheimnißvolles.

Der jüngste Kongreß der „Internationale“ wurde im vergangenen September in Genf abgehalten und dabei unter anderem beschloffen, daß von nun an die allgemeinen Kongresse nur noch alle zwei Jahre zusammentreten sollen.

Die Prinzipien der „Internationale“ lassen sich auf folgende zwei zurückführen: 1) die Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat, und wenn dies erlangt 2) die Gründung eines communistisch organisirten Staates. In den Programmen, Reden und zahlreichen Zeitungen der Partei werden diese Forderungen ausführlich begründet. Da wird auseinander gesetzt: der Proletarier, der nichts besitzt außer seinem Körper, ist gegenwärtig abhängig von dem Eigenthümer, der die Arbeitsmittel, Grund und Boden und Kapital besitzt; dieser Eigenthümer hält den

Arbeiter in der Lohnsklaverei und beutet ihn aus. Diese Sklaverei zu brechen, diese Ausbeutung zu beseitigen, den vierten Stand zu erlösen, das ist das Ziel des Emancipationskampfes. Hierzu muß der Arbeiter vor allem politische Macht erobern und die Staatsgewalt in seine Hände bringen. Sind die Besitzlosen, welche ja die überwiegende Mehrzahl bilden, einmal Herren der Staatsgewalt, so wird die Abschaffung der bisherigen auf dem Eigenthumsprinzip ruhenden Gesellschaft decretirt und eine neue Gesellschaft auf communisticcher Grundlage geschaffen. In dieser Beziehung beschloß der Baseler Kongreß (1869): Grund und Boden (also die Dinge, an welche sich zuletzt alles materielle Leben knüpft) müssen gemeinsames Eigenthum sein!

Es versteht sich von selbst, daß eine Gesellschaft mit solchen Prinzipien keine christliche sein kann. Denn unmöglich wird ein christlicher Arbeiter, überhaupt jeder, der die Richtschnur seines Handelns in den göttlichen zehn Geboten hat, dieser Gesellschaft anhängen können. Die prinzipielle Feindschaft der „Internationale“ gegen die Religion wurde oft genug dokumentirt. Der Lausanner Kongreß beschloß, daß die Bibel und die Religionsbücher zu ersetzen seien durch den Kultus großer Männer. Nicht bloß socialistische, sondern auch liberale Blätter haben bereits mit der Einführung dieser neuen Heiligen begonnen. Für die Socialisten würden Robespierre und Marat dabei mit besonderer Glorie umgeben werden. Die „Internationale“ verlangt ferner, daß der Unterricht aller Menschen ohne Unterschied unbedingt gleich sei, und daß die gewerbliche Bildung bereits in der Schule anfangen. So vermischt sich die Schule mit der Werkstatt; die Franzosen, von denen der Plan dazu hauptsächlich herkommt, bezeichnen sie in diesem Falle als école-atelier; diese ganze Erziehungsweise, welche Wissenschaft und Gewerbe gleichmäßig und gleichzeitig umfassen soll, bezeichnen sie mit dem Ausdrucke enseignement intégral. (Vollständiger Unterricht.)

Die Organisation der „Internationale“ ist streng föderalistisch. Dies ist so zu verstehen: In jeder Stadt vereinigen sich die Anhänger des Socialismus zu einer Sektion oder einem Zweige; verschiedene Sektionen bilden eine Föderation (auch Sektionsgruppe genannt); jede Föderation hat ihre besondere Bezeichnung nach der Landesgegend, in der sie besteht. So würden beispielsweise die in und um Berlin bestehenden Sektionen der „Internationale“ in ihrer Gesamtheit die Braunschurger Föderation heißen. Die Föderationen desselben Landes bilden eine Landesföderation, die derselben Nationalität eine Nationalföderation. Für die Sektionen deutscher Nationalität war bis 1871 Genf der Mittelpunkt, d. h. alle Arbeitervereine deutscher Zunge, mochten sie in Deutschland, England, Frankreich, der Schweiz zc. bestehen, wurden, wenn sie der „Internationale“ angehörten, von dort aus geleitet, bis sich die deutschen Sektionen selbständig organisirten und eine eigene socialistische Partei, die sogenannte Eisenacher Partei gründeten. Vorstand der Sektionsgruppe deutscher Sprache in Genf war bis dahin Joh. Phil. Becker, ein ehemaliger Besenbinder aus der Rheinpfalz und „Oberst“ der Revolutionsarmee von 1849.

Ueber all diesen Sektionen und Föderationen steht der Generalrath; er verkehrt bloß mit den großen Föderationen, diese mit den ihnen untergebenen kleinen und diese wieder mit den einzelnen Sektionen. Jede dieser Abtheilungen verwaltet ihre eigenen Angelegenheiten und besonders ihre Kassenführung selbst. Was darüber hinausgeht, gehört in den Bereich der nächst höheren Abtheilung; dieses System setzt sich fort bis zum Generalrath, der bloß diejenigen Angelegenheiten besorgen soll, die der ganzen Association gemeinsam sind. Der Generalrath ist der vollziehende Ausschuß der „Internationale“, er besitzt eine umfangreiche diskretionäre Gewalt, seine Wirksamkeit ist aber, besonders seit dem Haager Kongresse, mit Garantien gegen Mißbrauch umgeben. Die ganze geschilderte Organisation kann natürlich nur dort praktisch werden, wo die „Internationale“ sich frei entfalten kann, was bisher wegen der sonst überall entgegenstehenden Polizeischwierigkeiten nur in England der Fall war. Die Organisation der „Internationale“ soll zugleich

die Cadres bilden für die geplante Neugründung der bürgerlichen Gesellschaft und soll das Vorbild derselben sein. Ihr Kern ist die selbständige unabhängige Gemeinde, die Commune, d. h. die Vereinigung aller Bürger desselben Ortes; denn im socialistischen Zukunftsstaate sind alle Bürger Arbeiter und alle Arbeiter Bürger. Diese selbständigen Gemeinden sollen sich dann mit den übrigen Gemeinden zu Territorial- und Nationalföderationen vereinigen, bis schließlich die internationale Völkerverbrüderung unter Leitung des Generalrathes entsteht. Der Anfang zu diesem Neubau der Gesellschaft wurde im Frühling 1871 in Frankreich in bekannter Weise versucht; die „Communen“ von Paris, Lyon, Toulouse, Le Creuzot u. entsprangen dem gedachten Principe.

Die Bakuninsche Spaltung hat die „Internationale“ bedeutend geschwächt, wenn auch andererseits das Vorhandensein mehrerer Agitationsherde für die Verbreitung des Socialismus und für die Wirkung auf die Massen sehr förderlich ist. Der Generalrath, der seit 1864 immer in London saß, wurde auf dem Paager Kongreß 1872 nach New-York verlegt und ist auch dort geblieben. Karl Marx hat sich, nachdem er zum ersten und letzten Male auf dem Paager Kongreß aufgetreten, zurückgezogen und sitzt nicht mehr im Generalrath, in welchem er bis dahin die Geschäfte eines Sekretärs für Deutschland besorgt hatte. Die Gesellschaft hat in Folge dieser und anderer Umstände viel von dem sagenhaften Nimbus eingebüßt, der sie im Sommer 1871 umgab. Dennoch aber ist das allmähliche Weitergreifen des Socialismus eine offenkundige Thatsache, und die gleichen Ursachen werden dereinst wieder gleiche Wirkungen hervorrufen. Den geringsten Anhang hat die „Internationale“ verhältnißmäßig in England; die Führer der dortigen Gewerksvereine waren anfangs mit den leitenden Geistern der „Internationale“ sehr befreundet, zogen sich aber allmählich zurück, je mehr die Association sich zur politischen Revolutionspartei gestaltete und vollends, als der Generalrath für die Pariser Commune eintrat. Karl Marx und die Führer der englischen Gewerksvereine haben sich gegenseitig bereits manche nicht sehr schmeichelhafte Komplimente gesagt. Außer in England ist die „Internationale“ noch in Frankreich, Belgien, Spanien, der Schweiz, Italien, Dänemark, Nordamerika, Oesterreich, Deutschland und den kleineren Staaten Europas verbreitet. Sie nimmt in jedem Lande nach den nationalen Eigenheiten eine mehr oder weniger verschiedene Färbung an, ohne daß indessen dadurch dem allgemeinen Charakter der Gesellschaft, wie wir ihn geschildert haben, Eintrag geschieht. In Italien schmückten sich die Radikalsten der Radikalen mit dem Namen Petrolieri, und man wird dort den Teufel des Petroleums so lange an die Wand malen, bis er kommt. In Dänemark wurde die Gesellschaft kürzlich verboten. In Frankreich geschah dies bereits nach dem Kriege unter dem Eindrucke des Schreckens von Paris. Jeder Teilnehmer der „Internationale“ kann dort mit Gefängniß bis zu 2 Monaten und mit Geldbuße bis zu 1000 Frs., wer ein Amt in der Gesellschaft annimmt oder für deren Verbreitung wirkt, mit 5 Jahren Gefängniß und 2000 Frs. Geldbuße bestraft wer-

den. Die übrigen Regierungen, obwohl damals zuerst durch Spanien und dann durch Frankreich zu Maßregeln gegen die „Internationale“ angeregt, haben bis jetzt außer diplomatischen Besprechungen nichts gegen die Association gethan. Daß das Verbot einer solchen Gesellschaft nur sehr wenig hilft, zeigt Frankreich. Dort schien der Socialismus nach der Junischlacht besiegt, und das Kaiserreich erstickte vollends alle derartigen Regungen. Dennoch aber feierte er 20 Jahre später im Jahre 1868 eine staunenerregende Auferstehung und entzündete in jenem Lande einen Bürgerkrieg, gegen den die Juniscenen von 1848 nur schwache Versuche waren.

Wer noch daran zweifeln wollte, daß die Pariser Commune das Werk und gewissermaßen die Verkörperung der „Internationale“ sei, der wird durch das Benehmen der socialistischen Zeitungen, deren es eine Menge gibt, anders belehrt. Sie alle begehen den 18. März, den Tag des gelungenen socialistischen Aufstandes in Paris, jährlich mit pomphaften Leitartikeln. Die Socialisten aller Orte verherrlichen die Commune, sie feiern die Männer, welche die französische Regierung nach Niederwerfung des Aufstandes als Empörer und Brandstifter hinrichten ließ, als Märtyrer des vierten Standes, als Vorkämpfer der erhofften Welterlösung. Mit staunenerregender Einmüthigkeit stehen sie alle für die Pariser Commune und deren Thaten ein. Der Generalrath der „Internationale“ hat in einem Manifest, das von Karl Marx verfaßt wurde, und das in einem sehr schwülstigen socialistischen Style geschrieben ist, die Commune verherrlicht und sie allen Arbeitern der Erde als leuchtendes Vorbild hingestellt. In erschreckendem Fanatismus tritt bei diesem Kundtschreiben die gefährlichste Seite des modernen Socialismus und der „Internationale“ uns entgegen, nämlich die behauptete Berechtigung zur Revolution und das socialistische Dogma von der Heiligkeit der Empörung. Dieser Geist bewirkt, daß die „Internationale“ sich über das Gesetz stellt. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie die französischen Radikalen im Frühjahr 1871 die Republik über das allgemeine Stimmrecht stellten. Als die Nationalversammlung in Versailles dies nicht anerkannte, als das allgemeine Stimmrecht sich nicht unbedingt für die Republik erklärte, proklamirte der Socialismus den Bürgerkrieg, und das verführte Volk glaubte sich dabei im heiligsten aller Rechte. Als im Sommer 1871 die „Internationale“ in Spanien verfolgt werden sollte, erließ der Sekretär der spanischen Föderation, Francesco Mora, am 26. August eine von spanischem Stolze getragene Erklärung gegen die Regierung und sagte darin: „Die Internationale will die Gerechtigkeit für den Arbeiterstand verwirklichen; stellt sich das Gesetz dem entgegen, dann steht die Internationale über dem Gesetz. . . Die Arbeiter werden ihr Ziel erreichen, entweder mit dem Gesetz oder gegen das Gesetz.“ Der Bundesrath der spanischen Föderation bekräftigte und wiederholte diese Erklärung im Herbst 1871. Von demselben Geiste aber ist der ganze moderne Socialismus getragen.

In einem zweiten Artikel gedenken wir den Socialismus in unserem Vaterlande zu besprechen. Dr. Eugen Jäger.

## Das Gefängniß des Reichskriegsschatzes.

(Mit Illustration auf S. 445.)

Nachdruck verboten.  
Ges. v. 11./VI. 70.

Die Nachricht von der bevorstehenden Ueberführung des Reichskriegsschatzes in den Juliusthurm zu Spandau hat die Erinnerung an eines der ältesten Baudenkmäler der Mark Brandenburg wieder wachgerufen. Behauptet die Sage doch, daß Julius Caesar ihn errichtet habe.

Da wo Spree und Havel inmitten eines weiten einst sumpfigen und dichtbewaldeten Thales ihre Fluten vereinigen, erhebt auf einer Insel die alte Citadelle von Spandau ihr 40 Fuß hohes graues Gemäuer aus dem Wasser, wie Chillon oder Ts, heute nur noch ein historisches Monument, von modernen Festungsbauten umgeben, früher eine gewaltige Kriegsveste.

Ueber die Rebetementsmauer des auf der Südwestseite der Citadelle gelegenen Bastion „König“ ragt ein einfacher runder in Backstein gebauter Thurm hervor, der, noch wohl erhalten

und in unserer Zeit mit einem neuen Sims versehen, eher an das spätere Mittelalter als an wendischen oder gar römischen Ursprung zu erinnern scheint. Dennoch ist der Thurm sicherlich das älteste Baudenkmal von Spandau und gewiß ragt seine Entstehung in sehr frühe Zeit hinauf.

Auf dem Terrain der Citadelle lag in alten Zeiten das feste Schloß, welchem der Juliusthurm als ein im äußersten Flußwinkel gelegenes Vorwerk diente. Von diesem aus vermochte man das Thal weithin zu übersehen. Die Stadt hingegen war bis 1319 ein ganz offener Ort, und erst als dann das Raubritterthum immer mehr und mehr überhandnahm, schirmte sie sich mit einer Mauer. In ihren Bürgern aber lebte seither ein thatkräftiger Geist; denn um 1371 ließen sie sich von ihrem Landesherrn das Recht verbrieften, mit den adligen

Herren, „die sie scheiden und rauben, räuberisch haunt und haufen“ einfach zu verfahren „als rechten Räubern recht sey“. Und dies Recht ruhte nicht allein in Brief und Siegel, sondern die Spandauer machten gar manchmal die praktische Nutzanwendung davon. So setzten sie um 1402 selbst dem gewaltigen Freibeuter Dietrich v. Quizow nach, holten ihn bei Thyrow im Teltow'schen Gebiete ein, schlugen und fingen ihn. Der Juliusthurm diente damals dem markgräflichen Bogt des Schlosses Spandau zum sicheren Gewahrjam für schwere Verbrecher, und so wanderte nun auch Ritter Dietrich in sein stilles dunkles Verließ, um dort über Racheplänen zu brüten.

„Mit dem Julius bestrafen“ ward in der Mark ein landläufiger Ausdruck. Ein festeres Gefängniß mochte auch in den brandenburgischen Städten nicht leicht zu finden sein.

Dem festen Schlosse schenkten auch die Hohenzollern ihre Aufmerksamkeit und mehrfach haben Prinzen unseres Herrscherhauses dort gewohnt. Kurfürst Joachim begann, auf Balzer Schoeneichs Bericht gestützt, um 1560 wirklich den Bau der damals allen Regeln der Kriegskunst entsprechenden Citadelle. In diese aber mußte nach des Kurfürsten Willen das alte Schloß und der Juliusthurm aufgenommen werden.

Eine charakteristische Anekdote knüpft sich an diesen Bau. Als die Mauern der starken Festung aus den Gewässern der Havel und Spree emporzu steigen begannen, fiel es dem Kurfürsten auf, daß der hohe Thurm der städtischen Nikolaikirche es dem Angreifer möglich machen werde, das Innere der Citadelle zu übersehen. Sogleich beschloß Joachim, zu erproben, ob diese Gefahr eine bedenkliche sei, oder ob man bei einer Belagerung vermögen werde, den Kirchturm von den Wällen aus sicher zu treffen und die Beobachtung auf diese Weise unmöglich zu machen. Ohne Zögern wurden schwere Stücke herbeigebracht, und das Bombardement begann. Aber die guten und getreuen Bürger von Spandau fanden nun doch, daß ihre Häuser durch die herabfallenden wuchtigen Geschosse nicht unerheblichen Schaden litten, sie machten also gegen den Bau-eifer des Landesvaters lebhaftest Vorstellungen. Zu Joachims Ehren erwähnen die Chronisten, daß die Bitte der Bürger schnelle Erhörung fand, und daß der milde Fürst befahl, das Feuer einzustellen. Das geschah im Jahre des Heils 1565.

Erst um 1594, also nach vierunddreißigjähriger Arbeit, wurde der Bau der Citadelle ganz beendet, und seitdem verschwinden die Spuren einer eigenen Geschichte des Juliusthurmes. Nur in neuer Zeit taucht er in den Schicksalen der Citadelle und der Festung Spandau wieder auf. Als im Jahre 1813 nämlich eine französische Garnison dort lag und sich mannhaft gegen das preußische Belagerungskorps vertheidigte, da wehte von dem Julius herab die französische Tricolore mit einem gewaltigen N darin. Das war den patriotischen Spandauern kein geringer Dorn im Auge, und durch einen Zufall sollte das feindliche Feldzeichen noch früher als die Festung fallen.

Am 17. April mittags hatte das Bombardement der Citadelle begonnen und an mehreren Stellen einen Brand erzeugt, der nicht zu löschen war, obgleich 600 Mann unausgesetzt daran arbeiteten. Am 18. April, einem Ostersonntage, mittags ertönte nun von der Brandstätte her eine betäubende Explosion, Thüren und Fenster der Häuser in der Stadt sprangen auf, alle Gebäude erbebten in ihren Grundfesten. Wie die bestürzten Einwohner auf die Straßen und Plätze hinaus eilten, sahen sie das große Magazin der Citadelle, das, auf dem Fundament des alten Schlosses errichtet, die hohen Festungsmauern noch überragte, und daneben den Juliusthurm sammt dem kaiserlichen Banner in Flammen. Ein jäher Schreck durchfuhr alle Gemüther, da man wußte, daß in den unteren gewölbten Räumen des Thurmes an 1000 Centner Munition lagen. Es gelang indessen, weitere Explosionen zu verhüten.

Der Juliusthurm brannte in seinem Inneren vollkommen aus und hat seitdem lange Zeit als Ruine dagelegen, weil zahlreiche wichtigere Bauten mit den für die Festung ausgeworfenen Mitteln zunächst bestritten werden mußten. Erst 1842 konnte eine gründliche Restauration des alten Baudenkmales stattfinden. Der ehemalige Eingang war durch das 1813 dicht davor er-

baute Laboratorium verschlossen worden, auf Leitern stieg man zu einer oberen Oeffnung der Ruine hinauf. Jetzt wurde von dem Bastion „König“ aus eine Thüre durch die Mauer gebrochen, die in das mittlere Stockwerk des Thurmes führte. Dieses Stockwerk liegt auf gleicher Höhe mit dem inneren Raume des Bastions, zu dem eine Rampe hinaufführt, welche die Thüre des Thurmes und die hoch über dem Thore der Citadelle gelegene Kommandantentwohnung zugänglich macht. Dann erhielt der Thurm einen neuen Sims und ein neues Dach, auch ward aus dem mittleren ins obere Stockwerk eine Wendeltreppe hinaufgeführt. Vor dem Brande hatte der Thurm ein spitzes Ziegeldach. In jenem oberen Raume lagen noch drei Etagen und ein Bodengeläß, das jedoch nicht gewölbt, sondern nur mit Holzbau eingefügt war. Später — auch nach der Wiederherstellung — blieb der obere hohe Raum leer. Starke Gewölbe schützten seither die beiden unteren Stockwerke; nur das mittlere und obere erhielt Licht von schmalen Schießscharten. Jetzt hat der Thurm für seine neue Bestimmung auch oben unter dem Dache noch eine feuerfeste Wölbung erhalten, die mit eisernen Ankern in der Seitenmauer ruht. Starke Eisenthüren verschließen den Eingang.

Der Rand des Simses, der das Dach gänzlich verdeckt, liegt nicht weniger als 113 Fuß über dem Wasser der Havel, 75 Fuß über dem Bastionshof und der Eingangsthüre, 38 Fuß enthält des Thurmes Durchmesser, 9 Fuß sind die Mauernoch in der Höhe der Thüre stark — also sicherlich ein hinreichender Schutz für die aufgespeicherten 40 Kriegsmillionen.

Welch eine wichtige Bestimmung der alten Warte nach so vielen Jahrhunderten noch werden sollte, haben ihre Erbauer sicherlich nicht geahnt, aber sie sorgten dafür, daß der Bau die Zeiten überbauern konnte. Die Mauern sind noch heute in tadellosem Zustande, so viel sie auch erlebt und so lange sie auch ohne Schutz dem Winde und dem Wetter ausgesetzt waren.

Vorläufig ruht der Reichskriegsschatz noch in den Gewölben des Berliner Schlosses, und es wird geraume Zeit vergehen, bis die Modalitäten für den Transport, die Aufbewahrung und die Bewachung der ungeheuren Summen geordnet sind. Es ist das keine geringe Schwierigkeit, die dem noch zu ernennenden Kurator des Schatzes sicherlich manche sorgenschwere Stunde bereiten wird. Die Verpackung des Geldes und die Kontrolle über die Richtigkeit der angegebenen Summen nimmt schon jetzt die volle Thätigkeit einer Reihe von Beamten in Anspruch. Dreißig Beutel mit je 1000 Mark werden, so wie sie die Münze geliefert hat, in eiserne Truhen gelegt. Deren drei enthalten also immer genau 100,000 Thaler. Das ergibt eine Anzahl von nicht weniger denn zwölfhundert schweren Metallkisten für den ganzen Vorrath von Silber und Gold, den der Staat bereit hält, um jederzeit seinen kriegerischen Apparat zur Niederwerfung seiner Feinde in Bewegung setzen zu können.

„Zum Kriegführen gehört Geld, nochmals Geld und abermals Geld.“ Dieser Ausspruch, den man heutzutage dem Prinzen Eugen von Savoyen zuschreibt, hat bekanntlich mehr denn je seine Berechtigung. Die deutsche Armee im Felde wird nahezu 1½ Million für den Tag kosten, dazu kommt ein Extraordinarium von 30 Millionen für die erste Aufstellung des Heeres, die Ausrüstung mit Pferden und Material, sowie den Transport zur bedrohten Grenze. Dort schnell zu erscheinen, ist bei der jetzigen Kriegführung aber fast das für den ganzen Verlauf des Feldzugs entscheidende Moment. Derjenige kämpfende Theil, dem es gelingt, den Gegner noch mitten in seinen Zurüstungen zu überraschen, wird auch in der ersten Epoche des Krieges meist der Sieger sein. Volkshere, deren Streiter von nah und fern aus ihren friedlichen Verhältnissen zusammengerufen werden müssen, um die Waffen zu ergreifen, und die dennoch nach Hunderttausenden zählen, können nur zeitig bereit sein, wenn ein wohlgeordneter Plan für die Mobilmachung befolgt wird, und es auch gelingt, diesen Plan bis zu Ende pünktlich durchzuführen. Das aber wird nie geschehen, wenn plötzlich unerwartet der Feind die Grenzen überschreitet. Man erinnere sich nur des ungeheueren Rückschlages, welchen der Tag von Spichern und Wörth auf das bis dahin durch und durch kriegerisch und hoffnungsvoll gestimmte Frank-



Der Juliusthurm in Spandau, Aufbewahrungsort der 40 Millionen Thaler des Reichskriegsschatzes.

Fürs Daheim gezeichnet von Paul Graebner.

reich ausübte. Die augenblickliche Wirkung jenes Doppelsieges ist lange Zeit hindurch weit unterschätzt worden. Einen panischen Schrecken verbreitete die ungeahnte Schnelligkeit, mit welcher Deutschland, vom Kopf bis zur Zehe gerüstet, im Felde erschien. Um das aber in allen Fällen zu erreichen, sind große und augenblicklich flüssige Geldmittel durchaus nothwendig. Im Jahre 1870 half der preussische Reichsschatz aus der plötzlich auftretenden Verlegenheit; er wurde auch den süddeutschen Staaten bereitwillig geöffnet, um deren Rüstungen zu beschleunigen. Ohne dieses kostbare Mittel wäre es kaum möglich gewesen, die Mobilmachung aller deutschen Streitkräfte planmäßig zu vollenden.

Freilich bringt der Umstand, daß man ein so ungeheures Kapital todt daliegen läßt, auf die Dauer einen erheblichen

ökonomischen Nachtheil. In Parlamentsverhandlungen und durch die Polemik der Presse ist das ja auch genugsam erörtert und die Frage beleuchtet worden, ob sich der Staat nicht auf seinen guten Kredit verlassen dürfe, um im Nothfalle alle Mittel bereit zu finden, deren er bedarf. Allein um eine Anleihe flüssig zu machen, ist Zeit nöthig. Verluste an dem Kurzwertb der ausgegebenen Papiere sind unausbleiblich; sie betragen im Jahre 1870 bekanntlich nicht weniger als zwölf Prozent. Dann ist ferner die Möglichkeit einer Staatsanleihe von Parlamentsverhandlungen abhängig. Als der letzte Krieg ausbrach, war freilich kein Zweifel darüber möglich, ob das Verlangen der Regierung billig und gerecht sei. Jedermann mußte es einsehen, daß halbe Maßregeln das Verderben Deutschlands sein würden. Nicht immer kann bei Beginn des

Kampfes oder während der ihm kurz vorangehenden Verwicklungen die Lage eine so klare sein, nicht immer die Zustimmung der Landesvertretung eine so unbedingte. Oft wird die Regierung handeln und ihre Vorbereitungen treffen müssen, noch ehe sie offen hervortreten und die Kriegszugfahrt durch die Forderung einer Anleihe proklamieren darf. Wenn Deutschlands Feinde sich an den Grenzen insgeheim rüsten, muß es gelten, ihnen zuvorzukommen, und das vielleicht in einem Augenblicke, in welchem sie uns scheinbar noch eine ganz friedliche Miene zeigen. Dazu aber gehört thatsächlich dreimal Geld, wie Prinz Eugen es verlangte. Wir werden vor Frank-

reich in Zukunft bei der Robilmachung unserer Heere kaum eine Woche voraushaben. Mit jedem Tage Zögerung, wie sie etwa aus pekuniären Hemmnissen entstehen könnte, geht eine sichere Chance verloren. Die Schlagfertigkeit, welche alle Vortheile wahrzunehmen vermag, kann immer nur ein verfügbarer großer Staatsfond geben. Wenn also der Reichskriegsschatz künftig dort gefangen liegt, wo einst Dietrich Quizow seinen Groll den öden Wänden klagte, so wird er zwar hoffentlich lange ungenützt, aber gewiß nicht unnütz sein; denn er bürgt ebenso wie die tüchtige Heeresverfassung und gute Waffen für Deutschlands Sicherheit. W. v. Dünheim.

## Das Nomadenthum in der Berliner Bevölkerung.

Von Dr. G. Schwabe, Chef des Statistischen Bureaus in Berlin.

Nachdruck verboten.  
S. v. 11. VI. 70.

In den ersten Stadien der menschlichen Entwicklung, als das schnell wachsende menschliche Geschlecht seine ersten Wanderungen antrat, lebte ein nicht geringer Theil der Bevölkerung in fruchtbaren Auen und Wäldern, wo die Herde und das Wild die alleinige Nahrung bildete und die nomadische Lebensart die Regel war. Merkwürdig, wie auf dem sogenannten höchsten Punkte der Kultur, in der Großstadt, dies Nomadenthum wieder zur Geltung kommt, so daß auch hier die alte Wahrheit gilt: Die Extreme berühren sich.

Die Wohnung hat einen tiefgreifenden Einfluß auf das Familienleben, auf die Sittlichkeit, auf die Erziehung und damit auf das heranwachsende Geschlecht, und vor allem auf die Gesundheit. Ist aber die Wohnung so eng mit dem geistigen und physischen Wohl und Weh des Menschen verknüpft, so darf man es wohl als einen bedenklichen Zustand einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe ansehen, wenn der Wechsel der Wohnung bei ihr zur Regel wird. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß in Berlin nach der landläufigen Betrachtungsweise die Wohnungen zur Waare geworden sind, und jeder fühlt die große Tragweite dieser Thatsache in wirtschaftlicher, physischer und ethischer Richtung. Bald hat sich die Spekulation dieses Gebietes bemächtigt und hat das würdige, frühere bürgerliche Wohnhaus in die moderne Miethskaserne verwandelt, welche ihren Besitzer wechselt etwa wie man Wäsche zu wechseln pflegt. Die meisten Bauunternehmer bauen — nicht um zu besitzen, sondern um zu verkaufen; die Folge davon ist, sie bauen unsolid. Wer sein Haus wie eine Waare baldigst und mit größtem Nutzen wieder loszuwerden sucht, der hat kein Interesse an der langen Dauer desselben und an der Güte der Baumaterialien; daher die allgemeinen Klagen über die geleimten Ornamente, über die miserablen Thürschlösser, über die wellenförmigen Fußböden, kurz über den Geist der Unsolidität, der unsere Baugewerbe beherrscht.

Dem Hause folgen die Wohnungen und der Hausrath, wie die Nacht dem Tage folgt. Wo ich mich nicht lange aufhalten kann, da werde ich mich nicht behaglich einrichten. Und dieser traurigen Wahrheit kommt wiederum die industrielle Spekulation zu Hilfe, indem sie jene leichtfertigen, äußerlich eleganten aber innerlich schwindjüchtigen Möbel und Möbelstoffe herstellt, deren Unsolidität sprichwörtlich geworden ist. Als kürzlich in einer Versammlung die wirtschaftlichen Nachteile des Verschwindens der kleinen Meister für das Gebiet der häuslichen Reparaturen betont wurde, erklärte ein Berliner Großindustrieller: wir werden bald dahin kommen, daß wir mit Maschinen so und so viel verschiedene Sorten Stühle ständig fabriziren. Der Reiche kauft sich Stuhl Nr. 1, der Arme Stuhl Nr. 6 oder 12. Diese werden so billig hergestellt, daß, wenn ein Stuhl zerbricht, es sich nicht lohnt, ihn repariren zu lassen, man wirft ihn einfach weg und kauft einen neuen!

Nun in der That, wenn die Industrie solchen Zuständen zutreibt, so mögen wohl die Maschinen immer mehr zu Menschen, aber sicherlich die Menschen auch immer mehr zu Maschinen werden, zu Wesen ohne Lust und Liebe, ohne Empfindungen und Erinnerungen, ohne Neigung für das, was sich leicht und harmonisch zusammensügt, und ohne Abneigung gegen das, was eckig, hart und gewaltsam ist. Es steht schlecht um die Gesellschaft, welche über die veredelnden Wirkungen eines

Haushaltes einfach zur Tagesordnung übergeht, in dessen Bereich auch die Gegenstände des täglichen Gebrauchs über die ängstliche Form ihres Zweckes hinaus mit Grazie umspielt sind, und neben dem Dienst, zu dem sie da sind, die schöpferische Phantasie wieder spiegeln, die sie erfand, und den sinnenden Geist, der sie nach seinem individuellen Geschmack wählte und aufstellte. Ohne jenen idealen Zauber, jene stillen Reize und jene belebenden Freuden einer harmonischen Häuslichkeit gedeiht weder das Gefühls- und Gemüthsleben der Jugend, noch vermag die vollkommenste physische Manneskraft ihre Gefühlstiefe und Harmonie zu bewahren; sie geht zollweise verloren, und wem heute die täglich ihn umgebenden Gegenstände seines Haushaltes bloße Nummern sind, bei dem wird das Nummerssystem auch weiter um sich greifen, und bald wird ihm die Gemeinde, der Staat und schließlich sein eigenes Gewissen zur Nummer herabsinken.

Es gewährt gewiß ein allgemeineres Interesse, der Frage einmal statistisch näher zu treten, inwieweit dem Berliner seine Wohnung schon zu einem steinernen Bett geworden ist, aus dem der rasche Wechsel jede behagliche Einrichtung und damit den still waltenden häuslichen Frieden verschleucht.

Wir thun dies in nachstehender Tabelle, welche für einen 12jährigen Zeitraum die Zahl der vorhandenen Wohnungen mit der Zahl der Umzüge innerhalb direkt gemiethteter Wohnungen, also mit Hintweglassung der Umzüge von Chambergarnisten, Schlafleuten zc. vergleicht und daneben der Kürze wegen gleich in relativen Zahlen angibt, wie viel in demselben Zeitraum pro Jahr Wohnungen leer standen und bei wie viel Wohnungen eine Miethssteigerung eintrat.

Jahre	Zahl der Wohnungen incl. Gasse	Zahl der Umzüge	Von 100 Miethern wechselten die Wohnung	Von 100 Wohnungen standen leer	Von 100 Wohnungen wurden vermietet
1861	99,728	44,583	44,7	1,3	6,0
62	113,048	51,603	45,6	2,0	6,4
63	120,599	59,863	49,6	2,2	7,5
64	129,193	66,039	51,1	2,8	5,4
65	138,356	70,679	51,1	3,6	5,8
66	146,081	74,710	51,1	2,7	2,3
67	153,433	82,497	53,7	5,5	1,3
68	158,740	77,768	49,0	3,8	2,1
69	163,057	72,044	44,7	2,2	4,9
1870	166,144	66,678	40,1	1,1	16,8
71	168,541	63,763	38,0	1,2	15,4
72	173,001	74,568	43,1	0,6	34,9

Diese unsere Tabelle enthält in 12 Zeilen die Resultate von nahezu 3 Millionen Beobachtungseinheiten und charakterisirt damit den Fluch, welcher der Statistik insofern anhaftet, als ihrem Extraktivstoff niemand die Berge von Zahlen ansieht, aus dem er genommen wird. Die Resultate dieser 12 Zeilen sind in mehrfacher Richtung interessant.

Man ersieht zunächst die enorme Masse der Umzüge, die in Berlin an der Tagesordnung sind; sie betragen in einem 10jährigen Durchschnitte pro Jahr nahezu 50 Prozent der Wohnungen, d. h. also von je zwei Miethern zieht im Jahre einer aus, wenn man dies nicht mißverstekt.

Sehr auffallend erscheint die Thatsache, daß die Zahl der Umzüge mit dem Angebote der Wohnungen gleichen Schritt

hält. Dies ersieht man aus der Kolonne über die leer stehenden Wohnungen. Je größer das Angebot, je größer ist die Zahl der leer stehenden Wohnungen und je größer ist die Zahl der Umzüge. Im Jahre 1867 standen von 100 Wohnungen 5—6 leer; es war dies das Jahr nach dem Kriege mit Oesterreich, wo die Zahl der leer stehenden Wohnungen den höchsten Punkt erreichte. In demselben Jahre hatten wir auch die meisten Umzüge, die überhaupt in den 12 Jahren vorgekommen sind, nämlich 82,497, so daß von 100 Miethern nahezu 54 umzogen.

Bisher sind alle, die über die Wohnungsnoth geschrieben haben, der Ansicht gewesen, daß die Umzüge in erster Linie durch die Steigerungen hervorgebracht würden. Dies ist, wie man aus den Zahlen der letzten Kolonne sehen kann, eine vollkommene Täuschung. Im Jahre 1867 wurden von 100 Wohnungen bloß 1—2 gesteigert, trotzdem hatten wir die meisten Umzüge, nämlich 82,497; im Jahre 1872, wo dagegen von 100 Wohnungen 35 gesteigert wurden, hatten wir bloß 74,568 Umzüge, also etwa 8000 weniger. Es scheint in der That auch natürlich, daß die Umzüge abnehmen, wenn das Angebot der Wohnungen geringer ist, also die Steigerungen zunehmen und die Zahl der leerstehenden Wohnungen abnimmt. Denn man hat dann weniger Chancen, eine Wohnung zu finden, und zieht folglich vor, die alte mit Steigerung zu behalten, zumal ja auch die Kosten des Umzuges wachsen.

Wenn es nun wahr ist, daß die Umzüge mit dem Angebote der Wohnungen gleichen Schritt halten, und daß dieselben nicht in erster Linie durch Steigerungen hervorgebracht werden, so scheint es in der That, als habe die Unruhe, welche in den Umzügen zum Ausdruck kommt, keine äußeren Veranlassungen, sondern bilde ein charakteristisches Merkmal der Großstadt und der großstädtischen Bevölkerung. Und in der That, dies ist auch in nicht unbeträchtlichem Maße der Fall: die Großstadt mit ihrem ewigen Wechsel und ihrem lockern Gefüge der Gesellschaft nimmt auch der Wohnung den stabilen Charakter, der ihr unter normalen Verhältnissen eigenthümlich ist; sie gewöhnt den Menschen allgemach an das Umziehen, an jene schreckliche Quartalswanderung, bei der sich das Hab und Gut von durchschnittlich 20,000 Berliner Familien auf dem Möbelwagen heruntreibt, mit allen jenen Schrecknissen von verschabten und beschädigten Wandflächen, die man verläßt und die man vorfindet, von abgestoßenen Möbelfüßen, schadhafte Haushaltungsgegenständen, von tagelanger chaotischer Wirthschaft, gegen welche ein wandernder Zigeunerhaushalt ein Muster von Ordnung und Behaglichkeit genannt werden kann. Es gibt ein wunderbares Gefühl, das den Menschen beherrscht, wenn er nach einer langen Reise, wo täglich fast seine Zimmereinrichtung wechselte, wieder heimkehrt in seine Häuslichkeit, die ihm festgefugt entgegentritt. In diesem Gefühl spiegelt sich die große Bedeutung der konservativen Häuslichkeit ab, die leider in der Großstadt nicht diesen ethischen Einfluß hat und haben kann, weil kurze Miethsperioden und im Durchschnitt 50 Prozent Wohnungswechsel pro Jahr bedenklich daran zehren.

Noch gewährt es nicht geringes Interesse, diese Untersuchungen weiter zu führen. Es genügt nicht, daß man die Zahl der jährlichen Umzüge im allgemeinen weiß, sondern es wird wichtig, zu wissen, in welchen Klassen der Wohnungen sie stärker oder schwächer auftreten. Dies ersieht man aus nachstehender Tabelle, welche die Wohnungen nach ihrem Miethswerth in sieben Klassen theilt und für jede Klasse pro 1872 die Zahl der Wohnungen und der Umzüge ermittelt.

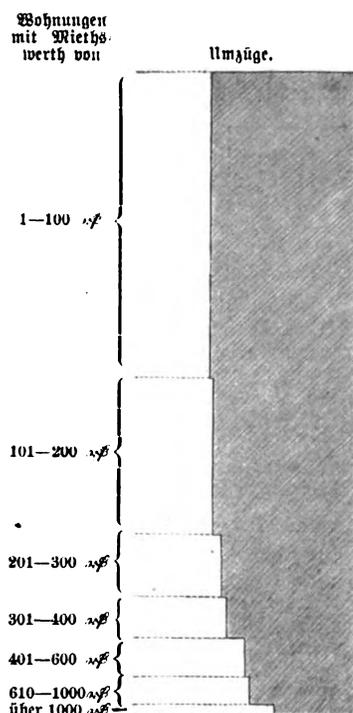
Miethswerth der Wohnungen	In nebenstehenden Wohnungen ergriffenen Wohnungen incl. Klasse	Kamen Umzüge vor	Auf 100 Wohnungen kamen Umzüge
1— 100 Thlr.	90,133	41,397	45,9
101— 200 "	44,129	18,741	42,5
201— 300 "	15,511	6,029	38,9
301— 400 "	8,516	3,091	36,3
401— 600 "	8,396	2,643	31,5
601—1000 "	5,830	1,765	30,3
über 1000 "	3,761	902	24,0
	176,276	74,568	42,3

Diese Tabelle gewährt einen tiefen Einblick in die eigenthümlichen Beziehungen zwischen Armuth und Nomadenthum: je tiefer die sociale oder wirtschaftliche Stellung einer bestimmten Gruppe der Berliner Bevölkerung ist, desto intensiver verfällt sie dem Nomadenthum, und die letzte Spalte enthält einen streng mathematischen Ausdruck dieser Behauptung:

Wer über 1000 Thlr. Miethzahlt, dessen Nomadenthum erhält die Censur		
601—1000	desgl.	240
401— 600	desgl.	315
301— 400	desgl.	363
201— 300	desgl.	389
101— 200	desgl.	425
1— 100	desgl.	459

Im Durchschnitt für die ganze Stadt mußten i. J. 1872 von 100 Miethern 42 ausziehen: in der niedrigsten Wohnungsklasse kommen auf 100 Miether 46, in der besten Wohnungsklasse bloß 24 Umzüge. In der That, es fällt ein dunkler Schatten auch auf diejenige Klasse der Berliner Bevölkerung, welche 1000 Thlr. und darüber für Wohnung auszugeben vermag, wenn nahezu der vierte Theil derselben in einem Jahre seine Wohnung wechselt.

Die klarste Anschauung dieser Verhältnisse gewinnt man durch die nebenstehende graphische Darstellung. Das ganze Rechteck stellt die sämtlichen Berliner Wohnungen in 7 Abtheilungen dar, und läßt zugleich in seiner Einteilung von oben nach unten übersehen, wie stark jede dieser Wohnungsklassen vom Nomadenthum betroffen wird.



Zu den ethischen Nachtheilen des Wohnungswechsels kommen noch diejenigen des Gemeindefwechsels, wie ihn die absolute Freizügigkeit mit sich bringt. Hält man es denn für erspriesslich, wenn die beiden wichtigsten und eng zusammengehörigen Elemente menschlicher Existenz: die Gemeinde und die Wohnung, so raschem Wechsel unterworfen sind?

Sicher haben diese Zustände, dieses immerwährende Flottiren nicht unwesentlich mit dazu beigetragen, unferen Arbeiterstand zu dem zu machen, was er augenblicklich zum Schrecken aller ist, denn schon die Weisheit auf der Straße sagt: „Ein rollender Stein setzt kein Moos an.“

Neben diesen tiefgreifenden Wirkungen darf man auch die wirtschaftlichen Nachtheile nicht unterschätzen.

Nehmen wir für die oben gebildeten sieben Wohnungsklassen für jede den billigsten Satz für Umzugskosten, so kommen wir auf die Summe von 1,059,275 Thlrn., welche jährlich für Umzüge verausgabt werden. Also auch hier gilt: das System ist schlecht und eben deshalb auch theuer. Die Details ergibt folgende Zusammenstellung:

Umzüge	Wohnungsklasse von	Durchschnittskosten pro Umzug	Summa
41,397	1— 100 Thl. Miethz	5 Thl. =	206,985 Thl.
18,741	101— 200 "	10 "	= 187,410 "
6,029	201— 300 "	20 "	= 120,580 "
3,091	301— 400 "	50 "	= 154,550 "
2,643	401— 600 "	60 "	= 158,580 "
1,765	601—1000 "	80 "	= 141,200 "
902	über 1000 "	100 "	= 90,000 "
74,568		Summa	1,059,275 Thl.

Haben wir durch die bisherigen Betrachtungen gezeigt und statistisch konstatirt, daß das Uebel vorhanden ist, so drängt sich ganz von selbst die Frage auf, ob ihm wohl abzuhelfen sei.

Das Zauberwort für die Abhilfe dieser Zustände ist Kolonisation, wie die städtischen Behörden längst anerkannt haben. Ewig baut man in Berlin vom Centrum nach der Peripherie, fügt Miethskaserne an Miethskaserne und prägt so künstlich Jahr für Jahr einen neuen Theile des Reichsbildes den Stempel eines unwirthschaftlichen, gemeinschädlich wirkenden Monopols auf. Statt dessen baue man von einer möglichst weit gegriffenen Peripherie nach dem Centrum und rücke dem frankten Monopolboden mit massenhaften gesunden Konkurrenzflächen auf den Leib.

Statt der Straßen vermehrt man in Berlin die Treppen, während diejenige großstädtische Entwicklung die einzig richtige ist, welche dem Rauch- und Staubkloß Berlin möglichst aus dem Wege geht und alle Reize und Vortheile des frischen Land- und Willenlebens durch gute Kommunikationsmittel mit den strengen Anforderungen und wunderbaren Spenden des großstädtischen Berufs-, Geschäfts- und Vergnügungslebens vereinigt. \*)

Von der Privatspekulation allein kann eine diesem Uebel abhelfende Umgestaltung der Verhältnisse nicht erwartet werden. Nachdem einmal die Entwicklung unserer Sitten und unseres Rechts dahin geführt, daß die menschliche Wohnung in Berlin zur leichtest übertragbaren kurzhabenden Waare geworden, kann

\*) Vergleiche, was über den Plan der Berliner Ringbahn in Nr. 14. S. 218 ff. des *Daheim* gesagt ist.

nur eine Wandlung in den Lebensgewohnheiten der Bevölkerung helfen, welche dem Wechsel entgegenwirkt, das Verlangen nach einem festen dauernden Wohnungsrecht, die Werthschätzung der eigenen häuslichen Heimat hinreichend kräftigt und allgemein verbreitet. Eine solche Wandlung kann sich nur dadurch vollziehen, daß ein größerer Theil der Bevölkerung die Wohlthaten einer festen eigenen Häuslichkeit praktisch kennen lernt. Man sagt, schlechtes Beispiel verdirbt gute Sitten — mit demselben Rechte kann man auch sagen, gutes Beispiel verdirbt schlechte Sitten. Wer ihn einmal empfunden hat, den Segen des eigenen Hauses, der will um keinen Preis wieder zurück in die Hezjagd der Miethswirtschaft, und alle seine Bekannten und Freunde, die ihn besuchen, sie empfinden mit ihm diesen Segen und werden durchdrungen von dem Verlangen, ebenfalls diesem Ziele zuzustreben. Und so werden mit der Zeit die natürlichen Verhältnisse wieder zur Regel, wo jetzt die schädlichste Unnatur herrscht. Denn ist es der Unnatur möglich geworden, zur Herrschaft zu gelangen, so muß es wahrlich erst recht der Natur leicht werden, diese aus ihrem Reiche zu vertreiben. Das altersschwache kranke System, welches Stockwerk auf Stockwerk thürmt, die Häuser mit Seiten- und Quergebäuden garnirt, jedes Stückchen Garten verbaut und in der Stadt nichts Grünes duldet, ja selbst die Gänge zwischen den Mauerflossen zu engen dunklen Röhren zusammenschumpfen läßt, die mit frischer Luft und warmen Sonnenstrahlen auf gespanntem Fuße leben — es muß unterliegen, wenn Willen und Familienhäuser mit Gärten und Lauben, mit würziger Luft und allen Reizen des Landlebens gegen dasselbe in den Kampf geführt werden.

## Am Familientische.

### Ein deutsches Ehevermittlungsinstitut.

In demselben Maße als die Ehen, namentlich in den großen Städten, abnehmen, wachsen die Bemühungen, sie durch lockende Inserate und durch allerbald geschäftsmäßig betriebene Veranstaltungen zu vermehren. Am umfassendsten scheint hierbei ein ganz kürzlich ins Leben getretenes Geschäft zu Werke zu gehen, das „Allgemeine deutsche Ehevermittlungsinstitut“, welches in Berlin seinen Hauptsitz hat und „durch Agenten in allen Staaten, Provinzen und Kreisen des deutschen Reiches vertreten“ sein will. Es proklamirt die „Motive“ zu seiner Gründung in folgenden Worten:

„Die bisherige patriarchalische Einrichtung oder vielmehr Einrichtungslöslichkeit früherer Zeit betreffs der Eheanknüpfungen ist nicht mehr haltbar und bedarf einer völligen Umgestaltung. Jedermann und besonders derjenige, welcher Ansprüche erheben kann, meint noch immer, diese Angelegenheit persönlich ordnen zu müssen und vermeidet fremde, für erniedrigend gehaltene Vermittlung. Wie falsch diese Auffassung ist, erläutern wir am besten durch ein Beispiel. Ein vermögender Mann, Vater hübscher gebildeter wirtschaftlicher Töchter, welche bereits einen Hausstand selbständig leiten können, glaubt jede Vermittlung, die ihm zuwider ist, entbehren zu können. Seiner Meinung nach findet sich eine Gelegenheit, seine Töchter gut unterzubringen, ganz von selbst, denn die guten Eigenschaften derselben ziehen ja die Bewerber herbei, denen er als Vater nur seine Zustimmung zu geben, braucht. Betrachten wir aber den Fall näher. Die Centralisation oder das Bestreben der Menschheit, einen Sammelplatz für ihre gleichartigen Bestrebungen zu schaffen, wo sie darlegen, was sie haben, und verlangen, was sie gebrauchen, hat den höchsten Flor der Handels- und der Messplätze hervorgerufen. In ehelicher Beziehung war unsere Absicht, eine gleiche Einrichtung zu treffen, kaum ausgesprochen, als auch schon eine große Anzahl junger Männer aus allen Theilen Deutschlands ihre Wünsche wegen passender Partien in unserem Institute niederlegten. Ist es da nicht die Pflicht der Eltern junger Damen, diese Gelegenheit zu benutzen, welche dem Glück ihrer Kinder geöffnet ist? Haben dieselben jetzt nicht eine viel größere Chance, wenn sie eine Vermittlung in Anspruch nehmen, welche ihren Wünschen stets sicher das bieten, was zu finden sie bloß ihren Kindern oder sich allein oder endlich einer Wahl von anderer Seite im Kreise ihrer Bekannten oder bei irgend einer anderen Gelegenheit dem Zufall (!) überlassen? Ist eine durch uns getroffene Wahl, wo nach unserer Einrichtung keiner der beiden Theile kompromittirt werden kann, nicht viel sicherer und vortheilhafter als eine zufällige, per Gelegenheit gefundene, welche oftmals viel anders gewünscht worden wäre als sie ist, und nur darum nicht zurückgeht, weil sie einmal eingeleitet und an die Öffentlichkeit getreten ist? Solche Unannehmlichkeit wird durch das Institut von vorn herein durch die standesgemäße Zusammenstellung bei jeder Partei verhindert. Derjenige, welcher sich selbst verheirathen will oder in dieser Richtung für seine Angehörigen zu sorgen hat, kann sich das nicht schaffen, was wir als Institut, also als Organ aller Eltern, Vor-

münder, selbständiger Damen und Herren bieten können. Väter heirathsfähiger Töchter wissen doch nur die Kreise, in denen sie selbst und ihre Töchter verkehren: Gesellschaft, Geschäft, Freunde; ein solcher Kreis ist immer beschränkt, während unser Institut im ganzen deutschen Reich durch seine Beziehungen, Vertretungen u. s. w. wirkt und dadurch jedem ein ganz anderes Feld von standesgemäßen Ehen bietet. Welch große Vortheile für die Bewohner größerer Städte und in anderer Weise für die kleineren der Provinz, welche standesgemäße Partien machen wollen, mit Beziehung auf die Wünsche in Betreff des Ortes und der Wahl eines bestimmten Standes! In wie vielen Kreisen unter Bekannten herrscht eine gewisse Scheu, sich in Betreff der Heirathsabsicht zu deconviren! In wie vielen weiß man überhaupt von solcher Absicht? All diesem hilft das Institut ab, mit Hinweis auf seinen Geschäftsgang als Organ für Ehen!“

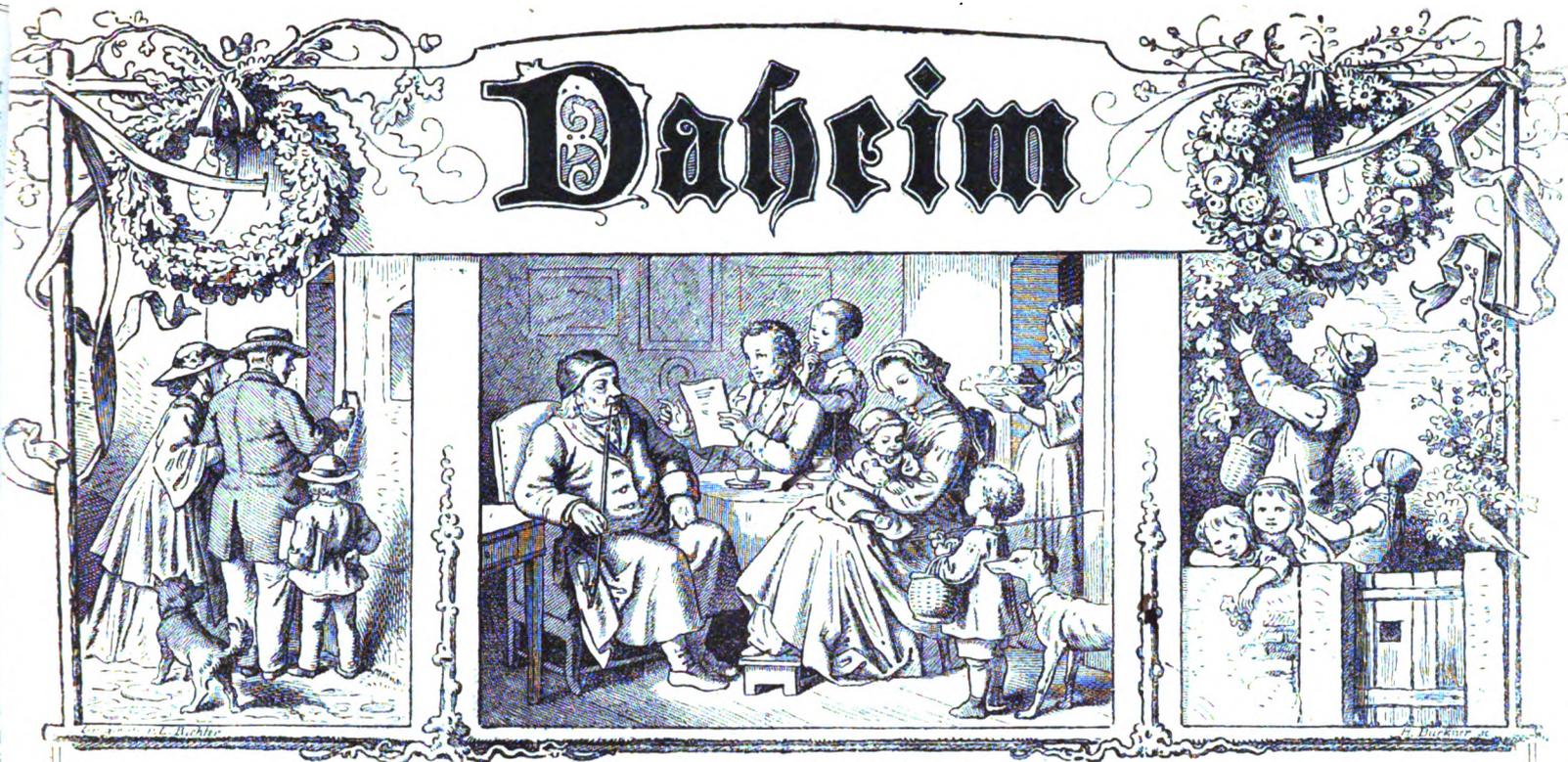
Klingt das nicht wie eine erfundene Reklame? Und doch ist sie wörtlich aus dem uns vorliegenden Programm, dessen nähere Adresse wir unterdrücken, um nicht selbst dafür Reklame zu machen, abgedruckt! Als besonderer Lockvogel dient noch das Versprechen: „Keinerlei Kosten, wenn die Partie nicht zu Stande kommt, und keine Forderung seitens des Instituts vor Verheirathung.“ Ja, unbemittelten thätigen Handwerkern beiderlei Geschlechts wird „kostenfreie Vermittlung“ verheißen. Charakteristisch ist noch für dieses neueste Institut, das eher ein deutsches heißen sollte, ein Stück der Angaben, welche von den Heirathskandidaten zu machen sind. Da wird nämlich außer dem gewöhnlichen Personale (Namen, Alter, Stand, Familienverhältnisse, Vermögensverhältnisse u.) auch gefragt nach der „Religionsansicht“ (im Programm gesperrt gedruckt), als ob es gegenwärtig feststände, daß der religiöse Standpunkt nur mehr Ansichtssache sein könne und müsse.“

Demselben Ehevermittlungszwecke will ein Blatt dienen, das unter dem Titel: „Verlobungsfreund“ sich als „internationales Organ für Haus und Familie“ ankündigt und außer durch eine wahre Musterkarte von Eheantragsannoncen durch Novellen und sonstige feuilletonistische Lockspeise zum Heirathen reizen soll!

Fast fällt es schwer, keine Satire über solche Dinge zu schreiben, aber die Sache ist eine zu ernste Zeitverirrung, als daß man sie anders behandeln könnte. Zur Charakteristik unserer socialen Verhältnisse ist sie hier mitgetheilt worden.

**Inhalt:** Das grüne Thor. (Fortsetzung.) Roman von Ernst Wichert. — Eine historische Legende. Zu dem Bilde: Königin Luise von Preußen auf der Flucht im Jahre 1806. Von J. Weiser. — Die socialistischen Parteien der Gegenwart. I. Die Internationale. Von Dr. Eugen Jäger. — Das Gefängniß des Reichskriegsgerichts. Von W. v. Dünheim. Mit Abbildung des Julussturmes in Spandau. Von Paul Graeb jun. — Das Romadentum in Berlin. Von Dr. Schwabe, Chef des statistischen Bureaus der Stadt Berlin. Mit einer Figur. — Am Familientische: Ein deutsches Ehevermittlungsinstitut.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 18. April 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N<sup>o</sup> 29.

## Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Gef. v. 11./VI. 70.

X.

Auf der Straße schloß Schönrade sich dem jungen Amberger an und verabschiedete sich von den übrigen, dem Archivar für seine interessanten Nachrichten über die Hönneburg verbindlichst dankend. „Wohin gehen wir?“ fragte er. „Vielleicht nach meinem Hotel?“

„Meine Wohnung ist näher,“ antwortete der Kaufmann in sehr gemessenem Ton, „und wir sind dort ganz ungestört.“ Der Professor willigte sofort ein, und so gingen sie schweigend bis zum Ambergerischen Hause, zu dessen in der Seitengasse gelegenen Nebeneingange Moritz den Schlüssel hatte.

Bald saßen sie in einem kleinen, junggesellenmäßig eingerichteten Salon einander gegenüber. „Ich habe Sie in Verdacht,“ begann Schönrade, „daß Sie mich in irgend einem finsternen Winkel Ihrer Seele heimlich beschuldigen, Ihrer Fräulein Braut nicht mit der vollen Rücksicht zu begegnen, die ich ihrem Bräutigam schulde. Ist's nicht so?“

Moritz hatte die Wunde, die Sidonie ihm geschlagen, noch keineswegs verschmerzt, aber ein halbes Duzend abenteuerlicher Pläne, wie er seine in den Augen des Fremden arg mitgenommene Ehre repariren wollte, waren doch der eine nach dem anderen in eitel Rauch und Wind aufgegangen, und er erwartete nun viel ruhiger, als zu erwarten stand: „Sidonie sucht eine besondere Stärke darin, mit interessanten Männern, die zufällig in Beziehungen zu ihr treten, auf völlig gleichem Fuß zu verkehren. Ich kann dagegen nichts haben, denn ich selbst gehörte glücklicherweise zu diesen Bevorzugten nie, und da unser Verhältniß andere und gesicherte Grundlagen hat, die davon gar nicht berührt werden, so verletzt sie eigentlich nicht Pflichten gegen mich. Allerdings kann mir's nicht gleichgültig sein, wie man über sie denkt, und da Sie bei so baldiger Abreise kaum Gelegenheit haben werden, sich selbst zu überzeugen, wie wenig —“

Er stockte; es hatte seine Schwierigkeit, diesen Satz zu

Ende zu bringen, ohne sich selbst etwas zu vergeben oder den Gegner zu beleidigen. Der Professor half nach. „Bollenden Sie doch nur ohne Bedenken,“ sagte er lächelnd. „Sie dürfen nicht befürchten, mich um Illusionen zu betrügen.“ Ich darf aber auch zu Ihrer vollkommenen Beruhigung, wenn Sie mich etwa doch für einen nicht ganz ungefährlichen Don Juan angesehen haben sollten, zusetzen, daß ich zur Zeit gegen die Blicke der schönsten Augen durch dreifaches Erz gepanzert und gänzlich unfähig bin, die Mühe zu verdienen, die an mich weiblicher Uebermuth verschwenden könnte, um mich hinterher zur Zielscheibe des Witzes zu nehmen. Ich gehe nämlich hier — auf Freiers Füßen.“

Moritz vergaß ganz seinen diplomatischen Blick, riß die Augen groß auf und sah ihn voll Verwunderung an. „Sie gehen —?“ Dann plötzlich war's, als ob ihm eine Centnerlast vom Herzen gefallen wäre; alle Muskeln spannten ab, und die ganze Gestalt setzte sich wieder behaglich breit auf den Stuhl. „Darf man gratuliren, Verehrtester, darf man gratuliren?“

Der Professor zog die Schultern auf. „Das wird von Ihrem Ja oder Nein abhängen,“ sagte er, ihn scharf ins Auge fassend.

„Von meinem Ja oder Nein?“ stutzte der junge Mann. „Wie soll ich das verstehen?“

Schönrade bat ihn, ruhig zuzuhören und ihn aussprechen zu lassen. Er brachte dann sein Anliegen wegen Rätchen mit aller Wärme vor, recapitulirte die Unterredung mit seiner Mutter über denselben Gegenstand, und schloß mit dem Wunsche, bei ihm nicht auf Bedenken zu stoßen, über welche „die junge Welt denn doch längst hinaus“ wäre.

Bei Moritz wirkte anfangs noch die Freude über die Erlösung aus der eigenen Gefahr nach, so daß er nur immer freundlich nickte und schlau mit den Augen zwinkerte; allmählich aber nickte er immer seltener und schielte nur von Zeit zu Zeit verlegen zu dem Sprechenden hinüber, und zuletzt meldete sich

der Geist des Widerspruchs schon in einigen unterbrechenden „Aber“ und „Erlauben Sie, Verehrtester“, so daß der Professor Mühe hatte, seinen Vortrag zu Ende zu bringen; und dann stand er auf, ging im Zimmer hin und her, fuhr sich in die Haare, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Aber das ist ganz fatal, ganz fatal! Das ist ja — wahrhaftig! das ist ganz fatal. Denn an sich, ja, mein Gott, an sich ist ja da gar nichts — wahrhaftig nicht. Aber wie die Dinge so liegen,“ er hartete wieder mit den kurzen Fingern durch die blonde Perücke, „wie die Dinge so liegen — Sie wissen das nicht, Sie können das nicht wissen — ah, fatal!“

Schönrade ließ ihn herumlaufen und seine Grimassen schneiden. Er konnte abwarten, bis Moritz sich vor ihn stellte und in etwas verständlicher Weise fortfuhr: „Was die Bedenken meiner Mama anbetrifft — das sind Schrullen, Einbildungen, mit Respekt zu sagen, erbgeseffene Thorheiten. Patrizier — was Patrizier! Die Zeiten sind vorbei. Wir sind alle Bürger, alle ohne Unterschied, der eine zahlt mehr Steuern und der andere weniger. Das ist der Unterschied, der eine hat etwas und der andere nichts, das ist der Unterschied, und mancher, der nichts hat, ist heutzutage umsomehr. Das sind verrostete Ideen, verlegene Waare — basta! Aber das wäre das wenigste — leider, leider das wenigste. Glauben Sie mir — ah! fatal.“

Damit war er wieder auf sein erstes Wort zurückgekommen, machte Kehrt und lief von neuem umher; der Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Der Professor schlug ein Bein über das andere, sah ihm ruhig zu und schwieg; was zu sagen war, hatte er ja gesagt. Endlich faßte Amberger den Stuhl, schob ihn mit vielem Lärm nahe vor den Gäst heran, warf sich darauf und ergriff seine Hand. „Verehrtester Herr Professor,“ sagte er, nach Lust schnappend. „Sie gefallen mir so weit ganz gut, wahrhaftig, Sie gefallen mir sehr gut, und ich würde, wenn sich alles so verhält, wie Sie sagen, woran ich gar nicht zweifle, ich würde recht gern Ihr Schwager werden, und es ist, ohne Schmeichelei, verehrter Herr Professor! es ist nach meiner Schätzung dem Hause Amberger eine Ehre, daß ein berühmter Mann — nein! wenden Sie nichts ein, es ist und bleibt uns dieser Antrag sehr ehrenvoll. Aber — aber —“ Er sprang wieder auf, drehte sich aber nur um den Stuhl und setzte sich sogleich von neuem, um in ganz veränderter Tonart fortzufahren: „Lassen wir alle Schnörkel — Sie sind ein Mann, und ich bin ein Mann, sprechen wir wie zwei Männer vernünftig mit einander. Was soll ich Ihnen Hoffnungen machen — es geht nicht. Glauben Sie mir, es geht nicht, und wenn ich Sie noch viel lieber hätte, es ginge nicht. Warum nicht, das will ich Ihnen sagen. Ich will es Ihnen so aufrichtig sagen, wie es meine Achtung vor Ihnen fordert — ich rechne auf Ihre Diskretion, Verehrtester, das kann ich doch?“

Er verschmäuhte ein wenig, während Schönrade in allgemeinen Worten eine zustimmende Versicherung gab, und setzte dann seine Vertheidigungsrede fort. „Wir sprachen heute schon von meiner geschäftlichen Verbindung mit Feinberg, und ich nannte mich, wenn ich nicht sehr irre, seine linke Hand. Es ist etwas dabei, aber wenn ich ganz aufrichtig sein soll — es liegt jetzt nicht mehr in meinem freien Willen, ob ich seine linke Hand sein will oder nicht. Wenn ich nicht mehr seine linke Hand bin, dann bin ich gar nichts, dann falle ich an der Börse ab wie ein todttes Glied. Das ist ein sehr demüthigendes Bekenntniß für den Chef des Hauses Amberger — zum Teufel! Ich fühle das, aber ich weiß, was ich sage. Meine Mutter hat noch gar keine Ahnung davon, sie würde in ihrer altmodischen Denkweise so etwas gar nicht verstehen. Es ist auch gar keine Gefahr dabei, so lange wir gute Freunde bleiben, aber gute Freunde müssen wir freilich bleiben. Glauben Sie, daß ich gegen die tausend unleidlichen Launen Sidoniens —“ er hielt wie über seine eigene Freimüthigkeit erschrocken einen Moment ein, faßte sich aber sofort wieder und fuhr fort: „Ach! Sie haben ja Augen und sehen damit gewiß vortrefflich, warum soll ich nicht aussprechen, was Sie doch so gut wissen wie ich. Sidonie hat unerträgliche Launen, und

gegen mich hauptsächlich entladen sie sich, da ich stillhalten muß. Ich muß stillhalten, sehen Sie, das ist mein Schicksal, bis nach der Hochzeit wenigstens. Ich habe mich mit Ignaz Feinberg so tief eingelassen, daß ich mich nicht mehr zurückziehen kann, ohne mich zu ruiniren, total zu ruiniren. Heute bin ich ein mächtiger Mann an der Börse, denn er hält mich — läßt er mich fallen, so falle ich tief, tief, tief und ziehe die Meinigen mit mir.“

Der Professor bemühte sich zu folgen, aber es wurde ihm schwer, sich in Verhältnisse dieser Art hineinzufinden. „Aber wie konnte das geschehen?“ fragte er zweifelnd.

Amberger rückte ihm so nahe, daß die Kniee sich berührten. „Auf die einfachste Weise von der Welt. Mein Vater hinterließ mir ein großes und sehr geachtetes Getreide- und Speditions-geschäft, wir hatten Speicher, Flußfähne, Seeschiffe, eine Kommandite im nächsten Hafenplatz. Dieser Geschäftsbetrieb war in letzter Zeit wegen der wachsenden Konkurrenz Amerikas nicht mehr so gewinnreich wie vor Jahren, dabei mühsam und mit einem sehr großen Risiko verbunden. Auf Feinbergs Anrathen löste ich ihn auf, zog unsere Kapitalien heraus und legte sie in den Unternehmungen an, die Feinberg begünstigte. Philipp kümmerte sich wenig darum und ließ mich gewähren. Diese Banquiergeschäfte, wenn sie gelingen, haben nun aber das eigene, daß sie zu immer neuen Spekulationen verlocken, bei denen immer Papier mit Papier gedeckt wird. Unverhältnismäßige Gewinne fallen ab, aber die Existenz ist bei jeder plötzlichen Stockung in Frage gestellt. Ich habe mich überall vorschreiben lassen — Feinberg ist die Klugheit selbst — bin weit über meine Kräfte engagirt und nicht in einem einzigen Unternehmen selbständig — überall eben nur linke Hand zu einem Kopfe, der nicht der meinige ist. Feinberg kann sich ohne große Verluste zurückziehen — er ist durch mich stark genug geworden — ich aber bin gebunden. Meine ganze Aufgabe ist, nicht merken zu lassen, wie sehr ich gebunden bin.“

Schönrade wiegte nachdenklich den Kopf. „Ich bedaure Sie,“ sagte er sehr ernst. „Alles hängt für Sie davon ab, daß Sidonie sich fesseln läßt, und wie ich sie kennen gelernt habe —“

„Hat sie irgend wie angedeutet?“ fragte Amberger bestürzt.

„Sie kennt ihre Macht über Sie und scheint sehr geneigt, sie zu benutzen, wenn Sie nicht Konzessionen der bedenklichsten Art eingehen. Und wenn Sie so nachsichtig sind . . .“

„Sehen Sie!“ rief der junge Mann ängstlich, „ich muß mit einem leeren Schiff gegen Wind und Wetter labiren — ich kann nicht, wie ich will.“

„Ganz gut! Aber was hat mein Verhältniß mit Katharina —“

„Ach, mein Bester,“ fiel Amberger ein, „das hat damit mehr Zusammenhang, als Sie glauben. Katharina ist mein Nothanker; sie sorgt unwissend dafür, daß meine Position eine sicherere ist, als sie nach dem Vorhergesagten scheint. Ignaz Feinberg hat, wie Sie wissen, einen Bruder Otto, und der ist wirklich seine rechte Hand. Otto Feinberg ist ihm unentbehrlich und deshalb von großem Einfluß. So lange ich Otto Feinberg fest habe, kann sein Bruder mich nicht abschütteln, und auch Sidonie wird Rücksichten nehmen müssen. Nun habe ich aber Otto Feinberg fest, denn er liebt meine Schwester, und ich — habe ihm ihre Hand zugesagt, so weit ich über dieselbe verfügen kann.“

Der Professor sprang wüthend auf. „Wie? Sie konnten diesem Menschen,“ rief er, „dieser Wucherseele Ihre Schwester — Ihre einzige Schwester? Das sind Teufeleien! Das sind unwürdige Machinationen, bei denen leicht Herzen brechen können. Das ist eine sehr unbrüderliche Spekulation auf das Opfer einer reinen Seele, die nicht weiß, welchen Zwecken sie dient. Das ist —“

„Und wenn Sie tausendmal Recht hätten,“ unterbrach Moritz, sich ärgerlich die Stirn reibend, „es ist doch nicht zu helfen. Wer konnte denn voraussehen, daß Katharina so früh eine selbständige Neigung fassen würde? Warum sollte ihr Otto Feinberg nicht eine passende Partie erscheinen? An Gelegen-

heit hat es ihm nicht gefehlt, sich ihr angenehm zu machen. Nun merke ich, wie schlecht es ihm gelungen ist, zu meinem Schrecken, mein Herr! denn ich verliere meinen besten Halt, sobald er sich um seine Hoffnungen betrogen fleht. Fatal, höchst fatal!"

"Aber Sie können doch unmöglich Rätchen zwingen wollen —"

"Zwingen, zwingen! Wie soll ich sie am Ende zwingen? Aber mein Wort muß ich halten, und was in meinen Kräften steht, muß ich thun, es zur Wahrheit werden zu lassen. Entzieht Katharina sich dem väterlichen letzten Willen — ja! zwingen, einen Mann meiner Wahl zu heirathen, kann ich sie nicht. Aber nie darf ich meine Einwilligung zu einer anderen Wahl geben, nie! Otto Feinberg würde mein Feind werden, wie er jetzt mein Freund ist, und ich wäre verloren."

Schönrade verschränkte die Arme über der Brust und klopfte ungeduldig mit dem Fuße den Boden. "Ich habe auf Widerspruch gerechnet," sagte er ingrimmig, "aber daß ich mit so elenden Rücksichten zu kämpfen hätte, das konnte mir nicht in den Sinn kommen. Das arme, arme Kind! Wäre denn wirklich kein Mittel?"

Amberger faßte seine Hand. "Befreien Sie mich aus diesen Banden, deren Unwürdigkeit ich fühle wie Sie, und ich will Ihnen ewig dankbar sein. Ich habe Ihnen so viel Vertrauen geschenkt, daß ich nicht zögere, auch den letzten Rest auszugeben. Ich zittere vor einer Verbindung mit Sidonie, die mich nicht liebt und die ich nicht liebe; ich weiß, daß ich bei meiner Gutmüthigkeit und Schwäche bald jede Autorität und damit auch jede Selbstachtung verlieren werde, und dagegen empört sich in Stunden, wie die gegenwärtigen, mein Innerstes. Und doch, doch! Wie winde ich mich heraus? Wie rette ich die Ehre des alten Hauses Amberger? Nennen Sie mir das Mittel!"

Der Professor sah finster vor sich hin. "Es scheint mir doch," entgegnete er nach einigem Bedenken, "daß es Ihnen hauptsächlich an Muth gebricht, sich wieder zum Herrn der Situation zu machen, wie Sie es wohl unzweifelhaft zu Anfang Ihrer Verbindung mit Feinberg gewesen sind. Sie haben sich zu früh ins Schlepptau nehmen lassen, und nun ist die eigene Maschine eingeroftet. Vielleicht nur das! Werfen Sie mit einem kräftigen Entschluß das Tau ab, und überzeugen Sie sich, daß sie mit leichter Mühe wieder in Gang zu bringen ist."

"Oh, Sie sind kein Kaufmann!" rief Amberger. "Ein Kaufmann würde so nicht sprechen. Sie wissen nicht, was eine solche Maskopie bedeutet und wie viel über Bord geht, selbst wenn sie glücklich gelöst wird. Meiner Mutter, meiner Schwester Vermögen stecken im Geschäft und sind natürlich mit engagirt; ich darf nicht an mich allein denken. Nur eine Möglichkeit gibt es, eine einzige, mich heil herauszubringen, aber es lohnt nicht, mit ihr zu rechnen."

"Nennen Sie sie gleichwohl," bat der Professor.

"Es müßte sich mir, unabhängig von jenen, eine Spekulation von großer Tragweite bieten; ich müßte in ihr heimlich festen Boden fassen können, die Spekulation müßte gelingen und meinen Gegnern Respekt abnöthigen; sie müßte groß genug sein, um mir deren Beistand für alle Fälle entbehrlich, ihre Feindschaft gleichgültig werden zu lassen. Aber man greift dergleichen nicht aus der Luft. Und daher — fügen Sie sich, wie ich, ins Unvermeidliche, bester Herr Professor, und verzichten Sie auf eine Neigung, die noch zu jung ist, um schon fest eingewurzelt sein zu können. Katharina wird sich überzeugen, daß wir beim besten Willen ihren Wünschen nicht nachzukommen vermögen, und später, wenn ihr Herz einen unwiderbringlichen Verlust überwunden hat, um so leichter zu bestimmen sein, eine Konventionen zugehen, die in jeder Hinsicht —"

"Schweigen Sie," herrschte Schönrade ihn mit so energischer Stimme an, daß er erschreckt zurücktrat. "Ist es Ihrer unwürdig, so zu denken, so ist es meiner noch unwürdiger, Worte, wie die eben gesprochenen, anzuhören. Ich habe Sie ernstlich bedauert, das fängt an, mir leid zu thun. Ich sehe

Sie auf dem besten Wege, sich nicht nur um die Verfügung über Ihr Vermögen, sondern auch um die Ruhe Ihres Gewissens bringen zu lassen."

"Mein Herr!"

"Um die Ruhe Ihres Gewissens, mein Herr! Weshalb räumt das Testament Ihres Vaters Ihnen große Rechte ein? Weil der Verstorbene in seinen Sohn das Vertrauen setzte, daß er das Wohl seiner Schwester, nur deren Wohl im Auge haben, sich von jedem selbstfüchtigen Bestreben in so heiliger Sache frei halten werde. Sie aber verhandeln Ihre Schwester —"

"Ich dulde nicht, mein Herr!"

"Gut! ich sage nichts weiter, Sie wissen meine Meinung. Overtren Sie nun gegen mich, wie Sie es glauben verantworten zu können. Nur daß ich die Hände in den Schoß legen und mich geduldig bei Seite schieben lasse, das erwarten Sie nicht. Wenn ich Ihnen auch gegen Jedermann sonst unverbrüchliches Schweigen gelobe, Katharina soll erfahren, was ihre brüderliche Liebe gegen sie im Schilde führt, und sie wird ihrem Herzen die Ehre geben, oder zu ihrer Bräuer Schande tief unglücklich sein. Sie aber, verlassen Sie sich darauf, werden von dieser Saat des Unheils nicht ernten!"

Er hatte die Hand zornig erhoben und drohend geschüttelt, seine hohe Gestalt schien so noch höher zu wachsen und den Banquier weit zu überragen, der sich unwillkürlich in sich zusammensog, als ob er entgegengesetzt in die Erde sinken wollte. Ihm war schlecht zu Muth, keine Spur von Jobialität war übrig geblieben nach dieser Generalbeichte, die ohne Absolution endete. Er schämte sich vor dem Manne, der ihm bis ins Innerste sah und der keine Ausflucht gelten lassen wollte, die Leute seines Schlages gewiß gewürdigt hätten — Leute seines Schlages, die ihm in diesem Augenblicke sehr jämmerlich erschienen.

Er hätte wer weiß was darum gegeben, wenn er sich aus seiner gebückten Haltung hätte aufrichten, dem Professor frei ins Gesicht sehen und sagen können: Du hast recht, ich war ein Feigling, aber es soll anders werden! Er hatte den Muth nicht, blinkte mit den Augen und lächelte um das Kinn herum. Daß voraus gehen, dachte er, was du doch nicht halten kannst.

Als er sich allein sah, warf er sich aufs Sopha, nähte sein Taschentuch mit Wasser und legte es auf die Stirn. Alle seine Voraussetzungen schienen ihm selbst unsinnig. Wie hatte er nur an die Möglichkeit denken können, daß Otto Feinberg seiner Schwester Katharina Herz gewinnen werde? Und wie würde Sidonie ihn empfangen nach dem, was heute vorgegangen war? Welche neue Demüthigungen von diesem Weibe standen ihm bevor? Wie wenig zuverlässig war Feinbergs Freundschaft? Von welchen Händen sah er sich gehalten, geleitet? Was sollte aus dem allen werden?

Der bei Tisch reichlich genossene Wein und seine gute Natur halfen ihm zum Glück bald über die Aufgabe hinweg, diese Fragen zu beantworten: er schlief ein.

Schönrade fand sich nicht so leicht mit seinen quälenden Gedanken ab. Nachdem er eilig das Zimmer und das Haus verlassen hatte, kam ihm schon vor demselben das Bedauern, daß er doch wohl zu heftig gewesen sei und dadurch die Brücke für weitere Verhandlungen abgebrochen haben könne. Das that ihm leid in Rätchens Seele, die ja zu den Personen, mit denen er nicht zum gütlichen Schlusse gekommen war, ganz anders stand, als er. Er durfte ihr, ohne sie zu kränken, nicht einmal berichten, wie jämmerlich nach seiner Auffassung Bruder Moriz sich aufgeführt hatte. Und wenn er ihr mittheilte, daß er im Zorne von demselben geschieden sei, was sollte sie zu einem so unpraktisch hitzigen Sachführer sagen? Er blieb nach wenigen Schritten stehen und bedachte, ob er noch einmal anklopfen solle. "Aber es lohnt doch nicht, wir kommen mit Reden und Gegenreden zu keinem gesunden Resultat!" rief er sich zu — "vorwärts!"

Er setzte seinen Gang nun wirklich fort, erst mit raschen hastigen Schritten, als ob er nicht schnell genug das Ambergersche Haus weit im Rücken haben könne, dann allmählich

gemessener wie ein Spaziergänger. Er dachte nicht mehr daran, zurückzukehren, aber Moriz schien ihm doch mehr und mehr entschuldbar, wenn er alle widrigen Umstände, die ihn bestimmten, gelassen überschaute. Daß ihm ein Freier, der so läppisch in alle seine Zirkel trat, sehr unlieb kommen mußte, verstand sich eigentlich von selbst, und als er diese Zirkel zog, konnte er ja nicht wissen, daß der Professor Schönrade gelegentlich einer Visite bei Kommerzienrath Wiesel sein Herz verlieren würde. Es war doch immerhin anerkennenswerth, daß er ihn nicht mit einigen allgemeinen Redensarten abwies, wie er ja gekonnt hätte, sondern ihn in die geheimsten Schlupfwinkel seiner eigenen Leiden einblicken ließ, um seinen Widerspruch zu motiviren. Und war der arme Kerl nicht zu bemitleiden? Hatte ihn die Natur nicht dazu angelegt, sich's im Leben wohl sein zu lassen, gutmüthig und harmlos sich mitzutheilen, am Mittelmäßigen wie am Besten sein Vergnügen zu haben!

Ein böser Geist mußte ihn in die Irre geführt haben, als er die gesicherte Stellung eines Großhändlers aufgab, um sich auf die hohe See der Papierspekulation zu begeben, als er sich vermaß, Sidonie wie das anspruchslöse Töchterchen eines wohlhabenden Provinzialstädtlers heimzuführen. Diese Sidonie! Wie viel gehörte dazu, ihrem Herrn Bräutigam durch die That zu beweisen, daß sie den Verlobungsring nur aus Laune trug!

Als er aufschaute, befand er sich in einer ihm noch nicht bekannt gewordenen Stadtgegend. Vor sich hatte er eine ziemlich lange und zum Verhältniß der hohen alterthümlichen Häuser schmale Gasse, die sich gegen ihr Ende hin, wo ein niedriges Thor sie sperrte, noch zu verengen schien. Er kam jetzt erst zu der Frage an sich selbst, wohin er eigentlich wolle. In der Stadt gab's für ihn nichts mehr zu thun; er hätte getrost abreisen können. Aber der nächste Zug verließ erst in der Nacht den Bahnhof, und es war nicht einmal ein Schnellzug. Er hatte gar nichts zu versäumen und mußte doch den Abend auf irgend eine Art herumbringen. Nur jetzt nicht ins Gastzimmer! Ein Spaziergang war noch immer das Gescheidteste, also auf's gerade Wohl weiter.

Das Thor schloß sich an ein großes Gebäude an, das links die letzte Stelle einnahm und mit seiner ganz stattlichen Fassade einige Ellen gegen die Häuserflucht zurücksprang, um einer sehr würdigen Steintreppe Raum zu lassen. Es bildete eigentlich nur mit seinen einfachen Rundbogen die öffentliche Durchfahrt unter einem quer über die Straße gezogenen Seitenflügel, der sich jenseits an die Häuser der Rechtsseite anlehnte, über welche in nicht zu weiter Entfernung ein alter Thurm vorstach, der ihm bekannt vorkam. Ueber dem Rundbogen zeigten sich einige Fenster mit kleinen Scheiben, zu wenig, um die breite schmucklose Wand gehörig auszufüllen. Darüber und auf der Basis eines starken Steingewölbes schloß das steile Dach mit einem kleinen Dachfenster und einer verrosteten Wetterfahne auf, die transparent die ehrwürdige Jahreszahl 1357 erkennen ließ. Sollte dies das berühmte Grüne Thor sein, von dem der Archivar gesprochen hatte? Die Farbe spielte in allen denkbaren Schattirungen des Unbestimmten; sie konnte ursprünglich so gut braun als grün gewesen sein, seit langen Jahren jedenfalls hatte kein Malerpinsel sie aufgefrischt.

Er durchschritt die hallende Wölbung und stand an einer engen Brücke, auf der schwerlich zwei Wagen einander ausweichen konnten. Ganz richtig, er mußte das grüne Thor hinter sich haben, denn geradeaus erhob sich der Hügel mit der Ruine der Höneburg. Er schaute zurück und aufwärts, einem steinernen Ritterkopf ins Gesicht, der vom Schlußsteine des Gewölbes her seine große Zunge recht malitiös ausstreckte. Ueber den da mag sich mancher Freiherr von Höneburg geärgert haben, dachte er bei sich, und sein ernstes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Es fehlte auch an mancherlei Inschriften in deutscher und lateinischer Sprache nicht, er begnügte sich aber, eine einzige davon zu lesen, welche berichtete, daß ein Hans Rößling auf dieser Brücke mit seinem Spieß gegen sechs geharnischte Reiter einen Kampf bestanden habe, bis das Thor geschlossen werden konnte, und dann in den Graben ge-

sprungen und durch die Mühlenschleuse in die Stadt zu den Seinen gekommen sei.

Schönrade sah in den Graben hinab. Jetzt war er trocken, auch hier wie an dem Feinberg'schen Hause in einen Garten umgewandelt. Alte Bäume ragten bis auf das Brückengeländer auf, die Mauer drüben war dicht mit Ephen bezogen. An der tiefsten Stelle der Grabensohle rieselte ein schmales Wässerchen zwischen den Blumenbeeten und Gemüserücken und unter bald zierlichen, bald kunstlosen Ueberbrückungen durch. Man hatte eine weite Aussicht bis zur Biegung der alten Mauer um einen mit Zinnen bekränzten Vertheidigungsthurm in der Ferne.

Wie der Beschauer nun den Blick darüber weg streifen ließ, gewährte er gerade unter sich auf dem geharkten Kieswege einen alten Herrn in blauem Tuchrode von altmodischem Schnitte, ein Sammetkappchen auf dem zur Brust herabgebückten Kopfe. Er rauchte eine lange Pfeife, schritt langsam und schleppend weiter, blieb von Zeit zu Zeit vor einem Rosenstocke stehen oder sah zu einem Obstbaume hinauf, der mit Früchten gesegnet war. Daran war nichts Auffallendes, aber daß ihm auf Schritt und Tritt zwei wohlgenährte Katzen nach Art der Hunde folgten, und wenn er still hielt, ruhig abwarteten, bis er seinen Fuß weiter setzte, konnte bemerkenswerth scheinen. Ein alter Junggeselle offenbar, der Thiere liebte. Aber warum hatte er gerade Katzen zu seiner Gesellschaft bei so einsamen Wanderungen gewählt? Dieser alte Herr hatte sicher seine Geschichte.

Eine Frau kam vorüber. „Wer ist das?“ fragte der Professor, sie aufhaltend und herabzeigend.

„Der alte Herr Rößling,“ antwortete sie flüsternd; „den kennt ja jedes Kind.“ Sie setzte ihren Weg fort. „Den kennt ja jedes Kind, und ich nicht — unberzeihlich!“ murmelte er.

Es kam ihm die Luft an, auch dem Höneburger einen Besuch abzustatten. Er hatte ja Zeit, und der Abend war schön. In einer kleinen halben Stunde mußte der Hügel bequem zu erreichen sein.

## XI.

Gleich hinter der Brücke theilte sich die Straße. Rechts lief sie am Graben entlang, anscheinend um die Stadt herum, links führte sie in der Richtung auf die Höneburg ins freie Feld hinaus. Professor Schönrade folgte natürlich diesem Zweige, wenn schon die Wagengeleise hier nicht so tief einschnitten. Einige hundert Schritte weiter kam er an einer großen Ziegelei vorüber. Hinter derselben hob sich das Terrain ein wenig; auf der Höhe ließ sich übersehen, daß der Weg mehr links abbog und in einiger Entfernung nach dem Flusse zu abfiel, wo sich eine Fähre angeschlossen, auch mehrere lange Flußfahrzeuge mit hohen Masten am Ladeplatz lagen. Er schaute vor und zurück, ob vielleicht ein Weg nach der rechts-ab bleibenden Höneburg führe, aber er hatte nur eine breite Sandscholle vor sich, an die sich scharf absetzend die mit niedrigem Wachholder und Birkenstrauch bewachsene braune Haide fügte. Nicht einmal ein betretener Fußpfad zeigte, dem Wanderer den bequemsten Zugang an, und die Haide schien bis unmittelbar an das alte Mauernert hinaufzureichen. Der Professor ging zurück und fragte einen der Ziegelfreier, wo man nach der Höneburg gehe. „O, dahin geht kein Mensch,“ war die lakonische Antwort. Er beschloß, ohne viel Besinnen sein Ziel fest ins Auge zu nehmen und geradeaus über Stock und Stein darauf loszugehen. So wegelos, das war jetzt recht nach seinem Sinn.

Der Sand lag fest auf einem steinigen Untergrunde; an einigen Stellen wuchsen Büschel dünner und graugrüner Grases. Das bescheidenste Thier hätte hier keine Weide gefunden. Weiterhin aber zwischen dem Wachholder wüthten Haidekraut und blaßblaue Glockenblumen auf dem schwarzbraunen welligen Boden. Hier und dort schien's, als ob ein Fußpfad eine Strecke in gerader Richtung fortführte, aber es war nur eine alte Ackerfurche, die das abfließende Regenwasser offen gehalten hatte. Viele, viele Jahre mußten vergangen sein, seit hier nicht mehr das goldene Korn im Winde nickte und der Pflug über die Scholle ging. Die Birken waren schon manns hoch



Bebel.  
Lilje.

Marg.

Reibnecht.  
Lassalle.

**Gründer und Häupter der socialdemokratischen Partei.**

aufgeschossen, und aus dem Gebüsch schauten die Stubben abgehauener Bäume hervor. Es machte einen sehr eigenartigen Eindruck, hier so nahe der belebten Stadt eine völlige Wildnis anzutreffen und dieselbe zu durchstreichen, während die Sonne sich schon senkte; er wurde noch verstärkt durch die Aussicht auf das alte Gemäuer, das näher und näher rückte und für das Auge einen immer größeren Abschnitt des Horizonts verdunkelte. Eine einsame Lerche trillerte hoch in der Luft, ein weißer Schmetterling flatterte lautlos von einer Glockenblume auf, eine fleißige Biene summt um die Blüten des Heidekrauts, sonst war kein lebendes Wesen bemerkbar.

Der Hügel, auf dem die Burg gestanden hatte, zeigte sich in der Nähe als sehr unbedeutend, doch bot er offenbar den höchsten Punkt in der sonst flachen Gegend und beherrschte na-

mentlich den Fluß, der hier eine Biegung machte. Ein Graben war halb verschüttet und leicht zu passieren; dahinter wuchsen mächtige Steinfundamente auf, die ein fensterloses, an der oberen Kante ungleiches und von dem Untergeschoß eines Thurmes überragtes Mauerwerk trugen, an dem sich wilder Wein aufrankte. Ein Thor oder dergleichen war auf dieser Seite nicht zu bemerken.

Der Professor strich an der Mauer entlang bis zur Ecke. Hier waren Steine und Ziegel herabgestürzt und sperrten den Weg; zwei Fenstereinschnitte in einiger Höhe zeigten sich durch vorgelegte Bretter verschlossen, aus dem Steingerölle hatte sich eine Linde herausgearbeitet und legte ihre Zweige in die tiefen Spalten und Ritze. Weiterhin senkte sich absatzweise die Mauerkrone noch mehr zum Fundamente hinab; die Kronen alter

Bäume, die wie aus einem Garten aufwuchsen, überragten sie. Auch hier war kein Durchgang zu entdecken, eine kleine Bogenpforte von ehemals war vermauert.

Auf der Südseite aber zeigte sich ein wesentlich anderes Bild. Ganz von der Stadt abgewandt und durch die Ruine gegen die Nordwinde geschützt, war hier auf dem terrassirten Hügel ein Strich Landes sorgsam und sauber eingehegt und mit Gemüse aller Art, Obstbäumen und Wein bepflanzt. Tiefer hinab streckten sich kleine Kartoffel- und Kornfelder hin, darüber hinaus wucherte wieder in weiten Bogen das Heidekraut. Der Graben wurde hier tiefer, war aber in einen schattigen Baumgarten umgewandelt und etwa in der Mitte des alten Mauerwerks von einem Erdwall durchschnitten, welcher wohl die Stelle der früheren Zugbrücke einnehmen mochte. Gegen denselben hin höhle sich die Mauer wie eine Bresche aus, so daß an dieser Stelle aus losen Steinen und defekten Ziegeln eine niedrige Schutzwehr hatte aufgeführt werden müssen. In ihr war eine Oeffnung gerade vor dem Erdwall gelassen und diese durch zwei mächtige Steine, die wahrscheinlich einmal das Gewölbe eines Ausfallthores gebildet hatten, so flankirt, daß dazwischen eine hölzerne Thür angebracht werden konnte. Einige Steinstufen führten zu derselben.

Die Ruine war also bewohnt, eine nicht geringe Ueberschätzung für den Professor, der sich nicht erinnerte, den Archivar oder einen andern seiner Tischgenossen davon sprechen gehört zu haben. Er erklimmte mit leichter Mühe den Erdwall, stieg über einen niedrigen Zaun, ging, da er im Obstgarten und auf dem Felde niemand erblickte, auf die Thür zu und klopfte dreist an. Er war neugierig, zu erfahren, wer sich hier unter Eulen und Fledermäusen sein Nest gebaut haben könnte.

Ein Hund schlug innen laut an und bellte wüthend, als sich das Klopfen wiederholte. Die Kette, an der er riß, rasselte; es war also keine Gefahr, angefallen zu werden.

Nach einer Weile ließ sich eine feine weibliche Stimme vernehmen: „Still, Nero! Was gibt's denn da zu bellen?“ Schürade klopfte nochmals etwas leiser. „Ist jemand draußen?“ fragte die Stimme.

„Ein Reisender bittet um Einlaß,“ antwortete der Professor.

„Hier ist keine Herberge,“ tönte es abweisend zurück.

„Die Stadt ist nahe, und da gibt's Gasthäuser die Menge.“

„Ich komme aber von der Stadt,“ wendete er ein, „habe dort auch mein gutes Hotel und werde nicht beschwerlich fallen.“

„Aber was wünschen Sie denn hier?“

„Das sollen Sie wissen, wenn ich eingelassen bin.“

„Das muß ich vorher wissen, oder ich lasse Sie nicht ein.“

Der Professor sagte nun ehrlich heraus, daß er ganz fremd sei, daß ihn die Ruine angelockt habe, und daß es ihm lieb sein würde, sie auch im Innern besichtigen zu können.

„Es ist da gar nichts Merkwürdiges zu sehen,“ mußte er sich belehren lassen.

„Wenn ich aber sehr schön bitte? Ich bin müde und gäbe etwas um einen Trunk Wasser.“ Er horchte eine Weile, keine Antwort. „Ist man denn hier noch immer so ängstlich wie zu den alten Ritterzeiten?“ begann er wieder. „Nun — es lauert kein Fährlein reißiger Bürger im Hinterhalte, ich bin ganz allein, und trage nicht einmal einen Stock als Waffe bei mir.“

Er hörte ein leises Lachen über sich. Ein hübscher Lodenkopf guckte über die Mauer und zog sich schnell zurück, als er sich bemerkt sah.

„Was gibt's denn da, Lene?“ fragte eine rauhe Stimme aus einiger Entfernung. „Warum bellt der Hund, und mit wem spricht Du?“

„Es steht ein fremder Herr draußen, Großpapa,“ erfolgte der Bescheid, „und bittet um Einlaß.“

„Was will er denn?“ Die Frage klang mürrisch.

„O, mein Himmel! Er will die Ruine besehen und aus unserm tiefen Brunnen einen Zug thun.“

„An der Ruine ist außen genug zu sehen,“ hieß es, „und eine Kanne Wasser magst Du ihm hinausreichen.“

Er war also doch nicht gänzlich abgewiesen. Nach einigen Minuten wurde der Riegel zurückgeschoben und die Thür halb geöffnet. Ein schlankes Mädchen, dem der hübsche Lodenkopf gehörte, erschien auf der Schwelle und hielt dem müden Wanderer einen Steinkrug entgegen, in dem das klarste Wasser funkelte. Der weite Kermel des auf den Achseln zierlich gestickten Hemdes war bis über den Ellenbogen aufgerollt; das Röckchen war ein wenig aufgeschürzt und ließ den vorgeschobenen nackten Fuß bis zur halben Wade frei. Hinter ihr auf einer mäßigen Erhöhung stand Nero vor seinem Hundehäuse und sah ihr mit dem schwarzen Zottelkopfe unter dem erhobenen Arme durch. Es war ein Bild „zum Malen“.

Schürade trank einige Schlucke und setzte dann ab, gab aber das Gefäß nicht sogleich zurück. „Das Wasser ist gut,“ begann er ein neues Gespräch, das ihm Zeit lassen konnte, die reizende Erscheinung näher zu betrachten.

„Das will ich meinen,“ antwortete das Mädchen lachend. „Aber Sie sind gar nicht durstig, wie ich merke.“

„Dafür um so neugieriger, dem alten Burgbau einen Besuch abzustatten, nachdem ich das Burgfräulein kennen gelernt habe.“

„Die Burgfräulein hausen hier nur zwischen zwölf und ein Uhr nachts,“ neckte sie. „Kommen Sie einmal um die Zeit vorüber, wenn's Ihnen nicht graut; vielleicht erscheint eins oben auf dem Söller und winkt mit dem Schleier.“ Sie kicherte munter und griff nach dem Steinkruge.

„Halt!“ rief er und zog die Hand fort. „Das Wasser gehört mir, und bis es ausgetrunken ist, muß ich Rede und Antwort haben.“

„So fragen Sie nur zu.“

„Wer wohnt hier in der Hönensburg?“

„Ein alter Gärtner, mein Herr, mit seiner Schwiegertochter, einer Wittwe, und seiner Enkelin, die Sie vor sich sehen.“

„Gibt's von hier einen Weg zur Stadt?“

„Ja! Aber nicht von der Seite, von der Sie wahrscheinlich gekommen sind. Es ist alte Feindschaft zwischen der Burg und der Stadt, und es lag allezeit ein wüster Strich Heide zwischen ihnen. Man geht hier hinab im Bogen nach dem Flusse, und da an der Fährre trifft man den Weg. Nun aber trinken Sie auch einmal herzhast zu; ich kann nicht warten, bis das Wasser austrocknet.“

„Und ich soll nicht in die Burg?“

„Der Großvater erlaubt's nicht; er will mit den Leuten außen so wenig als möglich zu thun haben.“

„Es soll wohl niemand wissen, daß die Burg bewohnt ist?“

Das Mädchen lachte. „So menschenscheu sind wir nicht, und es ließe sich auch nicht verbergen. Die Gemüsefrauen finden sich im Sommer jeden Morgen zu uns und versorgen in der Stadt manchen Tisch mit dem, was wir bauen.“ Sie schaute über den Garten hinweg und dann zum Himmel auf. „Nun aber geben Sie mir den Krug und eilen Sie, es zieht dort ein Gewitter auf und könnte Sie leicht überholen, ehe Sie zur Stadt kommen.“

Er blickte zurück und überzeugte sich, daß ihre Warnung nicht unbegründet war. Aber eine geheime Macht hielt ihn vor der Pforte gebannt; er glaubte nicht umkehren zu können, ohne seinen Zweck erreicht zu haben. „Wenn ich nun hier abwartete, bis der Regen niederprasselte,“ sagte er trohig, „würden Sie grausam genug sein, mich hier unter freiem Himmel stehen zu lassen?“

Sie bewegte die Holzhür in den knarrenden Angeln hin und her, als ob sie jeden Augenblick schließen wollte. „Lassen Sie's nicht auf die Probe ankommen,“ rieth sie.

„Hat's denn da kein Ende?“ ließ sich wieder die rauhe Stimme vernehmen, und ein schwerer Tritt näherte sich. Da haben wir den Großvater, dachte der Professor; um so besser! so entscheidet sich's schnell, ob ich die Hönensburg sehen soll oder nicht.

(Fortsetzung folgt.)

# Die socialistischen Parteien der Gegenwart.

Kachdruck verboten.  
Gel. v. 11 VL 70.

## II. Die deutschen Socialisten.

Die Pariser „Commune“ ist das leuchtende Vorbild für die socialdemokratischen Parteien aller Länder geworden. Die deutschen Socialisten, besonders die Berliner, feiern den 18. März 1848 nicht weniger als den 18. März 1871. Denn in unserem Vaterlande zählt der Socialismus ebenfalls Anhänger in Menge und hat bei den letzten Reichstagswahlen eine Heerschau gehalten, deren Ergebnis selbst seine entschiedensten Freunde überrascht haben mag. Der deutsche Socialismus der Gegenwart ist in zwei sich leidenschaftlich befehdende Lager, die Partei Lassalles und die socialdemokratische Arbeiterpartei zerfallen. Lernen wir zuerst den Gründer der erstgenannten Partei kennen.

Ferdinand Lassalle wurde am 11. April 1825 zu Breslau als Sohn eines israelitischen Großhändlers geboren; er machte das Gymnasium seiner Vaterstadt durch, sollte sodann Kaufmann werden, wollte aber nicht und bezog 1842 die Universität. Hier beschäftigte er sich besonders mit Philosophie und Rechtswissenschaft. Lassalle war ein feurig und edel angelegter, sehr begabter Mensch, dem ein hübsches Vermögen die umfassendste Ausbildung seiner Anlagen ermöglichte. Selbst Alexander von Humboldt interessirte sich für ihn, und Heinrich Heine empfahl ihn 1845 an Barnhagen als einen ausgeprägten Sohn der neuen Zeit, der nichts von jener Entfagung und Bescheidenheit wissen wolle, „womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurch gelungert und hindurch gefaselt haben“. Nach vollendeten Studien wollte sich Lassalle als Privatdocent in Berlin niederlassen und machte dort die Bekanntschaft der Gräfin Sophie von Hatzfeldt (geboren 1805). Die Gräfin hatte gegen ihren Gemahl einen langwierigen Prozeß wegen Ehescheidung und Vermögensaußhandlung begonnen. Der junge Philosoph trat als Ritter für sie ein und kam in Folge dessen vor das Geschworenengericht in Köln. Eine Kassetten, welche wichtige Dokumente zu Gunsten der Gräfin enthielt, war nämlich auf Lassalles Veranlassung in Köln 1845 durch einen kühnen Gewaltstreich entwendet worden. Das Gericht sprach Lassalle aber frei, da es annahm, daß der Kassettendiebstahl nicht von ihm vorhergesehen, sondern bloß im Gefolge seiner Anordnungen entstanden sei, gewiß eine bestreitbare Ansicht. Im Jahre 1854 beendigte Lassalle den Prozeß seiner gräßlichen Freundin durch einen für sie vortheilhaften Vergleich. Als die Bewegungsjahre 1848 und 1849 herannahen, war Lassalle in Düsseldorf beim dortigen Gerichtshof beschäftigt; er studirte viel und näherte sich immer mehr der Partei der socialen Revolution. Als das Ministerium Manteuffel die preussische Rationalversammlung sprengte, forderte Lassalle zum bewaffneten Widerstande auf. In Folge dessen wurde er vor das Schwurgericht gestellt, aber freigesprochen. Er war damals Mitglied des Geheimbundes der Communisten. Die Arbeiten von Marx waren bestimmend für seine socialistischen Anschauungen. Alles, was Lassalle in seinen späteren Schriften über die volkswirtschaftlichen Begriffe sagte, beruht auf dem Studium der Marxschen Werke. Von der Gelehrsamkeit und dem Fleiße Lassalles gibt ein Buch Zeugniß, das er im Jahre 1857 mitten im Strubel der Genüsse und im Drange der Geschäfte geschrieben hatte: eine Abhandlung über den altgriechischen Philosophen Herakleit der Dunkle. Verschiedene seiner anderen Arbeiten — juristische, literarhistorische und belletristische — übergehen wir und wenden uns zu der Broschüre, die er 1859 gegen die Vetheiligung Preußens am italienischen Kriege schrieb. Lassalle erkannte mit scharfem Blicke die politische Lage. Sein Ideal war die radikale, eine und untheilbare deutsche Republik, er war Anhänger des Einheitsstaates bis zum Fanatismus und wünschte die Niederwerfung Oesterreichs durch Frankreich, damit Preußen hierauf den deutschen Einheitsstaat herstellen könne, den das Volk später in die radikale Republik umwandeln werde.

Die socialistische Thätigkeit Lassalles begann im Jahre 1863. Die Arbeiter Leipzigs und anderer Städte wollten

einen allgemeinen deutschen Arbeiterkongreß berufen, um über ihre Interessen zu berathen. Es gährte damals stark in diesen Kreisen, aber „unklar war's noch allerwärts“. Das Leipziger Komitee wandte sich um Rath an verschiedene, den Arbeiterkreisen gefinnungsverwandte Männer, an Robbertus-Jagekow und an Lassalle. Dieser verfaßte auf die Einladung hin sein berühmtes „offenes Antwortschreiben“; mit diesem Schriftstücke begann der Abfall der Arbeiter von der Fortschrittspartei und das Wiedererwachen des Socialismus in Deutschland. Das Lassalle'sche „Antwortschreiben“ bildet in seiner Klarheit, Schärfe und Kürze das Kriegsmantel des vierten Standes an die Bourgeoisie; es ist die socialistische Bibel, welche die Lassalle'sche Lehre in gedrängter Form enthält. Dieses „Antwortschreiben“ verbunden mit dem „Arbeiterprogramm“ und einigen späteren Agitationschriften Lassalles bildet die Fundgrube für die Agitatoren der Lassalle'schen Partei.

Versuchen wir, Lassalles Lehre in Kürze darzustellen. Sie ist in vieler Beziehung nur eine Popularisirung der Lehre von Marx und kommt auch hinsichtlich der praktischen Mittel zu ähnlichen Resultaten. Lassalles Gedankengang ist folgender:

Der Arbeiter hat einen naturrechtlichen Anspruch auf den vollen Ertrag seiner Arbeit; statt dessen steht er unter der Herrschaft des Lohnsystems, und dieses macht ihm die Selbsthilfe, welche Schulz-Delitzsch als Heilmittel für den Arbeiterstand angepriesen hat, unmöglich. Die Spar-, Invaliden-, Krankentassen- und ähnliche Vereine können allerdings vielen Arbeitern einige Erleichterung bringen, niemals aber dem ganzen Stande. Dasselbe ist der Fall mit den Rohstoff-, Kredit- und Voranschüßvereinen, die an sich nur für den kleinen Kapitalisten, den selbständigen Handwerker existiren und für den eigentlichen Arbeiterstand ganz werthlos sind. Das Handwerk wird aber durch die ununterbrochen zunehmende fabrikmäßige Großindustrie immer mehr als selbständige sociale Macht vernichtet und zum Zwerggewerbe gemacht, das den Handwerker in die große Masse des arbeitenden Standes hinabdrückt. Es heißt also den Gang der Geschichte, die Entwicklung der Kultur aufhalten, wenn man den Todeskampf, den das Handwerk ausichtslos gegen die Fabrikindustrie kämpft, durch jene Vereine verlängern will. Auch die Konsumvereine vermögen keine Hilfe zu bringen. Viele Arbeiter können allerdings auf diese Weise sich im Verhältniß zu den übrigen besser stellen; dies hat aber sogleich ein Ende, wenn die Konsumvereine sich über den ganzen Arbeiterstand ausdehnen. Dann sind alle Glieder des Arbeiterstandes wieder in gleicher Lage, die Bedingungen ihrer gegenseitigen Konkurrenz um Arbeit und Lohn sind wieder dieselben. Die Höhe des Lohnes wird nämlich bestimmt durch ein ehernes ökonomisches Gesetz, welches unter dem Regime der wirtschaftlichen Freiheiten und des Eigenthumsrechts in allen stark bevölkerten Ländern den durchschnittlichen Arbeitslohn stets auf das zur Erhaltung einer Arbeiterfamilie nothwendige Maß der Lebensnothdurft herabdrückt. Haben die Konsumvereine sich über den ganzen Arbeiterstand ausgebreitet, so können sie kraft jenes Gesetzes demselben keine Erleichterung mehr bieten. Weil dieses ehernes Lohngesetz besteht, so kann der Arbeiter im großen Ganzen auch nicht sparen, und deswegen ist die Selbsthilfe ein leerer Wahn. Einige, sogar viele vermögen sich selbst zu helfen, niemals aber der ganze Stand. Die Arbeiter bleiben immer die „Klasse der Enterbten“, sie sind von jedem Fortschritte der Kultur, die doch so wesentlich durch ihren Schweiß befruchtet wird, ausgeschlossen. Für sie immer nur die Lebensnothdurft, für die Unternehmer, Kapitalisten, Eigenthümer alles, was die Produktion darüber hinaus abwirft. Weil aber der Arbeiter naturrechtlichen Anspruch auf den vollen Ertrag seiner Arbeit hat, so streitet die gegenwärtige Vetheiligung des Produktionsertrags gegen das Naturrecht; ein großer Theil dessen, was dem Arbeiter zukommen sollte, wird vom Unternehmer als Unternehmergewinn für sich behalten; so ist also durch das Lohnsystem das Eigenthum Fremdtum geworden.

(In dieser Weise acceptirt Lassalle den Satz von Proudhon: Das Eigenthum ist Diebstahl.) Der einzige Weg zur Abhilfe besteht darin, daß der Arbeiterstand sein eigener Unternehmer wird, dann erst erhält er, was das Ziel der socialen Bewegung sein muß, den vollen Arbeitsertrag. Hierzu kann aber, weil die Selbsthilfe unmöglich ist, nur der Staat die Mittel gewähren. Es muß also die Staatshilfe eintreten. Denn dieses Emancipationsunternehmen muß, um nicht von der Privatindustrie des Großkapitals erstickt zu werden, sogleich in großem Maßstab ins Leben treten. Der Staat ist umso mehr zum Eingreifen verpflichtet, als er eigentlich die große Association der besitzlosen Klassen ist, denn diese machen 80—90 Prozent der gesammten Bevölkerung aus. Das Mittel zur Erreichung des ange deuteten Zieles besteht nun darin: Die Arbeiter gründen einen Allgemeinen deutschen Arbeiterverein, fordern das allgemeine Stimmrecht, tragen die Ideen Lassalles mit unermüdblicher Agitation in die Massen der besitzlosen Fabrik- und ländlichen Bevölkerung und erringen sich, wenn die Mehrheit des Volkes von jenen Lehren und Forderungen durchsäuert ist, dann mit Leichtigkeit die Mehrheit in den gesetzgebenden Körperschaften. Dann kommt der Staat der Zukunft, der Staat des allgemeinen souveränen Stimmrechts, und dieser wird und soll helfen, nicht aber der gegenwärtige, „reaktionäre“ Staat. Der Staat der Zukunft ist die rothe Republik; in ihr ist das Volk, dessen Wille sich im allgemeinen Stimmrechte äußert, der einzige Souverän; über ihm besteht kein göttliches und menschliches Gesetz mehr; es decretirt sich vorläufig etwa 100 Millionen in Form von Banknoten zur Errichtung von großen Werkstätten und Fabriken, die den Arbeitern zum Betriebe überlassen werden. Auf diese Weise soll allmählich die ganze Privatindustrie vernichtet, der ganze Arbeiterstand zum eigenen Unternehmer gemacht werden, damit er den vollen Arbeitsertrag erhalte. Am Ende dieses Vorschlags steht der communistisch organisirte Staat. Lassalle hat diesen Zielpunkt seiner Lehre allerdings in der Hitze des Kampfes nicht ausgesprochen, der Communismus ist aber trotzdem nur eine natürliche Konsequenz seiner Prinzipien. Daß er Privateigenthum und Erbrecht nur als „historische Kategorien“ betrachtete, d. h. daß sie in der Entwicklung der Menschheit verschwinden müßten, hat er deutlich ausgesprochen.

Lassalle befand sich von seinem ersten Auftreten in der Arbeiterfrage mitten in der heftigsten Fehde gegen eine wahre Flut von Broschüren und besonders von Zeitungsartikeln. Seine feurige, leidenschaftliche, absprechende Natur zeigte sich dabei im vollsten Umfange, im ganzen aber war er sowohl in der Publicistik als in den Gerichtssälen seinen Gegnern an Kenntnissen und an Gewandtheit der Dialektik bedeutend überlegen. Freilich ging er in der Zuspizung seiner Beweisführungen oft zu weit und beraubte sie dadurch der überzeugenden Kraft. Sehr geräuschvoll, aber auch sehr mühsig war der Streit um das „eiserne“ Lohngesetz, dessen Bestehen kein ernsthafter Nationalökonom leugnet, und das Lassalle mit Recht für den Angelpunkt seiner ganzen Beweisführung erklärte. Dieses Gesetz besteht allerdings, es hört aber auf zu wirken, sobald die Arbeiter sich in mehr oder weniger geschlossene Gewerkschaften vereinigen, wie sie im Mittelalter bestanden und wie sie auch in der Gegenwart bereits zu Achtung gebietender Bildung gelangt sind. Sowie dies geschieht, fällt die wichtigste Voraussetzung jenes Gesetzes, die freie Konkurrenz der Arbeiter gegen einander hinweg. Der Kampf gegen die Vorschläge Lassalles nahm einen so heftigen Charakter an, weil die Fortschrittspartei dabei mit dem Muthe der verzweifeltsten Rücksichtslosigkeit um die Fortdauer ihrer bisherigen Herrschaft über die Arbeitermassen kämpfte. Lassalle warnte die Arbeiter auf das eindringlichste vor dieser Partei und überhaupt vor dem herrschenden Bourgeoisliberalismus. Er hatte vor der damaligen Fortschrittspartei während des Verfassungskonflikts einen unüberwindlichen Abscheu erhalten und sprach ihr alle Mannhaftigkeit, Konsequenz, Entschiedenheit und daher auch alle schöpferische Kraft ab. Er selbst war von der Richtigkeit seiner Anschauungen und Vorschläge auf das tiefste überzeugt und hielt sich für den Reformator des 19. Jahrhunderts, für den

Träger weltumwälzender schöpferischer Gedanken. Er prophetezte, im Gefolge seiner Vorschläge werde ein Reich des allgemeinen irdischen Glückes kommen. Es fehlt daher bei dem Lassalleschen Socialismus auch das tausendjährige Reich nicht, und in dieser Beziehung hat Lassalle etwas Verwandtes mit den Chiliaften, Lassalle huldigte ganz dem Hegelschen Pantheismus und sagte: „Der ganze Athemzug der Geschichte geht auf die Verwirklichung meines Vorschlages hin; es ist ein der Menschheit innewohnender Drang, vermittelt dessen sie zu stets größerer Vernunft und Freiheit fortschreitet; diese volle Herrschaft der Vernunft und Freiheit tritt aber erst ein, wenn die Idee des Arbeiterstandes, wie ich sie auffasse und lehre, zum herrschenden Prinzip der Geschichte geworden ist.“ In dieser Beziehung war Lassalle Fatalist; er glaubte fest an seinen Stern, und war unerschütterlich davon durchdrungen, daß die von ihm gepredigte sociale Umwälzung kommen müsse, „entweder in voller Geseßlichkeit und mit allen Segnungen des Friedens, oder unter allen Konvulsionen der Gewalt mit wildwühendem Vodenhaar, erzene Sandalen an ihren Sohnen.“ Lassalle sah nicht, daß der Pantheismus, selbst in der idealen Form, wie er ihn lehrt, auf die Dauer mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes in den egoistischen Materialismus verfallen muß, weil er eben mit allen Socialisten und mit gar manchen Philosophen die Menschen nicht so nimmt, wie sie wirklich sind.

Wir haben die Anschauungsweise und die Vorschläge Lassalles ausführlich wiedergegeben, weil eine der beiden großen socialistischen Parteien Deutschlands dieselben gegenwärtig mit unermüdblicher Rührigkeit in Stadt und Land als das Evangelium des vierten Standes predigt. Diese Partei ist der „Allgemeine deutsche Arbeiterverein“, den Lassalle am 22. Mai 1863 gründete, um den Arbeiterstand und die Massen der Besitzlosen zur Durchführung seiner Ideen zu organisiren. Lassalle war Präsident des Vereins, lebte aber nicht mehr lange. Eine riesige Arbeitslast war ihm durch sein Eintreten in die vorderste Reihe der socialen Agitation erwachsen. Er organisirte und agitirte, stritt sich in der Presse und in öffentlichen Versammlungen mit seinen Gegnern herum. Mit hinreißender Beredsamkeit sprach er, der feingebildete Philosoph, der Schöngelb, der so angenehm hätte leben können, für die Sache der „Enterbten“. Schaarenweise fielen ihm die Arbeiter zu. Der schlanke bleiche Mann mit dem ausgesprochenen jüdischen Typus übte einen bezaubernden Einfluß auf die Massen, besonders in den Rheinlanden. Berlin dagegen verhielt sich lange Zeit ablehnend gegen die Lassallesche Agitation, ist aber inzwischen der Mittelpunkt derselben geworden. Es ist für den ferner Stehenden schwer zu entscheiden, ob Lassalle bei seinem Auftreten mehr von persönlicher Eitelkeit und von der fatalistischen Ueberzeugung von der Unfehlbarkeit seiner eigenen hegelianischen Geschichtsphilosophie, oder von wirklichem tiefen Mitgefühl für die Sache der „Enterbten“ geleitet wurde. Unvergeßlich werden aber die Worte bleiben, die er in einem seiner zahlreichen Prozesse vom Standpunkte der höhern Stände den Richtern zurief: „Entweder lassen Sie uns dem gewöhnlichen Genußegoismus fröhnen, oder aber, wenn wir von Staat und Sittlichkeit sprechen wollen, so lassen Sie uns alle unsere Kräfte der Verbesserung des dunklen Voozes der unendlichen Mehrheit des Menschengeschlechtes weihen, aus deren nachbedeckten Fluten wir Besitzende nur hervorragen wie einzelne Pfeiler, gleichsam um zu zeigen, wie dunkel jene Flut, wie tief ihr Abgrund sei.“

Bald indessen trat die Erschlaffung und Ernüchterung bei Lassalle ein. Er hatte sich mit dem Gedanken geschmeichelt, binnen kurzer Zeit würde eine gewaltige proletarische Armee unter seiner Fahne sich gesammelt haben. Statt dessen sah er sich zu bitteren Betrachtungen über die Theilnahmslosigkeit des Arbeiterstandes genöthigt. So lange seine Anhänger nur nach Tausenden, statt nach Hunderttausenden zählten, war sein Versein keine Macht. Im Sommer 1864 ging Lassalle, um sich zu erholen, denn er war ganz abgearbeitet, in die Schweiz; dort verliebte er sich, 38 Jahr alt, in ein Fräulein v. Dönniges; seine gräßliche Freundin that sogar Schritte, um seinen

Uebertritt zum Katholicismus vorzubereiten, da die Dame seines Herzens katholisch war. Da trat plötzlich ein begünstigter Nebenbuhler, ein wallachischer Bojar, Rakowizka, auf. Lassalle forderte ihn auf Pistolen und wurde von ihm am 31. August 1864 in Genf erschossen.

Der „Allgemeine deutsche Arbeiterverein“ schien jetzt seines Hauptes beraubt und zu Grunde zu gehen. Aber Lassalles Lehre wirkte mächtig nach und entwickelte eine bedeutende schöpferische Kraft. Dennoch war die Geschichte des Vereins bis zum Sommer 1871 nur eine ununterbrochene Reihenfolge der widerlichsten Zänkereien, der gewöhnlichsten persönlichen Intriguen. Wir wollen die Reihenfolge der wechselnden Präsidanten nicht herzfählen, die nach Lassalles Tode seine Stelle einnahmen; nur wenige von ihnen erhoben sich über das Niveau der Alltäglichkeit. Die Gräfin Haysfeldt machte wiederholte Versuche, durch Vorschieben von Strohmännern die Rolle der Socialistenkönigin zu spielen. Nach langem Intriguiren endigte aber der gräßliche Verein auf die klüglicste Weise und ging im Sommer 1872 an Unbedeutendheit zu Grunde. Im norddeutschen Reichstage hatten zwei Vertreter dieser „weiblichen Linie“ der Lassalleaner geessen, der Kupferschmied Försterling und der „Präsident“ des Vereins, Mende; die „männliche Linie“ war vertreten durch die Abgeordneten Präsident v. Schweizer, Lohgerber Hasenclever und Cigarrenarbeiter Frisghe. Außer ihnen saßen in jenem Parlamente noch die Socialisten Bebel und Liebknecht, die seit Lassalles Tode sich bestreben, die „Internationale Arbeiter-Association“ nach Deutschland zu verpflanzen. Im Jahre 1867 war es einem gewandten Advokaten, Dr. jur. v. Schweizer, geb. 1834 zu Frankfurt a. M., gelungen, sich zum Präsidenten des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins“ männlicher Linie zu machen. Schweizer regierte in der Weise eines demokratischen Diktators vom Mai 1867 bis Juni 1871. Unter ihm wurde in Berlin, wo der Verein seinen Sitz hat, besonders die Kunst gepflegt, Volksversammlungen der Gegner zu sprengen; die Lassalleaner drangen in Ueberzahl ein, ernannten in Folge dessen das Bureau aus ihren Reihen und verwandelten so jede Versammlung in eine socialdemokratische. Nicht immer ging dies ohne Prügelei ab, und der Knüttel Tölkcs, eines der hervorragendsten lassalleanischen Kampfhähne, ist seit jener Zeit in den socialdemokratischen Sagenkreis übergegangen.

Im Juli 1871 legte Schweizer seine Präsidentschaft nieder; der Verein war wohl auch in der Folge des Kriegs fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Zwei Jahre vorher waren die föderalistischen Socialdemokraten auf dem Eisenacher Kongresse aus dem Allgemeinen deutschen Arbeiterverein ausgeschlossen, indem sie gegen Schweizer die heftigsten Vorwürfe erhoben. Sie sagten, Schweizer wolle die Arbeiterbewegung im Interesse der preussischen Regierung in ein unschädliches Fahrwasser lenken; Schweizer und sein Anhang seien überhaupt nicht ehrlich, und die Art, wie mit den Arbeitergeldern umgegangen werde, sei verdächtig. Weil sie die Ehrlichkeit so sehr betonten, wurden sie von den andern die „Ehrlichen“ genannt. Sie selbst nannten sich die „Socialdemokratische Arbeiterpartei“. An ihrer Spitze standen Bebel und Liebknecht. Der Grund dieser Spaltung lag indessen tiefer als in dem Gebahren Schweizers. Die neue Partei fühlte sich von der Organisation des Lassalleschen Vereins abgestoßen, noch mehr aber von dessen politischer Tendenz, die auf die einheitsstaatliche straff centralisirte Republik hinausläuft, während das politische Ziel der neuen Partei die Föderativrepublik ist. Auch vertragen sich ihre Anhänger nicht mit dem norddeutschen Wesen; der Rekrutierungsbezirk dieser zweiten socialdemokratischen Partei Deutschlands ist vor allem Sachsen, dann Braunschweig und fast der ganze Süden unseres Vaterlandes.

Was die Vorwürfe betrifft, welche die „Ehrlichen“ gegen Schweizer erhoben hatten, so gab ihnen die Generalversammlung des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins“ im Mai 1872 in Berlin recht; es wurden dort ebenfalls heftige Anklagen gegen Schweizer erhoben: sein Verhalten gegenüber der preussischen Regierung sei nicht rein von Verdacht, und er könne deshalb nie mehr Mitglied des Vereins sein. In Folge eines

X. Jahrgang. 29. b.

hieraus entstandenen publicistischen Streites kam noch an den Tag, daß Schweizer binnen eines halben Jahres von der Partei 2500 Thaler, aus den ersparten Groschen der Arbeiter bestehend, erhalten hatte.

Nach dem Rücktritte Schweizers nahm der Verein und dessen Organ, der „Neue Socialdemokrat“ in Berlin (Nachfolger des von Schweizer gegründeten „Socialdemokrat“), einen sehr bedeutenden Aufschwung. Das genannte Blatt hatte im Oktober 1871 5000 Abonnenten und gab seinen Abonnentenstand von 1874 auf circa 17,000 an. Der „Neue Socialdemokrat“ ist ein mit viel Geschick redigirtes Agitationsblatt, das zu seinem Zwecke benutzt, was ihm in den Weg kommt. Ein besonders enge Gewissen kann man ihm in seiner Agitation und Polemik nicht nachrühmen. Redakteur des „Neuen Socialdemokrat“ ist der Reichstagsabgeordnete Hasselmann, der sich rühmt, Artikel à la Marat zu schreiben. Im Reichstage ist die Partei vertreten durch ihren Präsidenten Wilh. Hasenclever, geb. 1837 zu Arnsherg, und früherer Lohgerbergeselle, aber seit 1862 Publicist; er ist gewählt in Altona; ferner durch Wilh. Hasselmann, geb. 1844 in Bremen; er widmete sich, nachdem er das Gymnasium besucht, der Chemie; der dritte Vertreter der Lassalleaner im Reichstage ist der 33 Jahre alte Cigarrenarbeiter Reimers aus Altona.

Der Partei Lassalles gegenüber steht die „Socialdemokratische Arbeiterpartei“ oder Eisenacher Partei. Sie trennte sich von dem Allgemeinen deutschen Arbeiterverein im August 1869 auf dem „Eisenacher Kongress“, den die Sendlinge Schweizers damals vergeblich zu sprengen versuchten. Diese Partei ist nicht weniger, eher noch mehr verbreitet, als die eigentliche Schule Lassalles; während der „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein“ als Symbol des Centralismus nur ein einziges Organ besitzt, zählt die Eisenacher Partei in Deutschland (ohne Oesterreich) gegenwärtig 10 Zeitungen, und zwar in Leipzig, Braunschweig, Chemnitz, Crimmitschau, Dresden, Nürnberg, München, Hof, Mainz, Stuttgart. Die Organisation des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins“ stellt sich ein auf dem allgemeinen Stimmrechte beruhendes demokratisches Empire dar; statt dessen hat die „Socialdemokratische Arbeiterpartei“ an ihrer Spitze einen geschäftsführenden Ausschuss und eine denselben überwachende Kontrollkommission. Sie haben an verschiedenen Orten ihren Sitz.

Bekannt wurde die „Socialdemokratische Arbeiterpartei“ durch den großen Tendenzprozeß, der im Frühjahr 1872 in Leipzig gegen ihre Führer Bebel und Liebknecht angestrengt wurde und mit der Verurtheilung beider zu zweijährigem Gefängniß endigte. Vorher schon hatte in Braunschweig ein Prozeß gegen die Mitglieder des Parteiausschusses stattgefunden, welche General Bogel von Falkenstein nach Löhren hatte abführen lassen, weil sie ihren Sympathieen mit der neuen französischen Republik in einem Manifest vom 5. Sept. 1870 an die deutschen Arbeiter Ausdruck gegeben hatten.

August Bebel ist seines Zeichens ein Drechslermeister in Leipzig. Er wurde geboren am 22. Februar 1840 zu Köln als Sohn eines preussischen Unterofficiers. Er bereifte als Handwerksbursche Oesterreich und Süddeutschland und ließ sich 1860 in Leipzig nieder. In der Arbeiterbewegung war er seit 1862 thätig und schwang sich rasch zum hervorragenden Führer und Redner auf. Diese seine Thätigkeit zog ihm verschiedene Bestrafungen zu, die aber seine Popularität bei den Arbeitermassen nur erhöhten. Das Reichstagsmandat, das ihm in Folge einer Verurtheilung wegen Majestätsbeleidigung am 6. Juli 1872 aberkannt worden, ertheilten ihm die Wähler des Wahlkreises Glauchau-Meerane wieder durch Neuwahl und wählten ihn auch bei den allgemeinen Wahlen am 10. Januar 1874 wieder in das Parlament. Bebel ist auch als Schriftsteller sehr thätig gewesen, sowohl als hervorragender Mitarbeiter am „Volksstaat“, als auch durch kleinere Schriften.

Wilhelm Liebknecht, geboren am 29. März 1826 in Gießen, erhielt Gymnasial- und Universitätsbildung, wurde aber schon als Student in die revolutionäre Strömung hineingerissen, floh in Folge seiner Theiligung am badischen Aufstande und kehrte erst im Jahre 1862 wieder nach Deutschland zurück. Er

hatte sich ganz der Journalistik gewidmet. Als die Sturmvögel der Revolution sich immer mehr wieder in Deutschland zeigten, wies die preussische Regierung Liebknecht wegen seiner Beteiligung an der Arbeiterfrage aus, worauf er sich dauernd in Leipzig niederließ. Dort rebigirte er von 1868 an das „demokratische Wochenblatt“, welches bald in den „Volksstaat“ überging. Liebknecht war von jeher literarisch und agitatorisch sehr thätig; er war bereits auf dem Baseler Kongreß der „Internationalen Arbeitergesellschaft“ als Abgesandter deutscher Vertreter anwesend und stimmte dort für die Abschaffung des Privateigentums an Grund und Boden. Liebknechts Leben ist eine Reihe von Agitationen gegen die bestehende gesellschaftliche Ordnung und eine Kette von sich daran schließenden Verurtheilungen, deren jüngste er mit Bebel in Subertusburg verbüßt.

Zu den hervorragenderen Mitgliedern der Partei gehören noch der Kaufmann Bracke in Braunschweig und der alte Demokrat Dr. Jacoby in Königsberg, den die Konsequenz des „Freiheits- und Gleichheits“-Prinzips allmählich ganz in das socialdemokratische Lager getrieben hat, der aber auch hier seine eigenen Pfade wandelt und in vielen Dingen isolirt steht. Im Reichstage ist diese Partei außer Bebel und Liebknecht noch vertreten durch den Hamburger Leihbibliothekar W. Geib, 32 Jahre alt, aus dem rheinpfälzischen Dorfe Duchroth bei Kreuznach; durch den ehemaligen Schuhmacher, jetzt Redakteur Bahleisch in Chemnitz; durch den Schriftsteller Most in Mainz und durch den Kaufmann Motteler in Grimmitzshau.

Wir müssen noch einiger Unterschiede gedenken, die zwischen den beiden socialistischen Parteien Deutschlands bestehen. Der „Allgemeine deutsche Arbeiterverein“ umfaßt die Scharen jener, welche fast blind auf die Lehre Lassalles schwören, welche in Lassalle den Bringer einer neuen Religion und der wahren Welterlösung verehren. Begeistert feiern sie seinen Geburts- und Todestag in überschwenglichster Weise, ja, sie wagen es, Lassalle mit Jesus Christus zu vergleichen, dessen Werk fortzusetzen und zu vollenden Lassalle gekommen sei. Sie halten streng an der von Lassalle gegebenen Organisation fest, haben aber doch seine Lehre, das „Evangelium für die darbenende Menschheit“, in einigen Punkten schon weiter gebildet. Der „neue Socialdemokrat“ und der Präsident Hasenclever haben nämlich in richtiger Konsequenz der Lassalleschen Vorschläge bereits den Communismus als Grundlage der künftigen gesellschaftlichen Ordnung verkündet. Auch auf die Weibergemeinschaft ist bereits angespielt und die „freie Liebe“ verlangt worden. Das bedeutet aber den Wegfall aller sittlichen Schranken in der Ehe, den moralischen und später auch den physischen Untergang der Gesellschaft. Besonders sittenstreng wollte der Socialismus aller Schattirungen in diesem Punkte niemals erscheinen. Weibergemeinschaft und der Communismus, den die Socialisten verlangen, sind sich sehr nahe verwandt. Beide entspringen dem Materialismus, der die ganze heutige Zeit durchdringt und in seiner Anwendung auf den vierten Stand den modernen Socialismus gezeugt hat.

Während die Lassalleaner ihre straff centralisirte Organisation festhalten, ist die Eisenacher Partei föderalistisch gesinnt und organisiert; aus diesem Grunde wendet sie auch den Gewerkschaften eine große Pflege zu, was die erstere Partei nur ausnahmsweise thut. Der „Allgemeine deutsche Arbeiterverein“ erkennt allerdings an, daß die socialistische Idee kosmopolitisch sei, besteht aber doch auf einer streng nationalen Or-

ganisation. Die Eisenacher Partei dagegen ist der deutsche Zweig der „Internationalen Arbeitergesellschaft“, und hat dies auch öffentlich und in ihrem Programm bekannt. Daher betrachten die Eisenacher Lassalle nur als einen allerdings hervorragenden Socialisten, ohne ihm die gotteslästerliche Verehrung zu zollen, wie die Socialdemokraten Berliner Schule es thun. Was die beiden socialdemokratischen Parteien Deutschlands äußerlich trennt, sind lediglich Organisationsfragen, über welche man sich bei gegenseitigem guten Willen leicht verständigen könnte. Bei genauerem Zusehen aber entdeckt man, daß persönliche Interessen und persönliche Leidenschaften die Vereinigung der beiden social-revolutionären Lager fast unmöglich machen. In Bezug auf die politischen und socialen Ziele besteht zwischen beiden Parteien — wenn man von dem für sie noch ganz müßigen Gegensatz zwischen Einheitsstaat und Föderalismus absieht — kein prinzipieller Unterschied.

Der Socialismus aller Schattirungen erhebt die Forderungen des politischen Radikalismus in scharfer und rückwärtsloser Weise; er ergänzt sie aber noch durch das communistische Programm. Denn — so sagen die Socialdemokraten — die Freiheit und Gleichheit ist keine volle und wahre, so lange die Hauptquelle der Unfreiheit und Ungleichheit, das Privateigenthum, besteht; daher hinweg mit diesem und mit der auf ihm beruhenden Gesellschaft; der Staat der Zukunft ist der wahre Volksstaat, und sein Symbol ist die rothe Fahne. Um diesen „Volksstaat“ herbeizuführen, hat — so lehren die Lassalleaner und die „Internationale Arbeitergesellschaft“ gleichmäßig — die Arbeiterklasse vor allem die politische Gewalt zu erobern, und wenn ihr dies gelungen, dann mittelst derselben das ganze sociale Gebäude umzumodeln. Dieses Ziel will der Socialismus erreichen „friedlich, wenn möglich; gewaltsam, wenn nöthig“. Denn er glaubt sich naturrechtlich zu seinen Emanzipationsforderungen berechtigt, und kraft dieses Verhältnisses proklamirt er die Heiligkeit der Revolution. Das Ideal des modernen Socialismus aller Lager ist die Pariser „Commune“ mit all ihren Thaten. Die Partei der Commune hat in Deutschland, wie dies die jüngsten Wahlen in den deutschen Reichstag zeigten, bedeutend zugenommen und ist noch bedenklich im Wachsen begriffen. Das Hauptcontingent liefert ihr die ganz vom materialistischen Zeitgeiste angesteckte Fabrikbevölkerung; aber auch dem Landvolk wird bereits das neue „Evangelium“ gepredigt, und besonders in manchen norddeutschen Gegenden zeigt es sich demselben nicht abgeneigt. Auf dem Lande ist aber bis jetzt noch mehr als in den Städten das positive Christenthum der Fels, an welchem die Wogen der socialistischen Bewegung sich brechen. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Fels bedeutend an Widerstandskraft eingebüßt hat, und die prophetischen Worte Lassalles (Basiat-Schulze, 1864, S. 254): „Schon höre ich in der Ferne den dumpfen Massenschritt der Arbeiterbataillone!“ haben sich inzwischen ihrer Erfüllung bedeutend genähert. Die Partei der socialen Revolution wächst an äußerem Umfange, und gleichzeitig schwillt ihre Leidenschaft zu höherer Intensität an. Denn Lassalle hat auch die persönliche Leidenschaft, wenn sie der Verwirklichung seines Prinzips gilt, als etwas Erhabenes gepriesen und seinen Schülern gesagt: „Sie können gewiß sein, daß Sie um so sittlicher dastehen, je glühender und verzehrender diese Leidenschaft ist.“

Möge Gott auch in dieser Beziehung die Geschicke unseres theuren Vaterlandes lenken! Dr. Eugen Jäger.

## Jugenderinnerungen.

Von einem süddeutschen Freunde des Daheim.

### 2. Buch. Die Knabenzeit.\*)

„Bald siehst Du, nicht immer froh,  
Im engen Kämmerlein  
Und lernst vom dicken Cicero  
Verkimmtes Latein!“

Höftg.

#### 1. Die Schule.

Während ich als junger Diakon in dem Landstädtchen B. wenige Schritte vom Schulhaus wohnte, das in einem

\*) Vergl. Nr. 16 - 20. 1. Buch. Aus der Kindheit.

stehen gebliebenen Flügel des alten Grafenschlosses eingerichtet war, diente es meiner Frau und mir immer zu einem tragikomischen Schauspiel, wenn im Frühling, am Tage Georgii, die kleinen Schulknaben, insonderheit die Knaben, von den sorgsam Müttern eingekleidet wurden. Die einen marschirten muthig einher wie das Füllen, das zum ersten Mal an der Wagendeichsel mitläuft, stolz auf die neue Fibel und Schiefertafel. Andere trippelten in ahnungsloser Ergebung, wie das

Nachdruck verboten.  
Bf. v. 11./VI. 70.

Laum, das zur Schlachtbank geführt wird, der verhängnisvollen Pforte entgegen. Noch andere wurden schreiend und sich sperrend gleich jungen Spanferkeln theils mit begütigenden Trostworten, theils mit festem Griff und scharfem Puff vorwärts getrieben und gezogen. Es ist gewiß etwas Nützliches um die Schule und etwas Weises um den Schulzwang. Und doch, ihr guten Jungen, konnte ich mich allemal eines herzlichen Mitgefühls mit euch nicht entschlagen. Denn euch schwante ganz richtig: mit dem Paradiese der ersten harmlosen Kindheit war's von jener Stunde an vorbei, und trug euch auch von nun an die Erde nicht bloß Dornen und Disteln und brachte euch die Schule nicht nur Schläge und Scheltworte: der Ernst des Lebens trat mit jenem Tag euch nahe, um euch nimmer loszulassen. Von der ersten Berührung mit dem Schulsteden und dem ersten Federkauen über einer Hausaufgabe geht es nun Schritt für Schritt bis zur unerbittlichen Zucht des einjährigen oder dreijährigen Waffendienstes und bis zum sauren Tagewerk des Geschäftsmanns oder Beamten. Aus der Schule kommt, wer einmal drin, trotz Konfirmation und Abiturientenprüfung lebenslang nicht mehr heraus; die Ferien bringt erst der Tod.

Auch unferne betrat frühzeitig diesen Pfad, wenn er schon nicht besonders tornewoll war. Mein erstes Schreibheft datirt vom 24. Februar 1821, ich werde demnach, da einige Monate Griffelübungen auf der Tafel vorangingen, vermuthlich im Herbst 1820 mit dem blutjungen Bruder Theodor, er im fünften, ich im sechsten Jahr, der Schule übergeben worden sein. Ein paar Monate vorher schon nahm mich Papa je und je in einer freien Viertelstunde auf sein Studirtüschchen, um mich die Buchstaben zu lehren. Ein einziger Moment jenes Hausunterrichts ist mir noch im Gedächtniß, der aber kein glänzendes Licht auf meine Fähigkeiten und Leistungen wirft. Es war eine der ersten Lektionen an einem Sommerabend, wo in Erwartung des Besperbrots meine Aufmerksamkeit nicht mehr recht Stand halten wollte. Nur noch ein Wörtchen sollte ich lesen, dann durfte ich laufen. Es war ein kleines Wort von drei Buchstaben, und doch wollte es nicht heraus. „Wenn Du es herausbringst,“ sagte Papa zur Ermunterung, „so bekommst Du von mir das was es heißt.“ Aber jetzt war der Karren vollends verführt. Etwas Gutes mußte es demnach jedenfalls sein, und doch was sich auch der hungrige WGSchütz Gutes dachte und probirte, es paßte nicht; das Wort hieß weder Brot noch Wurst, weder Obst noch Milch, noch etwas dergleichen. Der Vater, für diesmal verzweifelnd, mußte es zuletzt selbst aussprechen und der Knabe erhielt es nicht; das Wörtlein hieß Lob.

Die Elementarschule, der wir zur Vorbereitung aufs Gymnasium anvertraut wurden, war die Privatanstalt des Präzeptors Schmid, zum Unterschied von andern Trägern seines in Deutschland schon damals nicht ganz ungewöhnlichen Namens von der Jugend „Kosaken Schmid“ genannt, vermuthlich wegen der kosakenartigen Halbstiefeln, in denen er zu gehen pflegte. Er war ein untergekehrter Mann mit gutmüthigem Gesicht, kurzgeschorenem, gepudertem Haar und rundem Bäuchlein, auf welchem eine Uhrkette mit Verloquen baumelte, und trug gewöhnlich einen braunen oder blauen Frack und Kniehosen von gelbem Ranking oder grauem Tuche. Wem Herrn Pictwicks Bild nach Federzeichnungen von Cruikshank, in der bekannten deutschen Taschenausgabe des Bozischen Romans, gegenwärtig ist, der hat das getreue Konterfei unseres Herrn Präzeptors. Auch innerlich hatte er mit jenem brittischen Biederermann jedenfalls die Bonhomie gemein, wenngleich dessen sittliches Pathos bei seinem phlegmatischeren Temperament weniger hervortrat und die permanente Schnupftabakplantage auf seiner Hemdkrause sowie der nicht immer blendende Anblick seiner Leibwäsche nicht ganz gentlemanlike sein mochte. Eine gewisse Bonhomie, ein behagliches Leben und Lebenslassen lag auch im Geist seines Instituts, das gegenüber der Stiftskirche „unter der Mauer“, im sogenannten Schloßle, einem uralten Gebäude voll Treppen und Treppchen, Galerien und Winkeln angediebelt war. Der Vorstand wohnte als ältlicher Junggeselle — auch darin Herrn Pictwick ähnlich — mit drei oder vier unversehrten Hilfslehrern zusammen, bedient von

einer muntern Haushälterin, die vom Abfall der Küche, vom Nachtsch des Mittagmahls gelegentlich auch den begünstigteren Schülern während der Lektionen etwas zusetzte. Vom zwanglosen Ton des Hauses ein weiteres Beispiel. Wir saßen eines schönen Morgens in der lateinischen Stunde, als die Waschfrau mit ihrem Korb eintrat, frische Wäsche zu bringen, abgelegte zu holen. Der Klassenlehrer wechselte sofort, den Fuß neben mich auf die Bank stellend, seine Strümpfe, und als ich diesem Akt nicht ohne Verwunderung zusah, fragte er unwirsch: „Nun, hast Du noch nie Strümpfe anziehen sehen?“ Die Antwort: „Ja wohl, nur nicht in der Schule!“ kam mir zwar auf die Zunge, doch nicht über die Lippen.

Auch die Disciplin wurde höchst gemüthlich gehandhabt, und bevorzugtere Schüler, zu denen neben zwei begabten Söhnen des Diaconus K. auch wir beide Brüder gehörten, durften sich gegen die Lehrer einen kameradschaftlichen Ton herausnehmen. Der Herr Präzeptor äußerte einmal mit Bezug auf uns viere vor der ganzen Klasse: er finde immer, daß die Schüler, welche das Schulgeld am pünktlichsten bringen, auch die besten Fortschritte im Lernen machen.

Von einer bestimmten Methode und einem festen Stundenplan ist mir kein Eindruck geblieben. Lesen und Schreiben, Zeichnen und Rechnen, Deutsch, Latein und Griechisch wechselten bunt durcheinander. Die lateinischen Deklinationen wurden in origineller Weise dramatisch eingeübt. Zwölf Schüler hatten herauszutreten und sich in zwei Reihen einander gegenüber zu stellen. Jeder stellte einen Kasus vor, den er auf einem farbigen Fähnlein angeschrieben trug. Der erste war der Nominativ, dann kam der Genitiv, Dativ, Akkusativ, Vocativ oder „Ruffafens“, wie wir ihn gerne nannten, und als der sechste der Ablativ-Singularis; ebenso die sechse gegenüber im Pluralis. Ein dreizehnter Schüler spielte das Paradigma vor, z. B. Monsa, der Tisch. Er trat in die Mitte der Zwölfe, saßte einen Kasus um den andern beim Westknopf und schlug ihn an wie eine Klaviertaste, indem er recitirte: „Nominativ Singularis: mensa, der Tisch“; beim Nächsten: „Genitiv: mensae, des Tisches“ etc. — In der deutschen Sprache konnte es vorkommen, daß man sich eine halbe Stunde lang damit belustigte, Reime auf ein vom Lehrer aufgegebenes Wort zu finden. Dabei pflückte ich einst meine ersten dichterischen Vorbeeren. „Abler“ war die Lösung. Weder dem Lehrer noch einem Kameraden fiel ein Reim darauf ein. Mir aber stand sofort unser lieber Nachbar, unser Perlenlieferant vor der Seele. „Nadler!“ rief ich triumphirend und rückte zum Ersten vor. Die Geographie fing links auf der Landkarte von Europa bei der Insel Ferro an und rückte so von Westen nach Osten vor. Aus einem Buche wurde einiges über die schöne Lage von Lissabon und das dortige Straßenleben vorgelesen, wobei besonders das Ungeziefer der Lazzaronis drastisch geschildert war. Von Spanien klangen die romantischen Namen der früheren Provinzen: Granada, Valencia, Murcia, Estremadura, Alt- und Neukastilien etc. prächtig in die Ohren. Auch die französischen Departements wurden noch auswendig gelernt; weiter ostwärts kam man nicht, die Rheingrenze wurde nicht erreicht, das deutsche Vaterland blieb uns fremd. Aus der griechischen Geschichte entsinne ich mich noch einer vom Lehrer vorgelesenen lebhaften Beschreibung der Schlachten bei Thermopyla, Marathon und Salamis, die mir einen tiefen Eindruck machte. Bei alledem kamen wir in mancherlei Fächern ziemlich rasch voran, besonders seit der Vater unsre Hausarbeiten überwachte, nachdem die gute Mama, die auch im Lateinischen wie beim Anmalen der Bilderbögen eine Zeit lang meine Rathgeberin gewesen, aus Anlaß eines von groben Schnitzern wimmelnden Hebdomadars, das sie vereint mit mir ausgearbeitet und hinter das der Papa lachend gekommen war, auf dieses Fach hatte verzichten müssen.

Vielleicht war unser Institutsunterricht doch nicht so planlos und buntschedig, wie er in meiner Erinnerung sich ausnimmt. Auch fehlte es den Lehrern zum Theil nicht an Geist und Leben; jedenfalls hing ich denselben der Reihe nach mit kindlicher Pietät an, vor allen meinem ersten Klassenlehrer, dem väterlich milden Herrn Helle, weiter dem mun-

tern Schreiblehrer Herrn Lieb, dem leibarmen, aber freundlichen Herrn Stiriz, dem melancholischen Herrn Hermann, dem vielseitig gebildeten ironischen Herrn Sandoz und neben diesen Pädagogen allen dem wohlwollenden Prinzipal Bickwid selbst. Immerhin aber war es an der Zeit, daß im Herbst 1823 die beiden Väter K. und G. ihre Knaben aus der Schmidischen Anstalt, die den Höhepunkt ihrer Blüte hinter sich hatte, wegnahmen und ins Gymnasium versetzten, wo ich im achten Jahr in die dritte Klasse von unten auf gezählt, eintrat. Da ging es denn freilich sofort aus einem andern Ton. Gleich bei meinem ersten Lehrer, Oberpräzeptor K., der ebenso von Behörden und Vätern wegen seiner tüchtigen Leistungen geschätzt, als von der Jugend wegen seiner Strenge gefürchtet wurde, war die Disziplin die allerstrammste und spielte der Stecken eine große Rolle. Wie man bei bedenklichem Wetter morgens den Barometer sorgsam zu Rathe zieht, so schlossen wir aus dem Anzug, in welchem der Lehrer eintrat, gewöhnlich auf die Witterung des Tages. Der weiße Flausrock deutete auf Windstille und behagliche Temperatur, der blaue Frack bereits auf veränderliches Wetter, der grüne aber entschieden auf Sturm und Hagelschlag. Was übrigens mit seiner Strenge ausöhnte, war seine Unparteilichkeit. Höchstens konnte man ihm vorwerfen, daß er die Barone, deren wir etliche in der Klasse hatten, noch schärfer als andere auf's Korn nahm. „Aber Gustel, Du kommst ja jede Woche weiter herunter, nächstens bist Du der Letzte in Deiner Klasse!“ sprach einst zu unfremdlichem Wetter H. mit schmerzlichem Vorwurf seine besorgte Mutter. „Sei ganz ruhig,“ tröstete sie phlegmatisch der Sohn, „so lang's noch Adelige in der Klasse gibt, werde ich nicht der Letzte.“ Das war nun böshaft, gerade ich zählte zu meinen Schulgenossen einige Adelige von eben so viel Talent als Fleiß, die später zu verdienten Ehren im Staatsdienste gelangten; aber auch, soweit etwas Wahres in der Aeußerung lag, hätten sich die jungen ritterlichen Kameraden, die damit gemeint waren, schwerlich dadurch beleidigt gefühlt, sintemal sie selbst ihren Ehrgeiz gar nicht darein setzten, in der Grammatik zu glänzen, vielmehr, nachdem sie en passant den Gymnasialschliff mitgenommen, ihre Verdienste auf ganz andern Feldern suchten. Um indes auf unsern Herrn Präzeptor zurückzukommen, so war eine geschärfte Schulstrafe neben den alltäglichen „Tagen“ und „gespannten Hosens“ die Einsperung des Delinquenten oder Ignoranten in einen kleinen Kasten, wo derselbe bei offener Thür eine Viertelstunde lang wie eine Kage zusammengekauert sitzen mußte. Der liebenswürdige junge Freiherr von \* hatte eines Morgens dort eben wieder seinen nicht mehr ungewohnten Aufenthalt, als sein Vater eintrat, sich nach den Fortschritten seines Stammhalters zu erkundigen. „Wollen der Herr Baron meine Vögel sehen?“ fragte der Lehrer lachend ohne die mindeste Verlegenheit und ließ den hübschen kleinen Kabalier aus seiner Klawur hervorspazieren. Jovial stimmte der Herr Papa in die Heiterkeit ein.

Für meine Person hatte ich mich nicht zu beklagen. Ich lernte zum ersten Mal meinen Kopf zusammennehmen, gewöhnte mich pünktlich zu arbeiten und errang zur Freude meines Vaters den ersten Platz in der Klasse, den ich durch alle folgenden Schuljahre höchstens mit dem zweiten oder dritten vertauschte. Von Natur hatte ich wenig Ehrgeiz, aber um des Vaters willen machte mir's gegen die Schulprüfung hin doch alljährlich einige Sorge, einen ehrenvollen Platz zu behaupten, und um der Mama willen freute mich die silberne Denkmünze, die ich an des Königs Geburtstag, den 27. September, beim festlichen Schluß des Jahreskurzes regelmäßig nach Hause brachte.

Verschweigen kann ich indes nicht, daß die Behandlung im unteren und mittleren Gymnasium doch nicht durchgängig eine würdige und humane war. Wenn es einen Klassenlehrer gab, der als reiner Schulbespot bei der trockensten und lebernsten Methode das ganze Jahr über für seine Schüler auch nicht ein gemüthliches Wort hatte; wenn ein anderer, ein sonst im Umgang, wie ich später fand, ganz achtbarer Mann, wegen der

kalten Fronie und der raffinirten Strafen, womit er seine Abtheilung behandelte, so gefürchtet war, daß in seine Klasse verloost zu werden für uns zwölfjährige Knaben ungefähr so viel hieß, als ein Jahr auf die Galeren zu kommen; wenn einzelne Lehrer im Zorn mit den pöbelhaftesten Schimpfworten um sich warfen und sich zu körperlichen Mißhandlungen gegen notorisch schwach begabte oder kränkliche Schüler hinreißen ließen, so fühlte ich trotz der mir angeborenen und anerzogenen Pietät doch oft mein kleines Herz im Busen vor Zorn schwellen oder vor Mitleid bluten. Daß wir dagegen in den mittleren und oberen Klassen des Gymnasiums auch treffliche Professoren hatten, die erziehend wie belehrend auf Geist und Herz im Segen einwirkten und sich ein dankbares Andenken fürs Leben bei uns stifteten, darauf hoffe ich später noch zu kommen. Für jetzt, um bei den frühesten Schuljahren zu verweilen, nenne ich, was ein großer Trost des Lebens, auch des Schullebens ist: gute Freunde und Kameraden.

## 2. Schulfreunde und Spielkameraden.

Meine früheste und ausdauerndste Schulkameradschaft, sie besteht, indem ich dies schreibe, länger als fünfzig Jahre, war und ist die mit den Söhnen des verewigten Oberhelfers K., der abwechselnd an verschiedenen Kirchen der Stadt, zuletzt als nächster Amts- und Hausgenosse meines Vaters, angestellt war. Er steht in meiner dauferbaren Erinnerung als ein milder, freundlicher Mann von mittlerer, untergesetzter Statur, vollern, aber bleichem Gesicht, das schwarze Haar schlicht über die Stirn herabgestrichen, weshalb er mir zumal in seinem grauen Flausrock mit Napoleon I Aehnlichkeit zu haben schien, der aber schwerlich je so gemüthlich mit dem Meerschäumkopf hinter dem Schreibtisch geessen ist, uns auch keinesfalls so freundliche und sachkundige Auskunft gegeben hätte, wo es galt, einen Ritter zu zeichnen oder einen napoleonischen Chasseur à cheval anzumalen, wie der gute Herr Oberhelfer. Nicht nur gründlich klassisch, sondern auch literarisch und ästhetisch gebildet, mehr einer sittlich vernünftigen, als einer mystischen Auffassung des Christenthums zugethan, auf der Kanzel ein ruhig lehrhafter, besonders bei denkenden Männern beliebter Prediger, im Amte gewissenhaft und gefällig, allem Ueberflüchtigen und Zelo-tischen abhold, zu Hause behaglich und duldsam, lebte er geräuschlos seinem Berufe, seiner Familie und, soweit er Muße hatte, seinen literarischen, antiquarischen, künstlerischen Studien und Liebhabereien, wie er denn in Sachen der Malerei uns eine unbedingte Autorität und ein Blick in seine Bildermappe immer ein Hochgenuß war. Saß er, soweit ihn nicht kirchliche Funktionen und seelsorgerliche Gänge in Anspruch nahmen, in der Regel rauchend bei seiner Arbeit im Studierzimmer, so waltete dagegen die Frau Oberhelferin, eine einfachherzliche, liebevolle Frau, wie eine Mutterhenne, mehr freundlich lockend, nach Umständen sanftklagend, als herrschend oder strafend inmitten des lebhaften Kinderhäufleins. Neben zwei hübschen blonden Töchtern, der schlanken, sanften Lotte und der muntern, lachlustigen Emma, wuchsen fünf Knaben herauf, von denen besonders die beiden ältesten, Karl und Fritz, uns zu Schulgenossen, Spielkameraden und Jugendfreunden wurden. Karl, ein Jahr älter als ich, war groß, stark, bleich, von ruhigem Temperament und trockenem Humor, gutmüthigem, biederen, noblem Wesen; er ging in der Schule ohne Ehrgeiz seinen gemessenen Gang, zeichnete und malte besser und ausdauernder als wir andern und reifte weit früher zu einer gewissen studentischen Haltung heran. Aeußerlich formloser, aber begabter, lebhafter, origineller, beziehungsweise komischer war der zweite Bruder Fritz, ein Jahr jünger als ich, jedoch durch mehrere Klassen mein Schulkamerad, später der Vertraute meiner poetischen Knabenversuche, und während Karl als Pfarrer im frühen Mannesalter starb, heute noch mein lieber Freund und fleißiger Korrespondent. Die drei jüngsten Brüder Adolf, Immanuel und Eduard wuchsen erst nach uns herauf.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus dem Leben eines italienischen Bettelmönches.

Das italienische Straßenleben hat drei charakteristische Erscheinungen, die dem Fremden in erster Linie auffallen, das sind: der Bettler, das Blumenmädchen und der Mönch.

Wer sähe sie nicht vor sich, der sie einmal geschaut, diese köstlichen Kindergestalten, die da auf den Stufen der Paläste kauern, im Sande liegen oder den Terebinto mit den weichen Lauten ihrer Sprache anbettelnd stundenlang verfolgen, die sorglosen Männer- und Frauengestalten, die ihm bittend die Hand entgegenstrecken und zu deren schmutzstarrer Schönheit die bunten Lumpen eine solch malerische Folie bilden, die Blumenmädchen mit der Melodie auf den Lippen und den kleinen Sträußen von Tazetten und Purpurnelken, die sie an unsern Hut stecken, indem sie sich dabei so weit vorbogen, daß ihr heißer Athem uns fast streifte, wer sähe ihn nicht endlich vor sich, den Mönch aus den italienischen Straßen?

Wie das bettelnde Kind und das Blumenmädchen, so gehört auch der Mönch unumgänglich zu der Dekoration und der Poesie der Straßen, ob er nun an heißen Sommerabenden vor müßigen Zuhörern eine begeisterte Rede über die heilige Jungfrau hält, die die Männer an die Brust schlagen und die Weiber rasch getrocknete Thränen weinen läßt, ob er in farbenprächtigen



Fra Filippo, der Bettelmönch von Venedig. Von Ludwig Passini.

Nach einer Photographie von G. Schauer in Berlin.

Prozessionen an uns vorüberzieht oder in stiller Beschaulichkeit dahinschlendert, die Hände in den weiten Ärmeln der Kutte versteckt, den Rosenkranz um den Arm gewunden, hier und da auch wohl stehen bleibend vor einem Orangenhändler oder einem Volksauflauf oder einem bunten Marienbilde. Und welche charakteristischen Köpfe, welche malerischen Gestalten sieht der Fremde da zuweilen an sich vorübergleiten, Erscheinungen, die wie aus einem alten Gemälde heraus in die kühne Folie des Lebens getreten: alte Patriarchenköpfe, die trotz dem milden Lächeln ihrer Züge uns erzählen, daß sie entsagten, während wir genossen, litten, während wir hofften, kämpften, während wir jubelten, daß sie sich die Dornen ins Fleisch gedrückt, wenn wir die Blüten pflückten, und daß sie jeden Schmerz, den wir fühlten, tausendfach empfanden — und daneben heitere jugendschöne Jünglinge mit feurigen Augen und einem lebenslustigen, fast leichtsinnigen Lächeln, zu denen manches Frauenauge herüberfliegt, um wohlgefällig auf dem feinen Gesicht und der schlanken Gestalt zu ruhen, die in der dunkelbraunen Kutte träumend durch die Straßen schlendert, so hübsche Mönche, wie nur je welche aus der Kapuze geschaut, den Mädchen die Andacht genommen und die Männer neidisch gemacht haben.

Dazwischen auch traurige sinnende Gestalten, blasse noch jugendliche Männer, die oft halbe Tage lang draußen im Klostersgarten auf dem Rücken liegen, ihre Gedanken und ihre Sehnsucht weit, weit weg von den Legenden des St. Lorenzo — und die dann wie im Traume auf der Straße einherwandeln, so wie es eben Fra Filippo that, den unser Bild heute darstellt. Nicht an Speise und Trank, nicht an Münzen und Drangen dachte er, die er zu sammeln ging auf seinem Wege, sondern Bilder aus der Kindheit waren es, die plötzlich vor seiner Seele wieder austauchten, der sonnigen glücksgewissen Zeit, die so lange hinter ihm lag — die Erinnerung an das rothe Dach des kleinen Hauses, in dem die Mutter gestorben, die ihn der Kirche geweiht, an das Läuten der Glocken und den Chorgesang, unter dem die Brücke abgerissen wurde, die ihn zu jener Zeit zurückführen konnte, die ihn mit der Welt verband, der lachenden sonnigen Welt, die er einst mit so zukunftsreudigen Augen angeschaut.

Ja, die Brücke war abgerissen — aber was war das, was ihn jetzt mitten aus diesen Erinnerungen herausbrachte? An leichter Schnur, die ein frischer Luftzug bewegte, stieg ein Körbchen zu ihm herab und schlug leise an seine Schulter, daß seine Hand unwillkürlich danach griff und sein Auge fragend in die Höhe flog, wie nach einem Wunderbilde. Und ein Wunderbild war es, an dem es dort haften blieb, so fest, so lange, daß eine helle Mädchenstimme ihn lachend erst daran mahnen mußte, ihre Gabe aus dem Körbchen zu nehmen, das er achtlos noch immer festhielt.

Süß und verlockend wehte der Blütenduft von dem Balkon, über dessen Brüstung die Worte hinabflogen, und mitten unter Blüten stand eine muthwillige Mädchengestalt mit einem köstlichen Lachen auf der Lippe und schaute voll zu ihm hernieder. Kaum eines tiefen Athemzuges Länge währte dieser Blick, dann flog das Körbchen wieder in die Höhe und war in der Hand des Mädchens hinter den rothen Fenstervorhängen verschwunden, während Fra Filippo noch lange, lange Zeit zu den Blüten empor schaute, ehe er weiter ging.

Ob es Zufall war oder nicht — aber von diesem Tage an ging er öfters desselben Wegs und lag am Abend noch länger unter den Magnoliensbüschen des Klostersgartens auf dem Rücken, die aufgeschlagenen Heiligenbücher neben sich, den blaffen Kopf sinnend aufgestützt.

Und jedesmal, wenn er dann wieder an dem Balkon vorüberging, tauchte dasselbe süße Köpfschen zwischen den Drängenblüten hervor, deren Duftwellen zu ihm herniederstiegen und ihn einhüllten wie ein lieber Gedanke — jedesmal flog die seidne Schnur mit dem Körbchen herab, das irgend eine fromme Gabe barg, und jedesmal schaute sie auf ihn hernieder mit den braunen Sammetaugen voll Rinderschuld, deren Blick er noch fühlte, wenn er lange wieder

in seiner Zelle war und ruhelos auf und nieder wandelte. — Da wurde er eifriger. Lange Nächte hindurch saß er über den Geschichten der Heiligen, bis ihn die brennenden Augen zwangen, zur Ruhe zu gehen, bei den Messopfern war er der erste, bei den heiligen Uebungen der strengste — lange Wochen ging er nicht vorüber an dem blütensimmernden Balkon, es schien, als wenn er keine Zeit mehr habe zu jenen Träumen von Kindheit und Glück — zu den Erinnerungen an die todte Mutter, die ihn der Kirche geweiht, die ihn unwillkürlich dort immer beschließen.

Er ging noch einmal vorüber; aber es war das letzte Mal. Als wenn es ihn nicht mehr gelitten hätte hinter den bröckelnden Mauern des Klostersgartens, über die hinweg die würzige Lebensluft einer glücklichen Welt zu ihm hereindrang, leise wie ein Dufthauch und doch aufregend wie ein Orkan — er ging hinaus in die Straßen, wanderte weiter und weiter, endlich sah sein bleiches, stilles Angesicht mit den großen, traurigen Augen wie früher zu dem bekannten Balkon empor.

War sie auch nicht zwischen den blühenden Blumen wie sonst, so mußte sie ihn wohl durch die schweren Falten der Gardinen, die an einer Seite gelüftet waren, erblickt haben, denn auf einmal war sie da, — das berühmte Goldhaar der Venetianerinnen, das in so entzückender Weise ihre Stirn umrahmte, war achtlos herabgeglitten und lag in dichten Wellen auf ihrem Nacken; ihr Lächeln war wundersam glücklich für die fast perlenblaffen Wangen, von denen es sich abhob — so sah sie zu ihm nieder —! aber nur einen einzigen Augenblick, dann fuhr eine kleine Hand in die Falten ihres Gewandes, und das Körbchen, das die seidne Schnur zu dieser Stunde herniedertrug, enthielt nur ein kleines, weißes Briefblatt und eine dunkle Oleanderblüte, die es im Vorübergleiten abgestreift — „Warum seid Ihr nicht gekommen, Fra —? ich habe alle Tage auf Euch gewartet —“

Fra Philippo strich sich mit der Hand über die Stirn; es standen kalte Schweißtropfen darauf. Als er noch einmal hinaussah, war sie verschwunden, und er ging zurück ins Kloster. Noch lange, lange ging er zwischen den Büschen und Hecken des Gartens umher — rings blühte und duftete es so wunderbar, Bäume und Sträucher schimmerten in rosigem Abendglut, und der Himmel war so tiefblau und leuchtend, als ob die Erde ein Paradies und Schmerz und Sehnsucht nur ein Märchen sei.

War er immer ein eifriger Mönch gewesen — von dieser Nacht an war er noch eifriger — war er still und traurig seit jenem Glockenläuten, das ihn einst von Welt und Jugend trennte, er war jetzt noch stiller und nie, nie wieder trugen ihn seine Füße vor jenen blütenduftenden Balkon, darunter er in Gefahr gewesen war, sein Herz von neuem um diese Welt und Jugend zu schlingen... J. v. Sydow.

## Am Familientische.

### Bücherschau. X.

Die Magyaren und andere Ungarn. Von Franz v. Vöher. Leipzig, Fues' Verlag (R. Reißland). 1874.

Von jenem der Leitha bringt jetzt ein Schmerzensschrei nach dem anderen an unser Ohr. Ein kaum von der Kultur belebtes, noch halb nomadisches Reitervolk sucht dort auszumerzen, was von deutscher Art und Sitte noch vorhanden ist; uralte Rechte werden für nichts geachtet, und die siebenbürger Sachsen, dieses tüchtige protestantische Kernvölkchen, in ihrem Besitz, ihrer Sprache, in allem was ihnen theuer ist, geschädigt. Sie sollen ihr Volksthum, das sie Jahrhunderte in zäher Ausdauer bewahrt, nun aufgeben; sie sollen in den allein selig machenden Schoß des Magyarenthums eingehen, gleichviel ob sie damit Halbbarbarei statt entwickelter Kultur eintauschen.

Wer nun kennen lernen will, was es heißt, ein Magyar sein, der mag sich am besten aus dem hier angezeigten Werke Rath's erholen. Es ist nicht genug damit, daß jemand ein gutes Buch schreibt, sondern es muß auch zur rechten Zeit kommen, und das ist hier vollauf der Fall. Da wir selbst in Oesterreich-Ungarn Jahre lang gelebt haben und die Verhältnisse dort gut zu kennen glauben, so dürfen wir auch dem Leser versichern, daß Herr v. Vöher ihm ein sehr wahrheitsgetreues Bild entwirft. Wenn mehr Schatten darin als Licht, so ist das nicht seine Schuld, und ihm, dem kernigen Westfalen, ist es nicht zu verdenken, wenn sein patriotisch geschwollenes Herz oft laut aufschreit bei all dem Jammer, den er unserem Volksthum dort angethan sieht. Wer in solchen Dingen nicht Farbe bekannnt und immer nur mit Glanzhand-

schuhen ansieht, der möge über nationale Streitigkeiten lieber schweigen. — Schon der Titel ist vortrefflich gewählt und hat uns beim ersten Anblicke ein Bravo entlockt! „Die Magyaren und andere Ungarn.“ Das allein hat Herr v. Vöher bei der „edlen hungarischen Nation“ tausend Verwünschungen eingebracht, denn die Magyaren verlangen kramphast von uns Deutschen „Ungar“ genannt zu werden, sie wollen damit anzeigen, wie sie die Herrschenden im Lande sind, sie, deren Volk durch Zusammentragen aller möglichen Elemente, Zigeuner inbegriffen, auf etwa 5 Millionen Seelen angewachsen ist, während die übrigen Völker, die Deutschen, Rumänen, Serben, Slovaken, Ruthenen und Juden über 10 Millionen im Lande der Stephanskronen ausmachen. Was will aber ein Volk von 5 Millionen Seelen heute heißen, ist es berechtigt, europäische Großmachtsträume zu hegen?

Die Magyaren sind ein zusammengewürfeltes Mischvolk, mehr als ein anderes in Europa. Neben der gezwungenen Magyarisirung stand in Ungarn stets die freiwillige in Blüte. Nicht nur Rumänen und Jazygen, Petschenegen und Bulgaren, auch zahllose Deutsche, Ruthenen und andere Slaven haben fort und fort ihr Blut mit dem der Magyaren vermischt und deren Sprache, Sitte und Denkart angenommen. Im ganzen genommen sind, wie Vöher meint, durch so starke und so viele Jahrhunderte fortgesetzte Blutmischung die Magyaren den Deutschen in Sinnes- und Denkart ähnlich geworden. Mit welcher kräftigen Saft aber ist das magyarische Wesen ursprünglich getränkt gewesen, daß die Grundfarbe durch alle Vermischung noch so deutlich durchschimmert! Ihre Hauptvertreter haben sie aus fremden Nationa-

litäten zugesichert bekommen. Der vielgenannte Ludwig Kossuth ist ein Slovake, eben so ihr bekanntester Dichter, Petöfi, der ursprünglich Petrovitsch hieß. Der Reisende Bambery hieß Bamberger, der Sprachforscher Huniady hat Hunsdörfer geheißt, und der jetzt mit Recht bewunderte Maler Munkacsy ist eines deutschen Beamten Sohn aus dem Städtlein Munkacs. Von den jetzt berühmten „magyarischen“ Kammerrednern hieß Herr Edebenyi einst Pfannenschmit und Herr Hefly Heller. In dieser Masterade steckt ein großes Armuthszeugniß; große und reiche Völker brauchen derlei Umwandlungen nicht, und der deutsche Dichter Chamisso hat seinen welschen Namen beibehalten, wie der englische Minister Götchen oder der französische Seinepräfect Hausmann ihre deutschen. Ohne die Aufnahme fremden Blutes wären aber die Magyaren längst zusammengeschmolzen, ja untergegangen, denn die Statistik weist bei ihnen nicht nur eine sehr geringe Kindermenge, sondern auch gewaltige Kindersterblichkeit nach.

Alles möchte noch angehen, selbst die Vergewaltigung der Deutschen, wenn die Magyaren ein Kulturvolk wären. Aber vergebens forcht man früher wie heute nach ein paar Baukeinen, die sie zum großen Fortschritte der Menschheit beigetragen hätten. Es gibt keine einzige Kulturidee — sei es im Rechts-, Kriegs- oder Staatswesen, in Religion und Sitte, in Kunst und Wissenschaft — ja, es gibt nicht einmal irgend ein eigenthümliches Erzeugniß der Industrie oder des Handelsverkehrs, die von Ungarn aus ihren Weg zu der gebildeten Welt genommen hätten. Volkstommen richtig bemerkt Vöher: „Ungarn war immerdar ein Verzehrer, und konnte, was ihm an geistigem und sonstigem Gut von anderen Völkern zuflöß, niemals mit etwas anderem bezahlen, als mit Korn und Vieh und Wein und ausgezeichnetem Soldatenmaterial.“

Die Gründe, welche der hierüber interpellirte Magyar für die Abwesenheit höherer Kultur ansührt, sind außerordentlich fadenscheinig. „Ja die schwere Türkenzeit“, heißt es, „daran leidet unser Land noch!“ Oder die österreichische Regierung soll Schuld sein. Das nennt man denn Gründe. Als ob wir Deutschen nicht den weit schlimmeren dreißigjährigen Krieg gehabt hätten und doch etwas leisteten. Und die Türken sind seit 200 Jahren über die Donau geworfen, und die siebenbürger Sachsen haben etwas geleistet — freilich waren sie Deutsche.

Der Verfasser hat das Land der Kreuz und Quere nach durchzogen und entwirft uns manch prächtiges Landschaftsgemälde, sei es aus der Pusta, der hohen schneegekrönten Tatra oder von den Bergen, wo der feurige Tolaier gedeiht. Am liebsten verweilen wir aber bei seinen Völkerschilderungen, da er hier Meister ist und mit seinem Gefühl das herausfindet, worauf es bei der Charakterisirung ankommt.

Ueber Pest, die prächtige Stadt an der Donau, zieht er ein. Noch vor 50 Jahren erschien es als ein deutscher Platz, in dem die paar magyarischen Seifensieder, Töpfer und Tischschmiedmacher, welche dort lebten, nicht viel bedeuteten. Als aber der ungarische Adel seinen Wohnsitz von der Kaiserstadt nach Pest verlegte, da folgten ihm die Politiker und die höhere Gesellschaft aus ganz Ungarn, und die Stadt wurde allmählich vorherrschend magyarisch. Dazu die politischen Verhältnisse, die wir übergehen, die Trennung in Cis- und Transleithanien, der sogenannte Ausgleich des sicheren Herrn v. Beust. Nun ist der Magyar Herr im Lande. Türkennoth gibt es nicht mehr, die Kuffenwolke steht noch in weiter Ferne, und der deutsche Kulturdrang ist weithin der Veitha zurückgedrängt. Jetzt athmet der Magyar auf, stürzt sich in ein Meer von Hoffnungen und hält das Größte nicht zu groß für seinen Muth.

Sieht man von dem abendländisch beleuchten Pest ab, das doch keine reine Magyarstadt ist, da Deutsche und Juden dort immer noch eine hervorragende Rolle spielen, so trifft man im übrigen Lande fast überall trostlose Halbbarbarei. Die übrigen magyarischen „Städte“ sind Dörfer.

Dergleichen ist wohl in keinem Lande jemals vorgekommen, daß die Hauptstadt sich in die Prachtkleidung einer modernen Großstadt wirft und die übrigen Städte gerade so bleiben, wie sie vor ein paar Jahrhunderten waren. Das ist ja beinahe, als wenn in Pest Europäer wohnten und im übrigen Lande eine Art halbwilder Leute.“ Gewiß, so ist's, und Herr v. Vöher hat recht. Man lese die Schilderung der Stadt Debreczin, die doch nur ein kolossales Dorf ist, zu dem 18 Quadratmeilen Grund und Boden gehören!

Hier noch ein ungarisches Kulturbild aus Munkacs. „Von der Flußbrücke sah man ziemlich nahe Wäscherinnen im Wasser stehen und Purtsche Kasse in die Schwemme reiten: die einen wie die anderen hatten größerer Bequemlichkeit wegen sich auch des Hemdes entledigt. Dergleichen zeigt sich jeden Tag. Man muß sich in dieser Gegend einmal gewöhnen an eine gewisse heidnische Offenheit der Menschennatur. Die täuschen sich gar sehr, welche meinen, bei Völkern auf kindlicher Bildungsstufe sei die edle Scham von selbst zu Hause. Ich habe von dieser Himmelstochter bei Indianern und Nuknians kaum den Schleier flattern sehen.“

Dem Werke fehlen Lichtseiten keineswegs, und v. Vöher ist eifrig bemüht, das Gute im Charakter der Magyaren hervorzuheben. Arpads Enkel übertreffen in ihrem Sinn und Eifer für öffentliche Dinge wohl alle anderen europäischen Völker. In diesem Stücke können sich die Magyaren mit den alten Römern vergleichen, denn gerade wie jene zeichnet sie der beständige Trieb aus, sich politisch zu bethätigen und alles und jedes auf das Staatswesen zu beziehen. Ihre Staatsverfassung mit all den verschiedenen Rechten, die daran hängen, haben sie von jeher klar im Kopfe vorrätig zum täglichen Gebrauche. Trotz aller Mängel gewinnt man auch den Magyaren leicht lieb. Er hat etwas Biederes, Offenes, Großmüthiges, und für seine Ueberzeugung steht er wie ein Mann. Er will gerne gerecht und redlich urtheilen und han-

deln. Nur in Nationalfragen anderen Völkern gegenüber ist ihm dieses absolut unmöglich. Das ist sein Naturfehler — freilich eine wenig stichhaltige Entschuldigung. Man wird die Magyaren vielleicht am richtigsten beurtheilen, wenn man sagt: Sie bleiben beständig junge feurige Männer ohne größere Lebenserfahrung, ohne tieferes Wissen, aber voll Stolz, Unternehmungslust und Selbstvertrauen.

Von den „anderen Ungarn“ erscheinen die Ruthenen in den Karpathen in höchst ungünstigem Lichte, und auch von den Juden empfangen wir kein erquickliches Bild, obgleich Herr v. Vöher kein Haman ist. An jene östlichen Juden in Galizien, Polen, Rumänien und Ungarn will überhaupt ein anderer Maßstab angelegt sein als an die unsrigen, die sich schon mehr akkomodirt haben. In Pest sind die ungarischen Juden eine Macht, und die Hälfte der dortigen Prachtgebäude ist mit ihrem Gelde erbaut. Fabelhaft ist ihre Vermehrung. Bezeichnend ist auch, daß Vöher in einem kleinen Orte nur jüdische Bücher beim Antiquar fand. „Vom niederen Volke liest ja niemand als einzig der Jude, welcher dafür auch die anderen alle im Sacke hat.“ Die Juden haben übrigens in Ungarn wie die Deutschen die Kultur Aufgabe, den fehlenden Bürgerstand, welchen der Magyar niemals aus sich heraus zu bilden vermag, zu ersetzen, so gut dies angehen mag. Schon jetzt machen sie  $\frac{2}{3}$  der ganzen Adelsstärke aus, sind mehr als 3 Prozent der Gesamtbevölkerung. Zuwachs kommt immerfort aus Galizien, der großen Judenschule. Die Aermsten siedeln sich als Dorfjuden an, werden ganz heimlich wohlhabend, unternehmen größere Handelsgeschäfte, und sobald diese glücken, ziehen sie in die Städte. Ungarn ist jetzt das vornehmste Judenland, weil sie nirgend anderswo so zahlreich und zugleich so wohlhabend sind.

Mit gemischten Gefühlen liest man, was Vöher über die Deutschen in Ungarn berichtet. Sie sind noch gegen 2 Millionen Köpfe stark, aber das leichtfertige Magyarisirten in vielen oberungarischen, ehemals ganz deutschen Städten berührt uns widerlich und empfindlich. Bei allem sind sie noch immer das Kultursalz des Landes, und trotz der Schnurenrüde, — diese Komödie ist übrigens im Verschwinden — der Tischschmied und Sporen schlägt der Michel überall wieder durch. „So viel merkt jeder Fremde“, sagt Vöher, „von welcher Seite er auch nach Ungarn hinein kommt, daß das Deutsche die natürliche Sprache des Handels und daß — Stiefel und Seife ausgenommen — jedes größere Geschäft in den Händen von Deutschen oder Juden ist. Das gibt viel zu denken, denn der Handel ist heutzutage ein eigensinnig großer Herr, welcher dem Staate zehnmal Befehle austheilt, ehe er vom Staate einmal Gebote annimmt.“

Die deutschen über das Land zerstreuten Ackerbaulonisten sind den Magyaren und den anderen Nationalitäten überall Vorbild in jeglicher Beziehung gewesen, sie stehen musterhaft ab mit ihren tüchtigen reinlichen Dörfern, ihrer Sparsamkeit und dem rationellen Feldbau. Von den vor hundert Jahren bei Großschönborn angesiedelten Deutschen sagt Vöher: „Fleiß, Ordnung und Religiosität geben ihrem Leben Weiche. Die kleinen Kirchen sind öfter im hübschen Rundstil aufgeführt. Auf Besuch der Schule vom sechsten bis zwölften, der Sonntagsschule bis zum fünfzehnten Jahre wird streng gehalten — — — Sie selbst lassen keine Fremden ein, dulden auch außer Schankwirthen keine Juden. Vor zwei Jahren brannten in Oberhörsborn fünf Häuser nieder. Der Pfarrer predigte Sonntags: „Was thun die Ameisen, wenn ihre Wohnung zerstört wird?“ Am Montage beschloß die Gemeinde, mit gesammter Hand die Häuser wieder aufzubauen; in zwei Monaten standen sie fix und fertig, mit Ziegeln gedeckt und hübsch geweißt und verziert. Auch die umwohnenden Deutschen hatten geholfen und meist ganz umsonst. Echter Friede in Haus und Dorf; dieses alte Grundgesetz der Germanen lebt bei diesem deutschen Landvolke auf fremder Erde wieder auf.“

Mit diesem Lichtbilde schließen wir unseren Bericht über das tüchtige, gut geschriebene Werk. R. A. Christian Daniel Rauch. Von Friedrich Eggers. Mit Rauchs Porträt. I. Band. Berlin, Karl Dunders Verlag.

Aus der Feder eines bereits auch dieser Welt entrückten Kunsthistorikers stammt der vorliegende erste Theil des Lebens unseres großen verewigten Bildhauers; Friedrich Eggers hat es bis zum Jahre 1819 abgeschlossen hinterlassen; sein Bruder Karl übergibt uns das werthvolle Vermächtniß, an einzelnen Stellen durch interessante Zusätze ergänzt, und stellt eine Vollendung der Biographie „im Geiste seines Bruders“ in baldige Aussicht.

Nach Arolsen, der Residenz des in ebenmäßiger Schönheit und glücklicher, von keiner Eisenbahn gestörter Abgeschiedenheit mitten in Deutschland liegenden Fürstenthums Waldeck, führt uns die Jugendzeit des Künstlers; dort wurde Christian Daniel Rauch am 2. Januar 1777 geboren. Sein Vater war fürstlicher Kammerdiener, ein Mann von großer Pünktlichkeit und Pflichttreue, Charakterzüge, die sein berühmter Sohn von ihm geerbt hat. Künstlerische Nahrung wurde seiner jugendlich lebhaften Phantasie auf dem Schlosse geboten, das zu besuchen ihm der Beruf des Vaters öfters Gelegenheit bot. Sie hängen da noch die Gemälde und Stiche, welche ihn gefesselt haben, unter ihnen besonders der Tod des Generals Wolke, eines der vorzüglichsten Bilder von Benjamin West, welches 1776 im Stiche von Woollett erschienen war. Als ein besonderes Heiligthum erschien ihm die Werkstatt des „Hofbildhauers“ Friedrich Valentin in dem nachbarlichen Dorfe Helsen; und seiner bringenden Bitte gelang es, bei dem Vater durchzusehen, daß er nach seiner Konfirmation bei Valentin in die Lehre treten durfte. Fünf Jahre lang wanderte der Knabe so als Lehrling zwischen Arolsen und Helsen hin und her, und arbeitete mit an Kaminfiguren, Grabmälern in Sandstein und Holzverzierungen zu Bilderrahmen.

Endlich erweiterte sich sein künstlerischer Blick, als er auf einer Fußreise Kassel besuchte, dort die ersten antiken Marmorstatuen im Museum sah und des eben von Rom zurückgekehrten Ruß's Werkstatt besuchte. Es war derselbe Mann, dessen Goethebüste er im Schlosse von Krosen so oft bewundert, und der eben damals durch ein Modell zu einem Denkmal für Joseph II die höchste Spitze seines Ruhmes erreicht hatte. Kassel wurde von nun an das Ziel seiner Sehnsucht; und er erreichte es, als seine Lehrzeit in Helsen beendet war. Ruß wurde sein Lehrer. Aber nach vier Monaten bereits (im Jahre 1796) starb sein Vater und ein Jahr danach sein älterer Bruder, den seine einträgliche Stelle als Schloßkassellan von Sanssouci in den Stand gesetzt, für ihn zu sorgen. Auf die Nachricht von seiner Erkrankung nach Potsdam geeilt, fand der zwanzigjährige Künstler den Sandhügel bereits aufgeschüttet über dem Entschlafenen, und mußte es — wenn auch widerstrebend — annehmen, als König Friedrich Wilhelm II ihm eine Lakaienstelle im Hofdienste anbot.

Von 1797—1804 lebte Rauch im preussischen Hoflager. Nach dem bald darauf erfolgenden Tode des Königs wurde er dem Dienste der Königin Luise überwiesen. Sein Entlassungsgesuch wurde nicht gewährt — nur einige Erleichterungen in seinem Dienste wurden ihm zugestanden und die nächsten Sommermonate ganz freigegeben, damit er sie seinen künstlerischen Bestrebungen widmen möchte. Berlin war damals nicht arm an hervorragenden Künstlern: Langhans hatte kurz zuvor das Brandenburger Thor vollendet, Chodowicki leitete die Akademie, Schadow war Vorsteher der königl. Bildhauerwerkstatt und hatte Berlin mit dem Viktoriagepänn, Steini mit der Statue Friedrich des Großen geschmückt. Rauch studierte und arbeitete in allen ihm gegönnten Freistunden mit Begeisterung fort, so daß endlich der Staatsminister von Heinitz — auf die Empfehlung der Akademie — es selbst übernahm, im Dezember 1798 ein erneutes Gesuch um Rauch's Entlassung und um theilweisen Fortbezug seines Lakaiengehaltes an den König zu vermitteln. In der historisch charakteristischen abschlägigen Entscheidung an Heinitz hieß es:

„Wenn mein Cammerlakai Rauch nach den eigenen Worten seiner unter 8. dieses an Mich gerichteten durch Euch Mir zugewonnenen Bittschrift den Fleiß mit dem Müßiggange vertauscht hat, indem er einft sich gefallen lassen, die Bildhauerei niederzulegen und die Cammerlakaiienstelle seines verstorbenen Bruders anzunehmen; so wird er in der letzteren Qualität auch müßige Stunden genug behalten, nach dem Zuge seines Genies als Bildhauer sich zu vervollkommen, ohne daß Ich  $\frac{1}{2}$ tel seines Einkommens als Lakai zu einer Pension ihm anzuweisen darf.“

So mußte Rauch denn ausharren, aber ihm ward manche Vergünstigung zu Theil; er durfte in dem Vorzimmer der Königin modelliren, während seine Kollegen Karten spielten. Abends suchte er seine allgemeine Bildung durch das Lesen geeigneter Schriften mit seinen akademischen Genossen weiter zu fördern. Im Juli 1802 erhielt er einen sechsmonatlichen Urlaub zu einem Studienaufenthalte in Dresden. In demselben Jahre erschienen seine ersten Arbeiten auf der Ausstellung der Akademie. Es waren der schlafende Endymion und Artemis, so wie eine Büste. Dennoch kam der Winter 1803 heran, und der Künstler versah noch immer seinen Dienst bei der Königin; man wollte die angenehme Persönlichkeit des jungen schönen Mannes, in welchem sich der Genius ankündigte, nicht gerne von sich lassen. Man ahnte die Größe nicht, deren er sich selber nicht bewußt war. Endlich gelang es seinen unermüdblichen Bitten, am 31. Januar 1804 vom Könige die sehnlich erwünschte Entlassung zu erlangen; er erhielt sie in einer Weise, die einer halben Ungnade ähnlich sah, mit der ganz geringen Pension von 125 Thlr. 12 Gr. jährlich. Rauch's Gönner, Baron von Schilden, bot ihm einen Zuschuß von 200 Thlr. zur Reise nach Italien an. Im Juli brach er als Begleiter eines Grafen Sandrehty auf — langsam ging es durch die Schweiz und Südfrankreich dem gelobten Lande der Kunst entgegen; im Januar 1805 erreichte er Rom.

Rauch weilte sechs Jahre (1805—11) in Rom. Das Haus des preussischen Ministerresidenten Wilhelm von Humboldt bildete damals den Mittelpunkt für die hervorragenden Männer der Kunst und Wissenschaft, die aus allen Ländern sich in der Siebenhügelstadt sammelt. Dort trafen sie sich in den Abendstunden, die Bildhauer Thorwaldsen und Lund, die Archäologen Zoëga und Welcker, der Dichter Alborg hetti, die Malerin Angelika Kaufmann u. a. Aber unter allen Gästen, die der Familie Humboldt nahe traten, hat keiner so dauernd zu ihr gehört, wie Rauch. Im Jahre 1808 stürten leider die Europa durchschütternden Ereignisse das ruhige und glückliche Treiben des herrlichen Kreises. Wilhelm von Humboldt mußte nach Deutschland zurückkehren, 1810 folgte ihm auch seine treffliche Gemahlin, die sich stets mit mütterlicher Fürsorge des Künstlers angenommen hatte. Noch vorher hatte ihn die Nachricht von dem Tode der Königin Luise erreicht; er vollendete unter dem Eindruck des Schmerzes ihre Büste, an der er schon lange gearbeitet, und sandte sie am 7. September an den König. Nun erschien ihm Rom ganz öde und leer; da erkreute ihn mitten in seiner Trübsal ein Auftrag seines Königs: Thorwaldsen, Canova und er sollten Zeichnungen zu einem Grabmal der Königin Luise entwerfen. Da indes Thorwaldsen die Betheiligung rundweg ablehnte und Canova es bei einer verbindlichen Zusage bewenden ließ, so gelangten Rauch's Entwürfe allein nach Berlin und gefielen dem königlichen Wittver so gut, daß von einer weiteren Konkurrenz sofort gänzlich abgesehen wurde. Aber unter des Königs Augen sollte das Werk ausgeführt werden.

Am 5. März 1811 langte Rauch in Berlin an, begann sofort die Modellarbeit und förderte sie im Schlosse von Charlottenburg mit der ihm eigenen nachhaltigen Ausdauer. Der König kam häufig dorthin, um jeden Fingerdruck so zu sagen zu beobachten, und brachte manchmal schüchtern seine Verzeihung vor, denen das Künstlergewissen Rauch's nicht immer entsprechen konnte. „Er sieht mit dem Herzen,“ sagte Rauch, „ich aber muß zugleich mit den Augen sehen.“ Aber es gelang dem Künstler auch, das Herz des Königs zu gewinnen zu stellen. Als er den Kopf Luise's vollendet, wurde Friedrich Wilhelm III von der Lebendigkeit und Wehmüthigkeit so betroffen, daß ihm die Thränen in die Augen kamen und ihn zwangen, hinauszugehen. Am nächsten Morgen aber kam er zu Rauch, versicherte ihm in den herzlichsten Worten, daß er alle seine Wünsche weit übertroffen habe, und forderte ihn, die Augen auf das geliebte Antlitz gefest, mit rührenden Worten das Versprechen ab, seinen Finger mehr daran legen zu wollen.

In Italien sollte das Werk in Marmor ausgeführt werden. Nur nach schwerem inneren Kampfe genehmigte es der König, und um sich das Opfer zu erleichtern, daß er der Kunst bringen sollte, ließ er einen Abguß machen, ein Piedestal von Stuck dazu anfertigen und alles in dem inzwischen vollendeten Mausoleum aufstellen. Ueber München, wo der kunstliebende Kronprinz Ludwig ihn längere Zeit festhielt, ging Rauch nach Carrara, wo er zuerst tagelang in den Höhlen und Brüchen umherkletterte, um passenden Marmor auszusuchen, und dann nach Florenz, um seine Modelle des Denkmals in Empfang zu nehmen. Statt dessen erhält er die Schreckensnachricht von dem Spediteur in Bologna, daß sich beim Dessinieren in der Dogana nur Spitzbroden in tausend Stücken in Folge der schlechten Verpackung vorgefunden hätten. Ohne Mittagsbrot, von heftigem Kopfweh geplagt, eilt er nach Bologna, wo er zu seinem Trost hört, daß der Schaden nicht so groß war, als er sich vorgestellt; in sechs Tagen war das Modell wiederhergestellt. Mit demselben fuhr er nach Rom.

Drei Jahre vergingen nun dem Künstler in fleißiger Arbeit theils in Rom, theils in Carrara. Während in Rom, alles für die Verherrlichung Napoleons brannte, verherrlichte Rauch die Todfeindin des allmächtigen Herrschers, seine geliebte Königin. Sein reger Briefwechsel brachte ihn auch mit der französischen Polizei in Verbindungen, ein Theil seiner Briefe wurde von derselben verbrannt; nur mit Mühe entging er der Deportation nach Chalon. Dennoch rückte das Werk vorwärts; am 19. Juli 1814, dem Todestage der Königin, that er den letzten Schlag an dem Sarkophag; im September wurde die Königin-Statue zu Livorno an Bord der englischen Brigantine „Alexander“ gehoben. Nicht lange darnach trat auch er die Heimreise an, am Weihnachtstage war er in München, da las er in der Allgemeinen Zeitung die Nachricht, daß das Schiff, welches sein Werk trug, beim Auslaufen aus dem Hafen von V'Orient von einem amerikanischen Raper genommen worden sei.

Mit dem Kummer über diese Nachricht im Herzen, fuhr er die ganze Weihnachtswoche durch, um von München nach Berlin zu kommen; am Sylvestertage langte er dort recht niedergeschlagen an. Aber schon am 7. Januar kam die Nachricht, daß der englische Raper „Elisa“ den Amerikaner genommen habe und das Denkmal ganz unbeschädigt in Cherbourg angekommen und von da nach Jersey gebracht sei. Dem Künstler fiel eine Last von der Brust; er eilte, die Nachricht sogleich nach Wien an den König zu senden. Aber die Ueberbringung des Kunstwerkes zog sich in die Länge, und während es noch unterwegs war, hatten bereits die „hundert Tage“ Napoleons begonnen. Endlich war es in Berlin angelangt, bald nachdem Rauch noch den greisen Büchler modellirt hatte; und als der Künstler die Reinigung und Aufstellung besorgt, als das von den Wellen des Meeres und den Ereignissen gleich stark umhergeworfene Marmorbild im stillen Garten von Charlottenburg ruhte, traf auch der König vom Wiener Kongreß in Berlin ein und war aufs tiefste ergriffen von der so lange ersehnten Ausführung dieses ihm so am Herzen liegenden Werkes.

Die folgenden Jahre 1815—1819 sind reich an Arbeiten Rauch's. Büste folgte auf Büste: — Büsten des Königspaares, Büchlers, des Kaisers Alexander von Rußland u. c. c. Aber seine Hauptwerke waren die Statuen Scharnhorst's und Bülow's, welche vor der von Schinkel gebauten Königswache ihren Platz fanden; und eine Skizze zur Büchlerstatue für Breslau.

Der vorliegende Theil schließt mit dem Einzuge Rauch's in seine nach langen Hin- und Herzügen und allerhand Unannehmlichkeiten endlich vollendete Berliner Werkstatt in dem noch heute sogenannten Lagerhaus in der Klosterstraße, am 30. April 1819. „So war endlich der räumliche Mittelpunkt der künftigen Berliner Bildhauerschule fixirt, die während der nächsten vier Decennien unter der Leitung ihres Begründers erblühen sollte.“ — Hoffentlich läßt der Schluß dieses nicht nur für Kunstfreunde, sondern für jeden deutschen Mann und jede deutsche Frau hochinteressanten Lebensbildes des echt patriotischen Künstlers nicht lange auf sich warten.

R. K.

**Inhalt:** Das grüne Thor. (Fortsetzung.) Roman von Ernst Wichert. — Die socialistischen Parteien der Gegenwart. II. Die deutschen Socialisten. Von Dr. E. Jäger. Mit 5 Porträts. — Jugenderinnerungen. Von einem süddeutschen Freunde des Dageim. II. Buch. Die Knabenzeit. 1. 2. — Aus dem Leben eines italienischen Bettelmönchs. Von J. v. Schow. Zu dem Bilde von Ludwig Passini. — Am Familientische: Bücherschau. X. Die Magyaren und andere Ungarn. Von Frz. v. Löher. — Christian Daniel Rauch. Von Fr. Eggers.

# Dahheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 18 Sgr. zu beziehen.  
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

X. Jahrgang. Ausgegeben am 25. April 1874. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1873 bis dahin 1874. 1874. N. 30.

## Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.  
Bd. v. 11./VI. 70.

Eine knochige Hand faßte oberhalb des feinen weiblichen Händchens die Thür und zog sie weit auf. Ein Mann mit schneeweißem Haar und Bart, aber von noch kräftiger aufrechter Gestalt, schob das Mädchen zurück und trat hinaus. Auf seinem Gesichte war zu lesen, daß er eine zornige Frage wegen der Störung durch den Zubringling thun wollte, aber sie kam nicht über die schon halbgeöffneten Lippen. Vielmehr stugte er, wie von irgend etwas ganz Unerwartetem erschreckt, als er des Professors ansichtig wurde, zog die weißen buschigen Augenbrauen hoch auf, so daß die Stirn sich krauste, und war so ganz ein Bild der Verwunderung. „Mein Herr —“ stammelte er.

„Ihre Entelin weist mich von der Schwelle,“ sagte der Professor, „und Sie scheinen sich einzubilden, einen Geist zu sehen.“

„Einen Geist —“ wiederholte er, den Blick fest auf ihn heftend, „einen Geist — es könnte so sein.“ Dann sich sammelnd und die braune Hand wie einen Schirm über die Augen bedeckend, fragte er: „Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr?“

„Professor Schönrade aus Berlin.“

Der Alte schüttelte wie zweifelnd den Kopf. „Schönrade — Professor Schönrade — nein! Das stimmt nicht zusammen — dann stimmt's nicht zusammen. Aber treten Sie nur ein, mein Herr, ich bitte. Still, Nero! Treten Sie nur ein, der Hund ist angeleitet. Ei, ei, ei! wunderbar.“

Wunderbar fand auch der Professor diesen Empfang, aber er sagte für jetzt nichts, um den Alten nicht wieder auf andere Gedanken kommen zu lassen, sondern schritt rasch die zwei oder drei Steintrufen aufwärts und zwischen den Steinpfosten durch auf den Hof. Er befand sich in einem geräumigen Mauerviereck, hatte rechts in demselben einen kleinen Baumgarten, links in der Ecke den Rest des alten Wartthurms mit prächtigem Portal von Steinmetzarbeit, und sah theils in den-

selben hinein, theils an ihn und die Mauer des Haupthauses angebaut ein sehr niedliches Häuschen nebst Stallungen. Die Steine der Burg hatten ein hohes und festes Untergeschoß gegeben, das die noch gut erhaltenen Burgteller für allerhand Vorräthe decken mochte; darauf erhob sich dann Fachwerk mit einem weit überhangenden Dache, dessen Stützen von wildem Weine umrankt waren und eine Veranda bilden halfen, unter der auch die leichte Treppe aufstieg. Kein eigenthümlicherer Anblick ließ sich leicht denken, als dieses zierliche Häuschen mit seinem frischen Geranke im Schatten der prächtigen alten Bäume und umrahmt von den in den Stürmen mehrerer Jahrhunderte verwitterten Mauern der einst mächtigen Burg, auf deren Hofraum, das alte Pflaster um den Brunnen herum war noch erhalten, die streitlustigen Pferde wieherten, wenn Sporen klirrten und Harnische rasselten. Der Friede hatte sich eingebaut in die zerbrochene Beste des Streites.

Das Mädchen schien sich so wenig den Umschlag in der Stimmung des Greises erklären zu können, als der Fremde. Das Gesichtchen lugte unter den Locken her mit einiger Spannung nach den ernstesten Zügen aus, die doch alles Harte und Schneidige verloren und dafür einen Zusatz von träumerischem Wesen annahmen. Auch als Schönrade an ihm vorbeigeschritten war, sah er noch immer auf die Gestalt und murmelte kopfschüttelnd: „Schönrade — nein, nein — ich irre, ich irre. Wie man sich so täuschen kann!“

Der Professor bat, sich einen Augenblick auf die Steinbank an dem Brunnen setzen zu dürfen, was gern gewährt wurde. Es kam nun auch die Mutter des Mädchens aus dem Hause herbei, eine schlanke Frau mit vergrämtem Gesichte, übrigens in guter städtischer Kleidung, und hieß den Gast willkommen. Sie war ganz unbefangen und begann ein Gespräch über die Dinge „draußen in der Welt“, die sie interessirten. „Eine Zeitung kommt selten hierher,“ sagte sie seufzend, „wir leben recht einsam.“ Es ergab sich aus Fragen

und Antworten, daß ihr Mann als Feldwebel in den letzten Krieg mitgezogen und in einer der mörderischen Schlachten gefallen war. Sie hatte sich dann mit ihrem einzigen Kinde zu dem alten Schwiegervater begeben, um demselben die Wirthschaft zu führen. Lena bekam der Landaufenthalt sehr gut; ihr war die Einsamkeit nach des geliebten Vaters Tode eine Wohlthat, und dann gewöhnte sie sich so hinein, daß sie mit keinem lebhafteren Orte hätte tauschen mögen. In Herz und Seele gesund, war sie doch nicht unempfänglich für den Reiz der Romantik, die in der alten Ruine schlummerte, und genoß hier erst die Märchen und Rittergeschichten, die sie erzählen gehört und gelesen hatte und nun täglich in ihrem Gedächtnisse repetirte. Die Mutter mit ihren schweren Erfahrungen und ihrem immer wieder stark vordringenden Kummer über ihres Mannes Tod verlangte nach Zerstreuung und Unterhaltung; ihr kam ein Gast allemal lieb, und sie hielt ihn gern möglichst lange fest.

Ob der Alte nur diesen einen Sohn gehabt habe? fragte der Professor. Das verneinte jener; aber es käme dem beinahe gleich, denn sein älterer Sohn sei schon als junger Mensch in die Welt ausgeflogen und zuletzt nach Italien gegangen, wo er auch geheirathet habe. Er schreibe von Zeit zu Zeit einmal, aber in immer schlechterem Deutsch, und werde seine Muttersprache wohl noch ganz vergessen; übrigens habe er etwas vor sich gebracht und scheine ein wohlhabender Mann geworden zu sein. „Papachen dürste sich auch nicht hier einsam mit seiner Gärtnerei quälen,“ bemerkte die Frau; „wir könnten ganz gut in der Stadt leben, aber er will es so.“ — „Er muß es so, mein Kind,“ bedeutete der Greis, „anvertrautes Gut muß man hüten, Du verstehst das nicht.“

Während sie so hin und her sprachen, hatte sich ein heftiger Wind erhoben. Er stieß über die Mauer weg in die Kronen der Bäume und piff durch die Steinlücken. Die Gewitterwolken thürmten sich hoch über der Burg auf und legten sich auch vor die untergehende Sonne; es wurde plötzlich recht dunkel, und einige schwere Tropfen fielen auf die breiten Pflastersteine. „Sie werden bedauern, meinem Rathe nicht gefolgt zu sein,“ bemerkte das Mädchen; „das Gewitter wartet nicht, bis Sie ausgeruht haben.“

„O! jetzt können wir den Herrn nicht fortlaffen,“ sorgte die Frau; „in zehn Minuten haben wir einen Regen, der ihn bis auf die Haut durchnässen würde. Sie müssen hier abwarten, bis das Schlimmste vorüber ist.“ Sie sah dabei den alten Gärtner an, der zustimmend mit dem Kopfe nickte. Schönrade hatte nun keine Eile nöthig.

Bald saß er in einem gemüthlichen Stübchen, vor dessen Fenstern das Weinlaub nickte, am runden Tische neben dem Greise. Die Frau ließ sich's nicht nehmen, Brot, Butter, Käse und Bier aufzutragen. Das Mädchen war verschwunden und fand sich dann in gewählterer Toilette, namentlich mit Strümpfen und Schuhen bekleidet, wieder ein. Die Lampe mußte angesteckt werden; schon schloß der Regen in Strömen herab und der Donner grollte lauter und lauter heran.

Der Professor wünschte nun auch zu wissen, wie sein freundlicher Wirth heiße, und derselbe nannte sich Vogelstein. „Und Sie haben einen Sohn in Italien? Vielleicht in Florenz?“

„Ja, ja! da war er zuletzt, und schrieb, daß er eine Gastwirthschaft übernommen habe,“ bestätigte der Alte.

„Und jetzt erinnere ich mich, daß Signor Uccello erzählte, er sei in der Nähe dieser Stadt zu Hause,“ brach der Professor los, und dann ging's an ein Fragen und Antworten, bis es klar zu Tage kam, daß jener Signor Uccello kein anderer sei, als des alten Vogelstein ältester Sohn, was dann die Unterhaltung sofort viel vertraulicher machte. Der Professor hatte auch ein Wort vom „Palazzo Bellarota“ fallen lassen, ganz beiläufig und in seiner scherzhaften Manier. Dabei horchte der Greis wieder ungewöhnlich aufmerksam auf und faßte seinen Arm, als ob er dem Gespräche hier einen Halt geben wollte, besann sich aber eines anderen, schüttelte den Kopf und that keinen Einspruch. Schönrade knüpfte dann an die Mittheilungen des Archivars über die Höneburg an, um

sich zu erkundigen, wie Vogelstein eigentlich in die Ruine gekommen sei. „Ich nehme an, es ist kein Geheimniß dabei,“ schloß er, „sonst natürlich bezähme ich gern meine Wisbegierde.“

„Es ist gar kein Geheimniß dabei,“ antwortete der Gärtner, „vielmehr alles so klar und einfach, daß Jedermann es wissen könnte. Darum kümmert sich wahrscheinlich auch niemand um mich, selbst die wohlwollende Polizei nicht. Meine Familie und die Familie der Freiherren von Höneburg sind seit langer Zeit in gewisser Art enge verbunden. Ich stamme eigentlich aus einem städtischen Geschlechte, das einmal vor Jahrhunderten großen Besitz hatte und im Rathe saß. Das jetzt Feinberg'sche Haus, in dem Sie heute zu Mittag gespeist haben, gehörte seiner Zeit einem Urahn von mir, dessen Grabstein auf dem Liebfrauenturkshofe noch leserlich ist. Wie wir nun vom Besitz gekommen sind, das ist eine eigene Geschichte, die ich nur ganz kürzlich melden will. In einer blutigen Fehde der Freiherren mit der Stadt — die Stadt hatte ohne rechten Anlaß zwei seiner Gesellen in den Thurm geworfen und machte ihnen als Räubern den Prozeß — stellte sich mein Ahn heimlich auf die Seite der Freiherren, denen er wegen mancherlei Vergünstigungen großen Dank schuldig war, und öffnete ihnen nachts die Pforte im grünen Thor. Der Ueberfall gelang aber gleichwohl nicht, und die Vogelsteine wurden des Stadtrechts verlustig erklärt und zur schleunigen Flucht genöthigt. Ich will jene That nicht vertreten, sondern nur erzählen, wie es gekommen ist, daß die Vogelsteine seitdem hier auf der Burg saßen, erst als Streitgenossen der Freiherren und Feinde der Stadt, dann in jener Diensten. Es blieb eine Freundschaft von daher, und sie hielt noch Stand, als der erste Anlaß so gut wie vergessen war. In letzter Zeit, als die Besitzer der Burg fast immer in Hof- und Militärdiensten abwesend waren, bestellten sie die Vogelsteine stets als ihre Amtsleute, und das geschah so lange, als noch Land und Leute zur Burg gehörten, für die amtlich gesorgt werden mußte. Mein Vater war noch Amtmann, aber es ging schon in seinen jungen Jahren stark bergab, und ein Gut nach dem andern mußte verkauft werden. So lange ich denken kann, lebte man hier in ziemlicher Dürftigkeit und brachte aus der Landwirthschaft wenig mehr heraus, als was auch wieder verzehrt wurde. Ich mußte, weil ich gut gewachsen war, als ganz junger Mensch zum Militär eintreten, kam aber in das Regiment, bei dem der Freiherr von Höneburg als Rittmeister stand, und in dessen Schwadron. Da brach der Franzosenkrieg aus, und wir mußten mit ins Feld. In mancher Schlacht sind wir zusammen geritten, und endlich traf sich's, daß ich ihm das Leben rettete, als er's keine Stednadel mehr werth hielt. Schwer verwundet nahm er den Abschied und ging mit einer Pension in ein kleines Städtchen. Er hatte kurz vor Ausbruch des Krieges geheirathet, und seine Frau folgte ihm nun dahin, gebar ihm auch einen Knaben, der eine gute Erziehung erhielt. Mich setzte er, als ich bald darauf ebenfalls dienstfrei wurde, als Verwalter auf der Höneburg ein — so viel da noch zu verwalten war, und ich wirthschaftete mit aller Treue, so daß er jährlich eine kleine Rente zu seiner Pension erhielt. Sein Sohn kam ins Kadettenhaus und wurde in den Ferien oft hierher geschickt, um sich in der frischen Luft zu erholen. Später, als sein Vater gestorben war, fand er sich als Offizier hier ein und bestätigte mich in meinem Amte auf Lebenszeit, verkaufte dann aber noch einen Acker, sodaß ich mich auf die Gärtnerei einschränken mußte. Er lebte mehrere Jahre lustig, wie ein junger Offizier, in allerhand Garnisonen und wurde dann auch nach dieser Stadt veretzt. Was da passirt ist —“

Er unterbrach sich, hielt die Hand vor den Mund und hustete. Dann sah er wieder den Gast scharf an, rührte eine Weile die Lippen, ohne zu sprechen, und fragte endlich: „Aber wissen Sie das wirklich nicht?“

„Woher sollte ich das wissen?“ antwortete der Professor verwundert.

„Nun, was da passirt ist, das mag passirt sein,“ fuhr der Alte fort; „es geht uns, wie ich doch wohl merke, beide nichts an. Ich will also nur sagen, daß mein Herr, der Lieutenant,

eines Tages auf der Hönburg erschien und mir auftrug, die besten Stübchen im Verwalterhause in Stand zu setzen, weil eine junge Dame hier logiren werde. Ich sah ihn betroffen an, denn es kam mir so vor, als ob er ein unruhiges Gewissen mitgebracht hätte. Er merkte wohl, was ich meinte, und sagte mir: Es ist für jetzt allerdings etwas Heimlichkeit dabei, aber zur Belagerung der Burg, wie ehemals in solchem Falle, wird es nicht kommen. Ich schüttelte sehr bedenklich den Kopf, und er glaubte, mich vollends beruhigen zu müssen. Uebrigens in allen Ehren, sagte er, in allen Ehren! Wir werden einander heirathen, nur auf der Stelle geht es nicht. Sie soll morgen mit einem andern populirt werden, das müssen wir hindern. — Ich hatte zu gehorchen, und gehorchte. In der Nacht brachte er sie auf seinem Pferde ganz ritterlich über die Haide hierher, gab sie in meine Obhut und kehrte sogleich wieder nach der Stadt zurück, da sie's so haben wollte. Dann fand er sich öfters zum Besuche ein, und eines Tages brachte er einen Geistlichen mit und sie wurden auf der Stelle getraut, wo ehemals die Burgkapelle gestanden hatte und wo noch der Altarstein unter der Linde liegt. Danach blieb der Freiherr oft Tage lang hier, und dann nach kurzer Zeit ging er gar nicht mehr nach der Stadt; er hatte seinen Abschied genommen oder erhalten."

Der Greis rieb sich die Stirn, als wollte er die alten Erinnerungen besser wecken oder sie auswischen, da sie sich ungerufen meldeten.

"Wie lange ist das her?" fragte Schönrade, den diese letzten Erlebnisse der Burg noch in ganz anderer Weise zu interessieren anfangen, als die älteren.

"O, mehr als dreißig Jahre, Herr," antwortete der Verwalter, in Gedanken nachrechnend, "vielleicht schon fünfundsiebzig — recht gut dreißig Jahre und mehr. Ich könnt's Ihnen auf den Tag sagen, wenn ich meinen Kalender einsehen wollte, denn da hab' ich's treulich eingeschrieben, weil ich als Zeuge bei der Trauung berufen war. Gewiß mehr als dreißig Jahre!"

"Und wohnte das Paar lange hier?"

"Lange — wie man's nehmen will. An mein Leben gehalten, war's nicht lange, aber ihnen schien's gewiß so, ob schon sie anfangs sehr glücklich mit einander waren. Ach, sie war eine schöne Frau! Sie hatte Augen, so wunderbar schwarz und leuchtend, wie sie sonst in deutschen Landen gar nicht zu finden sind, und sie war auch nur so halb und halb eine Deutsche. Und Haare! Sie trat manchmal in der Frühe heraus an den Brunnen, ehe sie geflochten waren. Sie schimmerten bläulich und waren so lang, daß sie ihr wie ein Mantel um die Schulter fielen, ich habe nie vorher und nie nachher solche Haare gesehen."

Er schaute ganz verklärt vor sich hin und nickte dann langsam mit dem Kopfe und huschte etwas mit der Hand vor seinen Augen fort. "Das gehört alles nicht dahin," begann er wieder; "ich sollte ja nur von mir erzählen. Aber ich weiß nicht, wie es kommt, es liegt mir heut immer im Sinn. Verzeihen Sie!"

"O! erzählen Sie nur so weiter," bat der Professor, der sehr ernst geworden war und mit größter Spannung horchte. "Was geschah weiter?"

"Es ist nicht mehr viel zu erzählen," versicherte der alte Mann. "Ob sie schon beide an die Einsamkeit eines solchen Aufenthalts nicht gewohnt sein mochten, lebten sie doch sehr glücklich hier ein Jahr lang und darüber. Es wurde ihnen ein Söhnchen geboren, und da gab's neue Unterhaltung die Fülle. Nur hatten wir's manchmal recht knapp, denn der Freiherr bezog nicht einmal, wie sein Vater, eine Pension, und das Burgland trug wenig; die Frau aber hatte nichts mitbekommen und ihrem Manne nichts eingebracht als ihre Schönheit und Liebe. Dann war der Freiherr wohl unwillig, und ich habe die Frau heimlich weinen sehen. Einmal kam auch ein Herr vom Gerichte heraus, um zu pfänden — ich denke, wegen alter Schulden — und danach gab's traurige, recht verzweifelte Tage. Auf die Weise, sagte der Freiherr zu mir, werden wir bald ausgewirthschaftet haben und das armeelige

Nest verlassen müssen — was dann? — Aber die Baronin war zu stolz, mir oder meiner Frau zu klagen, sie härmte sich still in sich hinein, und das that ihrer Schönheit großen Abbruch. Daß ihr der Freiherr jemals ihre Armut vorgeworfen hat, glaube ich nicht, das war nicht seine Art; aber sie mag sich's wohl selbst zu Herzen genommen haben, daß er ihretwegen in solche Ungelegenheiten kam. Sie sang seitdem auch immer seltener — ach! sie konnte wunderschön singen. Ich hatte einmal scherzweise zum Freiherrn gesagt: die Frau Baronin kann's nicht fehlen, wenn die zum Theater wollte! — Aber das hatte er sehr übel genommen, vielleicht war unter ihnen selbst von so etwas die Rede gewesen, und er wollte nichts davon wissen. Endlich in der größten Noth langte ein Brief an, der viel Aufregung schaffte. Irgend ein weitläufiger Better des Freiherrn, an den er nie gedacht hatte, war plötzlich kinderlos gestorben, und das sehr reiche Fideicommiss, das stets in jener Familie gewesen war, so lange man denken konnte, fiel in Ermangelung näherer Verwandten ihm an. Es war damit auch der Titel eines Grafen von Gleichenau verbunden, den er fortan führen sollte. Nun war er über alle Sorge hinaus, reiste auch schon nach wenigen Tagen ab, um die Güter zu übernehmen. Die Frau ließ er vorläufig zurück, sie und das Kind."

"Und kehrte nicht wieder?" fragte Schönrade gespannt.

"Er kehrte noch einmal wieder, ich weiß nicht, nach wie langer Zeit, aber gar nicht, wie er gegangen war. Die schöne Frau mochte wohl auch schon aus den Briefen erfahren haben, wie es stand, denn sie empfing ihn so kühl, daß es mir ins Herz schnitt. In ihrem Zimmer hörte ich ihn laut und heftig sprechen, wie er sonst gar nicht zu sprechen pflegte, und dann mußte nach einem Arzte geschickt werden, weil sie in Weinkrämpfen lag. Was zwischen ihnen verhandelt wurde, und was eigentlich der Grund dieser schweren Zerrwürfnisse war, habe ich bis heute nicht erfahren, habe auch nicht danach geforscht. Es kam auch ein Notar nach der Burg, der allerhand Schriftstücke aufsekte, aber die Baronin weigerte sich, irgend etwas zu unterschreiben. Darauf gab mir der Freiherr Geld, damit ich das Häuschen besser in Stand setzen und für gute Pflege der Mutter und des Kindes sorgen sollte, und reiste wieder ab. Seitdem hat er sich wirklich hier nicht mehr blicken lassen."

"Und die Frau — und das Kind?"

"Sie blieben noch einige Zeit hier. Es kamen und gingen Briefe; ich erfuhr nicht, was darin stand, denn sie war verschwiegen wie das Grab. Einmal langte auch ein Päckchen mit fünf Siegeln an, und es war eine sehr große Summe Geldes aufgeschrieben; aber das schickte sie sofort zurück. Wenige Tage darauf nahm sie Abschied von mir und dankte mir unter vielen Thränen für das wenige Gute, das ich ihr hatte thun können. Sie fuhr mit ihrem Sohne ab, ohne zu sagen, wohin. Ich berichtete dem Freiherrn sofort, was geschehen, erhielt aber keine Antwort. Auch auf alle weiteren Briefe blieb er stumm. Ich sende ihm seitdem jährlich eine Abrechnung über meine Verwaltung ein, aber es scheint, daß er nur ungern an die Hönburg erinnert ist. Ich werde wohl sterben, ohne eine Zeile seiner Hand zu sehen, aber ich werde auf meinem Posten sterben wie ein alter Soldat."

## XII.

Der Professor stand hastig auf, drückte dem Greise die Hand und verließ das Zimmer. Er war sehr bewegt, mehr als er den fremden Leuten zeigen wollte. Hatte er das von seiner Mutter so sorglich gehütete Geheimniß seiner Geburt erfahren? Es war noch nichts gewiß, und doch hätte er Schwören mögen, es sei so.

Er blieb unter der Veranda stehen, wo ihn die kühle Nachgewitterluft frisch anwehte. Es tropfte vom Weinlaub, aber der Regen hatte aufgehört. Einzelne schwarze Wolken zogen noch über die hohe, zerklüftete Mauer hin, der durch sie verdeckten Stadt zu, aber dazwischen war der Himmel klar und tiefblau. Er überlegte, ob er sogleich die Ruine verlassen und versuchen sollte, das Gehörte zu vergessen. Sein Händedruck

hätte als Lebenswohl gelten können. Aber so ohne Dank — sie konnten ja nicht ahnen, was ihn forttrieb. Und es trieb ihn nicht einmal fort; es hielt ihn eher mit unsichtbaren Fäden fest. Vor kurzem wären ihm alle diese Dinge vielleicht sehr gleichgültig gewesen, jetzt fühlte er, daß er ein Gewicht brauchte, nachdem er bei der Werbung um Käthchens Hand zu leicht befunden war. Mußte er doch auf irgend einen günstigen Zufall rechnen, wenn sich das Blatt wenden sollte. Warum ihm hier aus dem Wege gehen? Eine solche Pflicht legte ihm die Pietät gegen seine Mutter nicht auf. Er trat auf den Hof hinaus und zum Brunnen, nachdem er leise ans Fenster geklopft hatte, legte die verkränkten Arme darauf und schaute in die Tiefe. Unten im Wasser spiegelte sich ein Stern. Er grüßte ihn und dachte an sein geliebtes Mädchen.

Der Gärtner mit seiner Tochter und Enkelin gefellte sich bald zu ihm. „Es wird Zeit zu scheiden,“ sagte der Professor, aber er hoffte auf Widerspruch. Der Alte sah zum Himmel auf und meinte, das Wetter scheine vorüber zu sein. Die Frau Wachtmeister gab zum Glück mitleidig zu bedenken, daß die Stege und Wege sehr naß seien und daß er nicht einmal den besten Pfad bis zur Fährre finden werde. Ob er denn durchaus zur Nacht nach der Stadt müsse? Er sei völlig sein freier Herr, antwortete er, und es wäre ihm gewiß lieber, zu bleiben, als auf der nassen Haide herumzuirren, wenn er nur ein Unterkommen finden könne. Die Frau sah den alten Herrn fragend an, und er sagte freundlicher, als sie erwartet hatte: „Meinetwegen schon.“ Nun mischte sich auch das blondlockige Mädchen ein und schlug das leerstehende Stübchen oben vor, in dem nach des Großvaters Erzählungen die schöne Baronin mit ihrem Knaben zuletzt gewohnt hätte. Das sei ihm gerade das liebste, versicherte der Professor, und die beiden Frauen eilten nun ins Haus, um alles Nöthige vorzubereiten.

Der Alte blieb und setzte sich auf die schon getrocknete Steinbank. Schönrade lehnte sich wieder über den Brunnennrand hinter ihm. „Es schien mir, daß Sie mich bei meinem Eintreten sehr genau und wie verwundert betrachteten,“ begann er nach kurzem Schweigen; „auch glaubte ich Worte zu verstehen, die hierauf Bezug hatten. Darf ich wissen, ob ich mich täuschte, und wenn nicht, was Ihnen an meiner Person auffällig schien?“

„Sie täuschten sich nicht,“ erwiderte der Gärtner, „nein, Sie täuschten sich nicht. Aber ich täuschte mich, obgleich es in der That wunderbar ist . . .“

„Was nennen Sie wunderbar?“

„Eine gewisse Aehnlichkeit mit — mit —“

„Mit wem?“

„Das weiß ich nun nicht einmal mehr zu sagen. Im ersten Augenblick glaubte ich, mit der Freifrau von Höneburg, von deren Unglück ich Ihnen erzählte, und dann wieder schien mir's, als ob der Freiherr selbst — — Aber ich könnte nicht sagen, ob es das Gesicht oder die Gestalt war, die Augen oder die Nase oder der Mund — und nun bei längerem Zuschauen verwißt sich alles mehr und mehr, und ich sehe wohl, daß ich im Irrthum war. Verdenken Sie's dem Manne nicht, der schon länger als dreißig Jahre auf den Tag wartet, wo der Herr dieser Burg hier eintreten soll.“

Der Professor konnte seiner Rührung nicht sofort Herr werden. Erst nach einigen Sekunden sagte er: „Und wenn Sie nun doch keine Vision gehabt hätten, wenn . . .“

Der Greis wendete sich schnell nach ihm um und legte ihm die zitternde Hand auf den Arm.

„Ich weiß nichts Gewisses,“ fuhr der Professor rasch fort, „und nichts liegt mir ferner, als mich und Sie zu befragen. Aber vieles stimmte merkwürdig zusammen, und meine Mutter, die mir meine ersten Lebensschicksale verschwie, wünschte nicht, daß ich hierher ginge. Kennen Sie den Familiennamen meiner Mutter?“

„Ich kenne ihn.“

„Und ich will ihn nennen. Sie ist eine Bellarota, des Sängers Carlo Bellarota Tochter, der im Hospital der Stadt gestorben ist, als sie erst zehn Jahre alt war.“

„Wahrhaftig, Herr, so ist's!“

„Und ich selbst führe ihren Namen, nur verdeutsch. Schönrade ist das italienische Bellarota.“

Der alte Mann stand auf, zog das Köppchen und verneigte sich. „So ist's ja gewiß,“ sagte er mit dem Ausdruck herzlichster Freude. „O! seien Sie mir gegrüßt, Herr Freiherr, in der Burg Ihrer Väter.“

Diese feierliche Ansprache war nur zu sehr geeignet, die melancholische Rührstimmung, die sich des Professors bemächtigt, mit einem Schlage zu vernichten und ihm ein humoristisches Lachen über die Lippen zu treiben. Der Gärtner stuzte und sah ihn scheu an. „Verzeihen Sie,“ bat jener, ihm die Hand auf die Schulter legend. „Sie würden wie ich lachen, wenn Ihnen einfiele, was mir so eben einfällt. Sagte ich Ihnen nicht, daß Philipp Amberger in dem Gasthose Ihres Sohnes zu Florenz den Palazzo Bellarota entdeckt haben wollte? Jedenfalls ist es so, und er begrüßte mich sehr ernst „im Palazzo meiner Väter“, und nun muß ich hier selbst Entdeckungen machen, die auf meine Abstammung von den Freiherren von Höneburg weisen, und deren ältester und treuester Freund heißt mich willkommen „in der Burg meiner Väter“ — soll mir das Lachen nicht näher sein, als das Weinen? Entscheiden Sie selbst.“

Bogelstein verzog das Gesicht ein wenig. „Ja, ja!“ sagte er, „es scheint wunderbar genug; aber manchmal passiert auch im menschlichen Leben etwas recht Wunderbares, so daß wohl ein Romanschreiber ein Buch daraus machen könnte; und warum soll nicht —? Ei, ei, ei! Daß ich's erlebe.“

„Lassen Sie uns nicht voreilig eine begründete Vermuthung für einen vollen Beweis nehmen,“ mahnte der Gast. „Erlauben Sie, daß ich für Sie und die Ihrigen so lange der Professor Xaver Schönrade bin, bis —“

„Xaver?“ rief der Alte. „Das war ja der Taufname des Kindes.“

„Gut — das stärkt unsere Vermuthung. Gleichwohl — lassen Sie mich bleiben, was ich bin, bis ich von meiner Mutter und dem Grafen von Gleichenau anerkannt sein werde. Nur auf so viel Vertrauen erhebe ich schon jetzt Anspruch, daß Sie mir sagen, ob hier irgend welche Papiere in Ihrem Gewahrsam geblieben sind, die etwa eine weitere Aufklärung geben könnten. Sie dürfen sie getrost in meine Hände legen, so lange mich diese Mauern beherbergen.“

„O, wohl gibt's Papiere,“ versicherte der Gärtner nachdenkend, „und sie müssen noch an derselben Stelle liegen, an der die gnädige Frau sie gelassen hat; oben in ihrem Schlafstübchen und in der obersten Schieblade der Kommode. Den Schlüssel habe ich verwahrt. Es sind Briefe und Urkunden — lesen Sie nur alles durch. Die Frau Baronin scheint kein Gewicht darauf gelegt zu haben, sonst hätte sie die leichte Last mitgenommen. Aber sie schied ja im Zorn und in tiefster Kümmeriß — da kann's auch sonst einen Grund gehabt haben.“

Die Frau Wachtmeister kam melden, daß das Stübchen bereit sei. Lena stand mit einem Licht an der Treppe und sagte freundlich gute Nacht. Bogelstein holte den Schlüssel herbei. Dann schüttelten die beiden Männer einander schweigend die Hand. Eine Minute darauf trat der Professor in das niedere Gemach ein, in dem vielleicht einst seine Wiege gestanden hatte.

Das beglückende und zugleich beängstigende Gefühl, so unverhofft seine Heimat gefunden zu haben, bewältigte ihn. Lange verließ er den Platz an der Thüre nicht, den er bei seinem Eintreten eingenommen hatte, und schaute mit feuchten Augen nach dem Fenster, an dem die unglückliche junge Frau gewiß oft saß, nach dem einfachen Bette, auf dem sie schlaflose Nächte verbrachte, nach dem Schrank und der Kommode von Birkenholz, in denen sie ihre Habseligkeiten aufbewahrte. Was war hier verhandelt zwischen zwei Menschen, die doch einander geliebt hatten? Was hatte stürmisch das Herz bewegt, das dann hier in banger Erwartung oder in leidenschaftlichem Kummer allein geschlagen hatte? Er glaubte nun seine Mutter zu verstehen, wenn sie über diese Zeit für ihn einen undurchbringlichen Schleier zu werfen suchte, wenn sie ihm den Namen des Mannes entzog, der sie so tief gekränkt und auch ihres Sohnes



Der große Kurfürst als Knabe mit seiner Mutter am Sarge Gustav Adolfs in Wolgast.

Originalzeichnung von Fritz Schulz.

Rechte verletzt hatte. Dieser sein Vater war ihm bisher sehr gleichgültig gewesen; nun war es ihm, als ob er ihn hassen müßte, wie seine Mutter ihn haßte. Es ändert sich nichts, murmelte er düster vor sich hin, es bleibt alles, wie es jetzt ist — ich habe keinen Vater.

Das Licht brannte lange. Schönrade hatte einen Stuhl an die Kommode gerückt und die Schieblade geöffnet. Er fand darin, wie der Alte sagte, Briefschaften und Urkunden, die er sich nun einzeln durchzusehen anschickte, nachdem er sie geordnet hatte. Es ergab sich ihm daraus ungefähr ein Bild von dem, was vorgegangen war. Nur daß alle Dinge darauf Licht und Schatten von dem Standpunkte des einen empfangen, während Camilla nur selten ein paar Worte an den Rand eines Briefes geschrieben und wenige Konzepte von amtlichen Eingaben hin-

terlassen hatte. Die Schreibweise des Freiherrn war immer mild und gleichmäßig freundlich; auch wo er sich über hartnäckiges Mißverstehen seiner guten Absichten beklagte, oder an sie strenge Forderungen stellte, verlor sein Stil nicht diesen Zug von achtungsvoller Rückhaltung und ehrerbietigem Wohlwollen, der für den Schreiber sprach, aber von der Leserin der Briefe schwerlich gewürdigt war. Manches Blatt zeigte sich mitten durchgerissen. Bei manchem andern fehlte ein Theil ganz. Auch unerbrochene Briefe fanden sich; der Inhalt wurde als bekannt vorausgesetzt, oder der Mißmuth hatte am Empfangstage den höchsten Grad erreicht und machte sich in diesem Zeichen der Geringschätzung Luft. Weit über Mitternacht hinaus saß der Professor aufgestützt vor diesen Papieren und entzückte eine sehr trübe Vergangenheit.

Es war nicht zweifelhaft, daß der Freiherr Camilla geliebt hatte. Wie er sie zum Weibe erwarb, ergab sich aus diesen Schriftstücken nicht; nur sagte er in einem Briefe, daß er nie vergessen werde, wie sie ihm die gewisse Aussicht auf ein Leben in Wohlstand und guter Ordnung aufgeopfert habe, und es fand sich diese Stelle mit Bleistift mehrfach angestrichen und mit Fragezeichen versehen. Der Sohn kannte auch seine Mutter zu gut, um nicht zu errathen, daß ihre leidenschaftliche Natur und ihr stolzer Sinn schon frühe Störungen des jedenfalls in nicht regulärer Weise gewonnenen ehelichen Glückes verursacht haben werde, die den vielleicht nicht ganz charakterfesten Freiherrn gegen sie erkaltet haben konnten. Es mußte das Band schon gelockert sein, als das Ereigniß eintrat, das die Entfernung des Mannes nöthig machte. Zwar folgten von Schloß Gleichenau noch die zärtlichsten Briefe, die sogar in der Rückerinnerung an die in der Ruine verlebte Idylle einen Hauch von Poesie athmeten und in lebhaften Farben das Glück schilderten, das sie nach so vielen äußeren Entbehrungen im Schoß des Reichthums finden würden. Dann aber blieben die Nachrichten länger aus, beschränkten sich auf allgemeinste Mittheilungen und waren im übrigen mit Entschuldigungen wegen längeren Nichtschreibens angefüllt, die kaum ernst genommen werden konnten. Wahrscheinlich antwortete Camilla damals mit immer bittereren Vorwürfen, verlangte auch dringend, daß er zurückkomme oder sie mit dem Kinde nach Gleichenau abhole, denn der Freiherr verantwortete sich — erst eifrig, dann kühl, steckte den Tag seiner Rückkehr weiter und weiter hinaus und bat, noch mit der Abreise zu warten, bis das Schloß gehörig in Stand gesetzt sei.

Endlich folgte, wahrscheinlich auf dringende Aufforderung sich über den Grund des Zögerns bestimmt zu erklären, eine sachliche Mittheilung von entscheidender Wichtigkeit. Es hatte sich aus den Urkunden, auf die das große Fideicommiß sich gründete, ergeben, daß nur Nachkömmlinge aus einer von beiden Seiten adligen Ehe erbberchtigt seien, und zwar müsse eine gewisse Zahl von ritterbürtigen Ahnen nachgewiesen werden. Der Freiherr schien diese wichtige Ermittlung nur deshalb zu Camillas Kenntniß zu bringen, um fortzufahren zu können: er glaube sich zu erinnern, von ihr gehört zu haben, daß ihr Vater einer altadeligen italienischen Familie entstamme. Sie wisse am besten, wie wenig Gewicht er auf dergleichen Abstammung gelegt und wie viel er seinen eigenen Freiherrnstand werth geachtet habe; nun aber, nachdem ihm wider Erwarten die Herrschaft Gleichenau angefallen, sei es doch von Erheblichkeit, ob er dieselbe auf seinen Sohn vererben dürfe, oder ob sie schon nach seinem Tode wieder auf einen andern Zweig der Familie übergehen solle. Camilla schien mit weiblichem Mißtrauen, und vielleicht schon zu schwer gekränkt durch die bisherige Vernachlässigung, in diesem Schreiben nur den versteckten Selbstvorwurf gelesen zu haben, eine nicht standesgemäße Ehe eingegangen zu sein, denn der folgende sehr kühl gehaltene Brief beschwerte sich über ihre maßlose Leidenschaftlichkeit und über zur Zeit noch ungerechte Angriffe. Dieses „zur Zeit noch“ war wieder stark unterstrichen und durch Ausrufungszeichen am Rande markirt. Sie mußte aber auch geantwortet haben, daß ihre Abstammung aus einem Adelsgeschlechte nicht anzuzweifeln sei, denn der Freiherr hatte bezüglich darauf seine Bedenken geäußert, aber versprochen, sofort in Italien Erkundigungen einzuziehen und nichts unversucht zu lassen, um ihr zu ihrem Rechte zu helfen; bis dahin solle sie noch auf der Hönensburg bleiben, da es ihm wünschenswerth sei, seine Frau dem benachbarten sehr reichen und sehr stolzen Adel so vorzustellen, daß sie selbst mit der Aufnahme zufrieden sein könne.

Dieser letztere Passus war sicher von Camilla sehr mißfällig aufgenommen, und er ließ in der That darauf schließen, daß der neue Graf von Gleichenau selbst wenig Geschmac daran fand, sich seiner Frau wegen Zurücksetzungen gefallen lassen zu müssen. Sie konnte in solcher Verleugnung ihrer Person einen Mangel an Liebe erblicken, wie sie ihn selbst nach den mancherlei Beweisen von Kälte in letzter Zeit nicht für möglich gehalten hätte, und zugleich stellte sich ihr der Verlust, der

ihrem Kinde drohen sollte, jetzt klar vor Augen. In einer kurzen Aufzeichnung von ihrer Hand beschuldigte sie ihren Mann der Unredlichkeit, da er sich offenbar eine Bestimmung des Familienstatuts zu nuzze machen wolle, um unter jetzt so ganz veränderten Verhältnissen Weib und Kind los zu werden. Es schloß sich daran das Konzept eines Briefes an einen berühmten Advokaten mit der Anfrage, ob nicht eine vor Anfall des Fideicommisses eingegangene Ehe von jenen Bedingungen unberührt bleibe. Die Antwort fehlte, konnte aber nicht ganz beruhigend ausgefallen sein, denn es fanden sich nun Notizen, Inhalts deren die geängstigte Frau selbst in verschiedenen Städten Italiens Nachforschungen angestellt hatte.

Dem Freiherrn mußte übrigens von jedem Unparteiischen zugestanden werden, daß er wirklich keine Mühe scheute, den Bellarotas auf die Spur zu kommen. Es lag ein ziemlich starkes Konvolut von Papieren vor, das alle hierauf bezüglichen Benachrichtigungen von Magistraten und Kirchenvorständen enthielt. Es ergab sich daraus, daß allerdings neben mehreren bürgerlichen auch eine adlige Familie dieses Namens existirte, aber die Verbindung Carlo Bellarotas mit derselben hatte sich in keiner Weise feststellen lassen.

Darüber war Zeit vergangen; der Streit unter den Eheleuten war nur heftiger geworden. Es ließ sich nicht mehr verkennen, daß der Freiherr von seiner neuen Umgebung sehr stark beeinflusst wurde und sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnte, ein Band zu lösen, das ihm durch das stete Mißtrauen auf der andern Seite, durch Klagen und Vorwürfe zu einer sehr unbequemen Fessel zu werden drohte. So überraschte nicht mehr der Vorschlag einer Scheidung. Camilla hatte an den Rand geschrieben: „Nie — nie — nie!“ Es fügten sich Briefe eines Advokaten an, in welchen eine sehr erhebliche Abfindung für Mutter und Kind geboten wurde, mehrere zerrissen. Ein Schreiben mit Adresse von der Hand des Freiherrn war uneröffnet geblieben.

Es mußte nun dessen Rückkehr zur Hönensburg den Briefwechsel unterbrochen haben. Der alte Gärtner sprach ja auch von noch einer persönlichen Zusammenkunft. Der vollständig ausgearbeitete Entwurf eines Vergleichs, dessen Bestimmungen durchaus zu Gunsten der Frau lauteten, war zwar von dem Freiherrn, nicht aber von ihr unterschrieben. Darunter stand dann mit späterem Datum von seiner Hand: „Ich werde mich auch ohne den ausdrücklichen Beitritt Camillas zu allen Verpflichtungen des vorgeschlagenen Abkommens für gebunden halten.“ Xaver wußte, daß seine Mutter nie eine Unterstützung irgend welcher Art erhalten hatte; er hatte nur die Wahl, anzunehmen, daß sein Vater wortbrüchig geworden, oder daß seine Mutter zu stolz gewesen, etwas zu acceptiren, und das letztere schien wahrscheinlicher. Mit jenem Vergleichsentwurfe zusammen lag ein Papier, das ihn länger fesseln mußte.

Es war eine in aller Form aufgenommene und ausgefertigte notarielle Verhandlung, in welcher der Freiherr von Hönensburg und Graf Gleichenau nach einer Einleitung, die kurz das Verhältniß auseinandersetzte, unwiderruflich erklärte, daß er für den Fall seiner gerichtlichen Scheidung von seiner jetzigen rechtmäßigen Ehefrau Camilla Bellarota, mag in dem Urtheile über die Schuld des einen oder andern Theils erkannt werden, was wolle, seinen in dieser Ehe erzeugten Sohn Xaver von Hönensburg nicht nur zu seinem Univerfalerben in alles dasjenige als berufen anerkenne, was er als Freiherr von Hönensburg bei seinem Tode besitzen werde, sondern, daß er diesem so benannten Sohn schon jetzt seinen Besitz, nämlich die Hönensburg nebst den dazu gehörigen Baulichkeiten, Gärten, Aekern und wüsten Ländereien und mit allen denselben jetzt und künftig anhängenden Rechten und Befugnissen zum vollständigen und unbeschränkten Eigenthum mit der Bestimmung verschreibe, daß seine Mutter davon bis zu seiner Großjährigkeit Verwaltung und Nießbrauch haben solle. Hat dieses Geschenk zur Zeit auch wenig Werth, schloß er, so umfaßt es doch alles, was dem Geschlechte der Hönensburg in diesem Augenblicke gehört, und wird also mein Sohn, für den ich gleichwohl aus den Einkünften des Gleichenauschen Fideicommisses aufs reichlichste zu sorgen entschlossen

bin, erkennen, daß ihm meine Liebe so viel zuwendet, als sie vergeben kann. Der Professor überlas das Blatt drei, viermal, prüfte das Siegel, die Unterschrift des Notars; es war unzweifelhaft, daß eine in aller Form beweisende Urkunde vorlag, die in jedem Gerichtshofe als gültig anerkannt werden mußte. Er war danach Herr dieser Ruine Hönburg, in der er ein Nachtlager angewiesen erhalten hatte; er war es seit dreißig Jahren, und wußte nichts davon bis diesen Tag. Seine eigene Mutter hatte die Urkunde zur Aufbewahrung erhalten und sie so gering geachtet, daß sie sie nicht einmal mit sich nahm, als sie den Ort seiner Geburt verließ. Schien ihr der Besitz selbst werthlos? Schwerlich! Aber sie haßte den Mann, der ihn auf ihren Sohn übertragen hatte, und als sie die Hönburg verließ, geschah es wahrscheinlich schon mit dem festen Vornehmen, daß ihr Sohn ihren Namen erhalten und nie erfahren sollte, wer ihr undankbarer und ungetreuer Gatte gewesen.

Es ging ihm eigen. Je mehr von den vorgefundenen Briefschaften sich als bereits durchgesehen links häuften, desto auffallender wurde die Wandelung, die seine Gefühle durchmachten. Er liebte seine Mutter aufrichtig; er dankte ihr ja Pflege, Erziehung und tausend Beweise von Zärtlichkeit und Opferfreudigkeit; er mußte sich auch jetzt sagen, daß ihr Schmerz sich damals gewiß nicht zum wenigsten deshalb so maßlos und unverständlich äußerte, weil sie an ihr Kind dachte, das den Vater verlieren sollte; er konnte sich auch gar nicht der Anerkennung verschließen, daß sie, gerade weil sie ihren Mann über alles geliebt hatte, schwer leiden mußte, und daß sie noch in der Art, wie sie sich nach dem herbsten Verluste ihres Lebens ganz auf sich stellte und jede Abfindung zurückwies, eine ungewöhnliche Größe und Stärke bewährte — und doch fühlte er mehr und mehr, daß der Mann, der dieses schwere Unheil verschuldete, ihm etwas wurde, daß er ihm nicht so sehr zürnen könne, als er's zu verdienen schien, und daß er auch ihm eine rein menschliche Theilnahme nicht versagen könne. Diese beiden Menschen, bedachte er, hatten einander finden und be-

glücken können, so lange ihre Eigenart sich nicht zu äußern Gelegenheit hatte; auch wenn jenes trennende Ereigniß nicht eingetreten wäre, würden sie nur eine kurze Strecke Weges neben einander Arm in Arm gewandelt sein; dann hätten sie sich gleichgültig getrennt, und vielleicht wäre nicht der eine und nicht der andere zu seinem vorgesteckten Ziele gekommen: Camilla Bellarota war bestimmt, eine Künstlerin zu werden.

Der weitere Verlauf der Begebenheit, so weit er aus diesen Papieren ersichtlich war, bestärkte ihn in dieser Annahme. Der Freiherr zeigte an, er habe sich während der kurzen Zeit ihres Beisammenseins überzeugen müssen, daß eine dauernde Vereinigung hier oder dort nicht mehr möglich sei. Er könne sie nicht nöthigen, in die Scheidung zu willigen, werde aber fortan getrennt von ihr leben und abwarten, ob sich mit der Zeit ruhige Einsicht ihrer und seiner Lage finden werde. Hierauf mußte ihrerseits der Entschluß kundgegeben sein, zur Bühne zu gehen, denn es folgte eine sehr erregte Antwort, in welcher der Freiherr diesen Schritt auf das unzweideutigste mißbilligte und unter sagte. Auch die nächsten Briefe beschäftigten sich damit, und endlich erklärte er in einem ganz kurzen und strengen Schreiben, daß ihr Auftreten auf einer öffentlichen Bühne dem Grafen von Gleichenau einen Grund zur Scheidungsklage geben, und daß er nicht zögern werde, davon Gebrauch zu machen. Es war dies das letzte Schriftstück von seiner Hand und zeigte deutliche Spuren von Thränen. Hatte der alte Gärtner recht, so war dann noch längere Zeit vergangen, bis Camilla sich nach der Abweisung jenes Geldbriefes von der Hönburg entfernte; sie hatte lange überlegt, ob sie seiner Drohung, an deren Ernst sie nicht zweifeln konnte, trozen solle. Und sie hatte endlich doch jede andere Rücksicht hinten angelegt und war mit ihrem Kinde in die weite Welt hinausgegangen, um ihrem angeborenen Berufe zu folgen. Es war zu vermuthen, daß Hönburg von den glänzenden Erfolgen der Sängerin sehr bald Kenntniß erhielt und nun leicht eine Scheidung durchschlekte.

(Fortsetzung folgt.)

## Jugenderinnerungen.

Von einem süddeutschen Freunde des Daheim.

(Fortsetzung.)

In unsern beiderseitigen Wohnungen, die zuletzt unter Einem Dach sich befanden, brachten wir manchen Samstag und Sonntag Nachmittag zusammen zu, sei's, daß wir uns mit Knabenspielen in Haus, Hof und Straße tummelten, oder daß wir mit Silberbüchern, Silberbögen und Farbenschachteln beschäftigt um den Tisch saßen, oder daß wir unsre selbstgemalten und ausgeschnittenen Kriegsheere paradien und manövirten ließen. Jahre lang bewegte sich dabei unser Interesse um die griechischen Befreiungskämpfe der zwanziger Jahre. Alexander Ppsilanti und Markos Bozzaris mußten unsrem Pinsel oftmals herhalten. Mit Schmerz sahen wir auf einem beliebten Bilde die heilige Schaar der Philhellenen, ich weiß nicht mehr in welchem Gefechte, den Heldentod sterben; mit Wollust auf einem andern den Kapudan-Pascha mit seinem von griechischen Brandern angezündeten Admiralschiff in die Luft fliegen. Türken ohne Zahl in weißen Turbans, rothen Jacken und gelben Bluderköfen wurden von uns ins Feld gestellt und die heilige Schaar in schwarzen Studentenröcken, mit Todtenkopf und Kopfschweiß auf den Mützen, ließen wir, duzendmal vernichtet, eben so oft kraft unsrer unermüdblichen Pinsel wieder auferstehen. Beneidenswerth erschienen mir meine jungen Freunde, weil sie die damals bei der Jugend beliebten griechischen Westen, vorn geschlossen, von hellblauem, rothem oder grünem Zeug, tragen durften. Uns dagegen blieb dieser Ehrenschnuck von dem allem Phantastischen bis zum Rigorismus abholden Vater unerbittlich versagt, wie uns auch das ersehnte altdeutsche Haar nie gestattet wurde. Die phantasievolle Mama hätte gern die Hand dazu geboten. Hatte sie doch für Karl und Theodor eigenhändig hübsche „Herzog-Christoskappchen“ von schwarzem Sammt mit goldenen Schnüren gefertigt und war mir später, als ich im dreizehnten Jahr meine pappene Ritterrüstung

mühevoll anfertigte, zu einem schwarzen Waffenrock und einer blaustilbernen Schärpe behilflich. Auf die Stulpenhandschuhe nähte sie mir selber das Blech von Silberpapier und krönte meinen Helm mit drei schwarzen Straußenfedern von ihrem abgelegten Winterhütchen. Die erfinderische Beharrlichkeit, womit ich mir den silbernen Brustharnisch gewölbt, der Geschmack, womit ich den Adlerschild geziert, hatten mir ihre Anerkennung erworben, so daß sie keinen Anstand nahm, auch Papas silberne Sporen, eine Reliquie aus seiner Bräutigamszeit, meinem Knabenfuß künstlich anzuschlallen und mich dermaßen nach alter Sitte mit Damenhand zur Ritterschaft auszurüsten.

Doch diese Romantik trieb ich erst später für mich allein; mit den Schulkameraden blieben wir auf reellerem Boden. Nachdem uns die Griechen und Türken entleidet, interessirten uns insbesondere auch unsere eigenen Landestruppen, wie sie in der Napoleonischen Zeit unter unserem höchstseligen König, dem prachtliebenden Rheinbundspotentaten, uniformirt gewesen und den Adlern des Welteroberers bis nach Rußland gefolgt waren. Schwarze Jäger und gelbe Garde du Corps, Louis-Jäger und Grenadiers à cheval und alle die bunten martialischen Uniformen ließen wir, nachdem sie zu unsrem Bedauern aus dem Leben verschwunden, unter Anleitung des auch darin sachkundigen Herrn Oberhelfers in Papier und Wappe auf unsern Spieltischen in Reih und Glied treten.

Natürlich tummelte man sich auch im Freien. Gemeinsame Spaziergänge wurden gemacht auf die Berge und in die Wälder. Ein köstlicher Genuß war an warmen Sommerabenden das Baden in dem eine kleine Stunde entfernten Fluß unter der Obhut eines biedern Buchbindermeisters, das mich zu einem meiner ersten Gedichte begeisterte nach der Weise: „Kennst Du das Land, wo die Citronen blühen?“ Die grünen

Nachdruck verboten.  
Sef. v. 11./VL 70.

Wiesen und schattigen Uferweiden, der im Abendgold sanft hinwallende Fluß mit dem blauen Himmel darüber und den violetten Bergen im Hintergrund, der paradiesische Naturzustand, worin man sich im Wasser und auf dem weichen Rasen tummelte, dazu die Klänge der aus dem nahen Kurort herüberwehenden Gartenmusik, das alles versetzte mich jedesmal auf eine Stunde ins goldene Zeitalter zurück.

Aber auch in Haus und Hof, namentlich in dem an unsere gemeinsame Wohnung anstoßenden geräumigen „Kanzleihof“, dem Tummelplatz der ganzen benachbarten Jugend, gab es Gelegenheit zu allerlei Spiel. Räuber- und Soldatenspiel, Fangen und sich Verstecken, Ballschlagen und Reistreiben vergnügte uns abwechselnd. Namentlich sind mir in lieblichem Andenken köstliche Sommerabende, wo bis in die rosige Dämmerung hinein der Federball durch die Lüfte flog, und nicht minder vergnügte Winterabende, wo wir uns bis tief in die Nacht, während der kalte Mond vom dunkelblauen Himmel schien, im Schlitten führten. Da vergaß man in der glücklichen Trunkenheit des Spiels Zeit und Stunde, die Wangen glühten von Jugend und Gesundheit, und viel zu früh kam der Ruf zum Abendessen.

Auch Mädchen mischten sich in den bunten Reigen. Zu unsern beiderseitigen Schwestern gesellte sich die hübsche Marie S., die stolze Luise W., die vornehme Julie K., das gutmüthige Schwesterpaar M., das muntere Kleeblatt der Geschwister W., das hochaufgeschossene Geschlecht der M. und wie sie alle hießen. Auch die Wäschen K. brachten manchen Nachmittag mit uns zu. Auf einen Sonntag Mittag hatte Schwester Luise in unbegrenzter Gutmüthigkeit sogar ihre ganze Schulklasse zu Spiel und Abendbrot eingeladen, wagte aber daheim kein Wort von der dem Hause zugedachten Freude zu sagen und zog sich Sonntags nach Tisch in das entlegenste Gemach zurück. Gegen drei Uhr ließ sich ein dumpfes Getöse wie das Brausen der Meereswogen unter den Fenstern hören, und vier- undzwanzig Mädchenschöpfe sahen fragend vom Hofe herauf. Die liebevolle Festgeberin mußte erst gesucht werden, um von der guten Mama, deren unbegrenzte Gastfreundschaft diesmal doch überfordert war, ihre Schelte zu empfangen. — Ich für meine Person mischte mich nur selten und schüchtern in den Kreis der Mädchen, weshalb ich für stolz und langweilig galt. Dagegen fand Bruder Theodor mit seinem feurigen Blut und entzündbaren Herzen hier ein reiches Feld von Freuden und Schmerzen, Triumpfen und Niederlagen. Er war ein sehr hübscher Knabe geworden, lebenswürdig, munter, leichtblütig, zu jedem losen Streiche bereit. Besonders gefiel er den Mädchen und sie nicht minder ihm. Dabei hatte er ein bewundernswürdig weites und elastisches Herz; schwärmte er heute für die Blonde, so war er morgen von einer Braunen entzückt. Zwei, drei Gebieterinnen zugleich, ja eine ganze Mädchenschule insgesammt im verliebten Herzen zu tragen, war ihm ein Leichtes. Originell waren die Kundgebungen seiner Neigung. An einem schönen Frühlingsabend, als süße Gefühle seinen Wuseln schwellten, warf er seinen bunten Lederball in den sonnigen Himmel hinauf mit dem begeistertsten Ruf: „Fliege, o Ball, in die Lüfte aufs Wohl meiner geliebten Luise von S.“ Seine Liebshaft mit der schönen Nachbarin Marie S. knüpfte er dadurch an, daß er ihr das reiche braune Haar zerzauste und den Kamm zerbrach, worauf sie ihn weinend vor Horn bei unsrer Mutter verklagte. In solchen Fällen wurde gewöhnlich neben der sofortigen drastischen Strafe das peinliche „Um Verzeihung bitten“ diktiert. Der Uebelthäter mußte nach vergeblichem Sträuben an der Hand der Kindsmagd im betreffenden Nachbarhaus antreten, wo er natürlich stumm und verstockt an der Thür stehen blieb, worauf dann die biedere Begleiterin das Wort für ihn ergriff: „Der Theodor will nur um Verzeihung bitten, und es sei ihm recht leid, daß er so unartig gewesen ist.“ Dies fand man andererseits höchst löblich, und der hübsche Malefizant lehrte gewöhnlich beschenkt nach Hause zurück. — Ein andermal stand er am Küchenfenster im Hinterhaus und sah im Hof ein halb Duzend seiner geliebten Mädchen plaudernd beisammen stehen. Um ihnen seine Nähe bemerklich zu machen, warf er einen prachtvollen Geranienstod

vom Blumenbret in den Hof hinab, daß er krachend neben den schönen Kindern zerplakte. Mißlicher für ihn fiel eine andere Aufmerksamkeit aus, die er den Schülerinnen des K. . . stifts erwies, welche der Weg aus der Schule mittags an unserer Wohnung vorüberführte. Um ihnen eine kleine Ergöglichkeit zu bieten, zwangte er seinen hübschen Kopf kunstreich zwischen zwei eisernen Querstangen durch, welche die Eltern vorsorglich wegen der kleinen Geschwister am Fenster hatten anbringen lassen. Das war nun eine Weile ganz lustig und mancher lachende Blick eines muntern Mädchenauges von unten belohnte den galanten Spaschmacher. Doch allmählich wurde die Stellung unbequem, das Blut stieg ihm ins Gesicht, er gedachte sich zurückzuziehen. Aber siehe, das ging um keinen Preis. Hinaus hatte er den Kopf gezwängt, herein brachte er ihn nicht mit allem Drehen und Wenden. Sein rothes Antlitz fing an ins Blaue zu spielen, die Eltern mußten gerufen, der Schloffer mußte geholt werden, um den gequälten Galan aus seinem Halsseisen zu befreien.

Auch andere kamen je und je durch seine kleinen Herzenspassionen zu Schaden. Ich hatte mir im Laufe der Zeit, besonders in franken Tagen, eine hübsche Sammlung von Malereien angelegt, theils eigene Kompositionen, theils von mir kolorirte Bilderbögen, Quersolio, „Nürnberg, bei Friedrich Campe“, die ich nach dem Muster des Herrn Oberhelfers in der Mappe für Zeit meines Lebens aufzubewahren gedachte. Eines Tages aber nach Tisch ließ Papa sich meine Kunstschätze vorlegen, und nachdem er sie belobt, befahl er zu meinem Schrecken, ich solle sie nun zum Buchbinder tragen, damit er dieselben zum allgemeinen Besten in ein Bilderbuch klebe. Meine Vorstellungen und Thränen halfen nichts, noch zur selbigen Stunde mußte ich meinen Schatz dem Papparbeiter überantworten. Er gehörte nun nicht mehr mir; er war profanen Augen preisgegeben, welche die romantischen Bilder nicht verstanden, und kleinen Händen, welche meine mühsamen Malereien beschmuzten. Doch war dies noch nicht das Schmerzlichste. Auch in schadhafem Zustand konnte das Bilderbuch ein Familieneigenthum auf späte Zeiten und mir eine Erinnerung an schöne Stunden bleiben. Aber auch das war ihm nicht beschieden. Liebe schenkt gern, und Geben ist seliger denn Nehmen. Die Wahrheit dieser Worte empfand auch Theodor in seinem liebevollen Herzen, und wenn er nichts eigenes mehr zu verschenken hatte, so machte er es wie der heilige Crispinus und verband ohne viel Strupel mit der Seligkeit des Gebens die des Nehmens. So entbedte ich denn nach einiger Zeit bedeutende Lücken im Bilderbuch. Die schönsten Blätter fehlten. Theilnahmsvoll verriethen mir die Schwestern den Hergang. Uebervältigt von Wohlwollen, wünschte Theodor eines schönen Abends einem seiner lieben Mädchen im Kanzleihof vor dem Gute-Nachtsagen ein Andenken zu verehren. Er hieß sie warten, flog ins Haus und brachte ein Folioblatt aus dem Bilderbuch. Es fand lebhaften Beifall, nicht blos bei der Beschenken, sondern auch bei ihren Gespielen. Theodors unbegrenzte Nächstenliebe brachte es nicht übers Herz, die andern leer ausgehen zu lassen; jede der schönen Bittenbekam heut und in den folgenden Tagen auch ihr Blatt, und so ist von dem dickleibigen Buch nur ein kümmerlicher Rest mit einem halben Duzend Blätter für die Nachwelt gerettet worden.

Zu unsern Knabenspielen zurückzuföhren, muß ich hier noch des Turnens gedenken. Dasselbe war damals noch kein obligates und darum mehr oder minder lästiges Schulfach, sondern eine freie Vereinskache, vom trefflichen Professor Kl., unstrem verehrten Hausfreund, unter Kämpfen gegründet und mit Liebe gepflegt. Nur Gymnastiken, und zwar sittlich unbescholtene, wurden auf Anmeldung von der Turngemeinde in ihre Mitte aufgenommen. Unter den alten Kastanienbäumen der Stadtallee ward Mittwoch und Samstag abends geturnt. Es waren frohe Stunden, die man da zwischen Red und Barren, Gerkopf und Schwengel, Springgraben und Klettergerüste zubrachte. Mit welcher Ehrfurcht sahen wir an den großen deutschen Jünglingen hinauf, von denen uns jeder ein Siegfried schien! Welche patriotischen Schauer durchbebten unsre Brust, wenn zum Beginn und Schluß der Uebung ein Lied von Arndt,

Schentendorf, Körner gesungen wurde: „Freiheit, die ich meine,“ „Was ist des deutschen Vaterland?“ „Du Schwert an meiner Linken!“ „Blaue Nebel steigen,“ „Wohl auf zum fröhlichen Jagen!“ „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus“ zc. Bruder Theodor war ein weit besserer Turner als ich, während mich mehr die ideale und poetische Seite der Sache anzog. Nur im Gerwerfen that ich mich hervor.

### 3. Das Haus und die Familie.

Aus dem alterthümlichen R'schen Haus, wo wir sieben Jahre lang zur Miethe gewohnt, waren wir im Jahr 1822 in die nur eine halbe Straßenlänge entfernte für den Vater und seinen Amtsbruder an der Kirche erkaufte Dienstwohnung übergesiedelt. Es war ein höchst bescheidenes Wohngebäude der ordinärsten Bauart, und doch freute sich Alt und Jung des Tausches. Denn fürs erste waren wir nun Selbstherren im Haus und nicht mehr abhängig von einer weniggleich wohlwollenden Miethsherrschaft. Sodann konnte sich die wachsende Familie besser ausbreiten, denn es standen uns im ersten Stock sechs, freilich kleine Zimmer zu Gebot, wozu im Erdgeschoß noch anderthalb Stuben kamen, eine mit Oberhelfers gemeinsam. In diese unteren Gelasse wurden wir Knaben verlegt, wenn unsere oberen Stübchen für Gäste eingeräumt waren. Die gemeinschaftliche untere Stube benutzten wir gern als Camera obscura, denn wenn man die Fensterladen schloß, so war es Nacht, und durch zwei runde Lädenöffnungen sah man die auf der Straße Vorübergehenden schattenspielerartig an der Zimmerdecke vorbeiwallen. Auch mußte gewöhnlich eins von uns hinaus auf die Gasse, um denen drinnen zur Belustigung Narrensprünge zu machen. Im Wohnstock gab es nun für uns Knaben ein eigenes Zimmerchen, das ich in den ersten Jahren wie auch das Bett mit Theodor zu theilen hatte, bis ich später zu meiner größten Befriedigung in einem noch kleineren Hinterstübchen mich allein einrichten durfte.

Als Hausgenossen hatten wir im oberen Stock zuerst den ehrwürdigen Prediger Christian Adam Dann. Von seinem Patmos, einem Dörflein am Fuße der Alb, wohin ihn König Friedrich wegen der einem Schauspieler gehaltenen mißliebigen Grabrede aus der Hauptstadt verwiesen hatte, war er durch dessen Regierungsnachfolger bei nächster Gelegenheit zu gerechter Genugthuung zurückberufen worden. Der strenge Bußprediger mit der hohen, hagern Ascetengestalt, dem tiefliegenden feurigen Auge in dem bleichen edlen Antlitz und dem schlichten, langen, bis ins Alter ungebleicht schwarzen Haar kam unsrer, einem milderen Christenthum zugethanen Familie mit viel Freundlichkeit und Rücksicht entgegen, so daß die erste Scheu bald einem unbefangenen Zutrauen wich. Schwester Amalie namentlich als liebenswürdiges Schmeicheltätzchen und süßes Naschmäulchen wußte sich bei der würdigen Haushälterin des einsamen Wittwers in die intimste Gunst zu setzen und zog deren Gebärden und Eingemachtes der Hausmannskost am ertelichen Tisch entschieden vor. Was freilich der strenge Grabredner des Schauspielers W. zu einer gewissen theatralischen Leistung der Knaben seines nunmehrigen Amtsgenossen gesagt haben mag, ist mir nicht erinnerlich. Es verhielt sich mit derselben folgendermaßen.

Papa war eines Morgens früh verreist. Als Theodor und ich vor der Schule zufällig in sein, der Säuberung wegen halb ausgeräumtes Studirzimmer kamen, sahen wir inmitten desselben einen von der Morgensonne malarisch beschienenen Katafalk. Der große, dunkle Fußteppich war nemlich über etliche Stühle dergestalt ausgebreitet, daß bei einiger Phantasie die Täuschung nicht schwer war. Uns schoß augenblicklich der Gedanke durch den Kopf: Das ist eine prachtvolle Theaterdekoration, und heut Abend muß ein Trauerspiel aufgeführt werden. Man sieht, wir waren auf der Höhe der modernen Dramaturgie, wonach die Dekorationen das Stück machen. Gedacht, gethan. Abends nach der Schule ging's eifrig an die Vorbereitungen. Zuerst wurden ein paar Dugend Einlaßkarten zur Theatervorstellung heute Abend präcis 7 Uhr geschrieben. Die kleinen Geschwister trugen sie im Haus und in der Nachbarschaft umher. Auch im obern Stock wurden einige abgegeben. Nun

ging's an die Herrichtung der Bühne. Die Fensterrouleaux wurden herabgelassen, der Katafalk aufgebahrt, vier brennende Wachslichter zu Füßen der Bahre gestellt, auf dieselbe das Krucifix gelegt. Die Scenerie ließ nichts zu wünschen übrig. Sofort warfen sich die Schauspieler — Theodor und ich bildeten das ganze Personal — ins Kostüm. Spanische Hofen ließen sich durch Aufstreifen der Beinkleider und Emporziehen der Strümpfe leicht herstellen. Rittermäntel gaben ein paar Schürzen der Mutter ab. Auch fehlte es nicht an baretartigen Mützen und seidenen Schärpen aus Halstüchern der Schwestern gedreht, worin etwas Dolchartiges stat. Die tragischen Helden standen fertig da. Inzwischen hatte sich ein zahlreiches Publikum, bestehend aus den Geschwistern, den Hausmägden und den Nachbarskindern, eingefunden. Auch aus dem oberen Stock saß zwar nicht Herr Oberhelfer Dann, aber doch ein paar fromme Bauersleute, die er zu Besuch hatte, auf den Zuschauerbänken. Sie mochten etwas wie das Oberammergauer Passionspiel erwarten. Das Publikum wurde allmählich ungeduldig. Bruder Fritz, den wir zum Billetabnehmer und Maschinisten bestellt hatten, schellte zum dritten Mal und zog den Vorhang auf. Uns aber im Garderobezimmer ward plötzlich etwas schwül zu Muthe, denn es trat jetzt unaussprechlich eine Frage an uns heran, an die wir, mit Wichtigem beschäftigt, bisher nicht hatten denken können; nämlich: was soll eigentlich ausgeführt werden? Auf Mord und Todtschlag mußte es natürlich hinauslaufen, aber was vorher? was nachher? was sonst? Darüber waren wir völlig im Dunkeln. Weder von Schillers feindlichen Brüdern, noch von Shakespeares Heinrich VI, der mit dem Trauerpomp am Königskatafalk beginnt, hatten wir eine blasse Idee. Draußen wurde gemurrt und mit den Füßen gestampft, unsre Lage ward immer kritischer. Jeder verlangte, der andre solle hinaus und das Stück eröffnen, das übrige werde sich dann schon machen. Endlich stieß mich Theodor gewaltthätig durch die geöffnete Thür, daß ich bis in die Mitte der Bühne flog. Ich faßte mich und ging stumm mit über einander geschlagenen Armen als ein kleiner Hamlet am Katafalk auf und ab. Plötzlich stürzt Theodor herein, stößt mir mit den Worten: „Stich, Verräther!“ den Dolch in die Brust und geht rasch wieder ab. Wer war glücklicher als ich? Entseelt lag ich am Boden und konnte ruhig der Dinge harren, die da kommen sollten. Die Lieben denn auch nicht auf sich warten. Der Bruderermörder trat wieder auf, rief: „O Himmel!“ bohrte sich selber den Dolch ins Herz und fiel poltern über meine Leiche. Das erschütterte Publikum saß einige Minuten stumm, der weitem Entwicklungen gewärtig. Es entwickelte sich aber nichts mehr, außer daß Theodor endlich mit Galgenhumor aufsprang und verkündigte: „Das Stück ist aus!“ Scheltend und lachend zogen die Zuschauer ab und mit Schmach bedeckt schlichen die Schauspieler davon, denen nun die unliebe Aufgabe blieb, Pappas Zimmer wieder in Ordnung zu bringen.

Hatten wir diesmal auf ein paar Minuten die feindlichen Brüder gespielt, so will ich nicht leugnen, daß wir je und je auch ernstlich hintereinander kamen. Die Räume waren eng, in denen sich sechs, dann acht, später zehn Geschwister um einander bewegten; die Temperamente verschieden; Kollisionen konnten nicht ausbleiben, und häufig zog ich gegen die beiden Brüder den kürzeren. Sie lebten mehr nach außen, ich mehr nach innen; sie waren gewaltthätiger, ich empfindlicher; die vielbeschäftigten Eltern hatten nicht immer Zeit zu interveniren, oder wenn ihr Spruch angerufen wurde, Schuld und Unschuld lang abzuwägen. Erst später gewann ich mir ein günstiges Vorurtheil. So kam es manchmal vor, daß ich, nachdem der Widerpart triumphirend abgezogen, als die verkannte Unschuld mit heißen Thränen im Winkel stand und mit wollüstigem Märtyrergefühl mich auf den jüngsten Tag freute, der alles klar machen und mein Recht im Angesichte sowohl der Eltern und Geschwister als auch der gesammten himmlischen Heerschaaren ans Licht bringen würde. Dazwischen fehlte es nicht an edlen Versöhnungsscenen und mehr als ein Tugendbund wurde auf ewige Zeiten geschlossen. Einer derselben dauerte ein volles Halbjahr. Das Wort Memento mußte damals aller Fehde ein Ende machen, und es bezog sich darauf das Zwie-

gespräch, das ich mit Theodor in dem von uns gemeinsam bewohnten Bett allabendlich nach dem Nachtgebet wechselte: „Gut Nacht, Theodor, hast Decke? — Ja, hast Du? — Ja, hast Blag? — Ja, hast Du? — Ja, gut Nacht! — Gut Nacht! — Memento! — Memento!“

Ungetrübter war das Einvernehmen mit den jüngeren Schwestern, von denen zunächst die beiden ältesten zu einem hübschen Pärchen heranwuchsen: Luise rothwangig, blauäugig, blond, gemüthlich; Lottchen bleich, mit dunklem Haar und griechischem Profil, in sich gefehrt, gescheit, sanft, wenn sie nicht etwa den Hitzkoller bekam und godelartig aufbraute. Das zierliche, nach Laune liebenswürdige oder eigensinnige Mädchen und die dicke, gutmüthige Pauline traten erst später in den Vordergrund, von der jüngsten Generation, Eduard, Johanna und Maria noch gar nicht zu reden. Diejenige Galanterie zwar und ritterliche Verehrung, welche Schwestern, seien sie jünger oder älter, von wohlgezogenen Brüdern anzusprechen haben, lernte ich erst in den späteren Gymnasialjahren und in

der Studentenzzeit, und nicht ohne Beschämung erinnere ich mich, wie in Fällen, wo die eigensinnigen Mädchenköpfe von dem gelehrteren Bruder durchaus keine Vernunft annehmen wollten oder wo die losen Mädchenzungen trotz aller Warnungen das Necken nicht lassen konnten, meine strafende Hand mit Paulinens runden Wangen, mit Amaliens schlankem Rücken, selbst mit Lottchens griechischem Profil in unsanfte Berührung kam. Nur mit der unbegrenzt gutmüthigen Luise konnte man unmöglich in Streit gerathen.

Wie freundlich übrigens im allgemeinen unser Verhältniß war, davon zeugt der feierliche Entschluß, den wir allerdings in früherer Kindheit eines Tags nach Tisch faßten: unsere Lebensschicksale dauernd an einander zu ketten. Ich beschloß Schwester Luise zu heirathen, Theodor wählte Lottchen zur Lebensgefährtin, Fritz bot Amalien seine Hand. Daß die anwesenden Eltern säumten, zu diesem schönen Plan ihren Segen zu geben und Papa sogar gefegliche Schwierigkeiten andeutete, war uns befremdlich. (Fortsetzung folgt.)

## Kurprinz Friedrich Wilhelm am Sarge Gustav Adolfs.

Historische Skizze von Georg Hill.

(Su dem Bilde auf S. 469.)

Nachdruck verboten.  
Gel. v. 11., VI. 70.

„Die Schweden sind da!“ Dieser Ruf verbreitete am Morgen des 24. Juni 1630 allgemeinen Jubel in der Stadt Wolgast. Die Bürger eilten aus ihren Häusern auf die Gassen, einige liefen sogar durch die Postenketten der kaiserlichen Soldaten oder stiegen trotz des strengen Verbotes auf die Thürme, um weit hinaus zu spähen, ob die lang ersehnte Hilfe wirklich nahe sei.

Die Stadt Wolgast hatte unter den Drangsalen des furchtbaren Krieges gewaltig gelitten. Drei Jahre lang war Pommern heimgesucht worden, wie kaum eins der anderen Länder, über welche der Sturm des Unheils hinwegfegte. Schon 1628 hatten die Dänen wie Räuber gehaust, sie nahmen Wolgast in Besitz, bis Wallenstein nahte, um den Angriff zu beginnen, der nach einigen vergeblichen Anstrengungen gelang. Dabei steckten die abziehenden Dänen die Stadt in Brand, um ihren Rückzug zu decken. Die Wallensteiner drangen in die brennenden Gassen, löschten die Flammen und retteten namentlich einen Theil des Schlosses; aber diese Hilfe bezahlte die arme Stadt theuer, denn Wallenstein ließ die Retter, seine Soldaten, nach Belieben plündern.

Es war ein schlimmes Ding um die Hilfe der Kaiserlichen. Sie ließen sich's stets gar zu wohl sein in den Ländern und Städten, welche sie gewonnen, und so erfuhr denn auch Wolgast die grausame Behandlung, von deren Einzelheiten damals fast jede Stadt zu erzählen wußte, sobald die Truppen Ferdinands ihren Einzug gehalten hatten.

Daß also die Wolgaster die Annäherung der Schweden mit Frohlocken begrüßten, war jedem begreiflich und erklärlich, nur nicht dem in der Stadt kommandirenden kaiserlichen Obersten von Schlechter, dessen Namen der Volkswitz nur mit einem A in der ersten Silbe zu schreiben und zu sprechen pflegte, weil besagter Herr sich in der That wie ein Genosse jenes übrigens so ehrenwerthen Handwerks aufgeführt hatte, dessen Bräuche und Verrichtungen er allerdings nicht nur auf das „liebe Vieh“, sondern in vielen Fällen auch auf die Menschen in Anwendung brachte.

Schon seit einer Woche hatte man von dem baldigen Nahen des großen Gustav Adolf gesprochen, der mit seiner Armada aus dem Norden kommen sollte, die bedrohte Sache der Evangelischen oder Protestanten zu retten. „Der Löw' von Mitternacht“, wie die Säger der Zeit ihn nannten, fuhr über das Meer, landete an deutschen Küsten und wollte binnen kurzem die Feinde der Lehre Luthers in alle Winde zerstreuen. Viele zweifelten noch an der Wahrheit jener Berichte, die Leute in Wolgast waren so bedrückt, so muthlos geworden, daß sie kaum mehr zu hoffen wagten. Als aber die Truppen Schlechters bedenkliche Mienen annahmen, als die Anstalten zur Abwehr eines herannahenden Gegners mit doppeltem Eifer betrieben

wurden, da merkten denn doch die Kleinmüthigsten, wie ein Gewitter sich zusammenzog, das die Luft reinigen sollte, und als endlich zur Nachtzeit eine Barke aus der Peenemündung einlief, deren Schiffer die Kunde brachte, wie die Schwedenflotte bei Usedom ankere, da war die frohe Stimmung so mächtig, daß kein Bürger sich zurückhalten ließ, seine Freude laut zu äußern.

Der kommende Tag brachte die Gewißheit. Man sah in weiter Ferne die weißen Segel der Schiffe sich blähen und erkannte wohl hie und da die schwedischen Flaggen am Top, und auch Herr Oberst von Schlechter machte aus dem schlimmen Berichte kein Hehl mehr, denn er traf seine Anstalten zum Abweisen der gefürchteten Blauröcke, die schon auf Ruhden gelandet, dann zu Usedom's Küsten geschifft waren, über die Stelle hinwegsegelnd, wo der Sage nach die versunkene Stadt Wineta, das alte Julin, in den Tiefen der See begraben liegen soll.

Vor der Hand war es nur eine Abtheilung der Schwedenarmee unter Kniephausen, die sich zeigte. Aber sie ging so schnell vorwärts, daß Schlechter mit seinen 2000 Mann kaiserlicher Truppen die schwedischen Kugeln sausen hörte und in das Schanzenwerk schlagen sah, noch ehe er sich zum Aeußersten entschlossen hatte. Dennoch hielt er den Angriff wacker aus. Sieben Tage lang vertheidigte er sich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln, bis die Schweden mit ihrem schweren Geschütz so arge Breschen in die Stadtwälle legten, daß es nur noch auf einen gut geleiteten Sturm ankam, um Wolgast in ihre Hände zu liefern.

Der Oberst wollte zeigen, daß er nicht allein ein trefflicher Marodeur im höheren Sinne, sondern auch ein hartnäckiger Soldat sei, und da er die Stadt nicht zu halten vermochte, räumte er diese, um mit 600 Mann sich auf das Schloß zurückzuziehen, welches auf der kleinen Peeneinsel lag. Die Bewohner Wolgasts sahen die Schweden einrücken, sie empfingen ihre Befreier mit demselben Jubel, der später den nordischen Helfern in allen Städten zu Theil ward, welche sie vom Druck der wilden Soldateska erlösten, die unter Ferdinands Banner foht.

Alein Schlechter wollte nicht abziehen, ohne das Letzte unternommen zu haben, und deshalb krachte es unaufhörlich aus den Schießscharten der Schloßmauern, die Geschütze spieen einen wahren Hagel von Kugeln aus, der freilich nicht viel Schaden that, aber die Verwirrung unter den Bürgern doch gewaltig erhöhte. Erst als der schwedische General Gleiches mit Gleichem vergalt, mußte Schlechter die Chamade schlagen lassen. Er übergab das Schloß, nachdem er 8000 Schüsse auf Wolgast gethan hatte.

Die abziehenden Feinde wurden nicht weiter verfolgt, die Stadt athmete endlich auf, als die letzten Bedränger vor den

siegreichen Schweden flüchteten, und auf den Donner der Kanonen folgte das Geläute aller Glocken, die den Frieden verkündigten, zugleich aber auch ihren Gruß dem brachten, auf dessen Befehl Wolgast gerettet und vom Feinde gereinigt worden war: Gustav Adolf.

Der König zog am 28. Juli in die frei gemachte Stadt ein. Von Greifswalde kommend, hatte er schon tags vorher seine Ankunft gemeldet. Ein Freudenfest für Jung und Alt war sein Einzug. An der Grenze des Stadtfeldes empfingen die Kaufleute den König zu Pferde. Am Westthore bewillkommte ihn der Magistrat, die Schlüssel der Stadt überreichend.

Der festliche, aus 18 Wagen bestehende Zug bewegte sich gegen das Homeyersche Haus, wo der König wohnen sollte; Fahnen und Teppiche hingen aus allen Häusern hernieder, die Glocken läuteten, die Bürgerschaft bildete Spalier; als der König auf dem Marktplatz ankam, ließen vom Rathhaussaale und Thurme herab die Musiker ihre Posaunen und Trompeten erschallen, und der Platz vor dem Hause Homeyers war mit blauem Tuche belegt, desgleichen Flure und Treppen. Junge Mädchen, an ihrer Spitze die Tochter des Homeyerschen Hauses, empfingen den Ketter; abends illuminirte man die Stadt und die Schiffe im Strome.

Der König, den alle wie einen Helden aus der Schrift betrachteten, gewann jeden durch seine Leutseligkeit. Er versprach Besserung der Zustände und belebte die Hoffnung der Bürger. Er ließ sich die Kirchen zeigen, das fürstliche Begräbniß, besuchte die Schiffe und ging in das zum Theil in Ruinen liegende Schloß.

Bei diesem letzteren Besuche wurden die Wolgaster mit der angenehmen Nachricht überrascht, daß der noch in gutem Zustande befindliche Theil des alten Hauses schnell hergerichtet werden solle, um als Wohnung für die Gemahlin Gustav Adolfs, die Königin Marie Eleonore, eine Schwester des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, zu dienen, welche in Wolgast residiren sollte, während ihr Gemahl für die Freiheit der deutschen Protestanten stritt.

Die Vorbereitungen begannen sofort, und als der König, wiederum unter festlichem Gepränge, aus Wolgast zog, um über Karlsburg den Vormarsch anzutreten, war das alte Schloß bereits wohnlich genug hergerichtet, um die eintreffende Fürstin beherbergen zu können.

Es war das erste Mal gewesen, daß Gustav Adolf die Stadt betreten hatte — ein Mann, ein Held im wahren Sinne des Wortes. Kraftvoll, in der schönsten Blüte der Männlichkeit, gleich einem Streiter, wie er in den Gefängen der nordischen Sagen lebte, die von Enkel zu Enkel forterbten, den Geschlechtern erzählend von den Helden der Aßen, die unüberwindlich im Kampfe waren, so erschien den Staunenden Gustav Adolf. Sie wähten die alten Gestalten wieder heraufsteigen zu sehen aus den Gräbern, als die prächtig gerüsteten Reiter des Königs durch die Gassen zogen.

Gustav Adolf verließ Wolgast unter den innigsten Segenswünschen einer treuergebenen Bevölkerung — es sollte diese Stadt noch einmal den Vielgeliebten in ihre Mauern aufnehmen, aber seine mächtige Stimme sollte dann nicht mehr gehört werden, sein schönes blickendes und doch so gutmüthiges Auge dann nicht mehr die Schar derer mustern, welche zu freudigem Empfange herbeieilten.

Königin Marie Eleonore war eine Bürgerin Wolgasts geworden. Sie residirte auf dem alten Schlosse, und von dort aus machte sie die Ausflüge in das Feldlager zu ihrem Gemahle. Bevor sie dieselben unternahm, waren die Nachrichten von des Königs Siegen in alle Länder Europas gedrungen. Unaufhaltsam schien der Lauf des Löwen von Mitternacht, der all seine Feinde zu Boden warf.

Marie Eleonore hatte ein Jahr lang ausgeharrt in dem kleinen Wolgast, ohne dem heißen Wunsche, mit Gustav Adolf vereint zu sein, nachzugeben. Am 10. Januar 1632 traf sie endlich in Hanau mit ihm zusammen; glückliche Tage verlebten beide, bis der neu auslobernde Krieg den König wieder aus den Armen der Gattin riß; aber die Königin war es, welche

den Bürgern der Stadt Wolgast stets zuerst neue herrliche Erfolge kund that: das Treffen am Lech, den glänzenden Einzug in München.

Während sie in der Stadt blieb, sahen die Bürger manchen hohen Gast der Königin seine Huldbigung darbringen. Vor allem waren es die nordischen Fürsten und Fürstinnen, welche der Gattin des großen Keters „der bedrängten Christenheit“ gar fleißig aufwarteten, und wenn sie anlangten, dann gab es für die Wolgaster stets einen neuen Freudentag; sie waren mit Recht stolz auf den Vorzug, die Gemahlin des großen Königs in ihren Mauern zu wissen.

Unter den Gästen, welche sich bei Marie Eleonore einfanden, war besonders einer, der die Aufmerksamkeit, das Interesse der Bürger, des Adels, der Männer des Rathes erweckte und fesselte. Es war ein schöner fürstlicher Knabe von elf Jahren, schlanken Wuchses, mit kühnem und geistvollem Antlitze. Seine Haltung war straff, seine Geberde kurz und dennoch gewinnend. Lebhaften Geistes und feuriger Entschlüsse voll, achtete er aufmerksam auf jede Begebenheit, fragte er nach den Einrichtungen des Staates und der Verfassung des Landes. Die Leute wußten, daß dieser schöne Knabe schon schwere Tage gesehen und durchlebt hatte. Früh hatte er ernste und trübe Eindrücke erfahren. Das Land seines Vaters war verheert worden durch die Furie des Krieges — flüchtend mußte er durch Gebiete eilen, die er einst beherrschen sollte, um theils vor den Nachstellungen des Feindes, theils vor der Seuche, welche die stete Nachfolgerin des Kriegsungeheuers ist, sich zu bergen.

Im einsamen Jagdschlosse zu Lezlingen, den Uebungen der Jagd obliegend, fern von dem Getümmel der Welt, die wenig des Guten aufzuweisen vermochte, erstarkte sein Körper, während sein Geist, mit den Ereignissen der furchtbaren Zeit sich beschäftigend, jene frühe Reife erlangte, welche die Vorsehung solche Männer gewinnen läßt, die sie zu ihren großen Werkzeugen ausersehen hat.

Man wußte, daß dieser Knabe dem großen Schwedenkönige sehr am Herzen liege; man erzählte sich, daß Gustav Adolf Willens gewesen sei, ihn nach Schweden zu bringen, um ihn dort, fern von den Ereignissen, welche vielleicht erdrückend auf den geistvollen Knaben wirken konnten, erziehen zu lassen. Alle Welt wußte, daß der Vater des jungen Sprößlings nicht ein Mann nach Gustav Adolfs Herzen war, daß dieser ihn der Wankelmüthigkeit, kleinlicher Entschlüsse zieh und manches Unheil, das deutsches Land betroffen, auf seine Schultern wälzte, und viele mochten sich wundern, wie es kam, daß der Knabe dennoch so innig dem Schwedenkönige zugethan blieb, der doch seinem Vater nicht allzu hold war — denn dieser Knabe, dieses junge Fürstenkind war kein anderer als Friedrich Wilhelm, der Kurprinz von Brandenburg.

Schon kurze Zeit nach der Uebersiedelung Marie Eleonorens nach Wolgast war der Kurprinz von Küstrin aus zum Besuche bei seiner Tante gewesen. Er hatte während seines Aufenthaltes in der Oberfestung von den Thaten des großen Oheims erzählen hören, von seiner Landung an Deutschlands Küsten und seinem siegreichen Vordringen. Die besorgte Umgebung hatte es nicht verjäumt, zu dem Kurprinzen von Gustav Adolf als dem Ketter Deutschlands und damit zugleich auch des brandenburgischen Landes und Thrones zu sprechen. Den schwedischen Helden umgab nicht allein der Lorbeer des Siegers und der Glanz des Ruhmes, welcher den weisen Feldherrn lohnt — auch die Poesie hatte ihr duftiges Gewand angelegt, um neben Gustav Adolf einherzuschreiten. Sein ganzes Unternehmen hatte bei aller Größe des Planes und der energischen, echt solbatischen Ausführung dennoch jene romantische Färbung angenommen, welche namentlich jugendliche Gemüther so gern und leicht erkennen und die ihnen den Gefeierten doppelt werthvoll macht. Der Kurprinz Friedrich Wilhelm hatte eifrig den Gang der Begebenheiten verfolgt, deren Regelung in den Händen seines großen Oheims lag. Er brannte vor Begierde, in die Nähe des angebeteten Helden zu kommen, mit dem nahe verwandt zu sein er das Glück hatte, und oft genug ließ er trauernd das jugendliche Haupt sinken, wenn er, in die Ein-

samkeit der kleinen Feste gebannt, vergebens hinausstrebte in die weite vom Kriegsturm bewegte Welt.

Die ersten Unterhaltungen mit der Tante Marie Eleonore begeisterten den Knaben nur noch mehr für Gustav Adolf, und er betrachtete es als ein besonderes Glück, daß Herzog Bogislaw von Pommern ihn 1632 einlud, nach Stettin zu kommen.

Er war nicht weit entfernt von der Tante Marie, er konnte leichter als dort unten am Oderflusse die Kunde von den großen Ereignissen vernehmen, und die Stadt selbst, die ganze Umgebung — alles bot ihm vielfache Gelegenheit, Menschen, Sitten und Verfassung eines Landes kennen zu lernen, welches er dereinst regieren sollte.

Von jetzt an blieb er mit der Königin-Tante in stetem Verkehr. Jede Meldung vom Kriegsschauplatz theilte sie dem Kurprinzen mit, kein Tag verging, an welchem sie nicht dem fürstlichen Knaben von den Thaten und den großen Ideen Gustav Adolfs erzählte, auf dessen Helbengestalt sich die Blicke aller Bedrängten, alle Befenner einer freien Lehre richteten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Unterhaltungen Marie Eleonorens mit Friedrich Wilhelm weit mehr eine Art von Unterricht gewesen sind, dem der geistvolle Knabe begierig lauschte, und daß durch die Königin zuerst jene großartigen Gedanken, jene festen Vorätze in ihm geweckt und gestaltet wurden, durch deren Verwirklichung der große Kurfürst später die Bewunderung von Mit- und Nachwelt errang, daß dieser Gedankengang sich unmittelbar an den des Schwedenkönigs schloß, der sich mit Stolz den Retter und Hort religiöser Freiheit nannte.

Schwer genug war der Abschied des Neffen von der Tante, als diese zu ihrem Gemahle nach Dinkelsbühl eilte, ihn nach längerer Trennung wieder zu umarmen. Nur die Befehle der Eltern hatten den Kurprinzen zurückgehalten, die Tante zu begleiten. Er mußte seine Ungeduld, den Helden begrüßen zu dürfen, ihn von Angesicht zu Angesicht zu erschauen, zügeln, und die Hoffnung, diesen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen, war des Kurprinzen stete Begleiterin auf seinen Ausflügen.

Von Erfurt aus kamen die Berichte, wie Gustav Adolf zur Befreiung des Kurfürsten von Sachsen eilte, und wie er in wahrhaft rührender Weise zu Erfurt von der Gemahlin Abschied genommen.

Einige Zeit blieb man ohne Kunde. Da jagten die Couriere durch die Gassen der Stadt, die Nachricht verbreitete sich blitzschnell, daß zwischen den Schweden und den Kaiserlichen eine blutige Schlacht geschlagen worden sei, in welcher auf beiden Seiten mit furchtbarer Wuth gekämpft worden, wo die Verwundeten einander noch mit den Zähnen ergriffen hatten und die Leichen reihenweis geschichtet lagen. Die mörderische Schlacht hatte bei Lützen stattgefunden, sie war siegreich für die Schweden ausgefallen, aber gleich einer mächtigen, von tausend und abertausenden gewimmerten Klage schallte es durch das ganze deutsche Land, durch alle Gauen der Länder Europas: Am 6. November, dem Tage der Schlacht von Lützen, ist Gustav Adolf gefallen!

Dieser Schreckensruf machte ganze Völkerschaften erbeben; unter der Wucht dieses furchtbaren Schlages wankten die Throne vieler Fürsten, und bange, zitternd vor den kommenden Tagen, verhüllten die Mächtigsten unter den Befennern des Evangeliums ihre Häupter.

Aber der Geist des Königs lebte noch in seinem Heer, in seinen erprobten Feldherren. Wie über der Leiche des Gefallenen ein blutiger Kampf entbrannt war — so tobte er weiter fort. Um den Sarg des Heimgegangenen wüthete jetzt der Lärm, das Getümmel neuer Schlachten.

In Weissenfels sah die Königin Marie Eleonore den Gatten wieder. Sie umarmte die blutige Leiche, und mit der trauernden Wittve standen die Getreuen jammernd am Sarge eines der größten Menschen und Helden aller Zeiten, weinten die bekümmerten Abgesandten vieler deutschen Lande, welche ihren Retter verloren hatten.

Marie Eleonore wollte, daß der Körper des Gefallenen in Schweden seine Ruhestatt finde. Wider den Willen Gustavs ließ man den Körper einbalsamiren. Dieses Geschäft verrichtete

der Apotheker Casparus zu Weissenfels, der auch sofort den Leichenbefund feststellte. Neun Wunden — 6 Schuß-, 2 Hieb- und eine Stichwunde — zeigte die königliche Leiche, und es lief das schreckliche Gerücht umher: der König sei von Mörderhand gefallen.

Als der Apotheker sein schweres Geschäft vollendet hatte, ward der Leichnam in den bleiernen Sarg gelegt, der wiederum in einen zweiten, aus dem Holze deutscher Eichen gefertigten gesetzt wurde. Von allen Kanzeln ward über den Fall des Königs gepredigt, und die Dichter der Zeit besangen, tief ergriffen, das entsetzliche Ereigniß. Eines der ansprechendsten Gedichte, dessen Verfasser unbekannt geblieben, sei hier wieder gegeben:

Das Schwed' und teutsche Land — der Himmel und die Welt,

Der Krieger und Scribent — die haben unsern Held

Gleich unter sich getheilt, denn einen solchen Hiesien

Kann nicht ein einzig Grab in seinen Cirkel schließen.

Der Schwede hat den Leib, weil er ihn erst gebar,

Der Deutsche hat das Herz, weil es ihm günstig war.

Der Himmel hat die Seel — die Welt den Ruhm beraten.

Der Krieger Neu und Leid — der Dichter seine Thaten.

So hat an diesen Held ein Jeder seines gewandt

Schwed, Deutscher, Himmel, Welt — der Krieger und Scribent."

Mit der theuren und doch so schmerzlichen Last verließ Marie Eleonore die Stadt Weissenfels. Ihre Begleitung bildeten eine Abtheilung treuer Kämpfer aus dem Heere des verewigten Helden. Der Trauerzug ging über Wittenberg und Spandau nach Wolgast. Von dort aus sollte die Ueberführung nach Schweden stattfinden. Jede Stadt, jedes Dorf, durch welche der Zug kam, feierte das Gedächtniß des großen Todten; so ernst und so innig wehklagend, wie niemals um einen der Heiligen getrauert worden, von denen die Legenden der Priester berichten.

Zum zweiten Male kam also der König nach Wolgast — starr, kalt, stumm auf ewig — der einst so kraftvoll, seines Sieges für die gute Sache gewiß, hinausgezogen war. Dieselben Glocken, welche einst so hell erklangen, den Retter zu begrüßen — wie summten sie am 13. Juni 1633, fast genau zwei Jahre nach jenem Einzuge, so dumpf und wehklagend!

Im Saale des Schlosses, der zur Kapelle hergerichtet war, ließ Marie Eleonore den Sarg niedersetzen. Von allen Seiten strömten Fürsten und Herren herbei, den theuern Todten noch einmal zu sehen. Unter der Schar der hohen Trauergäste befand sich auch Kurprinz Friedrich Wilhelm von Brandenburg. In welcher Weise sollte sein Lieblingswunsch, den hochverehrten Oheim und Helden zu sehen — erfüllt werden! Wie hatte er noch immer gehofft, ihn einst begrüßen zu können an der Spitze der gewaltigen Reiter, wenn der König mit hochgeschwungenem Degen auf feurigem Rosse sitzend die Scharen zum Gefecht ordnete — und nun?

Der Kurprinz trat, von der Tante geleitet, in den Saal. Marie Eleonore wollte den Neffen zum offenen Sarge führen, George Wilhelm und Elisabeth Charlotte, die Eltern des Kurprinzen, welche ebenfalls nach Wolgast gekommen — blieben an jenem Abende zurück.

Die Königin war der Sitte der Zeit gemäß in ein weißes Trauergewand gekleidet. Leise und bebend schritt Friedrich Wilhelm, gehüllt in schwarze Sammetkleider, an der Hand der Tante zu dem Katafalk. Die Kerzen auf dem Altar warfen ihren röthlichen Schein auf die Leiche des Königs, welche in dem offenen, auf einer kleinen Erhöhung stehenden Sarge ruhte. Die Ehrenwache bestand aus 24 Soldaten verschiedener Regimenter nebst vier Offizieren. Am Sarge waren, zunächst dem Altare, zwei Mann vom Regiment Stenbock postirt. Reiter mit gebräunten Gesichtern mit dem Kürass und der Eisenhaube auf Brust und Kopf, die blanken Pallasche in den Händen, mit welchen sie vergeblich sich bemüht hatten, Bahn zum Könige zu hauen durch die Masse der Feinde, denn die Stenbockschen waren es gewesen, an deren Spitze der König in den Feind brach und von denen er im rasenden Getümmel getrennt worden war, um auf geheimnißvolle, bis heut noch nicht aufgeklärte Weise die tödtlichen Schüsse zu empfangen.

Jene beiden dort am Sarge hatten wohl den König erblickt, als er zum letzten Male seinen Schaaren vorwärts winkte.



Paulus Melchers, Erzbischof von Köln.

Die gefehrte Standarte, deren Tuch die Kugeln der Kaiserlichen zerfezt hatten, hielt ein Mann vom „Blauen Regiment Südermannland“, das um des Königs Leichnam mit den Papenheimern foht.

Der Kurprinz blickte starr, ohne mit den Wimpern zu zucken, auf das edle Antlik des Todten. Die durch Einbalsamirung vollkommen erhaltenen Züge zeigten keinen schmerzlichen Ausdruck. Majestätisch, erhaben und ruhig — wie schlafend, ausruhend von den gewaltigen Thaten, aus deren Mitte er gerissen, lag der König da — ein feines Lächeln spielte um seinen Mund, und als ein leichter Windhauch das Licht der Kerzen bewegte, da war es, als zucke durch des Königs Antlik noch einmal das Leben, als wolle er den Mund öffnen, den zu begrüßen, der tief, bis ins Mark erschüttert, vor dem Sarge stand, in stillem Gebete und sich gelobend: einen Theil des geistigen Erbes an sich zu nehmen, welches der Todte ihm hinterlassen — ein Hort zu sein, wie der König es gewesen, für die Bedrängten, die um ihres Glaubens willen leiden durch fremde Gewalt — den Arm zu erheben für sie, wie des Königs Arm erhoben ward zum Schuze, der Arm, der zerschmettert herabfant am blutigen Tage von Lützen.

Wie Friedrich Wilhelm diese Gelübde gehalten — davon erzählt die Geschichte, indem sie bewundernd auf sein Bild deutet.

Nachdem die Trauernden alle die theure Leiche betrachtet, ward der sie umschließende Bleisarg in einen silbernen gesetzt,

welcher sodann geschlossen wurde. Zwei Tage später hielt Dr. Fabricius die Leichen- und Abschiedsrede, zum Texte die Worte nehmend: „Die Krone unseres Hauptes ist abgefallen. Wehe, daß wir so gesündigt haben!“

Am 15. Juni nachmittags setzte sich der Zug aufs neue in Bewegung, welcher nun die Leiche zum Schiffe geleiten sollte.

Die Königin mit ihren nächsten Angehörigen, Georg Wilhelm von Brandenburg, Herzog Bogislaw von Pommern waren die ersten im Zuge. Eine große Menge der angesehensten Männer folgte. Man zog durch die Stadt bis zur Peene, wo eine zum Schiffe führende Brücke geschlagen war.

Vor derselben wurde die Leiche noch einmal niedergesezt. Der schwedische Reichsrath Steno Bielke hielt Namens der Königin und der Krone von Schweden eine Dankrede an das Leichengefolge, dann trugen acht Soldaten den Sarg über die Brücke in das bereit liegende Schiff.

Alle Fahrzeuge hatten zur Trauer geflaggt — noch einmal winkte die Königin trauernd zum Abschied, dann schlugen alle Glocken der Stadt an, die Geschütze donnerten, das Leichenschiff legte sich in den Wind und, langsam sich vom Ufer entfernend, trug es den großen Todten hin zur trauernden Heimath, denselben Wasserweg nehmend, auf dem der König zwei Jahre vorher mit seiner Kriegsflotte gen Deutschland gefegelt war, um die Freiheit des Glaubens zu retten, für welche er sein edles Leben gelassen hatte.

## VII. Paul Melchers, Erzbischof von Köln.

Wiederum ist eine der Koryphäen in dem Kampfe der römischen Hierarchie wider das neu erstandene deutsche Reich von dem Schauplatze des öffentlichen Lebens verschwunden und hat in der stillen Einsamkeit der Kerkermauern Muße und Gelegenheit gefunden, die Wahrheit seiner eigenen Vorhersagung zu bedenken, „daß die Beschlüsse des vatikanischen Konzils zu unheilvollen Zerwürfissen mit dem Staate führen würden.“ Am 31. März ist Erzbischof Paulus Melchers von Köln, nachdem er selbst in mehreren Predigten auf das ihm drohende Ereigniß hingewiesen hatte, von dem königlichen Polizeipräsidenten verhaftet und in die Strafanstalt zu Köln überliefert worden. Und wenn wir auch nicht in die orationes pro constituto in carcere (Gebete für den Eingekerkerten), zu denen das Generalvikariat die Glieder der Erzdiocese auffordert, einstimmen können, so liegt es doch auch uns nahe, Betrachtungen über das Schicksal eines Mannes anzustellen, auf den die Blicke der Welt mit ernstem Nachdenken gerichtet sind.

Paul Melchers ist als der Sohn einer geachteten wohlhabenden Kaufmannsfamilie am 6. Januar 1813 in Münster geboren. Keine Stadt Deutschlands trägt so sehr das Gepräge der mittelalterlichen Abgeschlossenheit, als dieses Münster mit seinen zahlreichen Kirchen und Klöstern und den alten herrschaftlichen Sizen, in welchen seit Jahrhunderten die traditionelle Treue gegen das Papstthum wohnt. Daß eine solche Umgebung auch auf des jungen Melchers Gemüth einen wirksamen Einfluß ausgeübt hat, finden wir mehr als glaublich; denn ihr ist es vor allem zuzuschreiben, daß Melchers, welcher die Jurisprudenz studirt und bereits als Referendar eine Zeit lang in seiner Vaterstadt fungirt hatte, die juristische Laufbahn verließ und sich dem geistlichen Stande widmete. Sein Freund Ketteler ist ihm in diesem Wechsel wenige Jahre vorausgegangen. Die unteren Stufen des geistlichen Amtes durchlief Melchers sehr schnell. Am 5. Juni 1841 zum Priester geweiht, wirkte er zuerst als Kaplan in Haltern, wurde aber bereits nach 2 Jahren zum Subregens des Priesterseminars zu Münster berufen, stieg 1845 zum geistlichen Rathe bei dem dortigen Generalvikariate; seit 1851 war er Regens des Seminars, 1852 Domkapitular und Generalvikar des dortigen Bischofs Dr. Müller.

Was ihm zu diesem schnellen Avancement geholfen, ist dem nicht unerfindlich, der in die Maschinerie des römischen Hierarchismus einen tieferen Blick geworfen hat. Nicht theologische Gelehrsamkeit hat den Vereidenswerthen so schnell emporgehoben; denn, so weit wir in der katholisch-theologischen Welt Umschau halten können, ist kein einziges wissenschaftliches Werk aus seiner Feder hervorgegangen. Nicht Kanzelberedtsamkeit hat ihm den Weg zu den Ehrenstellen eröffnet; seine Begabung als öffentlicher Redner ist nur eine mittelmäßige; und von dem, was das Herz erwärmen und die Phantasie beleben kann, besitzt Melchers so wenig, daß ein Freund seiner früheren Jahre von ihm urtheilt: „Schon in jüngeren Jahren lag dem Herrn Melchers jedes Interesse für Poesie unendlich fern; er schien dieselbe fast als eine Krankheit zu betrachten, der man nach Kräften aus dem Wege gehen müsse. Kunst und Poesie vermögen der Individualität des Kölner Oberhirten kein Interesse einzufloßen, weil die Eigenthümlichkeit seiner Bildung dieser idealen Lebensfaktoren nicht bedarf.“ (Tangermann, zur Charakteristik der kirchlichen Zustände.) Aber eins ist Melchers eigen als ein Grundzug seines Charakters, der ihn in den Augen der römischen Welt hochstellen muß: die feste Bestimmtheit, auf das Ziel loszugehen, das ihm vor der Seele steht,

\*) Darum bleibt es für solche der Poesie abhold Gesinnte ein gefährliches Wagniß, die Poeten als Freunde aufzurufen. Bei der Einweihung eines Gymnasiums warnte Erzbischof Melchers die Jugend vor dem Wissen, das nicht auf religiöser Grundlage ruht; „denn,“ fügte er nachdrücklich hinzu, „auch unser großer nationaler Dichter sagt: „Das Wissen (!) ist der Güter höchstes nicht.“ Allerdings ein bedenklicher lapsus linguae, der das „wissenschaftliche Staatsexamen der Theologen“ in drohendem Hintergrunde erscheinen läßt.

die Kraft, seine eigenen Wünsche dem gebietenden Willen der Kirche strengstens unterzuordnen. „Was Geistesrichtung! Thun Sie, was die Kirche befiehlt!“ diesen Ausdruck aus seinem Munde hat er für seine eigene Person mit ganzer Energie zu erfüllen gestrebt.

Dieser Geist spricht aus den scharfen klaren Augen, aus den markirten Zügen seines bleichen Gesichtes, welches einen fast orientalischen Typus trägt, und diesen Geist nährte er an der strengen Askese des spanischen Karmeliten Johann vom Kreuz. Es mag die Wahrheit in der Mitte liegen, wenn von einer Seite über seine persönliche Erscheinung geurtheilt wird: „Melchers ist ein echter ediger abstoßender Westfale, der durch seinen Umgang viel vom westfälischen Junkerthum angenommen hat,“ und von der anderen Seite: „Daß Herr Melchers sich zu einem Kegerrichter vortrefflich qualificirt, wird niemand bezweifeln. Zur Zeit der spanischen Inquisition hätte er vielleicht Aussicht gehabt, zur Würde eines Großinquisitors erhoben zu werden und für eine erweiterte Machtbefugniß besondere päpstliche Privilegien zu erlangen.“ (Tangermann, a. a. O.) Wer die aus der jetzt waltenden Geistesrichtung hervorgegangenen Geistlichen der römischen Kirche kennt, dem ist es wohl verständlich, daß eine Erziehung, welche, das Recht freier Selbstentscheidung vernichtend, den Menschen nur zu einem Werkzeuge einer höheren allein gebietenden Macht stempelt, jene Hartnäckigkeit erzeugen muß, die sich durch überzeugende Gründe nimmer überwinden läßt, wie das die Staatsbehörden in dem gegenwärtigen Konflikte reichlich erfahren müssen. Es war und bleibt eine Täuschung, zu hoffen, daß die dem Papste sich so leicht beugenden Geistlichen auch der Macht des Staates sich beugen würden.

Daß Melchers ein in dem dargelegten Sinne vorzüglicher Geistlicher ist, hat ohne Zweifel nicht wenig zu seiner schnellen Beförderung beigetragen. Nachdem er mehrere Jahre als Generalvikar des Bischofs von Münster fungirt hatte, wurde er von dem Domkapitel zu Paderborn als Kandidat des dortigen erledigten Bischofsstuhles vorgeschlagen, und gehörte zu den personae gratae der Regierung; in der Wahl unterlag er jedoch dem Professor der Theologie Dr. Martin zu Bonn. Als später der Bischof von Münster vom Papste und von der hannoverschen Regierung den Auftrag erhielt, das Bisthum Osnabrück wieder einzurichten, das laut Konkordat längst hätte wieder hergestellt sein sollen, wurde der Organisator vom König Georg angegangen, ihm einen tüchtigen Kandidaten zum Bischof vorzuschlagen. Bischof Dr. Müller schlug selbstverständlich seinen Generalvikar Melchers vor, der somit Bischof von Osnabrück wurde. Als solcher am 3. August 1857 geweiht, erhielt er auch das Amt eines apostolischen Vikars der nordischen Missionen in Deutschland und Dänemark, das er im Anschluß an die Propaganda mit Eifer und Erfolg betrieben hat. Auch von Köln aus hat er seinen Neuschöpfungen, den Vorposten des Romanismus in Norddeutschland und Dänemark, seine lebhafteste Sympathie und Unterstützung durch den Bonifaciusverein zugewendet. So sehr aber sein Ansehen durch diese propagandistische Wirksamkeit in den Augen der Kurie stieg, so fehlte ihm doch vielfach die Liebe und Anhänglichkeit seiner Diöcesanen, welche sich von den aristokratischen Manieren ihres Oberhirten abgestoßen fühlten.

Noch einmal traten Martin und Melchers als Konkurrenten neben einander, als es sich um die Besetzung der erzbischöflichen Stelle in Köln handelte; dieses Mal aber unterlag Martin, dessen nicht lange vorher erschienene Schrift: „An die Protestanten meiner Diocese“ der Regierung Besorgniß eingefloßt und sie davon zurückgehalten haben soll, die Machtbefugniß eines so thatendürstigen Herrn Bischofs zu vermehren.

So wurde der Bischof von Osnabrück als Erzbischof von Köln präconisirt und am 8. Januar 1866 mit dem Pallium investirt. Von seiner Wirksamkeit als solcher ist wenig zu berichten. Mit asketischer Strenge versuchte er anfangs das leichtlebige rheinländische Volk unter die Disciplin der Kirche zu beugen, bewirkte aber im Ganzen und Großen damit nicht

mehr, als daß ihm das Herz desselben entfremdet wurde. Auch am Rhein verminderte sich die Anhänglichkeit an Rom in eben demselben Grade, als durch die großen Erfolge Preußens im böhmischen Feldzuge die nationale Gesinnung sich hob, namentlich in den größeren Städten und in den Kreisen der Gebildeten. Allgemeines Mißtrauen begleitete die Bischöfe auf dem Wege nach Rom, als sie zum vatikanischen Concil zogen, und vom Erzbischof Melchers wurde am wenigsten erwartet, daß er sich den vermessenen Präntentionen des Papstthums entgegenstellen werde. Um so freudiger wurde die Nachricht begrüßt, daß er unter den Männern in erster Reihe stände, welche, wie die Schrift eines hochgestellten Katholiken: la dernière heure du concile, sagt: „heldenmüthig und mit bewundernswerther Seelenstärke sieben Monate hindurch alles ertrugen und alles versuchten, sich öffentlich verlästern lassen und nicht müde wurden, ohne die Fernhaltung des Vergernisses erreichen zu können.“ Mit Jubel vernahm man in Köln, daß sein Erzbischof am 19. Januar so eindringlich und ernst wider die Majorität gesprochen habe, daß ihm der Ordnungsruf des Vorfizenden und der Tumult der Infallibilisten das Wort abgeschnitten hatten, und schon dachte man daran, dem Heimkehrenden in dankbaren Ovationen eine Entschädigung für die in Rom erlittenen Unbilden darzubieten. Dem deutschen Episkopat würde die Huldbildung des besten Theils in unserm Volke nicht gefehlt haben, wenn er, dem Andringen des Jesuitismus widerstehend, das Martyrium von Seiten Roms hätte erdulden wollen. Doch — er wich der Macht römischen Geistes und kehrte geschlagenen Muthes nach Deutschland zurück. Erzbischof Melchers hat an dem berühmten 18. Juli mit placet juxta

modum gestimmt; still und unbemerkt, ohne Empfang oder Einholung kehrte er nach Köln zurück.

Wir gehen über die verschiedenen Phasen des Conflictes, in welchen Erzbischof Melchers, ebenso wie seine Collegen, gerieth, über die Gesetzwidrigkeiten von Anstellung von Priestern und die daraus resultirenden Verurtheilungen und Pfändungen hinweg. Die Reihe derselben endet mit seiner Verurtheilung zu persönlicher Strafhaft. Da sich der Erzbischof zu freier Gestellung nicht herbeiließ, so mußte die Verhaftung und Abführung durch die Polizei bewirkt werden. Auch dabei ließ er es „durch passiven Widerstand“ auf „Anwendung von Gewalt“ ankommen, d. h. er ließ sich am Arme zu dem Wagen führen und hineinschieben, der ihn in die etwa 1000 Schritte von seiner Wohnung entfernte Strafanstalt bringen sollte, und ebenso wich er nur der Gewalt beim Aussteigen aus dem Wagen. Eine zahlreiche Menge umsäumte die Straße, durch welche er fuhr, von Einzelnen, die um seinen Segen bittend niederknieten, mit Ehrfurcht begrüßt, von den meisten theilnahmslos angeschaut. — Welch ein Wechsel! Derselbe Mann, den der Staat zum Ritter des rothen Adler-Ordens I. Klasse erklärt hat, von demselben Staate zum Strafgefängniß verurtheilt! Der Diener Gottes, der die höchste Würde der Kirche trägt, ein Doctor der Theologie, jetzt ein Gefangener! Gewiß, ein schmerzliches Bild, ein peinlicher Gedanke! Das patriotische wie das religiöse Gefühl wünschen sehnlich, daß der Widerspruch zur Lösung komme. Nur davor behüte uns Gott, daß er sich in dem Sinne löse, wie ihn der gallische Chauvinismus wünscht, der au nom du sacré coeur schreit: Sauvez Rome et la France! C. B.

## Am Familientische.

### Naturwissenschaftliche Umschau. IX.

**Maikäfer.** Die Maikäferplage steht vor der Thüre, die Schattenseite des wunderschönen Monats Mai, über welche schon so viel berathen und geschrieben ist. Man hat die Maikäfer auf sehr verschiedene Weise zu bekämpfen gesucht, aber erreicht hat man bisher so gut wie nichts. Da ist es immer noch ein gewisser Trost, wenn man diese braunen Geschöpfe, so weit man ihrer habhaft wird, für den angerichteten Schaden mit ihrem ganzen Vermögen verantwortlich machen kann. Und dies Vermögen ist gar nicht gering. Zu 70,5 Prozent bestehen sie freilich aus Wasser, aber wenn man sie trocknet und die 29,5 Prozent Rückstand untersucht, so findet man doch, daß 100 Theile derselben 12 Prozent Fett und 11,75 Prozent Stickstoff enthalten. Das entspricht einem guten Viehfutter, und nach vorliegenden Untersuchungen von Wolff kann man getödtete, auf einer Malzbarre getrocknete und gröblich gemahlene Maikäfer, mit einer gleichen oder doppelten Gewichtsmenge Gerstenschrot gemischt und mit heißem Wasser zu drei angerührt, als Schweinefutter vortheilhaft verwerten. Sie besitzen hohen Nährwerth, und wenn man den gegenwärtig freilich ziemlich hohen Preis des amerikanischen Fleischmehls in Betracht zieht, so repräsentirt ein Centner frische Maikäfer zu angegebenen Zwecke einen Werth von ca. 4½ Mark. Auch als Dünger sind die Maikäfer sehr gut zu benutzen und mit 3 Mark pro Centner keineswegs zu theuer bezahlt. Sie sind also durchaus nicht nutzlos, und wenn man erwägt, daß ein fleißiges Einammeln für das bessere Gedeihen von Feldfrüchten, Obst und Waldpflanzen erhebliche Vorthelle verspricht, so dürfte es sich gewiß empfehlen, demselben größere Aufmerksamkeit zu widmen, als bisher geschehen ist. Die durch Dämpfe getödteten, dann getrockneten, gemahlten und in Fässer gestampften Käfer halten sich in einem trockenen Lokal bis in den Winter. Eine chemische Veränderung erleidet dabei fast nur der Fettgehalt, welcher bei den Versuchen auf 7,3 Prozent sank; man wird aber diesem Uebelstand vielleicht durch Einstreuen von Salz, festes Einstampfen in Gruben oder durch ein ähnliches Verfahren beseitigen können und dann entsprechend höhere Werthe als die angegebenen, welche sich auf die fettärmere Masse beziehen, erhalten.

Butter. Im geeinigten Deutschland ist man bekanntlich gar nicht einig über die letzte Behandlung der Butter; in Norddeutschland salzt man sie, und in Süddeutschland ist man sie ungesalzen. In ganz Norddeutschland wird selbst die feinste Tafelbutter sogleich bei der Bereitung mit Salz durchknetet, während in südlicheren Ländern alle Butter, die auf Feinheit Anspruch machen soll, ungesalzen zum Verkauf und Verbrauch gestellt und nur Butter geringer Qualität, sogenannte Dauerbutter, gesalzen wird. So weit es sich hierbei um den Geschmack handelt, ist jeder Streit, welches Verfahren rationeller sei, natürlich ganz müßig, indessen lohnt es wohl, den Einfluß zu erforschen, welchen das Salzen auf die Butter ausübt, und dies ist in neuerer Zeit von Müller und Martini geschehen. Es hat sich nun zunächst ergeben, daß das Gewicht der Butter durch das Salzen nicht vermehrt wird, bei der dem Salzen folgenden Bearbeitung wird nämlich ungefähr dasselbe Gewicht an Flüssigkeit aus der Butter wieder herausgemetet,

welches vorher an Salz zugelegt worden war. Der Fettgehalt beider Butterforten muß also unter fast gleichen Verhältnissen nahezu derselbe sein. Nach Professor Müllers Analysen enthielt denn auch ungesalzene Butter 13, gesalzene 9,6 Prozent Wasser, erstere 85,7, letztere 86,9 Prozent Fett. Dagegen ist gesalzene Butter reiner von Käsestoff (0,46 gegen 0,62 Prozent) und von Milchsücker (0,36 gegen 0,49 Prozent) als ungesalzene Butter, denn die beim Aneken der gesalzenen Butter austretende Flüssigkeit führt auch außer einem Theile des Salzes sehr viel von den genannten Milchbestandtheilen fort, und da diese in erster Linie das Nanzigwerden der Butter veranlassen, so muß gesalzene Butter, zumal Kochsalz bekanntlich stark antiseptisch wirkt, bedeutend haltbarer sein. Dies wird vollkommen durch die Erfahrung bestätigt, und man sollte um so mehr erwarten, daß der Süden die Butter salze, als sich dieselbe dort ohnehin schwerer konserbiren läßt, als im kältern Norden. Wollte man die Butter ohne Nithilfe von Salz von Milchsücker und Käsestoff befreien, so würde man sehr viel mehr Arbeit aufzuwenden haben. Denn das Kochsalz wirkt in eigenthümlicher Weise reinigend, es schafft gewissermaßen eine Feindschaft zwischen Käse und Sücker einerseits und Fett andererseits. Die Stoffe haften schwieriger aneinander, wenn Salz zugegen ist, und es gelingt viel leichter, sie herauszutreten. Alle diese Verhältnisse sprechen mithin zu Gunsten des nordischen Verfahrens, aber es ist nicht zu leugnen, daß für die zu schnellem Konsum bestimmte Butter der Geschmack der erste Richter ist.

Schalleitung durch die Luft. Wer in mäßiger Entfernung von einem Schießplatze wohnt, wird häufig bemerkt haben, daß der Donner der Geschütze an verschiedenen Tagen mit sehr ungleicher Stärke zu ihm herüberhallt. Wie das Auge bald auf größere, bald nur auf geringere Entfernung die Atmosphäre durchdringt, je nachdem dieselbe optisch klarer oder dunkler ist, so gibt es auch Zustände, in welchen der Schall besser oder schlechter geleitet wird, die Luft gleichsam akustisch klar oder dunkel ist. Eine etwas aufmerksamere Beobachtung ergibt bald, daß die beliebte Erklärung durch die Windrichtung keineswegs ausreicht; welche Verhältnisse aber die Schalleitung durch die Luft beherrschen, ist bisher nicht bekannt gewesen. In England ist man durch die Unzulänglichkeit der Leuchtthürme bei dichtem Nebel dahin geführt worden, in solchen Fällen akustische Signale zu benutzen, und Professor Tyndall übernahm es zu erforschen, wie weit der Schall in die See hinausbringt und ob seine Fortpflanzung eine stets gleiche und zuverlässige sei. Diese Untersuchungen haben werthvolle und sehr überraschende Aufschlüsse ergeben, von welchen wir einiges mittheilen wollen. Zwei Messingtrompeten von 3¼ Meter Länge und 58 Centim. weiter Oeffnung wurden auf einer Klippe aufgestellt und durch gepreßte Luft angeblasen, auch benutzte man zwei Lokomotivpfeifen von 16 und 31 Centim. Durchmesser und blies sie mit gepreßter Luft oder Hochdruckdampf an. Die Beobachter schiffen sich auf einem Dampfer ein und beobachteten in verschiedener Entfernung von der Signalfstation und bei verschiedenem Wetter, ob und wie stark der Ton der Hörner und Pfeifen zu ihnen drang. Bei starkem Wind und rauher See hörte man die Trompeten in 2 Meilen Entfernung deutlich, aber nicht laut,

auf 3 Meilen kaum noch; bei heller Luft und ruhiger See drang der Ton etwa 2 Meilen weiter, an einem andern Tage aber, als die Luft mit bloßem Dunst erfüllt war und dunkle Wolken drohend am Himmel standen, hörte man die Hörner noch deutlich auf 9 Meilen, und selbst ein schwerer Regenschauer schwächte die Töne nicht merklich. Am 25. Juni betrug die Hörweite  $5\frac{1}{2}$  Meilen und am 26. Juni 10 Meilen. Am ersteren Tage war der Wind in der Richtung des Schalls und am letzteren war der Wind entgegen. Am 3. Juli war der Himmel steckenlos blau, die Luft vollkommen ruhig und so durchsichtig, daß man vom Schiff aus den Dampf der Pfeifen und den Rauch von Kanonen, die auf der Station abgefeuert wurden, deutlich sah; aber man hörte selbst bei 3 Meilen Entfernung gar nichts und bei 2 Meilen nur ein schwaches Geräusch von einer Haubitze und einem Mörser mit 3 Pfd. Ladung. Also stark akustische Dunkelheit bei vollkommener optischer Klarheit! Es erscheint schwierig, für diese wunderbare Erscheinung eine hinreichende Erklärung zu finden, aber die Natur kam den Forschern selbst zu Hilfe. Eine heraufziehende Wolke beschattete die See zwischen dem Schiffe und der Station, und alsbald nahm die Hörbarkeit etwas zu. Man verharrete bis zum Abend, und wie man schon erwartet hatte, konnte man sich nun auf 5, 6, 8, zuletzt, nachdem die Sonne untergegangen, sogar auf  $12\frac{1}{2}$  Meilen von der Station entfernen, ohne aus der Hörweite zu kommen. Also hatte die Sonne die Schallleitung behindert, und es ist nicht schwer, sich Rechenschaft zu geben, wie das geschehen konnte. Die heiße Julisonne veranlaßte auf der See reichliche Dampfbildung, und so entstand über dem Wasser eine sehr ungleichartige Schicht, in welcher Dampf- und Luftströmungen sich durcheinander bewegten und nach Ausgleichung strebten. Die Schallwellen mußten fort und fort ungleich dichte Schichten durchdringen und wurden dadurch schnell geschwächt. Als die Wolke die Sonne verbergte, hörte die Dampfbildung auf, und mit der bald zu Stande kommenden gleichmäßigen Mischung von Dampf und Luft nahm auch die Hörweite zu, nach Sonnenuntergang aber gingen die Schallwellen ungehindert durch ein gleichartiges Medium. Ist diese Annahme richtig, dann mußte jene akustisch un durchdringliche und doch völlig durchsichtige Schicht auf den Schall wie eine Mauer wirken und mithin ein Echo erzeugen. Dies war in der That der Fall, und Lundsall überzeugte sich, wie der Schall der Instrumente, welche 74 Meter über dem Strande auf der Klippe standen, mit überraschender Intensität von der vollkommen durchsichtigen Luft auf der See zurückgeworfen wurde und dann allmählich verhallte. Es ist interessant, daß vor langer Zeit A. v. Humboldt auf dieselbe Erklärung gekommen war, als er den Orinoco in der Nacht dreimal so laut vernahm als am Tage, obwohl in jener Gegend die Nacht viel geräuschvoller ist als der Tag. Am Tage aber befinden sich über dem Felsen heiße und dünne Luftsäulen, über den Pflanzen dagegen kühlere und dichtere, und an den Grenzen dieser ungleich dichten Schichten mußte der Schall stark geschwächt werden, während er bei Nacht ungehindert durch die gleichartige Luft drang.

**Beerenkultur.** Von allen Zweigen des Obstbaus ist die Beerenkultur bei uns noch am meisten vernachlässigt. Stachelbeeren und Johannisbeeren sind sehr viel weniger geschätzt als in England, und bessere und größere Erdbeeren können bei ihrer Kostbarkeit kaum zum Markttroß gerechnet werden. Man hat im allgemeinen wenig Vertrauen zu diesen Kulturen, und doch könnten einzelne Beispiele deutlich zeigen, welcher bedeutende Gewinn aus der Beerenkultur zu ziehen ist. In der Gegend von Aberdeen in Schottland erntete man schon vor 10 Jahren an 1000 Centner Erdbeeren, von denen zwei Drittel frisch verhandelt und mit 8 bis 10 Thlr. pro Centner verkauft wurden, während der Rest als eingemachte Waare einen weiten Markt selbst bis Ostindien fand. Aber auch in Deutschland fehlt es nicht an solchen Beispielen. In Staufenberg im Wadenschen wird die Erdbeerkultur seit etwa 25 Jahren auf 12 bis 15 Morgen betrieben und zwar auf Flächen, die man, weil sie auf der Winterseite lagen, bis dahin für andere Anpflanzungen kaum tauglich und deshalb für fast werthlos gehalten hatte. Die aufzunehmende Arbeit ist eine sehr leichte, und an Abjaß fehlt es nicht. Man verkauft die Früchte nach Baden, Wildbad, Karlsruhe, Rastatt, und für diejenigen Produzenten, welche nicht in der Lage sind, die Beeren selbst auf die Märkte zu bringen, hat sich in Baden eine Art Handels-gesellschaft gebildet, welche die bepflanzteten Stücke während der Blütezeit pachtet. Der Ertrag vom Viertelmorgen steigt oft auf 140 Gulden und man ermißt also leicht, welcher bedeutende Vortheil der Gemeinde nur aus diesem einen Kulturzweig zusteht. Die Amerikaner sind uns in der Ausnutzung des Beerenobstes weit voraus, freilich bietet auch ihr Land ein sehr viel größeres Material als das unsrige. Aus der Familie der Heidelbeersträucher besitzen wir z. B. nur vier Arten, und von diesen haben nur drei eßbare Früchte: die Heidelbeere, die Preiselbeere und die Moosbeere. Nordamerika besitzt dagegen 17 Heidelbeersträucher und 9 mit wohl-schmeckenden Früchten. Von diesen ist besonders die Cranberry (*Cranberry*, *Vaccinium macrocarpum* Ait.) interessant und wichtig. Sie bildet einen sehr niedrigen Halbstrauch, wächst in Mooren und Sümpfen und wird jetzt in ausgedehntem Maße kultivirt, wodurch von bisher werthlosen Grundstücken ein oft nicht unbedeutender Gewinn erzielt wird. In Süd-Jersey und Massachusetts sind wohl 2–3000 Acker Landes dieser Pflanze eingeräumt und man gewinnt bei rationeller Kultur bis zu 250 Bushels vom Acker, entsprechend einer Bruttoeinnahme von 625 Doll. Ein gewisser John Well in Casville in New-Jersey besaßte sich vor etwa 25 Jahren zuerst mit der Cranberrykultur

und schwang sich dadurch aus den ärmlichsten Verhältnissen zu großem Wohlstande empor, seine jährlichen Erträge erreichen einen Werth von 9–10,000 Doll. In New-York wurden in den letzten Jahren für ca. 200,000 Doll. verkauft.

Die Cranberry liebt einen feuchten frischen Moorboden, der nicht an stehender Masse leidet. Solche Lokalitäten giebt es aber auch bei uns in großer Ausdehnung, und da die Pflanze auch unseren Winter gut erträgt, so lohnt sich recht sehr, ihre Kultur bei uns einzuführen. Die erste Anregung zu solcher Acclimatization ging von Herrn Hofgärtner Maurer in Jena aus, welcher im Frühjahr 1871 Pflanzen aus Amerika bezog; Herr Hofgarten-Direktor Zühlke stellte dann in der Landesbauschule zu Alt-Ueltow und in der kgl. Gärtnerlehranstalt zu Sanssouci Kulturversuche an, welche so günstige Resultate ergaben, daß dem kgl. landwirthschaftlichen Ministerium im Jahre 1873 schon 3000 Pflanzen zur Verfügung gestellt werden konnten. Diese sind von der genannten Behörde an Mitglieder des landw. Centralvereins für die Mark Brandenburg und Niederlausitz und an verschiedenen kgl. Oberförstereien zu Anbauversuchen in Forstgründen und Torfmooren vertheilt worden. Im folgenden oder übernächsten Jahre wird man erfahren, welche Resultate diese Versuche ergeben haben. Die Cranbeere entwickelt nämlich Blüten und Früchte erst an den kurzen, fast aufrecht stehenden, nicht kriechenden Zweigen, welche am 2- oder 3jährigen Holz erscheinen, und vor dieser Zeit ist also auch von Erfolgen noch nicht zu reden.

Im botanischen Garten bei Berlin und in der Gärtnerlehranstalt bedeckt die Cranbeere ausgedehnte Moorbeete in Form eines dichten Rasens, und dieser bietet, besonders wenn die schön geformten rosenroth prangenden Blüten erscheinen, einen so angenehmen Anblick dar, daß die Pflanze jeden wohlgepflegten Garten zur Zierde gereichen muß. Sie dürfte namentlich zur Deckung des Bodens unter Azaleen, Rhododendren u. s. w. sehr verwendbar sein, wozu man bisher in der Gärtnerlehranstalt die reizende *Linnaea borealis* mit schönem Erfolg angewandt hat. In der kgl. Landesbauschule hat man im vergangenen Herbst, trotzdem die Pflanzen behufs der Vermehrung stark zurückgeschnitten waren, ca. 35 Liter Beeren geerntet, welche ähnlich wie unsere Preiselbeeren zubereitet, ein Kompot von ausgezeichnetem Wohlgeschmack lieferten. Die märktisch-ökonomische Gesellschaft zu Potsdam schenkte demselben ungetheilten Beifall und Herr Zühlke fügt hinzu, daß die Frucht auch den Konditoren zur Verzierung von Torten zc. ein werthvolles Material bieten werde. So erscheint denn diese Amerikanerin aller Beachtung werth und wir möchten dringend empfehlen, wo sich irgend Lokalitäten zu ihrer Kultur vorfinden, einen Versuch zu wagen. Nur müßte derselbe rationell angefaßt werden, damit nicht ein durch Unge-schicklichkeit herbeigeführter Mißerfolg der Pflanze zur Last geschrieben werde. Herr Hofgarten-Direktor Zühlke hat ausführliche „Kulturbemerkungen“ abgegeben, welche man im Decemberheft (1873) der Monats-schrift des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues“ abgedruckt findet. Auch Herr Bouché, der Inspektor des botanischen Gartens bei Berlin, berichtet dort über seine interessanten und sehr beachtenswerthen Kulturen. Junge Pflanzen erhält man aus der kgl. Landesbauschule zu Alt-Ueltow, das Duzend für 3 Mark.

Eine andre amerikanische Kultur verdient gleichfalls alle Beachtung. In der Nähe von Philadelphia, New-York und andern großen Städten sind große Flächen mit Brombeeren bepflanzt und die Früchte erscheinen massenweise auf den Märkten. Bei uns wird kaum beachtet, was der Wald freiwillig spendet, und doch besitzen auch wir mehrere Arten, welche an Wohlgeschmack mit den Himbeeren erfolgreich konkurriren können. Dabei ist die Brombeere bei weitem nicht so anspruchsvoll wie jene, sie gedeiht auch auf weniger fruchtbarem Land, bedarf während des Sommers keinerlei Bewässerung, reift aber ihre Früchte um so früher und entwickelt um so mehr Süßigkeit und Aroma, je wärmer die Lage ist. Mehrere Arten der alten Welt, wie *Rubus laciniatus* mit sehr zierlichen Blättern und großen runden dunkelblauen Früchten, die großfrüchtige sehr volltragende armenische und eine mit gelben Früchten gewahren sichere Ertrage, sie werden aber unfehlbar übertroffen von mehreren amerikanischen Arten, deren Früchte zum Theil 3 Centimeter lang werden und wie Wilsons Early außerordentlich früh reifen. Diese amerikanischen Sorten haben einen mehr aufrechten, weniger rankenden Wuchs als unsere heimischen Brombeeren und eignen sich deshalb auch besonders zu Hecken. Wollte man die Eisenbahndämme, welche noch immer einer rationellen Benutzung harren, mit Brombeeren bepflanzen, so würde man den Böschungen einen dauerhaften Halt gewähren, Menschen und Thiere sicher abhalten, da dornige Ranken jede Annäherung hindern, und schließlich sehr bedeutende Gewinne erzielen. In Nordamerika soll sich der Ertrag eines mit Brombeeren bestellten Acker auf 3–400 Doll. belaufen. Die amerikanischen Brombeeren gedeihen aber nicht an allen Orten und man wird deshalb mit verschiedenen Sorten Versuche anstellen müssen, sollte indeß auch die einheimischen Sorten nicht vernachlässigen, da diese sichere Erträge liefern. Dr. Otto Dammer.

**Inhalt:** Das grüne Thor. (Fortsetzung.) Roman von E. Wichert. — Jugenderinnerungen. Von einem süddeutschen Freunde des Dageheim. II. 2. 3. — Kurprinz Friedrich Wilhelm am Sarge Gustav Adolfs. Von Georg Hillt. Mit Illustration von F. Schulz. — Deutsche Bischöfe. VII. Paulus Melchers, Erzbischof von Köln. Mit Porträt. — Am Familientische: Naturwissenschaftliche Umschau. IX. Von Dr. D. Dammer.